Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

830.6
U22
83372

Band 74. 1895.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

LXXIV. Band. 1895. Nr. 27—52.

Sach-Register.

Romane, Novellen u. Erzählungen.

Dämmerung, in der. Novellette von K. Schnackenburg 666. 682.
Don Juan im Dorfe. Eine Ehegeschichte von R. Misch 746. 759.
El Hammar. Novelle von O. Fuchs-Talab 698. 714.
Flittergold. Novelle in Briefform von C. Schroeder 810. 826. 842. 858. 874. 890. 906. 922. 935.
Fluch der Schönheit. Roman von H. Heiberg 594. 618. 634. 641. 657. 673. 689. 705. 721. 737.
Hochstapler, der. Eine Badegeschichte von M. Schmidt-Schiemfels 814.
Ideal, das verstoßene. Eine Künstlergeschichte von A. Frhr. v. Perfall 554.
Journée folle, une. Novellette von W. A. Meyer 731.
Pave, der Sünder. Eine Geschichte aus Dalmatien von B. Schulze-Smidt 753. 769. 785. 801. 817. 833. 849. 865. 881. 899. 913. 929. 945.
Pflicht, die. Eine Novelle aus dem Kriege von 1864 von A. von Boguslawski (Fortsetzung) 545. 561. 577.
Sommerfrische, russische. Von O. Wohlbrück 926.
Standrecht. Novelle v. W. Popper 590.
Turandot. Von Sacher-Masoch 778. 794.
Unglück, im. Von E. Peschkau 638.
Vettern, die. Novelle von W. Berger 567. 586. 602. 609. 625. 650.

Skizzen.

Es und Grips. Von E. Lenbach 918.
Frau, die schöne. Von R. v. Gottschall 702.
Juh, der Schmarrn kimmt! 590.
Konzert, nach dem. Scherzo von E. Liß-Blanc 950.
Stilvoll. Skizze von St. Heine (F. Helm) 550.
Tanz, Aufforderung zum. Von L. Hevesi 714.
Vendetta. Von J. v. Taube 558.
Zitherstück, das neue 631.

Reisen und Jagden.

Auerhahnbalz, die. Von G. Lever 573.
Cima Tosa. Von E. Terschak 711.
Croda da Lago (Ampezzo). Von E. Terschak 811.
Dorschfang bei Helgoland 822.
Eisbergen, zwischen 711.
Gnus, Jagd auf. Von B. E. v. Uechtritz 687.
Pearysche Polarexpedition, die. Von F. Mewius 910.
Winklerturm, der. Von Terschak 604.

Kultur- und Sittenbilder.

Alltagsgeschichten. Bilder aus dem deutschen Familienleben. Von E. Spitzer, mit Text von B. Rauchenegger 564. 684. 763. 892. 955.
Bierstaatauszug, der, der Burschenschaft Teutonia zu Jena. Von J. Ambus 887.
Chic. Von R. March 799.
Hochzeit, schwäbische, in Ungarn 624a.
Kaffee und Thee. Plauderei von P. von Weilen 574.
Karfreitag 567.
Kirchen und Prediger in Amerika. Von Th. H. Lange 614.
Mädchenkrieg an den griechischen Ostern 590.
Mostar, beim Bischof von. Skizze aus der Herzegowina von A. O. Klaußmann 607.
Rittenfest, das, in Landsberg am Lech. Von P. F. Messerschmitt 855.
Schwälmer Volksfest zu Treysa 910.
Volkstrachten im Schwarzwald. Von G. Waldfreund 615.
Zentralfest, das landwirtschaftliche, in Biedenkopf im Lahnthal 896 a.

Humoristisches.

Hagestolzen, das Fest der. Von L. Hevesi 806.
Radfahrers Lebenslauf. Von H. Schließmann 656.
Schauspieler, wandernde. Von L. Hevesi 599.

Geschichte und Zeitereignisse.

Bastille, Erzählung von der Einnahme der. Von Barras 606.
Bismarck, Geburtstagsfeier des Fürsten, in Friedrichsruh 572 a. 598.
Brotterode, der Brand von 832 a.
Brüx, die Katastrophe in 864 a.
Eisenbahnunglück in Raudten 864.
Erdbeben, das, in Laibach 640 a.
Füsilier Kutschke. Von Hans Wachenhusen 790.
Grundsteinlegung, die, zum Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. 910.
Huldigung der Studenten vor Bismarck. Originalzeichnung von W. Pape 593.
Kaiser Wilhelm-Kanals, Eröffnung des 790. 800.
Kriegsbilder, japanische 614.
Kriegschronik 1870—71 822. 846. 854. 876. 886. 902. 923. 931.
Kriegspfade, auf dem. Erinnerungen eines Berichterstatters 940.
Leonberg, der Brand von 960 a.
Saarbrücken und Spichern. Von G. Köhl 827.
Schlegelkönige, die, vor Graf Eberhard von Württemberg. Von F Finaigle 936.
Schlußsteinlegung, die, für den Neubau der Karl Franzens-Universität in Graz 742.
Sedan, in und um, 1870. Von Tanera 870.
Turin, die Schlacht bei 903.
Ueberschwemmung, die, im Eyachthale 752 a.
Zeit, aus großer. Erinnerungen eines Nichtkämpfers 847. 871.
Zuflucht, letzte. Von E. Schmidt-Weißenfels 630.

Biographien u. Charakteristiken.

Achenbach, Professor Andreas 960.
Apian, Peter. Von Dr. A. Mirus 639.
Baensch, Otto 798.
Becker, N., und das Rheinlied 894.
Bismarck, Graf Wilhelm 560.
Bismarcks Studentensilhouette 608.
Cagliostro. Zur 100jährigen Wiederkehr seines Todestages. Von L. Holthof 879.
Dahn-Hausmann, Marie 736 a.
Dunant, Henri, der Begründer des „Roten Kreuzes“. Von G. Baumberger 897.
Ebner-Eschenbach, M. von 916.
Elisabeth, Erbgroßherzogin von Oldenburg 944.
Ende, Hermann, Geh. Reg.- und Baurat Professor 798.
Falat, Julian, der neue Direktor der Kunstakademie in Krakau. Von S. R. Landau 750.
Freytag, Gustav 656 a.
Genée, Richard 768.
Gneist, Rudolf von † 848 a.
Goltz, Admiral von der 704 a.
Goluchowski, Graf Agenor 704 a.
Günther, Johann Christian. Zu seinem 200jährigen Geburtstag, 8. April 1895 557.
Habicht, Viktor, Prälat Dr. 592.
Hanslick, Eduard 912 a.
Herrmann, Compagnieführer in der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika 648.
Kalnoky, Graf Gustav 704 a.
Keppler, Heinrich, Oberregisseur des Münchener Residenztheaters 816.
Knorr, Admiral 704 a.
Kortum, Karl Arnold. Von Th. Ebner 743.
Koschat, Thomas. Von E. Schultheiß 846.
Ladislaus, Erzherzog von Oesterreich-Ungarn 958.
Lafontaine, der Fabeldichter 576.
Landmann, Robert von, der neue bayerische Kultusminister 608 a.
Linden, Gräfin Maria von 889.
Lindenschmit, Wilhelm von 752.
Lindequist, General von 589.
Lippe-Detmold, Woldemar von 576 a.
Maria, Kronprinzessin von Rumänien, mit ihrem Sohne, dem Prinzen Karl 931.
Müller, Dr. Ludwig von, bayerischer Kultusminister 576 a.
Olschbaur, Karl von 672 a.
Osten-Sacken, Graf Nikolai v. d. 589.
Pape, Generaloberst von 672 a.
Randolin, Fürst Hugo von 576 a.
Richthofen, Polizeipräsident, Freiherr von 736 a.
Rustige, Heinrich von. Von Professor Dr. Beyer 599.
Stambuloff, Stefan 832 a.
Stephan, unser. Jubiläumsskizze von Th. Werner 639.
Suppé, Franz von 720 a.
Sybel, Heinrich von † 871.
Tasso, Torquato. Zum 300. Jahrestag seines Todes. Von Dr. M. Landau 582.
Tauchnitz, Frhr. Bernh. von † 912 a.
Thiersch, Geheimerat Prof. Dr. Karl 672 a.
Toberentz, Robert † 876.
Vogt, Karl, Naturforscher 688.
Wagner-Abend, ein, in Mainz 1862. Von A. A. v. Braunrasch 591.
Wagner, Richard. Von A. A. v. Braunrasch 683.
Windheim, Herr von, der neue Polizeipräsident von Berlin 780.

Feste.

Frühlingsfest, das, in der Gewerbehalle zu Stuttgart 766.
Jubelfeier, die, der Schlacht bei Spichern. Von G. Köhl 886.
Jubiläum der Stadt Krems 916.
Sedan-Feier, die, in Berlin 944 a.

Natur.

Edelweiß, das. Von R. E. Petermann 878.
Fruhlings, der Zug des. Von R. E. Petermann 566.
Gewitter und Blitzgefahr 934.
Gorillas, kämpfende 743.
Holz- und Metallbohrer, ein gefürchteter. Von L. Haschert 780.
Papageien und Kanarienvögel, freilebende, in Deutschland. Von Dr. K. Ruß 647.
Schwalben, die Abnahme der. Von F. A. Bacciocco 958.
„Sport“, allerlei, im Reiche Neptuns. Von O. Lehmann 958.
Tischgenossenschaft, die, bei den Tieren. Von L. Haschert 671.
Vogelgesang, der. Von F. A. Bacciocco 894.

Populäre Medizin.

Hygienische Beschaffenheit der künstlichen Beleuchtung. Von Dr. O. Gotthilf 942.
Influenza, die, und ihre Bekämpfung. Von Dr. O. Gotthilf 559.
Kochsalz, Lobrede auf das. Von A. Winckler 686.
Kurz- und Weitsichtigkeit, über. Von O. Dornblüth 903.

Literatur.

559. 592 c. 624. 640 b. 656 b. 672. 688 b. 704 b. 784 b. 816 b. 832 b 864 b. 896 b.

Länder- und Völkerkunde.

Europa.

Belgien. Brüssel, die Grand'place in. Von A. Caspary 686.
Deutschland. Altenberg, der Dom zu 667.
Bremer Ratskeller, im 711.
Hochseen des Schwarzwaldes 878.
Kaltenborn, Jagdschlößchen 638.
Kloster „Unserer lieben Frau“ zu Molsheim im E., ein Besuch im. Von A. Hasselbach 621.
Kuhflucht, die, in Oberbayern. Von E. Kreowski 902.
Oeynhausen, Bad 736.
Schlitz, Bilder und Typen aus. Von D. Saul 680.
Stubnitzforst, der, auf Rügen 822.
England. Adel, der englische, unserer Zeit 718.
Griechenland. Korfu 584.
Italien. Rom, das jüngste. Von A. Ruhemann 943.
Oesterreich-Ungarn. Bosnien und der Herzegowina, aus. Von A. O. Klaußmann 925.
Höhlenwelt, die, von St. Canzian 700.
Krems in Niederösterreich, die Jubiläumsstadt 862.
Wiener Paläste 635.
Zdislavic, Schloß, die Heimat der Dichterin M. v. Ebner-Eschenbach 916.
Schweiz. Zürich. Von J. Nötzli 654.

Afrika.

Tunis in Berlin 876.

Amerika.

Argentinien, aus, nach Paraguay. Reiseskizze von H. Roediger jr. 727.
Bermuda-Inseln, Eingeborener von den 950.
Coney Island, das Seebad 847.

Asien.

Formosa, die Bewohner der Insel. Von W. Stoß 719.

Kunst.

Baukunst.

Abgeordnetenhaus, das neue, in Berlin 576 a.
Kaiserin Augusta-Gnadenkirche 608a.
Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin 886.
Kaiserbad, das neue, in Karlsbad 720 a.
Marstallgebäude, das neue königliche, am Neuen Palais bei Potsdam 550.
Rathaus, das neue, in Hamburg. Von H. B. Grube 774.
Rochuskapelle, die Einweihung der bei Bingen am Rhein 927.

Bildnerkunst.

Bismarck-Standbild zu Leipzig 624 a.
Bürger-Denkmal in Göttingen 848 a.
Eichrodt-Denkmal in Lahr 672 a.
Georgii-Denkmal in Eßlingen 848
Heinicke-Denkmal, das 880 b.
Kaiser Friedrich-Denkmal, das, in Pasewalk 766.
Karl-Olga-Denkmal, das, in Stuttgart 854.
Kriegerdenkmal, das, in Apolda 848a.
Löwengruppe, die, vor dem Justizpalast in Berlin 912 a.
Luther-Denkmal, das, in Berlin 766.
Luther-Denkmal in Eisenach 704 a.
Mädchen, schlafendes. Von Rob. Toberentz 876.
Ohm-Denkmal, das, in München 832.
Schopenhauer-Denkmal, das, zu Frankfurt a. M. 736 a.
Schwab-Denkmal, das, in Friedrichshafen 926.
Tell-Denkmal in Altdorf 960 a.
Wittelsbacherbrunnen, der, in München 766.

Malerei.

Gemälde

„Ach, in die Ferne sehnt sich mein Herz!“ Von A. Seifert 553.
Almhütte, vor der. Von E. Meißner 741.
Altenberg, der Dom zu. Von C. L. Fahrbach 664.
Anmut. Von K. Tchonmakoff 580.
Aufgescheucht. Von R. Raup 625.
Auftrag, ein angenehmer. Farbendruck. Von E. Spitzer 764. 765.
Balkon, auf dem. Von C. Becker 860.
Bellos Porträt. Farbendruck. Von E. Spitzer 893.
Bergfexe. Von C. Reichert 689.
Bremer Ratskeller, im. Von E. Limmer 708.
Chriemhilde, Einzug der, in Passau. Von Ferd. Wagner 548. 549.
Christus zwischen den Schächern. Von P. P. Rubens 568.
Cordelia. Von G. Max 649.
Diner, nach dem. Von J. Vezin 797.
Dorfvirtuos, der. Von C. Sundthansen 692. 693.
Dorschfang bei Helgoland. Von E. Limmer 817.
Ehrentag, ein. Von L. Girardet 665.
Ermahnung. Von J. Révész 561.
Fächersprache. Von J. Prem-Henningsen 629.
Falstaff und sein Page. Von Ed. Grützner 617.
Familienkonzert. Von M. Laux 577.
Felddienstübung, Ruckkehr von der. Von K. Müller 732.
Fingerhakeln. Von G. Schildknecht 945.
Fläschchen, sein. Von P. Massani 924.
Flußlandschaft im Venezianischen. Von F. Ruben 557.
Frühlingsblüten. Von H. Zieger 673.
Frühlingserwachen. Von F. Kirchbach 572.
Frühlings-Spaziergang. Von A. Köster 601.
Gefangenentransport bei Metz. Von E. Kolitz 852.
Geständnis, ein. Von C. Herpfer 920.
Gib uns Barabbas los! Von Ch. L. Muller 552.
Goscherl, ein liebes. Von Paul Wagner 609.
Grazia, Signora! Von J. Lieck 873.
Hagestolzen, Festtag der. Von R. Engelhorn 804. 805.
Hauskapelle, die. Von G. Jakobides 857.
Heimkehr. Von A. Marais 909.
Hirtenthal. Von R. Schuster 801.
Hoch, ein, auf den König! Von Th. Rocholl 841.
Höhe, auf der. Von v. d. Beek 676.
Jägerlatein. Von M. Gaißer 660.
Juh, der Schmarrn kimmt! Von H. Kauffmann 589.
Karfreitag, am. Von A. Egger-Lienz 569.
Kellnerin, Münchener. Von F. Drexler 721.
Klosterschule, in der. Von B. Brockmüller 953.
König Wilhelms Ritt um Sedan. Von Th. Rocholl 884.
Kronprinz Albert von Sachsen in der Schlacht bei Gravelotte. Von G. Bleibtreu 851.
Kuhflucht, die, in Oberbayern. Von F. Feldhütter 900.
Landpartie, eine. Von C. v. Bergen 709.
Landung an der Küste der Normandie. Von R. C. Woodville 808.
Leichtes Gefecht. Von Hans Dahl 661.
Liebesbote, der. Von C. Beckmann 657.
Liebeswerben. Von K. Mücke 904
Lilien. Von H. Halhed 716.
Mädchenkrieg an den griechischen Ostern.. Von Dr. Israel 588.
Maurischer Zeit, aus. Von A. Wagner 697.
Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer. Von E. Spitzer 685.
Menuet, das. Von A. Watteau 793.
Mittagsruhe. Von ten Kate 825.
Morgen, am. Von O. Wisinger-Florian 849.
Mühle im Frühling. Von C. O. Arends 628.
Nachbarskinder. Von A. Gagg 724.
Napoleon III., Kaiser, und Fürst Bismarck am Morgen nach der Schlacht bei Sedan. Von W. Camphausen 881.
North-Wales, Motiv aus. Von P. Weber 757.
Orakel, das. Von M. Pattein 696.
Osterhase, der. Von E. Spitzer 565.
Palmsonntag. Von Hans Hösch 545.
Picknick. Von H. Eltan 809.
Plauderstündchen. Von H. Nordenberg 737.
Rabnitz, an der. Von H. von Rustige 600.
Reille, General, überbringt dem König Wilhelm Napoleons Brief. Von A. v. Werner 868. 869.
Römerin. Von Tito Conti 733.
Rosenzeit. Von J. Brack 769.
Schauspieler, wandernde. Von Th. Pixis 596.
Schwarzwaldthal. Von W. Hasemann 781.
Sommer, im. Von E. Schmitz 705.
Spazierfahrt, die. Von E. Ravel 780.
Spazierritt. Von S. L'Allemand 777.
St. Privat. Von L. Putz 853.
Studienreise, auf der. Von A. Siepen 749.
Studienreise, auf der ersten. Von H. Oehmichen 645.
Tanz, Aufforderung zum. Von J. Kleinert 716.
Tritonenkampf. Von B. Knüpfer 932. 933.
Turin, die Schlacht von (1706). Von H. Knackfuß 901.
Vionville, die Schlacht von, 16. August 1870. Von G. Koch 836.
Vionville, Episode aus den Kämpfen der 35er um, 16. August 1870. Von A. Lüschwitz 833.
Vor hundert Jahren. Von H. Koch 597.
Vorposten, auf. Von Th. Rocholl 913.
Waldandacht 725.
Weide, auf der. Von E. Meißner 796.
Weidlaut. Von G. Wolters 840.
Wörth, nach der Schlacht bei. Von H. Lang 820. 821.
Wonnemonat, der. Von J. Echena 612. 613.
Zigeunerjugend. Von Valentiny 776.
Zitherstück, ein neues. Von Rau 633.
Zuflucht, letzte. Von J. Weiser 632.

Originalzeichnungen.

Gorilla im Kampfe um den Besitz eines Weibchens. Von J. Bungartz 748.
Korfu, Ansicht von. Von L. H. Fischer 581.
Panzerschiffe, deutsche, im Sturm. Kohle-Zeichnung Sr. Majestät Kaiser Wilhelms II. 948. 949.

Musik und Theater.

Bühne 576 c. 592 c. 624 a. 672. 688 b. 736 b. 768 c.
D'Liab im Himmel. Komposition von Th. Koschat Op. 99 838. 839.
Rokoko-Inscenirung des „Figaro“ im königlichen Residenztheater zu München. Von A. Braun 766.

Poesie.

Abend an der See. Von Sturm 667.
Abendstimmung. Von M. Bern 806.
Blumen, die, an die Kinder. Von J. Lohmeyer 766.
Dorfweisheit 681.
Ferne, in die. Von H. Kletke 554.
Fin de siècle. Von A. Stier 651.
Frühlingserwachen. Von Schiff 567.
Geisterschloß, das. Von E. Roland 935.
Herbst am Meere. Von B. Matthes 950.
Kaiser Karl im Untersberg (1870). Von G. Scherer 831.
Kluge, der. Von R. Krauß 775.
Lebensreise. Von H. Domsch 574.
Mägdlein, das tote. Von P. Grotowsky 624.
Mönchlein, das tanzende. Von R. Waldmüller 750.
Reisebilder. Von A. Stier 798.
Schriftsteller, nordische 699.
Silberstimmchen, das. Von J. Lohmeyer 679.
Sommerabend 855.
Sommerfäden 711.
Sonnenschein 918.
Um den Abend wird es licht 903.
Undank. Von G. Raedisch 647.
Vineta. Von F. Keiler 695.
Waldabenteuer. Von H. Domsch 558.
Wein, der beste. Von H. Seidel 704.
Wonnemonat, der. Von J. Baltz 622.

Aphorismen. Von A. Stier 720. 743. 771. 887. 955.
Aphorismen. Von J. v. Dürow 854.
Aphorismen. Von E. Wertheimer 943.
Gedankensplitter. Von W. v. Wissiak 746. 771.
Sprüche 563. 598. 663. 763. 807. 835. 856. 870. 915.

Kultur und Wissenschaft.

Bürgerlichen Gesetzbuches, der zweite Entwurf des. Von L. Fuld 896.
Graphologie, Graphologen, graphologische Werke. Von L. Meyer, Ragaz 622. 630.
Handschriften-Beurteilung 560 c. 624 c. 656 b. 864 c. 896 c. 912 c.
Luft, in hoher 798.
„Rasse, neue,“ im alten Aegypten 918.

Landwirtschaft, Industrie, Technik, Handel und Verkehr.

Ausstellung, die Deutsch-Nordische, in Lübeck. Von P. Lindenberg 845.
Beleuchtungstechnik, Umwälzungen in der 758.
Buch, das, mit den sieben Siegeln. Von M. Schmitt 831.
Donaubrücke, die neue, bei Stein in Niederösterreich 736a.
Gärten, die schönsten. Von F. A. Bacciocco 807.
Gewerbeausstellung, die Nord-Ostdeutsche zu Königsberg 880 a.
Glocken, die, für die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche bei Berlin 742.
Harmonikazüge, unsere 654.
Malzkaffeefabriken, Kathreiners Von B. Rauchenegger 782.
Nord-Ostsee-Kanal, der, und seine Bauausführung. Von Eiselen 668.
Reisegepäck. Von A. Berthold 775.
Simplontunnel, der. Von R. v. Engelnstedt 855.
Straßburger Industrie- u. Gewerbeausstellung, die 784a.
Venezuela-Eisenbahn, die große 744
Verkehrsmittel, die, in Bosnien und der Herzegowina. Von A. O. Klaußmann 652.
Wanderausstellung, die neunte, der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft zu Köln. Von Algermissen 767.
Wirtshaus, das schwimmende, in Grünau bei Berlin 926.

Militär und Marine.

Marine-Etikette. Von A. O. Klaußmann 751.
„Monarch“, das österr. Schlachtschiff. Von A. Kircher 654.

Für müßige Stunden.

560. 576. 592. 608. 624. 640. 656. 672. 688. 704. 720. 736. 752. 768. 800. 816. 848. 864. 880. 896. 912. 928. 944. 960.

Schach.

560. 576. 592. 608. 624. 640. 656. 672. 688. 704. 720. 752. 768. 782. 800. 832. 848. 864. 880. 896. 912. 928. 944. 960.

Unter uns.

560a. 688a. 768a. 816a. 928a.

Notizblätter.

559. 624. 640b. 672. 688b. 752b. 816b. 848b. 864b. 880c. 896b. 928b.

Briefmappe.

560b. 576b. 592b. 608b. 624b. 640b. 656b. 672b. 688b. 704b. 720b. 736b. 752b. 768c. 784b. 800b. 816b. 832b. 848b. 864b. 880 c. 896 c. 912 b. 928 c. 944 b. 962 a.

Digitized by Google

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustrirt.)

Abend am See. Gedicht von J. Sturm 667.
Abendstimmung. Gedicht von M. Bern 806.
Abgeordnetenhaus, das neue, in Berlin* 576a.
Achenbach, Professor Andreas* 960.
Adel, der englische, unserer Zeit. Von H. Baumann 718.
Alltagsgeschichten. Bilder aus dem deutschen Familienleben. Von E. Spitzer, mit Text von B. Rauchenegger* 564. 684. 763. 892. 955.
Almhütte, vor der. Gemälde von E. Meißner* 741.
Altenberg, der Dom zu* 667.
Anmut. Gemälde von K. Tchonmakoff* 580.
Aphorismen. Von A. Stier 720. 743. 771. 887. 955.
Aphorismen. Von J. v. Dürow 854.
Aphorismen. Von E. Wertheimer 943.
Apian, Peter. Von Dr. A. Mirus* 639.
Argentinien, aus, nach Paraguay. Reiseskizze von H. Roediger jr.* 727.
Auerhahnbalz, die. Von G. Lever* 573.
Aufgescheucht. Gemälde von R. Raup* 625.
Ausstellung, die Deutsch-Nordische in Lübeck. Von P. Lindenberg* 845.

Baensch, Otto* 798.
Balkon, auf dem. Gemälde von C. Becker* 860.
Bastille, Erzählung von der Einnahme der, nach dem eigenhändig geschriebenen Tagebuch von Barras 606.
Becker, Niklas, und das Rheinlied* 894.
Beleuchtung, künstlichen, hygienische Beschaffenheit der. Von O. Gotthilf 942.
Beleuchtungstechnik, Umwälzungen in der 758.
Bergfexe. Gemälde von C. Reichert* 689.
Bermuda-Inseln, Eingeborener von den* 950.
Bierstaatauszug, der, der Burschenschaft Teutonia zu Jena. Von J. Ambus* 887.
Bismarck, die Geburtstagsfeier des Fürsten, in Friedrichsruh* 598.
Bismarck, Fürst. Kaiser Wilhelm überreicht dem Fürsten den goldenen Ehrenpallasch* 592a.
Bismarck, Graf Wilhelm* 560.
Bismarckstandbild, das, zu Leipzig* 624a.
Bismarcks Studentensilhouette* 608.
Blumen, die, an die Kinder. Gedicht von Jul. Lohmeyer 766.
Bosnien und der Herzegowina, aus. Reiseskizzen von A. O. Klaußmann* 925.
Bremer Ratskeller, im* 711.
Briefmappe 560b. 576b. 592b. 608b. 624b. 640b. 656b. 672b. 688b. 704b 720b. 736b. 752b. 768c. 784b. 800b. 816b. 832b. 848b. 864b. 880c. 896c. 912b. 928c. 944b. 962a.
Brotterode, der Brand von* 832a.
Brüssel, die Grand'place in. Von A. Caspary* 686.
Brüx, die Katastrophe in* 864a.
Buch, das, mit den sieben Siegeln. Von Max Schmitt 831.
Bürger-Denkmal, das, in Göttingen* 848a.
Bürgerlichen Gesetzbuches, der zweite Entwurf des. Von L. Fuld 896.
Bühne 576c. 592c. 624a. 672. 688b. 736b. 768c.

Cagliostro. Zur 100jährigen Wiederkehr seines Todestages. Von L. Holthof* 879.
Chic. Von R. March 799.
Chriemhilde, Einzug der, in Passau* 550.
Christus zwischen den Schächern. Gemälde von P. P. Rubens* 568.
Cima Tosa. Brentagruppe Giudicarien. Von E. Terschak* 711.
Coney Island, das Seebad* 847.
Cordelia. Gemälde von G. Max* 649.
Croda da Lago (Ampezzo). Von E. Terschak* 811.

Dämmerung, in der. Novellette von K. Schnackenburg 666. 682.
Dahn-Hausmann, Marie* 736 a.
Diner, nach dem. Gemälde von F. Bezin* 797.
D'Liab im Himmel. Komposition von Thom. Koschat 838. 839.
Donaubrücke bei Stein, die neue* 736a.
Don Juan im Dorfe. Eine Ehegeschichte von Rob. Misch 746. 759.
Dorfvirtuos, der* 695.
Dorfweisheit. Gedicht 681.
Dorschfang bei Helgoland* 822.
Dunant, Henri, der Begründer des „Roten Kreuzes". Von G. Baumberger* 897.

Ebner-Eschenbach, M. von* 916.
Edelweiß, das. Von R. E. Petermann 878.
Ehrentag, ein* 667.
Eichrodt-Denkmal, das, in Lahr* 672a.
Eisbergen, zwischen* 711.
Eisenbahnunglück, das, in Raudten* 864.
El Hammar. Novelle von O. Fuchs-Talab 698. 714.
Elisabeth, Erbgroßherzogin von Oldenburg †* 944.
Ende, Hermann, Geh. Regierungs- und Baurat, Präsident der Akademie der Künste in Berlin* 798.
Erdbeben, das, in Laibach* 640a.
Ermahnung. Gemälde von J. Révész* 561.
Erzherzog Ladislaus von Oesterreich-Ungarn 958.
Es und Grips. Skizze von E. Lenbach 918.

Fächersprache. Gemälde von J. Prem-Henningsen* 629.
Falat, Julian, der neue Direktor der Kunstakademie in Krakau. Von S. R. Landau* 750.
Falstaff und sein Page* 614.
Familienkonzert. Gemälde von M. Laux* 577.
Felddienstübung, Rückkehr von der* 727.
Ferne, in die. Gedicht von H. Kletke* 554.
Fin de siècle. Gedicht von A. Stier 651.
Fingerhakeln. Gemälde von G. Schildknecht* 945.
Fläschchen, sein. Gemälde von P. Massani* 924.
Flittergold. Novelle in Briefform von C. Schroeder 810. 826. 842. 858. 874. 890. 906. 922. 935.
Fluch der Schönheit. Roman von H. Heiberg 594. 618. 634. 641. 657. 673. 689. 705. 721. 737.
Flußlandschaft im Venezianischen. Gemälde von F. Ruben* 557.
Formosa, die Bewohner der Insel. Von W. Stoß 719.
Frau, die schöne. Von R. von Gottschall 702.
Freytag, Gustav* 656a.
Frühlingsblüten. Gemälde von Hugo Zieger* 673.
Fruhlingserwachen. Gedicht von J. Schiff* 567.
Frühlingsfest, das, in der Gewerbehalle zu Stuttgart* 766.
Frühlings-Spaziergang. Gemälde von A. Köster* 601.
Fruhlings, der Zug des, in Europa. Von R. E. Petermann 566.
Füsilier Kutschke. Von H. Wachenhusen 790.

Gärten, die schönsten. Von F. A. Bacciocco 807.
Gedankensplitter. Von W. v. Wissiak 746. 771.
Gefangenentransport bei Metz. Gemälde von E. Kolitz* 852.
Gefecht, leichtes. Gemälde von H Dahl* 661.
Geisterschloß, das. Gedicht von E. Roland 935.
Genée, Richard* 768.
Georgii-Denkmal, das, in Eßlingen* 848.
Geständnis, ein. Gemälde von C. Herpfer* 920.
Gewerbeausstellung, Nord-Ostdeutsche, zu Königsberg i. Pr.* 880a.
Gewitter und Blitzgefahr 934.
Gib uns Barabbas los! Gemälde von Ch. L. Müller* 552.
Glocken, die, für die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche bei Berlin* 742.
Gneist, Rudolf, von* 848a.
Gnus, Jagd auf. Von B. E. v. Uechtritz 687.
Goltz, Admiral von der* 704a.
Goluchowski, Graf* 704a.
Gorillas, kämpfende* 743.
Goscherl, ein liebes. Gemälde von P. Wagner* 609.
Graphologie, Graphologen, graphologische Werke. Von L. Meyer, Ragaz 622. 630.
Grazia, Signore! Gemälde von J. Lieck* 873.
Grundsteinlegung, die, zum Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm* 910.
Günther, Johann Christian. Zu seinem 200jährigen Geburtstage, 8. April 1895* 557.

Habicht, Viktor, Prälat Dr. theol.* 592.
Hagestolzen, das Fest der. Von L. Hevesi* 806.
Handschriften-Beurteilung 560c. 624c. 656c. 864c. 896c. 912c.
Hanslick, Eduard* 912a.
Harmonikazüge, unsere 654.
Hauskapelle, die. Gemälde von G. Jakobides* 857.
Heimkehr. Gemälde von A. Marais* 909.
Heinicke-Denkmal, das, in Hamburg-Eppendorf* 880b.
Herbst am Meere. Gedicht von B. Matthes 950.
Herrmann, Compagnieführer in der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika* 648.
Hirtenthal, Gemälde von R. Schuster* 801.
Hoch, ein, auf den König. Gemälde von Th. Rocholl* 841.
Hochseen, die, des Schwarzwaldes* 878.
Hochstapler, der. Eine Badegeschichte von M. Schmidt-Schiemfels 814.
Hochzeit, schwäbische, in Ungarn* 624a.
Höhe, auf der. Gemälde von Th. v. d. Beek* 676.
Höhlenwelt, die, von St. Canzian. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld* 700.
Holz- und Metallbohrer, ein gefürchteter. Von L. Haschert 780.

Jägerlatein* 667.
Ideal, das verstoßene. Eine Künstlergeschichte von A. Frhr. v. Perfall 554.
Influenza, die, und ihre Bekämpfung. Von Dr. O. Gotthilf 559.
Journée folle, une. Novellette von W. A. Meyer 731.
Juh, der Schmarrn kimmt!* 590.

Kaffee und Thee. Eine kulinarisch-kulturhistorische Plauderei von P. v. Weilen 574.
Kaiser Friedrich-Denkmal, das, in Pasewalk* 766.
Kaiserin Augusta-Gnadenkirche in Berlin* 608a.
Kaiser Karl im Untersberg. Gedicht von G. Scherer 831.
Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, die, zu Berlin* 886.
Kaiser Wilhelm-Kanals, die Eröffnung des. Von P. Lindenberg* 790.
Kaiser Wilhelm-Kanal. Ankunft des Kaiserpaares auf dem Festplatze in Holtenau* 800a.
Kalnoky, Graf* 704a.
Kaltenbronn, das Jagdschlößchen* 638.
Karfreitag* 567.
Karl-Olga-Denkmal, das, in Stuttgart* 854.
Karlsbad, das neue Kaiserbad in* 720a.
Kellnerin, Münchener. Gemälde von F. Drexler* 721.
Keppler, Heinrich* 816.
Kirchen und Prediger in Amerika. Von Th. H. Lange 614.
Klosterschule, in der* 950.
Kloster „Unserer lieben Frau", ein Besuch im, zu Molsheim i. E. Von A. Hasselbach* 621.
Kluge, der. Von R. Krauß 775.
Knorr, Admiral* 704a.
Kochsalz, Lobrede auf das. Von Dr. A. Winckler 686.
König Wilhelms Ritt um Sedan. Gemälde von Th. Rocholl* 884.
Konzert, nach dem. Scherzo von E. Litz-Blanc 950.
Korfu* 584.
Kortum, Karl Arnold, der Dichter der „Jobsiade". Von Th. Ebner* 743.
Koschat, Thomas. Von E. Schultheiß* 846.
Krems, die Jubiläumsstadt, in Niederösterreich. Von J. Strobl* 862.
Krems, vom Jubiläum der Stadt* 916.
Kriegerdenkmal, das, in Apolda* 848a.
Kriegsbilder, japanische* 614.
Kriegschronik 1870—71 822. 846. 854. 876. 886. 902. 923. 931.
Kriegspfade, auf dem. Erinnerungen eines Berichterstatters* 940.
Kronprinz Albert von Sachsen in der Schlacht bei Gravelotte. Gemälde von G. Bleibtreu* 852.
Kuhflucht, die, in Oberbayern. Von E. Kolowski* 902.
Kurz- und Weitsichtigkeit, über. Von O. Dornblüth 903.

Lafontaine, der Fabeldichter* 576.
Landmann, Robert Ritter von, bayerischer Kultusminister* 608a.
Landpartie, eine. Gemälde von C. v. Bergen* 709.
Landung an der Küste der Normandie. Gemälde von R. C. Woodville* 808.
Lebensreise. Gedicht von H. Domsch 574.
Leonberg, der Brand von* 960 a.
Liebesbote, der. Gemälde von C. Beckmann* 657.
Liebeswerben. Gemälde von K. Mücke* 904.
Lilien. Gemälde von H. Halhed* 716.
Linden, Gräfin Maria von* 889.
Lindenschmit, Wilhelm von* 752.
Lindequist, General von, Kommandeur des XIII. (kgl. württemb.) Armeecorps* 589.
Lippe-Detmold, Fürst Woldemar von* 576a.
Literatur 559. 592c. 624. 640b. 656b. 672. 688b. 704b. 784b. 816b. 832b. 864b. 896b.
Löwengruppe, die, vor dem Justizpalast in Berlin* 912a.
Luft, in hoher 798.
Luther-Denkmal, das, in Berlin* 766.
Luther-Denkmal, das, in Eisenach* 704a.

Mädchenkrieg an den griechischen Ostern* 590.
Mädchen, schlafendes. Modellirt von R. Toberentz* 876.
Mägdlein, das tote. Gedicht von P. Grotowsky 624.
Malzkaffee-Fabriken, Kathreiners. Von B. Rauchenegger* 782.
Maria, Kronprinzessin von Rumänien mit ihrem Sohne, dem Prinzen Karl* 931.
Marine-Etikette. Von A. O. Klaußmann 751.
Marstallgebäude, das neue königliche, am Neuen Palais bei Potsdam* 550.
Maurischer Zeit, aus. Gemälde von A. Wagner* 697.
Menuet, das. Gemälde von A. Watteau* 793.
Mittagsruhe. Gemälde von J. M. ten Kate* 825.
Mönchlein, das tanzende. Gedicht von R. Waldmüller 750.
„Monarch," das österreichische Schlachtschiff. Von A. Kirchner* 654.
Morgen, am. Gemälde von O. Wisinger-Florian* 849.
Mostar, beim Bischof von. Skizze aus der Herzegowina von A. O. Klaußmann 607.
Mühle im Frühling. Gemälde von C. O. Arends* 628.
Müller, Dr. Ludwig von, bayer. Kultusminister* 576a.
Müßige Stunden, für 560. 576. 592. 608. 624. 640. 655. 672. 688. 704. 720. 736. 752. 768. 800. 816. 848. 864. 880. 896. 912. 928. 944. 960.

Nachbarskinder. Gemälde von A. Gagg* 724.
Napoleon III., Kaiser, und Fürst Bismarck am Morgen nach der Schlacht bei Sedan. Gemälde von W. Camphausen* 881.
Nord-Ostsee-Kanal, der, und seine Bauausführung. Von F. Eiselen* 668.
North-Wales, Motiv aus. Gemälde von P. Weber* 757.
Notizblätter 559. 624. 640b. 672. 688b. 752b. 816b. 848b. 864b. 880c. 896b. 928b.

Oeynhausen, Bad. Zum Jubiläum des 50jährigen Bestehens. Von P. Baehr* 736.
Ohm-Denkmal in München* 832.
Olschbaur, Karl von* 672a.
Orakel, das. Gemälde von M. Pattein* 696.
Osten-Sacken, Graf Nikolai von der* 589.

Palmsonntag. Gemälde von H. Hösch* 545.
Panzerschiffe, deutsche, im Sturm* 948.
Papageien und Kanarienvögel, freilebende, in Deutschland. Von K. Ruß* 647.
Pape. Generaloberst von* 672a.
Pave, der Sunder. Eine Geschichte aus Dalmatien von B. Schulze-Smidt 753. 769. 785. 801. 817. 833. 849. 865. 881. 899. 913. 929. 945.
Pearysche Polarexpedition, die. Von F. Mewius* 910.
Pflicht, die. Novelle aus dem Kriege von 1864 von A. v. Boguslawski (Fortsetzung) 545. 561. 577.
Picknick. Gemälde von H. Elkan* 809.
Plauderstündchen. Gemälde von H. Nordenberg* 737.

Rabnitz, an der. Gemälde von H. v. Rustige* 600.
Radfahrers Lebenslauf. Original-Zeichnung von H. Schließmann* 656.
Randolin, Fürst Hugo von* 576a.
Rasse, neue, die, im alten Aegypten* 918.
Rathaus, das neue, in Hamburg. Von H. B. Grube* 774.
Reille, General, überbringt dem König Wilhelm Napoleons Brief. Gemälde von A. v. Werner* 868. 869.
Reisebilder. Gedichte von A. Stier 798.
Reisegepäck. Von A. Berthold 775.
Richthofen, Polizeipräsident Freiherr von* 736a.
Rittenfest, das, in Landsberg am Lech. Von P. F. Messerschmitt* 855.
Rochuskapelle, die Einweihung der, bei Bingen a. Rh.* 927.
Römerin. Gemälde von T. Conti* 733.
Rokoko-Inscenirung des „Figaro" im kgl. Residenztheater zu München, von Alex. Braun* 766.
Rom, das jüngste. Von A. Ruhemann 943.
Rosenzeit. Gemälde von J. Brack* 769.
Rustige, Heinrich von. Ein Nestor der deutschen Kunst. Von Prof. Dr. Beyer* 599.

Saarbrücken und Spichern. Von K. Köhl* 827.
Schach 560. 576. 592. 608. 624. 640. 655. 672. 688. 704. 720. 752. 768. 782. 800. 832. 848. 864. 879. 896. 912. 928. 944. 960.
Schauspieler, wandernde. Von L. Hevesi* 599.
Schlegelkönige, die, vor Graf Eberhard. Von F. Finaigle* 936.
Schlitz, Bilder und Typen aus. Von D. Saul* 680.
Schlußsteinlegung, die, für den Neubau der Karl Franzens-Universitat in Graz* 742.
Schopenhauer-Denkmal, das, zu Frankfurt a. M.* 736a.
Schriftsteller, nordische. Gedicht von A. Stier 699.
Schwab-Denkmal, das, in Friedrichshafen* 926.
Schwalben, die Abnahme der. Von F. A. Bacciocco 958.
Schwarzwaldthal. Gemälde von W. Hasemann* 781.
Sedan 1870, in und um. Von Tanera* 870.
Sedanfeier, die, in Berlin* 944a.
Silberstimmchen, das. Gedicht von J. Lohmeyer 679.
Simplontunnel, der. Von N. v. Engelnstedt* 855.
Sommerabend. Gedicht von P. Grotowsky 855.
Sommerfäden. Gedicht von Baronesse Laska 711.
Sommerfrische, russische. Von O. Wohlbruck 926.
Sommer, im. Gemälde von E. Schmitz* 705.
Sonnenschein. Gedicht von H. Gräfin Rittberg 918.
Spazierfahrt, die. Gemälde von E. Ravel* 780.
Spazierritt. Gemälde von S. L'Allemand* 777.
Spichern, Jubelfeier, die, der Schlacht bei. Von G. Köhl* 886.
„Sport," allerlei, im Reiche Neptuns. Von O. Lehmann 958.
Sprüche 563. 598. 663. 763. 807. 835. 856. 870. 915.
Stambuloff, Stefan* 832a.
Standrecht. Novellette von W. Popper 590.
Stephan, unser. Jubiläumsskizze von Th. Werner* 639.
Stilvoll. Eine Skizze von St. Heine (Feodor Helm) 550.
St. Privat. Gemälde von L. Putz* 853.
Straßburger Industrie- und Gewerbeausstellung, die* 784a.
Stubnitzforst, der, auf Rugen* 822.
Studienreise, auf der. Gemälde von A. Siepen* 749.
Studienreise, auf der ersten. Gemälde von H. Oehmichen* 645.
Suppé, Franz von* 720a.
Sybel, Heinrich von* 871.

Tanz, Aufforderung zum. Von L. Hevesi* 714.
Tasso, Torquato. Zum 300. Jahrestag seines Todes. Von Dr. M. Landau* 582.
Tauchnitz, Frhr. B. von†* 912a.
Thiersch, Professor Dr. Karl* 672a.
Tischgenossenschaft, die, bei den Tieren. Von L. Haschert 671.
Toberentz, Robert* 876.
Tritonenkampf. Gemälde von B. Knüpfer 932. 933.
Tunis in Berlin* 876.
Turandot. Von Sacher-Masoch 778. 794.
Turin, die Schlacht bei* 903.

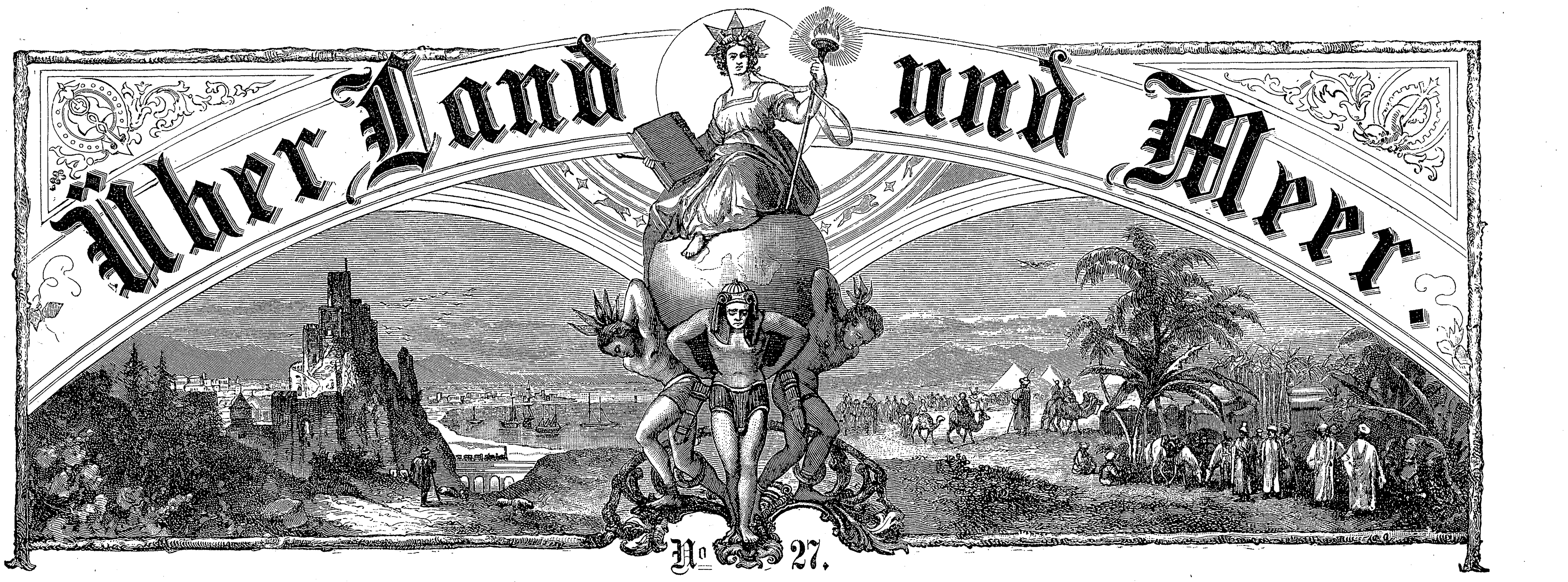
Ueberschwemmung, die, im Eyachthale* 752a.
Um den Abend wird es licht. Gedicht von H. Gräfin Rittberg 903.
Undank. Gedicht von G. Raedisch 647.
Tell-Denkmal in Altdorf* 960 a.
Unglück, im. Von E. Peschkau 638.
Unter uns 560a. 688a. 768a. 816a. 928a.

Vendetta. Von J. Freifrau v. Taube 558.
Venezuela-Eisenbahn, die große. Eine That deutschen Geistes* 744.
Verkehrsmittel, die, in Bosnien und der Herzegowina. Von A. O. Klaußmann* 652.
Vettern, die. Novelle von W. Berger 567. 586. 602. 609. 625. 650.
Vineta. Gedicht von F. Keiler 695.
Vionville, Schlacht von. Gemälde G. Koch* 836.
Vionville, Episode aus den Kämpfen der 35er um V., 16. Aug. 1870. Gemälde von A. Luschwitz* 833.
Vogelsang, der. Von F. A. Bacciocco 894.
Vogt, Karl* 688.
Volksfest, das Schwälmer, zu Treysa* 910.
Volkstrachten im Schwarzwald. Von G. Waldfreund* 615.
Vor hundert Jahren. Gemälde von Herm. Koch* 597.
Vorposten, auf. Gemälde von Th. Rocholl* 913.

Wagner-Abend, ein, in Mainz 1862. Von A. Arens v. Braunrasch 591.
Wagner, Richard. Aus meinen Erinnerungen. Von A. A. v. Braunrasch 683.
Waldabenteuer. Gedicht von H. Domsch 558.
Waldandacht. Gemälde* 725.
Wanderausstellung, die neunte, der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft zu Köln. Von J. L. Algermissen 767.
Weide, auf der. Gemälde von E. Meißner* 796.
Weidlaut. Gemälde von G. Wolters* 840.
Wein, der beste. Gedicht von H. Seidel 704.
Wiener Palaste* 635.
Windheim, Herr von, der neue Polizeipräsident von Berlin* 780.
Winklerturm, der. Von E. Terschak* 604.
Wirtshaus, das schwimmende, in Grünau bei Berlin* 926.
Wittelsbacherbrunnen, der, in München* 766.
Wörth, nach der Schlacht bei. Gemälde von H. Lang* 820. 821.
Wonnemonat, der. Gedicht von J. Baltz* 622.

Zdislavic, Schloß, die Heimat der Dichterin M. v. Ebner-Eschenbach* 916.
Zeit, aus großer. Erinnerungen eines Nichtkämpfers 847. 871.
Zentralfest, das landwirtschaftliche, zu Biedenkopf im Lahnthal* 896a.
Zigeunerjugend. Gemälde von J. Valentiny* 776
Zitherstück, das neue. Von A. Braun* 631.
Zürich. Von J. Rötzli* 654.
Zuflucht, letzte. Von E. Schmidt-Weißenfels* 630.

Digitized by Google



No 27.

74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Die Pflicht.

Eine Novelle aus dem Kriege von 1864

von

A. von Boguslawski.

(Fortsetzung.)

Gleich nachdem der Gefangene abgeführt war, ließ ich mich bei der Pastorin melden. Sie empfing mich allein. Ihre Augen sahen verweint aus, aber ihre Haltung war würdig und gefaßt.

„Frau Gaard,“ sagte ich, „Sie können sich denken, daß ich von den unglücklichen Ereignissen, die sich hier abgespielt haben, tief berührt bin. Eins kann mich allein trösten, das ist, wenn Sie und Ihre Angehörigen glauben, daß mich nichts leitete wie meine Pflicht.“

„Ich glaube Ihnen,“ versetzte die Pastorin tonlos, „aber mein Mann ist unschuldig.“

„Ich wünsche es von Herzen, ja, ich will es glauben.“

„Er versicherte es mir in der kurzen Unterredung, die Sie vor seiner Abführung gestatteten. Er war nicht davon unterrichtet, daß Brink in unserer Gegend verblieben war; er glaubte ihn abgereist. Er hatte keinen Teil an seinen Plänen.“

„Ich werde dies zur Kenntnis meiner Vorgesetzten bringen; im übrigen glaube ich den wahren Schuldigen schon zu halten.“ Und ich machte ihr Mitteilung von der Verhaftung des Vogtes.

„Vielleicht noch ein Opfer,“ sagte Frau Gaard, wehmütig das Haupt schüttelnd. „Mit welchem Recht wollen Sie die Leute verhindern, ihr Vaterland zu lieben, ihm zu dienen?“

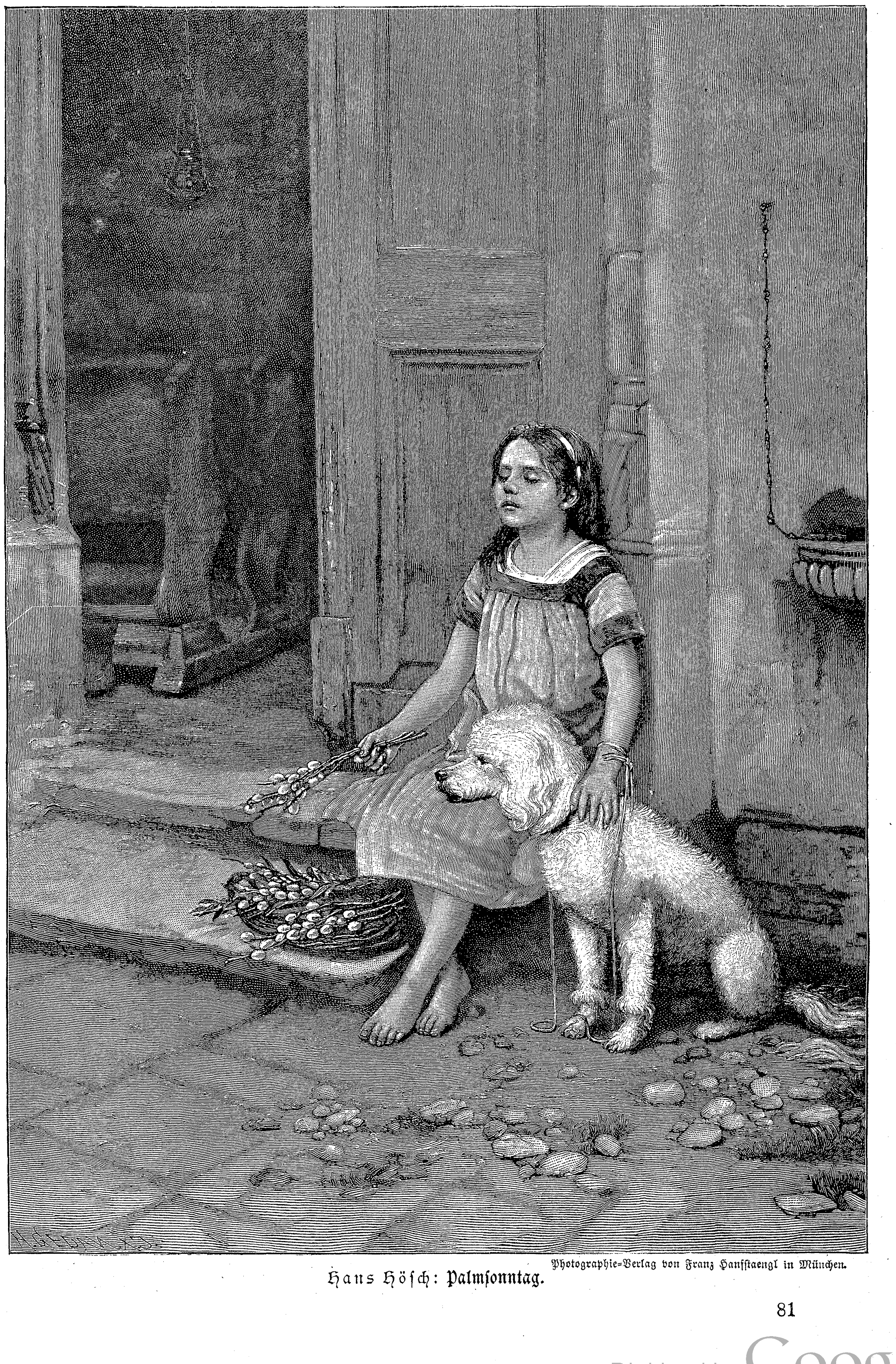
„Mit dem Recht des Krieges,“ erwiderte ich, „das eine jede Armee auf feindlichem Boden ausübt, mit dem Recht, das Ihre Landsleute auch in Schleswig oft gebrauchten.“

„Ich verstehe nichts von diesen Dingen,“ versetzte die Pastorin, indem ihre Thränen flossen, „aber es ist hart, sehr hart.“

„Es ist hart,“ rief ich bewegt, „Menschen achten und lieben gelernt zu haben und doch gezwungen zu sein, ihnen derart gegenüber zu treten — aber meine Zeit ist gemessen — ich muß Ihnen Lebewohl sagen. Alles, was ich thun kann, um die Schuldlosigkeit Ihres Mannes darzuthun, soll meinerseits geschehen, doch vermag ich wenig. — Kann ich die Ihren — Fräulein Ellen sehen?“

„Mein Vater ist ganz apathisch seit der Katastrophe. Er weiß sich nicht zu fassen. Und Ellen — können Sie nicht sehen,“ antwortete die Pastorin stockend.

So ohne Abschied gehen — es zog mir weh durchs Herz. — Ich stand auf und legte meine Hand stumm in die der Pastorin. Dieselbe erschien



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Hans Hösch: Palmsonntag.

Digitized by Google

in diesem Augenblick von einem Gedanken furchtbarer Angst erfaßt. Sie hielt meine Hand mit ihren beiden Händen fest.

„Glauben Sie, daß — daß es meinem Mann ans Leben gehen kann?“ flüsterte sie mit fliegendem Atem.

Was sollte ich sagen? Unmöglich war es ja nicht, daß Falckenstein ein Beispiel statuiren ließ.

„Wir führen den Krieg menschlich; ich glaube und hoffe, daß Sie Ihren Mann bald glücklich wieder sehen.“

„Du, Mand, give os vor Fader tilbalge,“ sagte in diesem Augenblick die kleine Annie, die mit ihrem Brüderchen unbemerkt eingetreten war.

Ich hob das kleine Mädchen auf und küßte es auf das blonde Haupt. „Ja, Du liebes Kind, wenn ich könnte, bald, bald.“

Ich verließ das Zimmer. Die Ablösung war eingetroffen. Ich übergab dem befehligenden Offizier den Posten, machte ihm in kurzem Mitteilung über den Tod Brinks und die Verhaftung des Pastors und empfahl ihm die Frauen. Dann sammelte sich meine Abteilung vor dem Pastorhause. Dasselbe lag wie ausgestorben. Nicht einmal die Jomfru erschien in der Thür. Ellen wohnte in einer Dachgiebelstube über meinem Zimmer. Ich hatte mir eine kleine weiße Rose von ihrem Zweige an den Helm gesteckt. Vergeblich richtete ich meinen Blick mehreremale nach dem Giebelfenster, die grünen Jalousien blieben heruntergelassen. Der Tambour schlug. Wir marschirten ab, den Heideweg nach Hobro entlang. Nicht allzu fern von dem Pastorhause passirten wir einen kleinen Hügel. Oben angekommen, sah ich mich noch einmal um. Noch sah ich den weißen Giebel mit seinem Fenster über die Hecke hinwegragen, aber auch jetzt regte sich dort nichts . . .

*

Ich war in das Städtchen Hobro eingerückt und hatte mich bei meinem Regiment zurück gemeldet. Der Ort war vollgepropft von Truppen aller Waffengattungen. Bewegtes kriegerisches Leben herrschte überall.

„Herr Lieutenant, ich muß meinen,“ bemerkte Sennwitz, „hier wird es wohl schwer sein, gut unterzukommen.“

„Mag sein, Sennwitz,“ antwortete ich mechanisch.

„Wer weiß, ob der Herr Lieutenant ein Zeichen wie das da wieder hier aus dem Quartier mitnehmen,“ fuhr Sennwitz fort, auf meinen Helm deutend.

Hastig nahm ich meinen Helm herunter und entfernte die noch auf ihm steckende Rose. — Ich erhielt Quartier in einem kleinen Bürgerhause, nicht weit von dem Eingang nach Mariager.

Ich fühlte mich so abgespannt, als wenn ich die allergrößten Anstrengungen durchgemacht hätte; am nächsten Morgen in aller Frühe kam ich auf Vorposten nördlich des Mariager Fjords an der Straße von Hobro nach Aalborg. Ich stand mit meiner Feldwache in einer kleinen Vertiefung. Unabsehbar vor mir dehnte sich die hügelige, rotbraune Heide. Mein Blick schweifte manchmal rückwärts nach der Gegend von Svendstrup, aber das Dorf wurde von den waldigen Höhen der Ufer des Fjords verdeckt.

Um Mittag des 29. Juni von Vorposten zurückgekehrt nach Hobro, warf ich mich auf das kleine, schlechte Sofa in meiner Stube und entschlief. Gegen Abend weckte mich großer Lärm, Hurrarufen und Musik. Ich eilte ans Fenster und unterschied bald die Worte: „Alsen ist genommen! Hurra! Es lebe Fritz Karl!“

Und so war es; der Feldtelegraph hatte soeben die Kunde gebracht. Das Element der Dänen, das Salzwasser, hatte die Preußen nicht abgehalten. Kühn hatten sie im schwanken Boot den Meeresarm überschritten. Die preußische Flagge wehte auf der herrlichen Insel. Und wie viel Großes auch später geschah, der Uebergang nach Alsen wird immer im preußischen Ehrenschilde mit leuchtenden Buchstaben verzeichnet stehen.

Um so mehr hofften auch wir auf den Beginn der Operationen gegen den Limfjord, um doch ebenfalls ein Lorbeerreis in die Heimat mitbringen zu können. Und ich sehnte mich doppelt nach dem befreienden, frischen Hauch des Gefechts, der Aufregung des Kampfes. Es war mir, als wenn das dumpfe Gefühl der Traurigkeit, welches mir seit meinem Abmarsch von Svendstrup die Brust einengte, als ob dieser Alp dann zerstieben würde.

Am nächsten Tage wurde ich in der kriegsgerichtlichen Untersuchung wider den Pastor Gaard und den Gemeindevogt vernommen. Für die Schuld des Pastors sprach der Aufenthalt des Brink bei demselben, für die Schuld des Bauernvogtes die Handschrift auf dem Couvert. — Der Pastor hatte erklärt, Brink sei am 23. und 24. Juni bei ihm gewesen. Es habe sich zuerst in ihrem Gespräch um eine Privatangelegenheit gehandelt. Später habe ihm Brink allerdings den Vorschlag gemacht, ihm Nachrichten über die verbündeten Truppen zu liefern zum Zweck der Mitteilung an die dänischen Befehlshaber; er habe es aber abgelehnt, sich hieran zu beteiligen. Ueber die Privatangelegenheit verweigerte der Pastor die Auskunft. Er habe geglaubt, Brink, dem er auch von seinem Kundschaftertreiben abgeraten, sei am 25. Juni früh nach Viborg abgereist.

Der Bauernvogt hatte, wie auch schon vor mir geschehen, jede Anteilnahme an Brinks Machenschaften bestritten.

In meiner Aussage erwähnte ich, auch mir sei die Mitteilung geworden, daß Brink eine Privatangelegenheit mit dem Pastor verhandelt habe. Genaueres könne ich darüber nicht aussagen. Ich hätte die Ueberzeugung von der Schuld des Pastors keineswegs gewonnen. Seine Gattin hätte behauptet, er habe Brinks Vorschläge abgelehnt. Dagegen erscheine mir die Mitschuld des verhafteten Bauernvogtes zweifellos.

Aus dem Verlauf der Verhandlung schöpfte ich die Hoffnung, daß ein summarisches, abgekürztes Verfahren, wie es in solchen Fällen im Kriege des öfteren gebräuchlich, hier nicht zu befürchten, und daß die Tage des Pastors vorläufig nicht bedroht seien, insbesondere da der Kommandant von Hobro, in Anbetracht des zweifelhaften Standes der Sache, sich nicht für berechtigt hielt, die Sache selbst zu erledigen, sondern nach Randers an das Generalkommando berichtet hatte. Aber General Vogel von Falckenstein war ein Mann von raschen Entschlüssen, der, wie alle wahren Soldatennaturen, zu den schärfsten Maßregeln schritt, wenn er sie für den Kriegszweck für nötig hielt.

So vergingen wieder einige Tage. Man vernahm, daß die Pontontrains von Schleswig nach dem Norden Jütlands in Marsch gesetzt worden waren, um bei dem beabsichtigten Uebergang über den Limfjord mitzuwirken. Vorläufig sollten von unserer Seite am 1. Juli drei Rekognoszirungsabteilungen gegen den Limfjord vorgetrieben werden, um zu erkunden, ob dänische Truppen südlich desselben stünden. Die Compagnie, bei der ich stand, war ebenfalls zu dieser Unternehmung befehligt. — Am Nachmittag traf General von Falckenstein in Hobro ein und besichtigte unsere dortigen Stellungen.

*

Am Vorabend des Abmarsches saß ich in meiner Stube in dem kleinen Bürgerhause, um einen kurzen Brief in die Heimat zu schreiben, an die mir von meinen Verwandten einzig verbliebene Schwester. Es war ein heißer Tag gewesen, und drohende Gewitterwolken hingen über dem Städtchen. Schwerfällig und langsam flossen mir die Schriftzüge aus der Feder — meine Gedanken schweiften ab — ich war nur halb bei der Sache. Endlich hatte ich meinen Brief vollendet, als die Thür sich heftig öffnete. Eine verschleierte Dame trat ein — aber auf den ersten Blick erkannte ich Ellen. Da stand sie wie hergezaubert vor mir — in meinem Zimmer, mit mir allein! Das Blut strömte mir zum Herzen, ungestüm eilte ich auf sie zu.

„Ach, bitte,“ sagte sie mit bebender Stimme, indem sie ihre Hand wie abwehrend erhob. „Bitte,“ fuhr sie in fliegender Hast fort, „Sie sollen mich nicht verkennen. Ich weiß wohl, daß ich Außergewöhnliches thue — ich thue es ohne Wissen der Meinigen — meinen Wagen ließen Ihre Posten nicht passiren; ich schlich mich allein auf einem Fußpfad in die Stadt und durch die Gärten bis zu Ihrem Hause — fand keinen Diener zur Anmeldung — und so bin ich eingetreten — im Vertrauen auf — auf Ihre ritterliche Gesinnung.“

„Und gewiß sollen Sie sich nicht täuschen, Fräulein Ellen,“ rief ich, „aber nun setzen Sie sich einen Moment! Erholen Sie sich! Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich komme, um für die Rettung meines Bruders, der ja stets ein Vater für mich war, zu wirken,“ erwiderte sie, den Schleier von ihrem Strohhut zurückschlagend und ihr klares Auge auf mich richtend. „Sie müssen mir dazu behilflich sein.“

„Fräulein Ellen, ich thue alles für Sie, was ich kann, alles, was mir möglich ist. Doch wie denken Sie sich meine Hilfe?“

„Sie müssen mir eine Audienz beim General von Falckenstein verschaffen. Er ist in diesem Augenblick hier. Wir erfuhren es in Svendstrup.“

„Der General ist ein Soldat von unbeugsamem Pflichtgefühl, Fräulein Ellen. Ist Ihr Bruder nicht schuldig, so wird er seine Freilassung befehlen. Ich muß Ihnen aber bekennen, ich glaube, selbst Ihre Fürbitte könnte an seinen Entschlüssen nichts ändern, wenn Ihr Bruder schuldig befunden würde.“

Ellen erhob ihre gefalteten Hände, und ihr Kinderauge sah mich mit einem so flehenden Blick an, daß ich kein Wort des Widerspruchs weiter fand.

„Ich will versuchen, Ihnen die Zusammenkunft mit dem General zu verschaffen,“ sagte ich, meinen Degen umschnallend und meinen Helm in die Hand nehmend, „aber das wird vielleicht nicht ganz schnell gehen. Wo wollen Sie inzwischen bleiben?“

„Ich gehe mit Ihnen,“ antwortete sie einfach.

„Aber, Fräulein Ellen — wahrscheinlich müssen Sie vor der Wohnung des Generals warten. Sie würden sich in diesen Abendstunden vielleicht diesen oder jenen Unannehmlichkeiten aussetzen.“

„Mag sein, aber das muß ich hinnehmen! Ich bin dazu bereit, ich muß es ertragen,“ erwiderte sie mit fester Stimme.

Ich erkannte das schüchterne Mädchen aus dem Pfarrhausgarten gar nicht wieder.

Wir verließen das Zimmer, stiegen die Treppe hinab und gelangten auf die Straße, ohne Aufsehen zu erregen.

„Ich biete Ihnen nicht den Arm, es würde Aufsehen erregen, wenn ein preußischer Offizier hier eine Dame führte,“ sagte ich. „Gehen Sie geradeaus bis zu dem Hause, wo der Doppelposten steht. Ich folge Ihnen.“

Trotz des Soldatengewühls in den Straßen gelangten wir ohne Belästigung bis an die Wohnung des Generals. Vor dem Hause hielten mehrere Ordonnanzreiter. Adjutanten kamen und gingen. Die Lage konnte für Ellen ungemein peinlich werden, wenn sie längere Zeit hier warten mußte. Zum Glück fiel mir ein, daß ich einen Ordonnanzoffizier des Generals kannte. Ich ließ ihn mir herausrufen.

„Sieh da, Günther,“ sagte er, mir die Hand entgegenstreckend, „freue mich, Sie zu sehen. Wir sind gerade bei Tafel, und gleich nachher reist der General mit dem Stabe nach Randers zurück. Womit kann ich dienen?“

Ich trug ihm mein Anliegen vor.

„Eine Dame,“ versetzte er lachend, „will zum General? Ganz gewiß irgend ein Gesuch. Ja, da ist nun der General gar nicht zu haben. Er lehnt grundsätzlich alles ab.“

„Sagen Sie Seiner Excellenz,“ tönte plötzlich Ellens melodische Stimme dicht neben uns, „daß ihm eine Dame, die Schwester des Pastors Gaard, wichtige Eröffnungen zu machen habe. Ich bitte Sie, sagen Sie ihm das!“

Der Offizier hatte, von Ellens edler Erscheinung überrascht, an die Mütze gefaßt und sich tief verbeugt. „Ich gehorche Ihnen, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er galant, sie mit nicht verhehlter Bewunderung betrachtend, „Excellenz wird mich nicht sehr gnädig anlassen — aber wer könnte Ihnen etwas abschlagen? Höchstens Excellenz vielleicht! Nun, daran bin ich dann aber unschuldig!“

Nach zwei Minuten schon erschien er wieder. „Ich habe Sie, Günther, und das Fräulein dem General gemeldet. Viel Glück, meine Herrschaften.“ Und er führte uns einige Stufen hinan in einen schlecht beleuchteten Flur. „Der Diener wird sogleich kommen.“ Damit verbeugte er sich abermals vor Ellen und raunte mir im Vorbeigehen zu: „Teufelskerl, Sie!“

Einen Augenblick waren wir allein. Ellens

Digitized by Google

Gesicht war mit dunkler Röte übergossen, sie bebte. Ich trat einen Schritt auf sie zu. Sie machte eine abwehrende Bewegung.

„Fürchten Sie nichts! Ich werde tapfer sein,' flüsterte sie.

In diesem Augenblick öffnete ein Diener die Thür.

General Vogel von Falckenstein trat uns mit einer kurzen Verbeugung entgegen. Das war zu jener Zeit noch nicht der berühmte Feldherr der Mainarmee von 1866, der Vogel, der seinen siegreichen Scharen voranflog und mit seinen scharfen Fängen die Wappen von Hannover, Nassau, Hessen und der freien Reichsstadt Frankfurt zerriß, aber immerhin galt der alte Soldat von 1813 schon als einer der energischsten und befähigtsten Generale Preußens. Die Mannszucht in der Truppe über alles stellend, sorgte er väterlich für die Soldaten und ließ mit rücksichtsloser Strenge das von den Einwohnern des feindlichen Landes eintreiben, was ihm für das Wohlergehen und die Verpflegung seiner Truppen notwendig erschien. — Den Dänen galt er als die Geißel ihres Landes. — Sein ganzes Wesen, seine Züge, seine Ausdrucksweise hatten etwas Scharfes, Schroffes, Schneidendes, wie es bei so vielen altpreußischen Soldaten zu finden war, verrieten unbeugsamste Energie und einen eisernen Willen.

„Was bringen Sie?“ wandte er sich an mich, nachdem er einen musternden Blick auf die sich tief verneigende Ellen geworfen hatte.

„Excellenz,“ versetzte ich, „ich bin der ehemalige Kantonirungsälteste von Svendstrup, wo die Kundschafterei eines gewissen Brink entdeckt wurde. Ich habe diese Dame, die Schwester des verhafteten Pastors Gaard, hierher geführt, welche bittet, in der Sache Zeugnis ablegen zu dürfen.“

„Ich weiß, daß Sie der Kantonirungsälteste von Svendstrup waren. Sie haben in dieser Angelegenheit sich geschickt gezeigt. Aber weshalb dieses ungewöhnliche Verhalten? Weshalb führen Sie dieses Fräulein zu dieser Stunde zu mir, weshalb haben Sie diese Zeugin nicht einfach dem Divisionsgericht namhaft gemacht?“ erwiderte der General.

„Excellenz,“ sagte Ellen, indem sie ihren Schleier zurückschlug, „ich bitte um Verzeihung, wenn ich mich in diese Unterhaltung mische, aber ich bat Herrn von Günther, mir diese Audienz bei Ihnen zu verschaffen. Er hat ritterlich das Seine gethan.“

„Die Ritterlichkeit, mein Fräulein, kann im Kriege manchmal recht gefährlich sein, besonders den Damen gegenüber. Man hat davon Exempel,“ antwortete der General, seinen Blick auf das errötende Antlitz des jungen Mädchens heftend. „Doch ich bitte, sich zu setzen.“

Einen Augenblick saßen wir uns stumm gegenüber. Der General schien uns abwechselnd zu mustern.

„Nun, sprechen Sie schnell, mein Fräulein! Sie kommen natürlich, um für Ihren Bruder Fürsprache einzulegen,“ begann der General etwas ungeduldig.

„Ich wünschte es wohl,“ erwiderte Ellen, „aber ich glaube —“

„Was, mein Fräulein?“

„Ich glaube, eine bloße Fürbitte würde bei dem Herrn General nichts nützen. Nein, ich komme, Zeugnis abzulegen, wenigstens ein Anzeichen der Nichtschuld meines Bruders beizubringen.“

„Ich sagte schon Ihrem Herrn Begleiter,“ erwiderte der General scharf, „daß ein Zeugnis vor unserem Untersuchungsrichter abgelegt wird. Wenden Sie sich daher dorthin, mein Fräulein. Ihr Bruder ist des Verrats gegen uns angeklagt, das ist ein Verbrechen! Diese Sorte Kriegführung muß bestraft werden. Nur der Soldat soll den Krieg führen, nicht die Einwohner.“

„Herr General,“ antwortete Ellen, ihre weiche Stimme zu festerem Klange erhebend, „wollen Sie mir eine Frage beantworten?“

„Nun?“

„Würden Sie ebenso sprechen, wenn der Feind einmal in Ihrem Vaterlande stünde? Ich sehe das Kreuz von Eisen auf Ihrer Brust. Sprachen und handelten Sie 1813 in Ihrem Lande ebenso?“

Es zuckte über das harte Antlitz des alten Soldaten, aber sein Blick verriet eine gewisse Bewunderung, ließ die Sympathie erkennen, welche der Kühne für die Kühnheit fühlt, insbesondere aber, wenn sie von einem jungen Mädchen ausgeht. Zugleich fühlte er sich angenehm berührt von der Erwähnung seines Ehrenzeichens von 1813, denn Ellen hatte mit richtigem Takte die Seite in ihm getroffen, die stets am lebhaftesten im Innern des Menschen mitklingt: die Erinnerung an die Jugendzeit — und an ein ruhmvolles Verhalten. Sein Blick wurde milde.

„Sie sind kühn, mein Fräulein, mit Ihren Fragen. Aber ich will Ihnen antworten. Ja, in solchem Falle würde ich anders denken und handeln. Aber jetzt muß ich derart handeln, wie ich handle; wir müssen uns gegen Verrat schützen, das ist Sache jedes Truppenbefehlshabers in Feindesland, das ist unser Recht und unsere Pflicht. Und, mein Fräulein, ich folge nur meiner Pflicht.“

„Und so, Herr General, werden Sie es recht verstehen und recht finden,“ erwiderte Ellen lebhaft, „daß auch ich der meinigen folge. Es gibt eine Pflicht, welche der Ihrigen gleichsteht. Diese Pflicht schreibt mir die innere Stimme, das Gewissen, vor. Dieser Pflicht folge ich, deshalb bin ich hier.“

Ich war der Unterhaltung als stummer Zuhörer zuerst mit Bangen, dann mit immer steigendem Erstaunen und immer größerer Bewunderung über die mit Ellen vorgegangene Veränderung gefolgt — aber auch auf den General schienen ihre letzten Worte Eindruck zu machen.

„Wohl, mein Kind,“ erwiderte er, „ich erkenne an, es gibt solche Pflicht; aber sprechen Sie nun schnell, was wollen Sie mir sagen? Meine Zeit ist gemessen.“

„Herr General, mein Bruder hat sich an einer Kundschafterei gewiß nicht beteiligt. Er fühlt sich als dänischer Patriot, aber ich glaube, ja ich weiß, daß der unglückliche Erik Brink ihn gebeten hatte, ihn in seinen Unternehmungen zu unterstützen, daß aber mein Bruder dies abgelehnt hatte.“ Ellen hielt inne.

„Weiter, weiter, mein Fräulein!“ sagte der General.

„Wollen Sie darüber seine Gattin vernehmen lassen! Sie wußte ferner, daß meinen Bruder, als Brink bei uns war, eine andere, eine besondere Angelegenheit viel mehr beschäftigte als die öffentliche Sache. Ich möchte das, was ich zu sagen habe, um die Nichtschuld meines Bruders glaubhaft zu machen, freilich nicht vor einem Gericht, nicht vor anderen sagen,“ fuhr Ellen mit leiserer Stimme und mit gesenktem Haupte fort.

„Lieutenant von Günther, wollen Sie etwas abseits gehen,“ sagte der General.

Ellen machte eine Bewegung, wie um mich zurückzuhalten — aber ich war schon aufgestanden und entfernte mich schnell in die äußerste entgegengesetzte Ecke des Zimmers. Ich fühlte mich verletzt, zurückgesetzt. Ich ahnte, was Ellen dem General anvertrauen wollte, aber zugleich empörte sich mein Gefühl dagegen, daß sie eine solche Angelegenheit einem fremden Manne gegenüber überhaupt berührte. Ich konnte sehen, wie Ellen mit niedergeschlagenen Augen und leiser Stimme zu dem General sprach, der ihr einige Worte erwiderte, wie sie ihm aus seinem Briefe, mit oft stockender Stimme, etwas vorlas, und ihm sodann denselben überreichte. Wie ich später erfuhr, war es ein am Tage vor Brinks Tode von dem Pastor Gaard geschriebener Brief, welcher nicht abgefertigt worden war, den Ellen auf dem Schreibtisch ihres Bruders nach seiner Verhaftung gefunden hatte und dem General nun verdeutschte. Der Brief lautete:

„Lieber, teurer Erik! Es drängt mich, Dir noch einen Beweggrund mitzuteilen, weshalb ich Deine Vorschläge zurückwies. Sieh, wir beide haben wohl den furchtbaren Argwohn, daß jener Preuße, der bei uns im Quartier liegt, vielleicht die Ursache von Ellens Verhalten gegen Dich ist. Aber wenn dem so wäre, und ich sage Dir, als treuer Sohn meines Landes tief beschämt, ich fürchte, es ist so, dann — gerade vermag ich Dich um so weniger in Deiner Rolle zu unterstützen, die Du, von edler Vaterlandsliebe getrieben, da Du nicht Soldat sein kannst, ungeachtet meiner Ablehnungen, durchzuführen entschlossen bist. Du mußt meine Empfindung verstehen. Könnte es nicht der blinde Zufall wollen, daß der Mann, der meinem Familienkreise näher trat, und den ich als Menschen nicht mißachten kann, gerade ein Opfer Deiner Schritte würde? Unedler Nachsucht würde mich dann vielleicht mein Gewissen anklagen . . .“

Hier brach der Brief ab. Der General hatte ihn an sich genommen, und ich unterschied die Worte: „Ob das Kriegsgericht gerade auf diesen nicht abgefertigten Brief großen Wert legen wird, mein Fräulein, das glaube ich nicht. Indes, es wird sich finden.“ — Er zog eine Klingel. „Der Herr Divisionsauditeur soll sogleich bei mir erscheinen.“

„Der Herr Auditeur hat soeben gebeten, vorgelassen zu werden.“

„Sehr gut! Führen Sie ihn in das Nebenzimmer. Entschuldigen Sie mich einen Moment.“

Ich war mit Ellen allein. Sie saß mit gesenktem Haupt; ich blieb an der entgegengesetzten Seite des Zimmers stehen. Keiner sprach ein Wort. Es war mir, als sei etwas Fremdes zwischen uns getreten. — Inzwischen war die zehnte Abendstunde herangekommen. Die dunklen, über dem Städtchen hängenden Gewitterwolken verdüsterten das Zimmer. Hin und wieder kam es mir vor, als ob Ellen einen schnellen, furchtsamen, prüfenden Blick auf mich würfe. — Man hörte den Auditeur und den General im Nebenzimmer sprechen, ohne ihre Worte verstehen zu können.

Nach einigen, uns wie eine Ewigkeit erscheinenden Minuten trat der General wieder bei uns ein.

Ellen erhob sich und ging ihm einige Schritte entgegen.

„Mein Fräulein,“ sagte der General, „der Brief Ihres Bruders hätte mich unmöglich bestimmen können, von einer weiteren Verfolgung abzustehen, aber die Sachlage ist eine andere geworden. Nachdem man dem Gemeindevogt mitgeteilt hatte, daß es sich um das Leben des Pastors Gaard handeln könne, hat er heute ausgesagt, daß Ihr Bruder ausdrücklich jede Teilnahme an der geplanten Kundschafterei abgelehnt hat. Er hat sogar dafür einen schriftlichen Beweis erbracht. Der Auditeur kam, um mir dieses zu melden und mir vorzuschlagen, unter diesen Umständen die Untersuchung gegen Ihren Bruder einzustellen. Ich habe demgemäß soeben verfügt, was ich um so besser konnte, als Ihr Brief mit der Aussage des Vogtes übereinstimmt. Da aber immerhin ein gewisser Verdacht auf ihm haftet, soll er bis zum Verlauf der nächsten Operationen in Haft bleiben. Den Brief Ihres Bruders gebe ich Ihnen zurück.“

„O, tausend Dank, Herr General!“ rief Ellen mit jubelnder Stimme. „Sie geben uns das Leben wieder! Aber können Sie ihn nicht lieber gleich frei lassen?“ fügte sie naiv bittend hinzu.

„Mein Kind,“ erwiderte der General, über dessen harte Züge ein Lächeln flog, „seien Sie zufrieden, daß die Sache so abgelaufen ist! Wir Deutschen haben mit Ihrer Nation alte Abrechnung zu halten, vom Tode von Schill, der unter dänischen Säbeln in Stralsund fiel, bis jetzt. Erkennen Sie an, daß wir auch im Kriege Gerechtigkeit üben! Und nun leben Sie wohl, mein Fräulein!“

Er reichte Ellen die Hand, die sie in überströmendem Gefühl mit beiden Händen ergriff. „Wir haben beide unsere Pflicht gethan! — Lieutenant von Günther! Geleiten Sie das Fräulein zur Stadt hinaus. Und — thun auch Sie Ihre Pflicht!“

Der General hob wie drohend den Zeigefinger gegen mich, indem er mich scharf ansah, machte uns eine kurze Verbeugung und verließ das Zimmer.

*

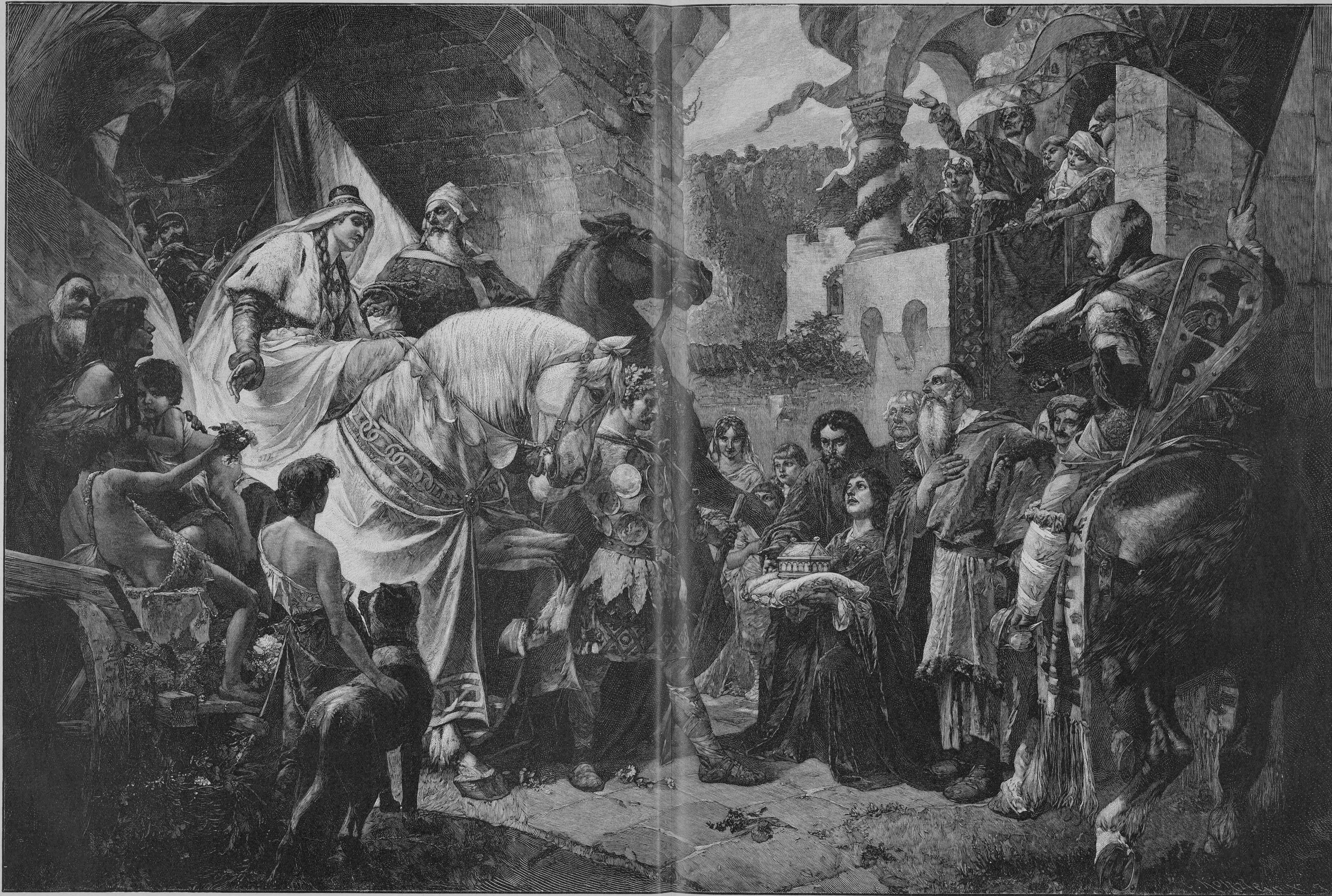
In einigen Minuten war ich mit Ellen außerhalb des Städtchens. Bald stießen wir auf die am Wege nach Svendstrup biwakirende Wache, die uns, nachdem ich mich zu erkennen gegeben hatte, ohne Anstand passiren ließ, und setzten unseren Weg fort. Der sich vom Fjord hinaufziehende Wald, hier zu schönen Anlagen umgeschaffen, begleitet auf der einen Seite die Straße, welche selbst mit hohen Bäumen besetzt ist.

Die Gewitterwolken hatten sich verdichtet — die Luft war schwül, Wetterleuchten am Horizont. Wir schritten neben einander her, ohne ein Wort zu finden. Unter einer hohen Ulme blieb Ellen plötzlich stehen.

„Herr von Günther,“ sagte sie mit leiser Stimme.

„Fräulein Gaard, womit kann ich Ihnen noch gefällig sein?“

„O, nicht so, nicht so! Sprechen Sie nicht so! Ich will Ihnen meinen Dank aus tiefstem, vollstem



Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Ferd. Wagner: Einzug der Chriemhilde in Passau.

Digitized by Google

Digitized by Google

Herzen sagen. Ich begreife wohl, daß Sie sich dem Unwillen Ihres Generals aussetzen konnten, indem Sie mir diese Unterredung verschafften. Und wie taktvoll und gut haben Sie das alles für mich gethan!"

„Fräulein Ellen," entgegnete ich, „machen wir nicht Aufhebens von dem geringen Dienst, den ich Ihnen leistete."

Sie reichte mir die Hand. Mit niedergeschlagenen Augen, mit gesenktem Haupt stand sie vor mir. Unsere Hände trennten sich. Ich machte eine Bewegung, um unseren Weg fortzusetzen, aber Ellen blieb stehen. „Sie zürnen mir," sagte sie leise.

„Nein, mein Fräulein!"

„Ja, Sie zürnen mir, weil meine Worte von vorhin die Ursache waren, daß der General Sie beiseite treten hieß. Und ich kann es nicht ertragen, daß Sie mir zürnen!" rief sie plötzlich, in Thränen ausbrechend. Sie wandte sich von mir ab und lehnte sich, ihr Gesicht verbergend, an den Stamm der alten Ulme, die ihr Laubdach über uns ausbreitete.

„Ellen," rief ich, auf sie zutretend und ihre Hand erfassend, die sie mir überließ. „Vergeben Sie mir! Ich fühlte mich verletzt, ja, aber es war thöricht, war unrecht von mir, zudem ich ja wußte, was Sie dem General sagen wollten."

„Sie wußten? Von wem wußten Sie?"

„Nun, von Ihres Bruders Gattin, die in ihrer Furcht vor einem Konflikt —"

„Es Ihnen andeutete! — Nun dann, hier — nehmen Sie und lesen Sie diesen Brief."

„Ellen," antwortete ich, „und wenn ich ihn auch nicht lese, so verstehe ich doch jetzt alles, ich verstehe, welche Selbstüberwindung es Ihnen gekostet hat, hiervon dem General zu sagen, ich verstehe, daß Sie dieses Opfer nur brachten, weil Sie alles daran setzen wollten, Ihren Bruder zu befreien."

„Den Bruder, den ich so schwer gekränkt hatte durch meine Weigerung," fiel sie mit bebender Stimme ein, „und den ich wie einen Vater zu lieben und zu ehren meiner Mutter in ihrer Sterbestunde versprochen hatte. Ich stehe vor Ihnen vielleicht als eine Abtrünnige meines Volkes, aber ich konnte von Ihnen nicht im Unfrieden scheiden."

„Nein, Ellen, nicht scheiden," rief ich, ihre bebende Hand fester umschließend, „nicht scheiden! Ich fühle, daß wir zu einander gehören. Wahre Liebe reicht über den Haß und Streit der Nationen hinweg. Und wenn der Krieg geendet, dann, Ellen, wollen Sie dann die Meine sein?"

„Wie gern ich es wollte!" flüsterte sie, mit gesenktem Haupt vor sich hinblickend. „Wie gern ich es wollte, und dennoch —" ich fühlte ein krampfhaftes Zucken in ihrer Hand, dann richtete sie sich auf.

„Ich will wahr sein in dieser Abschiedsstunde. Ja, auch ich habe diesen Traum geträumt, bevor, bevor — Sie wissen, was geschah! Aber Blut trennt uns — der Unglückliche, er fiel nicht von Ihrer Hand, aber dennoch — nie, nie würde mein Bruder einwilligen; ich selbst, die Tochter der besiegten Nation, hätte nicht die Kraft, mich hinwegzusetzen über die Meinung meiner Landsleute und — meines eigenen Nationalstolzes. — Ich liebe Sie, Günther, Gott weiß, wie ich Sie liebe, aber ich kann Ihnen nicht folgen, ich gehorche der Pflicht." Noch einmal berührte sie kurz meine Hand. „Fahr wohl, fahr wohl, Teuerster," flüsterte sie in deutscher Sprache.

Es gibt Lagen, in denen man kein Wort findet. So erging es mir in diesem Augenblick, denn sie hatte mit der vollen Wucht der Ueberzeugung gesprochen, und ich fühlte, daß ihr Entschluß, falls nicht das Schicksal mächtig eingriff, jetzt unbesiegbar war. Ellen hatte ihren Weg fortgesetzt, ich ging ihr zur Seite. Ein dumpfes Grollen aus der Gewitterwolke und einzelne fallende Tropfen kündigten das Unwetter an. Es war, als ob der Himmel zürnte, daß der Zwist der Nationen zwei Herzen von einander reißen sollte, die sich mitten in diesem Zwist selbst gefunden hatten.

Plötzlich blieb Ellen stehen und blickte unruhig umher.

„Hier war es doch," sagte sie.

„Was war hier?" antwortete ich mechanisch.

„Hier wartete der Wagen, hier, wo der schmale Weg nach den Anlagen abgeht. Er ist nicht da!"

„Irren Sie sich nicht im Ort?"

„Unmöglich! Aber vielleicht ist der Kutscher, um die Pferde zu bewegen, eine Strecke auf und ab gefahren."

Wir gingen einige hundert Schritte vorwärts. Wir lauschten — vergeblich. Wir kehrten an die Stelle zurück; nichts ließ sich hören. — Inzwischen hatte sich das Grollen über uns zu einem lauten Rollen verstärkt, dem grelle Blitze vorangingen.

„Mein Gott," rief Ellen, „was soll daraus werden? Wo kann der Wagen hingekommen sein?"

Ich war ratlos wie sie. Und dennoch keimte in mir neben der Besorgnis um ihre Sicherheit — Svendstrup war drei deutsche Meilen entfernt, die Wege in diesen Zeiten unsicher — neben dieser Besorgnis, sage ich, keimte sofort die Freude in mir auf, daß unsere Trennung nicht augenblicklich vor sich ging.

Ein heftiger Windstoß beugte die Krone der Bäume und ließ den Staub auf der Chaussee aufwirbeln. Gleich darauf strömte der Regen heftig nieder, und der Sturm setzte, nicht in einzelnen Stößen, sondern ununterbrochen ein, uns den Regen aus der Richtung von Svendstrup ins Gesicht peitschend.

„Vielleicht," sagte ich, „dauert das Unwetter nicht lange. Suchen wir für jetzt Schutz unter den Bäumen der Anlagen. Kommen Sie!"

Nach einem Augenblick des Zögerns folgte mir das junge Mädchen. Der Weg, welcher von der Chaussee abbog, trat nach kaum zwanzig Schritten in den Wald ein. Wir stellten uns unter eine stark belaubte Buche dicht an dem schmalen Wege, der sich in die Dunkelheit des Parkes verlor.

So standen wir einige Minuten stumm neben einander, über uns das Laubdach, in das Toben des Gewitters hinaussehend.

„Horch!" rief Ellen, in den Park deutend. Auch ich lauschte angestrengt, soweit es die Donnerschläge gestatteten. „Das ist das Geräusch einer marschirenden Truppe," rief ich, „und zwar ganz nahe."

Ein Gedanke durchzuckte mich — der Fjord war von uns nur wenige hundert Schritte entfernt. — Ich zog den Revolver und wollte dem Geräusch entgegengehen, aber Ellen klammerte sich fest an mich.

„O, bitte, bitte, mich nicht allein lassen!" flehte sie angstvoll.

„Ellen," erwiderte ich, sie sanft, aber unwiderstehlich von mir entfernend, „jetzt meine Pflicht."

Ich hatte etwa zehn Schritte in der Richtung auf eine dunkle Masse gemacht, die mir in dem schmalen Wege entgegenkam, als ein greller Blitz das Dunkel zerriß.

Ich sah dänische Uniformen dicht vor mir. — Meinen Arm ausstrecken und den Revolver abfeuern war eins. Aber gleich darauf erhielt ich einen starken Schlag auf den Kopf, der tausend Lichter vor meinen Augen tanzen ließ, und fühlte einen brennenden Schmerz in der Brust.

Ich fiel — mir war noch dunkel, als ob eine schwere Masse über mich fortginge — dann schwanden mir die Sinne.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Bilder.

Einzug der Chriemhilde in Passau. Eine der schönsten Stellen in unserem mittelalterlichen nationalen Epos, dem Nibelungenliede, ist die Schilderung des Zuges, den Chriemhilde unternimmt, um sich nach Siegfrieds Tod dem Hunnenkönig Attila zu vermählen und so das tragische Geschick über das durch Siegfrieds Ermordung in Schuld verstrickte burgundische Königshaus heraufzubeschwören. Einen Vorgang aus diesem Zuge, Chriemhildes Einzug in Passau an der Seite ihres Oheims, des Bischofs Pilgerin, hat unser Künstler zum Vorwurfe seiner Darstellung gewählt. Wir lesen darüber in dem Nibelungenliede, so wie Simrock es übertragen hat, in dem zweiundzwanzigsten Abenteuer:

In der Stadt zu Passau saß ein Bischof,
Herbergen leerten sich und auch des Fürsten Hof:
Den Gästen entgegen ging's durch Baierland,
Wo der Bischof Pilgerin die schöne Chriemhilde fand.

Den Recken in dem Lande war es nicht zu leid,
Als sie ihr folgen sahen so manche schöne Maid.
Da kosten sie mit Augen manch edlen Ritters Kind,
Gute Herberge wies man den Gästen geschwind.

Dort zu Pfledelingen schuf man ihnen Ruh;
Das Volk allenthalben ritt auf sie zu.
Man gab was sie bedurften williglich und froh:
Sie nahmen es mit Ehren; so that man bald auch anderswo.

Der Bischof mit der Nichte ritt auf Passau an.
Als es da den Bürgern der Stadt ward kundgethan,
Das Schwesterkind des Fürsten Chriemhild wolle kommen,
Da ward sie wohl mit Ehren von den Kaufherren aufgenommen.

Das neue königliche Marstallgebäude am Neuen Palais bei Potsdam. Kaiser Wilhelm II. hat bekanntlich den Schwerpunkt seines heimatlichen Aufenthaltes von Berlin nach Potsdam verlegt. Dieser Umstand hat verschiedene Umänderungen in den Einrichtungen des kaiserlichen Haushaltes und zahlreiche Verlegungen dahin gehörender Institute zur Folge gehabt; wir nennen hier unter anderem die Versetzung der Leibgendarmerie und der Leibgarde Ihrer Majestät, die Umquartierung des Gros der Leibdienerschaft von Berlin nach der Havelresidenz. Auch die Mehrzahl der Hofwagen und Reitpferde mußte den Umzug mitmachen und zu deren Unterstellung ward der Bau eines wohnlichen Heims als unbedingte Notwendigkeit erkannt. Das neue Marstallgebäude, im Sommer 1894 vollendet, ist in unmittelbarer Nähe des Neuen Palais, seitlich hinter den dem Schlosse gegenüber stehenden Kommuns, an der Straße Wildpark-Barnim gelegen. Es schließt sich in seiner Bauart ungefähr an den holländischen Renaissancestil des Schlosses und der beiden Kommuns an und ist demgemäß in rotem Backstein mit — freilich nur imitirter — gelber Sandsteindekorirung gehalten. Das Gebäude besteht aus einem mit mächtigem Bogenportal geschmückten Mittelhauptbau, an den sich zwei nach dem Palais zu rechtwinkelig vorgebogene niedrigere Flügel anschließen. Der hohe Mittelbau dient als Winterreitbahn; im Erdgeschoß der beiden Flügelbauten befinden sich die Pferdeställe und Wagenremisen, während die ersten Stockwerke Wohnungsräume für Kutscher, Reitknechte und sonstiges Stallpersonal, sowie Verwaltungsräume aller Art enthalten. Eine Wanderung durch das Innere der Ställe gewährt den Eindruck peinlichster Sauberkeit und Accuratesse; jeder Vierfüßler, ja mancher Zweifüßler dürfte die königlichen Rosse um die Wohnlichkeit ihres Heims beneiden. Der das Ganze umgebende, von einem Eisengitter umhegte freie Platz enthält unter anderem mehrere offene Reitbahnen. Die nicht unmittelbar dem kaiserlichen Hof- und Haushalt dienenden Pferde sind nach wie vor in dem alten Marstallgebäude am Potsdamer Lustgarten untergebracht; die dem Hofhalt des Prinzen Friedrich Leopold zugeteilten Rosse stehen in den zu Schloß Glienicke gehörigen Stallungen. T.

Stilvoll.

Eine Skizze

von

Stefan Heine (Feodor Helm).

Am Strande von Borkum ging ein junger Mann unruhig auf und ab. Er hatte auf dem Wege, der vom Damenbade in einem weiten Bogen herführte, ein wohlbekanntes rotes Kleid auftauchen sehen, und noch ehe er's recht genau wahrnahm, hatte ihm schon sein weitsichtigeres Herz die Nahende durch unruhiges Klopfen angekündigt.

„Werde ich mich jetzt mit ihr verloben?" Diese Frage, die er sich seit acht Tagen fast stündlich vorlegte, stieg auch jetzt wieder im Kopf und in der Seele des jungen Professors auf, und wie die Finger einen wohleingeübten Lauf auf dem Klaviere mechanisch immer wieder und wieder spielen, so durchflogen seine Gedanken die ganze Empfindungsskala, die diesem halben Entschluß voranging.

Vom ersten Augenblicke an, da der Zufall ihm Theo Fürstner zur Tischnachbarin gegeben, hatte das junge Mädchen einen starken Eindruck auf ihn gemacht, und je länger er sich mit ihr unterhielt, desto klarer wurde es ihm, daß sie, wie keine andere, zu seiner künftigen Gattin sich eignen würde. Diese Ueberzeugung verwandelte sich, bei näherem Verkehr, in jene warme Zärtlichkeit, die der beste Grundstein häuslichen Glückes ist und die zur fröhlichsten Hoffnung sich gesellte, als er's an tausend kleinen Zeichen wahrnahm, daß auch Theo ihn schätze, ihm vertraue. Still hatte er sie reifen lassen in ihrem Herzen, die goldene Saat; heute aber, heute wollte er sprechen. Sie hatte ihm erzählt, sie würde nach dem Bade hierher kommen, „um sich zu sonnen", wie sie sagte, und nun dünkte es ihm unerträglich lang, bis sie den Pfad, der für ihn um diese Stunde „verbotener Weg" war, zurückgelegt hatte. Um seine Ungeduld zu beschwichtigen, zog er den Brief hervor, den er vorhin erhalten und ungelesen in die Tasche gesteckt hatte. Er kam von einem Freunde und Spezialkollegen aus Berlin, dessen Hochzeit er vor kaum einem halben Jahre beigewohnt hatte. Der Brief eines jungen, glücklichen Ehemannes. Das beste Mittel, um seinen wankenden Mut wieder aufzurichten. „Lieber Freund," las er nun, „in meiner Eigenschaft als Historiker und gewissenhafter Quellenforscher habe ich mir aus einigen Andeutungen Deines Briefes und namentlich auf Grund der Dinge, die nicht in Deinem Schreiben standen, ein klares Bild Deines gegenwärtigen Zustandes gemacht. Teurer Freund, Du bist verliebt und — was mehr ist — Du willst heiraten! Ist es nicht so?

„Für alle Fälle laß Dir von einem erfahrenen Manne, der Dir in diesen Dingen ein gutes Stück voraus ist, einige Ratschläge geben, ehe Du diesen verantwortungsschwersten aller Schritte unternimmst.

„Vor allen Dingen ‚Laß Deine künftige Frau wie sie ist!' Aufgepfropfte Ansichten haften entweder ihrem Wesen

Digitized by Google

unorganisch an, oder, was schlimmer ist, sie wuchern in dasselbe hinein und zerstören alles das, was Dir lieb war.

„Zweitens: ‚Handle nicht nach Theorien!‘ Theorien und Prinzipien sind künstliche Hilfsmittel, Krücken, deren man sich bedient, wenn gesunder Menschenverstand und Gefühl nicht ausreichen.

„Drittens: ‚Richte Deinen Hausstand so ein, daß die leblosen Gegenstände zu eurer Bequemlichkeit dienen, nicht eure Tyrannen sind!‘ Hätte doch zu mir jemand so gesprochen vor meiner Verlobung — ich säße jetzt nicht mit einem schlechten Gewissen belastet hier in der Lafontainestraße! Die Tyrannei der leblosen Gegenstände ist es, die mich von meinem neugegründeten Heim vertrieben hat und mich zu einem Lügner und Betrüger werden ließ.

„Dir zur Warnung will ich beichten, wie das alles kam. Ihr habt mich oft mit meiner Vorliebe für das Mittelalter geneckt und behauptet, ich sei in der damaligen Kultur besser bewandert, als in der heutigen. Vielleicht ist das die Quelle meines ganzen Mißgeschickes. Denn kaum hatte die erste Seligkeit des Brautstandes ein wenig ruhigeren Gefühlen Platz gemacht, als ich auch schon begann, Cornelien dieses, mein Interesse, förmlich aufzuzwingen. Ich gab ihr mein Buch über die deutsche Renaissance und das süße Geschöpf war meine treueste Zuhörerin in meinen Vorträgen ‚Ueber den Stil‘, die ich im Kunstgewerbeverein hielt. Ich entwarf ihr Zeichnungen für die stilvolle Ausschmückung unseres reizenden kleinen Häuschens hier in Berlin. Da war kein Stück unserer künftigen Einrichtung, das wir nicht zusammen besprochen hätten und Cornelie war eine nur zu gelehrige Schülerin! Bald wußte sie besser als ich unpraktischer Mensch Schreinern und Tapezieren ihre Anordnungen verständlich zu machen. Wir besuchten zusammen die Museen, stöberten bei Trödlern umher nach alten „echten“ Schränken und Truhen und ich beauftragte einen mir befreundeten Maler in München, mir alle Möbel aus dem sechzehnten Jahrhundert, deren er habhaft werden könne, zu schicken. So kam unsere Hochzeit heran und ich freute mich kindisch auf das Bewohnen dieses altdeutschen Renaissanceparadieses. Nach vierzehntägiger Rheinfahrt kehrten wir Ueberglücklichen heim. Cornelie war in der letzten Stunde unserer Eisenbahnfahrt etwas stiller geworden: es sei nur die Freude auf unser trauliches Heim, die sie stumm mache, erwiderte sie auf meine Frage, als wir die Droschke verließen, die uns vor der Thür unseres Hauses absetzte.

„Was sage ich? Unseres Hauses? Unseres Museums, denn das war es, was ich zu sehen bekam. Freund Lucas, der Kunstkritiker, hatte das Ganze eingerichtet, und die Anordnung machte seinen Kenntnissen Ehre. Wir gingen zuerst in mein Zimmer, durchschritten dann die stattliche Eßstube und setzten uns schließlich, halb betäubt von alle dem Gewichtigen, Eisernen, Schwerfälligen auf die breite Ofenbank am grünen Riesenkachelofen und betrachteten stumm alle die Herrlichkeiten um uns herum. Fromme und kräftige Sprüche rings an den Wänden, Spinnrad und Laute dort im Erker, gardinenlose Buzzenscheiben oder bunte Glasmalerei, Holzgetäfel und imitirtes Gebälk. Ich stieß die Fenster auf, es war mir plötzlich seltsam schwül geworden in diesem Zimmer, das nicht den kleinsten Ausblick ins Freie gewährte. Minutenlang standen wir so beide am Fenster, sahen hinab in den sich eben begrünenden Garten und fühlten im Aneinanderschmiegen, wie glücklich wir waren. Und von neuem begann die Rundreise im Hause. Riesige Schränke, deren Schlüssel einen halben Meter weit aus den kunstvollen Schlössern herausragten, harte, unbewegliche Bänke rings an den Wänden, im Eßzimmer reich geschnitzte Kirchenstühle und eine Sammlung bunten Thongeschirres neben blitzenden Zinntellern, unerreichbar hoch auf gewaltigen Eichenborden. In meinem Zimmer eine zeltartige Erhöhung, zu der drei Stufen hinaufführten. Die kostbaren Vorhänge waren mit Waffenornamenten gekrönt. Mein Schreibtisch, eine kleine Nachbildung der Hauptfront des Kölner Domes mit der Uhr oben im Turm, ein Triumph des Stuttgarter Gewerbes, davor ein harter Lutherstuhl. Es ist unmöglich, alles in Kürze zu schildern, aber Du kannst einen Begriff davon im Baseler oder Nürnberger Museum erhalten. Verstohlen sah ich zu Cornelien hinüber, ob auch sie etwas von der großen Enttäuschung empfände, die mich erfaßt hatte bei dieser in die Praxis übersetzten Theorie, aber ihr strahlendes Lächeln, mit dem sie mich auf dieses oder jenes besonders ‚Stilvolle‘ aufmerksam machte, der liebevoll glückliche Ausdruck, mit dem sie immer wieder aufs neue meine „gute Idee“ pries, machte mich verstummen.

„Das war der erste Tag! Die Wochen, die nun folgten, waren eine Hölle für mich.

„Täglich fühlte ich mich unglücklicher in dieser Umgebung, die meinen Bedürfnissen und Gewohnheiten gar keine Rechnung trug und mir statt dessen neue aufzwingen wollte. Selbst Cornelie erschien mir in ihrer stilvollen Kleidung, den ewigen Schlüsselbund am Gürtel, wie ein anderes fremdes Wesen, dem man nur mit Troubadourweisen nahen dürfe. Ich versuchte es mit den Büchern, aber keine Möglichkeit, in diesem stilvollen Zimmer zu arbeiten. Die gemalten Scheiben warfen mir bunte Reflexe auf das Schreibpapier, der kriegerische Schmuck ringsum verwirrte meine Gedanken, das große eiserne Tintenfaß in Gestalt einer auf Löwenfüßen ruhenden Kanzel, zog meine Aufmerksamkeit auf sich, in dem Lutherstuhl konnte ich nicht die bequeme Stellung wiederfinden, die ich mir in meinem alten, ererbten Ledersessel angewöhnt hatte, und die mir zum Nachdenken notwendig geworden war — kurz, das Ende der Ferien naht heran, ohne daß es mir gelungen wäre, mich auf meine Vorlesungen vorzubereiten. Mein einziger Trost war, daß Cornelie überglücklich war in dieser Verwirklichung meiner mittelalterlichen Phantasien.

Sie saß in ihrem Erker im blauen Gretchenkostüm am Spinnrade, wenn ich hereintrat und schien nichts anderes zu wünschen, als die lebende Zuthat zu dieser Dekoration zu bilden, die mir täglich verhaßter wurde, weil sie mir unwahr und theatralisch erschien. Wollte ich einmal Modernes lesen, so setzte ich mich hart ans Fenster, um der aufreibenden, rückschraubenden Gedankenarbeit enthoben zu sein, die der Anblick meines Zimmers mir auferlegte.

„Wäre meine junge Frau nicht so glücklich, so zufrieden gewesen, vielleicht hätte ich die Scham überwunden, ihr meinen Wankelmut zu gestehen; vielleicht hätte ich — das schwerste, was ein junger Ehemann auf sich nehmen kann — ihr gesagt, daß ich mich getäuscht, indem ich die Kultur vergangener Jahrhunderte ins heutige Leben übertragen wollte. So aber schwieg ich und duldete still.

„Da las ich eines Tages in der Zeitung, ‚ein behaglich möblirtes Herrenzimmer in einem Gartenhause der Lafontainestraße‘ sei zu vermieten. Die Worte ‚behaglich möblirt‘ thaten es mir an, so daß ich unwillkürlich die Adresse des Hauses im Gedächtnis behielt. Als ich mich am Abend desselben Tages dort draußen befand, um einem Kollegen einen Gegenbesuch zu machen, hielt ich, ohne recht zu wissen, weshalb, bei der betreffenden Nummer an. Mit raschem Entschluß durchschritt ich nun die Marmorhalle des Vorderhauses und fand in einem köstlichen Garten ein bescheidenes Steinhäuschen, die Wohnung des Gärtners. Man zeigte mir das Zimmer, welches ein alter Privatgelehrter, der kürzlich gestorben war, jahrelang bewohnt hatte und in dem noch ein feiner Cigarrenduft zu schweben schien. Der bequeme Sekretär, die gemütlichen Sessel und eine vielversprechende Chaiselongue, die altmodische Servante mit ihren Raritäten, Oelbilder an den Wänden und eine niedrige Studirlampe — ich konnte nicht länger widerstehen, und der erste Schritt auf der abschüssigen Bahn des Verbrechens geschah, ich kam mit der Gärtnersfrau überein, daß sie mir dieses Zimmer für einen mäßigen Preis zur täglichen, willkürlichen Benützung überlassen sollte.

„Wie ein Verbrecher schlich ich nach Haus, aber der Anblick der Speere und Schilder über meinem Zelt bestärkte mich in meinem abscheulichen Vorhaben. Seit Wochen bewohne ich nun dies heimliche Paradies, in dem ich nur meine geliebte Eva vermissen muß. Unter dem Vorgeben einer wichtigen Arbeit begebe ich mich täglich in mein Zimmer, um von dort verstohlen zu entweichen und mit Pferdebahn oder Droschke hierher zu eilen. Hierher habe ich nach und nach alles geschleppt, was in die streng einheitliche Einrichtung unseres Hauses nicht passen will, die Pastellbildchen meiner Eltern, meine Studentenerinnerungen und vor allem meine zusammengewürfelten Schreibutensilien aus der Junggesellenzeit. Aus dem Vorderhause klingt das hochmoderne Chanson von Musset-Tosti ‚Ninon, Ninon, que fais-tu de la vie?‘ von einer schönen Diva gesungen, die dort wohnt und gibt meinen Nerven, die von dem ewigen Rekonstruiren ganz verzerrt waren, die nötige Spannung wieder. Meine Frau freut sich meiner heiteren Stimmung und —“

Bis dahin war er gelangt in diesem sonderbaren Briefe, der einsam Wandelnde, nun aber steckte er das umfangreiche Schriftstück hastig in die Tasche, denn jetzt kam sie — jetzt war sie da.

Theos Gesichtchen war blaß, und sie kam langsam, nachdenklich daher, einen offenen Brief in der Hand. Das braune Haar fiel ihr aufgelöst bis zur schlanken Taille herab, und schon krausten sich wieder die feuchten Strähnen zu schimmernden Wellen.

Der Professor trat auf sie zu: „Fräulein Theo,“ sagte er und nahm ihr in zerstreuter Aufregung den Sonnenschirm aus der Hand, in dem unbewußten Bestreben, ihr Gesicht ganz frei und unverdeckt vor sich zu haben, „Fräulein Theo, Sie wissen, was ich Ihnen — ich kann Ihnen nicht länger —“ weiter kam er nicht. Der Augenblick war entschieden ungünstig gewählt. Dem Sonnenbrande hilflos ausgesetzt, hob Fräulein Theo wie in leiser Abwehr beide Hände. „O, wie das blendet,“ rief sie dabei.

Er fühlte, sie wolle ablenken, und gab ihr mit einer ironischen Verbeugung, die sein Verletztsein zeigen sollte, den Schirm zurück. „Hier,“ sagte er, „schützen Sie sich.“ Sie sah ihm unter dem schattenden Dache nun voll und ernst in die Augen. „Bitte, bitte, jetzt nicht,“ sagte sie rasch und leise. — „Und warum nicht jetzt?“ fragte er. Sie errötete tief und sah an ihm herauf, als sähe sie seine Gestalt zum erstenmal, dann, mit plötzlichem Entschluß, legte sie den Brief, den sie hielt, in seine Hand und fügte mit stockender Stimme hinzu: „Es ist zwar eine Indiskretion — aber —“ dabei wollte sie hinweghuschen. Er sah sie befremdet an. „Was soll ich damit?“ fragte er, und dabei suchten seine Augen nach der Unterschrift. „Cornelia Sanden?“ rief er erstaunt; „kennen Sie die Frau meines Freundes?“ — „Ihres Freundes!“ wiederholte sie, „um so mehr müssen Sie es lesen, was er seiner armen Frau anthut, und ihn womöglich zu bessern suchen.“

Nun zog auch er seinen Brief aus der Tasche. „Verrat gegen Verrat,“ sagte er und reichte ihn ihr. Sie zögerte ein wenig, dann setzte sie sich in einen der Strandkörbe, die hier herumstanden, und die beiden aufgeregten, jungen Menschen begannen eifrig ihre Briefe zu lesen.

„Liebe Theo,“ lautete der der jungen Frau, „Du beklagst Dich mit Recht über mein langes Stillschweigen, da ich in dem halben Jahr meiner Ehe noch nicht Zeit fand, meinen Freundinnen für das mühsame, wundervolle Hochzeitsgeschenk zu danken. Die Idee ist reizend, den Teppich vom Bilde der Holbeinschen Madonna für mich abzusticken und so einen stilvollen Grund für meine altdeutsche Einrichtung zu liefern. Er nimmt sich im Salon unter dem Donauweibchen und zwischen den geschnitzten Chorstühlen, die mir der gute Papa ganz nach dem Muster der alten Hildesheimer Kirchensessel machen ließ, vorzüglich aus.

(Zwei Tage später:)

„Nein, ich kann den ruhigen, konventionellen Ton nicht festhalten Dir gegenüber. Du sollst es wissen, wie unglücklich ich bin! Dein Brief mit den leisen Andeutungen Deiner Liebe für diesen jungen Professor hat mich tief erschreckt. Du schreibst, ich solle Dir ein wenig von ‚meinem Glück‘ vorplaudern! Nun gut, ich will es Dir schildern, wie es beschaffen ist, dieses Glück, vielleicht läßt Du Dir mein Schicksal zur Warnung dienen.

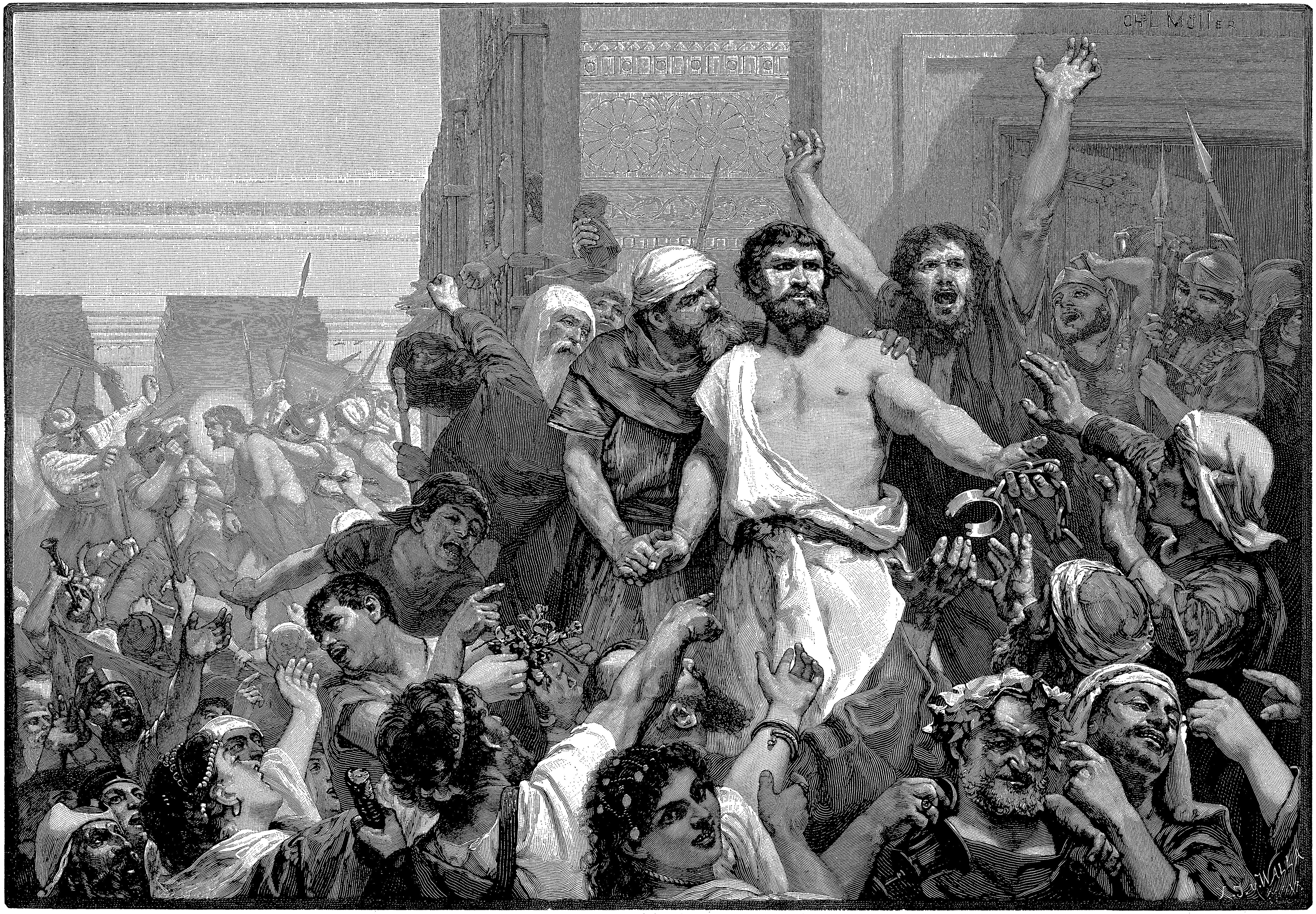
„Auch ich glaubte ihn ja ‚gut, klug und edel‘, den Mann meiner Wahl. Du weißt es, welch eine glückliche Braut ich war. Der erste leise Schatten fiel auf mein Glück durch Gerhards Vorträge im Kunstgewerbeverein. Ich schrieb sie Wort für Wort nach, diese Vorlesungen, und es wurde mir klar, wie tief ich in geistiger Beziehung unter diesem gelehrten und begeisterten Manne stand. Diese Einsicht schmerzte mich, und ich bemühte mich nach Kräften, mir seine Ansichten und Wünsche zu eigen zu machen. Er schwärmte für alles Altdeutsche, Mittelalterliche und ich, deren Mädchenstübchen das zierlichste Durcheinander von allerhand Dingen gebildet hatte, überwand meinen Widerwillen gegen die sogenannten stilvollen Einrichtungen, um die Ideale, die er in dieser Beziehung hatte, zu verwirklichen. Das ist mir denn auch gelungen, und mein einziger Trost in all den Stunden, wo ich mich einsam und verloren zwischen den unbequemen, altertümlichen Möbeln fühlte, war der Gedanke, daß Gerhard sich in dieser Häuslichkeit, die durch seinen Wunsch so entstanden war, wohl befand. Hörte ich seinen Schritt, so begab ich mich schnell in den kleinen Erker in meinem Zimmer zu Spinnrad und Laute, die ich freilich nicht zu handhaben verstehe. In meinem blauen Gretchenkostüm war ich da wohl nicht vielmehr als eine Dekoration unter den anderen, und ich kam mir vor wie eine Theaterpuppe in einem schönen Kasten, aber Gerhard gefiel ich, und so verschwieg ich ihm sorgfältig, wie ungemütlich und unwahr mir die ganze Umgebung erschien.

„Trotz aller meiner Bemühungen bemerkte ich aber bald, daß mein Gatte täglich verstimmter und bedrückter wurde, bis — wie mit einem Schlage — diese böse Laune wich und strahlendster Heiterkeit Platz machte. Ich beklagte mich nicht, als Gerhard sich mehr und mehr in sein Zimmer zurückzog und mich sogar bat, ihn dort nicht zu stören, da er Wichtiges zu arbeiten habe. Ich schlich mich in dieser Zeit oft hinauf auf den Speicher, wo mein Schreibtisch, das Nähtischchen aus meiner Mädchenzeit und alle die lieben Sachen Platz gefunden haben, die ich leider verbannen mußte, um den einheitlichen Stil nicht zu stören. Dort saß ich vor einigen Tagen und begann diesen Brief an Dich, liebste Theo, als ich meinen Mann mit eiligen Schritten das Haus verlassen sehe. Ich fürchtete schon, er möchte mich unten vergeblich gesucht haben und mit etwas schlechtem Gewissen, denn ich mochte meinen heimlichen Schlupfwinkel nicht verraten, erwartete ich meines Mannes Frage, wo ich denn gewesen sei? Aber Gerhard war vergnügter als je und erzählte, so gut wie heute wäre seine Arbeit noch nie von statten gegangen, er hätte aber auch keinen Augenblick aufgesehen. Ich war erstaunt — schwieg aber.

„Gestern nun erhielt ich einen wichtigen Brief und entschließe mich, wenn auch ungern, meinen Mann deshalb in seiner Arbeit zu stören. Niemand da! Ich suche im ganzen Hause und frage endlich die Jungfer, ob sie meinen Mann nicht gesehen habe, worauf diese mir mit einem frechen Lächeln erwidert, der sei fort, ‚wie ja alle Tage um diese Zeit.‘

„Ich nickte nur stumm, als wäre mir das bekannt, aber ich war wie versteinert. Zum Glück erlöste mich eine heftige Migräne von der Notwendigkeit, bei Tische diesem Manne gegenüber zu sitzen, der mich so betrog. Und dann nach dem Essen, o Theo, so weit ist es mit Deiner Freundin gekommen, schlich ich ihm heimlich nach, als er das Haus verließ und folgte seiner Droschke, die nach dem entferntesten Westen Berlins fuhr, rasch in einer zweiten. In der Lafontainestraße stieg er aus, und ich sah, wie er mit der Miene eines harmlos vergnügten Menschen, der hier zu Hause ist, die Hausthür öffnete und verschwand. Halbtot vor Aufregung kehrte ich nach Hause zurück und suchte sogleich die Nummer des Hauses im Adreßkalender auf. Eigentümerin ‚Amélie Pani, Sängerin‘ stand da. Der Name schien mir nicht unbekannt. Wie ein Blitzstrahl fuhr es durch mein Herz. Mein Mann hatte neulich ein französisches Liedchen gesummt, das mir unbekannt war und mir auf

Digitized by Google



Ch. L. Müller: Gib uns Barabbas los! Lukas 23,18.

Digitized by Google

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

A. Seifert: „Ach, in die Ferne sehnt sich mein Herz!“

Digitized by Google

meine Frage erzählt, eine Sängerin Amélie Pani hätte das einmal gesungen. Was soll ich —"

Der Professor hörte auf zu lesen und sah zu Fräulein Theo hinüber, die sich einen Ausruf der Verwunderung hatte entschlüpfen lassen. Mit zwei Schritten war er bei ihr, faßte ihre beiden Hände und sah ihr mit einem Gemisch von Ernst und Lustigkeit in die Augen, welches ihr ein leises „Ja denn, ja!" entlockte, das er vernahm und voll Rührung und Glück von ihren Lippen küßte. Sie aber hielt es nun doch für geraten, aufzustehen und ihr leise gehauchtes „o, Du Lieber" entschädigte ihn für das Verwehren seiner Zärtlichkeit. Stummen Glückes voll ließen sie nun ihre Füße eine Weile auf dem glatten Sandboden hin und her wandern, bis das Nahen von Spaziergängern ihnen die Besinnung wiedergab.

„Wie können wir ihnen helfen?" fragte Theo und zeigte auf die Briefe.

„Wir schicken jedem den Brief des andern zu," entschied der Professor lachend, „und zeigen ihnen dabei, was sie durch ihre Warnungen angerichtet haben."

Theo errötete: „Und unserem neuen verdanken sie dann ein wiedergefundenes Glück," sagte sie leise.

„Was uns aber anbetrifft," fügte er hinzu, „wir wollen stillos und beispiellos glücklich werden."

Sie nickte strahlend und ein kleiner Seufzer galt dem entschwindenden Traume eines großen eichenen Buffets, das sie sich so sehr gewünscht hatte.

In die Ferne.

(Hiezu das Bild Seite 553.)

Siehst du im Abend die Wolken ziehn,
Siehst du die Spitzen der Berge glühn,
Mit ewigem Schnee die Gipfel umglänzt,
Mit grünenden Wäldern die Thäler umkränzt?
Ach, in die Ferne sehnt sich mein Herz!

Am starren Felsen sich bricht der Nord,
Sanft wehen Lüftchen im Thale fort;
Durch die Wälder da schimmert der Mond umher,
Und ferne da rauschet und brauset das Meer.
Ach, in die Ferne sehnt sich mein Herz!

O, könnt' ich ziehen im Morgenrot!
O, hauchte Abend mir Liebestod!
Es schwindet das Leben, du weißt es kaum;
O, ewige Liebe, o, ewiger Traum!
Ach, in die Ferne sehnt sich mein Herz!

H. Klette.

Das verstoßene Ideal.

Eine Künstlergeschichte

von

Anton Freiherrn von Perfall.

(Schluß.)

Andrian hielt die erste Rede. „Fluch der Lüge, Kampf bis aufs Messer für die Wahrheit! Kein Kompromiß mit dem Gegner, das ist die Losung! Es ist ein harter Kampf; künftige Geschlechter werden mit Ehrfurcht darauf zurückblicken, und wir werden seine Helden sein; unsere Namen werden in der Ruhmeshalle der größten Geisterrevolution stehen, das mag uns entschädigen für alle Widerwärtigkeiten, für allen vergossenen Schweiß, für allen Hohn und Spott, mit dem die Menge uns jetzt überschüttet. Was nicht für die Zeit ist, ist gegen die Zeit; was unseren Ahnen groß und erhaben dünkte, dünkt es uns nicht mehr, unser Gesichtswinkel hat sich verändert, und diesem natürlichen Prozeß muß auch die Kunst folgen, wenn sie nicht ein Kinderspott werden will mit der Zeit. Fort mit allem Autoritätsglauben, mit allen alten Scharteken; der Tod hat kein Recht an das Leben, nur aus der Natur quillt es ewig frisch und urkräftig. Die höchste Kunst in Bild und Wort steigt jetzt herab von ihrem eingebildeten, in mystische Wolken eingehüllten Thron, mitten unter das Volk, das ihr einziges Objekt geworden ist; sie drängt sich ihm auf voll inniger Liebe zu ihm, aber sie wird verhöhnt, gelästert, geschlagen; es geht ihr, wie es stets großen Reformatoren gegangen, sie erleidet ihr Martyrium, aber die Nachwelt wird ihr Kränze flechten. Schönheit, Poesie, Ideal, alles schöne Worte — aber gefährlich wie Sirenengesang, süßes Gift für die Menge; Weichlichkeit, Gefühlsduselei, Phantasterei sind ihre schwächlichen, verkrüppelten Kinder; in eine Heilanstalt mit ihnen. Dem Gesunden die Kunst, und für Gesunde! Wir haben kein Recht, die Natur zu korrigiren, die Welt besser zu machen; wie sie ist, sollen wir sie wiedergeben, den Spiegel sollen wir ihr vorhalten und ihn überall rücksichtslos ansetzen, wie der Chirurg; grinst sie häßlich hinein, grinst sie häßlich heraus, oder das Medium, das Glas ist nichts wert; auch in dem Häßlichen wird die Wahrheit ergreifen. Das Grundübel liegt in dem Gedanken, die Kunst habe einen bestimmten Zweck, sie solle ergötzen, belehren, zum Weinen oder Lachen reizen — falsch! Die Kunst ist sich Selbstzweck wie das Weltall. O, dieses Suchen und Wühlen nach dem Zweck, wie viel Unglück hat es schon angerichtet! Wir vergessen darüber die Hauptsache, den ruhigen Genuß des Gegebenen. Wenigstens heute wollen wir diesen Fehler nicht begehen, schon der liebenswürdigen Hausfrau zu liebe nicht, die uns so herrlich bewirtet. Wir feiern heute ein hohes Fest. Ein neuer, gewaltiger Kämpfer ist in unser Lager getreten, mitten aus dem gegnerischen heraus, nicht wie ein Ueberläufer, leisetreterisch, nein, mit festem, entschiedenem Schritt, ein künftiger Rufer im Streit, Gustav Cleving, mit ihm die schöne, treue Edith! Die Frauen brauchen wir vor allem, sie sind bei jeder neuen, gewaltigen Bewegung das stille, unsichtbare Agens, das wir in unserem Dünkel nur zu oft gering schätzen. Eine Partei, die siegen will, muß die Frauen auf ihrer Seite haben und das ist unser wunder Punkt. Das Weib liebt ewig und immer den Schein, fürchtet die Wahrheit, nur die Starken des Geschlechtes können sie vertragen, darum doppelt willkommen! Der Mann muß sich zu uns bekehren, wenn er gesund ist und nicht gewaltsam sich sträubt, aus Trotz oder — im Gefühl seiner Schwäche; das Weib bringt damit ein Opfer. Auch Frau Cleving brachte es, ich weiß es; ich weiß aber auch, daß sie es nie bereuen wird, ihr klares Auge sagt mir das; ich fühl's, das uns teure Paar ist erwacht, gerettet aus dem narkotischen, nervenschwächenden Traume, in dem es jahrelang versunken war, zur frischen, selbstbewußten That. Fort mit allen den konventionellen Lügen der Gesellschaft, der Kunst! Der Mut der Wahrheit im Leben wie in der Kunst, das ist die höchste Errungenschaft und den flehe ich herab auf dieses Haus. Es lebe hoch! hoch! hoch!"

Die Rede erweckte stürmische Begeisterung, die Gläser klangen, man umarmte sich, man schwärmte in sonderbarem Kontrast mit der strengen Vernunftrede Andrians, von einer goldenen, ruhmreichen Zukunft. Die verpönte Phantasie, das gelästerte Ideal rötete wie zum Hohn die Wangen der Künstler und strafte den Redner Lügen, der, das Wesen der Kunst allein in der kalten Vernunft suchend, das Herz darüber vergaß, das Künstlerherz!

Edith glühte; sie genoß voll den Triumph ihres Mannes, die Wendung der Rede Andrians an sie selbst erfüllte sie mit sonderbarem, süßem Schauer. Dieser Mann gab ihr ihr ganzes Selbstbewußtsein zurück, das ihr Gustav in der letzten Zeit geraubt; er legte ihrer künstlerischen Bekehrung, welche dieser nicht einmal gerne sah, eine Bedeutung bei, hob sie vor allen Anwesenden aus dem Nichts an die Seite ihres berühmten Gatten. Sie that ihrem augenblicklichen Gefühl keinen Zwang an und dankte ihm mit innigen Worten.

Gustav entging ihre Erregung nicht; er sah sie ganz im Banne dieses Mannes, der in demselben Augenblick, wo er ihm scheinbar alles gab, alles nahm. Seine ganze wohlausgedachte Rede, die morgen, wie Edith sagte, in allen Blättern erscheinen sollte — Andrian *hatte* sie bereits gehalten, jeden Gedanken hatte er ihm vorweggenommen — und jetzt sein Weib dazu! Ein gehässiges Gefühl bemächtigte sich seiner gegen diesen Mann, er konnte es kaum verbergen, und doch that dieser das alles völlig ahnungslos — Wahrheit im Leben und in der Kunst forderte er ja eben noch so begeistert, das mußte aus seiner tiefsten Seele kommen.

Er mußte die Rede erwidern und war nun gezwungen, sein wohlüberlegtes Memorandum — er war kein Redner — zu ändern, um nicht den Vorwurf der Wiederholung auf sich zu laden; so sprach er abgerissen, stockend, wirkungslos, dabei entging ihm nicht das Mienenspiel Ediths; ihr Auge schweifte unaufhörlich auf Andrian hinüber, sie machte offenbar einen Vergleich, der nicht zu seinen Gunsten ausfiel. Das machte ihn noch verwirrter, er schloß gewaltsam, nur um der peinlichen Stimmung ein Ende zu machen, die derartige Reden heraufzurufen pflegen. Die Wogen der lebhaften Unterhaltung rissen ihn jedoch bald von dieser gefährlichen Klippe. Den Eifersüchtigen spielen in dieser Gesellschaft, die ihn eben als den Ihrigen, als den Vornehmsten der Ihrigen ausrief, das wäre zu lächerlich.

In Edith gärte es, die Schlappe, die Gustav mit seiner Rede erlitten, sollte, mußte vergessen gemacht werden, und sie hatte einen Plan. Beppo, an den sie sich wandte, nahm ihn begeistert auf, die herrliche Rede Andrians sollte auf andere Weise erwidert und zugleich gezeigt werden, daß ihre Bekehrung eine volle sei. Sie war es auch in diesem Augenblick, wo sie einen Vergleich zog zwischen Andrian und ihrem Gatten. Was war denn Schuld daran, daß er zu Ungunsten des letzteren ausfiel? Die blaue Blume, die ihm den Blick raubte für das reale Leben, daß er sich darin so ungeschickt bewegte. Sie sollte symbolisch geopfert werden. Die Köpfe erhitzten sich, der Scherz waltete zügellos, jetzt war es Zeit. Sie verschwand einen Augenblick mit Beppo; kurz darauf betrat dieser, von ihr geführt, in einem sonderbaren Kostüme den Raum. Ein weißes Bettlaken war als Tunika um seinen Leib geschlagen, eine priesterlich weiße Binde zierte die Stirne, in der Rechten trug er einen weißen Stab, mit dem er auf den Boden stieß. Alles lauschte gespannt.

„Die Götter und ihr Schutz in dieses Haus! Sie dürsten nach Opfer aus den Händen der zur Freude Versammelten, und ich bin gekommen, ein solches feierlich zu begehen, ein Brandopfer, dessen Dampf ihre Nasen kitzeln soll. Unser erbittertster Feind ist mir zur guten Stunde ausgeliefert worden, von der schönen Frau des Hauses — hier —" er deutete auf das prasselnde Feuer des welschen Kamins, „lodert die heilige Flamme — alles ist bereit, die heilige Handlung zu begehen, doch vorher blickt ihm ins Antlitz, dem Verhaßten, und weidet euch an seiner Qual — hier!" Er hob das Bild in die Höhe, das Bild mit den blauen Blumen. „Seht ihr seine lügnerischen Züge? Fühlt ihr seinen erschlaffenden giftigen Atem?"

Alle umdrängten es lachend, schreiend, und erkannten das Symbol der Romantik, die verhöhnte, verlästerte blaue Blume. „Ins Feuer mit ihm, pereat!"

„Bravo!" tönte es wild durch einander.

Gustav starrte sprachlos auf das Bild, und Blitze zuckten aus dem blumigen Grunde ihm mitten durch das Herz. Die Gesellschaft, der Raum verschwand, Buchen wölbten ihre mächtigen Kronen über ihn — an einen grauen, bemoosten Stamm gelehnt, lag ein holdes Kind, schlummernd, den kleinen Strohhut lose in der zierlichen, schneeweißen Hand, zu ihren Füßen an einer sumpfigen Stelle blühte ein Feld von blauen Blumen. — So erblickte er Edith zum erstenmale, das junge Herz voll Schönheitsdrang und Jugendlust dort am Rande des Walchensees, und wenige Wochen darauf malte er das Bild, und Edith saß ihm dazu an derselben Stelle — seine geliebte Braut! Und jetzt ward es verhöhnt, verspottet; er durfte es nicht einmal wagen, es zu verteidigen, ohne sich lächerlich zu machen, und Edith selbst lieferte es diesem seichten Possenreißer Beppo aus, um zu prunken mit ihrer Bekehrung, die Andrian eben gefeiert. Andrian, der war an allem schuld; wilder Haß stieg in ihm auf; er beobachtete ihn scharf; jetzt ergriff dieser das Bild und lachte beim Betrachten — wird er es in die Flamme werfen? Dann wird es übel enden, das fühlte er.

„Zum Opfer! zum Opfer!" tönte Beppos helle Stimme. Andrian wandte sich zum Feuer. Gustav, an dessen Kränkung man im guten Glauben, der Scherz ginge von ihm aus, nicht dachte, sprang auf, um es ihm zu entreißen — da ergriff es Edith, und mit einem weiten Schwung schleuderte sie es unter dem schallenden Gelächter der Umstehenden in die offene Flamme.

Ein zorniger Schrei erscholl; Cleving sprang hinzu und riß das schon glimmende Bild heraus.

„Ihr glaubt, die Lüge zu verbrennen, und ich sage euch, nie wurde ein Bild mit echterer Empfindung gemalt, wie dieses, mit glühenderer Seele, und darum ist es mir heilig; ihr alle könnt das nicht wissen, ihr urteilt nur mit der kalten Vernunft, mit dem

Digitized by Google

nüchternen Auge und mußt es verurteilen; aber daß es ein Wesen in diesem Raume nicht weiß, nicht fühlt, ein Wesen, das die Geschichte dieses Bildes so gut kennt wie ich, das empört mich!"

Sein Antlitz war aschfahl, sein zorniges Auge ruhte auf Edith. Sie stand zufällig neben Andrian, in dessen Mundwinkel es spöttisch zuckte. Es machte fast den Eindruck, als suche sie Schutz bei dem starken Manne vor dem Zorne ihres Gatten, so drängte sie sich zitternd, erbleichend an ihn, im Gefühle ihrer Schuld. Beppo, der Opferpriester, war bei diesem unerwarteten Ausgang des Scherzes verschwunden. Andrian versuchte es, in scherzhafter Weise zu beruhigen und über die Peinlichkeit des Augenblicks hinweg zu helfen, doch es mißlang; der Riß war ein zu gewaltsamer, plötzlicher. Die meisten der Anwesenden sahen selbst die Taktlosigkeit des Scherzes ein, nachdem klar geworden, daß der Hausherr nicht selbst seine Bewilligung dazu gegeben. Edith, auf der alle Augen ruhten, hatte nur ein Gefühl in diesem Augenblick, vor dem sie selbst erschrak: sie war erniedrigt vor Andrian, von ihrem wankelmütigen Mann, der mit seiner Niederlage nicht zufrieden, auch ihr eine bereitete.

Das ganze Fest, von dem sie so viel gehofft, war verloren, ihr Haus, das sie schon als das glänzendste unter allen Künstlerhäusern sah, der Lächerlichkeit preisgegeben. Die Laune war verdorben, der Mißton tönte fort, obwohl Gustav, sich ermannend, sein möglichstes that, den Scherz vergessen zu machen.

Man brach bedeutend früher auf, als beabsichtigt war. Andrian, als der letzte der scheidenden Gäste, hielt Cleving sein Verhalten ernstlich vor; er habe ihn, der ihn gleichsam zum Führer ausgerufen, geradezu kompromittirt. Cleving wies ihn kurz, trocken ab. Erbittert darüber empfahl sich Andrian von Edith mit einer Wärme, welche diese plötzlich stutzig machte, und als er ihr geradezu seinen Schutz anbot gegen Gustav, da entließ sie ihn ohne ein Wort der Erwiderung.

In das Atelier zurückkehrend, erblickte sie Cleving, den Kopf in die Hand gestützt, an dem Tisch. Ein mächtiges Gefühl packte sie, bittere Reue über den unüberlegten Scherz; — sie eilte auf ihn zu, ergriff seine Hand.

„Gustav! Verzeihe!" flehte sie.

„Laß mich, ich habe Dir nichts zu verzeihen — es ist auch Unsinn, dieses Bild, wert des Verbrennens! Es war nur wieder einmal so ein dummer Anfall, er ist schon wieder vorüber — ich versichere Dich, ich könnte es jetzt ruhig brennen sehen. — Geh zu Bett!"

„Gustav!" Edith weinte hellauf, schlang die Arme um seinen Hals, er löste sie jäh.

„Bitte, laß diese Scherze, sie gehören zu dem Bilde; gute Nacht!"

Edith ging schluchzend in das Schlafzimmer.

Unter den halbgeleerten Gläsern mit dem toten Champagner, den verkrümelten Ueberresten der Speisen, saß Cleving und starrte auf die Bilder an den Wänden. Und die Männer mit den Holzschuhen, die zerlumpten Frauen mit den bleichen, sorgenvollen Gesichtern, der Maurer mit den steifen Beinen im kalkbespritzten Kittel, sie alle traten aus den Rahmen und setzten sich zu ihm, sie griffen mit ihren derben Händen unter rauhem Gelächter nach den Ueberresten der Speisen, leerten die Neigen der Gläser in ihre staubigen, durstigen Kehlen, zankten und schrieen im wüsten Chor über die nichtsnutzigen Maler, die mit ihrem Elend, mit ihrer Qual viel Geld verdienten; ja, selbst die Leichen Beppos kamen herab in ihren Laken, mit ihren Kränzen und blutigen Wunden und beklagten sich, daß man ihnen nicht einmal im Grabe Ruhe ließe und alle meinten, es sei genug des Todes, des Elendes, der Mühsal auf der Welt, man brauche diese unheimliche Gesellschaft nicht mehr an die Wände zu malen; wenn sie Maler wären, nichts wollten sie malen als gefüllte Tische wie dieser da und lustige Gesichter und schöne Mädchen und rotes, rollendes Gold, und der Mann mit dem steifen Bein flüsterte den anderen zu und deutete auf ihn. Und alle lachten hell auf und nannten ihn einen Narren. Da stritt er mit ihnen, nannte sie ein undankbares Volk, das seine besten Freunde nicht kenne; jedes dieser Bilder sei ja eine schwere Anklage gegen ihre Dränger, Bedrücker, gegen die Reichen, das Kapital, das sich von ihrem Schweiße mästete, und wirkungsvoller als alle Reden ihrer Führer im Reichstag, in der Presse, in tausend Büchern. Da brüllten sie erst recht. „Narr, verlogener Narr!" riefen sie im Chorus, „wir brauchen euch nicht, wir treten euch unter die Füße, wenn wir an die Herrschaft kommen, euch Schlemmer und Faulenzer."

Drohende Fäuste erhoben sich, häßlicher Atem flog ihm in das Gesicht, der Mann mit dem steifen Bein schlug ihn mitten auf die Stirn, daß ihm die Besinnung schwand.

Mit schmerzendem Kopfe erwachte er, die Lampe war am Erlöschen, schwerer Dunst lag über dem einsamen Raum, einige zerbrochene Gläser lagen um ihn her; er dachte mit Ekel des häßlichen Traumes und wankte hinaus.

Im Schlafzimmer lag Edith in tiefem Schlummer, den Arm unter dem schönen Haupt; auch sie träumte, ein Lächeln spielte um ihre Lippen. Gustav stand regungslos im Anschauen versunken, eine mächtige Sehnsucht erfaßte ihn; wie eine Last fiel es von seiner Seele — diese Linien, diese Farbe, dieser Ausdruck! Er dachte seines Traumes und fiel auf die Kniee trunkenen Auges und betete die schöne Wahrheit an — da zuckte ihr Mund — ein leiser Seufzer — da schlug sie die großen, feuchten Augen auf. „Gustav, warum hast Du mich geweckt, ich träumte so süß — vom Walchensee," sagte sie, selig lächelnd.

Da umschlangen sie seine Arme und eine Thräne fiel auf ihre Stirn.

III.

Die Spuren des Festes waren verwischt, Gustav ging wieder an die Arbeit. Er hatte ein neues Modell bestellt vor einigen Tagen, es wartete schon seit einer Stunde; das Frühstück mundete ihm heute so vortrefflich an der Seite Ediths, deren Auge so glücklich strahlte, wie schon lange nicht mehr. Sie berührten beide nicht die Ereignisse des letzten Abends, aus Furcht, die Stunde zu stören, nach der sie sich beide schon lange gesehnt, der stillen, unausgesprochenen Harmonie, die plötzlich über sie gekommen. Als er das Atelier betrat, erschrak er; er dachte des wüsten Traumes unter den Champagnergläsern. Ein robustes Weib in blauer Bluse, eine schmutzige Schürze um den Leib, die Haare in ein gelbes Tuch gebunden, stand mitten im Atelier, die Arme in die Seiten gestemmt — das bestellte Modell! Ein Ekel befiel ihn, er atmete schwer auf, als er sich an die bereitstehende Leinwand setzte, um den Entwurf zu beginnen, und drückte mit der Hand die Stirne.

„Es muß sein," murmelte er, dem Modell seinen Platz anweisend, „ich will sie wenigstens verstummen machen, alle diese Spötter von gestern — diesen Andrian, der sich so überlegen dünkt mit seinem Mut der Wahrheit, im Leben und in der Kunst. ‚Nur die Starken können sie vertragen,' sagte er gestern. Nun, ich will kein Schwächling sein."

Er hatte einen großen Entwurf, ein figurenreiches Bild im Sinne, den Bau einer Chaussee; da konnte er schwelgen in Erde und Schmutz, gebeugten Rücken, knochigen, arbeitsharten Gliedern, gewagten, rücksichtslosen Linien — natürlich Herbst, dürre Bäume, an denen das letzte Laub zittert, Regenstimmung, trostlos, allen Erdenjammer auf einen Quadratmeter zusammengedrängt, der in der Wirklichkeit durch stetigen Wechsel und Bewegung nicht halb so düster wirkt, als in dieser Starrheit.

Auf Regen folgt Sonnenschein, den sauersten Wochen folgen frohe, glückliche Tage, die trotzigste Lippe bleibt nicht so verbittert zusammengezogen, es kommt die Stunde, wo sie geküßt wird, wo sie einer Freude entgegenlächelt; die schwieligen, beschmutzten Finger streicheln bald ein rundes Kinn, oder umfassen den sorgenverscheuchenden Krug.

Cleving setzte oft aus und überließ sich seinen Gedanken; dann weckte ihn das Schnarchen seines Modells, das eingeschlafen war. Es war ein qualvolles Ringen. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter, es war Ediths Hand; sie war unbemerkt hinter ihn getreten und betrachtete seine Arbeit. Er breitete die Arme darüber.

„Später, wenn ich mit dem Entwurf fertig bin, das ist ja nur eine Figurenskizze," sagte er verlegen.

„Und die ist schon vortrefflich," entgegnete Edith, die Arme um seinen Hals legend, „durch und durch wahr, und das ist ja doch das höchste, nicht wahr, Gustav? Der Mut der Wahrheit im Leben wie in der Kunst, wie Andrian sagt — Dein Freund." Sie legte einen sonderbaren Nachdruck auf das letzte Wort, daß Gustav sie erstaunt ansah. „Sonst bedarf der Künstler und der Mensch nichts — so ein bißchen Ideal, Herz, Gemüt — überflüssig! Nicht wahr? Der Mut der Wahrheit, die Vernunft macht das alles, nicht, Gustav?"

„Aber Edith, was willst Du denn eigentlich?" fragte dieser beunruhigt, es zuckte so eigentümlich in Ediths jetzt gerötetem Antlitz.

„Antworte mir, Gustav."

„Nun denn, offen gesagt, ich glaube, daß ein energischer Wille, ein starker Geist jene Dinge entbehren kann."

„Im Leben und in der Kunst?" fragte Edith mit glänzenden Augen.

Gustav zögerte einen Augenblick; schwer, gepreßt rang es sich los:

„Ja, ich glaube es, ich muß es glauben, wenn ich nicht verzweifeln soll, denn ich habe das alles unwiderbringlich verloren!"

„Verloren nur!" entgegnete jubelnd Edith, „ja, Gustav, Du hast es nur verloren, wie ich es verloren hatte — aber Du hast es mir alles vor einigen Stunden zurückgegeben, und ich will vergelten. Ich sage Dir, es ist nicht wahr, man kann nicht ehrlich leben und nicht ehrlich schaffen, ohne Herz, ohne Gemüt, ohne Ideal, mit samt allem Mut der Wahrheit, aller Vernunft — niemand, kein Mann, kein Weib!"

Gustav lächelte skeptisch.

„Kein Weib, das will ich gelten lassen, aber — kein Mann?!"

Er zuckte die Achseln.

„Andrian natürlich," entgegnete lauernd Edith.

„Ganz richtig, Andrian zum Beispiel und viele andere."

„Wenn ich Dir nun beweise, daß es gerade dieser Andrian nicht kann, trotz aller seiner schönen Redensarten, wirst Du es dann von den anderen, von Dir selbst, von irgend jemand glauben?"

„Das ist einfach nicht zu beweisen."

„Und wenn es doch wäre, wenigstens für das ‚ehrlich leben —'?"

„So würde ich allerdings stutzig werden und am Ende an mir selbst verzweifeln."

„Nur stutzig werden, an Dir selbst verzweifeln? — Klar sehen, zu Dir selbst kommen, Dich aufraffen, das Verlorene wieder zu gewinnen suchen — das sollst Du dann. An Dir verzweifeln, das wäre ja noch schlimmer, dann trete ich den Beweis nicht an."

Gustav fuhr auf, das Modell im Atelier vergessend; ein unbestimmter Gedanke blitzte in ihm auf.

„Und Du kannst den Beweis liefern?"

„Ja," war die feste, kurze Antwort.

„So thue es."

„Nur wenn er Dir nützt, nicht wenn er Dir schadet."

„Er soll mir nützen, ich schwöre es Dir."

Edith zog einen Brief aus der Tasche und reichte ihm denselben.

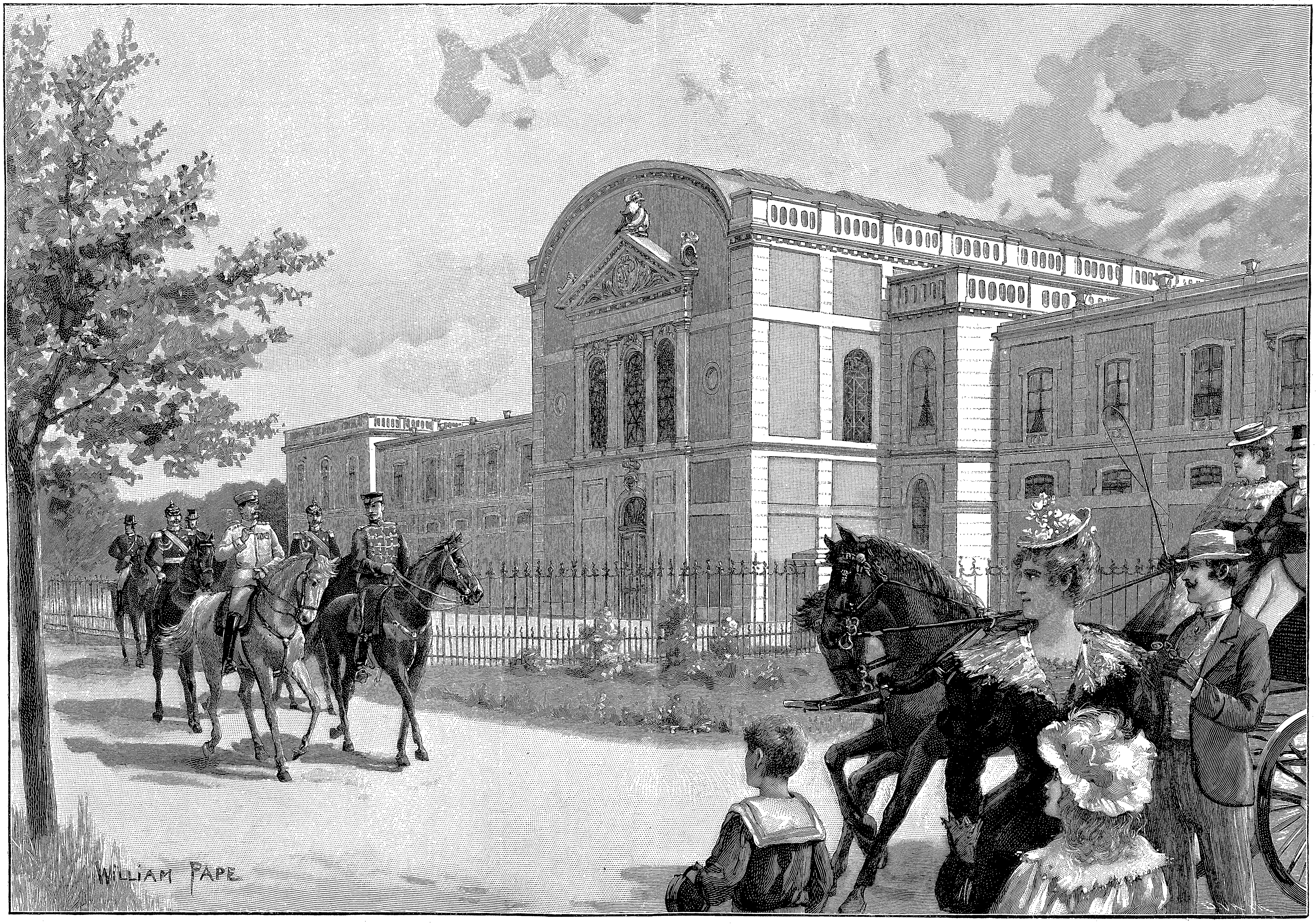
„Lies!"

Mit zitternder Hand öffnete er ihn.

„Hochverehrte Frau! Ich liebe Sie, und Sie lieben mich; nur der letzte Rest des gesellschaftlichen Lügengeistes, der in Ihnen noch nicht ganz vertilgt, die abgelebte Sitte, der fälschliche Glaube an heilige Verpflichtungen, welche der Natur, der Freiheit des menschlichen Geistes Zwang anlegen wollen, bestimmte Sie gestern zu der wortlosen Abweisung. Ich las es in Ihren mir entgegenleuchtenden Augen, ich fühlte es an Ihrem Pulse, der mir entgegenschlug, Sie lieben mich und müssen mich lieben; die Natur läßt sich keine Fesseln anlegen. Was bindet Sie an Gustav, diesen Schwächling? — Das Gesetz, die Sitte, eine kindische, romantische Neigung! Sind das Bande, die mit denen zu vergleichen sind, die ich zwischen uns fühle? Haben Sie den Mut und die Kraft zur Wahrheit, von der Sie mit leuchtenden Augen mich gestern sprechen hörten, und geben Sie mir ein Zeichen, nach dem ich mich mit jedem Nerv sehne. Ihr Andrian."

Gustav las den Brief laut, unterbrochen von gellem Lachen, mit höhnischem Pathos, dann warf

Digitized by Google



Das neue Marstallgebäude beim Neuen Palais in Potsdam. Originalzeichnung von William Pape.

Digitized by Google

er ihn weg, atmete wie von einer Last erleichtert auf und schloß Edith in seine Arme.

„Danke, Edith, das Gift ist stark, aber es heilt; der Beweis, den Du mir für das Leben geliefert hast, gilt auch für die Kunst; ich fühle es ja schon lange, Kunst und Leben ist eins.“

Das Modell war wieder erwacht und starrte schlaftrunken auf das in sich versunkene Paar; dann kicherte es.

Gustav gab der Frau den Lohn für die Woche.

„Geh, ich brauche Dich nicht mehr.“

Schmunzelnd steckte die Frau das gereichte Goldstück ein und schlurfte zur Thüre hinaus.

„Edith, nimm ihren Platz ein, ich muß jetzt arbeiten, es juckt mich in den Fingern — ich muß!“

Edith war im Morgengewande. „In diesem Aufzug?“

„Wie Du bist! O, glaubst Du, ich werde meinen Grundsätzen untreu wegen dieses Andrians, posiren und fabuliren wie früher? Oder gar, ich male wieder blaue Blumen? Nein, Edith, ich male sie nicht mehr, aber im Herzen sollen sie mir ewig blühen, tief verborgen, nur ihr Duft, ihr Zauberlicht soll meine Werke erfüllen, und die echte Wahrheit soll darunter nichts zu leiden haben. Jetzt komm, keinen Laut, meine Stunde ist gekommen!“

Alle Wonnen des Schaffens schwellten seine Brust, er malte trunken, selig, das wiedergewonnene, geliebte Weib — wahr und schön!

*

„Die Straßenarbeiter“ von Gustav Cleving ist ein hochgeschätztes Bild der modernen realistischen Schule. Das Bild ist in jedem Striche der Natur abgelauscht, echt und wahr, ernst wie der Lebenskreis, dem es entnommen, doch die Arbeit erscheint nicht trostlos, die Größe und das nimmer fehlende Glück der Pflichterfüllung mildert und verklärt ihre Züge.

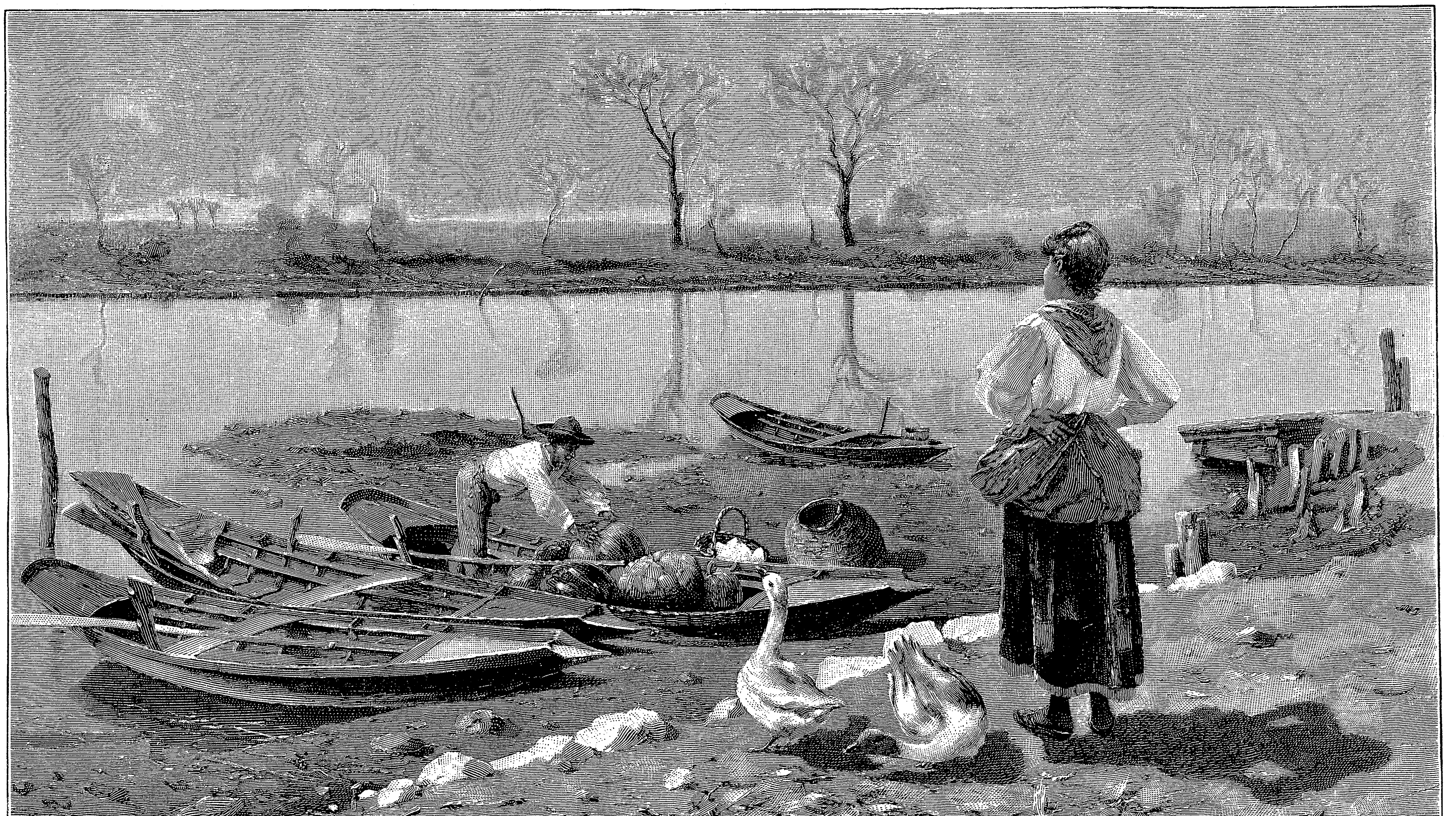
Ein versöhnendes Licht ist ausgegossen über diesen Kampf ums Dasein, das geheimnisvoll entströmt der unter dem Schmutz und Kot der Straße, im Verborgenen keimenden blauen Blume.

Johann Christian Günther.

Zu seinem zweihundertjährigen Geburtstage, 8. April 1895.

Von allen tragischen Dichterschicksalen, welche uns die Geschichte unserer Literatur enthüllt, hat keines wohl bis in die neueste Zeit hinein mehr Teilnahme erweckt, als das des so früh seinem Dasein und Schaffen entrissenen Schlesiers Johann Christian Günther, dessen zweihundertjähriger Geburtstag sich soeben jährt. Fast in allen Kunstformen, dramatisch und episch, ist sein Leben behandelt worden, Dichter und Forscher wie Hoffmann von Fallersleben und Otto Roquette haben es eingehenden Untersuchungen unterworfen, und eine der ersten größeren Arbeiten, mit denen Ludwig Fulda an die Oeffentlichkeit trat, war eine mit liebevoller Hingabe geschriebene Lebens- und Charakterstudie über den Dichter im Anschlusse an eine kritische Ausgabe einer Auswahl seiner Werke. Günther verdient es in der That, daß sich ihm immer und immer wieder der Blick zuwendet. Mag es auch nicht ohne eigenes Verschulden gewesen sein, wenn sein Lebensweg sich finster und freudlos gestaltete, so spielen in sein Schicksal doch so viele verhängnisvolle Züge hinein, daß auf den unglücklichen Dichter wirklich etwas vom Verklärungsscheine des tragischen Helden fällt. „Eine Tragödie in Monologen“ hat einer seiner Biographen seine Gedichte genannt, und es ist wohl kaum je ein wahreres Wort gesprochen worden. Aber auch als Dichter hat Günther sich eine Stelle in unserer Literatur gesichert, die fest und unverrückbar ist; mit ihm fällt nach langer, finsterer Nacht der erste Lichtschein auf das Gebiet unserer einheimischen Dichtkunst. Günther ist der erste Vorläufer unserer großen, modernen Literaturepoche, und er ist der erste, der ein modernes, das heißt ein von dem Empfinden und Fühlen der Neuzeit getragenes Lied angestimmt hat.

Vergegenwärtige man sich nur den ganzen geistigen Zustand Deutschlands und vor allem den Stand unserer Dichtkunst während des siebenzehnten Jahrhunderts. Der große Krieg, der mit seinem unsäglichen Elend bis gegen die Mitte dieses Zeitraums wütete, vernichtete nicht nur den Wohlstand unseres Vaterlandes, sondern setzte auch fast jedem geistigen Streben ein Ziel. Da regte es sich zuerst wieder in der Heimat Günthers, in Schlesien; hier trat, zum Teil noch während der Kriegszeit, die hauptsächlich von Martin Opitz geleitete Gruppe von Männern auf, welche von unseren literargeschichtlichen Lehrbüchern her unter dem Namen der ersten schlesischen Dichterschule bekannt ist. Allein zu einem erquicklichen geistigen Leben und Streben sollte es auch hier nicht kommen; sehen wir von dem volksmäßigen Elemente ab, das, aus einer früheren Epoche herüberklingend, sich in



Flußlandschaft im Venezianischen. Nach dem Gemälde von F. Ruben.

Digitized by Google

der gesunden und frischen Lyrik eines Paul Fleming geltend macht, so tragen die gesamten dichterischen Hervorbringungen jener Zeit, soweit sie nicht satirischer Natur sind, wie die Epigramme eines Moscherosch und Logau und die derb-realistischen Wirklichkeitsschilderungen eines Grimmelshausen, oder soweit sie nicht in den Bereich des Kirchenliedes fallen, den Charakter ungelenker Nüchternheit und geistiger Oede an sich. War doch nach Opitz die Dichtkunst eine Fertigkeit, die gelehrt-handwerksmäßig zu erlernen war und nach seiner Ansicht in dieser Weise von jedem Gebildeten gelernt werden sollte. Noch schlimmer gestalteten die Verhältnisse sich später, in dem der Geburt Günthers unmittelbar vorhergehenden und in seine Lebenszeit noch hineinragenden Zeitraum, in welchem unsere Literatur unter der grundlos und willkürlich so genannten zweiten schlesischen Dichterschule — da es sich um einen schulmäßigen oder auch nur engern Zusammenschluß der einzelnen Persönlichkeiten nicht handelte — wohl ihren tiefsten Verfall erreichte. Die ganze Roheit der vorhergehenden Kriegszeit machte sich jetzt auf geistigem wie gesellschaftlichem Gebiete geltend, um einzig einer weiter und immer weiter um sich greifenden Sittenlosigkeit zu weichen. War es früher die „Reinheit“ der Dichtersprache gewesen, auf welche die Schriftsteller gesehen hatten, so wurde jetzt die „Lieblichkeit“ der Sprache oder die „galante Schreibart“ zum literarischen Stichworte erhoben. Wie weit es unter diesem Zeichen gekommen, werden wohl für alle Zeit die Namen Lohenstein und Hofmann von Hofmannswaldau lehren. Traten auch schon vor Günther Gegner dieser Richtung auf und wirkten solche neben ihm, wie Canitz, Neukirch, Wernike und Weise, so war er doch bei weitem der bedeutendste von ihnen und darf in der That, vielleicht mit Brockes zur Seite, der Begründer der modernen deutschen Lyrik genannt werden.

Günthers Lebensschicksale erinnern in mancher Hinsicht an die des ihm geistesverwandten Gottfried August Bürger, und sind auch wohl mit diesen wie mit denen Schubarts zusammengestellt worden. Günther wurde am 8. April 1695 zu Striegau in Schlesien als Sohn eines dort ansässigen Arztes geboren und erhielt in seinem Elternhause eine vortreffliche Erziehung. Doch machte frühzeitig schon ein Gegensatz zwischen Sohn und Vater sich bemerkbar, der, von Jahr zu Jahr sich weiter entwickelnd, wie ein Fluch den Entwicklungsgang des Dichters begleiten sollte. Der Vater, ein streng rechtlicher und auch wohl wohlmeinender Mann, war von einer Härte, die mit der Zeit in Hartnäckigkeit und starre Prinzipienreiterei ausartete und auf das weiche Gemüt des Knaben nur ungünstig einwirken konnte. Seit dem Jahre 1709 befand sich Günther auf der Gelehrtenschule zu Schweidnitz unter Dr. Thien, an dem sein aufstrebendes dichterisches Talent einen wohlwollenden Förderer fand. Bei seinem Abgange von der Schule gelangte am 24. September 1715 ein von ihm verfaßtes Trauerspiel „Die von Theodosio bereute Eifersucht“ durch seine Mitschüler zur öffentlichen Aufführung. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte Günther nunmehr in Frankfurt an der Oder Medizin studiren, aber dieser Wunsch entsprach seiner Neigung nur wenig; er wollte sich freier Dichterthätigkeit widmen, von keinem abhängig sein und keinem unterthänig als sich selbst. Aber er war — nach dem zutreffenden Worte Karl Gödekes — nicht frei, weil er seiner selbst nicht Herr werden konnte, und das wurde das Unglück seines Lebens. Frankfurt ohne Wissen und gegen den Willen seines Vaters nach kurzem Aufenthalte verlassend, begab er sich nach Wittenberg und 1717 nach Leipzig, an welchen Orten er nur lässig seine Studien betrieb, sich dagegen einem Wandel ergab, den „weder stürmische Jugend noch böse Gesellschaft, sondern allein der verlorene innere Friede erklärt“. Sein Dasein gestaltete sich nunmehr zu einem unsteten Wanderleben. Infolge seiner in Wittenberg begangenen Ausschweifungen zog er sich in Leipzig eine schwere und langwierige Krankheit zu, von der er sich zwar erholte, die er aber niemals ganz verwinden konnte. Von der Unterstützung wohlhabender Gönner und dem Ertrag handwerksmäßig hergestellter Gelegenheitsgedichte lebend, hielt er sich in der Folge, vergebens eine Lebensstellung suchend, teils in Dresden, teils in Breslau auf und unternahm es im Jahre 1720 sogar, trotzdem er seine Studien nicht beendet, in Creuzburg, einem polnischen Landstädtchen, die ärztliche Praxis auszuüben. Zweimal machte er während dieser Zeit den Versuch, sich mit seinem Vater auszusöhnen, aber jedesmal wurde er von dem starrsinnigen und mit der Zeit vollständig verhärteten Mann abgewiesen, das letztemal in dem schon genannten Jahr 1720 in einer so schroffen Weise, daß an eine Verständigung zwischen Vater und Sohn kaum mehr zu denken war. Als Dichter sich durch seine über ganz Deutschland verbreiteten poetischen Werke eines hochgefeierten Namens erfreuend, sah Günther sich nach diesem Schritte vollständig vor das Nichts gestellt. Noch einmal griffen wohlwollende Freunde ein, und der unglückliche Dichter verlebte eine verhältnismäßig glückliche, aber kurze Zeit in Landshut in dem Hause seines Gönners, des reichen Kaufherrn Elias von Beuchel. Im Spätherbste 1722 wagte er auf die eindringlichen Vorstellungen seiner Freunde hin eine letzte Annäherung an seinen Vater. Als jedoch der jähzornige Mann von der Anwesenheit seines Sohnes hörte, wurde er rasend und stieß nach einem furchtbaren Auftritte den Verzweifelten aus dem Hause. Krank und hoffnungslos kam Günther im Dezember 1722 nach Jena, wo er noch einmal seine Studien aufzunehmen gedachte. Am 15. März des folgenden Jahres starb er dort, noch nicht achtundzwanzig Jahre alt.

Den Biographen Günthers hat viel ein Liebesverhältnis des Dichters zu einem Mädchen zu schaffen gemacht, das er unter dem Namen „Leonore“ besungen hat (aber auch unter anderen, während er noch verschiedenen, von ihm besungenen Damen den Namen „Leonore“ beilegt). Man hat in dieser Leonore die Tochter eines Dr. Jachmann in Schweidnitz erkennen wollen, die sich im Unmute über Günthers lockeren Lebenswandel bereits im Jahre 1716 von dem Geliebten abgewandt und mit einem gewissen Täuber vermählt habe. Es ist das aber, wie neuere Untersuchungen und namentlich die zuverlässigen Arbeiten von Kalbeck und Litzmann dargethan haben, unrichtig. Günther lernte seine Leonore, über deren Familiennamen und nähere Verhältnisse wir nichts wissen, im Jahre 1715 vor seinem Abgange nach der Hochschule auf dem Landgute Ruschkwitz bei Schweidnitz kennen und lieben, und sie blieb ihm, obgleich Günther sie zuletzt ihres Treuschwurs entbunden hatte, fünf Jahre lang treu, stets auf eine Besserung der Lage des Geliebten hoffend. Erst als sie sah, daß alle Hoffnung vergebens sei, widerstand sie nicht länger den Bitten eines unbekannten Freiers, mit dem sie sich wahrscheinlich im Herbst 1720 vermählte.

Günther gehört unstreitig zu den bedeutendsten Lyrikern, die bei uns vor Goethe aufgetreten sind. Er wußte bei meisterlicher Beherrschung der Form zum erstenmale reine und wahre Herzenstöne anzuschlagen, und selbst in seinen Gelegenheitsgedichten klingt von diesen etwas wieder, was sie unbedingt allen gleichzeitigen voranstellt. Mit Recht sind einzelne seiner Leonorenlieder wahre Perlen der Lyrik an Innigkeit, Zartheit und Wohllaut genannt worden. „Solche Klänge hat vor Goethe kein Nachfolger Günthers wieder gefunden,“ sagt der jüngste Biograph des Dichters, und wir pflichten ihm bei, hinzufügend, daß diese Perlen uns vollauf für alles entschädigen, was sich in seinen Dichtungen von Schwachem und Mittelmäßigem findet.

Leider hat sich von Günther kein anderes Bild erhalten als das nach der Zeichnung von S. G. Herzog auf dem Titelkupfer zu der sechsten Auflage seiner Gedichte (Breslau und Leipzig, 1756) wiedergegebene. Wir bieten dasselbe nach der Reproduktion, die sich in dem sich durch seine Treue und Zuverlässigkeit auszeichnenden „Bilderatlas“ von G. Könnecke (Marburg, Elwert) findet. L. H.

Vendetta.

Von

Irene, Freifrau von Taube.

Die Blüte fiel, mir blieb der scharfe Dorn,
Noch immer aus der Wunde quillt das Blut,
Es sind das Weh, die Sehnsucht und der Zorn
Mein einzig Gut.

In der Mittagsglut haben sie ihn eingesenkt in die korsische Erde, den jungen, schönen, deutschen Mann, und als die letzten Sonnenstrahlen seinen Hügel küßten, da fielen aus zwei schwarzen Augen viel heiße Thränen auf das versengte Gras. Rita beweint den Geliebten, und mit der verzehrenden Leidenschaft ihres Volkes endet all ihr Klagen in dem einen Schrei nach Vendetta. Durch Blutrache ist das Idol ihres Herzens dahingestreckt worden — kalt und tot — und wieder muß Blut fließen, diesmal durch ihre Hand, das gelobt sie bei den Heiligen. „Du wirst den nächsten Sonnenuntergang nicht mehr sehen, Paolo Vari“ — schaurig durchklingt die Verwünschung der Korsikanerin die Stille dieses Ortes. Drei Kreuze noch über das Grab, dann geht sie mit hastigen Schritten den Weg hinab zum Strand. Sie ist ein Kind der Berge, die junge Insulanerin, dort ist ihr kein Pfad zu steil, aber selten bringt das Maultier seine Gebieterin an das Seegestade. Was suchen Ritas Augen heute da draußen in der blauen Flut? Sie möchte dem Schiffe fluchen, das den Fremden gebracht, die Wasser sollen es verschlingen, und ein böser Blick geht hinüber nach den vor Anker liegenden Dampfern. Vendetta! Ihr wundes Herz möchte aufjubeln, aber wild, unheimlich beim Klang dieses Wortes. Und doch — was hat er ihr gethan, der deutsche Mann mit den blauen Augen, sie will es selbst nicht wissen, Rita, sie will nur noch einmal sein blondes Haupt fühlen an der klopfenden Brust. Die Stunde ist vorbei, da ihr ungestümes Sehnen gestillt werden konnte, die kleine Grotte unter den Oliven ist verlassen und unter der Cypresse, weiter oben, liegt ihr totes Glück.

Vor drei Monden war der junge deutsche Naturforscher N. gelandet an der blühenden Bucht von Ajaccio. Nach kurzem Aufenthalt wollte er weiter gehen, landeinwärts, in die Wälder von Vezzavonna und auf die Höhen des Monte D'oro. Im Reiche der Natur wollte er forschen, sein Wissen bereichern auf der fernen Insel — schwacher Mann, wie bald war das vergessen über zwei schwarzen Augen und dem Lieben einer Insulanerin. Auf einem Ausflug ins Gebirge, wo ihm die Ihren gastfreundlich entgegenkamen, hat Rita des Mannes Herz in Fesseln gelegt. Bei den Frauen des Südens hat das Feuer der Liebe raschere und größere Entzündbarkeit als in unserer Zone, vielleicht daß es auch bälder verglimmt. Rita lebte nur noch in dem einen Gedanken an den blonden Deutschen, und er ward ein Thor durch das heiße Sehnen nach ihrer Augen Glut. Sie kam jeden Morgen herunter geritten nach Ajaccio und wußte die alte „Zia“ gewandt irre zu führen, wenn sie bedenklich den Kopf dazu schüttelte. Sie hatten ein süßes Versteck gefunden und dort träumte Rita selig von der künftigen Heimat und wie sie entkommen wollten in der tiefen, stillen Nacht. „Weit über dem Meer liegt ein grünes Thal und Linden rauschen im frischen Morgenwind, die Vögel singen und blaue Glocken läuten Dir aus blumigem Grunde entgegen,“ so hatte der Geliebte zu ihr gesprochen und sie schmiegte sich fester an ihn. Ob er ihre ängstliche Bitte, die wie ein Hauch nur von den roten Lippen kam, voll und ganz verstand: „Laß uns bald gehen, Du blonder Mann, sonst ist es zu spät!“ Ritas braune Rechte fuhr über die Augen, als sollte ein Bild verwischt werden, das ihr bange machte und Schatten warf in die lichten Stunden. Paolo, der „wilde Jäger“, wie man ihn nannte, würde kommen und sie festhalten, sie zwingen, sein Weib zu sein. Zwingen! Ha, wer kann ein korsisch Mädchen zwingen! Sie lachte auf, ein teuflisch Lachen und Vendetta scholl es wieder. Wie eine Löwin wollte sie sich verteidigen, aber es war zu spät. Die blauen Augen waren schon gebrochen, als ein letzter Blick voll wilder Leidenschaft sich tief hinein senkte. Nahe der entweihten Stätte hat des Mörders Ohr den Verzweiflungsruf einer Unglücklichen vernommen, der ihm zur höchsten Befriedigung wird.

Wieder bedeckt nächtlich Gestirn den tiefblauen Horizont. Bei den Cypressen am einsamen Grabhügel weht ein rotes Tuch von braunen Schultern! Ist es das Zeichen deiner Vendetta, schwarze Insulanerin?

Waldabenteuer.

Von

Hermann Domsch.

Vom heiligen Sebastian
Las ich in der Legende,
Von jenem glaubensstarken Mann
Und seinem sel'gen Ende,
Wie er gehangen einst am Pfahl,
Noch stark und treu in Not und Qual,
Durchbohrt von hundert Pfeilen.

Drauf ging ich in den grünen Tann
Durch Moos und Blätterranken,
Da hab' ich Sankt Sebastian
Beneidet in Gedanken:
Wie herrlich ist es, sonder Scheu
Und seiner Ueberzeugung treu
Wie jener Mann zu leiden!

Von Mittagsluft und weitem Gang
Erschlafften meine Glieder,
Da streckte ich am Wiesenhang
Ins grüne Moos mich nieder.
Doch wie ich meine Augen kaum
Geschlossen, hat ein böser Traum
Mich fürchterlich umfangen.

Ich stand an einem starken Pfahl
Mit Seilen festgebunden,
Die waren mir wohl zwanzigmal
Um Hand und Fuß gewunden.
Dazu war ich des Kleids beraubt,
Und zitternd senkte ich das Haupt
Von Todesangst getrieben.

Denn ringsum zielend drohten mir
Viel bärtige Gesellen
Und standen brennend vor Begier,
Den Pfeil auf mich zu schnellen.
Da tönte ihres Führers Wort, —
Und allenthalben pfeildurchbohrt
Erzuckten meine Glieder.

Dann rief der grimmigste der Schar
„Gebt acht, ihr Zeltgenossen,
Ob ich umsonst schon dreißig Jahr
Mit Giftgeschoß geschossen!“
Dann zielte er, es klang die Schnur
Am Bogen ihm, und sausend fuhr
Der Pfeil mir ins Gesichte.

Da — wacht' ich auf und sah mich um
Und sah mich an verwundert: —
Es zwickten keck an mir herum
Ameisen, viele hundert,
In deren Nest ich thöricht brach.
In meine Nase aber stach
Mich eben eine Biene.

Am Abend saß ich dann allein,
Verbunden Leib und Hände,
Bei meiner Arbeitslampe Schein
Und las in der Legende.
Doch vorher hab' ich Gott gedankt
Kleinlaut und still, daß ich nicht Sankt
Sebastian geworden!

Digitized by Google

Die Influenza und ihre Bekämpfung.

Von

Dr. Otto Gotthilf.

Nur dunkel noch war die Erinnerung an die letzte größere Influenzaepidemie des Jahres 1857/58, als plötzlich im Spätherbst 1889 diese Krankheit von Osten her in Deutschland ihren Einzug hielt. Von Petersburg kam sie nach Berlin, von dort nach Breslau, München, Dresden, Hannover und so weiter. Nicht von Ort zu Ort verbreitete sie sich, sondern von einem Verkehrszentrum zum andern; hier bildeten sich die eigentlichen Krankheitsherde, von denen aus dann allmälich die Städtchen und Dörfer der näheren und weiteren Umgebung angesteckt wurden. Schließlich gab es im deutschen Reiche fast keine Ortschaft, in welcher die „neue Krankheit" nicht herrschte. Aber doch wurde sie zuerst mehr mit Spott als mit Furcht empfangen und mit den mannigfachsten ironischen Namen belegt. Es bot eben die eigentliche Influenza nicht das Bild einer schweren und gefährlichen Krankheit dar, sondern die davon Ergriffenen schienen nur übermäßig verschnupft und erkältet. Erst als langanhaltende Nachkrankheiten und das Emporschwellen der Sterbeziffer allerorten eine ernste Sprache zu reden begannen, da verdrängte die Besorgnis jene anfängliche Mißachtung, und jetzt führt man allgemein die Entstehung vieler körperlichen Leiden auf die Influenza als eigentliche Ursache zurück. Als im Jahre 1889/90 die Epidemie ungefähr die Hälfte der ganzen deutschen Bevölkerung befallen hatte und in Preußen allein dreißigtausend daran gestorben waren, hoffte man, daß nun, wie bei früheren Epidemien berichtet wurde, die Genesenen und Verschonten für Jahrzehnte eine gewisse Immunität, eine Unempfänglichkeit für die Seuche erlangt haben würden. Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen. Jeden Winter hat sich seitdem der unerwünschte Gast wieder eingestellt.

Mit allem Eifer hat nun die medizinische Wissenschaft darnach gestrebt, ein Heilmittel oder gar Vorbeugungsmittel ausfindig zu machen, aber bisher sind ihre Bemühungen noch von gar keinem Erfolge gekrönt worden. Dies findet seine Erklärung hauptsächlich darin, daß die Influenza an und für sich eigentlich nur das Wesen einer gesteigerten Erkältung hat und erst in ihren Nachwehen einen, je nach der individuellen Disposition verschiedenen Verlauf nimmt. Wer von vornherein lungenlahm und schwachbrüstig war oder zu Lungenentzündungen neigte, bekommt als Nachkrankheit fast stets Bronchialkatarrh oder Lungenentzündung und fällt dann derselben sehr oft zum Opfer. Bei den häufig an Verdauungsstörungen Leidenden stellen sich schwere Magenkrankheiten ein, und bei den zur Schwindsucht Beanlagten kommt diese zum jähen Ausbruch. Nach der Statistik, welche das Reichsgesundheitsamt über die Epidemie des Winters 1889/90 mit größter Genauigkeit zusammengestellt hat, wurden damals besonders von der Schwindsucht viele dahingerafft. Aber nach dem Erlöschen der Seuche machte sich eine solche Verminderung der Sterblichkeit sowohl an dieser wie an den anderen Nachkrankheiten bemerkbar, daß die allgemeine jährliche Sterbeziffer das Maximum der Vorjahre bei weitem nicht erreichte. Daraus geht also deutlich hervor, daß nur diejenigen den Nachwehen der Influenza zum Opfer fielen, welche schon eine krankhaft geschwächte Konstitution besaßen und daher auch unter normalen Verhältnissen wahrscheinlich binnen Jahresfrist dahingeschieden wären. Das Reichsgesundheitsamt äußert sich hierüber folgendermaßen: „Nur ausnahmsweise, hauptsächlich bei geschwächten Personen, ist der Influenzaanfall als solcher zur Todesursache geworden; mittelbar aber, mit Hilfe von Mit- und Nachkrankheiten, ferner durch Verschlimmerung bereits bestehender Krankheitszustände, wurde sie häufiger zur Todesursache. Eine besonders erhebliche Sterblichkeitszunahme während der Epidemiezeit führten die Erkrankungen der Atmungsorgane herbei."

Dies ist der Kern- und Ausgangspunkt für alle Vorbeugungsmaßregeln gegen die Influenza. Den Anfall der Krankheit selbst mag man wohl beeinflussen können durch Schonung, Ruhe, Schwitzen und dergleichen, wie eben jeden starken Katarrh; aber gegen die schlimmen Folgen muß man beizeiten Vorbeugungsmaßregeln treffen, indem man stets, auch in gesunden Tagen, auf die Kräftigung der empfindlichsten Organe seines Körpers, namentlich der Lunge, bedacht ist. Auch auf die Dauer und den Grad der Influenza selbst hat eine kräftige Lungenventilation und energische Blutzirkulation überaus großen Einfluß. In der Sammelforschung, welche in Deutschland gemäß einem Erlasse des Reichskanzlers vom 10. Januar 1890 angestellt wurde, heben die Berichterstatter immer wieder hervor: „Auffallend schnell und leicht verlief die Erkrankung bei Schulkindern." Natürlich! Diese turnen und spielen, tummeln und springen draußen in der frischen Luft bei Wind und Wetter umher, so daß die kräftig arbeitende Lunge und das schnell pulsirende Blut alle etwa eingedrungenen Krankheitserreger alsbald wieder aushaucht und wegspült. „Manche Beobachter," äußert sich das Reichsgesundheitsamt, „redeten geradezu von einer durch den Aufenthalt im Freien gegebenen Immunität" (Gefeitsein gegen die Krankheit). In der Landesirrenanstalt des Herzogtums Anhalt blieben alle im Freien Arbeitenden verschont. Von den Insassen des städtischen Arbeitshauses in Halle an der Saale, deren Mehrzahl sich beim Straßenreinigen den ganzen Tag über im Freien befand, erkrankte nicht einer. Durch gutes Leben, kräftigende Weine oder schonendes Inachtnehmen vor den Unbilden der Witterung werden diese straßenreinigenden Arbeitshäusler doch wahrlich nicht vor der Influenza bewahrt geblieben sein, sondern dies wurde bewirkt trotz der geringen körperlichen Pflege, welche dieser Stand sich angedeihen lassen kann, durch die regelmäßige, tagtägliche Bewegung in frischer, freier Luft. Im Landesarbeitshause zu Pfalzburg (Lothringen) erkrankten 10 Prozent der Außenarbeiter, 31 Prozent der Innenarbeiter. Diese Beispiele könnten aus dem unanfechtbaren Material des Reichsgesundheitsamtes noch bedeutend vermehrt werden, aber die angeführten werden wohl genügen, um zu zeigen, daß das beste und wohl einzige Vorbeugungsmittel gegen die Influenza und ihre so gefährlichen Nachwehen in einer Kräftigung und Abhärtung der Atmungswege besteht, deren Erkrankung ja gerade so viele Opfer gefordert hat.

Welche Heilmittel sind nun aber anzuwenden, wenn man von der Influenza befallen ist? Das Reichsgesundheitsamt äußert sich hierüber: „So zahlreich auch die Anpreisungen charlatanischer Reklame waren, welche die Machtmittel zur Bekämpfung der Krankheit verbürgen wollten — über die symptomatische Beeinflussung der wechselnden Krankheitszustände sind die wissenschaftlichen Versuche trotz aller aufgewandten Mühe nicht hinausgekommen." Und der Erlaß des großherzoglich badischen Ministeriums vom 18. Dezember 1889 sagt: „Weil die Influenza in den allermeisten Fällen eine leichte, gefahrlose Erkrankung darstellt, darf die Behandlung derselben meistens eine sehr einfache sein. Es genügt in der Regel, das Bett zu hüten, knappe Diät zu beobachten und Schweiß befördernden Thee zu nehmen." Diese Aeußerungen sind insofern höchst bedeutungsvoll, als sie nicht für die übermäßige Anwendung von Chinin, Antipyrin, Kalomel, Tannin, Salol, Terpentin und ähnliche „Radikalmittel" eintreten. Wohl kann zum Beispiel das Antipyrin, vom Arzte in bestimmten Dosen verschrieben, bei hohem Fieber gute Dienste leisten, aber im Publikum ist damit ein wahrhaft heilloser Unfug getrieben worden. „Nicht selten sind seine Vorteile durch kritiklosen Gebrauch wieder aufgehoben worden, da es bei nicht vorhandener Temperaturerhöhung geradezu als Herzgift wirkt. Die Berichte betonen wiederholt, daß als Folgen davon vollständiger Verfall der Körperkräfte und hochgradige Herzschwäche eingetreten sind." (Reichsgesundheitsamt.) Die beste Wirkung haben bei Ausbruch der Influenza stets schweißtreibende Mittel geleistet. Der Patient legt sich ins Bett, wird mit recht warmen Decken und Kissen bedeckt und genießt reichlich Thee, vermischt mit reinen alkoholischen Getränken. Letztere sind, heiß genommen, auf die Schweißbildung von sehr günstigem Einfluß, heben auch bedeutend die Schwächezustände, regen die Herzthätigkeit an und verschaffen einen Erholung spendenden Schlaf. Stets aber ist durch Oeffnen der Fenster für frische, kühle Luft zu sorgen, und zwar um so mehr, je höher das Fieber steigt. Diese Behandlung allein hat ein Anrecht auf den Namen „Radikalkur", da sie den Heilverlauf beschleunigt, die Beschwerden mindert und den gefürchteten Nachwehen am besten vorbeugt.

Neue Romane.

— Als vor ungefähr zwei Jahren bekannt wurde, daß die schwedische Schriftstellerin Anne Charlotte Leffler (Herzogin von Cajanello) in Neapel plötzlich gestorben sei, erregte diese Nachricht nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch im Auslande im Kreise aller Literaturfreunde das lebhafteste Bedauern. In Deutschland war bis dahin freilich nur ihr Roman: „Weiblichkeit und Erotik" bekannt geworden, aber er hatte ungewöhnliche Erwartungen erregt. Inzwischen ist in der Halbmonatsschrift: „Aus fremden Zungen", die sich bekanntlich die Aufgabe gestellt hat, die hervorragendsten modernen Romane und Novellen des Auslandes dem deutschen Publikum zu verdolmetschen, ihr zweiter großer Roman: „Eine Sommergeschichte", erschienen und liegt nun auch in Buchform vor (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Wie „Weiblichkeit und Erotik", so enthält er auch allem Anschein nach viel Persönliches. Die Heldin, Ulla Rosenhane, ist eine künstlerisch hervorragend begabte, selbständige Natur, die als Malerin bereits einen großen Namen sich gemacht hat. Rom ist ihre zweite Heimat geworden, die sie kaum noch zu verlassen gedenkt. Bei dem vorübergehenden Besuch eines schwedischen Seebades lernt sie indes Rolf Falk, den Vorsteher einer norwegischen Volkshochschule, kennen und faßt eine starke Neigung für ihn; sie läßt sich von ihm nach Norwegen entführen und heiratet ihn, wenn auch mit innerem Widerstreben. Die Konflikte, in die ihre selbständigen freigeistigen Anschauungen sie mit ihrem Manne und ihrer Umgebung bringen, lassen sie indes nicht zur Ruhe kommen und drücken sie immer mehr nieder; sie wird Mutter zweier lieber, gesunder Kinder, die Neigung zu ihnen vertieft sich, trotzdem siegt schließlich ihre Sehnsucht nach freier, ungehemmter, künstlerischer Thätigkeit: sie kehrt nach Rom zurück. Der Roman schließt mit einer Perspektive in eine glückliche Zukunft, in der Mann und Weib gleichberechtigt, ohne sich gegenseitig einzuengen, neben einander wirken. „Eine Sommergeschichte" ist also eine neue geistvolle, hochpoetische Variation über das oft behandelte Thema des Rechts der Frau, ihrer Natur gemäß sich auszuleben und die in ihr schlummernden Kräfte und Talente frei zu entfalten. Anne Charlotte Leffler erweist sich auch in diesem Werk als echte Dichterin voll Farbe und Feuer, die selbst den widerstrebenden Leser mit fortreißt. — Wie A. C. Leffler im Norden, so ist Emilia Pardo Bazan im Süden die begabteste Vertreterin der modernen Frauenbewegung. Sie ist ebenso vielseitig als fruchtbar, steht sowohl auf dem Gebiet der Erzählung als auf dem der Kritik an der Spitze des spezifisch katholischen Naturalismus und gilt, trotzdem sie erst ein Dutzend Jahre literarisch thätig ist, längst unbestritten als die erste spanische Schriftstellerin. In Deutschland ist sie bisher nur durch einige Skizzen und Novellen bekannt; um so mehr Aufmerksamkeit verdient „Der Grundstein", der erste ihrer Romane, der in deutscher Sprache erscheint (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Er ist ein Protest gegen die Todesstrafe. Auf der einen Seite schildert er ein armes Weib, das durch die Verhältnisse und ihre Umgebung zu einem Morde getrieben und dann, um „den Furien des Strafrechts" genug zu thun, zum Tode verurteilt wird — auf der andern Seite den Henker, der, obgleich er dem Gesetz zu seinem Recht verhilft, dennoch ein Verfehmter und Ausgestoßener ist. Die Helden des Romans sind indes nicht diese beiden, sondern der aufgeklärte Arzt Doktor Moragas und der Sohn des Henkers Rocho, der durch jenen der menschlichen Gesellschaft zurückgewonnen wird. Schon in diesem einen Zuge, der den düstern Stoff in eine freiere, reinere Atmosphäre hebt, verrät sich die Feinheit der Verfasserin, die auf jeder Seite des Buches als zielbewußte, geist- und temperamentvolle Künstlerin sich offenbart. „Der Grundstein" ist trotz seines mäßigen Umfanges ein Werk ernstesten Charakters, tiefgründiger Geistesarbeit; er wird weniger den interessiren, der leichte Unterhaltung sucht, als den Kenner, den sachverständigen Literaturfreund. — Gehören diese beiden Schriftstellerinnen dem linken Flügel der modernen Kultur und Literaturbewegung an, so steht der bekannte und beliebte norwegische Erzähler Jonas Lie mit seinen Neigungen und Sympathien auf dem rechten — zumal in seinem neuesten Roman „Niobe" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), der den Einfluß der modernen Zeit mit ihren individualistischen Tendenzen auch das Familienleben charakterisirt — man möchte sagen: karikirt, wären der Stoff und die Haltung des Verfassers nicht so ernst. Dr. Barvig und seine Frau, einfache, tüchtige Naturen, haben ihren Kindern eine ihren Mitteln entsprechende Erziehung zu teil werden lassen und waren ihnen in allem stets ein nachahmenswertes Vorbild. Drei der Kinder sind erwachsen, aber in ihnen regt sich ein neuerungssüchtiger, rebellischer Geist, Dünkel und Prahlsucht. Endre, der älteste Sohn, hat anfangs Theologie studirt, dann das Konservatorium besucht und möchte jetzt Schauspieler werden; Kjel, sein jüngerer Bruder, betreibt ein Sägewerk, das ihn auf solider Grundlage gut ernähren würde, seinem Ehrgeiz aber nicht den genügenden Spielraum bietet; Minka, die älteste Tochter, hat eben die Schule verlassen, glaubt sich aber zu wichtigerem bestimmt, denn als Frau ihr Leben in engem, bürgerlichem Kreise zu verbringen. In stetem Streit mit sich und den Beteiligten geben die Eltern den phantastischen Plänen ihrer Kinder nach, die schließlich den Untergang der Familie herbeiführen. Der Roman ist psychologisch in hohem Grade fesselnd und interessant, besonders in den Partien, welche die Seelenkämpfe der Mutter schildern, der Schluß von erschütternder Wirkung. -n.

Notizblätter.

Bühne.

— Otto Devrients Gustav-Adolf-Festspiel hat während der ersten Hälfte des März das Entzücken der Stuttgarter ausgemacht. Sie waren zunächst nicht wenig stolz darauf, daß ihre Landsleute sich unter Dr. Bassermanns Leitung so geschickt im Schauspielen anließen; sie erfreuten sich herzlich an der kraftvollen Gestalt Bassermanns als Schwedenkönig und an der lindlich rührenden Erscheinung Frau Hauser-Burskas als Königin, sowie an mancher einzelnen guten Leistung irgend eines ehrsamen Bürgers oder Beamten. Das Stück selber sprach aber auch nicht minder an; ohne einheitliche Handlung, gibt es reichlichen Raum sowohl für buntbewegte Kulturbilder aus dem dreißigjährigen Krieg als für fein angelegte dramatische Scenen, wie die im 3. Aufzug, in der die Königin ihren Gemahl von aufkeimenden Eroberergedanken zum aufrichtigen Glaubensheldentum zurückführt. Besonders überraschte das gelungene Spiel der Massen. Man merkte hier nicht bloß die organisatorische Kraft Bassermanns, sondern auch den Einfluß der Begeisterung für die Sache, die alle erfüllte.

— Am 16. März wurde im Stuttgarter Hoftheater das fünfaktige Trauerspiel „Sigrun" von dem schwäbischen Lyriker Karl Weitbrecht aufgeführt, der seit einigen Jahren Vischers Lehrstuhl an der Stuttgarter technischen Hochschule einnimmt. Die Eddasage von Sigrun ist in das 2. Jahrhundert modernisirt. Sigrun, eine eifervolle Römerfeindin, fordert ihren Geliebten Helge auf, selbst ihres Vaters und ihrer Brüder nicht zu schonen, wenn er sie in den Reihen der Römer träfe. Aber von Reue ergriffen fleht sie später um das Leben ihres Bruders, der dann an ihrem Gatten zum Mörder wird. Die dramatische Spannung läßt vom dritten Akt an etwas nach; die Sprache ist fast durchweg edel. Frl. Dumont war eine tüchtige Sigrun, Herr Freiburg ein kraftvoller Helge. Professor Skraup hatte das Stück gut inscenirt.

— Im Anschluß an die stilechten Mustervorstellungen des „Lohengrin" und der „Madame Sans-Gêne" hat das königliche Residenztheater in München den „Figaro" in das diesem übermütig neckischen Vorläufer der Revolution angeborne, aber anfangs aus politischen Gründen, dann in gedankenloser Tradition vorenthaltene Kostüm des Rokoko versetzt. Bekanntlich hat der graziös kokette Meisterbau Cuvilliès, das unübertroffene Schatzkästlein des Rokoko, bereits vor mehr als hundert Jahren das köstliche Dramma giocoso des früheren kurbayerischen Kapellmeisters Mozart beherbergt. Indem mit gewissenhafter historischer Treue und sicherem Geschmack jede kostümliche und scenische Einzelheit künstlerisch zusammengestimmt und der prächtige Zuschauerraum durch die Bühne selbst in homogenem Sinne erweitert und abgerundet wurde, ist eine Stileinheit von höchstem ästhetischem Reiz erzielt worden. Das Ganze war so recht ein Genuß für die Feinschmecker im Bereich der Künste. Das Orchester gelangte unter Levis feinfühliger Leitung in dem Miniaturtheaterchen zur intimsten Wirkung, die Stimmen bewahrten in wohlvernommener zarter Nüancirung ihren von Ueberanstrengung ungetrübten Schmelz und die Scene bot die anmutigsten, heitersten, glänzendsten Bilder. Die zum Teil nach den für König Ludwig II. entstandenen Entwürfen Tanks und Quaglios von Frahm und Mettenleiter gemalten, von Lautenschläger eingerichteten Dekorationen zeigen im ersten Akt ein hell gehaltenes Garderobezimmer mit weiß goldenen zierlichen Möbeln, einer kunstreichen, behaglich in der Ecke tickenden großen Wanduhr und einer geschickt von der Regie verwerteten Stiege im Hintergrunde. Das Boudoir der Gräfin im zweiten ist mit dem goldgestickten Prunkbett zur Seite von üppigem Luxus, der Festsaal im dritten aber, der die Motive der bärtigen Pfeilerträger aus dem Theater selbst aufnimmt und geschmackvoll wiederholt, bekundet die ganze Prunkliebe des Rokoko und steigert während des farbenfrohen, reichgegliederten Hochzeitszuges die Wirkung bis zum Gipfel. Um so poetischer erscheint dann zum Schlusse die südliche Gartennacht mit dem unter funkelndem Himmel zwischen blühenden Granaten thronenden Amor, der die Liebespaare aus ihren von verschnittenen Taxuswänden geborgenen Verirrungen zu „Lust und Jubel" eint. Die Kostüme, nach Angaben Professor Flüggens gefertigt, vermeiden in gediegener Echtheit allen theatralischen Flitter. Nur zarte, sanft abgetönte Schattirungen kommen bei den Frauengewändern, einschließlich des in spanische Nationaltracht gekleideten Ballets, zur Verwendung, während für die Männer zwar leuchtendere, aber doch weiche, vornehme Farben bevorzugt sind. Der Neuinscenirung gesellte sich eine entsprechende Neueinstudirung, deren Glanzpunkt die gesanglich und schauspielerisch

Digitized by Google

gleich vorzügliche Susanne der jüngst dauernd für die kgl. Hofbühne gewonnenen Bianca Bianchi ist. Frl. Dreßler gab den Pagen frisch und heiter und stand auch mit ihrer Romanze auf der Höhe; Frl. Fernina war eine treffliche, freilich gar sehr schmachtende Gräfin. Gura aber vermochte durch alle Eleganz seiner Haltung und Vortragsweise nicht für die leider der Stimme und Erscheinung mangelnde Jugend Ersatz zu bieten. Um so wackerer hielt sich Fuchs als „Figaro". Selbst die kleinsten Rollen waren mit besten Kräften besetzt und der große, von Abend zu Abend wachsende Erfolg, den die Fremdensaison weithin tragen wird, lohnt denn auch die auf die Neuinscenirung verwendeten Opfer und Mühen. A. B.

Kunst.

— Gabriel Max stellt eben sein bedeutsames Gemälde „Die Seherin von Prevorst" zum Besten der Münchner Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie in deren Vereinslokal aus. Theobald Kerner, der in seinem anregenden und anmutigen, bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienenen Buche „Das Kernerhaus und seine Gäste" erst unlängst wieder das Angedenken der geistesbegnadeten Friederike Hauffe wachgerufen, bestätigt die vollkommene Aehnlichkeit des von einer fast magischen Künstler-Intuition nachgeschaffenen Porträts mit dem ihm unauslöschlich eingeprägten, Seite 93 seines obengenannten Buches geschilderten Eindruck des Urbilds. Der Beschauer aber weiß nicht, soll er mehr den psychologischen oder den malerischen Reiz des in Max bewährter Meisterschaft weiß in weiß gehaltenen Gemäldes bewundern. Das fahle, durchgeistigte, scharf profilirte Antlitz von einem weißen Tuche umflochten, sitzt die Seherin, den schlanken, gleich den Engeln der altflorentinischen Schule fast geschlechtslos erscheinenden Oberkörper leicht von den Kissen gestützt, aufgerichtet im Bette. Brünstig verschlungen ruhen die elfenbeinweißen, sozusagen seelenvollen Hände auf einem geschlossenen Buche, während die Augen in sanfter Ekstase leuchten und schauerndes Erstaunen aus den Zügen spricht. Weit geöffnet ist der strahlende Blick, gespannt jeder Nerv in andächtiger Beobachtung der von der Seherin geoffenbarten mystischen Welt. Daß indes aller übrigen Geister ungeachtet nach wie vor der Genius der Kunst Max' Schutzpatron ist, beweisen erfreulicherweise die rein malerischen Vorzüge, der weiche Schmelz der fein getonten Farbe, die wundersame Stimmung und dennoch überzeugende Lebenswahrheit dieses interessanten Seelengemäldes. A. B.

Jubiläum.

— Das Collegium Carolinum, die jetzige herzogliche technische Hochschule Carola-Wilhelmina zu Braunschweig beabsichtigt am 26. Juli d. J. das hundertundfünfzigjährige Jubiläum festlich zu begehen. Im Jahre 1745 von Herzog Karl I. begründet, ist das ehemalige Collegium Carolinum die älteste technische Lehranstalt der Welt. Aus Gönnern und früheren Schülern der Hochschule hat sich ein Ausschuß gebildet, welcher Sammlungen für einen Jubiläumsstipendienfonds veranstaltet, der bei der Jubelfeier überreicht werden soll. Beiträge dazu nehmen die Bankhäuser M. Gutkind & Co. und Gebr. Löbbecke & Co. in Braunschweig entgegen. Zur Feier wird auf das Erscheinen einer großen Zahl ehemaliger Studirender gerechnet. Das Rektorat ist eifrig bemüht, die Listen derselben zu vervollständigen, um spezielle Einladungen ergehen zu lassen.

Wohlthätigkeit.

— Das Deutsche Hospital in London, dessen segensreiche Wirksamkeit allgemein bekannt ist, begeht in diesem Jahre, am 26. April, unter Vorsitz des Herzogs von Cambridge, die Feier seines fünfzigjährigen Bestehens. Die Unterhaltungskosten des Hospitals sind bis jetzt zum größten Teil aus den freiwilligen Beiträgen der deutschen Kolonie in England und deren edeldenkenden Freunden gedeckt worden, wozu auch die deutschen Fürsten und Regierungen stets aufs großmütigste beigetragen haben. Durch die große Zahl hilfesuchender Kranker hat sich aber ein dringendes Bedürfnis weiterer Hilfsmittel erwiesen. Der Vorstand wendet sich daher an die deutschen Landsleute mit der dringenden Bitte, ihn mit Geldmitteln unterstützen zu wollen. Das Hospital mit Sanatorium und Rekonvaleszentenheim enthält 140 Betten. In Verbindung damit stehen drei Apotheken für Kranke außerhalb des Hospitals. Deutsch sprechende Kranke ohne Rücksicht auf Bekenntnis werden frei aufgenommen, von deutschen Aerzten behandelt und von deutschen Schwestern gepflegt, fühlen sich somit im fremden Lande heimisch. Im vorigen Jahre empfingen 24,868 Kranke unentgeltlich ärztlichen Beistand und Arznei. Zur Deckung des jährlichen Fehlbetrags von durchschnittlich etwa 4500 Pfund Sterling ist der Vorstand auf mildthätige Hilfe angewiesen. Die „Deutsche Bank Berlin" und deren Filialen sind bereit, Geldbeiträge entgegen zu nehmen und dem Schatzmeister des Hospitals, Herrn Baron von Schröder, 145, Leadenhall Street, London, E.C., zu übermitteln.

Graf Wilhelm Bismarck.

Selten dürfte eine Ernennung im preußischen Staatsdienste so überraschend gewirkt haben, wie diejenige des Grafen Wilhelm Bismarck zum Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen, überraschend zugleich und befriedigend. Muß es als eine in den weitesten Kreisen gewürdigte Aufmerksamkeit des Kaisers gegen den greisen Fürsten betrachtet werden, daß die Ernennung sozusagen am Vorabende von dessen achtzigjährigem Geburtstage erfolgte, so dürfte andererseits mit dem neuen Oberpräsidenten ein richtiger Mann an eine richtige Stelle getreten sein. Graf Wilhelm hat stets gezeigt, daß er für die wichtigsten Interessen seines nunmehrigen Wirkungskreises, die landwirtschaftlichen, ein warmes Herz hat, und der Name, den er trägt, wird ihm gewiß auch in den nicht-agrarischen Kreisen Ostpreußens entschiedene Sympathien gewinnen. Nicht minder dürfte die Schulung, die er im praktischen Staatsdienst durchgemacht, ihn zu dem Posten befähigen. Graf Wilhelm Bismarck, der zweite

Graf Wilhelm Bismarck.

Sohn des Altreichskanzlers, ist jetzt etwas über zweiundvierzig Jahre alt und ähnelt in seinem Aeußern stark seinem Vater, „bis aufs Haar", wie er selbst einmal scherzhaft bemerkte. Er machte als flotter Studio seine Studien in Bonn und Berlin und trat nach Beendigung derselben in den Staatsdienst. Nachdem er eine Zeit lang das Landratamt des Kreises Hanau verwaltet, wurde er zum Regierungspräsidenten von Hannover berufen und soll nunmehr den Grafen Stolberg in der Oberleitung der Provinz Ostpreußen ersetzen. Eine Zeit lang hat Graf Wilhelm auch dem deutschen Reichstage als Mitglied angehört, ohne indes als Parlamentarier die rednerischen Lorbeeren zu ernten, die seine mit guter Laune und frischem Humor gewürzte Wahlrede hatte vermuten lassen. Er wird allgemein als ein offener und heiterer Charakter, wie nicht minder als ein liebenswürdiger Gesellschafter geschätzt, der es nicht verschmäht, das Leben auch von seiner angenehmen Seite zu nehmen. Graf Wilhelm Bismarck ist seit 1885 mit seiner Cousine Sibylla von Arnim-Kröchlendorff vermählt. Bemerkt zu werden verdient, daß er durch ein Gichtleiden, das ihn plagte und vor der Zeit schwerleibig zu machen drohte, mit Dr. Schweninger bekannt wurde, der ihn heilte, um dann der gefeierte Leibarzt des Fürsten Bismarck zu werden.

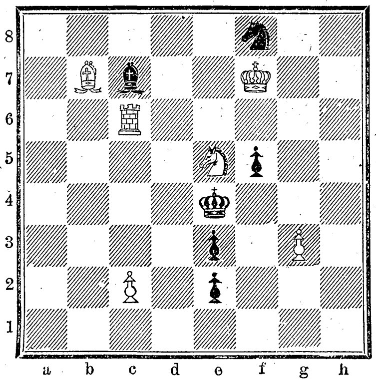
Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 24.

Von Isidor Groß in Karlstadt (Kroatien).

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 21 S. 512:

W. 1) Se3—d5
S. 1) Kd7—e6
W. 2) Df8—f5†
S. 2) Ke6—f5:
W. 3) Sc6—d4 matt.

A.

S. 1) Sa8—c7
W. 2) Df8—e8†
S. 2) Kd7—e8:, c6:
W. 3) Sd5—f6:, e7 matt.

B.

S. 1) Kd7—c6:
W. 2) Df8—c8†
S. 2) Kc6—d5: od. bel.
W. 3) Dc8—c4, Sd5—e7 matt.

C.

S. 1) beliebig anders
W. 2) Df8—e8†
S. 2) Kd7—e8:
W. 3) Sd5—f6 matt.

Partie Nr. 7.

Gespielt durch Briefwechsel 1893/94.

Weiß: Schachklub zu Liverpool. — Schwarz: W. Steinitz in New-York.

Spanische Partie.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	**e7—e5**	13) Sc3—f5:	O—O
2) Sg1—f3	**Sb8—c6**	14) Le3—c5	Tf8—f7
3) Lf1—b5	d7—d6 [1]	15) f4—f5	g6—g5
4) d2—d4	Lc8—d7	16) Sh4—g6 [5]	Lh6—g7 [6]
5) Sb1—c3	Sg8—e7	17) Sf5—e3	b7—b6 [7]
6) d4—e5:	d6—e5:	18) Lc5—a3	Ld7—c8 [8]
7) Lc1—g5	f7—f6	19) Se3—d5	Tf7—d7
8) Lg5—e3 [2]	Se7—c8	20) Dd1—h5? [9]	Td7—d5 [10]
9) Sf3—h4 [3]	g7—g6	21) e4—d5:	Sc6—d4
10) O—O	Sc8—d6!	22) Sg6—e7†	Dd8—e7:
11) f2—f4	Lf8—h6	23) Dh5—d1	De7—f7
12) Kg1—h1 [4]	Sd6—f5:	Weiß gibt die Partie auf.	

[1]) In neuerer Zeit zieht Steinitz zuvor noch a7—a6.

[2]) Ein häufig vorkommendes Manöver, welches die schwarze Königsstellung zu schwächen beabsichtigt.

[3]) Dieser Angriffszug ergibt interessante Verwicklungen.

[4]) Weiß droht nun f4—e5:; Schwarz verhindert dies.

[5]) Ein starker Angriffszug, der es wohl verdient hätte, daß Weiß die Partie gewann.

[6]) Bei h7—g6: 17) f5—g6: Tf7—g7 8) Dd1—f5 bezw. 17) . . . Tf7—e7 18) Lg5—e7: Dd8—e7: 19) Sf5—e7: hat Weiß einen ausgezeichneten Angriff.

[7]) Auch jetzt ist h7—g6: wegen 13) f5—g6: Tf7—e7 19) Dd1—h5 Lg7—f8 20) Sc3—d5 noch nicht zulässig. Der Textzug gefährdet, wie der weitere Verlauf lehrt, den Ta8.

[8]) Hier sollte Sc6—d4 19) Sc3—d5 c7—c5 20) b2—b4 Ld7—c8 geschehen.

[9]) Hier läßt sich Weiß den Gewinn entgehen, der mit 20) Sg6—e7† Sc6—e7: 21) La3—e7: Td7—e7: [21... Dd8—e8 22) Le7—f6: rc.] 22) Sd5—e7:† Dd8—e7: 23) Dd1—d5† zu erzwingen war.

[10]) Der Veteran wendet nun in glänzender Weise die Partie zu seinen Gunsten.

Schachbriefwechsel.

H. T. in Hamburg. In Nr. 17 scheitert 1) Da1—g7 an e7—e6 [e5], in Nr. 18 1) De5—d4† Kb4—a3! 2) Ld3—b1 an h7—g8, worauf ein Matt im dritten Zuge nicht möglich ist.

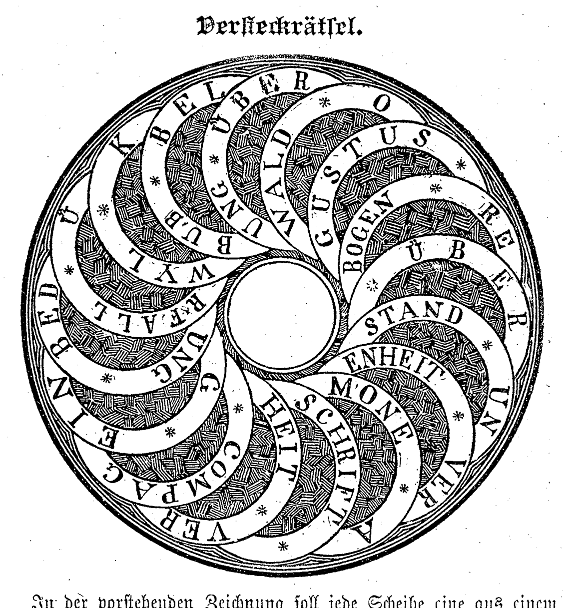
Dr. N. in Dorotheenthal. Wegen 1) De5—d4† in Nr. 18 s. vorstehend; gegen 1) Sc5—a6† geben Sie ja selbst den richtigen Gegenzug Kb4—b3 an. Die richtige Lösung ist, wie Sie inzwischen bereits ersehen haben werden, eine ganz andere.

Abonnent Oedbg. Ja!

Richtige Lösungen sandten ferner ein: N. N. in Celle zu Nr. 5; M. W. in Erlangen zu Nr. 18; Elise P. in Wien und W. Gl. in Berlin zu Nr. 20.

Für müßige Stunden.

Versteckrätsel.



In der vorstehenden Zeichnung soll jede Scheibe eine aus einem Worte bestehende Umschrift enthalten, von welcher ein Bruchstück durch die benachbarte Scheibe verdeckt ist. Dieses Bruchstück ist zu erraten, und es ergeben alsdann die sechzehn verdeckten Wortteile einen bekannten Spruch. Wie lauten die Umschriften? Wie lautet der Spruch?

Buchstabenrätsel.

Die Presse kann die 1 durchaus nicht missen
Und doch will keine Zeitung von ihr wissen.
1, 2 ein Liebeswort zur Hälfte nennt,
Und 2, 3, 4 nur die Gebirgswelt kennt,
Wohin des Alltaglebens Staub nicht dringt
Und jeder Atemzug Erquickung bringt.
Als tief erniedrigt unser Vaterland,
Des Korsen Macht auf ihrer Höhe stand,
In jener Zeit der bittern Schmach und Not
Erlitt auch 1 bis 4 den Märtyrtod.
Der Name 2 bis 5, so voll und mild,
Besond're Deutung führt er noch im Schild —
Ob immer ihr die Trägerin entspricht?
Galanterie urteilt darüber nicht!
Denkst du des Flusses, ebenso genannt,
An dem sich kämpfend gegenüber stand
Einst Ost und West — wie ändert sich die Zeit:
Als Busenfreunde lieben sie sich heut!
Der langen Seefahrt Pein vergißt du leicht,
Ist 1 bis 5 in blüh'nder Pracht erreicht,
Und wär' nur ein 5, 6 dir dort zu eigen,
So würde dein Besitz bedeutend steigen.
Von 6 bis 8 regt's an die Lebensgeister
Und zeigt sich nur zu oft als ihren Meister;
Doch wohl vermischt, selbst zarte Frauenlippen
Im heitern Kreis nicht ungern davon nippen.
Die 7 mit der 8 sich meist im Binden
Begnügen, ihres Daseins Zweck zu finden,
Doch können sie aus einem Schlag, zu Zeiten,
Ein lindernd Mittel auch geschickt bereiten.
Und 1 bis 8? Durch heil'gen Brauch geweiht,
Ein Festtag ist es für die Christenheit.
Dem Weidmann es zugleich als Abschluß gilt
Für seine Streife auf ein köstlich Wild. (M. Sch., Kassel)

Homonym.

Von Kindheit an hab' ich das Feld
Der Wissenschaften stets durchzogen;
Doch niemals hab' ich's mitbestellt,
Nur meine Nahrung draus gesogen.
Die such' und find' ich ohne Not
Auf diesem vielbetretnen Pfade;
Doch, habe ich mein gutes Brot,
Dich, Namensvetter, trifft der Schade. J. E.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 528;

Sämtliche Buchstaben des Alphabets von A bis Z (I und J gleich zwei Buchstaben) mit 1 bis 26 bezeichnet, geben die Bedeutung der Nummern unter den Runenzeichen der letzten zwei Zeilen im Steine. Darnach ist 4 = d, 3 = c, 19 = s u. s. f. Schreibt man nun unter sämtliche Runenzeichen der oberen vier Zeilen den Zeichen entsprechend ihre Buchstaben, so ergibt sich der Text:

Den moechte ich sehen, der jetzt leben kann, ohne zu luegen.

Auflösung des Silbenrätsels Seite 528:

Haussegen.

Auflösung des Anagramms Seite 528:

Israeliten — Nostradamus — Thronrede — Rheinbund — Industrie — Neuwied — Isokrates — Tribunal — Apanage — Trauermantel — Eisenach — Romanzero — Ostrolenka — Bastonnade — Upsala — Ristori.

In trinitate robur.

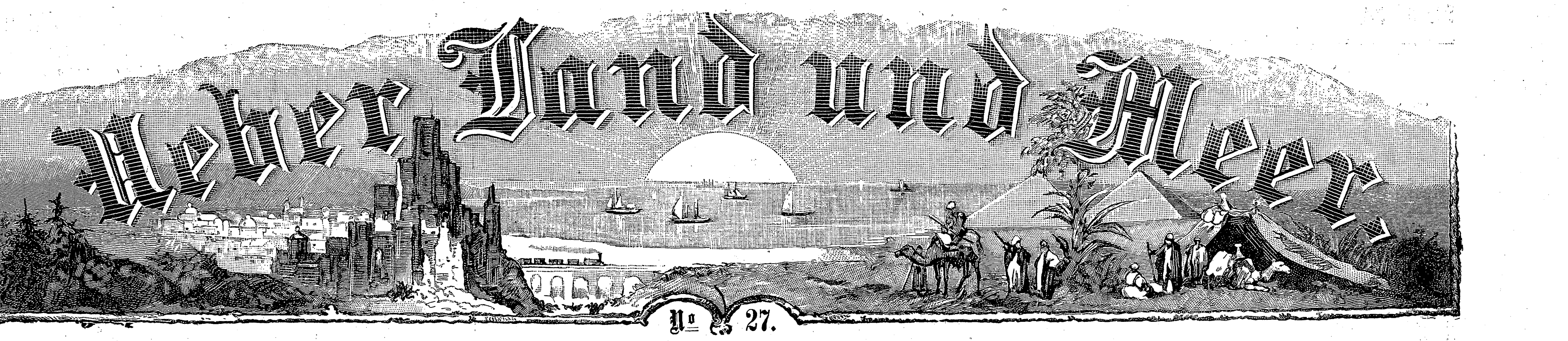
Auflösung des Worträtsels Seite 528:

Angebinde.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Ueber Land und Meer.



№ 27.

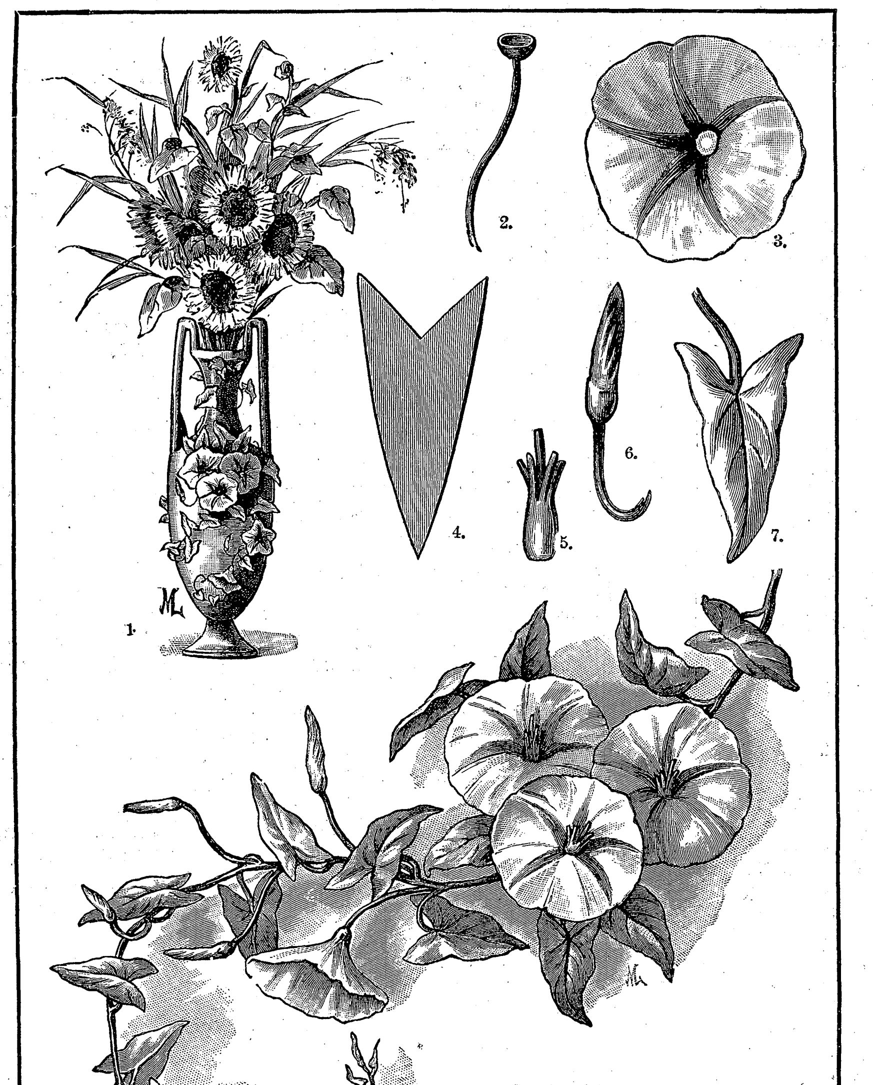
Unter uns.

Achatmalerei.

Eine neue, sehr lohnende Arbeit bietet sich hier allen, die des Malens, auch nur wenig, kundig sind. Es ist nicht einmal Anlage zum Zeichnen dazu nötig, mit etwas Geschmack wird eine geschickte Hand leicht schöne Wirkungen hervorbringen. Unter Achatmalerei versteht man eine Imitation des in Farbe und Zeichnung so vielgestaltigen Achats mittelst Oelfarbe, hinter Glas. Man kann so Vasen, Bilderrahmen, Blumengläser, Schalen und so weiter äußerst wirkungsvoll verzieren; den schönsten Effekt jedoch erzielt man durch die Bemalung von Glasscheiben, die man beliebig zu Ofenschirmen, Kaffeebrettern und so weiter verwenden kann. Bei der Imitation hat man vor allen Dingen die beiden Hauptkennzeichen des Achats zu berücksichtigen. Erstens die feine, holzartige Maserung, dann das grelle Nebeneinandertreten der Farben. Letztere sind in reinen, ungetrübten Tönen von den hellsten bis zu den dunkelsten Schattirungen zu finden, unterbrochen von leuchtend hellem Weiß und tiefdunklem Schwarz. Es ist entschieden zu raten, daß man sich beim Malen eines gut geschliffenen Achats als Vorlage bedient, da nur so der richtige Charakter der Arbeit zu erreichen ist. Ganz besonders ist der Onix, mit seiner bräunlich-schwarzen Färbung, und der Sardonix, mit seinem satten Rot, zur Nachahmung geeignet. Für große Flächen empfiehlt sich die grüne Farbe des nicht zu den Achaten gehörenden Malachits ganz besonders; dieser, hauptsächlich in Sibirien gefundene Stein, spielt vom Smaragd ins Spangrüne hinein, ist mit Schwarzgrün durchzogen und geht auch noch ins Gras- und Apfelgrüne über. Ehe man mit dem Malen beginnt, muß man genügend Farbe für die ganze Arbeit auf die Palette bringen. Man setze sie ganz getrennt von einander auf, damit sie ganz rein aufgetragen werden kann. Auch muß die Farbe gut flüssig sein, und in dieser Beschaffenheit muß eine Farbe der andern gleichen, keine darf zäher wie die andere sein, da sonst eine gleichmäßige Verarbeitung unmöglich wäre. Zum Malen bedient man sich eines starken Haarpinsels, am besten eines Marderpinsels, und trägt damit die Farbe streifenweise auf. Hier stellt man einen feinen Uebergang der Töne her, dort unterbricht man die gleichmäßige Farbe mit scharfen Streifen von reinem Weiß und Schwarz. Ist das Glas auf diese Art mit Farbe bedeckt, so nimmt man die unbemalte Seite nach oben und sieht, wie die Anordnung der Farbe wirkt. Da und dort wird man noch unbemalte Stellen entdecken, auch wird ein feines Verstreichen und Vermitteln der Töne notwendig sein. Zu letzterem Zweck führt man den Pinsel in leicht zitternder Bewegung über die Farbe. Es entstehen dadurch die dem Achat eigenen Wellenlinien, deren Wirkung man nur von der unbemalten Seite aus beurteilen kann, so daß man auf der dem Malenden abgewandten Seite zu arbeiten hat. Es ist dies nicht ganz leicht, doch gewinnt man bald einige Uebung darin. Nachdem das Glas bemalt ist, läßt man es trocknen und überzieht dann die Farbe zum Schutz mit Firnis. Nun sind die gemalten Gegenstände fertig; hat man Platten gemalt, so können dieselben in die zu ihrer Aufnahme bestimmten Umrahmungen eingelassen werden. Bei Gegenständen, die zum Schmuck dienen, wie Bilderrahmen, Ofenschirmen und so weiter kann man die Achatplatte auf der oberen Seite mit Blumen oder Vögeln in Oelfarbe schmücken, wie das gewiß schon manche der Leserinnen bei dem fertig gekauften Achatglas gesehen haben. Wer es versteht, Blumen hinter Glas zu malen, kann auch Gebrauchsgegenstände mit denselben schmücken. Sind die auf die linke Seite gemalten Blumen gut getrocknet, so übermalt man sie mit dicker, weißer Farbe, läßt diese wieder trocknen und kann nun über die ganze Glasfläche und über die Blumen hinweg, wie vorher angegeben, die Achatmalerei ausführen. Bringt man Blumen in Verbindung mit der Achatmalerei, so kommt es sehr darauf an, daß man die richtigen Farben zusammenstellt. So sehen zum Beispiel gelbe Blumen wie Hahnenfuß, gelbe Azaleen und so weiter auf grünem Malachit sehr gut aus, während sich helle, weiße Blumen, wie helle Pensées, große Gänseblumen und weiße Winden besonders schön von rotem Hintergrund abheben. Uebung macht auch hier den Meister. Ist etwas nicht gleich geraten, so scheue man sich nicht, das Maltuch unbarmherzig schalten zu lassen und das zweitemal ist der Erfolg gewiß ein guter. Sollten diese Zeilen den geehrten Leserinnen eine Anregung zu der so lohnenden Arbeit bieten, würde ich mich von Herzen freuen. M. v. H.

Plasta-Arbeit.

Unter dem Namen Plasta-Arbeit verbreitet die Firma Horn & Frank, Berlin N.O., Gollnowstraße 11a, eine Neuheit, bei welcher die kunstausübenden Dilettanten alsbald erkennen werden, daß sie zwar keine Neuheit im wahren Sinne des Wortes vor sich haben, daß aber eine alte liebgewordene Freundin, die „Gummiknetarbeit“, nachdem sie manche Mängel, die ihr noch anhafteten, abgestreift und nachdem sie sich vervollkommnet hat, unter diesem veränderten Namen ihre Wiedergeburt feiert. Was ihr nun zu ganz besonderem Vorteil gereicht, ist, daß die zu verarbeitende Masse, die „Plastamasse“ weder an den Fingern noch an den Werkzeugen kleben bleibt, eine Verbesserung, welche diejenigen, die sich mit der Gummiknetarbeit vertraut gemacht hatten, wohl zu schätzen wissen werden. Eine andere wichtige Vervollkommnung besteht darin, daß man der Masse einen ganz dünnen Stoff: Musselin oder Gaze, einlegt, wodurch sie mehr Halt erlangt und die einzelnen Formen der Verzierungen bei größerer Dauerhaftigkeit viel feiner und zierlicher ausgearbeitet werden können. — Die Plastamasse ist hellgrau, sie wird ebenso wie die Gummiknetmasse zur Verarbeitung in heißem Wasser geschmeidig gemacht und in kaltem Wasser wieder erhärtet, und dient wie jene zur plastischen Verzierung von Gegenständen aus Thon, Holz, Metall und anderem, für Wandteller, Vasen, Krüge, Rahmen, Körbchen und so weiter. Obengenannte Firma versendet Kasten mit sämtlichem Arbeitsmaterial, die je nach geringerer oder reichlicher Füllung 6—15 M. kosten, doch sind sämtliche Utensilien auch einzeln zu beziehen. Diese Utensilien bestehen außer der Plastamasse in: Modellirstäbchen, Stahlspachtel, Arbeitsplatte, Walze, Plastaleim, Draht, Einlegestoff, Vorlagen, Golcondagold (zum Vergolden der zu verzierenden Gegenstände, oder auch zum Uebermalen der Verzierungen) und Papier-Streugries, welch letzteres dazu dient, Grundflächen rauh zu machen. Man bestreicht zu diesem Zweck einen Rahmen oder einen glatten Thonteller mit Emailfarbe, überstreut diese sofort mit dem Gries und übermalt ihn nach dem Trocknen mit dem flüssigen Gold. Die teuren Kasten enthalten außer diesem Material noch ein Sortiment Emailfarben, die zum Uebermalen der plastischen Verzierungen zu benützen sind, namentlich der Blumen, wenn man diesen ihre natürlichen Farben geben will. Die hier dargestellte Blumenvase ist mit Windenranken aus Plastamasse geschmückt, wie eine solche unter Abbildung 8 in ihrer natürlichen Größe dargestellt wurde, und die Erklärung für die Anfertigung dieser Blütenranke soll die Aufgabe dieses kleinen Artikels sein. Zuvor versehe man sich mit einem Gefäß mit recht heißem und einem gleichen mit kaltem Wasser und trage Sorge, daß ersteres von Zeit zu Zeit, falls es sich zu sehr abkühlen sollte, erneuert werden kann. Es wird nun ein Stück der Plastamasse in das heiße Wasser geworfen und die metallene Arbeitsplatte darüber gedeckt, damit auch diese sich erwärmt; legte man später die Masse auf die kalte Platte, so würde sie auch gleich wieder von ihrer Schmiegsamkeit verlieren. Ist die Masse genügend erweicht, so knetet man sie mit den Händen tüchtig durch, legt sie alsdann auf die Arbeitsplatte und rollt sie mit der Walze möglichst dünn aus. Jetzt schneide man sie in zwei gleich große Stücke, lege diese über einander und ein größeres Stück Einlagestoff zwischen beide und rolle abermals so lange aus bis die Platte die gewünschte Stärke oder vielmehr Dünnheit erlangt hat. Aus dieser Platte werden die Grundformen für die Blumen und Blätter mit einer Schere ausgeschnitten und können, falls sie während der Arbeit zu sehr erkalten, also an Geschmeidigkeit verlieren, immer von neuem in heißem Wasser erweicht werden. Die Stiele und Ranken werden mit den Fingern auf der Arbeitsplatte ausgerollt, indem man etwas feinen Blumendraht in die Plastamasse einlegt. Man fügt nach Vollendung aller einzelnen Teile diese an einander, indem man an den betreffenden Stellen die Plastamasse zum Schmelzen bringt und diese gegen einander drückt. Das geschieht am besten durch starkes Erhitzen des Stahlspachtels über einer Spirituslampe, mit dem man die Stelle, welche befestigt werden soll, berührt. Späteres Ueberstreichen dieser Stellen mit Plastaleim befördert noch die Haltbarkeit. Zur Herstellung einer Winde schneidet man ein kreisrundes Stück in erforderlicher Größe, in dessen Mitte man ein kleines Löchelchen anbringt, und sucht ihm durch Modelliren, das heißt durch Streichen und Drücken mit den Fingern, mit dem Modellirstäbchen, durch Wölben in der hohlen Handfläche, diejenige trichterförmige Form zu geben, die durch Abbildung 3 veranschaulicht ist. Die Ränder der Blumen müssen ganz dünn auslaufen, wieder nach außen umgebogen werden und ja nicht in steifer gerader Linie endigen, sondern die zierlichen willkürlichen Einbuchtungen und Biegungen wiedergeben, die man an der natürlichen Blüte beobachtet. Die tiefen Furchen, feinen Rinnen und Fältchen drückt man mit der scharfen Kante des Modellirstäbchens ein und nimmt, wo dieses nicht ausreicht, den Stahlspachtel zu Hilfe. Nun wirft man die Blüte in das kalte Wasser, damit die Plastamasse ihre frühere Härte zurückerlangt und jene die Form nicht mehr verändern kann. Dasselbe geschieht mit allen einzeln hergestellten Teilen. Abbildung 2 stellt den Stiel der Blüte mit dem Kelchboden dar, der, wie vorhin gesagt, mit Einlage von Blumendraht herzustellen ist; aus einem Klümpchen der Masse am Ende des Stiels, formt man den vertieften Kelchboden. Es fehlen zur Blüte noch die Staubfäden, für die man mit den Fingern eine kurze, dicke Rolle dreht und in diese oben mit der Schere so viele Einschnitte macht, daß in der Mitte ein längerer Stengel, rings um diesen fünf kürzere Staubfäden entstehen, wie es die Abbildung 5 veranschaulicht. Sind alle diese Teile im kalten Wasser hart geworden und abgetrocknet, so kann die Blüte zusammengesetzt werden. Dazu erhitzt man, wie vorhin gesagt, den Stahlspachtel, berührt mit diesem das untere Ende der trichterförmigen Blüte, drückt es schnell in den Kelchboden hinein, wiederholt dasselbe mit dem Staubfadenbündel, setzt dieses in die Mitte der Blüte, und die Winde ist fertig. Nach Abbildung 4 hat man die Grundform eines Blattes zu schneiden und dieses durch Modelliren in die mit Abbildung 7 dargestellte Form zu bringen, nach Abbildung 6 eine Knospe zu fertigen. Größe und Gestalt der Blätter und Knospen darf natürlich nicht immer die gleiche bleiben, für ihre Verschiedenheit muß die Zeichnung der Blütenranke einen Anhalt geben, doch thut man vor allem gut, wo es angänglich ist, sich beim Modelliren derartiger Verzierungen die schönen Gebilde der Natur direkt zum Vorbilde zu nehmen. Sind die einzelnen Teile alle fertiggestellt, so formt man sich aus Draht und Plastamasse einen langen Stiel für die Ranke und befestigt an diesem die Blüten, Blätter und Knospen in angegebener Weise. Die Thonvase wird nun mit flüssigem Golcondagold angestrichen, und wenn dieses getrocknet ist, kann die Blütenranke, gleichfalls durch Erhitzen des Stahlspachtels, darauf angebracht werden. Das Uebermalen der Plasta-Arbeit, welches nach Belieben vor oder nach dem Befestigen derselben ausgeführt werden kann, findet nun, je nach Gefallen, mit Bronzefarben oder mit Emailfarben statt. Im ersteren Falle erhält sie das Ansehen, als wäre sie aus Metall geformt, im letzteren will sie der natürlichen Blume gleichkommen. Um nun hier eine schöne Wirkung zu erzielen, muß man ein feines Farbenverständnis besitzen. Es wird in Farben gar viel gesündigt, und da sich das nicht mit wenigen Worten sagen, überhaupt nicht durch eine Beschreibung erlernen läßt, möchte ich wenigstens vor allen zu grellen, bunten Farben warnen und raten, in dieser Hinsicht lieber etwas zu wenig, als zu viel zu thun. Die reizende, zart getönte Ackerwinde gibt hierzu das beste Vorbild mit ihrem matten, fast ans Weiße grenzenden Rosa und den fünf, etwas kräftiger getönten Strahlen, die im Kelche mehr ins Gelbe übergehen. Das Grün der Blätter ist bläulich und nur bei den frischen Trieben ins Gelbe übergehend; man mische die Emailfarben hierzu (die ohne weiteres aufgetragen werden können; ein Grundiren mit Lack, wie bei den Thonsachen, ist hier nicht nötig) mit Weiß, damit sie nicht zu intensiv wirken, und versetze sie nach Bedarf mit Blau, Gelb, Rot oder Braun. Kunstgeübten Fingern wird die Plasta-Arbeit keinerlei Schwierigkeiten bereiten, um sie aber auch den minder Begabten, selbst Kindern zugänglich zu machen, bereitet die erwähnte Firma Formen vor, die in kurzem in den Handel gelangen, und in welche die Plastamasse einfach hineingedrückt wird, um so auf die einfachste Weise einzelne Blätter und Blütenteile, ja sogar ganze Blumen entstehen zu lassen. Es läßt sich also voraussehen, daß diese neueste Vervollkommnung Unzähligen, namentlich aber den lieben Kleinen, die mit ihren ungefügen Händchen so gern schon schaffen und künsteln, eine hochwillkommene Gabe sein wird. M. L.



1. Vase mit Plasta-Arbeit.
2. Stengel mit Kelch.
3. Blütenblatt einer Winde.
4. Grundform eines grünen Blattes.
5. Staubfadenbündel.
6. Knospe.
7. Fertiges grünes Blatt.
8. Windenranke mit Blüten und Blättern.

Schmuckkasten.

Eine ziemlich flache Cigarrenkiste mit aufliegendem, nicht einfallendem Deckel beziehen wir auf folgende Weise mit farbigem Atlas: Für den inneren Boden schneiden wir ein Stück Pappe, etwas schmaler und kürzer als der Boden des Kistchens, legen Watte darauf und spannen den Atlas darüber, letzteren auf der Rückseite mit Leim befestigend. Die inneren Seitenwände bekleiden wir mit schräg geschnittenem, wenig gekräuselten Atlas, der unten am Boden nicht befestigt wird, sondern etwas überstehen muß. Oben wird der Atlas über den Rand gezogen und mit Leim festgeklebt. Nun drücken wir den mit Atlas bekleideten Boden hinein, welcher, wenn genau passend, keiner Befestigung bedarf. Eine schräggenommene Atlaspuffe gibt die äußere Garnirung, welche oben mit einem ½ Centimeter hohen Köpfchen mittelst ganz kleiner Nägelchen, die möglichst in den Kräuseln zu verschwinden haben, befestigt wird. Unten wird der Atlas über die Kanten gezogen und wiederum festgeklebt. Der von dem Kistchen getrennte Deckel wird in ähnlicher Weise wie der Boden mit einem auf Pappe gezogenen Altlaskissen garnirt, die innere Seite nach Belieben glatt oder faltig. Mit passender dicker Seide nähen wir hierauf den Deckel mit kleinen überwendlichen Stichen wieder an das Kistchen und verzieren ersteren mit schmalem Goldbörtchen oder Bandrüschchen, welche auch vorn die Schlinge zum Aufklappen des Deckels bilden. Sehr hübsch macht sich auf dem gewölbten Deckel ein in Gold gesticktes großes Monogramm. G. B.

Digitized by Google

Briefmappe.

An den Altertumsfreund. Sir Henry Rawlinson ist am 5. März gestorben. Er war 1810 zu Chadlington in Oxfordshire geboren, trat 1826 in den Militärdienst der Ostindischen Compagnie, wurde 1840 zum politischen Agenten zu Kandahar in Afghanistan und 1844 zum Konsul in Baghdad ernannt. Rawlinson benützte seinen Aufenthalt im Orient zu geographischen und archäologischen Forschungen. Zunächst kopirte er mit Lebensgefahr die große Keilinschrift des Darius zu Behistan. Ein noch größeres Feld für seine Thätigkeit fand Rawlinson auf den Trümmerfeldern von Ninive und Babylon, wo er eine außerordentlich große Anzahl assyrisch-babylonischer Keilinschriften entdeckte, die er in Gemeinschaft mit anderen englischen Archäologen entzifferte. 1855 kehrte Rawlinson nach England zurück; er wurde Direktor der Ostindischen Compagnie, 1858 Parlamentsmitglied, war zwei Jahre lang Mitglied des indischen Rats und ging dann mit dem Rang als Generalmajor als außerordentlicher Gesandter nach Teheran, wo er ein Jahr lang blieb. Von 1871 bis 1878 war er mit kurzer Unterbrechung Vorsitzender der Londoner geographischen Gesellschaft. Außer einer Reihe von Werken über Keilschriftforschung und über zentralasiatische Verhältnisse schrieb er auch Erläuterungen zu einer Herodot-Uebersetzung seines Bruders George.

Henry Rawlinson.

Hrn. O. K. Die photographische Aufnahme des Leichenwagens Erzherzog Albrechts kam aus dem Atelier von Aug. Stauck in Wien.

Frau Oberst v. P. Nehmen Sie ganz unbedenklich den Schwan in Ihren Park auf. Wir meinen natürlich den bei uns gezüchteten, nicht den wilden, denn dieser ist nicht verträglich mit anderem Wassergeflügel. Gewöhnlich gilt der Schwan nur als Zierde für unsere Teiche, man übersieht den großen Nutzen, den er uns als Zerstörer faulender Wasserpflanzen in Sümpfen, Morästen und stehenden Gewässern leistet. Man behauptet, daß, seitdem die Schwäne sich in England rasch vermehrt haben, dieses Land ein ganz neues Kleid angezogen, daß die früher stinkenden Sümpfe nun reines, klares Wasser haben und das Sumpffieber aus diesem Grunde allmälich ganz verschwunden sei.

Wißbegieriger Leser in Dessau. Es ist richtig, daß uns Verbindungen der verschiedensten Art in den Stand setzen, über manches Auskunft zu geben, worüber in Privatkreisen nicht leicht Aufschluß zu erlangen ist, und wir kommen daher unseren Abonnenten gerne entgegen, wenn sie sich um Aufklärung an uns wenden. Allein auch uns sind bestimmte Grenzen gesetzt, schon wegen des Raumes, der uns für unsere „Briefmappe" manchmal recht knapp zugemessen ist. Sie haben indes keine Ahnung davon, welche Zumutungen zuzeiten an uns gestellt werden. Hier eine kleine Probe. Wir sollen einen Reiseführer nach Spanien, Aegypten und Griechenland angeben und, falls ein solcher nicht vorhanden, Anleitung für eine Tour nach Kairo, Alexandrien, Algier, Athen und Madrid (!). Daran werden die Fragen geknüpft: Wie viel Einwohner haben diese Städte und welche Jahreszeit ist die geeignetste zur Reise dorthin? Findet man in den Hotels der angeführten Städte preiswürdige Unterkunft? Wie hoch stellen sich die Hotelpreise in Paris und London? Welches ist der kürzeste Weg nach England und London? Wie viel beträgt die Einwohnerzahl von Paris und London, und welche Jahreszeit ist die geeignetste, um Frankreich und England zu besuchen? Der Fragesteller scheint über seine eigenen Fragen so konfus geworden zu sein, daß er vergessen hat, seinem Brieflein Ort und Datum und (glücklicherweise) auch seinen Namen beizufügen. Es ist selbstverständlich, daß wir überhaupt nur solche Fragen berücksichtigen können, deren Beantwortung ein allgemeines, unsern gesamten Leserkreis berührendes Interesse hat. Ein Unverständiger vermag ja bekanntlich mehr zu fragen, als zehn Verständige zu beantworten im stande sind.

Eifriger Sammler. Ihren Zwecken dürfte die in Stuttgart wöchentlich erscheinende Antiquitätenzeitung und die Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum, herausgegeben von dessen Direktorium in Nünberg, dienen.

E. D. in Schönwald i. B. So gerne wir auch allen Wünschen unserer Abonnenten entgegenkommen, ist es uns doch nicht möglich, Ihre Bitte zu erfüllen, da wir grundsätzlich Bildnisse derartiger Persönlichkeiten nicht bringen, auch an dieser Stelle nicht. Wenn Sie vorurteilslos die für und gegen ein derartiges Verhalten in Betracht kommenden Gründe prüfen, werden Sie zweifelsohne unsern Standpunkt billigen.

Alter Abonnent in Köln. Die Schreibweise Pfeffermünze, Krausemünze ist durchaus unrichtig. Diese Pflanzen heißen Minzen (Pfefferminze, Krauseminze), lateinisch Mentha nach Minthe (Μίνϑη), Tochter des Cocytus, welche nach der mythologischen Sage von Proserpina aus Eifersucht in eine „Minze" verwandelt wurde.

C. K. in Görlitz. Ameisenspiritus wurde allerdings noch bis vor etwa zwölf Jahren aus den roten Ameisen (Formica rufa) dargestellt. Seitdem bereitet man ihn durch Vermischen von Ameisensäure mit Spiritus in gewissen Mengenverhältnissen. Während die Ameisensäure früher ebenfalls aus Ameisen durch Destillation mit Wasser gewonnen wurde, wird sie jetzt nur noch künstlich dargestellt und zwar meist durch Destillation von Oxalsäure mit Glycerin.

Edelsteinfreund in P. Nach den epochemachenden Untersuchungen des französischen Chemikers Moissan ist man jetzt auf dem besten Wege, Diamanten künstlich darzustellen. Mittelst eines elektrischen Ofens ist es dem genannten Forscher gelungen, Temperaturen herzustellen, welche die Verflüchtigung von Stoffen ermöglichen, deren Ueberführung in Dampfform bisher für ein Ding der Unmöglichkeit gehalten wurde. Es ist vorauszusehen, daß man durch Fortsetzung dieser Untersuchungen zu sehr wichtigen Entdeckungen gelangen wird.

Junge Literaturfreundin. In Schillers Gedichten dürfen Sie allerdings nicht suchen, wenn Sie die „Fürstengruft" finden wollen. Dieselbe rührt bekanntlich von Schubart her. Sie finden dieselbe in der Originalausgabe seiner Gedichte (Frankfurt (1787) im 2. Band, S. 72 ff. und in der einbändigen Stuttgarter Ausgabe (1842) auf Seite 408 ff. Laube läßt in seinem Schauspiele „Die Karlsschüler" den jungen Schiller das Gedicht von seinem Besuche bei Schubart auf den Hohenasperg mitbringen; doch ist das eine freie poetische Schöpfung. Dieselbe hat Ihnen wahrscheinlich bei Ihrer Verwechslung vorgeschwebt.

Fräulein A. H. in Stargard. Das Recht ist auf Ihrer Seite, Prinz Rupprecht von Bayern ist der älteste Enkel des Prinzregenten, das heißt der älteste Sohn des Prinzen Ludwig, geboren 18. Mai 1869 zu München und zurzeit Eskadronschef im 1. schweren Reiterregiment Prinz Karl von Bayern. Prinz Arnulf ist der jüngste Sohn des Prinzregenten, geboren 6. Juli 1852 zu München und zurzeit General der Infanterie und kommandirender General des 1. Armeecorps.

Praktischer Schulmann in Frankfurt a. Main. Ein vollständiges Exemplar der „Eichlerschen Stoffsammlung" finden Sie in der Deutschen Lehrmittelanstalt von Franz H. Klodt in Ihrer Stadt, wo Sie es jederzeit einsehen können. Wir verweisen Sie auch auf den soeben erschienenen illustrirten Katalog dieser Anstalt, der eine genaue Beschreibung der Sammlung enthält und die besondere Beachtung aller praktischen Schulmänner verdient. Derselbe dürfte auf Jahre hinaus als Nachschlagewerk zu benützen sein und eine recht gute Uebersicht über die zurzeit vorhandenen Lehr- und Anschauungsmittel darbieten.

Voilà tout. In dem Worte „jungfräulich" liegt, wie in dem Worte „Jungfrau", von dem es gebildet ist, der Ton auf der ersten Silbe. Wie bei allen Worten unserer Sprache, die aus zwei Stammworten zusammengesetzt sind (hier „jung" und „Frau") ist allerdings zwischen einem Haupt- oder Hochton und einem Neben- oder Tiefton zu unterscheiden: in dem Worte „Jungfrau" und daher auch in der Ableitung „jungfräulich" hat die erste Silbe den Hoch- und die zweite den Tiefton (ähnlich: Landwirt, Landwirtschaft, Brotkorb, Raufbold, Sonntag, sonntäglich und so weiter).

Cilli. Nach den eingesandten Proben können wir Sie nicht ermutigen, die betretene Bahn weiter zu verfolgen; Enttäuschung würde Ihr sicherer Lohn sein.

Studiosus in St. Petersburg. Wer zu den Promotionsprüfungen

Seidenstoffe
direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld, in jedem Maaß zu beziehen. Schwarze, farbige u. weiße Seidenstoffe, Sammte, Plüsche und Velvets. Man verlange Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

DER GUTE TON
in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von *Franz Ebhardt*. 12. verb. Aufl. Prachtwerk in 8°. Gedr. in 2 Farb. a. Velinpap. m. viel. Vign. 47 Bog. eleg. geb. m. Goldschn. 10 Mk.
II. Teil. Unserer Frauen Leben. 3. verb. Aufl. 20 Bog. geb. 6 Mk. Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei v. Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W.

ROTHSCHILD'S Taschenbuch für Kaufleute.
Ein Handbuch für Zöglinge des Handels, sowie ein Nachschlagebuch für jed. Kontor. Enth.: **Das Ganze der Handelswissenschaft** in übersichtlicher und gedrängter Darstellung. 36. vermehrte u. verb. Aufl. Mit zahlreichen Übersichten und Tabellen. 69 Bog. geh. M. 8.—, elegant geb. M. 9.—, in Halbfranz M. 9.50.
Gratis. Gloeckner's Vademecum für den jungen Kaufmann. Franko.
Allgem. interess. Notiz. a. d. öffentl., Verkehrs- u. Geschäftsleben, nebst Katal. d. kaufm. Verlags. Zu bez. d. alle Buchhandl. od. direkt portofr. v. G. A. GLOECKNER in Leipzig.

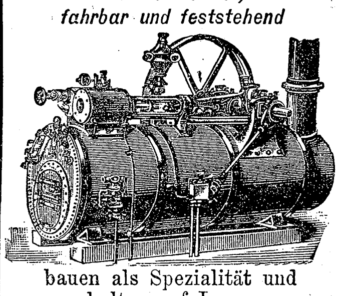
Vertretung.
Damen oder Herren, welche in besseren Kreisen gut eingeführt sind, bietet sich durch Uebernahme der Vertretung eines ersten Bielefelder Leinen-Versand-Hauses Gelegenheit zu sehr lohnendem Nebenverdienst. Gefl. Off. u. U. 3897 an Rudolf Mosse, Köln.

Spezialität:
Baumkuchen
i. bek. tadellos. Qual. b. Geburtstag-, Hochzeit- u. Tauffestlichkeit., sowie für jede Tafel pass., vers. tägl. frisch m. Verpack. für 5 M. u. größer. Fest-Bestellg. erb. rechtz.
Paul Lange, Konditor, Bischofswerda, Sachsen.

Universal-Knet- u. Mischmaschinen
Werner & Pfleiderer, Cannstatt, Berlin, Wien, Paris, London.
Patentirt in allen Ländern.

73 nur höchste Auszeichnungen.
für die chemisch-pharmaceut. u. chemisch-techn. Industrie. | *für Bäckereien, Konditoreien, Fleischereien, Hotels etc. etc.*

Locomobilen
mit verbessertem ausziehbaren Röhrenkessel, fahrbar und feststehend



bauen als Spezialität und halten auf Lager
MENCK & HAMBROCK, ALTONA-HAMBURG.

Schon jetzt bestelle man
ROSEN
zur Frühjahrspflanzung in jeder Höhe aus allen Klassen nach Wahl. — Katalog franko.
C. Palm, Rosenkulturen, Hohenkreuz bei Esslingen a. N.

HYGIENE DES KOPFES
Schönheit der Haare
EAU DE QUININE VON ED. PINAUD
Unfehlbar gegen Schuppen und *Ausfallen der Haare*
37, Bould de Strasbourg, PARIS
Jede ächte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift versehen. *Ed. Pinaud* DÉPOSÉ
PARIS 1889
GRAND PRIX

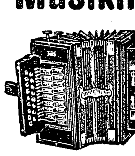
Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
Königl. Spanische Hoflieferanten
versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15. — p. mètre. Muster franko.
Garantie-Seidenstoffe
Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

ROWLANDS' MACASSAR OIL

schützt, kräftigt und verschönert den Haarwuchs, beugt dem Ausfallen der Haare vor, verhindert dasselbe und ist die beste Brillantine und Haar-Toilette. Oel ist absolut notwendig, um die Haare zu nähren und deren Wachstum zu fördern. Man gebrauche daher **Rowlands' Macassar Oil.** Gleichfalls in Goldfarbe für blonde Haare zu haben.
ROWLANDS' ODONTO
das beste Zahnpulver, macht die Zähne blendend weiss, schützt dieselben gegen Verderben, hält das Hohlwerden derselben auf und macht den Atem wohlriechend. Man verlange in allen besseren Droguen-Geschäften: **Rowlands'** Artikel von Hatton Garden, 20, London, und nehme sich vor schädlichen billigen Nachahmungen in acht.

Vorzüglich zum Klavierunterricht.
Die ersten Vorspielstückchen
21 reizende Stückchen für den Anfang
Lieblingsmelodieen
23 ganz leichte melodiöse Vortragsstücke
Die Singstunde
15 neue leichte Kinderlieder m. Text ad lib.
von Carl Reinecke.
Jedes Heft 2 hdg. 2 M., 4 hdg. 3 M., alle 3 Hefte f. geb. 2 hdg. 4 M., 4 hdg. 6 M.
Verlag von Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
Klavierlehrer: So recht zur Lust und Freude der Jugend geschrieben.

Musikinstrumente



aller Art kauft man am billigsten und besten direkt ab Fabrik von dem seit 1872 bestehenden Versandgeschäft
A. Zuleger, Leipzig. Gegr. 1872.
NB. Royal Standard Accordions (Zieh-Harmonikas), Bandonions, best. Fabrikate, billigste Preise. Kataloge gratis u. frei.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen:
Hunderttausend Francs, silberne u. goldene Medaillen und **hors concours.**
Auskunft gratis und franko.
Man schreibe an **Dr. Cléry** in Marseille (Frkrch.).

Leonhardi's
Tinten
Specialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte
Eisengallus-(Normal-) Tinten, Klasse I. u. II.
Infolge besonderer Herstellung von **unübertroffener Güte** und **billig,** weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.
Das Beste für Bücher, Akten, Documente und Schriften aller Art.
Jede Füllung trägt einen Hinweis auf **staatliche Prüfung.**
Goldene Medaillen
Ehren- u. Verdienst-Diplome
Aug. Leonhardi
Fabrik Dresden, gegr. 1826

Digitized by Google

der Berliner medizinischen Fakultät zugelassen werden will, muß mindestens vier Jahre auf Universitäten Deutschlands oder des Auslandes Medizin studirt haben. Die Meldung ist an den Dekan unter Vorlegung der üblichen Urkunden zu richten.

H. H. Besten Dank für Ihre freundliche Zusendung, wir haben dem größeren Teil derselben ein Plätzchen in „Illustrirte Welt“ gesichert.

J. 1895. Eine briefliche Beantwortung der gestellten Frage ist unmöglich; Sie müssen unbedingt die Hilfe eines Arztes in Anspruch nehmen.

Dr. O. v. L., N. bei Uckermünde. Einsendung für unsere Zwecke nicht geeignet.

L. K. aus München. Eine Zeitschrift, wie Sie sie wünschen, dürfte „Das Kränzchen“ (Stuttgart, Verlag der Union) sein.

A. F. Einsendung für unsere Zwecke nicht geeignet.

Richtige Lösungen sandten ein: Josef Ehrendiener in Sofia. Eugenie v. R. in Berlin. Dr. Arndt in Neustrelitz (post festum!). „Hedwig und Irene“ in Brünn. Fritz Pereles in Ingolstadt. „Naseweischen“ in Zürich (3). Fr. Ida Kremer in Robschütz (5). Hermann v. H. in K. Edith Lehmann in Potsdam. Olga Trubelingt in Jassy (2). „Gertrud und Berthilde“ in St.

Gesundheitspflege.

Frau A. Koch, Hamburg. 1) Die Ihnen vorgeschlagene Operation wird neuerdings vielfach mit Erfolg versucht und sind wir der Ansicht, daß auch in Ihrem Falle ein solcher nicht ausbleiben dürfte. Doch würden wir raten, sich zuvor noch an einen dortigen Spezialarzt für Chirurgie zu wenden. 2) Lebensgefahr ist an sich nicht vorhanden. Die Narkose muß eben doppelt vorsichtig überwacht werden. 3) Eigene Erfahrung besitzen wir über die Operation nicht.

E. v. G. Die erwähnte Erscheinung deutet entweder nur auf Bleichsucht oder auf ein anderes tiefer sitzendes Leiden (Magen- oder Unterleibsleiden oder dergleichen). Genaue ärztliche Untersuchung daher vor allem anzuraten.

Handschriften-Beurteilung.

Rottraut C. in K. Zu eilig, um pünktlich zu sein, und mit den Gedanken zu weit in der Welt herumfliegen, um sich konzentriren und vertiefen zu können.

Mignon C. in K. Ein wenig kokett und ein wenig hinterlistig und schauspielerisch, dabei aber gutmütig und angenehm, lustig, heiter, zuversichtlich.

C. S., Steuerbeamter in L. Ein engherziger, höchst sparsamer, aber doch nicht geiziger Mann, sondern nach außen das Dekorum und den guten Ton wahrend und da, wo Sie lieben, selbstlos hingebend. Und Sie können heiß und leidenschaftlich lieben, neigen zu Eifersucht und sind dabei empfindlich, übelnehmig und manchmal recht schwierig. Ihre persönlichen, äußeren Bedürfnisse sind dagegen klein; was Sie über das strikte Nötige hinaus ausgeben, opfern Sie dem Renommé des noblen Mannes, das Sie sich wahren wollen.

J. R. in Ludwigsh. Ihren Wunsch, einen Aufsatz über Graphologie in unserem Blatte zu finden, werden Sie bald erfüllt finden, da Sie ihn mit vielen anderen teilen. Ein deutsches graphologisches Blatt gibt es nicht, dagegen ein französisches „La Graphologie.“ Erscheint in Paris. Ihre Schrift zeigt eine Mischung kaufmännischer und geistiger Interessen, einerseits eine große Sachlichkeit, Realismus und Materialismus, andererseits Phantasie, Idealismus, warmes Gemüt, Begeisterung.

J. T. Hegybanja. Die materiellen Interessen herrschen vor. Die Bildung ist eine vorwiegend praktische; Sie sind ein ehrenhafter und tüchtiger, fester und gerader Charakter.

S. in M. Kühl, abweisend, kampfbereit, wie genirt, oder in der freien Bewegung gehemmt. Gutmütig und warmherzig, aber es nicht zeigen wollen; geistig lebhaft und psychisch regsam, auch nicht ohne Phantasie und im Urteil trotz dem Alter gar nicht objektiv. Von sich selbst eingenommen.

K. H., Lieutenant in B. Viel nüchterner, viel ruhiger, viel sachlicher, als Ihre Kameraden, dabei ein Schlaumeyer der denkt, alle Wege führen nach Rom.

Beigelegter Brief bei obigen. Intelligenz und Bildung, harmonischer Charakter und warmes, treues Gemüt, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit, klares und objektives Urteil; summa summarum: ein sympathischer, angenehmer Charakter, dem Genuß nicht abgeneigt, aber mäßig im Genießen, durchaus nicht frei von Egoismus, aber selbstloser Hingabe fähig, nicht ohne Idealismus, aber verständig und maßvoll.

P. G. in B. — A. Ist Ihre Bildung auch keine klassische, so steht sie doch über Ihrem Charakter, der es nicht scheut, Hinterthüren zu benützen, die Thatsachen zu entstellen und der auch recht sinnlich veranlagt ist. Sie sind eitel und ehrgeizig und Ihre Ziele erreichen um jeden Preis, ist Ihr größtes Streben.

A. K. in M. Energisch und entschlossen wissen Sie im rechten Augenblick das rechte Wort zu sprechen, entschieden abzuweisen und nachgebend zu gewähren, scharf zu tadeln und rückhaltlos zu bewundern.

J. S. K. Die Schrift zeigt ein seltsames Gemisch von Bildung und Unbildung, von Biegsamkeit und Steifheit, von Phantasie und Nüchternheit und harmonische Abrundung, Objektivität des Urteils, ruhiges Gleichmaß fehlen ihr und damit auch Ihrem Charakter.

R. E. Gebildet und nicht ohne geistige Interessen sind auch Sie ein Aristokrat von Gesinnung und, so weit das wenige Material einen Schluß erlaubt, eine wahrhaft vornehme Natur. Aber dabei geneigt zum Tyrannisiren, zum Aburteilen und hie und da auch zu Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit.

L. Meyer, Ragaz.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer“** (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Unseren geehrten Abonnenten

empfehlen wir zum Einbinden des mit Nr. 26 vollständig vorliegenden **ersten Bandes** dieses Jahrgangs die in unserer Buchbinderei auf das eleganteste ausgeführte

Original-Einband-Decke

zu „Ueber Land und Meer“

in brauner englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf dem Vorderdeckel und Rücken. Der Preis hierfür ist 2 **Mark** pro Decke; dieselbe Decke, jedoch nur mit Goldrücken, ohne Vorderdeckelvergoldung, ist zu **1 Mark 25 Pfg.** zu haben.

☞ Nur durch die Herstellung in sehr großen Partien können die Preise **so billig** gestellt werden. Die Einzelanfertigung würde mindestens **das Doppelte** kosten.

Die Einband-Decken können durch jede Sortiments- und Kolportagebuchhandlung, auch durch die Boten, welche die Nummern oder Hefte ins Haus bringen, bezogen werden und liegt dieser Nummer ein Bestellschein zur gefälligen Benützung bei. Die verehrlichen Post-Abonnenten wollen dieselben ebenfalls bei einer Buchhandlung bestellen, da die Postämter Einband-Decken nicht liefern. Auf Wunsch und gegen Einsendung des entfallenden Betrages ist auch die Verlagshandlung in Stuttgart zur Lieferung bereit.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile **1 ℳ 80 ₰ Reichswährung,** für die **Schweiz, Italien** und **Frankreich** Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Zur geneigten Beachtung.

Das **erste** und **zweite** Quartal (Nro. 1—26) des laufenden XXXVII. Jahrgangs von **„Ueber Land und Meer“**, der schon mit dem 1. Oktober 1894 seinen Anfang nahm, kann von **jetzt erst eingetretenen Abonnenten** auf demselben Wege nachbezogen werden, auf dem sie dieses dritte Quartal (Nro. 27 und folgende) erhalten, und zwar zum Preise von 3 Mark pro Quartal (bei der Post M. 3. 50). Sollte der Nachbezug auf irgendwelche Schwierigkeiten stoßen, so ist die unterzeichnete Verlagshandlung gegen Franko-Einsendung des Abonnementsbetrages von 6 Mark zur sofortigen direkten Uebersendung der beiden Quartale von **„Ueber Land und Meer“** bereit.

Stuttgart, Ende März 1895.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Solide schwarze Seide

garantirt unerschwert végétal gefärbt, das denkbar Schönste und Reinste, alles übertreffend, zu allen Zwecken das Beste,

von 2 Mark bis 12 Mark, glatt, gemustert, armurirt, direkt aus der Fabrik, meter- und robenweise. Porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend franko.

Lasse sich der Konsument von den anscheinend billigen Apparenzstoffen nicht mehr einnehmen, die mit Metallen und Fetten beschwert sind, nach kurzer Zeit speckig aussehen und in den Falten Löcher bekommen. **„Das Beste ist das Billigste und Schönste“.** Man verlange stets unsere Muster, bevor man anderswo kauft.

Stehli & Co. in Zürich,

gegründet 1840.

Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien Obfelden und Arth und Filanda Germignaga (Lago maggiore).

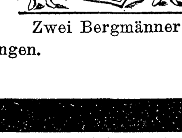
Machen Sie einen Versuch

mit **Bergmann's Lilienmilch-Seife,** und Sie werden gewiss finden, dass es die beste, mildeste und reinste Toilette-Seife ist, anerkannt vorzüglich zur Herstellung und Erhaltung eines **zarten, weissen, rosigen Teints,** sowie bestes Mittel gegen **Sommersprossen** und alle **Hautunreinigkeiten.** Vorrätig à Stück 50 Pfg. in den meisten Apotheken, Drogerien, Parfümerie- und Seifen-Geschäften. Nur echt von:

Bergmann & Co.

Zürich — DRESDEN-RADEBEUL — Tetschen a/E.

Man verlange ausdrücklich die **Schutzmarke: Zwei Bergmänner;**



Zwei Bergmänner

denn es existiren viele wertlose Nachahmungen.

Seidenstoffe

liefert **zoll- und portofrei billigst** auch an Private robenweise und in ganzen Stücken.

Schwarze, glatt und gemustert in ca. 350 verschied. Dessins und Qualitäten, **garantirt echte Färbung (unbeschwert).**

Weisse, Spezialität für **Brautkleider.**

Neuheiten für **Gesellschafts- und Abendtoiletten in grössten Variationen, wie: Taffetas chiné, jaspé, piqueté, épinglé, pékiné, rayé, damier und glatt. Brocatelles, Bengalines, Cristalines, Cachemire moderne, Liberty silk, Foulards.**

J. SPOERRI, Zürich

(ältestes Seidenhaus der Schweiz).

Muster umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Paulinum

Pensionat des Rauhen Hauses Horn-Hamburg.

Christliches Alumnat, Realschule mit Berechtigung. Individuelle Behandlung. Nachhilfe für Zurückgebliebene. Ländliche Lage. Sorgfältige Körperpflege. Stetige Beaufsichtigung. Prospekte durch den Vorsteher **Direktor Wichern.**

Night Candles — Bei G. A. Glafey in Nürnberg zu haben — Nachtlichte für das viertel Jahr — Veilleuses

Glafey-Nachtlichte, unübertroffen seit 1808, 6 mal prämiirt, silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1882 **„für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung.“**

Ueberall vorräthig.

Inselbad-Paderborn. **Heilanstalt für Asthma** und verwandte Zustände, **Nasen- u. Halsleiden.** Prosp. gr. Spec.-Arzt Dr. Brügelmann, Director.

Hans von Bülow fand die Pianinos aus der Fabrik von **W. Arnold, Aschaffenburg,** als die besten und wählte eins zum eig. Gebrauch. Preisliste u. Bülows Original-Dankschreib. gratis.

Angelgeräte-Fabrikation von H. Stork in München, Nordendstrasse 3.

15 mal **Preisgekrönt:** London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.

Grösstes Lager Deutschlands. Fachmännische Bedienung.

Preisliste mit 400 Illustrationen zu 60 Pfg. (in Marken all. Länder).

Das beste u. berühmteste Toiletpuder VELOUTINE FAY

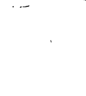
EXTRA POUDRE DE RIZ mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Zur Pflege *der* HAUT ist das beste Produkt die **CRÊME SIMON**

Unübertroffen *für den* **TEINT** *und für die* **Toilette** *des* **Gesichts** *und der* **Haende**

Nur echt mit der Unterschrift: *Simon*

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes von **B. SPRENGEL & Co. HANNOVER** sind unübertrefflich. Zu haben in fast allen besseren Geschäften



Illustr. Briefmarken-Journal. Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. in jed. No. wertvolle Gratisbeigab. giebt u. monatl. 2mal erscheint. Halbjährl. (12 Hefte) 1.50 M. Probe-No. 15 Pf. (10 Kr.) franco von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

Stottern heilt gründl. **Rudolf Denhardt's** Anstalt **Eisenach** Honorar nach Heilung. Prosp. gratis. Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i. herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, zuletzt d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.**

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- u. Holzmalerei-Vorlagen,

Preiscourante mit 1200 Illustrationen, über 1000 Nummern à 15 Pfg., auch über Werkzeug und Materialien, 30 Pfg. Briefmarken. **Mey & Widmayer in München,** Amalienstraße 7.

Ital. Geigen!

Mehrere Guarnerii, Straduarii Bergonzi und Amati I. Ranges, sowie verschiedene II. Ranges, auch Celli und Bratschen. Circa 200 Stück deutsche und andere reparirte Meisterinstrumente. Atelier f. Geigenbau u. Reparaturen. Empfohlen von Wilhelmj, Sauret, Sarasate, Léonard etc. — Vorzügliche ital. Saiten — frisch und quintenrein. — Preiscourant gratis u. franko. **Gebrüder Wolff, Kreuznach.**

Digitized by Google

Warenhaus A. Wertheim

Proben und Preislisten kostenfrei. Versand-Abteilung BERLIN W., Leipziger Strasse 111. Rückzahlung des Betrages für nicht gefallende Ware.

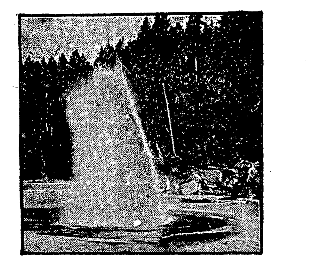
Damen-Glacé-Handschuhe
schwarz und farbig, mit seid. Raupe, 4 Knopf.
Mk. 1,45 und **1,90.**

Damen-Handschuhe
imit. Schweden mit seid. Ausstatt., 5 Knopf **Mk. 0,28.**
Halbseide, gute Qualität, 6 Knopf **Mk. 0,50.**
Reine Seide, schwarz und farbig, 6 Knopf **Mk. 1,—.**

Schweden-Mousquetaire
imitirt,
für Damen, 12 Knopf.
Mk. 0,65.

Die Firma beschäftigt in ihren drei Berliner Warenhäusern ca. 1000 Angestellte.

SKIZZEN
AUS DEM
WUNDERLAND.


Geyser im Yellowstone-Park.

Ein »TOURISTEN-FÜHRER« für 1895, welcher soeben von der NORTHERN PACIFIC EISENBAHN veröffentlicht wurde, enthält eine Beschreibung der Wunder des YELLOWSTONE-PARKS, des Landes der Geyser, heissen Quellen, Höhlen etc. — Der grösste Park der Welt. Saison vom 1. JUNI bis 1. OKTOBER. Man verabsäume nicht, im Jahre 1895 hin zu gehen.

Gegen Einsendung von 40 PFENNIG in Briefmarken an CHAS. S. FEE, General Passenger Agent der Eisenbahn in ST. PAUL, MINN. U.S.A., erfolgt Franko-Zusendung des Buches.

Wegen reich illustrirter Broschüren und Landkarten wende man sich an: CARL STANGENS REISEBUREAU, Nr. 10, Mohrenstrasse, BERLIN W., DEUTSCHLAND; SUTTON & CO., 22, Golden Lane, LONDON; HENRY GAZE & SONS, 142, Strand, LONDON; THOS. COOK & SON, Ludgate Circus, LONDON; GEO. R. FITCH, General Agent, 319, Broadway, NEW-YORK; or CHAS. S. FEE, General Passenger Agent Northern Pacific Railroad, ST. PAUL, MINNESOTA, U.S.A.

„Kindergarderobe" ermöglicht Selbstherstellung der Kindergarderobe.

90000 Abonnenten!

Mütter und Kinderfreundinnen,

welche unmodern gewordene oder abgenutzte Kleider für die Kinder verwerten und die „Kleinen" handarbeitlich beschäftigen und unterhalten wollen durch Selbstanfertigung von Sächelchen aus unbrauchbaren Gegenständen, wie Wollresten, alten Garnrollen, Zündholzschachteln u. s. w. finden Gewünschtes in dem im Verlag von **John Henry Schwerin, Berlin W.,** erscheinenden konkurrenzfreien Blatte:

„Kindergarderobe" macht entbehrlich: Ankauf von Spielen, Bilderbogen etc. etc.

„Kindergarderobe"

Illustrirte Monatsschrift mit Zuschneidebogen zur Selbstanfertigung der Kinderbekleidung und Zeitschrift zur handarbeitlichen Beschäftigung der Kinder, mit der Beilage: „Für die Jugend".

60 Pf. vierteljährlich

Zu sämtlichen Kinder-Kostümen vollständige Schnitte!

60 Pf. vierteljährlich

Abonnements zu **60 Pf.** vierteljährlich bei allen Buchhandlungen u. Postanstalten.
Gratis-Probenummern durch die Buchhandlungen und durch die Expedition der „Kindergarderobe":
Verlag von John Henry Schwerin, Berlin W., Magdeburger Platz 5.

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1601 medicinisch bekannt. Aerztlich empfohlen bei:
Erkrankungen des **Rachens** und des **Kehlkopfes**, der **Luftröhren** und der **Lungen**, bei **Magen-** und **Darmkatarrh**, bei **Leberkrankheiten**, bei **Nieren-** und **Blasenleiden**, **Gicht** und **Diabetes**.
Zu haben in allen Mineralwasserhandlungen und Apotheken. — Brochüren gratis ebendaselbst und durch
Furbach & Strieboll, Versand der fürstl. Mineralwasser, Salzbrunn i. Schl.

Gossmann's
Naturheil-Anstalt Wilhelmshöhe

bei Cassel. Idyllische geschützte Lage, am Hochwald. Komfortabl. Kur- u. Pensionshaus. Zentralheizung, elektr. Beleuchtung. Vorzügliche Erfolge bei: Nervenkrankheiten, Asthma, Kehlkopf-, Luftröhren- u. Bronchial-Katarrh. — Krankheiten des Magens u. Darmes, der Harn- u. Geschlechtsorgane incl. Frauenleiden. — Fettsucht, Skrophulose, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut. — **Preise mässig. Prospekte frei durch die Direktion.** Sommer und Winter geöffnet! **Dr. med. F. Missmahl,** prakt. Arzt. **Dr. med. Nathalie Kleindienst,** prakt. Aerztin.

MARIENBAD (BÖHMEN) WELTKURORT

mit dem stärksten sämtlicher bekannter Glaubersalzwässer, dem kräftigsten der reinen Eisenwässer, dem eisenreichsten aller Mineralmoore, ausgezeichnet durch seine Höhenlage in Waldbergen.
Kohlensäure-, Moor-, Stahl-, Dampf-, Gas- und Heissluftbäder, Kaltwasserheilanstalt. Wirksam gegen Krankheiten des Magens, der Leber, Stauung im Pfortadersystem, Blasenleiden, Frauenkrankheiten, allgemeine Erkrankungen, Fettleibigkeit, Blutarmut, Zuckerharnruhr etc.
Neuerbaute Colonnade. — Salz-Sud-Werk. — Elektrische Stadt-Beleuchtung. — Hochquellenwasserleitung.
Theater. — Tombola. — Tanz-Reunionen. — Jagd. — Fischerei. — Reit- und Radfahr-Club, Jugendspielplätze. — Lawn-Tennis. — Interurb. Telefon.
Saison 1. Mai bis 30. Sept. Frequenz 17,000 (excl. Passanten).
Prospekte und *Broschüren* gratis vom *Bürgermeisteramt.*
Für Trinkkuren im **Hause:** Kreuzbrunn, Ferdinandsbrunn, Waldquelle, Rudolfsquelle, Ambrosiusbrunn, Carolinenbrunn. Die Flaschen haben eine Grösse von 3/4 Liter Inhalt.
Natürliches Marienbader Brunnensalz, pulv. u. kryst. (0 862 gr. pulv. Salz entsprechen 100 gr. Mineralwasser).
In Flacons à 125 gr. und 250 gr. oder dosirt zu 5 gr. in Cartons.
Marienbader Brunnen-Pastillen in Orig.-Schachteln, säuretilgend und schleimlösend.
Für Badekuren Marienbader Moorerde, Brunnenseife, Mutterlauge und Laugensalz. In allen Mineralwasser-Handlungen, Droguerien und grösseren Apotheken erhältlich.
Brunnen-Versendung Marienbad.

Für Blutarme und Reconvalescenten.

D. R. P. No. 72168.

Kurgebrauch während des ganzen Jahres.

Wildbad
Württemberg. — Schwarzwald.

Hauptsaison vom Mai bis Oktober.

Weitere Kurmittel: Dampf- und Heissluftbäder, schwedische Heilgymnastik (System Dr. Zander) in dem neuen Prachtbau „König-Karls-Bad", Elektrotherapie, Massage, Luftkuren.

Seit Jahrhunderten bewährte warme Heilquellen geg. chronischen u. akuten **Rheumatismus** und **Gicht, Nerven-** und **Rückenmarksleiden, Neurasthenie, Ischias, Lähmungen** aller Art, örtliche wie allgemeine **Folgen** von **Verletzungen,** chronische Leiden der **Knochen und Gelenke,** chronische **Verdauungsstörungen, Katarrhe der Luftwege, Harnbeschwerden, Frauenkrankheiten, Erschöpfung der Kräfte** etc.

Herrliche Tannenwälder, Waldwege und Anlagen an der Enz, Kurorchester von 33 Mann, Theater, Jagd auf Hoch- und Niederwild, Fischerei. Comfortable Hotels und Privatwohnungen.

Von Pforzheim in einer Stunde, von Stuttgart in drei Stunden mit der Eisenbahn erreichbar.
Prospekte und jede gewünschte Auskunft durch die
K. Badverwaltung oder das **Stadtschultheissenamt.**

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km.
Prospekte gratis und franko.

Jod-Soolbad BAD HALL, Ober-Oesterreich.

Stärkste Jod-Soole des Kontinentes gegen Scrophulose und jene allgemeinen und speziellen **Uebel,** bei welchen **Jod** ein **wichtiger Heilfaktor** ist. **Vorzügliche Kureinrichtungen (Bäder- u. Trinkkur, Einpackungen, Inhalationen, Massage, Kefyr).** Sehr **günstige klimatische Verhältnisse.** Bahnstation. Reiseroute über Linz a. D. oder Steyr.
Saison vom 15. Mai bis 30. September.
(Bäder werden auch vom 1. bis 15. Mai verabreicht.)
Ausführl. Prospekte in mehreren Sprachen durch die **Kurverwaltung in BAD HALL.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Mit dem soeben ausgegebenen **April-Heft** beginnt ein

neues Quartal
von

Deutsche Revue.

Herausgegeben von
Richard Fleischer.

Monatlich erscheint ein Heft von 8—9 Bogen.
Preis vierteljährlich (3 Hefte) 6 Mark.

Das neueste Heft enthält hochbedeutende Beiträge von Heinrich von Poschinger — Natalie von Eschstruth — Jos. Lewinsky — E. von Lommel — Sir M. Grant Duff — Th. Wiedemann — Kérimée-Hanoum — Hermine von Preuschen — Alex. Freiherr v. Siebold — Henry Houssaye 2c. Außerdem Berichte aus allen Wissenschaften: 1) Sprachwissenschaft von Dan. Sanders. 2) Geschichte von Dr. Max Grunwald. — Literarische Berichte. — Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS, 33, Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Tafelwasser I. Ranges
Natürlicher Sauerbrunnen

JUVENTA
Mehrfach prämiirt
zuletzt auf der Weltausstellung in Chicago 1893.

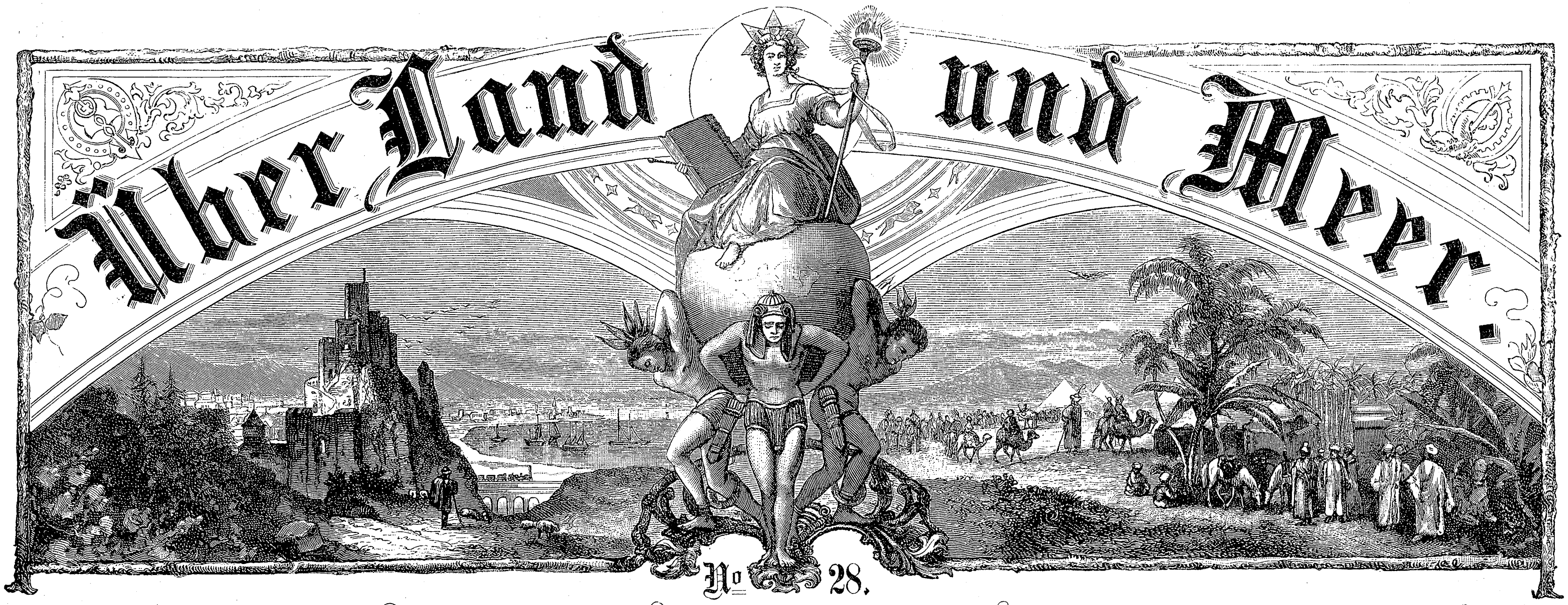
Vertreter für Export:
NELSON & MORITZ, HAMBURG.
Vertreter gesucht, wo kein Depôt.
HITZACKER BRUNNENVERWALTUNG, BAD HITZACKER
(Provinz Hannover.)

Prämiirt mit 10 goldenen Medaillen und Ehrendiplomen auf allen Welt-Ausstellungen.

Bestätigt von der St. Petersburger Medizinalbehörde
A. ENGLUNDS
WELT- berühmter, allbeliebter BIRKEN-CREAM

entfernt in kurzer Zeit Sommersprossen, Fältchen, Sonnenbrand, rauhe Haut 2c. 2c. und gibt dem Gesicht ein frisches, jugendliches Ansehen. Gebrauchsanweisung ist bei jeder Porzellandose beigelegt.
Präparirt vom St. Petersburger Kosmetischen Laboratorium **A. Englund.** Preis per Porzellandose *M.* 2,50. Postversand für ganz Deutschland unter Nachnahme *M.* 3.
Zu haben in Deutschland in allen Parfümerie- u. Drogengeschäften.
General-Depot für Europa **Emil Behr, Hamburg.**
Vor Nachahmungen wird gewarnt, indem die geehrten Käufer gebeten werden, auf das Facsimile **A. Englund,** das sich in roter Tinte auf jedem Etikett befindet, zu achten, desgleichen auch auf die Trade-Marke der Firma.

Digitized by Google



№ 28.

74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894–1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag ℳ 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Die Pflicht.

Eine Novelle aus dem Kriege von 1864

von

A. von Boguslawski.

(Fortsetzung.)

Als mir das Bewußtsein zurückkehrte, war es heller, freundlicher Tag. Ich lag auf einem Mantel unter einer Buche. Neben mir kniete Ellen. Ihr bleiches Gesicht war mit angstvollem Ausdruck mir zugewandt — einige preußische Soldaten standen um uns her.

„Ich muß meinen, Kinder, unser Lieutenant lebt,“ tönte die Stimme des Sergeanten Sennwitz, „er öffnet die Augen.“

„O, Gott in den himmlischen Höhen sei Dank,“ sagte Ellen, die Hände faltend.

Ich wollte sprechen, aber ich brachte nicht einen Ton heraus. Kaum daß meine Schwäche mir gestattete, ein Glied zu bewegen. Ellen legte ihre schlanke weiße Hand auf meine Lippen. Wir tauschten einen langen Blick, in dem alles lag, was wir fühlten.

Mein Kopf wandte sich dann zu Sennwitz. Er verstand meine Frage.

„Herr Lieutenant, die Sache war so: Eine dänische Abteilung war am Fjordufer gelandet und approximativ quer durch die Anlagen marschirt. Ich muß meinen, Einwohner müssen sie geführt haben. Es scheint unserer Wache am Eingang nach Svendstrup gegolten zu haben. Der Schuß des Herrn Lieutenant gab den Alarm. Die Wache empfing sie mit einer vollen Salve, und von den schnell herbeieilenden nächsten Compagnien wurde sie an den Fjord gedrängt, wo, wie ich meinen muß, der größte Teil gefangen wurde, ehe sie sich wieder einschiffen konnten. Unsere Leute haben sich gut gehalten und auch des Sennwitz seine Büchse hat ordentlich geknallt. — O, das müßten andere Kerle sein, die Preußen zu überraschen! Wir fanden hier den Herrn Lieutenant und — das Fräulein! Und da kommt der Wagen, den ich vom Fuhrenpark holen ließ.“

„Mein Wagen,“ rief Ellen, „der mich zurückführen sollte!“

„Ihr Wagen, Fräulein? Wenn ich das gewußt hätte! Sehen Sie, die Sache war so: Gestern fehlte uns für heute zum Abmarsch noch ein Wagen für unsere Lebensmittel. Ich sollte einen schaffen unter allen Umständen. Der Wagen hielt hier. Ich nahm ihn mit.“

So hatte denn der Diensteifer des braven Korporals zum zweitenmale unbewußt in unser Schicksal eingegriffen. — Inzwischen war mein Bataillonskommandeur mit einem Arzt auf dem Platz erschienen, der mich verband. — Verwunderte Blicke hefteten sich auf Ellen. Sie gab

J. Révész: Ermahnung.

Photographie-Verlag von J. J. Löwy in Wien.

Digitized by Google

mit Ruhe und Fassung den Fragern Aufklärung über ihre Audienz beim General von Falckenstein, und daß dieser mir befohlen habe, sie zu ihrem Wagen zu geleiten. Ich bestätigte ihre Worte durch Neigen des Kopfes.

Eine halbe Stunde später befand ich mich in einem freundlichen Zimmer eines zum Lazaret umgeschaffenen Hauses von Hobro. Einige und zwanzig Verwundete, größtenteils Dänen, aus dem Nachtgefecht lagen in den Nebenräumen. Ellen hatte, ohne die Aeußerungen der Verwunderung und des Mißfallens einiger Einwohner des Städtchens zu beachten, meiner Ueberführung in das Lazaret beigewohnt.

Ich hörte sie noch den Chefarzt fragen: „Und ich darf doch Herrn von Günther besuchen — vielleicht auch ihn pflegen?"

Dann empfand ich wieder einen dumpfen Druck im Kopf, der mich in einen halb bewußtlosen Zustand hinüberführte.

*

Meine Stichwunde in der Brust war leicht, obgleich ich viel Blut verloren hatte, dagegen der Kolbenschlag auf den Kopf und die hierdurch erlittene Gehirnerschütterung nicht unbedenklich. Fast acht Tage lag ich zeitweise in vollständiger Betäubung, oder in einem quälenden Halbschlaf, in dem mich phantastische Träume peinigten. Hin und wieder schien es mir, als ob eine Lichtelfe an meinem Bette stände und meinen brennenden Kopf kühlte. Immer ergoß sich dann ein Gefühl der Beruhigung und der Beseligung auf mein ganzes Sein.

Und so war es auch. Ellen hatte sich die Erlaubnis zum Eintritt in das Lazaret ausgewirkt und täglich mehrere Stunden an meinem Lager zugebracht.

Inzwischen war das kleine, aber für die Dänen sehr blutige Gefecht bei Lundby nördlich Hobro geschlagen worden, und das Lazaret wurde mit dänischen Verwundeten noch mehr angefüllt. Obgleich sich Ellen, zusammen mit anderen Damen der Umgegend, auch an deren Pflege beteiligte, bemerkte sie doch bald, daß sie von ihren Landsmänninnen mit absichtlicher Kälte behandelt wurde. Ihr Zusammensein mit einem preußischen Offizier am späten Abend am einsamen Ort, ihre Fürsorge für den Verwundeten — alles dies war Anlaß genug, um in ihr eine Art Abtrünnige zu erblicken. Diejenigen, welchen sie den Zusammenhang mitteilte, mißtrauten ihren Worten und meinten, es müsse wohl noch etwas anderes dahinter sein.

Inzwischen siegte meine gute Natur. Ich fiel eines Nachts in einen tiefen, von den Aerzten lange erwarteten Schlaf. Als ich erwachte, schien die Sonne hell in mein Zimmer. Dicht über mich beugte sich Ellens Angesicht; ihr Haar flimmerte im rötlichen Gold sinnberückend vor meinen Augen; ich atmete seinen Duft ein. Ich schlug meinen Arm um ihren Nacken und zog die Nichtwiderstrebende an mich — unsere Lippen berührten sich. Ein Strom von Leben, Hoffnung und Gesundheit flutete durch meinen ganzen Körper. Dann machte sich Ellen sanft, aber entschieden los.

Erröiend stand sie vor mir. Sie hob drohend den Finger.

„Wie unrecht, Günther! Unrecht von uns beiden! Denken Sie an Ihren Zustand!"

„O, ich bin besser, ich fühle es, Ellen! Eine, nur eine Frage!"

„Nur eine Frage? Nun ja, ich habe auf diese nur eine Antwort," erwiderte sie glücklich lächelnd.

„Und welche?"

„Ihr Blut, Günther, durch meine Landsleute vor meinen Augen vergossen, hat den Abgrund geschlossen, den der Tod jenes Unglücklichen zwischen uns aufriß. Ja, ich bin die Deine, Teuerster, ich will Dir angehören."

„Ellen!"

Sie legte ihre Hand in die meine.

„Und nun sage ich dem Arzt, daß Sie wachen."

So verflossen noch einige Tage. Mein Zustand besserte sich schnell. Glück ist die beste Medizin. Ich verließ das Bett, ich wurde in das kleine Gärtchen des Hauses geleitet. Ellen war auch hier stundenlang an meiner Seite. Die Julisonne schien warm auf Sträucher und Blumen. Taktvollerweise teilte sie ihre Aufmerksamkeit zwischen mir und einem dänischen Offizier, dessen Zustand ihm ebenfalls den Aufenthalt im Garten erlaubte.

Wir dachten nicht an die Zukunft. Im Hintergrunde stand die Hoffnung, daß Ellens Bruder nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft milder über unsere Liebe denken würde.

Hin und wieder freilich lief ein Schatten über das Bild unseres Glückes, und eine dunkle Wand von Hindernissen und Widerwärtigkeiten türmte sich vor meinem geistigen Auge auf. Aber ich riß sie nieder, diese Wand — ich wollte jetzt genießen, mich der sonnigen Gegenwart freuen.

Am frühen Morgen eines Julitages bemerkte ich lebhaftes Treiben und Leben in dem Städtchen, und auf Befragen ward mir die Antwort, daß das ganze Corps Falckenstein noch heute aufbreche, um den Limfjord zu überschreiten. Das fiel wie ein Donnerschlag auf mich. In einem kleinen Zusammenstoß zufällig verwundet, lag ich hier fest und sollte an den Kriegsehren nicht teilnehmen. Zu tief war mir von frühester Jugend an die Erlangung von Kriegsruhm für das Vaterland als das erstrebenswerteste Ziel vor Augen gestellt worden, als die höchste Bewährung des Mannes, als daß mich dies nicht schmerzlich berührt hätte. Der Trommelschlag und die Musik der ohne Unterbrechung durch das Städtchen marschirenden Bataillone drang an mein Ohr und verstärkten meine Sehnsucht und meine Traurigkeit.

Währenddessen war Ellen eingetreten. Mit leisen Schritten hatte sie sich genähert und stand plötzlich hinter meinem Sessel. Wir waren allein im Garten. „Du bist traurig, mein Freund?"

Ich fuhr zusammen. „Nie, wenn Du kommst, Ellen!"

„Aber Du warst traurig! Gestehe es!"

„Nun ja! Ich kann nicht unwahr sein. Du weißt, ich bin Soldat, hänge mit ganzer Seele an meinem Stande."

„Und da möchtest Du gern mit denen da draußen mit," erwiderte Ellen, und ein leiser Schatten lief über ihre Stirn. „Meine Landsleute! Sieh die Armen! Da neben Dir liegen sie, von eurem mörderischen Feuer zerschmettert —"

„Ellen, Du verstehst mich nicht! Was der Mann von Kindheit an als sein Ideal erkannt, der Künstler, der Gelehrte, der Soldat, jeder in seiner Art, davon kann er nicht lassen. Der Krieger, sieh, erkennt als sein Ideal, sein Leben zu wagen in freudiger That — im Anfang war die That — und wie ich die Lichtelfe auch liebe, der That muß ich nachstreben, sonst wäre ich kein Soldat, kein wahrer Sohn der kriegerischen Borussia."

„Ach ja, ich versteh' Dich wohl, Teuerster, und uns Frauen gefällt Mut und Kraft auch beim Feinde. Ich habe Dich gesehen, wie Du furchtlos in die Nacht hinaus schrittest dem Tode entgegen, und nimmer vergesse ich diesen Augenblick. Ich will Dich auch nicht tadeln. Nicht rohe Lust am Blutvergießen, nein, edle Ruhmbegierde lebt in Dir. — Aber jetzt, mein Herr, sind Sie mein Gefangener, der Gefangene eines dänischen Mädchens, und da müssen Sie denn auch nicht böse sein, wenn ich vergnügt bin, daß ich Sie festhalten kann."

Sie sah sich wie ein scheues Reh um, und wieder brannten unsere Lippen im flüchtigen Kuß auf einander.

*

Der Uebergang über den Limfjord verlief unblutig. Dänemark war am Ende seiner Kraft. Es mußte sich sagen: Die Zeiten von 1850 sind vorbei, und andere Leute führen in Preußen Schwert und Stab. Es schloß Waffenstillstand, und neue Friedensunterhandlungen begannen.

Gleich nach dem Waffenstillstand war nun der Pfarrer seiner Haft entlassen worden. Als Ellen mich an dem folgenden Tage besuchte, sah sie etwas nachdenklich aus. Wir konnten uns nicht insgeheim sprechen. Der Garten war überfüllt und in meine Stube hatte man auf einen Tag noch einen kranken Fähnrich gelegt. Aber sie gab mir eine der letzten weißen Rosen ihres Gartens und sang mit halblauter Stimme die Hauptmelodie jener Ballade, die einst zuerst im Pfarrhaus von Svendstrup erklungen war. — Und als sie mir, noch in der Thür stehend, in ihrer kindlichen Weise zunickte, und ihr Zeigefinger eine leichte Bewegung nach dem Mund machte, da kam wieder Glück und Frieden über mich.

Der nächste Tag war stürmisch und regnerisch. Ellen erschien zum erstenmal nicht.

Der dicke, höchst gemütliche Oberstabsarzt Beffelmann, der dem Feldlazaret vorstand, sagte abends bei der „Visite":

„Nun, Fräulein Gaard heute nicht dagewesen? Na, zu der Bekanntschaft, mein Herr von Günther, da kann man Ihnen gratuliren — mag nun daraus werden, was da will. Wissen Sie, daß wir heute alle die Weibsbilder aus dem Lazaret fortgewiesen haben?"

„Wie, auch Fräulein Gaard?" fuhr ich auf.

„Beruhigen Sie sich, Herr Premier, nein, diese Dame nicht! Die ganze Weiberpflege in den Lazareten taugt überhaupt den Teufel etwas! Alles bloße Theorie und Lüge, was man darüber Schönes liest. Ich bitte Sie, Herr Premier, wie soll's denn überhaupt etwas taugen? Jugend zieht zu Jugend. Die alten und nicht schönen Kerle werden en passant behandelt, und den jungen, netten Burschen sehen die Weiber öfter in die Augen, als ihnen beiderseits gut ist."

„Aber, Herr Oberstabsarzt!"

„Seien Sie man gut! Und dabei machten diese dänischen Damen auch fortwährend in Patriotismus, wobei ein alter fanatischer Pfaffe, der Oberprediger an der hiesigen Kirche, ihnen beistand. Sie regten uns die dänischen Kerle, die ja jetzt auch in unserer Obhut sind, unnütz auf. Aber Fräulein Gaard, alle Achtung! Wo die pflegte, hatte es eine besondere Art... Immer ernst! Keine unnützen Worte! Immer taktvoll! — Die haben wir nicht fortgewiesen," fügte der Oberstabsarzt mit pfiffigem Lächeln hinzu. „Nein, die hat uns wirklich genützt! — Nun, keine Aufregung, Herr Premier! Sie sind noch keineswegs so weit, wie Sie denken. Keine Rückfälle, damit ich Ihnen bald einmal etwas zutrinken kann! Gott befohlen!"

Er ging. — Der Tag ging auch, düster und traurig. Ellen kam nicht. — Es war ja darin kein irgendwie schlimmes Anzeichen zu finden. Aber eine innere Stimme rief mir zu:

„Es kann nicht nur das Wetter sein."

Ich schlief unruhig. Ellen pflegte gewöhnlich um elf Uhr vormittags einzutreffen. Das Wetter war am nächsten Tage hell, aber kühl. Man ließ mich nicht in den Garten hinaus. Neben meinem Zimmer befand sich der Saal, in welchem einige und zwanzig Verwundete, meist Dänen und einige Preußen, lagen. Wenn sie denselben durchschritt, hörte ich schon immer ihre melodische Stimme den Kranken einen Guten Morgen! in dänischer und deutscher Sprache bieten; gleich darauf öffnete sich die Thür, und die Lichtelfe erschien.

Vergeblich lauschte ich heute. Mein Herz klopfte unruhiger, je mehr die Stunde vorrückte; meine Stirn fing an zu brennen — hin und wieder war es mir, als ob das dumpfe Schmerzgefühl im Kopfe wiederkehren sollte.

Hell tönte die Mittagsglocke von dem Turm des Städtchens; — keine Ellen. Eine weitere Stunde verging — sie kam nicht. Man brachte mir mein Mittagsmahl. Ich würgte einige Bissen herunter. Es schlug zwei Uhr — Ellen kam nicht.

Tausend Gedanken — Vermutungen aller Art — kreuzten sich in meinem Haupte. Ihr Bruder war zurück. War er die Ursache ihres Nichterscheinens? War dies sein Dank?

Wenn der Mensch sich mit ganzer Leidenschaftlichkeit an einen Gegenstand anklammert, einen Weg verfolgt, so hält er ihn auch für den richtigen und berechtigten. So kam es mir nicht in den Sinn, daß wohl auch dort, auf seiten des Pastors, Gründe obwalten konnten, Ellen an ihrem Erscheinen zu verhindern, die der inneren Berechtigung nicht entbehrten. Der Tag verging in Angst und Qual.

Der Oberstabsarzt kam des Abends wieder.

„Fräulein Gaard wieder nicht dagewesen? Aber wie sieht denn Ihr Auge aus, mein Verehrter? Und der Puls? Nein, Bester, so geht es nicht. Ich kann sie Ihnen doch nicht herschaffen. Wir leben nicht in Zeiten der Römer und Sabiner, und einen Jungfrauenraub würde selbst der Raubvogel von Falckenstein, wie die Dänen ihn nennen, nicht billigen."

Digitized by Google

„Herr Oberstabsarzt," unterbrach ich den Dicken, „Ihre Gemütlichkeit geht heute eigentümliche Wege. Lassen wir Fräulein Gaard —"

„Ja, wie kann ich sie denn lassen, wenn Sie sie nicht lassen können? Ihr Puls und Ihr Auge sagen genug. Nun also einen Löffel Bromkali und Gott befohlen!"

Es war eine traurige Nacht, als aber Ellen am nächsten Vormittag wieder nicht erschien, sann ich auf Mittel und Wege, von ihr Nachrichten einzuziehen. Aber wie? Ein Brief an sie, sei es durch Post, sei es durch Boten, war nicht sicher, anzukommen, wenn die Angehörigen es dort verhindern wollten.

Nach langem Besinnen beschloß ich, Sennwitz rufen zu lassen. Mein Regiment, welches bei der Operation nach Norden bis nach Skagen gegangen, war wieder in Hobro eingerückt. Sennwitz hatte zweimal durch seinen Diensteifer und sein Pflichtgefühl unbewußt tief in mein Geschick eingegriffen. Wenn ihm auch der innere Zusammenhang der Dinge verschleiert blieb, so kannte er den äußeren Verlauf ganz genau. Ihm waren die Oertlichkeit, die Bewohner von Svendstrup und die des Pfarrhauses bekannt.

Ehe ich aber im stande war, meine Absicht ins Werk zu setzen, trat der Premierlieutenant von Stangenheim, einer meiner Freunde vom Regiment, bei mir ein.

„Bester Kerl," rief er, mich umarmend, „laß Dich ansehen! Nein, Du, der Vollbart steht Dir nicht, Dein Gesicht paßt nicht dazu. Schneide ihn wieder ab! Nun sage mir, alter Sohn, was machst Du für Geschichten? Romantisch genug, das muß man sagen!"

„Freue mich, lieber Stangenheim, Dich wiederzusehen! Wie ist es euch ergangen?"

„Nun, Du weißt ja schon! Lorbeeren hat nur ein kleiner Teil von uns geerntet, was bei Lundby ins Feuer kam. Du erlaubst, daß ich mir eine in die Physiognomie stecke — oder darf man hier nicht rauchen?"

„Rauche nur los, mir macht es nichts."

„So!" Er zündete die Cigarre an und lehnte sich behaglich in den Stuhl zurück. „Also Lorbeeren nicht! Und Du kannst Dir denken, was wir geschimpft haben. Monatelang im Land herumliegen und nichts Ordentliches gemacht. Die reinen Strafbayern, wie die Hessen 1850 sagten. Aber dennoch — wie herrlich ist der Krieg! Dies ‚aus dem Koffer leben', dies ‚von Ort zu Ort'! Und sie wird schon kommen, sie wird kommen, die Kriegsehre — auch für uns! Wir sind noch nicht zu Ende, noch lange nicht. Du sollst sehen —

Der Mann von Blut und Eisen,
Er wird es schon beweisen,
Was Deutschland einig macht,
Das ist die Schlacht, die Schlacht!

„Kannst Du mir nicht helfen? Schon seit drei Tagen dichte ich daran herum — aber ich meine, der Anfang wäre hübsch! — Aber ich sehe da — wahrhaftig, alter Sohn, das ist ja Cognac. Darfst Du denn Cognac trinken?"

„Mit Wasser," erwiderte ich.

„Dann erlaubst Du mir wohl, daß ich mir einen ohne Wasser einschenke."

„Oder zwei," antwortete ich lächelnd. „Spiegelberg —"

„Ich kenne Dir," ergänzte Stangenheim, den Cognac systematisch austrinkend. „Ein ganz respektables Gesöff! Soll einer sagen! — Ja, wie ich Dir sagte, Lorbeeren leider nicht, oder sehr magere, aber gute Verpflegung, dank Falckenstein! Nette Quartiere und fast immer gutes Wetter. Und dann die Mädchen, lieber Kerl! Die Piger! Da hatte der gammel*) Onkel in der Konditorei in Aalborg jetzt seine Nichte im Laden. Und die Nichte, beim Element, wie haben die Herren vom Regiment sich um das niedliche Lärvchen gerissen! Sogar die alten Herren! Sogar Krausens Adolf, mein alter Kapitän! Na, wenn das seine Dachstasche in Breslau erfährt, dann möchte ich nicht Krausens Adolf sein. Aber ohne Ueberhebung gesagt, alter Kerl, trotz ihres Patriotismus, den die Piger hier wirklich haben, fing die Nichte an, zahm zu werden. Sie fraß mir fast schon aus der Hand! Da kam wieder Marschordre hierher! Aber, alter Sohn, Du bist so stumm geworden, sprichst ja gar nicht," endigte Stangenheim, sich den zweiten Cognac einschenkend.

„Ich denke, Du besorgst dies vorläufig für mich mit," versetzte ich.

„So, meinst Du? Nun, es kann sein. Aber es gab nun auch Geschichten, die's wert sind, erzählt zu werden! Denke Dir, der Bennicke, der Mann mit den Nebensätzen, der stets so lange spricht und so wichtige Sachen sagt, daß man den Anfang vergessen hat, wenn er am Ende ist — denke Dir also, der Bennicke bis über die Ohren in die Gammel-Onkel-Nichte verliebt. Und weißt Du, wer sein Rivale war? Kannst Du's raten?"

„Ich glaube nicht — in der That!"

„Nun, ich glaube auch, lieber Kerl, es ist schwer zu raten. Also, der Oberst war's, der wirkliche und wahrhaftige Oberst! Sie haben sich beide einmal gegenseitig bei ihr überrascht."

Stangenheim wälzte sich auf seinem Stuhl vor Lachen. Ich lachte aus Gefälligkeit mit. „Natürlich hast Du's von der Nichte selbst!"

„Noch immer die alte Schlauheit bei Dir! — Na, und dann das Reden! Die Reden, sage ich Dir, die der Major Krause hält. In seinem Bataillon ist denn auch ein wahres Redefieber eingerissen. Du weißt, wie ich das hasse! — Sogar die Wabnitzen hat sich neulich zu einer Rede veranlaßt gesehen."

„Die Wabnitzen, die alte Marketenderin!" rief ich, trotz meiner inneren Unruhe lächelnd.

„Ja, die Wabnitzen! Sie fühlte auch 'mal das Bedürfnis. Es war auf dem Marsche nach Frederikshaven, als sie einem Haufen Füsiliere, auf ihrem Wagen stehend, Aquavit und Wurst verkaufte, da legte sie los. ‚Kinder,' sagte sie, ‚man immer brav vorwärts gelaufen. Und wenn ihr den Hannemann dann kriegt, dann denkt an den Ruhm,' schloß sie, ihr Wurstmesser zum Himmel erhebend, ‚der dauert bis in alle Ewigkeit, ja sogar auf mehrere Jahrhunderte fort!' Und alles schrie: ‚Hurra die Wabnitzen!'"

Jetzt mußte ich sogar wirklich lachen.

„Aber was den Oberst anbetrifft," fuhr Stangenheim fort, „so ist er, ernsthaft, respektive sérieusement gesprochen, wie der alte Herr sagt, doch ein ganz famoser alter Bursche. Manichäer existiren für ihn während des Krieges nicht. Alle die Klagen, die aus Breslau und Posen von den Wucherjuden kommen, weist er einfach ab. Und so leben wir hier ganz leidlich — aber auf das Jeu ist er giftig wie der Teufel."

„Da hat er sehr recht."

„Nun ja, ja, aber sage 'mal, lieber Kerl, wie geht's denn mit Dir? Du hast wohl riesige Goldhaufen im Lazaret gespart? Ich habe gestern verloren. Mein Bursche sagte mir schon heute morgen, als er die erste Flasche Cognac holen sollte: ‚Herr Lieutenant, wir haben kein Geld!' Kannst Du etwa der Silberlinge fünfzehn oder zwanzig entbehren?"

„Nimm 'mal mein Portemonnaie dort aus der Schublade und eigne Dir fünfzehn Rigsdaler zu. Mehr kann ich nicht leisten!"

„Danke, lieber Kerl, Du bist doch immer der Alte. Ich gebe Dir dann mit dem Früheren zusammen am Ersten wieder."

„Bitte, und dann laßt das Spiel, Kinder, es — "

„Verdirbt den Charakter, willst Du sagen. Das kenne ich schon von Dir," fiel Stangenheim ein. „Ja, Du hast recht, unzweifelhaft recht, aber Du hast nun einmal andere Neigungen! — Weißt Du übrigens, alter Freund, daß Du noch besser abschneiden wirst, als der größte Teil von uns?"

„Wie so?"

„Nun, Du sollst die Schwerter bekommen für das kleine Nachtgefecht hier bei Hobro, in dem Du verwundet wurdest, so erzählt man."

„Das wäre noch besser! Was that ich denn dort?"

„Dein Schuß alarmirte unsere Ausgangswache, die ohne diesen wahrscheinlich aufgehoben worden wäre."

„Für diesen Zufall dekorirt? Das wäre so recht an der unrechten Stelle," rief ich errötend.

„Nun ja, man weiß wohl, daß Du nicht dort auf Posten standest, sondern das Fräulein Gaard geleitetest. Der Kamerad erzählte Wunderbares."

„Und was denn Wunderbares?" unterbrach ich erregt.

„Nun, man erzählt — sieh 'mal, man erzählt etwas, was man nicht so recht glauben will — "

„Nun?"

„Man erzählt, die Sache mit diesem Fräulein Gaard hätte einen ganz platonischen Charakter."

„Mein lieber Stangenheim," sagte ich, mich erhebend, „ich bitte Dich, den Kameraden zu sagen, daß es mir recht lieb wäre, wenn sie über diese Sache nichts erzählten. Vor allem aber bäte ich sie, zu beachten, daß Fräulein Gaard eine junge Dame von untadelhaftem Ruf ist."

„So! Wenn Du's sagst, glaub' ich es gern. Aber nimm's mir nicht übel, dann ist die Sache eigentlich noch schlimmer. Du Dich verheiraten? Eine Dänin, gewöhnt an ganz andere Verhältnisse! Wir sind doch bis jetzt so hübsch unverheiratet im Regiment. O, das traue ich Dir nicht zu. Dich in einer Kinderstube! Lieber Freund: der Casus macht mich lachen."

„Nun, beruhige Dich," fuhr er fort, als er die aufsteigende Röte in meinem Gesicht bemerkte. „Wir bleiben die Alten. Ich komme wieder." Und er ging.

Ich trank ein Glas Wasser ohne Cognac, um meine Erregung zu bekämpfen, und dachte dann nach über das, was ich gehört hatte. Die Lage war derart, daß ich sie baldigst klären mußte, schon deshalb, um unbefugten Ratgebern die Thür weisen zu können. Ich war immer ein Freund der strammsten militärischen Prinzipien gewesen; Zusammenhang der Genossenschaft, gleiche Grundsätze im öffentlichen Leben, Ehrbegriff und Korporationsgeist — sind Dinge, die ein Offizierscorps nicht entbehren kann, aber es gibt ein Gebiet, wo der Mann auf sich selbst steht, wo er allein über sich und sein Handeln befindet. Dies Gebiet war hier berührt.

„Wenn ich den Stangenheim schickte oder einen andern von den Kameraden — sie würden eine ernste Sache auch ernst anfassen, trotz ihres leichten Sinnes und anscheinender Oberflächlichkeit — aber ich bemühe keinen Mitthäter, ich will jetzt nur ein Werkzeug. Also Sennwitz!"

Ich schickte zu ihm und wies meinen Burschen an, alle anderen Besuche abzulehnen.

Er konnte erst nachmittags kommen, da der Dienst ihn vorher verhinderte. — Ich verzehrte mich vor Ungeduld. Endlich trat er ein.

„Sennwitz," sagte ich, „Sie haben zweimal in das Geschick der Pastorsfamilie eingegriffen."

„Herr Lieutenant — "

„Sie thaten ja nur Ihre Pflicht, aber Sie werden es natürlich finden, daß ich mich für das Los jener Familie interessire, Sennwitz!"

„Zu befehlen, Herr Lieutenant," erwiderte Sennwitz mit einem kurzen, pfiffigen Lächeln, „ich muß meinen, es gibt nichts Interessanteres."

Ich spielte mit meinem Federmesser und sah, um meine Verlegenheit zu bekämpfen, auf die Flasche Cognac. „Gläschen Cognac, Sennwitz?"

„Sehr wohl, Herr Lieutenant!"

Ich schenkte ihm ein.

„Ihre baldige Genesung, Herr Lieutenant!" Er trank mit einem hörbaren Ruck das Glas aus und setzte es mit einem zweiten Tempo wieder auf den Tisch.

„Also, lieber Sennwitz, Sie wissen, daß Fräulein Gaard die Verwundeten hier im Lazaret gepflegt hat und auch mich hin und wieder besuchte."

„Ja wohl, Herr Lieutenant."

„Nun ist sie, denken Sie sich, seit einigen Tagen nicht gekommen, und der Herr Oberstabsarzt Besselmann — sehen Sie, dem ist das sehr unangenehm. Denn Fräulein Gaard pflegte sehr gut, sehr gut, lieber Sennwitz! Er möchte gern wissen, woran das liegt, und — mir wäre es ja auch angenehm, wenn ich es wüßte."

„Herr Lieutenant, ich muß meinen, das ist sehr natürlich. Was befehlen der Herr Lieutenant nun?"

(Schluß folgt.)

*) Gammel = alt.

Spruch.

Von

A. Stier.

Umsonst macht stets sich Gelehrsamkeit
Vor einem Kunstwerke wichtig und breit,
Verschwendet das Wissen, versprüht den Geist
Und zeigt nur, daß Schönheit doch niemand beweist.
Die läßt sich in Worten nicht deuten und sagen,
Und wer sie nicht fühlt, wird sie nimmer erjagen.

Digitized by Google

Alltags Geschichten

Bilder aus dem deutschen Familienleben.

Emanuel Spitzer

Ostern.

Das war ein grimmiger Kampf! Der ernste, schweigsame Geselle, der Winter sollte seinen Wohnsitz verlassen und einem jungen, fröhlichen Burschen Platz machen. Auf den 21. März war ihm gekündet worden und trotzdem wollte er nicht gutwillig abziehen, wie es einer anständigen Partei zukommt. Statt seinen übergroßen Vorrat an Eis und Schnee zusammen zu packen und als Frachtgut da und dort stromabwärts zu schicken, blieb er ganz ruhig sitzen und beschäftigte sich trotz Ablauf der Konzessionsurkunde noch immer mit der Fabrikation von Spiegeleis und malte den armen Leuten Blumen und Ornamente auf die Fensterscheiben. Die Sonne versuchte verschiedenemale zu interveniren, allein was heute ihre warme Fürsprache gutgemacht hatte, verdarb der böse Winter über Nacht. Nun wurde sein Wohnungsnachfolger ernstlich wild; mit dem Wind fuhr er ins Land, breitete mächtige Wolken darüber und wahre Regenfluten wuschen den Schnee vom Boden weg. Umsonst blies der alte Wüterich voll Ingrimm auf die Gewässer und leerte seinen ganzen Vorrat von Flocken auf die erwachende Erde. Der Lenzknabe siegte auf allen Linien und die Dichter und Dichterinnen bekamen wieder Arbeit in Hülle und Fülle. Es ist Frühling geworden!

Mit neugierigen Blicken sieht der Mensch auf die Wunder, welche sich vor seinen Augen entfalten; hier eine schwellende Knospe, dort ein vorwitziges Blümlein, eine frühreife Blüte. Amsel, Fink und Staar haben ihre Landwohnungen bezogen, obschon die Kost noch rar ist und mühselig erjagt werden muß. Die fleißige Biene hat ihre Geschäftstouren begonnen und bunte Schmetterlinge wagen sich heraus, um sich auf warmen Plätzchen zu sonnen; nur wenige entgehen hiebei der unangenehmen, jedoch ehrenvollen Verwendung als Redaktionsschmetterlinge. Sogar Schnecken und Würmer unternehmen es, zwischen den Erdkrumen heraus zu schlüpfen und nach langem Schlafe und Dunkelleben wieder Luft, Licht und Wärme zu kosten. Dem armen oder reichen Erdenwurm geht's ja auch nicht anders; so ein echter und rechter Lenztag ist ein Zauberer, dem nur ganz vertrocknete Seelen widerstehen können. Erlöst vom Druck eines lange dauernden Zwanges, befreit von der beängstigenden Anschauung des sinnbildlichen Todesschlafes, wiedergegeben dem neuentsprießenden Leben als ein demselben zugehöriges Wesen, findet der Mensch wirklich Augenblicke des inneren Jubels, den der Dichter allerdings so verallgemeinert, daß man meinen möchte, die Menschheit hätte im Frühling nichts zu thun, als zu singen und zu springen, zu hüpfen und zu tanzen. Das große Mysterium der Auferstehung in der natürlichen und religiösen Anschauung erfüllt die Herzen mit weihevollem Empfinden. Ostern ist wieder ins Land gekommen! Gibt es einen herrlicheren Klang, als die Stimme der Osterglocken? Die beglückende Stimmung der Osterzeit überglänzt auch die profanen Verhältnisse unseres Lebens, denn das Osterfest gehört zu den lieblichsten Festen des Jahres. Besonders die liebe Jugend betrachtet diese Zeit als eine ganz hervorragend interessante. Das ist auch in der That der Fall. Wunder über Wunder ereignen sich. Allen Professoren der Zoologie zum Trotz fangen die Hasen, welche eigentlich die Sache gar nichts kümmern sollte, an, Eier zu legen, und zwar solche von Zucker, von Biscuit und Schokolade, von den schön gefärbten gewöhnlichen Eiern gar nicht zu reden.

Die armen Hennen, die gerade um diese Zeit ihr möglichstes leisten, können gackern so viel sie wollen, man glaubt ihnen nicht, während man dem Osterhasen alle Ehre erweist, ihm Monumente von Zucker und Schokolade setzt und in den feinsten Familien Zutritt verstattet. Eine ungeheure Aufregung bemächtigt sich der kleinen Herrschaften, wenn es heißt: „Der Osterhas kommt!" Sie möchten in erster Reihe gleich wissen, was er alles bringt und dann, wohin er die Sachen versteckt, da es eine üble Gewohnheit dieses Tieres ist, seine Eier und anderes stets in die abgelegensten Schlupfwinkel zu verschleppen, wovon die Zoologie natürlich gar nicht spricht, wenn dies gleich eine bekannte Thatsache ist.

Verhinderter Aufbruch.

Digitized by Google

Der Osterhase.

„Ueber Land und Meer".

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Daß Papa und Mama es als ein besonderes Vergnügen betrachten, die schwierige Aufgabe des Osterhasen zu erleichtern, indem sie ihm die raffinirtesten Versteckplätze zeigen, ahnen die Kinder kaum, wenn nicht etwa gar die Zimmerthür ein Glasfenster hat, durch welches die hinausgesperrten kleinen Neugierigen den Vorgang des Eierlegens und dergleichen recht gemütlich beobachten können, ohne daß die guten Eltern eine Ahnung davon haben!

Der Osterhase darf natürlich nur zu braven Kindern kommen, denn für unartige plagt sich das gute Tier nicht auf so unnatürliche Weise. Aber der Hase ist sehr gutmütig und übt hie und da eine für ihn geradezu gefährliche Nachsicht. Er will zum Beispiel zum Förster kommen, der seinen Kindern in gerechtem Zorn bereits verkündet hat, daß der Osterhase diesmal ausbleiben werde, weil die Vorbedingung der lobenswerten Aufführung nicht gegeben sei. „Er kommt doch!" meint der kleine Rudi zuversichtlich, „denn ich habe ihn im Krautacker draußen schon herumspringen und Männchen machen sehen!" Nun ist Papa Förster auf einmal böse geworden, hat gleich nach seinem Gewehr gelangt und mit grausamer Ruhe verkündet, daß er hinausgehen werde, um den Osterhasen tot zu schießen! Eigentlich kam ihm dieser Vorwand sehr gelegen, da er eine wichtige Abmachung mit dem Wirte in der Nachbarschaft vorhatte. Aber daraus wird nichts! Die Familie widersetzt sich mit allen Mitteln, um den schnöden Mord eines so nützlichen Tieres zu verhindern. Der kleine Stammhalter als Tapferster der Gesellschaft besetzt den Ausgang, sein Schwesterlein nimmt in echt weiblicher Schlauheit den Hut in Beschlag, und angesichts dieses einträchtigen Vorgehens kann Mama auch nicht anders; sie legt ein freundliches Veto beim Gatten ein, der nun um seinen Mord und um seine schöne Ausrede kommt. Und der Osterhase schlüpft schließlich doch zur Thüre herein, die ihm die gute Mama geöffnet hat.

Für die Leckermäuler reiferen Alters sorgt der Osterhase in anderer Weise. Er bestellt ihren Tisch außer mit Eiern auch mit Schinken, Braten und zartem Osterbrot, so daß auch der letzte im Hause einmal an den guten Bissen teilnimmt, denn es ist Pflicht einer christlichen Hausfrau, den Ihrigen eine solche Ostergabe zu reichen. Hoffentlich wird aber auch jede Hausfrau einsehen, daß der Genuß dieser österlichen Delikatessen einen gewissen Ausgleich durch Zufuhr von Flüssigkeit erheischt und demgemäß den Beschenkten eine Extrakanne oder einen Extraschoppen vergönnen.

Ein weiteres, prächtiges Ostergeschenk, das aber nur gewissen Alters- und Berufsklassen zu teil wird, besteht in den — Osterferien. Wie könnten Tage süßer, langersehnter Freiheit besser genützt werden, als im Bereiche der neuerwachten, auflebenden Natur? Das Wandern zur Osterzeit hat seinen eigenen Reiz. Der Mensch fühlt sich mit seiner Umgebung wie neugeboren; wenn auch Wald und Flur noch nicht in ihrem schönsten Kleide prangen, so sagen ihm doch keimende Gräser und knospende Zweige, daß nun alles werden müsse und die Ahnung des kommenden Glückes erhebt das Herz zu höherer Freude, als der unverkümmerte Genuß dessen, was man unentwindbar in der Hand hat. Thut dann der Himmel auch noch etwas dazu, indem er freundlich auf die neuerstandene Welt herabsieht, dann darf man diesen Wandergesellen der Lenzzeit mit Recht den glückverheißenden Spruch mit auf den Weg geben: „Fröhliche Ostern!"

V. Rauchenegger.

Der Zug des Frühlings in Europa.

Von

Reinhard E. Petermann.

Vom hohen Norden bis weit, weit über die Südgrenze Europas ist der Frühling die von männiglich ersehnte, von den Dichtern gepriesene Jahreszeit. Denn er gilt, da nun der Tag länger und der Himmel heiterer wird, als die Zeit der Wiederkehr des holden Himmelslichts, er bringt uns die Wärme wieder, welche die Menschen

aus Handwerks- und Gewerbebanden

hinaus in die frische, belebende Luft des freien Geländes zieht, er erfüllt die bis dahin wie scheintote Natur mit dem jungen Leben einer neuen Vegetation und führt die Tierwelt aus den Qualen des Winters rasch zu jener Höhe wonnigen Daseins empor, die sich im Lenzgesange der Vögel offenbart.

„In der Frühzeit, in der lieberweckenden Zeit,
Wenn's Vöglein singt tiwwi, tiwwi, tiwwi ting ..."

dichtet Shakespeare und kennzeichnet in zwei Zeilen zugleich das Morgendliche des Lenzes, der wie eine Aurora verheißungsvoll am Beginne eines neuen Entwicklungsjahres steht, und das Sanguinische, alle Lebensgeister Erweckende, das ihm deshalb innewohnt, weil er uns vorwiegend mit Erscheinungen des Lichtes, des Glanzes, des jugendlichen Werdens und der frohen Entfaltung umgibt. Wie der Herbst das Alternde und Melancholische, das die Menschenbrust birgt, so erregt der Frühling alles Jugendliche und Freudige in uns und daher sind Frühling und Liebe, Maien- und Jugendglanz in unserer Phantasie fast zu Zwillingsvorstellungen geworden. Und in diesen großen Wirkungen, die auf seinen Allgemeinphänomenen beruhen, ist der Frühling derselbe in ganz Europa, ja, über die Grenzen des Erdteils hinaus,*) so daß man mit Recht gewöhnlich vom Frühling schlechthin spricht.

Aber auch in einem begrenzteren Sinne kann man von einem einzigen Frühling sprechen. Die meteorologische Forschung hat festgestellt, in welchen Intervallen nordöstlich einer, in Form durch das nordwestliche und südliche Europa ziehenden Linie für jeden Ort Europas der Tag kommt, wo die Tagestemperatur, das heißt das Mittel aus der morgendlichen, mittäglichen und abendlichen Thermometerablesung 0 Grad überschreitet. Am 1. Februar zum Beispiel zieht jene Linie längs der Südwestküste von Norwegen herab, schneidet Dänemark, läßt Hamburg, Hannover, Kassel und Karlsruhe westlich und wendet sich östlich des Genfersees scharf gegen Osten, um nördlich an Riva, Bozen, Görz (den klimatisch begünstigten Inseln der Südalpen) vorbei und weiter durch den Süden der ungarischen Tiefebene zu ziehen. Am 1. März berührt diese „Tages-Isothermlinie Null" oder „Taulinie" Bornholm, Breslau, Czernowitz, am 1. April zieht sie ziemlich geradlinig von Christiania gegen Moskau, am 1. Mai schneidet sie Lappland.

Schon bevor die mittlere Tagestemperatur Null Grad überschreitet, erhebt sich die Mittagstemperatur über den Gefrierpunkt und erweckt den Saftstrom in den Holzgewächsen, sowie das erste Treiben gewisser Vorfrühlingspflanzen. Sichtbar werden diese Erscheinungen — zum Beispiel der durch das Schwellen der Knospen bedingte „Märzenglanz" in den Zweigen der Bäume — aber erst, wenn die Tagestemperatur über Null steigt, womit auch der Eintritt jener energischen Tauwetter verbunden ist, welchen der Februar den Namen Taumonat verdankt. Das Erreichen der Tagestemperatur von Null Grad bezeichnet somit den Anfang des Vorfrühlings. (In Wien 11. Februar.) In ähnlicher Weise kommt für jeden Ort Europas (mit Ausnahme einzelner Gebiete des äußersten Südens) ein Tag, wo die mittlere Tagestemperatur 10 Grad überschreitet. In Wien zum Beispiel ist dies am 15. April der Fall (fast genau um die meteorologische Frühlingsmitte), und hier wie anderwärts in Zentraleuropa fällt mit dieser Temperatur die beginnende Obstblüte und die Belaubung des Buchenwaldes zusammen, welche phänologisch den Zenith des Frühlings kennzeichnet. Dieselbe Tages-Isotherme von 10 Grad (die „Vollfrühlingslinie") hatte Nizza und Florenz schon am 1. März erreicht. Am 15. März zog sie von der Loiremündung über Lyon gegen Venedig, am 1. April berührte sie die Südspitzen von Irland und England, Paris, Genf, Triest und zog weiter durch das untere Donauthal; am 15. April verbindet sie London, Wien und die Nordküste des schwarzen Meeres, am 1. Mai läuft sie mit dem 55. Breitengrade längs der Südgrenze Schottlands und der deutschen Ostseeküste, sowie weiter durch Mittelrußland gegen Moskau, am 15. Mai berührt sie die Nordspitze Schottlands, Christiania und Petersburg, am 1. Juni streift sie Uleaborg am Nordende des bottnischen Meerbusens und braucht nun anderthalb Monate, bis Mitte Juli, um das nördliche Eismeer zu erreichen.

Entsprechend diesem Fortschreiten der Frühlingswärme verbreitet sich auch die Obstblüte. Die Schlußerscheinung der letzteren, die Apfelblüte, beginnt in Athen schon am 18 März in Wien erst am 21. April, in Christiania am 22 Mai, zu Vasö in Finnland am 7. Juni. Dem allmälichen Verschwinden des weißen Flors, welcher so viel zu dem poetischen Lüstre der Frühlingsflur beiträgt, folgt dann überall die duftende Fliederblüte, welche, seit im 16. Jahrhundert ein österreichischer Gesandter die persische Syringe nach Deutschland brachte, allgemein als die Verkünderin der Maienzeit gilt. Der Flieder blüht in Athen schon in der zweiten Häfte des März, in Wien anfangs Mai, an der deutschen Ostseeküste in der zweiten Hälfte des Mai, in Petersburg Anfang Juni, im nördlichen Finnland erst Ende Juni.

Die ganze Folge der Haupterscheinungen des Lenzes, das Zunehmen der Wärme und der Taglänge, das Erwachen und Fortschreiten der Vegetation (oder mindestens eines Teiles derselben) bis zur Obst- und Fliederblüte, der Frühlingsgesang der Vögel, wird also überall in Europa beobachtet, nur tritt sie, je weiter gegen Norden und Osten, desto später ein. Man kann daher in dieser Hinsicht wohl sagen, es gebe nur einen Frühling in Europa und dieser trete alljährlich eine Nordlandsfahrt an, um — wie die gäng und gäbe Redensart lautet — „zu uns zu kommen."

Im warmen Süden und milden Westen hat er seine Winterquartiere. Auch dort wird er gelegentlich heftig vom Winter attakirt, wie wir erst 1894/1895 gesehen haben. Aber erst auf dem Nordmarsche, der sich alljährlich zu einer Art Gefechtsmarsch gestaltet, kommen die richtigen Kämpfe.

*) In der Tropen- und Subtropenzone knüpft sich das Frühlingsempfinden vielfach an die Regenzeit. Im indischen Heldengedicht Ramajana preist jene der König Dasarath.

„... Und schnell verging die Sonnenglut,
Die holden Wolken zeigten sich,
Und munter spielten überall
Die Frösche, Pfau'n und Tschataka; †)
Mit nassen Flügeln, wie durchs Bad,
Von des Gelübdes Zwang erlöst,
Auf schwanken Aesten wiegte sich
Im Regenwind die Vögelschar ..."

†) Ein indischer Kuckuck, der nach dem Volksglauben nur Wolkenwasser trinkt und als Vorbote des Regens gilt.

Der Frühling hält sich hiebei, ganz wie dies ein vordringender Feldherr thun würde, zunächst auf den großen Heerstraßen. Er erfüllt die Ebenen, sowie die großen, tiefen Thäler mit jungem Grün und den Erstlingen der Flora, dann eilt er weiter, unbekümmert um die auf den Gebirgshöhen versprengten Reste des Winters, deren Bekämpfung er seinen, rings um den Gebirgsfuß zurückgelassenen Belagerungstruppen überläßt. Thatsächlich machen sich auch diese sogleich ans Werk. Schritt für Schritt rücken Wärme, Frühlingsgrün und Frühlingsblüten höhenwärts, und um dieselbe Zeit, wo die Hauptmacht des Lenzes am nördlichen Eismeer erscheint, im Juli, haben auch die in den verschiedenen Gebirgen zurückgelassenen Belagerungsdetachements ihr Werk vollendet und das Herrschaftsgebiet des Frühlings bis in die Felsregion der Alpen ausgebreitet.

„Frühlings Bergfahrt" machen alljährlich viele Tausende Menschen insoferne noch, als sie zum Beispiel Anfang Juni, wenn in den Thälern schon die Rosen blühen, zur Region der obersten Alpenmatten aufsteigen, wo sie noch Primeln und Veilchen pflücken. Man könnte aber auch den Frühling auf seiner Nordlandsfahrt begleiten. Reist man nämlich Mitte März von Athen nordwärts und teilt die Reise so ein, daß man Mitte Juni in Finnland ankommt, so wird man sich die ganzen drei Monate von der Apfel- oder Fliederblüte umgeben finden und gewissermaßen einen künstlich verlängerten Frühlingszenith genießen. Eben bei dieser Begleitung des europäischen Frühlings würde man aber auch inne werden, wie sehr der Lenz trotz zahlreichen gleichartigen Erscheinungen von Land zu Land seine Physiognomie wechselt. Ein anderer ist der griechische und ein anderer der mitteleuropäische Frühling, der englische Lenz ist wesentlich verschieden vom russischen und dieser wieder vom hochnordischen Lenze, ja man muß überhaupt, sobald man in die Details eingeht, von den Frühlingen Europas sprechen.

Betrachten wir nun einige derselben flüchtig. Im ersten Frühlingsmonat nach Petersburg versetzt, werden wir dort die Newa noch fest gefroren finden. Tauwetter bringen häufiger nördliche Schneefälle als Regen, kein Pflänzchen grünt noch, Wald und Flur liegen winterkahl im Schnee begraben. Der März hat eben in Petersburg eine Mitteltemperatur von — 4,7 Grad Celsius, das heißt, er ist nur um 0,7 Grad wärmer als der Jänner auf dem Brocken, und nach unseren Begriffen ein strenger Wintermonat. Auch in der ersten Hälfte des April, der mit + 2 Grad Celsius dem Jänner von Paris gleicht, herrscht noch Frost vor; dann aber macht sich das rasche Wachsen der Taglänge geltend, welches ein Charakteristikum des Frühlings in Nordeuropa ist. Vom Frühlingsäquinoktium bis Mitte April nimmt der Tag in Petersburg um $1\frac{1}{4}$ Stunden mehr an Länge zu, als in Wien und die Folge ist, daß der Petersburger Mai mit 8,7 Grad Celsius Mittelwärme schon einem süddeutschen April gleicht (April in Stuttgart 9,3 Grad Celsius, in Ulm 8,7 Grad Celsius, in München 7,6 Grad Celsius), und daß die Obstblüte in Petersburg nur um ungefähr einen Monat später fällt als in München. Rapidität der Entwicklung — das ist ein vorstechendes Kennzeichen des russischen Frühlings, welcher dadurch in tiefgreifenden Gegensatz zu dem ozeanischen Frühling Englands tritt.

In England sind bekanntlich infolge der Wirkung des Golfstroms und der vorherrschenden warmen Meerwinde die Winter allgemein mild. Auf den Scilly-Inseln in der geographischen Breite von Prag hat man im Januar durchschnittlich 7,7 Grad Celsius, das heißt die Wärme, welche in Wien anfangs April herrscht. In Südengland und Irland grünt daher der Rasen den ganzen Winter über, Myrten, Lorbeer und Fuchsien überwintern im Freien. Nach dem sehr warmen Winter nimmt aber die Wärme im Frühling äußerst langsam zu. Der Tag wächst rascher als in Südeuropa, allein der Einfluß des Meeres, welches im Frühling seine tiefste Temperatur erreicht, bewirkt, daß zum Beispiel auf den Scilly-Inseln der April nur um 1,9 Grad wärmer ist als der Januar. Obwohl daher in England die Vegetation im Winter nicht so abgestorben erscheint wie in Mitteleuropa und zu Anfang des Frühlings einen Vorsprung hat, wird doch im Mai bereits die Blütenentwicklung von der mitteleuropäischen überflügelt.

Wieder ein anderes Bild und vielleicht das schönste bietet der griechische Frühling. In Athen herrscht schon im März die Wärme, welche in Berlin anfangs Mai eintritt ($12\frac{1}{2}$ Grad Celsius). Die Sonngehänge des 1400 Meter hohen Parnes sind schneefrei, in der Vegetation macht sich, der vielen immergrünen Gewächse wegen, welche in der Landschaft dominiren, nicht jener Kontrast von winterlicher Kahlheit und Frühlingsentfaltung geltend, den wir kennen. Schon vom Januar her prangen die spärlichen Kräuterfluren in frischem Junggrün, die Anemonen und Veilchen blühen seit Februar, ebenso in den Gärten die Kamelien, Rosen finden sich in jeder Jahreszeit. Im März tritt zum Flor der Agrumen der der Obst- und Fliederbäume, die gelben Blüten des Lorbeers und die blauen des Rosmarins verbreiten intensiven Wohlgeruch. Was die Griechen Frühling nennen, ist also ein ganz anderer als unser Lenz.

Aehnlich, nur noch üppiger beginnt der Frühling in Süditalien und Sizilien. Hier grünen die Gemüse, welche als die Erstlinge des Frühlings auf unsere Märkte kommen, im Winter, der April ist schon wärmer als in Wien der Mai und im Mai, der in Palermo wärmer ist als irgendwo in

Digitized by Google

Deutschland der Juli, haben die Sizilianer oft enorme Hitzegrade auszustehen.

Unsere mitteleuropäische Frühlingsflur mit ihrem anfangs leisen Anflug von Junggrün und ihren zerstreuten lieblichen Blütenerscheinungen hat etwas Schüchternes und mutet wie ein noch halb in den Kinderschuhen steckendes Gretchen an; der südliche Frühling mit seiner Fülle immergrüner Blätter, seiner Blütenpracht, seinen berauschenden Düften und seiner Sonnenglut gleicht der üppigen Römerin. Wie diese ist er auch schon voll entwickelt zu einer Zeit, wo unser Lenz noch im Unfertigen steckt und durch dieses, zum Beispiel durch das noch kahle Geäst der Bäume und den von den Höhen blinkenden Schnee einen herben Zug erhält. Je weiter gegen Norden, desto mehr prägt sich letzterer aus und desto mehr spielen im Frühlingswalten auffällige meteorologische Wandlungen eine Rolle.

Frühlingsstürme, Schneeschmelze, Eisgang der Flüsse, Wechsel von Schneefall und Sonnenschein und förmliche Neuschöpfung der Vegetation, die von der Winterkahlheit zur üppigen Auspolsterung aller Wiesen und Baumkronen mit Grün einen Wandel von im Süden unbekannter Intensität erleidet, — das charakterisirt die Frühlinge nördlich der Alpen. Je weiter gegen Süden dagegen, desto mehr fehlt der auffällige meteorologische Umschwung, während die Frühlingsphänomene der Vegetation nur wie ein schöner Einschlag in eine vom Winter her bestehende Lenzfülle erscheinen. Letztere ist um so reicher, als zur Pracht der Mediterranflora die mitteleuropäische Vegetation der Berghöhen tritt, auf welchen der Südländer — zum Beispiel schon der Bewohner von Abbazzia in den Buchenhainen des 1400 Meter hohen Monte Maggiore — auch unseren heimischen Frühling, verklärt von der Sonne des Südens, genießen kann.

Ungemein reich an Formen, Farben und Düften marschirt der Frühling im Februar von diesen seinen Lieblingsgefilden aus — reduzirt, ja arm erreicht er im Rosenmonat Lappland und die Küste des Eismeeres.

Karfreitag.

(Hiezu das Bild Seite 569.)

Eine alte Sitte der christlichen Kirche, die sich mit Sicherheit bis über das elfte Jahrhundert hinaus verfolgen läßt, war der Aufbau von plastischen Gruppen zur Veranschaulichung derjenigen Vorgänge der heiligen Geschichte, an welche die hauptsächlichsten der kirchlichen Feiern sich anlehnten. Am bekanntesten von denselben sind der Aufbau des heiligen Grabes in den letzten Tagen der Karwoche und die Weihnachtskrippen. Während letztere fast ganz und gar verschwunden sind und nur noch einen Abglanz in dem Tannengrün und dem Lichterschmuck unseres Weihnachtsbaumes zurückgelassen haben, wird der Aufbau des heiligen Grabes noch allenthalben in den katholischen Kirchen vorgenommen. Er steht in einem bestimmten Zusammenhang mit der für die drei letzten Tage der Karwoche und den ersten Tag des Osterfestes vorgeschriebenen Liturgie und ist dadurch auch der Anlaß zu den ältesten geistlichen Spielen geworden, den Osterspielen, die sich vor und nach aus den liturgischen Gesängen der Ostermette entwickelt haben und das Vorbild für die erst nach ihnen aufgekommenen Passionsspiele geworden sind. Vielfach haftet diesem Aufbau, wie sich das auch charakteristisch in unserem Bilde ausspricht, etwas Dramatisch-Anschauliches an. Die liturgische Feier am heiligen Grabe nimmt am Karfreitag ihren Anfang, und es ist dieser Tag auch hauptsächlich dem Besuche der in der Kirche nachgebildeten heiligen Stätte gewidmet. In den größeren Städten katholischer Gegenden ziehen die Andächtigen, einzeln oder zu Gruppen oder ganzen Aufzügen vereinigt, von Kirche zu Kirche zum „Gräberbesuche". Einen eigentümlichen Namen führt diese Betfahrt in Köln am Rhein, die „Römerfahrt", wohl deshalb, weil sie sich ursprünglich auf den Besuch derjenigen Kirchen erstreckte, welche die Umfassung der ehemaligen Römerstadt markiren. In südlichen Ländern, wie in Spanien und Italien, gestaltet sich an manchen Orten die Karfreitagsfeier am heiligen Grabe heute noch zu vollständig dramatischen Scenen, bei denen es auf das lebhafteste zugeht und die größte Ausstattungspracht entfaltet wird. h.

Frühlingserwachen.

(Hiezu das Bild Seite 572.)

Du holdes Kind längst hingeschwund'ner Zeit,
Was läßt in süßen Schauern dich erbeben?
Du siehst die Möwen auf und nieder schweben,
Und unwillkürlich wird das Herz dir weit.

Er kommt, der Lenz! Er hat den Strom befreit,
Er wird den Matten würz'ge Kräuter geben;
Sei unbesorgt: er wird auch deinem Leben
Verleihen ungeahnte Seligkeit.

Vom blauen Himmel wird die Sonne strahlen,
Die Berge werden sich im Wasser malen;
Die weite Welt füllt lichter Maienschein.

Um bunte Blumen gaukeln frohe Falter,
Und dein Gefährte wird nicht mehr das Alter —
Vom Jünglingsarm wirst du umschlungen sein!

Jakob Schiff.

Die Vettern.

Novelle

von

Wilhelm Berger.

I.

„Ob ich Gustav Wernitz kenne?" rief Arthur Blank aus und setzte sein schon erhobenes Weinglas wieder nieder. „Gewiß kenne ich ihn. Er ist sogar ein Vetter von mir — ein wirklicher Vetter. Unsere Mütter waren Schwestern. Die meinige hat in ihrem Stande geheiratet; die seinige wurde ungefähr um dieselbe Zeit, gegen den Willen der Eltern, die Frau des Lehrers Wernitz, eines dunklen Ehrenmannes. Ich erinnere mich seiner noch als eines beständig hüstelnden Männchens. Er ist auch früh gestorben. Gustav war die einzige Frucht dieser Ehe. Zwischen uns Vettern hat nie Zuneigung bestanden. In der Schule erst lernten wir uns kennen. Da war er der Musterschüler, der immer den ersten Klassenplatz behauptete, ich ein Wildfang, dummer Streiche voll, der sich auf den unteren Bänken herumtrieb. Er hat damals manche Tracht Prügel von mir besehen; es ärgerte mich, daß er, dessen Vater nichts in der Stadt bedeutete, sich herausnahm, besser zu sein als ich. Ein stiller Knabe war er, der sich immer davondrückte, wenn ein wildes Spiel vorgeschlagen wurde. Daß solche Duckmäuser wie er heutzutage noch Carrière machen, ist mir ein Wunder. Aber er ist ja Ingenieur geworden — in keinem Examen durchgefallen, trotz seiner Blödigkeit — und jetzt ist er, wie ich höre, mit der Ausarbeitung eines Projekts für die Anlage der städtischen Elektrizitätswerke betraut worden."

Arthur lehnte sich zurück und setzte seine Cigarre wieder in Brand.

Dann fuhr er fort: „Also Wernitz interessirt sich für die jüngste Marbach? — Ich habe früher — vor einigen Jahren — im Marbachschen Hause verkehrt. Damals gab die Witwe Marbach noch Gesellschaften und zählte mit. Seitdem hat sie, bei Anlage ihres Vermögens schlecht beraten, an hochprozentigen auswärtigen Papieren eine Menge Geld verloren. Sie hat sich wesentlich einschränken müssen und ich habe sie und ihre Töchter aus den Augen verloren. Es waren zwei, wenn ich nicht irre. Gute Mädchen, nicht hübsch, nicht häßlich — Gesichter, die einem bald aus dem Gedächtnis kommen. Stimmt's?"

Der andere erwiderte: „Nicht ganz. Es ist vor kurzem noch eine dritte Tochter aufgetaucht. Von dieser ist die Rede. Zu Ihrer Zeit wird sie in Lausanne in Pension gewesen sein. Während sie dort war, trat die bekannte Verschlechterung in den Verhältnissen der Familie ein. Helene Marbach hat sich dann, von der Pension aus, nach England als Bonne engagiren lassen. Erst seit etwa einem Monat ist sie wieder hier. Uebrigens wundere ich mich, daß Sie noch nicht von ihr gehört haben. Sie erregt ja allgemeines Aufsehen, sowohl durch ihre Schönheit, als durch ihre Begabung."

Arthur machte eine ungläubige Miene.

„Was Sie sagen, Geyer! Fabrizirt sie Papierblumen oder bemalt sie Porzellanteller?"

„Das weiß ich nicht. Aber sie spielt vorzüglich Klavier und singt wie eine Nachtigall."

Arthur drohte dem Lobredner lachend mit dem Finger.

„Ist Ihr Urteil auch nicht parteiisch? Gestehen Sie nur, daß Sie meinem Vetter Wernitz Konkurrenz machen!"

„Ich denke nicht daran," versetzte Geyer mit Emphase. „Um sich diesem Mädchen zu nähern, dazu gehört mehr Selbstvertrauen als ich besitze."

„Warum nicht gar? Ist sie so viel mehr Göttin als Weib? Und trotzdem trachtet mein schüchterner Vetter nach ihrer olympischen Hand? — dann ist er wohl die Motte, die ins Licht fliegt."

Geyer zuckte die Achseln.

„Ich halte die Bewerbung Ihres Herrn Vetters keineswegs für hoffnungslos. Frau Marbach wird verständig genug sein, die Huldigungen, die ihrer Tochter zu teil werden, nicht höher zu schätzen als sie wert sind. Sie weiß so gut wie wir beide, daß heutzutage die größte Schönheit, wenn sie pfennniglos ist, nur geringe Chance auf dem Heiratsmarkt hat. Wenn deshalb Herr Wernitz, der doch wohl jedenfalls eine Zukunft vor sich hat, ernst macht — warum sollte Frau Marbach nicht ihrer Tochter die Ueberzeugung beibringen, daß sie wohl daran thäte, den Sperling in der Hand festzuhalten?"

„Meinetwegen!" rief Arthur gähnend aus. „Mögen sie sich heiraten und glücklich werden! Was geht's mich an?"

So gleichgiltig, wie er sich stellte, war er indessen keineswegs. Das alte Gefühl des Aergers über jeden Erfolg des Lehrerssohnes regte sich in ihm und vergällte ihm den goldigen Rüdesheimer, der in seinem Glase funkelte. Wie? seinem täppischen Vetter sollte es gelingen, ein Mädchen zu gewinnen, dessen Vorzüge selbst sein trockener Freund Geyer fast mit Begeisterung pries?

Verdrießlich warf er die Cigarre weg und sah nach der Uhr.

Die beiden jungen Leute, Arthur Blank, der Prokurist der Kreditbank, und Fritz Geyer, ein wohlsituirter Großkaufmann, hatten sich im Theater getroffen und dann in einem feinen Restaurant mit einander zu Abend gespeist. Sie gehörten derselben Gesellschaftsschicht an — der Aristokratie des Geldes, die in der Stadt den Ton angab. Nur war Arthur im Besitz ererbten Reichtums, während Geyer, aus kleinen Verhältnissen stammend, durch eigene, glückliche Unternehmungen zu Wohlstand gelangt war. Deshalb glaubte Arthur sich berechtigt, im Verkehre mit seinem Freunde die führende Rolle zu spielen, um so mehr, als er sich bewußt war, ihm in Gewandtheit des Benehmens und Behendigkeit des Geistes überlegen zu sein. Und Fritz Geyer, mit anerzogenem Respekt vor altem Besitz, fand dies ganz in der Ordnung.

„Sie gehen doch mit nach Hause, Geyer?" sagte Arthur, indem er sich erhob.

„Gewiß," war des Fügsamen Antwort.

Dienstbeflissen eilte der Kellner mit Arthurs Pelzrock herbei. Während er ihn anlegte, betrachtete Arthur in dem nächsten der hohen Spiegel seine schlanke, wohlgebaute Gestalt und widmete schließlich seinem feinen, hübschen Gesicht einen beifälligen Blick. Darüber kehrte ihm die gute Laune zurück. Er vergegenwärtigte sich die Armesünderfigur und die groben Züge seines Vetters Wernitz und lächelte befriedigt. Da war er doch ein ganz anderer Kerl!

Indessen nahm er sich doch vor, so bald als möglich die Bekanntschaft Helene Marbachs zu machen.

II.

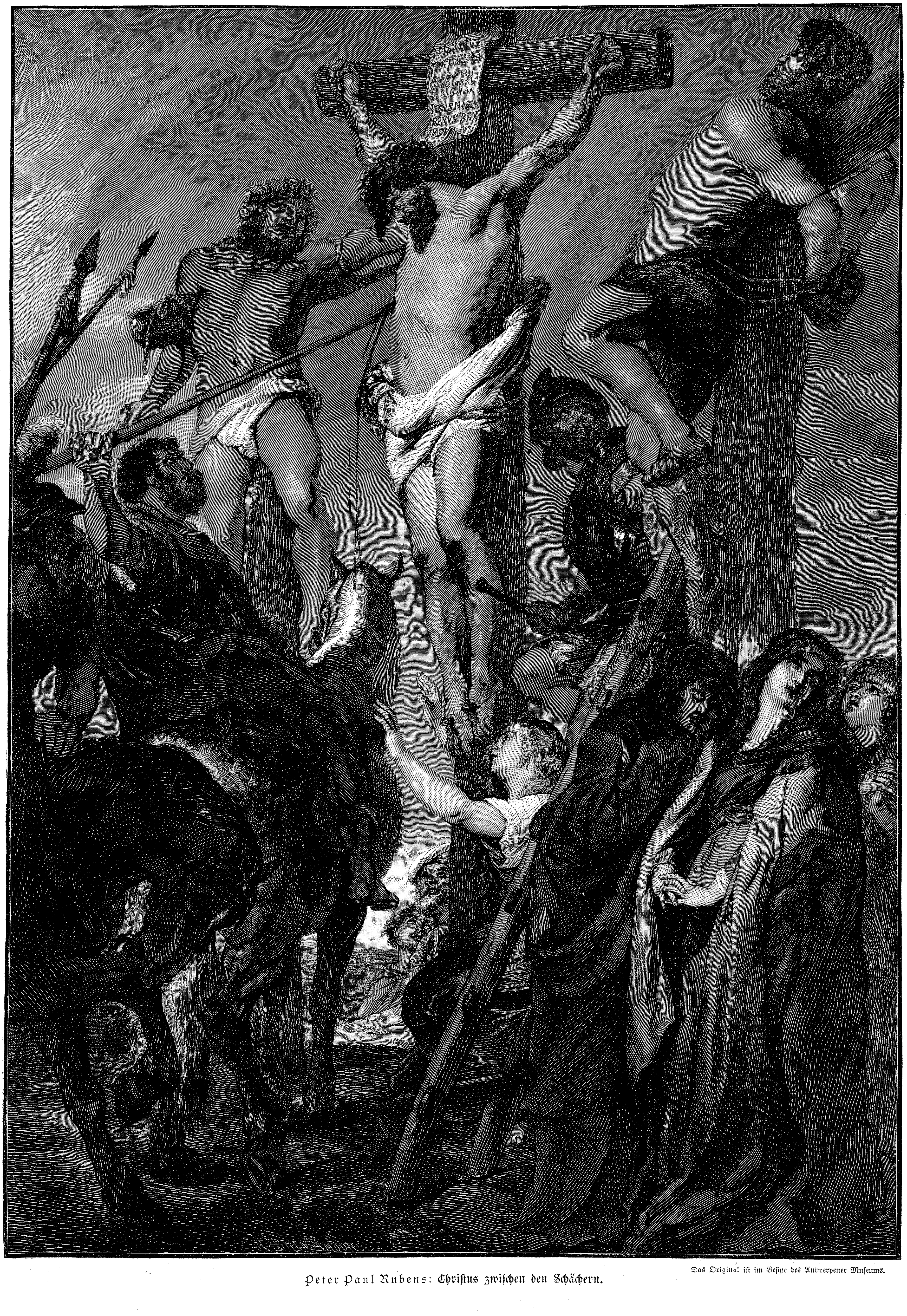
Nachdem Frau Marbach den größten Teil ihres Vermögens verloren hatte und in eine bescheidene Wohnung gezogen war, fand sie bald in der Person des Ingenieurs Wernitz einen willkommenen Mieter für eine überflüssige Stube mit Kammer im oberen Stockwerk.

Es dauerte einige Zeit, bis der neue Hausgenosse mit seiner Wirtin und ihren Töchtern Käthe und Elise näher bekannt wurde. Nicht von ihm ging die Annäherung aus: Gustav Wernitz hätte Jahr und Tag aus- und eingehen können, ohne über einen Gruß bei einer zufälligen Begegnung im Hausflur oder auf der Treppe hinaus zu kommen. Es waren die Mädchen gewesen, die ihm das untere Stockwerk erschlossen.

Eines Tages befand sich Käthe in großer Verlegenheit. Sie fertigte Stickereien für Ladengeschäfte an, um die Mittel zur Bestreitung ihrer Toilette selbständig zu gewinnen, und konnte bei einer bestellten Arbeit mit dem Entwurf der Arabeske schlechterdings nicht zurechtkommen. Da wandte sie sich in ihrer Not an Wernitz und bat ihn um seine Hilfe. Und auf dem Fleck machte sich Gustav daran, die schwierigen Ecken ihr auf den Stoff zu zeichnen. Etwas später war es Elise, die seiner bei einer ähnlichen Veranlassung bedurfte. Auch sie verdiente. Sie malte: auf Porzellan, auf Thon, auf Glas, wie gerade die Aufträge einliefen. Nun galt es, eine Inschrift mit dem vorhandenen Muster zu vereinigen. Auch diesmal half Gustav bereitwilligst.

Dann begann Frau Marbach, die bei diesen Gelegenheiten Vertrauen zu ihm gefaßt hatte, ihn

Digitized by Google



Peter Paul Rubens: Christus zwischen den Schächern.

Das Original ist im Besitze des Antwerpener Museums.

Digitized by Google

A. Egger-Lienz: Am Karfreitag.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

zuweilen abends zum Thee einzuladen. Es war dann sehr behaglich in dem Marbachschen Wohnzimmer. Wenn von der Mitte des runden Tisches aus die hohe Lampe unter dem spitzenbesetzten, rosafarbenen Schleier ihr helles Licht ausstrahlte und das Gespräch leicht und munter dahinrann, dann war es dem Ingenieur, der seit Jahren allein in der Welt stand, als ob er wiederum eine Heimat hätte. Immer häufiger, bald auch ungeladen, stellte er sich ein, und schließlich war er in der That wie zu Hause bei Marbachs und eingeweiht in alle dort gehegten Sorgen und Hoffnungen, wie er denn wiederum auch der seinigen kein Hehl hatte.

Die in England weilende Helene war der Liebling und der Stolz der Ihrigen. Bilder von ihr hingen an allen Wänden und fanden sich außerdem noch auf verschiedenen Ständern. Das älteste zeigte sie auf dem Schoße ihrer Mutter als drei Monate altes Baby, das nächste im ersten kurzen Kleidchen — und so weiter durch alle Stadien ihrer Mädchenjahre hindurch, bis zur neuesten Photographie, die in England angefertigt war. So häufig betrachtete Gustav diese Bilder, daß ihm endlich das Original wie eine alte Bekannte vorkam. Auch kannte er sie besser, als sie sich träumen ließ. Denn es lief kein Brief von ihr ein, dessen Inhalt ihm nicht mitgeteilt worden wäre. Und nach einiger Zeit gingen sogar Grüße zwischen ihr und dem Hausfreunde ihrer Familie hin und her.

Dann kam plötzlich von Helene die Nachricht, daß sie die ihr zugemuteten Domestikendienste nicht länger zu leisten vermöge. Sie hatte gekündigt.

Bis dahin hatte keiner ihrer Briefe ein Wort der Klage enthalten. Nun auf einmal erfolgte das tapfer zurückgehaltene Bekenntnis, daß sie der unwürdigsten Behandlung ausgesetzt gewesen sei. Das heftigste Heimweh war bei ihr ausgebrochen.

Für Mutter und Schwestern verstand es sich von selbst, daß das arme Kind keinen Augenblick länger als nötig in der schrecklichen Fremde bleiben dürfe. Damals, im ersten Schrecken über den erlittenen Vermögensverlust, hatte Frau Marbach zugegeben, daß Helene jene Stelle in England annahm. Schien es ihr doch, als ob es notwendig sei, daß alle drei Töchter sich selbständig durchschlügen. Nachdem sie sich indessen ihrer veränderten Lage gemäß eingerichtet hatte, fand sie, daß sie denn doch von Armut noch weit entfernt sei. Und es lag jetzt kein Grund vor, Helene nicht zurückkommen zu lassen. Wo drei keinen Mangel litten, würden auch vier nicht zu darben brauchen. Es wurde also an Helene geschrieben, sie möge nach Hause reisen, sobald ihre Dienstzeit um sei.

Es war ein festlicher Tag für die Ihrigen, der Tag von Helenens Ankunft. Auch Wernitz gab seinen freudigen Anteil an dem Ereignis zu erkennen; er sandte einen kostbaren Blumenstrauß zur Bewillkommnung.

Als er sich abends anschickte, hinabzugehen, um die Heimgekehrte persönlich zu begrüßen, wurde ihm doch etwas bänglich zu Mut. Er war sich bewußt, daß seine äußere Erscheinung ihn bei jungen Damen nicht empfahl und kannte seine Befangenheit bei ersten Begegnungen. Dazu kam noch, daß er sich unter Helene Marbach eine Art von höherem Wesen vorstellte.

Weil er zagen Herzens war, glückte es ihm auch nicht, seine sorgsam vorbereitete Anrede glatt über die Lippen zu bringen. Er stockte, verwickelte sich und vergaß die besten Wendungen.

Helene indessen schien nichts von alledem zu bemerken; sie kam ihm, von dem sie so viel Gutes gehört hatte, mit herzgewinnender Freundlichkeit entgegen. Und als er, der an diesem Abend nicht geniren wollte, nach kurzem Besuch sich wieder empfohlen hatte und zu seinem Zimmer emporstieg, rief er dreimal aus: „Welch ein liebes Mädchen!"

III.

Gustavs Erwartung, daß er von jetzt an Helene jedesmal antreffen würde, wenn er abends die Familie besuchte, erfüllte sich nicht. Gegen den Rat ihrer Mutter suchte Helene ihre Schulfreundinnen auf. Frau Marbach machte geltend, daß sie denselben gesellschaftlich nicht mehr gleichstehe und deshalb an eine Wiederaufnahme des früheren freundschaftlichen Verkehrs nicht zu denken sei. Wozu unter diesen Umständen noch Besuche? meinte sie. Helene gab ihr recht. Sie denke auch nicht an Verkehr; nur halte sie es für schicklich, sich sehen zu lassen. Weiter wolle sie nichts; mit einem Gegenbesuch werde es allzu Ende sein.

Aber es kam anders. Die reichen Freundinnen ließen Helene nicht in die Verborgenheit zurückschlüpfen. Zu den Gegenbesuchen brachten sie Einladungen mit, und quälten so lange, bis Helene sich erbitten ließ, sie anzunehmen.

„Einmal und nicht wieder," erklärte sie ihrer Mutter.

Doch die Kreise, in die Helene sich hatte locken lassen, gaben sie nicht frei. Man pries ihre Talente, indem man sie ausnützte, und hielt die Geschmeichelte fest an der Kette überschwenglichen Lobes. Ihr Gesang, ihr Klavierspiel, ihre Begleitung — welche Errungenschaft! Ihre hübsche Erscheinung, ihr reizendes Wesen — welcher Gewinn! Sie war die Unentbehrliche, ohne sie konnte gar keine Musik mehr gemacht werden . . . So neu war diese Sprache für Helene! Aus der Schule war sie in die Pension gekommen, aus der Pension in die Dienstbarkeit. Wenn ihr dabei ein wenig schwindelig wurde, war es ihr zu verdenken?

Mit Kopfschütteln sah Frau Marbach, wie Helene sich in einen Strudel von Vergnügungen verstricken ließ. Da sie indessen ihre Lieblingstochter glücklich darin sah, machte sie nur schwache Einwendungen. Und schließlich beruhigte sie sich mit dem Gedanken, daß Jugend sich austoben müsse und es dem Kinde wohl zu gönnen sei, wenn es etwas im Sonnenschein umherflattere.

Käthe und Elise schwiegen, weil sie fühlten, daß es ihnen als Neid ausgelegt werden könnte, wenn sie das Treiben der Schwester mißbilligten.

Wer aber mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge hielt, das war Gustav Wernitz. Helene war nicht wenig erstaunt, als er eines Abends, als sie wieder einmal mit ihm zusammentraf, plötzlich die Frage an sie richtete, ob sie sich wohl schon gesagt habe, daß die bevorzugte Stellung, in die sie sich habe heben lassen, unstatthaft sei, und daß sie durch ihren Verkehr in Kreisen, von denen ihre Familie ausgeschlossen wäre, an dieser ein Unrecht begehe.

Sie war einsichtig genug, sich von diesen Vorwürfen des freimütigen Freundes getroffen zu fühlen. Ausweichend entgegnete sie: „Soll es denn keine privilegirte Naturen geben dürfen?"

Wernitz schüttelte den Kopf. „Ich würde es sehr bedauern, wenn Sie sich für eine solche hielten. Ausnahmemenschen scheitern fast immer; nur wer sich in das Bestehende einfügt, darf ein dauerhaftes Glück erwarten."

Darauf wußte Helene nichts zu antworten. Sie half sich, indem sie Gustav die Hand reichte: „Sie meinen es gut mit mir."

Warm erwiderte er: „Das weiß Gott!"

Er kam nicht wieder auf dies Thema zurück, obgleich, zu seinem stillen Kummer, Helene keine Aenderung in ihrer Lebensweise eintreten ließ.

Als die Karnevalszeit sich näherte, erließ Konsul Guttentag, einer der bedeutendsten Großkaufleute der Stadt, Einladungen zu einem Kostümfest. Vorschrift war, daß die Gäste als Personen aus Schillerschen Stücken zu erscheinen hatten.

Auch Helene empfing einen der bunt illustrirten Einladungsbriefe. Annehmen oder ablehnen — das war die große Frage, die zwei Tage lang im Familienkreise lebhaft erörtert wurde. Es war Frau Marbach, die hartnäckig darauf bestand, daß Helene danken müsse, da sie die Kosten des Kostüms nicht auf ihr Budget übernehmen könne.

Da steckten die Schwestern heimlich die Köpfe zusammen. Jede hatte ein Sümmchen von ihrem verdienten Gelde zurückgelegt.

„Wir wollen helfen," erklärten sie.

Helene kämpfte.

„Was würde Herr Wernitz sagen, wenn er erführe, daß ich eure Ersparnisse durchbringe?" fragte sie bedenklich.

Noch schwankte sie, als eine Freundin sie besuchte, die im Hause des Konsuls Guttentag viel verkehrte. Da hörte sie dann, das Fest würde feenhaft schön werden — etwas so Großartiges sei noch nicht dagewesen, seit die Stadt stehe. Und so weiter.

Damit war die Versuchung für Helene zu groß geworden. Mit glänzenden Augen wiederholte sie den Schwestern, was ihr berichtet worden war. Und dann wartete sie darauf, überredet zu werden. Nicht vergebens; Käthe und Elise drängten so stürmisch, wie sie nur wünschen konnte. Endlich fiel sie den guten Mädchen um den Hals: „Ihr seid gar zu lieb! Mich so zu verwöhnen! Aber ich kann es euch nicht abschlagen. Und ich will mich ganz billig einrichten."

Die Würfel waren gefallen.

Nun wurde auch Gustav eingeweiht. Helene ließ die anderen erzählen und beobachtete ihn. Er verzog keine Miene; nur sein Blick ruhte eine Weile auf ihr. In seinen Augen las sie, daß er sehr unzufrieden mit ihr war.

„Auf Sie habe ich sehr gerechnet, lieber Herr Wernitz," sagte sie schmeichelnd. „Entscheiden Sie, welches Kostüm ich wählen soll."

Dies lehnte Gustav ab; er übernahm indessen, eine Sammlung von Abbildungen der in Frage kommenden Kostüme herbeizuschaffen. In der That schleppte er schon am nächsten Abende eine Anzahl von großen Mappen zu Marbachs. Um die Lampe scharten sie sich alle und ließen die Blätter von Hand zu Hand wandern. Je länger indessen die Besichtigung dauerte, desto ratloser wurde Helene. Schließlich sprang sie auf und lief zum Piano.

„Macht's unter euch aus," rief sie zurück. „Ich will euch etwas Lustiges dazu vorspielen — Wiener Blut, Walzer von Strauß. Ach Gott! Wie oft hab' ich den in England herunterorgeln müssen! Und kein Fuß regte sich dabei. Es war mir manchmal, als sei ich in einem Wachsfigurenkabinet — unter Larven die einzig fühlende Brust."

Sie spielte und dachte dabei an das bevorstehende Fest. Sollte doch nach Tisch getanzt werden.

IV.

Plötzlich brach sie ab und drehte sich um zu den leise Beratenden.

„Herr Wernitz, ist nicht Arthur Blank ein Vetter von Ihnen?"

Stirnrunzelnd blickte Gustav auf. „Wie kommen Sie auf den?"

„Ganz einfach. Ich habe heute die Liste der Eingeladenen gesehen. Darunter war auch Herr Blank."

Käthe fiel ein: „Herr Blank ist einer von den jungen Leuten, die in unseren guten Tagen häufig bei uns zu Gaste waren. Wenn er mir jetzt auf der Straße begegnet, kennt er mich nicht."

„Mich auch nicht," sagte Elise.

„Abscheulich!" rief Helene entrüstet. „Denkt euch: er soll mein Tischnachbar sein. Da will ich mir doch einen andern ausbitten."

„Das wirst Du bleiben lassen, Kind," erklärte Frau Marbach mit Entschiedenheit.

„Gut. Aber ich werde Eis gegen Herrn Blank sein. Er soll doch merken, was ich von ihm halte."

„Du wirst thun, was die gute Lebensart von Dir fordert."

„Ich weiß, wie ich's mache," erwiderte Helene übermütig. „Er soll in mir ein Gänschen kennen lernen. Da wird er der Unterhaltung mit mir bald müde werden."

Und sich wieder zum Piano wendend, begann sie jene Novellette von Schumann, die so trotzig anhebt, als ob sie sagen wollte: Ich setze meinen Willen durch und dabei bleibt es.

Nach den ersten acht Takten brach sie jedoch wieder ab.

„Verkehren Sie nicht mit Ihrem Vetter, Herr Wernitz?"

„Nein," war die lakonische Antwort.

„Haben Sie sich mit ihm entzweit?"

„Das gerade nicht. Wir sind zu verschieden in Charakter und Lebensstellung, und deshalb aus einander gekommen."

„Ich verstehe."

Gustav entschloß sich, mitteilsamer zu sein. „Auch habe ich von alters her eine Antipathie gegen ihn," fuhr er fort. „Schon aus meinen Schuljahren. Er verspottete mich, wo er nur konnte, meiner niedrigen Herkunft wegen. Das kränkte mich tief. Und später wurde mir Arthurs bequeme Carrière

Digitized by Google

eine Quelle des bittersten Neides. Ich bin kein fleckenloser Tugendspiegel, Fräulein Helene. Durchaus nicht. So gut wie tausend andere in ähnlicher Lage habe ich mit des Schicksals parteiischer Laune in wildem Grimme gehadert. Arthur Blank, in goldener Wiege geboren, galt mir, dem Sohn des Volksschullehrers, als der typische Vertreter jener Bevorzugten, die da ernten, ohne zu säen. Nie hat er sich anzustrengen brauchen. Auf der Schule ließ er sich bilden, die Hände im Schoße. Wenn es irgendwo fehlte, füllte Privatunterricht die Lücke. Immer mühten sich andere um ihn, daß er weiter kam, daß er aufrückte. Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag — dagegen ich! Wie habe ich mich quälen müssen! Mir hat niemand helfend zur Seite gestanden, niemals. Dieser Gegensatz hat mir einstmals viel zu schaffen gemacht. Jetzt bin ich darüber zur Ruhe gekommen, aber eine gereizte Stimmung gegen Arthur Blank ist doch in mir zurückgeblieben. Er ist eigentlich der einzige Mensch, mit dem ich mich niemals würde vertragen können."

„Merkwürdig!" sagte Helene nachdenklich. Dann blickte sie im Kreise umher: „Und was hat der hohe Rat über mein Kostüm beschlossen?"

Etwas zögernd erwiderte Frau Marbach: „Herr Wernitz meinte — wir dachten, Maria Stuart sei am passendsten."

Gustav reichte Helene die Zeichnung.

„Ach, das ist schön!" rief sie. Und sie begann zu deklamiren: „Eilende Wolken, Segler der Lüfte..."

Nach einigen Zeilen unterbrach sie sich: „Geht es nicht ohne die Halskrause? Ich fürchte, daß ich mich darin den ganzen Abend unbehaglich fühlen werde."

„Aber sie ist so kleidsam," redete ihr Gustav zu. „Sie werden aus der weißen Muschel herporgucken wie eine Meernixe."

Helene drohte ihm lachend mit dem Finger.

„Ei, ei, Herr Wernitz! Sie können auch Komplimente machen? — das ist mir etwas ganz Neues."

Gustav errötete leicht.

„Gefalle ich Ihnen so besser?" fragte er.

„Aufrichtig gestanden: nein. Tadeln Sie mich lieber; es klingt natürlicher. Und es ist auch besser für mich. Nur folge ich leider nicht immer der Stimme der Vernunft. Ach, Herr Wernitz, ich glaube, Sie haben keine Ahnung davon, wie ungeheuer schwer das ist!"

Und flugs lief sie wieder zum Piano und spielte ein wirbelndes Capriccio.

V.

Mit einem allegorischen Spiel, das die Erfolge des Konsuls Guttentag durch Arbeit und Glück darstellte, begann der festliche Abend.

Helene klatschte mit, als der Vorhang sich zum letztenmale schloß, obgleich sie die Verherrlichung des Festgebers nicht eben geschmackvoll fand. Aber die Darsteller hatten Beifall verdient, namentlich Dora Guttentag, die einzige Tochter des Konsuls, ein zierliches, bewegliches Persönchen, mit einem Kopf voll kurzer brauner Locken. Als Genius des Glücks hatte sie nicht nur allerliebst ausgesehen, sondern auch ihre Verse, trotz ihrer hohen Stimme, vorzüglich gesprochen.

Noch hatte Helene nichts von Arthur Blank gesehen. Da, als eine Trompetenfanfare die Gäste einlud, sich in den Speisesaal zu begeben, drängte sich ein schmucker Pappenheimer durch die Reihen, beharrlich auf sie zusteuernd. Die Menge schob sie langsam weiter, ihm entgegen. Noch war er einige Schritte von ihr entfernt, als er hinter verschobenen Stühlen feststak. Munter rief er ihr zu: „Beruhigen Sie mich, schöne Königin von Schottland! Heißen Sie etwa als gewöhnliche Sterbliche Helene Marbach? Sie sind die dritte Maria Stuart, an die ich diese Frage richte — hoffentlich die richtige. Länger gegen den Strom schwimmen kann ich nicht."

Während er sprach, war Helene neben ihm angekommen.

„Ich bin die Gesuchte," erwiderte sie kurz.

„Endlich!" atmete er auf. „Ich soll die Ehre haben, Sie zur Tafel zu führen. Mein Name ist Blank, nehmen Sie meinen Arm, sonst werden wir wieder aus einander gerissen."

Helene gehorchte stumm.

„Haben Sie schon von der Ueberraschung gehört, die uns jetzt bevorsteht?" plauderte Arthur weiter. „Denken Sie: Guttentag hat eigens für dieses Fest in seinem Garten einen Saal bauen lassen. Darin werden wir zuerst speisen und hernach tanzen. Er ist so geschickt mit dem Hause verbunden, daß der Uebergang gar nicht zu merken ist."

So war es in der That. Helene wandelte weiter mit geschlossenen Lippen durch flaggenbehangene Korridore, vorüber an Gruppen von lebenden Pflanzen, immer auf demselben Niveau, bis sich auf einmal ein hoher, weiter, phantastisch ausgeschmückter Raum vor ihr aufthat. Von dem verhüllten Deckengebälk herab hingen acht Kronleuchter, deren Gasflammen Tageshelle verbreiteten.

„Es sollte eigentlich elektrisches Licht sein," berichtete Arthur. „Idee der Konsulin — natürlich. Aber Guttentag widersetzte sich. So weit war er gefügig gewesen, aber vor den Kosten dieser Anlage scheute er zurück. Es kommt allemal ein Punkt, wo das Kamel sich nichts mehr aufpacken läßt. Auch der Reichste verschwendet nur bis zu einer gewissen Grenze; wenn diese erreicht ist, wird er zum Knauser. Ich fürchte, dieser mangelnde Effekt verdirbt der Konsulin das ganze Fest."

Helene mußte über diese medisanten Bemerkungen lächeln; aber sie konnte sich noch immer nicht entschließen, die Lippen zu öffnen.

„Ich habe mir während des Festspiels die Mühe genommen, unsere Plätze zu suchen," fuhr Arthur fort. „Nichts läßt ungeschickter, als an gedeckten Tafeln blindlings entlang zu tappen, eine Dame am Arm, zugleich mit hundert anderen. Sehen Sie nur, wie komisch die Herren die Hälse recken, um ihres Namens auf der Tischkarte habhaft zu werden. Glauben Sie mir: nichts bezahlt sich in allen Lagen des Lebens besser, als ein bißchen Vorbedacht. Dort drüben unter dem chinesischen Schirm befinden sich unsere Gedecke. Es ist die junge Ecke; uns gegenüber sitzt Geyer mit Fräulein Dora Guttentag. Darben werden wir nicht; ich habe den Lohndiener ermittelt, der uns bedienen wird, und ihn mit einem Trinkgelde versehen. Lachen Sie nicht über meine Vorsicht. Ich mache es jedesmal so, seit mir einmal Reste präsentirt worden sind, konsequent von der Bouillon bis zum Eis. Diese dienstbaren Geister in altmodischen Frackröcken, so menschenähnlich sie aussehen, sind mitunter tückische Kobolde. Wehe dem hungrigen Gaste, der sich nicht gut mit ihnen stellt. — Doch hier sind wir an Ort und Stelle."

Unmöglich konnte Helene länger in ihrer frostigen Haltung verharren. Es wäre kindisch gewesen. Zudem: wenn sie des Abends froh werden wollte, mußte sie sich in Gleichklang mit ihrer Umgebung setzen.

„Ich danke Ihnen dafür, Herr Blank, daß Sie so vortrefflich für sich gesorgt haben," sagte sie mit leichtem Spott.

Rasch erwiderte Arthur: „Nicht nur für mich. Auch meiner Tischdame habe ich dabei gedacht. O, Fräulein Marbach, ich bin sehr erfreut gewesen, als ich Ihren Namen neben dem meinigen fand. Habe ich doch früher im Hause Ihrer Frau Mutter manche angenehme Stunde verlebt! Es ist ein ganz abscheuliches Schicksal, das Ihre von mir hochverehrte Frau Mutter gezwungen hat, die alten Verbindungen abzubrechen. Selbstverständlich mußte ihr Entschluß respektirt werden. Und so ist es gekommen, daß ich leider Ihre Familie gänzlich aus den Augen verloren habe. Meines Wissens bin ich nicht einmal auf der Straße einer der Damen begegnet. Erzählen Sie mir doch: wie geht es Frau Marbach und den beiden Fräulein Schwestern?"

Es machte Helene glücklich, zu entdecken, daß sie Arthur unrecht gethan habe. Wie schändlich war er von den Ihrigen verleumdet worden. — Jetzt kam sie in die fröhliche Stimmung, die Konsul Guttentag bei seinen jugendlichen Gästen erwarten durfte.

Gegenüber ließen sich Fritz Geyer und Dora Guttentag nieder. Sofort wandte sie sich an Arthur und Helene: „Thut mir den einzigen Gefallen und macht mir keine Komplimente über mein theatralisches Debüt. Ich habe jetzt gerade genug davon. Nur noch eine einzige Sorge quält mich, nämlich die, daß Papa in seiner Bewillkommnungsrede stecken bleibt. Der arme Papa! Er hätte sich so gerne darum weggedrückt. Aber er durfte nicht, heute nicht; Mama war unerbittlich. Als die ersten Gäste kamen, war er noch in seinem Schlafzimmer. Der Diener fand ihn erst halb angekleidet. Mit dem Konzept seiner Rede in der Hand lief er umher und memorirte. Hernach beobachtete ich ihn während des Stückes aus den Coulissen. Ich bin überzeugt, er hat gar nicht zugehört, nicht einmal mir, als ich meine schönen Verse sprach."

Hier setzte das Orchester mit einem rauschenden Marsch ein. Das Souper begann; aus der Tiefe des Saales schwärmten in drei Zügen die Lohndiener hervor, Schüsseln mit Austern tragend.

Konsul Guttentag ließ sie vorübergehen. Noch durfte er sich den Freuden der Tafel nicht hingeben. Am Kopfende der Mitteltafel saß er und bemühte sich, heitere Ruhe zu zeigen. Aber in seinem Kopfe brodelte es, wie in dem Kessel eines Vulkans. Eine glühende Menge hochtrabender Redebrocken quirlte durch einander. Und während sie auftauchten und wieder verschwanden, überschütteten ihn seine Nachbarinnen mit Lobsprüchen auf die großartigen Veranstaltungen, die er zur Unterhaltung seiner Gäste getroffen habe, und er mußte dazu geschmeichelt lächeln und gleichzeitig bescheiden abwehren.

Plötzlich bemerkte er, daß der erste Gang vorüber sei. Da schoß er in die Höhe, wie von einer Tarantel gestochen.

„Hochgeehrte Damen und Herren!"

Seine Stimme klang ihm fremd. Dekorationen und Gäste verschwammen vor ihm in ein Chaos von farbigen Flecken. Er empfand sein Gehirn als einen leeren Raum.

Eine ängstliche Pause entstand. Die Mitglieder der Familie Guttentag bekamen Herzklopfen und senkten die Blicke auf ihre Teller. Nur die Lohndiener schlichen gefühllos umher und schenkten Champagner in die Gläser.

Da improvisirte Guttentag in höchster Not: „Ich heiße Sie alle herzlich willkommen und wünsche einen vergnügten Abend."

Der Kapellmeister auf der Galerie senkte den Taktstock zu einem dreimaligen Tusch.

„Ihr Herr Vater hat ausgezeichnet gelernt, Fräulein Guttentag," sagte Arthur, als er mit ihr anstieß.

„Spötter!" entgegnete sie. „Papa hat Besseres gethan: er hat Geistesgegenwart bewiesen. Ich bin sehr mit ihm zufrieden."

Während das Orchester ein Potpourri von Volksliedern spielte, erzählte Arthur seiner Nachbarin leise einiges von ihrem Wirte.

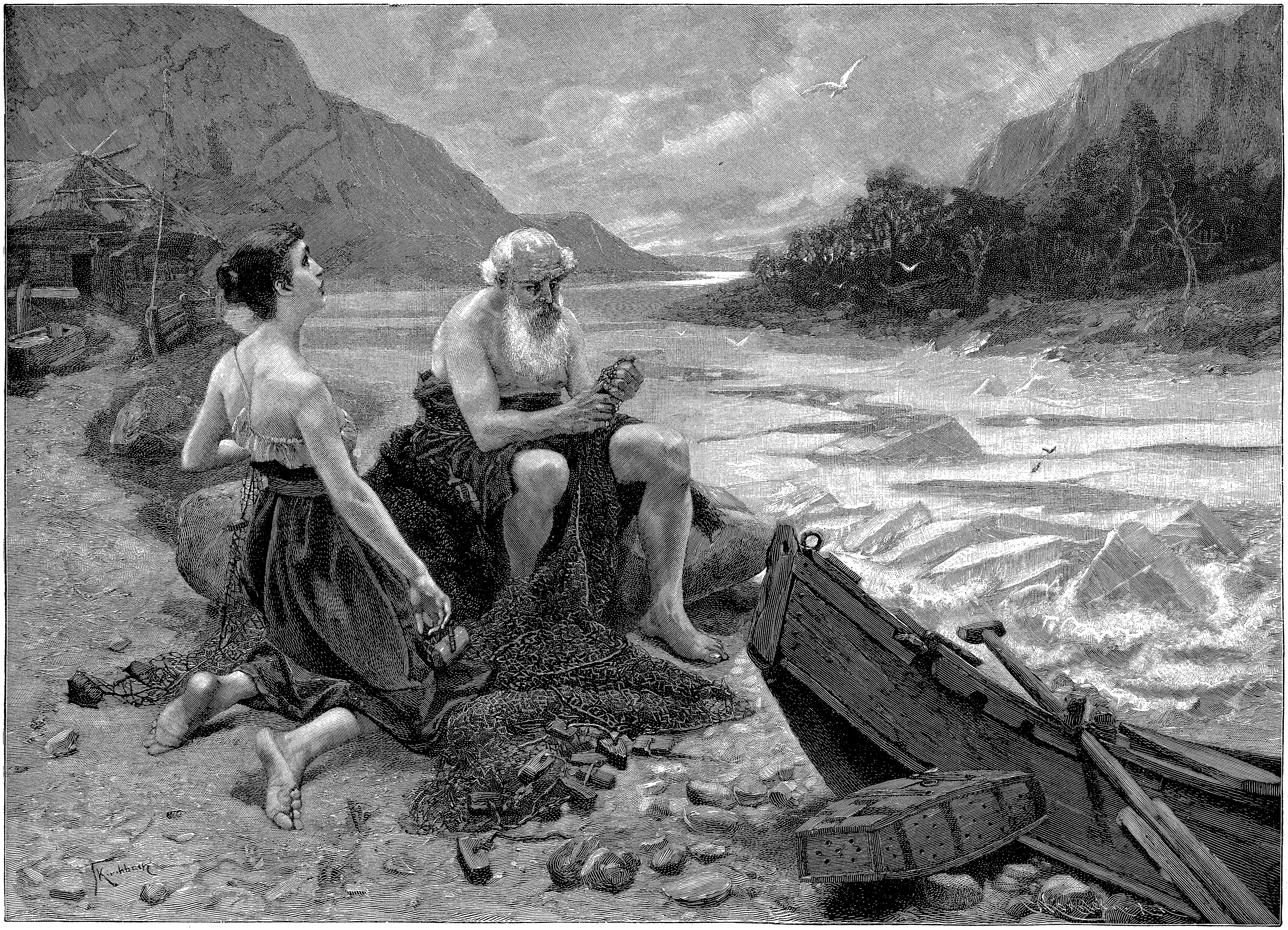
„Reich aus China zurückgekommen, schon in reiferen Jahren, konnte er lange die Frau nicht finden, die er suchte. Ihm, dem schlichten Manne, schienen die Mädchen seines Standes alle zu anspruchsvoll erzogen. Er wollte sich ein ruhiges Heim gründen, kein Hotel für andere etabliren. Seine Frau sollte für ihn da sein; hatte sie keinen Anhang, um so besser. Wie Sie bemerken, hatte Guttentag sehr verständige Grundsätze. Endlich glaubte er, eine passende Lebensgefährtin entdeckt zu haben. Sie war von auswärts, Gesellschafterin einer kränklichen alten Dame. Mali Specht konnte als Muster von Einfachheit gelten, war von heiterem Temperament, sah nicht übel aus und war über die erste Jugend hinaus. Alles paßte vortrefflich. Aber Guttentag bedachte nicht die außerordentliche Anpassungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts für bessere Verhältnisse. Als Mali Specht Frau Konsulin geworden war, begriff sie sehr rasch, was man für Geld alles haben kann. Aufwand zu machen erschien ihr als eine heilige Pflicht der Wohlhabenden. Und da sie ihre Pantoffeln in die Ehe mitgenommen hatte, bekehrte sie auch ihren Mann zu dieser Anschauung. Freilich nicht ganz; etwas Opposition findet sie immer noch. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen."

Helene konnte die Frage nicht unterdrücken: „Sind Sie immer so mokant, Herr Blank?"

„Meinen Sie, ich hätte mich in diesen Koller gesteckt, um heute abend das Leben ernsthaft zu nehmen?" gab er zurück. „Wollen Sie denn durchaus eine melancholische Maria Stuart sein? Sie wissen wohl noch nicht, wie gut Ihnen das Lachen steht?"

Er hatte richtig beobachtet: Helene war frei von jeder Koketterie. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



F. Kirchbach: Frühlingserwachen.

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Digitized by Google

Die Auerhahnbalz.

Von

G. Lever.

O wonn'ger Gesang! Kein Horchender höhne
Die zarten und starken, die mächtigen Töne,
Die da im Waldesgrün
Perlen der Sehnsucht sprühn!
O Natur,
Deine Spur
Ringsum im weiten All
Ist es in Ton und Schall.

Es. Tegnér,
übersetzt von G. von Leinburg.

Holder Frühling! Der sprachgewandteste Dichter bleibt doch nur ein lallendes Kind, wenn er dich, deinen Kampf gegen die erstarrende Kälte und Finsternis des Winters, deinen Triumph über den fliehenden Gegner, deinen Einzug mit Sonnenwärme und Sonnenglanz, die zauberhafte Entfaltung der Vegetation und drangvolle Erweckung von Leben und Liebe in der Tierseele durch deine Hand zu besingen unternimmt. Wort und Bild vermögen nur den Ton widerklingen zu lassen, welchen die Saiten sinnlicher Erfahrung und bewußten Empfindens im Menschen bereits aufgespeichert haben müssen. Kaum sollte man glauben, daß die Eindrücke der aus dem Winterschlaf erwachenden Natur auf das Menschenherz einer Steigerung fähig seien. Und doch ist dem so. Denn der Jäger, falls er überhaupt die aufgeschlagenen Blätter der Natur zu lesen versteht, befindet sich vor anderen Menschenkindern in der bevorzugten Lage, die Tage des Lenzes doppelt und dreifach genießen zu dürfen. Die Schnepfe, der Birkhahn und der Auerhahn rufen ihn täglich hinaus in den Bergwald, und ganz besonders in der Morgen- und Abenddämmerung, wo die herrlichsten Beleuchtungseffekte in ewig neuem Wechselspiel ihn entzücken und wo sich ihm häufig der Vorhang lüftet, mit welchem die Natur ihr Walten gegen den Blick der profanen Menge zu bedecken liebt.

Die hohe Poesie der Auerhahnbalz vollkommen zu schildern, ist sonach die Feder des Schriftstellers so unzureichend als der Stift und die Farbe des Künstlers. Wenn wir also doch mittelst Wort und Bild dieses von der Romantik verklärte Weidwerk den Lesern vorführen, so bescheiden wir uns, damit denen, die es kennen, eine Auffrischung selbsterlebter Eindrücke, den Uneingeweihten aber eine Ahnung der zu erwartenden Freuden, den Forschern endlich manche thatsächliche Wissensausbeute zu bringen, welche unsere Waldgänge auch realistisch belohnte.

Wenn der alte Jagdklassiker von Flemming noch trocken sagt: „Der Auerhahn gehört unter die Hohe Jagd und wird einem Hirsch gleich gerechnet," so erwärmen sich Schriftsteller aus späterer Zeit, als die Menschheit wieder natürlich sehen, empfinden und urteilen gelernt, schon bedeutend mehr im Preisen der Hahnenjagd. „Welchen Weidmann gäbe es," ruft zum Beispiel Brehm aus, „der zur Zeit, wo dieser stolze Vogel des Waldes in früher Morgenstunde seinen Liebesgesang durch den Wald ruft, auch nur eine Stunde des Tages verleben könnte, ohne an ihn zu denken? Nicht der balzende Auerhahn nur ist aufgeregt in der Zeit

Photographie-Verlag von Jos. Albert in München.

Carl Zimmermann: **Auerhahnbalz.**

seiner Liebe, auch der Jäger teilt ähnliche Gefühle." Dichter feierten gleichfalls diese Jagd; so schon Hans Sachs, dann von Wildungen, Graf Waldersee, Laube, Fr. von Kobell, Ed. Paulus, ja sogar die beiden Bischöfe Pyrker und Es. Tegnér. Goethe, der ja auch mit Herzog Karl August eifrig jagte, benützte die bekannten Magenkiesel des Auerhahns zu einem seiner treffenden Vergleiche. Auf Hege dieses edlen Federwildes wurde und wird von vielen hohen Jagdherren mit Ernst und Erfolg gehalten, ja, britische Energie und Opferbereitschaft hat Schottland, wo — wie in England und Irland — um das Jahr 1760 das letzte einheimische Stück vertilgt war, durch Anzucht aus importirtem norwegischem Auerwild wiederum reichlich besiedelt. Leider kennt die englische Jägerei auch bezüglich des Auergeflügels nur den brutalen Massenmord und entbehrt des Verständnisses für den keuschen Zauber unseres vaterländischen Jagdbetriebes gänzlich.

Indessen steckt dieser edelste Kern der Weidmannslust in mehrfacher harter Schale verwahrt, daß sein Genuß immerhin einigermaßen als Privilegium und Glücksfall anzusehen sein möchte. Non cuivis homini contingit adire Corinthum. Gibt es doch in Mitteleuropa überhaupt weit weniger Auerhähne als Jagdlustige! Dann gehört Rüstigkeit dazu, dem durch die Bodenkultur in die Gebirgswaldungen zurückgedrängten Vogel, oft auf halsbrecherischem, vereistem oder schneeverwehtem Terrain, zu folgen, Unwetter, Hitze, Kälte, Schlaflosigkeit zu ertragen, auf Comfort des Tisches und des Lagers zu verzichten; Auge und Ohr des Hahnenjägers müssen im stande sein, das Dunkel der Morgen- und Abenddämmerung zu durchdringen und den verhältnismäßig sehr unauffälligen Balzlaut korrekt zu vernehmen, Lebhaftigkeit darf nicht in Nervosität ausarten, welche längeres, mauerfestes Stillstehen und besonnenes Handeln ausschließt, und endlich wird Kenntnis der Naturgeschichte des Wildes und der zulässigen Jagdmethoden erfordert. Hat aber der Weidmann auch alle diese Grundbedingungen erfüllt, so nützen dieselben doch nichts, wenn noch eines fehlt: etwas Glück! Seiten könnte ich füllen mit Berichten über reine Zufälligkeiten, welche mir gar häufig eine bereits sichern Erfolg versprechende Hahnenjagd vereitelten. So schließen, um nur ein Jahr herauszugreifen, zweiundzwanzig Fehljagden in einer Balzsaison, wobei ich öfter mehrere Tage hinter einander nicht aus den Kleidern kam, eine hübsche Summe von Entbehrungen und Strapazen, aber auch von unvergeßlichen Erfahrungen ein. Dein Hahn, lieber Leser, war zum Beispiel am Vorabend auf das beste verhört, aber ein in der Nacht hereingebrochener Regensturm, ein verspäteter Holzhauer, ein verirrter Wanderer, ein revierender Edelmarder oder Uhu hat ihn zu einem Ueberstellen veranlaßt, und du findest ihn am andern Morgen nicht, oder Windesbrausen, Tropfen der Bäume oder lebhafte Vogelkonzerte überdecken seinen Balzruf, oder balzunlustig machte er überhaupt Pausen, oder wachsame Hennen entführten ihn dir, oder, zu Boden balzend, entlief er dir, oder Glatteis, ein unsichtbares Baumstümpfchen, ein Stockrodeloch brachten dich zu Falle, flüchtig werdendes Reh-, Rot- oder Schwarzwild machten ihn verstummen oder abreiten, oder er überstellte sich in ausgelassener Balzlust fortwährend unnahbar, oder er blieb, in einem dichten Wipfel stehend, trotz aller deiner Bemühungen unsichtbar, oder Mondlicht, Tageshelle oder Schneeplatten ließen ihn dich eräugen und so weiter. Zu diesen unverschuldeten „Pechfällen" kommen ungerufen noch mehr oder minder verschuldete Mißgeschicke,

Digitized by Google

als da heißen: Vertreten, Verhusten, Verhängen, Versagen, Fehlschüsse, Zuholzeschießen und so weiter. „Noch zwischen dem schußmäßigen Sehen und dem Schießen eines Hahns,“ bemerkt sehr richtig ein vielerfahrener schlesischer Hahnenjäger, „liegt eine Kluft, die nur mit großer Vorsicht überwunden werden kann.“ Wer daher die Auerhahnjagd als leicht und interesselos darstellt, dem darf man entgegnen, daß er sicher nur recht wenige Hähne und diese unter den günstigsten Umständen und mit den künstlichsten Beihilfen erlegt habe. Die zahlreichen Chancen für und wider des Weidwerkes Gelingen erhöhen naturgemäß dessen Reiz, und „wenn der Schuß glückt, wenn es fallend herunterrauscht durch das Gezweig und schwer auf den Boden plumpt, und man ihn hat, den acht, sogar zwölf Pfund wiegenden Vogel, und der erste Sonnenstrahl läßt ihn beschauen als einen vollwichtigen alten ‚Pechhahn‘, dann ist es wohl lustig und steckt man gerne die schönen schwarzen Schaufelfedern auf den Hut“ (von Kobell). Ja wohl, denn:

„Dem haben Diana und Venus gelacht,
Der den Auerhahn schoß in der Frühlingsnacht.“ *)

Eine dritte Gottheit verschönerte ein fröhliches Jägerfrühstück, das ich zwei guten Kameraden in meinem Waldhause bot, Bacchus, der uns die Römer mit funkelndem und duftendem „Maingold“ gefüllt, als wir drei, jeder seinen erlegten Hahn neben sich, anstießen auf das Fortblühen von Jägerfreude und Jägerfreundschaft und versprachen, auch im Pech die Ohren steif zu halten.

Die verhältnismäßige Seltenheit und das verborgene Leben des Auerwildes haben die Erforschung seiner Naturgeschichte so ungemein erschwert und verzögert, daß erst seit etwa fünfzehn Jahren Zuverlässiges darüber bekannt geworden ist. Darunter befinden sich manche sehr überraschende Thatsachen. So die Erklärung der faktischen Taubheit beim jedesmaligen Schleifen, welche eben den Jäger „anspringen“ läßt, durch einen zeitweisen mechanischen Verschluß des Gehörganges mittelst einer erektilen Schwellfalte und eines Unterkieferfortsatzes, während die nur relative Blindheit sich auf ein fast regelmäßiges Aufwärtsrichten des Kopfes beim Schleifen, zuweilen mit Schließen der Augen reduzirt; eine richtigere Auffassung der Balzstellungen und des Balzmechanismus; das Vorhandensein einer jahraus jahrein normalen besonderen Blinddarmlosung (des sagenhaften „Falzpeches“); die Mauserung des Hornschnabels und der Nägel, Entdeckung eines merkwürdigen Farbstoffes in den „Rosen“ über den Augen; die Deutung der „Balzstifte“ als rudimentäre Zehenfedern; Aufklärungen über Bastardirungen (Rackelhuhn) und über Umfärbungen (hahnenfederige Hennen); Beobachtungen von gelegentlichen Baumbruten der Auerhennen; über Brutlosungen derselben und dergleichen mehr. Diese Forschungsresultate warfen sogar manchen Lichtstrahl in Gebiete der Anatomie, der organischen Chemie und besonders der Ornithologie überhaupt.

Ich gehe hier auf die naturgeschichtlichen Einzelheiten so wenig ein als auf eine ausführliche Schilderung der oftmals beschriebenen Balzjagd, sondern will mit einigen interessanten Episoden von derselben schließen.

Mehrere Hähne habe ich bei der Abendbalz geschossen; aber stets hing das Gelingen an einem Haare. Nur wenn der Hahn so nahe, so zeitig und so lange balzt, daß einige Schußhelle gutes An- und Abkommen vermittelt, ist solches möglich. Unvergeßlich bleibt mir der düstere Regenabend, an dem ich einen spät eingefallenen und mit lästigen Pausen balzenden Hahn an der äußersten Reviergrenze ansprang, schließlich nur ruckweise, gerade mit dem allerletzten, schläfrig lallenden Spiel in Schußnähe gelangte und nun die Augen zermarterte, aus den vielen schwarzen Astklumpen die lebende, aber bereits im Schlafe bewegungslose Kontur des Vogels zu unterscheiden; zagend drückte ich endlich und wirklich stürzte er steintot von der Kiefer. Stock, Laterne, Rucksack mußte ich im Walde lassen, da sie in der Finsternis nicht mehr zu finden waren, und nun in stockdunkler Nacht bei strömendem Regen quer über ein steiniges Thal, belastet durch den schweren Hahn und durch das Gewehr, mit ramponirter Nase und zerrissener Joppe eine Stunde zur nächsten Ortschaft tappen, wo der Wagen meiner wartete. Und doch, wie schön war dieser Abend in meinem Innern; trug ich doch eine schwer errungene, glänzende Beute!

Ein wundervolles Bild bot ein anderer Hahn, der des Abends spät, als ich schon hoffnungslos von meinem Verhörstande abzugehen beabsichtigte, plötzlich nur zwanzig Schritte hinter mir im Gipfel eines freistehenden niedrigen Förchleins derartig eingefallen war, daß ihn der Vollmond ringsum wie mit einem Heiligenschein umgab. An solchen Stellen übernachtet der Auerhahn niemals. Deshalb flehte ich alle Jagdheiligen um einige Balzspiele an, und ich ward erhört. Gleich beim ersten Schleifen nahm ich das Gewehr auf, spannte es, während ich mich zwischen zwei mich deckenden Bäumen umdrehte, und machte beim Fortbalzen noch einige Schritte seitwärts, um den Hahn von der Breitseite zu bekommen, da er für den (sonst ja sehr guten) Schuß von hinten zu niedrig stand. Nun ging ich mit dem Gewehr von oben in den Hahn, und als das Korn vor dem Monde verschwunden war, schoß ich. Der Hahn stürzte senkrecht herab und schien verendet. Aber als ich ihn ergreifen wollte, begann er zu laufen, jedoch mit so mäßiger Schnelligkeit, daß ich Distanz zu halten vermochte. In dem hohen Heidekraut und im Schatten der Bäume erblickte ich trotz des Mondlichtes vom Hahne nichts als den hellleuchtenden Schnabel. Im Laufen gab ich den zweiten Schuß auf ihn ab, worauf er sich, in rechtem Winkel abbiegend, in einen Wachholderbusch steckte. Hier sah ich, obwohl hart neben ihm stehend, abermals nur den Schnabel und überlegte, das Gewehr ladend, was zu thun sei. Ich war allein in einem mir noch ganz wenig bekannten riesigen Wald, wagte daher nicht, durch Greifen nach ihm ihn vielleicht abermals zu einem für mich unliebsamen Wettlauf aufzufordern, über Nacht mochte ich ihn nicht dem Raubzeuge preisgeben, auch den regelrechten Fangschuß in den Kopf verbot meine Absicht, ihn zu präpariren, und so schoß ich endlich tiefer, wo ich die Brust vermutete, den Braten der Wissenschaft opfernd. Nun hatte ich ihn leblos auf den Rücken hingestreckt, zwar mit wegrasirtem Vorderrücken, doch mit unversehrtem Schädel und Braten. Es wäre mir dies Abenteuer sicher erspart geblieben, hätte ich nicht beim ersten Schusse meine gewohnte Zündhütchennachtmücke vom Flintenkorn bereits abgezogen gehabt; dadurch wäre letzteres höher geworden, ich also gleich tiefer und mit unmittelbar tödlicher Wirkung in den Hahn gekommen.

Und wieder ein anderesmal spielte der erste Sonnenstrahl eines herrlichen Maimorgens auf dem metallisch glänzenden Brustschild eines Auerhahns, den ich als Gast in fremdem Reviere mit Hindernissen geschossen. Der Hahn balzte abermals im Vollmondscheine schon um drei Uhr früh auf günstigem Platz und mit ungemeinem Eifer, so daß ich bald bei ihm war. Aber wo ist er nur? Ich umspringe alle Bäume, mir schier die Augen nach ihm ausdrehend, während der ganz nahe Hahn Schlag auf Schlag weitermusizirt. Nun schrie ich bei einem Schleifen meinem entfernt stehengebliebenen, sehr jagdgerechten Begleiter zu: „Seh' ihn nicht!“ und vernahm beim folgenden Schleifen zu meiner Ueberraschung aus nächster Nähe die Antwort: „Schon da!“ Der Jagdbesitzer war nämlich, als es eben durchaus nicht knallte, korrekt herangesprungen, in der richtigen Voraussetzung, ich könne den Sänger nicht erblicken. Nun sprangen wir beide, jeder für sich, vorwärts, rückwärts, kreisförmig, unendlich lange, stets nach dem vom Vogel vorgeschriebenen Takt, ein wahres Mondscheinballet! Endlich rief mein Begleiter: „Daher, zurück!“ Und hinzugesprungen, sah ich nun den unermüdlichen Balzhahn durch eine kleine Lücke im Geäst und säumte nicht, ihm mein „Bravo!“ in Gestalt eines wohlgelungenen Schusses zuzusenden, denn als ich ihn aufhob, war er schon verendet. Er hatte auf den mittleren Aesten einer Kiefer gebalzt, welche von einem förmlichen Kranze jüngerer Kiefern umgeben war, so daß nur ein reiner Zufall ihn entdecken ließ.

Kaum dürfte sich ein glücklicher Doppelschuß wiederholen, wie er einem fürstlichen Hahnenjäger gelang; eher noch möchte die Gelegenheit dazu wiederkehren, als die Kaltblütigkeit und Umsicht, mit welcher sie benützt wurde, sich bei einem Weidmanne wiederfinden. Dieser eifrige Hahnenjäger sprang und schlich abwechselnd zwei ganz nahe bei einander balzende Auerhähne an, ohne — trotz vortrefflichen Gehörs und vieler Uebung — die einzelnen Hauptschläge auseinanderhalten zu können, bei jedem gehörten Schleifen vorsichtig übertretend. Mochten sie nun zufällig gleichzeitig wetzen oder machte den nicht eben schleifenden Hahn die Eifersucht achtlos, kurz, der Prinz kam so trefflich an, daß er erst den einen auf etwa zwanzig Schritte von einer Lärche, dann, rasch das Gewehr in die Höhe rückend, den andern, senkrecht über ihm stehenden, von einem Buchenaste herabzuschießen vermochte.

Seeleute und Jäger mögen gerne das Garn lang ausspinnen; beschränken wir uns, ehe der Herr Redakteur als scherenbewaffnete Parze dazwischentritt! Schließend wünsche ich allen Lesern, sofern sie ebenfalls Hahnenjäger sind oder werden wollen, möglichst oft den triumphkündenden Stechpalmenbruch auf den Hut und nicht mehr Weidmannspech, als zur Würze des „Weidmannsheil“ eben naturnotwendig erforderlich wird.

*) Bei den Alten war der Frühlingsmonat April, die Liebes- und die Abschußzeit unseres Vogels, der Venus geweiht.

Lebensreise.

Von

Hermann Domsch.

Wenn du mit frohen Freunden und Genossen
Lang reisen mußtest durch ein ödes Land,
So ist dir doch zu schnell die Zeit verflossen
Und lieblich schien dir selbst der Heidesand.

Sei dir's ein Beispiel für die Lebensreise!
Denn ödes Land, — wie oft steht dir's bevor!
Und nimm vor allem auf im Freundeskreise:
Freundin Genügsamkeit und Freund Humor!

Kaffee und Thee.

Eine kulinarisch-kulturhistorische Plauderei

von

Paul von Weilen.

Wie in der politischen Entwicklung, so ist auch in dem ganzen Volksleben unserer Zeit das Prinzip der nationalen Eigenart mehr und mehr maßgebend geworden. Wir merzen aus unserer Umgangs- und Geschäftssprache die Fremdwörter so weit als möglich aus. Wir machen deutsche Küchenzettel und Kaiser Wilhelm II. hat sogar den französischen Weinen einen sehr berechtigten Krieg erklärt, um den edlen Gewächsen unserer Rheinlande zu ihrem Recht zu verhelfen. Trotz dieses nationalen Reinigungsprozesses behaupten zwei fremdländische Produkte nicht nur ihren Platz, sondern finden fast immer noch eine steigende Bedeutung in unserm häuslichen und gesellschaftlichen Leben, mit dem sie sich in jedem Stande und in jedem Alter auf das innigste verknüpfen.

Das ist der Kaffee und der Thee, welche von den Feldern Arabiens und Chinas, aus dem tiefen Afrika und dem tiefen Asien bei uns vor noch gar nicht langer Zeit eingeführt wurden und jetzt unserm Leben so geläufig geworden sind, daß die Kinder eigentlich erst ihren fremden Ursprung besonders lernen müssen.

Beide Getränke sind als Genußmittel so sehr Bedürfnis geworden, daß sogar vielfach die Tageszeiten und die geselligen Vereinigungen darnach benannt werden. Man spricht von der Theestunde, von Kaffeekränzchen, ja von Kaffees und Thees schlechtweg, und man hat sogar den eigentlich unmöglichen Namen eines Thé dansant, wo das Wort Thee schon als Bezeichnung einer ganzen Gesellschaft genommen wird, denn einen tanzenden Thee kann es doch schlechterdings nicht geben.

Es ist merkwürdig, wie schnell beide exotische Getränke ihren Eroberungszug gemacht haben, denn die eigentliche Verbreitung derselben durch alle Volksklassen ist kaum hundert Jahre alt. Der Grund dafür liegt wohl in dem Bedürfnis nach Anregungsmitteln, welches tief in der menschlichen Natur begründet ist und leider bei allen Völkern und in allen Kulturstaaten zu der gefährlichen und oft auch verderblichen Erfindung von berauschenden Getränken geführt hat.

Dies Bedürfnis ist, wie uns scheint, kein eigentlicher Fehler der menschlichen Natur, wie man es oft hat darstellen wollen, sondern eine Folge der geistigen Arbeit und Thätigkeit, welche dem Menschen eigentümlich ist und eine Erschlaffung der Nervensubstanz zur Folge hat. Das Tier erschöpft bei seiner Lebensthätigkeit und Arbeit nur die Muskelkraft und ersetzt dieselbe nur durch die seiner Gattung von der Natur zugewiesenen Nahrungsstoffe. Der Mensch arbeitet, auch auf der niedrigen Kulturstufe des Völkerlebens, immer neben der körperlichen Anstrengung zugleich auch mit dem Geist, er kombinirt, er erfindet, er läßt seine Einbildungskraft spielen und verbraucht dadurch neben der Ermüdung der Kraft der Muskeln zugleich die feinere und zartere Nervensubstanz, welche aus der einfachen Nahrung nicht wieder die nötige Erfrischung und Anregung gewinnen kann. Der Mensch sucht daher nach Mitteln, um einerseits die Ueberreizung zu betäuben und andererseits die Erschlaffung zu beseitigen.

Bei der Entdeckung neuer Länder hat man immer gefunden, daß selbst auf der tiefsten Stufe der Entwicklung die Völker immer schon ein berauschendes oder mindestens nervenanregendes Getränk erfunden hatten, und manche dieser Getränke sind denn auch von den Europäern angenommen worden, wie der Arak und der aus demselben bereitete Punsch der Indier.

Die Araber zeichnen sich durch große Mäßigkeit überhaupt aus. Die mohammedanische Religion verbietet ihnen auf das strengste den Wein und alle berauschenden Getränke — so haben sie sich denn aus dem Extrakt der Früchte des Kaffeebaumes ein Getränk bereitet, das nicht nur Nahrungsstoff bietet, sondern vorzugsweise den Geist beruhigt und zugleich wieder zu poetischer Anspannung anregt, sowie zu tiefem und ernstem Nachdenken kräftigt. Der Araber nennt den Kaffee „Flüssiges Brot — die Nahrung des Körpers und der Seele“, und legt auf seine Bereitung so hohen Wert, daß dem Gastfreund zu allernächst ein Becher Kaffee gereicht wird und daß der Kaffeetschi, der Kaffeekoch, wie wir sagen würden, stets der vornehmste Diener des Hauses ist, dem dann im Range der Tschibutschi folgt, dem die Sorge für den Tschibuk, die lange orientalische Pfeife, obliegt.

Der Thee, das Reizmittel der Chinesen, welche ebenfalls, wenigstens in den besseren Ständen, sich der eigentlich berauschenden Getränke enthalten, ist wie der Kaffee ein geistiges Arcanum, nur daß er umgekehrt nicht die Geisteskraft vertieft und stärkt, sondern sie lebendig zu momentaner, flüchtiger Aufwallung anregt. Sein Gebrauch wird in seinem Vaterlande noch dadurch vermehrt und verbreitet, daß dort alles Trinkwasser sumpfig und schlecht ist und daher eines duftigen und desinfizirenden Zusatzes bedarf.

Bekannt sind die beiden Getränke schon seit längerer Zeit in Europa, aber eigentlich erst in das Volk gedrungen

Digitized by Google

seit dem Anfange dieses Jahrhunderts. Der Kaffee ist nachweislich erst im 15. Jahrhundert über die Grenzen seiner eigentlichen Heimat, des Berglandes Kaafa im südlichen Abessynien, wo er in starken Waldungen wächst, hinausgekommen und hatte selbst im Morgenlande große Kämpfe zu bestehen, ehe er sich allmälich einbürgerte. Unter Soliman II. 1540 wurde der Kaffeegebrauch nach mehrfachen Verboten der Kalifen und Statthalter erst in Konstantinopel üblich und verbreitete sich dann von da aus mit außerordentlicher Schnelligkeit über den ganzen Orient. Nach Europa brachten ihn zuerst die Venetianer und machten ihn in Süditalien bekannt, aber erst im Jahre 1671 wurde er an den Hof Ludwig XIV. durch einen Gesandten Mohammeds IV. gebracht, und bald darauf entstand das erste Kaffeehaus in Paris. Etwas später kam der Kaffee nach England und Deutschland. Im Jahre 1683 wurde das erste Kaffeehaus in Wien eröffnet; bald darauf folgte Hamburg und merkwürdigerweise das damals noch so unbedeutende Stuttgart.

Das erste Kaffeehaus in Berlin datirt von 1721. Aber diese Kaffeehäuser waren wegen der hohen, noch durch Abgaben aller Art erhöhten Preise nur den Reichen zugänglich, dem eigentlichen Volke blieb das neue Getränk noch ziemlich fremd.

Auch in den vornehmeren Kreisen fand es ziemlich langsam Eingang. In Berlin trank man in den höheren Bürgerständen und selbst unter dem Adel die gewohnte Biersuppe zum Morgenfrühstück. Friedrich der Große machte den Kaffeehandel zum Monopol, nur der Adel, die Beamten und die Geistlichkeit erhielten zu hohem Preise sogenannte Brennscheine und durften sich dann den Kaffee im eigenen Hause brennen. Infolge dessen blieb das levantinische Getränk, das übrigens der König selbst sehr liebte, immer noch ausschließlicher Luxusartikel, bis dann endlich mit dem Anfange dieses Jahrhunderts der Kaffee immer allgemeiner, freilich auch immer schlechter wurde, nachdem man den Kaffeebaum in Java angepflanzt und außerdem noch alle möglichen Surrogate für die Kaffeebohne erfunden hatte.

Der Thee aus den getrockneten Blättern des chinesischen Strauchs ist in China seit unvordenklichen Zeiten in Gebrauch und später auch in Japan kultivirt worden. Man hat ihn wohl zuerst benützt, um das faulige schlechte Wasser durch Auffieden mit den aromatischen Blättern wohlschmeckender und gesunder zu machen, aber die anheiternde, schlafverscheuchende Wirkung des Saftes dieser Blätter machte ihn als anregendes und die Nerven erfrischendes Genußmittel immer beliebter. Der Thee hat nicht die narkotisch beruhigende und doch wieder den Geist kräftigende, zu anstrengender Arbeit schärfende Kraft des Kaffees; er wirkt im Gegenteil leicht anregend, ermunternd zu leichtem Gespräch und ist seiner Natur nach geselliger als der Kaffee, welcher zu einsamem Nachdenken und poetischen Träumen stimmt oder zu jenen, in Sentenzen und hochpoetischen Bildern und Gleichnissen sich fortbewegenden Gesprächen der orientalischen Muselmänner. Die Sage geht, daß einst ein Priester des Buddha das Gelübde gethan habe, den Schlaf zu überwinden, als er aber dennoch eingeschlafen, habe er zur Buße sich die Augenlider abgeschnitten und sie auf die Erde geworfen. Die Augenlider des heiligen Mannes hätten Wurzel geschlagen und aus ihnen sei die Theestaude erwachsen, welcher die Kraft innewohnte, den Schlaf zu verscheuchen.

Der Thee kam nach Europa um dieselbe Zeit wie der Kaffee und blieb, wie jener, lange dem Volke unnahbar und unbekannt. Nach Rußland kam der erste Thee zunächst durch asiatische Gesandte als ein Geschenk für den Zaren. Nach England brachte, nach einer nicht ganz beglaubigten Tradition, Sir Walter Raleigh den ersten Thee an den Hof der Königin Elisabeth. Man verstand nicht, mit demselben umzugehen und kochte ihn als Spinat, fand ihn abscheulich und wollte nichts weiter davon hören. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts brachte dann Lord Arlington den Thee abermals aus Ostindien an den englischen Hof. Diesmal wurde er richtig benützt und man fand Geschmack daran. Er wurde auch in dem englischen Kaffeehause zu sehr hohen Preisen verkauft. Am Hofe wurde nur für die höchsten Herrschaften in silbernen Kesseln wirklicher Thee bereitet; die ganze übrige Gesellschaft erhielt einen Aufguß von Heusamen. Eigentlich populär geworden ist der Thee nur in England, Holland und Rußland; in Deutschland bürgerte er sich erst nach dem Kaffee ein und hat auch so weite Verbreitung wie dieser noch immer nicht gefunden.

Auch für den Thee hat man zahlreiche Surrogate erfunden, welche zum Teil weit gefährlicher sind als die für den Kaffee angewendeten — die Eichorienpflanze, die gedörrten Getreidekörner, die Eichel, die Feige und was man sonst noch nehmen mag, um ein braunes, Kaffee genanntes Getränk herzustellen. Diese alle schaden kaum der Gesundheit. Als Surrogat für den Thee nimmt man aber zunächst die alten, schon ausgezogenen Blätter, welche nur noch schädliche Gerbestoffe enthalten und außerdem auf Kupferplatten wieder angeröstet und grün gefärbt werden. Dann werden verschiedene Weidenblätter vermischt mit Lindenblüten und Erdbeerblättern gebraucht, um den Thee zu ersetzen — jedenfalls weniger widerlich und gesundheitsschädlich als die aufgerösteten alten Blätter.

Das ist die kurze Geschichte unserer beiden tief in das nationale Leben eingedrungenen Getränke.

Sehen wir nun ein wenig zu, wie sie sich so gar mannigfaltig dem menschlichen Leben anpassen.

Der Kaffee in seiner ursprünglichen Gestalt ist der treue Begleiter des orientalischen Philosophen und Dichters, dem er den ruhigen Gleichmut und die tiefe Kraft des Geistes gibt, um unberührt von der unruhig hastenden Welt sich in das Reich der Schönheit aufzuschwingen oder die tiefsten Probleme des Wissens zu lösen. Bei dem Kaffee sitzen Freunde bei einander, in ernstem, gleichnisreichem Gespräch die Fragen des öffentlichen und des Privatlebens erörternd oder ihren Scharfsinn an den langsam fortschreitenden Kombinationen des vornehmen Schachspiels übend.

Der orientalische Kaffee wird leicht zwischen zwei Steinen zerklopft und dann in irdenen Gefäßen ausgekocht. Der dickflüssige Brei wird in kleine, unseren Eierbechern ähnliche Gefäße gegossen, und wenn sich dann der Grund gesetzt hat, so schlürft man vorsichtig die wenige, klare Flüssigkeit ab, welche genügt, um die wohlthätige Wirkung zu erzeugen.

In ähnlicher Weise sollte man den Kaffee immer bereiten, wenn man wirklich, wie die Orientalen sagen, flüssiges Brot und Erquickung des Geistes haben will. So geschah es auch in alter Zeit — man ließ den Kaffee in den braunen sogenannten Bunzlauer Kannen hoch aufkochen und dann sich setzen ganz nach dem Vorbilde der orientalischen Bereitung, welche ohne Zweifel die richtige ist, da das Arom des Kaffees in der festen Substanz der Bohne sehr tief sitzt und erst durch starkes Kochen herausgebracht werden kann, ganz umgekehrt wie beim Thee, wo die aromatisch ätherischen Oele in den äußersten Fasern des Gewebes sitzen und sich sofort unter der Berührung siedenden Wassers lösen, während beim wirklichen Kochen die bitteren und schädlichen Gerbestoffe ausgesogen werden.

Friedrich Wilhelm IV. verlangte stets, daß der Kaffee in der alten Bunzlauer Kanne servirt werde, die sich wundersam genug zwischen den übrigen kostbaren Geschirren von Silber und Porzellan ausnahm, aber jedenfalls den Vorzug hatte, daß sich aus ihr die zierlichen Tassen von Meißner und Sèvres Porzellan mit dem wirklichen flüssigen Brot des Orients füllten. Alle modernen sogenannten Filtrirmaschinen können niemals das eigentliche und vollständige Arom des Kaffees herstellen und sollten eigentlich nur da angewendet werden, wo man weniger auf die Qualität als auf die Quantität Wert legt und nicht „Café“ mit dem accent aigu, sondern Kaffe mit einem kurzen e am Ende verlangt. Der Kaffee, welcher die Erinnerungen seiner arabischen Heimat in sich trägt, findet sich bei uns in der Morgentasse des Gelehrten oder des vielbeschäftigten Diplomaten, der sich beim Beginn des Tages die orientalische Ruhe der Forschung oder die resignirte Ergebenheit in das unabwendbare Kismet verschaffen will und in den kleinen Tassen, die man nach dem Diner reicht. Eine wirklich gute Tasse Kaffee bei dem Morgenfrühstück ist eine wahre Wohlthat, sie weckt das während des Schlafes zurückgedrängte thätige Geistesleben und bannt dasselbe auch wieder in die Grenzen ruhig abgemessener, in sich selbst geschlossener Kraft, wie jede ernste Arbeit dies verlangt; die Tasse Kaffee nach dem Diner aber ist ein großer Genuß, sie gibt dem durch lebhafte Unterhaltung und das Feuer der Weine aufgeregten Geist die behagliche und beschauliche Ruhe wieder und fügt die hin und her schweifenden Gedanken wieder zu systematischer Ordnung. Man wird es immer bemerken können, daß bei längeren Diners, vorausgesetzt, daß die Küche und die Weine gut sind, gegen das Ende bei dem Dessert die Unterhaltung ziemlich allgemein und regellos wird, man spricht durch einander, man versteht sich oft nicht, man nimmt sich wohl auch dieses oder jenes Wort übel und der Witz beschränkt sich nicht immer streng auf den Gebrauch des wirklich attischen Salzes. Mit dem Duft des Kaffees, dem sich bei den Rauchern das narkotische Aroma der Cigarre harmonisch verbindet, zieht sich die überreizte Konversation aus der Allgemeinheit wieder in einzelne Gruppen zurück, die Sprache wird sententiös kurz und gedrungen und der Witz sprüht seine langsam und ruhig aufblitzenden Funken herüber und hinüber. Dazu aber ist es nötig, daß der Kaffee nach einem guten Diner immer an der Tafel selbst in der Atmosphäre des Diners servirt werde. Soll man sich dazu erst erheben, um, in einem andern Salon stehend, unbequem und flüchtig seinen Kaffee hinunterzustürzen, während schon ein Diener mit der Platte bereit steht, um die leeren Tassen wieder fortzutragen, dann findet die behagliche kontemplative Stimmung keinen Raum — die Unterhaltung wird gezwungen, peinlich, steif, und jeder sucht so schnell als möglich zu fliehen, um die Freiheit zu erlangen und sich nach seiner Fasson bewegen zu können. Freilich ist sowohl für die Wohlthat eines Morgenkaffees wie für den Genuß der kleinen Tasse nach dem Diner ein wirklicher Café mit dem accent aigu nötig, denn sonst gehen alle die guten Eigenschaften des levantinischen Getränkes verloren und man thäte besser, warmes Wasser zu trinken. Oft wird wohl die Frage angeregt: soll man zu dem Kaffee Zucker oder Sahne nehmen, wie es bei uns so vielfach Gebrauch ist. Die Orientalen, denen man eigentlich wohl zunächst folgen sollte, trinken den Kaffee ohne jeden Zusatz und behaupten, daß jede Zumischung das edle Getränk verderbe.

Talleyrand, der sich, wie auf alle Fragen des Geschmacks, so auch ganz besonders auf das flüssige Brot Arabiens verstand, stellte den Grundsatz auf: „Der Kaffee soll sein: schwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle und süß wie die Liebe.“

Er nahm also jedenfalls vielen Zucker, dagegen niemals Sahne zu seinem Kaffee.

Wir möchten nicht unbedingt ein Prinzip aufstellen. Der persönliche Geschmack muß hier wie überall sein Recht behalten. Im allgemeinen scheint es uns aber, daß nach dem Diner der Kaffee seine Wirkung besser ohne jede Zuthat thut, selbst ohne Zucker; ein Zusatz von Milchstoff scheint uns aber ganz verwerflich, weil der Verdauung die Milch unter allen Umständen lästig und störend ist. Anders ist es mit dem Morgenkaffee — hier soll das arabische Arom die noch vom Schlaf befangenen Nerven anregen und zugleich stärken, der Magen ist frisch und für milde Ernährung empfänglich; die Stimmung soll nicht kritisch, sondern produktiv gemacht werden — da scheint uns die Mäßigung des Milchstoffs für das Getränk, das uns in den jungen Tag führt, wohl am Platze, und außerdem möchte auch gerade in der Morgenstunde das teuflische Schwarz, das Herr von Talleyrand verlangt, nicht wohl geeignet erscheinen, denn am Morgen, zu freudiger befriedigender Arbeit thut die Milch der frommen Denkart wohl, während man mit dem Teufel noch nichts zu schaffen haben mag.

Als eigentlich geselliges Getränk ist uns, wir müssen es gestehen, der Kaffee stets ein Problem gewesen, und wunderbarerweise sind es fast ausschließlich die Damen, die das flüssige Brot der arabischen Dichter und Denker zu ihren geheimen geselligen Zusammenkünften, sogar dem Namen nach, benützen. Aus eigener Erfahrung sind wir nicht imstande, über diese Kaffeekränzchen zu urteilen, denn es werden von solchen ja alle männlichen Wesen auf das strengste fern gehalten, und vielfach ist auch der Kaffee eigentlich nur ein Deckname für ein großes und komplizirtes Menü, das sich aus Gebäcken aller Art, aus Früchten, Gelées, Weinen und Bowlen und sogar Kaviar- und Sardellenbrötchen zusammensetzen soll. Auch will man erlauscht haben, daß bei den sogenannten Damenkaffees die sententiöse, elegisch beschauliche Stimmung, welche der Kaffee hervorrufen soll, sehr wenig vorherrscht, daß vielmehr die gewiß zahlreichen Untugenden und Laster des männlichen Geschlechts eine sehr wortreiche Kritik und eine mit ausführlicher Motivirung begleitete Verurteilung finden. Vielleicht hat dies darin seinen Grund, daß den bei diesen Zusammenkünften in den geheimen Heiligtümern des Gynäceums servirten Getränken durchaus der accent aigu fehlt und daß der Kaffee in hochpotenzirter Verdünnung homöopathisch wirkt, also das Gegenteil von seiner allopathischen Verwendung hervorbringt.

Wir möchten uns auch hier nicht weiter über die euphemistisch Kaffe genannten bräunlichen Getränke verbreiten, welche Schüler und Schülerinnen vor dem Ausgange zur Schule morgens in flüchtiger Eile und belastet mit den Sorgen über versäumte oder hastig hingeworfene Arbeiten zu sich nehmen, ebenso wenig über den graubraunen Absud der Eichorienwurzel, der in den Waschküchen zu lebhaftem Meinungsaustausch anregt oder im Waldesgrün bei Familienausflügen Sonntag nachmittag gebraut wird. Da kommt es eben nur darauf an, ein warmes Getränk zu haben, das sich durch den Zusatz verschiedener Stippgebäcke zu einem landesüblichen Brei gestalten läßt. Mirza Schaffi und Ben Hafis würden ein solches Nahrungs- und Genußmittel verwundert betrachten und demselben kaum die Triebkraft für poetische Gedanken zuschreiben.

Der Thee ist, wie wir schon gesagt, gewissermaßen der Gegensatz des Kaffees, er wirkt erheiternd und belebend, er erzeugt keine Gedanken, aber er gibt die Fähigkeit, dieselben in gefälliger leichter Form auszusprechen. Wenn man ihn als Morgengetränk benützt, so wird er jedenfalls auch wohl thun, er verscheucht das Phlegma des Schlafs und gibt dem Geist Leichtigkeit und Frische, aber keine nachhaltige Kraft, keine von innen heraus schwellende Elastizität. Er muß daher am Morgen, wenn das richtige, zur Arbeit notwendige Gleichgewicht zwischen Seele und Körper hergestellt und dauernd erhalten werden soll, mit einer kompakten Nahrung verbunden werden, wie dies bei dem englischen Frühstück durch kaltes Fleisch, Eier, Speck und geröstetes Brot geschieht.

Als geselliges Getränk ist der Thee bei uns nicht so populär geworden wie in Rußland, wo der Samowar stets auf dem Tisch steht und der Wirt jedem Gast zunächst eine Tasse frisch bereiteten Thee zur Begrüßung bietet; aber er gibt unseren Abendgesellschaften zum großen Teil den Namen, wenn er auch freilich bei denselben meist nur als Einleitung zu festeren materiellen Genüssen dient. Allerdings findet bei uns jetzt auch der sogenannte five o'clock tea Aufnahme, obgleich derselbe mit unseren eigentlich volkstümlichen Lebens- und Speisegewohnheiten nicht zusammenpaßt. In England hat man um Mittag das zweite Frühstück, Luncheon, um sieben oder acht Uhr das Diner. Um fünf Uhr nachmittags ist Besuchszeit, zu der man sich in bekannten Häusern versammelt, um eine Stunde lang über alles Mögliche und Unmögliche zu plaudern. Da ist der Thee nun mit seiner leicht anregenden erheiternden Wirkung so recht an seinem Platz, niemand bedarf um diese Zeit irgendwelcher Nahrung, und da wirkt dann das duftige Arom der chinesischen Blätter ganz besonders fördernd für eine gleichgiltige leichte Konversation, bei der es eben nicht

Digitized by Google

darauf ankommt, was man sagt, sondern nur darauf, wie es gesagt wird, um die Zeit, diese beste Freundin des Menschen, so leicht und elegant als möglich zu töten.

Der five o'clock tea läßt sich auch bei uns da, wo man, wie in Süddeutschland, noch um ein Uhr zu Mittag und um acht Uhr zu Abend ißt, ebenfalls einschieben, wird aber wohl kaum in weitere Kreise dringen und volkstümlich werden, außer in denjenigen, in denen man den Mangel anderer Beschäftigung durch den Sport ersetzt, die Zeit ebenso eifrig zu morden, wie man einen Hasen oder Rehbock schießt.

Lafontaine-Denkmal.

Von wunderbarem Reiz ist dagegen auch die bei uns seit lange schon volkstümliche Theestunde, einige Zeit vor dem Abendessen, zu welcher sich eine trauliche, wohlbekannte Gesellschaft ohne feierliche Einladung in dem Salon der Hausfrau versammelt, um in freundlicher Unterhaltung nach der Arbeit des Tages den Geist zu erfrischen. Diese Theestunde bildet sich nicht wie die geheimnisvollen Kaffeemysterien ausschließlich aus Damenkreisen. Um den Theetisch vereinigen sich männliche und weibliche Gäste, und die Honneurs des Thees zu machen ist eine besondere Kunst, bei welcher weibliche Anmut ihren ganzen Reiz entwickeln kann und auch der Bewunderung der Herren gewiß ist, welche von den Fehmgerichten der Kaffeekränzchen so erbarmungslos ausgeschlossen werden und vor denselben nicht einmal als Angeklagte erscheinen dürfen, um sich zu rechtfertigen. Es ist also natürlich, daß als Bindemittel der Geselligkeit der Thee bei den Herren den Vorzug vor dem Kaffee findet und hoffentlich noch lange seine Herrschaft in den traulichen Zimmern der deutschen Hausfrauen behalten wird.

Was nun den Thee selbst betrifft, so sind wir der Meinung, daß man von ihm jede Beimischung fern halten soll, sowohl den Zucker als die Sahne. Das Arom des Thees ist so viel flüchtiger, so viel weniger energisch, um dies Wort zu brauchen, als das des Kaffees, daß es selbst durch den Zucker beeinträchtigt und durch jede Milchsubstanz gänzlich verdorben wird. Der einzige Zusatz, den der Thee verträgt, ist der Arak, der ja auch aus seinem asiatischen Vaterlande stammt. Aber empfehlen möchten wir auch dies nicht, denn die beiden Arome eines guten Thees und eines guten Araks beeinträchtigen sich doch immer, wenn sie sich auch nicht gegenseitig verderben: es muß wenigstens, wenn man sie mischen will, mit außerordentlicher Kunst das richtige Gleichgewicht hergestellt werden.

Der Thee ist überhaupt unendlich viel zarter als der Kaffee, und wenn es Köchinnen geben mag, die einen guten Kaffee herzustellen vermögen, so möchten wir den Thee immer nur von der Hand einer Dame des Hauses bereitet sehen, weil es zu sehr darauf ankommt, wirklich nur die Stoffe den Blättern zu entziehen, die dem Körper und dem Geist wohlthätig sind und weil schon der Anblick einer den Thee bereitenden Dame für sich selbst einen Genuß bietet — ein Bild traulicher und zugleich eleganter Häuslichkeit. Die Hauptsache dabei ist, daß das Wasser wirklich im Siedepunkt wallend benützt wird, denn nur bei achtzig Grad R. lösen sich die ätherischen Oele aus den Theeblättern und auch eine sonst vortreffliche Köchin hat fast niemals einen Begriff von wirklich siedendem Wasser, sondern wird sich meist damit begnügen, daß das Wasser „gekocht hat".

Wir möchten unseren Damen raten, auf den singenden und brodelnden Kessel eine Theekanne von Silber oder altem, weißem, englischem Zinn zu stellen, dieselbe innerlich vollständig auszutrocknen, da hinein die Blätter von Peccothee mit einem Zusatz von Souchong zur Färbung zu legen und eine Zeit lang trocken glühen zu lassen, denn dadurch werden die Blätter empfänglicher zur Lösung der aromatischen Teile; dann sollte das brodelnde Wasser, ohne es auch nur einen Augenblick von der Flamme zu entfernen, in einem schnellen Guß über die Blätter geschüttet werden.

Der Aufguß muß mindestens fünf Minuten stehen, um die richtige Reife und das volle Parfüm zu erlangen. Es ist durchaus unrichtig, die Blätter nur zu bespülen, wie man es häufig als Grundsatz aufstellen hört, denn durch ein zu kurzes Ziehen wird man nur ein mattes, duft- und geschmackloses Getränk erzielen. Natürlich aber darf das Wasser von dem Augenblick an, wo der Ueberguß geschehen ist, nicht mehr kochen, um nicht die Gerbestoffe aus den Blättern zu ziehen.

Das Verhältnis zu dem herübergeschütteten Wasser sollte so sein, daß der fertige Thee eine goldbraune Farbe hat, und sind die Blätter gut, ist man sicher, daß kein Surrogat sich dazwischen befindet, so wird man auf diese Weise ein köstliches Getränk erhalten, das auch den empfindlichsten Nerven wohl thut und dessen schlafverscheuchende Wirkung schon nach wenigen Stunden sich verflüchtigt, ohne irgend eine Aufregung zu hinterlassen. Freilich sollte man sowohl bei dem Thee als bei dem Kaffee sich daran erinnern, daß sie beide nur ein Mittel edlen und feinen Genusses bilden und daher nur nach der Qualität und nicht nach der Quantität bemessen werden dürfen. Die Franzosen sagen daher sehr richtig prendre du café und prendre du thé, und wir könnten das auch in die deutsche Sprache übertragen, denn Thee und Kaffee zu „trinken" scheint uns ein Ausdruck zu sein, der weder für das flüssige Brot Arabiens, noch für die aus den Augenlidern des heiligen Buddahpriesters entsprossene Duftpflanze paßt.

Der Fabeldichter Lafontaine.

Taine, Legouvé und andere feine Kenner des französischen Schrifttums haben in den letzten Jahrzehnten sehr viel beigetragen, Jean de Lafontaines Ruhm zu erhöhen, und sie haben ihm wegen seiner echt französischen Gaben des Witzes und der fein zugespitzten, wohlklingenden Sprache den Platz neben einem Molière angewiesen. Man kann sagen, daß heute fast jeder Franzose Lafontaines Fabeln auswendig weiß. Eine Prachtausgabe seiner Werke ist von dem Akademiker Henri Regnier veranstaltet, ein Denkmal des Dichters, von dem wir die Abbildung bringen, in Auteuil errichtet worden.

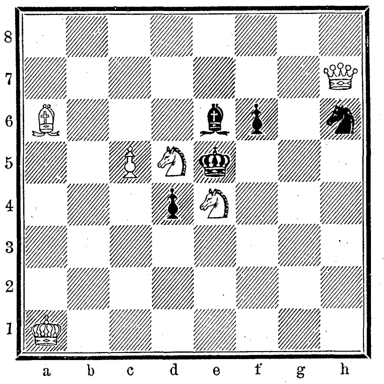
Lafontaine, dessen 200jähriger Todestag auf den 13. April d. J. fällt, wär am 8. Juli 1621 zu Château-Thierry geboren; er erhielt von seinem Vater den Posten eines Maître des eaux et forêts daselbst und 1647 noch eine Frau dazu, verließ aber beide sehr bald, um unter des kunstliebenden Oberintendanten Fouquet Schutz in Paris ein angenehmes Leben zu führen. Als dasselbe mit Fouquets Sturz ein Ende hatte, kehrte er wieder heim, verkehrte mit der Herzogin von Bouillon und schrieb für sie lockere Erzählungen und Novellen und ging mit ihr 1664 wieder nach Paris zurück, wo er sich des Schutzes vornehmer Gönner und des Verkehrs mit Boileau und Molière erfreute und bis zu seinem Tod am 13. April 1695 von Frauen gehätschelt wurde. Er war endlich, 1684, Mitglied der Akademie geworden, nachdem König Ludwig XIV., der ihn wahrscheinlich wegen seiner Anhänglichkeit an Fouquet nicht mochte, seinen Widerspruch aufgegeben hatte. Während er seine Erzählungen meist italienischen und französischen Novellisten entlehnte, sind die Stoffe seiner Fabeln vorzugsweise auf Aesop und Phädrus zurück zu führen; aber sein eigenstes Eigentum ist die meisterhafte Darstellung, die scheinbare Harmlosigkeit des Tons und die Gemütlichkeit der Sprache. Seine Fabeln sind von Dohm trefflich ins Deutsche übersetzt.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 25.

Von **Gotthard Heinrich** in Przybyslawice.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 22 S. 528:

W. 1) Lb4—e1
S. 1) Sd6 beliebig
W. 2) Dg6—b6†
S. 2) Ka5, Sa8—b6:
W. 3) Sc3—a4, Sd4—c6 matt.

A.

S. 1) Sa8—c7, Lf8—e7, Ka5—b4 [falls Sa8—b6 oder Ka5—b6, so unmittelbar Matt durch 2) Sd4—c6 bezw. 2) Sc3—a4]
W. 2) Dg6—g1
S. 2) beliebig
W. 3) Sc3—a4, Sd4—c6 matt.

Schachbriefwechsel.

J. Gr. in Karlstadt (Kroatien). Der Dreizüger aus dem Papierkorb scheint nach der neuen Ausbesserung allerdings korrekt zu sein; eine Schönheit ist es aber noch immer nicht geworden. Der erste Zug liegt allzu sehr auf der Hand.

R. R. in Celle. Nr. 19 lösen Sie richtig, aber nicht ganz vollständig: Sie ließen den Gegenzug Th5—h5 außer Betracht. Bezüglich der Partie Nr. 5 ist uns Ihre Bemerkung unverständlich; die Partie geht von der allgemein üblichen Aufstellung aus, und die Bezeichnung der Felder und Züge ist dieselbe, wie sie in jeder Nummer am Diagramm der Aufgabe angedeutet ist.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Sinnrätsel.

Rund von Wang' blüht' ich auf und lieblicher blüht' ich und schöner,
Und mein Antlitz so hold rührte den liebenden Sinn.
Da mich die alternde Zeit zur runzligen Greisin gewandelt,
Süßer noch ward mir der Leib, sehnlich von vielen begehrt.
Jung einst hätt' ich gestimmt zu der Menschheit fröhlichen Kreisen,
Häuslich der Küche geweiht ist die gealterte Frau.
Hätte die Presse mich früh zu begeistertem Wirken erzogen,
Mich, des Beschnittenen Kind, hätt' ich geglänzt in der Welt.
Nun empfing ich im Alter die Tauf' als christliche Jungfrau;
Doch kein geistlicher Herr hat mir den Namen verliehn. J. C.

Dreisilbige Charade.

Aus Kindermund die Erste jubelnd tönt
Und bleiche Lippen flüstern sie mit Zagen:
Ob mit dem Leben wieder sie versöhnt,
Läßt sich verschmerzen, was so schwer ertragen?

Philosophie ist bei dem letzten Paar
Im allgemeinen selten wohl zu finden,
Und doch beschäftigt es sich offenbar
In seinem täglichen Beruf mit Gründen.

Das Ganze bildet gleichsam einen Baum,
Der feste Wurzeln weit und breit geschlagen;
Des mächt'gen Stammes Alter kennst du kaum,
Doch immer hat er edle Frucht getragen.

Nach jeder Richtung dehnt sich das Geäst,
Es sprossen überall die frischen Triebe,
Und was zum Segen sie gedeihen läßt,
Das ist die hilfsbereite Nächstenliebe.

(M. Sch., Kassel.)

Auflösung des Worträtsels Seite 544:

Vergeben — vergebens.

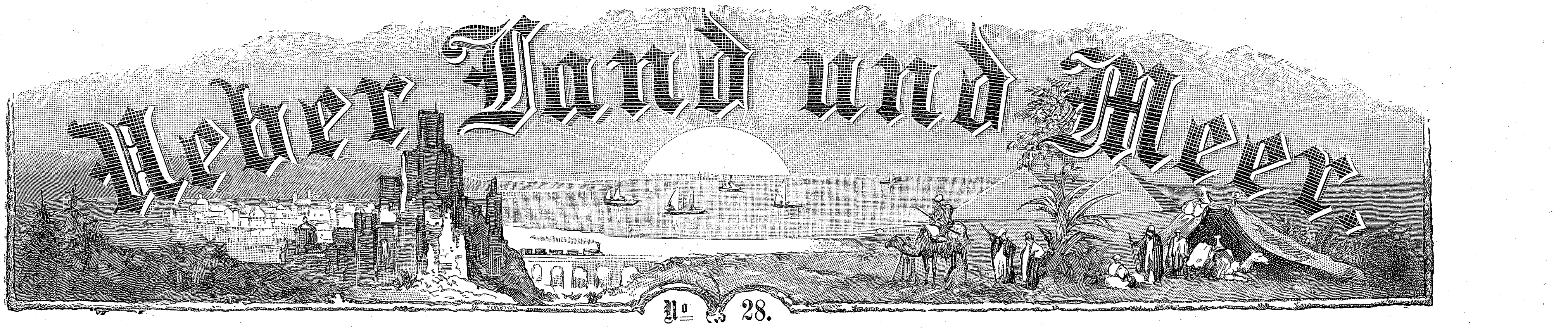
Auflösung des Zeichenrätsels Seite 544:

Raucher-Embleme.

Bezeichnet man die Buchstaben des Alphabets von A bis M mit 1 bis 13, und von N bis Z ebenso 1 bis 13, so hat man für jeden Buchstaben eine Nummer. Die weißen Zeichen im Bande unten gehören der ersten Hälfte des Alphabets, die schwarzen Zeichen der zweiten Hälfte an. Hiernach alle Nummern in Buchstaben verwandelt, ergeben alle im Kreise stehenden Zeichen, die Punkte durch Vokale ersetzt, die Worte: Tabaks Collegium.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

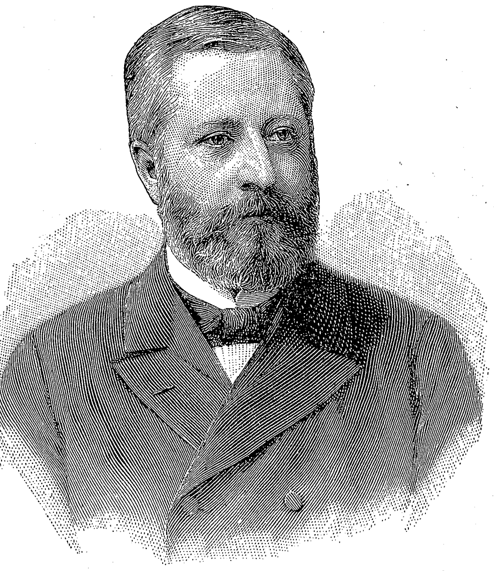


№ 28.

Aus Zeit und Leben.

Dr. Ludwig von Müller.

Der am 24. März verstorbene bayerische Kultusminister Dr. Ludwig von Müller hat nur ein Alter von achtundvierzig Jahren erreicht. Sein Name wurde zum erstenmale in weiteren Kreisen genannt, als die Katastrophe im Leben König Ludwigs II. eintrat. Damals gelang es ihm, dem Kabinetssekretär des unglücklichen Monarchen, diesen von Neu-Schwanstein nach Berg zu bringen. Seit jener Zeit galt er als Vertrauensmann des Prinzregenten. Er wurde Polizeidirektor von München und nach dem Tode des Ministers von Lutz am 31. Mai 1890 trat er an dessen Stelle als Kultusminister. In den Zentrumskreisen Bayerns wurde seine Ernennung mit einigem Mißtrauen aufgenommen, weil man in ihm den Veranlasser des bekannten Handschreibens gegen die Abhaltung eines Katholikentages in München erkennen wollte. Er hat sich dann aber als Kultusminister denselben genehmer zu machen gewußt durch Konzessionen in Einzelfällen und erfreute sich zuletzt auch in diesen Kreisen entschiedener Beliebtheit. Der Verstorbene war jedenfalls ein sehr guter Fachminister, so daß sein während der besten Mannesjahre erfolgtes Hinscheiden mit Recht allgemein bedauert wird.



Phot.-Verlag von F. Müller, München.
Dr. Ludwig von Müller.

Hugo, Fürst von Radolin.

Fürst Radolin ist als Nachfolger des Generals v. Werder zum deutschen Botschafter in St. Petersburg ernannt worden. Er kennt den russischen Boden genau, und so wird ihm die Lösung der Aufgabe, gute und freundschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland zu pflegen und zu fördern, leicht gelingen.

Hugo, Fürst von Radolin, geboren am 1. April 1841, erbliches Mitglied des Herrenhauses, Majoratsherr der Grafschaft Jarotschin, trat 1861 als Graf von Radolin-Radolinsky in den Staatsdienst, nach Absolvirung des Auskultatorexamens; 1866 wurde er als Attaché der königlich preußischen Gesandtschaft in Italien beigegeben, bestand 1868 das diplomatische Examen und kam in demselben Jahr als Legationssekretär in die deutsche Botschaft nach Paris, von dort nach Stuttgart, wurde während der Occupationszeit in Frankreich dem General von Manteuffel als Delegirter des Auswärtigen Amts und als Zivilkommissär bis 1873 beigegeben, kam von dort als Legationssekretär an die kaiserliche Gesandtschaft nach Madrid, Dresden und 1876 als Botschaftsrat an die kaiserliche Botschaft nach Konstantinopel, blieb daselbst fünf Jahre und war längere Zeit Geschäftsträger. Als der russisch-türkische Krieg ausbrach, wurde ihm auch die Leitung der russischen Geschäfte in der Türkei übertragen. 1881 wurde er ins Auswärtige Amt als Hilfsarbeiter berufen, erhielt 1882 den Gesandtenposten in Weimar und den thüringischen Staaten. Im Jahre 1884 wurde er auf Befehl des Kaisers und auf Veranlassung des damaligen Kronprinzen durch Fürst Bismarck berufen, mit Beibehaltung seiner diplomatischen Anciennität, Hofmarschall des Kronprinzen zu werden, und er verwaltete diese Stellung bis zum Tode Kaiser Friedrichs als Oberhofmarschall. Am 1. Januar 1888 ernannte ihn der Kaiser Wilhelm zum wirklichen Geheimerat mit dem Prädikat „Excellenz“. Im April desselben Jahres wurde er durch Kaiser Friedrich in den erblichen Fürstenstand erhoben. Kaiser Wilhelm II. betraute ihn im Juli 1888 mit einer Spezialmission nach Konstantinopel, um die Thronbesteigung zu notifiziren und erhob ihn zum Oberst-Truchseß des Kaisers als oberste Hofcharge.

Im Winter 1891/92 vertrat er den krank gewordenen Oberhofmarschall Graf Eulenburg während einiger Monate und wurde von Kaiser Wilhelm im Juli 1892 zum Botschafter in Konstantinopel ernannt, nachdem derselbe im Juni seiner Vermählung mit der Reichsgräfin Johanna von Oppersdorff auf Schloß Oberglogau in Schlesien beigewohnt hatte.

Am Goldenen Horn hat Fürst Radolin es verstanden, sich rasch eine ausgezeichnete Stellung zu bereiten, insbesondere hatte er sich das besondere Vertrauen des Sultans errungen und davon vielfach äußere Beweise erhalten. Auch in der deutschen Kolonie erfreuten sich Fürst und Fürstin besonderer Beliebtheit.

Fürst von Radolin hat aus seiner ersten Ehe zwei Kinder: den im Jahre 1864 geborenen Grafen Alfons von Radolin, Lieutenant im Regiment der Gardes du Corps, und die Gräfin Lucie von Radolin, geboren zu Nancy am 21. Juni 1872.

Fürst Woldemar von Lippe-Detmold.

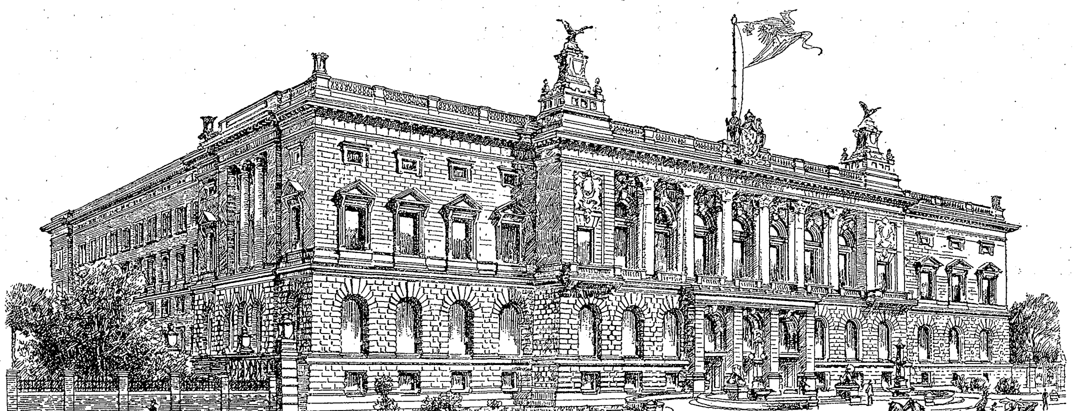
Mit dem am 20. März verstorbenen Fürsten Woldemar von Lippe-Detmold ist die Hauptlinie des alten Lippeschen Hauses erloschen. Fürst Woldemar war geboren am 18. April 1824 als Sohn des Fürsten Leopold und dessen Gemahlin Emilie, einer geborenen Prinzessin von Schwarzburg-Sondershausen. Er folgte seinem älteren Bruder, dem am 8. Dezember 1875 verstorbenen Fürsten Leopold, auf dem Throne. Der Verstorbene war preußischer General der Kavallerie. Er lebte in kinderloser Ehe mit der 1834 geborenen Prinzessin Sophia von Baden, der älteren und einzigen Schwester der Gemahlin des kaiserlichen Statthalters in Elsaß-Lothringen, Fürsten Hohenlohe-Langenburg. Da der einzige Bruder des Verstorbenen, der ehemalige hannoversche Rittmeister im Regiment der Gardes du Corps, Prinz Alexander (geboren 1831) geisteskrank ist, wird die Erbfolge auf eine andere Linie des alten Lippeschen Hauses übergehen. Ansprüche erhebt sowohl die Linie Lippe-Schaumburg wie die Linie Lippe-Biesterfeld. Eine endgiltige Entscheidung der Erbfolgefrage steht noch aus. Doch hat Fürst Woldemar selbst noch bis zur Erledigung derselben eine Regentschaft angeordnet, an deren Spitze Prinz Adolf von Schaumburg-Lippe steht.

Fürst Woldemar von Lippe-Detmold.

Das neue Abgeordnetenhaus in Berlin.

Seitdem das Reichstagsgebäude seiner Bestimmung im vorigen Jahr übergeben wurde, beginnt ein neuer Monumentalbau in Berlin die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen: das Haus der Abgeordneten in der Prinz Albrecht-Straße. Seit langem besteht der Plan, für das Abgeordnetenhaus und das Herrenhaus einen zusammenhängenden Bau zu errichten, und zwar auf dem außerordentlich günstig gelegenen fiskalischen Grundstück des jetzigen Herrenhauses und des provisorischen alten Reichstagsgebäudes. Letzteres mußte erst geräumt werden, ehe an eine vollständige Durchführung des Neubaues gedacht werden konnte. Inzwischen ist jedoch in aller Stille ein nicht unbeträchtlicher Teil der Aufgabe erledigt worden.

Gegenüber dem Prachtbau des Gewerbemuseums, in jener Straße, der man den Namen des Prinzen Albrecht beigelegt hat, um die Erinnerung an die jahrzehntelang fruchtlosen Verhandlungen über den Durchbruch der verlängerten Zimmerstraße nicht durch den ominös gewordenen Namen festzuhalten — in jener Straße, die einst mit zu den sehenswertesten der Hauptstadt gehören dürfte, sobald die Ecke gegenüber dem Museum für Völkerkunde erst einen würdigen Bau aufzuzeigen haben wird und dadurch der gegenwärtige ruinenhafte Eindruck aufhört: dort erhebt sich hinter einem Wald von Gerüsten der neue,



Das neue Abgeordnetenhaus in Berlin.

Digitized by Google

mächtige Bau, dem nicht, wie beim Reichstagsgebäude, ein öffentlicher Wettbewerb zur Erlangung von Plänen vorausgegangen. Diese sind vielmehr im Schoße der Behörden entstanden.

Die Hauptfront des Abgeordnetenhauses, die unsere Abbildung zur Darstellung bringt, wird in hellem, gelblich-grauem Sandstein ausgeführt und zeigt die edlen Formen klassischer Hochrenaissance. Auf hohem, rustifizirtem Sockel erhebt sich der mächtige Steinbau, dessen Fensterformen ausgezeichnet sind durch verständige Rhythmik und künstlerische Gliederung. Das Hauptelement der vertikalen Gliederung bildet eine wuchtige Säulenordnung mit korinthischen Kapitälen, die als Architektur des Mitteltraktes mit dem durchlaufenden Kranzgesims und seiner Balustrade eine wahrhaft monumentale Wirkung macht.

Wie man sieht, ist dieser Neubau durchaus geeignet, das weitverbreitete Vorurteil der künstlerischen Minderwertigkeit in den Leistungen der Staatsarchitekten gegenüber denen der Privatarchitekten zu widerlegen. Allerdings ist nicht der Versuch gemacht worden wie beim Reichstagsbau, den Charakter eines Geschäftshauses zu dem eines architektonischen Denkmals zu steigern; das hätten schon die preußischen Finanzen nicht zugelassen. Aber neben einer außerordentlich wohldurchdachten Grundrißbildung ist eine der Bedeutung des Hauses rechnungtragende, würdevolle, ja geradezu monumentale Ausgestaltung des Gebäudes im Innern wie im Aeußern erreicht worden.

Bezüglich der allgemeinen Anlage der Baulichkeiten sei noch angedeutet, daß, während der an der Prinz Albrecht-Straße gelegene Teil des außerordentlich tiefen Grundstückes fast in seiner ganzen Frontlänge von dem Abgeordnetenhause eingenommen wird, das Herrenhaus nach der Leipzigerstraße zu errichtet werden soll. Zwischen beiden Gebäuden bleibt noch hinreichender Raum für entsprechende Gartenanlagen, die durch einen stattlichen, zweigeschoßigen Verbindungsgang zwischen beiden Gebäuden in zwei Hälften getrennt werden. Dieser Verbindungsgang erweitert sich in seiner Mitte zu einem kleinen Gebäude, das im Obergeschoß einen Beratungssaal für die Minister, im Untergeschoß Räume für Stenographen enthalten soll, so daß auf diese Weise bei gleichzeitigem Tagen beider Häuser für die begehrtesten und geplagtesten Menschen auch am besten gesorgt ist.

Das Herrenhaus reicht nicht bis an die Flucht der geräuschvollen Leipzigerstraße heran; hier wird vielmehr ein stattlicher Ehrenhof angelegt werden, dessen Seiten stattliche Gebäude mit Dienstwohnungen für die Präsidenten beider Häuser einnehmen, während in der Hauptfront vor den Geschäftsräumen des Herrenhauses Säle zu repräsentativen Festen der Präsidenten in Verbindung mit deren Wohnung angeordnet werden sollen. Entwurf und Ausführung des ganzen Baues liegt in den Händen des Regierungs- und Baurats Schulze, dem ein Stab königlicher Regierungsbaumeister beigegeben ist.

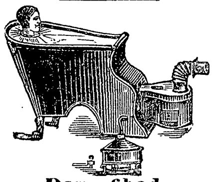
Briefmappe.

Bismarckfreund am Rhein. Ein schönes Andenken an den achtzigjährigen Geburtstag unseres Altreichskanzlers wird Ihnen die in der Berliner Medaillenmünze von Otto Oertel hergestellte Bismarck-Segensmünze darbieten. Die eine Seite dieser in Fünfmarkgröße geprägten Silbermünze, von der wir hier eine Abbildung geben, zeigt das Bildnis des Fürsten (Ziviltracht mit Schlapphut) und die Umschrift „Fürst v. Bismarck. Altreichskanzler." Auf der Kehrseite gewahrt man eine Allegorie: das deutsche Volk, durch eine die Kaiserkrone tragende Germania versinnbildlicht, segnet die Geburtsstätte Bismarcks (Schönhausen) und sein gegenwärtiges Tuskulum (Friedrichsruh); die Umschrift lautet: „1815 — 1. April — 1895. 80jähr. Geburtstag." Auf dem Rande steht eingeprägt: „Bismarck-Segensmünze". Die Münzen dürften, da sie nur in der Anzahl von 5000 ausgeprägt wurden, bald zu den numismatischen Seltenheiten gehören.

Wunderbar! Tinktur. überleg. Medaill. Ehrendipl. Unschädl., Weiche verleih. Färbemittel, gibt grauem, farblos. Kopf- u. Bart- haar natürl. Jugend u. Schönh. wied. **Eau de Bluets,** nach u. nach wirks., vegetabil., fleckt nicht, brennt nicht, klebt nicht, gest. d. Frisiren, verleiht alle Nuancen, v. Hellkastanienbraun z. tief. Schwarz. Flac. m. Notiz ℳ 4.— Ausld. zuzügl. Porto. Postanw. zu adr. an: Eau Bluets, 82, faubg. St.-Denis, Paris. Tücht. Depositäre ges.

Vollbad.

Wer zu Hause ein Voll- und Dampfbad nehmen will, der kaufe sich **Kosch & Teichmann's verbesserten heizbaren Badestuhl,** welcher in jedem Zimmer aufstellbar ist. Mit 5 Pfg. Kohle ein Vollbad, mit 5 Pfg. Spiritus ein Dampfbad. Illustrirte Preisliste kostenfrei.


Dampfbad.

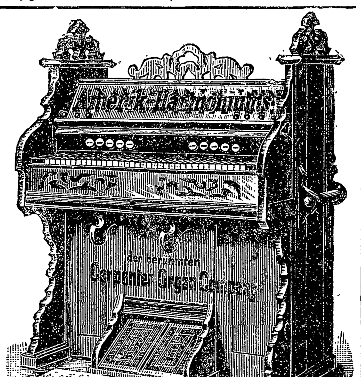
Kosch & Teichmann,
Berlin S., Prinzenstrasse 43,
Fabrik heizbarer Badestühle, Badewannen, Douche-Apparate, Zimmerclosets, Schwitzapparate und Bidets.

Teichmann's Original-Dampfschwitzapparat (mit Spiritusheizung), geprüft und empfohlen, ist der solideste und beste.

Dampfschwitzapparat.

Teichmann's Dampfschwitzapparat ist in jedem Zimmer aufzustellen, leicht zusammenlegbar und für jede Körpergröße zu stellen. Preis mit Dampferzeuger **M. 35,—**, Verpackung M. 1,—.
Kosch & Teichmann.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille
TAMAR INDIEN GRILLON
Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS. 33. Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*



Jul. Heinr. Zimmermann
Musikexport, Leipzig.
Illustrirte Preisliste gratis.

Die beste Zither der Welt

ist meine patent. Autoharp (Wunderzither genannt) mit einlegbaren Notenblättern. Jedermann ist in der Lage, dieses Instrument **sofort** ohne Lehrer und ohne jegliche Notenkenntnis zu spielen. Auf keiner anderen Zither vermag man das Spielen so schnell zu erlernen als auf meiner Autoharp, was zahlreiche Anerkennungsschreiben beweisen. Preise 7, 9, 11, 13, 16, 35 ℳ. Ausführliche Kataloge gratis u. franko. Versand geg. vorherige Kasse od. Nachnahme.
A. Zuleger, Leipzig, gegründet 1872.

Die zweckmäßigst. u. billigst. **Holzwolle-Binden** f. Hämorrhoidalleidende u. Damen liefert zu ℳ 1, 1.20 u. 1.35 p. Dtzd. (bei 10 Dtz. 25% Rabatt), einf. Gürtel dazu 40 Pf., Gürtel n. Dr. Credé, Dr. Fürst, hygien. Beinkleid.
Emil Schäfer, Verbandstoff-Fabrik, Chemnitz.

Henneberg-Seide

— nur ächt, wenn direkt ab meiner Fabrik bezogen — schwarz, weiß u. farbig v. 60 Pfge. bis 18.65 p. Met. — glatt, gestreift, karrirt, gemustert, Damaste ꝛc., ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc. — **Porto- und steuerfrei ins Haus!** Katalog u. Muster umgehend.
G. Henneberg's Seiden-Fabrik (K. u. K. Hofl.) **Zürich.**

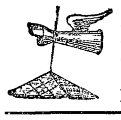
? Sensationelle Enthüllungen über die anonymen Briefe an die Hofgesellschaft!
Im Horste des Rothen Adlers.
Ein Roman aus der jüngsten Vergangenheit
von ?
Elegant broschirt **3 Mark.**

Stellung. Existenz.
Prospect gratis — Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect. — Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Seidenstoffe
in einzelnen Roben direct an Private.

Denkbar grösste Auswahl in allen **existirenden Farben** und **Geweben** bei ausserordentlich billigen Preisen.
Bei Probenbestellung Angabe des Gewünschten erbeten.
Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie, Berlin SW., Leipzigerstr. 43
Königl. Niederl. Hoflieferanten.

Aeolsharmonika



für Gärten u. auf Dächer, ertönt v. selbst i. Winde, p. Stück ℳ 6.— Mit starkem Ton ℳ 8.— Mit vergold. Windfahne mehr ℳ 4.—
Adolf Klinger,
Inst.-Fabr. Reichenberg 2, Böhm.

Stottern heilt **C. Denhardt's** Anstalt **Dresden-Blasewitz** und die Zweiganstalt **Burgsteinfurt,** Westf. Honorar nach Heilung. Prospekte gratis. Herrliche Lage. **Aelteste, staatlich** durch S. M. Kaiser **Wilhelm I.** ausgezeichn. Anst. Deutschlands.

Briefmarken und Albums billig. Preisl. gegen Doppelkarte.
Alwin Zschiesche, Naumburg a. S.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- u. Holzmalerei-Vorlagen,
Preiscourante mit 1200 Illustrationen, über 1000 Nummern à 15 Pfg., auch über Werkzeug und Materialien, 30 Pfg. Briefmarken.
Mey & Widmayer in München, Amalienstraße 7.

Andreas Saxlehner in Budapest,
kais. und kön. HOF-LIEFERANT.

Analysirt und begutachtet durch Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.

Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser ist einzig in seiner Art.

Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.
Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.

Saxlehner's Bitterwasser

Anerkannte Vorzüge:
Prompte, verlässliche, milde Wirkung.
Leicht und ausdauernd vertragen.
Gleichmässiger, nachhaltiger Effect.
Geringe Dosis. Milder Geschmack.

In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:

Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung:
Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug „Andreas Saxlehner."

Saxlehner's Bitterwasser

Digitized by Google

Fanny Kr. in Wien II., 2. Wollen Sie sich freundlichst an die Direktion der Wolgaster Aktiengesellschaft für Holzbearbeitung (vormals J. Heinr. Kraft) in Wolgast wenden. Sie werden von derselben jedenfalls jede gewünschte Auskunft bekommen.

Abonnent in Arzenau, Böhmen. Die gewünschte Adresse ist: Eduard Dreßler, Berlin 5, Ritterstraße 22. Wir haben sie bereits an dieser Stelle, Bd. 73, Nr. 17 unseres Blattes angegeben.

Richtige Lösungen sandten ein: Julie Mödlagl in Wien. Karl Miedekopf in Bruchsal. „Frances und Freddie" in Lake View, Oreg. (3). F. K. in St. Ingbert (4). Kamill Heller in Innsbruck-Wilten (2). Ida Zelger von Verden. Geza Csahy in Budapest. Eleonore Grimfeld in Arco (2). Elfriede Bonmassar in Lübeck. Clara v. Koster in Brünn. Mary Disk in Albacete. Ottilie v. M. in Zürich (2). „Quidam" in Heidelberg. Pfr. K. in M. (3).

Bühne.

— Selten, vielleicht nie haben die Berliner Bühnen eine so durchaus unerfreuliche und unergiebige Spielzeit erlebt, wie in diesem Winter. Zwar an Novitäten fehlt es wahrlich nicht; aber die meisten von ihnen verschwinden so schnell wie sie kamen, im Dunkel der Vergessenheit, wozu allerdings nicht gerade selten die Dürftigkeit und Stillosigkeit, die jetzt der darstellenden Kunst in Berlin an mehreren Bühnen eigen ist, erheblich beiträgt. So kann ich mich begnügen, eine ganze Anzahl neuer Stücke nur kurz zu registriren: ich erwähne „Thielemanns" von Hans Olden (Lessing-Theater), worin Marie Meyer eine ungemein charakteristische Gestalt mit reifer Kunst darstellte; „Hans der Träumer" von Hermann Faber (Neues Theater); „Das liebe Geld", eine neue, wohlgemeinte und wenig künstlerische soziale Sittenpredigt von Elsa von Schabelsky (Neues Theater); „Marienburg", ein dramatisirtes Stück ostpreußischer Geschichte von Ernst Wichert (Berliner Theater); „Das Examen" von Heinrich Lee (Lessingtheater), worin Immanuel Kant in recht plumper Weise als Mittelpunkt eines Melodramas benützt ist; „Capitän Carricciolo", eine ältere Operette von Audran, mit der das Theater unter den Linden wenig Beifall fand. Mehr Erfolg hatte „Aus Berlin W.", ein Lustspiel von dem Schauspieler Bruno Köhler, das am Lessing-Theater herauskam. Hier ist die Geschichte vom bezähmten widerspenstigen Käthchen in nicht ungeschickter und jedenfalls teilweise sehr bühnenwirksamer Weise von einem verwöhnten Mädchen aus dem Westen Berlins wieder erzählt; und Oskar Blumenthal hat eine Anzahl mehr oder minder glücklicher und origineller Witze hinzugethan. Die englische Farce „Ein fideles Corps" von Jones Sidney ist fast völlig zusammenhangslos, gab aber dem Adolf-Ernst-Theater Gelegenheit zur Vorführung von allerhand glänzenden Aufzügen und Anzügen, sowie zur Produktion der englischen Tänzerin Miß Rose Batchelor, die als ein Typus exzentrischer Geschmeidigkeit und fast barbarischer Unschönheit in ihrem Tanze erschien. Julius Keller und L. Hermann endlich haben eine neue Berliner Posse „Verliebte Mädchen" im Belle-Alliance-Theater herausgebracht, die zwar manches Originelle und Witzige enthält, aber doch an Geschlossenheit und Schlagkraft der Handlung an das Erstlingswerk der beiden Verfasser „König Krause" nicht ganz heranreicht.

— „Liebe von heute" nennt Robert Misch sein im Neuen Theater aufgeführtes Volksstück, das die alte Geschichte von dem erst verführten, dann einer Reicheren zu liebe sitzen gelassenen Mädchen erzählt. Das Stück zeigt unzweifelhaft Fähigkeit zur Charakteristik, führt auch einige frisch beobachtete Scenen aus dem Leben recht glaubwürdig vor; aber es leidet an jener Grobheit der Handlungsführung und Aufdringlichkeit der Charakterschilderung, die man heutigen Tags als ein unentbehrliches Requisit des „Volksstückes" anzusehen scheint. Auch ist der Titel irreführend. Denn die vorgetragene Geschichte ist alt, wenn sie auch leider ewig neu bleibt.

A. Dr.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: Moritz Hecht (V. Arany Janosgasse 5).

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neues photographisches, alpines Kunstwerk!

Soeben ist erschienen die erste Lieferung von

Wanderbilder aus den Dolomiten.

Naturaufnahmen von Theodor Wundt.

Aquarelle von Maler Professor G. Herdtle.

Herausgegeben von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreich. Alpenvereins.

Vollständig in vier Lieferungen, enthaltend
16 Lichtdrucktafeln in Imperial-Format, davon 8 in vielfarb. Aquarelldruck,
von M. Rommel & Co. in Stuttgart,
mit erläuterndem illustrirtem Text.

Preis pro Lieferung 6 Mark 50 Pfennig.

Alle zwei Monate wird eine Lieferung ausgegeben.

Komplet in künstlerisch ausgestatteter Mappe 30 Mark.

Ein Werk, das nicht nur die Bergsteigerwelt fesseln wird, sondern das auch als eine Festgabe geeignet erscheint, wie sie in Inhalt und vornehmer Ausstattung nicht schöner gedacht werden kann.
Illustrirte Zeitung, Leipzig.

Ein Prachtwerk allerersten Ranges, welches das Entzücken aller Kunstfreunde, insbesondere aber der alpinen Kreise erregen wird.
Mitteilungen des Deutschen und Oesterreich. Alpenvereins, Berlin.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Warenhaus A. Wertheim

Proben und Preislisten kostenfrei. Versand-Abteilung BERLIN W., Leipziger Strasse 111. Rückzahlung des Betrages für nicht gefallende Ware.

Damen-Taghemden,
Priesenform mit Spitze Mk. 1.25 und 1.45
Achselform mit Spitze Mk. 1.30 und 1.75

Tändelschürzen, weiss Batist mit farbigem Stoff besetzt Mk. 0.50
Wirtschaftsschürzen, derber Baumwollstoff mit Leinen-Appretur Mk. 0.50

Damen-Beinkleider,
Renforcé m. Stickerei Mk. 1.35, 1.50 u. 1.75
Dimiti mit Stickerei Mk. 1.30 und 1.65

Die Firma beschäftigt in ihren drei Berliner Warenhäusern ca. 1000 Angestellte.

Seidenstoffe

liefert **zoll- und portofrei billigst** auch an Private robenweise und in ganzen Stücken.

Schwarze, glatt und gemustert in ca. 350 verschied. Dessins und Qualitäten, garantirt echte Färbung (unbeschwert).
Weisse, Spezialität für **Brautkleider.**
Neuheiten für Gesellschafts- und Abendtoiletten in grössten Variationen, wie: **Taffetas** chiné, jaspé, piqueté, épinglé, pékiné, rayé, damier und glatt. Brocatelles, Bengalines, Cristalines, Cachemire moderne, Liberty silk, Foulards.

J. SPOERRI, Zürich
(ältestes Seidenhaus der Schweiz).
Muster umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Küster Perry & Co. Nachf.,
Frankfurt a. M., empfehlen
Lawn Tennis Spiele,
Lawn Tennis Schläger,
Lawn Tennis Bälle und Netze,
Lawn Tennis Schuhe und Anzüge,
Alle Tennis Requisiten.
L. Tennis Spielregeln, deutsch ℳ 0,50.
Engl. Fussbälle, Cricket, Croquet.
Illustrirte Preisliste gratis und franko.

Dr. Thomalla's Gesundheits-Unterkleider

werden nur von der Firma
C. Mühlinghaus Pet. Joh. Sohn in Lennep
als alleinig concessionirtem Fabrikanten angefertigt.

Dr. Thomalla's Gesundheits-Unterkleider

D. R. G. M. Nr. 28118. Gesetzlich geschützt.

Dr. Thomalla's Gesundheits-Unterkleider haben im Dezemberheft 94 der Zeitschrift für Krankenpflege, herausgegeben von Prof. **von Esmarch, Gusserow, Leyden** u. A., eine ausführliche Besprechung gefunden.

Dr. Thomalla's Gesundheits-Unterkleidung besteht aus einem zweischichtigen Gewebe, einer unteren Schicht in gerippter Form aus bester langstapeliger Natur-Baumwolle, welche die Feuchtigkeit nicht aufnimmt, und einer oberen Schicht in glatter Form aus bester Wolle mit Baumwolle gemischt, welche Feuchtigkeit sehr leicht aufnimmt, so dass die Körperausdünstung stets sofort von der oberen Schicht aufgenommen wird, wodurch die untere, rippige Schicht, und somit auch der Körper stets trocken bleibt.

Dr. Thomalla's Gesundheits-Unterkleidung halten vermöge des eigenartigen Gewebes eine grosse Luftschicht um den Körper, was bei allen anderen Systemen fehlt; der Körper wird dadurch nicht überhitzt, wie bei Wolle, und nicht abgekühlt, wie bei reiner Baumwolle, oder bei Wolle mit Baumwolle in gewöhnlichem Gewebe.

Dr. Thomalla's Gesundheits-Unterkleider sind die dauerhaftesten, gesundesten und billigsten Unterkleider, filzen nie und gehen beim Waschen nicht ein, lassen sich leicht waschen und bleiben stets weich.

Niederlagen zu vergeben, wo noch keine bestehen.

Man achte genau auf die Schutzmarke.

Wagner & Soehne Naunhof i/S

Schutzmarke für die Strickgarne.

WAGNER & SÖHNE, NAUNHOF i/S.
Echte Deutsche Vigogne
eine Mischung von bester und längster Wolle und Baumwolle, ist durch ihre Haltbarkeit und Weichheit das Billigste und Beste, was es gibt.

Die echten deutschen Vigogne-Strickgarne von Wagner & Söhne sind seit Jahren als die besten und billigsten Strickgarne anerkannt. Sie gehen nicht ein, filzen nicht und werden nach jeder Wäsche weicher. Wer es einmal versucht hat, kauft nur dieses wieder.

Die aus den halbwollen. (Merino-) Kammgarnen der Firma Wagner & Söhne, Naunhof hergestellten **EXCELSIOR-Unterkleider** haben sich seit Jahren in jeder Beziehung als das Vorteilhafteste bewährt. Sie laufen nicht ein, behalten stets ihre Fasson und sind für jede Jahreszeit das Passendste und Angenehmste. Ein Versuch überzeugt.

EXCELSIOR
Aechtes Merino Kammgarn
Gesetzlich geschützt

Schutzmarke für die Unterkleider.

Waschecht & krimpfrei.

Man achte beim Einkauf genau darauf, dass jedes Stück den beistehenden Stempel trägt.

Für
Zuckerkranke!

In allen Stadien der Krankheit haben die nach Dr. med. Weil, Berlin, gefertigten **Pilulae Myrtilli Jasper** vorzügliche Erfolge gezeitigt. Erhältlich in d. Apotheken. Preis: Originalschachtel à 100 Pillen 2 Mk., Diät-Vorschrift und Gebrauchsanweisung beigegeben. **Nur ächt** mit dem Namen **„Jasper".** Ausführliche Prospecte mit ärztl. Attesten gratis und franco durch die
Chem. Fabrik Max Jasper, Bernau b. Berlin.

Spezial-Arzt **Dr. Meyer,** Berlin, Kronenstraße Nr. 2, 1 Tr.,
heilt Unterleibs-, Harn-, Frauen- u. Hautkrankheiten, sowie Schwächezustände n. langjährig bewährt. Methode, bei frischen Fällen in 3 bis 4 Tagen, veraltete u. verzweif. Fälle ebens. in sehr kurzer Zeit. Honorar mäß. Nur von 12—2, 6—7 (auch Sonntags). Auswärt. mit gleich. Erfolge brieflich und diskret.

Mein Testament. Preis br. M. 2.80, geb. M. 3.40.
Wer sich für dieses neueste Werk des weltberühmten Prälaten **Kneipp** und seine ans Wunderbare grenzenden Heilerfolge interessirt, verl. die durch alle Buchhandl. gratis erhältl. **Kneipp-Broschüre.**
Jos. Kösel'sche Buchhdlg., Kempten (Bayern).

100 seltene Briefmarken! v. Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costar., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaic., Java, Lomb., Luxemb., Mexiko, Monac., Natal, Pers., Peru, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei ꝛc. — alle verschieden — garant. echt — **nur 2 Mk.!!** Porto extra. Preisliste gratis. Grosser ausführlicher Katalog mit über 10000 Preisen nur 50 Pf.
E. Hayn, Naumburg (Saale).

Krumme Beine
verdeckt der „Beincorrector". Preis ℳ 6.—
M. Wohlfart, Hamburg-Eilbeck.

Handels-Akademie Leipzig *Dr. iur. L. Huberti.*
Kaufm. Hochschule. ✤ Eigene Fachschrift.
Verlange Lehrpläne u. Probe-Nrn.

Leonhardi's
Tinten

Specialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte
Eisengallus-(Normal-) Tinten, Klasse I. u. II.

Infolge besonderer Herstellung von **unübertroffener Güte** und **billig,** weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Das Beste für Bücher, Akten, Documente und Schriften aller Art.

Jede Füllung trägt einen Hinweis auf **staatliche Prüfung.**

Goldene Medaillen
Ehren- u. Verdienst-Diplome

Aug. Leonhardi

Fabrik Dresden, gegr. 1826

Digitized by Google

Heilanstalt für
Hautkrankheiten.
Sorgfältige spezialärztliche Behandlung. Beste Verpflegung. Schöner Aufenthalt (Parkgrundst.). Ausführl. Prospekte frei.
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle.

Bad Ems
Illustrirte Prospecte, Wohnungs- und Pensionsverhältnisse umgehend franco durch **Kurhaus Schloss Langenau.**

Saison:
Vom 1. Mai bis Oktober.
BAD CUDOWA
Regierungsbezirk Breslau.
1235 Fuss über dem Meeresspiegel, Post- u. Telegraphenstation, Bahnstation Nachod und Rückers. **Arsen-Eisenquelle:** gegen **Blut-, Nerven-, Herz-, Frauenkrankheiten, Lithionquelle:** gegen **Gicht-, Nieren-** und **Blasen-Leiden.** Alle Arten **Bäder** und moderne **Heilverfahren, Konzerte, Reunions, Theater.**
Brunnenversand das ganze Jahr.
Prospekte gratis durch
Die Bade-Direktion.

Sommerfrische I. Ranges.
Villen Schwarzeck, Blankenburg, Schwarzathal, Thüring. Pension, Bäder 2c. Reizende, geschützte Lage, großer eigener Wald.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen:
Hunderttausend Francs, silberne u. goldene Medaillen und **hors concours.**
Auskunft gratis und franko.
Man schreibe an **Dr. Cléry** in Marseille (Frkrch.).

Wahl's Patent-Bett- & Sofa-Tisch

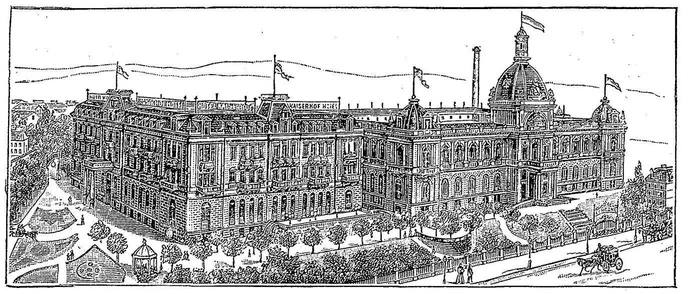
Zu haben in besseren Möbel- und Special-geschäften.
in jeder Höhen & Schräglage
selbstthätig
„ohne Schraube"
feststehend.
Handhabung mit einer Hand ermöglicht.
Wo nicht erhältlich: direct zu beziehen.
Alfred Wahl,
München G. Erzgiessereistr. 7.
Prospecte gratis & franco

Eisenwerk Joly Wittenberg.
Feuersichere patent.
Treppen mit Holz- oder Marmorbelag
Haupttreppen.
Wendeltrepp.
Preisgekrönt auf den Weltausstellungen in Chicago u. Antwerpen.
Deutsch. Reichs-Patent.

Kataloge kostenfrei.

Etwas Zusatz von
Echtem Feigen-Kaffee
ANDRE HOFER
k. u. k. Hoflieferant
Salzburg u. Freilassing
verbessert jeden Kaffee.

Hôtel Kaiserhof — Wiesbaden. — Augusta-Victoria-Bad
Neu eröffnet.
Haus allerersten Ranges mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattet, in gesunder, ruhiger und vornehmer Lage in grossen Parkanlagen, fünf Minuten vom Bahnhof und den Kuranlagen. Prachtvolle Aussicht auf die Stadt und Gebirge.
160 Fremdenzimmer und Salons.
Familien-Appartements (Salon, Schlafzimmer, Toilette- und Badezimmer), Gesellschaftssäle, Lese-, Conversations-, Musik-, Rauch-, Billardsäle. Wintergarten. Grosser Speise- und Restaurationssaal mit offener Terrasse. Fahrstühle. Elektrische Beleuchtung. Niederdruck-Dampfheizung. Lawn-Tennis und Croquet-Plätze.
Bei längerem Aufenthalt Arrangements.



Direktor des Hôtels **Fritz Richert.**

Leitender Arzt **Dr. med. Friedlaender** (früher Dietenmühle).

Neu eröffnet.
Wiesbadener Thermalbäder (eigene Quelle u. Trinkhalle).
Anwendung sämtlicher **physikalischer Heilmethoden.**
Hydrotherapie, Heilgymnastik (System Zander). Massage. Elektrotherapie.
Elektrische Bäder, **Inhalationen, Medizinalbäder, Römisch-irische, russische und Moor-Bäder.**
Pneumatische Kammern.
Zwei Riesen-Schwimmbassins.
Das Hôtel ist mit dem Augusta-Victoria-Bad durch gedeckten Gang verbunden.

Saison: Mai-October.
Bad Reichenhall
Soolebad-, Molken- und größter deutscher klimatischer Kurort in den bayer. Alpen. Soole-, Mutterlaugen-, Moor- und Fichtennadel-Extract-Bäder; Ziegenmolke, Kuhmilch, Kefir, Alpenkräutersäfte, alle Mineralwässer in frischen Füllungen; größte pneumat. Apparate, Inhalationen aller Art, Gradirwerke, Soolefontaine, **Terrainkuren nach Professor Oertel's Methode,** Kaltwasserheilanstalt und Heilgymnastik. **Beste hygienische Allgemeinbedingungen durch Hochquellenleitung, Canalisation und Desinfection:** ausgedehnte Parkanlagen mit gedeckten Wandelbahnen, Croquet- und Lawn-Tenis-Plätzen; nahe Nadelwälder und wohlgepflegte Kurwege nach allen Richtungen und Steigerungsverhältnissen. Täglich zwei Concerte der Kurkapelle, Saisontheater, Lesekabinete, Bahn- u. Telegraphen-Stationen. Ausführliche Prospecte gratis und franco durch das **K. Badecommissariat.**

FRANZENSBAD.
Das erste Moorbad der Welt, besitzt die **stärksten Eisenquellen, reine alkalische Glaubersalzwässer** und **Lithionsäuerlinge,** die **kohlensäurereichsten Stahlbäder, Mineralwasserbäder, Kohlensäure-Gasbäder.**
Saison vom 1. Mai bis 30. September.
Prospekte gratis.
Jede Auskunft erteilt das Bürgermeisteramt als Kurverwaltung.

Kurort
Teplitz-Schönau
in Böhmen
seit Jahrhunderten bekannte und berühmte heisse, **alkalisch-salinische Thermen** (23—37° R.). **Kurgebrauch** ununterbrochen **während des ganzen Jahres.**
Hervorragend durch seine **unübertroffene Wirkung** gegen **Gicht, Rheumatismus, Lähmungen, Neuralgien** und andere **Nervenkrankheiten;** von **glänzendem Erfolge** bei Nachkrankheiten aus **Schuss-** und **Hiebwunden,** nach **Knochenbrüchen,** bei **Gelenksteifigkeiten** und **Verkrümmungen.**
Alle Auskünfte erteilen und **Wohnungsbestellungen** besorgen: für Teplitz das **Bäderinspektorat in Teplitz,** für Schönau das **Bürgermeisteramt in Schönau.**

Igls Tirol.
970 Meter über dem Meer. 1 Stunde von Innsbruck.
Höhen- und Terrainkurort I. Ranges.
Hotel und Pension Iglerhof.
In wunderbar herrlicher Lage auf einem Hochplateau mit prachtvoller Fernsicht und in unmittelbarer Nähe von großen Nadelwäldern mit bequemen Spaziergängen gelegen. — Hotel und Dependenzen enthalten 100 Zimmer, mit allem der Neuzeit entsprechendem Comfort eingerichtet. Douchen-, Kalt-, Warmwasser-, Dampf-, Fichtennadel- und Moorbäder im Hause. 20 Minuten entfernt der **Lanser-See** (moor- und eisenhältig) mit Bade-Einrichtung; Wasserwärme nie unter 17° R., steigend bis 24° R. Eine Seltenheit in den Hochalpen. **Eröffnung 1. Mai.** Mai, Juni ermäßigte Pensionspreise. Aerzte im Orte, Post- und Telegraphenstation. Equipagen im Hotel.
Eigentümer **Ad. Zimmer,** Hoftraiteur.

Gegen Verdauungskrankheiten
und katarrhalische Leiden wird der
Radeiner Sauerbrunnen
mit bestem Erfolge angewendet.
Viele ärztliche Gutachten und Atteste.
Ausführliche Brunnenschrift gratis an allen Verkaufsstellen oder direkt von der Kuranstalt in Bad Radein, Steiermark.
Depot: **Wien I. Fleischmarkt 8.**

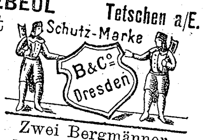
SENFPFLASTER RIGOLLOT
Gegen **BLUTANDRANG, SCHMERZEN, KATARRH, INFLUENZA,** etc.
Für jede Familie unentbehrlich
Ist in Blechbüchsen von 10 Blatt in allen Apotheken der Welt erhältlich.
Man verlange auf jedem Blatt dem **Namen** und die **Adresse** des Erfinders.
P. RIGOLLOT. 24. Avenue Victoria, Paris.

Volle Mahlzeit — **Magenleidenden** — **Sofortige Hilfe**
Nach Meidung aller Medikamente, Mineralwasser, Salze und Speiseverboten! Nur nach Genuß aller der Menschheit zustehender Speisen vermag, „wie 10jährige unfehlbare Erfolge beweisen", mein Verdauung anregend und erhaltendes Speisepräparat
„Magenheil"
alle Magenbeschwerden (da solche nicht einmal krankhaft), in jedem Alter und Stadium vom Säugling bis zum Greise zu beseitigen und dauernd beschwerdelose Verdauung herzustellen! Broschüre gegen 3 Pfennig-Marke gratis und franko, à Dose M. 1.50 **nur** durch
Heinr. Senf, Köln, 23 Rheingasse 23.
Bei minim. 3 Dosen für Deutschland franko. Nachnahme extra.

Bad Reinerz
in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km.
Prospekte gratis und franko.

Bad Langenschwalbach.
Kreisstadt, Eisenbahn via Wiesbaden oder via Zollhaus im Anschluss an die Berlin-Metzerbahn, 318 Meter ü. M., stärkste reine Eisenquelle, Moorbäder. Angezeigt gegen Blutarmut und ihre Folgen, Frauenkrankheiten. **Prospekte durch die Bürgermeisterei.**
Als Hotels ersten Ranges sind zu verzeichnen: **Alleesaal, Herzog von Nassau, Métropole, Taunus, Tivoli.**

Prämiirt mit 10 goldenen Medaillen und Ehrendiplomen auf allen Welt-Ausstellungen.
Bestätigt von der St. Petersburger Medizinalbehörde
A. ENGLUNDS
WELT-berühmter, allbeliebter BIRKEN-CREAM
entfernt in kurzer Zeit Sommersprossen, Fältchen, Sonnenbrand, rauhe Haut 2c. 2c. und gibt dem Gesicht ein frisches, jugendliches Ansehen. Gebrauchsanweisung ist bei jeder Porzellandose beigelegt.
Präparirt vom St. Petersburger Kosmetischen Laboratorium **A. Englund.** Preis per Porzellandose M. **2,50.** Postversand für ganz Deutschland unter Nachnahme M. **3.**
Zu haben in Deutschland in allen Parfümerie- u. Drogengeschäften.
General-Depot für Europa **Emil Behr, Hamburg.**
Vor Nachahmungen wird gewarnt, indem die geehrten Käufer gebeten werden, auf das Facsimile **A. Englund,** das sich in roter Tinte auf jedem Etikett befindet, zu achten, desgleichen auch auf die Trade-Marke der Firma.

Bergmann's Lilienmilch-Seife
ist vollkommen rein, mild und neutral, von heilsamem Einfluss auf die Haut und äusserst sparsam im Gebrauch, daher empfehlenswerteste Familien-Toilette-Seife. Bestes Mittel gegen **Sommersprossen** und **alle Hautunreinigkeiten.** Nur echt von
BERGMANN & Co.
Zürich — **DRESDEN-RADEBEUL** — Tetschen a/E.
Man verlange ausdrücklich mit
Schutzmarke:
Zwei Bergmänner;
denn es existiren wertlose Nachahmungen.


Zwei Bergmänner
Vorrätig à Stück 50 Pf. in den Apotheken, Droguerien etc.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 29.

74. Band. Siebenunddreißigster Jahrgang. Oktober 1894—1895. Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark. Mit Post-Aufschlag M. 3.50. Chef-Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Die Pflicht.

Eine Novelle aus dem Kriege von 1864

von

A. von Boguslawski.

(Schluß.)

Ich sah Sennwitz an. Sein Gesicht war jetzt ganz unbeweglich. Nicht ein Zug, kein Muskelspiel sprach dafür, daß er verstände, um was es sich handelte, und doch wußte ich ja ganz genau, daß er es verstand. Ich mußte den Takt des Mannes bewundern und sagte mir, daß dieser durchaus nicht unvereinbar mit niederer gesellschaftlicher Stellung und geringem Bildungsgrade sei.

„Sennwitz, Sie wissen, der Pastor Gaard ist in Haft gewesen. Er wird mir nicht gerade freundlich gesinnt sein. Ich möchte Sie nicht direkt zu ihm schicken. Das Fräulein kann vielleicht krank sein.“

„Ich soll also approximativ eine Schleichpatrouille machen, ich soll versteckt rekognosziren, erfahren, woran es denn liegt. Werd's schon machen, Herr Lieutenant. Habe meine Verbindungen im Platz.“

„Aber vorsichtig, Sennwitz! Niemand totschießen, keinen Wagen fortnehmen!“

„Ach, Herr Lieutenant. Da ist's nichts mehr mit dem Wegnehmen! Die schönen Kriegszeiten werden bald vorbei sein. Noch Befehle, Herr Lieutenant?“

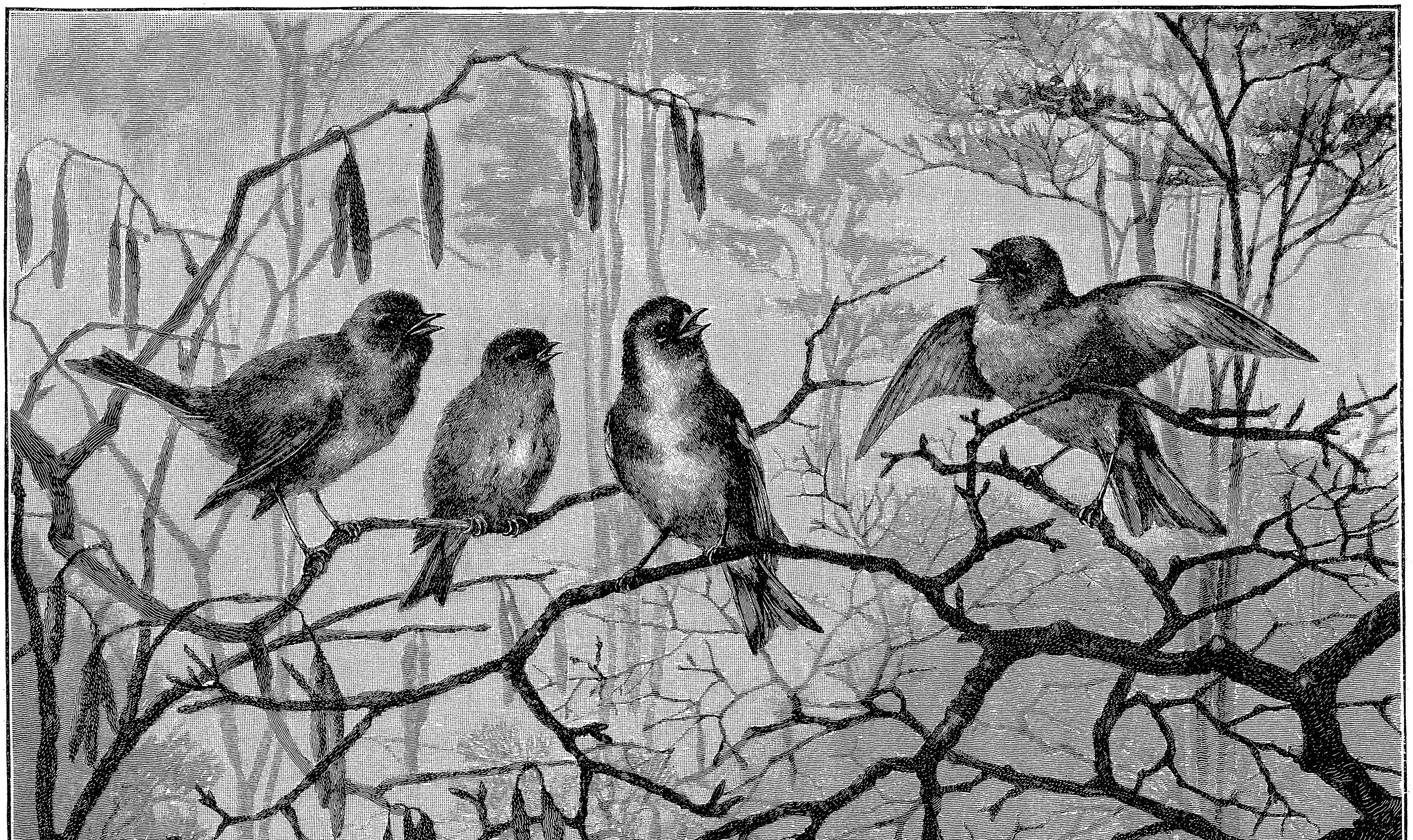
„Nein, Sennwitz, ich verlasse mich ganz auf Sie! Hier ist Geld, Sennwitz.“

„Aber, Herr Lieutenant!“

„Still, Sie brauchen doch Geld zu dieser Sache, nehmen Sie womöglich einen Wagen!“

Sennwitz machte Kehrt und verschwand. Es war fünf Uhr nachmittags. Svendstrup war drei Meilen entfernt. Bekam er keinen Wagen, so konnte er vor nächstem Morgen nicht zurück sein.

Nachdem er fort war, fühlte ich eine gewisse Erleichterung, bald aber kehrten die in solchen Fällen immer auftauchenden Zweifel und Gemütserregungen zurück. Hatte ich recht gethan, mich diesem Manne anzuvertrauen? Wäre es nicht besser gewesen, offen und loyal an den Pfarrer zu schreiben? Und doch



Marie Laux: Familienkonzert.

Digitized by Google

— gerade in diesem Moment, wo man Ellens Ruf sicherlich von dänischer Seite angriff?

Unter diesen Verhältnissen machte ich die Nacht über fast kein Auge zu. Der Assistenzarzt, der am Abend revidirte, hatte, als er meinen Puls fühlte, bedenklich den Kopf geschüttelt.

Schon um fünf Uhr sprang ich aus dem Bett, steckte den Kopf in kaltes Wasser, kleidete mich an und ging in den kleinen Garten in die Morgenfrische. Die Sonne stand am fast wolkenlosen Himmel, eine leichte Brise wehte, frischer Pflanzen- und Erdgeruch, vermischt mit dem Salzduft, der vom Fjord herüberdrang, stieg zum Himmel. Aber meinen Kopf kühlen, meinen Puls beruhigen, konnte dies alles nicht, sondern nur eine gute Nachricht.

Nach vier tödlich bangen Stunden trat Sennwitz bei mir ein.

„Nun, Sennwitz, schnell!“ rief ich, jede Verstellung beiseite lassend, „wie steht es, haben Sie Ellen — Fräulein Gaard gesehen?“

„Ich muß meinen, approximativ nein, Herr Lieutenant!“

„Nein? Ist sie krank?“

„Weiß nicht, Herr Lieutenant! Lassen Sie mich berichten!“

„Nun gut, so berichten Sie,“ sagte ich, mich besinnend, „aber setzen Sie sich.“ Sennwitz that dies und begann seinen Bericht. Ich glaubte zugleich zu bemerken, daß er ihn absichtlich bedächtig erstattete, und böse Ahnungen stiegen in mir auf.

„Ich nahm Urlaub vom Herrn Hauptmann und nahm mir den Muschalle mit. Einen Wagen trieb ich auf und war um acht Uhr auf der Höhe bei Svendstrup. Dort befahl ich dem Kutscher, zu halten, ließ den Muschalle dabei und ging direkt auf das Pastorshaus zu. Es dunkelte schon. Ich tournire mich so bis an die Ecke des Knickes, biege den Rotdornbusch beiseite und sehe in den Garten. Aber da ist kein Mensch. Dann avancire ich längs der Hecke bis nahe an den Giebel des Hauses. Kein Fenster erleuchtet. Ich embrassire allmälich das ganze Haus. Alle Fenster mit Läden geschlossen. Alles totenstill. Ich placire mich ins Heidekraut und beobachte das Haus, meinen Standpunkt wechselnd, von allen Seiten. — Dieselbe Geschichte. — Ich muß meinen, daß das Haus approximativ verlassen sei. Endlich, nach guten zwei Stunden, es war elf Uhr geworden, reißt mir die Geduld. Ich schleiche mich heran bis an ein Fenster dicht an der Thür und will eben klopfen. Da höre ich Schritte und Kichern im Innern — gleich darauf Lichtschein — ich drücke mich tief in den Epheu. Die Thür öffnete sich. Ich sehe das schönste Abschiedsporträt — leider war's nur die Trine, die Magd — der Herr Lieutenant wissen — die zärtlichen Abschied von einem mir wohlbekannten Burschen aus dem Dorfe nahm. Ich bin mäuschenstill. Endlich trennen sie sich. Der Jens geht raschen Schrittes dem Dorfe zu — sie sieht ihm nach — dann geht sie nach dem Brunnen — ich stelle mich hinter die Thür; als sie mit ihrem Kruge zurückkommt, trete ich vor. Herr Gott, war das Mädel erschrocken! Wenn der Wind nicht gerade vom Dorfe konträr abstand, hätte der Jens ihren Schrei gehört. Aber ich sehe, der Herr Lieutenant werden schon ungeduldig, und so will ich mich kurz rektifiziren. Es gelang mir also, sie zu beruhigen und das Notwendigste aus ihr heraus zu experimentiren. Und das war nicht leicht, Herr Lieutenant, da das Mädchen kein Wort deutsch versteht und ich nur ein paar dänische Brocken. Aber die Sache ist so: Gleich nach Entlassung des Pastors aus der Haft hat es erregte Gespräche im Hause gegeben. Fräulein Ellen hat sehr bleich ausgesehen und verweinte Augen gehabt. Gestern am Morgen ist nun die ganze Familie, die Jomfru eingeschlossen, abgereist. Nur die Trine blieb im Hause zurück.“

„Abgereist!“ rief ich. „Wohin abgereist?“

„Das wußte das Mädchen nicht, oder wollte es nicht wissen. Ich untersuchte aber die Wagenspuren und den Hufschlag. Es war die Richtung nach Süden, nach Aarhus.“

„Und Ellen?“ rief ich in höchster Erregung.

„Die Trine wußte nur, daß das Fräulein von ihrem Bruder, dem Pastor, zum Wagen geführt worden ist, daß sie heftig geweint hat und kaum gehen konnte. Das ist alles, Herr Lieutenant.“

Der brave Unteroffizier mußte wohl auf meinem Gesicht den Eindruck seiner Nachricht lesen, denn in der That — ich hatte das Gefühl, als wenn ich den dänischen Kolbenschlag noch einmal erhalten hätte. Ich reichte ihm die Hand, ließ mir das Versprechen vollständigen Stillschweigens geben und entließ ihn.

Den Zustand, in den ich mich versetzt sah, will ich nicht weiter schildern. Jeder, der sich einmal im Leben in goldenen Träumen gewiegt und plötzlich durch einen vernichtenden Schlag der rauhen Wirklichkeit aufgeschreckt wird, wird ihn sich ausmalen können, andere nicht. — Aber ein flammendes Wutgefühl überwog in mir alle anderen Regungen — Wut gegen den Pfaffen, wie ich ihn nannte, der mir mein Liebstes entführt und Ellen unglücklich gemacht hatte.

Ich wollte auf der Stelle zum Obersten, wollte ihm die Sache klarlegen, wollte selbst in der Richtung nach Aarhus aufbrechen, zuvor Nachforschungen in Svendstrup anstellen — einen festen Gedanken, einen bestimmten Plan hatte ich nicht — nur etwas thun, handeln — wie, würde sich finden. — Ich rief meinen Burschen, hieß ihn, mir beim Ankleiden behilflich sein.

„Der Herr Lieutenant wollen ausgehen?“ fragte der Bursche verwundert.

„Allerdings,“ erwiderte ich, „und zwar sehr schnell.“

Ich kleidete mich in fieberhafter Eile an; in meinem Kopfe hämmerte es gewaltig, mir schwindelte; hin und wieder war es mir, als ob ich erstickte, und dann mußte ich zwei oder drei Atemzüge kurz hintereinander thun. Eben war ich fertig, und der Bursche reichte mir die Handschuhe, als der Oberstabsarzt Beffelmann bei mir eintrat.

„Holla, nun, was haben Sie denn? Angekleidet? Wollen ausgehen? Degen angesteckt! Nein, mein Verehrter, so geht das nicht. Sie vergessen, wie mir scheint, daß Sie nach den Dienstvorschriften gar nicht ausgehen dürfen, so lange Sie als Rekonvaleszent nicht Erlaubnis haben, und dann, daß ich meine Zustimmung nicht geben kann. Ihr Zustand duldet nur den ruhigen Aufenthalt im Freien, kein Bewegen in den Straßen und so weiter.“

„Herr Oberstabsarzt,“ erwiderte ich, indem ich meinem Burschen winkte, sich zu entfernen, „hindern Sie mich nicht an diesem Ausgange. Es handelt sich für mich um Wichtiges, um Unaufschiebbares.“

„So, so! Verehrter Freund, es gibt nichts Wichtigeres als die Gesundheit. Verstehen Sie mich,“ fuhr er mit Nachdruck fort. „Es steht für Sie viel auf dem Spiel; lasse ich Sie jetzt hinaus, so — nun, so stehe ich für nichts. Warum sollte ich es Ihnen nicht sagen? Was wollen Sie denn machen, was können Sie nützen, welches Los wollen Sie einem Mädchen an Ihrer Seite bereiten, wenn Sie ein Krüppel werden?“

„Ein Krüppel?“

„Nun ja, ein Krüppel. Es gibt noch schlimmere Krüppelei als der Verlust eines Armes oder eines Beines. Sehen Sie, von hier“ — er deutete auf seine Stirn — „von hier geht alles aus, alles! Von hier!“ wiederholte er nachdrücklich.

Ich glaubte ihn zu verstehen, mir wurde kalt. „Und doch muß ich,“ murmelte ich, „kann nicht anders.“

„Müssen! Müssen!“ sagte der Doktor, indem er meinen Arm nahm, mich nach dem Lehnstuhl führte und in denselben niederdrückte. „Was Sie thun wollen, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß Sie jetzt ruhig sein müssen. Das ist Ihr Müssen, nichts weiter! Ich kann mir wohl denken, um was es sich handelt, doch das alles geht mich nichts an! Ich weiß nur, daß Sie jetzt auf keinen Fall ausgehen dürfen.“

„Auf keinen Fall, Doktor?“ rief ich aufbrausend. „Wissen Sie, daß ich mir in solchen Angelegenheiten nicht hereinsprechen lasse?“

„Mein lieber Herr Premier,“ antwortete der Doktor ruhig, aber ernst, „ich thue dies auch nur, so lange Sie krank sind! Oder meinen Sie etwa, daß Sie gesund sind?“

Das schmerzhafte Hämmern in meinem Kopf sprach zu laut dagegen. Ich antwortete nichts.

„Solche Verwundung erfordert lange körperliche und geistige Ruhe. Halten Sie die, werden Sie gesund, wenn nicht —. Und jetzt bitte ich Sie um Ueberlegung, Aufschub Ihres Schrittes von einigen Stunden. Das weitere wird sich finden.“

Das ruhige, freundliche und doch entschiedene Wesen des Arztes, die Aussicht, welche er mir in der Zukunft gezeigt hatte, vor allem aber der sich einstellende heftige, körperliche Schmerz hatten meinen Widerstand besiegt.

„Es sei,“ sagte ich matt. „Ich will einige Stunden warten.“

„So sind Sie vernünftig.“

Der Oberstabsarzt ging. Ich warf mich knirschend auf mein Bett. Ich dachte gar nichts. Ich fühlte eine unendliche Leere und die öde Verzweiflung, zur Ohnmacht verdammt zu sein; ich kam mir vor wie ein auf den Wogen des Meeres treibendes, des Steuers und der Segel beraubtes Wrack, und wenn ich den Kopf hob und mich aufraffen wollte, dann erinnerte mich der schwere, schmerzende Hammerschlag in meinem Kopf an meinen Zustand, meine Schwäche.

So lag ich wohl eine Stunde. Ein Lazaretgehilfe machte mir die kühlen Umschläge um den Kopf, die der Oberstabsarzt verordnet hatte.

Nach einer Stunde trat mein Bursche ein. „Herr Lieutenant, ein Mann vom Regiment hat einen Brief für Sie.“

Das kam von ihr. Es konnte nicht anders sein. Wie der Blitz sprang ich auf. „Herein mit ihm!“

Ein Füsilier erschien auf der Schwelle im Marschanzuge.

„Was bringen Sie?“

„Aus dem Lazaret in Aarhus zum Regiment zurück,“ meldete der Mann militärisch, indem er mir die linke Hand mit einem Brief entgegenstreckte.

Ich riß den Umschlag ab. Der Brief war mit Bleistift geschrieben in flüchtiger Schrift. Ich winkte meinem Burschen, abzutreten, wandte mich zum Fenster, kehrte dem Soldaten den Rücken und las — mein Herz schlug zum Zerspringen.

Der Brief lautete:

„Aarhus, 3./8. 1864.

Teuerster! Mein Bruder hat ganz anders gehandelt, als wir es uns dachten, als ich es so heiß mit allen Kräften meines Seins vom Himmel erflehte. Was ich für meine Pflicht hielt, Dich im Lazaret zu besuchen, zu pflegen, betrachtete er als eine Verirrung, einen Fehltritt. Bei seiner Entlassung aus der Gefangenschaft in Hobro hat man mich und Dich verleumdet — er kam schon ganz erbittert in Svendstrup an. — Verzeih, wenn dieser Brief nicht klar ist — meine Gedanken sind verwirrt, und ich habe nur eine kurze Spanne Zeit zum Schreiben. O, möchte er in Deine Hände kommen! — ‚Ich bin ihm keinen Dank schuldig‘, donnerte mein Bruder meinem Flehen und meinen Vorstellungen entgegen, ‚wollte der Himmel, daß er tot zu Deinen Füßen niedergestreckt worden wäre, Du Ehrvergessene!‘

Drei Tage habe ich gekämpft — endlich wich ich der Gewalt.

Wärst Du mir nahe gewesen, in Kraft und Gesundheit — ja, ich hätte Dir alles geopfert, alles, hörst Du! Ich wäre mit Dir gegangen bis ans Ende der Welt — jetzt aber bin ich gebrochen. In einer Stunde gehen wir an Bord — ich weiß nicht, wohin er mich bringt. Meine Kraft ist zu Ende. Sei frei, sei glücklich, diene Deinem Lande wie bisher! Der Haß der Nationen, der Krieg hat uns zusammengeführt — er trennt uns auch wieder. Mein Lieben reicht über den Haß hinaus, aber das Geschick will es nicht. Forsche nicht nach mir! Fahr wohl! Fahr wohl!“

Ich biß die Zähne aufeinander und wandte mich zu dem Soldaten. „Und wer gab Ihnen diesen Brief?“

„Här Leitnam,“ erwiderte der biedere Schlesier, „iech koan weider nischte nich soagen — iech stund halt am Bullwerk, un der scheene Dampfer ‚Dania‘ sullde groade abgihn. Uf ämoal tippt miech woas uf de Achsel, un eene scheene, blasse junge Dame stieht vor mer, und se thut mer doas Briefel in de Hoand drücken un spricht: ‚Bitte,‘ spricht se darzune, ‚anen Leitnam Günther.‘ Un dann kummt a Här — a grußer Moan war's gewesen, un führt se ufs Schief.“

„Und wohin ging das Schiff?“

„Su viel als iech kunde hieren, na Kupenhagen, Här Leitnam!“

„Meinen Dank! Und hier etwas!“

Digitized by Google

„O, bitte, Här Leitnam! Um doas dorfor thoat iech's nich," sagte der Mann, indem er Kehrt machte und das Zimmer verließ.

Merkwürdiges Ding, der Mensch! Dieser Brief vermehrte nicht meine Aufgeregtheit, sondern warf mich in einen Zustand der Apathie, den ich nicht beschreiben kann. Nach den Schwankungen und Aufregungen der letzten Tage stand ich vor einer Thatsache, die neue Ueberlegung und neues Handeln erforderte. Zu beidem fühlte ich mich aber augenblicklich unfähig, und so verharrte ich denn mehrere Stunden, nur auf den nicht ruhenden Hammer in meinem Kopfe lauschend.

Es war etwa neun Uhr, als der Oberstabsarzt Beffelmann mit einer Depesche in der Hand bei mir eintrat.

„Hier bringe ich etwas, das Sie besonders interessiren wird. Ein soeben eingegangener Befehl des Oberkommandos besagt, daß das hiesige Lazaret sofort von allen transportablen Kranken zu räumen ist — da sind Sie, Herr Premier, dann morgen auch dabei."

„Und wohin gehen wir?" fragte ich.

„Nun, vorläufig nach Aarhus!"

„Nach Aarhus, gut!" Mich durchzuckte der Gedanke, daß ich dort wohl am leichtesten Nachforschungen nach Ellen Gaard anstellen können würde.

„Es ist mir lieb, daß Sie so ruhig sind; à la guerre comme à la guerre! Sollen morgen einen schönen Federwagen haben. Nun nehmen Sie das."

Er mischte mir selbst eine Medizin. Nachdem mich mein Bursche zu Bett gebracht hatte, sank ich alsbald in tiefen Schlaf.

Am nächsten Morgen war der Hammerpuls im Kopf verschwunden. Mein erster Gedanke war Ellen Gaard. Ich glaubte, sie müsse bei mir eintreten, ich würde ihren leichten Schritt, ihre Stimme hören, ihr duftiges Haar flimmern sehen. Dann erst fielen mir mit Zentnerschwere die gestrigen Nachrichten aufs Herz. Aber nun galt es kein Besinnen. Mein Bursche hatte gepackt. Der Wagen hielt vor der Thür — der gute Oberstabsarzt drückte mir die Hand. Der Wagen rückte an und das freundliche Städtchen am blau schimmernden Fjord mit den bewaldeten Abhängen, wo ich so Wunderbares erlebt hatte, lag hinter mir.

*

Es war zu Anfang des Jahres 1866. Alle Nachforschungen, die ich noch während meines Aufenthaltes in Jütland angestellt, waren vergeblich, alle Briefe, die ich an Ellen und auch an den Pastor abgesandt hatte, waren unbeantwortet geblieben.

Ein Jahr noch hatte ich der äußersten Schonung bedurft, um mich wieder herzustellen. Ein sechsmonatlicher Aufenthalt in einem Kurort der Schweiz hatte endlich vollständige Heilung bewirkt. Ich vermochte wieder den Helm zu tragen, Märsche auszuhalten, zu Pferde zu steigen. So trat ich in den Dienst mit neuer Lust und Liebe zur Sache ein.

Schon im Sommer 1865 wäre es fast zum Kriege zwischen Oesterreich und Preußen gekommen. — Im Januar 1866 fing das Verhältnis zwischen beiden Staaten sich wieder zu verschlechtern an.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte ich der Entwicklung der Dinge. Meine einzige Besorgnis war, Preußen könnte abermals zurückweichen, und ich jubelte laut auf, als unter Bismarcks Leitung die preußische Politik den Weg der Ehre und der That beschritt.

Ich war bei der Armee des Kronprinzen. Bald rollten die Donner rings um das Böhmerland, und herein brachen wir wie zu den Zeiten des großen Friedrich. In sieben Tagen fielen jene Schläge, gekrönt von der mächtigen Schlacht bei Königgrätz, welche den Krieg entschieden. Schon im September kehrten wir von unserem Siegesfluge aus dem Marchfelde in unsere Garnisonen zurück. Mir hatte das Glück wohl gewollt. Ein Kriegsorden schmückte meine Brust. Anfang 1867 wurde ich zum Hauptmann befördert. — Wie ein Märchen aus alter Heldenzeit war alles an uns vorbeigerauscht.

Alle diese Erfolge der preußischen Politik und des Waffenglücks, die Erkenntnis, welche Männer wir an der Spitze hatten, die Bewährung unserer Kraft, die Anerkennung Europas wirkten begeisternd auf den Patrioten ein, die persönlichen Erlebnisse des Soldaten hatten das innere und äußere Leben beeinflußt.

Und dennoch — ich kann es kurz und bündig sagen — war das Bild jener Mädchengestalt im Norden, so oft es auch vor der Gewalt der Ereignisse zu erblassen schien, mir immer wieder in neuer Frische und mit dem alten Zauber vors Auge getreten.

Immer wieder faßte ich dann den Entschluß, selbst nach dem alten Schauplatz im Norden zu eilen, um noch einmal zu forschen, sie zu finden und sie nicht mehr loszulassen.

Die lebhafte Bewegung in der Armee nach dem Feldzuge, die Neubildung von Truppen nach der Einverleibung mehrerer deutscher Staaten in Preußen und die daraus auch für den Einzelnen erwachsenden Pflichten aller Art, meine Versetzung zu einem andern Regiment verzögerten die Ausführung. Außerdem sagte ich mir oft: Deine Schritte werden ohne Erfolg sein. Der Eisenkopf wird dich abweisen, und wird sie ohne seine Einwilligung mit dir gehen?

So war der 25. Juni 1867 herangekommen, und als ich mich abends in meinem Zimmer allein befand, da stieg mit seltener Lebendigkeit das Bild jener Nacht vor mir auf, in der vor drei Jahren dort oben auf der jütländischen Heide der junge Erik Brink den Tod von den Händen meiner Leute fand. Ich öffnete meine Brieftasche. Zwischen zwei Blättern gepreßt lag da noch eine jener Rosen, die sie mir damals sandte. Ihr Duft war noch nicht verflogen. Er ließ sie erscheinen in ihrer Lieblichkeit, ihrer Würde vor dem General, ihrer hingebenden und sinnbethörenden Liebe im Lazaret in dem kleinen dänischen Städtchen.

„Es sei," rief ich aus, „morgen Urlaub und reisen!" Da tönte schrill meine Klingel. Der Briefträger trat ein.

„Hier ist ein Brief, Herr Hauptmann, der schon weit gewandert ist. Sehen Sie!"

Der Brief war nach Berlin adressirt und dann, den Truppenbewegungen und meinen Versetzungen folgend, in sieben bis acht deutschen Städten herumgewandert. Ich riß das Couvert auf und sah eine schwer lesbare, zitterige Handschrift, die mir gänzlich unbekannt schien. Die ersten Sätze aber klärten mich auf, von wem der Brief kam. Er lautete:

„Svendstrup, den 15. Mai 1867.

Geehrter Herr! Wenn der Mensch sich kurz vor seinem Ende befindet, dann schickt der Herr ihm oft das Licht. So ist es auch mir ergangen. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen manchmal hier sagte: Das Gottesurteil zwischen Ihrem und meinem Volke ist noch nicht gesprochen. Und, offen gesagt, ich hatte meine Hoffnung darauf gesetzt, daß unsere Besieger sich um die Beute gegenseitig zerfleischen würden. Doch seitdem es euch vergönnt war, eure Feinde so wunderbar und schnell zu besiegen wie dort in Böhmen, da ist mir der Gedanke aufgestiegen — und ich glaube an ihn — daß dieser euer Sieg auch der Entscheid für mein kleines Volk war.

Und dies hat mich wieder zum Nachdenken darüber gebracht, ob ich wohl recht that, die Liebe zweier Menschen aus nationalem Stolz und Haß zu zertreten und Ellen — elend zu machen. Seit sechs Monaten winde ich mich auf meinem Lager in einer furchtbaren Krankheit, bösartigen inneren Geschwüren, die mir der Herr geschickt hat. Und täglich tönt es in meinem Innern wieder: Unsere Mutter hat dich zu Ellens Vater gemacht — hast du väterlich an ihr gehandelt? — Ich zwang sie damals, Svendstrup zu verlassen. Ich brachte sie nach Norwegen zu entfernten Verwandten. Ich sandte Ihnen Ihre Briefe zurück.

Sie gehorchte mir — aber ich sehe sie dahinwelken, weil sie den Feind meines Landes nun einmal im Herzen trägt. Dies Bild ihres Leidens, es stellt sich vor den Tod meines Eriks, des Jünglings, den ich wie einen Sohn geliebt habe — und außerdem muß ich mir ja sagen — Sie thaten nur Ihre Pflicht. — So peinigt mich neben meinen körperlichen Schmerzen unaufhörlich mein Gewissen. Und als ich gestern nacht aus elendem Schlummer auffuhr und Ellen an meinem Lager wachen sah, und — genug! — Da kam mir die Erleuchtung. Sie thut mir Gutes, mir, hallte es in meinem Innern wieder, mir, der ihr so viel Leid zufügte. Ich schloß sie zum erstenmal seit jener Zeit wieder an mein Herz, und mein Entschluß war gefaßt. Ich will nicht so vor Gottes Richterstuhl treten. Und so frage ich Sie denn: lieben Sie Ellen noch? Dann will ich sie Ihnen geben, kommen Sie schnell. — Haben Sie Ellen vergessen, so antworten Sie nicht. Ellen weiß nicht von meinem Schritt. — Ich kann nicht weiter — ich nehme im Geist Ihre Hand. John Gaard."

Ich war tief erschüttert. Ich sah nicht mehr den stolzen hochfahrenden Patrioten, ich sah nur den sterbenden Menschen und neben ihm Ellen.

In einem Nu war ich im Waffenrock. „Schärpe, Handschuhe, Helm," rief ich dem Burschen zu — die Treppe herunter und auf die Straße.

Da kam mir im Rollstuhl Stangenheim entgegen. Bei Königgrätz hatte ihm eine Granate das Bein zerschmettert, und eine Gewehrkugel den linken Arm gelähmt.

„Ah, Günther, lieber Kerl," rief er ganz im alten Ton, „gut, daß ich Dich noch erwische! Wollte mich gerade zu Dir hinaufhissen lassen. — Was, am späten Abend in Pickelhaube und Bauchbinde! Alter Freund, Du übernimmst Dich im Dienst."

„Stangenheim," erwiderte ich, „wie freue ich mich! Wo hat Dich das Schicksal hingeführt, seit Du dort liegen bliebst?"

„In die Hände der verschiedensten Pflasterkasten, lieber Günther, aber sie haben mir alle nichts nützen können, und dies Bein schnitten sie mir brevi manu, würde unser alter Oberst von 1864 sagen, baldigst ab. Nun bin ich auch hierher versetzt, aber in einigen Tagen wird man mir den Abschied geben. — Der angenehmste Ort, wo ich inzwischen gewesen, war Wiesbaden — das Jeu wird übrigens dort aufgehoben werden. Noch dieses Jahr! Verstehe das nicht recht, warum wir dort die Tugendhaften spielen. Bismarck wird ja wohl seine Gründe haben. Was die Mädchen anbetrifft, so waren sie ja recht nett gegen uns, sogar die annektirten in Wiesbaden, wo sie —"

„Stangenheim," unterbrach ich ihn, „nimm es mir diesmal nicht übel, aber ich bin sehr eilig. Ich muß schleunigst eine Reise antreten. Vorläufig leb' wohl, alter Freund! Laß Dich umarmen. Wie leid thut es mir, Dich —"

„Sprich nicht weiter, Günther! Es würde mir ans Leben gehen, den blauen Rock auszuziehen" — er fuhr einen Augenblick mit der Hand über die Augen — „aber da es deshalb sein muß, weil ich geblutet habe für einen solchen König und die Größe unseres alten Preußen an einem solchen Tage, deshalb ertrage ich es und muß mich damit trösten."

Er wies auf den Kriegsorden, den er für sein Verhalten bei Königgrätz trug. „Aber, was mich bekümmert, das ist, daß ihr einmal werdet den Franzmann klopfen, und dann kann der Krüppel nicht dabei sein."

„Leb' wohl," sagte ich, „Du hast das Deinige brav gethan."

„Leb' wohl!"

Wir drückten uns die Hand.

„Günther," rief er, nachdem ich kaum einige Schritte gemacht hatte.

„Was noch, alter Freund?"

Er winkte dem Soldaten, der seinen Rollstuhl schob, beiseite zu treten.

„Aha," sagte ich, „ich glaube, wir haben wieder einmal kein Geld?"

„Du hast Dich immer durch Scharfsinn und Divinationsvermögen ausgezeichnet," erwiderte er.

„Nun gut! Wo wohnst Du?"

„Halbdorfstraße fünfzehn."

„Schön, heute abend, ehe ich abreise!"

„Danke, danke!"

Ich ging und mußte, ungeachtet Herz und Sinn von einem ganz andern Gegenstande erfüllt waren, doch einen Augenblick über das Problem nachdenken, wie sich so tiefe, wahre Empfindung mit so viel Oberflächlichkeit und Leichtsinn in einer Person vereinigen konnten.

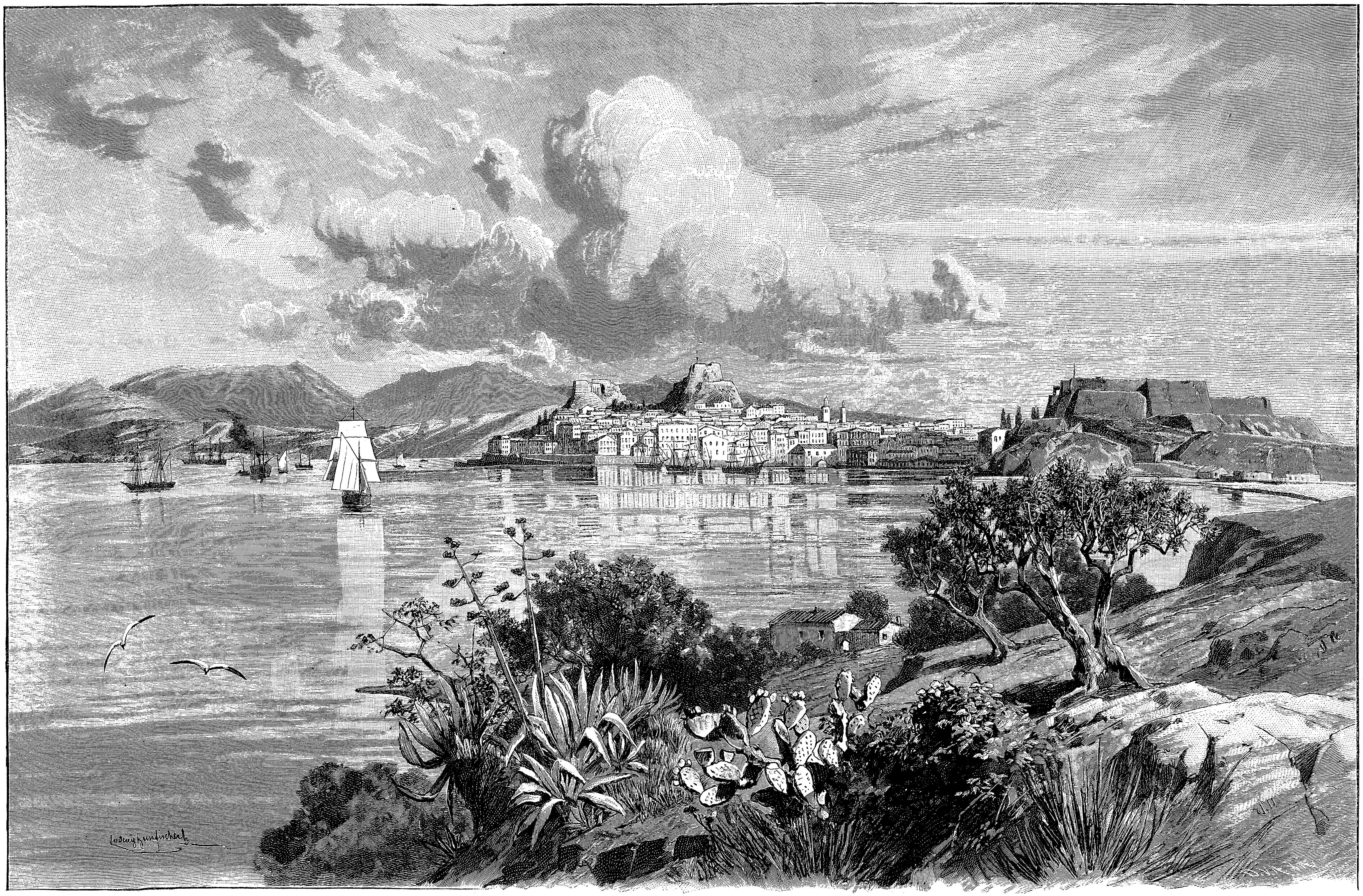
*

Am nächsten Morgen saß ich auf der Eisenbahn. Um Mitternacht erreichte ich Hamburg. Da lag sie im Mondenschein vor mir, die alte, stolze Stadt — nun auch durch unsere Waffen auf die Bahn zur Einigung des Vaterlandes geführt — wieder ging

Digitized by Google

K. Tchonmakoff: Anmut.

Digitized by Google



Ansicht von Korfu. Originalzeichnung von Ludwig Hans Fischer.

Digitized by Google

es durch Altona, durch die holsteinischen Gauen, nunmehr preußisches Land, nach Rendsburg, über die Eider, nach Schleswig hinein; über die alten Schlachtfelder weiter gen Norden. In Rothekrug bestieg ich die Post.

An der Grenze, in Kolding, verlangte man meinen Paß. Der revidirende Beamte musterte mich schweigend und flüsterte dann mit seinem Kollegen. Aber er gab mir meinen Paß mit einer kurzen Verbeugung zurück. Er hatte mich ohne Zweifel als preußischen Offizier erkannt.

Welche Erinnerungen stiegen in mir auf, als ich über das buchenbekränzte Veile, über das meerumspülte Aarhuus den Weg verfolgte, auf dem damals die Oesterreicher unsere Verbündeten gewesen waren, über die wir zwei Jahre später unseren bis dahin schönsten Sieg erfochten.

In Randers ließ ich mein Gepäck in einem Gasthofe zurück, da mir daran lag, möglichst unbemerkt in Svendstrup einzutreffen, und fuhr sodann bis auf eine Viertelmeile an Svendstrup heran, wo ich den Wagen zum Erstaunen des Kutschers ablohnte.

Die rotschimmernde Heide lag vor mir. Zu meiner Rechten glänzte der Fjord herüber, über dessen waldige Abhänge ich hinwegsah. In der Ferne ragte das Hünengrab, in dessen Nähe Erik Brink gefallen war; ja sogar die kahle Kiefer, unter welcher seine Leiche damals lag, war, sich scharf von dem blauen, sonnigen Himmel abhebend, sichtbar. Etwas links von mir tauchte die äußerste Spitze des weißen Kirchturms von Svendstrup auf, und der Gipfel der Buchengruppe am Pastorshause war genau zu unterscheiden. Alles so wie damals, als wir hier als Ueberwinder im Lande standen — aber jetzt kein Waffenblitzen, kein Werdaruf!

Ich setzte meinen Stab vorwärts, als mir ein Briefbote entgegenkam.

Ich sagte ihm auf dänisch guten Tag und frug: „Sie kommen aus Svendstrup, vom Pfarrhause? Wie geht es dem Pfarrer?"

„Den Pfarrer begräbt man soeben, dort drüben in der Kirche. Far well!"

Ich stand wie angewurzelt. Also zu spät!

Es zog mich dahin, wo sie seine Leiche einsenkten. Unwillkürlich richtete ich meine Schritte quer über die Heide nach dem Dorfe.

Kaum aber hatte ich eine kurze Strecke zurückgelegt, als ich auf dem Wege vom Dorfe zum Pastorshause einige Wagen in scharfem Trabe fahren sah und daraus schloß, daß die Trauerfeierlichkeit zu Ende sei.

Ich war entschlossen, sofort Ellen zu sprechen, womöglich, ehe ich einem andern Mitgliede der Familie zu Gesicht kam. Ich schlug also schnell den Weg zum Pastorshause ein, näherte mich dem Knick, welcher den Garten einfaßt, ging an der Hecke entlang und trat durch die kleine Pforte ein. Es war mir, als würde ich sie zuerst an dem Ort finden, der so bedeutungsvoll für unsere Liebe war. Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht.

Dort auf der Bank am Rotdorn und dem weißen Rosenstrauch saß Ellen Gaard, den Kopf in die rechte Hand gestützt.

Ich ging leise näher. Dann stand ich wieder still und betrachtete sie mit dem unsagbaren Wonnegefühl nahe bevorstehenden Glückes, aber auch mit Zweifel und Bangen, ob jetzt noch eine feindliche Gewalt zwischen uns treten könnte.

Ellen war bleich. Die verflossenen drei Jahre hatten ihr Gesicht vergeistigt; ihre Züge traten etwas schärfer hervor, aber der Kummer hatte nicht vermocht, ihnen ihre Lieblichkeit zu rauben. Einige durch den Rotdorn fallende Sonnenstrahlen spielten auf ihrem rötlich blonden Haar. Nie war sie mir so herrlich, so begehrenswert für Herz und Sinn zugleich erschienen. — Schnell schritt ich nun auf sie zu — sie schrak zusammen und erhob ihr Haupt.

Einen Augenblick erkannte sie mich im bürgerlichen Kleide nicht. Doch nur einen Augenblick — dann ein Schrei, in dem sich alles mischte, was sie empfand: „Günther!" Und ich war bei ihr und fing die Bebende in meinen Armen auf. Ihr Haupt ruhte auf meiner Schulter, ich küßte ihre Haare; dann erhob sie ihr verschleiertes Auge zu mir, unsere Lippen fanden sich.

„Also Du kamst doch," hauchte sie endlich, sich meinen Armen entwindend. „Du willst mich wirklich noch, mich, die Verlassene, Arme? Aber weißt Du, welchen Tag Du wähltest? Mein Bruder —"

„Alles weiß ich! Ich hörte es — dort auf der Heide!"

„Mein Gott, mein Bruder!" Sie legte beide Hände vor die Augen. „Weißt Du, wann er starb? In der Nacht vom 25. zum 26. Juni, in jener Nacht waren es drei Jahre, daß —"

„Ich weiß, in der Nacht." Ich deutete in der Richtung auf das Hünengrab.

Sie nickte schmerzlich.

„Ach, gab der Himmel nicht ein Zeichen damit, daß es nicht sein sollte zwischen uns beiden? O, daß er noch lebte, daß er verzeihen könnte, daß er uns die Hand reichen und segnen könnte! Aber nein — ach nein! Er würde es nicht gethan haben, er —"

„Und doch, Ellen," rief ich, sie aufs neue an mein Herz ziehend, „er hat es gethan! Hier lies diesen Brief. Ich erhielt ihn zur selben Stunde, als Dein Bruder starb."

Sie las — drückte den Brief an ihre Lippen und blickte dankend zum Himmel auf. „Das also war's," sprach sie leise, „als er in seiner Todesstunde unruhig immer wieder frug, ob nichts für ihn angekommen; als er mir endlich etwas sagen wollte, aber die Stimme ihm nicht mehr gehorchte. Das also war's!" Dann reichte sie mir beide Hände.

„Ich gehe mit Dir, mit dem Deutschen. Wie weh' mir's thut, zu scheiden von meinem Heimatlande — sie werden sich vielleicht von mir wenden, die Gespielinnen meiner Kindheit, aber Dir muß ich folgen. Liebe ist nun Pflicht. Und wolltest Du auch von mir gehen, ich würde Dich nicht lassen."

*

Drei Monate später kam ich mit meiner verheirateten Schwester, um Ellen Gaard nach Deutschland zu führen. Thränen flossen, aber die gute Pastorin verweigerte uns, nachdem sie den Brief ihres verstorbenen Mannes gelesen, nicht ihren Segen, und die Kinder brachten der Braut einen Kranz von weißen Rosen und Rotdorn. Im Hause meiner Schwester im alten Breslau wurde unsere Hochzeit gefeiert.

Stangenheim, der eine Stelle als Postmeister erhalten und, wie er mir versicherte, nun wirklich dem Jeu entsagt hatte, war Brautführer, und auch Sennwitz, jetzt Feldwebel, war nicht vergessen. Und Stangenheim brachte in ganz leidlichen Reimen einen Toast aus auf die „Kriegsblume", die ich auf Feindeserde gepflückt.

„Ich muß meinen, der Herr Hauptmann haben einen sehr guten coup d'Etat gemacht," sagte Sennwitz, als ich mit ihm anstieß.

„De main, Sennwitz!" verbesserte Stangenheim.

„Sehr wohl, Herr Postmeister," erwiderte Sennwitz, „aber ich glaube, ohne mich — damals der Wagen —" und er verschluckte seine weitere Aeußerung unter einem vielsagenden Blinzeln.

An Ellen hatte sich zugleich mit ihrem Glück das heitere unbefangene Wesen entfaltet, das ich schon einmal, während jener kurzen Zeit der Waffenruhe, in der Gartenecke am Rotdorn, kennen gelernt hatte. Und als wir am Abend allein waren, und ich meine junge errötende Gattin in die Arme schloß, da flüsterte sie: „Muß denn der Preuße alles haben?"

„Ja, alles," erwiderte ich.

*

Und Ellen, die einen Deutschen geheiratet hatte, setzte ihren Stolz darein, auch eine gute Deutsche zu sein. Auch eine gute Offiziersfrau war sie, und zwar im besten Sinne.

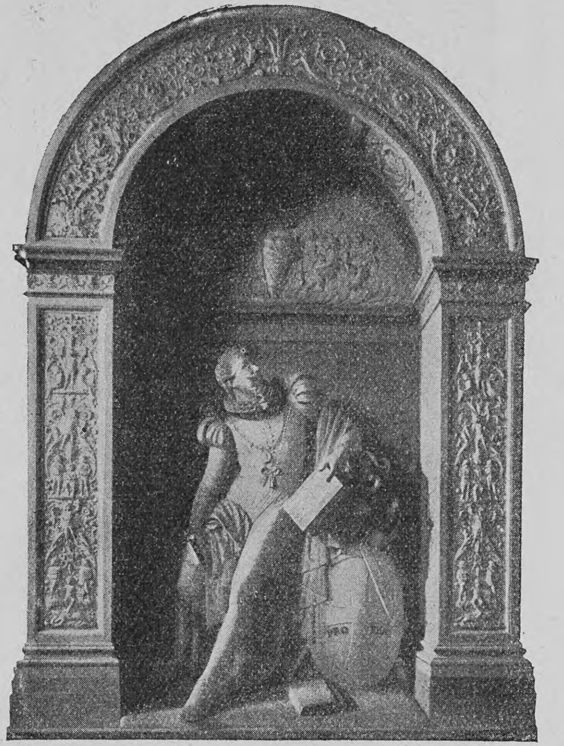
Mit überraschender Schnelligkeit fand sie sich in die ihr fremden Verhältnisse des deutschen Offiziersstandes, und als nun das lange, drohende Ungewitter im Westen losbrach und ich nach dem Tage von Vionville verwundet in Pont-à-Mousson darniederlag, da war sie die erste von allen Damen des Regiments, die in dem überfüllten Lazaret dort erschien. In dem Wirrsal und der Bedrängnis des großen Krieges war sie dieselbe tröstende und helfende Lichtgestalt wie damals 1864 in ihrem Lande. Und so teilte sie, als ich abermals genesen war, auch ferner mein Los und mein Geschick in guten und bösen Tagen als die treue Hüterin unserer Kinder, die Sonne unseres bescheidenen Heims. — Und wenn einmal trübe Wolken über uns aufsteigen, dann singt sie mir dänische und deutsche Volkslieder und auch die Ballade vom Rotdorn und der weißen Rose.

Torquato Tasso.

Zum dreihundertsten Jahrestag seines Todes.

Im ganzen weiten Gebiete der Weltliteratur wird man vielleicht keinen großen Dichter finden, der so glücklich wie Goethe, keinen, der so unglücklich wie Tasso gelebt hat. Der Deutsche stets in gesichertem, festbegründetem Berufe wurzelnd, ohne Nahrungssorgen, bis ins höchste Alter gesund und das Leben edel genießend; der Italiener, stets in Not und Sorgen, geistig und körperlich leidend, wie ein verscheuchter Vogel von einem Ende Italiens zum andern herumflatternd, ohne ein ruhiges, behagliches Nest zu finden, bis er mit gebrochenen Flügeln unter fremdem Dache seine müde, kranke Seele aushauchte, um im Grabe die Ruhe zu finden, die ihm im Leben nicht gegönnt war.

Und wie die Schicksale waren auch die Charaktere verschieden; ja, es waren vielleicht am meisten diese, welche die Verschiedenheit jener verursachten. Goethe, ein fester, männ-



Tasso-Denkmal in der Kirche S. Onofrio.

licher Charakter, seines Wertes sich voll bewußt und daher vom Urteile anderer unabhängig; Tasso, ein großes, poetisches Talent, aber kein Charakter, obwohl von Kindheit an im Strom der Welt herumgetrieben. Bald sich unterschätzend, bald sich überschätzend, stets auf das Urteil anderer horchend, und für jeden Tadel krankhaft empfindlich; heute verschmähend, was er gestern erstrebt, morgen sich nach dem zurücksehnend, was er heute verworfen; zu jedem andern Berufe eher geeignet als zum Höfling, und stets begierig, Hofluft zu atmen, sich in Fürstengunst zu sonnen. Schmeicheleien und Lobgedichte an Fürsten und Große verschwendend, und durch unüberlegte Worte, durch leichtsinniges, übereiltes Handeln die kaum gewonnene Gunst verscherzend.

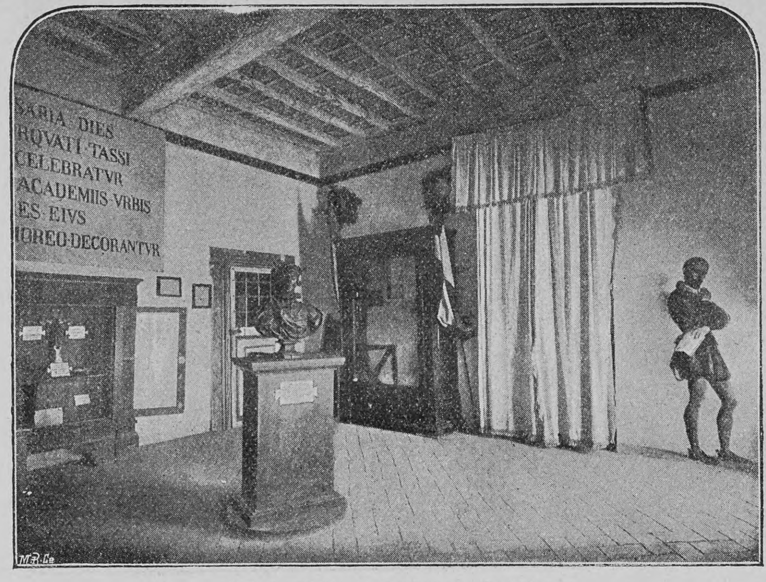
Und trotz dieser Verschiedenheit oder vielleicht gerade deshalb: von allen, die es versucht haben, den Dichter des „Befreiten Jerusalem" zum Helden einer Dichtung zu machen, hat keiner ihn so wahr und lebensvoll uns vor Augen gestellt wie Goethe. Er dichtete seinen „Tasso" unmittelbar nach dem Erscheinen von Serassis großer Biographie des Dichters und hat ihr viele charakteristische Züge entlehnt, aber was im Buche des Italieners farb- und leblos erscheint, das gewinnt in den herrlichen Versen des deutschen Dichters Leben und Farbe.

Wie sein Antonio den Tasso mit seinen fast kindischen Unarten und seiner Genäschigkeit schildert, so war er wirklich. Dazu kommen noch sein ewiges Mißtrauen und die unüberwindliche Ungeduld, die ihn von einem Orte zum andern trieb. Letztere mag wohl in seinem anormalen Geisteszustand begründet sein, zum Teil rührte sie aber auch von jugendlicher Angewöhnung her. Er hat in frühester Jugend zu wandern angefangen.

Sein Vater, Bernardo, von vornehmer Familie aus Bergamo stammend, hatte, als Torquato ihm am 11. März 1544 in Sorrent geboren wurde, eine angenehme und sehr einträgliche Stellung als Sekretär des Fürsten von Sanseverino, eines der reichsten und mächtigsten Feudalherren Neapels. Als dieser bei dem damaligen Souverän Neapels, dem Könige von Spanien, in Ungnade fiel, trat er offen zu Frankreich über, trug die Waffen gegen seinen Lehnsherrn,

Digitized by Google

ward seiner Güter verlustig und als Rebell erklärt. Das gleiche Urteil traf seinen treuen Ratgeber Bernardo Tasso. Er verlor Vermögen und Heimat und wanderte als armer Verbannter in Italien herum, vergebens auf eine glückliche



Zelle im Kloster S. Onofrio, wo Tasso starb.

Wendung seines Schicksals, auf die Gnade des unerbittlichen Königs Philipp wartend. Sein Wanderleben und seine Armut teilte der kleine Torquato; aber die Gattin Porzia wurde von ihrer Familie aus egoistischen Motiven gehindert, Neapel zu verlassen. Sie blieb mit ihrer Tochter in der Heimat zurück, als der zehnjährige Torquato nach Rom zu seinem Vater gebracht wurde. Er hat die Mutter nicht wiedergesehen, da sie schon anderthalb Jahre später starb. Aber der frühreife Knabe — er konnte schon im Alter von sechs Monaten geläufig sprechen — hat stets mit kindlicher Liebe an sie gedacht, wie er ja auch seinen Vater innig liebte und verehrte. Mehr als zwanzig Jahre nach ihrem Tode beklagte er in der ergreifenden Canzone O del grand' Apennino sein und seiner Eltern trauriges Schicksal und wie er, gleich Ascanius den Aeneas, mit schwankem Fuß den heimatlosen Vater begleiten mußte.

Bernardo Tasso war ein zu seiner Zeit geschätzter Dichter, von vielem Wissen und reicher Erfahrung, in Geschäften gut zu gebrauchen, und konnte daher endlich (1562) eine seiner würdige Anstellung als Sekretär des Herzogs von Mantua erhalten, in dessen Diensten er bis zu seinem im Jahre 1569 erfolgten Tode verblieb. Aber selbst in den Jahren seiner größten Armut und Bedrängnis war er auf das Wohl des vielversprechenden Sohnes bedacht und ließ ihn eine sehr gute Erziehung genießen, Jurisprudenz und Philosophie in Padua und Bologna studiren, widersetzte sich aber nicht, als dieser, die Brotstudien aufgebend, sich ganz den schönen Wissenschaften widmete. Selbst Dichter konnte er den Wert der ersten Dichtungen des Sohnes richtig beurteilen, und die Vaterliebe täuschte ihn nicht, als er im Sohne den größeren Geist erkannte. Mit- und Nachwelt haben das Urteil bestätigt: wenn man den Namen Tasso nennt, so denkt man an Torquato, den Dichter des Befreiten Jerusalem und nicht an Bernardo, den Dichter des „Amadis“.

Schon im Alter von achtzehn Jahren hatte Torquato, noch Student in Padua, seinen „Rinaldo“, ein episches Gedicht in zwölf Gesängen, vollendet, das 1562 in Venedig gedruckt wurde und vielen Beifall fand. Der Inhalt ist zu unbedeutend, die Form noch zu unvollkommen, um uns jetzt noch das Lesen desselben angenehm zu machen. Aber das kleine Epos ist deshalb beachtenswert, weil der Dichter schon in diesem Erstlingswerke eine gewisse Unabhängigkeit des Geistes äußerte, und damit die Richtung einschlug, der er auch in seinem Hauptwerke folgte. Er emanzipirte sich von der Herrschaft des damals allverehrten und bewunderten Ariost und näherte sich in der äußeren Anlage, in der Würde des Tons dem klassischen Muster Virgils. Aber der Inhalt war doch ein modern sentimentaler, und so entstand das modern-klassische Epos, das dann im Befreiten Jerusalem seine Vollkommenheit erreichte.

An diesem seinem Hauptwerke hatte er gleich nach dem Erscheinen des Rinaldo, noch in Bologna, zu arbeiten begonnen und beschäftigte sich damit, von Reisen, Krankheiten, Unglücksfällen und bitteren Kränkungen gestört, siebenzehn Jahre lang.

Und als es endlich nach vielfachem Umändern, Verbessern und Beratschlagen mit Kritikern und guten Freunden im Jahre 1580 vollendet wurde, da brachte es ihm wohl Bewunderung und ruhmvolle Unsterblichkeit, aber auch viel Kummer und Schmerzen.

Das Befreite Jerusalem ist ein so populäres, allbekanntes, in fast alle europäische Sprachen übersetztes Werk, daß jedes Wort zu seinem Lobe, jede Andeutung über seinen Inhalt hier überflüssig wäre.

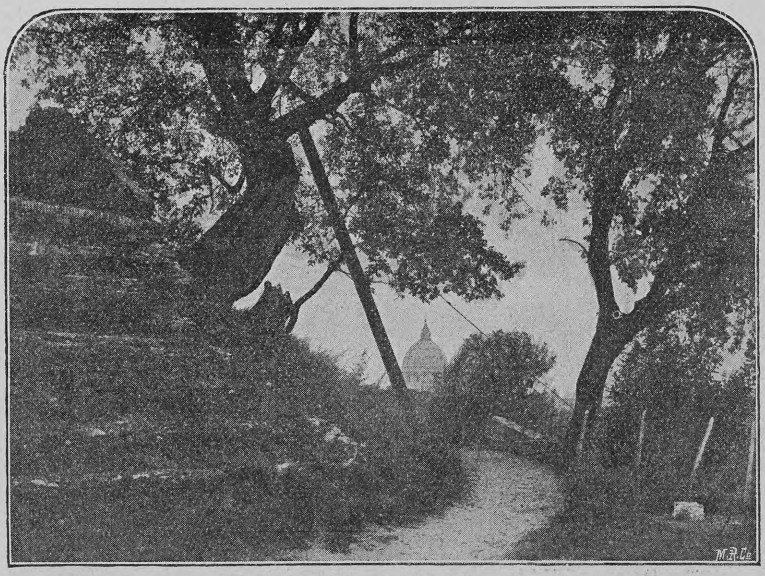
Und doch wurde es bei seinem Erscheinen in heftiger Weise angegriffen und böswillige Kritiker machten daran die kleinlichsten Ausstellungen. Dazu kamen noch die vielen, ohne Genehmigung des Dichters erschienenen verstümmelten, fehlerhaften Ausgaben, während selbst die echten ihm nichts einbrachten. Andere bereicherten sich aus dem Ertrage seiner herrlichen Dichtung und er sollte bald Not leiden, um ein paar Thaler betteln müssen, um nicht zu verhungern oder der öffentlichen Mildthätigkeit anheim zu fallen.

Freilich, in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Ferrara schien das Glück dem jungen Dichter zu lächeln. Er trat als Kammerherr in die Dienste des Kardinals Ludwig von Este, dem er seinen Rinaldo gewidmet hatte, und traf im Oktober 1565 in Ferrara ein, gerade als die Hochzeit von dessen Bruder Alfons II., dem regierenden Herzog, mit der Erzherzogin Barbara, Tochter Kaiser Ferdinands, gefeiert werden sollte. Die prachtvollen Festlichkeiten, das bunte, lebhafte Treiben in der Residenzstadt der verschwenderischen Este machten einen großen, blendenden Eindruck auf den an die ernsten Universitätsstädte gewöhnten jungen Studenten, der sich aber als Abkömmling einer vornehmen Familie in seiner kammerherrlichen Würde leicht und frei am Hofe bewegte.

Und als gar im Juli 1573 sein Hirtendrama „Aminta“ mit außerordentlichem Beifall in Ferrara aufgeführt wurde, da schien er den Gipfel des Ruhmes und der Hofgunst erklommen zu haben.

Auch im Hirtendrama hat Tasso Vorgänger gehabt; aber während er in seinem großen Epos einen Riesen wie Ariost zum Vorgänger hatte und einen neuen Weg einschlagen mußte, um einigermaßen mit ihm wetteifern zu können, waren ihm im Hirtendrama der Italiener nur kleine Geister vorangegangen, die er weit hinter sich zurückließ, und selbst sein begabter Nebenbuhler Guarini hat ihn im „Pastor fido“ nur erreicht, nicht übertroffen. Freilich hat Tasso zu seiner Arbeit neben den griechischen Idyllendichtern auch seine italienischen Vorgänger benützt, aber er hat doch ein originelles Meisterwerk geschaffen, in der anmutigsten Sprache, voll süßen Wohllauts, in vollster Harmonie von Inhalt und Form; unserm modernen Empfinden vielleicht entsprechender, als das Befreite Jerusalem. Anderthalb Dutzend Jahre arbeitete er an dem großen Werk, in drei Monaten dichtete er den Aminta, und dieser Schnelligkeit hat er seine Vollkommenheit zu verdanken. Es ist alles aus einer Inspiration, in einem Guß entstanden.

Rasch folgten einander die Aufführungen des Aminta in Ferrara und anderen Städten Italiens, mit besonders glänzender Ausstattung 1590 in Florenz, und dem ersten



Tasso-Eiche im Klostergarten S. Onofrio.

Druck von 1581 folgten zahlreiche Auflagen (bis Mitte unseres Jahrhunderts bei hundert) und Uebersetzungen.

Bevor Tasso den Aminta dichtete, war eine Veränderung in seiner äußeren Stellung vor sich gegangen. Er hatte im Jahre 1571 den Kardinal von Este auf dessen Reise nach Frankreich begleitet und dort war es zu einem Zerwürfnis zwischen ihnen gekommen. Tasso trat aus den Diensten des Kardinals und kehrte allein nach Italien zurück. Aber bald nach seiner Rückkehr nahm ihn Herzog Alfons von Ferrara selbst in seine Dienste, das heißt er bewilligte ihm einen Gehalt von 700 Lire jährlich, ohne bestimmten Titel und ohne Pflichten — er sollte in sorgenloser Muße an seinem großen Epos arbeiten.

Es scheint, daß er diese Sinecure der Verwendung der Schwestern des Herzogs, Lucretia und Leonore, zu verdanken hatte, und es ist begreiflich, daß er vorher und nachher zahlreiche Huldigungsgedichte an die beiden Prinzessinnen richtete, wie es seine Pflicht und Schuldigkeit als Hofdichter war und wie er auch andere vornehme Herren und Damen besungen hat. Es mag sein, daß manche dieser Gedichte mehr von dem warmen Tone des Liebhabers als von der Devotion des Höflings haben; aber dies entsprach den Sitten der Zeit, und nichts berechtigt uns, daraus auf ein innigeres Verhältnis zwischen dem Dichter und der Prinzessin zu schließen.

Die nicht schöne kränkliche Prinzessin, die neun Jahre älter als Tasso war, ist durchaus keine poetische, zu Liebesschwärmereien mit einem Dichter geneigte Person gewesen. Anders geartet als die anderen vornehmen Damen jener Zeit, hatte sie nur geringes Interesse für Kunst und Poesie. Eine durchaus prosaische Natur, in Geldsachen auf ihren Vorteil bedacht, haderte sie mit ihrem Bruder über ihre Erbschaft und Apanage, verstand es aber in dessen Abwesenheit als Regentin den Staat Ferrara ganz gut zu regieren. Als ein gewisser Fucci wegen eines Attentats auf Tasso verurteilt wurde, verwendete sich Leonore zwei Jahre später für dessen Begnadigung, und in ihrem Testament findet sich unter zahlreichen Legaten keins für Tasso. Und er? Er vernahm gleichgiltig die Nachricht von ihrem Tode. Alles, was in Ferrara Verse machen konnte, besang ihren Tod, nur Tasso schwieg. Petrarca hat in zahllosen Sonetten die tote Laura beweint, Tasso hat Leonoren nie wieder erwähnt! Somit gehört auch die so interessante, auch von Goethe verwertete Kußscene in das Gebiet der Fabel.

Dagegen wird das Benehmen des Herzogs Alfons gegen Tasso um so rätselhafter. Wenn dieser nicht mit seiner kecken Liebe der Ehre des herzoglichen Hauses zu nahe trat, warum behandelte ihn der Herzog so strenge, beraubte ihn sieben Jahre lang seiner Freiheit? „Tasso war verrückt und der Herzog gab ihn ins Irrenhaus,“ lautet die Antwort. Und diese ist insofern richtig, als der Dichter wiederholte Wahnsinnsanfälle hatte. Er litt an religiösem und mehr noch an Verfolgungswahnsinn, hatte Halluzinationen, und seine oft fluchtartig angetretenen Reisen erinnern an ähnliche Symptome bei den von der modernen Psychiatrie als „Reisende Irre“ bezeichneten Kranken.

Aber das rechtfertigt noch immer nicht die, zumal in der ersten Zeit, elende Behandlung, die dem unglücklichen Dichter im Irrenhause zu teil ward, besonders da er ja nicht andauernd geisteskrank war, sondern nur einzelne Anfälle hatte und gerade im Irrenhause manche seiner schönsten Gedichte und kunstvollsten philosophischen Dialoge verfaßte.

Noch weniger erklärlich ist die Hartnäckigkeit, mit der Alfons den Dichter in Ferrara festhielt, obwohl dieser in der rührendsten Weise bat, ihn fortziehen zu lassen und sich viele Fürsten und Fürstinnen, selbst Papst Gregor XIII., für seine Freilassung verwendeten. Und als er ihn endlich im Juli 1586 freigab, geschah es nur gegen die Zusage des Herzogs von Mantua, ihn bei sich unter Aufsicht zu halten.

Man kann vielleicht das Vorgehen des Herzogs mit dem Verdacht erklären, den die geheimen Unterhandlungen Tassos wegen seines Eintritts in die Dienste des Großherzogs von Toscana bei ihm erregten. Zwischen den nebenbuhlerischen Häusern Este und Medici herrschte eine geheime Feindschaft, und Tassos Benehmen in dieser Angelegenheit war zwar unschuldig, aber nicht ganz ehrenhaft. Feinde und Neider, an denen es ihm jedenfalls nicht gefehlt hat, mögen dann das Ihrige beigetragen haben, um ihn in den Verdacht des Verrats zu bringen.

Die einzige Rache, welche Tasso nahm, war, daß er bei der Umarbeitung seines Befreiten zu dem in jeder Beziehung verfehlten Eroberten Jerusalem alle das Haus Este verherrlichenden Stellen wegließ. Und auch hier hatte er Unglück; denn man las und liest nur das ursprüngliche Werk, während die Umarbeitung ungestört im Staube der Bibliotheken ruht.

Ein ganzes Jahr blieb Tasso gewissermaßen unter Polizeiaufsicht in Mantua; im Sommer 1587 durfte er seine Vaterstadt Bergamo besuchen und im Oktober erhielt er endlich auf wiederholtes Bitten seine volle Freiheit. Seine zerrüttete Gesundheit gestattete ihm nicht, eine ihm in Genua angebotene Professur anzunehmen, und sein rastloser, unruhiger Geist trieb ihn nun sieben Jahre lang von einer Stadt Italiens zur andern. Trotz aller bitteren Enttäuschungen, an denen freilich seine eigene Gemütsbeschaffenheit so viel Schuld trug wie die Rücksichtslosigkeit der Großen, strebte er stets wie der Falter zur Flamme, nach der ihm so schädlichen Hofluft, suchte überall nach Gönnern und Freunden. Und wenn er sie fand, sah er sich oft durch Hochmut und schnöde Behandlung verletzt oder verließ mißtrauisch und ungeduldig das gastliche Dach. Ein paar glückliche Augenblicke in Rom und Neapel, ein paar stille, ruhige Wochen in Klöstern, in die er sich aus Frömmigkeit sowohl als aus Armut gern zurückzog, bilden die einzigen Lichtpunkte in dieser traurigen, siebenjährigen Wanderung, während der er

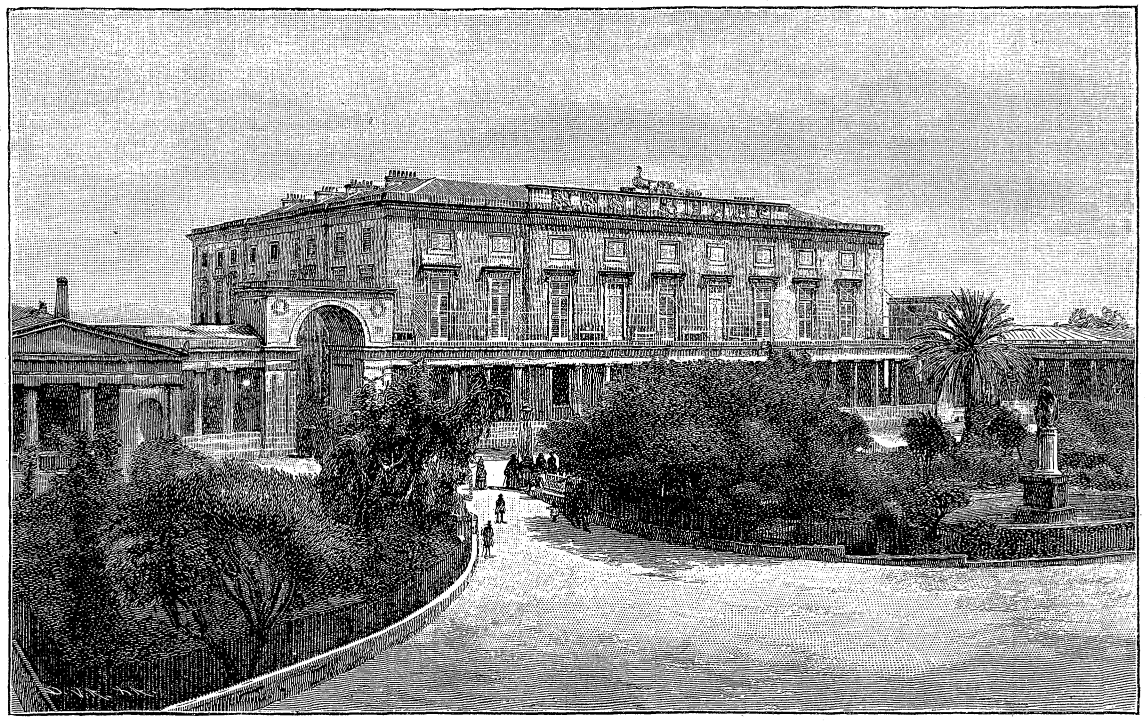
Digitized by Google

aber doch sein Jerusalem umarbeitete, mehrere seiner großen Dialoge und einige kleinere Werke verfaßte.

Und als endlich eine glücklichere Zeit für ihn anzubrechen schien, als der um das mütterliche Erbe geführte Prozeß endlich beendigt wurde, als Clemens VIII., der einzige Papst, der sich ihm stets großmütig erwies, ihm ein ansehnliches Gehalt bewilligte und als die Vorbereitungen für seine Dichterkrönung auf dem Kapitol zu Rom getroffen wurden, da legte er sich hin und starb.

Anfangs April 1595 in Rom erkrankt, wurde er auf seinen Wunsch in das Kloster von Sant Onofrio auf dem Janiculus gebracht, wo er, trotz sorgfältiger Pflege, am 25., so fromm und gläubig, wie er gelebt, seine Tage beschloß. Dort wurde er auch begraben, und das stille Kloster mit der Tasso-Eiche und der herrlichen Aussicht auf die ewige Stadt wird seit drei Jahrhunderten von jedem für Poesie empfänglichen Rompilger aufgesucht. Tief ergriffen und doch mit dem Schicksal versöhnt, verläßt man den geheiligten Ort. Man begreift, daß der fromme Dichter, der die Helden des ersten Kreuzzuges besungen, nur in Rom sein Grab finden durfte.

Dr. Marcus Landau.



Villa Reale.

Korfu.

Korfiotin.

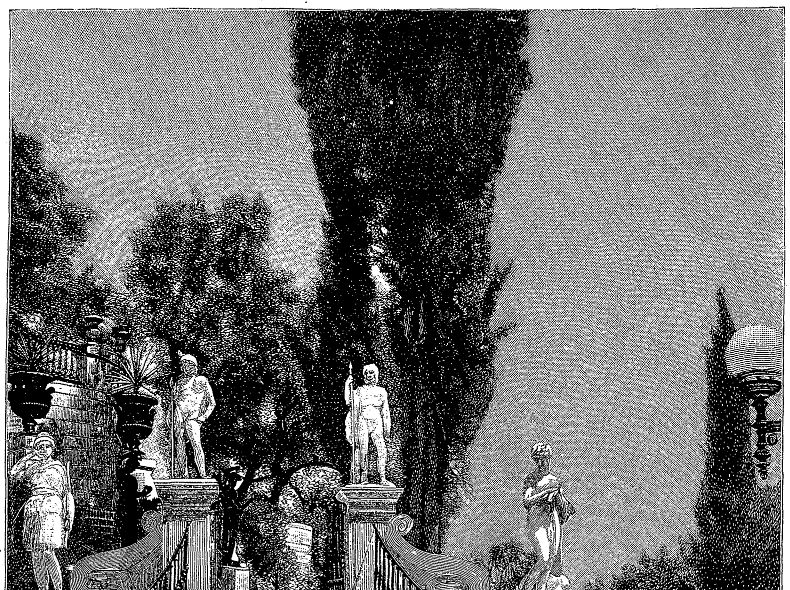
Die nördlichste der jonischen Inseln, Korfu, griechisch Kerkyra, ist wegen ihrer landschaftlichen Schönheit und ihres milden Klimas — die Mitteltemperatur des Jahres beträgt 17 Grad Celsius — längst zu einer beliebten Winterstation geworden. Die königliche Villa hatte noch den Zar Alexander III. aufnehmen sollen, als derselbe zu Livadia seiner tückischen Krankheit zum Opfer fiel. Jetzt birgt sie als Gast neben König Otto von Griechenland und seiner Familie den kranken russischen Thronfolger. Und in der Nähe der Hauptstadt Korfu, auf der Kuppe von Gasturi, erhebt sich das Achilleion, die berühmte Villa der Kaiserin von Oesterreich, von dem Architekten Rafael Carito in althellenischem Stil erbaut, mit einem Heinetempel und einem Heinedenkmal von dem dänischen Bildhauer Hasselries. Auf der Parkterrasse, zu der ein statuengeschmückter Aufgang vom Meer emporführt, steht Herters berühmtes Denkmal: der sterbende Achilleus.

Altgriechische Erinnerungen treten dem Besucher der Insel allenthalben entgegen. Wollte man doch schon in Korfu das homerische Scheria sehen. Die 734 vor Christo von den Korinthern kolonisirte Insel litt in späteren Jahrhunderten viel durch die Kämpfe, die schließlich zum peloponnesischen Kriege führten, sowie durch die inneren Fehden zwischen Adel und Demokratie und die Plünderungen illyrischer Piraten, bis sie unter die Oberherrschaft der Römer kam. Im Mittelalter teilte Korfu das Schicksal der übrigen jonischen Inseln; es gehörte längere Zeit den Engländern und wurde von diesen 1864 an Griechenland abgetreten.

Voll Begeisterung schildert Rosa von Gerold in ihrem lesenswerten Buche: „Ausflug nach Athen und Korfu", die Einfahrt in die Bucht von Korfu: Wir fuhren dicht an einer felsigen Küste hin; hinter den Uferhöhen stieg eine großartige, ganz in Schnee gehüllte Bergkette mit vielen Spitzen, Zacken und Gipfeln empor: das albanesische Gebirge — und vor uns lag ein dunkles Etwas mitten im Meere, ein „schwarzer Schild" mit hohen Buckeln, das Eiland der Phäaken, das Scheria des Homer, unser Korfu! Wir standen vorne am Bug des Schiffes und blickten ihm erwartungsvoll entgegen. Leider war trüber, wolkenbehangener Himmel, und so sahen wir es wirklich genau so, wie einst Odysseus es zuerst geschaut.

„Darauf erschienen ihm schattige Berge
Von dem phäakischen Lande, wie ihm zunächst es gestreckt war,
Trübe lags wie ein Schild in der dunkelwogenden Meerflut."

Das Schiff schnitt so rasch und sicher durch die aufrauschenden Wogen, so gerade auf den schwarzen Schild los, daß wir meinten, wir müßten gleich da sein, und es dauerte noch drei volle Stunden! Ein eisiger Gegenwind wehte da vorne am Buge des Schiffes, aber er brachte berauschende Düfte mit. Wir riefen plötzlich alle wie aus einem Munde: riecht es nicht nach Orangenblüten? Und so war es; solch köstliches Aroma wehte uns die Luft von Korfu her! Wir fuhren nun um ein Vorgebirge herum und in ein großes Meeresbecken hinein, die Arme der Bucht von Korfu umschlossen uns, Oelwälder grüßten von den Höhen, hellgrün schimmerten die Thäler, bald ward in der Ferne die Stadt im Mittelpunkte der Bucht sichtbar. Die Stadt wurde immer deutlicher, endlich waren wir dicht vor den weißen, den Hügel hinangebauten Häusern, der Horizont ward heller, die Wolken zerteilten sich, blaue Himmelsaugen blickten zwischen ihnen hervor und plötzlich stand das Schiff sanft stille, so plötzlich, so ruhig, als wäre es eingemauert.



Aufgang zum Achilleion.

Welch neue, fremdartige Bilder erwarten den Fremdling im Innern der Stadt Korfu! An der Straße liegen ganze Berge von Gemüsen und Früchten in Kolossalgröße aufgestapelt, namentlich in ungeheuren Mengen Blumenkohl und Orangen, diese noch an den frischbelaubten Zweigen. Aber erst die Männer, die sich da herumdrängen, die Käufer und Verkäufer — welche Fülle köstlicher Gestalten mit braunen, sonnenverbrannten Gesichtern, in malerischen Trachten! Die einen in weißen Fustanellen und blauen oder roten Jacken, die anderen ganz in Schafpelz gekleidet, alle aber mit dem purpurnen Fez auf dem Kopfe, mit den roten, aufwärts geschnäbelten, schiffartigen Schuhen an den Füßen. Sie sehen so antik aus, diese prächtigen Gestalten, als wären sie noch aus Scherias Bevölkerung übrig. Alle diese Menschen haben regelmäßige, edle Gesichtszüge, große Augen, schön gebogene Nasen. Prächtige Gewänder tragen sie, die Frauen Hemden mit langen Ärmeln, bis zum Halse und Handgelenk mit Gold gestickt, purpurrote wollene Röcke mit Goldborten benäht, goldgestickte Mieder, ärmellose, offene Ueberkleider von weißer, roter und goldgestickter Wolle, alles herrlich, aber alles starrend von Schmutz, man konnte kaum mehr die Farben erkennen. Die Haare der Frauen wirr und ungekämmt; bunte, kronenartige Kopfputze mit Goldmünzen behangen thronen auf ihnen. Am Sonntag tragen die Mädchen die schwarze Tuchjacke, rückwärts mit Silber reich gestickt, auf der Brust tief ausgeschnitten, unter dem Busen mit einigen Silberknöpfen geschlossen. Vorne herab ist über den dunklen Rock eine buntgestreifte, schmale, wollene Schürze gebunden, auf dem Kopfe thront das kronenartig aufgestellte, mit roten Bändern wie ein Turban umwickelte Haar. Das Schönste aber ist auch hier, wie sie das dünne, weiße Schleiertuch über diese hohe Frisur zu werfen und graziös und kokett hinter dem einen Ohr in einen großen Knoten zu knüpfen verstehen, von dem dann die Enden auf Schulter und Brust herabfallen.

Wie herrlich ist es, an einem warmen und schönen Abend durch die Straßen der Stadt und hinaus ins Freie, an den Strand des Meeres zu spazieren! Man wandelt über den großen Platz, die von Alleen umgebene weite Spianata, die einerseits eine Häuserreihe, andererseits das königliche Schloß mit seinen Gärten und der Festungsberg umschließt. Erst am Ende der Spianata, wenn man am gewaltigen Festungsfelsen vorüber ist, kommt eine weite Terrasse, wird der Blick frei und schweift ungehemmt von dieser bedeutenden Höhe über die Bucht von Korfu hinaus. Dies ist zugleich der höchste Punkt des etwas ansteigenden Platzes und von hier geht eine schöne breite Fahrstraße hinab zum tiefgelegenen Ufer, zur kühngeschwungenen Bogenlinie der Bucht von Kastrades. Hier soll einst ein Teil der Phäakenstadt gestanden haben, einer ihrer beiden Häfen gewesen sein. Hier ist ein ausgiebiger Boden für archäologische Funde. Die Engländer haben viel des Interessanten von hier weggeführt; anderes liegt im städtischen Museum bunt durch einander. Ein einziges Denkmal ragt mit dem Dach nur wenige Fuß aus dem Boden hervor: es ist dies das Grabmal des Menekrates in Rundtempelform. Einen Begriff von der ursprünglichen Gestalt des Denkmals, so schreibt der Maler Ludwig Hans Fischer, kann man sich leicht machen, weil auf der Spianata eine rekonstruirte Kopie desselben steht. „Eine Schande ist es für Korfu, dieses aus homerischer Zeit stammende Denkmal so in der Erde begraben liegen zu lassen. Die Statue eines liegenden Löwen in Sandstein, welche man in der Nähe des Denkmals fand, ist im Treppenhause des königlichen Schlosses aufgestellt."

Dem Fahrweg von Kastrades folgend, verlassen wir den Strand und wandern zwischen Villen, Gärten und Bauernhäuschen, die ausnahmslos von Gemüse- und Blumengärtchen

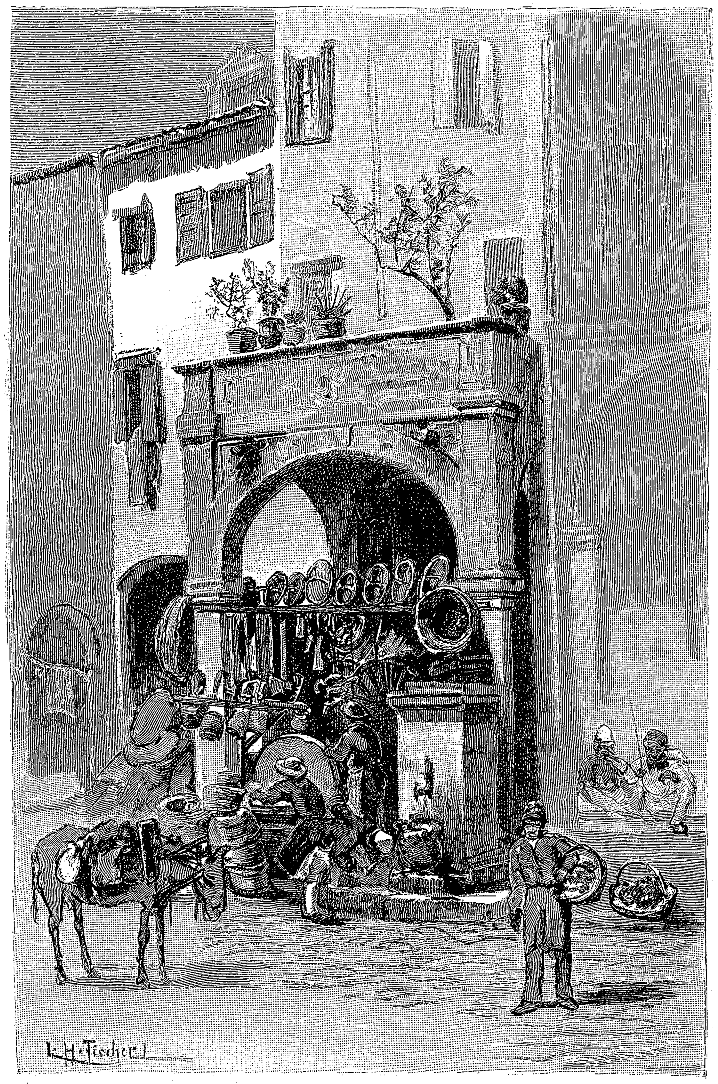
Digitized by Google

Korfiotische Fischerbarke.

mit mächtigen Orangenbäumen umgeben sind, bis wir an dem königlichen Garten ankommen, der wahre Wunderbäume an Ueppigkeit und Schönheit birgt. Wiesen wechseln überall mit dunklen Wäldern; bald geht man hinab in die Tiefe, wo unter Lorbeerdämmer Bäche rauschen, bald wieder Hügel hinan, wo Aussichtspunkte übers Meer hinaus locken. „Der schönste derselben," schreibt Rosa von Gerold, „ist bei der Villa selbst, die auf dem höchsten Punkt am jähen Felsabhang über dem Meere schwebt. Sie ist in nächster Nähe von breiten Wegen und schönen Blumengruppen umsäumt, im weiteren Umkreis von einer üppigen Wildnis hoher Lorbeeren, Pinien, Cypressen und allen immergrünen Sträuchern des Südens. Wonnevoll ist hier die Aussicht auf die Bucht von Kastrades, auf den Festungsfelsen und auf Korfu selbst."

Wie gerne geht man vor allem auf Korfu selbst und dem umgebenden Meere den Spuren der Odyssee nach. Das Flüßchen Potamo beim Dörfchen Potamo soll dasselbe gewesen sein, durch dessen Mündung Odysseus hereinschwamm, und auf dem Abhang jenes Hügels, an den jetzt der freundliche Ort malerisch hinangebaut ist, mochte damals junger Oelwald sprießen, und Odysseus den Busch finden, unter dem er durchnäßt und ermattet in Schlummer sank.

Maler L. H. Fischer, der selbst auf schlechtem, leckem Boote, mit geflickten Rudern, wie es uns eine unserer Abbildungen zeigt, von Korfu nach Ithaka hinüber fuhr, sagt: Will man mit vollem Genusse den Homer lesen, so soll man



Straße in Korfu.

eigentlich den Schauplatz des Gedichtes kennen; man wird dadurch nicht nur das Vergnügen haben, sich alle Bilder lebendig gestalten zu können, man wird auch finden, daß manche Scenerien heute noch so zu finden sind, wie sie dort geschildert werden. Da kommen Hirten mit ihren Schafen und Ziegen den Berg herab, malerische Gestalten, schwarz gelockt, mit braunen Gesichtern, den Stab in den Händen, die wachsamen Hunde zur Seite:

„Hund' auch ruhten dabei, gleich reißenden Tieren von Ansehn.
Plötzlich ersahen Odysseus die wachsam bellenden Hunde,
Und mit lautem Geschrei herstürzten sie. Aber Odysseus
Setzte sich wohlbedacht und legte den Stab aus den Händen.
Dort hätt' im eigenen Hof unwürdigen Schmerz er geduldet;
Aber der göttliche Sauhirt, mit hurtigen Füßen verfolgend,
Kommt aus der Thüre hervor, und es sank aus der Hand ihm das Leder.
Heftig mit scheltendem Rufe zerscheucht er die Hund' aus einander,
Häufige Stein' entsendend."

Wer Griechenland bereist hat, dem muß diese Stelle wie eine selbst erlebte vorkommen. Es ist heute noch Sitte und Notwendigkeit, sich vor den Hunden zu schützen, indem man sich ruhig niedersetzt, ohne den Versuch zu machen, sich des Anfalls selbst zu erwehren, was leicht üble Folgen haben könnte, und wartet, bis der Hirt die Tiere durch Schelten und Steinwürfe verscheucht.

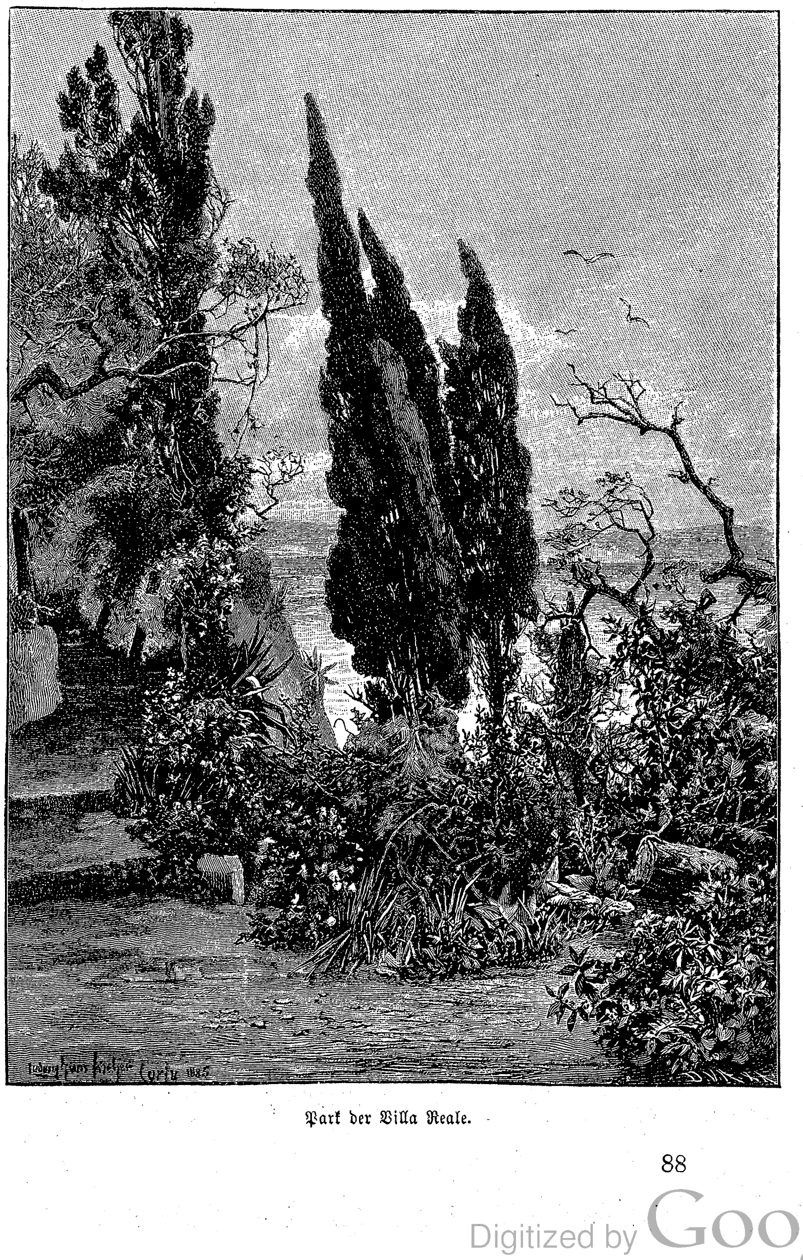
Diese Detailmalerei ist es eben, welche den Homer so fesselnd und dem Leser alles Geschilderte so wahrscheinlich macht und seiner Vorstellungskraft zu Hilfe kommt. Mit welchem Vergnügen liest man die Seefahrten! Man macht die Reisen förmlich mit:

„Aber Telemachos trieb und ermunterte seine Genossen,
Flugs das Gerät zu ergreifen; es folgten ihm alle gehorsam.
Erst den fichtenen Mast in die mittlere Höhlung des Bodens
Stellten sie hoch aufrichtend und banden ihn unten mit Seilen;
Spannten dann schimmernde Segel mit wohlgeflochtenen Riemen.
Voll nun schwellte der Wind des Segels Mitt' und umher scholl
Laut die purpurne Wog' um den Kiel des gleitenden Schiffes"...

So sah ich täglich eine Fischerbarke absegeln, ganz nach dem Modell der homerischen Schilderung, die Spitze in eine hohe Schnecke auslaufend, dunkel und hochbordig. Aber auch die Menschen haben etwas von der antiken Bildung des Körpers. Schön und geschmeidig im Wuchs, das Haupt voll dunkler Locken, die in dichten Massen die Stirne bedecken; auf dem Hinterhaupte sitzt eine Art phrygischer Mütze; die Brust ist weit offen. Bart und Augenbrauen des alten Steuermanns sind dicht, aber bereits grau, und kontrastiren mit der dunklen Gesichtsfarbe. Die Augen, welche unter den buschigen Brauen hervorstechen, haben jenen eigentümlichen Ausdruck, der den Seeleuten eigen ist; es ist, als ob der Blick auf das unendliche Meer, auf seine Erhabenheit und Furchtbarkeit die Seele unempfänglich mache für die kleinen Lappalien, die andere Menschenherzen bewegen.

Einen Abendspaziergang auf Korfu schildert uns noch Rosa von Gerold voll Begeisterung: Unsere Freunde führten uns den schönen Weg an der Bucht von Kastrades hin, am königlichen Garten vorbei, den Hügel hinauf nach Ascensione. Wie hatte uns die Vegetation vor acht Tagen überrascht, und doch war sie damals ein Nichts gegen die Fülle, Pracht und Schönheit jetzt. Die Bäume zu seiten des Weges und in den Gärten waren von einer Größe, Ueppigkeit und Blütenfülle, wie ich's nie geträumt. Riesengroß sind die Blätter von Lorbeer, Orangen, Myrte, Viburnum, und kein Staub trübt ihren dunkelgrünen Glanz. Aber erst ihre Blütenpracht! Alle diese gigantischen Lorbeerbäume neigten ihre sonst aufstrebenden Aeste, so waren sie von Blüten schwer, die kleinen, mildgelben, runden, wolligen Köpfchen (sie erinnern entfernt an recht üppige Lindenblüten), saßen zu Tausenden an den Zweigen, dort wo der Blattstiel ansetzt. Die **Viburnum laurus thinus** waren wie beschneit, und erst die Orangenbäume, o, wie herrlich standen ihrem saftigen und doch dunklen Laube die nun schon ganz in Reife glühenden Hesperidenäpfel: die Goldorangen.

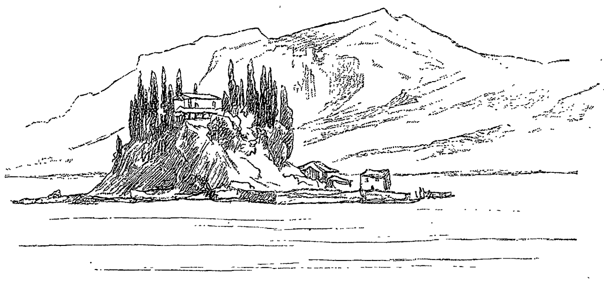
Berauscht gingen wir so zwischen Baumesdickicht und in Waldesnacht bergan bis zu einem kleinen Dorfe; freundliche, weiße Häuschen, mit kunstlosen Rebenlauben und Veranden davor, in ihrer Mitte eine winzige Kirche, gruppiren sich um eine große Wiese herum. Von einer Seite führt die einzige kurze Dorfgasse zu diesem Wiesengrund, ihr entgegengesetzt schließt sich der Oelwald an den Platz an, und durch seinen Dämmer geht der Pfad weiter zu Felsvorsprüngen überm Meere. Diese Dorf- und Kirchenwiese und dieser Oelwald, der sich von da auf steil abfallenden Wiesenterrassen bis zum Strand hinabsenkt, sind am Himmelfahrtstage der Schauplatz eines wunderschönen Volksfestes. Da kommen Hunderte von Booten von allen Seiten herzugefahren; sie landen unten; die Leute, die mit ihnen gekommen, steigen



Park der Villa Reale.

Digitized by Google

herauf, lagern sich im Oelwald, braten ihre mitgebrachten Hammel am hölzernen Spieße über Feuern, trinken ihren im Schlauche mitgeführten Wein und kommen abends auf die Wiese vor das Kirchlein, dem Tanz der Mädchen zuzusehen, der etwas ganz Seltsames, Antikes, Rhythmisches, Schwebendes sein soll. Dabei soll eine Farbenpracht, ein Schimmern von Gold und Purpur, ein Glanz verschiedenartiger Nationaltrachten, eine Schönheit der Männer und der Frauen hier zu sehen sein, die alles übertrifft, was nur die Phantasie ersinnen kann.



Mausinsel, „Schiff des Odysseus“.

Die Vettern.

Novelle

von

Wilhelm Berger.

VI.

Es dauerte ziemlich lange, bis Arthur das Gespräch auf Wernitz lenkte. Endlich aber erwähnte er den Namen.

„Ich habe gehört, Sie sehen ihn öfters,“ warf er hin.

Helene nickte.

„Allerdings. Herr Wernitz hat einige Zimmer von uns gemietet. Ich fand ihn bei meiner Rückkehr aus England als Hausfreund vor. Meine Mutter und Schwestern halten große Stücke auf ihn.“

„Das wundert mich nicht. Junggesellen, die sich gern ein wenig bemuttern lassen, sind von jeher Lieblinge der Frauen gewesen.“

„Nun spotten Sie schon wieder!“

„Durchaus nicht. Ich kenne Wernitz. Der Mann wird nicht viel anders sein, als der Knabe und Jüngling war. Uebrigens: alle Achtung vor Gustav Wernitz! Er ist immer ein furchtbar solides altes Haus gewesen. In dieser Beziehung ist er mir entschieden über. Auch wird er nie eine Dummheit machen, dazu hat er zu wenig Temperament. Und er hat viel gelernt. Leicht ist es ihm wahrhaftig nicht geworden. Er hat mich oft an einen Stier erinnert, der mit gesenktem Haupte, schwerfällig ausschreitend, den Boden pflügt. Durch hartnäckige Beharrlichkeit ist er freilich manchem talentvollen Leichtfuß vorausgekommen. Jetzt steht er dicht vor dem Ziel, das ihm erreichbar ist. Man sagt, er sei zum technischen Direktor der städtischen Elektrizitätswerke auserſehen. Damit wäre er im Hafen. Es bliebe ihm dann nur noch übrig, ein wirtschaftliches Weibchen zu nehmen, das seine Einkünfte umsichtig verwaltet, und in seinen Mußestunden ihm arbeitend zur Seite sitzt, während er die Zeitung liest und seine Cigarre raucht. Tausende leben so und sind glücklich, warum sollte Wernitz es nicht sein?“

Daß Arthur Blank eine Karikatur zeichnete, wußte Helene recht gut. Dennoch verkannte sie nicht das Treffende darin. Etwas Enges, Kleinliches, Philisterhaftes haftete dem Freunde an. Wer in der Sphäre des Konsuls Guttentag sich bewegen durfte, hatte das Recht, ein wenig über den Elektrotechniker zu lächeln, der das Licht der Zukunft braute.

Dora Guttentag beobachtete die lebhafte Unterhaltung der beiden mit steigendem Mißbehagen. Während des ganzen Winters hatte Arthur ihr so auffällig den Hof gemacht, daß kein anderer Bewerber sich hervorgewagt hatte. Sie wußte, daß man allgemein vor Ende der Saison ihre Verlobung erwartete. Schlimmer aber war, daß sie selbst mit Ungeduld auf Arthurs Antrag harrte. Ob sie ihn liebte, war fraglich; eines tiefgehenden Gefühls war ihre Natur überhaupt nicht fähig. Aber sie mochte ihn gern, lieber als irgend einen andern der jungen Herren, die sie kannte. Und sie hatte sich schon so sehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, die seinige zu werden, daß sie ein gewisses Anrecht auf ihn zu besitzen glaubte.

Als Arthur bei ihrer Mutter sich Helene Marbach zur Tischdame ausbat, hatte er angegeben, daß er sich von früher her der jungen Dame als eines niedlichen Backfisches erinnere, und neugierig sei, wie sie sich entwickelt habe. Das klang ganz unverfänglich und Dora glaubte es auch. Augenscheinlich aber hatte Arthur nicht die Wahrheit gesprochen. Eine Vertraulichkeit, wie sie zwischen ihm und Helene bestand, konnte unmöglich eben erst entstanden sein. Was hatten sie nicht alles mit einander zu flüstern! Der Faden riß ja gar nicht ab. Und für sie hatte Arthur keine Augen.

Dora hielt es nicht länger aus. Plötzlich rief sie hinüber: „Wen nehmen wir hernach zur Française, Herr Blank? Denken Sie einmal nach, wenn Sie Zeit haben!“

Arthur wandte sich an Helene. „Sind Sie noch frei?“

„Ja.“

„Dann bitte ich um den Tanz.“ — Und zu Dora gewandt: „Das wäre also das zweite Paar.“

Dora runzelte die Stirne. Aber sie mußte sich fügen.

„Gut!“ erklärte sie. „Weiter!“

„Einen Augenblick. Ich werde mit Fräulein Marbach überlegen.“

„Gott, wie umständlich Sie sind! Fräulein Marbach wird Ihnen gerne freie Hand geben, sie ist ja ohnehin nicht bekannt in unserem engeren Kreise. Schreiben Sie die Namen der Herren, die Sie vorschlagen, auf Ihre Tischkarte; ich will dann sehen, ob sie mir genehm sind.“

„Gemeinschaftliche Ueberlegung scheint mir passender,“ versetzte Arthur kühl.

Dora gab ihm einen bösen Blick. „Sie sind unausstehlich,“ sagte sie verstimmt und vertiefte sich sofort in ein lebhaftes Gespräch mit Geyer.

Arthur verzog die Lippen. Er wandte sich zu Helene und sagte leise: „Fräulein Dora war unartig gegen Sie. Seien Sie ihr nicht allzu böse darum. Sie ist ein verzogenes Kind. Wer mit ihr umgeht, muß sich kleine Rücksichtslosigkeiten gefallen lassen. Ich muß es auch. Sie soll uns den Abend nicht verderben.“

Gang auf Gang flog vorüber. Eine Rede folgte der andern, aber immer schwerer wurde es den Rednern, sich verständlich zu machen. Die Ausgelassenheit des jungen Volkes wuchs zu bedenklicher Höhe; schon wurde mitgesungen, wenn das Orchester eine bekannte Melodie spielte.

Mit Besorgnis ließ Guttentag seine Blicke über die Schar unbotmäßiger Geister schweifen, die er beschworen, und erteilte den Lohndienern die Weisung, rascher zu servieren. Endlich durfte er, zu seiner großen Erleichterung, seinen Posten verlassen. Er erhob sich und gab damit das Zeichen zum Aufbruch.

Eine halbe Stunde später war der Saal ausgeräumt und der Ball begann.

Die Polonaise bot ein farbenprächtiges Bild, obgleich die Beschränkung der Kostümwahl die Folge gehabt hatte, daß eine Anzahl von Figuren fünf- und sechsfach vorhanden war. Selbstverständlich war der Champagner nicht ohne Wirkung geblieben; im Walzer entstand ein wirres Durcheinander, ein wilder Kampf der Paare um freie Bahn. Erst allmälich entwickelte sich eine gewisse Ordnung aus dem Chaos. Der Dunst des Weins verrauchte aus den Köpfen.

Nicht aus allen. Als Geyer zum zweiten Tanze seine Maria Stuart holte, war er weder Herr über seine Beine noch über seine Zunge. Helene bemerkte es mit Schrecken. Nachdem sie zweimal der Gefahr, mit dem stolpernden Tänzer zu Boden zu fallen, mit genauer Not entgangen war, hielt sie an und bat Geyer, sie zu einem Platze zu führen. Dieser junge Mann hatte indessen keine Ahnung von dem Zustande, worin er sich befand; er bildete sich ein, seiner Tänzerin sei schwindelig geworden und glaubte, ihr einen Dienst zu leisten, wenn er sie aus der Hitze und dem Lärm des Ballsaals hinwegbrächte.

„Machen wir einen Gang durch die übrigen Räume,“ schlug er vor. „Das wird Ihnen gut thun.“

Belustigt nahm Helene den gutgemeinten Vorschlag an. Sie promenirten langsam durch das Erdgeschoß des Hauses, von Saal zu Saal. Ueberall fanden sich abgesprengte Teile der Gesellschaft, Flüchtlinge in die Stille, wie sie. Sie gerieten in den von Pflanzen entleerten Wintergarten, der in ein lauschiges Boudoir umgeschaffen war. Ermüdet sank Geyer in einen Sessel. „Ist das behaglich hier!“ rief er aus und streckte sich.

„Wenn Sie ein Viertelstündchen zu schlafen wünschen, will ich Sie nicht stören,“ sagte Helene.

Da ward Geyer seines Mangels an Höflichkeit gewahr und sprang in einiger Verwirrung auf.

„Bleiben Sie nur sitzen; ich kann Ihnen auch Gesellschaft leisten.“

„Ach, wenn Sie das thun wollten ... Bis dieser Tanz zu Ende ist, könnten wir ein bißchen plaudern.“

Helene ließ sich in seiner Nähe an einem Tischchen nieder und blätterte in einem aufliegenden Prachtwerk.

„Nun, Herr Geyer?“ fragte sie, nach einer Minute aufblickend.

Sie begegnete seinen schwimmenden Augen, die auf sie bewundernd gerichtet waren.

„Wie gut und sanft Sie aussehen, Fräulein Marbach!“ rief er aus. „Sie haben gewiß niemals Launen!“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Ich verglich Sie im stillen mit Fräulein Guttentag. Das ist eine! Wer mit der gut Freund bleiben will, muß sich viel gefallen lassen. Sehen Sie, ich hätte es ja nicht nötig. Aber sie ist so amüsant in ihrer lebhaften Beweglichkeit; ich habe nie Langeweile in ihrer Gesellschaft. Deshalb zieht mich's immer wieder hin zu ihr. Obgleich ich keine Aussichten habe.“

Helene horchte auf. Schon öfter hatte sie bemerkt, daß Personen nach kurzer Bekanntschaft sie zur Vertrauten machten und freiwillig ihre Herzensgeheimnisse mitteilten. Auch Geyer schien sich zu Bekenntnissen gedrungen zu fühlen.

„Keine Aussichten? Weshalb?“ fragte sie.

„Aus verschiedenen Gründen,“ erwiderte Geyer melancholisch. „Erstlich meiner Herkunft wegen. Ich bin ein Emporkömmling; mein Vater war nur ein — allerdings erfolgreicher — Gewerbetreibender. Ich habe das Glück gehabt, viel Geld zu verdienen. Man hat mich zur Gesellschaft gezogen. Aber noch immer bleibt mir das Gefühl, als ob ich nur geduldet würde. Es ist sonderbar, daß ererbter Reichtum mehr gilt als selbst erworbener. Und Fräulein Dora hat einen großen Familienstolz. Seit mehreren Generationen haben die Guttentags in hohen städtischen Aemtern gesessen. Zur Aristokratie des Handelsstandes sind sie immer gezählt worden. Der jetzige Konsul ist freilich persönlich frei von Hochmut und ich bin überzeugt, er würde nichts gegen mich einzuwenden haben, wenn Fräulein Dora auf meiner Seite wäre. Das aber ist nicht der Fall. Ihre Neigung ist einem andern zugewandt.“

Helenens Herz fing an zu klopfen, sie wußte nicht weshalb.

„Wer ist der Glückliche? Herr Blank etwa?“ Zögernd sprach sie den Namen aus.

Geyer nickte trübselig. „Ich halte die beiden so gut wie verlobt, wenn es auch nicht zur Aussprache gekommen sein mag. Den ganzen Winter über, in allen Gesellschaften, woran sie beide teilnahmen, sind sie unzertrennlich gewesen. Sie zanken sich zuweilen, es ist wahr. Doch das hat nichts zu bedeuten. Wenn sie sich wieder treffen, ist alles vergessen. Und ich kann Blank nicht einmal böse darum sein, daß er mich aussticht; er ist so viel brillanter wie ich und dazu mein Freund, schon von der Schulzeit her.“

Helene spürte eine unsäglich wehe Empfindung. Mit einemmale war ihr die Freude am Feste vergällt. Wenn es doch schon zu Ende wäre, wünschte sie.

Indessen nahm sie sich zusammen. „Verlieren Sie den Mut nicht, Herr Geyer,“ sagte sie. „Noch ist nicht aller Tage Abend. Und nun, bitte, führen Sie mich zurück in den Tanzsaal. Die Musik hat aufgehört. Ich möchte mich nicht im ganzen Hause suchen lassen.“

Sie blieb verstimmt. Während sie sich im nächsten Tanze drehte, fragte sie sich: was mag es nur sein, das mir so schwer auf der Seele liegt, wie die Ahnung eines großen Unglücks?

Eine Antwort aber gab sie sich nicht. Mit halbem Anteil ließ sie über sich ergehen, was ihr die langsam verrinnende Zeit weiter brachte. Bis zur Française. Da, als Arthur Blank sie holte,

Digitized by Google

und sie ihren Arm in den seinigen legte, wachte sie wieder auf zum Genuß der Gegenwart. Aber es war ein schmerzlicher Genuß. Der leuchtende Blick, den Arthur auf sie richtete, erfüllte sie nicht mehr mit einem wonnigen Schauer.

Nun hörte sie die scharfe, dünne Stimme von Dora Guttentag: „Hierher, Herr Blank! Wir wollen uns doch nicht mitten im Getümmel aufstellen!" Und als er zögerte, ihr zu gehorchen, eilte sie heran und flüsterte: „Mir zu liebe, Herr Blank. Ich möchte keinen Kronleuchter über dem Kopfe haben. Man kann doch nicht wissen — die Dinger sind vorige Nacht in aller Eile aufgehängt worden ... Kurz, ich habe nun einmal die Furcht. Verstehen Sie!"

Arthur verneigte sich stumm und folgte ihr.

„Sind Sie auch so nervös, Fräulein Marbach?" fragte er.

Noch klang Helene die Stimme Doras unangenehm in den Ohren. „Ich würde es nicht zeigen, wenn ich's wäre," erwiderte sie.

„Das stimmt mit meiner Meinung von Ihnen."

Das Signal zur Gruppirung der Paare ertönte.

„Sie sind zweites Paar," wandte Dora sich an Arthur. „Das heißt, wenn Ihre Dame sicher ist."

„Wollen Sie nicht die Güte haben, diese Frage direkt an Fräulein Marbach zu richten?"

Dora trat zurück, diese Aufforderung ignorirend, und wies den übrigen Paaren die Plätze an.

Die Quadrille begann. Schweigend, mit zusammengepreßten Lippen, ging Helene durch die Touren. Einmal, in einer der Pausen, raunte Arthur ihr zu: „Warum so finster, schöne Königin? Sind Sie nicht erhaben über die Unarten eines großen Kindes?"

Nein, sie war es nicht. Und wenn er Dora tausendmal ein „großes Kind" nannte und Nachteiliges von ihr aussagte: sie war und blieb doch die Erwählte seines Herzens. Ja, wenn Geyer nicht geplaudert hätte, dann würde die Königin von Schottland an der Seite ihres Pappenheimers die Nadelstiche einer Eifersüchtigen verlacht haben. Aber so ...

In der fünften Figur der Française entstand eine allgemeine Verwirrung. Es war der halb schlafende Geyer, der sie angerichtet hatte. Dora wußte es, aber sie ergriff begierig die Gelegenheit, ihrem Aerger über Arthur Blanks Verhalten Luft zu machen. Kaum war der Tanz in Unordnung zu Ende gegangen, als sie Arthur anfuhr: „Diese Blamage! Noch nie ist eine Française, die ich anführte, so verhunzt worden. Diejenigen, die sie nicht auszuführen verstehen, sollten so rücksichtsvoll sein, sich nicht engagiren zu lassen, anstatt durch ihre Ungeschicklichkeit anderen die Freude zu verderben."

Dabei warf sie einen bezeichnenden Blick auf Helene. Diese war sprachlos gegenüber der aus der Luft gegriffenen Beschuldigung. Ihr Arm zitterte in demjenigen Arthurs.

„Lassen Sie Ihren Tadel an die richtige Adresse gelangen, wenn ich bitten darf, Fräulein Guttentag," erwiderte Arthur abweisend und drückte Helenes Arm an sich, wie um sie seines Schutzes zu versichern.

Dora bemerkte es. Sie verlor alle Selbstbeherrschung.

„Sie sind zu sehr im Bann Ihrer neuen Göttin, Herr Blank, um mich verstehen zu wollen," sagte sie mit funkelnden Augen. „Den Maria Stuarts hat es noch nie an Rittern gefehlt. Freilich ist es ihnen meist übel ergangen."

Arthur richtete sich zu seiner vollen Höhe auf.

„Ich erinnere Sie daran," entgegnete er, „daß Fräulein Marbach als Gast Ihrer Eltern hier ist. Sie erwartet Ihre Entschuldigung. — Kommen Sie, Fräulein Marbach!"

Kaum vermochte Helene, sich an seinem Arm aufrecht zu halten. „Ich will nach Hause," erklärte sie, ihre Thränen mit aller Kraft zurückdrängend.

„Beruhigen Sie sich, bestes Fräulein," bat Arthur. „Die Uebelthäterin wird Abbitte thun. Sie wird rasch einsehen, wie sehr sie sich vergessen hat."

„Und damit soll ich mich zufrieden geben und mich lächelnd weiter umschwenken lassen, als ob mir nur auf das Kleid etwas Schmutz gespritzt worden wäre? Nach dieser Beschimpfung? O nein, Herr Blank. Hier ist meines Bleibens nicht länger. Ich danke Ihnen, daß Sie sich meiner angenommen haben. Aber ich will nicht weiter zwischen Ihnen und Dora Guttentag stehen. Bitte, lassen Sie mich still verschwinden. Mein Wagen wird schon da sein."

Damit ließ Helene den Arm Arthurs los und eilte, ohne nach rechts oder links zu blicken, in die Garderobe.

Fünf Minuten später saß sie im Wagen. Jetzt ließ sie ihren Thränen freien Lauf. Zerknirscht bekannte sie sich: Wernitz hatte recht; ich hätte bleiben sollen, wohin ich gehöre. Wäre ich ihm doch gefolgt! Was wäre mir nicht alles erspart geblieben! Nun kostet mir die Erkenntnis — o, Gott, welche Schmerzen!

VII.

Als Helene in das Schlafzimmer trat, das sie gemeinschaftlich mit ihrer Mutter benützte, wachte Frau Marbach auf.

„Also es ist vorüber, das vielbesprochene Fest!" sagte sie, sich ermunternd. „Wie spät ist es geworden?"

Helene trat an ihr Bett und küßte sie.

„Ja — da bin ich wieder, Mutter. Es thut mir leid, daß ich Dich im Schlafe gestört habe. Mache Dich nicht zu wach durch Fragen, die alle bis morgen Zeit haben. Auch bin ich todmüde; am liebsten spräche ich gar nicht mehr."

Das war nicht die Stimmung, worin ein junges Mädchen von einem Ball kommen mußte. Beunruhigt beobachtete Frau Marbach ihre Tochter. Mit einer Hast entkleidete Helene sich, als ob ihr die anspruchsvolle Hülle zuwider sei. Ihr Gesicht hielt sie abgewendet.

Frau Marbach konnte sich nicht stille verhalten; dazu hätte sie nicht Mutter sein müssen. „Bist Du vergnügt gewesen?" forschte sie vorsichtig.

„Ich glaube ja. Wenigstens hin und wieder."

„Du hattest wohl zu viel von diesem Abend erwartet."

„Wahrscheinlich!"

„Fehlt Dir etwas, Kind?"

„Ja — Schlaf. Gute Nacht, Mutter."

Sie löschte das Licht.

Noch lange hörte Frau Marbach die tiefen Atemzüge nicht, auf die sie ängstlich wartete. Aber Helene lag wenigstens ganz ruhig; nicht ein einziges mal rauschte die Decke. Und was auch in ihr stürmen mochte: endlich überwältigte die Müdigkeit sie doch. Als Frau Marbach sie eingeschlummert wußte, beruhigte sie sich. Gewiß hatte Helene zu viel getanzt und war abgespannt gewesen — nur abgespannt.

Am Morgen, nachdem sie sich leise angekleidet, betrachtete Frau Marbach liebevoll das Gesicht der schlafenden Tochter. In dem Dämmerlicht, das im Zimmer herrschte, schien es ihr bleich. Ein leidender Zug trat darin hervor, den sie an ihrem lebenslustigen Kinde noch nie gesehen.

Bekümmert schüttelte sie den Kopf. Zur Lust war das liebe Mädchen ausgezogen; sollte es Schmerzen heimgebracht haben?

Aber ihren älteren Töchtern sagte sie nichts von dieser Vermutung. Erst gegen Mittag erschien Helene im Wohnzimmer. Sie sah übernächtig aus trotz des langen Schlafes, den sie gethan. Niemand machte eine Bemerkung darüber, doch zeigten alle das Bedürfnis, zu ihrer Stärkung und Erquickung beizutragen.

Freundlich zwar, aber dennoch mit einer Bestimmtheit, die sie nur selten zu zeigen pflegte, wehrte Helene die Diensteifrigen ab.

„Ich wünsche nicht mehr verhätschelt zu werden."

„Du komisches Mädchen!" rief Käthe. „Du mußt doch etwas essen und trinken! Was soll es sein? Kaffee steht warm für Dich. Du kannst auch eine Tasse Bouillon haben."

„Ich danke für alles. Es ist bald Tischzeit; ich will warten."

„In längstens einer Viertelstunde soll das Essen fertig sein," fiel Frau Marbach ein und wollte in die Küche eilen.

Helene hielt sie zurück. „Ich bitte Dich inständig: laß alles im gewöhnlichen Geleise, Mutter. Ich bin die allerletzte, auf die Rücksicht genommen werden sollte."

Sie wandte sich zu ihren Schwestern. „Bleibt bei eurer Arbeit, ich bitte euch! Es wird mir gut thun, wieder fleißige Menschen zu sehen. In der vorigen Nacht schien mir zuweilen das Vergnügen der eigentliche Lebenszweck. Es weht eine giftige Luft in der Welt der Guttentags."

„Du hast den Katzenjammer, Kind," sagte Elise lachend, indem sie ihre Pinsel wieder zur Hand nahm.

Helene sah ihr aufmerksam über die Schulter.

Nach einer Weile begann sie: „Wie flott und sicher Du malst! Welche Freude muß es Dir gewähren, unter Deinen Fingern etwas entstehen zu sehen, das Wert hat und Dauer! Mit Dir kann ich's nicht aufnehmen. Was ich auf meinem Felde ziehen kann, geht mit der Stunde hin."

„Dunkel ist Deiner Rede Sinn," erwiderte Elise, flüchtig aufschauend. „Worauf spielst Du an?"

„Ich habe mir ausgedacht, wie auch ich verdienen kann."

„Was Du sagst!" spottete Elise. „Während des Balles?"

„Das nicht, aber nachher ... Ich will meine Kenntnisse in der Musik verwerten."

Frau Marbach mischte sich ein: „Das könntest Du allerdings. Aber es ist Dir doch nicht Ernst damit?"

„Gewiß ist es das. Ich habe mir sogar schon eine Anzeige ausgedacht, die ich in die Zeitung einrücken lassen will."

Beide Schwestern hörten auf zu arbeiten und sahen Helene mit großen Augen an.

Diese fuhr unbeirrt fort: „Hört nur. Also: ‚Klavierunterricht. Töchtern aus gebildeten Familien erteile ich gegen mäßiges Honorar gründlichen Klavierunterricht. Helene Marbach, Alexanderstraße 87, drei Treppen.' Was sagt ihr dazu?"

Käthe nahm das Wort: „Du kannst Dich nicht öffentlich als Klavierlehrerin anbieten. Bedenke doch: die ganze Stadt würde diese Anzeige lesen. In den Kreisen, worin Du verkehrst, würdest Du Dich mit einem Schlage unmöglich machen."

„Und wenn das nun gerade meine Absicht wäre?"

„Es ist nichts dagegen einzuwenden, daß Du verdienen willst," sagte Frau Marbach. „Nur an die große Glocke brauchst Du diesen Entschluß nicht zu hängen. Du kannst ja hier und dort aussprechen, daß Du Dich gern etwas beschäftigen möchtest — daß Du Dich vielleicht dazu verstehen würdest, einigen begabten Kindern Unterricht zu erteilen. Auf diese Weise gewinnt die Sache ein ganz anderes Ansehen."

Doch Helene war nicht überzeugt. „Ich vermag nicht einzusehen, daß es ehrenvoller für mich sein würde, mir Schülerinnen zu erschleichen, als offen und ehrlich darum zu werben," erwiderte sie. „Zudem — was ich auch ausstreuen mag, kein Mensch wird sich von mir täuschen lassen. Zum Vergnügen gibt niemand Klavierstunden. Und die Verhältnisse, in denen wir leben, sind stadtbekannt. Also warum der Sache ein seidenes Mäntelchen überhängen?"

Elise gab ihr recht. „Helene ist die tapferste von uns allen," erklärte sie.

„Rühme mich nicht," sagte Helene mit einem Seufzer. „Man kann auch tapfer sein aus Furcht."

Es wurde entschieden, daß Wernitz den Ausschlag geben sollte. Nun erst begann Helene, von dem Kostümfest zu erzählen. Ueber ihren eigenen Anteil daran schlüpfte sie freilich weit rascher hinweg, als ihren Zuhörerinnen lieb war, und als die Mutter nach ihren persönlichen Erlebnissen geradezu fragte, rief sie aus: „Ach, was ist von mir zu berichten? Ich bin mitgeschwommen, so gut ich konnte, ein kleiner, kaum beachteter Teil des glänzenden Ganzen. Was sollte ich wohl erlebt haben?"

Am Abend kam Wernitz. Der Plan Helenens fand seine freudige Billigung. Endlich stellte sie sich auf gleichen Boden mit ihm.

„Glauben Sie mir, meine liebe Frau Marbach," sagte er, „die Freunde, die Fräulein Helene durch diesen Schritt verliert, sind des Haltens nicht wert gewesen. Sie wird andere dafür gewinnen, die besser sind."

Da fügte sich Frau Marbach.

Erst als Gustav sich schon erhoben hatte, um Gute Nacht zu sagen, fiel es ihm auf, daß Helene in ihren kärglichen Mitteilungen über das Fest seinen Vetter Blank nicht erwähnt hatte. Die Hand auf der Thürklinke, fragte er: „Und Blank — haben Sie ihn kennen gelernt?"

„Freilich. Er hat sich mit mir als Tischdame begnügen müssen."

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Dr. Israel: Mädchenkrieg an den griechischen Ostern.

Digitized by Google

Gustav sah sie erwartungsvoll an. Aber Helene schwieg; sie war offenbar nicht gewillt, ein Urteil über Arthur Blank abzugeben.

Sonderbar!

Hernach, auf seinem Zimmer, konnte Gustav sich einer eifersüchtigen Regung nicht erwehren. Warum diese Zurückhaltung? Doch jedenfalls nur, weil sein hübscher, gewandter Vetter ihr gefallen hatte und sie dies nicht sagen mochte, weil sie seine Antipathie kannte.

Nun: es lag deshalb kein Grund vor, gleich in Arthur Blank einen Nebenbuhler zu vermuten. Dennoch hatte Gustav das unbestimmte Gefühl, daß der Erfüllung seines Herzenswunsches Gefahr drohe.

(Fortsetzung folgt.)

General von Lindequist.

Der neuernannte kommandirende General des 13. Armeecorps, bisheriger Kommandant der 26. Division (1. königlich württembergische), der General der Infanterie Oskar Olof Fromhold von Lindequist ist am 10. Dezember 1838 in Jülich geboren und erhielt seine militärische Erziehung im königlich preußischen Kadettencorps. Er ist durch die Schule des Generalstabs gegangen, zu dem er schon als Lieutenant kommandirt wurde und dem er in verschiedenen Stellungen angehört hat. Am 22. März 1868 wurde er Hauptmann in demselben und machte als solcher den Krieg von 1870/1871 mit. Im April 1872 erfolgte seine Ernennung zum Flügeladjutanten Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm I. Am 21. August desselben Jahres wurde er Major und am 22. März 1877 Oberstlieutenant. Vom 24. Dezember 1879 bis 23. November 1882 war von Lindequist Kommandeur der Schloßgardecompagnie; während dieses Kommandos wurde er am 16. September 1881 zum Oberst befördert. Am 23. November 1882 erfolgte die Ernennung zum Kommandeur des 1. Garderegiments zu Fuß, am

v. Lindequist

Kommandeur des XIII. (königl. württemb.) Armeecorps.

1. September 1887 die Beförderung zum Generalmajor unter gleichzeitiger Ernennung zum General à la suite Seiner Majestät des Kaisers, sowie zum Kommandeur der 1. Garde-Infanteriebrigade unter Beauftragung mit der Wahrnehmung der Geschäfte als Kommandant von Potsdam. Am 22. März 1888 trat er als General à la suite zu Kaiser Friedrich III. über und wurde seit 3. Dezember 1888 in den Listen als General à la suite weiland Seiner Majestät Kaiser Wilhelm I. geführt. Am 27. Januar 1890 mit Führung der 21. Division beauftragt, wurde derselbe am 24. März 1890 unter Beförderung zum Generallieutenant zum Kommandeur dieser Division ernannt und am 27. Oktober 1890 unter Ernennung zum Generaladjutanten Seiner Majestät des Kaisers nach Württemberg kommandirt behufs Uebernahme des Kommandos der 26. Division. Am 22. März 1895 erfolgte die Ernennung zum General der Infanterie und kommandirenden General des 13. Armeecorps.

Graf Nikolai von der Osten-Sacken.

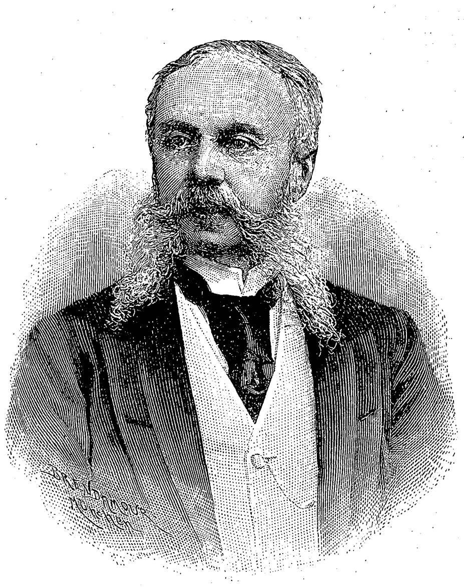
Der neuernannte russische Botschafter in Berlin, Graf Nikolai Dimitriewitsch von der Osten-Sacken, ist am 28. März 1831 geboren und gehört dem Adel des Gouvernements Cherson an, entstammt indes einer ursprünglich in den Ostseeprovinzen, und zwar in Kurland, angesessenen Familie. Er absolvirte das Richelieu-Gymnasium in Odessa und trat bereits 1852 in das Ministerium des Aeußern ein, das ihn seit 1856 im auswärtigen diplomatischen Dienst verwandte. Während des Krimkriegs von 1855 war er dem Oberbefehlshaber der Truppen in der Krim attachirt. Später nahm er diplomatische Stellungen im Haag, in Madrid, in der Schweiz und Turin ein. An letzterem Orte verblieb er bis Ende 1869, zu welcher Zeit seine Ernennung zum Ministerresidenten am Hofe des Großherzogs von Hessen in Darmstadt erfolgte. Hier ward der Grund zu der Achtung und Verehrung des Deutschtums gelegt, welche das Wesen des Grafen Osten-Sacken gegenwärtig erfüllen. Die verwandtschaftlichen Beziehungen des Zarenhofes zum Hofe von Hessen wurden von Osten-Sacken stets dazu benützt, die anti-deutschen Strömungen in Moskau und Petersburg

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Hugo Kauffmann: Juh, der Schmarrn kimmt!

Digitized by Google

zurückdrängen zu helfen. Und die elfjährige Thätigkeit des Grafen Osten-Sacken in Darmstadt überzeugte auch die russischen Panslavisten, daß Graf Osten-Sacken ihren Aspirationen



Graf Nikolai von der Osten-Sacken.

stets abhold war und ist. Mit ebensolcher Loyalität für Deutschland trat Graf Osten-Sacken im Jahre 1880 den Posten eines außerordentlichen russischen Gesandten in München an, den er nunmehr mit dem Botschafterposten in Berlin vertauscht.

Unsere Bilder.

Mädchenkrieg an den griechischen Ostern. Die lange, lange Fastenzeit der griechischen Kirche, die weit strenger gehalten wird, als die der abendländischen und sich wirklich zu einer Zeit ernster Enthaltsamkeit gestaltet, ist endlich vorüber. Ostern ist gekommen, in den Häusern und auf der Straße erschallt allenthalben der fromme, freudige Gruß: Christus ist auferstanden. Es handelt sich in der That um eine Auferstehungsfeier, um ein Erwachen zu neuem Leben, leiblich und geistig, und so geht die kirchliche und weltliche Feier Hand in Hand, ja es fließen beide in einander über. Die Gläubigen drängen zur Kirche, um nach vollendetem Gottesdienst aus der Hand des Geistlichen bemalte Eier als Festgeschenk zu empfangen. So wird die Einleitung und der Uebergang gegeben zu den materiellen Genüssen, ohne welche das Volk sich die festlichen Tage nicht denken kann. Ueberall helle, laute Festesfreude. Ist es da ein Wunder, daß die Mädchen auf unserem Bilde, ohne Zweifel Bewohnerinnen irgend einer der reizenden Inseln des ägäischen Meeres, bei denen sich ursprüngliche Tracht und Sitte erhalten hat, statt ihres Amtes zu walten und den Eingang zum Tempel mit Lampen und Blumengewinden zu schmücken, für einen Augenblick auch ihrer Festlust die Zügel schießen lassen, einen lustigen Krieg gegen einander eröffnen und sich mit den Blumen beschießen, die einem ganz andern Zwecke dienen sollten?

Juh, der Schmarrn kimmt! Da war in Sankt Johann eine große Hochzeit angesagt und das war für den Ochsenwirt keine Kleinigkeit. Weltverlassen, weit hinten im Thale liegt die Ortschaft. Der Ochsenwirt hatte sich einmal von einem Bergkraxler erzählen lassen, „die Herrischen" in der Stadt essen zum Schluß eines großen Mahles immer Eis. Geglaubt hatte er es nicht, diese Lüge schien ihm denn doch gar zu dumm. Aber heute dachte er daran. Eis hätte er nicht weit, zwei Stunden vielleicht bis zum Gfallwendferner. Aber die sonstigen „Gutelen", die mußten aus der Stadt geholt werden. Fleisch hätte er noch im Stalle herumlaufen, ein Kalb und ein junges Schweinlein, da kann man schon 'was „richten". Aber „Tschugaleri" (Schokolade) für die Weiberleute mußte da sein, dann süße Torten mit Sprüchen.

„Glück und Segen wünsch' i der Braut,
A Stuben voll Kinder und Schweines mit Kraut,"

Oder den andern Spruch:

„Der Vater hat mir'n glas'n
Mein liaben Bua,
Und a Spinnradl,
Und a Bettstattl
Und a tschegete (gefleckte) Kua!"

Dann feines weißes Mehl zu den Kücheln, allerlei Gewürze, Zibeben und Weinbeerlen. Kurz, eine Menge Sachen. Darum mußten die Loni und die Bürgl und der Sixt und der Hertl mit Kraxen übers Joch in die Stadt zum Einkauf. Das war kein leichter Weg, denn auf der Höhe lag der tiefe „Mehlschnee", in welchen sie oft bis an die Kniee einsanken trotz der Schneereifen, und auch die Steigeisen waren nicht umsonst mitgenommen. Trotz derselben glitschte der Hertl einmal aus und eine Oelflasche bekam einen Sprung und tropfte durch die Kraxe, was der Hertl zur Konservirung seiner Lederhose als vortrefflich erklärte und von Zeit zu Zeit die Tropfen sorgfältig auf derselben verrieb. „Aber in einem fort essets Zeug in der Welt ummer tragen," sagte er, „sell ist a harte Arbeit," und machte seinen Genossen den Vorschlag, in der „Kleeschwoagn" vorzusprechen. Die Sennerin dort verstehe einen Schmarren zu kochen, „die Eva, wenn sie so einen gehabt hätt', nie hätt's auf an Apfl griff'n." Die Sennerin war herzlich froh, wieder einmal Besuch zu bekommen, und bald krachte und brodelte das Schmalz in der Pfanne. Aufmerksam schaute Hertl zu und gab gute Ratschläge. „Nimm non a faustgroßes Stück Schmalz, Sennerin, und a zwei Händ voll Mehl mehr. Es sein inser viere mit an Hunger für achte." — „Dös Bergwasser, weist, den Magen räumt's Dir aus, als wärst erst zur Welt kummen und häst nie 'was drein gehabt." Der Sixt und die zwei „Dirndlen" hatten am Tische Platz genommen, denn sie hatten auch einen rechtschaffenen Hunger und der Ruf des Hertl war ihnen nur willkommen, als er hell aufjauchzte: „Jui juhuhu! der Schmarrn kimmt!"

Standrecht.

Novellette

von

W. Popper.

Wir saßen vor dem Herrenhause der Pußta „Oesylak" und blickten gen Westen, wo eben die Sonne in aller Pracht eines schönen Sommerabends unterging und selbst die aufsteigenden Rauchsäulen in rosenrote Wölkchen verwandelte. Die niedrigen, weißgetünchten Wirtschaftsgebäude, deren einzigen Schmuck die rings um den First gehängten Maiskolben bildeten, die offene Scheune, auf deren Dach der Storch träumte, die verkrüppelten, sturmzerzausten Weiden am Bächlein drüben, durch das ein halbnackter Hirtenknabe watete, der langarmige Ziehbrunnen, den die Stallmagd in Bewegung setzte, die weite Wiese, in deren üppigem Grase die Grillen zirpten — diese ganze alltägliche, eintönige Umgebung erschien in dem weichen, verklärenden Abendlichte stimmungsvoll und anziehend. Wir blickten in tiefem Schweigen gen Westen und ließen die Worte unseres Gastfreundes, der uns von den Opfern des letzten Freiheitskampfes erzählt hatte, nachklingen.

Wie das Scheiden einer großen Seele die ganze Umgebung verklärt, so daß alles Gemeine verschwindet und selbst das Geringste bedeutungsvoll wird, so erfüllt das Scheiden der Sonne alles rings umher mit feierlicher Andacht, mit ahnungsvollem Schweigen.

Unser freundlicher Hausherr, der greise Ambrosius Oesy, blies dichte Rauchwolken in die stille Abendluft, seine Frau hatte die Hände mit dem Strickstrumpf in den Schoß sinken lassen; unter dem seidenen Kopftuch, das sie nach Art der Bäuerinnen tief in die Stirn gezogen, sah man die feinen Züge der Aristokratin, die klugen, weitblickenden Augen der erfahrenen Greisin. Neben mir saß der Großneffe der Oesys, mein alter Schulkollege Arpád, der gleichzeitig mit mir auf der Universität Heidelberg von den Irrtümern der Rechtsgelahrtheit genippt und sich in die Wahrheit des Weines versenkt hatte; er trug die kleidsame Uniform eines Husarenoffiziers und beschäftigte sich damit, die feinen Spitzen seines schwarzen Schnurrbartes nadelspitz zu drehen.

Die tiefe Stille ward durch das Bimmeln der Herdenglocken unterbrochen; die Kühe kamen bedächtigen Schrittes, geneigten Kopfes von der Weide und suchten ihre Ställe auf; ihnen nach kehrten stampfend, springend, schnaubend und spielend die Pferde und die Fohlen heim; es war ein herrlicher Anblick, wie sie in ungebundener Kraft, ihre Mähnen schüttelnd, über die weite Ebene galoppirten; der Pferdehirt, der in seinem weiten, weißen Beinkleid, mit der kurzen Peitsche bewaffnet, neben ihnen herlief, hatte Mühe, sie zusammenzuhalten und zu bändigen.

Eine schöne braune Stute lief zu uns herüber und schnupperte an den Taschen des alten Herrn, die stets für sie gefüllt waren.

„Das ist Saroltas ‚Sugár', wo nur wieder der Wildfang bleibt —"

„Du hast recht Frau, über dem Schwatzen von alten Tagen haben wir die Kleine vergessen. Denique, so sind die jungen Männer heutzutage, statt einem hübschen Mädchen nachzulaufen, sitzen sie bei den langweiligen Greisen; zu unserer Zeit war das anders, nicht wahr, Alte?"

„Komm, Ivan, wir wollen die Sarolta suchen," sagte Arpád, seinen Arm um meine Schultern legend. In dieser Stellung, neben meiner stark vorgeneigten Gestalt mußte seine Haltung wahrhaft edel und stolz erscheinen und nie war er wohl schöner, als wenn sein mit schwarzen Locken bedeckter Antinouskopf sich an mein schmales, bleiches Gesicht schmiegte. Er führte mich den langen Säulengang hinab und blieb vor einem offenen Fenster stehen.

„Gewiß ist sie wieder bei der alten Oerzse und läßt sich Ammenmärchen erzählen; komm, wir wollen sie belauschen!"

Das Halbdunkel in dem niedern Zimmer ward noch durch den dichten Epheu vermehrt, der sich um das Fenster rankte, dennoch konnten wir einige Gegenstände genau unterscheiden: den grünen Kachelofen in der Ecke, das hochgetürmte Bett, die mit gelben Tulpen und roten Rosen bemalte Holztruhe und das Spinnrad, vor dem eine gebeugte Gestalt saß. Das magere, gefurchte Gesicht erschien alt, die halbnackten braunen Arme waren runzelig, doch der glatte Scheitel war noch schwarz und glänzend wie Rabengefieder, die Augen blitzten im Dunkeln wie Katzenaugen und die Stimme klang hell und jugendfrisch.

Auf der Truhe und dem Fenster abgewendet, saß der vermißte „Wildfang", die Arme um das rechte Knie geschlungen, die zarte Gestalt horchend vorgeneigt; vom Kopfe war nur ein Teil des ausdrucksvollen, von kurzem Lockenhaar umrahmten Profils zu sehen.

„Und dann, Dada, und dann —?" frug sie.

„Nun, und dann sagte Pista, daß die armen Burschen sich mit dem Hammel, dem Speck und dem Laibe Brot durchaus nicht begnügen wollten, daß sie darauf bestünden, in das Zimmer der Herrenleute geführt zu werden. Dein Großvater und seine Söhne waren zu den Wahlen in die Stadt gefahren und Deine Großmutter hatte niemand an der Seite als mich, die ich damals ein blutjunges, unerfahrenes Ding war, dennoch verlor sie ihre Fassung nicht. ‚So laß sie hereinkommen, Pista,' sagte sie, sich stolz aufrichtend. Ja, stolz und schmuck war sie in der enganliegenden verschnürten Sammetjacke, mit der breiten Seidenschürze und der Spitzenhaube — sie hatte in sechs Komitaten nicht ihresgleichen und wir gehorchten ihr auf den bloßen Wink, lasen alle Befehle von den stolz blitzenden Augen. Wie so ganz anders war Deine sanfte Mutter, deren Taubenaugen niemals blitzten und der wir, vom mürrischen Gärtner bis zur letzten Stallmagd, dennoch alles zu liebe thaten — arme gute Seele! Aber, was ich doch sagen wollte — also da kamen die armen Burschen, die dem Pista auf dem Fuße gefolgt waren, herein, schlossen die Thüre, nachdem sie alle Dienstleute, mich ausgenommen, hinausgeschoben hatten, und traten vor meine Herrin hin. Wie die beiden anderen Burschen ausgesehen, weiß ich nicht genau zu sagen, ich glaube, sie hatten geschwärzte Gesichter und abgetragene Kleider — denn ich hatte nur Augen für den schwarzen Gyuri, den kühnsten, gefürchtetsten aller armen Burschen, der in seinem roten Wams mit Silberknöpfen, seinen weiten, gestickten Aermeln, den mit Lammfell gefütterten Mantel über die Schultern gehängt und den runden Hut in der Hand, stolz und stattlich vor uns dastand.

„‚Haben Sie keine Furcht vor uns,' sprach er sanft. ‚Sie waren uns immer großmütige Gönner, die uns nie eine Gabe verweigerten, aber jetzt sind die Zeiten hart und schwer und wir können uns mit dem gewöhnlichen Zehent nicht mehr begnügen.'

„‚So möget ihr es bleiben lassen,' erwiderte meine Herrin und ihre Stimme klang wie Erz. ‚Mein Mann hat euch stets zu viel Nachsicht bewiesen, aber damit ist es nun zu Ende. Erinnert euch, daß vor einigen Tagen das Standrecht für ganz Ungarn verkündet wurde: Ein Wink und euer Leben ist verwirkt!'

„‚Jetzt aber ist Dein Leben in unserer Hand,' schrie einer der Räuber mit heiserer Stimme. ‚Ihr praßt und schwelgt in euren warmen Stuben und habt für den Hungernden und Frierenden nur Drohungen; das sollt ihr auf der Stelle büßen, das Statarium ist nicht nur für die armen Burschen da!'

„Damit wollte er sich auf Deine Großmutter stürzen, die nun doch erblaßt und zitternd an meinem Arm lehnte.

„‚Halt ein,' rief der schwarze Gyuri, den Burschen zurückreißend, indem er ihm eine Pistole vor den Kopf hielt. ‚Es ist eine Feigheit, eine wehrlose Frau zu überfallen und wer von euch noch einen Versuch macht, die Herrin des Hauses zu ängstigen, wird sofort niedergeschossen!'

„‚Ich danke Dir,' sagte meine Gebieterin, sich wieder aufrichtend, ‚nun sage mir, was Du forderst und dann ziehe in Frieden.'

„‚Gewähren Sie mir nur drei Dinge; wer weiß, wie bald das Standrecht mein Haupt fordert!'

„‚Sprich, ich vertraue Dir, daß Du nichts Unbilliges verlangen wirst.'

„‚Ich erbitte mir die Geige Ihres Sohnes, die dort an der Wand hängt, ein Glas Ihres feurigsten Tokayers und einen Kuß von den roten Lippen dieses Kindes —', dabei zeigte er auf mich.

„Ohne eine Zustimmung abzuwarten, riß er die Geige von der Wand und spielte einen Csárdás.

„Ich versichere Dich, mein Kind, ich hatte noch nie so stürmisches Herzklopfen wie an jenem Abend und dennoch zuckten mir die Fußspitzen, so wußte der schwarze Gyuri den Bogen zu führen! Ich mußte ihn immerzu ansehen, wie er dastand, die blitzenden Augen auf mich geheftet, die Lippen unter dem schwarzen Schnurrbart zuckend, man wußte nicht recht, ob von verhaltenem Lachen oder Weinen. Wir nickten einander zu, dann legte er die Geige hin, faßte mich um den Leib und tanzte vor den Augen meiner strengen Herrin mit mir durch die Stube. Trotz der schweren Stiefel, die ich anhatte, flog ich so federleicht in seinen Armen dahin, als ob ich Flügel gehabt hätte und fühlte mich so frei, so selig, als ob ich mich im Himmelreiche, statt in den Armen eines Räubers befunden hätte. Als ich wieder den Boden unter meinen Füßen fühlte, drückte er einen heißen Kuß auf meine Lippen, hob das Glas Tokayer, das

Digitized by Google

ihm Deine Großmutter eingeschenkt, hoch in die Luft, leerte es in einem Zuge und rief: ‚Es lebe die Freiheit und die Liebe!‘

„Dann verschwand er mit seinen Gefährten im nächtlichen Dunkel und ich habe ihn nicht wieder gesehen.

„Einige Wochen später haben ihn die Panduren im Bakonyer Walde auf frischer That ertappt, vor das Gericht geschleppt, wo er standrechtlich verurteilt und gehängt wurde.“

Die alte Frau hatte den Kopf auf die Hand gestützt und blickte träumend vor sich hin, bis eine sanfte tiefe Stimme — der Wildfang hatte wirklich eine ungewöhnlich tiefe Stimme für ein so zartes, kleines Mädchen — das Schweigen unterbrach.

„Arme Oerzse, und dann?“

„Einige Monate später habe ich den János geheiratet und hätte an seiner Seite wie eine Königin leben können, wenn ich nicht immer den andern, der so jung sein Leben lassen mußte, im Sinne gehabt hätte.

„Wenn der arme Mann sich geduldig wie ein Lasttier für uns plagte, damit wir am Sonntag Schweinebraten essen konnten, dachte ich nur: wie viel lieber hätte ich an des andern Seite gehungert! Wenn wir abends still und friedlich beim Feuer saßen, mein Mann mit der Pfeife im Munde schlummernd und nickend und ich unser Kind wiegend, da seufzte ich: wie viel lieber wäre ich mit dem andern durch das Dunkel der Wälder geschlichen, ohne Dach und ohne Herd, wie das scheue Wild vor den Panduren flüchtend, statt hier warm und weich im sichern Neste zu sitzen!

„Als ich dann mein einziges Kind verlor und Dich statt seiner nährte, da ist das Feuer aus meinem Blute in Deine Adern geflossen, so daß Du der tapfere kühne Wildfang geworden bist, der niemand gehorcht als seinem eigenen, stürmisch klopfenden Herzen. Und wenn die Stunde kommt, in der ein Mann dies Herz erobert, dann will ich zufrieden sterben, denn ich weiß wohl, was das für ein Mann sein wird: ein hoher, stattlicher Jüngling mit schwarzem Lockenhaar, mit feurigem Ungarblut in den Adern, dem kein Pferd zu wild, keine Frau zu stolz, kein Wagestück zu kühn sein wird! Kein anderer Mann wird Dein Herz bezwingen und bis der nicht kommt, kann ich nicht sterben.“

„Dann wirst Du lange leben, Dada, denn die armen Burschen sind ausgestorben!“

„Es soll ja auch kein armer Bursche sein, Sárika; er wird reich und schön und stattlich und dennoch —“

Eine heftig schüttelnde Bewegung der braunen Locken unterbrach die Rede der Alten, ich aber fühlte mich plötzlich mit eisernem Griffe erfaßt und vom Fenster fortgezogen.

„Komm, Ivan, es wäre Mangel an Zartgefühl, wenn wir uns jetzt zeigen wollten,“ flüsterte Arpád und bog mit mir um die Ecke des Hauses, gegen Wiese und Weiher hin. Nachdem wir einigemale schweigend auf und ab gegangen, begann Arpád in einem Tone, wie wenn er eine Gedankenreihe halb unwissentlich laut fortsetzte:

„Sie ist ein verteufelt hübsches und schneidiges Mädchen, voll Temperament und wilder Grazie; ich möchte sie im Herbst in Pest einführen — die Alte thut ja alles, was ich will — nur weiß ich nicht, ob die fremde Umgebung, der ungewohnte Ton — der Vergleich mit den gewandten Salondamen — mein Gott, sie ist so weltfremd, glaubst Du nicht auch, Ivan?“

„Ja, ich glaube wohl, daß der Vergleich mit ihr den Damen Deiner Gesellschaft schaden wird; wie abgeschmackt wird sich ihr Wesen gegen Saroltas natürliche vernünftige Art sich auszudrücken und Menschen und Dinge aufzufassen, ausnehmen, so wie sich Schablone gegen Originalität, Künstelei gegen Wahrheit, Stelzengang gegen Anmut verhalten; wenn Du das befürchtest, hast Du allerdings recht.“

„Ivan, wenn Du nicht ein kalter ‚Schwab‘, ein Deutscher von Geburt und der Wildfang eine Chauvinistin wäre, die lieber ins Kloster ginge, als — kurz, ich wäre stark versucht, Dich als Nebenbuhler zu fürchten!“

„Nach dem Gespräche, das wir eben belauscht, hast Du keinen Nebenbuhler meiner Art zu fürchten, noch auch viel Ermutigung, Dich an besagtem Feuer zu erwärmen!“

„Ho, ho, darum ist mir nicht bange; ich werde das Feuer schon anzufachen und das Eisen zu schmieden wissen!“

Und wahrlich, das that er auch! Während ich nach dem Abendessen mit dem alten Herrn Karten spielte, hatte Arpád sich zu Sarolta gesetzt und hauchte und blies und schürte und schmiedete, daß die Funken sprühten. Er schilderte das Leben in der Hauptstadt so verlockend, daß die Augen der alten Dame, die vorgeneigten Hauptes fast atemlos lauschte, zu funkeln begannen.

„Nicht wahr, liebe Frau Tante, Sie kommen mit Sarolta?“ wandte er sich schmeichelnd an sie.

„Ein alte Frau wie ich,“ antwortete sie, die Mundwinkel senkend und die Augen halb schließend, „die so viel Trauriges und Schweres erlebt hat, liebt die Ruhe und die Einsamkeit über alles, aber ich kenne meine Pflichten und bin für meine Enkelin zu jedem Opfer bereit.“

„Wir werden Ihre selbstlose Güte zu würdigen wissen, Frau Tante, und was Sie anbelangt, Bäschen, werden wir Himmel und Erde in Bewegung setzen, um Sie zu unterhalten. Nicht wahr, Ivan?“

„Ja, und nachher werdet ihr euch über die ungeschickte Landpomeranze belustigen!“ rief Sarolta, den Kopf zu mir wendend.

„Ei, warum nicht gar eine Pomeranze,“ sagte ich neckend, „welch schmeichelhafte Ideenverbindung beschwören Sie da herauf! ‚Wo im dunklen Laub die Goldorangen glühen‘ — in Anbetracht Ihrer Heimat, der flachen, sandigen Pußta, könnten wir Sie eher mit einer Hagebutte am Heiderosenstrauche vergleichen.“

„Nehmen Sie sich in acht, Herr, der Hagebuttenstrauch ist stachelig!“

„O, er wird höchstens unerfahrenen Schäfchen gefährlich, nicht aber Löwen!“

Die alte Dame konnte den vertraulich neckenden Ton, den wir immer anschlugen, wenn wir mit einander sprachen, nicht leiden, und mich mit ihren scharfen Augen messend, rief sie spöttisch: „Sehen bei euch die Löwen so aus?“

„Manchmal wohnt auch in der schmalen Brust ein Löwenherz,“ erwiderte ich mit scherzhaftem Pathos.

„Gut gebrüllt, Löwe,“ rief der alte Oesy, mich auf die Schulter klopfend.

„Wo kommt das vor, Großväterchen?“

„Im Sommernachtstraum.“

„Wie, die Hagebutte am Heiderosenstrauche kennt Puck nicht und Oberon und Titania?“ rief ich aus.

„Ich weiß, warum sie dies und das und vieles andere nicht kennt,“ fiel die Großmutter ein, und da die schüttelnde Bewegung ihres Kopfputzes eine unheilvolle Fortsetzung vermuten ließ, unterbrach sie der gute Großvater schnell:

„Weil sie den Petöfi und den Arany János liest —“

„Warum nicht gar, Sie irren,“ — die alte Dame duzte, altungarischer Sitte getreu, ihren Gatten niemals — „entweder sie rast auf ihrer wilden Stute über die Heide hin oder sie sitzt in der Spinnstube und läßt sich Ammenmärchen erzählen.“

„Das ist wohl wahr, Großmutter, aber die alte Oerzse erzählt mir die Werke einer Dichterin, die Shakespeare, Schiller und Goethe, Petöfi, Arany und alle Dichter der Welt in den Schatten stellt. Ihre Gestalten sind echt und dennoch ungreifbar; alle Gaben, mit denen uns diese Dichterin überschüttet, sind unsichtbar und doch sind sie das kostbarste Gut, das wir besitzen, das einzige, das keine Macht der Welt uns zu rauben vermag!“

Der alte Oesy legte den Arm um den geliebten Wildfang, der seine Rede schalkhaft begonnen und ernst geendet hatte, dessen Schelmenaugen nun in Thränen schwammen. „Du meinst die Dichterin Erinnerung, mein Liebling; komm, erzähle uns, was die alte Oerzse sagte!“

„Erzählen kann ich es nicht, aber ich will es Dir vorspielen, Großvater.“

Sie setzte sich an den Flügel und spielte jene ungarischen Melodien, die lachend weinen, jauchzend klagen und zitternd tanzen; die mit dem Herzen gespielt und mit dem Herzen gehört werden. Während ich am Flügel lehnte, sah ich, wie Arpád im Nebenzimmer die beiden Alten in eine Ecke zog und mit ihnen flüsterte, sah, wie der Großvater unwillig den Kopf schüttelte und erst auf Zureden seiner Gattin die Achseln zuckte und endlich kopfnickend zustimmte.

Dann kam Arpád herüber und lehnte sich über Saroltas Stuhl. „Verzeihen Sie, daß ich Sie störe, aber ich fühle mich nicht ganz wohl, auch muß ich heute abend noch mein Bündel schnüren, da ich mich morgen in Pest melden soll. Ohne einen Gutenachtgruß von Ihren Lippen kann ich aber nicht gehen; schlafen Sie sanft, Wildfang, und träumen Sie den schönsten Sommernachtstraum mit der passenden Musikbegleitung — Sie kennen ja Mendelssohns Hochzeitsmarsch! Gute Nacht!“

Er sah wirklich blaß aus, indem er sich über die kleine Hand neigte und sie an seine Lippen zog. Ich wollte ihm folgen, aber der alte Oesy hielt mich zurück. „Der Wildfang soll uns noch aufspielen, Sie haben ja keine Kopfschmerzen und keine Herzschmerzen, bleiben Sie noch!“

Ich blieb und hörte den Csárdás spielen, sah, wie der arme Bursche das Mädchen um den Leib faßte und dem Tode entgegentanzte; ich hörte die Dichterin Erinnerung flüstern, leise und geheimnisvoll, wie wenn der Westwind über die Pußta streicht, und ich fühlte das Wehen eines süßen Hauches — doch plötzlich, im leisesten Pianissimo brach die Spielende mit einem schrillen Accorde ab und starrte mit weit aufgerissenen Augen nach der Thüre.

Dort stand der alte Pista und rief: „Arme Burschen sind da und der Anführer will mit dem Herrn reden!“

Ihm nach stürzte die alte Oerzse herein. „Jesus Maria,“ schrie sie schreckensbleich, „es ist der schwarze Gyuri, wie er leibte und lebte, er ist von den Toten auferstanden!“

Schon war der Räuber eingetreten, hatte die beiden alten Dienstboten hinausgeschoben und trat nun drohend vor den Hausherrn hin.

Aus seinem geschwärzten Gesichte glühten die Augen wie Kohlen, das Haar hing wirr in die Stirne, der verschnürte Rock mit den nußgroßen Silberknöpfen stand offen und ließ ein zerrissenes, blutbeflecktes Hemd sehen. Im Gürtel staken Messer und Pistolen.

Sarolta war zu der Großmutter geeilt und hatte den Arm schützend um ihre Schultern gelegt und ich war neben den alten Herrn getreten, um ihm nach Kräften beizustehen.

„Was willst Du von mir?“ rief Oesy unerschrocken, „mein Verwalter wird euch einen Hammel und einige Flaschen Branntwein geben.“

„Dieser Ring gefällt mir, den möchte ich haben.“ Der Bursche ergriff die Hand Saroltas, an der ein Diamant blitzte, und machte Miene, sie an sich zu ziehen. Ich fühlte, wie mir das Blut zum Gehirn schoß; da ich keine Waffe bei der Hand hatte, riß ich den Fokosch (Beilstock) des Hausherrn aus der Ecke, schleuderte die Hand des Räubers zurück und stellte mich ihm kampfbereit gegenüber. Der Bursche wollte mich entwaffnen — da ertönte ein wilder Aufschrei — Sarolta hatte sich zwischen uns geworfen und rief, mich mit beiden Armen umklammernd, dem Räuber zu:

„Ich gebe Dir den Ring und alles, was ich habe; töte mich, wenn Du willst, aber thu ihm nichts zu leide!“

Der Räuber fuhr betroffen zurück; die alte Dame versuchte vergebens, die Enkelin von meiner Brust zu lösen und rief mit vor Wut bebender Stimme: „Sarolta, Kind, besinne Dich, sei doch nicht so thöricht; das ganze ist ja nur ein Scherz, nur die Erfüllung von Oerzses Prophezeiung! Er ist kein Räuber, sondern unser lieber Arpád, der Dich über alles liebt und Deine Hand begehrt. Komme doch zu Dir!“

„Lassen Sie sie, Frau Tante,“ sagte Arpád jetzt mit seiner natürlichen Stimme. „Sie sehen, aus dem Spiele ist Wahrheit geworden; ich bin ein armer Bursche, der die Strafe für seinen Uebermut erleidet!“

Der Wildfang wollte sich jetzt beschämt aus meinen Armen lösen, aber der Großvater legte die Hände auf unsere Köpfe und sprach:

„Ich verkünde hiemit feierlich das Standrecht; dieser arme Bursche ist unschuldig, aber den Duckmäuser da habe ich auf frischer That ertappt; er hat mir mein liebstes Kleinod, das Teuerste, was wir auf Erden noch besitzen, geraubt, deshalb hat er seine Freiheit verwirkt und muß zeitlebens die schweren Ketten ehelicher Knechtschaft tragen!“

Die Großmutter schüttelte den Kopf, entweder protestirte sie gegen die freventliche Deutung des ehelichen Glückes oder gegen den unerwünschten Urteilsspruch — ich aber, der ich so oft die Unfehlbarkeit der Jurisdiktion angezweifelt, diesmal neigte ich das Haupt ergeben vor der Gewalt des Standrechts, vor der Autorität des Richters und vor der geheimnisvollen, unwiderstehlichen Macht, die das Herz zum Herzen zieht!

Ein Wagner-Abend in Mainz 1862.

Aus meinen Erinnerungen.

Franz Schott, der vorletzte Inhaber der berühmten Firma „B. Schotts Söhne“, stand, wie man sich denken kann, den reformatorischen Reformen Richard Wagners anfänglich fremd und abwehrend gegenüber. Er war ein vorzüglicher Musikkenner, las die Partituren ohne Hilfe des Pianos, er hing aber mit Leib und Seele an den alten Musiktraditionen. Es bedurfte dann des lebhaften Zuredens seiner Frau die mit feinfühlendem Verständnis und der Exaltation, die ihr eigen, sogleich die Größe der neuaufgehenden Sonne erkannte, um ihn zu geschäftlichen Beziehungen mit Wagner zu veranlassen. Nachdem diese aber eingeleitet waren, verkehrte der Meister immer häufiger in dem Hause und brachte daselbst im Winter 1862 sogar einige Wochen zu.

Seine Gegenwart vertrieb bald den letzten Schatten von Antipathie, welchen der Verleger etwa noch gegen den großen Komponisten hegen mochte. Wagners persönliche Begegnung genügte eben, um mit siegender Gewalt alle für sich einzunehmen, die mit ihm in Berührung kamen. Und dennoch war es nicht der Ton der Schmeichelei, den er anschlug, noch die Rede, die zu bestricken versucht. Er imponirte vielmehr vor allem durch die große Unabhängigkeit und Schärfe seines Urteils, die sich natürlich am meisten in seinen Unterhaltungen über Musik zeigte, sowie durch die Souveränität seines Wesens, die sich in dem nicht zu beirrenden Vertrauen aussprach, das er zu sich selbst hegte. Den unerschütterlichen Glauben an seine künstlerische Mission, der ihn durchglühte, wußte er auf die Gemüter, namentlich seiner jüngeren Anhänger, zu übertragen und bei diesen, wie bekannt, oftmals bis zum Fanatismus zu steigern. So groß die Zahl seiner Verehrer in jenen Zeiten war, so groß war freilich auch die Zahl seiner Widersacher. Selten wohl ist je ein schaffender Künstler mehr bewundert und geliebt, selten aber auch einer so verabscheut und verkannt worden wie Richard Wagner. Für und gegen ihn stritten die bedeutendsten Menschen, sowie er selbst ohne Unterlaß in Wort und Schrift für seine Sache eintrat. Das einsame Dahinbrüten in Verkennung oder Abwarten seines Schicksals war ihm allerdings gänzlich fremd. Dies allein gibt auch die Erklärung zu der schnellen Beendigung des erbitterten Kampfes, in welchem er Sieger blieb, und des glänzenden Erfolges, der ihm noch im Leben zu teil wurde.

Beethovens neunte Symphonie wurde erst verstanden, als seine Gebeine längst zu Asche vermodert waren, während die Völker aller Länder nach Bayreuth pilgerten, um dem stolzen Meister bei Lebzeiten ihre Huldigungen darzubingen.

Es war in jenen Tagen, daß Wagner seine „Meistersinger“ im engeren Kreise der Familie Schott vorzulesen wünschte. Außer Professor Billroth war nur noch Peter Cornelius von Fremden anwesend. Wagner hatte letzteren durch folgendes Schreiben zum Eintreffen von Wien aufgefordert:

Digitized by Google

„Peter! Hör! Mittwoch am fünften Februar abends lese ich in Mainz bei Schotts die ‚Meistersinger' vor — Du hast keine Ahnung davon, was das ist, was es mir ist und was es meinen Freunden sein wird. Du mußt an dem Abend dabei sein! Laß Dir sogleich von Standhartinger in meinem Namen das zur Reise nötige Geld vorschießen. In Mainz erstatte ich Dir dieses und was Du zur Rückreise nach Wien brauchst wieder. Dies ausgemacht! Ich hab' schon mehr Geld schlechter vertrödelt; jetzt will ich einmal eine tiefe Freude davon haben. Fürchte keine Strapaze, es wird, glaub mir, ein heiliger Abend, der Dich alles vergessen läßt. Also, Du kommst! Wenn nicht, bist Du auch ein gewöhnlicher Kerl, etwa ein ‚guter Kerl' und ich nenne Dich wieder Sie! Addio, Dein R. W."

Cornelius traf bei einer Kälte von 10 Grad R. abends in Mainz ein, um in aller Frühe am folgenden Morgen die Rückreise nach Wien wieder anzutreten, die er infolge von Hindernissen durch Hochwasser erst nach einigen Tagen vollendete.

Wagner vergaß niemals diesen Beweis selbstloser Liebe und bewahrte dem Freunde bis zu dessen Tode die treueste Freundschaft und Anhänglichkeit.

Des Meisters Vortrag zu schildern ist meine Feder zu schwach. Ich habe nie in meinem Leben solche Begeisterung, solche Wahrheit des Tons, solches zündende Feuer der Rede gesehen noch gehört. Alles sprach an dem Manne, die Augen sprühten Flammen, die interessanten Züge vergeistigten sich immer mehr, die Hände bewegten sich dem Inhalt des Vortrags gemäß — es war kein Glied an ihm, das nicht mitgesprochen hätte.

Wir waren hingerissen; am meisten Peter Cornelius, der auf Wagner losstürzte, ihn in die Höhe hob und jauchzend ausrief: „Was hast Du Großes geschaffen! Es ist ein aristophanisches Lustspiel, das vor uns aufstieg! Dasselbe wird siegend die Welt durchschreiten!"

Ich hatte damals die Empfindung, als hätte ich nie Größeres gehört in meinem Leben und als würde ich auch nie Größeres hören. Cornelius' prophetisches Wort aber hat sich erfüllt.

A. Arens von Braunrasch.

Prälat Dr. theol. Viktor Habicht.

Am 27. April d. J. werden es fünfzig Jahre, daß Prälat Dr. theol. Viktor Habicht in den Dienst der evangelischen Kirche des Großherzogtums Hessen eingetreten ist. Seine Verdienste, welche er in dieser langen Zeit seines Wirkens und Schaffens auf kirchlichem Gebiet, im Schulwesen, sowie bei Gründung und Förderung gemeinnütziger Institutionen erworben hat, gestalten sein Jubiläum zu einem solchen, an welchem ganz Hessen freudig teil nimmt.

Am 5. Februar 1822 zu Engelthal in Oberhessen als Sohn des Justizamtmanns und späteren Landrichters Habicht geboren, besuchte er das Gymnasium zu Büdingen mit sehr gutem Erfolg, studirte auf der Universität Gießen Theologie, wobei er eine Zeit lang auch das philologische Seminar besuchte und sich privatim mit der englischen und spanischen Sprache beschäftigte, und gelangte nach bestandener Definitorialprüfung am 27. April 1845 zu seiner ersten Verwendung, indem er dem Dekan und ersten Pfarrer zu Echzell als Vikar beigegeben wurde. Dort verlebte der Jubilar glückliche Tage, zumal er sich mit seiner Cousine, der Tochter

Prälat Dr. theol. Viktor Habicht.

des dortigen Apothekers Weber, verlobt hatte. Im Jahre 1852 wurde Habicht zum Pfarrer zu Lardenbach ernannt, 1859 wurde er erster Pfarrer und bald darauf Dekan in der Stadt Grünberg, 1870 Pfarrer zu Rüsselsheim a. M. und Dekan des Dekanats Groß-Gerau. Da er sowohl hier als auch bei seiner vorherigen Stelle Mitglied der Kreisschulkommission war, so lag ihm die ganze Leitung der kirchlichen und Schulangelegenheiten der betreffenden Kreise ob, dabei an allem, was das äußere Wohl der Gemeinden betraf, regen Anteil nehmend. Die Nähe von Mainz, das kriegerische Treiben von 1870 und 1871, die Errichtung eines großen Reservelazarets in Rüsselsheim brachte ihm mancherlei Aufregung, Arbeit und Sorge; dabei galt es das in dieser Gemeinde erstorbene kirchliche Leben zu wecken. Fünf Jahre dortiger Wirksamkeit sind nicht ohne Segen, aber auch seitens der obersten geistlichen Behörde nicht unbeachtet geblieben, wie seine Ernennung zum Oberkonsistorialrat in Darmstadt und Superintendenten der Provinz Oberhessen im Februar 1875 bewies. Bereits im Jahre 1873 war er als erster Sekretär in der konstituirenden Landessynode für die nicht ohne schwere Kämpfe zu stande gekommene neue Kirchenverfassung thätig, und Mühe und Verantwortung bei Anfechtungen von links und rechts warteten seiner bezüglich Einführung der neuen Ordnung bei seinem Eintritt in das Kirchenregiment. Die zwanzig Jahre angestrengter Thätigkeit hatte er redlich benützt, um das Heil der Landeskirche, das Wohl der Geistlichen und das religiös-sittliche Leben in den Gemeinden zu fördern. Im Jahre 1880 wurde Habicht die Doktorwürde hon. c. von der theologischen Fakultät Gießen verliehen, von 1882 an vertrat er die hessische Kirchenregierung bei der Eisenacher Konferenz, 1885 kam er an die Spitze der hessischen evangelischen Geistlichkeit, indem er zum Prälaten der Landeskirche mit Sitz und Stimme auf Lebenszeit in der ersten Kammer der Stände des Großherzogtums und der Landessynode ernannt wurde. Seit sechs Jahren ist er Mitglied des Zentralvorstandes des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung, in welchem Verein er seit fünfzig Jahren thätig ist. Einer Reihe von anderen Vereinen und Wohlthätigkeitsanstalten gehört er als Vorsitzender oder Vorstandsmitglied an.

Außer einer Anzahl von Predigten und Casualreden, welche gedruckt wurden, verfaßte Habicht ein Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel und ein Handbuch für die evangelische Kirche des Großherzogtums Hessen.

Schach.

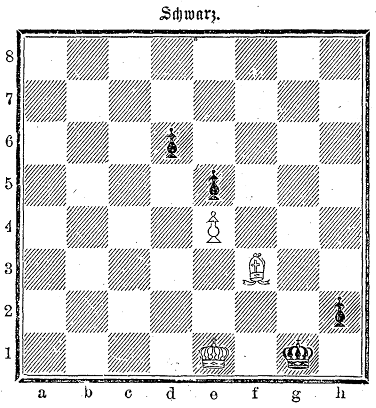
(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 26.

Von A. van Vliet in London.

(Endspielstudie.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und gewinnt.

Auflösung der Aufgabe 23 S. 544:

W. 1) Sf2—e4
S. 1) Kd5—e4:
W. 2) Sc4—e3
S. 2) Th4—f4, Dg2—f3, od. bel.
W. 3) Df8—a8, b4:, f5 matt.

A.

S. 1) Kd5—e6
W. 2) Se4—g5†
S. 2) Ke6—d7, d5
W. 3) Sc4—e5:, e3 matt.

B.

S. 1) Dg2—f3
W. 2) Df8—d6†
S. 2) Kd5—c4:, e4:
W. 3) Dd6—c6, e5: matt.

C.

S. 1) Th4—f4, d3—d2
W. 2) Sc4—e3† ꝛc.

D.

S. 1) beliebig anders
W. 2) Df8—f7† ꝛc.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Br. in Nordhorn zu 19, 20, 21; Sechzehnjähriger in Königsberg (Preußen) zu 20 und 21; G. Kr. in Asch (Böhmen) zu 21.

Partie Nr. 8.

Die nachstehende Partie entstammt einem **Massenwettkampf**, welcher am 9. März d. J. zwischen dem British Chess Club zu London und dem Manhattan Chess Club zu New-York mittelst des transatlantischen Kabels ausgefochten wurde. Es spielten 10 Engländer gegen ebenso viele Amerikaner an 10 verschiedenen Brettern, deren Besetzung durch das Los stattfand. Nach Ablauf der vertragsmäßig festgesetzten Spielzeit von 6 Stunden waren nur 2 Partien beendet, beide unentschieden; die übrigen Partien sollten vertragsgemäß dem Unparteiischen, Herrn E. Lasker, der beiden Klubs als Ehrenmitglied angehört, zur Entscheidung vorgelegt werden; doch wurde durch beiderseitige Uebereinkunft hiervon Abstand genommen und der **Wettkampf für unentschieden erklärt.**

Spanische Partie.

Weiß: Mills (London). — Schwarz: D. G. Baird (New-York).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	**e7—e5**	15) Lf4—e5:	Lf6—e5:
2) Sg1—f3	**Sb8—c6**	16) Sc3—d1	Dd8—b8[7]
3) Lf1—b5	a7—a6	17) Ta1—b1	Db8—b5
4) Lb5—a4	Sg8—f6	18) c2—c4	Db5—a5
5) O—O	Lf8—e7[1]	19) a2—a3	Tf8—b8
6) Sb1—c3[2]	d7—d6[3]	20) f2—f4	Da5—b6
7) d2—d4	e5—d4:	21) Sd1—e3	Tb8—e8[8]
8) Sf3—d4:	Lc8—d7	22) Kg1—h1[9]	Db6—d4[10]
9) Sd4—c6:[4]	Ld7—c6:	23) Tf1—d1	Dd4—d3:
10) La4—c6:†	b7—c6:	24) Td1—d3:	Le5—f4
11) Dd1—d3	O—O	25) g2—g3	Lf4—e3:
12) Lc1—e3[5]	Sf6—g4[6]	26) Td3—e3:	Kg8—f8
13) Le3—f4	Le7—f6[6]	Durch Uebereinkunft beider Spieler als remis abgebrochen.	
14) h2—h3	Sg4—e5		

[1]) Zu lebhafteren Wendungen führt Sf6—e4: und ist vielleicht für Schwarz etwas aussichtsreicher. Der Textzug ist vollkommen sicher, führt aber leicht ein bedrängtes Spiel für Schwarz herbei.

[2]) Jetzt droht 7) La4—c6: nebst 8) Sf3—e5:.

[3]) Zieht Schwarz zunächst b7—b5, so folgt 7) La4—b3, und Weiß erhält später neue Angriffschancen durch a2—a4.

[4]) Der Doppelbauer ist unter Umständen ein Nachteil für das Endspiel.

[5]) Der Läufer ginge besser sofort nach f4: doch stellt sich Schwarz auch dann mit Sf6—d7 verhältnismäßig sicher.

[6]) Schwarz benützt die günstige Gelegenheit, um Springer und Läufer besser zu postiren.

[7]) Wir würden hier Dd8—g5 vorziehen; zum Beispiel 17) c2—c3 f7—f5 [sicherer vielleicht zuvor Kg8—h8] 18) e4—f5: Tf8—f5: 19) Dd3—c4† Kg8—h8 20) Dc4—c6: Ta8—f8 21) Dc6—a6: Dg5—f4 22) g2—g3 Df4—f3 ꝛc.

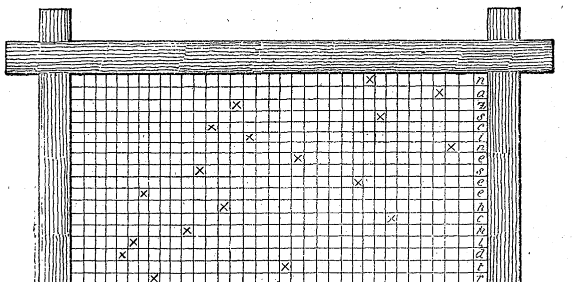
[8]) Man sieht, daß es nicht empfehlenswert war, das Spiel auf den Damenflügel zu lenken.

[9]) Weiß sollte hier 22) Se3—c2 spielen, um Db6—d4 zu hindern; er hätte dann noch immer das bessere Spiel gehabt.

[10]) Der Damentausch führt nun schnell das Remis herbei.

Für müßige Stunden.

Stickrahmen-Rätsel.



Zahlen, Buchstaben und Kreuzstiche stehen in gewissen Beziehungen zu einander. Sind diese richtig herausgefunden, so ergibt sich ein Citat aus Torquato Tasso.

Verschiebrätsel.

Die nachstehenden acht Wörter sind so unter einander zu schieben, daß je zwei sich folgende Buchstabenreihen, von oben nach unten gelesen, einen Wahlspruch ergeben:

Dampfschiffahrt.
Anschauungsunterricht.
Bauernregel.
Macdonald.
Sommernachtstraum.
Nibelungentrilogie.
Lebensversicherung.
Montesquiou.

Silbenrätsel.

a, a, bel, cap, car, dal, di, e, e, e, go, go, hi, hi, ho, lu, mer, mi, mi, ne, nen, ni, nord, oc, pa, pi, ra, ra, ra, ra, ri, sa, sto, ta, trap, u, um, vi, vi.

Durch richtige Verbindung dieser Silben entstehen zwölf Wörter mit nachfolgender Bedeutung: 1) Im Osten ein Verwalter. 2) Des Künstlers liebste Wahl. 3) Ein Jugendfreund, ein alter. 4) Ein kaiserlich Gemahl. 5) Ein Schnitt, verwandt mit Kegeln. 6) Ein Tag, der sonntagfroh. 7) Ein Punkt, der zu umsegeln. 8) Ein Staat in Mexiko. 9) Ein Ding mit Silberschöne. 10) Am adriatischen Meer. 11) Wir sind's, und unsere Söhne. 12) Ein Garten, lorbeerschwer. — Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Worte nennen einen deutschen Denker und eines seiner Werke.

Charade.

Des ersten Hahn hat niemals dich geweckt,
Des andern Unruh' hat dich nie geschreckt;
Des Ganzen Schläge machten nie dich beben,
Und die verkürzen doch, o Mensch, dein Leben.

J. E.

Auflösung des Versteckrätsels Seite 560:

1. Ü**BE**RFALL,
2. K**NUT**WYL,
3. BEL**ZE**BUB,
4. ÜBER**RASCH**UNG,
5. O**DEN**WALD,
6. **AU**GUSTUS,
7. RE**GEN**BOGEN,
8. ÜBER**BLICK**,
9. UN**VER**STAND,
10. VER**GANG**ENHEIT,
11. A**NE**MONE,
12. **ZEIT**SCHRIFT,
13. VER**KEHRT**HEIT,
14. COMPAG**NIE**,
15. EIN**ZU**G,
16. BED**RÜCK**UNG.

Benutze rasch den Augenblick,
Vergang'ne Zeit kehrt nie zurück.

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 560:

Palmarum.

Auflösung des Homonyms Seite 560:

Der Bücherwurm.

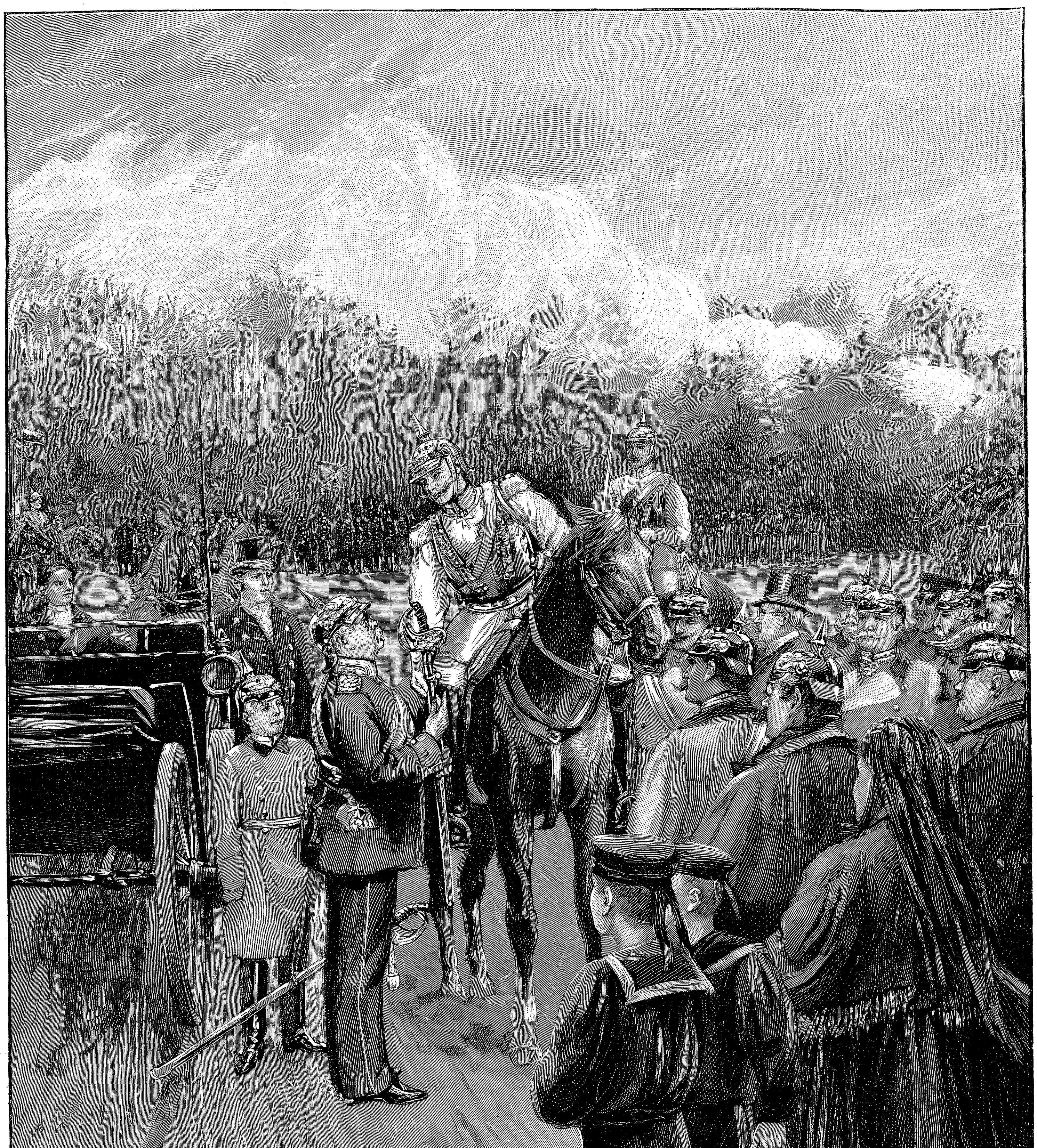
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Ueber Land und Meer.

№ 29.

Aus Zeit und Leben.



Kaiser Wilhelm überreicht dem Fürsten Bismarck den goldenen Ehrenpallasch auf dem Paradefelde bei Friedrichsruh.

Digitized by Google

Briefmappe.

Th. v. G. in Berlin. Die Aussprache des Namens Chicago lautet „Schickago" und nicht „Tschicago", weil dieselbe französischen Ursprungs ist. Der Name des Staates Illinois dagegen wird gesprochen wie er geschrieben wird (Illineuß).

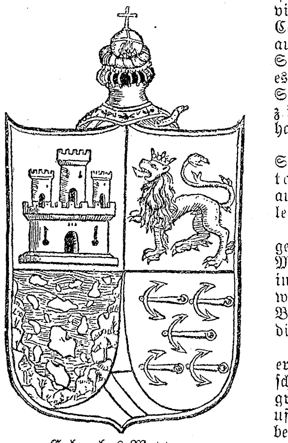
W. Fischer in Hamburg. Dankend angenommen.

Bismarckverehrer in Graz. Gerne kommen wir Ihrem Wunsche nach und geben Ihnen hier eine Abbildung des dem Fürsten von dem Kaiser gewidmeten Ehrengeschenkes. Es ist ein besonders schön gearbeiteter, mit reichem Schmucke versehener Pallasch (Reitersäbel). Derselbe hat ein goldenes Gefäß, auf dem das Bismarcksche Wappen angebracht ist. Auf dem Knauf befindet sich in reicher Verzierung eine Krone, auf deren Oberfläche das Bild des Kaisers in einer von Diamanten umgebenen Krone von Onix eingeschnitten ist. Eine Seite der Klinge trägt die Widmung: „Dem Fürsten Bismarck, Herzog von Lauenburg, zum vollendeten 80. Lebensjahre". Auf dieser Seite befindet sich auch das Wappen von Elsaß-Lothringen unter den Fittichen des deutschen Reichsadlers. Die andere Seite der Klinge zeigt in gotischer Schrift den Ausspruch: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt". Die Ueberreichung fand, wie bekannt, am 26. März auf der in Friedrichsruh durch den Kaiser abgehaltenen großen Parade statt.

Angehender Ornithologe in Bautzen. Die Bastardzucht zwischen unseren einheimischen Finkenvögeln und Kanarienweibchen wird mit Erfolg betrieben. Näheres darüber finden Sie in dem Werkchen „Die Kanarien-Bastardzucht" von L. Walter-Innsbruck. Ilmenau in Thüringen, August Schröters Verlag, 1895.

Auswanderungslustiger Mediziner. Wir selbst können leider Ihre Bitte nicht erfüllen, doch wollen wir gerne die Aufmerksamkeit der Leser und Freunde unseres Blattes auf dieselbe richten. Wir ersuchen daher freundlichst alle diejenigen, die uns Aufschluß darüber zu geben vermögen, uns mitzuteilen, ob in einer größeren Stadt der Türkei oder Indiens sich einem tüchtigen, jungen, deutschen Arzte, der bereits praktizirt hat und längere Zeit an ersten deutschen Krankenhäusern thätig gewesen ist, Aussicht auf eine Lebensstellung darbietet. Etwa uns zugehende Antworten werden wir dem Fragesteller übermitteln.

Eifriger Wappensammler. Noch vor fünfzig, vierzig Jahren wurden die zusammengefalteten Briefe mit Siegellack oder Oblaten und aufgedrücktem Petschaft geschlossen. Damals befaßten sich viele mit Wappensammeln. Als dann die Couverts mit dem gummirten Verschluß aufkamen, fiel allmälich der Gebrauch der Siegelstöcke. In der feinen Gesellschaft ist es heute noch üblich, Privatbriefe mit Siegellack und dem das Familienwappen zeigenden Petschaft zu schließen. Nebenstehend haben Sie das Wappen des Columbus.



Columbus-Wappen.

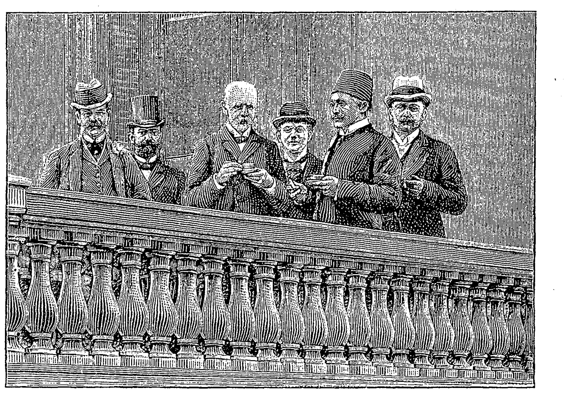
Herrn Kr. in Heilbronn. Lesen Sie die Schrift Hofrat Hörings: „Pyritanin gegen Diphtherie". Die hier aufgezählten Heilergebnisse sind sehr belehrend.

Ein Nordschwede. Heraldisch-genealogisches Institut von L. v. Hefner, München, und E. van der Becke-Klüchtzner in Baden-Baden. — Fichtelgebirge. Wir werden Bedacht auf Ihren Wunsch nehmen. Bilder aus Eger sollen Ihnen noch im Laufe dieses Jahres eine Freude machen.

Ad. L. in M. Von dem in Nr. 27 erschienenen Rubenschen Bilde „Flußlandschaft im Venezianischen" können Sie Photographien unter dem Titel „Am Brentaufer" bei Franz Hanfstaengl in München beziehen.

Fleißige Leserin A. M. Juan Manuel Ortig de Rosas, geboren 1793 als Sproß einer aus Asturien stammenden Familie, verlebte seine Jugendzeit unter den Gauchos, wurde 1829 Gouverneur von Buenos Aires, zog gegen die südlich lebenden Indianer ins Feld und gewann durch seine Siege das Volk. Unermüdlich in den Parteikämpfen, die damals schon in diesen Ländern wüteten, wie sie heute noch das Volk in beständiger Aufregung halten, wurde er 1835 wieder zum Gouverneur und gleichzeitig zum Generalkapitän gewählt und nach jeder Wahlperiode in diese Aemter aufs neue eingesetzt. Schließlich riß er die volle Diktatur an sich. Er führte ein Schreckensregiment, aber er stellte Ordnung und Sicherheit her und bemühte sich sehr für Hebung des Ackerbaues. Mit den Nachbarstaaten in stetem Krieg, wurde er — er führte den Oberbefehl — am 3. Februar 1852 bei Santos Lugares geschlagen, sah sich verloren, flüchtete mit seiner Familie und seinen hastig geretteten Schätzen auf die hohe See und starb auf dem Gut Burgeßstreet-Farm bei Southampton am 14. März 1877.

K. M. in München. Sie haben recht, das Leben des verstorbenen Slatin Bey nimmt sich fast aus wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht". Kaum dem Knabenalter entwachsen, war Rudolf Slatin in die Dienste eines großen Handelshauses in Kairo getreten, wohin es ihn wiederum zog, nachdem ihn seine Militärpflicht in die österreichische Heimat zurückgerufen hatte. War er schon bei seinem ersten Aufenthalt in Aegypten durch Heuglin zu weiteren Reisen angeregt worden, so zog ihn jetzt die Bekanntschaft mit General Gordon bis an die letzten Grenzen der Kultur. Aus dem Comptoiristen war ein Kriegsmann geworden, den Glück und Geschick zum Gouverneur einer oberägyptischen Provinz (Darfur) machten, als er soeben in das Mannesalter eintrat. Und heiße Kämpfe hatte er in dieser Position zu bestehen, die einen ganzen Mann erforderten. Als aber Chartum fiel und der tapfere Gordon nur zu früh sein Leben lassen mußte, geriet auch Slatin Bey in die Gefangenschaft des Mahdi. Daß ihm das Leben geschenkt wurde, verdankte er wohl in erster Linie dem Umstande, daß er schon vorher zum Islam übergetreten war. Aber welch ein Leben stand ihm bevor! Je nach der Laune seines Besiegers wurde er als Mitglied des Hofstaates des Mahdi oder als Sträfling behandelt. Und dasselbe Verhältnis blieb bestehen, als der Mahdi starb und Khalif Abdullahi sein Nachfolger wurde.



Slatin-Bey bei dem österreichischen Generalkonsul in Kairo.

Besonders schwierig wurde seine, sowie der anderen Gefangenen Position, wenn es einem oder dem andern von ihnen zu entfliehen gelang. Schlimme Zeiten traten für Slatin Bey ein, als es P. Ahrwalder vor zwei Jahren zu entfliehen gelang, und seine Gefangenschaft schien nie mehr enden zu wollen. Nun gelang es seinen Freunden dennoch, ihn anfangs März dieses Jahres mit Hilfe eines arabischen Händlers zu befreien, mit dem er nach zweiwöchentlicher Irrfahrt glücklich und gesund in Assuan eintraf. — Wir sind in der Lage, Ihnen in beifolgendem Bildchen die Gruppe der Personen vorzuführen, welche an der, dem Geretteten zu Ehren von dem österreichischen Generalkonsul in Kairo, Baron Heidler, veranstalteten Frühstücksfeier (am Tage nach Slatins Ankunft in genannter Stadt) teilgenommen haben. Es sind, von rechts gezählt: 1) Baron Heidler, 2) Slatin Bey, 3) Baron Ambrosy, Konsulatsattaché, 4) Herzog Wilhelm von Württemberg, 5) Herr von Dessewfy, Adjutant desselben, 6) General Fürst Ludwig Esterhazy.

Grimme & Hempel, Leipzig
fertigen die elegantesten Plakate
Filiale New-York 310 Broadway

und
Reclamekarten
für alle Branchen.
Coll. von Blanko-Plakaten oder Karten je M. 3.– (Ausland M. 4.)
Rückvergütung bei Bestellung.

FLÜGEL
„Schiedmayer" Pianofortefabrik
vorm. J. & P. Schiedmayer
Königl. Hoflieferanten
PIANINO — HARMONIUM
Instrumente allerersten Ranges
Weitgehendste Garantie
STUTTGART Neckarstr. 12
Stammhaus gegründet 1781
Grösste Fabrik dieses Namens.
Dresden: Pragerstrasse 25.
Berlin: Königgrätzerstr. 81.

Neue patentirte Methode
zur Selbstanfertigung
imitirter Smyrna-Arbeiten
(patentirt in den meisten Kulturstaaten).
Die Herstellung erfolgt ohne Knüpfnadel und ist so einfach, dass sie jedes Kind schnell und sauber ausführen kann.
Alle Smyrna-Arbeiten, nach unserer patentirten Methode angefertigt, stellen sich um ein Drittel, gleich 33⅓ % billiger, als die bisherige Knüpfmethode.
Muster-Collection D I. { enthält Musterblätter v. Fuss-, Sitz- u. Rückenkissen mit Preisangaben.
Muster-Collection D II. { enthält Musterblätter v. Nähtisch-, Pult-, Bett-Vorlagen u. Teppichen mit Preisangaben.
Muster zur Ansicht an Jedermann portofrei.
Francke & Co., Gnadenfrei, Schles.
Tapisseriewaaren-Fabrik.

Bestes Putzmittel der Welt!

Diese Universal-Metall-Putz-Pomade ist von uns zuerst im Jahre 1876. zur Einführung gebracht und das Fabrikzeichen „Helm" durch gesetzliche Eintragung zur Schutzmarke gekennzeichnet worden. Wir stellen dieses Erzeugnis in den anerkannt hervorragenden und unübertroffenen Eigenschaften jetzt sowohl in roter wie in rein weißer Farbe her; auch hierdurch unterscheidet sich letztere wesentlich von allen anderen sog. weißen Putzmitteln. Proben und Preisanstellung frei und unberechnet.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
Königl. Spanische Hoflieferanten
versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15. — p. mètre. Muster franko.
Foulard-Seide
Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

ROWLANDS' MACASSAR OIL

schützt, kräftigt und verschönert den Haarwuchs, beugt dem Ausfallen der Haare vor, verhindert dasselbe und ist die beste Brillantine und Haar-Toilette. Oel ist absolut notwendig, um die Haare zu nähren und deren Wachstum zu fördern. Man gebrauche daher Rowlands' Macassar Oil. Gleichfalls in Goldfarbe für blonde Haare zu haben.
ROWLANDS' ODONTO
das beste Zahnpulver, macht die Zähne blendend weiss, schützt dieselben gegen Verderben, hält das Hohlwerden derselben auf und macht den Atem wohlriechend. Man verlange in allen besseren Droguen-Geschäften: Rowlands' Artikel von Hatton Garden, 20, London, und nehme sich vor schädlichen billigen Nachahmungen in acht.

Seidenstoffe
liefert zoll- und portofrei billigst auch an Private robenweise und in ganzen Stücken:
Schwarze, glatt und gemustert in ca. 350 verschied. Dessins und Qualitäten, garantirt echte Färbung (unbeschwert).
Weisse, Spezialität für Brautkleider.
Neuheiten für Gesellschafts- und Abendtoiletten in grössten Variationen, wie: Taffetas chiné, jaspé, piqueté, épinglé, pékiné, rayé, damier und glatt. Brocatelles, Bengalines, Cristalines, Cachemire moderne, Liberty silk, Foulards.
J. SPOERRI, Zürich
(ältestes Seidenhaus der Schweiz).
Muster umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

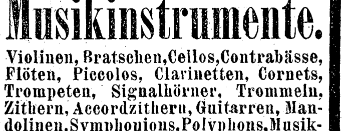
Galvanische Niederschläge
bei uns erschienener Illustrationen per □Ctm. 10 ₰
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Zur Pflege der HAUT ist das beste Produkt die CRÈME SIMON
Unübertroffen für den TEINT und für die Toilette des Gesichts und der Haende
Nur echt mit der Unterschrift: Simon

ED. PINAUD
PARIS, 37, Bd de Strasbourg
Ed. Pinaud's Berühmte Parfums Violettes de Parme
IXORA BREONI
BRISA DE LAS PAMPAS
BOUQUET THÉODORA
Ed. Pinaud's SAVON IXORA
Die Seife der eleganten Welt.
PARIS 1889
GRAND PRIX

Echt silberne Bismarck-Medaillen bei J. F. Maercklin, Kgl. Hofl., Stuttgart.

Für
Zuckerkranke!
In allen Stadien der Krankheit haben die nach Dr. med. Weil, Berlin, gefertigten
Pilulae Myrtilli Jasper
vorzügliche Erfolge gezeitigt. Erhältlich in d. Apotheken. Preis: Originalschachtel à 100 Pillen 2 Mk., Diät-Vorschrift und Gebrauchsanweisung beigegeben. Nur ächt mit dem Namen „Jasper". Ausführliche Prospecte mit ärztl. Attesten gratis und franco durch die
Chem. Fabrik Max Jasper, Bernau b. Berlin.



Beste und billigste Bezugsquelle für
Musikinstrumente.
Violinen, Bratschen, Cellos, Contrabässe, Flöten, Piccolos, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Symphonions, Polyphons, Musikautomaten, Aristons, Piano-Melodico, Phönix, Harmonikas, Mundharmonikas, Ocarinas, Drehpianos, Harmoniums, allerbeste römische u. deutsche Saiten, Notenpulte, Noten zu allen Instrumenten.
Jul. Heinr. Zimmermann,
Musikexport, Leipzig.
Neue illustrirte Preisliste gratis.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen:
Hunderttausend Francs,
silberne u. goldene Medaillen und hors concours.
Auskunft gratis und franko.
Man schreibe an Dr. Cléry in Marseille (Frkrch.).

Neueste Methode
die Russische Sprache
durch Korrespondenz
in 6–10 Monaten
lesen, schreiben und sprechen zu erlernen.
Prospekt gratis und franko. Adresse:
A. S. Schimansky, Moskau, Pokrowka, Russland.

Digitized by Google

Richtige Lösungen sandten ein: Fr. Ida Kremer in Robschütz (4). Agathe Zump in Lublin. Fr. Emilie Schmelz in Grojec (2). Leopold Körting in Sagan. Ottilie Vorwinds in Beuthen (2). Adam Steinbrock in Zürich. Ida Paschke in Lüneburg. J. Rosenthal in Metz (2). Hans Bödeven in New-York. Dr. A. in Bonn. Otto Gleichenberg in Wieslom (2). Ignatia Malmendin in Roßbach. F. und R. Aschhof in Karlsruhe (3).

Bühne.

— Das königliche Schauspielhaus zu Berlin, das sich im übrigen in dieser Spielzeit vorzugsweise der Neueinstudirung älterer Werke, wie des Nibelungencyklus von Hebbel und „König Ottokars Glück und Ende“ von Grillparzer, widmet, hat mit Schönthans und Kadelburgs neuestem Lustspiele „Zum wohlthätigen Zweck“ einen recht freundlichen Erfolg errungen. Es ist aber sehr schade, daß es die Verfasser nicht verstanden haben, die an sich glänzende Lustspielidee, die ihrem Stücke zu Grunde liegt, ausgiebiger zu verwerten. Es wird geschildert, wie sich in einer kleinen Residenz ein Komite zu einer Wohlthätigkeitsaufführung zusammenfindet. Jeder dieser Wohlthäter verfolgt seinen besonderen egoistischen Zweck: der Sanitätsrat will einen Orden, der Theaterdirektor seine Prozente, der Dramatiker die Aufführung seines Stückes, und eine junge Frau möchte die Bühne, die Stätte ihrer ehemaligen Triumphe, wieder betreten. Allen ist es eine gerechte Strafe, daß die verlogene Person, deren angebliches Unglück sie zum Aushängeschild nehmen, ihnen über den Kopf wächst und sie nach Gefallen lenkt und quält. Einige hieraus entspringende Scenen sind sehr geschickt durchgeführt und wurden von Anna Schramm mit köstlichem Humor gespielt; im übrigen ist das Stück leider meistens possenhaft verzerrt.

— Zweifellos die wertvollste Erscheinung, die uns auf der Berliner Bühne in den letzten Monaten begegnete, ist die am Deutschen Theater aufgeführte Komödie „Der Mann im Schatten“ von Carlot Reuling. Der Verfasser betritt mit diesem Werke zum erstenmale das Theater, und bietet uns gleich eine Frucht, nach der wir uns schon lange sehnten: eine politische Komödie oder wenigstens etwas derart. Das Stück geht von der bereits anderweitig verwandten Idee aus, daß ein reich gewordener Emporkömmling nach öffentlichen Ehren trachtet und sich zu diesem Zwecke von einem Privat- und Geheimsekretär geistvolle Reden abfassen läßt. Nun gerät dieser Doktor gerade in einem Augenblicke mit Merkel in Zerwürfnis, wo dieser ihn dringend braucht; händeringend bittet er, ihn nicht im Stiche zu lassen, und der Doktor willigt endlich ein. Der hat dabei einen Hintergedanken: er will das Schicksal einmal auf die Probe stellen. Ihm selbst, der auf des Lebens Schattenseite steht, ist einmal eine sozialistisch angehauchte Rede schlecht bekommen; er will doch sehen, ob selbe Rede nicht diesem Glückspilzen Merkel zum guten ausschlagen wird. Richtig, er schiebt ihm also diese ketzerische Rede unter, und sie wirkt nun in der Festversammlung, die auf eine gut konservative Ansprache von ihm rechnet, wie eine Bombe: die Versammlung ist gesprengt, der Präsident und der Bürgermeister verlassen demonstrativ das Lokal, die Demokraten jubeln. Merkel ist zunächst völlig geknickt, aber siehe da, bald wendet sich wirklich das Blättchen. Er wird ein großer Volksmann, Deputationen und Volksaufzüge feiern ihn und schließlich wird ihm, der sich überraschend schnell in die neue Rolle findet, gar eine Reichstagskandidatur angeboten, die er annimmt, nachdem er sich versichert hat, daß sein Doktor als „Schwiegersekretär“ bei ihm ausharren wird. Es ist hübsch zu sehen, wie frisch Reuling drauf losgeht, wie gerade er die Dinge beim Namen nennt, wie er sich ehrlich und ungekünstelt ohne alle Ziererei so gibt, wie er ist. Daß die Tiefe der Charaktergestaltung nicht immer ausreicht, darf allerdings nicht verschwiegen werden, und darum hatte Hermann Müller ganz recht, als er seinen meisterhaften Merkel mit einer gewissen Dosis überlegener, karrikirender Ironie ausstattete. Aber der politische Phrasendrusch ist zum Teil glänzend gegeißelt: und die großen Fest- und Versammlungsscenen des 3. Aktes sind voll von frischem Humor und Leben und zeigen eine entschiedene Begabung zu dramatischer Steigerung.

A. Dr.

Literatur.

— Das Brockhaussche Konversationslexikon (F. A. Brockhaus, Leipzig, Berlin und Wien) ist mit seiner vierzehnten Auflage — der Jubiläumsausgabe des Werkes — bis zum dreizehnten Bande (Perugia-Rudersport) gelangt. Wie die vorhergehenden, so zeigt auch dieser Band, bis zu welcher Vollkommenheit dieses nationale Werk, unterstützt von den Hilfsmitteln der modernen Technik, sich seit seinen ersten Anfängen vor nunmehr hundert Jahren gehoben hat. Es ist wirklich das geworden, was es nach der Absicht seines Begründers werden sollte, eine allgemein verständlich gehaltene Real-Encyklopädie, und unterscheidet sich durch diesen seinen Charakter von allen Unternehmungen ähnlicher Art, so viele gute Seiten dieselben auch im einzelnen haben mögen. Gerade der vorliegende Band bietet Gelegenheit, die Vorzüge des Werkes kennen zu lernen. Etwa 9700 Artikel umfassend, behandelt er in diesen einige gerade jetzt besonders interessante Gegenstände, wie das unter anderem die Stichworte: St. Petersburg, Rom, Portugal, Preußen, und aus technischem Gebiete: Petroleummotore, Photographie, Rauchverhütung, aus politischem und sozialpolitischem: Reichstag, Reichsbank, Preßgesetzgebung, Postwesen, Postsparkassen, Petroleumtrust, Produktivgenossenschaften und Rettungswesen zur See beweisen. Von den Kartenbeilagen dürften besonders die zu dem Artikel „Pflanzengeographie“ sowie die graphische Veranschaulichung der verschiedenen in Deutschland herrschenden Rechtssysteme zu erwähnen sein. Die Artikel „Raffael Santi“, „Rembrandt“ und „Rubens“ haben Gelegenheit zu Kunstbeilagen von besonderem Werte geboten, von denen die in vollem Farbenschmucke wiedergegebene Gestalt der Sixtinischen Madonna (ausgeführt von der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München) geradezu ein Prachtblatt genannt werden muß.

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten, welche die

„Deutsche Romanbibliothek“

in Bänden — anstatt in Nummern oder Heften — zu beziehen pflegen, setzen wir hiermit in Kenntnis, daß

der erste Band des laufenden dreiundzwanzigsten Jahrgangs

nun vollendet vorliegt und — 624 Seiten stark — sowohl broschirt zum Preis von **nur 4 Mark** — als auch fein in Leinwand mit Goldpressung gebunden zum Preis von 6 Mark — bezogen werden kann.

In demselben sind folgende Original-Romane, vollständig oder teilweise, enthalten:

So wachsen deiner Seele Flügel von **Bernhardine Schulze-Smidt.**
Zwischen engen Gassen . . . . „ **Hermann Heiberg.**
Aus dem Künstlernest . . . . „ **Fanny Klinck-Lütetsburg.**
Die Krone der Jagellonen . . . „ **Gregor Samarow.**
Oberlehrer Gesenius . . . . . . „ **Adele Osterloh.**
Weltkinder . . . . „ **A. von Klinckowström.**

Nebst einem reichhaltigen Feuilleton:

Aus der neuen deutschen Lyrik — Mosaik — Selbstbekenntnisse — Gedankensplitter.

Außerdem enthält dieser Band die Porträts von

Bernhardine Schulze-Smidt — Hermann Heiberg — Fanny Klinck-Lütetsburg — Gregor Samarow — Adele Osterloh.

Dieser **erste** Band der „**Deutschen Romanbibliothek**“ wolle bei derselben Buchhandlung bestellt werden, von welcher „Ueber Land und Meer“ geliefert wird. **Postabonnenten** wollen sich mit ihrer Bestellung an die nächstgelegene Buchhandlung oder an die mit einer solchen in Verbindung stehenden Journal-Expeditionen, Kolporteure &c. wenden. Erforderlichenfalls ist auch die unterzeichnete Verlagshandlung in Stuttgart bereit, die Zusendung dieses Bandes zu vermitteln.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „**Ueber Land und Meer**“ (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile **1 M. 80 Pf. Reichswährung**, für die **Schweiz, Italien** und **Frankreich Fr. 2.25.**

in **Berlin**, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Solide schwarze Seide

garantirt unerschwert végétal gefärbt, das denkbar Schönste und Reinste, alles übertreffend, zu allen Zwecken das Beste,

von 2 Mark bis 12 Mark, glatt, gemustert, armurirt, direkt aus der Fabrik, meter- und robenweise. Porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend franko.

Lasse sich der Konsument von den anscheinend billigen Apparenzstoffen nicht mehr einnehmen, die mit Metallen und Fetten beschwert sind, nach kurzer Zeit speckig aussehen und in den Falten Löcher bekommen. „**Das Beste ist das Billigste und Schönste**“. Man verlange stets unsere Muster, bevor man anderswo kauft.

Stehli & Co. in Zürich,
gegründet 1840.
Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien Obfelden und Arth und Filanda Germignaga (Lago maggiore).

Warenhaus A. Wertheim

Proben und Preislisten kostenfrei. Versand-Abteilung BERLIN W., Leipziger Strasse 111. **Rückzahlung des Betrages für nicht gefallende Ware.**

Reinseidene Damaste, gute Qualität, schwarz, neue Muster, Meter Mk. **1.65** bis Mk. 4.—

Neuheiten in Wasch-, Woll- und Seidenstoffen.

Die Firma beschäftigt in ihren drei Berliner Warenhäusern ca. 1000 Angestellte.

Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld, in jedem Maaß zu beziehen. Schwarze, farbige u. weiße Seidenstoffe, Sammte, Plüsche und Velvets. Man verlange Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

Wer sich nur einmal

mit Bergmann's Lilienmilch-Seife

gewaschen hat,

wird sich überzeugt haben, dass man nur beim Gebrauche dieser mildesten aller Seifen einen **zarten, weissen, rosigen Teint** erhält und nach kurzer Zeit sämtliche **Sommersprossen** sowie alle **Hautunreinigkeiten** verschwinden. Er wird diese

Bergmann's Lilienmilch-Seife

von **Bergmann & Co.,**

Zürich — **DRESDEN-RADEBEUL** — **Tetschen a/E.**

allen anderen Toilette-Seifen vorziehen.

Vorrätig à Stück 50 Pf. in den meisten **Apotheken, Drogerien, Parfümerie- und Seifengeschäften.**

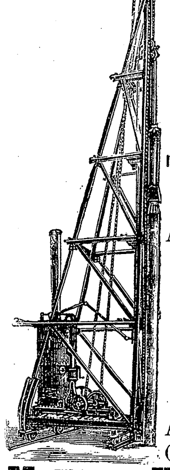
Man verlange ausdrücklich mit

Schutzmarke:
Zwei Bergmänner;

Schutz-Marke — B&Co Dresden — Zwei Bergmänner

denn es existiren miserable Nachahmungen.

Dampframmen.



Direct wirkende **Patent-Rammen.**
Direct wirkende *Lacour'sche Rammen.*
Rammen **mit endloser Kette.**
Rammen **mit rücklaufender Kette.**
Kreissägen zum Abschneiden von Pfählen unter Wasser.
Spülvorrichtungen für Rammen.
Alle Systeme und Grössen auf Lager
MENCK & HAMBROCK,
ALTONA-HAMBURG.

Eine Partie aus dem Yellowstone Park

Die Northern Pacific-Eisenbahn veröffentlicht jährlich ein reich illustrirtes Buch über den Yellowstone Park und den Nordwesten der Vereinigten Staaten. Der Inhalt des Buches ist voll interessanter Beschreibungen.

Gegen Einsendung von 40 Pfennig in Briefmarken an Chas. S. Fee General Passenger, Agent der Gesellschaft in St. Paul, Minnesota U.S.A. wird Ihnen das Buch „Skizzen aus dem Wunderland“ franko zugesandt.

Der Yellowstone Park gehört nicht nur den Vereinigten Staaten, sondern der ganzen Welt. Die Anzahl der Touristen aus anderen Ländern, welche den Park besuchen, vermehrt sich von Jahr zu Jahr.
Der Yellowstone Park kann erreicht werden
von Hamburg oder Bremen in 12 Tagen
von Liverpool in 11 Tagen
von New-York in 4 Tagen
Wegen weiterer Auskünfte u. Landkarten wende man sich an CARL STANGEN's Reisebureau No. 10 Mohren-Strasse, BERLIN W. Deutschland; HENRY GAZE & SONS, 142, Strand, LONDON; THOS COOK & SON, Ludgate Circus, LONDON; GEO R. FITCH, General-Agent, 319, Broadway NEW-YORK; or CHAS. S. FEE, General Passeng. Agent North. Pacific Railroad, ST. PAUL, MINNESOTA, U.S.A.

Im wahren Sinne des Wortes

einen reinen „wie aus einem Ei geschälten“ Teint erlangen Sie bei Gebrauch der **Crême Grolich** und **Grolichseife**, denn nur **Crême Grolich** u. **Grolichseife** entfernen Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte &c. u. erhalten den Teint bis ins Alter blendendweiß und jugendlich frisch. Preis M. 2,—. Hauptdepot in der **Engeldrogerie Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren Apothekern und Droguisten.

Man verlange gratis Katalog über
Kaiser-Wäschemangeln
Wasch- u. Wringmaschinen
bei **B. Henle** in **Nürnberg 13.**

Night Candles — Bei G. A. Glafey in Nürnberg — Nachtlichte für das viertel Jahr

Glafey-Nachtlichte,
unübertroffen seit 1808, 6 mal prämiirt, silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1882 „für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung.“
Ueberall vorräthig.

Illustr. Briefmarken-Journal. Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. in jed. No. wertvolle Gratisbeigab. giebt u. monatl. 2mal erscheint. Halbjährl. (12 Hefte) 1.50 M. Probe-No. 15 Pf. (10 Kr.) franco von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

Automat. Einbanddecken (Patent-Selbstbinder), für Journale, Musiknoten etc. empf., 1 Muster (f. Postanw.-Coupons) gegen 30 Pfg. (Briefmarken,) frco. Prosp. gratis. Balduin Oehme, Leipzig 34 E.

Digitized by Google

Kränkliche Kinder

Herr **Dr. med. Boeckh in Dinglingen-Lahr** schreibt: „Mit Dr. Hommel's Haematogen hatte ich bei Kindern, die an chron. Bronchialkatarrh, an Bronchialdrüsenschwellung, an Rhachitis und an sonstigen, eine Anämie bedingenden Krankheiten litten — mit Vergnügen schreibe ich es Ihnen — **ausnahmslos die besten Erfolge.** Wiederholt ereignete es sich, dass man mir, als ich meine Patienten nach 8–14 Tagen wieder besuchte, gleich an der Thüre zurief: **„Aber Herr Doktor, was haben Sie uns da ein ausgezeichnetes Mittel gegeben."** — Die frische Farbe, die gefüllten Backen, das entschieden gehobene Allgemeinbefinden und vor allem — der enorm gewordene Appetit liessen mich dann erkennen, dass es sich nicht um eine scheinbare, sondern um thatsächliche Besserung handelte."

Herr **Dr. med. Wolff in Karlsruhe:** „Ihr Haematogen habe ich **mit sehr gutem Erfolg** bei einem ganz herabgekommenen Kinde angewandt. **Das Kind hat innerhalb 8 Tagen um 540 Gramm zugenommen."**

Dr. med. Hommel's Haematogen

ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin. Haemoglobin ist die **natürliche** organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.—. ö. W.** Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, directer Versand durch uns.

Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis** und **franko.**

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

Linie Kassel-Frankfurt a. M.

Bad Nauheim

Saison 1. Mai bis 1. Oktober. Bäderabgabe 1. April bis 31. Oktober. Naturwarme, starke, kohlensäurereiche Solbäder und Trinkquellen. Solinhalation. Gradirluft. Medico-mechanisches Zander-Institut in besonderem Neubau. Terrainkur. Indikationen: Herzleiden, Rheumatismen, Gicht, Nerven- und Rückenmarksleiden, Skrophulose, Frauenkrankheiten. Wasserleitung. Kanalisation. Grosser Park mit See; elegantes Kurhaus; naher Hochwald. Vorzügliche Kapelle; Theater; elektrische Beleuchtung. Prospekte gratis.
Frequenz über 11,000.

Grossh. Hessische Badedirektion Bad Nauheim.

Saison:
Vom 1. Mai bis Oktober.

BAD CUDOWA

Regierungsbezirk Breslau.

1235 Fuss über dem Meeresspiegel, Post- u. Telegraphenstation, Bahnstation Nachod und Rückers. **Arsen-Eisenquelle:** gegen **Blut-, Nerven-, Herz-, Frauenkrankheiten, Lithionquelle:** gegen **Gicht-, Nieren-** und **Blasen-Leiden.** Alle Arten **Bäder** und moderne **Heilverfahren, Konzerte, Reunions, Theater.**
Brunnenversand das ganze Jahr.
Prospekte gratis durch
Die Bade-Direktion.

Im Besitz der Gemeinde Westerland.
Direction: Oberstlieutenant a. D. von Schöler.

Stärkster Wellenschlag der Westküste.
Heilkräftigstes Seebad Deutschlands.
Unvergleichlich schöner Strand.

Sommer- und Rundreisefahrkarten auf allen grösseren Stationen.
Prospecte mit Angabe der Reiserouten sowie der Fahrpreise versendet gratis die
SEEBADE-DIRECTION IN WESTERLAND-SYLT.

Gossmann's
Naturheil-Anstalt Wilhelmshöhe

bei Cassel. Idyllische geschützte Lage, am Hochwald. Komfortabl. Kur- u. Pensionshaus. Zentralheizung, elektr. Beleuchtung. Vorzügliche Erfolge bei: Nervenkrankheiten, Asthma, Kehlkopf-, Luftröhren- u. Bronchial-Katarrh. — Krankheiten des Magens u. Darmes, der Harn- u. Geschlechtsorgane incl. Frauenleiden. — Fettsucht, Skrophulose, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut. — **Preise mässig. Prospekte frei durch die Direktion.** Sommer und Winter geöffnet! **Dr. med. F. Missmahl,** prakt. Arzt. **Dr. med. Nathalie Kleindienst,** prakt. Aerztin.

Zimmer-Closets
von 14 M. an i. d. Fabrik von
Kosch & Teichmann,
Berlin S.,
Prinzen - Strasse 43.
Preisliste kostenfrei.

Klimat. Kurort Schömberg
bei Neuenbürg im Württembergischen Schwarzwald.

Heilanstalt für Lungenkranke.

Sommer- & Winterkur. Beste Verpflegung. Mässige Preise.
Leit. Arzt: **Dr. Baudach.**
Prospecte frei d. die Direktion.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Hans von Bülow
fand die Pianinos aus der Fabrik von
W. Arnold, Aschaffenburg,
als die besten und wählte eins zum eig. Gebrauch.
Preislisten u. Bülows Original-Dankschreib. gratis.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei katarrhalischen Affektionen und chronischen Brustleiden.

Salzkammergut, Oesterreich,

Terrain-Kurorte mit Einrichtungen nach Professor Oertel.

Saison: Mai bis Oktober.

ISCHL.

Weltberühmt durch kräftige Gebirgsluft u. mildes Klima, 500 M. ü. d. M., geschützte Lage in Mitte der herrl. Alpen u. Seen des öst. Salzkammergutes. Jährl. Aufenthaltsort des allerh. öst. Kaiserhauses. Aeltestes Solbad, Mutterlauge, Salzberg-Schwefelschlamm, Fichten- u. Latschen-Extrakt, Schwefelquelle, russische, römirische u. Sol-Dampfbäder. **Vorzügl. Trinkwasser. Wasserheilanstalt** nächst der Trinkhalle. **Vollst. neu eingerichtete Inhalations-Anstalten** in Sälen und Separatkabinen für zerstäubte Sol-, Fichten- und Latschen-Inhalationen und Soldämpfe, pneumatische Apparate, Kuh-, Schaf- und Ziegenmolke, Kräutersaft, **Ischler, Klebelsberg-** und **Maria-Louisen-quelle,** erste mit Trinkpavillon im Kurhause, sowie Mineralwässer des In- und Auslandes. **Schwimm-** und **Turnanstalt,** Flußbäder, Terrain-Einrichtungen nach **Prof. Oertel. Heilanzeigen:** Anomalien der Ernährung u. Blutbereitung, Blutarmut, Skrofulose, Rhachitis, chronische Katarrhe der Luftwege, beginnende Tuberkulose und Phthysie, Exsudate der Brust- und Bauchhöhle, Frauenkrankheiten, Reizbarkeit des Nervensystems (Hysterie ꝛc.), Folgen von Sumpffiebern (Malaria). **Grosses Kurhaus** mit **Tanz-, Konzert-, Lese- u. Spielsälen, Restauration, Café, Theater, Kurmusik, gute Hotels, vollständig eingerichtete Villen und Privatwohnungen, zahlr. schattige Promenaden u. herrl. Ausflüge. Mit der Bahn 7 Stunden von Wien, 3 von Salzburg, 5 von Passau. Die neue Salzkammergut-Lokalbahn von Salzburg nach Ischl mit Abzweigung der Zahnradbahn auf den Schafberg von St. Wolfgang.**

Gemeindevorstand. Badeverwaltung. Kurkommission.

Gmunden

am herrlichen Traunsee.

Reizende und geschützte Lage (422 M. ü. d. M.), mildes Klima mit kräftiger Alpenluft, daher **Aufenthaltsort von Mitgliedern u. Angehörigen d. kaiserlichen Hauses, des kön. hannoverischen Hofes** ꝛc. Heilkräftige **Sol-, Alpenkräuter-, Fichtennadel-, Dampf-, elektrische u. Seebäder. Kaltwasserkur-Anstalt** mit **Massage-** und **Elektrizitätskuren. Inhalationsanstalt** mit **pneumatischer Kammer (Glocke)** (letztere besonders bei Emphysem, Bronchialkatarrhen, Asthma ꝛc.). **Inhalationssaal** zur Einatmung von zerstäubten Sole-, Fichten- und Latschen-Dämpfen. **Ruder-, Molken-** und **Kefirmilchkuren, Mineralwässer-Trinkkuren, Schwimm-, Kaltbadeanstalt** und **Turnschule. Mädchenpensionat für Töchter besserer Stände. Heilanzeigen:** Schlechte Ernährung, Blutarmut, Rhachitis, Skrofulose, Katarrhe der Luftwege, Emphysem, Asthma, Verdauungsstörungen, Nervenleiden, Rheumatismen, Exsudate, Frauenkrankheiten ꝛc. **Hotels I., II. u. III.** Ranges, vollständig eingerichtete **Villen** und **Privatwohnungen.** In den meisten die neue vorzügliche Trink- und Nutzwasserleitung installirt. **Kurmusik, Kursalon** mit Kur-Konversations-Lesesaal, sowie Speiselokalitäten. Daselbst Tanzkränzchen, Konzerte, Tombolaspiele ꝛc. **Sommertheater.** Gesellige Unterhaltungen, gemeinsame Ausflüge, Rundfahrten, Blumenkorsos, Regatten auf dem See ꝛc. Herrliche **Anlagen, Spaziergänge** und Aussichtspunkte. Lohnende **Ausflüge.** Besonders erwähnenswert die Fahrt mittelst Schiffen zum großartigen **Traunfall.** 15. u. 17. Juli **Kavalier- u. Offiziers-Steeplechase u. Herren-Reiten. Lawn tennis. Prospekte u. Wohnungsauskünfte** gratis.

Kur-Kommission.

Aussee.

Die Perle Steiermarks.

Klimatischer Terrain-Kurort und **Solbad,** Saison **Mai-Oktober** (657 m), in einem von hohen Bergen umgebenen, geschützten, waldreichen Thale gelegen, wegen seiner überreichen Fülle an Naturschönheiten berühmt. Altausseer-, Grundl-, Toplitz- und Odensee in nächster Nähe, sowie der in ½ Stunde Bahnfahrt zu erreichende Hallstädtersee, frische, reine Atmosphäre, andauernde Windstille, milde, ozonreiche Luft, Promenaden durch harzduftende Wälder, welche zu den reizendsten Aussichtspunkten führen, jederzeit vollkommen trocken und gangbar.

Heilkräftigste Sole in Oesterreich und Deutschland. **Fichten-** und **Moorbäder, Kaltwasserkuren, Sole-** und **Fichten-Inhalationen, Molken-, Milch-** und **Mineralwasserkuren.** Kaiser Franz-Josefs-Badeanstalt, **Dr. Schreibers** Bade- und Wasserheilanstalt und mehrere Privat-Badeanstalten, neuerbaute Schwimmschule. Seebäder in Altaussee und Grundlsee. Geeignet für **Brust-, Kehlkopf-** und **Nervenleidende, Skrofulose, Rhachitis, Blutarmut, Herz-** und **Frauenkrankheiten, chronische Exsudate. Nachkur** nach Karlsbad, Franzensbad und Marienbad.

Kursalon mit Konversations-, Lese- und Speisesaal, geschlossene Wandelbahn, schattiger Kurpark, Kurmusik, Villen mit schattigen Gärten; große Anzahl von Privatwohnungen mit vollständig montirten Küchen.

Hotels 1. und 2. Ranges und Pensionen mit allem Comfort ausgestattet. Station der Salzkammergutbahn, täglicher Verkehr 18 Züge, von Wien in 8 Stunden, von Salzburg 6 Stunden, von Ischl 1 Stunde.

Auskünfte erteilt die **Kur-Kommission,** Prospekte werden gratis versandt.

Mondsee

klim. Kurort, 481 Meter Seehöhe, Eisenbahn- und Dampfschiffstation. **Wärmste Seebäder,** Wasserheilanstalt. Beliebter Aufenthalt zu **Nachkuren von Südstationen.** Eignung für Terrainkuren, schattige Promenade, schönste Aussicht auf den Schafberg, lohnende Gebirgstouren, gute Gasthöfe, billige Preise, schöne Privatwohnungen. Auskunft erteilt der Verschönerungsverein. Beliebte Sommerfrischen am Mondsee: Gutsbesitz Pichl-Auhof (Hotel mit Dependance und Seebadeanstalt), Scharfling und See.

Goisern

an der Salzkammergutbahn, zwischen Ischl und Aussee, 500 Meter über dem Meere, reizende geschützte Lage, **k. k. Jod-Schwefelquelle,** alkalische Schwefelthermen mit bedeutendem Gehalt an **Jod und Brom,** findet Anwendung bei Skrofulose, Syphilis, chronischen Hautkrankheiten (Eczem, Psoriasis etc.), Gicht, Rheumatismus, Ischias ꝛc. Solbäder, Kaltwasserheilanstalt, Post- und Telegraphenstation. Billige und bequeme Unterkunft in Gasthöfen und Privatwohnungen. **Saison: 15. Mai bis 15. Oktober.** Keine Kurmusiktaxe. Anfragen an die **k. k. Badeverwaltung, k. k. Salinen-Arzt Dr. Kubinger, Dr. Ullmann oder Gemeindeamt Goisern.**

Traunkirchen

am Traunsee, in der nächsten Nähe Gmundens, mit selbem durch Eisenbahn- und Dampfschiffahrt verbunden. Geschützte, romantische Lage, kalte und warme Bäder. Hotels, Gasthöfe, Villen, mäßige Preise. Post- und Telegraphenamt.

Ebensee,

Sommerfrische,

reizende Lage am herrlichen Traunsee, waldreiche Hochgebirgs-Umgebung, mildes Klima, vorzügliche Einkehrgasthöfe, Privatwohnungen (auch für eigenen Haushalt). Beste Verkehrsmittel nach allen Richtungen, bequeme Fahrgelegenheiten. — **Mäßige Preise. — Keine Kurtaxe. Neugebaute Badeanstalt,** daselbst natürliche **Solbäder,** sowie **Voll-,** bezw. **Sitzbäder** mit allen gebräuchlichen medikamentösen Zusätzen. **Douchen, Inhalatoren** für **zerstäubte Sole,** Elektrizität, Massage, Kaltwasserkur. Auskunft aller Art erteilt die **Gemeinde-Vorstehung Ebensee.**

Hallstatt am Hallstätter See.

Mildes Klima, von Kapazitäten ersten Ranges für Nerven- und Kehlkopfkranke empfohlen. Salzwerke, Bäder. Ausflüge, insbesondere auf prachtvollem Reitweg zum Dachstein-Gletscher, per Wagen und Omnibus zum Gosausee am Fuße des Dachstein. Ortsmuseum. Hotels, Privatwohnungen; Dampfschiffverkehr zu allen Zügen. **Station Hallstatt.**

Attersee

größt. See Ob.-Oesterr., 465 M. ü. d. M. 18° R. Wassertemp. Dampfschiff-Verbindg. 4m. tägl. Sektion d. öst. Union-Jacht-Klub. Fischerei u. Jagdsport. 7 St. v. Wien u. von München. am Fuße d. Schafbergs u. d. Höllengebirgs in prachtv. Lage, kräftige Gebirgsluft mit den Sommerfrischen: **Kammer** m. Hotel, Pension u. Villen, **Schörfling** (4 Gasthöfe, 20 Wohnungen), **Seewalchen** (3 G., 38 W.), **Litzlberg** (1 G., 5 W.), **Buchberg** (1 G., 4 W.), **Attersee** mit Hotel, Pension u. 32 Wohnungen, **Nußdorf** (2 G., 20 W.), **Derelbach** (1 G., 3 W.), **Stockwinkel** (1 G., 6 W.), **Unterach** (4 G., 70 W.), Schafbergaufstieg. Omnibusverbindung m. d. Mondsee: **Burgau** (1 G., 2 W.); **Weißenbach,** direkte Verbindung mit Ischl, Hotel, Pension, 19 W. — Wohnungsauskünfte in Wien bei Herrn **Josef Berger,** Hoher Markt 11 u. bei den Verschönerungsvereinen in jeder Gemeinde.

St. Wolfgang

am Wolfgangsee.

Bestbekannter herrlich gelegener Alpenkurort mit heilkräftigen Seebädern (18 bis 20° R). Große Verkehrs- u. Aufenthaltsstation, unmittelbar am Ausgang d. Schafbergbahn. Große Hotels.

Das Gosauthal

sehr lohnender Ausflugsort im Salzkammergut.

Nach dem einstimmigen Urteil der Aerzte ist die **verbesserte Leube-Rosenthal'sche**

Fleischsolution

der Dr. Mirus'schen Hofapotheke **(R. STÜTZ)* — Jena —** das **leicht verdaulichste Nahrungsmittel** für **Magen- und Darmkranke,** ein **vorzügliches Kräftigungsmittel f. Nervenleidende, Genesende, Greise, schwächl. Kinder, e. geeignete Speise bei Krankheiten des Mundes,** welche die Aufnahme fester Nahrung verbieten. Vorrätig in den Apotheken; nach Orten, wo Niederl. nicht vorh., vers. d. Fabrik direkt.

* Um das **Originalpräparat** zu erhalten, achte man wohl auf diese Firma.

Briefmarken und Albums billig. Preisl. gegen Doppelkarte. **Alwin Zschiesche, Naumburg a. S.**

Prämiirt: **Brüssel** 1876, **Stuttgart** 1881, **Porto Alegre** 1881, **Wien** 1883.

Burk's Arzneiweine

In Flaschen à ca. 100 Gr. „ „ 260 „ „ „ 700 „ — Gleiche Preise in ganz Deutschland.

C. H. BURK STUTTGART. Schutz-Marke.

Mit edlen Weinen bereitete, **Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende** diätetische Präparate.

Von vielen Aerzten empfohlen:

Burk's Pepsinwein (Essenz).
Verdauungsflüssigkeit.
In Flaschen à M. 1,—, M. 2,— u. M. 4,50.

Burk's China-Malvasier.
Ein delikates Tonicum.
In Flaschen à M. 1,—, M. 2,— u. M. 4,—.

Burk's Eisenchinawein,
wohlschmeckend u. leicht verdaulich.
In Flaschen à M. 1,—, M. 2,— u. M. 4,50.

Zu haben in d. Apotheken Deutschlands u. vieler grösseren Städte d. Auslands.

Man verlange **ausdrücklich: „Burk's Pepsinwein", „Burk's China-Malvasier"** etc. und beachte obige Schutzmarke u. die Firma: **C. H. Burk, Stuttgart.**

= Export nach überseeischen Ländern. =

Digitized by Google

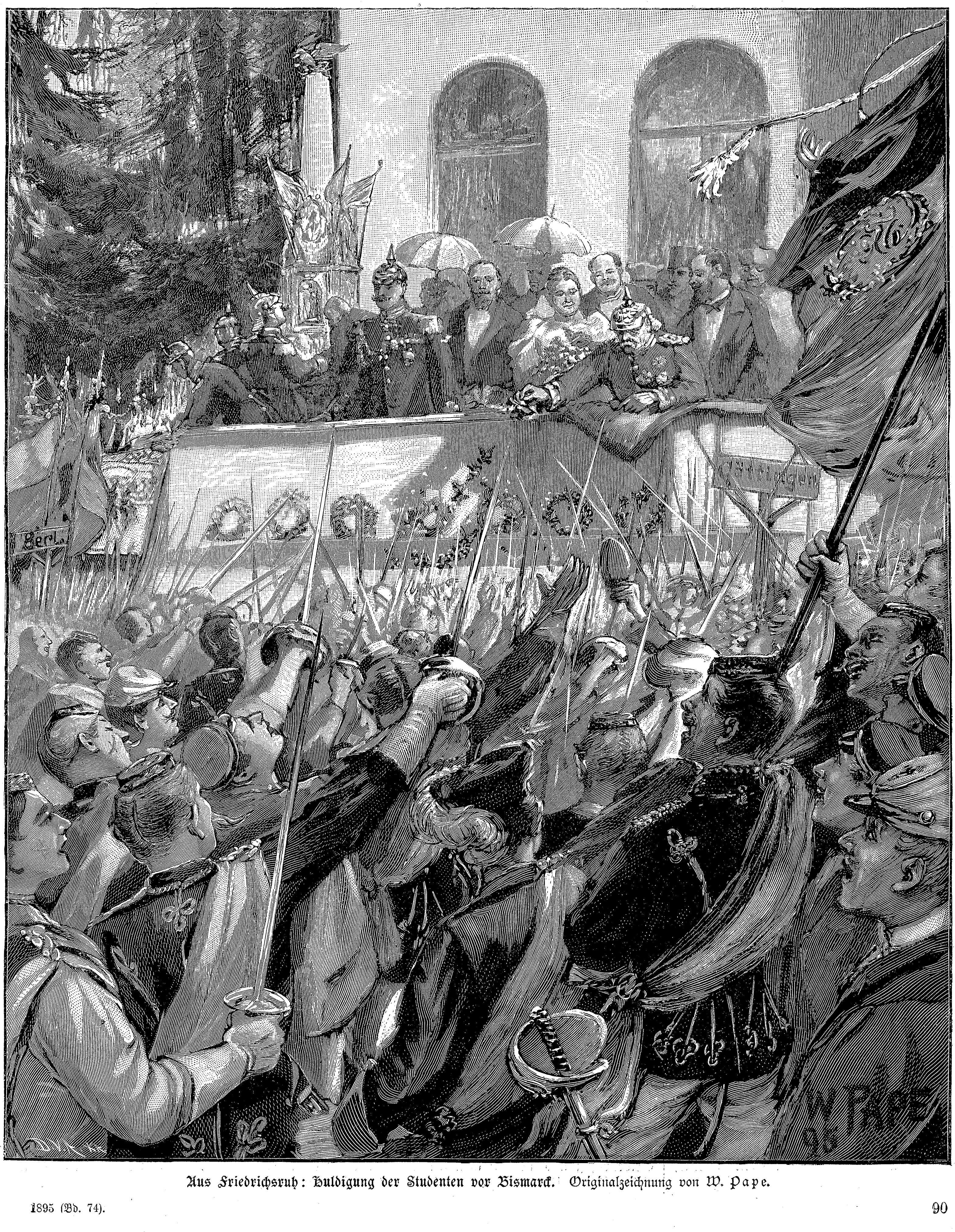
Ueber Land und Meer.

№ 30.

74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.



Aus Friedrichsruh: Huldigung der Studenten vor Bismarck. Originalzeichnung von W. Pape.

Digitized by Google

Fluch der Schönheit.

Roman
von
Hermann Heiberg.

Es war Sommers Mitte und Spätnachmittag. Durch die kleinen, die Chaussee begrenzenden Pappeln am Flußufer rauschte der Abendwind mit einer geheimnisvollen Musik. Wie flüsterndes Zuraunen klang's in den zitternden Blättern. Drunten floß das kühle Wasser, sanft plätscherten die Wellen gegen den flachen, sandigen Strand.

Der Himmel war grau-bedeckt, ringsum alles unbewegt. Nur eine Schar Drosseln rauschte droben durch die Luft mit schwirrendem Geräusch. Dann, bei plötzlichem Flugschwenken, war's wieder still; jeder Laut erstarb. Bald senkten sie sich in einen dunkel emporstrebenden Wald herab, bald stürzten sie sich auf einen hohen, breitästigen Baum mit dichtem Laub und nahmen nach betäubendem Gezwitscher von dort jählings den Flug wieder hoch zum Aether empor. Wie wimmelnde Insekten erschienen sie dem Auge; aber reizvoll plastisch hoben sich ihre schwarzen Gebilde vom grauen Himmel ab.

Ein Wanderer, ein junger, kurz vor dem letzten Examen stehender Mediziner, schritt über die von der nordischen Stadt Föhrde nach dem großen Dorf Halk an diesem Wasser sich dammartig entlang ziehende Landstraße.

Es war der Neffe eines dort wohnenden Hufners und Müllers, der mit seiner Mutter und seiner verwitweten Schwester — der Mutter des Studenten — zusammen auf einem großen Besitz wirtschaftete.

Hans Appen hatte gegenwärtig Ferien und hielt sich bei seinen Verwandten in Halk auf. Heute kehrte er von einem Besuch bei seinem älteren Onkel, dem Justizrat Lornsen in Föhrde, zurück.

Dann und wann richtete der junge Mann den Blick auf die Ufer zu beiden Seiten des Flusses.

Zu seiner Linken breitete sich, malerisch hingestreckt, die reizende Stadt Föhrde mit ihren Häusern, roten Dachspitzen, grünen Gärten und hoch emporragenden Kirchen aus.

Ueber allem aber der ruhige nordische Himmel, der sich mit seiner heute grauen Farbe melancholisch in dem breiten Flußband widerspiegelte.

Endlich bog Hans Appen, die Chaussee verlassend, in das hart sich an das Wasser anlehnende Halk ein. Es war ein langes, schmuckes Dorf mit Gärten, Blumen und Wiesenland, großer Schule und aufgetrepptem Wirtshaus. Ueberall standen Bauersleute in Hemdärmeln vor der Thür, einige ältere noch jetzt beschäftigt; viele spielende, jauchzende Kinder, und wohin das Auge sah, farbenreiche Wohlhabenheit.

Die Mühle von Lornsens lag fast mitten im Dorf auf einem zu der großen Landstelle gehörenden hohen Felde. Das Hauptgebäude unten kehrte dagegen, mit der Front schräg vorgebaut, eine Seite dem Dorfe, die andere der hier eine stärkere Biegung nach dem Ufer machenden Chaussee zu, auf der Hans eben einhergeschritten war. Vor diesem Hause, in dem zur Linken sich ein großer Laden mit Zucker, Kaffee, Reis, Sensen, Besen, Harken, Sprit, Wollenwaren, Porzellan und allen denkbaren anderen Gegenständen befand, die Räume rechts aber einer gemütlichen Gaststube dienten, war ein blumenbesetzter Garten angelegt, jedoch so weit inselartig auf die Straße herausgerückt, daß er vor dem Hause einen breiten Weg für anfahrendes Fuhrwerk freiließ.

Hinter diesem lagen auf einem geräumigen, blitzsauberen Hof verschiedene Gebäude. Zur Rechten erhob sich das alte, einstockige Wohnhaus, in dem Frau Lornsen und Wilhelm Lornsen wirtschafteten. Nebenan, etwas zurück, befand sich die Bäckerei, und daran stießen verschiedene Ställe und Scheunen.

In diesem Betriebe waren die Rollen so verteilt, daß die alte Frau Lornsen der Feld-, Vieh- und Hofwirtschaft vorstand, Frau Appen aber die Küche und das feinere Hauswesen besorgte, auch die Hand über dem Laden und der Wirtschaft hielt. Freilich kam sie selten zum Vorschein. Aber sie besaß trotzdem eine straffe Art, die Mamsell in der Gaststube und das Fräulein im Laden zu beaufsichtigen, und überhaupt Ordnung in dem zu halten, was ihr einmal oblag.

Als Hans Appen das Vorderhaus betrat, um sich zunächst nach den hinter dem Laden befindlichen, vom Flur durch einen eigenen Eingang zu erreichenden Zimmern seiner Mutter zu begeben, nahm Wiebke Nissen, das neuerdings hier angestellte Ladenfräulein, den Weg nach den Vorderräumen und suchte vergeblich die Thränen zu dämmen, die über ihre Wangen rannen. So starren Gemüts war sie, daß sie dem mitleidig sie ansprechenden Studenten anfänglich nicht zu antworten vermochte. Und als es auf sein erneuertes Zureden dennoch geschah, erhob sie mit einem tief verlassenen Ausdruck den Kopf und sagte:

„Es war wieder etwas mit Ihrer Mutter, die mich nun einmal nicht leiden kann. Und der Grund? Es war keiner als der, daß Ihr Herr Onkel meine Partei nimmt. Aber ich will ihr ihren Willen thun! Morgen geh' ich nach Föhrde zu meiner Mutter zurück. Dann ist Ruhe."

Nach diesen Worten wandte sie sich mit stillem Schritt und mit der Miene eines Menschen, der sich mit stumpfer Ergebenheit, ohne Auflehnung in das einmal Geschehene fügt, dem Laden zu.

Hans trat zufolge dessen nicht gleich in die Wohnstube seiner Mutter. Er wünschte ihr auszuweichen, da er ihre frostige Stimmung kannte, wenn sie Streit gehabt hatte. Ihre Seele war dann wie vereist; nichts hatte Raum in ihrem stolzen Innern als starre Unversöhnlichkeit. Der junge Mann schritt über den Hof nach dem Wohnhaus der Alten, von der er wußte, daß sie ihn, wenn immer er kam, mit offenen Armen und mit Augen voll Liebe empfing. Sein Herz hing auch eigentlich mehr an dieser alten Frau mit dem liebevollen Herzen als an seiner Mutter.

Allezeit trug sie graue Kleider, breite, den Hals umschließende weiße Kragen, bis an die Handgelenke reichende, puffige, aber unten enggeknöpfte Aermel und einen Gürtel von demselben Stoff um den Leib. Von diesem hing das große Schlüsselbund herab, und immer hatte sie wegen eines etwas lahmenden Fußes einen Stock in der Rechten, auf den sie sich stützte.

Alle Lornsens waren schöne, ja vornehm aussehende Menschen. Es hatte noch der Urgroßvater den Adel inne gehabt, aber seine Söhne, scharf ausgeprägte Naturen, Gutsbesitzer in Angeln, legten ihn ab und nannten sich schlechtweg Lornsen.

Sinn für Einfachheit hatte sich auf die Nachkommen übertragen.

Die Alte stand in ihrer mit Blumen besetzten Wohnstube und säuberte eine Pflanze, als Hans auf kurzes Klopfen hereintrat.

Seiner gewahr werdend und den Kopf mit den klugen Augen auf ihn richtend, rief sie angenehm überrascht:

„Wat, büst all wedder torüg, min Hartensjung? Na, schön, sett di dahl un vertell. Wat makt de Justizrat un sin vörnehme Fru?"

Es mischte sich nicht selten Ironie in die Rede der Alten, wenn sie von diesen ihren Kindern sprach.

„Es geht sehr gut bei Onkel Timm," erwiderte Hans, hochdeutsch redend. „Er läßt bestens grüßen und will nächstens kommen —"

„Na; dat wüll'n wi aftöv'n —" murmelte die Alte in sich hinein. Und dann wieder zu dem Studenten: „Warst Du schon bei Deiner Mutter?"

Hans sprach ein zögerndes Nein, und dadurch ward die Frau, die sich schon wieder ihrer Pflanze, deren Blätter sie mit einem feuchten Schwamm abwusch, zuwenden wollte, aufmerksam.

Aber ehe sie ihren Enkel ansprechen konnte, ward sie abgerufen. Der Großknecht kam und holte Bescheid wegen einer Kuh. Sie eilte hinaus.

Hans sah sich in den beiden Zimmern um; immer heimelten sie ihn in gleicher Weise an. Sie hatten auch etwas Reizvolles. Alles war im altmodischen Stil, aber durch Zeit und Gebrauch gleichsam mit einander verwachsen. Und jegliches war von besonderer Art; wie Gemächer in alten Kavalierhäusern erschienen die Stuben, nur waren sie voller und überaus behaglich. Stühle mit theegrünem Seidenbezug und hohen, schmalen Lehnen, überall kleine Sofas in Rokokostoffen, und viele heimliche Ecken, über denen mit altem Porzellan besetzte Regale angebracht waren. Nebenan im Eßzimmer blitzten silberne Kannen, Theebretter und schwere, massive Leuchter auf dem Buffet, und daneben zwei alte, breite, geschnitzte Schränke von großer Kostbarkeit.

Als sie zurückkehrte, nahm sie, ohne Uebergang, das Gespräch wieder auf und sagte:

„Also ich wollte noch fragen! Was war mit Deiner Mutter?"

Der junge Mann schüttelte, etwas Bedeutungsloses andeutend, den Kopf; er wollte ausweichen. Aber als sie ihn so auffordernd anblickte, gab er gegen seinen Willen nach und sagte:

„Ich begegnete Wiebke Nissen auf dem Flur. Sie kam von Mutter und war sehr verweint. Da ging ich lieber nicht herein."

„Ja, ja," bestätigte die Alte. „Deine Mutter ist ja eine Frau mit großen Eigenschaften, aber ohne Streit kann sie 'mal nicht leben. För se is Striet so veel wie för unser eenen Slap un Middageten. — Wat hett denn nu wedder geb'n?"

„Ich weiß nicht, Großmutter."

„Ja, ja!" machte die Alte, die in ihrer Lebhaftigkeit nichts unter den Tisch fallen ließ. „Ich kann's mir denken. Es wäre schon am besten, Wiebke ginge, obschon es eine tüchtige Person ist. Aber Friede und Ruhe, das ist auch etwas. Min Jung, so is't in de Welt. Un wenn't man en Spinn is, de ehr Nett dreiht hett, en dösige Fleeg oder en anner fiendselig Insekt mutt't wedder vertünen. Jummers een Kreatur gegen de anner, un se kunnen dat doch so schön hebb'n in disse herrliche Weld."

„Was hat denn Mutter eigentlich gegen sie?" fragte der Student, dessen Neugierde nicht ohne Grund wach geworden war.

Die Alte zog das Gesicht, dann sah sie ihren Enkel an und sagte:

„Was da ist? Dein Onkel hat wohl so ein kleines Auge auf sie geworfen. Das kann Deine Mutter nun einmal nicht vertragen. — Sie mag überhaupt keine hübschen Frauenzimmer und jedenfalls keine, bei denen sie denkt, Onkel Wilhelm könnte gar eine ernsthafte Absicht haben."

„Ah —" stieß der Student, seine Empfindungen schlecht verbergend und mit dem Ton starker Ueberraschung heraus.

In diesem Augenblick ward die Thür geöffnet und Wilhelm, wie gewöhnlich in Hemdärmeln, stark bestaubt, trat zu seiner Mutter ins Gemach.

„Hest Du," begann er, mit liebenswürdiger Gelassenheit seinem Neffen die Hand reichend, „noch wat in de Stadt to besorg'n, Mudder? Hinnerk mutt Beer halen. Hüt is Klub — denn so kann he glick —"

„Ne, ne, ik hev niks, Willem. — Un segg mal —" ergänzte sie, als er schon, kurz nickend, wieder sich entfernen wollte, „wat wär denn wedder mit Wiebke? Hans vertellt, dat Anna ehr park tosett hett?"

Lornsen zog die Brauen zusammen und grub im Zorn die Zähne in die grau angebissene Kernspitze seiner Pfeife.

Dann stieß er heraus:

„Also wieder 'was? Es ist doch wirklich — Und so viel sage ich: das Mädchen bleibt! Paßt meiner Schwester Anna das nicht, so kann sie —"

Mit Rücksicht auf den Sohn hielt der Mann inne, doch seine Mienen, in denen sich ein eiserner Wille zeigte, sprachen weiter.

„Na, na, Wilhelm! Wilhelm!" schob die Alte mit sanftem Vorwurf ein. Und dann: „Soll ich 'mal mit Wiebke sprechen? Uebrigens, Wilhelm, sie hat zu Hans gesagt, sie wolle morgen den Dienst verlassen —"

„Das wollen wir abwarten!" murmelte Wilhelm Lornsen mit stark auflehnendem, gleichsam auch gegen das junge Mädchen gerichtetem Ausdruck in der Stimme.

Jetzt wurde draußen auf dem Hof Hundegebell laut. Als die Sprechenden, dadurch abgelenkt, die Köpfe zum Fenster wandten, erschien plötzlich vor ihren Augen die hohe, starkknochige Gestalt der Frau Appen, und wenige Sekunden später hatte sie die Thür geöffnet.

Sie warf einen schnellen, mißtrauischen Blick auf den Kreis, den sie versammelt fand, nickte ihrem Sohn mit einem: „Schon wieder da?" mit leisem

Digitized by Google

Vorwurf im Ton zu und schaute hierauf trotzig fragend auf ihren stumm und finster sich gebenden Bruder.

Nun wich Hans hinten in eine Sofaecke zurück. Die alte Frau faßte eine Topfpflanze und stellte sie ins Fenster und machte sich dort zu schaffen. Die Geschwister jedoch — man sah's — rüsteten sich zum Kampf.

„Was hast Du wieder mit Wiebke gehabt?“ stieß Wilhelm, seinen Ingrimm durchaus nicht unterdrückend, heraus und blickte seine Schwester mit hochmütig herausfordernder Miene an.

„Ich?“ entgegnete die Frau langgezogen und in einem nicht minder stark auflehnenden Ton. „Ich wüßte nichts. Wer sagt das?“

„Sie selbst —“

„Dann ist sie wohl nicht ganz klar.“

„Ja, das ist sie, glaube ich, sehr! Und etwas muß doch vorgefallen sein. Kannst Du denn das Mädchen nicht in Ruhe lassen?“

„Ich sagte Dir doch,“ entgegnete die Frau, mit dem Fuß stampfend und ganz ihrer Leidenschaft hingegeben, „daß ich von nichts weiß! Ich verwies ihr, daß sie so oft nach der Wirtsstube herüberginge. Neulich stand ein Kunde wohl eine Viertelstunde und wartete. Wenn ihr das so in den Kopf gefahren ist, wird sie sich wohl getroffen gefühlt haben.“

„Wie so getroffen? Und überdies räumst Du also ein, daß Du sie wieder mit Deinen ewigen Nörgeleien gereizt hast?“

„Nichts räume ich ein! — Ich will nur nicht, daß sie den Männern verliebte Augen macht. Männer, Männer, anderes hat sie nicht im Sinn! Wenn Du Dich bloß auf dem Flur sehen läßt, ist sie schon da —“

„Aha —“ machte Wilhelm Lornsen höhnisch. „Also nun haben wir's. Das ist's. Die alte Geschichte! Aber ich möchte Dich doch dringend ersuchen, daß Du diese Angelegenheit mir überläßt. Nebenbei ist's niederträchtige Verleumdung, daß das Mädchen leichtsinnig ist. Sie ist eine musterhafte Person. Ich gehe oft 'mal in den Laden, auch wenn ich nichts dazu thun habe, bloß um mit ihr zu sprechen. Von der können manche sehr viel lernen.“

„Meinst Du vielleicht mich damit?“ hauchte die Frau mit bebender Stimme. „Wenn's so ist, kann ich ja abdanken, und sie kann an meine Stelle treten. — Sie wird's ja doch, sie wird uns alle aus dem Hause bringen mit ihrer Scheinheiligkeit. Darauf ist's abgesehen! Sie will — wenn Du es denn wissen willst — Frau Lornsen werden. — Dazu scheut sie kein Mittel. Ich aber denke —“

„Nun?“

„Daß man doch kein schlechtberufenes Frauenzimmer von der Straße aufzusammeln braucht, wenn man heiraten will —“

„Anna!“ schrie der Mann mit einer Stimme so laut, daß die Wände zu beben schienen. Alle seine Glieder flogen, und noch einer zitterte am ganzen Leibe. Dem Studenten quoll es heiß durch die Seele, daß seine Mutter sich zu einer so schweren Anschuldigung hatte hinreißen lassen.

Die alte Frau Lornsen stand noch immer am Fenster. Eben schaute sie mit feurigem Blick hinaus durch die offene Pforte auf die Landstraße und die hinter ihr sich ausbreitenden, sanft dahingestreckten Felder.

Gerade ging die Sonne unter und legte sich mit unvergleichlichen Lichtern über die Landschaft. Der Horizont glühte in den Farben glühenden Eisens. Durch seinen wunderbar stillen Glanz erhöhte das Gestirn den Eindruck des Friedens in der Natur.

Alles Unruhige, Böse schien fortgeweht für alle Zeiten, nur hier, zwischen diesen vier Wänden, herrschte der Streit, aber immer nur hervorgerufen durch die dunkle Frau mit den finsteren Zügen, dem dichten grauschwarzen, welligen Haar und den versteckt lodernden, leidenschaftlichen Augen. Ihre Bewegungen hatten etwas Ausgeglichenes, selbst im höchsten Affekt, und wenn sie im Hause einherschritt, hatte man bei der Begegnung unwillkürlich das Gefühl, man müsse erst anfragen, ob eine Rede erlaubt sei. Sie kannte kein Lachen, und höchstens glitt einmal etwas Weiches über ihre Züge, wenn von ihm, von Hans, die Rede war. Ihn liebte sie, obschon sie es nicht zu zeigen vermochte, mit einer tierischen Zärtlichkeit.

Und: „Anna!“ drang's noch einmal wie Wetter vom Himmel aus dem Munde des Mannes. Er warf die Pfeife hin, fuhr sich in den dichten Bart und biß die Zähne zusammen.

Und dann knirschte er mit furchtbarer Entschiedenheit: „Wenn Du noch einmal dem Mädchen wieder nahe trittst, wenn noch einmal wieder Streit und Klage ist — dann mietest Du Dich in Föhrde ein! Ich will's nicht mehr, ich hab's satt. Und höre es: Wiebke Nissen bleibt, bleibt unter allen Umständen!“

„Du thust in der That, als ob die ‚Bucht‘ Dein und nicht unserer Mutter Eigentum wäre,“ trotzte die Frau auf. „So viel wie Du habe ich auch zu sagen.“

„Nein!“ rief der vor Zorn fast besinnungslose Mann. „Du hast Dein Erbteil, das Dein Mann in alle Winde verstreute, weg. Was noch 'mal Dein wird, kann nur aus Deiner Geschwister Hände kommen, und alle müssen ‚ja‘ sagen. Ich will Deinem Manne nicht den Vorwurf machen, daß er das Geld nicht zu halten verstand, wenigstens nicht den vollen Vorwurf, auch Dir nicht, aber von Rechten ist nicht mehr die Rede. Und — und — wenn's sein soll — ich kaufe die ‚Bucht‘ und zahle alles aus!“

Nun mischte sich die alte Frau, die mit Schmerz sah, wie der junge Mann, ihr Enkel, bei diesen Erörterungen litt, und die selbst in Scham litt, ins Gespräch. Sie redete beiden zu, wies auf den Zorn hin, der jeden mehr und anders sprechen lasse, als das Herz berge, und veranlaßte, daß sich Wilhelm in einen Stuhl warf und trotz Annas verteidigenden Worten keinen einzigen Einwand mehr erhob. Hans aber ging um alle leise herum, trat, tief Atem holend, ins Freie und nahm den Weg hinten in den Garten.

Er begab sich nach einigem Verweilen draußen in das Wohnhaus seiner Großmutter zurück. Es war die Zeit fürs Abendbrot gekommen. Eben legte die Alte die letzte Hand an den Speisetisch, und schon brachte die Magd dampfende Schüsseln mit Kartoffeln und eine warme Fleischspeise. Nun griff Frau Lornsen nach einer Schnur, die mit einer draußen an der Hauswand angebrachten Glocke in Verbindung stand, und gab den Hausbewohnern das Zeichen für die Mahlzeit.

Laut tönte der etwas blecherne Klang durch den stillen Abend, und wenig später hörte man auch schon, wie die Stall- und Mühlenknechte in ihren Holzpantoffeln, schwer auftretend, der neben der Hausküche befindlichen Gesindestube zuschritten.

Außer Frau Lornsen, Wilhelm, Frau Appen und Hans speiste nur noch Wiebke an dem Tisch der Herrschaften. Die Mamsell in der Gaststube aß hinter dem Buffet und verließ den Raum zu diesem Zwecke überhaupt nicht.

Zuerst trat Wilhelm auf das Zeichen der Glocke ins Eßzimmer. Er schien seine gewohnte, gleichmäßig gute Laune völlig wiedergefunden zu haben, denn er scherzte mit seiner Mutter, nickte Hans mit alter Freundlichkeit zu und hob, was sonst nie vorkam, schon im voraus den Deckel von den Schüsseln, um zu sehen, was aufgetischt war. Auch grüßte er Frau Appen, die mit langsam müdem Schritt und verschlossener Miene bald darauf folgte, mit Unbefangenheit im Ausdruck und sagte lobend:

„Es gibt ja heute Sauerbraten, mein Leibgericht, Anna! das lass' ich mir gefallen.“ Und während sie sich alle setzten: „Wo ist denn Fräulein?“

Seine freundliche Begegnung hatte zur Folge, daß Anna ohne weitere Worte wieder aufstand und sich hinaus begab, um selbst nach der Gefragten zu sehen.

„Es ist noch jemand im Laden, sie wird gleich kommen,“ erklärte sie bei ihrer Rückkehr in kurzgelassener Weise, und Wilhelm nickte.

Dann hörten alle auf die lebhaften Reden der Alten, die von dem Eierlegen der Hühner, einem lahmen Wallach, ihren Absichten, am nächsten Sonntag die Kirche zu besuchen und zuletzt von der eine Viertelstunde weiter am Gehölz wohnenden Familie von Wulfsdorff sprach. Sie habe gehört, daß der junge Referendar Carlos von Wulfsdorff dort auf Hege bereits seit acht Tagen angekommen sei.

„Na, dann haben wir ja vielleicht auch bald wieder Besuch auf dem Hengst zu erwarten!“ fiel Wilhelm Lornsen ein. „Ich seh' den jungen Carlos noch, wie er damals beim Umbau der Mühle oben auf der Brüstung auf und ab ritt. Es war ein tolles Stück, und nur der da drüben bringt so etwas fertig.“

Hans nickte beipflichtend, und auch die Alte, die an allem Besonderen Gefallen fand, erging sich in vielen lebhaften Worten. In diesem Augenblick trat Wiebke ins Zimmer und nahm, eine Entschuldigung aussprechend, neben Hans Platz.

Frau Appen ergriff die Fleischschüssel, um sie dem Mädchen zu reichen; zugleich aber prüfte sie, den Deckel erhebend, den Inhalt.

„Einen Augenblick! Es ist schon etwas kalt geworden, ich hole warmes!“ sagte sie und ging in die Küche.

Wilhelm warf ihr zufolge dessen einen langen, freundlichen Blick nach. Es rührte ihn, daß sie wieder gut zu machen suchte, und auch auf der Alten Angesicht spiegelten sich die angenehmen Eindrücke wieder.

„Wer war denn da, Wiebke?“ hob die letztere an. Wiebke zögerte sichtlich.

„Eben Hofbesitzer Pahl, dann der Kleine von Thomsens nebenan, eben vorher —“

In diesem Augenblick trat Anna wieder an den Tisch und reichte dem jungen Mädchen die Schüssel.

„Nun —“ ermunterte die Alte die Angeredete.

„Der junge Herr von Wulfsdorff von drüben. Er wollte Cigarren kaufen. — Er war schon einigemal da und fragte nach Ihnen allen.“

„Wie, was, Carlos? Davon hast Du uns ja gar nichts gesagt, Anna!“ stieß die Alte heraus. Und dann sich besinnend, zu Wiebke gewendet: „Wir sprachen nämlich eben von dem jungen Wulfsdorff. Ich hatte schon von Dörp gehört, daß er da wäre. — Hat er denn nicht gesagt, daß er uns besuchen will?“

„Na, er wird schon kommen, Mutter,“ warf Wilhelm, seiner Mutter Eifer dämpfend, hin.

Die Alte konnte einen gewissen Verdruß nicht unterdrücken, daß der Referendar mit Wiebke im Laden geplaudert, und daß er nicht einmal herüber gekommen war, verstimmte sie noch mehr. Es war richtig: alle Männer zog diese Wiebke an! Insofern hatte Anna nicht unrecht. Und doch saß sie mit ihrem blassen Gesicht so still und gesittet da, und war auch, wenn man sie sah und beobachtete, stets von großer Zurückhaltung. Endlich wurde, nachdem noch Radies und Käse herumgereicht waren, der Tisch wieder abgedeckt, und zunächst begaben sich alle, bis auf die Alte, fort.

Wilhelm sah nach dem Abendessen stets noch einmal überall nach dem Rechten und guckte auch wohl in sein Zimmer oder in das neben dem Laden befindliche Kontor. Anna ging in die Küche, und Wiebke, die bis halb zehn Uhr das Geschäft offen zu halten hatte, nahm den Weg dahin wieder zurück.

Die Alte aber traf die Vorbereitungen für den gemeinsamen Tisch, an dem sie sich später wieder versammelten.

Sie räumte im Eßzimmer auf, zündete im Wohngemach noch eine Lampe an, ließ sich zuletzt, die Brille auf der Nase, in ihren Lehnstuhl fallen und griff nach der bereits von der Magd hereingelegten Zeitung.

„Na, min Jung, wat wist Du? Geihst noch mit de Fähr nah de Stadt, oder blifst Du hüt abend bi uns?“ fragte sie, die Zeitung gerade streichend.

„Ja, ich bleibe hier, Großmutter. Jetzt will ich erst noch 'mal zu Mutter hinüber.“

Sie blickte ihn freundlich an und wandte dann die beim Sprechen über die Brille erhobenen Augen wieder der Lektüre zu. —

„Nun, kommst Du auch einmal zu mir?“ stieß Frau Appchen bei seinem Eintritt mit sanftem Vorwurf heraus und faßte seine Hand. Dann sich niederlassend und ihn durch ihren Blick auffordernd, neben ihr Platz zu nehmen, fuhr sie fort: „Ich möchte heute abend nicht mehr hinüber! Ich möchte allein sein. Willst Du es sagen? Aber Du sollst bei ihnen drüben bleiben, nur jetzt leiste mir noch ein wenig Gesellschaft. Komm, lege Deine Hand einmal auf

Digitized by Google

Th. Pixis: Wandernde Schauspieler.

Digitized by Google

Hermann Koch: Vor hundert Jahren.

Digitized by Google

meine Stirn, es thut mir wohl. So, streiche leise auch die Schläfen."

Nun sank ihr Haupt zurück, auch ihre Gestalt in einem leisen Anflug von Erschöpfung. Aber seine Berührung schaffte ihr sichtlich Erleichterung, und nachdem sie tief aufatmend eine andere Stellung eingenommen hatte, hob sie, als ob schon ein längeres Gespräch vorhergegangen, ohne Einleitung an:

„Weißt Du, mein Hans, es ist ganz anders, als heute Dein Onkel die Dinge darzustellen suchte. Dein Vater hat keineswegs das Geld, das ich ihm mitbrachte, in alle Winde zerstreut, sondern er wurde das Opfer seiner Gutmütigkeit bei einem leichtsinnigen Freunde. Wenigstens haben ihm die Verluste, die er dort erlitt, den ersten Stoß gegeben. Nachher kamen Mißernten und Krankheit dazu. Ich habe, während Du noch ein Kind warst, sehr Schweres durchgemacht, und damals fand ich niemand, der mir zur Seite stand. Mutter wäre gekommen, sie wäre auch die Rechte gewesen, aber ich wollte sie ihrer Behaglichkeit nicht entreißen. Als Dein Vater gestorben war und ich nach Eutin ziehen wollte — ich hatte die Absicht, eine Pension dort einzurichten — war's gerade mein Bruder Wilhelm, der Mutters Verlangen unterstützte, daß ich zu ihnen kommen sollte. So haben sie mich also selbst gerufen! Und am Ende: ich habe mich doch auch nützlich gemacht, sogar mich all die Jahre mit Dingen beschäftigt, an denen ich wahrlich keinen Geschmack finde. — Ja, mein lieber Hans, ich weiß, was Du denkst. Und es ist wahr: ich bin verbittert. Zu früh schnitt das Glück den Faden für mich ab. Gewiß, ich habe Dich, und ich habe Arbeit und ich habe Brot, aber, mein Sohn, ich habe keine Freiheit. Ich liege seit zehn Jahren in Fesseln. Nur wer so glücklich in seiner Ehe war, wie ich, und wer in gleicher Abhängigkeit lebt, weiß, was dabei zu überwinden ist. Und jetzt geht's ja noch. Großmutter ist da, zwar mit ihren Eigenheiten, aber doch mit ihrem unendlich guten Herzen, und Onkel Wilhelm ist auch ein wahrhaft seltener Mensch. Aber er hat sich an dem scheinheiligen Mädchen versehen; er wird sie nehmen, er wird sie heiraten — und dann, wehe uns allen! — Kein größeres Unglück kann's geben."

Hans hatte mit größter Spannung zugehört, und sowohl Inhalt wie Form der Rede seiner Mutter rührten sein Herz. Nur gegen die Schlußsätze lehnte er sich heftig auf.

Bei der Beurteilung Wiebkes ließ sie jede Unbefangenheit außer acht; da regte sich die Leidenschaft, und Hans begriff nicht, daß eine Frau wie sie nicht Einkehr in sich hielt und nachträglich an die Stelle eines befangenen, ein unbefangenes Urteil setzte.

Hans trat auf den Flur zurück. Es kam über ihn, daß er seine Mutter kaum je so sanft und niemals so zärtlich gesehen hatte. Aber da dem so war, verstärkten sich die in ihm aufgestiegenen weichen Empfindungen für sie. (Fortsetzung folgt.)

Die Geburtstagsfeier des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh.

(Hiezu das Bild Seite 593.)

Friedrichsruh — wohl noch nie ist der Name des stillen, unscheinbaren, kleinen Oertchens so oft genannt, noch nie ist wohl so oft an ihn gedacht und er niedergeschrieben und telegraphirt worden, als an diesem ersten April! Wie hoch die Wogen der Begeisterung jenseits der grünen, tannenduftenden Grenzen des Sachsenwaldes überall im deutschen Vaterlande gingen, das zeigte sich am deutlichsten, wenn man nur wenige Minuten vor dem Schloßportale verharrte: auf großen gelben Handwagen schleppten die Stephansboten die Geschenke heran, die teilweise schon an ihren Umhüllungen zu erkennen waren: Oelgemälde, Adressen, schöngeschnitzte Ruhestühle, Baumtorten, Kisten mit edlen Bacchusspenden, kostbare Service, nicht zuletzt herrliche Blumengaben aus Orchideen und Flieder, Rosen und Veilchen, Hyacinthen und Maiglöckchen, in so reicher Fülle, daß der Vorplatz des Schlosses mit ihnen buntfarbig geschmückt wurde, während Meister Lenbach ganze Stöße riesiger Lorbeerkränze an den kahlen Zweigen der alten Ulmen und Buchen aufhing. Die Briefe und Karten aber wurden in hohen, binsengeflochtenen Körben angeschleppt und die Telegramme liefen immer in ganzen Packeten ein — wohl eine halbe Million Postsendungen dürfte in einer Woche zusammengekommen sein, und nicht der kleinste Teil stammte aus Amerika, aus Australien und anderen überseeischen Ländern.

Friedrichsruh selbst hatte sich der Feier des seltenen Tages entsprechend anmutig aufgeputzt: eine aus tannenumwundenen, mit Fahnen und chinesischen Ballons mannigfach verzierten Flaggenmasten bestehende Feststraße führte vom Bahnhofe nach dem nahen Schloß; auf den angrenzenden Wiesen waren Erfrischungszelte aufgebaut und zahlreiche fliegende Händler suchten Hunderte mannigfacher Bismarck-Andenken los zu werden. Vom frühen Morgen an brachten lange Extrazüge Tausende und Abertausende von Besuchern herbei, welche sich zumeist vor dem Schloßportale stauten, um, wenn die Pforten geöffnet wurden, doch wenigstens einen Blick auf das Schloß selbst, das sich die Mehrzahl sicherlich prunkvoller und stattlicher vorgestellt, zu werfen. Andere Scharen wieder umkreisten den Park und besetzten standhaft alle Plätze, von denen man einzelne seiner Pfade und einen Teil der Hinterfront des Schlosses übersehen konnte; immer wieder wurden die Operngläser an die Augen gedrückt, immer von neuem die Hoffnung ausgesprochen, daß man vielleicht doch durch irgend eine günstige Gelegenheit den Fürsten zu erspähen bekomme; diese sollte sich aber erst zur Mittagsstunde erfüllen.

Den Vormittag über blieb Fürst Bismarck in seinen Gemächern und nahm die Glückwünsche seiner Familienmitglieder und der nächsten Freunde seines Hauses entgegen. Sein Gesundheitszustand war in jüngster Zeit, von den ihn seit fünfzehn Jahren mehr oder minder peinigenden Gesichtsschmerzen abgesehen, ein vortrefflicher gewesen und er hatte alle Aufregungen und Strapazen der Vor-Geburtstagswoche glücklich überstanden, aber seine nächste Umgebung hütete ihn peinlich vor Uebermüdungen und hatte nur wenige Deputationen, so die der Seydlitzer Kürassiere, der Ratzeburger Jäger, der Hamburger Senatoren und der Rektoren der deutschen Universitäten, die in ihren altertümlichen, abwechslungsreichen Sammettalaren erschienen waren, vorgelassen, sie alle vom Hausherrn auf das wärmste begrüßt.

Den Glanzpunkt des Tages aber und, wie wir bestimmt wissen, den Fürsten auf das tiefste berührend und erfreuend, bildete die Huldigung der deutschen studirenden Jugend. Sechstausend und mehr Studenten, unter ihnen nicht weniger wie tausend Chargirte der verschiedenen Verbindungen, hatten sich in den Vortagen in Hamburg versammelt und waren am Morgen des 1. April in mehreren Extrazügen nach der Friedrichsruh benachbarten Aumühle gefahren, um von hier aus nach dem Schloßparke zu marschiren. Bald nach zwölf Uhr wurde es in letzterem lebendig, der bis dahin still und verlassen dagelegen; unter rauschenden Musikweisen kamen sie an, voran die Chargirten, die blinkenden Paradeschläger in der kampfgeübten Rechten, über der Pikesche die schillernden dreifarbigen Schärpen, auf dem Haupte das federwallende Barett oder goldgestickte Cerevis: ein unvergeßlich herrlicher Anblick, zumal im goldigen Leuchten der Frühlingssonne, denn selbst der Himmel hatte seine wiederholt zur Schau getragene üble Laune unterdrückt und schien seine helle Freude an so viel Jugend, Kraft und Begeisterung zu haben, da er statt des bisherigen regentrüben Gewandes sein blauestes und strahlendstes angezogen hatte.

Auf der zu dem Vorplatze führenden breiten, offenen Terrasse, die sich vor dem Speisesaale des Schlosses erstreckt, versammelten sich allmälich die Mitglieder der Bismarckschen Familie, wie die Grafen Herbert und Wilhelm Bismarck mit ihren jugendlich-schönen Gemahlinnen, Graf und Gräfin Rantzau (letztere, wie man weiß, die Tochter des Fürsten) mit ihren drei Söhnen, die Schwester des Fürsten, Frau von Arnim, und zu ihnen gesellten sich die nächsten Freunde, darunter selbstverständlich Professor Schweninger und die Meister der Palette und des Meißels, F. von Lenbach und Reinhold Begas, und ferner die oben erwähnten Deputationen.

Wohl eine halbe Stunde währte es, bis sich die Tausende der Studenten aufgestellt, aus der Mitte des Parkes noch schimmerten ihre bunten Mützen und Bänder hervor und drangen die Musikweisen der neu anrückenden Scharen heraus. Jetzt aber, wie auf Zauberwort, trat tiefe Stille ein, freilich nur, um sofort einem brausenderen Jubel Platz zu machen; dem rollenden Donner gleich dröhnten die tausendstimmigen Hoch- und Hurrarufe durch den Park und erneuten sich immer wieder und wieder, schmetternd ertönten dazu die Tuschs der Musikcorps und klirrend schlugen die Schläger an einander.

Fürst Bismarck war dicht an die Rampe der Veranda getreten; er trägt die ordenbedeckte Kürassieruniform und auf dem greisen Haupte den Stahlhelm, den er grüßend abnimmt, freudig leuchten seine Augen über die dichtgedrängten jugendlichen Scharen, deren Jubeln erst nach Minuten verstummt. Der Fürst wendet sich ein wenig nach links, denn der Sprecher der Studentenschaft, Studiosus Bruch von den Bonner Allemannen, ist zu ihm getreten und richtet mit hallenden Worten die Glückwünsche der akademischen Jugend an den Gefeierten aus, obgleich dieselben nur einen „matten Widerhall der begeisterten Teilnahme unserer tiefbewegten Herzen, unserer Liebe zu Deutschlands größtem Sohne, unserer unauslöschlichen Dankbarkeit und glühenden Verehrung für den genialen Schöpfer und Heldenkanzler unseres kraftvoll geeinten Reiches bilden." Der Redner verliest sodann die Adresse der Studentenschaft, die das Gelöbnis enthält, tapferen Sinnes festzuhalten und unermüdlich weiterzubauen an dem Werke, dem der Fürst die rastlose, hingebende Arbeit eines reichen Lebens weihte, und die mit dem Wunsche schließt: „Glück und reichen Segen schenke Gott der Allmächtige Eurer Durchlaucht heute und immerdar."

Von neuem orkanartige Hochrufe, die verstummen, als Fürst Bismarck zu sprechen beginnt. Der einst so eiserne Kanzler ist sichtlich tief erschüttert, nur stockend spricht er zuerst, dann aber fließt die Rede leichter von seinen Lippen, in großen Zügen entrollt er ein Bild seiner politischen Thätigkeit und spricht die Erwartung aus, daß das Samenkorn, welches die Regierungszeit Kaiser Wilhelms I. in die jugendlichen Herzen gelegt, später die schönsten Früchte zeitigen werde. Er ermahnt dringend, an dem nationalen Gedanken festzuhalten, schon früher, erinnert er, war Deutschland gewaltig und mächtig, unter den Karolingern, den Sachsen und Hohenstaufen, Jahrhunderte währte es dann, bis es nach seinem Verfall sich wieder aufrichtete. „Halten wir vor allem jetzt fest, was wir haben, und scharen wir uns um den Sammelpunkt, das ist für uns das Reich, nicht wie es von einzelnen gewünscht wird, sondern wie es ist, deshalb bitte ich Sie, einzustimmen in ein Hoch auf Kaiser und Reich. Kaiser und Reich, sie leben hoch!" Hei, wie die Tausende da einstimmten, wie die Fahnen und Banner flatterten und die Mützen geschwenkt, die Schläger geschwungen wurden, wie sich die Begeisterung immer höher und gewaltiger entfachte! Und ein Stillstand trat hierin nur ein durch den Gesang allgemeiner Lieder, zuerst des „Bismarckliedes", dann des „Gaudeamus", des „Deutschland, Deutschland über alles" und der „Wacht am Rhein".

„Ich kann ja die Herren nicht ordentlich erkennen, ich muß sie nahe sehen," meinte der Fürst zu seiner Umgebung und verließ rüstigen Schrittes die Terrasse, um unten vor derselben viele der Chargirten persönlich anzusprechen und sich nach ihrem Namen, ihrem Geburtsort, ihren Studien und Verbindungen erkundigend. Zurückgekehrt, ergriff er von der auf der Veranda aufgestellten Kredenz, dem kostbaren Geschenke der Studentenschaft, — auf einem ein kunstvoll gearbeitetes Fäßchen bergenden Ebenholzuntersatze, welcher als Schmuck metallgetriebene Scenen aus Bismarcks Studienzeit enthält, erhebt sich eine mit den in Email ausgeführten Wappen der Universitäten geschmückte Onyxsäule, oben durch einen die Flügel ausbreitenden Adler gekrönt — einen der von den Universitäten gestifteten Ehrenbecher, mit Münchener Bier gefüllt, und trank ihn auf das Wohl der akademischen Jugend aus, unter unendlichem Jubel.

Langsam, unter dem Gesang von Burschenliedern und immer wieder erschallenden Hochs, zogen die Studenten an der Terrasse vorüber, an deren Rampe hochaufgerichtet Fürst Bismarck stand, bald mit der Hand am Helm salutirend, bald winkend oder auch Blumen und Lorbeerzweige in die dichtgedrängte Kette werfend, so lange verharrend, bis der letzte Zug vorüber und nur noch aus der Ferne das Jubeln und Singen erscholl! —

Und noch einmal, nach dem ziemlich ruhig verlaufenen Nachmittage, erschien Fürst Bismarck auf demselben Platze; Abend war es, tiefe Dunkelheit lag über dem Parke, da leuchtete es plötzlich in demselben auf, wie eine lange feurige Schlange bewegte es sich unter hallender Musik glühend und sprühend auf gewundenen Pfaden zum Schlosse hin, vor demselben sich zu einem feurigen Meere vereinend: achttausend Hamburger Bürger waren es, welche dem Fürsten einen Fackelzug darbrachten. Der Fürst, der diesmal den hellgrauen Kürassiermantel umgenommen, trat auf die Terrasse hinaus, wie am Mittage von stürmischem Jubel begrüßt, und nach der huldigenden Anrede ergriff er wiederum das Wort, den hanseatischen Geist rühmend und ein Hoch auf Hamburg und alle Hanseaten ausbringend.

Es war der würdige Schluß eines herrlichen Tages, und dieses letzte gewaltige Flammenleuchten im Sachsenwalde, das den Himmel über demselben fernhin rötete, konnte man als ein Spiegelbild der an diesem 1. April in doppelter Wucht und Stärke lodernden Begeisterung, Dankbarkeit und Verehrung für den großen Schmied unserer Einheit betrachten!

P. L-g.

Zwei Sprüche.

Von

Hermann Domsch.

Ein See, der ewig spiegelglatt,
Und eine spiegelglatte Seele —
Ein Anblick, schön und ohne Fehle,
Doch balde wirst du seiner satt.
Erst wenn du sahst die Wellen stieben,
Wirst See und Seele du recht lieben.

*

„Der Tropfen höhlt den Stein" — ganz recht:
Gemeint sind Millionen Tropfen,
Die allgemach und recht und schlecht
Dem Steine eine Wunde klopfen.
Da will ich lieber doch der Stein,
Als einer von den Tropfen sein.

Digitized by Google

Wandernde Schauspieler.

(Hiezu das Bild Seite 596.)

Unbeschreiblich schönen Tag, Rösselwirt! Sei mir gegrüßt, mein Wirt, mit dem rötlich strahlenden Zipfel! Es freut mich, euch zu sehen, habt guten Abend! Ein wandernder Schauspieldirektor, in des Worts verlegenster Bedeutung, klopft an eures Zeltes Stange ... (Knurren Sie nicht, Herr Pudel. Er wird doch wohl nicht beißen? Der Mensch versuche die Köter nicht!) ... Wie gesagt: welch Schauspiel, aber ach — ein Schauspiel nur, auf Thespis' echtem Karren. Der Wagen ist kurz, die Reis' war lang ... und wir sind müde. Zum Teufel sind die Spirituosen, das Phlegma ist aber auch nicht geblieben ... und wir sind durstig und hungrig. Denn wer über gewisse Dinge den Appetit nicht verliert, der hat einen zu verlieren. Seht ihr den Regenschirm da? Gewiß, es ist eine der größten Himmelsgaben, so ein lieb' Ding unterm Arm zu haben ... aber das ist halt auch das einzige Dach über meinem Haupte. Laßt uns also, Herr Wirt, in eurem Hause schlafen! Sterben — schlafen; schlafen? vielleicht auch schnarchen! Ja, da liegt's. Das unentdeckte Land, von des Bezirksgericht kein Wanderbursche wiederkehrt ... Saget mir nicht: ‚Geh in ein Kloster!' Saget mir nicht: ‚Der Worte sind genug gewechselt, laßt uns nun endlich Thaler sehen!' Saget mir vielmehr: ‚Willst du in meinem Wirtshaus mit mir leben, so oft du kommst, es soll dir offen sein!' ... Keine Antwort?! Brechen Sie dies rätselhafte Schweigen, Prinz! Harren Sie nicht, bis ich ausrufe: ‚Weg, weg von mir! Ist dein Name nicht Mensch? Aus meinen Augen, du mit dem Mondscheingesicht!' ... (Das Sinnbild der Treue knurrt immerzu. Ruh', Ruh', verstörter Geist!) Ihr schweigt noch immer? O, schmölze doch dies allzu feste Fleisch! Und doch, von Zeit zu Zeit seh' ich dich, Alter, gern. Wenn ich dich liebe, was geht's dich an? Ihr wißt freilich nicht, wes Namens, Stammes, Landes und Glaubens ich zu euch komme. Wozu auch? Ich bin ein Mann, nehmt alles nur in allem, und wo ihr mich auch packt, bin ich interessant. Fordere niemand mein Schicksal zu hören; bin's, den Räuber Bruder nennen, allein ich bin besser als mein Ruf ... Ach so, ihr wünscht erst meinen Reisepaß zu sehen? Hier ist er; des Passes Grundgewalt! Allein ihr schweigt noch immer? Gebt Raum! Raum ist in der kleinsten Gsithütte. Da steh' ich nun, ich Armer, am Thor, und du bist taub auf jedem Ohr ... Des Hauses edle Herrin dir zur Seite, schon lächelt sie uns mild. Nehmt, edle Frau, dies Lächeln nicht zurück. Du hast noch so wenig für mich gethan, daß dir zu thun fast alles übrig bleibt. Du siehst mich lächelnd an, Eleonore, und siehst dich selber an und lächelst wieder ... Laß unser Elend dich rühren, Königin! Wein oder Nicht-Wein, das ist hier die Frage. Oder auch Bier; ich mag es gerne leiden, wenn auch der Becher überschäumt ...

„Doch wie? Noch Mißtrauen? Kennt ihr uns nicht genug nach alledem? Wohlan, ihr sollt uns kennen lernen. Zuerst unsere Damen. Ehret die Frauen, sie flennen und beben, aus Angst, ihr würdet kein Quartier uns geben. Dies hier ist meine Minna, die leider nicht vorübergeht. Sentimental-naiv. Parthenia, Sonnenjungfrau, Luise. Was seh' ich? Schwachheit, dein Nam' ist Weib; ein kurzer Mond ... Bereits die Schuh verbraucht? Schwamm drüber! Dies hier ist Frau Katharina Wurzel, Anstandsdame und komische Alte. Lady Macbeth, Marquise Pompadour, erste Hexe. Beim wunderbaren Gott, das Weib ist schön! Uebrigens: sie ist die erste nicht. Die erste ist nämlich meine Minna. Aber sie ist ein dunkles Ehrenweib und stellt ihren Mann. Die dritte da, nun, das ist meine Muhme, die Schlange; mir wird bei ihrer Gottunähnlichkeit bange. Intrigantin, Madame Tartüffe; spielt auch den Sekretär Wurm, in meinen Beinkleidern. Dies Kind, kein Teufel ist so rein, laßt eurer Huld ganz besonders empfohlen sein. Der da ist Hermann Rabe ... mein Rabe natürlich. Stößt mit der Zunge an, am liebsten am Bierglase. Der andere dort ist der alte Moor, der noch immer seine Schuldigkeit thut und noch immer gehen kann, trotz Podagras. Neulich ist er für die Gustel von Blasewitz eingesprungen. Und was dort in des Karrens Hintergrunde schlummert, ist unser père Nobel, Herr Andreas Klemm; spielt alles Alte, bis zum König Philipp hinab, denn auch in seinem Staate geht die Sonne nicht unter ... weil er nämlich keinen Staat nicht hat. Der Knabe da ... nun, der ist Nachwuchs. Der Knabe Don Carl fängt an, ich fürcht', ehrlich zu werden, denn er hat seiner Mutter den Apfel noch immer nicht aus der Tasche gemaust. Und diese beiden, um vollständig zu sein, sind unsere Lokomotiven. Das eine ist ein Pferd, ihr werdet nimmer seinesgleichen sehen, das andere ein Esel, der in gerader Linie von einem Maultier abstammt, das einst im Nebel seinen Weg suchte. Das eine Tier heißt Rosi, das andere Nante; der große Don Quijote wußte beide zu vereinigen. Uebrigens sind sie meine besten Liebhaber, denn sie haben den Haber lieb. Armes Rößlein! Du glaubst zu ziehen und du wirst gezogen ... Dies also, o, Fürst, ist meine Truppe. Ihr habt recht, es thut mir ja auch schon lange weh, daß ich mich in der Gesellschaft seh'. Jedenfalls sind es viele, und wer viele bringt, wird manchem etwas bringen. Und nun, meine Herrschaften, gestehen Sie mit Polonius: ‚Ist dies schon toll, heut hat es doch Methode!'"

„Bravo! bravissimo!" rufen die Herren Stammgäste im Laubengang; der Herr Schullehrer, der Herr Förster und sogar der hochwürdige Herr Pfarrer. Die würdige Wirtin lacht und stupft ihren Mann, der halt etwas schwer in Fluß zu bringen ist:

„Na, Florian, jetzt red endlich 'was!"

„No, Gotts Willkommen alle mit einander!" brummt der, an die Zipfelmütze rührend, aber es ist ihm etwas säuerlich zu Mute.

„Königin, das Leben ist doch schön!" ruft der Direktor schwärmerisch und neigt sich tief vor Frau Mehlhuber, die einige seiner Citate wahrhaftig — beinahe erkannt hätte. „Stellt die Rosse ein, ihr Leute. Ich habe das Meinige gethan, das Plündern ist eure Sache!" **Ludwig Hevesi.**

Heinrich von Rustige.

Ein Nestor der deutschen Kunst.

Galeriedirektor Prof. Heinrich von Rustige in Stuttgart feiert am 1. Mai 1895 das Fest seines fünfzigjährigen Wirkens in Württemberg. Der Jubilar wurde im Jahre 1810 zu Werl in Westfalen geboren. Nach absolvirten Gymnasialstudien bezog er 1828 die Kunstakademie in Düsseldorf. Schon nach dreijährigem eifrigem Studium hatte er besonders in der Genremalerei eine Reife erlangt, die ihn befähigte und berechtigte, die akademische Kunstausstellung in Berlin zu beschicken. Der Erfolg war ermutigend, denn seine Bilder wurden mit einer Prämie ausgezeichnet. Nun entfaltete sich rasch das Talent des jungen Künstlers. Bilder wie „Der Invalide an der Wiege seines Enkels", „Kriegsscene in einem Dorf", „Rheinische Kirmes" und andere entstanden. Nach einer Studienreise in Tirol schuf er die Bilder: „Vor einem Gewitter flüchtende Mädchen", „Abend in Tirol", „Oesterreichische Einquartierung in Tirol" und so weiter.

Nach einem achtjährigen Aufenthalt in Düsseldorf siedelte er 1836 mit seinen Studiengenossen A. Achenbach, Pose, Rethel, Funk und Ehmannt nach Frankfurt am Main über, wo im Städelschen Institut sich ihm eine neue, lohnende Thätigkeit eröffnete und die Bilder „Der Dorfarzt", „Scene aus dem Tiroler Kriege", „Oesterreichisches Feldlager", „Die trauernde Witwe" und viele andere entstanden. Als Frucht einer nach Wien und Ungarn unternommenen Studienreise wurden bekannt: „Hochzeitszug in Ungarn", „Ungarisches Kaffeehaus", „Erster Unterricht im Rauchen", „Aufgestörtes Zigeunerlager", „Eine Ueberschwemmung" und so weiter. Während der letzten zwei Jahre seines Frankfurter Aufenthalts versah Rustige am Städelschen Institut das Amt eines Professors der Malerei. Er hatte hiebei die Freude, die Zahl seiner besseren Schüler von fünf auf einige zwanzig heranwachsen zu sehen.

Nun folgten Rustiges Wanderjahre. Er besuchte Belgien, Holland, Frankreich. In Paris nahm er längeren Aufenthalt und erfreute sich dort großer Zuvorkommenheit, Beliebtheit und Förderung. Jetzt wandte er sich zur Heimat zurück, zunächst nach Mainz, wo seine Mutter und Geschwister lebten, und nun erfolgte seine Ernennung zum Professor an der Kunstschule in Stuttgart.

Am 1. Mai 1845, also vor fünfzig Jahren, trat er in sein neues Amt ein. Hier hatte er eine neu eingerichtete Malklasse zu dirigiren und im Turnus mit den anderen Professoren auch Unterricht im Zeichnen nach der Antike und nach dem lebenden Modell zu erteilen. Da sich ein Unterricht in den nötigen Hilfswissenschaften (Anatomie, Perspektive und Kunstgeschichte) dringend nötig machte, so übernahm er auch die Vorlesungen in diesen Fächern so lange, bis eigene Lehrer hiefür gewonnen werden konnten. Trefflich entwickelte sich die Stuttgarter Malschule. Grünenwald, jetzt Professor an der Kunstschule, vollendete unter Rustiges Leitung das Bild: „Kreuzfahrer, das gelobte Land erblickend". Schütz, Widmaier, Bauerle, Braith, Ofterdinger, Ebert, Heck, Laupheimer, Schaumann, Zügel und so weiter lieferten Kunstwerke, von denen etwa ein Dutzend die Stuttgarter Staatsgalerie aufzuweisen hat.

Im Jahre 1857 wurde Rustige die Verwaltung der Galerie (als Nebenamt) übertragen und damit eröffnete sich ihm ein Feld neuer Thätigkeit. Er suchte alle bedeutenderen Kunstwerke der Gegenwart in Stuttgart zur Ausstellung zu bringen und, soweit es die Mittel gestatteten, für die Galerie zu erwerben. Er selbst malte für die Galerie sein großes historisches Bild: „Herzog Alba in Rudolstadt", zu dem König Karl noch das Bild: „Kaiser Otto der Große" erwarb. Auch gehört in diese fruchtbare Schaffensperiode sein bedeutsamstes Werk: „Die Ueberführung der Leiche Kaiser Ottos III.", welches die städtische Galerie in Stettin erworben hat. Eine „Geusenpredigt" und eine größere Anzahl kleinerer Bilder malte er für Amerika, sowie unter vielen anderen Bildern auch der „Tod Leonardo da Vincis" nach England bestellt wurde. Bilder von ihm wurden auch von der Nationalgalerie in Berlin, von der Galerie in Karlsruhe, Darmstadt und so weiter erworben. Eine der Schöpfungen Rustiges, „An der Rabnitz", zeigen wir unseren Lesern auf Seite 600 in der wohlgelungenen Holzschnittreproduktion.

Als König Karl die Leiter der vier höchsten Lehranstalten seines Landes beauftragte, im Saale des Königsbaues populäre Vorträge zu halten, da vertrat Rustige die königliche Kunstschule. Seine Vorträge „Das Poetische in der bildenden Kunst", „Salvator Rosa", „Wilhelm von Kaulbach", „A. Thorwaldsen" wurden mit allseitigem Beifall aufgenommen. Im Jahre 1856 erließen die Düsseldorfer Künstler zur Gründung einer allgemeinen Kunstgenossenschaft eine Einladung an Rustige nach Bingen, und dieser säumte nicht, dem Rufe zu folgen. Einige dreißig Künstler legten hier den Grundstein zu dem großen Bau, der jetzt gegen dreitausend Künstler umfaßt. Der bei dem Festmahle in Bingen von Rustige ausgebrachte poetische Toast erregte einen Beifallssturm und wurde von allen deutschen Blättern reproduzirt. Bei der in Dresden veranstalteten fünfundzwanzigjährigen Jubiläumsfeier der Kunstgenossenschaft erlebte er eine glänzende Wiederholung. Rustige gründete sofort in Stuttgart eine Lokalgenossenschaft, in der er mit kurzer Unterbrechung dreißig Jahre hindurch als Vorstand wirkte. In dem von ihm gleichfalls gestifteten Stuttgarter Künstlerunterstützungsverein ist er heute noch Vorstand.

Eine sehr schätzenswerte organisatorische Thätigkeit entwickelte Rustige auch in der königlichen Kunstschule. Der Lehrerkonvent brachte das in einer künstlerisch wertvollen Adresse gelegentlich des 40jährigen Dienstjubiläums Rustiges zu dankbarem Ausdruck. Nicht minder anerkennend sprach sich die Stuttgarter Kunstgenossenschaft an seinem achtzigsten Geburtstage aus in einer ihm beim Festmahle überreichten, prachtvoll ausgestatteten und von achtzig Künstlern unterzeichneten Adresse. Deputationen und Korporationen aus nah und fern erschienen bei dem Jubilar. Seine Vaterstadt Werl verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht.

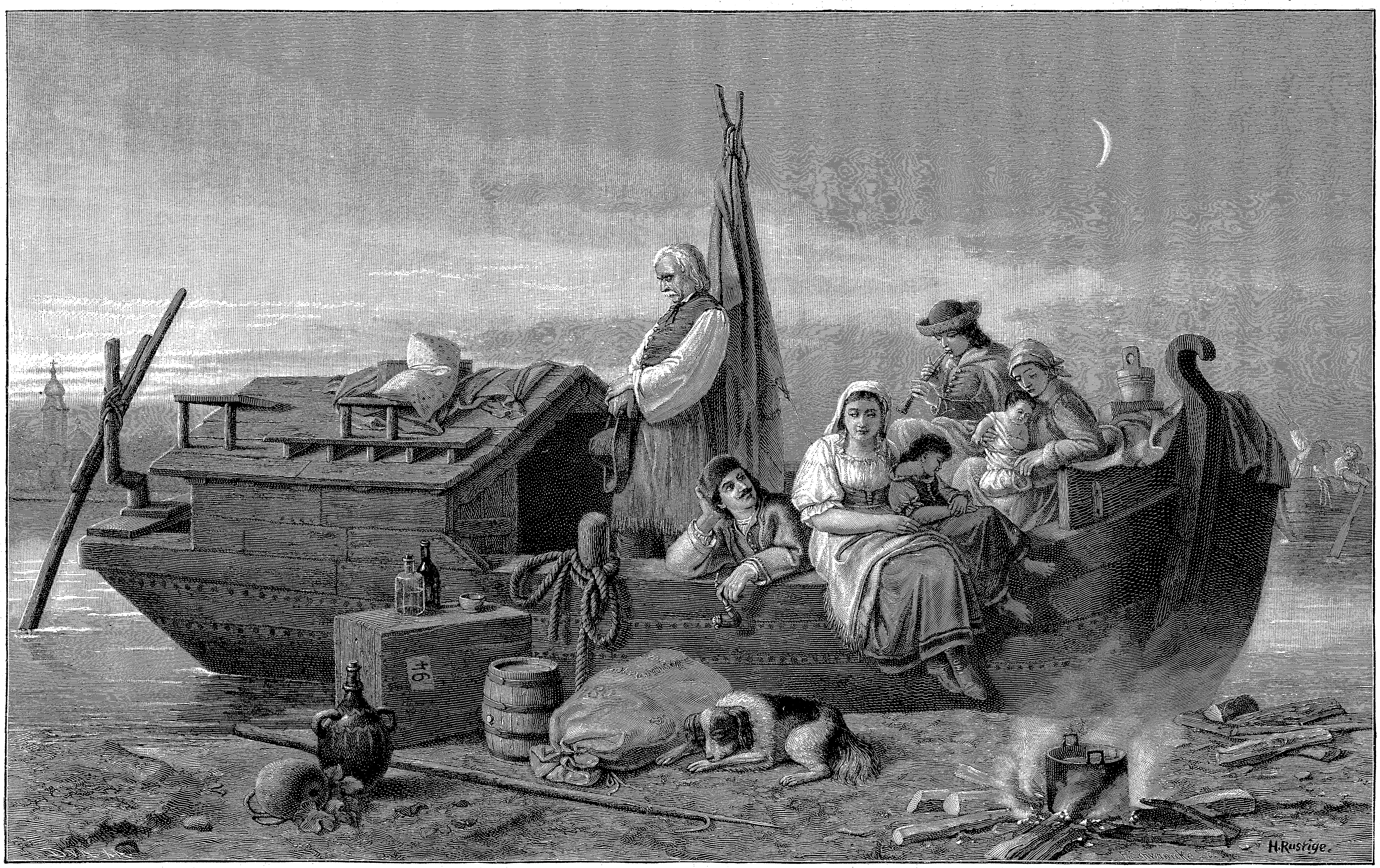
Heinrich von Rustige.

Bereits König Wilhelm I. hatte dem Künstler die Inspektion über seine in den königlichen Schlössern aufbewahrten Gemälde übertragen. Noch heute versieht Rustige dieses Amt mit Liebe und Interesse. Als er nach dreiundvierzigjähriger Thätigkeit als Professor an der königlichen Kunstschule sich pensioniren ließ, wurde ihm die Verwaltung der königlichen Staatsgalerie noch ferner anvertraut und ihm der Titel eines Galeriedirektors verliehen.

Rustige schrieb auch lange Jahre hindurch Kunstberichte für den „Staatsanzeiger" und für den „Schwäbischen Merkur", wie für die zu Wien und zu Berlin erscheinenden Kunstblätter. Auch die Poesie fand in Rustige einen eifrigen Jünger und Pfleger. Seine Dramen: „Fra Filippo", „Attila" und „Konrad Wiederhold" gingen an der Stuttgarter Hofbühne in Scene, für welche er auch zur Mozart- und C. M. von Weber-Feier Festspiele dichtete und mit lebenden Bildern schmückte. Von seinen Liedern haben Lindpaintner, Lachner, Speyer, Hünten und Kücken mehrere in Musik gesetzt. Sein „Deutscher Marsch", von Kücken komponirt, ist zum Volksgesang geworden.

Noch heute, als ein Fünfundachtziger, ist Rustige nicht bloß vom Morgen bis zum Abend vor seiner Staffelei thätig, er versieht auch sein Amt als Vorstand der königlichen Galerie mit unermüdlicher Pflichttreue und Umsicht, ist für Jünger der Kunst ein allezeit eifriger Berater, nimmt lebhaften Anteil an dem Kampfe der verschiedenen Kunstrichtungen des Tages und beschämt manchen Jungen noch durch seine Geistesfrische und Ausdauer bei gesellschaftlichen Zusammenkünften und Festen von Künstlern und Schriftstellern. Möge die Sonne Homers noch lange diesem Nestor der deutschen Kunst lächeln! **Prof. Dr. Beyer.**

Digitized by Google



Heinrich von Rustige: An der Rabnitz (Ungarn).

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

A. Köster: Frühlings-Spaziergang.

Digitized by Google

Die Vettern.

Novelle

von

Wilhelm Berger.

VIII.

Helenens Anzeige hatte einen recht guten Erfolg. Nach vier Wochen zählte sie schon sechs Schülerinnen. Die Geldaristokratie der Stadt wandte sich keineswegs von ihr ab, sondern protegirte sie sogar. Und auch die Einladungen von dorther blieben nicht aus. Diese aber lehnte Helene unerbittlich ab.

Aber das heitere, von Leben sprudelnde Mädchen von ehedem war sie nicht mehr. Ein Zug des Ernstes hatte sich um ihre Lippen gelagert, der sonst nur zuweilen dort erschienen war. Und schweigsamer war sie auch geworden; sie konnte zu Hause halbe Stunden lang sitzen, die Hände im Schoß, ohne ein Wort zu sprechen.

Gustav fand Helenens jetziges Wesen weit mehr nach seinem Geschmack als die Leichtlebigkeit, mit der sie vor dem verhängnisvollen Feste durch die Tage geflattert war. Anders ihre Mutter, die sich der Wahrnehmung nicht verschließen konnte, daß Helene in wenigen Wochen um eben so viele Jahre gealtert sei. Und wenn sie das stille Treiben ihrer Lieblingstochter beobachtete, stellte sich immer wieder der dunkle Verdacht bei ihr ein, daß dieser traurigen Verwandlung eine schmerzliche Herzenserfahrung zu Grunde liege.

Inzwischen wandte der Winter sich langsam zum Frühling. Schon einigemale hatte sich das Wetter so angelassen, als ob das Pelzwerk eingekampfert werden könnte; dann aber war wieder ein Rückschlag in die Kälte gekommen. Noch in der zweiten Hälfte des März brach eines Nachmittags ein arger Schneesturm aus, während dessen, bei schneidendem Nordwind, das Thermometer fünf Grad unter den Gefrierpunkt fiel.

Helene hatte einige Stunden zu geben. Als sie ausging, begann eben erst das Unwetter, und da sie einen langen, dichten Mantel trug und außerdem mit einem Regenschirm versehen war, konnte sie sich sogar noch an dem Schauspiele des wilden Schneeflockentanzes ergötzen. Dann hatte sie nur kurze Wege im Schutze hoher Häuser. Erst als sie nach sieben Uhr abends den Heimweg antrat, und nun gerade gegen den Sturm und gegen scharfe Eiskristalle, die die Luft anfüllten, anzukämpfen hatte, merkte sie, daß sie alle ihre Kräfte nötig haben würde, um sich glücklich durchzufechten. Sie suchte die Pferdebahn auf, um eine Strecke zu fahren, aber der Betrieb hatte eingestellt werden müssen. Eine leere Droschke kam auch nicht vorüber, und sie sah sich, wohl oder übel, gezwungen, den weiten Weg zu Fuß zurückzulegen.

Dies erwies sich als ein Unternehmen, dem sie nicht gewachsen war. Nach einer Viertelstunde mühsamen Ausschreitens, wobei sie indessen nur geringe Fortschritte machte, fühlte sie sich wie betäubt und der Atem drohte ihr zu versagen. Sie mußte in einem Thorwege Schutz suchen, um neue Kräfte zu sammeln.

Sie war unzufrieden mit sich selbst. So wenig widerstandsfähig war sie doch sonst nicht gewesen! Zum erstenmale machte sie sich klar, daß sie sich in einem Zustande der Depression befände. Nur Glückliche haben Spannkraft, haben eiserne Nerven in körperlichem Ungemach. Das merkte Helene jetzt, als ihr fröstelte und sie verzagt in das schreckliche Wetter schaute, in das sie wieder hinaus mußte. Mußte! Da half ihr nichts. Es konnte noch schlimmer werden. Also vorwärts! Ohnehin trieb ihr in ihrem Zufluchtsort der feine, trockene Schneestaub über die Füße. Nässer wurde sie draußen auch nicht.

Ein großer, freier Platz lag auf ihrem Wege, den sie in der Diagonale zu passiren pflegte. Dies versuchte sie auch jetzt, ohne zu bedenken, daß sie sich damit der ganzen Wut des Sturmes preisgab. Bis etwa zur Mitte kam sie, leidlich Richtung haltend und ihr Weiterkommen noch dadurch erschwerend, daß sie mit dem Schirme ihr Gesicht schützte; dann aber gab sie den Kampf auf. Sie konnte nicht mehr. Noch mit äußerster Anstrengung erreichte sie das in der Mitte des Platzes stehende Kriegerdenkmal; auf dessen unterster Stufe jedoch sank sie vollständig erschöpft nieder, und ließ nun Wind und Schnee in dumpfer Verzweiflung über sich ergehen, nichts anderes erwartend, als daß sie an dieser einsamen Stelle ihr Ende finden würde. Und so elend fühlte sie sich, daß ihr dieser Gedanke gar kein sonderliches Entsetzen verursachte.

Einige Minuten hatte sie so gesessen, in sich gekauert und die Augen geschlossen, als sie dicht an ihrem Ohr eine bekannte Stimme hörte: „Na, wer erfriert denn hier?“

Vor Schrecken vermochte sie nicht zu antworten.

Die Stimme fuhr fort: „Wer Sie auch sein mögen, Frau oder Fräulein, ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß dieser Ort am heutigen Abend für ein Rendezvous ganz und gar untauglich ist.“

Helene schrie auf: „Herr Blank!“

Arthur beugte sich neugierig nieder. „Eine Bekannte? Da bin ich doch wirklich gespannt —“

Jetzt erkannte er Helene. Aufs äußerste bestürzt rief er: „Um des Himmels willen — Fräulein Marbach — wie kommen Sie hierher?“

„Ich war auf dem Wege nach Hause und konnte nicht weiter.“

Ihre Zähne klapperten, während sie mit Anstrengung diese Anwort erteilte.

„Und wie lange sitzen Sie hier schon und lassen sich die tödliche Kälte in die Glieder kriechen? Doch das ist einerlei; jetzt gilt es, schleunigst diesen gefährlichen Ort zu verlassen. Raffen Sie zusammen, was Sie noch an Kraft besitzen. Viel braucht es nicht zu sein; ich werde Sie stützen.“

Willenlos gehorchte Helene. Arthur nahm den Schirm aus ihren Händen und umfaßte sie mit dem rechten Arm. Und dann ging es im Geschwindschritt zurück, vor dem Winde, mitten durch den Schnee, wie die gerade Linie, die sie verfolgten, ihn schnitt.

Helene fühlte sich halb getragen. Wohin ihr Retter sie führte, war ihr vollständig gleichgiltig. Nur die eine Empfindung hatte sie, daß sie so weiterschweben möchte bis in alle Ewigkeit.

Auf einmal hielt Arthur an. Aufblickend gewahrte Helene, daß sie sich vor dem feinsten Wiener Café der Stadt befanden. Die sonst so hell leuchtenden großen Scheiben waren indessen jetzt mit einer dichten, angefrorenen Schneeschicht bedeckt und ließen nur einen matten Schimmer des elektrischen Lichtes hindurch, das drinnen die Nacht zum Tage machte.

„Hier wollen wir uns einstweilen bergen,“ sagte Arthur. „Nachdem Sie sich erholt haben, werde ich Sie in einem Wagen nach Hause senden.“

Helene zögerte. Mit Gustav Wernitz würde sie unbedenklich in das Café eingetreten sein, und wenn sie es auch voll von Menschen gewußt hätte. Aber allein mit Arthur schien ihr das gänzlich unzulässig, selbst wenn sie keinen Bekannten traf.

„Not kennt kein Gebot,“ mahnte Arthur ungeduldig. „Nur vorwärts! Sie müssen, Fräulein Helene. Mein Gott! Sie sind einer Ohnmacht nahe. Wollen Sie warten, bis Sie hier an mir zusammensinken und ich Sie hineintragen muß?“

Da fügte sie sich. Es war die höchste Zeit gewesen. Kaum hatte sie einige Schritte in den Saal gemacht, als ihr Lichter und Säulen, Tische und Wandgemälde zu einem buntfarbigen, blitzenden Chaos verschwammen. Sie mußte sich auf eine Stuhllehne stützen, um nicht zu Boden zu fallen. Dann fühlte sie ihre Sinne schwinden.

In einem Kabinet, das für kleine Gesellschaften eingerichtet war, kam sie wieder zu sich. Sie lag, befreit von Hut und Mantel, mit geöffnetem Kleide auf einem Sofa, und die Buffetdame war um sie beschäftigt.

Erschrocken richtete sie sich in die Höhe. „Daß mir das auch hat passiren müssen!“ rief sie aus, und die Thränen waren ihr nahe. „Mich so schwach zu zeigen!“

„Beruhigen Sie sich, liebes Fräulein,“ erwiderte die freundliche Dame. „Es sind nur wenige Gäste da — Passanten, die Station gemacht haben, um sich zu durchwärmen. Das Unwetter ist auch gar zu arg; wir heizen, was wir können, und vermögen doch kaum, Temperatur zu halten ... Wollen Sie auch nicht lieber Ihre Fußbekleidung wechseln? Sie sind naß bis zu den Knieen. Ich habe Ihnen das nötige bereit gelegt.“

Sie war Helene behilflich. Dabei erzählte sie: „Es ist nach einem Wagen für Sie geschickt. Herr Blank wartet im Saal, bis Sie ihm die Erlaubnis geben, sich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.“

„Ich will gleich zu ihm gehen,“ sagte Helene ängstlich. „Ich fühle mich wieder ganz wohl.“

Und als sie ihren Anzug eilig geordnet und vor dem Spiegel ihre Frisur wieder hergestellt hatte, begab sie sich hinaus zu Arthur, nur weil sie sich einbildete, in dem allgemeinen Saal, unter dem Schutze der Oeffentlichkeit, sicherer zu sein. — sie wußte nicht vor was.

Arthur kam ihr entgegen, sobald er sie erblickte, und bot ihr den Arm. Drei Herren saßen in verschiedenen Ecken und lasen. Nichts erinnerte an das greuliche Wüten des Sturmes draußen als das leichte Hin- und Herwehen der Fenstervorhänge. So behaglich war es in dem schönen Raume, als ob es keinen Schnee und keine Kälte auf Erden gäbe.

„Noch sind Sie blaß und Ihre Augen glanzlos,“ sagte Arthur. „Ihr Blut zirkulirt noch nicht, wie es muß. Ich habe einen heißen Grog bestellt. Auch sollten Sie etwas essen; hier ist die Karte.“

„O, Herr Blank, wie soll ich Ihnen danken?“

„Gar nicht. Jetzt haben Sie Wichtigeres zu thun. Folgen Sie lieber meinen Anweisungen. Ich fühle mich verantwortlich dafür, daß Sie aus diesem Abenteuer ohne Schaden davonkommen ...“

Er rief einen Kellner herbei. „Bringen Sie einige heiße Fleischpasteten ... Und daß Bertha sich mit dem Grog sputet, hören Sie?“

Arthurs Behandlung der Patientin erwies sich als durchaus richtig. Das starke Getränk brachte Farbe in ihre Wangen, Glanz in ihre Augen und Leben in ihre Stimmung.

„Jetzt endlich sehen Sie wieder aus wie jene Maria Stuart, die mir an einem unvergeßlichen Abend erschien, um dann zu verschwinden,“ erklärte Arthur. „Ich habe seitdem alle Einladungen angenommen, wenn sie nicht doppelt fielen. Immer hoffte ich, Sie wieder zu treffen; einigemale wußte ich sogar, daß Sie gebeten waren. Aber vergebens; nirgendwo ließen Sie sich sehen. Ich muß wirklich allen Ernstes die Frage an Sie richten: Was ist aus Ihnen geworden? Wo sind Sie zu finden?“

Helene machte ein ernstes Gesicht.

„Ich habe jetzt einen Beruf, Herr Blank; ich gebe Klavierunterricht. Da war es schicklich, daß ich mich aus der Gesellschaft zurückzog, der Sie angehören.“

Daß sie nur deshalb Lehrerin geworden war, um sich aus den Kreisen auszuschließen, worin Blank heimisch war, weil sie sich fürchtete, ihm wieder zu begegnen — das verschwieg sie wohlweislich.

Arthur erwiderte: „Nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich Ihnen sage, daß Sie sich höchst überflüssigerweise in Sack und Asche gesteckt haben. Daß Sie Lektionen erteilen, weiß ich. Warum sollten Sie nicht, wenn die materielle Lage, worin Sie sich befinden, dies wünschenswert machte? Ich verdiene ebenfalls, wenn auch nicht in der Weise, daß ich kleinen Mädchen auf die Finger klopfe, wenn sie konsequent die falschen Tasten abnützen. Aus diesem Grunde alten Freundinnen die kalte Schulter zuzuwenden — das hatten Sie wirklich nicht nötig.“

„Jeder soll sich in die soziale Position schicken, die ihm seine Verhältnisse anweisen,“ machte Helene geltend.

Arthur lächelte. „Gestehen Sie es nur, Fräulein Marbach: diese Weisheit haben Sie nicht aus sich selbst; sie stammt von Ihrem Hausorakel.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Es ist mein philisterhafter Vetter Wernitz, von dem Sie Ihre Ansichten beziehen.“

„Ich versichere Ihnen, Herr Blank —“

„Es ist jammerschade um Sie. Für enge, kleinliche Verhältnisse sind Sie nicht geschaffen; Sie würden unfehlbar darin verkümmern. Geben Sie Ihre Zurückhaltung auf, die doch nur fremder Einfluß Ihnen auferlegt hat. Die soziale Stellung eines Menschen hängt keineswegs lediglich von dem Inhalt seines Portemonnaies ab, wie Wernitz Sie glauben machen möchte, sondern ganz überwiegend von seiner Persönlichkeit. Ein jeder schafft sie sich selbst nach

Digitized by Google

dem, was in ihm ist — nach seiner Natur, nach seinen Anlagen. Namentlich eine Frau, wenn sie jung, hübsch, liebenswürdig und talentvoll ist. Ihr steht die ganze Welt offen. Ihr Umgang beglückt: darin liegt ihre Legitimation für jede Gesellschaft."

Ein unsäglich bitteres Gefühl bemächtigte sich Helenens, während Arthur sich so als wohlwollender Freund aufspielte. Was war sie ihm, daß er ihr seinen guten Rat aufdrängte? Was konnte ihm daran liegen, wo sie ihr Leben abspann — ob in seiner Nähe oder tausend Meilen weit von ihm? Der Heuchler! In diesem Augenblick vielleicht, wo er ganz Sorge um sie zu sein schien, spielten seine tieferen Gedanken um den braunen Lockenkopf von Dora Guttentag!

Schroff sagte sie: „Sprechen wir lieber von etwas anderem, Herr Blank ... Erzählen Sie mir, wie bald Sie sich mit Fräulein Guttentag wieder ausgesöhnt haben."

„Das interessirt Sie? — Nun: sie hat acht Tage lang mit mir geschmollt. Ganz, als ob ich der Uebelthäter gewesen wäre! Dann, als ich sie vollständig links liegen ließ, erinnerte sie sich ihrer eigenen Unart und entschuldigte sich. Auch mit Ihnen möchte sie sich wieder auf guten Fuß stellen, aber dazu bieten Sie ihr ja keine Gelegenheit."

„Ich ihr? Niemals," brauste Helene auf. „Bin ich etwa nach dem Monde verzogen? Hätte sie, wenn sie nur wollte, nicht schon längst den Weg zu mir finden können?"

„Ach so!" sagte Arthur etwas betroffen und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte.

Helene fühlte, daß sie dieser Unterredung ein Ende machen müßte, wenn sie sich nicht verraten wollte.

Sie erhob sich: „Sollte der Wagen noch nicht vorgefahren sein, den Sie die Güte hatten, für mich zu bestellen?"

Der Kellner trat herzu: „Der Wagen wartet bereits seit fünf Minuten."

„Ach, der arme Kutscher, die armen Pferde! Weshalb haben Sie nicht gleich Bescheid gesagt? Keinen Augenblick länger darf ich verweilen."

Arthur war ihr schweigend behilflich, den Mantel anzulegen. Dann eilte sie hinaus, als ob sie sich sobald als möglich seiner zu entledigen wünschte. Als sie aber die Thüre öffnete, die ins Freie führte, und der Sturm sie plötzlich wieder heftig anschnob, ihr Gesicht mit feinem Schnee bedeckend und ihre Augen blendend, da wandte sie sich doch unwillkürlich nach Arthur um, seinen Beistand erwartend.

Er schützte sie mit dem aufgespannten Schirm und führte sie zum Wagen.

„Wenn Sie wünschen, daß ich Sie begleite — ich stehe ganz zu Ihren Diensten."

„Nein, nein," rief Helene erschrocken. Und rasch sich fassend, fuhr sie fort: „So viel schon haben Sie für mich gethan — ich darf Sie nicht weiter bemühen ... Auch bin ich jetzt ja ganz sicher ..."

In den Wagen hinein, wo sie Platz genommen, sprach Arthur: „Welches Gesicht würde Wernitz wohl machen, wenn ich mit seiner Schülerin angefahren käme und störend in seine Gemeinde einbräche!"

„Herr Blank! Nun bitte ich um Ihre Gesellschaft!"

„Entschuldigen Sie mich — jetzt nicht mehr. Leben Sie wohl!"

Er schloß die Wagenthüre und gab dem Kutscher die Adresse. Dann, als das Gefährt sich langsam davonbewegte, blieb er auf dem Fußsteige stehen, ihm nachblickend, bis es um die nächste Ecke gebogen war, der Windstöße nicht achtend, die ihn mit Schnee überschütteten.

IX.

Plötzlich wurde er angeredet: „Wen haben denn Sie soeben expedirt?"

„Ach, Sie sind es, Geyer! Eine junge Dame, wie Sie wahrscheinlich gesehen haben ... Brr, welch ein Wetter! — Kommen Sie mit hinein?"

Arthur eilte zurück in das Café, Geyer folgte. Kaum hatten sie sich niedergelassen, als Arthur von seinem Abenteuer berichtete. „Das unglaublichste Zusammentreffen!" rief er aus. „Denken Sie sich, daß ich die kleine Marbach am Kriegerdenkmal halb erstarrt aufgegriffen habe. Hier ist sie dann ohnmächtig geworden; fragen Sie nur Bertha. Nachher wurde sie freilich lebendig genug. Alle Wetter! kann die kurz angebunden sein!" — Er lachte. — „Aber ein famoses Mädchen ist sie doch, Geyer — sie hat mir heute noch weit besser gefallen als neulich in dem altfränkischen Kostüm, das ihr wahrscheinlich Wernitz nur deshalb geraten hat, weil es sie nicht kleidete."

Geyer hatte eine Cigarrette in Brand gesetzt.

„Apropos Wernitz," sagte er. „Was ich soeben gehört habe: der Kontrakt zwischen der Stadt und der Elektrizitäts-Gesellschaft ist heute abgeschlossen. Wernitz überwacht die Ausführung und wird Direktor des Werkes. Es ist alles klipp und klar. Jetzt wird er wohl nicht länger zögern, sich die kleine Marbach zu sichern."

Arthur runzelte die Stirn: „Hoffentlich blitzt er ab!"

„Warum sollte er? Die Partie ist durchaus passend."

„Passend? Diese Partie passend?" rief Arthur entrüstet. „Das gerade Gegenteil ist sie. Denken Sie sich die beiden nur einmal neben einander! Jeder intelligente Standesbeamte müßte sich weigern, ein Paar daraus zu machen."

Geyer schüttelte den Kopf. „Ihr Haß gegen den harmlosen Wernitz ist mir ganz unbegreiflich," sagte er.

„Mir auch. Aber er ist da; er gehört zu mir wie das Blut, das in meinen Adern kreist. Auch zweifle ich nicht daran, daß die Abneigung gegenseitig ist. Es würde mir Freude machen, wenn ich's sicher wüßte ... Dieser Mucker sollte das hübscheste Mädchen der Stadt heimführen? Ich sage Ihnen, Geyer: Helene Marbach wird sich nicht opfern."

„Und wenn sie es dennoch thun will, wie wollen Sie es verhindern?"

Arthur saß eine Weile nachdenklich. Dann erwiderte er: „Sie haben recht ... Genug davon! Ich will mir den Abend nicht verderben."

Mittlerweile fuhr Helene heimwärts, ratlos, außer sich.

Wie sollte das enden? Mit dieser hoffnungslosen Liebe im Herzen — was sollte aus ihr werden?

Vergebens hatte sie sich abseits geschlagen, um ihm nicht wieder zu begegnen; vergebens hatte sie versucht, ihn zu vergessen. Nur seine Stimme brauchte sie wieder zu hören, und ihr ganzes Wesen geriet in den wildesten Aufruhr. Und doch mußte sie diese Leidenschaft besiegen, um nicht daran unterzugehen.

Der Wagen hielt schon, als Helene sich noch lange nicht am Ziele glaubte. Sie stieg aus und erschloß sich mit ihrem Schlüssel das Haus. In der Wohnstube ging es lebhaft zu; sie unterschied Wernitz' Stimme. Horchend blieb sie stehen. Jetzt hörte sie drinnen Gläserklang. Was bedeutete denn das? Wurde vielleicht der Geburtstag des Hausfreundes gefeiert? Davon hätte sie doch wissen müssen.

Neugierig geworden, trat sie ein.

„Endlich kommst Du!" rief ihr Frau Marbach entgegen. „Wir haben eine kleine Feier improvisirt. Denke Dir: Herr Wernitz hat den Direktorposten erhalten. Soeben hat Käthe eine kleine Rede gehalten und wir haben den Herrn Direktor leben lassen. Hier ist auch für Dich ein Glas."

Helene ging auf Gustav zu und reichte ihm die Hand.

„Zuerst gratulire ich Ihnen. Von Herzen, Herr Wernitz. Es ist ein Triumph für Sie, daß Sie es soweit gebracht haben. Aus eigener Kraft! Ich fange jetzt an, zu begreifen, was das sagen will. Und nun will ich mit Ihnen anstoßen."

Gustav sah ihr in die Augen; sein Glas zitterte.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Helene. Noch bin ich nicht ganz an dem Ziele, das mir in Stunden, voll von kühner Hoffnung, vorgeschwebt hat; in diesem Augenblick aber wage ich, an jedes Glück zu glauben."

Es entstand eine verlegene Pause. Frau Marbach faßte sich zuerst. „Spiele uns einen Tusch auf dem Klavier, Helene," sagte sie, den Sessel zurechtrückend. „Ein Hoch ohne Sang und Klang ist gar kein richtiges Hoch."

Helene saß am Instrument, ohne recht zu wissen, wie sie dahingekommen war. Sie hatte plötzlich begriffen, was sich langsam vorbereitet hatte, während ihre Gedanken draußen umherschweiften. Wernitz liebte sie. Er hatte seine Erklärung hinausgeschoben, bis er ihr eine behagliche Existenz an seiner Seite bieten konnte. Nun war der Moment gekommen ...

Am Klavier sitzen bleibend, phantasirte sie über das Motiv der Fanfare, nur, um sich noch eine kurze Weile vor dem Antrage zu retten, der ihr bevorstand. Wie im Fieber flogen ihre Finger über die Tasten; mit voller Seele schien sie bei der Sache. Dabei aber horchte sie mißtrauisch zurück in das Zimmer; es war auf einmal so verdächtig still darin geworden.

Da vernahm sie dicht an ihrem Ohre ihren Namen. Sie entschied, daß sie nichts gehört zu haben brauchte und raste weiter.

Nach einigen Sekunden hörte sie wieder: „Helene!" Diesmal deutlicher, dringender, flehender.

Ihr Spiel abbrechend, beugte sie ihr Gesicht nieder auf die Klaviatur. Sie mußte den Freund reden lassen, dem ihre Mutter und Schwestern gar zu bereitwillig das Feld freigegeben hatten. Jetzt oder später — es war ja doch einerlei ...

„Schon im Bilde habe ich Sie liebgewonnen, Helene. Und seit Sie hier sind, sind Sie mir immer mehr ans Herz gewachsen. Ich möchte Sie so glücklich machen, wie innige Liebe es kann. Vertrauen Sie sich mir an, für das Leben an, liebe Helene. Sie kennen mich genugsam, um zu wissen, was Sie an meiner Seite erwartet. Ich kann meine Gefühle nicht in überschwenglichen Worten darlegen; aber was ich bekenne, meine ich, und was ich verspreche, halte ich. Soviel darf ich von mir wohl sagen. Ein Leben im Schoße des Reichtums biete ich Ihnen nicht, wohl aber sichere Befriedigung aller vernünftigen Ansprüche. Helene — liebe Helene, wollen Sie es mit mir wagen?"

Das klang so schlicht, so gut, so ehrlich; Helene konnte sich der Rührung nicht erwehren, als Gustav mit bewegter Stimme, oftmals stockend, die lange vorbedachte Werbung anbrachte. Gewiß: dieses Mannes Liebe war ein unvergänglicher Schatz, ein zuverlässiger Halt in allen Nöten, ein freundliches Licht zu allen Stunden.

Eine Stimme in ihr mahnte leise: Nimm die Hand, die sich dir bietet und du gewinnst dir Ruhe. Wenn du dich dort für immer lösen willst, so binde dich hier! Lege ein heiliges Gelübde zwischen ihn, der dir unerreichbar ist, und dein thöricht begehrliches Herz! Nur so gelangst du zum Frieden, nur so entgehst du der zerrüttenden Pein unstillbarer Sehnsucht.

Langsam wandte Helene sich um und blickte dem geduldig Harrenden voll in das Antlitz. So also sah er aus, der Mann, an den sie sich binden mußte, lebenslang! Es war ihr, als ob sie jetzt zum erstenmale diese wenig gefälligen Züge erblickte. Ein leichter Schauder durchrieselte sie. Aber sie überwand ihn. Wie ein Zwang war es über ihr. Ertrinkend kämpfte sie mit den Wellen — hier winkte Rettung!

„Ich will Sie nicht betrügen, Herr Wernitz," sagte sie mit leidlicher Festigkeit. „Was ich für Sie empfinde, ist weniger, als Sie in Erwiderung Ihrer von mir so unverdienten Neigung zu erwarten berechtigt sind. Aber so wert sind Sie mir doch, daß ich es nicht über das Herz bringen kann, mich Ihnen zu versagen. Wenn mein Besitz das letzte Ziel ist, das Ihnen zu Ihrem Glücke noch zu erreichen übrig bleibt — heute soll Ihnen kein Wunsch unerfüllt bleiben. Nur haben Sie Geduld mit mir, wenn ich mich nicht sofort in unser neues Verhältnis sollte finden können. Mit der Zeit hoffe ich, Ihnen zu werden, was ich sein muß, um Ihrer wert zu sein."

Es war nur eine recht gewundene Zustimmung, die Helene sich abzuringen vermocht hatte. Aber Gustav verstand nur die Hauptsache; er hörte nur das erbetene Ja. „O, Helene!" stammelte er mit feuchten Augen. „Mir ist, als ob ich träumte. Wie soll ich Dir danken! Dazu ist ein ganzes Leben nötig."

Es war geschehen. Unwiderruflich. Helene hatte über ihr Schicksal entschieden. Und jetzt, als Gustav ihre Hände in den seinigen hielt, als er einen Kuß auf ihre Stirn hauchte, nicht wagend, ihre Lippen zu suchen — jetzt versetzte sie sich im Geiste zurück um wenige Stunden in den Arm des andern ... An ihn geschmiegt, geschützt von ihm, flog sie dahin vor dem Sturm, weltvergessen ...

Ach, läge sie doch erfroren draußen auf den Stufen des Denkmals unter einem dichten, weichen Leichentuch von Schnee!

(Fortsetzung folgt.)

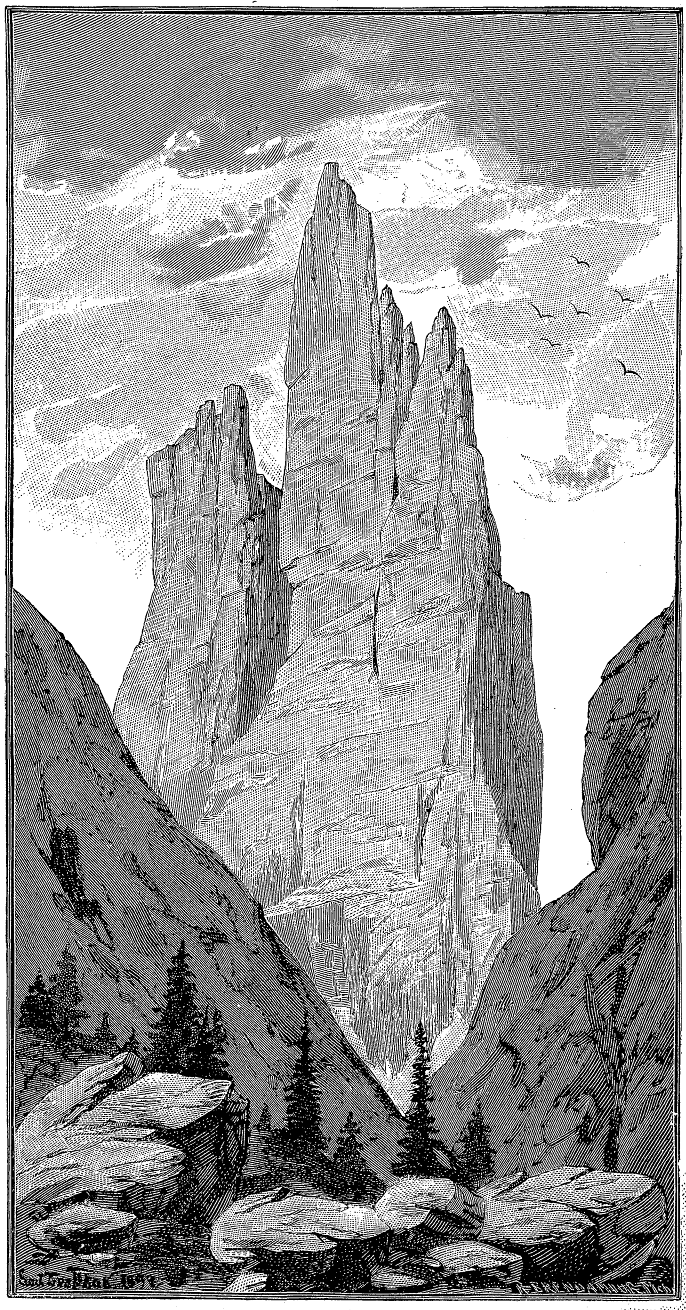
Digitized by Google

Der Winklerturm.

Türme von Vajolett, Rosengarten.

Beschrieben und illustrirt von Emil Terschak.

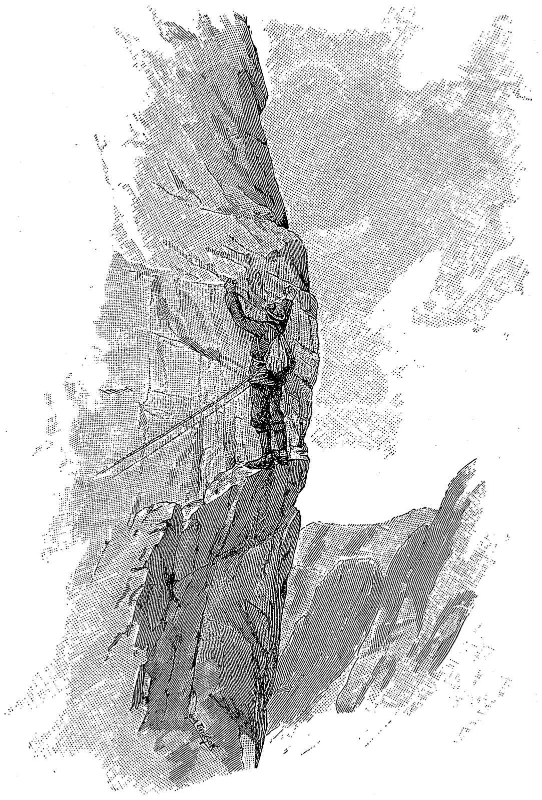
In den Mitteilungen des deutschen und österreichischen Alpenvereins vom 15. April 1894 war ein prächtig geschriebener Aufsatz von Hans Lorenz über die Besteigung



Winklerturm, etwa 2780 Meter.

des Winklerturmes erschienen. Er begeisterte mich derart, daß ich mir fest vornahm, im Sommer 1894 diese Spitze anzupacken. Ich hatte beschlossen, mit Herrn Veitl aus Zürich, einem schneidigen Bergsteiger, den Winklerturm zu versuchen; er mit Sepp Innerkofler, ich mit Franz Fistill.

Am 7. Juni, morgens 4 Uhr, verließen wir Campidello und kamen mit einem Einspänner um 4 Uhr 20 Minuten in Mazzin an. Ein Blick hinauf sagte uns, daß die Wetteraussichten nicht die besten waren; einmal verzogen sich die Wolken, dann schoben sie sich wieder zusammen, und als wir von Mazzin fortgingen, sah es aus, wie wenn der Himmel seine Schleusen über uns öffnen wollte. Ein sehr guter Fahrweg führt rechts mäßig steil ansteigend hinauf, bei einigen Bauernhäusern, stets recht interessante Blicke ins Fassathal bietend, zum Eingang des Vajoletthales, woselbst wir bereits 4¾ Uhr anlangten. Ich rechne das Vajoletthal zu einem der schönsten Thäler der Dolomiten; leicht ansteigend, manchmal ganz eben, zieht sich der gut markirte Weg teilweise durch schönen Wald mitten in das Herz der Rosengartengruppe hinein. Rechts ragen die zerklüfteten Dirupi di Larsec über die dunkelgrünen Fichten empor, schon hängen vorübergehend einige graue Wolkenfetzen zwischen dem graugelben Gestein, links die zackigen Ausläufer der Rotwand. Immer rascher wurde unser Vorwärtskommen, immer größer die Schritte, bei jeder Wegbiegung glaubten wir, unser Ziel zu erblicken, wir rannten beinahe; besonders Innerkofler war ungeduldig: „Wenn wir ihn nur erst einmal sehen!“ Schon sehen wir die pyramidengleiche Rosengartenspitze nebelfrei gegen den grauen Himmel emporstreben, schon sehen wir die Hütten und grünen Matten der Sojalalpe, da — auf einmal ragt er auf, unglaublich wild und trotzig; ja, der Winklerturm sieht aus wie sein Ruf ist! Lange stehen wir auf unsere Pickel gelehnt und schauen sinnend nach der Felsnadel hinüber und, merkwürdig, immer mehr macht sich der Zauber der Anziehungskraft geltend, welche um den Winklerturm liegt, und welchem schon so viele vor uns unterlegen sind. Sollten auch wir, wie diese, nach einem mißlungenen Versuch den Rückzug antreten müssen? Und wie wenn Innerkofler meine Gedanken erraten hätte, sagte er zu uns: „Es wird schon gehen, wenn auch recht schwer!“

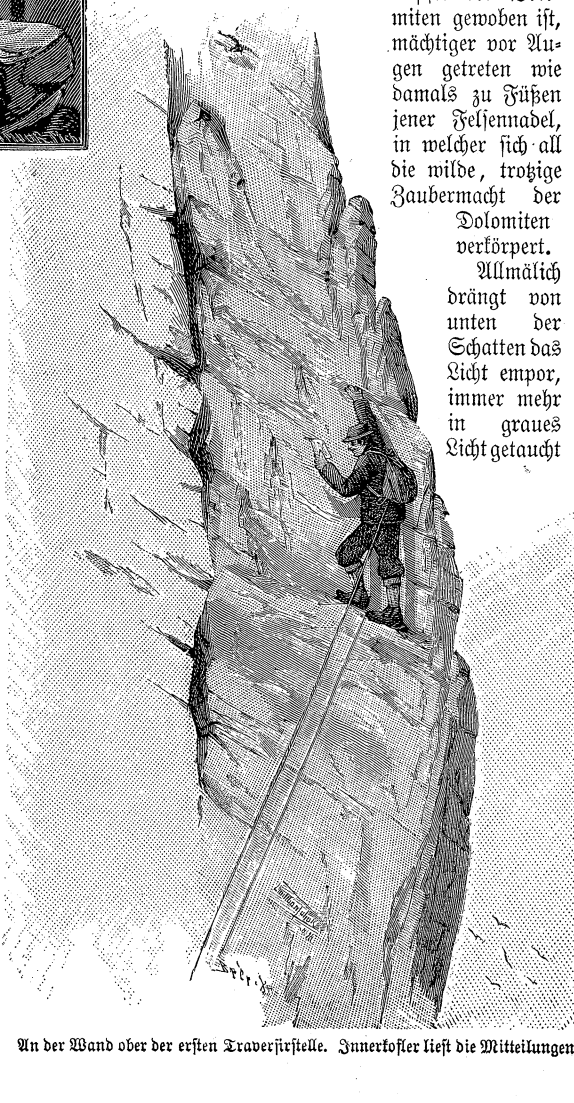


Erste Traversirstelle (Band).

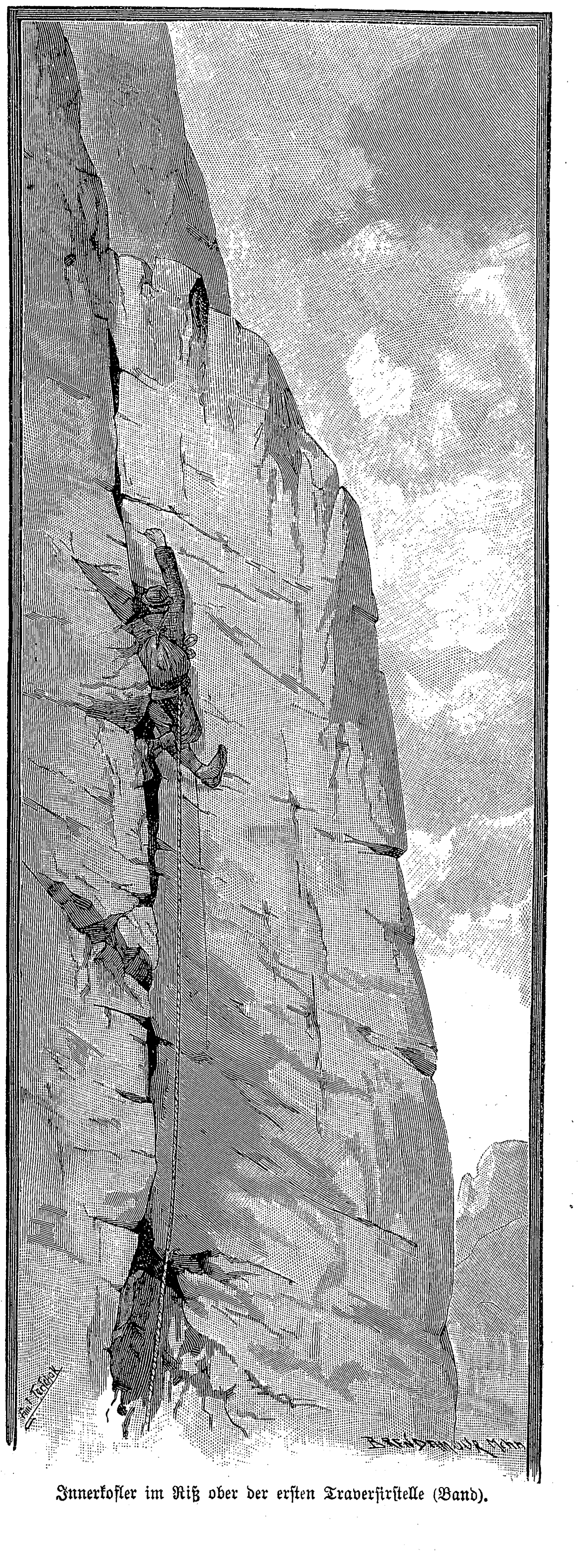
Am Bach bei der Sojalalpe machten wir Frühstücksrast; nur kurze Zeit blieben wir im Grase liegen, wir durften nicht zu viel säumen, da sich der Himmel immer mehr umzog, schon war die Rosengartenspitze und auch der Winklerturm zeitweise von Wolken verdeckt. Der Steig wird nun steiler, wir sind gezwungen, manchmal nach der roten Markirung zu sehen, welche übrigens in ganz vortrefflicher Weise angebracht ist. Immer mehr versinkt der Winklerturm hinter einem kuppigen Vorsprung der Rosengartenspitze, je höher wir hinauf kommen, und gespannt erwarten wir den Augenblick, da wir unser Ziel in seiner ganzen Größe sehen können. Endlich sind wir so hoch hinauf gekommen, daß wir den Weg bald in der Richtung nach links verlassen können; da teilen sich über der Dirupi di Larsec die Wolken, die Sonnenstrahlen brechen blendend hindurch und fallen in die Nebelschichten, welche uns den Winklerturm neidisch verhüllen. Immer dünner wird der Nebelschleier, immer deutlicher treten die herrlichen Formen des Winklerturmes hervor, bis er plötzlich in seiner ganzen Wildheit, von der Sonne grell beschienen, vor unseren trunkenen Augen liegt. Ein unbeschreiblicher, überwältigender Augenblick war's; nie ist mir der Zauber, welcher um die stolzen Gipfel der Dolomiten gewoben ist, mächtiger vor Augen getreten wie damals zu Füßen jener Felsennadel, in welcher sich all die wilde, trotzige Zaubermacht der Dolomiten verkörpert.

Allmälich drängt von unten der Schatten das Licht empor, immer mehr in graues Licht getaucht steht das Ziel vor uns, doch oben in schwindelnder Höhe liegt's gleich einer goldenen Lichtgarbe, und wie diamantenbesät blitzt die Spitze hinaus ins grüne Vajoletthal. Ja, an den vier Menschen, welche andächtig zu den Füßen jener wundergleichen Felsennadel gestanden, hat damals die Macht der Dolomiten ihren ganzen Zauber erprobt und jedem einzelnen von uns Unvergeßliches in die Brust gelegt. Aber eines dürfen wir nicht vergessen, des Mannes, welcher vor sieben Jahren allein den Fuß auf die Spitze dieser luftigen Zinne gesetzt; in der eisigen starren Gletscherwelt der Schweiz wurde Georg Winkler vom Tode ereilt, spurlos ist er verschwunden, doch im Kreise der begeisterten Bergfreunde, im Herzen eines jeden Hochtouristen wird sein Andenken weiterleben.

Langsam steigen wir das Geröllfeld hinauf, welches sich zwischen der Rosengartenspitze und den Vajolettürmen steil ins Vajoletthal herabzieht; etwas Aehnliches wie ein Steig ist manchmal zu finden, doch hat ihm der Winter arg zugesetzt, und erst wenn die üblichen Prozessionen auf die Rosengartenspitze beginnen, wird der Steig leidlich ausgetreten. Um 8 Uhr haben wir die schroffen Felsen erreicht,

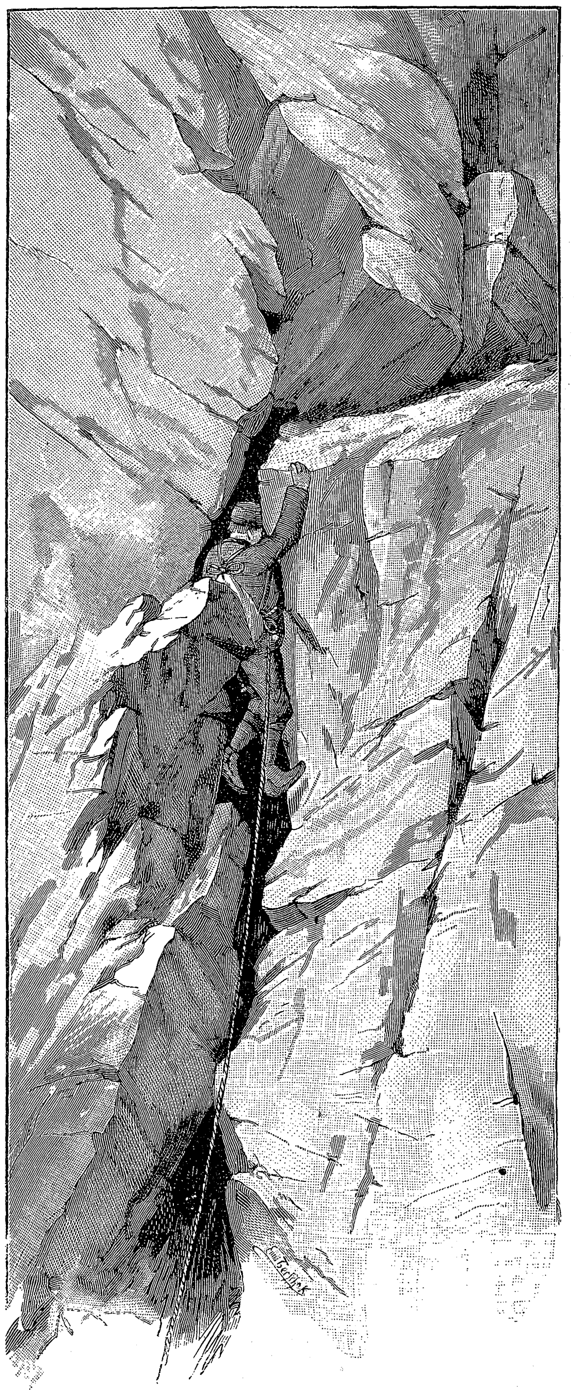


An der Wand ober der ersten Traversirstelle. Innerkofler liest die Mitteilungen.



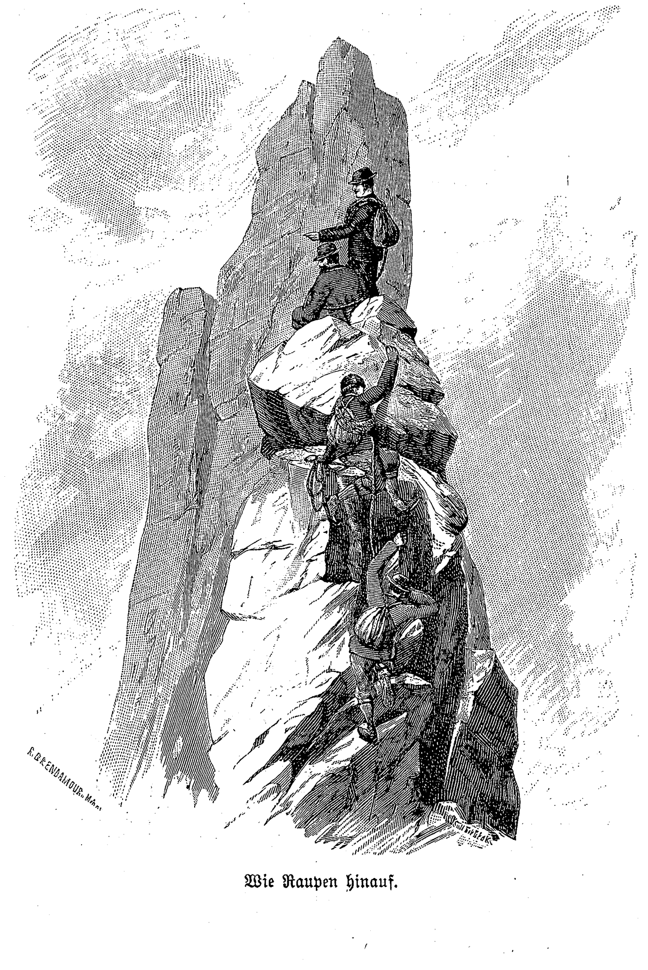
Innerkofler im Riß ober der ersten Traversirstelle (Band).

Digitized by Google



Fistill im Orangenkamin.

welche zum Winklerturm ziemlich steil hinaufführen; hier lassen wir alles Unnötige zurück, Sepp, Franz und ich nehmen die Rucksäcke und verteilen unter uns den Proviant, damit keiner viel zu tragen hat. Wir ziehen die Kletterschuhe an,



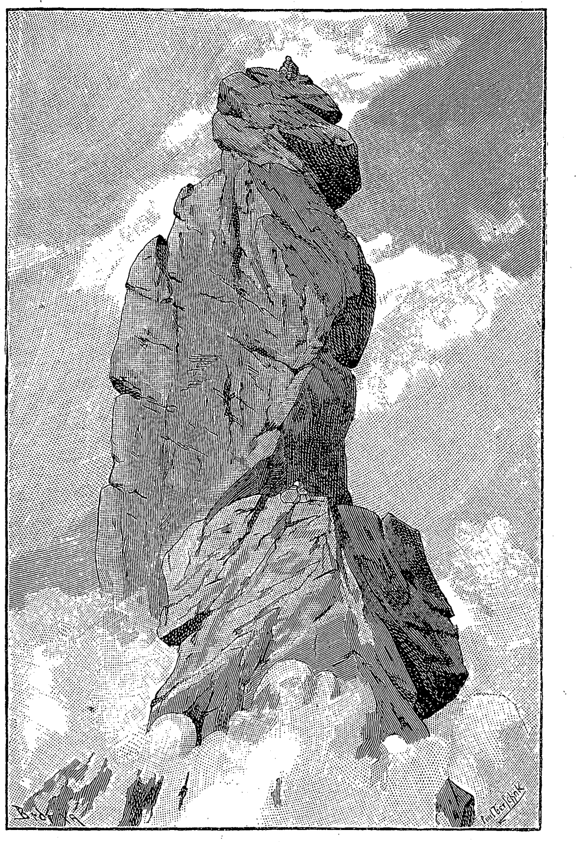
Wie Raupen hinauf.

verbinden uns mit dem Seil und die Arbeit kann beginnen; voraus Sepp mit Veitl, dann ich mit Fistill.

Die Felsen sind gut, man kann meistens aufrecht gehen, nur an einigen Stellen ist unschwierige Kletterei nötig; das unangenehmste in diesem Terrain ist der Schutt, der auf den Felsen liegt, ich mußte es sehr schmerzhaft empfinden. Franzl und ich waren gerade in einer Rinne, als von oben schon einige „Sumser" kamen, ohne jedoch zu treffen; als aber Franzl oben aus der Rinne war und wir uns gegenseitig nicht mehr sehen konnten, machte unser eigenes Seil einen Stein los, ich sprang zwar mit gespreizten Beinen links und rechts in die Felsen, aber schon war es zu spät, ich erhielt einen starken Schlag oberhalb der Kniescheibe und brach zusammen. Der Schmerz war außerordentlich heftig, kalter Schweiß rann mir von der Stirne, ich bekam Brechreiz und starkes Zittern am ganzen Körper und war den ersten Augenblick nicht im stande, zu rufen oder mich zu rühren. So lag ich zwischen Gestein; Franzl zog am Seil und schrie, daß ich nachkommen soll. Endlich konnte ich rufen und mich bewegen. Natürlich war das erste, daß ich mein Bein untersuchte, drückte, stieß, kniff und hin und her schlenkerte, gottlob, ich war noch ganz; ich biß die Zähne auf einander und kletterte trotz der kaum erträglichen Schmerzen aufwärts; wenigstens so weit wollte ich kommen, daß ich das Band, die Traversirstelle, sehen konnte; ich nahm mir fest vor, wenn bis dann die Schmerzen nicht nachgelassen, umzukehren. Sei es nun, daß die gleichmäßige Bewegung des Kletterns, oder die Begeisterung für die Aufgabe selbst mich beeinflußte, die Schmerzen ließen bedeutend nach und als wir gegen 9 Uhr am Band standen, empfand ich beinahe gar keinen Schmerz mehr. Während Sepp rasch hinüber kletterte, überlegte ich, ob ich gehen solle oder nicht, ich dachte nicht nur an mich, sondern auch an Fistill, und nach reiflicher Ueberlegung entschloß ich mich — weiter zu gehen.

Wie das Band, oder vielmehr die Fortsetzung desselben aussieht? Ja, das ist schwer zu sagen, viel Luft, wenig Tritte und Griffe, diese jedoch sehr fest, wenn auch oft verzweifelt klein; diese äußerst exponirte Stelle ist etwa acht bis zehn Meter lang. Sepp kletterte hinüber, er klebte scheinbar an der Wand, plötzlich verschwand er und atemlos horchten wir; wie aus der Luft klang's lustig zu uns herüber: „Nur nach, es geht schon guat!" Nun stieg Veitl nach, als dieser verschwunden war, kam Franzl daran, und als ich diesen nicht mehr sehen konnte, kam an mich die Reihe. Bevor ich ganz hinaustrat, sah ich mir die Stelle noch einmal ganz genau an; eine luftigere Traversirstelle läßt sich kaum denken, wenn hier auch nur ein Griff oder Tritt fehlt, so ist ein Hinüberkommen ausgeschlossen. Mit Hochgenuß kletterte ich durch dieses „Luftbad" und war rasch bei den anderen auf einem kleinen Absatz im Kamin. Ein Blick hinauf und wir sahen, daß es wohl kaum etwas Schwereres in den Dolomiten geben kann; ganz senkrecht zieht durch die gelbe Wand ein Riß, so schmal, daß man links nur den Arm hineinpressen kann, rechts fehlen Tritte und Griffe beinahe gänzlich; rechts fällt der Blick tief hinab auf das Geröllfeld, welches sich zwischen Rosengartenspitze und den Türmen von Vajolett hinabzieht.

Innerkofler war schon im Begriff anzupacken, da kehrte er sich nach mir um und bat um die Mitteilungen, in welchen Lorenz die Besteigung des Winklerturmes beschrieb; die Mitteilungen zwischen den Zähnen, kletterte er nun die Wand nach rechts hinauf, dort ging es jedoch nicht; er stieg wieder etwas abwärts und an der Wand hängend las er die Orientirung. Bald hatte er das, was er suchte, steckte das Papier ins Hemd (er kletterte ohne Rock) und fing nun an, den Riß zu bearbeiten, von uns unten so viel als möglich durch das Seil versichert. Langsam schiebt er sich hinauf, kein unruhiges Suchen nach Griff und Tritt, jede Bewegung ist mit vollster Ueberlegung berechnet, wortlos schauen wir zu; nichts regt sich, nur das Keuchen des prächtigen Menschen da oben ist zu hören und das Reiben der Kleider und Kletterschuhe am glatten Gestein. Gleichmäßig wie ein Uhrwerk gewinnt er an Höhe, plötzlich stockt er, der linke Arm ist im Riß verklemmt, da greift er mit der rechten Hand über den Kopf in den Riß und reißt den linken Arm mit aller Kraft heraus. Bald ist er oben in den zerklüfteten



Gipfel des Winklerturmes.

Felsen verschwunden, nur sein Ruf: „Die Schlinge von Lorenz und Wessely hab' ich," tönt herunter. Nun kommt Veitl an die Reihe, dann Fistill, welcher sich an der schlechtesten Stelle im Riß mit dem Rucksack an einen Felszacken verhängt: er wollte wieder zurück. „Nein," schrie ich hinauf, „verlaß Dich lieber auf das Seil, nur keine Zeit verlieren." Mir schien das Hinaufarbeiten in diesem Riß das schwerste, was ich je gemacht, ich wäre damals nicht ohne Seil die Stelle emporgeklettert. Als wir oben wieder beisammen waren, sahen wir, daß jeder mehr oder weniger Löcher in der Haut hatte; Seppl war am linken Arm stark aufgeschürft worden, als er sich im Riß verklemmte. Ich frug ihn, ob er starke Schmerzen empfinde. „Nein," meinte er, „keine, aber jetzt, Herr Terschak, jetzt g'hört der Teufelsspitz uns."

Die weitere Kletterei ist ebenfalls noch immer sehr schwer und durchgehends sehr exponirt, auch ein Kamin kommt noch, welcher nicht leicht zu nehmen ist. In diesem Kamin, welcher sehr eng ist, mußten wir über Franzl viel lachen; er war wütend über seine Körperfülle, schob und drückte sich mit aller Macht hinauf. Im Rucksack hatte er drei Orangen. „Franzl," schrie ich, „paß auf, daß d' die Orangen nit zerdruckst." — „Ja! Ja!" keuchte er herunter. Wie kleine Gummiballen drückte er die Früchte mit dem Rücken an die Felsen, so daß ich jeden Moment glaubte, der Saft müßte aus dem Rucksack tropfen, aber unzerquetscht brachte er die Orangen durch den Kamin. Natürlich war das wieder eine Gelegenheit, eine Taufe vorzunehmen, und so tauften wir den Kamin „Orangenkamin". Auch über mich lachten die anderen von oben herunter, als ich mich hinauf stemmte und meinten, ob ich nicht alle drei Rucksäcke nehmen wollte, ich käme doch noch bequem durch. Ich schwieg und dachte mir meinen Teil; nämlich beim Bergsteigen lacht der Magere zuletzt.

Immer mit außerordentlichen Schwierigkeiten klettern wir weiter, eine gefährliche Stelle wechselt mit der andern ab, noch ist ein senkrechtes Wandl zu nehmen, an welchem die Griffe ganz minimal sind — dann — auf einmal, es war zehn Uhr, stehen wir auf unserem heiß erkämpften Ziel, die Spitze des Winklerturmes, 2780 Meter, ist erreicht.

Ein graues Nebelmeer wogt um uns, nur tief unten sehen wir das Vajoletthal, rechts das „Gartl" und die Laurinswand; manchmal teilen sich die Wolken und die

„Steigen Sie nur ruhig hinunter, Herr Direktor, es geht schon, man muß eben die Verhältnisse nehmen wie sie sind."

Digitized by Google

Riesensäulen der anderen Vajolettürme werden sichtbar. Die ferner liegenden Spitzen werden immer mehr von Wolken verdeckt und die Vajolettürme befreien sich nach und nach von dem grauen Schleier und stehen in ihrer ganzen Wildheit vor unseren staunenden Blicken, fürwahr ein herrliches Bild! Ueber die halbverhüllte Rosengartenspitze kommen wässerig aussehende Wolken herauf, das Wetter wurde immer drohender; durch Fernsicht hatten wir keinen Lohn für die bestandene Gefahr und Anstrengung. Uebrigens bei Touren, wie der Winklerturm, trägt wohl nur die Tour selbst ihren Lohn in sich, der Winklerturm wird stets nur Sportsobjekt bleiben, aber für den Hochtouristen ein prächtiges Sportsobjekt!

Eng zusammengedrückt lagern wir uns um den Steinmann, denn da oben ist wenig, sehr wenig Platz, essen Sardinen, Brot und als Nachtisch zerknüllte, weiche Orangen. Nachdem wir auf unseren Karten die üblichen Notizen gemacht, sahen wir die, nur zum Teil noch oben befindlichen Karten unserer Vorgänger durch.

1. Ersteigung: Georg Winkler †, München, allein, 17. September 1887.
2. „ R. H. Schmitt-Wien und T. von Krafft-München, ohne Führer, 11. September 1889.
3. „ Führer Anton Dimai-Cortina und L. Treptow-Berlin, 30. Juli 1893.
4. „ Führer A. Tavernaro, Bortolo Zagonel-San Martino und W. Rickmers-Wien, 2. August 1893.
5. „ Hans Lorenz und Wessely-Wien, ohne Führer am 2. September 1893.
6. „ Führer Sepp Innerkofler-Sexten, Franz Fistill-St. Ulrich in Gröden, Veitl aus Zürich, E. Terschak-München, am 7. Juni 1894.

Das Wetter wurde allmälich so drohend, daß wir leider schon gegen 11 Uhr aufbrechen mußten; so rasch, als es die durchwegs schwere, exponirte Kletterei erlaubte, stiegen wir abwärts, an der schlechtesten Stelle die von Lorenz-Wessely zurückgelassene Schlinge zum Abseilen benützend. Nach einer Stunde war die Stelle erreicht, an welcher wir unsere Sachen zurückließen; nachdem wir die Kletterschuhe mit den Bergschuhen vertauscht, stiegen wir ohne Seil die schroffen Felsen hinab. Unten im Geröll angekommen, gingen wir etwas gegen die Rosengartenspitze hinüber und benützten dann ein gegen das Vajoletthal hinabziehendes Schneefeld, um in sausendem Tempo abzufahren. Es fing an stark zu graupeln, dann noch stärker zu regnen, und als wir bei der Sojalalpe waren, wurden wir eine halbe Stunde durch ein heftiges Gewitter festgehalten, so daß wir die schönste Gelegenheit hatten, unsern ganzen Proviant aufzuessen. Bis zum Ausgang des Vajoletthales hatten wir strömenden Regen, erst von Mazzin ab schien die Sonne glühend heiß; ziemlich ermüdet kamen wir um 4 Uhr in Campidello an.

Nachdem wir Thee getrunken, legte sich Veitl auf die weiche Lederbank und schlief, ich aber zündete mir eine Cigarre an, nahm Nadel und Zwirn und flickte meine sehr beschädigten Kletterschuhe; ich wußte nicht wo anfangen, ein Schuh sah schlechter aus wie der andere, aber schließlich geht alles mit Nadel und Zwirn und — gutem Willen. Abends zog wieder ein schweres Gewitter über das Fassathal, die Temperatur kühlte sich stark ab, das Sitzen auf der Veranda war nichts weniger wie angenehm, so daß wir uns in die warme, reine Küche flüchteten.

Nach dem Abendessen saßen wir rauchend und uns ungemein behaglich fühlend, beisammen; draußen tobte das Unwetter, in Strömen goß es vom Himmel, das Wetter war wie geschaffen, unser warmes, wohliges Plätzchen uns doppelt genießen zu lassen. Gedankenvoll sah jeder vor sich, ganz still war's, keiner sprach ein Wort, ein jeder von uns war im Geiste auf der „wunderglichen Felsennadel"; da ergreife ich mein Glas, wir erheben uns von den Sitzen und hell klingt's an einander, es war ein weihevoller Moment: „Ein Hoch auf Winkler und den Berg, der seinen Namen trägt!"

Erzählung von der Einnahme der Bastille, nach dem eigenhändig geschriebenen Tagebuch von Barras. *)

Samstag den 11. Juli 1789. Entlassung von Necker, de la Luzerne, de Montmorin und (unleserlicher Name), ersetzt durch de Breteuil, Chef des Staatsrats und für Finanz, Ribaud (?) de la Tour General-Kontrolleur, d'Amécourt und Lambert, im Staatsrat zugelassen, de Broglie Kriegsminister, de la Porte Marineminister, Foulon für Kriegsverwaltung. Diese Nachricht wurde Sonntag den 12., mittags um 12 Uhr, bekannt und verbreitete allgemeine Bestürzung.

Man sagte, der Herzog von Orleans sowie mehrere Mitglieder der Nationalversammlung seien verhaftet.

Um 3 Uhr nachmittags wurden die dekorirten Büsten vom Herzog von Orleans und von Necker im Triumph getragen.

Großes Zuströmen des Volkes. Die Redner im Palais Royal hielten Ansprachen an das Volk. Das Palais Royal war voll.

Um 4 Uhr rief man zu den Waffen. Die Wache wurde gezwungen, die zwei Büsten zu begleiten.

In einem Augenblick erschien das Volk und sammelte sich in Tumult, mit Degen und Flinten bewaffnet; die Rufe: „Es lebe der dritte Stand, der Herzog von Orleans und Necker!" wiederholten sich überall; die Passanten wurden eingereiht. Um 5 Uhr wurde entschieden, daß man die königlichen Truppen auf dem Champ de Mars, den Champs Elysées und der Barrière-Blanche angreifen werde. Die französischen Garden verließen ihre Fahnen, um mit dem Volk zu gehen; Soldaten von Vintimille, Provence und so weiter gingen auch über. Man griff die Dragoner von Royal (unleserlicher Name) an; es gab Tote, Abgeworfene, und ihre Pferde wurden zum Palais Royal geführt. Das Palais Royal wurde als Zentralpunkt etablirt, wo alles sich zusammenfand; in der Folge wurde es Waffenplatz.

Royal-Allemand drängte die Pariser auf den Platz Louis XV. zurück und sein Oberst, der Fürst de Lambesc, säbelte einige unbewaffnete Bürger zusammen und warf sie in den Tuilerien nieder.

Die Nacht ließ die Pariser in die Stadt zurückkehren; es gab einige Scharmützel, und Kavaliere von Royal-Cravate wurden in einem Gefecht auf dem Boulevard gegen Mitternacht oder ein Uhr getötet. Die Nacht war sehr stürmisch; man hörte nur die Rufe: „Es lebe der dritte Stand!" und „Zu den Waffen!"

Man übte Erpressung an den Vorübergehenden, indem man mit den Waffen in der Hand Geld abverlangte.

Der Tag zeigte uns das Volk sehr aufgeregt; alle Häuser von Waffenhändlern wurden geplündert; man nahm alle Waffen weg; man bemächtigte sich dann des Hauses der Lazaristen; man fand Waffen und viel Lebensmittel, besonders Mehl, sogar Geld; alles wurde zum Hotel de Ville gebracht; das Volk legte Feuer an eines der Häuser, das abbrannte.

Montag wurde den ganzen Tag über nach Waffen gesucht; es war Befehl vom Hotel de Ville, sich in allen Distrikten und in den Kirchen zu versammeln; alle Bürger begaben sich dahin; es gab Redner, die auf die Kanzel stiegen und gegen die Mißbräuche sprachen, indem sie die Bürger aller Klassen einluden, sich einschreiben zu lassen und zu bewaffnen.

Gegen Abend war das Palais Royal voll von Menschen; man sprach und agitirte nur, die Freiheit wieder (sic) zu erlangen, alle Feinde des Staates anzugreifen.

Der Pöbel beschloß, die Häuser einiger Großen verwüsten zu gehen, man lief nach dem des Herrn de Breteuil, man nahm die Waffen und zerbrach alles, was sich dort fand. Von dort ließ man die Tuilerien öffnen; es war damals nahezu Mitternacht; der Schweizer, obgleich es ihm der Kommandant ausdrücklich verboten hatte, öffnete das Thor beim ersten Schlag; es wäre bei dem geringsten Widerstand eingestoßen worden.

Man begab sich von dort zum Fürsten de Lambesc, man zerstörte alles bei ihm, und auf die Vorstellungen einiger Personen steckte man sein Haus nicht an, weil es das Feuer dem Quartier mitteilen konnte. Man war auch bei einigen anderen Großen, die aus Besorgnis ihre Hotels verlassen hatten.

Nachts wurde patrouillirt; die Posten wurden angewiesen. Jedes Quartier wurde bewacht; alle Bürger waren bewaffnet in den Straßen; jede Straße hatte einen oder mehrere Wachposten und die Patrouillen löston einander ab. Man machte in den Avenuen von Paris sogar Barrikaden, die am folgenden Morgen vervollkommnet wurden und wo man Kanonen aufpflanzte.

Der größte Teil der französischen Garden war zum Volk übergegangen, und man war sicher, daß die Schweizer Garden nichts gegen die Pariser thun werden.

Man war die Nacht über sehr wachsam, weil man glaubte, von den Truppen des Königs angegriffen zu werden; es war ein permanentes Komite von Wählern im Hotel de Ville etablirt worden, das die nötigen Befehle zum Angriff und zur Verteidigung gab und sie anschlagen ließ; der Vorsteher der Kaufmannschaft führte den Vorsitz.

Am folgenden Morgen, Dienstag, marschirte man zum Invaliden-Hotel; der Gouverneur wurde aufgefordert, den Platz zu übergeben; er traf Anordnungen zur Verteidigung, aber sobald das Volk, über 20 000 Mann, sich anschickte, den Graben zu überschreiten, ließ er die Thore und die Waffengewölbe öffnen, wo sich mehr als 20 000 Gewehre befanden. Man ließ allen Bürgern sagen, sie sollen sich bewaffnen kommen, und Paris kam massenhaft zu laufen; man bemächtigte sich der Kanonen, der Lebensmittel und Munition aller Art, die man im Triumph unter Trommelwirbel in Paris herumführte; das Mehl wurde in der „Halle" deponirt. Eine sehr sonderbare Sache ist es, daß das Lager der drei Schweizer Regimenter im Champ de Mars, ein Husaren- und ein Dragonerregiment sich nicht regten.

Kurz nachher behauptete man, daß das Lager sich ergeben wollte und darauf wartete, angegriffen zu werden, um Partei zu nehmen. Um 11 Uhr wollte man auf Versailles marschiren, aber eine wichtige Attake beschäftigte Paris damals: die Bastille, jenes Monument des Despotismus, wurde angegriffen. Man fing damit an, den Gouverneur, Minister de Launay, aufzufordern, diese Festung zu übergeben; die Deputirten wurden zwischen die zwei Zugbrücken hineingeführt, und sogleich ließ der Gouverneur die Brücken in die Höhe ziehen, die Thore schließen und auf die Deputirten Feuer geben, die im Augenblick alle tot blieben. Das Volk, darauf wütend, weder Hindernis noch Gefahr kennend, attakirte das Fort, führte Kanonen gegenüber den Thoren auf, brach die Ketten der Zugbrücke entzwei, drang massenweise in den ersten Hof, trotz dem Feuer vom Platz, wiederholte dasselbe bei der zweiten Zugbrücke, kam in die Festung, rechts und links dreinhauend (sic); der Gouverneur, überwältigt, zog sich in einen der Türme zurück; der Königslieutenant war mit den Waffen in der Hand getötet worden; die fünfzig Invaliden ungefähr, die das Fort verteidigten, waren getötet oder außer stand gesetzt, gegen 10 000 Menschen in der Festung und vielleicht 100 000 außerhalb sich zu halten. Sie ergaben sich; der Gouverneur und zwei andere Offiziere wurden ergriffen; die Fahnen wurden auf den Türmen befestigt und die Gefangenen nach dem Hotel de Ville geführt mit Stockschlägen, mitten durch die Beschimpfungen des Volkes, das „Gehängte" schrie.

Als man bei dem Hotel de Ville ankam, war de Launay von tausend Stößen durchbohrt; einer seiner Offiziere erlitt dasselbe Schicksal, als er bei dem Platz de Grève ankam; dem Hotel gegenüber wurden zwei Invaliden am Eisen einer Laterne erhängt, und man riß ihnen in demselben Augenblick das Herz heraus.

Man entdeckte, daß de Flesselles, Vorsteher der Kaufmannschaft, die Stadt verriet; er wurde vom Volk verlangt; als er beim Herabsteigen bei der letzten Stufe war, regnete es Hiebe und er blieb tot liegen; sein und de Launays Kopf wurden auf Piken gesteckt und mitten durch die Pariser Milizen in allen Straßen herumgetragen; der Kerkermeister wurde gehängt, die Hände wurden ihm abgehauen und im Palais Royal und in den Straßen von Paris gezeigt.

Die Nacht verging in Befürchtungen; alles war auf den Beinen; die verschiedenen Etagen der Häuser waren mit Steinen versehen, um sie auf die Truppen des Königs zu schleudern. Mittwoch morgens traf man alle nötigen Maßregeln gegen den Angriff; man bereitete sich sogar vor, wenn kein Angriff erfolge, in mehreren Kolonnen, über 100 000 Mann stark auf Versailles zu marschiren.

Die Nachricht von der Einnahme der Bastille wurde durch Vicomte de Noailles nach Versailles gebracht; der Hof geriet in Alarm, diese Köpfe, die über die Straßen liefen, imponirten derart, daß die Nationalversammlung es erreichte, daß der König in die Versammlung kommen würde. In der That begab sich der König Mittwoch früh hin, ohne Pomp und ohne Waffen, indem er ihnen sagte: „Der Chef der französischen Nation, gerührt von den Leiden, die die Hauptstadt betrüben, kommt, um sich mit euch ins Einvernehmen zu setzen, damit die Leiden ein Ende finden, und euren Rat einzuholen." Es wurde beschlossen, der König solle seine Truppen wegschicken und die schlechten Minister, die Unruhen verursachten. Eine Deputation von nahezu hundert Deputirten der Nationalversammlung verkündigt der Hauptstadt diese glückliche Nachricht; sie schritten durch die stark besuchten Straßen der Stadt zum Hotel de Ville und versicherten, der König, gut und gerecht, vergesse alles, was vorgefallen sei. Der Erzbischof von Paris sprach, ohne gehört zu werden; de Lafayette las die Rede des Königs und seine väterlichen Absichten; de Lally-Tolendal sprach mit viel Kraft, sagte, der König sei ohne Pomp, allein, betrübt von den Leiden der Hauptstadt, unter sie gekommen, Worte des Friedens zu sprechen. Er fügte hinzu, die

*) Die seit Jahrzehnten mit wachsender Ungeduld erwarteten Memoiren des Mitglieds des Direktoriums, Barras, erscheinen jetzt im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt, und zwar gleichzeitig mit französischen und englischen Ausgaben in Paris, London und New-York. Wir geben als eine Vorprobe aus diesem hochwichtigen Beitrage zur Geschichte der französischen Revolution die Schilderung der Einnahme der Bastille von Barras, aber nicht diejenige, die er dreißig Jahre nach diesem Ereignis, um das sich so bald ein großer Legendenkranz gelegt hatte, seinen Freunden in die Feder diktirte, sondern diejenige, die er unter dem frischen Eindruck der Vorgänge, deren Augenzeuge er gewesen, in seinem Tagebuche niedergeschrieben hatte. In diesem seinem ersten Bericht ist allerdings „nichts Heroisches".

Digitized by Google

Nationalversammlung hätte die Gefahren der Pariser geteilt, aber jetzt solle alles vergessen sein und die öffentliche Ordnung wieder hergestellt werden.

Herzog de Liancourt wollte von Frieden, Verzeihung sprechen, wurde aber vom Volk unterbrochen, und Vicomte de Noailles replizirte, wo kein Verbrechen, gebe es auch keine Verzeihung, was sehr applaudirt ward; de Lafayette wurde dann als Chef der Pariser Miliz und Bailli als Maire der Stadt proklamirt. Donnerstag abend zeigte eine Deputation von Versailles an, der König werde am folgenden Tag nach Paris kommen; alle Truppen waren beständig unter Waffen und dieselbe Thätigkeit herrschte.

Freitag reiste der König allein von Versailles, begleitet von der Bürgerschaft von Versailles, und kam zur Barrière in einem einzigen, ganz einfachen Wagen, allein und ohne jemand von seiner Familie; er hatte in seiner Karosse den Marschall de Beauwais, den Herzog de Villeroy, den Grafen d'Estaing und den Herzog de Villequier. Er hielt seinen Einzug in Paris durch ein Spalier von Pariser Soldaten von der Barrière bis zum Hotel de Ville und gefolgt von nahezu 100 000 bewaffneten Milizen zu Fuß und zu Pferd. Ein großer Teil der Deputirten ging bei dem Wagen des Königs, ebenso die Pariser Wähler; die Grenadiere, von der französischen Garde zur Stadt übergegangen, zogen zwei Kanonen, mit brennenden Lunten. Als Bailli dem König an der Barrière die Schlüssel der Stadt überreichte, sagte er zu ihm: „Sire, die Stadt Paris bot dieselben Schlüssel Heinrich IV., nachdem er die Stadt Paris erobert hatte; sie bietet sie Ihnen heute, nachdem sie ihren König erobert hat.“ Man rief, während er vorüberfuhr: „Es lebe die Nation!“ Im Hotel de Ville willigte der König in die Entfernung der Minister, die Rückberufung von Necker, die Gründung der Pariser Miliz und so weiter ... Er wurde in derselben Ordnung zurückgeführt, Bajonett in der Scheide, Flintenkolben hoch, unter den Rufen: „Es lebe der König, die Nation!“ Er wurde zur Barrière begleitet unter den Zurufen seiner ganzen Hauptstadt.

Am folgenden Tag, Samstag, erfuhr man, daß die Polignacs entfernt wurden, daß der Marschall de Broglie, die Minister, die Prinzen und die ganze Kabale aus Versailles fort seien, um sich, sagte man, nach Metz zu begeben; der Graf Artois war auf Reisen gegangen.

Es wurde sogleich ein Kurier an Necker expedirt, um ihn zurück zu rufen und ihm den Wunsch der Nation auszudrücken.

Man fährt fort, die Bastille zu zerstören; das Volk hat Ordre bekommen, in den Distrikten Waffen zu tragen; man beschäftigt sich mit der Formation der Miliz; die Patrouillen gehen immer ihren Gang; der Rat oder das permanente Komite regiert immer noch die Hauptstadt. In seinem Namen und auf seinen Befehl wird alles ausgeführt; es ist nicht mehr die Rede vom König, als wenn er nicht existirte, das Komite regelt alle Geschäfte.

Alles scheint ruhig; man setzt die Patrouillen fort; Montag verbreitet sich die Nachricht, der Intendant von Paris sei in Compiègne verhaftet worden. Man verhaftete, sagte man, Herrn Foulon in einem Schloß de Sartines. Er wurde am 22. hierher gebracht; er kam nach dem Hotel de Ville, unterwegs verlangte das Volk seinen Kopf. Auf das Geschrei und das drohende Verlangen des Volkes wurde Foulon auf den Platz des Hotel de Ville geführt und sofort, um vier Uhr nachmittags, wurde er an der Laterne gehängt. Sein Kopf wurde abgeschnitten, auf einen Stock aufgespießt und mit Heu im Munde auf den Straßen gezeigt. Zwei Stunden nachher langte der Intendant im Hotel de Ville an; auch er wurde vom Volke begehrt und an die gleiche Laterne gehängt, doch zerriß der Strick, worauf man ihm mit Säbelhieben und Bajonettstichen den Rest gab. Sein Kopf wurde ebenfalls abgeschnitten und auf eine Pike gesteckt; man reißt das Herz aus, das mit Fackeln durch die Straßen von Paris getragen wurde; um elf Uhr abends ward sein Körper bei den Füßen durch die Straßen geschleift.

Heute, Donnerstag, ist alles ruhig; das Volk verlangt indessen nach mehr Beispielen; man sucht die proskribirten Köpfe, und alle Schlechten müssen zittern.

Beim Bischof von Mostar.

Eine Skizze aus der Herzegowina

von

A. Oskar Klaußmann.

Der Koffer ist gepackt. Nächsten Morgen wollen wir mit dem einzigen Zuge, der täglich nach Norden geht, Mostar wieder verlassen. In Kroatien und Syrmien macht sich die Cholera täglich mehr breit und droht, uns den Rückweg nach Deutschland zu verlegen.

Zum Abschied haben sich noch im Hotel Narenta eine Anzahl der liebenswürdigen Herren vom 84ten Regiment eingefunden, und auch Herr Militärkaplan Sz. kommt, um sich zu verabschieden. Das ist ein echter Soldatenpastor, an dem selbst der alte Derfflinger seine Freude haben würde; ein Ungar, ein hochgebildeter Mann, für den die akademischen Studien nur der Anfang wissenschaftlicher Arbeit, sprachlicher und ethnographischer Forschung gewesen sind; dabei ein liebenswürdiger Kamerad der Offiziere (als Kaplan hat er den Hauptmannsrang), ein freundlicher Kamerad und Berater der Soldaten.

„Du willst Mostar verlassen, Herr Bruder, und hast unsern hochwürdigsten Bischof nicht besucht,“ sagt er vorwurfsvoll.

„Ja, kann man das so ohne weiteres?“

„Gewiß! Bleib morgen noch hier! Ich lasse uns beim Bischof anmelden und wir machen ihm vormittags einen Besuch. Er wird sich gewiß freuen, wenn Du ihm Deine Achtung bezeugst. Ich glaube, einen lebendigen Berliner hat er noch gar nicht gesehen.“

„Wenn Du es möglich machen kannst, Hochwürden, dann bitte ich Dich darum. Ich habe nur gar keinen Visitenanzug.“

„Das ist hier nicht nötig in der Occupation. Du weißt, man sieht hier auf das Herz, nicht auf den Anzug. Komme nur morgen in Deinem Jaquet; ich hole Dich um zehn Uhr ab.“

Wer könnte sich einen solchen Feuilletonstoff entgehen lassen! Ein Bischof ist ja bei uns im Westen ein Herr, zu dem man nicht so ohne weiteres hingehen kann, um ihm guten Tag zu bieten. Wer die fürstliche Pracht an den Höfen der Bischöfe von Breslau, Olmütz, Köln selbst gesehen hat, muß natürlich den lebhaften Wunsch empfinden, auch einmal den Bischof der Herzegowina kennen zu lernen.

Die katholische Kirche hat gewaltige Kämpfe in der Herzegowina zur Zeit der Türkenherrschaft durchmachen müssen; aber der Mohammedaner ist tolerant, wenn der Andersgläubige sich ruhig verhält und nicht dem Islam hindernd in den Weg tritt.

Der heilige Stuhl vertraute Bosnien und die Herzegowina den Minoriten des Franziskanerordens an. Die bosnischen Minoriten ergänzten sich stets aus der Bevölkerung und erhielten sich dadurch nicht nur ein nationales Gepräge, sondern auch das Verständnis für die Bedürfnisse der Einwohnerschaft und einen großen Einfluß auf das sittliche, ja auf das soziale Leben der Katholiken. Mit päpstlicher Erlaubnis trugen sie, ja, tragen sie noch heute einen Schnurrbart, das Abzeichen des freien Mannes in der kriegerischen Herzegowina. Im besten Einvernehmen mit den türkischen Behörden, vorsichtig operirend, haben sie der katholischen Bevölkerung unvergleichlich gute Dienste während der Türkenzeit geleistet. Mancher dieser Mönche hat mit Kreuz und Schwert in den Kämpfen, die jahrhundertelang auf dem Boden der Herzegowina ausgefochten wurden, an der Spitze seiner Gemeinde gestanden. Waren doch alle Pfarreien, alle Bistümer nur von Franziskanermönchen besetzt.

Nach der Occupation im Jahre 1878 beschloß man in Oesterreich, auch die katholische Geistlichkeit in der Herzegowina wieder für die europäische Strömung zurück zu gewinnen, und es begannen Verhandlungen mit dem heiligen Stuhl, welche im Jahre 1881 beendet waren. Die darauf erlassene päpstliche Bulle verwandelte Bosnien und die Herzegowina in eine selbständige, kirchliche Provinz mit einem in Serajevo residirenden Erzbischof. Dem letzteren sind die Bischöfe von Banjaluka, Mostar und Trebinje untergeordnet. Erzbischof wurde ein deutscher Professor der Theologie, die drei Bischöfe wurden aus der Zahl der Minoriten-Franziskaner entnommen. Fünfunddreißig von den sechsundsechzig Pfarreien der Provinz können vom Erzbischof besetzt werden, die anderen einunddreißig verbleiben in den Händen der Franziskaner. Da aber erst ein Seminar errichtet werden mußte, aus dem Weltpriester allmählich hervorgehen, sind fast ausnahmslos sämtliche Pfarreien heute noch in den Händen der Franziskaner, und nur die Militärgeistlichen, wie Freund Sz., sind Weltpriester.

Der nächste Morgen bringt einen köstlichen Oktobertag mit 18° Wärme. Freund Sz. liest früh die Messe im Militärgefängnis, das sich im Konak des früheren Paschas von Mostar befindet. Man denke sich nur diesen Gegensatz, den amtirenden katholischen Priester in dem Hofe des Paschapalastes. Aber das ganze Land weist auf Schritt und Tritt diese Gegensätze auf.

Pünktlich um zehn Uhr erscheint einer der wenigen Mostarer Fiaker, den Freund Sz. zu der Fahrt gechartert hat. Ein bei dem Militärkaplan zu Besuch weilender Artilleriehauptmann Cz., der Abkömmling einer uralten, historischen Hetmansfamilie, hat sich unserer Expedition angeschlossen.

Dort, wo die Narenta an den Chum herantritt, sattelt der Berg tief ein. Dort oben, ungefähr eine halbe Meile von der Stadt, steht ein weißes Gebäude mit dunklem Dach, aus der Entfernung einer großen Scheune nicht unähnlich. Das ist der Konak des Bischofs, und die Bergpartie heißt der Bischofssattel.

Am Bahnhof vorüber durch die moderne Stephanienallee geht es nach dem Vorort von Mostar, wo radschlagende Zigeunerkinder und allerlei orientalisches „Volk“ vom Wege her uns begrüßen. Zwischen blaublühenden Tabaksfeldern zieht sich die Kunststraße hin; dann steigt sie am Berge auf, und überall fällt der Blick auf Granatbäume, in deren dunklem Grün die prächtigen, roten Blüten selbst noch um diese Jahreszeit zu sehen sind. Feigen und Oliven bilden ganze Waldungen, und das Gelände, auf dessen Höhe der Konak des Bischofs steht, ist ein einziger, vorzüglich gepflegter Weinberg. Der Bischof treibt die Landwirtschaft in musterhafter Weise und liefert damit ein bedeutendes Stück Kulturarbeit, indem er der ziemlich indifferenten, nach fast Jahrtausende alten Prinzipien den Boden bauenden Bevölkerung ein praktisches Beispiel gibt, wie man hier den herrlichen Boden benützen kann.

Diese Erträge der Landwirtschaft bilden einen Teil des Einkommens des Bischofs, der sonst ganz und gar auf das Jahresgehalt der österreichisch-ungarischen Regierung angewiesen ist, welches, wenn ich nicht irre, dreitausend Gulden beträgt.

Während der Fiaker langsam den Serpentinweg heraufsfährt, können wir mit Muße den Konak, das heißt den Palast des Bischofs, betrachten. Es ist ein einstöckiges, quadratisches Gebäude, mit tetraëdischem Dach. An jeder Seite dieses Gebäudes befinden sich vier quadratische Fenster, von denen jedes vielleicht dreiviertel Meter breit und hoch ist. Einen luxuriösen Eindruck macht natürlich dieser „Palast“ nicht.

Der Fiaker hält. Der Weg bis zum Thor des Konaks muß zu Fuß zurückgelegt werden; der Wagen kann über die Terrassen bis zum Thor nicht fahren.

Im letzten Augenblick besinnt man sich darauf, daß man sich irgend eine Anrede formuliren muß, und erst jetzt fällt es mir ein zu fragen: „Spricht der Bischof deutsch?“

„Nein; er ist ein Eingeborener und spricht nur serbokroatisch.“

„Mit dem Serbo-kroatisch ist es bei mir sehr schlecht bestellt. Durch polnisch und russisch fällt mir ja das Verständnis für die Sprache der Herzegowzen leicht, aber die Ausdrücke sind mir nicht gleich zur Hand.“

„Mach Dir nur keine Sorgen,“ sagt Freund Sz., „rede ihn lateinisch an. Er spricht excellentes Latein, er war lange Jahre an der Propaganda in Rom.“

„Das hättest Du mir auch eher sagen können, Hochwürden!“ kann ich mich nicht enthalten zu bemerken, „wenn ich daran denke, daß ich seit mindestens zwei Jahrzehnten nicht mehr lateinisch ‚hinter einander‘ gesprochen habe. Wie ist die Titulatur?“

„Illustrissime oder vestra illustritas.“

Da klopft Freund Sz. auch schon an das hölzerne Thor des Palastes. Ein Herzegowze erscheint, eine prächtige, schlanke Figur im Nationalkostüm. Er trägt den braunen Fez, die schwarze, kurze Jacke, schwarze Kniehosen und schwarze Strümpfe, so daß er in seiner unteren Körperpartie fast wie ein moderner Radfahrer aussieht. Um den Leib trägt er die buntfarbene Schärpe gebunden.

Wir sollten nur hinaufgehen zum hochwürdigsten Bischof, er erwarte uns.

Das ist der ganze zeremonielle Empfang.

Vom Hof, der sich in nichts von dem Wirtschaftshof eines Bauern unterscheidet, und auf welchem nur eine „wenig orientalische“ Reinlichkeit auffällt, geht es durch eine kleine Thür in das Haus und sofort eine schmale, hühnerleiterartige Treppe hinauf. Im ersten Stockwerk dieses Hauses stehen wir in einem außerordentlich langen und verhältnismäßig schmalen Saal; wahrscheinlich das Refektorium. Augenblicklich steht in dem großen Raum an der einen Wand ein Klapptisch, an der andern zwei Stühle. An den Wänden hängen einige große Heiligenbilder — das ist die ganze Dekoration.

Am andern Ende des Saales, wo es durch eine Glasthür auf einen Balkon hinausgeht, führen rechts und links von der Glasthür Thüröffnungen in zwei Räume, links das Schlafzimmer, rechts das Arbeitszimmer des Bischofs.

Das ist die ganze Herrlichkeit.

Vor der Thür seines Schlafzimmers, die nur durch einen im Lande erzeugten Teppich halb verschlossen ist, steht der bischöfliche Herr zum Empfange bereit.

Auf den ersten Blick macht er den Eindruck eines schneidigen Kavallerieobersten; der starke, schneeweiße Schnurrbart in dem vollen und doch markirten Gesicht ruft diesen Eindruck hervor. Der Bischof trägt die schwarze Sutane mit dunkelviolettem Schulterkragen und gleichfarbenen Paspoilirungen.

Mit chevaleresker Freundlichkeit tritt er uns entgegen, und auf unsere Anrede antwortet er, wie es scheint, sehr erfreut: „Ah domine, loqueris latine?“ *)

Das ist für den Gast doch eine große Beruhigung. Der Bischof hält das, was man soeben gesprochen hat, wirklich für Latein.

Einen Augenblick sitzen wir in dem Schlafzimmer des Bischofs. Dasselbe hat nur ein quadratisches, keines Fenster. An der einen Wand steht ein eisernes Bett, wohl Wiener Fabrikat. Ueber dem Bett hängt ein großes, holzgeschnitztes Kruzifix. In der Mitte des Zimmers steht ein Tisch mit einer bunten, aus kleinen Tuchstückchen zusammengesetzten Decke bedeckt, um den Tisch herum stehen drei kattunbezogene Fauteuils. In der einen Ecke steht ein lehnloser, gepolsterter Diwan. Auf dem Tisch steht ein Uhrständer, wie man ihn im Fünfzigpfennigbazar kauft, und auf diesem Ständer hängt die silberne Taschenuhr des Bischofs. Ein paar Blumen am Fenster, in Wassergläsern untergebracht — das ist die Einrichtung im Schlafzimmer und Audienzraume des Bischofs der Herzegowina.

Die Unterhaltung wird von dem Bischof selbst sofort lebhaft aufgenommen, und Lateinisch wird von ihm und Freund Sz. gesprochen „wie Wasser“. Ich bin selbst erstaunt, mit welcher Leichtigkeit man sich auch in klassischem Latein — denn nur solches reden die Herren — über die gewöhnlichsten Dinge des modernen Lebens aussprechen kann.

---

*) „Ah, Herr, Du sprichst lateinisch?“

Digitized by Google

Die immer eifriger werdende Unterhaltung weckt auch bei mir alte, lateinische Reminiszenzen, und nach einer Viertelstunde kann ich nicht nur Auskunft über persönliche Verhältnisse, Familienangelegenheiten, Studien und so weiter geben, sondern auch die Eindrücke, die ich im Lande erhalten habe, schildern. Wo ein Wort fehlt, springen der Bischof und Freund Sz. helfend ein, und auch Herr Hauptmann Sz. wird warm und beteiligt sich mit lateinischen Bemerkungen an dem allgemeinen Gespräch.

Man denke sich das sonderbar eingerichtete Zimmer, die vier national und sozial so verschiedenen Insassen und die Unterhaltung im schönsten Latein, man kann sich dann ungefähr die Situation einigermaßen wenigstens vergegenwärtigen.

Der herzegowzische Diener naht mit einer Probe Weines. Der Bischof weist selbst darauf hin, daß er sich rühmen kann, den besten Wein im Lande zu besitzen. „Etiam minister Kallay dicit omnibus hic venientibus: ite ad episcopum; habet vinum optimum in tota Hercegovina.“ *)

Dieser rote Mostarer ist in der That etwas Köstliches. Wenn dieser Wein, der wie Honig eingeht, nur nicht so fürchterlich schwer wäre!

Das lateinische Gespräch über die Verhältnisse im Lande wird wieder aufgenommen. Wir sprechen jetzt von den persönlichen Verhältnissen des Bischofs. Als wir aber darauf hinweisen, wie einsam der Konak gelegen sei, springt der Bischof mit jugendlicher Leichtigkeit auf, stößt die Thür zum Balkon auf und ruft: „Vide prospectum in urbem!“ **)

Ueberwältigend schön! Das ist die einzige Bezeichnung für den Blick in das Thal der Narenta, auf die weite Ebene zwischen Chum und Podveles, in welcher Mostar und das fortifizirte Nordlager der Occupationstruppen liegen. Bei Morgen- und Abendbeleuchtung muß dieser Anblick noch köstlicher sein.

Dann weist der Bischof eifrig nach links, nach dem steil ansteigenden Gehänge des Chum, das doch durch seine eifrige, gärtnerische Thätigkeit dicht bedeckt ist mit Oelbäumen, Feigen, Granaten, Akazien und Judendorn.

Auf diesem Balkon wird die Unterhaltung fortgesetzt. Es gelingen sogar einige lateinische Wortspiele und ein schmeichelhafter Scherz.

Vom Konak des Paschas unten in der Stadt dringt der Mittagsschuß herauf und mahnt uns zum Aufbruch.

In sein Arbeitszimmer nötigt uns noch der Bischof herein. Es hat zwei quadratische Fenster. An der Wand herum läuft in Kniehöhe ein Podium, der landesübliche „Minder“. In der Mitte des Zimmers steht ein Tisch, der dicht mit Büchern und Schriften bedeckt ist. Ein Heiligenbild an der Wand, ein paar Teppiche, die auf dem Minder herumliegen, sind hier das ganze Mobiliar.

Ein gedrucktes Exemplar des Schematismus seiner Diözese in lateinischer Sprache, welches Auskunft gibt über Seelsorge und die religiösen Verhältnisse aller Gemeinden, wird uns noch freundlicherweise vom Bischof dedizirt. Dann folgt ein freundlicher, ja fast herzlicher Abschied. Der Bischof spricht noch seine ganz besondere Freude darüber aus, daß auch ein Besuch aus Berlin nicht vorübergegangen ist, ohne ihn aufzusuchen, und wir gehen die Hühnersteige hinunter und über den Hof und die Vorterrassen zu dem harrenden Fiaker.

*) Auch Minister Kállay (der gemeinsame Minister für Bosnien und die Herzegowina) sagt allen Leuten, die hierher kommen: Geht nur zum Bischof; der hat den besten Wein in der ganzen Herzegowina.

**) „Siehe den Blick auf die Stadt!“

Bismarcks Studentensilhouette.

Fürst Bismarck hat einem der ihn besuchenden Vertreter der deutschen Corps seine Studentensilhouette zum Vervielfältigen übergeben. Die Silhouette stammt aus dem Jahre 1832 und hat die gewöhnliche Größe solcher Bilder.

Bismarcks Studentensilhouette 1832/33.

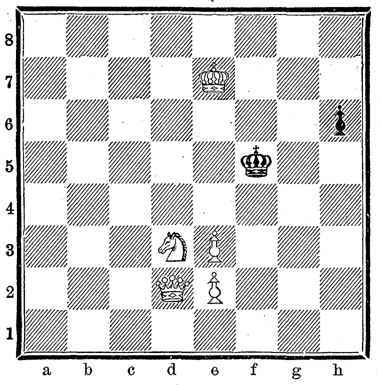
Der Fürst ist nach links sehend dargestellt; er trägt die mit einem ungewöhnlich großen ledernen Augenschild versehene rote Mütze seines Corps „Hannovera“. Die Haarlocken an den Ohren hatten schon damals den kühnen Schwung nach vorn. Der Fürst trägt auf dem Bild eine bis an das Kinn reichende Krawatte. Der ziemlich schlichte Rock mit dem sehr breiten Kragen ist vorn geschlossen, so daß das Corpsband nicht sichtbar ist. Die Rückseite der Silhouette mit dem vom Fürsten seiner Zeit geführten Spitz- oder Kneipnamen lautet vollständig: „Otto Baron v. Bismarck, Pommern, vulgo Kindskopf, Kassube, Barribal.“ — Darunter steht der Zirkel der „Hannovera“ mit drei Ausrufzeichen, darüber im Halbkreis der Wahlspruch: „Nunquam retrorsum!“ Darunter abschließend in gerader Linie steht: „Olim meminisse juvabit!“

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 27.

Von E. Orsini in Livorno.
(„100 Problemi di Scacchi“.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 24 S. 560:

W. 1) c2—c3
S. 1) Ke4—e5:
W. 2) Tc6—c5†
S. 2) Ke5—d6
W. 3) Tc5—d5 matt.

A.

S. 1) Ke4—d5
W. 2) Se5—c4
S. 2) Kd5—e4 od. bel.
W. 3) Tc6—d6, c7[:] matt.

B.

S. 1) f5—f4
W. 2) Tc6—f6†
S. 2) Ke4—e5:
W. 3) g3—f4: matt.

Auf 1) .... Lc7—e5: folgt 2) Tc6—d6 matt; auf andere Züge 2) Tc6—e6 matt.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Fr. Sch. in Neunkirchen zu Nr. 20, 21 und 22; R. R. in Celle zu Nr. 18.

Partie Nr. 9.

Die nachstehende, kürzlich durch Briefwechsel gespielte Partie entnehmen wir dem „British Chess Magazine“. Dieselbe Partie mit einem vom 22. Zuge ab etwas abweichenden Schlusse wurde übrigens bereits 1890 zwischen Dr. S. Tarrasch und Chr. Kelz in Nürnberg gespielt und findet sich in Dr. S. Tarraschs „Dreihundert Schachpartien“ (Leipzig, Veit & Cie., 1895) als Nr. 185 abgedruckt.

Evans-Gambit.

Weiß: P. Sandford (Galway.) — Schwarz: W. Brunton (Marton.)

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	**e7—e5**	12) Sc3—d5	Se7—d5: 4)
2) Sg1—f3	**Sb8—c6**	13) Lc4—d5:	b7—b5
3) Lf1—c4	**Lf8—c5**	14) e5—e6 5)	f7—e6:
4) b2—b4	**Lc5—b4:**	15) Ld5—c6:	d7—c6:
5) c2—c3	Lb4—a5	16) Sf3—e5	Dg6—e4
6) d2—d4	e5—d4:	17) Db3—g3	g7—g6
7) O—O	d4—c3: 1)	18) Dg3—g5	b5—b4
8) Dd1—b3	Dd8—f6	19) Ta1—d1 6)	O—O
9) e4—e5	Df6—g6	20) La3—b2	Tb8—b5 7)
10) Sb1—c3:	Sg8—e7	21) Se5-f7! 8)	e6—e5 9)
11) Lc1—a3 2)	Ta8—b8 3)	22) Dg5—f6! 10)	Aufgegeben. 11)

1) Dies leitet die sogenannte „kompromittirte Verteidigung“ ein, die aber nach Ansicht vieler die beste ist.

2) 11) Sc3—e2 ist wegen der Entgegnung b7—b5, mit der Schwarz einen Gegenangriff erlangt, minder gut.

3) Anderssens Zug; b7—b5 wird vorbereitet.

4) Auf b7—b5 kann 13) Sd5—e7: b5—c4: 14) Db3—b8: Sb6—b8: 15) Se7—g6: h7—g6: 16) Ta1—c1 Lc8—a6 17) Tf1—d1 mit gutem Spiel für Weiß die Folge sein.

5) Dieser Zug geschah zuerst von Dufresne im Jahre 1881. Man hielt ihn seiner Zeit nicht für ganz korrekt; aber die gegenwärtige Partie spricht für seine Güte.

6) Dufresne spielte hier 19) Dg5—f6 und gewann nach Tb8—f8 20) Df6—g7 b4—a3: mit 21) Ta1—d1 [droht 22) Td1—d8† 2c.]; aber J. T. Palmer wies nach, daß Schwarz mit 20).... Tb8—b5 [statt b4—a3:] Remis erlangen konnte. Der Zug 19) Ta1-d1 galt bisher nicht für gut, da man annahm, daß Schwarz sich durch die Rochade retten könne; die vorliegende Partie beweist, daß man sich da im Irrtum befand.

7) Auf D 4—f5 folgt 21) Dg5—e7 Df5—f6 22) Se5—g4!.

8) Ein prachtvoller Zug! Bei 21) Se5—g4 gewinnt Schwarz mit De4—g2:† 22) Kg1—g2: Tb5—g5: die Partie.

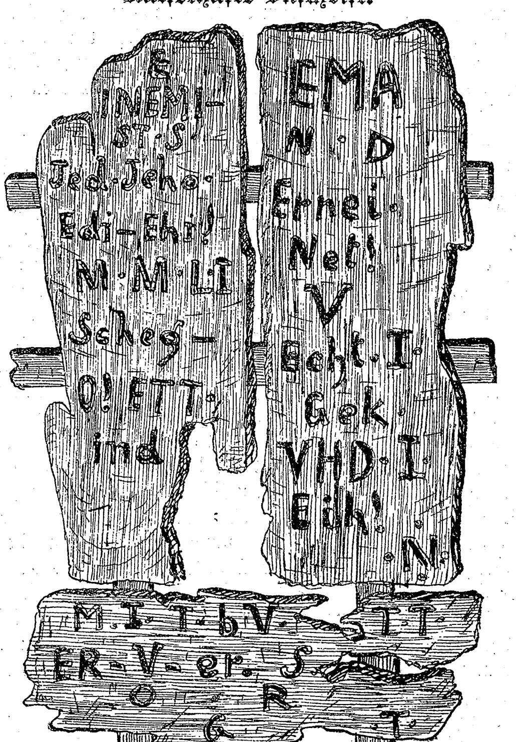
9) Schwarz muß der Drohung Sf7—h6 (matt) begegnen. Auf Tf8—f7: folgt 22) Td1—d8† Tf7—f8 23) Dg5—h6 [auch f6], auf Kg8—f7: zweizügiges Matt durch 23) Dg5—f6†.

10) Die oben erwähnte Partie Tarrasch-Kelz hat hier folgenden Schluß: 22) Sf7—h6† Kg8—h8 33) Td1-d8 Kh8—g7 24) Td8—f8: Kg7—f8: 25) Dg5—f6† Kf8—e8 26) Sh6—g8 und Schwarz gab die Partie auf.

11) Falls De4—f4, so 23) Df6—f4: e5—f4: 24) Sf7—h6 matt; und auch nach 22).... h7—h5 23) Sf7—h6† Kg8—h7 24) Df6—f8: ist das schwarze Spiel aussichtslos.

Für müßige Stunden.

Rätselhafte Inschrift.



Füllrätsel.

Die Lücken sind durch gleichlautende Wörter zu ergänzen; jeder Strich bedeutet eine Silbe.

Der Knecht hatte — —, — — er doch gleich, zweckmäßig einzuschreiten.

O Gott, wenn sie die Falken mit ihren — — — —! Die armen Brieftauben!

Kurz vor — rastete ich an einem — und blickte bedenklich nach dem — am Himmel. „Mond,“ brummte ich, „du bleibst ein unsicherer Kumpan!“

Wo den Fuß die Wellen — —, harrten die übrigen Fischer mit den — —.

Welch ein prachtvolles Gewölbe! Singet, Freunde, damit es festlich durch die — — — —!

Nach dem — — — — sich die — —würmer.

In — — mit seinen tausend — — — — die Eisenarbeiter in eigenen riesigen Kasinos.

Nach langem Herumirren endlich ein einsames Wirtshaus gefunden! (Zum Wirt:) „— — — mich in deiner — — —!“

Das Pferd ist ja fürchterlich aufgeregt! Ich möchte mich nicht auf diesen — — — —!

Gerade an der Stelle, wo die gefährlichsten — — — —, — — die Seeräuber in größter Gemütsruhe das erbeutete Gold ab.

Dr. M.

Rätsel.

Opfer hat man ihnen früher dargebracht,
Jetzt wird ihrer betend, wehmutsvoll gedacht.
Tauschen beide Silben ihren Anfang aus,
So entsteht was jedem zugehört daraus;
Weder Hoch noch Niedrig, Arm noch Reich es mißt,
So verschiedenartig Klang und Wert auch ist.
Meist wird es gegeben, selten wir's erwerben,
Aber deshalb können wir es doch vererben.

(M. Sch., Kassel.)

Buchstabenrätsel.

Daß 1 die Kräuter liebt mag löblich sein,
Doch fördert's auch des Unkrauts froh Gedeihn.
2 hilft den Atlas auf den Schultern tragen
Und mischt sich stets in alle Lebensfragen.
Noch nicht gar lang, man 2 und 3 ermißt,
Und 2, 3, 4 — wer's wohl aus Neigung ist?
Wie mancher aber blieb davor geschützt
Wenn 2, 3, 4 und 5 er richtig nützt.
Zum Himmel 1 bis 6 die Häupter reckt,
Wo jede Stätte deine Andacht weckt,
Und aus der Bibel hat sich 5, 6, 7,
Gewiß in dein Gedächtnis eingeschrieben.
Zu 5 bis 9, magst du das Fremdwort hassen,
Wirst du bereitwillig dich zählen lassen.
In 6 bis 10 allmälich Ströme fließen
Und doch kann es nicht allzu viel umschließen;
Erprobt das 9 und 10 zu oft und gern,
So halt ihn lieber deinem Herzen fern
Gegründet wurde einst des Ganzen Heim
Auf 1 bis 6, doch aus dem ersten Keim
Verschiedne Zweige nach und nach erstanden
Und breiteten sich aus in fernen Landen.
Gelobt hat 1 bis 10 der Erde Freuden,
Des Daseins Duft und Schimmer streng zu meiden,
Als ließe nur im Büßen und Entbehren
Sich würdig der Allgütige verehren.

(M. Sch., Kassel).

Auflösung des Bilderrätsels Seite 576:

Nicht List und nicht Verwegenheit,
Keins wird dich glücklich machen,
Beim Schopf nimm die Gelegenheit,
So wird das Glück dir lachen.

Auflösung des Sinnrätsels Seite 576:

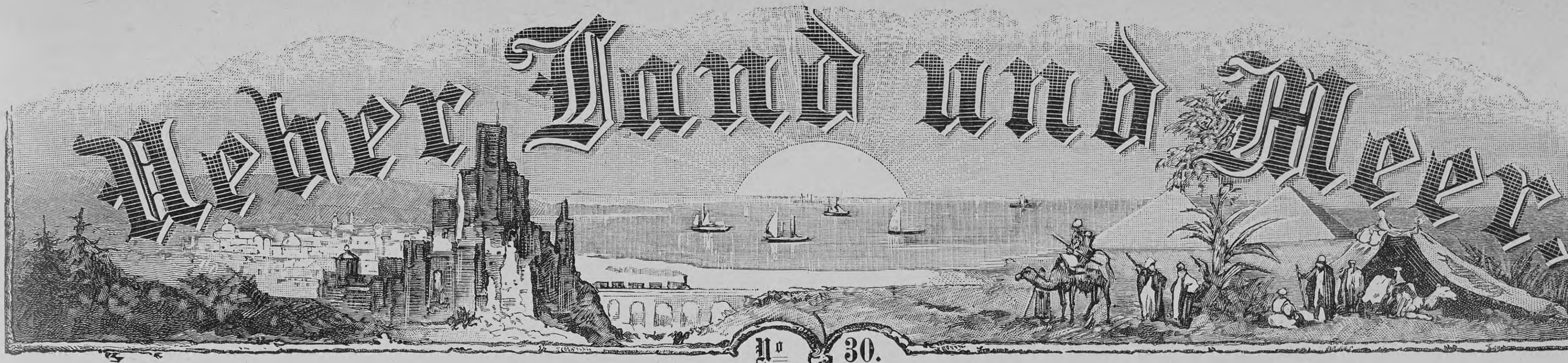
Die Rosine, geborne „Weintraube“.

Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 576:

Freimaurer.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



№ 30.

Aus Zeit und Leben.

Der neue bayerische Kultusminister.

Der Ministerialrat im königlichen Staatsministerium des Innern und stellvertretende Bevollmächtigte zum Bundesrate, Robert Ritter von Landmann, wurde zum Staatsrate im ordentlichen Dienste und zum königlichen Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten ernannt.

Er ist am 12. Januar 1845 geboren. An der Universität München war er 1862 bis 1866 immatrikulirt. Er hörte zunächst Geschichte und Kunstgeschichte bei Giesebrecht und Reber. Drei Jahre lang gehörte er dem von Giesebrecht geleiteten historischen Seminar an, während er, ein Schüler Ernst Zimmermanns im Holländischen Institut, der Neigung zur bildenden Kunst durch eigenes Schaffen Ausdruck gab. Gleichzeitig betrieb Landmann das juristische Fachstudium unter Konrad Maurer und Seuffert. 1866 absolvirte er die Universität. Die Jahre 1866 bis 1869 wurden durch die juristische Praxis ausgefüllt und zwar zum großen Teile auf dem Lande. 1871 trat er als Redakteur für Volkswirtschaft und Staatswissenschaft bei der „Allgemeinen Zeitung" in Augsburg ein.

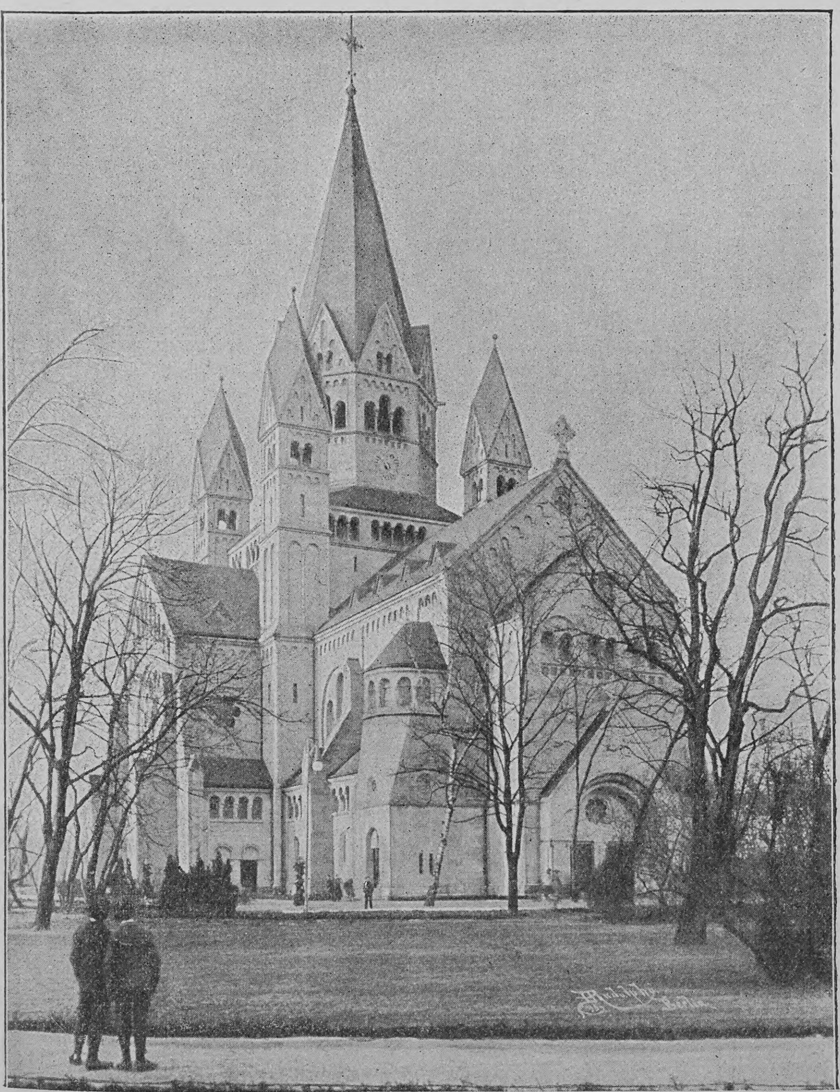
Am 1. September 1876 berief ihn Staatsminister Freiherr von Pfeufer in das Staatsministerium des Innern, Abteilung für Landwirtschaft, Handel und Gewerbe; er wurde 1877 Bezirksamtsassessor und damit selbständiger Ministerialreferent. 1882 fungirte er als Kommissär bei der Landesausstellung in Nürnberg. 1883 erfolgte die Beförderung zum Regierungsrat. 1886 bis 1890 war er Mitglied der Reichskommission für Untersuchung der Rheinstromverhältnisse, wodurch er in Beziehungen zu den Reichsbehörden trat. Im Dezember 1886 wurde von Landmann als stellvertretender Bundesratsbevollmächtigter nach Berlin berufen. Im Bundesrat hatte der nunmehrige bayerische Kultusminister fast alle Referate, welche in das Gebiet der inneren Verwaltung einschlagen, des Gewerbe- und Sanitätswesens, Referate der Sozialpolitik und über staatsrechtliche Gegenstände. 1890 war er Mitglied der Internationalen Arbeiterschutzkonferenz und 1893 übertrug ihm die Regierung wieder eine besondere Mission als Mitglied der Internationalen Sanitätskonferenz zu Dresden. Ganz hervorragenden Anteil nahm von Landmann an der Gestaltung der Reichssozialgesetze. Daß die territoriale Organisation der Invaliditäts- und Altersversicherung durchdrang, durch die außerordentliche Ersparnisse erzielt wurden und die auch den berechtigten partikularistischen Ansprüchen Bayerns Genüge geleistet hat, ist zum großen Teil auf die energische Vertretung der bayerischen Regierung im Bundesrat und im Reichstag durch von Landmann zurückzuführen. Bei Einführung des Telegraphenmonopols hatte der stellvertretende Bundesratsbevollmächtigte von Landmann auch die bayerischen Sonderrechte im Reichstag zu vertreten.

Robert Ritter von Landmann.

Aus seiner juristischen, schriftstellerischen Thätigkeit heben wir hervor den großen Kommentar zur Reichsgewerbeordnung, den Kommentar zum Unfallversicherungsgesetz und den in Gemeinschaft mit dem königlich bayerischen Oberregierungsrat Rasp verfaßten Kommentar zum Alters- und Invaliditäts-Versicherungsgesetz, dessen von Landmann verfaßte Einleitung eine systematische Darstellung des ganzen Gesetzes in sich birgt.

Kaiserin Augusta-Gnadenkirche.

Berlin besitzt in der am 22. März eingeweihten Kaiserin Augusta-Gnadenkirche im Invalidenpark ein neues Bauwerk von künstlerischem Werte. Der altromanische Stil der Kirche erinnert an die Dome von Limburg, Bonn und andere, der Chor an die Stadtkirche und die Ueberreste der Kaiserpfalz in Gelnhausen. Die Kirche ist aus dem im Brohlthal gebrochenen Tuffstein errichtet, im Innern vielfach weißer Sandstein verwendet, die Säulenschäfte meist aus schwedischem Labrado und Rogenstein. Mit zwei über einander liegenden Zwerggalerien umgibt der Chor polygonartig den aus weißem Kalkstein errichteten Altar. Das Altarbild, Christus am Kreuze, daneben die beiden Marien, Johannes und Josef von Arimathia, ist ein tüchtiges Werk der Glasmosaikanstalt in Rixdorf, Altar und Altarbild sind Geschenke des Kaisers und der Kaiserin. Den Altar ziert eine kunstvoll goldgestickte Decke, ein Geschenk der Großherzogin von Baden. Reich an Steinmetz- und Mosaikarbeit sind auch die königlichen Logen, über deren Bögen in gelbem Sandstein die Standbilder der Apostel Petrus und Paulus sich befinden, Werke des Bildhauers Pfannschmidt, von welchem auch das Portalrelief gemeißelt ist; dieses stellt Christus dar, wie er ein von der schmerzerfüllten Mutter gebrachtes krankes Kind heilt und dem büßenden Sünder Vergebung spendet. Die großen, bunten Glasfenster sind Geschenke fürstlicher Personen und zahlreicher Mitglieder der Gemeinde.



Kaiserin Augusta-Gnadenkirche in Berlin. Nach photographischen Aufnahmen von Hugo Rudolphy in Berlin.

Digitized by Google

Briefmappe.

C. G. in Brünn. Ihrem Wunsche entsprechend geben wir Ihnen hier ein Bild der kürzlich in Wien verstorbenen Prinzessin Wilhelmine von Montleart. Der Name der Dahingegangenen war in Wien durch die hochherzigen Stiftungen und Spenden bekannt geworden, die sie den ehemaligen Vorortgemeinden in der Umgebung ihres Besitztums — Ottakring, Hernals, Neulerchenfeld und Dornbach — zur Errichtung von Kranken- und Asylhäusern gewidmet hatte; in diesen Gemeinden wurde sie auch als die Retterin und Helferin in Not und Elend von der armen Bevölkerung verehrt. Prinzessin Wilhelmine war mit dem Prinzen Moriz von Montleart vermählt gewesen, der am 16. März 1887 gestorben ist. Derselbe war ein Sohn des Fürsten Julius von Montleart, der sich im Jahre 1810 in Paris mit der verwitweten Prinzessin Marie Christine von Savoyen-Carignan, der Mutter des Königs Carlo Alberto von Sardinien, vermählte. Die Prinzessin stammte aus einer irischen Familie.

Wilhelmine von Montleart.

Ihr Vater hieß Fitzgerald; er mußte angeblich infolge der Teilnahme an politischen Umtrieben, in denen er sein ganzes Vermögen verloren hatte, flüchten, und seine Gattin folgte ihm mit ihren beiden Kindern Heinrich und Wilhelmine nach Wien. Der Tod der Prinzessin von Montleart ist ein schwerer Verlust für die Armen in den westlichen Bezirken Wiens am Fuße des Wilhelminenberges. Ein bleibendes Denkmal hat sie sich durch ihre wohlthätigen Stiftungen errichtet. Sie widmete nach einander der Gemeinde Ottakring 150,000 Gulden zur Erbauung eines Krankenhauses, welches ihren Namen trägt, der Gemeinde Hernals zu gleichem Zwecke 100,000 Gulden und zur Errichtung von Asylhäusern den Gemeinden Ottakring, Hernals, Neulerchenfeld und Dornbach je 10,000 Gulden.

Abonnent G. in Falkenau a. d. Eger. Ihren Zwecken wird am besten das Werk „Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit“ von A. Socin (Heilbronn, 1888) entsprechen. Ihre militärischen Anfragen sind zum Teil, und nicht zum kleinsten, so heikler Natur, daß sie sich zur Beantwortung an einen Fachmann wenden müssen.

E. T. in Berlin. Vorderhand noch reichlich versehen.

W. R. in Perleberg. Leider vermögen wir auf Ihre Beschreibung hin den Inhalt der beiden Blätter nicht zu deuten. Wenden Sie sich an eine Kupferstichsammlung, etwa das königliche Kupferstichkabinet in Berlin oder an eine Kunsthandlung, wie Prestel in Frankfurt a. M., und Sie werden wohl den gewünschten Aufschluß erhalten.

E. D. in Gadesberg. Leider keine Verwendung.

Seelustiger Bauernjunge. Lassen Sie durch Ihre Angehörigen eine Anfrage an die staatliche Navigationsschule im Seemannshause zu Hamburg oder an die dortige Seemannsschule auf Waltershof richten. Wenden Sie sich aber an keinen Agenten.

J. Ch. in Boserup-Haßlunda. Die gewünschte Adresse ist: Dr. Udo Dammer, Friedenau bei Berlin, Wielandstraße 31.

Einer der vielen Müller in Stettin. Der berühmte Badeort Spa liegt freilich in den Ardennen und zwar in einer der schönsten Thallandschaften derselben, dem „Tempe der Ardennen“. Sie verkennen den Charakter der Ardennen überhaupt ganz und gar. Das leider nur wenig gekannte Gebirgsland gehört zu den schönsten Ausflugsgebieten, die das Grenzgebiet unseres Vaterlandes im Westen berühren. Eine sehr ansprechende Schilderung desselben finden Sie in dem Schriftchen „Ardennen-Wanderungen“ von Heinrich Freimann (Köln a Rh., J. P. Bachem), dessen Lektüre wir Ihnen nur angelegentlich empfehlen können.

F. Sch. Doch. Auch in einigen Republiken gibt's Ordensdekorationen. So hat Frankreich den Orden der Ehrenlegion und den Verdienstorden für Landwirtschaft, Liberia den Orden der afrikanischen Befreiung, Nicaragua den von San Juan de Nicaragua oder Grey Town, die Republik San Marino den Ritterorden gleichen Namens, Venezuela den Orden del Busto de Bolivar und einen Verdienstorden.

Vogelfreund auf der schwäb. Alb. Ob Ihr rauhes Klima sich zur Einbürgerung jener Vogelgattungen eignet, möchte ein praktischer Vogelzüchter beantworten. Ja, der Sprosser würde sich allerdings unter den gefiederten Scharen gut ausnehmen, aber er ist ein sonderbarer Kauz, und es scheint ihm vorzugsweise nur in Galizien und der Bukowina wohl zu sein; da kommt er in Unmassen vor. Im Frühjahr 1870 verirrten sich einige Sprosserpaare in den öffentlichen Garten der kleinen ostsibirischen Stadt Ussola und belebten mit ihrem schönen Schlag die Gegend, so daß die erfreuten Einwohner zum Schutz der Tiere eine Wache aufstellten. Der erwiesenen Aufmerksamkeit nicht mehr gedenkend, blieben sie im nächsten Jahre fern. Möge es Ihnen besser gelingen, die Sänger festzuhalten.

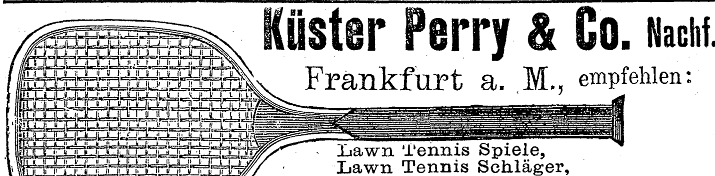
Ein 1870er Krieger. Wir vermögen Ihre Frage ganz genau zu beantworten. Im Feldzug 1870/1871 sind im ganzen 47,089 eiserne Kreuze an die Armee vergeben worden und zwar 8 Großkreuze, 1295 erster Klasse, 41,702 zweiter Klasse und 4084 Kreuze zweiter Klasse am weißen Band. Mit dem Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen wurden 2940, die sich der Pflege der Verwundeten widmeten, geschmückt.

Richtige Lösungen sandten ein: Adolf Mathias in Barmen. Ludwig M. in Aarau (2). Betty und Nancy Weil in Heide. Fr. Htte. Helbling-Tschudy, Zürich (8). Hermance v. St.-R. auf St., Schl. (2). Dr. Gurtner in Wien. Fritz von Hedemann in Leadville, Col. Anna P. in Omenslingen. ? in Versailles. Margarete Meyer in Wachendorf (3). Kamill Heller in Innsbruck-Wilten. O. und F. K. in Breuschenberg. Olga Gurnay in Moskau (2).

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Anzeigen
Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Wunderbar! Tinktur. überleg. Medaill. Ehrendipl. Unschädl., Weiche verleih. Färbemittel, gibt grauem, farblos. Kopf- u. Barthaar natürl. Jugend u. Schönh. wied. **Eau des Bluets,** nach u. nach wirks., vegetabil., fleckt nicht, brennt nicht, klebt nicht, gest. d. Frisiren, verleiht alle Nuancen, v. Hellkastanienbraun z. tief. Schwarz. Flac. m. Notiz M. 4.— Ausld. zuzügl. Porto. Postanw. zu adr. an: Eau Bluets, 82, faubg. St.-Denis, Paris. Tücht. Depositäre ges.



Küster Perry & Co. Nachf., Frankfurt a. M., empfehlen:
Lawn Tennis Spiele,
Lawn Tennis Schläger,
Lawn Tennis Netze und Bälle,
Lawn Tennis Anzüge und Schuhe,
Lawn Tennis Spielregeln (deutsch) M. 0,50.
Illustrirte Preislisten gratis und franko.

Foulard-Seide 95 Pf.
bis 5.85 p. Met., japanesische, chinesische etc. in den neuesten Dessins u. Farben, sowie schwarze, weiße u. farbige **Henneberg-Seide** v. 60 Pfge. bis 18.65 p. Met. — glatt, gestreift, karrirt, gemustert, Damaste etc., ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins etc. — **Porto- und steuerfrei ins Haus!** Katalog u. Muster umgehend.
G. Henneberg's Seiden-Fabrik (K. u. K. Hofl.) **Zürich.**

Warenhaus A. Wertheim
Proben und Preislisten kostenfrei. Versand-Abteilung BERLIN W., Leipziger Strasse 111. Rückzahlung des Betrages für nicht gefallende Ware.
Reinseid. Foulards, bedruckt, neue Muster, Meter **95** Pf. bis 3 M.
Neuheiten in Wasch-, Woll- und Seidenstoffen.
Die Firma beschäftigt in ihren drei Berliner Warenhäusern ca. 1000 Angestellte.

„Famos“ zieht jeden Stiefel (ohne Bücken oder Stützen) **im Nu** vom Fuss. Preis fein polirt M. 1.50 (in Oesterr.-Ung. fl. 1.— ö. W.) in allen besseren Haushalt-Geschäften der Welt. Nur echt, wenn der Stempel: Lingner & Kraft, Dresden eingepresst ist. Nur nach Orten, wo nicht zu haben, send. frko. 1 „Famos“ geg. Einsend. von 2 M. = fl. 1.40 ö. W. auch in Briefmarken.
Lingner & Kraft, Dresden.

Echt silberne **Bismarck-Medaillen** bei **J. F Maercklin,** Kgl. Hofl., **Stuttgart.**

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes von **B. SPRENGEL & Co. HANNOVER** sind unübertrefflich. Zu haben in fast allen besseren Geschäften

Für **Zuckerkranke!**
In allen Stadien der Krankheit haben die nach **Dr. med. Weil, Berlin,** gefertigten **Pilulae Myrtilli Jasper** vorzügliche Erfolge gezeitigt. Erhältlich in d. Apotheken. Preis: Originalschachtel à 100 Pillen 2 Mk., Diät-Vorschrift und Gebrauchsanweisung beigegeben. **Nur ächt** mit dem Namen **„Jasper“.** Ausführliche Prospecte mit ärztl. Attesten gratis und franco durch die **Chem. Fabrik Max Jasper, Bernau b. Berlin.**

Gegen Einsendung von M. 30.— versende 50 Liter weissen **Rheinwein** incl. Fass. **Friedrich Lederhos. Oberingelheim a. Rh.**

Die Handelsschule zu Jauer
bietet in ihrem **fachwissenschaftlichen Kursus** jungen Kaufleuten und Gewerbetreibenden Gelegenheit, sich in **einem Jahre** eine tüchtige theoretische Bildung anzueignen.
Ferner finden in ihr **Jüngere** die wissenschaftliche Ausbildung nicht nur für ihren Beruf, sondern gleichzeitig auch für das **Einj.-Freiw.-Examen.** Kursus 2—3jährig. Schulanf. 18. April. **Prospekte** durch den Direktor **G. Müller.**

Hans von Bülow fand die Pianinos aus der Fabrik von **W. Arnold, Aschaffenburg,** als die besten und wählte eins zum eig. Gebrauch. Preisliste u. Bülows Original-Dankschreib. gratis.

Krumme Beine verdeckt der **„Beinkorrektor“,** Preis M. 6.— **M. Wohlfart, Hamburg-Eilbeck.**

KEIN ASTHMA MEHR. Augenblicklich behoben. Belohnungen: Hunderttausend Francs, silberne u. goldene Medaillen und **hors concours.** Auskunft gratis und franko. Man schreibe an **Dr. Cléry** in Marseille (Frkrch.).

Liliput.

M. 14,50 per Stück.
Man verlange kostenfrei illustrirt. Katalog über **Fernrohre** jeden Genres, **Photographische Apparate** für die Reise etc.
E. Krauss & Co., Opt. Anstalt, **Berlin,** Dessauerstraße 38, (früher Leipzig.) Fabrikanten der rühmlichst bekannten **Liliput-Perspective.**

Paris 1889 gold. Medaille.
500 Mark in Gold
wenn **Crême Grolich** nicht alle Hautunreinigkeiten als Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte etc. beseitigt und den Teint bis ins Alter blendend weiß und jugendfrisch erhält. Keine Schminke. Preis M. 1,20. Man verlange ausdrücklich die **„preisgekrönte Crême Grolich“,** da es wertlose Nachahmungen gibt. **Savon Grolich,** dazu gehörige Seife 80 Pf. **Hauptdepot J. Grolich, Brünn.** Zu haben in allen besseren Handlungen. **Leipzig:** Dr. E. Mylius, Engelapotheke. — **Basel:** A. Büttner, Apoth. — **Brüssel:** Eug. Nau, Apoth. Rue de Midi 13. — **Sofia (Bulgar.):** J. Komanoff, Hoflft. — **Bukarest:** M. Stoenescu, Drogist. — **Paris:** Hogg, 2 Rue Castiglione. — **Warschau:** J. Kalinowski.

RICH. MAUNE, Dresden-Löbtau. **Kranken-Fahrstühle** für Zimmer & Strasse
Kranken-Selbstfahrer, Universalstühle, Ruhestühle, Tragestühle. Betttische, verstellb. Kopfkissen. **Lesepulte, Fusslager,** Zimmerclosets etc. **Grösste Auswahl! Katalog gratis!**

Aeolsharmonika

für Gärten u. auf Dächer, ertönt v. selbst i. Winde, p. Stück M. 6.— Mit starkem Ton M. 8.— Mit vergold. Windfahne mehr M. 4.— **Adolf Klinger,** Inst.-Fabr. Reichenberg 2, Böhm.

Carl Rissmann, Hannover,

Fabrikant der berühmten „Matchless“-Fahrräder. Seit 1879 eingeführt, wiederholt prämiirt. Bestes existirendes Fahrrad. — Billigste Preise bei coulanter Bedienung. Preislisten gratis.

Seidenstoffe
liefert **zoll- und portofrei billigst** auch an Private robenweise und in ganzen Stücken.
Schwarze, glatt und gemustert in ca. 350 verschied. Dessins und Qualitäten, **garantirt echte Färbung (unbeschwert).**
Weisse, Spezialität für **Brautkleider.**
Neuheiten für Gesellschafts- und Abendtoiletten in grössten Variationen, wie: **Taffetas chiné, jaspé, piqueté, épinglé, pékiné, rayé, damier und glatt. Brocatelles, Bengalines, Cristalines, Cachemire moderne, Liberty silk, Foulards.**
J. SPOERRI, Zürich
(ältestes Seidenhaus der Schweiz).
Muster umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

R. WOLF, Magdeburg-Buckau.
Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands.

Locomobilen
mit ausziehbaren Röhrenkesseln, 2—400 Pferdekraft, sparsamste Betriebsmaschinen für Gross- und Klein-Industrie sowie Landwirthschaft.
Export nach allen Welttheilen.

Digitized by Google

Appetitlosigkeit

Herr **Dr. med. Kuipers** in **Mannheim** schreibt: „Die Wirkung von Dr. Hommel's Haematogen **ist einfach eklatant.** Schon nach Verbrauch einer Flasche ist Appetit, Stuhlgang und das sonstige Befinden so zufriedenstellend, wie es seit zirka drei Jahren nicht der Fall war. Alle vorher angewandten Eisenpräparate haben bei diesem Falle stets fehlgeschlagen, **und bin ich glücklich, hier endlich in Ihrem Haematogen ein Mittel gefunden zu haben, welches Heilung verspricht.“**

Herr **Dr. med. Seligmann** in **Berlin:** „Ich habe mit Dr. Hommel's Haematogen bei zwei meiner Kinder einen Versuch gemacht und kann nicht umhin, Ihnen mitzuteilen, dass ich **wahrhaft überrascht** bin von dem Erfolge. Vorhandene Appetitlosigkeit wich schon nach der ersten Gabe einem regeren Appetit, **fast Heisshunger,** und nach sechs Tagen konnte ich ½ Kilo Gewichtszunahme feststellen. Ich werde nach Kräften **dieses berühmte Mittel** empfehlen.“

Dr. med. Hommel's Haematogen ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin. Haemoglobin ist die **natürliche** organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.–. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.–. ö. W.** Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.

Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis** und **franko.**

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

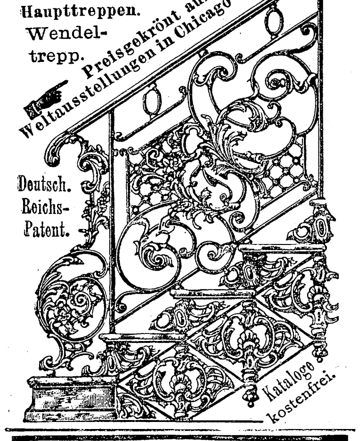
Illustr. Preisliste u. Notenverzeichn. gratis.

Eisenwerk Joly Wittenberg.

Feuersichere patent. **Treppen** mit Holz- oder Marmorbelag **Haupttreppen.** Wendel-trepp.

Preisgekrönt auf den Weltausstellungen in Chicago u. Antwerpen.

Deutsch. Reichs-Patent.



Kataloge kostenfrei.

Stellung. Prospect gratis. **Existenz.** Probebrief franco.

Gratis Prospect. Brieflicher prämiierter **Unterricht.**

BUCHFÜHRUNG

Rechn., Correspond., Kontorarb. **Stenographie.** Schnell-Schön-Schrift.

Keine Vorherzahlung.

Gratis Prospect. Sicherer Erfolg garantiert

Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut

Otto Siede — Elbing.

Stottern heilt **C. Denhardt's** Anstalt **Dresden-Blasewitz** und die Zweiganstalt **Burgsteinfurt,** Westf. Honorar nach Heilung. Prospekte gratis. Herrliche Lage. **Aelteste, staatlich** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I.** ausgezeichn. Anst. Deutschlands.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.
Breslau, Hambg., Dresd., Leipz., Münch.

Dr. J. Schanz & Co.

Patente

billigst, reell, sorgfältig, schnell
Vergünstigungen
wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Angelgeräte-

Fabrikation von

H. Stork

in **München,**
Nordendstrasse 3.

15 mal Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.

Grösstes Lager Deutschlands. Fachmännische Bedienung.

Preisliste mit 400 Illustrationen zu 80 Pfg. (in Marken all. Länder).

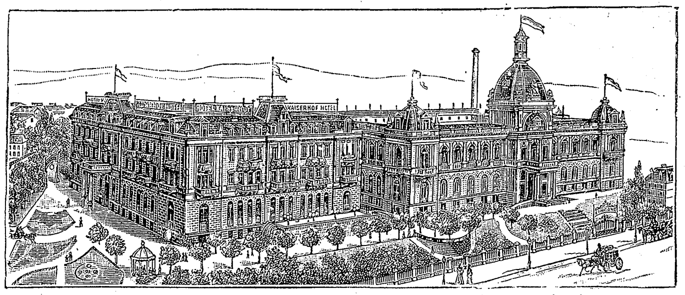
Hôtel Kaiserhof — Wiesbaden. — Augusta-Victoria-Bad

Neu eröffnet.

Haus **allerersten** Ranges mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattet, in gesunder, ruhiger und vornehmer Lage in grossen Parkanlagen, fünf Minuten vom Bahnhof und den Kuranlagen. Prachtvolle Aussicht auf die Stadt und Gebirge.

160 Fremdenzimmer und Salons.

Familien-Appartements (Salon, Schlafzimmer, Toilette- und Badezimmer), Gesellschaftssäle, Lese-, Conversations-, Musik-, Rauch-, Billardsäle. Wintergarten. Grosser Speise- und Restaurationssaal mit offener Terrasse. Fahrstühle. Elektrische Beleuchtung. Niederdruck-Dampfheizung. Lawn-Tennis und Croquet-Plätze.
Bei längerem Aufenthalt Arrangements.



Direktor des Hôtels **Fritz Richert.**

Leitender Arzt **Dr. med. Friedlaender** (früher Dietenmühle).

Neu eröffnet.
Wiesbadener Thermalbäder (eigene Quelle u. Trinkhalle).
Anwendung sämtlicher **physikalischer Heilmethoden.**
Hydrotherapie, Heilgymnastik (System Zander). Massage. Elektrotherapie.
Elektrische Bäder, **Inhalationen, Medizinalbäder, Römisch-irische, russische und Moor-Bäder.**
Pneumatische Kammern.
Zwei Riesen-Schwimmbassins.
Das Hôtel ist mit dem Augusta-Victoria-Bad durch gedeckten Gang verbunden.

Prospekte gerne.

Hotel und Kurhaus (Wasserheilanstalt), I. Ranges

St. Blasien

im südlichen Schwarzwald, 772 Meter hoch. **Frühjahrsübergangsstation.** Bis 1. Juni Pension $5^1/_2$—9 Mk. je nach Wahl der Zimmer. — Elektr. Beleuchtung.

Der vollkomm. u. beste Fahrstuhl

ist mein von Geheimr. Dr. **von Nussbaum** empfohl., in 20 verschied. Lagen leicht verstellbarer **Pat. Univ.-Fahrwagen,** Fahr-Fauteil, Fahr-Chaiselongue, Fahrbett etc., alles in Einem darstelld., zum Selbstfahren mit Gummiräder, sowie jede Art **Rollstühle** von ℳ 34.— an.

J. Schöberl, Hoflieferant, **München.**

Illustr. Preiscourant bei näherer Bezeichnung der Artikel auf Wunsch gratis u. franco.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- u. Holzmalerei-Vorlagen,

Preiscourante mit 1200 Illustrationen, über 1000 Nummern à 15 Pfg., auch über Werkzeug und Materialien, 30 Pfg. Briefmarken.

Mey & Widmayer in München, Amalienstraße 7.

Heilanstalt für

Hautkrankheiten.

Sorgfältige spezialärztliche Behandlung. Beste Verpflegung. Schöner Aufenthalt (Parkgrundst.). Ausführl. Prospekte frei.
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle.

Illustr. Briefmarken-Journal. Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. in jed. No. wertvolle Gratisbeigab. giebt u. monatl. 2mal erscheint. Halbjährl. (12 Hefte) 1.50 M. Probe-No. 15 Pf. (10 Kr.) franco von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

Polyphons,

Orphenions, Symphonions, sowie alle anderen mechanischen Werke u. Leierkasten m. einlegbaren Notenblättern, als Aristons, Phönix, Manopans, Ariosa etc. kauft man am billigst. u. best. ab Fabrik. Katal. frei.

A. Zuleger, Leipzig, gegründet 1872.

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km.
Prospekte gratis und franko.

Bad Langenschwalbach.

Kreisstadt, Eisenbahn via Wiesbaden oder via Zollhaus im Anschluss an die Berlin-Metzerbahn, 318 Meter ü. M., stärkste reine Eisenquelle, Moorbäder. Angezeigt gegen Blutarmut und ihre Folgen, Frauenkrankheiten. **Prospekte durch die Bürgermeisterei.**

Als Hotels ersten Ranges sind zu verzeichnen: **Alleesaal, Herzog von Nassau, Métropole, Taunus, Tivoli.**

Kurbad Landhaus Eberswalde.

Für Erholungsbedürftige und Rekonvaleszenten.

Kneippkuren. Prospekte durch den leitenden Arzt **Dr. Otterbein** (Sprechstund. in Berlin, Leipzigerstr. 13, Dienst. u. Freitags 5—$6^1/_2$).

Man achte genau auf die Schutzmarke.

Wagner & Söhne Naunhof i/S.

Schutzmarke für die Strickgarne.

WAGNER & SÖHNE, NAUNHOF i/S.
Echte Deutsche Vigogne
eine Mischung von bester und längster Wolle und Baumwolle, ist durch ihre Haltbarkeit und Weichheit das Billigste und Beste, was es gibt.

Die echten deutschen **Vigogne-Strickgarne** von **Wagner & Söhne** sind seit Jahren als die **besten** und **billigsten** Strickgarne anerkannt. Sie gehen nicht ein, filzen nicht und werden nach jeder Wäsche weicher. Wer es einmal versucht hat, kauft nur dieses wieder.

Die aus den halbwollen. **(Merino-) Kammgarnen** der Firma **Wagner & Söhne, Naunhof** hergestellten **EXCELSIOR-Unterkleider** haben sich seit Jahren in jeder Beziehung als das Vorteilhafteste bewährt. Sie laufen nicht ein, behalten stets ihre Fasson und sind für jede Jahreszeit das Passendste und Angenehmste. Ein Versuch überzeugt.

EXCELSIOR — Aechtes Merino Kammgarn — Gesetzlich geschützt.

Schutzmarke für die Unterkleider.

Waschecht & krimpfrei.

Man achte beim Einkauf genau darauf, dass jedes Stück den beistehenden Stempel trägt.

Zur Pflege *der* HAUT ist das beste Produkt die

CRÈME SIMON

Unübertroffen *für den* **TEINT** *und für die* **Toilette** *des* **Gesichts** *und der* **Haende**

Nur echt mit der Unterschrift: *Simon*

№ 4711 Eau de Cologne

in Köln 1875 mit dem einzigen ersten Preise.

auf allen Ausstellungen mit den ersten Preisen ausgezeichnet.

In allen feinen Parfümerie-Geschäften zu haben.

hergestellt von Ferd. Mülhens №4711 Köln.

Prämiirt mit 10 goldenen Medaillen und Ehrendiplomen auf allen Welt-Ausstellungen.

Bestätigt von der St. Petersburger Medizinalbehörde

A. ENGLUNDS

WELT-berühmter, allbeliebter BIRKEN-CREAM

entfernt in kurzer Zeit Sommersprossen, Fältchen, Sonnenbrand, rauhe Haut etc. etc. und gibt dem Gesicht ein frisches, jugendliches Ansehen. Gebrauchsanweisung ist bei jeder Porzellandose beigelegt.

Präparirt vom St. Petersburger Kosmetischen Laboratorium **A. Englund.** Preis per Porzellandose ℳ **2,50.** Postversand für ganz Deutschland unter Nachnahme ℳ **3.**

Zu haben in Deutschland in allen Parfümerie- u. Drogengeschäften.

General-Depot für Europa **Emil Behr, Hamburg.**

Vor Nachahmungen wird gewarnt, indem die geehrten Käufer gebeten werden, auf das Facsimile **A. Englund,** das sich in roter Tinte auf jedem Etikett befindet, zu achten, desgleichen auch auf die Trade-Marke der Firma.

Digitized by Google

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

Wir widmen dieser Abteilung unsere spezielle Aufmerksamkeit und bringen darin jederzeit nur feine, geschmackvolle Neuheiten.

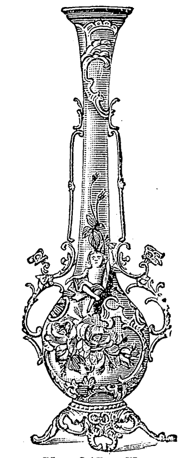
Königl. Sächs. u. Königl. Rumän. Hoflieferanten.

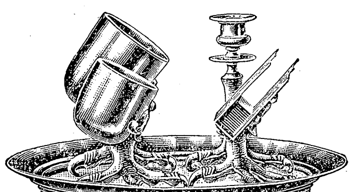
Wir unterhalten sowohl in echten Bronzen, wie auch in Kunstgussgegenständen, gold-, silber-, kupfer-, messing-galvanisirt, grosses Lager.

Abteilung: Bronze- und Kunstguss-Waren.

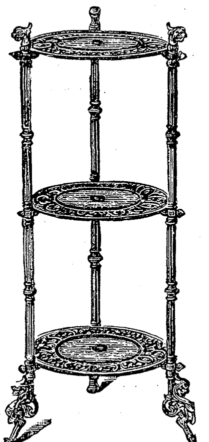
Tafelleuchter, Kandelaber, Vasen.
Tafelaufsätze, Schalen.
Thermometer, Kalender, Uhrhalter.
Photographie-Rahmen.
Zierkannen.
Wandbilder. Rauchservices.
Rauchlampen.

Schreibzeuge, Briefbeschwerer, Löschrollen.
Komplette Schreibgarnituren.
Zeitungsmappen, Brief- und Couvertständer.
Obstmesserständer, Träger.
Bonbonnièren.
Eiermenagen. Fruchtschalen.
Bowlen.


Nr. 317. Vase, aus feinem Majolika mit Blumenmalerei, echtem Bronzebeschlag. M. 14,—.


Nr. 2529. Rauchservice, echt Kupfer polirt, mit Bronze-Krallenfüssen, sehr elegant. M. 16,—.

Nr. 3012. Blumenhalter, bronzirt mit mattgrüner Figur. M. 7,50.


Nr. 70. Etagère, fein vernickelt mit Goldverzierungen. M. 10,—.

Nr. 3013. Vase, fein silberoxydirt, 25 Cm. hoch. M. 9.50.

Nr. 245. Rauchservice, Teile aus feinem Porzellan, Rokokomuster. M. 15,—.

Nr. 3009. Tafelaufsatz, gold bronz., braun. Figur, 69 Cm. hoch. M. 33,50.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Unseren aufs reichhaltigste mit vielen Neuheiten und über 4000 Abbildungen ausgestatteten **Haupt-Katalog** versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst **zurückgenommen und umgetauscht.**

Frauenschönheit

wird durch nichts mehr gehoben, wie durch glatten, tadellosen Sitz der Taille, was nur dauerhaft zu erreichen durch

Prym's Patent-Reform-Haken & Oesen,

verbiegen sich nicht und geben nicht nach, öffnen sich nicht von selbst.

Adoptirt von den ersten Damenschneidern der Welt: Worth, Redfern, Rouff, Williamson und Viola in Paris, London und Newyork.

Schnelles und leichtes Oeffnen der geschlossenen Taille, wenn man mit den Fingerspitzen der linken Hand den Oesentaillenrand gegen sich drückt und mit der rechten Hand den Hakentaillenrand hebt.

Zu haben in allen besseren Posamenten- und Kurzwaarengeschäften.

W. Prym'sche Werke: Stolberg Rhld., Weissenbach Oesterr., St. Denis Frankr.

Weber's Carlsbader Kaffee-Gewürz

ist in Kolonialwaren-, Droguen- und Delikateß-Handlungen zu haben.

Etwas Zusatz von **Echtem Feigen-Kaffee**

ANDRE HOFER

k. u. k. Hoflieferant Salzburg u. Freilassing **verbessert** jeden Kaffee.

Jede Flasche trägt Etiquette mit der seit 1879 eingetragenen Schutzmarke

Alt. Nordhäuser Korn a Lfl. incl. M. 1,25
Alt. Nordhäuser Korn (Jagdkorn) „ 1,75
Alten Nordhäuser Korn, feinste Qualität, M. 2,50, ff. Qualität M. 3,—
Feinst. Nordh. Getreidekümmel „ 1,75
Nordhäuser Kräuter-Magenbitter. passe-par-tout M. 2,—

versendet incl. Flasche od. Gebinde beliebiger Größe gegen Nachnahme oder Einsendung **Kornbranntw.-Brennerei u. Likörfbr.** Fa. **Anton Wiese, Nordhausen a/H.** Man verlange Preisliste über **ff. Liköre.** Fäßchen à 4 Liter oder Kiste, 2 Fl.: Postcolli.

Schönschrift
Correspondenz
Comtoirkunde
Buchführung

bringt höheres Gehalt u. bessere Stellung! Lassen Sie sich Prospect und Probebrief kommen von Ferd. Simon, vereidigt. Sachverständ. Berlin O. 27.

F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen

sind die besten zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.

Indische Blumenseife
hochfeine Toiletteseife, 50 ₰ p. St.

PALMITIN-SEIFE
neutral - gut - billig.

Für Familien u. Kinder. Das Stück à 25 ₰ in allen Städten Deutschlands.
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.
Filiale: Wien I, Wollzeile 9.

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte **photograph. Apparat**

Phönix

Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Momentaufnahmen).
Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich.
Preis mit Platten, Chemikalien etc. ☞ **nur 10 Mk.** ☜
Prospekt und Probebilder kostenfrei.

Hess & Sattler, Wiesbaden.

Hygienische absolut säurefreie Präparate.
ZAHNWASSER, ZAHNPASTA, ZAHNPULVER.

DENTIFRICES
MARQUE DE FABRIQUE
DOCTEUR PIERRE
DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS

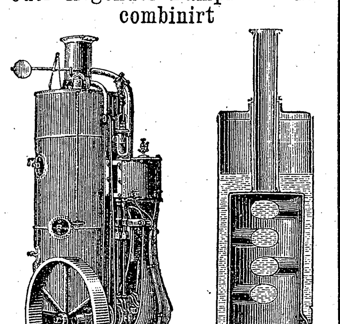
Berühmt durch ihre aromatischen und astringirenden Eigenschaften.
Ueberall erhältlich.

Briefmarken und Albums
billig. Preisl. gegen Doppelkarte.
Alwin Zschiesche, Naumburg a. S.

Stehende geschweisste

Querrohrkessel,

allein und mit stehender oder liegender Dampfmaschine combinirt



in allen Grössen auf Lager bei

Menck & Hambrock,
ALTONA-HAMBURG.

Leonhardi's Tinten

Specialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte

Eisengallus-(Normal-) Tinten, Klasse I. u. II.

Infolge besonderer Herstellung ☞ von **unübertroffener Güte** und **billig,** weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar. ☜

Das Beste für Bücher, Akten, Documente und Schriften aller Art.

Jede Füllung trägt einen Hinweis auf **staatliche Prüfung.**

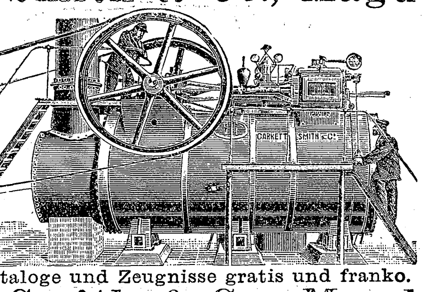
Goldene Medaillen
Ehren- u. Verdienst-Diplome

Aug. Leonhardi

Fabrik Dresden, gegr. 1826

Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Hochdruck- und Compound-Expansions-Lokomobilen bis 150 Pferdekräfte,



mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch genietet. Auszieh-Kesseln mit 5jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.

Kataloge und Zeugnisse gratis und franko.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Ueber Land und Meer.

№ 31.

74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Die Vettern.

Roman von Wilhelm Berger.

(Fortsetzung.)

Wie von fernher hörte Helene plötzlich Gustavs Stimme: „Laß uns zusammen Mutter und Schwestern suchen gehen!“

Helene erhob sich. Ein anderer Arm legte sich um ihren Leib und sie mußte es dulden. Er, der sie jetzt an sich drückte, hatte das Recht dazu; sie hatte es ihm gegeben.

Mutter, Schwestern — da waren sie, Ueberraschung heuchelnd, durch einander sprechend, zu ihr, zu Gustav. Und sie blickte von der einen zur andern und wunderte sich über die Freude in ihren Mienen. Hatte denn keine eine Ahnung davon, wie schlecht der laute Jubel am Platze war?

Doch. In den Augen ihrer Mutter entdeckte Helene eine sorgende Frage, einen bangen Zweifel. Da warf sie sich in ihre Arme, legte den Kopf auf ihre Schulter und brach in lautes Weinen aus.

„Geht in die Wohnstube, Kinder, wir kommen gleich,“ sagte Frau Marbach. Und als sie allein war mit ihrer Tochter, strich sie ihr sanft über das glänzende Haar. „Er ist nicht der Mann Deiner Wahl, ich weiß es, mein Herzblatt. Aber diese Stunde ist die schwerste. Sei stille und warte! Auch Dir wird die Zeit Vergessen bringen und ein ruhiges Glück. Und wenn Du noch zuweilen weinen mußt: laß niemand etwas von Deinen Thränen sehen — niemand als mich, die ich schweige und Dein Geheimnis achte.“

Gefaßter begab Helene sich zu ihrem Bräutigam.

X.

Es war am nächsten Abend.

Im Hause des Konsuls Guttentag wurde die erste Probe zu einer Serie von lebenden Bildern abgehalten, die demnächst bei einer silbernen Hochzeit vorgeführt werden sollte.

Der junge Maler, der mit der Regie betraut worden war, hatte seine liebe Not, das Unternehmen in geordnete Bahnen zu lenken.

Es sollten Bilder aus dem Leben des Jubelpaares gestellt werden: erste Bekanntschaft, Liebeserklärung, auf der Hochzeitsreise, häusliches Glück, Blick in die Zukunft.

Der Maler hatte von dem ersten, figurenreichen Bilde eine farbige Skizze vorgelegt. Sie stellte, unter Benützung eines bekannten Gemäldes von Salentin, ein Picknick im Walde dar.

Die Hauptfigur, diejenige der Jubilarin, fiel von Rechts wegen deren ältester Tochter zu. Darüber herrschte allseitiges Einverständnis. Nun aber begann die Schwierigkeit. Die jungen Damen wünschten sämtlich in den Vordergrund gestellt zu werden, und jede wollte denjenigen Herrn in der Nähe haben, den sie bevorzugte. Zöllner, der Maler, von allen Seiten bestürmt, wußte sich nicht zu raten und zu helfen.

Arthur Blank erhob sich zu seinem Beistande.

„Wenn Sie alle erste Violine spielen wollen, meine Damen, dann werden wir niemals ein Orchester zusammen bekommen,“ sagte er. „Ueberlassen Sie doch unserem künstlerischen Beistand, jeder den Platz anzuweisen, an welchem sie am besten wirkt. Und ich möchte bitten, daß Sie auch liebenswürdig bleiben, wenn Sie unzufrieden sind.“

Dora Guttentag klatschte Beifall.

„Weise gesprochen, Herr Blank!“ rief sie. „Ich werde sogar mit hervorragender Selbstverleugnung das halb hinter einem Baume verborgene, lauschende Bauernmädchen darstellen, falls Herr Zöllner sich von meiner Stumpfnase eine malerische Wirkung verspricht.“

Der Maler lächelte. „Sehr wohl, gnädiges Fräulein; ich halte Sie beim Wort.“

„Wenn ich mir's nicht gedacht habe! — Darf ich mir noch einen Vorschlag erlauben, Herr Zöllner? Neben mir, gleich hinter dem nächsten Baum halb versteckt, muß ein Bedienter in Livree stehen, der eine angebrochene Flasche Sekt glücklich beiseite gebracht hat —

Paul Wagner: Ein liebes Goscherl.

Digitized by Google

beiläufig bemerkt, eine ganz köstliche Figur. Ich möchte Ihnen raten, diesen Bedienten durch Herrn Geyer darstellen zu lassen. Herr Geyer nämlich, der noch nicht hier ist, besitzt eine Physiognomie, um die ihn ein Hoflakai beneiden würde."

Kaum hatte Dora diese Bosheit ausgesprochen, als, dem Wolfe in der Fabel ähnlich, Geyer in das Zimmer trat.

Die Damen kicherten; Dora indessen, ohne im mindesten verlegen zu werden, fuhr fort: „Da ist der Herr, von dem ich sprach, Herr Zöllner. Bitte, überzeugen Sie sich selbst!" Und für Geyer, der sie fragend ansah, erklärte sie in ihrer sanftesten Stimme: „Ich habe Sie zu meinem Nachbarn im ersten Bilde empfohlen, bester Herr Geyer."

„Unendlich verbunden," erwiderte dieser, strahlend vor Vergnügen. Er wandte sich zu dem Kreise, aus dessen Heiterkeit er kein Arg hatte: „Guten Abend ... Ich habe eine famose Neuigkeit mitgebracht, die insbesondere Blank interessiren wird."

„Mich?" gab der Genannte gedehnt zurück. „Lassen Sie doch meinen Namen aus dem Spiel, wenn es sich vermeiden läßt. — Was ist es denn?"

„Fräulein Marbach hat sich verlobt."

Arthur fuhr von seinem Sitze empor. Dann ließ er sich indessen phlegmatisch wieder nieder und sagte verächtlich: „Das kann nicht wahr sein!"

Dora beobachtete ihn mißtrauisch.

„Mit wem?" erkundigte man sich neugierig.

„Mit dem Direktor unserer künftigen Elektrizitätswerke, einem Herrn Wernitz. Sie werden ihn schwerlich kennen, meine Herrschaften, mit Ausnahme meines Freundes Blank, dessen Vetter er ist."

Wieder fuhr Arthur auf: „Ich würde Ihnen verbunden sein, Geyer, wenn Sie meine verwandtschaftlichen Verhältnisse hier unerörtert lassen wollten."

Geyer ließ sich jedoch nicht einschüchtern. Er hatte etwas zu erzählen und fühlte seine Wichtigkeit.

„Die Verlobung entbehrt nicht eines gewissen romantischen Hintergrundes, wenn ich mich so ausdrücken darf. Denken Sie nur: in dem Schneesturm gestern abend wäre Fräulein Marbach beinahe umgekommen. Buchstäblich. Und zwar mitten in der Stadt. Kaum glaublich, wie? Aber Blank wird es Ihnen bestätigen. Er hat sie, vor Kälte beinahe schon bewußtlos am Fuße des Kriegerdenkmals gefunden, in das nahe Wiener Café getragen und sie dort mit Hilfe des weiblichen Personals mit Mühe wieder ins Leben gebracht."

„Ist es möglich?"

„Erzählen Sie, Herr Blank!"

Neugierig richteten sich aller Augen auf Arthur.

„Ich habe der Erzählung, die Geyer soeben zum besten gegeben, nichts hinzuzufügen," erklärte er ärgerlich.

„Es bleibt nur noch aufzuklären," sagte Dora so harmlos wie möglich, „wie dieses glückliche Zusammentreffen am Kriegerdenkmal herbeigeführt worden ist."

Arthur merkte die versteckte Malice und brauste auf. „Was wollen Sie mit dieser Bemerkung andeuten, Fräulein Guttentag?" kehrte er sich gegen sie.

Dora pflegte ihre Pfeile nicht wieder in den Köcher zu stecken, wenn sie einmal auf dem Bogen lagen.

Spitz erwiderte sie: „Daß Fräulein Marbach wahrscheinlich zu früh am Rendezvousplatz erschienen ist."

„Ich glaube, daß ich mir jede Antwort auf diese Verdächtigung ersparen kann," erwiderte Arthur, sich gewaltsam beherrschend.

Doch Dora ließ sich noch weiter hinreißen. Spöttisch bemerkte sie: „Jedenfalls hat Fräulein Marbach mit lobenswerter Schnelligkeit für Deckung ihres gefährdeten Rufes Sorge getragen. Sie war in der glücklichen Lage, einen Notbräutigam bei der Hand zu haben. Wie heißt er doch gleich? — Daß es doch immer noch solche gefällige Männer gibt!"

Mit einem zornigen Blick beantwortete Arthur die abscheulichen Reden Doras. Seine Fassung verlor er jedoch nicht.

„Diese Dinge stehen nicht auf unserer Tagesordnung," sagte er mit gut gespielter Ruhe. „Ich schlage vor, daß wir zu den lebenden Bildern zurückkehren. Herr Zöllner wird die Freundlichkeit haben, uns weiter über unsere Obliegenheiten zu belehren."

Der Auftritt zwischen Dora und Arthur hatte die Stimmung der Gesellschaft beträchtlich gedämpft. Rasch und glatt ging die Rollenverteilung vor sich, und auch die erste Orientirungsprobe verlief ohne unnötige Zeitverschwendung. Der Maler gewann wieder frischen Mut zu seiner mühseligen Arbeit.

Mit Spannung beobachtete man Arthur und Dora. Wird sie sich ihm reuig nähern, wie sie gewöhnlich zu thun pflegte, wenn sie ihn arg gereizt hatte? Und wie wird er sie empfangen?

Das waren die Fragen, die alle beschäftigten, während sie sich von dem Maler geduldig hin und her schieben ließen.

Doch die beiden beachteten sich gar nicht. Mit keinem Blick. Sie bewegten sich neben einander, als ob sie sich vollständig fremd wären.

Zöllners Ankündigung, daß die Probe zu Ende sei, wurde allgemein mit dem Gefühle der Erlösung aus einem unleidlichen Zustande empfangen. Niemand machte Miene, zu bleiben; man drängte sich förmlich hinaus.

In der Garderobe wandte Arthur sich an Geyer: „Ich werde an diesen Bildern nicht teilnehmen. Sie haben wohl die Güte, Fräulein Guttentag davon zu unterrichten."

Geyer machte ein erstauntes Gesicht.

„Deshalb?" fragte er.

„Ja, deshalb. Daß Sie sich darüber verwundern, sieht Ihnen ähnlich."

„Es thut mir sehr leid, daß ich gewissermaßen die Veranlassung —"

Arthur unterbrach ihn. „Sparen Sie sich jede Entschuldigung. Was geschehen ist, hat so sein sollen. Sie mußten schwatzen, und ich bin Ihnen nicht böse darum. Im Gegenteil. Ich glaube, Sie haben mir einen großen Dienst geleistet."

Verständnislos starrte Geyer ihn an. Da rief Dora vom Flur herein: „Herr Geyer, haben Sie noch Zeit für ein paar Worte?"

Der Gerufene flog.

Mit einem bitteren Lächeln sah Arthur ihm nach. „Warum denn nicht?" murmelte er im Hinausgehen. „Es sähe ihr ganz ähnlich."

XI.

Der oberflächliche Beobachter würde bei Marbachs nichts verändert gefunden haben. Wie bisher gab Helene ihre Stunden, wie bisher kam Gustav, wenn er Zeit hatte, abends herein und leistete den arbeitenden Damen Gesellschaft.

Er hatte am Morgen nach seiner Verlobung in der Freude seines Herzens einigen Bekannten Mitteilung von dem großen Ereignisse gemacht. Dann aber scheute er vor der sofortigen öffentlichen Anzeige zurück. Eben hatte er seine Anstellung erhalten und war in aller Leute Munde und nun sollte er schon wieder seine Person vordrängen? Es würde ausgesehen haben wie Prahlerei. Die aber war ihm in den Tod zuwider. Einige Wochen müßten jedenfalls vorübergehen, meinte er, ehe er sein Glück der Welt verkündigte.

Damit war Helene sehr einverstanden. Sie gewann Zeit, sich daran zu gewöhnen, daß sie Braut war, sie konnte lernen, eine glückliche Braut zu scheinen. Dann, ja dann würde sie stark genug sein, dem Ansturm der Gratulanten mit guter Miene stand zu halten — stark genug, um auch Arthurs Glückwunsch gefaßt entgegen zu nehmen. O, wie sie sich vor diesem Augenblicke fürchtete!

Indem die Zeit verging, lernte Helene freilich, den vortrefflichen Eigenschaften ihres Bräutigams immer mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; andererseits aber entdeckte sie an seiner physischen Persönlichkeit immer mehr, was ihr mißfiel. Wie ausdruckslos seine Züge waren, selbst im Affekt, das war ihr früher niemals als so erkältend aufgefallen. Seine Haltung war nachlässig, seine Bewegungen eckig. Dazu ließen seine gesellschaftlichen Formen manches zu wünschen übrig. Gustav beging allerlei kleine Verstöße gegen die in guter Gesellschaft übliche Art des Benehmens. Einmal auf diese Dinge aufmerksam geworden, fand Helene immer etwas Neues, das ihr peinliches Unbehagen verursachte. Anstatt sich, wie sie gehofft hatte, allmälich zu ihm hingezogen zu fühlen, entfernte sie sich innerlich nur noch mehr von ihm und mußte sich gestehen, daß sie durch ihren verzweifelten Schritt aus der Scylla in die Charybdis geraten sei.

In diesen Zustand hinein fiel ein Brief von Arthur, den ihr eines Morgens, als sie ausging, der Postbote vor der Hausthüre überreichte. Sie kannte die Handschrift nicht, doch merkte sie an dem Pochen ihres Herzens, wer der Absender war. Den ganzen Vormittag trug sie den Brief uneröffnet mit sich herum; so schlechten Unterricht, wie an diesem Morgen, hatte sie noch nie erteilt. Erst als sie gegen Mittag nach Hause gekommen war und sich in ihrem Schlafzimmer eingeschlossen hatte, erbrach sie mit zitternden Händen den Umschlag.

Sie las: „Hochgeschätztes Fräulein! Am Tage nach unserer letzten Begegnung gelangte die Nachricht an mich, daß Sie sich mit meinem Vetter Wernitz verlobt hätten. Ungläubig nahm ich sie auf; mir mußte sie im höchsten Grade unwahrscheinlich vorkommen. Und in der That fehlt ihr die Bestätigung bis zu dieser Stunde. Dennoch foltert mich seitdem eine qualvolle Unruhe. Immer wieder rückt mir meine Phantasie die Möglichkeit vor, daß Sie dennoch, in einem verhängnisvollen Irrtum befangen, schwebende Verhältnisse mißdeutend, einen Schritt gethan haben könnten, der Sie für mich unerreichbar macht. Ich bitte Sie inständigst, mein liebes Fräulein, mich zu beruhigen. Sagen Sie mir nur, daß Sie noch Herrin Ihres Geschickes sind — nichts weiter. Dann würde ich erleichtert aufatmen und mit Sehnsucht der Stunde entgegenharren, in der mir vergönnt sein wird, mich gegen Sie auszusprechen. Ihr ewig ergebener Arthur Blank."

Helene warf sich über ihr Bett und drückte das Gesicht in die Kissen, um nicht aufzuschreien vor Weh.

„Verhängnisvoller Irrtum — Mißdeutung schwebender Verhältnisse ..."

Diese Worte hatten sie getroffen wie ein Schwert. Nur zu warten brauchte sie und alles wäre anders geworden.

Lange lag Helene, unvermögend, sich aufzuraffen. Die Klinke der Thüre bewegte sich, dann klopfte es und sie hörte die Stimme ihrer Mutter: „Helene!"

Doch erst nach zweimaliger Wiederholung des Rufes konnte sie sich entschließen, zu öffnen. Zuvor jedoch barg sie Arthurs Brief in ihrer Tasche.

Sofort sah Frau Marbach, daß neues Leid über ihr Kind gekommen war. Sie breitete die Arme aus: „Du armes Herzchen, läßt man Dich noch immer nicht zur Ruhe kommen?"

Nach kurzem Zögern warf Helene sich an die Brust ihrer Mutter.

„Ich kann es nicht mehr allein tragen," stöhnte sie auf.

„Erleichtere Dich, wenn Dir darnach ums Herz ist. Komm, mein armes Töchterchen, setz Dich zu mir und lege den Kopf an meine Schulter ... Und nun sprich Dir herunter, was Dich drückt und schmerzt ... Einen andern liebst Du, das habe ich ja schon längst erraten — einen andern, der nichts von Dir wissen will. Und wer es ist — auch das kann ich mir denken ..."

Und Helene beichtete alles, was sie bisher so hartnäckig in sich verschlossen: ihre Erlebnisse auf dem Kostümfest, ihre Rettung aus Todesgefahr durch Arthur.

Nicht wenig erschrak Frau Marbach nachträglich.

„Und an demselben Abend gabst Du Wernitz das Jawort! Jetzt verstehe ich alles, Du bedauernswertes Kind ... Gott weiß, mit welcher Sorge ich Dich seitdem beobachtet habe! Nicht einmal versucht hast Du, Dich angemessen zu Deinem Bräutigam zu stellen. Ein anderer als Gustav, der wirklich rührend arglos ist, würde längst Verdacht geschöpft haben ... Aber was soll nur daraus werden?"

„Das schlimmste kommt noch," sagte Helene und holte Arthurs Brief hervor. Und dann schluchzte sie laut auf und bedeckte das Gesicht mit den Händen: „Er liebt mich doch, Mutter! Ich bin blind gewesen — ohne Not habe ich mich geopfert!"

Frau Marbach war über den Brief nicht wenig erschrocken.

„Was willst Du thun?" fragte sie, selbst ratlos.

„Weiß ich's denn? — Was rätst Du mir?"

Nach kurzer Ueberlegung erwiderte Frau Marbach: „Klar ist, was Dir Ehre und Pflicht gebieten ..."

„Du meinst —?"

„Du mußt bei Deiner Entscheidung verharren und Herrn Blank mit wenigen Worten von Deiner Verlobung in Kenntnis setzen."

„So grausam müßte ich sein — gegen mich, gegen ihn?"

Digitized by Google

„Ich sehe keinen andern Weg, Du müßtest denn Deinem Herzen folgen wollen. Dann aber — bedenk es wohl — dann lädst Du eine Schuld auf Dich, die Schuld der Untreue, die Sünde eines Wortbruchs. Und welche Wunde Du Gustav schlagen würdest — ermiß es an Deinem eigenen Leiden."

„Es handelt sich um mein Lebensglück, Mutter!" erinnerte Helene mit einem flehenden Blick.

„Das sagst Du. Weißt Du denn, ob Du es da finden wirst, wo Du es erwartest?"

„O, Mutter!"

„Nimm mir meinen Zweifel nicht übel. Ich kenne Wernitz ziemlich genau, Arthur Blank dagegen sehr wenig. Jener ist treu wie Gold; dieser — Kind, ich muß Dir gestehen, daß mir die Rolle durchaus nicht gefällt, die er gegen Dora Guttentag gespielt hat."

„Du weißt nicht, Mutter, wie unausstehlich sie ist."

„Wenn auch. Sie war es schon, ehe er anfing, ihr den Hof zu machen. Zudem ist es fraglich, ob der Bruch von ihm ausgegangen ist oder von ihr."

„Du bist nun einmal eingenommen gegen Blank. Auch durch Wernitz. Rechne ihm wenigstens zu gut, daß er mir das Leben gerettet hat!"

Frau Marbach erkannte, welche Strömung in Helene die Oberhand hatte. Sie seufzte und sagte: „Du kennst jetzt meine Ansichten. Die Entscheidung liegt bei Dir. Nur Du kannst sie treffen. Und Du mußt sie aus Dir selbst treffen. Ich wünsche mich nicht dem Vorwurf in späteren Jahren auszusetzen, daß ich Dich auf den falschen Weg geleitet hätte."

Ein freudiges Licht blitzte in Helenens Augen auf.

„Du gibst mir die Bahn frei ... Da bleibt mir nichts übrig, als der inneren Stimme zu folgen."

Sie küßte die Unterschrift in Arthurs Brief und steckte ihn wieder in die Tasche.

„Was hast Du beschlossen?" fragte Frau Marbach besorgt.

„Noch nichts, Mütterchen. Aber es wird zur richtigen Zeit schon offenbar werden. — Jetzt komm, wir wollen nach vorn gehen, damit den Schwestern unsere lange Konferenz nicht auffällt."

Frau Marbach schüttelte den Kopf. Aber zu sagen war nichts mehr. Auch lief Helene bereits davon, mit flinkeren Schritten, als sie seit langer Zeit an ihr gesehen hatte. Und auch weiter am Tage zeigte das Kind einen neuen Anflug von Jugendfrische. Am Abend, zum Thee, kam Wernitz. Helene war freundlicher gegen ihn, als sie zu sein pflegte; etwas wie ein sanftes Mitleid leuchtete aus ihren Augen, wenn sie im Gespräche ihn ansah. Sie spielte seine Lieblingsstücke — einfache, getragene Sachen aus den Werken der Klassiker; sie sang Lieder, die er zu hören wünschte, Lieder von Schubert, seinem Lieblingskomponisten. Auch „Frühlingsglaube" bat er sich aus. Noch nie war der Sängerin der Refrain so schön gelungen: „Nun muß sich alles, alles wenden." Ergriffen ging Gustav zu ihr an das Pianino und dankte ihr warm.

Frau Marbach wußte nicht, was sie denken sollte. Und Gustav, als er, wie immer, pünktlich mit dem Glockenschlage zehn aufbrach, war überzeugter als jemals, daß ihn an Helenens Seite ein überschwengliches Glück erwarte.

XII.

Ja, die linden Lüfte waren erwacht; sie wehten und säuselten die ganze Nacht und schafften an allen Enden.

Mit einem Schlage war es Frühling geworden. Junker Lenz war angekommen nach langer, mühseliger Wanderschaft vom Süden her. Die Mauer der Alpen, die sich quer über seinen Weg zieht, hatte er überklettern müssen. Dabei hatte er sich aufgehalten; dann aber war es wieder flott weitergegangen. Und nun spazierte er mit den ersten Strahlen der Morgensonne in die Stadt hinein. Als die Leute sich den Schlaf aus den Augen rieben und die Vorhänge von den Fenstern zogen, war er schon emsig beschäftigt, allenthalben die Veilchen aus dem Grase zu zupfen und aus den Blätterbüscheln der Tulpen und Hyazinthen den Blütenstengel heraus zu heben. Und die Menschen, die verwundert sein Treiben belauschten, lächelte er an: Da bin ich wieder! Ihr kennt mich doch noch? Nun legt eure Wintergesichter ab und kommt hervor aus euren Gefängnissen! Auch an euch will ich mein Wunder thun. Heraus, ihr Jungen! Heraus, ihr Alten! Euch allen fächle ich Hoffnung ins Herz; aus euch allen locke ich junges Grün! Kommt heraus und berauscht euch an mir!

Helene hatte gut geschlafen und wachte mit roten Wangen auf. Der Mahn- und Weckruf des Lenzes mußte wohl in ihre Träume hineingeklungen sein, denn sie stieß gleich die Fensterflügel auf, schlürfte die weiche, milde Luft und schaute mit großen, neugierigen Augen hinab in die Stadtgärten, die, von hohen Häusern umstanden, von kargen Portionen Sonnenschein leben mußten, und doch ihre Bäume und Sträucher jedes Jahr zur Entwicklung brachten und sogar mit Blumen einigen Luxus treiben konnten. Und es schien ihr, als ob die Welt da unten die Nacht benützt hätte, sich umzukleiden. Ihr melancholisches, graues Gewand hatte sie abgeworfen und dafür ein feines, duftiges Kleid von grünem Spitzengewebe angezogen. Helene rieb sich die Augen. War das wirklich seit gestern geschehen? Es mußte doch wohl so sein. Denn gestern morgen, das wußte sie genau — gestern morgen, als sie hinausblickte, war nichts Besonderes zu sehen gewesen.

Als sie bald darauf Mutter und Schwestern ihre Wahrnehmungen mitteilte, wurde ihr nur gleichgiltig zugegeben, daß das Wetter nicht übel zu sein scheine. Und Käthe sagte kopfschüttelnd: „Wie kannst Du Dich um ein bißchen Sonnenschein und Wärme nur so aufregen? Es wäre ja sehr erfreulich, wenn wir morgens nicht mehr einzuheizen brauchten." — Elise aber erinnerte: „Du bist spät, Helene. Um neun Uhr ist Deine erste Stunde; Du hast nur noch zehn Minuten für Dein Frühstück."

Helene begann, hastig zu essen. Auf einmal rief sie aus: „Ich möchte heute am liebsten bummeln. Den ganzen Tag. Durch Feld und Wald. Gar nicht an Kreuze und Been und Takt und Fingersatz denken. Was kann einem doch die Musik zur Last sein!"

Die Schwestern sahen sie erstaunt an. Was diese Jüngste doch für wunderliche Einfälle hatte!

Im Nu war Helene fertig, hing ihr Mäntelchen um, setzte den Hut auf, warf den Ihrigen eine Kußhand zu und eilte trällernd hinaus.

„Was ist ihr nur angeflogen?" fragte Käthe.

Frau Marbach machte sich mit dem Abräumen des Geschirrs zu schaffen. „Was es auch sein mag: es steht ihr gut," sagte sie. „Ich wollte, sie wäre immer so."

Als Helene gegen Mittag zurückkehrte, suchte sie ihre Mutter in der Küche auf.

„Bist Du auch ausgegangen heute morgen? Nicht? Das ist unrecht gegen Dich. Bei solch himmlischem Wetter! Du darfst wirklich nicht so am Hause kleben. Weißt Du was? Hole mich heute nachmittag um sechs Uhr in der Schillerstraße ab. Dann bin ich mit meinem Tagewerk fertig und wir machen einen wonnigen Spaziergang zusammen. Nicht wahr, Mütterchen, Du kommst? Und allein, hörst Du! Wir könnten allerlei zu besprechen haben, was nicht für die Ohren anderer taugt."

Frau Marbach versprach, sich einzustellen; keine Ahnung kam ihr von der Arglist ihrer Tochter.

Diese war ihrer inneren Stimme gefolgt; ihre Antwort an Arthur, die sich bereits in seinem Besitz befand, lautete: „Ich möchte Sie gerne sprechen. Bald nach sechs Uhr führt mich mein Weg durch die Kastanienallee, die am Springbrunnen endet."

XIII.

Seit jenem Auftritte bei der Probe zwischen Arthur und Dora begrüßten sich die beiden nur noch mit kühler Verbeugung, doch wechselten sie kein Wort mit einander. Dora trotzte. In offenkundigster Weise erkor sie Geyer zu ihrem Günstling. Und die Gesellschaft fügte sich bereitwilligst dieser neuen Laune des reichen Mädchens. War es früher selbstverständlich gewesen, daß Arthur seinen Tischplatz neben Dora erhielt, so fand sich jetzt immer Geyers Name neben dem ihrigen. Und Geyer war nur zu glücklich, nach ihrer Pfeife tanzen zu dürfen. Allerdings traute er der Dauer dieser günstigen Strömung noch nicht recht und wagte nicht, sie auszunützen, doch zweifelte niemand daran, daß Dora verstehen würde, ihm die Lippen zu öffnen, sobald ihr krauses Köpfchen den richtigen Zeitpunkt dafür gekommen hielt.

Arthur dachte keinen Augenblick daran, der wetterwendischen Schönen ein gutes Wort zu geben. Eher hätte er sich die Zunge abgebissen. Nein — mit Dora Guttentag war er fertig für immer — Gott sei Dank! Der Gefahr, von ihr in Ketten geschlagen zu werden, war er noch mit knapper Not entgangen, wenn auch nicht durch eigene Initiative. Der Zufall hatte für ihn gethan, was er mit Fug und Recht aus sich selbst hätte thun sollen. Denn die Fehler Doras: ihre Launenhaftigkeit, ihre Herrschsucht, ihr Eigensinn, ihre Rücksichtslosigkeit — er hatte sie längst erkannt und sich keiner Täuschung darüber hingegeben, welches Los ihn an der Seite von Dora Guttentag erwartete. Aber es schmeichelte ihn, von dem reichen Mädchen umworben zu werden. Sie hatte ihn zuerst gesucht, nicht er sie. Seine Eitelkeit hatte ihn verlockt, dem Vögelchen mit dem goldenen Gefieder nachzujagen, das so deutlich den Wunsch kundgab, gefangen zu werden. Nun war er der Genarrte. Und das wurmte ihn.

Vor Wochen schon — vor Monaten hätte er sich Dora zu Füßen werfen können; sie würde ihn nicht abgewiesen haben. Warum hatte er's nicht gethan? Weil er sich nie hätte dazu entschließen können, weil im entscheidenden Augenblicke immer die unliebenswürdigen Eigenschaften Doras ihn zurückgescheucht hatten. Und vollends seit dem Kostümfest — seit Helene Marbach in seinem Kreise aufgetaucht war, fühlte er sich von der Konsulstochter mehr abgestoßen wie angezogen. Das war der Wendepunkt gewesen. Jetzt sah er's klar.

Aber mehr noch wurde ihm klar, als er nun mit prüfenden Augen zurückschaute. Jene Stunde, die er mit Helene im Wiener Café zugebracht hatte, trat ihm lebhaft vor die Seele. Und er erkannte, daß ihn damals der Neid auf Wernitz blind machte und ihn verhinderte, die Erregung des Mädchens richtig zu deuten ...

Von Stund an kam Helene ihm nicht aus dem Sinn. Noch immer war ihre Verlobung mit Wernitz nicht bekannt gemacht worden. Das Gerücht, zu dessen Verbreiter sich Geyer gemacht hatte, war ohne Zweifel falsch gewesen. Entweder zögerte Wernitz noch immer, aus unbegreiflicher Blödigkeit, den Ansturm auf Helene zu wagen, obgleich ihm Mutter und Schwestern als Bundesgenossen zur Seite standen, oder er hatte gesprochen und der trockene Philister war von Helene, die eine andere Liebe im Herzen trug, verschmäht worden. Wie dem auch sei, es bestand für Arthur kein Hindernis, um sie zu werben, wenn er wollte.

Das hübsche, reich begabte, liebenswürdige Mädchen war wahrlich begehrenswert genug. Daß sie nichts besaß, galt ihm als ein weiterer Vorzug; desto mehr Fügsamkeit durfte er von ihr erwarten. Und ferner: welcher Schlag für den verhaßten Vetter, wenn er, gerade er, ihm die Geliebte vor der Nase wegschnappte. Welcher Aerger für Dora, wenn ihr die arme Klavierlehrerin vorgezogen wurde.

Nachdem diese Gedanken auf Arthur einige Tage lang eingewirkt hatten, gelangte er zu dem Entschluß, an Helene zu schreiben. Sein Erfolg schmeichelte ihm; was er nicht zu erbitten gewagt hatte, gewährte sie ihm freiwillig: eine Unterredung unter vier Augen.

Er hatte doch Helene weniger Takt zugetraut, als sie besaß. Als er sie in die Kastanienallee einbiegen sah, war sie nicht allein; ihre Mutter befand sich bei ihr.

Es blieb ihm nichts übrig, als sich die Ehrendame gefallen zu lassen. Er ging den beiden entgegen und trat grüßend auf sie zu.

Warm genug empfing Frau Marbach ihn. In diesem Augenblick war er für sie nur der Lebensretter ihrer Tochter, dem sie herzlichen Dank schuldete. Sie schien es auch nicht ungehörig zu finden, daß er, umkehrend, sich zu ihnen gesellte.

„Und Sie, Fräulein Marbach, haben keine Erkältung davongetragen?" wandte er sich an Helene.

„Nein; dank Ihrer zweckmäßigen Behandlung hat sich nicht einmal ein Schnupfen eingestellt. Wie aber habe ich mich gegen Sie benommen? Ich glaube, daß ich Ihnen kaum gedankt habe. In einer Verfassung muß ich gewesen sein — in einer Verwirrung —"

„Die mir nicht verborgen geblieben ist," fiel Arthur ein, ihren Blick suchend. „Denn es gelang mir nicht, mich Ihnen verständlich zu machen."

Digitized by Google

José Echena: Der Wonnemonat.

Digitized by Google

Digitized by Google

Helenens Augen begegneten den seinigen.

„Schade, daß mein Kopf so konfus war. Vielleicht fasse ich jetzt besser."

„Wenn es nicht zu spät ist."

„Das kommt darauf an."

„Also darf ich sprechen?"

„Warum denn nicht?"

Frau Marbach erschrak nicht wenig, als die Unterhaltung in blitzschnellem Verlauf diese bedenkliche Wendung nahm. Doch waren die gebrauchten Ausdrücke so nichtssagend, daß eine Einmischung ihrerseits unschicklich gewesen wäre. Vor dem Kommenden zitternd, wandelte sie stumm nebenher.

Rasch ging die Wechselrede weiter.

„Sie haben sich täuschen lassen, wie alle Welt. Ich war nie gesonnen, goldene Ketten zu tragen."

„Und Sie fürchteten jemand, dem ich damals innerlich so fern stand wie heute."

„Innerlich! — Und äußerlich?"

„Was äußerlich geschehen ist, bindet mich noch nicht."

Arthur verstand. „Dann befreien Sie sich. Sie gehören zu mir. Für allezeit. Ich fühlte es gleich an jenem Abend, als ich Ihnen zuerst begegnete."

„Auch ich," gestand Helene leise, nach kurzem Zögern.

Jetzt endlich fand Frau Marbach Worte. „Kind, was thust Du?" rief sie bestürzt aus.

„Ich rede die Wahrheit. Gott sei Dank, ich darf es wieder."

Vor Frau Marbachs Augen erschienen plötzlich alle die Unannehmlichkeiten, die auch für sie aus Helenens Entscheidung entstehen mußten.

„Als ob Du damit nun auf einmal in tiefem Wasser wärst und lustig weiter schwimmen könntest!" klagte sie. „Wer soll dem armen Wernitz nun beibringen, daß Dein Gelöbnis Lug und Trug gewesen ist?"

„Ich — selbstverständlich," erklärte Helene. „Mir ist nicht bange vor der Aussprache mit Wernitz. Niemals habe ich ihm gesagt, niemals ihn durch mein Verhalten zu dem Glauben verleitet, daß ich ihn liebte. Wenn ich ihm alles sage, wird er mich verstehen und mir verzeihen. Am richtigsten ist, ich thue es gleich. Er wird noch in seinem Bureau sein."

Sie hatten das Ende der Allee erreicht. Helene blieb stehen.

„Hier muß ich rechts abbiegen. Begleitest Du mich noch ein Streckchen, Arthur?"

„Bis in die Höhle des Löwen, wenn Du es wünschest."

„Ich danke Dir — nein. Dies muß ich allein ordnen. Und dann laß es abgethan sein zwischen uns. Für immer — um nie wieder erwähnt zu werden. So möchte ich's gerne haben."

Frau Marbach trennte sich von dem Paare. Voll von quälenden Gedanken eilte sie nach Hause. Anstatt eines Schwiegersohnes, den sie leiden mochte, dessen freundlicher Achtung sie sicher war, hatte sie plötzlich einen andern erhalten, der ihr unsympathisch war und der seinerseits sie höchstens höflich dulden würde. Und was Käthe und Elise betraf, die für Gustav Wernitz schwärmten, so hatte sein Nachfolger auf keine Zuneigung zu rechnen, namentlich nicht, da er Arthur Blank hieß.

Das waren traurige Aussichten für die Zukunft! Mit einem Schlage war das bisherige trauliche Familienleben vorüber. (Fortsetzung folgt.)

Unsere Bilder.

Falstaff und sein Page. Freund Grützner führt uns einen alten Bekannten vor, den wohlbeleibten Sir John, wie er vor seinem Pagen einherschreitet, seinem Grolle gegen die Undankbarkeit und Filzigkeit der Welt im allgemeinen und seines prinzlichen Freundes und Gönners im besonderen Luft machend. Wir hören es deutlich von seinen Lippen: „Du verwünschtes Alraunchen, ich sollte Dich eher auf meine Mütze stecken, als daß Du meinen Fersen folgest. Noch niemals bis jetzt hat mir ein Achatstein aufgewartet; aber ich will euch weder in Gold noch Silber fassen, sondern in schlechte Kleider und euch wieder zu eurem Herrn zurücksenden, als ein Juwel zu dem Juvenil, dem Prinzen, eurem Herrn, dessen Kinn noch nicht flügge ist. Mir wird eher ein Bart in der flachen Hand wachsen, als er einen auf der Backe kriegt, und doch trägt er kein Bedenken, zu sagen, sein Gesicht sei ein Kronengesicht ... Er mag seine Gnade für sich behalten, er ist beinahe aus der meinigen gefallen, das kann ich ihm versichern. Was sagt Meister Dumbleton wegen des Atlasses zu meinem Mantel und zu meinen Pluderhosen?" — Worauf dann der Riese sich von dem Alräunchen sagen lassen muß: „Er sagte, Herr, Ihr solltet ihm bessere Bürgschaft stellen, als Bardolph seine; er wolle seine Handschrift und die Ihre nicht annehmen, sie gefielen ihm alle beide nicht." Und so schreitet das würdige Paar dann weiter, seinem Schicksale entgegen, das dem dicken Ritter einstweilen in der Gestalt des Lord Oberrichters naht.

Japanische Kriegsbilder. Das wirksamste Mittel, den kriegerischen Sinn der Japaner zu wecken und das Volk mit Opfermut zu erfüllen, waren die Kriegsbilder, die nach jedem neuen Waffenerfolge gegen die Chinesen in hunderttausend Exemplaren erschienen und auf den Straßen der Städte verkauft wurden. Hier konnten die Japaner sehen, wie weit sie in Ausrüstung, Bewaffnung und kriegerischer Haltung den Chinesen voraus waren. Hier war auch in deutlichster Weise das eingeborene Wesen vermischt mit den europäischen Errungenschaften, eine Mischung, die über den chinesischen Konservatismus den endgiltigen Sieg davontrug. Die Kämpfe, wie der beim Uebergang über den Yalufluß und bei Port Arthur, lösen sich für den Künstler in eine Reihe von Einzelkämpfen nach Art der homerischen auf; auf mächtigen Pferden, die mit Ausnahme der nach überlieferter Weise stilisirten Köpfe und Schweife in europäischem Sinne naturgetreu dargestellt sind, überreiten die japanischen Ulanen die altmodisch ausgerüsteten chinesischen Scharen und der chinesische Heerführer in seinem Prachtgewande wird unrettbar von dem schneidigen japanischen Offizier abgeführt. Der alte japanische Schwertadel fühlt sich durch seine Kriegsleistungen wieder ganz gewaltig ermutigt und im Herzen des japanischen Volkes befestigt. Und wer weiß, ob dieser neu erwachte Kriegsmut selbst nach dem Friedensschlusse nicht noch der japanischen Regierung Schwierigkeiten bereiten wird.

Kirchen und Prediger in Amerika.

Von

Theodor Hermann Lange.

Wenn hin und wieder in europäischen Tagesblättern etwas befremdende Mitteilungen über amerikanische Kanzelredner und transatlantisches Kirchentum erscheinen, so hält der Durchschnittsleser diese oft geradezu komisch wirkenden Meldungen direkt für Erfindungen besonders phantasievoller Journalisten. Und doch ereignen sich alltäglich in den Kirchen und im kirchlichen Leben der verschiedensten amerikanischen Religionsgemeinschaften und Sekten Dinge, die von denjenigen, welche das gesellschaftliche Leben der Yankees nicht auf Grund eigener Anschauungen kennen, einfach für ganz unmöglich gehalten werden. Es hat seine volle Richtigkeit, wenn man in amerikanischen Zeitungen liest: „Samstag abend großer Austernschmaus für Damen und Herren in der Kongregistenkirche. Personen, welche der Gemeinde beitreten wollen, sind herzlich willkommen", oder: „Mittwoch abend Konzert, deklamatorische Vorträge und Theateraufführungen in der Methodistenkirche. Alle Räume sind gut und gleichmäßig erwärmt." Bei sehr vielen amerikanischen Kirchen befinden sich nämlich in einem besondern Anbau oder im Erdgeschoß unter der Kirche verschiedene Gesellschaftsräume, welche einen Konzert- oder Vortragssaal, Bibliothek- und Damenzimmer, Garderobe, Küche und bisweilen auch eine Bühne enthalten. Die Heilsarmee (Salvation Army) kündigte vor mehreren Jahren während meines Aufenthaltes in Brooklyn ihre gottesdienstlichen Versammlungen folgendermaßen an: „Um elf Uhr vormittags Herabkommen des heiligen Geistes, um halb zwölf Uhr furchtbare Gemütlichkeit. Punkt zwölf Uhr großer Angriff auf den Teufel auf der ganzen Linie; um halb ein Uhr Hallelujagalopp und Rückmarsch der Truppen in die Kasernen."

Als ich im Mai vorigen Jahres von Chicago einen Ausflug nach St. Louis unternahm, las ich in einem texanischen Countyblättchen: „Gesucht für die Trinitykirche in D. ein erster handfester Geistlicher, nicht über fünfunddreißig Jahre alt. Durchaus nüchterne Bewerber, welche deutsch und englisch zu predigen verstehen, wollen ihre Gesuche an das Vorstandsmitglied W. G. in D. einreichen." In den Großstädten des Ostens stehen übrigens viele plutokratische Kirchengemeinden in jeder Beziehung „auf der Höhe der Zeit und schreiten mit der Wissenschaft fort." In den Neuenglandstaaten haben nämlich eine Reihe Privatwohnungen Fernsprechverbindungen mit den Kirchen. So können namentlich Kranke, denen es unmöglich ist, dem Gottesdienste beizuwohnen, vom Zimmer aus die Predigten anhören. Wie alle Amerikaner, so sind auch die protestantischen Geistlichen in Amerika eminent praktisch. Im April vorigen Jahres besuchte ich das deutsch-lutherische Predigerseminar in Chicago. Der Direktor des Seminars, ein Professor Severinghaus, führte mich in der liebenswürdigsten Weise durch alle Teile des ganzen Institutes, über dessen Lehrkurse und Studienpläne er mir auf das bereitwilligste Auskunft erteilte. Als ich mich verabschiedete, sagte er mir: „Unsere Studenten haben jeden Sommer von Mai bis September Ferien, diesen Sommer aber von Ende April bis Ende Oktober. Wir richten nämlich während dessen das ganze Seminar zu einem Hotel garni für Besucher der Weltausstellung ein. Zimmer und erstes Frühstück 1 Dollar den Tag, für Gesellschaften billiger."

Auf dem Weltausstellungsparke in Chicago befanden sich unter den Columbusgardisten, welche die Ordnung unter den Besuchern aufrecht erhalten und Auskunft erteilen mußten, eine Reihe protestantischer Studenten der Theologie, die sich während der großen Ferien einen kleinen Nebenverdienst verschaffen und die Wunder der Ausstellung kostenlos anschauen wollten. Uebrigens verwandeln sich viele arme protestantische Studenten der Theologie alljährlich während der großen Ferien in — „Kellner." Die jungen Leute finden dann meist in den teuren Modebädern gute Stellungen für einige Monate und reiche Amerikaner geben bei ihrer Abreise diesen „Kellnern" öfters Trinkgelder, welche hinter den Jahresstipendien deutscher Studenten der Theologie nicht zurückstehen.

Eigentümlich ist es übrigens, daß sehr viele protestantische Religionsgemeinschaften in Amerika mehr und mehr einen Stich ins Katholische bekommen, wenn man so sagen darf. Was die protestantischen Kirchen im alten Europa als „papistisch" oder „römisch" verwerfen, führen protestantische Bekenntnisse in Amerika wieder ein. So hat die anglikanisch bischöfliche Kirche in Nordamerika bereits einen Mönchsorden aufzuweisen und verschiedene protestantische Sekten finden jene neue Einrichtung so lobenswert, daß sie dieselbe wohl bald nachahmen dürften. Die neue Vereinigung eheloser Männer gebildeter Stände nennt sich: „Orden der Brüder von Nazareth" und hat ihren Hauptsitz in Verbank im Dutcheß-County im Staate New-York. Nach den Regeln des Ordens, dem gegenwärtig ein Bruder Gilbert als „Superior" vorsteht, wünschen die Brüder „dem geräuschvollen Treiben der Welt und dem nimmer rastenden Kampfe um das Dasein zu entgehen. Sie sind gern bereit, auf die glänzenden Erfolge in der Außenwelt zu verzichten, wenn sie dafür den Frieden eines Lebens ohne Ehrgeiz und ohne hochfliegende Wünsche unter den Gesetzen einer außerhalb der gewöhnlichen Gesellschaft stehenden Gemeinschaft eintauschen können ... Der Orden soll die Idee zur Durchführung bringen, daß Gebet und Wohlthätigkeitsarbeit dazu bestimmt sind, das Leben eines heiligen Mannes auszufüllen." Der Orden leitet und überwacht eine Reihe von ihm eingerichteter Wohlthätigkeitsanstalten ganz nach katholischem Vorbilde, so eine Besserungsanstalt für Knaben, welche sich der elterlichen Zucht nicht fügen wollen, ein Heim für Schwindsüchtige, Ferienkolonien für arme Knaben, ein Waisenhaus und so weiter. Was übrigens die katholische Kirche anbetrifft, so unterscheidet sich dieselbe natürlich nur in einigen wenigen Aeußerlichkeiten von derjenigen der alten Welt. Beispielsweise muß man in vielen amerikanischen katholischen Kirchen, sofern man nicht Kirchenmitglied ist und seinen Sitz in der Kirche gepachtet hat, Eintrittsgeld beim Eintritt in die Kirche entrichten, gerade wie auch viele protestantische Kirchen Entree von Fremden fordern. Die Altäre der katholischen wie protestantischen Kirchen werden häufig von den Damen der Gemeinde in „Ordnung" gehalten, das heißt mit Blumen, Pflanzen und so weiter geschmückt. Selbst in kleinen und armen protestantischen wie katholischen Gemeinden kommt es oft vor, daß an Sonntagen im Winter allein für 20 bis 30 Dollars frische Blumen auf den Altar beziehungsweise auf die Altäre gestellt werden. Als ich in früheren Jahren dem Gottesdienste des verstorbenen und seinerzeit vielgenannten protestantischen Modepredigers Beecher in der Plymouthkirche in Brooklyn beiwohnte, sah ich etwas Aehnliches. An einem Sonntag im Februar 1885 bezifferte sich in der Plymouthkirche der Wert dieser Blumenspenden auf annähernd 2000 Dollars. Aber hier waren diese Blumen nicht zur Schmückung des Altares bestimmt und verwandt worden, sondern sie bedeckten das große Podium, von dem aus Beecher predigte. Auf dem Tische vor Beecher lagen Dutzende prachtvoller und kostbarer Bouquets, die ihm seine Verehrerinnen gesandt hatten, denn Beecher war der beliebteste Damenpastor von den Gestaden des atlantischen Weltmeeres bis hinüber zum stillen Ozean. Rezensiren die amerikanischen Reporter in den Montagsnummern der Zeitungen die Sonntags gehaltenen Predigten, so vergessen sie auch meist nicht die Kosten anzugeben, welche durch die Blumendekoration der Kirche entstanden sind. Als sich vor mehreren Jahren am Ostersonntage in der plutokratischen Hallschen Kirche in New-York — an der fünften Avenue und fünfundfünfzigsten Straße gelegen — zufällig die verschiedensten Mitglieder der Familien Vanderbilt und Gould und andere Eisenbahnkönige und Börsenfürsten befanden, berechnete sogar der gleichfalls anwesende Redakteur eines Finanzblattes, „daß 700,000,000 Dollars der Hallschen Predigt gelauscht hätten."

Natürlich bezahlt man die gefeierten amerikanischen Geistlichen sehr hoch, während die Prediger der kleinen Gemeinden fortwährend am „unbezahlten Hungertuche" nagen, falls sie keine lohnenden Nebenverdienste finden. Doktor Hall hat als Prediger eine Jahreseinnahme von über 120,000 Dollars. Aus den verschiedenen Teilen der Union reisen nämlich die Millionäre und Millionärskinder nach New-York zu Dr. Hall, um sich von ihm in seiner Kirche trauen, beziehungsweise um ihre Babies taufen zu lassen, Zeremonien, bei denen Dr. Hall öfters binnen wenigen Minuten 1000 Dollars verdient. Reverend Dr. Morgan Dix, Prediger der episkopalen Trinity-Church in New-York, hat ein festes Jahresgehalt von 50,000 Dollars und außerdem als Sachwalter der überaus reichen Trinitygemeinde noch über 95,000 Dollars Nebeneinnahmen. Als Dr. Dix vor mehreren Jahren eine Sammlung von Fastenpredigten unter dem Titel „Christliche Frauen" in Buchform herausgab, zahlte ihm sein Verleger

Digitized by Google

dafür 15,000 Dollars Honorar. Auch der Brooklyner Reverend Talmage, der größte „Kanzelhanswurst“ in der Union, der thatsächlich besser in den Zirkus des seligen Barnum gepaßt hätte als auf eine Kanzel, bezieht von seiner Gemeinde über 30,000 Dollars festes Gehalt. Den biedern Farmern im Westen predigen allerdings Geistliche den Monat schon für 30 und 40 Dollars. Viele dieser Landpastoren sind ehemalige Handwerker, bankerotte Kaufleute, aus Europa Schulden halber durchgebrannte Offiziere und so weiter. Solche Pastoren haben weder ein Predigerseminar besucht, noch eine theologische Prüfung bestanden. Natürlich können die Gemeinden derartigen „Seelenhirten“ jeden Tag kündigen. In New-York griff die Polizei in einer Julinacht vorigen Jahres eine Frauensperson auf, die auf unrechten Wegen wandelte. Bei ihrer Vernehmung in der Polizeistation gestand die Verhaftete, daß ihr Mann ein stellenloser Pastor sei und jetzt mit Korsetts hausire, was aber nicht viel einbringe. „Die Not hatte mich vom rechten Wege abgebracht,“ sagte die Frau zu dem betreffenden Polizeikapitän.

Schlecht bezahlte Geistliche suchen durch alle möglichen und nach unseren Begriffen auch oft unmöglichen Nebenbeschäftigungen noch ein paar Dollars zu verdienen. So lernte ich in H. im Staate Kentucky vor mehreren Jahren einen Pastor B. kennen. Derselbe war außerdem Religionslehrer an verschiedenen Schulen, Buchhandler, Notar, Versicherungsagent, Billetverkaufer für Eisenbahn- und Schiffsgesellschaften und schließlich vermittelte er noch den Verkauf von Landereien an Einwanderer.

An vielen katholischen wie protestantischen Kirchen sind auch Sanger und Sängerinnen angestellt, die ihre Stellungen an einer Kirche sehr oft mit der an einem Theater vertauschen oder umgekehrt. An der Trinity-Church, an der Paxtonkirche und an der Baptistenkirche in der funften Avenue in New-York erhalten Sangerinnen und Sanger bis zu 6000 Dollars Jahresgehalt. Die Kirchensangerinnen treten im Sommer oft mit Fachern auf das Podium, und in den sudlichen Staaten sieht man haufig katholische Geistliche mit Fachern im Beichtstuhl.

Die bedeutenden Kosten, welche der Unterhalt der amerikanischen Kirchen erfordert — Staats- und Gemeindezuschüsse gibt es naturlich nicht — werden durch das Verpachten der Kirchenstühle, durch die Sonntagskollekten, durch Kirchenfeste und auf andere Weise aufgebracht. Bei Kirchenneubauten wird das Recht eines Gemeindemitgliedes, einen Stein mit der Namensinschrift des Gebers spenden zu können, oft mit 1000 Dollars und daruber bezahlt. Aeltere Kirchengemeinden besitzen große Ländereien, die alljahrlich an Wert steigen und so weiter.

In vielen Gotteshausern kommt es übrigens hin und wieder zwischen den Gemeindemitgliedern oder zwischen dem Geistlichen und seiner Gemeinde zu Prügeleien. Anfang April vorigen Jahres applizirten in Chicago in der Presbyterianerkirche in der Beldan-Avenue eine Reihe Gemeindemitglieder nach der Predigt ihrem Geistlichen, Pastor Dr. Thoterot, eine stattliche Anzahl Stockschlage. Pastor Dr. Thoterot war beschuldigt, verschiedenen hübschen Witwen seiner Gemeinde zu viel Aufmerksamkeit erwiesen zu haben. An diesem Gottesdienste hatten auch zahlreiche andere presbyterianische Geistliche teilgenommen, weil am selben Nachmittag in Chicago eine Konferenz der presbyterianischen Geistlichen stattfand. In dem Berichte über diese Prügelei hieß es in der Illinois Staatszeitung vom 4. April zum Schluß: „Mehrere handfeste Geistliche stellten die Ruhe in der Kirche wieder her.“

Sensationshascherei und Reklamesucht sind die Hauptmerkmale so vieler amerikanischen Geistlichen. In den Samstagsnummern der Zeitungen werden sehr häufig die Themen, über welche der Geistliche Sonntags predigt, im Annoncenteil angekündigt. Andere Geistliche lassen Zettel an die Kirchenthüren anschlagen, auf denen die Themen gedruckt sind. Oder es verteilen auch hin und wieder in der Nahe der Kirchen Knaben an die Straßenpassanten Karten, auf denen jedermann zum Besuch der Predigt eingeladen und das Thema mitgeteilt wird. Diese Themen sind oft originell. Die amerikanischen Geistlichen predigen Sonntags über „Kapital und Arbeit“, über „Nachteile und Vorzüge der Arbeiterstrikes“, über „die Ernte in den Vereinigten Staaten“, über „das Gigerltum“ und so weiter. Natürlich annonciren viele amerikanische Geistliche als gute Geschaftsleute standig in den Zeitungen. Da liest man: „Billig, billig ist Pastor W. bei allen Zeremonien. Trauungen und Taufen in und außer dem Hause zu jeder Tageszeit. Vorherbestellung nicht nötig, ebenso keine Vorausbezahlung. Man spreche vor und uberzeuge sich.“ Ein anderer Geistlicher annoncirt: „Pastor J. Z., bei Arm und Reich gleich beliebt, empfiehlt sich fur Taufen, Trauungen und Begrabnisse. Im vergangenen Jahre 305 Eheschließungen und 107 Taufen vorgenommen.“ Auch die Friedhofsgesellschaften annonciren ihre „schönen und großen Familienbegrabnisplatze“ oder „Einzelgraber, ohne Vorherbestellung, stets fertig.“ Um neue Zugmittel sind die amerikanischen Geistlichen nie verlegen. So ließ man in einigen Methodistenkirchen zu Philadelphia vor mehreren Monaten die berüchtigten Verbrecher Gebrüder Bidwell predigen, welche kurz vorher aus dem Zuchthause entlassen worden.

Wie im Winter Abendunterhaltungen, so veranstalten im Sommer die Geistlichen oft für ihre Gemeindemitglieder „Maigänge“ und Waldfeste, bei denen die Herren Pastoren nicht selten auch als Heiratsvermittler fungiren.

Zum Schluß sei erwähnt, daß es in Amerika noch „rollende“ und „schwimmende“ Kirchen, sowie „Kirchen auf Attien“, das heißt sogenannte Spekulationskirchen, gibt. So bereist der Bischof Walker von der Episkopalkirche in Norddakota regelmäßig mit einem auf Eisenbahnschienen fahrbaren Gotteshause seine weit ausgedehnte Diozese. Der fruhere Kapitan Hiram Menker in New-York hat in einem Kanalboote eine Kapelle herrichten lassen. Mit diesem Boote, „The Gospel boat“ genannt, unternimmt Menker Rundfahrten im New-Yorker Hafen. In der Schiffskapelle steht ein Harmonium und nach Beendigung jeder Predigt erhalten die Teerjacken Thee, Kaffee und Butterbrot. Spekulationskirchen werden öfters von Maurer- oder Zimmermeistern in neugegründeten Städten erbaut und zwar ohne Auftrag einer Kirchengemeinde. Der Bauunternehmer verschreibt sich auf seine Kosten einen jungen, gewandten, hübschen und unverheirateten Prediger, der dann eine Gemeinde ins Leben ruft, welch letztere dem Bauunternehmer schließlich das Gotteshaus abkauft. Daß es in Amerika unter den verschiedensten protestantischen Religionsgemeinschaften und Sekten auch zahlreiche Prediger gibt, die ihren Beruf in ernster und gebührender Weise auffassen, soll nicht bestritten werden. Aber sie erzielen durchweg keine glanzenden, oft nicht einmal befriedigende Geschafte und ihre Kirchen sind bei weitem nicht so gut besucht wie diejenigen der Modeprediger und der Reklamegeistlichen.

Volkstrachten im Schwarzwald.

Von

Georg Waldfreund.

Mit Bildern

von

W. Hasemann.

Das Jahrhundert neigt sich seinem Ende zu. Immer rascher und machtiger, gleich einem anschwellenden Gebirgsbach rauscht der Strom der Zeit dahin; gefraßig verschlingt er die Gegenwart und deckt die eben gewordene Vergangenheit mit seinen grauen, trüben Wogen, aus denen nur hie und dort noch als grune Insel, mit den Blumen der Poesie geschmuckt, ein Stuckchen Ueberlieferung bescheiden hervorragt.

Auch diese sucht er zu überfluten; alles möchte er ausebnen und gleich machen, die Menschen und ihre Lebensbedingungen, ihr Handeln und Wandeln, ihr Denken und Fühlen. Mancher historische Zeuge verfällt dabei der Vergessenheit, die Geschichtsforschung verliert manche Handhabe; dem Gefuhl und Gemüt, die ihre Wurzeln in die Vergangenheit senken und ihre Zweige der Zukunft entgegenbreiten, wird die so dürftige und so nötige Nahrung entzogen; ein schwerer Verlust droht der Kunst und dem Künstler. Ganz besonders laßt sich unter anderem der verflachende und uniformirende Einfluß des Zeitalters an der Kleidung unseres Landvolkes, dieses einzigen stabilen Elementes der fort und fort sich ändernden, im tollen Wirbel dahinjagenden Menschheit erkennen. Immer mehr weichen die alten, kleidsamen und malerischen, den örtlichen Verhältnissen angepaßten und historisch interessanten Trachten den zweifelhaften Kindern der Gottin „Mode“ und nehmen alte Sitten und Bräuche, alte Einfachheit und Treue mit sich.

Ausgehend von dieser Thatsache und angeregt durch das bekannte Schriftchen von Hansjakob*) unternahmen es einige Männer des oberen Kinzigthals, an ihrer Spitze W. Hasemann in Gutach, einen Verein zur Erhaltung der Volkstrachten zu gründen.

Es durfte allgemein bekannt sein, daß der durch die reiche Erfindungsgabe seiner Phantasie, die zarte, poetische Auffassung seiner Dorfgeschichten in Bildern und eine vollendete Technik gleich berühmte Maler des landlichen Volkslebens, Wilhelm Hasemann, sich seit einer Reihe von Jahren in Gutach (Amt Wolfach in Baden) in Mitte der Vorbilder seiner Schöpfungen niedergelassen und durch sein künstlerisches Wirken allein schon viel zur Erhaltung des Alten und Volkstümlichen in der Gegend beigetragen hat. In der That finden wir in dem von der Mutter Natur so verschwenderisch ausgestatteten Kinzigthal, das sich und seine vegetationsreichen Zweigthaler gleich paradiesischen Zaubergärten tief in die Fels- und Waldwildnisse der Hercynia silva eingegraben hat, noch einen fast unberührten Schatz von alten Sitten und Trachten, den ein regsames, zufriedenes Völkchen in wohlthatiger Abgeschlossenheit bewahrt hat. Wohl hat das schnaubende Dampfroß, mit grauen Rauchwolken die Blüten erstickend, seinen Weg in die wildfremden Thäler gefunden — wo kein Weg ist, wo hochragende Felsen sich entgegentürmen, bohrt es sich in ihre Eingeweide, gleich dem Geschoß des Jägers, um mit höhnischem Siegesgeheul im Rücken des Bergriesen wieder hervorzutauchen — wohl steigen bald hier bald dort riesige Kamine und Fabrikschlote empor als Triumphsaulen der siegreich vordringenden Technik, die die alte Landwirtschaft und das Kleinhandwerk zu vernichten droht; nicht selten auch blitzen dem nächtlichen Wanderer gleich flimmernden Gnomenlichtern elektrische Glühlampen, die Erzeugnisse der mächtigeren Schwester des Dampfes, aus dem Dunkel des schwarzen Waldes entgegen; aber noch sitzt er fest auf seiner Scholle, der kernige Schwarzwaldbauer und baut sie mit eigener, schwieliger Hand; noch fallt mit wuchtiger Axt der Holzhauer die schlanke Tanne und fügt sie zum Floß; noch spinnen die Frauen den selbst gezogenen Flachs an schnurrender Spindel; aus dem Garn schlingt der fleißige Weber an kunstlosem hölzernem Webstuhl ein derbes, schier unverwüstliches Gewebe; noch sitzen beim einfachen Mahle alle um den wuchtigen Stubentisch, obenan am Herrgottswinkel der gebietende Bauer und rings, mit der Familie gemischt, das eingeborne Gesinde, und noch trägt Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd bei der Arbeit wie beim festlichen Kirchgang das alte von den Vätern vererbte „Häs“. Ja, wer alte, unverfälschte Trachten kennen lernen will, der komme in unsere Schwarzwaldthaler. Er sehe bei den feierlichen Prozessionen im schmucken Amtsstädtchen Wolfach die schlanken Kinzigthälerinnen und die von der „alten Wolfach“ in ihren farbenprächtigen Kleidern und mit den glitzernden „Schäppele“; er besuche einen Viehmarkt im freundlichen Haslach, dieser Perle des Kinzigthals, wo im Gewühl der Wadenstrümpfler und Kniehosler nebst den dazu gehörigen Halften sich alsbald ein deutlicher Unterschied ihm aufdrängt: einerseits die dunkle, ernste Tracht der Gutacher, die ihren reichen Obst- und Buttersegen zu Markt bringen, sowie der Kirnbacher, welche die „Speckkammer“ des Kinzigthals mit ihrem duftigen, körnigen Inhalt fullen, andererseits die hellfarbige, bunte Tracht der Einbacher, Muhlenbacher, Hofstetter und so weiter. Eingehender laßt sich die Verschiedenheit der zwei Hauptformen der dortigen Trachten von demjenigen studiren, der je eine der großen Bauernhochzeiten in einer katholischen und einer protestantischen Gemeinde, zum Beispiel dem holzliefernden Schapbach und dem lieblichen Gutach, besucht. In beiden kann er die harmlose, bisweilen wohl etwas derbe Fröhlichkeit dieser Thalbewohner und nicht weniger die Leistungsfähigkeit ihrer Verdauungsorgane bewundern, welche von vormittags bis spät abends mit Unmengen von Gesottenem und Gebratenem, Kälbernem und Schweinernem, Gebackenem und Geschmälztem gefüllt, mit nicht weniger Wein und Bier befeuchtet und ab und zu mit einem heimischen „Kirsch“ gestarkt werden. In Schapbach aber sieht der fremde Gast die bunte Tracht ausschließlich vertreten; die Frauen wenigstens tragen sie alle noch: roten, blauen oder grünen, bis zum kräftigen Knöchel reichenden Rock mit seidener Schürze, ein geblümtes, meist hellgrünes, mit roten, breiten Bändern eingefaßtes Mieder (die „Brust“), das in der Taille mit einem dicken Wulst zum Halten des Rockes endet; der freie, obere Brustteil des Hemdes, dessen blütenweiße Aermel vom Ellenbogen ab die wohlgerundeten Arme freilassen, wird von einem kunstvoll gefalteten, in der Farbe der Schürze angepaßten, meist seidenen Tuch bedeckt. Den Kopf schmückt eine niedliche Haube aus farbigem Tuch oder Sammet, mit Seide oder Metallfaden bestickt und mit einem koketten Spitzenschleierchen rings besetzt, welches das blühende Gesicht mehr hervorhebt als verdeckt. Jede Gemeinde hat wieder ihre charakteristischen, abweichenden Eigenheiten, die alle hier aufzuzählen zu weit führen würde. Obiges möchte genugend die Tracht der katholischen Orte skizzirt haben.

Den zweiten Typus lernt der wißbegierige Trachtenbummler in Gutach kennen, wo bei den hüpfenden Tonen des „Pfeifers“ wunderliche Tanze mit wurdevoller Grazie aufgefuhrt werden. Hier ist die Kleidung der Frauen nach Schnitt und Farben ernst, Schwarz ist vorherrschend. Der vielgefältelte schwarze Rock und das schwarze, geblümte Mieder bilden ein Stück. Bei einzelnen alten Frauen finden wir letzteres noch durch eine Schnurung geschlossen, welche quer uber die Brust eine Reihe von ungefahr zwolf silbernen Haken verbindet. Den offenen Halsteil des Mieders deckt zum Teil das „Goller“, an welchem allein bunte Farben, aber auch in dunkleren Tönen, durch Stickerei und Aufnähung zur Geltung gebracht werden. Eine schwarze, innen rot gefütterte Tuchjacke und ein schwarzes Haubchen mit breitem Schleier vollenden den Anzug, zu dessen puritanischer Strenge und Einfachheit ubrigens die frischen Farben der wohlgeformten Gesichtchen mit den kirschroten Lippen und den ubermutig blitzenden Augen meist einen fröhlichen, beruhigenden Gegensatz bilden. Sommers tragen die Gutacherinnen große, runde, flache Hüte aus hellgelbem Stroh mit schwarzen oder roten „Bollen“ von der Große einer Faust; in Lehengericht, wo die Einfarbigkeit durch Beimengung von freundlichem Grun und anderem gemildert wird, ziert den hellen Hut ein eigenartiges Geflecht aus braunem Stroh.

Die Erklärung dieser durchaus streng durchgefuhrten Fundamentalunterschiede der Bekleidung im oberen Kinzigthal

*) „Unsere Volkstrachten.“ Ein Wort zu ihrer Erhaltung von Pfarrer Hansjakob, Freiburg i. B., Herderscher Verlag 1893, mit Bildern von W. Hasemann.

Digitized by Google

finden wir in der Geschichte dieses Landesteils: die Orte Gutach, Kirnbach, Lehengericht und Schiltach waren bis 1810 württembergisch und schon früh protestantisch geworden, wobei sie das puritanische Kostüm angenommen haben; sie sind förmlich zwischen die übrigen Gemeinden, welche bis 1806 der fürstl. Fürstenb. Standesherrschaft angehörten, eingekeilt, ohne sich im geringsten mit ihnen zu vermischen. Letztere blieben mit dem fürstenbergischen Herrscherhaus katholisch und behielten die alte, bunte Tracht bei.*)

Bei den Männern besteht derselbe Unterschied wie bei dem weiblichen Geschlecht, doch ist er bei jenen weniger in die Augen fallend, besonders da sie, wenigstens die jüngere Generation, leider vielfach die Tracht abzulegen begonnen haben. Meist tragen sie schon statt der Kniehosen und den die kräftigen Waden umspannenden Strümpfen lange Beinkleider oder aber überhaupt eine nichts weniger als kleidsame oder bequeme, der Herrenmode ähnliche und deren Ver-

Beim Neuen.

änderungen in plumper Nachäffung folgende Uniform: Uniform insofern, als die Kleidung (Sonntags wenigstens) bei allen den gleichen Schnitt hat, bei dem jungen Bauer, dem Kleinhandwerker, dem Fabrikarbeiter und dem Knecht. Die Unterscheidnng dieser ist nur durch das meist dem Inhalt des Geldbeutels entsprechende Selbstbewußtsein des Auftretens ermöglicht.

Zu dem Verlassen der Volkstracht trägt unter anderem besonders der Umstand bei, daß die jungen Leute, welche vom Militär entlassen werden, in dem Drange, von den Ihrigen als etwas Besonderes und als städtisch Gebildete angestaunt zu werden, einen „modischen" Anzug mit nach Hause nehmen und ihn dann dort weiter tragen. In gleicher Weise wirken bisweilen bei den Eltern der Konfirmanden beziehungsweise Kommunikanten Eitelkeit und falsche Sparsamkeit. Es soll nicht geleugnet werden, daß oft auch

Gutachthälerin.

Zweckmäßigkeitsgründe mitsprechen, indem für einzelne Berufe, besonders für die Arbeit in manchen Fabriken, die Volkstracht hinderlich ist.

Es war nach dem Gesagten einerseits ein wohl begründetes, andererseits aber auch nicht aussichtsloses Unternehmen, das von Herrn Hasemann ins Leben gerufen wurde, und so konstituirte sich denn am 20. Januar 1893 in Hausach als

Brauttracht aus dem mittleren Schwarzwald.

der erste Verein für Erhaltung der Volkstrachten im Schwarzwald*) der des Gutach-Kinzigthals. Die badische Regierung, welche alle Bestrebungen, die der Landwirtschaft materiell oder ideell von Nutzen sind, mit größtem Verständnis und Eifer fördert, interessirte sich alsbald lebhaft für den jungen Verein, was auch darin seinen Ausdruck fand, daß der Amtsvorstand des Bezirks Wolfach an die

Kinzigthälerin.

Spitze der Vereinigung trat und Herrn Hasemann als zweiten Vorstand mit Rat und That unterstützte.

Eine lebhafte Thätigkeit begann sich allenthalben zu entwickeln: Geistliche, Aerzte, Lehrer und andere warben eifrig um Mitglieder und die Begeisterungsfreude der sonst sehr zurückhaltenden Landbevölkerung, welche in großer Zahl sich beteiligte, beweist, wie zeitgemäß und willkommen die Zwecke des Vereins sind.

Zeugnis hievon gibt unter anderem das Trachtenfest, welches im verflossenen Sommer unter der künstlerischen Leitung der Herren Hasemann-Gutach, Professor Kappis und Fr. Reiß-Stuttgart fast ausschließlich durch die Bewohner Gutachs selbst veranstaltet wurde. Die frischen, packenden lebenden Bilder, welche den von nah und fern herbeigeströmten Zuschauern das Leben des Bauern von der Wiege bis zum Grabe vor Augen führten, werden nächstens in Form eines Albums weiteren Kreisen bekannt gemacht werden. Auch bei anderen Anlässen gelang es dem jungen, rührigen Verein, die Volkstrachten in den Vordergrund zu stellen und damit seine Zwecke zu fördern, so gelegentlich des durch seinen großartigen Trachtenzug bekannten Offenburger Gaufestes und der Einweihung des neuen Rathauses zu Wolfach, bei der ein stattlicher Hochzeitszug, die Vorführung eines Erntewagens, einer Spinnstube, der Waldwirtschaft und in markanter Weise die Hauptmomente im Jahreslauf des Landmanns, seine Mühen und seine Freuden darstellten.

Bald fand der an den Ufern der Kinzig ergangene Sammelruf noch in anderen Thälern des Schwarzwaldes freudigen Widerhall und rief da und dort ähnliche Vereine ins Leben.

Wohl sind ja den besprochenen Bestrebungen enge Grenzen gesteckt. Es wird nicht gelingen und von den leitenden Männern nicht beabsichtigt, das Rad der Zeit aufzuhalten; einst wird der Tag wohl kommen, da die ewig lächelnde Sonne keine der heutigen Trachten mehr bescheint, da entweder die nivellirende Wirkung der Zeit allmälich eine Uniformirung in der Bekleidung des Menschen herbeiführt oder vielleicht wilde Stürme gewaltsam das Alte weggefegt haben und Neues erst wieder erstehen muß. Gerade deshalb will der Kinzigthalverband unter anderem auch eine kleine Sammlung von Trachten, beziehungsweise Bildern und Modellen von solchen, sowie der Literatur hierüber anlegen, um sie für spätere Zeiten zu retten. Zu all dem sind namhafte Opfer an Arbeit, Zeit und Geduld und nicht minder an Geld nötig. Es ist daher dringend zu wünschen, daß möglichst viele sich an dem Unternehmen beteiligen, daß besonders die Historiker und Künstler demselben Kopf, Herz und Hand leihen, daß aber auch alle die, welche draußen in den größeren Städten und in Gegenden wohnen, wo es keine Trachten mehr zu retten gibt, die sich aber aus historischen, ästhetischen oder sozialen Gründen für Erhaltung der im Schwarzwald vorhandenen Reste interessiren, die Männer auf dem Kampfplatz dadurch ermuntern und unterstützen, daß sie ein Scherflein von ihrem Ueberfluß beitragen.

Möchte es diesen Zeilen, noch mehr aber den beigefügten, beredteren Zeichnungen von Meisterhand gelingen, in angedeutetem Sinne einige Wirkung zu erzielen, so daß immer weitere Kreise dieser guten Sache gewonnen werden und ihr thatkräftige Hilfe zu teil werden lassen.

Mädchen aus Lehengericht.

Kinzigthälerinnen im Prozessionszug.

*) Genau dieselben historischen Vorgänge spielten sich in der Baar ab, wo auch die ähnlichen Trachten getragen werden.

*) Aehnliche Vereine existiren in Oberbayern und Tirol.

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Ed. Grützner: Falstaff und sein Page.

Digitized by Google

Fluch der Schönheit.

Roman
von
Hermann Heiberg.

(Fortsetzung.)

Als Hans vor seinen Schritten nach der Hofwohnung noch einmal durch die Glasfenster des Ladens nach Wiebke hinschaute, sah er seinen Onkel Wilhelm, die Pfeife im Munde, gegen den Ladentisch gelehnt, dastehen und mit Wiebke schwatzen. Er schaute ihr jetzt eben zu, wie sie an der großen, trübe brennenden Hängelampe drehte. Sie hatte sich zu diesem Zweck auf eine kleine Trittleiter gestellt, und indem sie die Arme emporhob, kam ihr verführerischer Wuchs voll zur Geltung. Da jener ihm fast den Rücken zuwandte, vermochte er seines Onkels Mienen nicht genau zu beobachten, aber was er sagte, ließ keinen Zweifel, denn Wiebke sah ihn plötzlich mit einem Blick an, der Hans' Inneres jählings in einen solchen Aufruhr versetzte, daß ihm das Blut in die Schläfen schoß. Eifersucht und eine verzehrende Sehnsucht nach dem Mädchen erfaßten ihn und wirkten so nachhaltig, daß er nicht im stande war, jetzt irgend jemand Rede zu stehen.

In seiner Fassungslosigkeit stürzte er hinaus über den Hof durch den offenen Eingang auf die Dorfstraße. Und ziellos, nur in dem Drang, mit sich allein zu sein und das Gleichgewicht seiner Seele zurück zu gewinnen, eilte er, in der Ferne sich die erleuchteten Fenster des aus dem Waldausschnitt hervorleuchtenden Herrenhauses in Hege als Richtschnur nehmend, vorwärts.

Und: „Wiebke, Wiebke, wie konntest Du das thun?" stöhnte er wie verzweifelt und drückte in dem Sturm einer ihn erfaßten ungeheuren Leidenschaft die Hände gegen die fiebernde Stirn.

*

Als Hans Appen am folgenden Morgen das Eßzimmer in der Wohnung seiner Großmutter betrat, war Wiebke allein anwesend.

Die Alte hatte sich noch einmal fortbegeben, um eine Anordnung auf dem Hof zu treffen, und Wilhelm war schon in der Mühle.

Infolge dessen stand Wiebke unbeschäftigt wartend da und schaute, nun eben ganz in Gedanken verloren, durch das Fenster ins Freie.

Als Hans sich ihr näherte, wandte sie, seinen Morgengruß erwidernd, in ihrer gewohnten, ruhig gelassenen Weise den Kopf und sagte, seinen Gedanken begegnend:

„Frau Lornsen kommt gleich, der Kaffee ist schon fertig. Herr Lornsen hat sich heute ganz früh nach der Stadt herüber setzen lassen. Er hat bereits gefrühstückt. — Aber soll ich Ihnen vielleicht den Kaffee einschenken, Herr Appen?"

Hans machte eine dankend ablehnende Bewegung, dann sagte er in einem warmen Ton:

„Ist es denn nun wirklich Ihr Ernst, daß Sie uns verlassen wollen, Fräulein Wiebke? Hoffentlich haben Sie sich inzwischen beruhigt und sehen das Geschehene mit anderen Augen an."

Für Sekunden trat der Ausdruck einer großen Unschlüssigkeit in der Angesprochenen Züge. Auch in den Augen erschien ein solcher von Unruhe, und die Lippen, eben zur Antwort geöffnet, schlossen sich wieder. Dann aber stieß sie, durch ihre Mienen und Bewegungen eine gleichsam schon lange gehegte und nur zurückgedrängte Zutraulichkeit an den Tag legend, heraus:

„Da Sie mich fragen: Ja, es ist inzwischen viel geschehen, Herr Appen. Ich wollte Sie ohnehin — da ich fühle, daß Sie mir freundlich gesinnt und mir gut raten werden — um eine Unterredung bitten. Aber jetzt, hier, vermag ich nicht zu sprechen. Ihre Großmutter kann jeden Augenblick hereintreten, und zudem — ich bin augenblicklich nicht ruhig genug. Können Sie vielleicht nachher ins Comptoir kommen? Ich gehe dann zu Ihnen herein. — Freilich, Ihre Mutter, wenn sie mich mit Ihnen sieht —"

„Ich komme!" bestätigte Hans ohne Bedenken und rasch antwortend, da nun eben die Thür sich öffnete. Beide wichen zurück, und schnell gefaßt trat Hans mit möglichster Unbefangenheit auf seine Großmutter zu.

Die Alte zeigte sich gleich sehr lebhaft. Während sie den Kaffee einschenkte und die beiden jungen Leute sich bedienen hieß, erzählte sie von den Dienstboten, von der Mühle, von Wilhelms frühem Fortgang, und gleich im Beginnen auch von Hans' Mutter, indem sie berichtete, daß sie eben von ihr komme und sie wegen ihrer starken Erkältung veranlaßt, den Vormittag liegen zu bleiben. Sie, die Alte, werde schon alles besorgen. Es sei gar nichts Bedenkliches, es werde nur rascher besser werden, wenn sie den Körper einige Stunden warm halte.

Wiebke und Hans kamen diese Mitteilungen sehr erwünscht. So hatten sie nun die größere Sicherheit, ungestört mit einander sprechen zu können.

Nachdem sich das Mädchen fortbegeben hatte, sagte die Alte:

„Ik hev güstern abend lang up Di töft, abers Du leetst nix vun Di hör'n, min Jung. Ik dach, Du wust to Hus blieven? Ne, ne, dat deiht ja gar niks," fuhr sie, Hans' befangener Miene begegnend, fort, „ik frei' mi man blots, wenn Du bi mi büst."

Der letzte Satz war von einem zärtlichen Blick begleitet. Sie liebte ihren Enkel über alles. Diese Liebe aber war ohne allen Eigennutz. Sie stellte sich stets zurück und hörte erst, was ihm genehm war.

Und dann sagte sie, an das Vorangegangene anknüpfend:

„Gestern hätte ich doch nicht mit Dir sprechen können, da Onkel Wilhelm dabei war, Hans. Aber heute will ich Dir doch gleich sagen, mein Junge: Was da von Deinem Onkel Wilhelm gesagt wurde, mußt Du nicht so genau nehmen. Hm — hm — ich meine, ich bin doch auch noch auf der Welt und hab' ein büschen zurückgelegt. Es wird ja auch alles gut werden. Man streitet sich 'mal und hält dann um so fester zusammen. Wenn nur Onkel Wilhelm nicht auf den ernstlichen Gedanken kommt, das Mädchen, die Wiebke, zu heiraten. Ich steh' an und für sich nicht auf Deiner Mutter Standpunkt, im Gegenteil, ich halte 'was von ihr — und ich glaube mit Recht. Aber besser wäre es schon, sie ginge aus dem Dienst. Wenn sie ihm aus den Augen kommt, wird er sich besinnen. Es wird nichts mit den übrigen, wenn er sie heiratet. Und was die Verwandtschaft anbetrifft," — nun fiel die Alte wieder ins Plattdeutsch — „ehr Vatter sturv toleds int Delirium, he wär fröher Magistratssekretär, keem abers gans torüg. Und ehr Mudder? Ja, dat is jo sowit en sehr respektable Person, abers se hett ja weniger as gar niks — se wascht för Geld uns hett mitunner nich das Solt up't Brod —"

Nun unterbrach Hans der Alten Redefluß. Was sie eben äußerte, erregte den Wunsch in ihm, in Erfahrung zu bringen, wie denn Wiebke überhaupt in diese Stellung gelangt sei.

Ihrer Worte übrigen Inhalt vorerst übergehend, sagte er:

„Wie kam sie denn eigentlich hierher, Großmutter?"

„Ja, wie's so kommt!" entgegnete die Alte. „Sie saß zu Hause und konnte keine Stellung kriegen. Da hatte sie in unserem Föhrder Blatt gelesen, daß Wilhelm ein Ladenfräulein suchte, und da ließ sie sich gleich am Morgen mit dem Fährboot übersetzen und sprach erst mit mir und dann mit Onkel. Er meinte, das ginge ja gar nicht, das wäre nicht gut genug für sie, aber sie wollte durchaus. Und sie war auch so anstellig, daß sie schon nach ein paar Tagen gar nicht mehr zu fragen brauchte. Alles besorgte sie, und sie mochten sie alle leiden, und es kamen viele bloß ihretwegen, wie es auch noch heute ist! Onkel Wilhelm hatte immer volle Tageskasse. Aber Deine Mutter sagte gleich am ersten Tag: es wäre ein Unglück. Sie hätte 'was im Blick; sie traute ihr nicht! Sie wollte sich bloß hier hereinsetzen.

„Ach ja, min Jung, een weett jümmers beter as de anner, abers dafór geiht dat Schicksal doch sinen eegen Weg.

„Und deshalb, mein Junge, ich, ich thue gar nichts, und kommt's, so soll sie, soweit es an mir ist, eine gute Mutter haben. Na ja, mit de ole Fru Nissen ward sik Willem denn ok affinn'n un ehr en warmes Nest torech maken. He hett et ja!

„Dein Onkel hat in all den Jahren so viel über die Pacht zurückgelegt, daß er wohl schon ein reicher Mann ist. Ik weet nich, wat he erövrigt hett, aber he hett veel. Da wüllt de annern am leffsten, dat he gar nich heiraten schall. Se wüllt nich," schloß die Alte und zog mit feinem Spott die Lippen, „dat dat Geld an fremde Lüd verluddert ward. Fremde Lüd nennt se nämlich en Mädchen, de niks hett. All min Kinner sünd nährig, min Söhn, de Senator in Hamburg, is en Gizhals, de Justizrat hett keenen annern Gedanken as Geld, din Mudder, na, de hett ok de Speziesdahler lev — blots Annie, min jüngste Dochder un Du! Ihr seid nicht von der Art! Na, abers nu ward Tid. Ik mut nah't Backhus."

Nach diesen Worten begab sich die Alte hinaus, und Hans schritt, nachdem er seine Mutter besucht, ins Vorderhaus die Treppe hinauf, wo sich oben sein Zimmer zur Linken nach der Landstraßenseite befand. Nachdem er hier einige Anordnungen getroffen, eilte er, plötzlich von der Besorgnis ergriffen, er könne die beste Zeit verpassen, in den Laden hinab.

Eben reichte Wiebke einem kleinen Burschen, der kaum mit der Nase an den Ladentisch heran zu langen vermochte, und auch nur auf den Zehen stehend sich bemerkbar machen konnte, ein Paket Schwefelhölzer, öffnete die Ladenkasse und schob das gewechselte Geld nach Abzug des ihr zukommenden Groschens hinüber.

Da aber die unbehilflichen Finger des kleinen, strohgelbhaarigen Burschen mit den ängstlich blickenden blauen Augen, die Geldstücke vergeblich zu fassen suchten, half sie ihm, indem sie alles wieder zusammenraffte und es in seine Hand drückte. Und endlich griff sie in einen großen, links von der Wage stehenden Glashafen und nahm ein paar spindelartig geformte Bonbons für ihn heraus.

Ein scharfer Pfefferminzgeruch drang auf Hans ein, während er ihrem Beginnen zuschaute und auch den Blick auf der Umgebung ruhen ließ. Die ganze Decke des Ladens hing voll von Bürsten, sogenannten Eulen, Schrubbern und hölzernen Klotzen. In den Ecken neben der Thür standen Harken, Schaufeln, Spaten, Grasstoßer, aber auch Sensen und anderes Feldgerät.

Meist roch's im Laden gemischt nach getrockneten Pflaumen, Seife und Kattun; es war überhaupt ein Geruch von allem möglichen zusammen. Heute aber hielt sich der Pfefferminzduft, der dem Hafenglas entströmt war, und mit einer Bemerkung darüber leitete Hans das Gespräch, nach Fortgang des kleinen Käufers, ein.

Er fühlte sich plötzlich unfrei, da er Wiebke gegenüberstand, auch an ihr machte sich eine gewisse Befangenheit bemerkbar.

Indem er selbst die Klappe des Ladentisches, durch die man den Weg zu dem Comptoir gewann, in die Höhe hob und das Gemach gleich betrat, sagte er: „Wenn's Ihnen also recht ist, Fräulein Wiebke? Ich stehe zu Ihrer Verfügung. Hoffentlich werden wir nicht gestört."

Zufällig trat gerade in diesem Augenblick ein Bauer, die brennende Pfeife im Munde, in den Laden, suchte nach einem Zettel, der in der Westentasche saß und sagte, ihn endlich findend und entfaltend:

„Min Dochder hett dat hier upschrev'n: Neihgarn und Neihnadeln, abers vun de mit de finen Oogen."

Mit größter Ungeduld beobachtete Hans, einen vor dem in der Comptoirthür angebrachten ovalen Glasfenster sitzenden roten Vorhang zurückschiebend, den Käufer und die Verkäuferin und geriet in eine höchst ungeduldige Stimmung darüber, daß der Alte, den Wiebke mit größter Schnelligkeit bedient hatte, in seiner langsamen Umständlichkeit nicht zum Schluß zu kommen vermochte. Jetzt endlich ging er mit einem „Adjüs ok!" davon, und nun öffnete Hans die Thür und ließ Wiebke unter einer höflichen Bewegung eintreten.

Und als sie nun allein vor ihm stand mit ihren stillen, nichts verheißenden und die Seele doch so verwirrenden Augen, als ihre üppige Schönheit vor ihm aufstieg, mußte er an sich halten, sie nicht stürmisch zu umfassen.

Digitized by Google

Wer vermochte dieser verschlossenen Glut standzuhalten? Aber jetzt auch zu hören, was sich ereignet hatte, drängte den jungen Mann mit fiebernder Ungeduld.

„Nun, liebes Fräulein Wiebke," begann er, faßte treuherzig ihre Hand und drängte die Leidenschaft mit ganzer Gewalt zurück. „Sagen Sie mir, womit ich Ihnen raten und helfen kann, und eins gleich: was es auch ist, und wenn es auch gegen die Meinigen sich richtet, ich bin fortan bei Ihnen in jeder Not."

Eine Mischung von Ueberraschung und plötzlicher Angst trat für Sekunden in des Mädchens Züge, dann aber die Mienen wieder glättend, sagte sie in gewohnter, stiller Gelassenheit:

„Ich danke Ihnen, Herr Appen, ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Und nun, bitte, hören Sie —"

In diesem Augenblick klopfte jemand im Laden mit einem Groschen auf den Tisch. Mit einem Ausdruck ungeduldiger Auflehnung wich das Mädchen zurück, und auch Hans berührte in gleicher Stimmung mit dem Fuß den Boden.

Aber es half nichts. Sie mußte gehen, und er wanderte erregt auf und ab.

Doch ward sein Warten nicht belohnt. Nachdem das kleine Mädchen, das einen Milchkrug nach Muster holen sollte (weiß mit breiten, blauen Ringen), sich entfernt hatte, traten erst eine Nachbarsfrau und dann zwei junge Hofbesitzerstöchter in den Laden. Während Wiebke diese bediente, erschien ein Knecht, der Branntwein in eine Flasche gegossen haben wollte, und um das Ungemach voll zu machen, steckte auch noch Mutter Lornsen mit kurzem, forschendem Auge den Kopf in die Thür.

Es war also heute vormittag nichts! Hans machte sich klar, daß es unmöglich sein werde, die Unterredung fortzusetzen. Es galt vielmehr jetzt nur, ohne Aufsehen das Comptoir zu verlassen, jedenfalls aber Wiebke ein Billet mit einem Vorschlag für eine andere Unterredung zuzustellen.

Während Hans an dem hohen, steifbeinigen, nahe am Fenster stehenden Pult, auf dem im bunten Durcheinander Warenproben, Papiere, Fakturen, Briefe und Cigarren herumlagen, einen Brief schrieb, kam ihm die angstvolle Besorgnis, daß sein Onkel jetzt jeden Augenblick zurückkehren könne. Er beeilte sich also so sehr er konnte, und schritt, dem Mädchen im Vorbeigehen zuflüsternd, daß er etwas für sie unter die leere Cigarrenkiste in dem Regal gelegt, zum Laden hinaus.

Als er eine halbe Stunde später, nach einigermaßen wiedergewonnener Ruhe, einen Spaziergang unternahm und, über einen Feldweg schreitend, das zu dem Wulfsdorffschen Gute gehörende Gehölz betrat, tauchte plötzlich, seinen Jagdhund hinter sich, Carlos von Wulfsdorff hinter ihm auf. Er rauchte aus einer kurzen Jagdpfeife, sah äußerst vergnügt aus und erhöhte den vorteilhaften Eindruck seiner Gesamterscheinung durch die kavaliermäßige Wahl seiner Kleidung.

Alle Wulfsdorffs hatten einen stark ausgeprägten Sinn für eine sorgfältige Toilette, aber auch alle besaßen einen auserwählten Geschmack. Im Gegensatz zu Hans, der mit einem Anflug von Unterordnung die Kopfbedeckung zog, streckte ihm Carlos, nachdem er zum Gegengruß den Rand des Jagdfilzhutes berührt, freundschaftlich-vertraulich die Hand entgegen.

„Das ist ja famos, daß Du da bist, liebster Hans Appen," stieß er heraus. „Nun, wie geht's? Ich war schon wiederholt im Laden, um mir Cigarren zu kaufen, aber es war immer zu spät, um noch in der Familie vorzusprechen. Ich komme in diesen Tagen! — Wie ich übrigens schon von dem Fräulein Wiebke hörte, steht's in der Bucht gut. Nach Dir erkundigte ich mich nicht, da ich gar nicht voraussetzte, daß Du schon da seist. — Wo willst Du hin? Wolltest Du mich etwa besuchen?"

So stieß Carlos von Wulfsdorff die Sätze rasch und lebhaft heraus, schob, ganz seiner liebenswürdigen Art entsprechend, seinen Arm unter den des Freundes und kehrte mit ihm um.

„Ich wollte eigentlich hier tüchtig arbeiten! Aber es ist gerade, als ob ich plötzlich unter die Faultiere geraten wäre! Ich träume den ganzen Tag umher und thue fast gar nichts. — Sowie ich hier wieder in der Natur bin, treibt's mich heraus. Es ist zu schön, und ich denke schon mit Unbehagen daran, daß ich wieder fort muß."

„Du willst Dich demnächst in Föhrde als Arzt niederlassen, Appen, nicht wahr?" fiel Wulfsdorff ein.

„Wann bist Du durch mit der Geschichte? So — so — ja, da bist Du besser dran als unsereiner. Ich muß nun erst hier beim Amtsgericht arbeiten. — Ich bleibe nämlich hier, weniger aus Passion, und gehe übers Jahr nach Flensburg.

„Na, einstweilen ist es schon eine sehr angenehme Sache, daß ich Dich gefunden habe, liebster Appen. Was machst Du heut abend? Wollen wir uns bei Gregori in der Kneipe treffen?

„Uebrigens, Liebster, was ist doch diese Wiebke Nissen für ein famoses Mädel! Ich kenne sie ja schon von Dresden her, wo sie bei meiner Cousine als Erzieherin thätig war. Aber hier in der frischen Landluft gewinnt sie noch mehr an Schönheit. Sie kann einen wirklich ganz verrückt machen. Gestern hatte sie etwas im Blick! — Sag, ist sie eigentlich ein kleiner koketter Teufel? Was hältst Du von ihr?"

Nichts konnte Hans Appen ungelegener kommen als Erörterungen über Wiebke. Eben hatte er mühsam seine Gedanken von ihr abgelenkt, und nun war schon wieder einer da, dessen Art, über sie zu sprechen, seine Eifersucht weckte und überhaupt sein Nachdenken in eine heftige Bewegung versetzte.

Aber da es ihm infolge dieser inneren Erregung sehr daran gelegen war, mehr zu hören, erwiderte er, die an ihn gerichtete Frage umgehend, und zur um so sichereren Erreichung seines Zweckes einen gleichgiltigen Ton annehmend:

„So? Meinst Du, daß sie gefallsüchtig ist? Ich finde im Gegenteil, daß sie eher etwas Schroffes, etwas Abstoßendes an sich hat. Mich wundert, daß sie gegen Dich zuvorkommend, gar mehr als das gewesen ist. Aber Du hast ihr wohl auch stark den Hof gemacht?"

„Na, so ein bißchen. Wie man denn gegen solche Mädchen einen etwas leichteren Ton annimmt. Sie wehrte meine Elogen zwar jedesmal ab, aber dann hatte sie doch etwas so, so — sagen wir, versteckt Leidenschaftliches im Blick."

„So, also sie kokettirte mit Dir?"

„Na, das will ich nicht gerade gesagt haben, liebster Appen, durchaus nicht! Aber Du kennst ja diese gewisse Art bei Frauen, sie geben und nehmen in derselben Sekunde in einer Weise, daß man völlig irre wird, ob man mit richtigen Augen gesehen hat. Wer wird überhaupt aus den Weibern klug!?

„Uebrigens apropos! Was macht die wunderschöne Annie, Deine Schwester? Ich höre, daß sie in Hamburg ist. Bleibt sie noch lange?"

Während die beiden jungen Leute in solcher Weise plauderten, waren sie an den Ausgang des Gehölzes und bereits so weit vorwärts gelangt, daß sie eine nach dem Schloß heraufführende, durch einen Landweg von dem Walde getrennte Lindenallee zu überblicken vermochten. Und da sahen sie in der Mitte des langen Baumweges, und zwar Hans Appen zuerst, einen offenen Zweispänner in einem Tempo herankommen, das keinen Zweifel darüber ließ, daß die in demselben sitzende Dame — Türenna von Wulfsdorff — die Gewalt über ihre scheu gewordenen Pferde verloren hatte. Blitzschnell stürzte Hans, ohne Worte, nur seinem Instinkt folgend, vorwärts, hielt sich anfangs zur Seite, sprang dann den rasend dahin sausenden Gäulen todesverachtend in die Flanken, griff in die Zügel und ließ, sich mit fast übermenschlicher Kraft rückwärts stemmend, von den jetzt in einem womöglich noch stärkeren Carrière dahinfliegenden Gäulen mitschleppen. Und dann kreischende Angstrufe des Fräuleins, lautes Hallo des nicht minder erschrockenen, aber sich den Tieren entgegenstellenden Carlos, und endlich ein einziger furchtbarer Krach, wie wenn Balken zersplittert seien — und — Stillstand.

Durch Hans geleitet, war ein Anprall der Deichsel gegen den breiten Stamm einer der letzten Linden der Allee erfolgt. Bebend und schnaubend standen die Gäule. Türenna von Wulfsdorff aber sprang, von Hans aufgefangen, todesbleich von dem Wagen. Und dann glitt nach tiefem Atemholen ein:

„Dank, tausend Dank, Herr Appen!" über ihre Lippen, und ein fester Händedruck und ein Blick aus ihren schwarzbewimperten Augen vervollständigten den Ausdruck ihrer überquellenden Empfindungen.

Auch Carlos schüttelte, nachdem er die Tiere zur Ruhe gebracht, Hans stürmisch die Rechte und erging sich in Ausdrücken seiner Verbindlichkeit.

„Türenna hätte den Tod von der Sache haben können, wenn Du die Gäule nicht an die Linde dirigirt hättest, liebster Appen.

„Ja, ja — gewiß — bester Freund! — Na, und wie geht's Dir, mein kleiner Kerl, ich habe einen tollen Schrecken um Dich gehabt," wandte er sich an seine schöne, zierliche Schwester und küßte sie wiederholt auf die Wangen. „Wie ist's denn eigentlich passirt, beste Türenna?"

„Sie scheuten," entgegnete das Mädchen, dem Wallach den Hals klopfend, „als wir oben am Walde an der Dampfmaschine vorüberkamen. Ich hatte sie gleich nicht mehr in der Gewalt und war schon auf das Aeußerste gefaßt. Ich wäre übrigens aus dem Wagen gesprungen, wenn ich euch nicht gesehen hätte. — Welch ein glücklicher Zufall! — denn bei solchem Herausspringen kann's einem den Hals kosten."

„Ja, Gott sei Dank, kleine Puppe," neckte Carlos, streichelte sie nochmals mit liebenswürdiger Teilnahme, faßte dann die Pferde an die Zügel und lenkte sie, im Schritt neben ihnen hergehend, in der Richtung zum Schloß.

„Gefällt's Dir, bester Appen, in meinem Zimmer eine Cigarre zu rauchen und nachher mit uns zu frühstücken?" hob er an. „Bitte, sage ja!"

Auch Türenna sprach auf Hans ein; er müsse sich noch ihrer Eltern Dank einholen. Aber Hans lehnte, trotzdem etwas in ihm saß, das ihn gerade heute zu Wulfsdorffs besonders hinzog, in höflicher Weise ab. Er schützte vor, daß er Unaufschiebbares zu besorgen habe, nahm aber Carlos' Vorschlag an, am Nachmittag einen Spazierritt mit beiden zu machen und abends mit Carlos bei Gregori in Föhrde beisammen zu sein.

„Na ja, dann auf fröhliches Wiedersehen um fünf Uhr. Die Pferde halten wir bereit," entschied Carlos, und Türenna, anfänglich ihre Enttäuschung durchaus nicht verbergend, bewegte bei den Aussichten auf den Nachmittag zufriedengestellt den Kopf.

Auch wandte sie sich, nachdem Hans bereits Abschied genommen, noch einmal um, rief erst seinen Namen und wiederholte, als er rasch und ehrerbietig aufhorchte:

„Also sicher, Herr Appen, heute nachmittag! Nicht vergessen! Wir erwarten Sie ganz bestimmt!"

„Gewiß, ich komme! Verbindlichsten Dank, gnädiges Fräulein," gab Hans zurück und lüftete nochmals den Hut.

Carlos aber flüsterte, obschon sie kaum aus Hans' Hörweite geraten, gutmütig tadelnd:

„Hättest Du nicht thun sollen, Türenna —"

„Wieso, Carlos?"

„Na ja, junge Mädchen müssen sich etwas zurückhalten, liebste kleine Lebhafte! Man mißdeutet leicht allzu große Artigkeit —"

Türenna wollte etwas erwidern, aber sie unterdrückte es, während ein tiefes Rot in ihre Wangen schoß.

*

Als Hans auf demselben Wege zurückwanderte, war die Sonne ganz zum Durchbruch gekommen. Der Wald erglänzte noch einmal in voller Sommerpracht. Da er viele Lichtungen besaß, vermochte das strahlende Himmelsgestirn überall durchzudringen und verlieh dem Grün der Eichen, Tannen, Buchen und übrigen in großer Mannigfaltigkeit verteilten Bäume entzückende Farben.

Hier umfing die holde Schönheitsspenderin einen einzelnen grauen Stamm und glitt mit ihren Lichtern daran auf und ab, dort durchfunkelte sie belaubtes Unterholz, legte sich heißglühend auf einen grünen, freien Wiesenfleck und beleuchtete an anderer Stelle silberstrahlend das stille Wasser einer Waldquelle.

Aber sonnendurchwirkte Lichtfüllen webten auch mit goldenem Glanz zwischen den Waldwegen, und dasselbe Gold hob sich ab von der sanft verschwommenen Luft, die an ihren Ausgängen über den Feldern blaute.

Freilich, Hans Appen sah heute davon wenig; seine Gedanken nahmen ihn ganz gefangen.

Digitized by Google

Von demselben leidenschaftlichen Ausdruck, den er selbst beobachtet, als Wiebke sich mit seinem Onkel Wilhelm unterhalten, hatte auch Carlos gesprochen, und immer wieder tönte Hans in die Ohren, was seine Mutter gesagt und was als Vermutung Carlos geäußert.

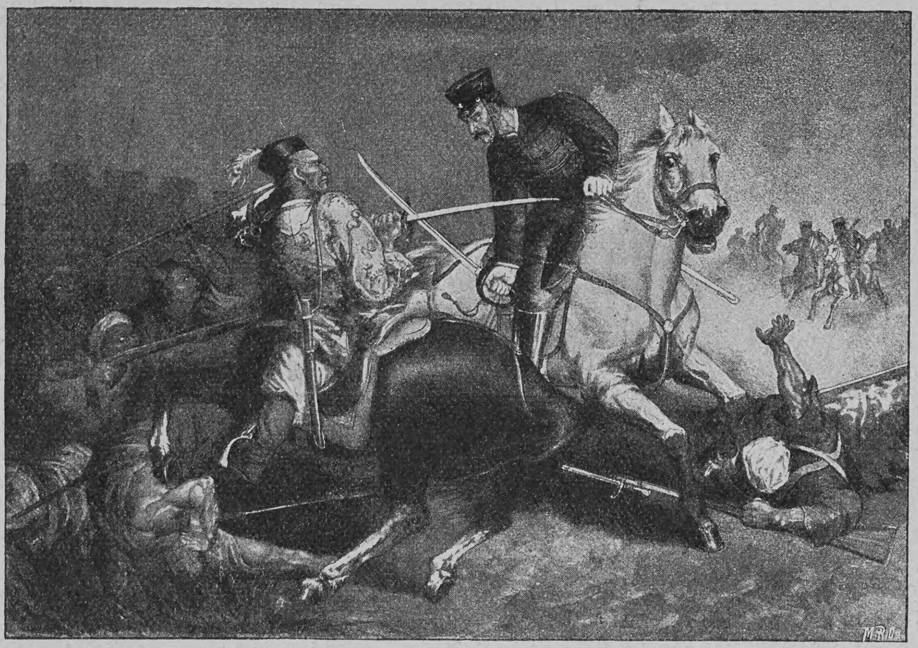
Doch auch Türenna von Wulfsdorff trat vor sein Inneres, überhaupt gedachte er der Familie im Schloß und der Gegensätze, die zwischen ihr und der seinigen bestanden.

So wie die Welt einmal beschaffen war, erschien es als ein Wunder, daß Wulfsdorffs sich in solcher Weise zu den Lornsens stellten! Sie verkehrten mit ihnen, als seien sie ihresgleichen, luden Annie und Hans häufig ein, und die Wulfsdorffs sagten nie ab, wenn die alte Frau Lornsen sie einmal zu einem Abendessen aufforderte.

Wulfsdorffs seien nicht dem Namen, sondern dem Wesen nach Adelige, hatte Hans wiederholt von ihnen sagen hören.

Im Schloß fand sich ein Spruch über einer der Thüren, der lautete:

„Aus eigener Seele und eigenem Haus
Kehr aus zuerst den eignen Staub!
Dann aber wirf den Blick hinaus
Und bitt bei andern um Verlaub!"



Erstürmung eines Forts bei Port Arthur.

Allmälich gelangte Hans wieder auf den Feldweg, sah das Dorf, das Lornsensche Gehöft und die hoch gelegene Mühle vor sich. Und da verschwamm plötzlich alles, was hinter dem Gehölz lag wie durch einen Zauber. Einzig und allein gingen seine Gedanken zu ihr, zu Wiebke, mit dem verwirrenden Blick, dem blassen Gesicht und dem wortkargen, unergründlichen Wesen.

Hans hatte Wiebke in dem Brief, den er ihr hingelegt, freigestellt, ob sie nach Tisch, um welche Zeit sein Onkel und seine Großmutter zu ruhen pflegten, mit ihm sich im Comptoir, oder am Abend, wenn alles schlafen gegangen, hinter der Mühle treffen wolle.

Als sie bei Tisch saßen, forschte er in ihren Zügen. Da ein Geheimnis zwischen ihnen bestand, setzte er voraus, daß sie ihm einen Blick stillen Einverständnisses gönnen werde. Aber so oft er auch sein Auge auf sie richtete, blieben ihre Mienen unbeweglich. Sie that, als ob alles sei wie ehedem, aber auch als Wilhelm auf sie einsprach, begegnete sie ihm zwar höflich, aber doch in einer wortkargen, ausweichenden Art.

Nur als Frau Lornsen zuletzt einen neckenden Ton anschlug und herausstieß:

„Nun, was ist, Wiebke, warum so schrecklich ernst? Ich muß wohl 'mal schelten, daß Sie niemals ein fröhliches Gesicht machen!" erschien nach einem schmerzlichen Zucken um die Mundwinkel ein mit Dank für die Worte vermischter Ausdruck sanfter Liebenswürdigkeit in den langsam sich erhebenden Augen.

Noch mehr regte es aber Hans auf, daß sie auch nach dem Abendbrot, als er sie orn auf dem Korridor traf, um in die Enge des Ladens zurückzukehren, und einen auffordernden Blick auf sie richtete, kein Wort äußerte.

„Haben Sie meinen Brief nicht gefunden, Fräulein Wiebke?" stieß Hans, seine Erregung nur mühsam verbergend, heraus.

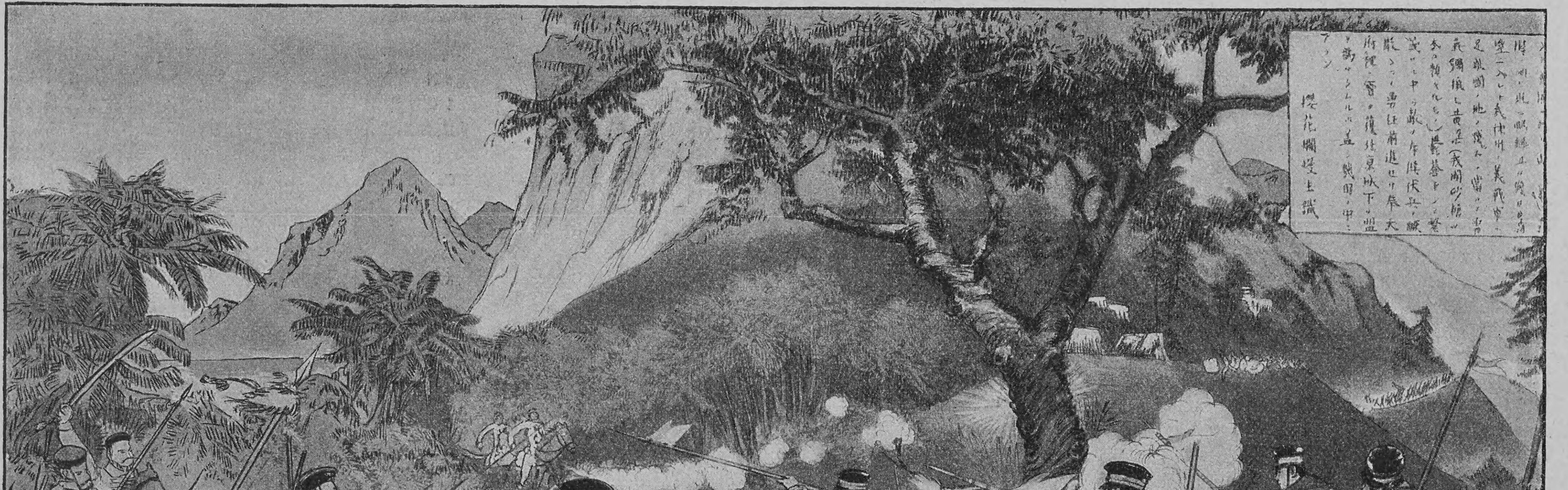
Sie nickte. „Doch! Aber ich fürchte mich! Lassen wir es lieber, Herr Appen —"

Die letzten Worte sagte sie ohne jegliche Biegsamkeit in der Stimme, völlig gleichgiltig.

„Wieso? Wen fürchten Sie?" fiel Hans, um sie zu fernerem Sprechen zu veranlassen, ein.

Sie zuckte die Achseln.

(Fortsetzung folgt.)



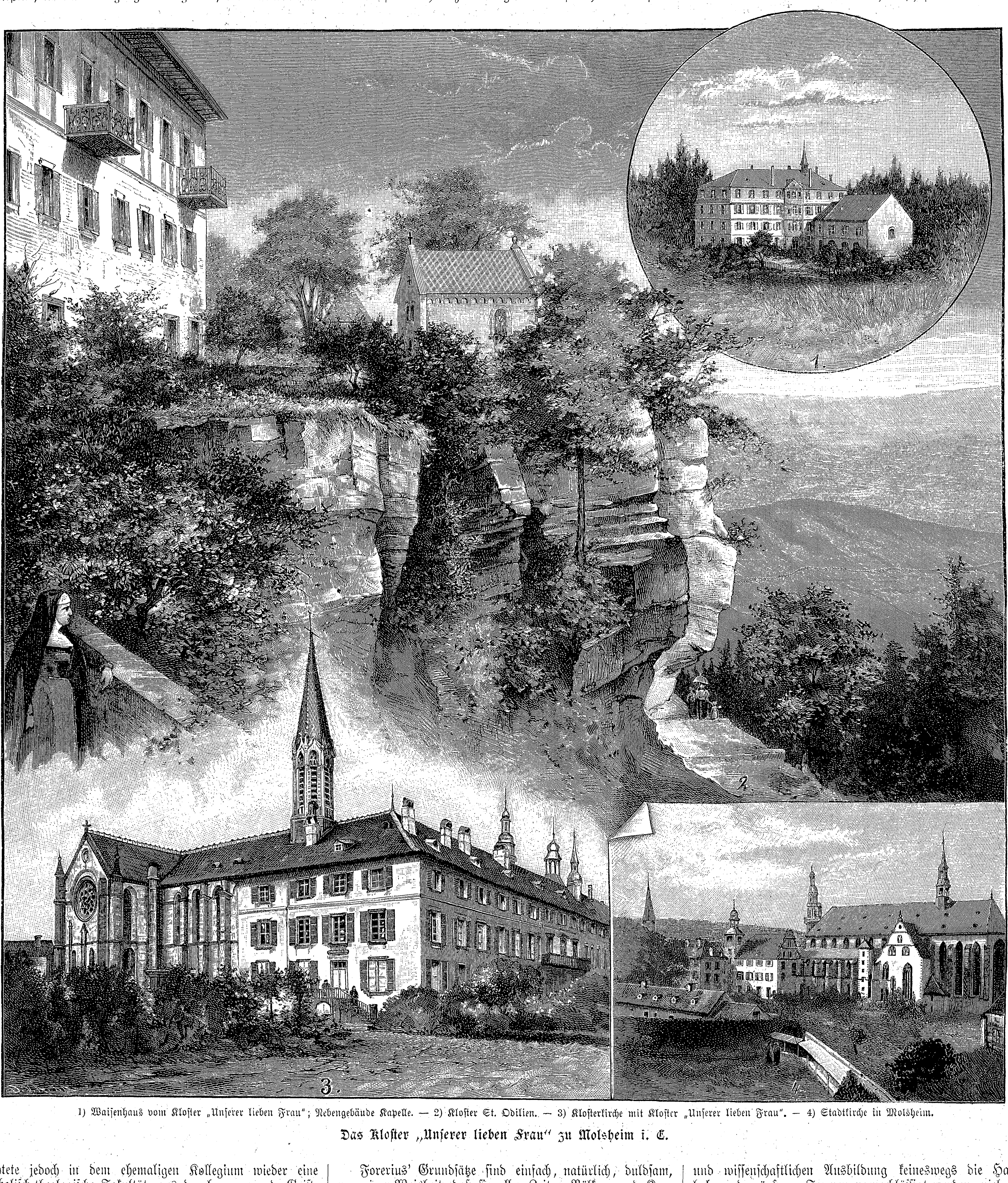
Uebergang über den Yalu-Fluß.

Ein Besuch im Kloster „Unserer lieben Frau“ zu Molsheim i. E.

Molsheim ist eine altertümliche, von Straßburg in etwa vierzig Minuten Eisenbahnfahrt zu erreichende und malerisch am Ausgang der Vogesen gelegene elsässische Kreisstadt.

Etwa fünf Minuten vom Bahnhof, rechts die Stadt abschließend, links am Ausgang weiter grüner, von murmelndem Gebirgsbach durchschnittener Wiesen, die die bläulich schimmernde Vogesenkette mit ihrem romantischen und historischen Odilienberg mächtig begrenzt, liegt ein mauerumringter, von uralten Bäumen überschatteter Gebäudekomplex, das Kloster „Unserer lieben Frau“ mit seinen durch die Chordamen der Augustinerinnen geleiteten Erziehungsanstalten.

Schon die Vergangenheit dieses Klosters ist durchaus interessant. Im Jahre 1580 erbauten es die Jesuiten und gründeten dort ein Kollegium, das im Jahre 1619 vom Kaiser Mathias zum Range einer kaiserlichen Universität erhoben wurde; diese übersiedelte im Jahre 1702 nach Straßburg, und so ist das Kollegium Molsheim als die Mutter der jetzigen Universität zu betrachten. Bedeutende Männer studirten im Kollegium Molsheim, unter anderem von 1620 bis 1621 auch der aus Ensisheim im Oberelsaß stammende berühmte Dichter Peter Balde, der sich den Ehrennamen der „katholische Klopstock“ erwarb. — Nachdem die Jesuiten das Kollegium verlassen, ging es einige Zeit in Privatbesitz über. Napoleon I. schenkte Haus und Garten dem General Kellermann; Bischof von Trevera er-



1) Waisenhaus vom Kloster „Unserer lieben Frau“; Nebengebäude Kapelle. — 2) Kloster St. Odilien. — 3) Klosterkirche mit Kloster „Unserer lieben Frau“. — 4) Stadtkirche in Molsheim.

Das Kloster „Unserer lieben Frau“ zu Molsheim i. E.

richtete jedoch in dem ehemaligen Kollegium wieder eine katholisch-theologische Fakultät, aus der hervorragende Geistliche, unter anderem der Straßburger Bischof Raeß, hervorgingen, und im Jahre 1836 wurde es dann von den Klosterfrauen der Kongregation „Unserer lieben Frau“ aus Dieuze erworben und zu segenvollstem Wirken als Erziehungsanstalt eingerichtet.

Die Kongregation „Unserer lieben Frau“ ist ein von dem berühmten, im Jahre 1564 zu Mirecourt in Lothringen geborenen Pädagogen Petrus Forerius gestifteter, dem weiblichen Erziehungsfach gewidmeter Frauenorden.

Forerius' Grundsätze sind einfach, natürlich, duldsam, von einer Weisheit, daß sie allen Zeiten, Völkern und Konfessionen dienen dürften. Der Zögling wird in Gottesfurcht und Bescheidenheit erzogen, gemäß seinem Stand, daß nicht zu hoch gesteigerte Ansprüche den Menschen einstmals unzufrieden mit seinen Verhältnissen machen, der Vermögende frühe darauf hingewiesen, wie er sein Besitztum später einmal auch in den Dienst der Armut zu stellen habe. Die Mädchen haben an Lehrgegenständen alles zu erfahren, was man einmal von einer in gebildeten Kreisen lebenden Frau erwarten wird, daneben aber darf über der moralischen und wissenschaftlichen Ausbildung keineswegs die Handhabung der äußeren Formen vernachlässigt werden, vielmehr haben die Schwestern das Benehmen zu überwachen, nicht nur in der Kirche, Schule, auch zu Haus, bei Tisch, beim Spaziergang. Interessant ist, zu erfahren, daß es Forerius war, der den sonst in Klöstern üblichen Einzelunterricht in den gemeinschaftlichen Klassenunterricht verwandelte, unter Hinweis darauf, daß solch ein Zusammenarbeiten den Wetteifer zu Fleiß und gutem Betragen erwecke. Ueber die Duldsamkeit Forerius' in Glaubensangelegenheiten belehrt uns ein an die Schulschwestern zu Metz gerichtetes

Digitized by Google

Schreiben: „Habt ihr ein Kind in der Schule, das dem sogenannten reformirten Glaubensbekenntnis zugehört (es kann hier nur von Kindern der externen Klassen, den Volksschulen, die Rede sein, die internen Pensionärinnen der höheren Erziehungsanstalt sind nur katholische Töchter), so behandelt es mit großer Liebe. Duldet nicht, daß es geneckt oder beunruhigt werde, und ihr selbst saget nie etwas gegen seine Religion. Lernt es gut, so lobt seinen Fleiß, und schenkt ihm statt der Heiligenbildchen eine schöne Schreibfeder oder was seinem Herzen sonst Freude macht — —

„Die Vorsteherin hat streng zu wachen, daß in Rücksicht auf die Gesundheit keine zu langen Gebete, zu große Anstrengungen des Körpers oder Geistes gestattet werden" und so weiter.

Petrus Forerius starb im Jahre 1640 zu Gray (Franche Comté) in der Verbannung, weil er die Pläne Richelieus, der schon etliche Jahre alles aufgeboten, Elsaß-Lothringen dem deutschen Reich zu entreißen und Frankreich einzuverleiben, durchkreuzt hatte.

Die zur Zeit das Kloster mit seinen sämtlichen Anstalten (Pensionat, Waisenhaus und Volksschule) leitende Oberin ist eine elsässische, die stellvertretende Oberin eine deutsche Dame. Beide mühen sich aufs gewissenhafteste und liebevollste, die ihnen anvertrauten Zöglinge im Geist des Stifters ihres Ordens für ein gutes und tüchtiges Leben zu erziehen. Indem ich gelegentlich eines Besuches im Kloster an der Seite der hochwürdigen Damen die Anstalten durchschritt, nebenbei gesagt, ein Rundgang von nahezu drei Stunden, bot sich mir Gelegenheit, ihnen persönlich näher zu treten, und ich gestehe aufrichtig: hatte ich als Protestantin bis dahin die Meinung, der Katholizismus, besonders hinter Klostermauern, sei eine jede freie Entwicklung des Individuums hemmende Schranke, so war ich im Gegenteil geradezu begeistert von der vernünftigen lebensklugen Anschauung dieser zwei Leiterinnen der Jugend. Trotzdem ein Sonntag war, hörte ich aus diesem und jenem Klassenzimmer Musik, und auf mein offen geäußertes Erstaunen erklärte mir die hochwürdige Frau Mutter: auch an Festtagen halte sie darauf, daß, außer den dem Gottesdienst gewidmeten Stunden, die Zöglinge sich in leichter Weise beschäftigten, damit nicht die Phantasie Gelegenheit habe, stundenlang müßiges Spiel zu treiben. Auch ist es Prinzip im Kloster, daß nur eine bestimmte Zeit nach dem Mittagessen, und zwar unter Aufsicht der Oberinnen und Schulschwestern, eine Erholungsplauderei stattfindet. Im übrigen soll nicht viel mehr gesprochen werden, als das Nötige, damit die Zöglinge sich nicht gedankenloses Plappern angewöhnen, zeitig lernen, nur vernünftigem Denken richtigen Ausdruck zu geben. Und daß alle Belehrung in der liebevollsten Form geschieht, bewies mir die zutrauliche und harmlose Art der Zöglinge und Waisenkinder den hochwürdigen Damen gegenüber, ja, mit Vergnügen entsinne ich mich noch folgender kleiner, scherzhafter Episode: Die Frau Oberin führte mich zum Spielplatz der kleineren Waisenkinder, der sogenannten Engelsburg, einen weiten, saalartigen Raum, in dem rings an den Wänden auf Gestellen Puppenwagen, Puppen von der Dame bis zum Baby, Stuben, Kaufläden, Küchen, kurzum, was das Herz eines Kindes zu freuen vermag, sich befinden. Ein kleines Vierjähriges kniete an einem Puppenwagen und hielt ernsthafte Erziehungsgespräche mit seinem buntgeputzten Püppchen, als eine Schulschwester die kleine Mama mahnte: die „bonne mère" sei eingetreten. „Sag der ‚bonne mère', ich hätt' gar keine Zeit, ich hätt' mit meinen Kindern zu schaffen," erwiderte energisch, ohne auch nur den Kopf zu wenden, das Kleine, zum höchsten Ergötzen der Frau Oberin, in der die mütterlichen Gefühle noch stärker waren als ihre Würde.

Das von den übrigen Anstalten streng getrennte Pensionat befindet sich im Hauptgebäude, dem ehemaligen Kollegium, und sieht mit der Fassade in den wunderschönen, mit hundertjährigen Bäumen überschatteten Klostergarten. Auf weitem, freiem Rundteil haben die Pensionärinnen ihre Erholungen, ihre Spiele; die kleineren ergötzen sich an Blindekuh, Verstecken und so weiter. Die Großen lesen, zeichnen oder plaudern mit den Schulschwestern. Vom Balkon des Speisesaales, der die Oberinnen, Schulschwestern und Pensionärinnen zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten vereint, hat man einen wunderschönen Blick über den Klostergarten hinweg, auf die Vogesenkette, aus welcher besonders der schon oben genannte Odilienberg mit seiner interessanten Vergangenheit zu nachmittäglichen Spaziergängen ladet. (Der St. Odilienberg, der Rigi des Elsaß, mit dem schon zur Zeit Karls des Großen von der heiligen Odilia auf höchstem Gipfel erbauten und noch heute vorhandenen Kloster. Von dort prachtvolle Aussicht auf die Gebirge und das Rheinthal. Viele Spuren aus der Römerzeit, unter anderem die noch wohl erhaltene Heidenmauer, eine um den ganzen Berg sich ziehende Befestigung, Druidendenkmäler und andere). An der einen Seite des Speisesaales befindet sich die Klosterbibliothek, dann das reich ausgestattete, dem Besuch des Straßburger Bischofs dienende Gastzimmer und ein weiter, luftiger Raum, in dem erkrankte Pensionärinnen abgesondert gepflegt werden. Die Klassenzimmer sind alle groß, luftig und ziehen sich von der andern Seite des Speisezimmers bis zu einem am Schluß des Flügels gelegenen Betzimmer, in welchem die Zöglinge, damit sie nicht zur kalten Jahreszeit frühmorgens den Garten zur Klosterkirche zu durchschreiten haben, ihre Frühgebete verrichten. Die zweite Reihe der nach der Stadtseite gelegenen Klassen schließt der gemeinschaftliche Schlafsaal ab, der mit seinen in die Fenster herein nickenden Bäumen, der vornehmen und poetischen Einrichtung, darunter ein durch das ganze Zimmer laufender Waschapparat in weißem Marmor, geradezu ein Ideal ist.

Gelehrt wird: Religion, und zwar durch einen ausschließlich im Dienst des Klosters stehenden Kaplan, der auch den Gottesdienst in den zwei Kapellen verrichtet, Lesen, Schreiben, deutsche, französische Sprache, englisch und italienisch auf Verlangen, Literatur, politische physikalische und mathematische Geographie, Weltgeschichte, Rechnen, Buchführung, Physik, Naturgeschichte, Geometrie, Zeichnen, Musik; weibliche Handarbeiten, darunter Nähen, Bügeln und die Kunst, allerlei hübsche und nützliche Gegenstände anzufertigen. Ein Turnapparat steht den Zöglingen zur Verfügung, ebenso Bade- und Kneipp-Anstalt.

Und diese ganze Erziehung — die Zöglinge werden so weit unterrichtet, daß sie im stande sind, das höhere Lehrerinnenexamen abzulegen — einschließlich vollständiger Pension, kostet alljährlich nur 500 Mark (früher 400, jetzt 500 Mark), ein so beispiellos billiger Preis, daß man ihn nur begreifen kann, wenn man weiß, daß das Kloster die Erziehungsanstalt nicht etwa hält, um irdische Güter zu sammeln, sondern die Einkünfte des Pensionates zum Wohl des Waisenhauses, der Volksschule, überhaupt zu wohlthätigen Zwecken verwendet.

Von nah und fern, aus Amerika wie aus der engsten Heimat sahen wir Zöglinge, und alle waren frisch, fröhlich, dazu von gesittetestem Benehmen. Katholischen Eltern, die für ihre Töchter eine Erziehungsanstalt suchen, in der sie an Leib und Seele gesund emporwachsen, sei daher das Kloster „Unsere liebe Frau" zu Molsheim in eigenem Interesse aufs wärmste empfohlen.

Anna Hasselbach.

Der Wonnemonat.

(Hiezu das Bild Seite 612 und 613.)

Blauklare Lüfte! Goldner Sonnenglanz!
Wie bist du glücklich, frühlingsjunge Erde!
Frau Holda naht in ihrem Maienkranz,
Umgaukelt von der Genien leichtem Tanz,
Und jauchzend klingt ihr Weckeruf: es werde!

Ihr Blumenscepter kündet Göttermacht!
Sie winkt — da schwirren all die bunten Flügel,
Da flammt der Freude Fackel hell entfacht,
Und aus der Wolken trüber Nebelnacht
Erheben schimmernd Berge sich und Hügel.

Hinab zur Welt! o wonnesamer Flug!
Welch heimlich Wispern, Flüstern, Scherzen, Kosen!
Frau Holda bringt der Schätze ja genug!
Sie lächelt — und aus ihrem Siegeszug
Wehn Rosen rieselnd nieder, lauter Rosen!

Sieh, milder blicket selbst die grimme Zeit
Und läßt die scharfe Sense sich entwinden;
Gib diesen Tagen Unvergänglichkeit!
O, laß sie blühen in des Glücks Geleit,
In Eden selbst sind bess're nicht zu finden!

Hinab zur Welt! Schon jauchzt's von ihr empor:
Herein, herein, du blühendes Getriebe!
Frau Holda lächelt süßer als zuvor,
Sie weiß, in ihres Schleiers Silberflor
Birgt sie den schönsten Maiengast: die Liebe!

Johanna Baltz.

Graphologie, Graphologen, graphologische Werke.

Von

L. Meyer, Ragaz, Schweiz.

In den letzten Jahren hat das allgemeine Interesse für die Lehre von der Handschriftendeutung so ungemein zugenommen, daß es heute kaum mehr nötig sein dürfte, das Wort „Graphologie" zu erklären. Namentlich erfreulich ist es, zu sehen, wie Psychologen und Physiologen der Sache ihre ernste Aufmerksamkeit zuwenden und sie ihres eingehenden Studiums für würdig halten. Wir verweisen da namentlich mit Vergnügen auf den Aufsatz „Handschrift und Charakter" (zur Psychologie und Physiologie des Schreibens) von W. Preyer. Deutsche Rundschau, Heft 8, 1894, auf den wir später zurückkommen werden. Zunächst aber möchten wir dem Leser einen kurzen Abriß der Geschichte und Entwicklung der Graphologie geben.

I.

Niemand hat sich um die Graphologie so viele Verdienste erworben, wie der französische Abbé und Romanschriftsteller Jean Hippolyte Michon (er veröffentlichte ungefähr 1868 die sensationellen Romane: „Le Maudit", „La Religieuse", „Le Moine", „Le Confesseur" und so weiter, die auch ins Deutsche übertragen wurden).

Michon wurde geboren 1806 zu La Roche Frésange, Corrèze, und starb 1881 auf seinem Schlosse Montanssier bei Paris. Mag er auch seinen Vorgängern weit mehr entlehnt haben, als er zugeben wollte, und als sich wahrscheinlich wird nachweisen lassen, mag er auch, nachdem er aus seinen Studien ein Metier gemacht, um seiner etwas ins Wanken geratenen Existenz wieder eine solidere Basis zu geben, mit viel Rührigkeit eine gute Portion Marktschreierei verbunden und dadurch der Sache geschadet haben (namentlich in den gebildeten Kreisen Deutschlands schlug das Mißtrauen bei solchem Gebaren ziemlich tief Wurzeln), so gebührt ihm doch der Ruhm, mit dem intuitiven Verfahren gründlich gebrochen und die Graphologie in ein lehrbares System gebracht zu haben, so daß man seit ihm graphologischen Unterricht erteilen kann, so gut wie jeden andern, wenn es natürlicherweise auch in der Graphologie wie anderswo Dinge gibt, die gelernt werden können, andere, die es nicht können, das heißt die freie Geistesthätigkeit des Ausübenden bleiben müssen.

Bei seinem Tode hinterließ Michon die Graphologie, das heißt die Kunst, aus der Handschrift den Charakter und die Naturanlagen eines Menschen zu beurteilen, als eine neu gefundene Wissenschaft, welche für alle Gebiete des menschlichen Lebens von großer Wichtigkeit zu werden versprach; bedeutet sie doch neben ihrem unmittelbar praktischen Wert auch eine große Bereicherung der Psychologie.

II.

Rein zufälligerweise kam Michon zu seinen graphologischen Studien. „Eines Tages," erzählt Emilie de Vars (Verfasserin der 1879 in 3. Auflage erschienenen „Histoire de la graphologie", die auch einen Grundriß des graphologischen Systems enthält — E. de Vars starb 1878) „kam er zu meiner Großmutter, und erzählte uns nicht ohne Erregung, der Abbé Flandrin, Professor der Philosophie an dem Kolleg, welches er leitete, sei im stande, durch die Untersuchung der Schrift die Leidenschaften, Fähigkeiten, guten und schlechten Eigenschaften eines Menschen zu erkennen, von dem er nie etwas gehört habe. Michon hatte sich von Flandrin bereits unterrichten lassen und verfolgte nun seine neuen Studien mit größtem Eifer, wie denn hartnäckige Ausdauer in solchen Dingen überhaupt seine Eigentümlichkeit war. Aus dem Lernenden wurde denn auch gleich ein Lehrender und Emilie de Vars, der gleichfalls verschiedene graphologische Entdeckungen zu danken sind, seine erste, und wie es scheint, überhaupt begabteste Schülerin. Es dauerte dreißig Jahre, bis Michon zu einer Publikation über die Graphologie kam. Er hatte während dieser, durch andere Arbeit ausgefüllten Zeit nie aufgehört zu vergleichen, zu forschen, seine Schlüsse zu ziehen und sein System zu vollenden. 75,000 Schriften soll er untersucht und studirt haben, ehe er als Graphologe in die Oeffentlichkeit trat.

Da schien sich endlich eine günstige Gelegenheit, ja eine direkte Veranlassung zu einer Publikation zu bieten. Michon lernte eines Tages einen Gelehrten, Desbarolles, kennen, der sich viel mit Handschriften beschäftigte und graphologische Materien zu einem Buche zusammensuchte. Als Henze (siehe später) in der „Leipziger Illustrirten Zeitung" auftrat, reiste Desbarolles zu ihm, um seine Methode kennen zu lernen. Henze verwies ihn einfach auf sein Buch „Die Chirogrammatomantie", mit dem er jedoch nicht viel anzufangen vermochte. Da machte er die Bekanntschaft Michons, und dieser weihte ihn ohne Rückhalt in sein System ein. Die Folge davon war, daß Desbarolles Michon aufforderte, ein Buch über Graphologie herauszugeben, dessen nicht unbeträchtliche Druckkosten er zu erlegen versprach und nur den Namen eines Mitarbeiters für sich verlangte. Michon willigte ein, und so entstand seine erste Schrift „Mystères de l'écriture", der er nur seine Vornamen gab, während sein Mitarbeiter die Vorrede verfaßte und unterzeichnete. Allein der Krieg unterbrach 1870 den Druck; Desbarolles, der überdies gegen alle Abrede mit Michon seiner eigenen chiromantischen Weisheit in der Vorrede die Zügel schießen ließ, erklärte sich für durch den Krieg und die Kommune ruinirt, und als das Buch 1872 endlich doch bei Garnier frères in Paris erschien, fand es keine günstige Aufnahme, da die unglückselige Vorrede von vornherein Mißtrauen erregte. Unterdessen hatte Michon bereits einen andern Weg betreten, um seiner Graphologie Anerkennung zu verschaffen: er hielt in Frankreich, Belgien, der Schweiz Vorlesungen, welche der neuen Wissenschaft bald eine große Anhängerschaft zuführten und hier, besonders aber in seinem „Journal de la graphologie" gab er zugleich zahlreiche praktische Proben, Porträts, wie er seine Charakterzeichnungen nach der Schrift benannte. Sein Buch „Système de graphologie" (1875) gedieh im Jahre 1878 bereits zur fünften Auflage; ihm folgte die „Méthode pratique de graphologie", welche 1879 in zweiter Auflage erschien.

Beide Bücher sind leider — für deutschen Geschmack wenigstens — zu wenig sachlich gehalten, sodann erleidet ihr Wert Einbuße durch die schlechten Clichés und endlich leidet Michon an der wohl aus irgend einer Klosterschule hergebrachten Sucht, alles in scholastischer Weise zu klassifiziren und zu rubriziren, jede Leidenschaft und jeden Affekt in ein paar Dutzend Unterabteilungen zu zerkleinern. So fällt in die 3. Klasse, 39. Ordnung, die 56. Gattung mit der Ueberschrift: Pose. Die Unterabteilungen von Nr. 231 bis 240 lauten: recherche, coquetterie, fatuité, vanité, pose, prétention, jactance, vanterie, hâblerie, gloriole. Da Michon jede dieser Unterabteilungen noch erklärt und von den anderen abgrenzt, wird man den Eindruck der geschwätzigen Weitschweifigkeit nirgends los. Michon versäumte

Digitized by Google

nicht, von seiner Kunst auch eine Anwendung auf die Geschichte zu machen. Er faßte den Plan, einen „Dictionnaire des notabilités de la France jugées sur leur écriture“ herauszugeben, den eine Abhandlung über „Die Schrift der Franzosen seit der merovingischen Zeit, in ihrem Zusammenhang mit dem Genie, dem Charakter und den Sitten der französischen Nation“ einleiten sollte. Das Werk ist wohl nicht vollendet worden; es wurde 1879 angekündigt und sollte in fünf Jahren abgeschlossen sein. 1881 starb Michon. Noch vor der „Méthode pratique“ hatte er die „Histoire de Napoléon I. d'après son écriture“ erscheinen lassen, 1880 ein „Memorandum an die Advokaten uber mehrere Fälschungsprozesse“, in welchen er als Experte den Ausschlag gegeben hatte. Zwei weitere Arbeiten über die Handschriften von Jaresse und über Napoleon III. und dessen Handschrift in den verschiedenen Phasen seines Lebens hinterließ er unvollendet. Michons Biographie schrieb der Advokat Varinard, der als Präsident der graphologischen Gesellschaft in Paris an Michons Stelle trat: „J. H. Michon, sa vie et ses oeuvres. par A. Varinard, 1883, Paris.“

III.

Wir haben bereits angedeutet, daß Michon Vorgänger gehabt. So sollen die Jesuiten langst ein ziemlich ausgebildetes graphologisches System besessen, aber als Geheimnis angstlich und so erfolgreich gehutet haben, daß davon nichts Naheres bekannt wurde.

Einige Spuren, teilweise halb verwischt, weisen auch auf Vorgänger aus dem Altertum. So steht neben Aristoteles' Ausspruch: „Wie die Rede die Eindrücke der Seele, so gebe die Schrift zugleich die Rede und die Eindrücke wieder“, der präzisere des Demetrius von Phalera: „Das Schriftzeichen gibt die Seele wieder“. Wer Buchstaben schreibt, drückt in ihnen das Bild seiner Seele aus. Wir können aus der Schrift die Eigenschaften des Schreibers erkennen. Aehnliche Aeußerungen sind von dem Dichter Menander, von Dionysius von Halikarnaß und anderen erhalten. Doch beziehen sie sich mit einer einzigen Ausnahme auf den Stil, nicht auf Form, Stellung und Verbindung der Buchstaben und haben somit mit der modernen Graphologie nichts zu thun. Jene Ausnahme ist Sueton. Er berichtet, allerdings ohne irgend welchen Schluß aus der Thatsache zu ziehen, als scharfer Beobachter von Augustus, dieser habe die Worte nicht von einander getrennt und die am Ende der Linie noch ubrig bleibenden Verse nicht in die nachste Zeile, sondern gleich unter das Ende der Linie gesetzt und mit einem Strich umzogen. Das Aufeinanderdrängen der Worte deutet Oekonomie, die Verbindung derselben unter sich einen in hohem Grade deduktiven, logischen, praktischen Geist an. Beide Zeichen seiner Handschrift stimmen also zu dem historisch bekannten Charakter des Augustus. Doch war Sueton, wie bemerkt, weit davon entfernt, aus seiner Beobachtung einen graphologischen Schluß zu ziehen.

Es wird schwer sein, das Alter von dem Sprichwort: „Er setzt das Tüpfelchen aufs i“ anzugeben, aus dem etwelche graphologische Beobachtung spricht, da der pünktliche Mensch wirklich sein Tüpfelchen genau an die richtige Stelle zu setzen pflegt.

Auf dem instinktiven Sinn für den Zusammenhang zwischen Schrift und Charakter beruht auf jeden Fall auch der Ausspruch Shakespeares: „Gib mir die Schrift einer Frau, und ich will dir ihren Charakter zeigen“. Wenigstens lassen sich keine Spuren davon finden, daß Shakespeare eine Art graphologischen Systems gekannt habe. Allerdings lag aber das Suchen einer solchen sehr im Geiste der Renaissance, welcher sich mit neuem Interesse dem Studium der menschlichen Geisteskräfte zuwandte und sehr geneigt war, die kritisch-naturwissenschaftliche an Stelle der abstrakt-scholastischen Methode auch auf diese Ratsel zu erstrecken. In den Anfang des 17. Jahrhunderts fallt das Werk: „Prosperi Aldorisci ideographia“. Es scheint weniger bekannt geworden zu sein, als das von einem berühmten Bologneser Arzt und Professor, Camillo Baldo, im Jahre 1622 in Carpi herausgegebene Quartbandchen, welches den vielversprechenden Titel trug: „Trattato come da une lettera missiva si cognoscano la natura e qualità dello scrittore“, Traktat, wie sich aus einem Brief die Natur und Eigenschaft des Schreibers erkennen läßt. 1664 erschien von dem Verfasser eine lateinische Uebersetzung in Bologna. Das Buch scheint selten zu sein; die lateinische Uebersetzung lag Michon in der Ecole de médecine in Montpellier vor. Der Hauptnachdruck war auch hier auf den Stil gelegt, doch enthielt ein besonderes Kapitel bereits eine Anzahl graphologischer Zeichen, von denen die Schulerin Michons, Emilie de Vars, in ihrem oben citirten Buche bemerkt, sie seien peu étendus, bien vagues, mal expliqués. Quelques-uns des signes qu'il indique manquent d'exactitude, et il n'y a rien qui établisse une science.“ Immerhin scheint die Schrift eine weite Verbreitung gefunden zu haben. Daß die Graphologie auch in Frankreich praktisch geübt wurde, geht aus einem von Adoucet in seinem 1793 oder 1794 veroffentlichten Buche „La science des signes“ hervor. Eine Dame, erzahlt er, brachte die Schrift Ludwigs XIV. zu einem Schrifterklärer von Profession, der ein sehr unvorteilhaftes Bild von dem Schreiber entwarf. Auf ihre Bemerkung, die Schrift sei die des Königs, antwortete er: seine Kunst lehre ihn nicht Könige, sondern Menschen kennen. Seine Besucherin, frappirt von der Wahrheit des von ihm entworfenen Porträts, verließ ihn mit der Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Kunst. Wir wissen nicht, ob sich in Frankreich eine mündliche oder schriftliche graphologische Tradition erhalten hat und ob auf ihr derjenige Mann fußte, bei welchem die Anfange einer wissenschaftlichen Graphologie, wie sie Michon gegründet hat, am lichtesten und erkennbarsten sind, der Abbé Flandrin. Einige Werke und Aufsatze, welche wir aus dem noch zu besprechenden Buche Adolf Henzes citiren, beweisen wenigstens, daß die Kunst der Handschriftenbeurteilung auch zu Anfang unseres Jahrhunderts verbreitet war. Wir nennen aus ihnen: „L'art de juger du caractère des hommes par leur écriture. Paris, 1812. 8⁰ mit 42 Kupfern und die in Zeitschriften erschienenen Aufsatze: Struve: „Chirographiognomik, oder die Kunst, verschiedene Geistes- und Gemütseigenschaften eines Menschen aus seiner Handschrift zu erkennen“ (1805), und Schlüter, „Ueber Handschriften in physiognomischer Hinsicht“ (1815). Jedenfalls verstand Flandrin es bereits, ohne irgend welche Kenntnis von der Person des Schreibers, nur aus den Eigentümlichkeiten der Schrift, eine Reihe wichtiger Eigenschaften des Schreibers zu bestimmen, aus denen er, ein zugleich logischer und intuitiver Kopf, weitere Schlusse zog. Er kannte eine Reihe typischer Zeichen, man kann sagen die wichtigsten derselben, die Michon aufgenommen, vermehrt und in ein bestimmtes System gebracht, vor allem aber psychologisch begründet hat. Es sind die Zeichen der Sensibilitat, des Despotismus, der Ideenverbindung, der Sachlichkeit, der Schüchternheit, der Einbildungskraft, des Ordnungssinnes, des Geizes, der Verschwendung, der anspruchsvollen Eitelkeit, der Kleinlichkeit, der Einfachheit. Hier lagen aber bereits die festen Anfange eines Systems vor. Eine sehr hübsche Beurteilung der Schrift Silvio Pellicos durch Flandrin findet sich in dem Buche von Descuret: „La médecine des passions“. Neben dieser auf bestimmte Grundregeln basirten Richtung, welche vielleicht auf eine bis zu Baldo zuruckreichende Tradition fuhrt, geht eine andere Uebung, welche ihre Vertreter wohl zu allen Zeiten hatte und noch jetzt hat, die der intuitiven, sozusagen naturalistischen Graphologie, welche nicht nach bestimmten Regeln und Kennzeichen, sondern nach dem allgemeinen Eindruck einer Schrift auf das mehr oder minder empfindliche individuelle Gefuhl urteilt. Mehr oder weniger ist jeder Mensch, der uber den unbewußten Eindruck, welchen ihm eine Handschrift macht, urteilt, ein naturalistischer Graphologe. Von hervorragenden Menschen, welche einerseits einen ausgepragten Sinn der Beobachtung, andererseits ein starkes, nicht durch die Reflexion beeintrachtigtes Gefuhl ihrer unmittelbaren Eindrücke haben, wie man dies letztere vielfach in Verbindung mit Phantasie und dichterischen Anlagen trifft, uberrascht es nicht zu horen, daß sie auch einen ausgepragten Sinn für das Individuelle einer Handschrift haben. So findet sich dieser Sinn bei Goethe, bei Walter Scott, bei Balzac, bei dem Historiker von Woltmann, bei Fourier, bei Alphons Daudet und anderen. Zu einer Art von prophetischer Hellseherei ausgebildet, erscheint diese Gabe bei Lavater, bei Georges Sand, bei Adolf Henze, dem verstorbenen Graphologen der Leipziger „Illustrirten Zeitung“.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Lavater seine physiognomischen Studien auch auf die Handschriften ausdehnte. Er sammelte deren mit großem Eifer, unterstützt von seinen Freunden, unter welchen auch Goethe der Sache großes Interesse entgegenbrachte. Doch verhehlte dieser sich nicht, daß bei dem intuitiven, nur auf allgemeinen Gefühlen ruhenden Betrieb der Sache, sehr oft ein für einzelne Fälle zutreffendes Urteil, schwer aber ein bestimmtes System zu erreichen sein werde. Lavater ließ sich durch diese Schwierigkeit hier so wenig abschrecken wie bei seinen physiognomischen Studien, und wenn er auch zu keinem System gelangte, so sind seine fein empfundenen Beobachtungen doch nicht ohne Wert. Von allen Bewegungen der Hand und der Finger bezeichnete er die beim Schreiben ausgeführten als die mannigfaltigsten, da schon das kleinste geschriebene Wort eine Reihe der verschiedensten Biegungen enthalte. Er zog bereits in Betracht die wesentlichsten Bestandteile der Buchstaben, ihre Form und Rundung, Höhe und Breite, Stellung und Verbindung; die Zwischenräume zwischen den Buchstaben und Linien, die aufrechte oder schiefe Richtung beider, die Sauberkeit, Leichtigkeit und Dicke der Schrift. Je mehr er die verschiedenen Schriften betrachtete, die ihm unter die Augen kamen, desto mehr bestärkte er sich in dem Gedanken, eben so viele verschiedene Ausdrücke und Emanationen der Charaktere ihrer Schreiber vor sich zu haben. Er kam zu der Ueberzeugung, daß ein aufmerksamer Beobachter aus der bloßen Adresse den Charakter seines Briefschreibers musse erkennen tonnen. Emilie de Vars citirt ein hübsches Urteil uber Lavaters graphologische Erfolge, welches der Schrift „Les hermites en liberté“ von M. de Jouy entnommen ist. „Das System,“ schreibt dieser, „welches Lavater auf eine ziemlich vertiefte Untersuchung der verschiedenen Charaktere der Schrift gebaut hatte, schien ihm nicht weniger streng begründet zu sein, als das, welches die Gesichtszüge zur Grundlage hatte, und ich habe Gelegenheit gehabt, mich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, daß ihn die Erfahrung seltener bei denjenigen Urteilen täuschte, welche er über den Charakter einer Schrift, als bei denjenigen, welche er über eine Physiognomie abgab.“ Als de Jouy im Jahre 1794 als Flüchtling nach Zürich kam, besuchte er Lavater häufig und lernte dessen glänzende Beobachtungsgabe, trotz ihrer vielfachen Fehler, schätzen. Er legte ihm einmal einige von ihm selbst mit vierzehn Jahren geschriebene Seiten vor, über welche Lavater folgendes interessante und eingehende Urteil abgab: „Wenn der Schreiber dieser Zeilen das Mannesalter erreicht hat, so stehe ich nicht an, zu behaupten, daß er sich von seinem zwanzigsten Jahre an ganz anders gezeigt hat, als er sich in diesem Tagebuche eines Schülers zeigt, oder aber, daß er dieses wohl geschrieben, nicht aber verfaßt hat. Dieser Mann muß bemerkenswert gewesen sein durch seine strengen Sitten in antiken Tugenden; fest in seinen philosophischen Grundsätzen, muß er ebenso sehr der Feind aller Tyrannei als aller Vorurteile gewesen sein. Wenn er nicht als Opfer der Parteiungen in euren burgerlichen Kämpfen gefallen ist — und ich ware geneigt, dies zu glauben wegen der Festigkeit der Grundstriche, welche ebenso viel Klugheit als Mut anzeigen — wenn, sage ich, er die großen politischen Bewegungen überlebt hat, die er zu mäßigen berufen war, so wird er sich eines Rufes der Billigkeit, der Weisheit und Tugend erfreuen, welcher ihm in der Zeit der Verderbtheit, in der er lebt, unsterblichen Ruhm sichern wird.“

Wenn Lavater dieses Urteil abgab, ohne vielleicht aus irgend einem Grund auf Jouy als den Schreiber zu schließen, so haben wir hier ein wahres Wunder graphologischen Gefühls vor uns. Bemerkenswert ist übrigens, daß auch Lavater bestimmte Wahrzeichen durchaus beobachtete; er schließt aus der Festigkeit der Grundstriche auf Klugheit und Mut.

In ähnlicher Weise hatte Georges Sand durch Intuition und Beobachtung ein so fein ausgebildetes graphologisches Gefuhl, daß sie frappant zutreffende Urteile ausstellte. Sie selbst versicherte in einem Briefe an Michon, den sie nach seiner Handschrift ohne alle personliche Bekanntschaft vorzüglich beurteilte, sie habe keinerlei System, aber da sie zahlreiche Briefe erhalte, so habe sie der Instinkt der Beobachtung dahin gebracht, sich nach dem Ganzen der Handschrift ein ziemlich richtiges Bild von den Menschen zu machen. Da die spontanen Handschriften immer seltener würden, so könne sie sich wohl einmal tauschen, aber gewohnlich habe sie richtig empfunden. Einige Satze aus diesem Briefe über Michons Charakter mögen zeigen, wie weit dieses divinatorische Gefuhl ging: „Krankhafte Nervositat, dann zeigt die Schrift nichts an, oder Spontaneitat, welche bis zum Mangel aller Reflexion geht, Aufrichtigkeit ohne Grenzen und Güte ohne Einschränkung. Ueberstürztes Urteil, unter der Herrschaft des Gefühles, das nicht überlegt und nichts zurückbehalt; absoluter Mangel an Vorsicht; vollstandige Vernachlassigung des materiellen Lebens.“ Sie spricht von einer Einbildungskraft und Sensibilitat, welche dem Charakter eine offenbare Unbeständigkeit verleihe, von Mangel an Selbstbeherrschung, aber auch von einer Fülle von guten Instinkten.

Das Urteil war nicht erschöpfend, aber was gesagt worden war, war absolut zutreffend.

Ausgedehnter ist die Thätigkeit des durch seine graphologischen Konsultationen in der „Illustrirten Zeitung“ in weiten Kreisen bekannt gewordenen Adolf Henze, welche ebenfalls vorwiegend auf intuitivem Gefühl beruhte und die überraschendsten und großartigsten Erfolge aufzuweisen hatte. Bei ihm liegt ein angeborenes Talent vor. Adolf Henze wurde am 24. Juni 1814 in Volkmarsen geboren. Eine hübsche Anekdote von seinem früh entwickelten Sinn für die Schrift erzählt er selbst in seinem „Die Chirogrammatomantie“ betitelten und 1862 in Leipzig erschienenen Buche, in welchem er seine graphologischen Beobachtungen niederlegte: „Als ich im vierten Jahre in die Schule kam, erstaunte der Lehrer nicht wenig, daß ich schon vollkommen schreiben konnte. Mein Sinn für Schreibkünste war überhaupt so vorherrschend, daß ich stets, wo ich ging und stand, mit dem Zeigefinger die Buchstaben in die Luft malte. Bereits im siebenten Jahre legte ich unbewußt eine Probe ab von der schlummernden Neigung, durch die ich jetzt bekannt geworden bin. Ein Mitschüler hatte auf den Schulrock des Lehrers ein ‚A‘ gemacht. Die ganze Schule wurde verhört, und da der Thäter sich nicht bekannte, jeder mit gleicher Strafe bedroht. Ich hatte zwar nicht gesehen, wer der Missethater gewesen war, fand es aber von dem Lehrer unbegreiflich, daß derselbe die Schrift nicht erkannte, und höchst naiv mochte es klingen, als ich meinte: ‚Fragen Sie doch einmal den N.!‘ Auf Befragen stotterte dieser wie Tobias Schwalbe: ‚Ich will's gestehen, ich bin's gewesen, will's aber gewiß nicht wieder thun!‘“ Henze kam zehnjahrig auf das Progymnasium zu Warburg, dann auf das Lyceum zu Fulda. Schließlich studirte er Theologie. In den stillen Mauern des Priesterseminars bildete er sich aber die ersten Theorien seiner Kunst aus und endigte schließlich damit, sich ihr ausschließlich zu widmen und die Priesterlaufbahn zu verlassen. Im Jahre 1850 trat er durch einige Aufsätze über seine Kunst, welche in der „Illustrirten Zeitung“ erschienen, zuerst vor die Oeffentlichkeit. Es dauerte natürlich nicht lange, bis sich ein Bittsteller um Beurteilung seiner Handschrift einstellte. Diesem einen folgten Tausende. Bis zum Jahre 1862 waren es deren fünfundsiebenzigtausend; wie viele bis zu Henzes im Jahre 1882 erfolgten Tode läßt sich darnach vermuten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

— Mit seiner Schrift: Die Zukunft Ostasiens (Stuttgart, Strecker und Moser) liefert der kaiserlich deutsche Gesandte a. D., M. von Brandt, einen Beitrag zur Geschichte und zum Verständnis der ostasiatischen Frage, der besonders angesichts des japanisch-chinesischen Friedensschlusses von großem Wert ist. Als das Ziel Japans bezeichnet er in erster Linie die Demütigung und Schwächung Chinas. Nachdem Japan diesen Zweck erreicht hat, würde es aber dem japanischen Wunsch und Interesse entsprechen, wenn China, statt kommerziell, finanziell und politisch in die Abhängigkeit von den fremden Mächten zu geraten, sich ihm anschlösse und gemeinschaftlich mit ihm das Prinzip „Ostasien für die Ostasiaten“ verträte.

— Die rumänische Frage in Siebenbürgen und Ungarn. Eine politische Denkschrift von Eugen Brote (Puttkammer und Mühlbrecht, Berlin). In der deutschen Literatur fehlte es an einem Werke, welches das Wesen dieser Frage auf Grund von geschichtlichen Thatsachen zu beleuchten berufen wäre. Diesem Mangel abzuhelfen hat sich der Verfasser durch das vorliegende Buch zur Aufgabe gemacht. Es ist eine in gedrängter Kürze gehaltene, mit Sachkenntnis und anerkennenswerter Offenheit durchgeführte Darstellung dieser Frage. Für den tiefer blickenden Leser bietet der Anhang, eine Sammlung der wichtigsten kaiserlichen Erlasse, Gesetzestexte, Denkschriften, politischen Reden und Programme und so weiter, ein reichhaltiges Material zur Beurteilung der Darstellung. Auch über die ethnographischen Verhältnisse Ungarns und Siebenbürgens bietet das Werk durch statistische Tabellen, die im Zusammenhange mit den politischen Verhältnissen stehen und durch eine Karte ergänzt werden, manches Streiflicht.

— Russische Lyrik, in den Versmaßen der Originale übertragen von Hans Gerschmann (Königsberg i. Pr., Hartungsche Verlagsdruckerei), bietet Proben aus Puschkin, Lermontow, A. Tolstoj, Tjutschew, Maikow, Kelsch, Krassow, Nekrassow, Kolzow und kleinrussischen Volksliedern und bekundet in der Auswahl einen verständnisvollen, feinen Geist und in der Form ein echt dichterisches Nachempfinden und Gestaltungsvermögen.

Notizblätter.

Kunst.

— Die Frühjahrsausstellung der Münchener Sezession bedeutet eine glänzende Etappe auf dem Entwicklungsgange der neuesten deutschen Kunst. Nicht nur zeigt sich überall kräftiges Sprießen und Gedeihen zukunftsfroher Keime, sondern bereits gesellt sich zu den gewohnten flotten kecken Skizzen eine stattliche Reihe vollendeter Bilder, in denen die künstlerische Idee zur That ausgereift ist. Das Schwergewicht der Ausstellung fällt begreiflicherweise auf die Landschaft, das von der neuen Auffassung zuerst und am vollständigsten eroberte Gebiet. Durch prächtige Naturstimmung zeichnen sich Reinigers „Blühende Bäume am Abend“ zu Füßen der lieblichen Stuttgarter Obst- und Weinhügel aus, desgleichen Keller-Reutlingers „Theresienwiese bei Tauwetter“, ein Vorfrühlingslied, das mit unscheinbaren Mitteln die feinste Wirkung erzielt, Dills „Lagune“, das von einem frischen, großen Zug belebt erscheint, Bollers sommerlicher Waldbach und viele höchst verdienstliche Studien. Da sind die sonnigen Felder von Busse, die charakteristischen flott gemalten Isarthalskizzen von Bössenroth, die feingetonten herbstlichen Ufer von Meyer-Basel, die Scenerien aus der bayerischen Hochebene von Berlepsch, die interessanten effektvollen Bilder von Hölzel, Strützel, Hagen, Gröber in erster Linie zu erwähnen. Eine vornehme Arbeit von sorglich abgewogenen Werten ist der „Waldweg mit Frau und Kühen“ des Parisers Lessore und ihm einigermaßen verwandt ein hübsches Sommerbild des Müncheners Flad. Besonders gut gelangt im Vergleich zu dem früheren skizzenhaften Gepräge diesmal das eigentliche „Bild“ zur Geltung. Zunächst fesselt uns Bredt mit einem von dem schwermütigen Zauber Lenauscher Poesie umflossenen Waldinnern, das einen stillen, schattigen „Teich“ birgt. Blinkende Seerosen schweben auf dem dunklen glatten Wasserspiegel und träumerisch blickt eine im Kahn ruhende Jungfrau hinab in die Tiefe. Gleichfalls von großer Stimmungspoesie, doch nicht dem romantischen, sondern vielmehr dem historischen Boden entsprossen ist das meisterliche „Reiterlied“ von Speyer. „Frumb und tapfer“ traben die weißen Kürassiere eichlaubgeschmückt in den jungen Tag hinein und singen Gott und dem Vaterland zu Ehren ihre schlichte Weise, ein kerndeutsches, herzerquickendes Bild. So recht volkstümlich sind auch die beiden köstlichen kleinen Täfelchen von Theodor Schmidt, liebenswürdige Scenen aus der kleinbürgerlichen Familie. Die Mutter, die dem sehnlich harrenden Liebling einen bescheidenen Leckerbissen bereitet und die andere, die dem Kleinen auf dem Schoße die Suppe reicht, beide Bildchen gleich rühmlich durch ihren warmen, goldigen Ton wie ihre schlichte Innerlichkeit. Intim empfunden und virtuos gemalt ist Ernst Zimmermanns Mönch, der in einem Welt und Sonne absperrenden Laubgang mit dem Brevier inne hält, um dem Gezwitscher eines Stieglitz zu lauschen. Brillante Licht- und Farbeneffekte erzielt Langhammer mit seinen zudem trefflich charakterisirten oberbayerischen Bauern, die mit einer Laterne sich von der „Kirta“ heimleuchten und den kernigen Humor wie das künstlerische Feingefühl des Malers bekunden. Reinen Humor atmet nebst einer guten Dosis Märchenpoesie das Wichtelpärchen Schmidhammers, das dicht an einander geschmiegt mit drolliger Bedenklichkeit aus einem hohlen Baum lugt. Wie ein heiteres Farbenbouquet mutet der traumselig in roter Wichs auf die weißen Betten ungeachtet der schwarzen „Kanonen“ hingesunkene Corpsbruder Bacharach Barées an. „Sapienti sat!“ auch dem Kunstverständigen braucht man nicht erst die Vorzüge dieses Bildes aus einander zu setzen. Kühl sendet einen die lampenerhellte Stiege herabschreitenden, etwas drallen Hausgeist, ein delikat gemaltes Kircheninterieur und eine stimmungsvolle nächtliche Friedhofstudie. Mit einer poetischen „Nonnenvigilie“ nebst mehreren anderen hübschen Sachen führt Cairati sich günstig ein. Stöck excellirt mit ein paar verführerischen Serpentinetänzerinnen, die rückhaltlose Bewunderung verdienten, wenn ihr Stammbaum nicht auf die entzückenden „Grazien des Tanzes“ von Herkomer zurückginge. Albert Keller bietet ein ergreifendes Sittenbild mit seiner „Hexe“. Uhde bewegt sich mit unleugbarem Erfolg auf dem ihm eigentümlichen religiösen Boden mit seiner aus dem dämmerigen Wald ins grüne Thal hinabfliehenden heiligen Familie. Das Porträt wird sehr gut vertreten von Stuck mit einem den altdeutschen Meistern ebenbürtigen Mädchenkopf voll herben Jugendreizes, von Bredt mit einem seelenvollen Bilde seiner Gattin, Habermann, Fräulein von Boznanska, Piltz, Lübbes, Ernst Zimmermann und anderen. Samberger gefällt trotz schönen Talentes in seiner Manier nachgerade sich selbst besser als anderen. Nur ein Streiflicht wirft dieser flüchtige Blick auf die Frühjahrsausstellung der Secession, doch genügt er, um zu erhellen, daß sie auf rechtem Wege ist.

Alex Braun.

Ausstellung.

— Für die Ausstellung für Elektrotechnik und Kunstgewerbe, die im Jahre 1896 in Stuttgart stattfinden wird, ist jetzt bereits eine ganze Reihe von Platzanmeldungen, zum Teil bedeutenderen Umfangs, eingelaufen. Für die Ausstellungskommission wäre es von größtem Werte, wenn dieses gute Beispiel eines raschen Bescheids ausgiebige Nachahmung fände, weil der Kommission daran liegen muß, möglichst früh eine Uebersicht über die Raumbedürfnisse zu gewinnen. Nachdem der Stuttgarter Gemeinderat in dankenswerter Weise noch einen größeren Raum kostenfrei zur Verfügung gestellt, sowie das Gesuch der Ausstellungskommission um Ueberlassung des Stadtgartens für das Jahr 1896 zu befürworten beschlossen hat, ist in sichere Aussicht zu nehmen, daß den weitgehendsten Anforderungen wird Genüge geleistet werden können. Von dem Bureau der Ausstellungskommission in der Gewerbehalle wird auf etwaige Anfragen mündlich oder schriftlich bereitwilligst nähere Auskunft erteilt.

Ausgrabungen.

— In Nimwegen haben auf Anregung und unter Leitung des deutschen Archäologen Dr. Konrad Plath Ausgrabungen auf dem Valkhof, der Stätte des von Karl dem Großen gegründeten deutschen Kaiserpalastes stattgefunden, die besonders über die ursprüngliche Gestalt der Kapelle Karls des Großen überraschende Ergebnisse geliefert haben. Der bisher durch Erhöhung des Fußbodens und eingreifende Umbauten veränderte und verunstaltete Bau hat sich durch diese Entdeckungen als ein Werk von auffallender Schönheit enthüllt. Die Stadt Nimwegen hat alsbald beschlossen, soweit als thunlich die ursprüngliche Schönheit der karolingischen Kapelle wieder zur Geltung zu bringen, deren Herstellung ein dauerndes Denkmal der auf Kosten der Stadt erfolgten Ausgrabung sein wird. Dr. Plath, der die archäologische Erforschung sämtlicher deutschen Königspfalzen unternommen hat, gedenkt ein mit zahlreichen Photographien ausgestattetes Prachtwerk über den Valkhof herauszugeben.

Touristenwesen.

— Der Zentralausschuß des Alpenvereins hat an die königliche Eisenbahndirektion Berlin eine Eingabe gerichtet, betreffend Einführung eines Ferialsonderzuges von Berlin über Breslau nach Wien, welcher dann weitere Anschlüsse finden soll. Die herrlichen Gegenden Steiermarks, Kärntens und des Küstenlandes sind noch viel zu wenig gewürdigt, und doch gehören zum Beispiel das Ensthal (Gesäuse), die prächtigen Kärtner Seen, die Grottenwelt des Karstes, die adriatische Küste entschieden zu den sehenswürdigsten Schaustücken der Natur.

Das tote Mägdelein.

Von

Paul Grotowsky.

Die Lerche jauchzt in blauer Luft,
Im Garten flirrt der Sonnenschein …
In schwülem Totenblumenduft
Im Zimmer ruht das Mägdelein.

Die kleine, schlanke, blasse Hand
Umschließt ein Rosenblütenreis,
Vom lilienweißen Grabgewand
Blinkt Primelngold und Ehrenpreis.

Im Goldhaar blüht ein Veilchenkranz,
Verklärend wie ein Glorienschein
Umfließt der himmelblaue Glanz
Das bleiche, tote Mägdelein.

So süß entschlummert liegt es da,
Die Lippe stumm und doch — sie spricht:
„O, wüßtet ihr, wie mir geschah,
Ihr weintet nicht, ihr weintet nicht!“ …

Die Lerche jauchzt in blauer Luft,
Im Garten flirrt der Sonnenschein …
In schwülem Totenblumenduft
Im Zimmer schläft das Mägdelein.

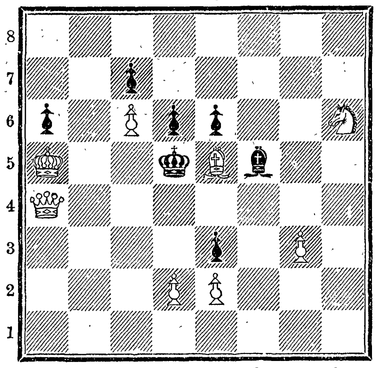
Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 28.

Von V. Tuzar in Prag.
(„Zlata Praha“.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 25 S. 576:

W. 1) Se4—f2
S. 1) Sh6—f5 [L 6—d5:]
W. 2) Sf2—d3†
S. 2) Ke5—d5:, e4 [e6]
W. 3) Dh7—h1 [La6—c8] matt.

A.

S. 1) Le6—f5, f6—f5
W. 2) Dh7—c7†
S. 2) Ke5—e6, d5:
W. 3) Sd5—f4, Dc7—d6 matt.

B.

S. 1) Ke5—d5:
W. 2) Dh7—b7†
S. 2) Kd5—c5:, e5
W. 3) Sf2—e4, Db7—e4 matt.

Partie Nr. 10.

Im November 1894 zu New-York gespielt.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß: W. Steinitz. — Schwarz: J. W. Showalter.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) d2—d4	**d7—d5**	16) Dd1—f3	f7—f5 [4]
2) c2—c4	**e7—e6**	17) O—O [5]	Sb6—d5
3) Sb1—c3	Sg8—f6	18) Tf1—b1	b7—b5 [6]
4) Lc1—g5	Lf8—e7	19) c3—c4!	Sd5—b4 [7]
5) e2—e3	Sb8—d7	20) Tb1—b4:!	La3—b4:
6) Ta1—c1	O—O	21) Se5—c6:	Le8—c6:
7) Sg1—f3	c7—c6 [1]	22) Df3—c6:	Dd8—b6 [8]
8) Lf1—d3	b7—b6 [2]	23) c4—b5:	Db6—c6:? [9]
9) Lg5—h4	d5—c4:	24) b5—c6:	a7—a6
10) Ld3—c4:	Sf6—d5	25) c6—c7	Tf8—c8
11) Lf4—g3	Sd7—f6	26) Tc2—c6	Lb4—a5
12) Lc4—d3	Sd5—c3: [3]	27) Ld3—c4	Kg8—f8
13) b2—c3:	Le7—a3	28) Lc4—e6:	Kf8—e7
14) Tc1—c2	Lc8—d7	29) Le6—f5: [10]	
15) Sf3—e5	Ld7—e8	Schwarz gibt die Partie auf.	

[1]) Ueblicher ist b7—b6 nebst Lc8—b7. Bei der gewählten Spielweise ist die Entwicklung des Damenflügels eine schwierigere.
[2]) Hoffer (Chess Monthly) erachtet sofort d5—c4: und Sf6—d5 für besser; Weiß mußte dann die schwarzen Läufer abtauschen.
[3]) Dieser Abtausch verstärkt nur das weiße Zentrum. Schwarz sollte mit Lc8—d7 seine Entwicklung fortsetzen.
[4]) Dies macht den Be6 rückständig. Wir würden Sb6—d5 vorziehen.
[5]) Die „Schachzeitung“ erklärt Se5—c4 für sehr stark.
[6]) b7—b6 mußte geschehen. Bei Dd8—e7 wird Schwarz durch 19) Se5—c4 doch zu b7—b5 genötigt, weil andernfalls 20) Tb1—b3 eine Figur gewinnt.
[7]) Bei b5—c4: wird die schwarze Bauernstellung sehr schwach. Aber der Textzug gibt Gelegenheit zu einer entscheidenden Opferkombination.
[8]) Oder Dd8—c8 23) c4—b5: Ta8—c8 24) Dc6—e8: Tf8—e8: 25) Tc2—c6 Kg8—f7 26) Ld3—c4 [mit der Drohung 27) Lc4—e6:†] zu Gunsten von Weiß.
[9]) Etwas besser wäre hier Ta8—c8; doch hat auch dann Weiß nach 24) Dc6—b6: a7—b6: 25) Tc2—c6 Lb4—a5 26) Ld3—c4 gewonnenes Spiel.
[10]) Weit stärker als 29) Le6—c8:. Weiß kann nun mit drei verbundenen Freibauern vorrücken.

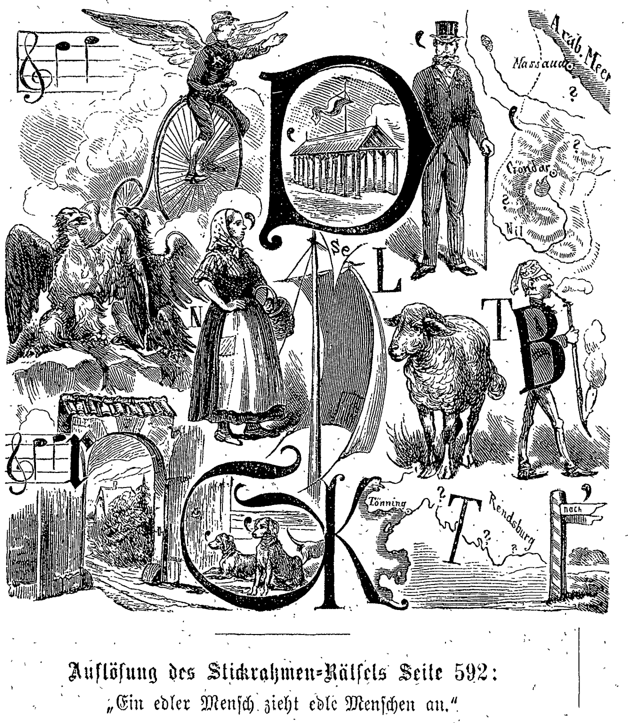
Schachbriefwechsel.

Prof. K. W. in Wien. Lösungen zu 24 und 25 richtig. Aber Ihre Vermutung, daß Nr. 24 die „Papierkorbaufgabe“ sei, trifft nicht zu. Letztere werden Sie, wenn sie nicht noch in ungeahnter Weise verbessert wird, schwerlich zu sehen bekommen.

G. E. in B. Ihre Bezeichnung der Felder ist nicht die übliche. Die Aufgabe selbst ist noch nicht verwendbar, weil die Mattstellungen zu unrein sind, und weil in den Hauptwendungen das Matt, anstatt durch 3) Sg8—h6, auch durch 3) g2—g4 gegeben werden kann.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Auflösung des Stickrahmen-Rätsels Seite 592:
„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an.“

Wortumwandlungsrätsel.

1. Mit e ein Bote von Strand zu Strand,
   Mit u eine Stadt in fernem Land.
2. Was mit d als Baum in die Lüfte ragt,
   Ist mit f eine Frucht, von der Cato sagt.
3. Mit l ein Hochwild von seltnem Gewicht,
   Mit d ein Ort, wie der Himmel licht.
4. Es fließet mit k durch deutsche Gau'n,
   Was mit p so Männer entzückt wie Frau'n.
5. Was mit e in lauen Lüften sich wiegt,
   Mit a an ferner Inselbai liegt.
6. Mit u genießt man's zumeist in Hast,
   Mit l läßt's spiegeln Palast um Palast.
7. Mit s ein Weiser so nannte sich,
   Mit r hab' meine zwei Seiten ich.
8. Mit o bin ich zahllos wie Ufersand,
   Mit ü ragt felsig empor mein Strand.
9. Und mit n wird den Kindern als Brot beschert,
   Was mit p wurd' einstens gar hoch verehrt.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen einen Roman von Ebers.

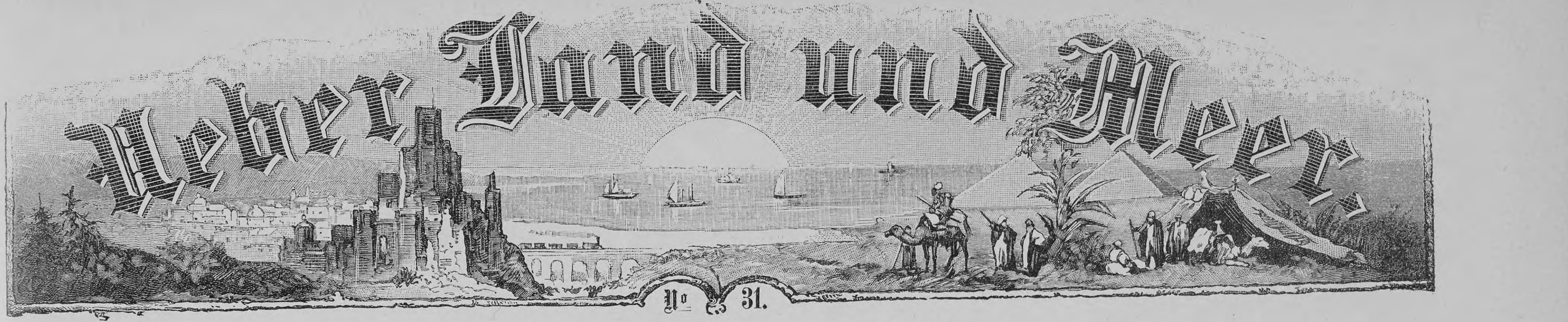
Auflösung des Verschiebrätsels Seite 592:
Furchtlos und treu.

Auflösung des Silbenrätsels Seite 592:
Satrap — Carrara — Homer — Octavia — Parabel — Estomihi — Nordkap — Hidalgo — Aluminium — Udine — Epigonen — Riviera.
Schopenhauer — Paralipomena.

Auflösung der Charade Seite 592:
Turmuhr.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



Aus Zeit und Leben.

Das Bismarck-Standbild zu Leipzig.

Nach einer photographischen Aufnahme von Hermann Vogel daselbst.

Eine der schönsten Huldigungen zu der diesjährigen Geburtstagsfeier unseres greisen Altreichskanzlers bildete die in der Nacht vom 31. März auf den 1. April bei elektrischer Beleuchtung vorgenommene Enthüllung des Bismarckstandbildes auf dem Leipziger Augustusplatze. Leider ist dasselbe nur aus vergänglichem Material (frei aufgetragenem Gips) ausgeführt und wird dem Sturme der Zeit nicht standhalten, wenn nicht, wie zu hoffen steht, seine Ausführung in dauerhafterem Materiale zur Ausführung gelangen sollte. Gewidmet wurde das Denkmal von einem Kreise patriotisch gesinnter Leipziger Bürger, die sich unter dem Namen der „Stalaktiten" regelmäßig zu versammeln pflegen. Die erste Anregung dazu gab Baurat Eelbo, die Ausführung wurde den Bildhauern Lehnert & Magr übertragen. In vortrefflicher Bronzirung (ausgeführt von Maler Hesse) stellt das Denkmal auf hohem Felsen die Gestalt des Fürsten Bismarck im Zivilanzug dar, neben ihm Tyras. Ein Handwerksmann, am Fuße des eichenumrankten Felsens postirt, jubelt zum Fürsten empor und reicht ihm den Lorbeerkranz. Der Unterbau trägt die Inschrift: „Unserem großen Mitbürger die Stalaktiten." Der Enthüllungsfeier wohnten Vertreter der städtischen Behörde, sowie eine nach Tausenden zählende Zuschauermenge bei. Die Weiherede hielt Baurat Eelbo; den musikalischen Teil der Feier führten das Gewandhausorchester, sowie der Männerchor des Stadttheaters und der Gesangverein „Sängerkreis" aus.

Schwäbische Hochzeit in Ungarn.

Zahlreich sind von alter Zeit her in der ungarischen Hauptstadt die Nachkommen eingewanderter Schwaben. Der Name des Schwabenbergs, auf dem sich viele Familien aus Ofen und Pest ihre Sommerfrischen eingerichtet haben, erinnert an den Grundstock der dortigen Bevölkerung, ebenso wie mancher aus alter Zeit verbliebener Brauch. Die „Schwäbische Hochzeit", die unser Bild darstellt, ist ein solcher Brauch, der sich inmitten der magyarischen Strömung auf diesem Boden erhalten hat. Unser großes Gruppenbild, aus dem Atelier Mertens & Co. stammend, hält den Augenblick fest, da das Brautpaar, geführt vom Brautwerber und begleitet von Kränzlern und Kränzlerinnen, den Brauteltern entgegengeht.

Bühne.

— „Das Geheimnis", komische Oper in drei Akten von Friedrich Smetana, wurde am 27. März zum erstenmal in der Wiener Hofoper aufgeführt, deutsch überhaupt zum erstenmal. Der Erfolg blieb wie bei dem „Kuß", auch bei dem „Geheimnis" weit hinter dem seiner „Verkauften Braut" zurück. Das Geheimnis des schwächeren Erfolges beruht zum großen Teil auf der schwächern, vor allem auf der weniger lustigen Handlung. Den Text von Elisabeth Krasnohorska hat Max Kalbeck sehr schön bearbeitet, fast zu schön für die Bauern und Bäuerinnen, die ihn zu singen haben. Die schöne, stellenweise herrliche Musik kann, da man sich weder für die Personen, noch für die Handlung zu interessiren vermag, mitunter die Langeweile nicht bannen. Kurz, die Oper hat gefallen, aber nicht hingerissen, obgleich der Darstellung und der Inscenirung uneingeschränktes Lob gebührt. Das Geheimnis dreht sich um eine Schatzgräberei, und die Auflösung besteht darin, daß der Schatzgräber anstatt eines goldenen Schatzes seinen goldigen Schatz findet. Einige Liebesduette und ein Sextett sind von ergreifender Schönheit.

— Im Theater an der Wien wurde am 28. März „Die Karlsschülerin" von Weinberger, mit Text von Wittmann, zum erstenmal gegeben. Ton- und Wortdichter haben schon Besseres geliefert; aber auch hier findet sich viel Gutes. Den größten Beifall fand ein Couplet von Rivalics, von Girardi meisterhaft vorgetragen. Letzterer ist als Reitknecht, der sich als Schornsteinfeger und als Amme verkleidet, urkomisch. Fr. Palmay spielt einen Mann, der sich als Mädchen, als Karlsschülerin verkleidet. Zwei Liebespaare kommen schließlich glücklich zusammen Kalb Vater und Sohn sind gelungene Figuren, textlich und musikalisch glücklich bedacht. Neben hübschen Melodien muß man viel Banales mit in den Kauf nehmen, sowie neben hübschen Versen auch solche wie „Schicke mir, den ich zu trösten, — Zuckerchen, doch von den besten". Im ganzen kein großer Erfolg, aber noch weniger ein Mißerfolg.

Schwäbische Hochzeit in Ungarn. Nach einer Aufnahme von Mertens & Co., k. u. k. Hofphotographen in Budapest.

Digitized by Google

— Im Raimund-Theater machte Philippis „Wohlthäter der Menschheit“, in Deutschland bekannt, mit Herrn Wiene von Dresden als Gast in der Hauptrolle volle Häuser, während der blöde Schwank von Kneisel „Der Held des Tages“ die verdiente Ablehnung fand. Der Einakter „Im Reich der Mutter“ von Wilhelm Henzen ist ziemlich harmlos. Ein bürgerlicher Professor wirbt um ein adeliges Fräulein und wird von Mutter und Großmutter abgewiesen. Der in zwei Instanzen verlorene Liebesprozeß wird aber in 3. Instanz bei der Urgroßmutter gewonnen. m.

— Eine neue Oper „Die Inkasöhne“, Dichtung und Musik von Willem de Haan, welche Ostermontag am Darmstädter Hoftheater ihre überhaupt erste Aufführung erlebte, fand jubelnden Beifall, von dem ein Teil allerdings dem persönlichen Wohlwollen für den, als musikalischer Leiter der Darmstädter Hofoper wie überhaupt als geistiger Mittelpunkt des gesamten Darmstädter Musiklebens sehr beliebten Komponisten zuzuschreiben sein mag. Die Handlung der Oper, welche sich im „Reiche der Sonne“, dem jetzigen Peru, in der sagenhaften Zeit vor der spanischen Invasion abspielt, gibt ein Bild edelster Bruderliebe der Zwillingssöhne des alten „Inka“, Apatarko und Huaskar, mit welcher eine gleich edle, seelische Regung von Astalpa, ihrer Anverwandten, der letzten aus dem „sonnenentsprossenen Fürstenhause“, Hand in Hand geht. Nur einer der Brüder kann zugleich mit Astalpas Hand die Nachfolge in der Herrschaft erlangen, jeder von ihnen drängt aber seine eigene Liebe zu Astalpa zurück, um sie und mit ihr die Inkawürde dem geliebten Bruder nicht streitig zu machen. Das nunmehr zur Lösung der Nachfolgefrage auf Anordnung des alten Inka feierlich angerufene Orakel im Sonnentempel legt die Entscheidung in die Wahl Astalpas, welche ihrerseits wieder, von gleicher Liebe zu beiden Brüdern erfüllt, und von beiden bestürmt, zu gunsten des andern Bruders zu wählen, in banger Seelenqual diese Entscheidung nicht zu treffen vermag. Ein Vorschlag Apatarkos, nunmehr das Jagdglück entscheiden zu lassen, indem derjenige der Brüder, welcher den Kondor in der Felsschlucht erlege, Astalpas Gatte und Inka werden solle, scheitert daran, daß bei der ersten Jagd absichtlich keiner der Brüder auf den Kondor schießt, bei der zweiten der Raubvogel, durchbohrt von zwei Pfeilen, einem roten, dem Huaskar gehörigen, aber von Apatarko, um dem Bruder zum Siege zu verhelfen, abgeschossenen, und einem blauen Pfeile Apatarkos, den der Bruder in gleicher Absicht vertauscht und abgeschossen hat, tot zu Boden stürzt. Da nun alle Versuche, die Entscheidung herbeizuführen, fehlgeschlagen, soll Astalpa, nach dem Wortlaute des Orakels, zu aller Bekümmernis den Opfertod erleiden. Schon zückt Apatarko das Messer, um das fürchterliche Gebot der Gottheit zu erfüllen, da bricht Astalpa in die Worte aus: „Eine Bitte, laß statt deiner Huaskars Hand den Tod mir geben!“ — sie hat im letzten Augenblicke, unbewußt, für Huaskar und hiermit auch die Nachfolgefrage entschieden und das drohende Verhängnis abgewendet. Freudig entsagt Apatarko der Geliebten und der Herrschaft zu Gunsten des Bruders, während unter dem Jubel von Inka, Priester und Volk und einem Dank- und Preishymnus an den Sonnengott der Vorhang fällt. Durch einige hübsch erfundene heitere Nebenfiguren wird diese, nach einer Erzählung von Multatuli gedichtete Handlung angenehm belebt. Das in formvollendeter Sprache gehaltene Textbuch entwickelt die Handlung in geschicktem scenischem Aufbau, und der Stoff wurde auch nach der Seite der Bühnenwirksamkeit durch Schaffung sinnfälliger Schauscenen, wie der Orakelscene im Tempel des Sonnengottes, der Scene auf der Kondorjagd und der Opferscene mit Glück ausgenützt. Vor allem aber hat der Dichterkomponist zu seinem Text eine Musik geschaffen, welche denselben in charakteristischer Weise illustrirt. Auf Wagnerschen Prinzipien fußend, aber stets eine durchaus selbständige Eigenart wahrend, und auch dem melodischen Elemente in reizvoller Erfindung Raum gebend, redet diese Musik eine wohlthuend vornehme Tonsprache, die sie hoch über sogenannte Kapellmeistermusik erhebt. Die thematische Verarbeitung ist klar und durchsichtig, die Orchestrirung von hinreißend schöner Tonmalerei und berückend glanzvollen, mitunter ganz neuen Klangwirkungen. So dürfte dem schönen Werke, welches unter des Dichterkomponisten persönlicher Leitung stand und eine der glanzvollen Traditionen des Darmstädter Hoftheaters würdige dekorative und kostümelle Ausstattung, sowie gewissenhafte Einstudirung gefunden hatte, auch der Weg über andere Bühnen beschieden sein. A. E.

Briefmappe.

R. L. Frdbg. in H. Wenden Sie sich an das Reichsmarineamt, nach vorhergegangener Einhaltung des Instanzenwegs (Eskadron, Regiment und so weiter). Aussicht auf Einstellung ist übrigens erst in einiger Zeit vorhanden. Die Verhältnisse bei der Truppe werden als gut geschildert, auch ist neuerdings eine Organisationsänderung zu Gunsten der Avancements- beziehungsweise Besoldungsverhältnisse getroffen worden. Alle Einzelheiten werden Ihnen, nach der Meldung beim Reichsmarineamt, von dort zugehen; die Form dieser Meldung ist beim Regiment zu erfragen.

Herrn K-r. in Berlin. Sie haben recht, „Vergiftete Pfeile“ sind das Werk eines Schriftstellers, der die Affaire Kotze sehr genau kannte und getreu verwertete.

Mehrere Güntherverehrer. Die betreffenden Werke sind: Kalbeck, Neue Beiträge zur Biographie Günthers, Leipzig 1879; B. Litzmann, zur Biographie und Charakteristik J. C. Günthers (im „Neuen Reich“, 1879, II., Seite 517 bis 531); derselbe, zur Textkritik und Biographie Günthers, Frankfurt a. M., 1888. Ludwig Fulda, die Gegner der zweiten schlesischen Schule, Stuttgart Spemann (D. Nationall. Bd. 37). Dichterisch wurde Günthers Leben behandelt in einem Roman von A. v. Ege; dramatisch in Schauspielen von Oekander (Hausmann) und Max Grube. Eine das Leben Günthers behandelnde Novelle von Müller-Rastatt ist in den letzten Heften der „Deutschen Romanbibliothek“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) unter dem Titel „Verdorben — gestorben“ erschienen. Es ist auch ein Schauspiel von Ludwig Fulda: „Christian Günther“ vorhanden, doch ist dasselbe nur als Bühnen-Manuskript erschienen. Auch Lenau hat sich eine Zeit lang mit einer Dichtung „Christian Günther“ getragen, wie das A. v. UngernSternberg in seinen „Erinnerungsblättern“ (Stuttgart, 1832) mitteilt.

Junge Dichterin in N. Schiller gebraucht allerdings Reime wie Rose: Schosse. Wir werden Ihnen dieselbe Freiheit verstatten, sobald Sie annähernd Gedichte machen wie Schiller.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg**, Hohe Bleichen 34.

Soeben erschien:

Zur Psychologie des Schreibens.

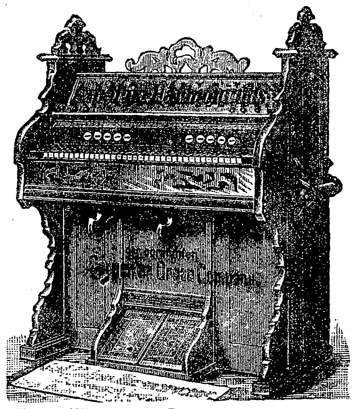
Mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschriften.

Von

W. Preyer.

Mit über 300 Schriftproben im Text und auf 9 Tafeln.

1895. Preis 8 Mark.



Jul. Heinr. Zimmermann
Musikexport, Leipzig.
Illustrirte Preisliste gratis.

Für
Zuckerkranke!

In allen Stadien der Krankheit haben die nach **Dr. med. Weil, Berlin**, gefertigten **Pilulae Myrtilli Jasper** vorzügliche Erfolge gezeitigt. Erhältlich in d. Apotheken. Preis: Originalschachtel à 100 Pillen 2 Mk., Diät-Vorschrift und Gebrauchsanweisung beigegeben. **Nur ächt** mit dem Namen **„Jasper“.** Ausführliche Prospecte mit ärztl. Attesten gratis und franco durch die **Chem. Fabrik Max Jasper, Bernau b. Berlin.**

Die gehässigste Konkurrenz

muß kleinlaut eingestehen, daß nur einzig und allein **Crême Grolich** und **Grolich-Seife** Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte 2c. entfernen und den Teint bis ins Alter blendend weiß und jugendlich erhalten. Preis M. 2,—. **Beim Kaufe verlange man ausdrücklich die preisgekrönte Crême Grolich und Grolich-Seife, da es wertlose Nachahmungen gibt. Hauptdepot** in der **Engeldrogerie Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren **Apothekern** und **Droguisten.**

Nervenleidenden

gibt ein Geheilter aus Dankbarkeit kostenfreie Auskunft über ein sicher wirkendes Mittel.
W. Liebert, Leipzig-Connewitz.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.
Breslau, Hambg., Dresd., Leipz., Münch.
Dr. J. Schanz & Co.
Patente
billigst, reell, sorgfältig, schnell
Vergünstigungen
wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Champagner-Kellerei
Gegründet 1826
Grempler & Co.
Grünberg in Schlesien
Erste Marken: Landkarte
„ „ Medaille
„ „ Gold
Zu beziehen durch alle Wein-Grosshandlungen

ROWLANDS' MACASSAR OIL

schützt, kräftigt und verschönert den Haarwuchs, beugt dem Ausfallen der Haare vor, verhindert dasselbe und ist die beste Brillantine und Haar-Toilette. Oel ist absolut notwendig, um die Haare zu nähren und deren Wachstum zu fördern. Man gebrauche daher **Rowlands' Macassar Oil.** Gleichfalls in Goldfarbe für blonde Haare zu haben.

ROWLANDS' ODONTO

das beste Zahnpulver, macht die Zähne blendend weiss, schützt dieselben gegen Verderben, hält das Hohlwerden derselben auf und macht den Atem wohlriechend. Man verlange in allen besseren Droguen-Geschäften: **Rowlands'** Artikel von **Hatton Garden, 20, London,** und nehme sich vor schädlichen billigen Nachahmungen in acht.

Neue patentirte Methode
zur Selbstanfertigung
imitirter Smyrna-Arbeiten
(patentirt in den meisten Kulturstaaten).

Die Herstellung erfolgt **ohne** Knüpfnadel und ist so einfach, dass sie jedes Kind schnell und sauber ausführen kann. **Alle Smyrna-Arbeiten,** nach unserer patentirten Methode angefertigt, **stellen sich um ein Drittel, gleich $33\frac{1}{3}$ % billiger,** als die bisherige Knüpfmethode.

Muster-Collection D I. — enthält Musterblätter v. Fuss-, Sitz- u. Rückenkissen mit Preisangaben.
Muster-Collection D II. — enthält Musterblätter v. Nähtisch-, Pult-, Bett-Vorlagen u. Teppichen mit Preisangaben.

Muster zur Ansicht an Jedermann portofrei.
Francke & Co., Gnadenfrei, Schles.
Tapisseriewaaren-Fabrik.

Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld, in jedem Maaß zu beziehen. Schwarze, farbige u. weiße Seidenstoffe, Sammte, Plüsche und Velvets. Man verlange Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

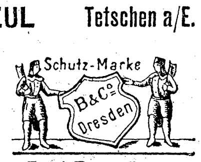
Leonhardi's
Tinten
Specialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte
Eisengallus-(Normal-) Tinten, Klasse I. u. II.
Infolge besonderer Herstellung von **unübertroffener Güte** und **billig,** weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.
Das Beste für Bücher, Akten, Documente und Schriften aller Art.
Jede Füllung trägt einen Hinweis auf **staatliche Prüfung.**
Goldene Medaillen
Ehren- u. Verdienst-Diplome
Aug. Leonhardi
Fabrik Dresden, gegr. 1826

Machen Sie einen Versuch

mit **Bergmann's Lilienmilch-Seife,** und Sie werden gewiss finden, dass es die beste, mildeste und reinste Toilette-Seife ist, anerkannt vorzüglich zur Herstellung und Erhaltung eines **zarten, weissen, rosigen Teints,** sowie bestes Mittel gegen **Sommersprossen** und alle **Hautunreinigkeiten.** Vorräthig à Stück 50 Pfg. in den meisten Apotheken, Drogerien, Parfümerie- und Seifen-Geschäften. Nur echt von:

Bergmann & Co.
Zürich — **DRESDEN-RADEBEUL** — Tetschen a/E.

Man verlange ausdrücklich die **Schutzmarke: Zwei Bergmänner;**



denn es existiren viele wertlose Nachahmungen.

Digitized by Google

Musenfreund in Halle a. S. Eine lateinisch, das heißt in der klassischen Sprache Latiums geschriebene Zeitung gibt es allerdings. Sie erscheint, von einem deutschen Landsmann, Karl Heinrich Ulrichs, herausgegeben, freilich im fernen Abruzzenlande und führt den Titel „Alaudae“ („Die Lerchen“). Sie kommt in Monatsheften heraus und kostet vierteljährlich 1 Fr. 50 Cts.; für Deutschland nimmt F. A. Brockhaus in Leipzig Bestellungen entgegen, doch können solche auch direkt bei der Expedition (Adresse: Alaudae. Aquila. Abruzzi. Italia) gemacht werden. Als Probe möge folgende im Februarhefte 1895 erschienene, von dem Herausgeber herrührende Nachbildung des Heineschen Gedichtes „Ein Fichtenbaum steht einsam“ dienen:

Surgit pinus in altis	Palmam pinus Eoam
Rupibus arcticis.	Somnians videt,
Dormit. Velatur amictu	Quae juxta diruta templa
Candidae nivis	Propter aquas viret.

O. R. in Caifur. Ihren Zwecken werden dienen: Schleicher, die deutsche Sprache, 5. Auflage, Stuttgart, 1888. Sanders, Handwörterbuch der deutschen Sprache, 4. Auflage, Leipzig 1888. Derselbe, Wörterbuch der deutschen Synonyme, 2. Auflage, Hamburg, 1882. Dringend empfehlen wir Ihnen ferner: Professor Dr. O. Weise, Unsere Muttersprache, Leipzig 1895.

Stud. R. in Halle. In der königlichen privil. Berlinischen Zeitung (Vossische Zeitung), die sich ohne Zweifel auf der Universitätsbibliothek befinden wird, Nummer 67 von 1848, der ein „Extrablatt der Freude“ beigegeben ist, finden Sie den ganzen Hergang an jenem blutigen Tag Berlins. Die Presse wurde in Preußen am 19. März 1848 frei.

Gesangvereins-Präses. Sollte nicht die Ihrem abgelegenen Thal nächstgelegene größere Stadt eine Musikalienhandlung haben, aus der Sie Auswahlsendungen beziehen können? Kindersinfonien — es gibt deren mindestens vierzig, nicht bloß jene zwei bekannten — sind allerdings für Ihren Verein sehr passend, ebenso Singspiele, Märchendichtungen, Festspiele für Soli, Chor und Instrumental- oder Pianobegleitung, mit Deklamation oder Dialog, auch für Schulfeste geeignet, werden Sie durch die genannte Handlung, oder auch von Joh. Andrés Musikverlag in Offenbach a. M. erhalten.

R. G. in Magdeburg. Lassen Sie sich (von Ludwig Rosenthals Antiquariat in München, Hildegardstraße 16) den Katalog der Bibliothek Lobris kommen. Sie finden in demselben das Verzeichnis des seltenen Bücherschatzes, der seither in dem Schlosse Lobris aufbewahrt war und seinen Abschluß schon vor 200 Jahren gefunden hatte. Derselbe umfaßt historische, genealogische und illustrirte Werke des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, darunter höchst seltene Amerikana, zwei bisher unbekannte Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande, die berühmte Pergamenthandschrift von Lamprecht von Regensburgs „Tochter Syon“ vom Jahre 1314 und anderes dieser Art. Die Versteigerung findet vom 22. bis 27. April in München statt.

Richtige Lösungen sandten ein: A. Krütgen in Halle a. S. Fr. Emilie Schmelz, Grojec. „Adelma“, Bern. M. Schwarting, Hamburg. „Juliet und Carrie“ in New-Orleans. Leopold Brettschneider in Günzburg. Dr. Kromecz in Cattaro (2). Marg. v. A. in Potsdam. Heinrich Windelband in Braunschweig. J. Behnke, stud. med. in Berlin. „Köbi“ in Bern. Stella Wilkens in Hageboek. Esther von St. in Cannes. Fr. v. D.-W. in Cannes. Adele Hoffmann in Crefeld (3).

Handschriften-Beurteilung.

R. v. G. in W. Höflich, feinfühlig, wenig materiell, zuversichtlich und heiter, einfach und praktisch, veranlagt um überall gut durchzukommen, aber ohne besondere individuelle Eigenart.

R. F. in Schw. Eine angenehme, anregende Gesellschafterin mit etwelchen originellen Eigenheiten, die Sie gerade von der Menge unterscheiden, und Ihre geistige Selbständigkeit dokumentiren. Sie haben ein feines Gefühl, einen regen Geist, ein warmes Empfinden. Sie sprechen gut und widersprechen gerne, scharf und spitzig können Sie Ihre Ansicht heraussagen, eigensinnig an ihr festhalten, aber nie verletzen Sie den Anstand oder werden derb ꝛc.

Haideröschen in Bgst. Eine ausgesprochene Individualität, der man gerne mehr Weichheit und Biegsamkeit wünschen möchte, aber nicht ohne Gewandtheit. Doch „arbeiten“ Sie nur mit „erlaubten“ Mitteln, Intrigue und Falschheit sind nicht Ihre Sache. Sie sind sehr offen, sehr wahr und recht energisch; dabei wollen Sie gerne dominiren, aber noch thun Sie es nicht in schroffer Weise.

3225. Sie sind gebildet, aber Sie sind mehr fein, als großartig angelegt. Sie scheinen sich in einer Weise zu bethätigen, die Ihre Körperkräfte in Anspruch nimmt, oder entwickelt. Sie sind sehr sparsam, haben aber guten Geschmack und beobachten dessen Gesetze, wenn Sie auch nicht allzu höflich sind. An luxuriösem Gesellschaftsleben haben Sie nicht viel Freude, der intime Kreis hat mehr Reiz für Sie, vorausgesetzt, daß Sie dort zur Geltung kommen. Ihre Schrift hat etwas Unsicheres, als ob ein mechanisches Hindernis Ihre freie Entwicklung hemmte.

L. Meyer, Ragaz.

☞ Des großen Zudrangs wegen können wir graphologische Einsendungen nur langsam abwickeln. Dabei wiederholen wir, daß in „Ueber Land und Meer“ nur Solchen Auskunft gegeben werden kann, die sich durch Quittungen der Post oder der liefernden Buchhandlungen als Abonnenten ausweisen. Mitglieder von Lesevereinen können wir nicht als Abonnenten betrachten.

Die Redaktion.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: Moritz Hecht (V. Arany Janosgasse 5).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein Werk für das ganze deutsche Volk!

Soeben ist vollständig erschienen
der **fünfte Band** von

Schillers Briefe.

Kritische Gesamtausgabe,
herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von
Fritz Jonas.

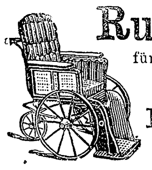
Mit Porträts von: **Friedrich Schiller. — Minna Körner, geb. Stock. — Dora Stock. — Wilhelm von Humboldt.**

Preis geheftet M. 3.—; solid in Halbfranz gebunden M. 4.80.
Das Werk kann auch in circa 95 Lieferungen à 25 Pfg. oder in circa 24 Abteilungen à 1 Mark bezogen werden.

Die „St. Petersburger Zeitung“ schreibt über das Werk: „Wer Schiller verstehen lernen will in seinem Charakter und in seinen Werken, wer Erfrischung sucht bei kraftvollen und reinen Gedanken, wem das Werden und Wachsen eines großen Mannes an und für sich interessant ist, der darf diese Briefe nicht ungelesen lassen!“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Anzeigen
Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Kranken-Wagen, Ruhestühle

für Strasse, Zimmer, und Garten etc.
Verstellbare **Keilkissen** für Asthmatiker Wöchnerinnen etc.
Krankentische, Klosets und Bidets.
Konstruktionen ärztlich empfohlen.
Illustrirte Preislisten gratis und franko.
R. Jaekel's Kranken-Möbel-Fabrik, Berlin SW.,
Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstrasse.

Hans von Bülow
fand die Pianinos aus der Fabrik von
W. Arnold, Aschaffenburg,
als die besten und wählte eins zum eig. Gebrauch.
Preisliste u. Bülows Original-Dankschreib. gratis.

Zur Pflege der HAUT ist das beste Produkt die **CRÈME SIMON**
Unübertroffen für den **TEINT** und für die **Toilette** des **Gesichts** und der **Haende**
Nur echt mit der Unterschrift: *Simon*

Ein guter Schachzug
war es, als die Seifenfabrik von A. Thierack dem grossen Publicum eine hygienische Fettseife zu 25 Pf per Stück anbot. Thieracks hygienische Seife 690 ist qualitativ besser als die sogenannte beste Seife der Welt - Ueberall zu haben.

Allgemeine Renten-Anstalt
Gegründet 1833. zu Stuttgart Reorganisirt 1855.
unter Aufsicht der Kgl. Württ. Staatsregierung.
Gesamtvermögen Ende 1894: **ca. 74 Millionen Mark.**
Aller Gewinn kommt ausschließl. den Mitgliedern d. Anstalt zu gut.

Rentenversicherung.
Jährliche oder halbjährliche Leibrenten, zahlbar bis zum Tode des Versicherten oder bis zum Tode des längst Lebenden von zwei gemeinschaftlich Versicherten, sowie aufgeschobene, für späteren Bezug bestimmte Renten.
Hohe Rentensätze. Alles dividendenberechtigt. Eintritt zu jeder Zeit und in jedem Lebensalter. Rentenberechnung vom Tage der Einlage ab. Im Jahre **1894** wurden rund **M. 1,800,000 Renten ausbezahlt.**
Auch Lebensversicherungen werden unter den **günstigsten Bedingungen** abgeschlossen.
Nähere Auskunft, Prospekte und Antragsformulare kostenfrei auf dem Bureau der Anstalt, Tübingerstraße Nro. 24/26 in **Stuttgart,** sowie bei den auswärtigen Vertretern.

Billigste Bezugsquelle für
Teppiche!
fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à **5, 6, 8, 10** bis **100** Mark. Prachtkatalog gratis.
Sofastoff-Reste!!
einfarbig und bunt spottbillig. **Proben frko.**
Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 158.

Briefmarken und Albums
billig. Preisl. gegen Doppelkarte.
Alwin Zschiesche, Naumburg a. S.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Gegenwärtig erscheint in
vierter, illustrativ verbesserter Auflage:
Goethes Werke
mit 1058 Holzschnitt-Illustrationen und 14 Lichtdruckbildern erster deutscher Künstler, sowie einer Heliogravüre.
Herausgegeben von **Prof. Dr. H. Düntzer.**
Vollständig in 90 Lieferungen à 50 Pfg.
Daß der Sinn für das wahrhaft Edle und Schöne auch in der großen Masse unseres deutschen Volkes glücklicherweise keineswegs erloschen ist, das beweist auf das schlagendste die begeisterte Aufnahme, die unsere Goethe-Ausgabe allenthalben gefunden hat und noch findet. Ueberall ist sie als
ein nationales Prachtwerk
allerersten Ranges,
als ein wahrhaftes und würdiges Ehrendenkmal unseres großen Dichterfürsten anerkannt worden.
In Verbindung mit der neuen, vierten Auflage haben wir
eine neue Subskription
veranstaltet, damit es Jedermann ermöglicht ist, sich diese herrliche Ausgabe nach und nach anschaffen zu können.
Bestellungen
nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen entgegen und senden auf Wunsch die erste Lieferung zur Ansicht ins Haus.

Vieweg's neue Sechs-Monats-Erdbeere ohne Ranken

Originalaufnahme.
ist eine der ertragreichsten und feinschmeckendsten Arten. In Reihe gepflanzt bei 25 cm Abstand bilden die kompakten Büsche eine guirlandenartig geschlossene Kante, eignen sich deshalb vorzüglich zur Einfassung der Wege und Blumenbeete in der Weise wie Buxbaum, da sie gar keine Ausläufer treiben. Im Mai beginnt schon die Ernte, welche unter täglichem Pflücken sechs volle Monate andauert. Die Früchte von der Größe einer mittleren Kirsche besitzen das feine Aroma der Walderdbeere und sind gleich schätzenswert als Dessertfrucht wie zur Bereitung von Bowlen, sie tragen sich auf hochstehenden Stielen bouquetweis über dem saftig grünen Laubwerke, werden daher bei Regenwetter fast gar nicht von Erde beschmutzt. Selbst die Möglichkeit, reife Erdbeeren gegen Ostern im Zimmer zu pflücken, bietet Vieweg's Sechsmonatliche bei richtiger Behandlung. Zu diesem Zwecke im August-September in Töpfe gepflanzt, bis zum Januar trocken und frostfrei gehalten, dann ans helle Zimmerfenster gestellt, blühen und tragen sie bei einer Wärme von 8—10° R. ganz prächtig.
Ich gebe im Mai ab kräftige Pflanzen, rotfrüchtige und weißfrüchtige, 100 St. 6 M.
Der billige Anlagepreis steht in gar keinem Verhältnisse zu dem bedeutenden Ertrage, dem Vergnügen und Genusse, welchen die Pflanzung von Jahr zu Jahr gewährt.
Rosen, wurzelecht, Elite-Sortiment, 10 Sorten $2\frac{1}{2}$ Mark, 25 Sorten $6\frac{1}{4}$ Mark.
Versand nach den fernsten Orten unter Garantie guter Ankunft. Palmen, Blattpflanzen für Zimmerdekoration, Cacteen, Orchideen, Topfobst, Gruppenpflanzen, Rosen ꝛc. in größter Auswahl. Alleinige Spezialkultur der weltberühmten Clianthus. Reichhaltiger illustrirter Katalog über alle gärtnerischen Erzeugnisse gratis und franko.
Louis Vieweg, Kunst- u. Handelsgärtner, Quedlinburg (Preussen).

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg,** Hohe Bleichen 34.
Soeben erschien:
Die Handschrift.
Blätter für wissenschaftliche Schriftkunde und Graphologie
Unter Mitwirkung von Sanitätsrat **Dr. A. Erlenmeyer** und Professor **Dr. W. Preyer**
herausgegeben von
W. Langenbruch, gerichtl. vereid. Schriftsachverständigen.
1895. ✳ No. 1.
Preis: vierteljährlich 2 Mark. Bestellungen direkt beim Verleger sowie bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probenummer postfrei.

Seidenstoffe
liefert **zoll- und portofrei billigst** auch an Private robenweise und in ganzen Stücken.
Schwarze, glatt und gemustert in ca. 350 verschied. Dessins und Qualitäten, **garantirt echte Färbung (unbeschwert).**
Weisse, Spezialität für **Brautkleider.**
Neuheiten für Gesellschafts- und Abendtoiletten in grössten Variationen, wie: **Taffetas chiné, jaspé, piqueté, épinglé, pékiné, rayé, damier und glatt. Brocatelles, Bengalines, Cristalines, Cachemire moderne, Liberty silk, Foulards.**
J. SPOERRI, Zürich
(ältestes Seidenhaus der Schweiz).
Muster umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Digitized by Google

Hôtel Augusta Victoria

Haus ersten Ranges. Einzig. Hôtel gegenüb. d. Sprudel, Bädern u. Salinen. **Pension. Arrangements.** Wagen an der Bahn. Elektrisch Licht. Lift.

Bad Nauheim.

Sommerfrische I. Ranges.
Villen Schwarzeck, Blankenburg, Schwarzathal, Thüring. Pension, Bäder etc. Reizende, geschützte Lage, großer eigener Wald.

Bad Ems

Illustrirte Prospecte, Wohnungs- und Pensionsverhältnisse umgehend franco durch Kurhaus Schloss Langenau.

Hôtel Kaiserhof Wiesbaden. Augusta-Victoria-Bad

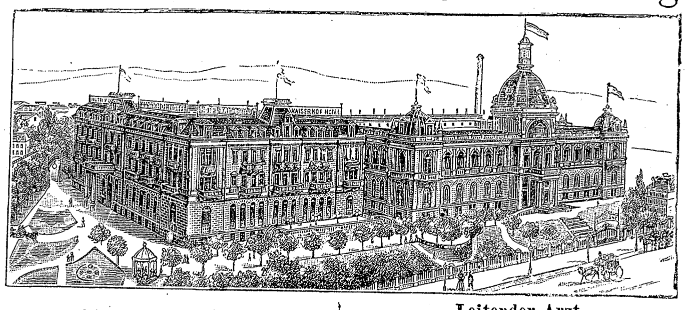
Neu eröffnet.

Haus **allerersten** Ranges mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattet, in gesunder, ruhiger und vornehmer Lage in grossen Parkanlagen, fünf Minuten vom Bahnhof und den Kuranlagen. Prachtvolle Aussicht auf die Stadt und Gebirge.

160 Fremdenzimmer und Salons.

Familien-Appartements (Salon, Schlafzimmer, Toilette- und Badezimmer), Gesellschaftssäle, Lese-, Conversations-, Musik-, Rauch-, Billardsäle. Wintergarten. Grosser Speise- und Restaurationssaal mit offener Terrasse. Fahrstühle. Elektrische Beleuchtung. Niederdruck-Dampfheizung. Lawn-Tennis und Croquet-Plätze.

Bei längerem Aufenthalt Arrangements.



Direktor des Hôtels **Fritz Richert.** | Leitender Arzt **Dr. med. Friedlaender** (früher Dietenmühle).

Neu eröffnet.

Wiesbadener Thermalbäder
(eigene Quelle u. Trinkhalle).
Anwendung sämtlicher
physikalischer Heilmethoden.
Hydrotherapie, Heilgymnastik (System Zander). Massage. Elektrotherapie.
Elektrische Bäder,
Inhalationen, Medizinalbäder, Römisch-irische, russische und Moor-Bäder.
Pneumatische Kammern.
Zwei Riesen-Schwimmbassins.
Das Hôtel ist mit dem Augusta-Victoria-Bad durch gedeckten Gang verbunden.

SKIZZEN
AUS DEM
WUNDERLAND.

Geyser im Yellowstone-Park.

Ein »TOURISTEN-FÜHRER« für 1895, welcher soeben von der NORTHERN PACIFIC EISENBAHN veröffentlicht wurde, enthält eine Beschreibung der Wunder des YELLOWSTONE-PARKS, des Landes der Geyser, heissen Quellen, Höhlen etc. — Der grösste Park der Welt. Saison vom 1. JUNI bis 1. OKTOBER. Man verabsäume nicht, im Jahre 1895 hin zu gehen.

Gegen Einsendung von 40 PFENNIG in Briefmarken an CHAS. S. FEE, General Passenger Agent der Eisenbahn in ST. PAUL, MINN. U.S.A., erfolgt Franko-Zusendung des Buches.

Wegen reich illustrirter Broschüren und Landkarten wende man sich an: CARL STANGENS REISEBUREAU, Nr. 10, Mohrenstrasse, BERLIN W., DEUTSCHLAND; SUTTON & CO., 22, Golden Lane, LONDON; HENRY GAZE & SONS, 142, Strand, LONDON; THOS. COOK & SON, Ludgate Circus, LONDON; GEO. R. FITCH, General Agent, 319, Broadway, NEW-YORK; or CHAS. S. FEE, General Passenger Agent Northern Pacific Railroad, ST. PAUL, MINNESOTA, U.S.A.

Bahnstation der Strecke Breslau-Halbstadt. **Kurort Salzbrunn** Saisondauer vom 1. Mai bis Ende September.

in Schlesien.

407 Meter hoch; mildes Gebirgsklima: weitgedehnte Anlagen; grossartige Milch- und Molkenanstalt (sterilis. Milch, Eselinnenmilch, Kefir); pneumatisches Cabinet; Badeanstalt: Massage etc.
Hauptquelle: der **Oberbrunnen**, seit 1601 bekannt und bewährt bei Erkrankungen des **Rachens** und des **Kehlkopfes**, der **Luftröhren** und der **Lungen**, bei **Magen- und Darmkatarrh**, bei **Leberkrankheiten**, bei **Nieren-** und **Blasenleiden**, **Gicht** und **Diabetes**.

Versand des Oberbrunnens durch die Herren **Furbach & Strieboll** — **Jede weitere Auskunft über den Kurort** durch die **Fürstlich Plessische Brunnen- und Bade-Direction in Salzbrunn.**

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1601 medicinisch bekannt. Aerztlich empfohlen bei:

Erkrankungen des **Rachens** und des **Kehlkopfes**, der **Luftröhren** und der **Lungen**, bei **Magen- und Darmkatarrh**, bei **Leberkrankheiten**, bei **Nieren-** und **Blasenleiden**, **Gicht** und **Diabetes**.

Zu haben in allen Mineralwasserhandlungen und Apotheken. — Broschüren gratis ebendaselbst und durch

Furbach & Strieboll, Versand der fürstl. Mineralwasser, Salzbrunn i. Schl.

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt

RIVA am Gardasee.

Der Sommer die geeignetste Zeit für intensivere Sonnenlichtkuren bei Skrofulose, Blutarmut u. sonstig. **Blutdyscrasien.** — Näheres über Riva in Dr. von Hartungen's Handbuch der klimatischen Heilkunde bei Gustav Schuhr, Berlin, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bad Thalkirchen-München

altrenommirte **Wasserheilanstalt** in herrlichster Lage an der Isar für **Nervenleiden, Verdauungsstörungen, Gicht, Fettsucht** etc. Rationelle **Morphiumentziehung.** Gesamtpreis von **6 Mk.** an pro Tag bei vorzüglicher Verpflegung. Elektrische Beleuchtung. Telephon und Telegraph im Hause.

Prospekte.

Dr. Zimmermann. Bes. **Dr. Scherzberg.**

Der Schwarzwald.

Gebirge mit Höhen bis zu 1495 Meter. Unvergleichliche Fernsichten über einen grossen Teil von Süddeutschland und auf die Schweizer und Tiroler Alpen. Prächtige Hochwälder, viele Stunden lang. Romantische Thäler und Felspartien. Höchst interessante Gebirgsbahnen. Grossartige Wasserfälle, viele Gebirgsseen, Wildbäche und Quellen. Jagd und Fischerei. Weltberühmte Badeorte mit heissen und kalten, mineralischen und säuerlichen Wassern. Sommerfrischen in allen Höhenlagen. Heilung für Kranke, Erholung für Ermüdete. Geeignet zu kurzen Wanderungen wie zu längerem Aufenthalt. Bequeme Reiseverbindungen, vortreffliche Strassen und gutgehaltene Fusswege. Zahlreiche Aussichtstürme an passenden Stellen und Rasthäuser auf den bevorzugten Höhen. Historische, natürliche und künstlerische Merkwürdigkeiten. Intelligente, gutmütige und fleissige Bevölkerung. Zahlreiche Hotels für bescheidene und weitgehende Ansprüche. **Verein Schwarzwälder Gastwirte,** gegründet zu dem Zwecke, den Fremdenverkehr zu heben und allen Besuchern zu entsprechenden Preisen eine gute Verpflegung zu sichern.

Auskunft erteilt und Mitgliederlisten mit Orientirungskarte des badischen und württembergischen Schwarzwaldes versendet unentgeltlich die Geschäftsstelle des Vereins in Hornberg (Schwarzwaldbahn).

Bad Warmbrunn,

Eisenbahn-Station,

346 m ü. M., zu den Wildbädern gehörig, mit 6 Thermalquellen von 25° bis 43° C. Trink- und Badekuren. Bassin-, Wannen- und Douche-Bäder. **Eigene Anstalt für Moorbäder, hydroelektrische** und medizinische Bäder jeder Art. **Klimatischer Kurort** in herrlichster Gebirgsgegend am Fusse des Riesengebirges. Saison vom 1. Mai bis 1. Oktober. Im Mai und von Mitte August billigere Wohnungen in den unter der Badeverwaltung stehenden Logirhäusern. Prospekt durch die Badeverwaltung.

Im Besitz der Gemeinde Westerland.
Direction: Oberstlieutenant a. D. von Schöler.

Stärkster Wellenschlag der Westküste.
Heilkräftigstes Seebad Deutschlands.
Unvergleichlich schöner Strand.

Sommer- und Rundreisefahrkarten auf allen grösseren Stationen.
Prospecte mit Angabe der Reiserouten sowie der Fahrpreise versendet gratis die
SEEBADE-DIRECTION IN WESTERLAND-SYLT.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei katarrhalischen Affektionen und chronischen Brustleiden.

75 PFENNIGE.

Bad Landeck

in Schlesien.

Seit Jahrhunderten bewährte Heilquellen (Schwefel-Natrium-Thermen 28,5° C.). Klimatischer Kurort. Terrain-Kurort. 450 Meter Seehöhe.

Angezeigt bei **Frauen-Krankheiten, Nervenleiden, Rheumatismus, Gicht, chronischen Katarrhen der Atmungswege, Blutstauungen im Unterleibe, Entwicklungsstörungen** (Bleichsucht), **Schwäche** und **Rekonvaleszenz.**

Kurmittel: **Mineralbäder** in den **Quellen** und in **Wannen, Moorbäder, innere** und **äussere Duschen, Massage, Molkerei, Kefir** und alle gebräuchlichen **Kurtrinkbrunnen.**

Unterhaltung: **Tägliche Konzerte, Theater, Gesellschaften** und **Tanzabende** im Kurhause, **Spiel-, Musik-** und **Lesezimmer.** Spielplätze für Erwachsene und Kinder, **Park,** meilenlange **Wald-Promenaden.**

Besuch 6000 Personen. Kurzeit vom Mai bis Ende September. Eisenbahn-Station: Glatz. Prospekte kostenlos.

Der Magistrat.

Saison: Mai-October.

Bad Reichenhall

Soolebad-, Molken- und größter deutscher klimatischer Kurort in den bayer. Alpen. Soole-, Mutterlaugen-, Moor- und Fichtennadel-Extract-Bäder; Ziegenmolke, Kuhmilch, Kefir, Alpenkräutersäfte, alle Mineralwässer in frischen Füllungen; größte pneumat. Apparate, Inhalationen aller Art, Gradirwerke, Soolefontaine, **Terrainkuren nach Professor Oertel's Methode,** Kaltwasserheilanstalt und Heilgymnastik. **Beste hygienische Allgemeinbedingungen durch Hochquellenleitung, Canalisation und Desinfection:** ausgedehnte Parkanlagen mit gedeckten Wandelbahnen, Croquet- und Lawn-Tenis-Plätzen; nahe Nadelwälder und wohlgepflegte Kurwege nach allen Richtungen und Steigerungsverhältnissen. Täglich zwei Concerte der Kurkapelle, Saisontheater, Lesekabinete, Bahn- u. Telegraphen-Stationen. Ausführliche Prospecte gratis und franco durch das

K. Badecommissariat.

Für Blutarme und Reconvalescenten.

D. R. P. No. 72168.

Gossmann's

Naturheil-Anstalt Wilhelmshöhe

bei Cassel. Idyllische geschützte Lage, am Hochwald. Komfortabl. Kur- u. Pensionshaus. Zentralheizung, elektr. Beleuchtung. Vorzügliche Erfolge bei: Nervenkrankheiten, Asthma, Kehlkopf-, Luftröhren- u. Bronchial-Katarrh. — Krankheiten des Magens u. Darmes, der Harn- u. Geschlechtsorgane incl. Frauenleiden. — Fettsucht, Skrophulose, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut. — **Preise mässig. Prospekte frei durch die Direktion.** Sommer und Winter geöffnet! **Dr. med. F. Missmahl,** prakt. Arzt. **Dr. med. Nathalie Kleindienst,** prakt. Aerztin.

Kurbad Landhaus Eberswalde.

Für Erholungsbedürftige und Rekonvaleszenten.

Kneippkuren. Prospekte durch den leitenden Arzt **Dr. Otterbein** (Sprechstund. in Berlin, Leipzigerstr. 13, Dienst. u. Freitags 5—6½).

Saisondauer 1. Mai bis 30. Sept. **KGL. BAD KISSINGEN.** Bayerische Eisenbahnstation.

Kohlensäurehaltige Kochsalzquellen: 3 Trinkquellen, 2 Sprudel, Soolebäder, Moorbäder, Gasbäder, Gradirluft, Waldluft, Inhalationsanstalten, pneumatische Anstalt und **Soole-Inhalatorium, Wasserheilanstalt, Magenheilanstalt, Massage, Molke** und **Milch.** Amtliche Prospekte und nähere Auskunft durch das **königl. Badkommissariat.**

Patent 20,927.

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeuffers Patent 20,927. *München,* den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn **Dr. Pfeuffer** bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:

Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige u. schwächliche Kinder ganz besonders

Jessler's Ludwigs-Apotheke zu München.

Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Patent.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen.
In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

Digitized by Google

Statt Eisen
Statt Leberthran
wird
Dr. med. Hommel's Haematogen

von Kindern und Erwachsenen bei **allgemeinen Schwächezuständen, Bleichsucht, Herzschwäche, Nervenschwäche** (Neurasthenie), **Lungenleiden, geistiger und körperlicher Erschöpfung, Appetitlosigkeit, Magen- und Darmkrankheiten, Influenza** — Erkrankungen, bei welchen der **Eisen-Mangangehalt** des Blutes stets vermindert ist —, ferner bei **Rhachitis** (sog. engl. Krankheit, Knochen-Erweichung), **Scrophulose** (sog. **unreines Blut**, Drüsen-Anschwellungen und -Entzündungen) — Leiden, bei denen ausserdem noch die **Blutsalze** stark reduzirt sind, **mit grossem Erfolge angewandt.** **Sehr angenehmer Geschmack. Mächtig appetitanregend.**

Dr. Hommel's Haematogen ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin in seiner leicht verdaulichsten **flüssigen** Form. D. R.-Pat. **Haemoglobin ist die natürliche organische Eisen-Mangan-Salzverbindung der Nahrungsmittel,** also kein Spezialmittel gegen irgend eine bestimmte Krankheit, sondern ein aus Nahrungsmitteln gewonnenes Produkt, welches als **Kräftigungsmittel** für kränkliche und schwächliche Kinder, sowie Erwachsene, rein oder als Zusatz zu Getränken **ständig genommen werden kann.** Die ausserordentlichen Resultate, welche mit Dr. Hommel's Haematogen erzielt worden sind, beruhen auf seiner Eigenschaft, den Gehalt des Organismus an **Eisen-Mangan,** sowie an **Blutsalzen** automatisch zu reguliren resp. zur Norm zu ergänzen. ☛ **Von der grössten Wichtigkeit ist der Gebrauch desselben im Kindesalter und in den höheren Lebensjahren.** In **ersterem,** weil fehlerhafte Blutzusammensetzung in der Entwicklungsperiode von entscheidendem Einfluss für das ganze Leben ist, in **letzteren,** weil im Alter die blutbildenden Organe erschlaffen und einer Anregung bedürfen, **welche das Leben im wahren Sinne des Wortes zu verlängern im Stande ist.**

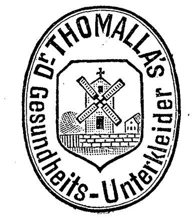
Preis per Flasche (250 Gr.) Mk. 3.—. In Oesterreich-Ungarn Fl. 2.— ö. W.
Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns. **Nicolay & Co.,** chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.** **Literatur** mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis und franko.**

Dr. Thomalla's Gesundheits-Unterkleider

werden nur von der Firma

C. Mühlinghaus Pet. Joh. Sohn in Lennep

als alleinig concessionirtem Fabrikanten angefertigt.



D. R. G. M. Nr. 28118. Gesetzlich geschützt.

Dr. Thomalla's Gesundheits-Unterkleider haben im Dezemberheft 94 der Zeitschrift für Krankenpflege, herausgegeben von Prof. **von Esmarch, Gusserow, Leyden** u. A., eine ausführliche Besprechung gefunden.

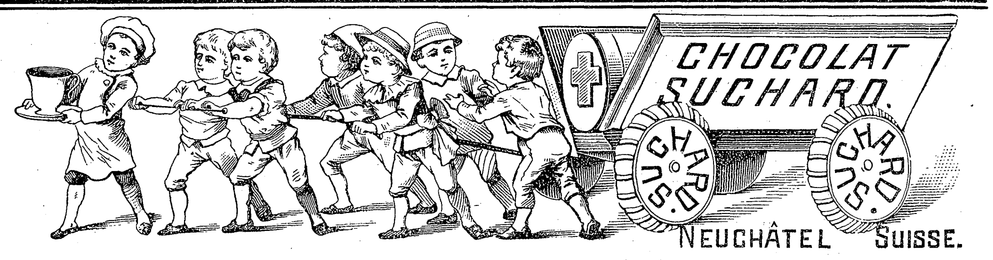
Dr. Thomalla's Gesundheits-Unterkleidung besteht aus einem zweischichtigen Gewebe, einer unteren Schicht in gerippter Form aus bester langstapeliger Natur-Baumwolle, welche die Feuchtigkeit nicht aufnimmt, und einer oberen Schicht in glatter Form aus bester Wolle mit Baumwolle gemischt, welche Feuchtigkeit sehr leicht aufnimmt, so dass die Körperausdünstung stets sofort von der oberen Schicht aufgenommen wird, wodurch die untere, rippige Schicht, und somit auch der Körper stets trocken bleibt.

Dr. Thomalla's Gesundheits-Unterkleidung halten vermöge des eigenartigen Gewebes eine grosse Luftschicht um den Körper, was bei allen anderen Systemen fehlt; der Körper wird dadurch nicht überhitzt, wie bei Wolle, und nicht abgekühlt, wie bei reiner Baumwolle, oder bei Wolle mit Baumwolle in gewöhnlichem Gewebe.

Dr. Thomalla's Gesundheits-Unterkleider sind die dauerhaftesten, gesundesten und billigsten Unterkleider, filzen nie und gehen beim Waschen nicht ein, lassen sich leicht waschen und bleiben stets weich.

Niederlagen zu vergeben, wo noch keine bestehen.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.

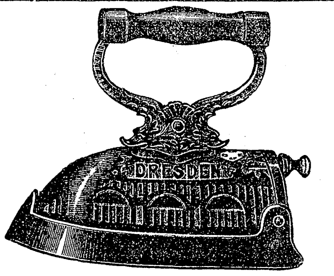


Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Dampfpflüge
Strassen-Locomotiven
Dampf-Strassenwalzen

liefern in den vollkommensten Constructionen
und zu den mässigsten Preisen

John Fowler & Co., Magdeburg.



Kein Kopfschmerz mehr

beim Plätten und Bügeln mit Glühstoff (Patent Martin), weil Ofenhitze u. schädl. Kohlendunst vollständig fortfällt und unsere Plätteisen sauber und ohne Unterbrechung überall funktioniren. Man verlange in Hausgerätehandlungen unsere echten Fabrikate. Wo nicht erhältlich, versenden wir ein Postpaket Glühkörper für 1 M. 60 Pf., und unser oben abgebildetes emaillirtes Patent-Glocken-Plätteisen für 3 M. 50 Pf. excl. Porto. Plätthelfer (neueste Vervollkommnung) und Zange gratis zu jedem Plätteisen.

Deutsche Glühstoff-Gesellschaft, Dresden.

Gegen Stuhlverstopfung, Schwerverdaulichkeit, Hämorrhoidalleiden empfohlen! Wirkt mild, nicht heftig wie Rhabarber, Senna, Tamarinde u. drastischere Stoffe, regelt die Verdauung ohne Beschwerde in jedem Alter. Da minderwertige Nachahmungen, fordere man ausdrücklich „Liebe's echt. Sagradawein"; ½ und ¹/₁ Flaschen in den **Apotheken.**

Operationsloses Apparatheilverfahren ohne Bettruhe

bei Gelenkentzündungen, Beinbrüchen, Verkrümmung., Kinderlähmungen etc.
⇨ Prospekte frei. ⇦

Paschen's orthopädische Heilanstalt Dessau-Anhalt.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neuestes Bismarckbuch!

Soeben ist erschienen:

Fürst Bismarck
Neue Tischgespräche und Interviews.

Herausgegeben von

Heinrich von Poschinger.

Preis geheftet M. 8.—; elegant in Halbfranz gebunden M. 10.—

Der **„Dresdener Anzeiger"** schreibt über das Werk:

Der bekannte Historiograph des Fürsten Bismarck, der kaiserliche Geheimrat von Poschinger, hat wiederum ein Werk vollendet, das von enormem Sammeleifer, vollständiger Beherrschung des Stoffes und seltener kritischer Urteilskraft zeugt. Zum erstenmale hat ein eingeweihter Kenner der politischen Anschauungen und des ganzen Denkens und Fühlens des ersten Reichskanzlers es hier unternommen, sämtliche Gespräche des Fürsten mit Schriftstellern und Journalisten in zusammenhängender Form mit erläuternden und kritischen Bemerkungen zu publiziren. Die Aeußerungen des Fürsten gewinnen dadurch ungemein an Uebersichtlichkeit. Man erkennt jetzt erst die großen Gesichtspunkte, die sich in den Aeußerungen, die gelegentlich gemacht worden, immer wieder hervordrängen, und die solche Kundgebungen doch zu einem großen Ganzen vereinigen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Krone Christi,

pikirte Pflanzen, 5 Stück 3 M.
A. Beyer, Gärtner, **Bevergern** bei Rheine.

Bestes Putzmittel der Welt!

Diese **Universal-Metall-Putz-Pomade** ist von uns zuerst im Jahre 1876. zur Einführung gebracht und das Fabrikzeichen „Helm" durch gesetzliche Eintragung zur Schutzmarke gekennzeichnet worden. Wir stellen dieses Erzeugnis in den anerkannt hervorragenden und unübertroffenen Eigenschaften jetzt sowohl in roter wie in **rein weißer** Farbe her; auch hierdurch unterscheidet sich letztere wesentlich von allen anderen sog. weißen Putzmitteln. Proben und Preisanstellung frei und unberechnet.

Telephonische Einladung.

„Hier Gretchen . . kann ich Frieda sprechen?"
„Nein, sie ist noch in der Schule."
„Ach, Frau Rat, Mama läßt Frieda für heute zum Kaffee einladen."
„Ja — aber meiner Frieda ist der Kaffee vom Arzt verboten."
„Wir bekommen ja Kathreiner's Kneipp-Malzkaffee, von dem wird man groß und stark, sagt unser Doktor . . ."
„Soo, — dann darf sie kommen, um welche Zeit?"
„Um 3 Uhr! Aber gewiß! — Schluß!"

KEIN ASTHMA MEHR.

Augenblicklich behoben.

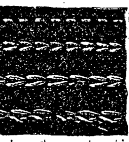
Belohnungen:
Hunderttausend Francs,
silberne u. goldene Medaillen und
hors concours.
Auskunft gratis und franko.
Man schreibe an **Dr. Cléry** in Marseille (Frkrch.).

Sommersprossen

verschwinden vollkommen in kürzester Zeit mit meinem ausgezeichneten, unschädlichen Mittel in Flacons zu M. 3,50. Ein Flacon genügt zur Erzielung des Erfolges.
Bezug durch **Theodor Lechky,** dipl. Apoth., in **Prag, Weinberge.**

„Drei in Einer".

Wirkliche Grösse der Kunststiche



Steppstich
Kettenstich
Kettenstich
Zier- oder Stickstich

Neueste Vervollkommnung der Nähmaschine.

Epochemachende patentirte Erfindung einer deutschen Dame — erste schöpferische Frauenbethätigung auf dem Gebiete der Mechanik! — —

Wertheim Electra Triplex
(Dreistichmaschine) D. R. Patent
Wertheim Electra
(Vorzüglichste Steppstichnähmaschine)
der Deutschen Nähmaschinen-Fabrik von J. Wertheim, Frankfurt a. M.

Die **Wertheim Triplex** macht **drei** grundverschiedene Nahtarten: **Stepp-, Ketten- und Zier- oder Stickstich;** ferner **prachtvolle Stopfen** in Weisszeug und Tricots **ohne besonderen Apparat.** Der Käufer erwirbt mithin **drei Maschinen in Einer.** Der leicht aufziehbare Kettenstich eignet sich für Kinderkleider, Rockstösse und Besatzarbeiten, bisher mit der Hand genäht, um Beschädigungen beim Trennen des mit Steppstich Genähten zu vermeiden; die Steppkettennaht aus dicken, verschiedenfarbigen Nähten bildet ein **prachtvolles, hochaufgetragenes Relief.** Die **Wertheim Triplex** ist die Maschine der **Zukunft.** Reflektanten wollen nicht versäumen, dieses **Ideal-Modell** einer Nähmaschine zu beaugenscheinigen. **Zu haben in den besseren Nähmaschinen-Handlungen, event. wende man sich an die Fabrik.**

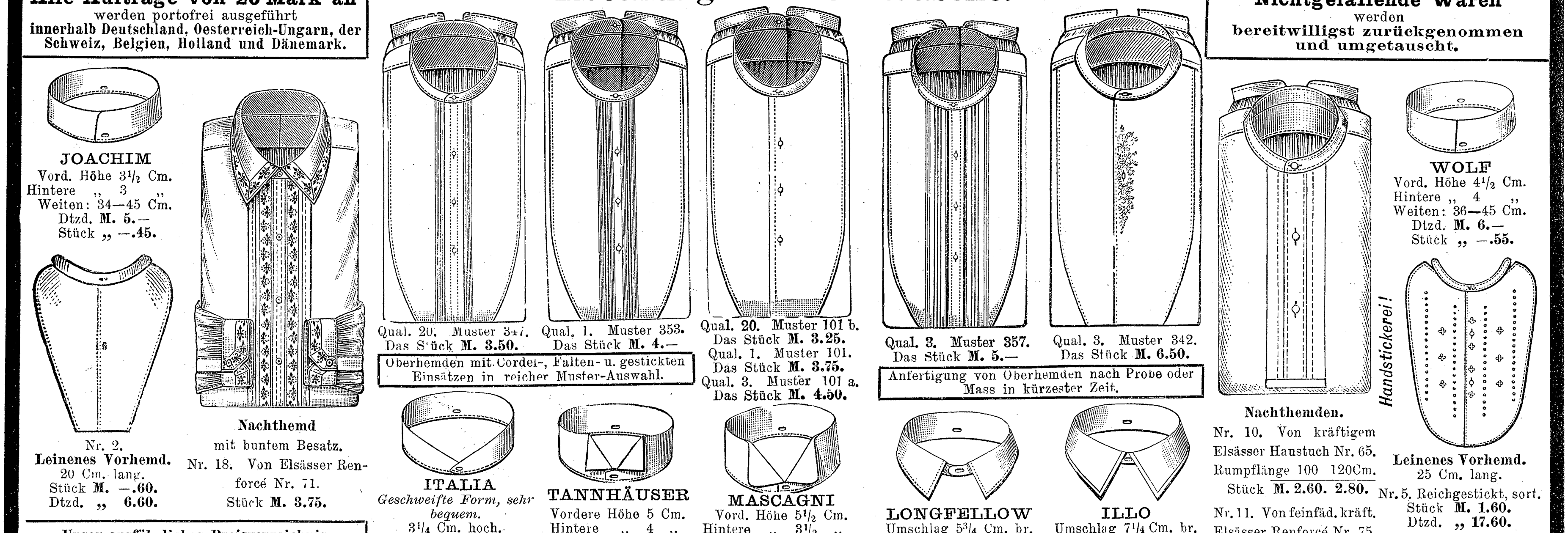
Digitized by Google

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Königl. Sächs. u. Königl. Rumän. Hoflieferanten, Leipzig-Plagwitz.

Abteilung: Herren-Wäsche.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.



JOACHIM
Vord. Höhe $3^1/_2$ Cm.
Hintere „ 3 „
Weiten: 34—45 Cm.
Dtzd. M. 5.—
Stück „ —.45.

Nr. 2.
Leinenes Vorhemd.
20 Cm. lang.
Stück M. —.60.
Dtzd. „ 6.60.

Nachthemd
mit buntem Besatz.
Nr. 18. Von Elsässer Renforcé Nr. 71.
Stück M. 3.75.

Qual. 20. Muster 347. Das Stück M. 3.50.

Qual. 1. Muster 353. Das Stück M. 4.—

Oberhemden mit Cordel-, Falten- u. gestickten Einsätzen in reicher Muster-Auswahl.

Qual. 20. Muster 101 b. Das Stück M. 3.25.
Qual. 1. Muster 101. Das Stück M. 3.75.
Qual. 3. Muster 101 a. Das Stück M. 4.50.

Qual. 3. Muster 357. Das Stück M. 5.—

Qual. 3. Muster 342. Das Stück M. 6.50.

Anfertigung von Oberhemden nach Probe oder Mass in kürzester Zeit.

ITALIA
Geschweifte Form, sehr bequem.
$3^1/_4$ Cm. hoch.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd. M. 5.60.
Stück „ —.50.

TANNHÄUSER
Vordere Höhe 5 Cm.
Hintere „ 4 „
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd. M. 7.20.
Stück „ —.65.

MASCAGNI
Vord. Höhe $5^1/_2$ Cm.
Hintere „ $3^1/_2$ „
Weiten: 36—43 Cm.
Dtzd. M. 7.50.
Stück „ —.70.

LONGFELLOW
Umschlag $5^3/_4$ Cm. br.
Weiten: 38—45 Cm.
Dtzd.: M. 6.60.
Stück „ —.60.

ILLO
Umschlag $7^1/_4$ Cm. br.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd. M. 7.20.
Stück „ —.65.

Nachthemden.
Nr. 10. Von kräftigem Elsässer Haustuch Nr. 65.
Rumpflänge 100 120Cm.
Stück M. 2.60. 2.80.
Nr. 11. Von feinfäd. kräft. Elsässer Renforcé Nr. 75.
Rumpflänge 100 120Cm.
Stück M. 2.80. 3.—

WOLF
Vord. Höhe $4^1/_2$ Cm.
Hintere „ 4 „
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd. M. 6.—
Stück „ —.55.

Handstickerei!

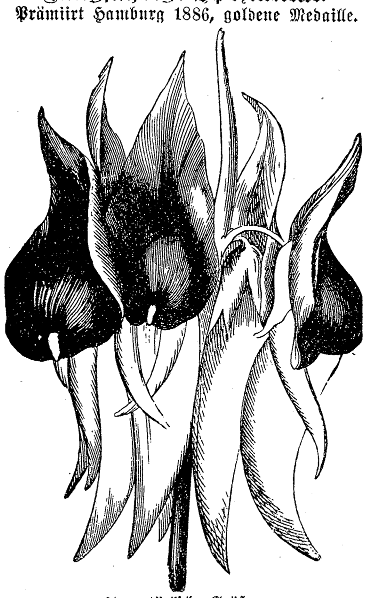
Leinenes Vorhemd.
25 Cm. lang.
Nr. 5. Reichgestickt, sort.
Stück M. 1.60.
Dtzd. „ 17.60.
Nr. 3. Mit Falten, sort.
Stück M. 1.—
Dtzd. „ 11.—

Unser ausführliches Preisverzeichnis versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

Blooker's holländ. Cacao

das **erste** und **einzige** holländische Fabrikat, dem ein „GRAND PRIX" (höchste existirende Prämiirung) zuerkannt ist.

Langjährige Spezialität.
Prämiirt Hamburg 1886, goldene Medaille.



$^2/_3$ natürliche Größe.

Clianthus Dampieri

(Viewegs abgehärtete Rasse) in zwei von einander verschiedenen, aber gleich schönen Varietäten. Es ist schwer zu sagen, welcher von beiden der Vorzug gebührt, beide sind reizend und an Schönheit und Farbenpracht noch von keiner andern Zierpflanze übertroffen worden. Veredelt auf eine fremde Wurzel gedeihen meine Clianthus in jeder Bodenart im freien Lande, wie auch als Topfpflanze vorzüglich. Ende Mai ins Freie gepflanzt, entwickeln sie sich zu 2—$2^1/_2$ Fuß hohen Sträuchern, welche den ganzen Sommer über mit hunderten brillanter Blütendolden, wie nebenstehende Abbildung zeigt, überdeckt sind. Wer Clianthus nur einmal in Blüte gesehen hat mit der Menge herrlicher, orchideenähnlicher Schmetterlingsblumen, atlasglänzend und wie aus Wachs geformt, der kann nicht wieder davon lassen, sie sind von wahrhaft bestrickender Schönheit. Diese gepfropften Clianthus sind von langjähriger Dauer, die Topfpflanzen blühen sogar im Winter wieder. Ich kultivire 2 Arten, im Wuchse gleich, in der Farbe der Blumen ganz verschieden, an Schönheit aber mit einander wetteifernd.

Die erste, **Clianthus Dampieri Deutsche Flagge** (Vieweg) erzielte ich durch künstliche Befruchtung. Die wunderbare Farbenzusammenstellung der wie aus Wachs geformten Blumen repräsentirt die deutschen Nationalfarben **schwarz-weiß-rot.** Der obere Teil (sogen. Flügel) ist leuchtend scharlach, der untere Teil (das Schiffchen) rein weiß und das auffallend große Auge in der Mitte tief schwarz mit Atlasglanz. Die phantastische Form, der reiche Farbenschmelz, der unvergleichlich schöne Blütenschmuck erheben diese Neuheit zur prächtigsten und effektvollsten aller Zierpflanzen. Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich bezeichnete die Blumen mit „überaus prachtvoll" als Allerhöchst derselben ein von mir arrangirtes Bouquet davon überreicht wurde. Von Mitte Mai ab veredelte zeitig blühende Pflanzen 1 St. 2 M., 10 Stück 18 M.

Die zweite nicht minder schöne Art **Clianthus Dampieri germanicus** (Vieweg) bringt Blumen von brennend scharlachroter Farbe mit tief schwarzem Auge. Die weitleuchtende Farbe wird noch gehoben durch das saftig bläulich-grüne, schön gefiederte Blattwerk. Von Mitte Mai ab veredelte Pflanzen, zeitig blühend, 1 St. $1^1/_2$ M., 10 Stück 12 M.

Aus allen Teilen Europas, vom sonnigen Italien bis hinauf zum eisigen Rußland, gehen mir fortwährend Anerkennungsschreiben zu, sie gipfeln darin, daß den Sommer über die Clianthusbeete mit ihrer großartigen Blütenpracht den Glanzpunkt des Gartens ausmachten. Ausführliche gedruckte Kulturanweisung lege jeder Sendung bei.

Versand nach den fernsten Orten unter Garantie guter Ankunft. Palmen, Blattpflanzen für Zimmerdekoration, Cacteen, Orchideen, Rosen, Topfobst, Gruppenpflanzen rc. in größter Auswahl. Reichhaltiger illustrirter Katalog über alle gärtnerischen Erzeugnisse gratis und franko.

Rosen, wurzelecht, Elite-Sortiment, 10 Sorten $2^1/_2$ M., 25 Sorten $6^1/_4$ M.

Louis Vieweg, Kunst- u. Handelsgärtnerei, Samenhdlg., Quedlinburg (Preussen).

Illustr. Briefmarken-Journal. Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. in jed. No. wertvolle Gratisbeigab. giebt u. monatl. 2mal erscheint. Halbjährl. (12 Hefte) 1.50 M. Probe-No. 15 Pf. (10 Kr.) franco von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

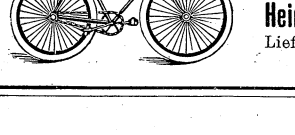
Stottern heilt **Rud. Denhardt, Eisenach** i Th. Einzige Anst. Deutschl., die mehrf. staatlich ausgez., zuletzt d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.** Prosp. grat. Honorar n. Heilung.

Gegen Harnleiden

(Blasen- und Nieren-Katarrh, Gries, Sand und Gicht rc.) wird der

Radeiner Sauerbrunnen

von Aerzten vielfach empfohlen. Viele Kurerfolge. Ausführliche Brunnenschrift gratis an allen Verkaufsstellen oder direkt von der **Kuranstalt in Bad Radein,** Steiermark.
Depot: Wien, I. Fleischmarkt 8.



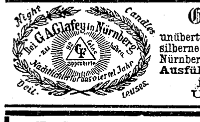
„Adler"-Fahrräder

Vorzügliche, erstklassige, unübertroffene Maschinen.
Prämiirt mit den **höchsten** Auszeichnungen in:
Chicago Hannover Mailand.
Heinrich Kleyer, Adler-Fahrradwerke, **Frankfurt a. M.**
Lieferant von Kaiserlichen, Königlichen und von Staats- und Kommunal-Behörden.
Illustrirte Kataloge gegen 10 Pfg. Porto-Marke.

Ist das Beste aller Fleckenreinigungsmittel.

Zu haben in Originalfl. zu 50 ₰ und 1 M. in allen einschlägigen Geschäften.
General-Depots in Oesterr.-Ung.: Reiner Lipót és Ferencz Budapest, Kiraly-Utcza 41. — Nägele & Strubell, Wien I, Graben 27.
Wo keine Verkaufsstellen versende direkt.
Chem. Fabrik Wilh. Roloff, Leipzig.

Carl Rissmann, Hannover, Fabrikant der berühmten „Matchless"-Fahrräder. Seit 1879 eingeführt, wiederholt prämiirt. Bestes existirendes Fahrrad. — Billigste Preise bei coulanter Bedienung. Preislisten gratis.

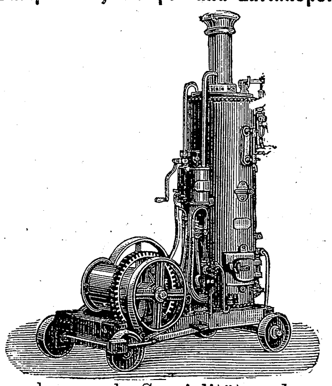


Glafey-Nachtlichte, unübertroffen seit 1808, 6 mal prämiirt, silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1882 **„für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung."**
Ueberall vorräthig.

Fahrbare und feststehende

Dampfwinden,

Dampfkabel, Dampf- und Lufthaspel



bauen als Spezialität und halten auf Lager
Menck & Hambrock,
ALTONA-HAMBURG.

Für Rekonvaleszenten!

Riedel'scher China-Wein

und China-Wein mit Eisen.
Bester Medizinalwein zur allgemeinen **Körperstärkung** und Kräftigung.
Appetit anregendes und Nerven stärkendes Mittel, auch für Kinder.
Preis pro Flasche mit Einnehme-Gläschen 3,50 M., bei 6 Flaschen die siebente gratis.
Schweizer-Apotheke Berlin W., Friedrichstr. 173.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS. 33. Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Gegründet 1. Mai 1840.
Probekisten griechischer Weine von 12 grossen Flaschen:

Marke **A.**	in 2 Sorten, Clarett und süss	M. **18.—**
Marke **B.**	in 2 Sorten, Clarett und süss	„ **18.60**
Marke **C.**	in 4 Sorten, Clarett und süss	„ **20.40**
Marke **D.**	in 12 Sorten, herb, Clarett und süss	„ **19.—**
Marke **F.**	in 2 Sorten, herb und süss	„ **12.—**
Marke **G.**	in 3 Sorten, herb und süss	„ **12.—**

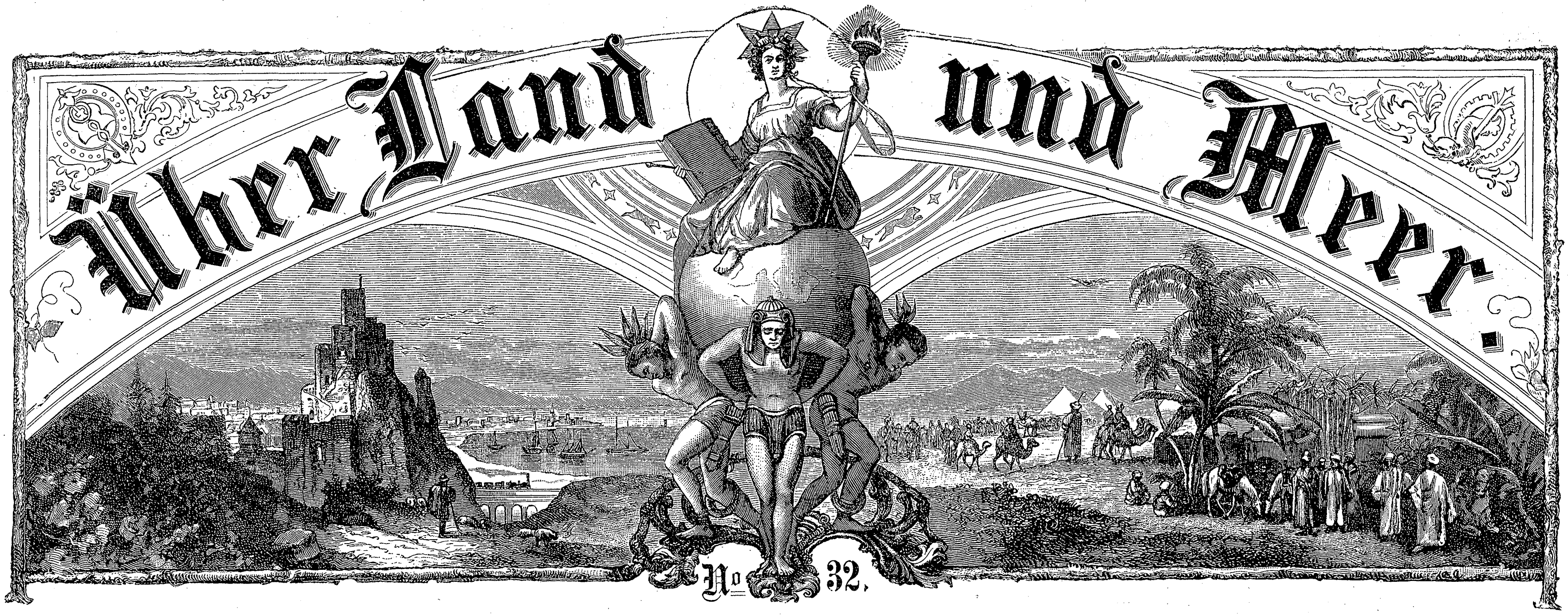
Deutsche und französische WEINE in reicher Auswahl.
Probekiste deutscher Weine von 20 grossen Flaschen:

Marke **E.** in 4 Sorten, weiss und rot . . . . . M. **20.—**

Im Fass (nicht unter 20 Liter):
Weisse deutsche Tischweine von **50** Pf. das Liter an.
Rote deutsche Tischweine von **100** Pf. das Liter an.
Gleiche Preise bei den Filialen in Frankfurt a. M. u. Berlin, W. 8.
Ich bitte meine ausführliche Preisliste zu verlangen!

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894–1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Die Vettern.

Roman von Wilhelm Berger.

XIV.

Das Bureau, worin Gustav Wernitz arbeitete, befand sich in der innern Stadt, in einem ehemaligen Spritzenhause, das vor einigen Jahren durch die Einrichtung einer Berufsfeuerwehr überflüssig geworden war. Als für Gustav ein Zeichensaal erforderlich wurde, erinnerte sich die Behörde dieser inzwischen verfallenen Spelunke und ließ sie mit möglichster Sparsamkeit einrichten. Aus alten Brettern wurde ein Fußboden gelegt; ein Ofen, der anderswo als untauglich beseitigt worden war, mußte die Heizung besorgen. Der Winter kam heran und Gustav und sein Gehilfe froren elendiglich. Bis in den Dezember hinein duldete Gustav stille; dann, als das Thermometer draußen auch mittags noch unter dem Nullstrich blieb, beschwerte er sich. Man tröstete ihn, der gegenwärtige Zustand, dessen Mängel man bereitwilligst anerkenne, sei nur ein Provisorium. Desto besser werde er's später haben, wenn erst die Zentralstelle erbaut sei, worin es an Comfort nicht fehlen solle.

Die Zentralstelle! Deren Vollendung lag noch in weitem Felde. An dem Maschinenhause wurde freilich bereits fleißig gebaut, und die Fundamentirungsarbeiten für den Dampfkessel waren sogar schon vollendet. Aber zu dem nebenan zu errichtenden Direktionsgebäude war noch kein Ziegelstein angefahren.

Gustav und sein Leidensgefährte begrüßten den ersten entschiedenen Frühlingstag mit großer Freude. Das große Thor des Spritzenhauses, durch das früher so oft die schwerfällige Handpumpe, von ehrsamen Bürgern gezogen, aus- und eingerasselt war, blieb den ganzen Tag aufgesperrt, damit endlich einmal die Luftwärme drinnen über zehn Grad Réaumur steige. Das that sie denn auch am Nachmittage, und der Gehilfe, einer so hohen Temperatur entwöhnt, zeigte Lust, seinen Rock auszuziehen und in Hemdsärmeln weiter zu arbeiten. Gustav indessen, der als dünnblütiger Mensch für das Hitzegefühl seines Gefährten kein Verständnis hatte, redete ihm dies gefährliche Beginnen aus.

Und das war gut. Denn etwas nach halb sieben Uhr bekam das alte Spritzenhaus Damenbesuch. Gustav traute seinen Augen nicht, als er seine Braut eintreten sah. Aus freien Stücken suchte sie ihn in seiner Werkstatt auf. Dieses Entgegenkommen überwältigte ihn. In der Freude seines Herzens hätte er sich beinahe vergessen und Helene mit Bräutigamswärme willkommen geheißen, doch besann er sich noch rechtzeitig, daß sein Gehilfe in seine Herzensangelegenheit nicht eingeweiht sei.

Mit strahlendem Gesicht stammelte er: „Es ist mir eine große Ehre, Fräulein Marbach!" Und dann, während er mit einem Zipfel seines Arbeitsrockes den Sitz seines dreibeinigen Holzbockes abrieb, stellte er vor: „Herr Weidenbusch, mein Mitarbeiter."

An die Existenz dieses Mitarbeiters hatte Helene nicht gedacht. Daß sie ihn vorfand, brachte sie außer Fassung. Nun konnte sie nicht sofort vorbringen, was ihr auf den Lippen brannte; sie mußte den arglosen Wernitz in dem Wahne lassen, daß sie ihm eine Freude habe machen wollen.

Stockend sagte sie, daß sie doch einmal habe sehen wollen, wo er den ganzen Tag zubringe, und da sie gerade in der Nachbarschaft gewesen sei —

Weiter kam sie nicht.

„Es sieht hier etwas unordentlich aus," fiel Gustav kleinlaut ein, indem ihm zum erstenmale diese Thatsache zum Bewußtsein kam. „Das kommt daher, weil nicht reingemacht wird. Das geht nämlich nicht, Hel — Fräulein Marbach. Fremde Hände dürfen nicht über unsere Zeichnungen kommen. Den schlimmsten Staub entfernen

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

R. Raup: **Aufgescheucht.**

Digitized by Google

wir selbst. O, Sie können unbesorgt Platz nehmen. Oder warten Sie noch einen Augenblick —"

Er holte einen Haarbesen mit abgebrochenem Stiel und fegte sorgfältig den Fußboden um den Schemel, den er Helene zum Sitze angeboten.

Immer verlegener wurde sie, als Wernitz sich so um sie bemühte. Nur um etwas zu sagen, fragte sie ihn, womit er jetzt beschäftigt sei. Und Gustav, beglückt durch das Interesse, das sie zeigte, breitete einen großen Stadtplan vor ihr aus und erklärte ihr die Anordnung der Lichtkabel in den Straßenzügen mit ihren Anschlüssen, technische Ausdrücke ausführlich erläuternd.

Kaum hörte Helene ihm zu. Mit Schrecken gewahrte sie, daß Herr Weidenbusch seine Arbeit wieder aufgenommen hatte. Und sie mußte doch jetzt zu einer Aussprache mit Wernitz kommen, sie durfte nicht unverrichteter Sache wieder von dannen gehen.

Endlich, als Gustav mit seinem Vortrage fertig war, nahm sie sich gewaltsam zusammen und flüsterte ihm zu: „Ich möchte Dich gerne allein sprechen."

Bereitwillig, ja freudig entsprach er ihrem Wunsche. „Machen Sie nur Feierabend," wandte er sich an seinen Gehilfen. „Wir haben für heute genug zu stande gebracht. Ich will schon abschließen."

Weidenbusch ließ sich dies nicht zweimal sagen. Ohne eine Sekunde zu verlieren, machte er in einem abgekleideten Winkel des Raumes Toilette, erschien wieder in hellem Rock und roten Handschuhen, verbeugte sich vor Helene mit einem lakonischen „Guten Abend!" und verließ seelenvergnügt das Spritzenhaus.

Und nun, ehe Helene das erste Wort finden konnte, ergriff Gustav ihre beiden Hände: „Wie gut von Dir, daß Du mich einmal hier aufgesucht hast! Ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich Du mich dadurch machst!"

Dann lief er in den Verschlag und kam gleich darauf mit einem Etui zurück.

„Ich kann es nicht vor Dir verborgen halten. Heute nachmittag hab' ich's für Dich gekauft. Ich wollte Dich an Deinem Geburtstage damit überraschen. Aber zeigen muß ich es Dir doch. Sieh — magst Du es leiden?"

Mit freudigem Stolze öffnete Gustav das Etui. Ein Halsschmuck und zwei Armbänder — Granaten, in Gold gefaßt — lagen darin. Es war die erste Gabe, die er seiner geliebten Braut darbrachte.

Zuthunlich fuhr er fort: „Ich habe mir ausgedacht, daß wir an Deinem Geburtstage unsere Verlobung öffentlich kundgeben wollen. Was meinst Du dazu?"

Dieser unerwarteten Wendung gegenüber wußte Helene sich nicht anders zu helfen, als daß sie in Weinen ausbrach. Sie hatte die Empfindung, als ob sie im Begriff stehe, ein abscheuliches Verbrechen zu begehen.

Verständnislos sah Gustav diesen Ausbruch.

„Erkläre mir, was Dich erregt!" bat er, und versuchte sanft, die Hände zu entfernen, mit denen Helene ihr Gesicht bedeckt hielt.

Sie widerstand ihm. „Laß mich!" schluchzte sie. „Ich verdiene Deine Güte nicht ... O, Gott, wie schlecht bin ich doch!"

„Schlecht? — Das ist ein entsetzliches Wort. Ich mag nicht hören, daß Du es auf Dich anwendest ... Was kannst Du Dir vorzuwerfen haben? Liegt nicht die Zeit der Seelenkämpfe hinter Dir?"

„Wenn sie es doch thäte! — Werde ich je Frieden finden?"

Dringender sagte Gustav: „Du hast mir das Recht gegeben, Anteil an Deinen Schmerzen zu fordern. Bin ich Deines Vertrauens nicht mehr wert?"

„Ich müßte Dir wehe thun — o, so wehe! Dazu habe ich die Kraft nicht: sie ist von mir gewichen, seit ich soeben Deiner Güte wieder inne geworden bin. Denke Dir das Schrecklichste ..."

Bei diesem Worte wachte plötzlich der alte, nur schlummernde Argwohn in Gustav wieder auf. Es war ihm, als ob ein dritter im Raume gegenwärtig sei — eine spukhafte Gestalt dort hinten in dem Verschlage ...

Er rang sich die bange Frage ab: „Ist Dein Herz ins Schwanken geraten?"

„Schlimmer, Gustav. Als ich Dir das Jawort gab —"

Sie brach ab mit dem schmerzlichen Ausruf: „Barmherziger Himmel, wenn doch ein anderer diese Beichte für mich übernehmen könnte!"

„Ich erinnere mich jetzt," sagte Gustav. „Es war nicht Liebe zu mir, die Dich zu Deinem Entschlusse trieb —"

Er hielt inne, auf Antwort wartend.

„Nein," bestätigte Helene leise.

Aus den tiefer werdenden Schatten im Grunde sah Gustav das triumphirende Gesicht Arthur Blanks auftauchen.

„Hatte er Dich verschmäht?" fragte er.

Es fiel Helene nicht auf, daß sie so rasch verstanden wurde.

„Das nicht. Aber er schien mir unerreichbar. Und um Ruhe zu haben vor ihm —"

„Bandest Du Dich an mich. Es hat Dir nichts genützt, nicht wahr? Die Ruhe, die Du suchtest, hast Du nicht gefunden?"

Ausweichend rief Helene: „Wir hätten unsere Verlobung nicht verheimlichen sollen! Er würde dann nicht gewagt haben, sich mir zu nähern und — und mir seine Hand anzubieten."

Gustav mußte sich auf den Tisch stützen. Doch dauerte diese Anwandlung von Schwäche nur einen Augenblick; dann gewann er die Herrschaft über sich selbst zurück.

„Und nun bist Du gekommen, um Dich von mir loszubitten?" fragte er gespannt.

Helene konnte mit der halben Wahrheit ihr Ziel erreichen. Sie brauchte nur seine Frage zu bejahen. Das aber war ihrer Natur entgegen.

„Ich habe mich bereits entschieden," gestand sie mit gesenkten Augen.

Es war Gustav, als ob er hinten aus dem Verschlage ein diabolisches Kichern hörte. So stark war diese Sinnestäuschung, daß er kaum der Versuchung widerstehen konnte, nachzusehen.

Aber er bezwang sich; es galt, das Unabänderliche mit Würde zu tragen.

„Weiß Deine Familie, was Du gethan hast?" forschte er.

„Nur meine Mutter."

„Und sie — billigt sie Deinen Schritt?"

„Nein!"

„Das dachte ich. Doch kann ich ihr Haus nicht wieder betreten. Sie wird dies begreifen. Weidenbusch wird morgen das nötige für mich ordnen."

Durch Gustavs scheinbare Ruhe ließ Helene sich täuschen. Froh, so glimpflich davongekommen zu sein, atmete sie auf.

„Müssen wir denn in Feindschaft auseinandergehen?" sagte sie demütig.

„In Feindschaft? — Nein. Ich kann Dich nicht hassen, Helene, obgleich Du mir eine Wunde geschlagen hast, die nie vernarben wird. Aber von dieser Stunde an wandeln wir getrennte Wege. Wohin Dich der Deinige führen wird — Gott allein weiß es. Ich wünsche Dir nichts Böses, gewiß nicht, trotz alledem; doch kann ich mir nicht helfen: ich fürchte für Dich!"

„Du hast nun einmal diese Antipathie —"

Auffahrend schnitt Gustav ihr das Wort ab: „Nenne mir den Namen nicht! Meine Zunge schmeckt Gift und Galle, wenn ich ihn höre. Er ist der Vernichter meines Glücks — mir jetzt verhaßter wie je."

Bitter fuhr er fort: „Ich will Dich nicht länger aufhalten. Wahrscheinlich erwartet mein Nachfolger Dich an einem Orte, der behaglicher ist als dieser —"

„O, Gustav!"

„Es ist alles mögliche, daß Du mir diese vertrauliche Anrede noch gönnst."

„Laß uns nicht so von einander scheiden! — Habe Erbarmen mit mir, Gustav!"

Er gab ihr einen seltsamen Blick.

„Ich weiß, was Dir auf der Zunge schwebt," fuhr sie rasch fort. „Schlecht schickt sich diese Bitte für mich, die Unbarmherzige, die Grausame. Und doch: jetzt, da ich im Begriffe stehe, mich von Dir zu trennen — auf immer — ich fühle, daß ich nicht glücklich sein werde, wenn Dein Zorn auf mir lastet ... Vergib mir, Gustav!"

Sie streckte ihm flehend die Hände entgegen, mit schwimmenden Augen, zuckenden Lippen.

Da kam es über ihn mit vulkanischer Gewalt. Er zog sie an sich und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Willenlos ließ sie es geschehen.

Dann riß er sich los und warf sich über den Zeichentisch, das Gesicht in den Armen begrabend.

Als er sich nach einiger Zeit wieder aufrichtete, war Helene verschwunden.

XV.

Die trüben Vorahnungen Frau Marbachs erfüllten sich in vollem Maße: das bisherige trauliche Familienleben war vorüber. Wie sehr Wernitz dazu beigetragen hatte, jetzt erst merkte sie es. Arthur machte gar keinen Versuch, sich mit seinen neuen Verwandten auf einen familiären Fuß zu stellen. Es war ihm langweilig in der Häuslichkeit seiner Braut und er ließ sich nur selten dort sehen. Dem Brautpaar wurde genug Gelegenheit geboten, sich anderswo zu treffen. Bald nach der sofort erlassenen Verlobungsanzeige hatte Dora Guttentag den richtigen Zeitpunkt für gekommen erachtet, Geyer den Mund zu öffnen. Nun wurden die beiden Brautpaare, die die Wintersaison gezeitigt hatte, von sämtlichen Bekannten gefeiert, und zwar, da die Reisezeit herannahte, in rascher Folge.

Meistens zusammen. Dora hatte sich nicht nur überwunden, ihren Frieden mit Helene zu machen, sondern warb mit überraschender Ausdauer um ihre Freundschaft. Und da Helene keinen Grund hatte, ihr Entgegenkommen zurück zu weisen, so gelang es der kleinen Intrigantin, die Leute glauben zu machen, daß sie mit der künftigen Frau ihres alten Liebhabers ein Herz und eine Seele sei. Für Arthur aber spielte sie die Rolle einer überglücklichen Braut; es gelang ihr indessen nicht, ihn damit zu ärgern; Arthur hatte für die zärtlichen Scenen, die sie ohne Ausschluß der Oeffentlichkeit mit Geyer aufführte, nur ein sarkastisches Lächeln und gelegentlich eine malitiöse Bemerkung.

Als vor drei Jahren Arthurs Vater gestorben war, hatte er ihm außer einem ansehnlichen, beweglichen Vermögen auch ein stattliches Wohnhaus hinterlassen, dessen Einrichtung allerdings im Laufe der Zeit altmodisch geworden war. Arthur hielt eine vollständig neue Ausstattung für notwendig. Helene teilte seine Ansicht nicht; sie meinte, es sei pietätlos, den Hausrat der Eltern auf den Trödelmarkt zu werfen. Indessen mußte sie sich den Wünschen Arthurs fügen. Natürlich erwartete sie, bei der Neugestaltung ihrer künftigen Wohnung zu Rate gezogen zu werden. Doch Arthur erklärte: „Darüber wollen wir uns doch nicht den Kopf zerbrechen! Man kann das ja so sehr viel bequemer haben! Ein großes Geschäft besorgt die ganze Geschichte. Die Leute thun nichts anderes und haben deshalb ein richtigeres Urteil als unsereiner. Außerdem geht es rascher. Allzuviel Zeit haben wir doch nicht. Es liegt mir daran, der kleinen Katze, der Dora, zuvor zu kommen. Du weißt, sie will im September Hochzeit machen; da können wir, wenn wir uns sputen, schon von unserer Hochzeitsreise zurück sein ... Du wirst ja nichts dagegen haben."

Nein, dagegen hatte Helene nichts einzuwenden. Die Hochzeit — nun ja — mochte sie immerhin schon im Juli stattfinden. Je eher, desto besser; wurde es ihr doch zu Hause, wo sie in aller Augen beständig stumme Vorwürfe las, immer ungemütlicher. Aber ihr eigenes Heim sich einzurichten, nach freiem Ermessen, ohne daß sie zu sparen brauchte, das hatte ihr als eine der größten Freuden vorgeschwebt, deren ein junges Mädchen auf seinem Lebenswege teilhaftig werden könne. Und nun sollten Fremde dies alles besorgen, nach derselben Geschmacksschablone, die auch für andere Kunden dienen mußte, und die als durchaus modern garantirt wurde! In ihr Haus sollte sie einziehen wie in ein Aktienhotel, bei dessen Ausstattung keiner der künftigen Bewohner ein Wort zu sagen gehabt hat!

Das war ihr zu schmerzlich.

„Gestatte mir etwas Einfluß auf diese Geschäftsleute," bat sie. „Wäre es nicht unwürdig, wenn wir auf Geltendmachung unserer Individualität, die sich doch auch in diesen Dingen ausprägt, gänzlich verzichten wollten?"

„Du solltest Dich freuen, daß Du nichts damit zu thun hast," versetzte Arthur. „Welche unnötige Mühe, welcher Verlust an Zeit, welche Quelle von Unannehmlichkeiten! Dafür hast Du ja in der Auswahl Deines Trousseaus freie Hand. Ich werde Dir morgen ein Bankbuch zuschicken. Von der Summe, die darin eingeschrieben ist, verwende nach Gutdünken;

Digitized by Google

sie ist Dein Eigentum. Nur, bitte, laß Dich nicht etwa von Deiner Mutter zum Knausern verleiten. Sie ist in ihren engen Verhältnissen befangen. Und dann noch eins. Thu mir den Gefallen und rühre weder selber eine Nadel an, noch gestatte, daß bei Dir zu Hause ein Atelier etablirt wird. Beides wäre mir peinlich."

Also auch kein Stück ihrer Aussteuer sollte sie selbst verfertigen dürfen! Es war hart. Aber Helene konnte sich nicht gegen seine Wünsche auflehnen. Arthur gab, sie empfing; dafür hatte er Anspruch auf ihre Willfährigkeit. Es hatte nichts Drückendes für sie, das Bankbuch anzunehmen, wohl aber war etwas in seiner Art und Weise, zu schenken, das sie verletzte. Er legte nicht der Königin seines Herzens, glücklich, sie erfreuen zu können, seine Schätze zu Füßen. So romantisch veranlagt war Arthur Blank nicht. Immer blieb er sich des Geldwerts seiner Gaben bewußt. Helene mußte an Wernitz denken. Wernitz war nicht so. Als er ihr den Granatschmuck darbrachte, war er der Beglückte gewesen. Wahrlich: ihm war Geben seliger als Nehmen.

Und dann: Arthur war eine kalte Natur. Von keiner Seite war ihm beizukommen. Nichts packte ihn. Auch ein oberflächlicher Mensch, der im Strome des Tages mitschwimmt, erlebt doch Momente, wo das Herz ihm einmal weit wird. Aber Arthur blieb immer derselbe und vergaß sich nie. Bei ihm war kein tieferes Interesse für die Bestrebungen der Wissenschaft, kein Verständnis für echte Kunst, keine innerliche Teilnahme an dem Geschick seiner Nebenmenschen. Enger Horizont bei großem Selbstbewußtsein — Genußsucht, in Schranken gehalten durch ein maßvolles Temperament; Selbstsucht, versteckt hinter angenehmen Umgangsformen — das waren die Hauptzüge des Charakterbildes, das Helene allmälich von ihrem Bräutigam gewann.

Nun ja: sie hatte ihn niemals als Gott verehrt. Als die Liebe zu ihm über sie kam, gab sie sich dem Triebe hin. Sie liebte ihn, wie er war oder sein mochte, ohne zu fragen warum. Und auch jetzt noch, da sie an Arthur so viel Menschliches, Allzumenschliches entdeckte, ja so manches, das ihr fast mißfiel — noch blieb ihr jede Anwandlung von Reue über ihre Wahl fern.

Als die Einladungen zur Hochzeit besprochen wurden, die Frau Marbach auf Arthurs Kosten ausrichtete, wurde zwischen den Verlobten zum erstenmale Wernitz wieder erwähnt. Arthur fragte: „Und wie soll es mit dem steinernen Gast gehalten werden?"

„Wen meinst Du?"

Arthur lachte. „Wen anders als meinen verabschiedeten Vetter? Ich gab ihm den Spitznamen, den er in der Schule trug. Die Statue des Komturs, als sie Don Juan ins Gewissen redete, wird ihre Kinnbacken gerade so bewegt haben, wie Wernitz dies beim Sprechen zu thun pflegt."

„Knaben sind unbarmherzig unter einander."

„Aber aufrichtig. — Wie geht es Wernitz?"

„Woher sollte ich das wissen? — Für uns ist er tot."

„Er hätte sich an Käthe oder Elise trösten können."

„Aber Arthur!"

„Warum denn nicht? Damals freilich hab' ich einen Augenblick gedacht, er könnte zum Revolver greifen. Ich war ein Thor. Leute seines Schlages kleben am Leben, und wenn es noch so elend geworden ist."

Helene runzelte die Stirne. „Wir sind übereingekommen, dieses Thema unter uns nicht zu erörtern," schnitt sie die frivolen Aeußerungen ihres Bräutigams ab.

„Sehr wohl. Doch ist die Frage zu entscheiden, ob Wernitz zu unserer Hochzeit gebeten werden soll."

„Diese Frage liegt gar nicht vor!" rief Helene lebhaft. „Wernitz zu unserer Hochzeit! Niemand denkt daran. Eine Einladung an ihn wäre grausamer Hohn, den er nicht verdient hat."

Gerade deshalb würde Arthur sie gerne gesehen haben. Aber er sah ein, daß er darauf verzichten mußte, sein Mütchen an dem verhaßten Vetter zu kühlen.

Acht Tage vor der Hochzeit kam Arthur mit der Nachricht, daß Dora es durchgesetzt habe, bereits Ende Juli mit Geyer verbunden zu werden. „Also vierzehn Tage nach uns!" sagte er ärgerlich. „Und dann wollen sie auch nach Tirol, und hoffen, uns zu treffen. Geyer ist entzückt von der Idee, die natürlich gar nicht die seinige ist, sondern diejenige Doras. Wahrscheinlich ist sie bange, sich allein mit ihrem Manne zu langweilen, was sie auch unfehlbar thun wird — bis an ihr seliges Ende. Da sollen wir dann aushelfen. Hat sie uns einmal erwischt — und erwischen wird sie uns — dann hängt sie an uns. Ich kenne sie. Dieser verrückte Gedanke, eine Hochzeitsreise zu vieren zu machen, wie eine Partie Whist!"

Auch Helene war wenig erbaut von der Aussicht, diese Gesellschaft über sich ergehen lassen zu müssen. Doch neigte sie zu der Ansicht, daß der Plan nur eine vorübergehende Laune Doras sei und nicht ernsthaft genommen zu werden brauchte.

XVI.

Bei der Einsegnung des Paares in der Marienkirche war auf der Orgel Gustav Wernitz anwesend. Hundertmal hatte er sich vorher gesagt, es sei seiner unwürdig, als Zaungast den Triumph seines Nebenbuhlers in Augenschein zu nehmen. Und als die Zeit gekommen war, ging er doch. Es war ihm, als ob er sich überzeugen müßte, daß Helene wirklich unwiderruflich für ihn verloren sei. Denn seit sie an seiner Brust geruht, seit sie seine Küsse geduldet hatte, spielten ihm wunderliche Träume immer wieder die Möglichkeit vor, daß sie reuig zu ihm zurückkehren könnte.

Als er von der Orgel hinabstieg, nachdem die Hochzeitsgesellschaft die Kirche verlassen hatte, wußte er endlich, Helene ist tot für ihn. Frau Blank war sie geworden — ein anderes Wesen, unter anderen Sternen wandelnd.

Tot für ihn. Nun wohl: es war wenigstens eine klare Rechnung. Er konnte einen Strich darunter ziehen und sie zu seinen erledigten Papieren legen.

Bei einer Begegnung mit Frau Marbach hatte er erfahren, wie sehr Helene durch den Einfluß Arthurs ihrer Familie entfremdet worden war. „Wenn sie erst verheiratet ist, wird sie uns verloren sein," hatte Frau Marbach geklagt.

Dessen erinnerte Gustav sich einige Tage nach der Hochzeit. Der Einsame lechzte nach Gesellschaft. Wohl war er, seit seiner Anstellung, hierhin und dorthin geladen worden, und freundlich genug hatte man den Herrn Direktor allenthalben empfangen. Aber unter allen diesen Leuten, die von seinem Leid nichts wußten, fühlte er sich nicht behaglich. Mit Sehnsucht gedachte er des kleinen Kreises, worin er einst heimisch war. Dort, nur dort fand er die Sympathie, die ihm Balsam war.

Nichts hinderte ihn jetzt mehr, dahin zurück zu kehren. Und so saß er denn bald wieder, wie einst, in dem verblichenen Polstersessel, vor dem runden Tische. Und die Lampe brannte darauf, nachdem der lange Tag zu Ende gegangen war, und bestrahlte durch den roten Schleier die ihm so vertrauten Gesichter — wie einst. Zuweilen war's ihm, als ob alles seither Erlebte nur ein böser Traum sei — als ob nie eine jüngere Tochter aus England zugereist gekommen sei und den stillen Frieden gestört hätte. Dann aber fiel sein Auge auf die ihm so wohl bekannten Photographien, und aller Jammer, der über ihn gekommen war, stand wieder vor seiner Seele.

Es wurde in seiner Gegenwart nicht häufig von Helene gesprochen; doch ganz verbannen ließ sich das Thema nicht. So sehr entfremdet, wie Frau Marbach gefürchtet hatte, war sie von den Ihrigen doch nicht durch ihre Heirat geworden. Wenigstens fand sie alle paar Tage noch Zeit, eine Postkarte zu schreiben. Viel stand nicht darauf — kaum mehr als eine kurze Beschreibung der langsam verlaufenden Reise, mit einer Menge von Namen — von Städten, Dörfern, Flüssen, Bergspitzen und Wirtshäusern. Dann pflegte zu folgen: „Arthur grüßt." Und die Unterschrift lautete: „Eure glückliche Helene."

Nach einigen Wochen meldete Helene: „Geyers haben sich zu uns gefunden." Und dann blieben die Karten mit und ohne Bilder aus.

„Ich gestehe, daß mir dieses Zusammentreffen in Tirol nicht gefällt," sagte Frau Marbach. „Und leider muß ich mir vorwerfen, es ermöglicht zu haben. Am Tage vor ihrer Hochzeit war Dora Guttentag bei mir und erkundigte sich nach den letzten Nachrichten von Helene. Da habe ich sie auf die richtige Spur gebracht. Dümmeres hätte ich gar nicht thun können. Es ist gar keine Frage, daß die kleine Person bis über die Ohren in Blank verliebt gewesen ist. Sie hat Geyer erst an sich gezogen, als sie mit dem Scharfblick der Eifersucht Blanks rasch aufkeimende Neigung zu Helene entdeckte. Ich traue ihr nicht über den Weg, so entzückt sie auch zu mir von Helene gesprochen hat. Gutes wird da nicht in den Bergen gebraut, wo die vier bei einander sitzen, mit dieser Intrigantin dazwischen."

Weitere drei Wochen vergingen ohne Nachricht von Helene. Dann, eines Abends, als Wernitz sich eben zum Besuche eingefunden hatte, ging draußen die Glocke, und eine halbe Minute später trat Helene in das Zimmer und lag im Nu in den Armen ihrer Mutter.

„Wie Du uns erschreckt hast, Kind!" sagte Frau Marbach, als sie Worte fand. „Ist Dein Mann nicht mitgekommen?"

Helene beantwortete die Frage nicht. Sie begrüßte die Schwestern; dann reichte sie Wernitz die Hand.

„Es würde nicht wie zu Hause sein, wenn Du nicht hier wärest, Gustav," sagte sie ohne die geringste Befangenheit.

Inzwischen war allen aufgefallen, wie leidend Helene aussah. Besorgt rief Frau Marbach aus: „Du hast Dich übernommen beim Umherklettern im Lande der Gemsenjäger, liebes Kind! Wahrscheinlich hat euch die junge Frau Geyer, die ja nicht stille sitzen kann, auf alle Bergspitzen gehetzt."

„Meinst Du, Mutter?" erwiderte Helene mit einem seltsamen Blick. „Du irrst. Dora hatte nicht das mindeste Bedürfnis, ihre Füßchen in Alpenschuhe zu stecken. Sie befand sich viel zu wohl, wo sie war. Wir haben uns in den letzten drei Wochen im oberen Engadin, in St. Moritz, aufgehalten. Es ist ein Paradies. Aber die Pforte zum Leiden steht auch dort offen — für mich überall, wie es scheint."

„Warst Du krank?" fragte Käthe, betroffen von dem müden Ton dieser Aeußerungen.

„Krank? Nein — nur Heimweh hatte ich. Zu euch. Still und heftig. Und durfte es nicht merken lassen. Nun bin ich hier und es ist auch noch nicht anders. Ich bin ja nicht mehr zu Hause hier. Da drinnen steht mein Bett — ich darf nicht mehr darin schlafen. Das hatte ich vergessen. Ich muß doch wohl krank gewesen sein."

„Und bist es noch," sagte Frau Marbach kopfschüttelnd. „Körperlich vielleicht nicht. Aber auf Deinem Gemüt lastet etwas. Was ist es? Wir sind ja unter uns; erleichtere Dein Herz!"

Gustav erhob sich. „Ich will nicht stören. Es gibt keinen Menschen, der hier überflüssiger wäre, als gerade ich."

„Du brauchst nicht zu gehen," sagte Helene, immer noch in demselben müden Ton. „Nicht um meinetwillen. Von mir soll nicht weiter die Rede sein. Was ich zu tragen habe, geht nur mich an. Es ist noch eine frische Last und deshalb schwer. Mit der Zeit wird's schon leichter werden. Man kann sich ja an alles gewöhnen. Ich habe von Leuten gehört, die an allen Gliedern gelähmt waren, und dennoch stündlich dem lieben Gott für ihr bißchen Leben dankten. Und von anderen, die ihren nahen Tod vor Augen sahen, und dabei lachten und scherzten. Nicht alle können es, das ist wahr. Aber niemand weiß vorher, wie viel er leisten kann, bis einmal seine ganze Kraft gefordert wird. Wenn ich euch wieder besuche, will ich mich bemühen, besser der Vorstellung zu entsprechen, die ihr euch von einer reichen jungen Frau macht, deren Flitterwochen noch nicht abgelaufen sein sollten."

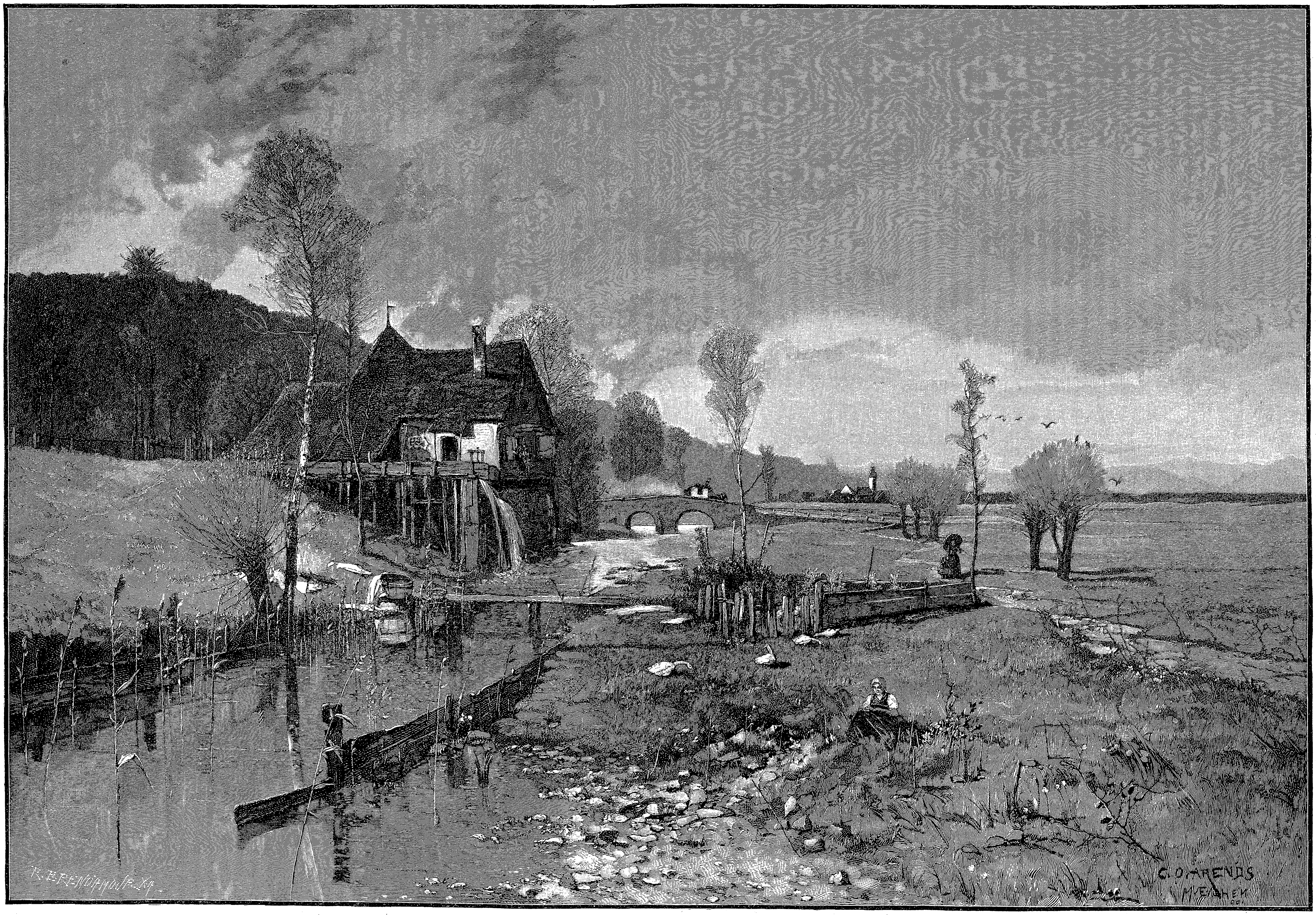
Diese Aeußerungen gingen ihren Zuhörern schmerzlich zu Herzen. Doch keiner antwortete; keiner wagte, nochmals zu bitten, daß Helene den Schleier lüften möge, den sie über ihr trauriges Geheimnis breitete.

„Gib mir eine Tasse Thee, Elise," bat sie in verändertem Tone. „Und dann erzählt mir, wie es euch ergangen ist in der langen Zeit, die ich fern war."

Es gab nicht viel zu berichten aus dem Marbachschen Hause. Seit Helene es verlassen hatte, war es sehr still darin geworden.

Helene wandte sich an Wernitz: „Und wie weit bist Du mit Deinen Arbeiten gekommen?"

Digitized by Google



C. O. Arends: Mühle im Frühling.

Digitized by Google

„Ich hoffe, am ersten Oktober das Werk in Betrieb setzen zu können. Heute ist die Dynamomaschine fertig montirt und an die Dampfmaschine angeschlossen. Hernach mache ich Probe. Natürlich nur, um die Stärke des Stroms zu messen."

Eine Pause entstand. Alle waren befangen und besannen sich vergeblich auf einen befreienden Gesprächsgegenstand.

Endlich sagte Frau Marbach: „Spiele uns etwas, Helene. Wir haben so lange keine Musik gehört."

„Spielen soll ich? Ja, für euch will ich's thun. Auch in St. Moritz wurde ich an den Flügel geschmeichelt, und wenn ich dort festsaß und die Welt um mich her vergaß, ging es hinter meinem Rücken leise weiter, das lüsterne Getändel. Und der gute Geyer, immer höflich, saß bei mir, damit ich nicht ganz ohne Publikum blieb, obgleich Musik ihn regelmäßig schläfrig macht, wenn sie nicht aus beliebten

Johanna Prem-Henningsen: Fächersprache.

Operetten entlehnt ist. Er dachte sich nichts bei all dem heimlichen Treiben. Wenn ich zu spielen aufhörte, waren sie sofort wieder da. Nur auf dem Balkon waren sie gewesen, wo sie die Konturen der Berninagruppe studirt hatten, oder das Gesicht des Mannes im Monde ..."

Sie war zum Pianino gegangen und hatte sich niedergelassen. Jetzt fielen ihre Hände auf die Tasten; eine scharfe Dissonanz erklang, die schmerzhaft die Ohren erschütterte.

„Es ist nur ein kurzer Aufschrei," erklärte sie, sich halb umwendend. „Die Musik strömt immer zur Harmonie zurück. Jede Dissonanz löst sich. Früher oder später wird es Friede. O, die schöne Kunst! Wenn es doch im Leben auch so wäre!"

Währenddem spielte Helene weiter, langsam den Weg findend in das Reich der Klage, in das Schattenthal der Seufzer. Die auftauchenden Melodien waren noch feucht von Thränen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Letzte Zuflucht.

(Hiezu das Bild Seite 632.)

Böse Zeiten fort und fort. Gewohnt freilich war man das Kriegstreiben im Reiche seit vielen Jahren schon. Bald, daß Schweden da hausten, bald Franzosen, bald die Kaiserlichen, die bei aller Schonung als gute Freunde doch auch nicht die besten Gäste waren. Requirirt und Kontributionen erhoben hatten sie alle. Ein Ende nahm dies Niederbrennen von Dörfern, Ausplündern von Städten, Hinwürgen von Menschen, Verheeren von Feld und Fluren in Deutschland nicht. Der Schwedenkönig war längst tot, auch der Waldsteiner hatte sein blutiges Ende gefunden; aber der Krieg setzte sich fort zwischen katholischen und protestantischen Deutschen, zwischen Schweden, Franzosen und Kaiserlichen. Glücklich noch, wenn der Sturm anderswo im Reiche hauste, als wo man mit seinem übrig gebliebenen Gut daheim war; wenn die Kriegsbanden ihren Weg abseiten davon nahmen und die Heere weitweg auf den Schlachtfeldern ihr blutiges Ringen hielten. Dann hatte man wochenlang wohl Ruhe, konnte aufatmen und damit wieder hoffen, daß Not und Gefahr vorüber seien, ohne Angst sich zum Nachtschlaf niederlegen. Aber wer war sicher, daß eines Tages nicht Fliehende ins Haus fielen und die Schreckensnachricht brachten, daß der Feind heranrücke und mit Feuer und Schwert sich seinen Weg bahne?

Und so hatte es sich denn wirklich ereignet. Botschaft über Botschaft kam von Jammernden, die von Haus und Hof vertrieben waren, daß der Schwede ins bayerische Land gebrochen und jeder gute Katholik nun an sein letztes Stündlein denken müsse. Wrangels Reiter und dazu noch französische Mordbrenner Turennes hausten mit gleicher Wildheit. An den schuldlosen und wehrlosen Menschen rächten sie den Wortbruch, den der Fürst des Landes gegen sie geübt, indem er mit den Kaiserlichen gemeinsame Sache gemacht. Rette sich nun, wer kann, vor ihnen; denn sie schonten nicht Weib noch Kind und alles Gut wurde von ihnen wie gerechte Kriegsbeute angesehen. Da entstand nun ein groß Flüchten von Hoch und Niedrig, Reich und Arm in die Berge von Oberbayern bis in die unzugänglichen Alpenklüfte. Trotzig wie eine feste Burg erhob sich im Gebirg ein Kloster. Der Kardinal in der Hauptstadt, die Edelfrauen der Umgegend des Klosters, die Gutsherrschaft unten im Thal, durch welches die Landstraße führte, retteten sich über Hals und Kopf mit ihrer Dienerschaft und ihrer tragbaren Werthabe dahin. Es gab nichts anderes, wo sie sich geschützter wähnen konnten gegen die entsetzlichen Gewaltthätigkeiten der rohen und zügellos gelassenen Kriegsknechte. Da bot sich ihnen die letzte Zuflucht. Kaum war anzunehmen, daß die Feinde dies Kloster abseits in den Bergen entdecken würden. Freilich, es gab Verräter und Spione, und ein Kloster auszuplündern, in ihm die schändlichste Orgie der Grausamkeit und Rachlust zu feiern, ließ sich, wenn Gelegenheit dazu sich bot, die längst verwilderte schwedische Soldateska so wenig, wie die jetzt mit ihr verbündete Banditenhorde des allerchristlichsten Königs von Frankreich, Ludwig XIII., nehmen, die schon in Württemberg und am Rhein sich schrecklich gemacht.

Doch im Kloster waren die Flüchtlinge guten Muts. Seine Mauern waren hoch und fest und an Männern jung wie alt war da genug, um auf einen Angriff mit Gegenwehr zu dienen. Auch an Pulver und Blei und Feuergewehren fehlte es nicht; davon wie von anderen Waffen hatte man mitgebracht, was man konnte, und aus Sensen und Eisenstängen stellte man zudem noch Piken und dergleichen Stichwaffen her. Etliche Geharnischte vermochte man aus den Bauern und Dienern auch herzustellen. Jedenfalls wollte diese Besatzung des Klosters ihr Leben, mußte sie darum kämpfen, so teuer als möglich verkaufen.

Die Aufregung war natürlich groß; Tag und Nacht mußten die Wächter auslugen, in jeder Stunde des Tages hielt man sich, die Waffen in der Hand, fertig zum Kampf. Die Mönche des Klosters versuchten sich zur Uebung mit Handhabung derselben; ein alter Bruder ließ sich sogar im Gelüst nach kriegerischer That, wie er sie in seinem Jugendleben wohl erträumt haben mochte, vom Edelmann Unterricht im Laden des Feuerrohres und dessen Anwendung geben. Alle waren im stattlichen Refektorium versammelt, dessen Fenster einen weiten Blick auf den Weg vom Thal zum Kloster gestatteten. Es war Rüstkammer, Kriegsratssaal und Wachtstube, dazu noch Gemach für die vornehmen Damen, die ihr Asyl hier gefunden und die in Ergebenheit der Dinge warteten, die da kommen würden, zuschauend, wie sich unter Anfeuerung des hohen Würdenträgers der Kirche die frommen Patres zur Verteidigung ihres Klosters und seiner Schätze fertig hielten. Diese Situation schildert unsere Illustration.

Bange Tage, bange Stunden, die vergingen; für und wider ward erwogen, Fürchten und Hoffen ausgetauscht. Kommt der Feind oder bleibt man von ihm befreit? Die Späher waren ausgeschickt, um schleunigst zu melden, wenn die Gefahr sich nahte. Sie meldeten nichts davon, bis endlich, daß Schweden und Franzosen schon weit weg gezogen und die von ihnen abgeplünderte Gegend wieder sicher war. Erlöst waren die Flüchtlinge im Kloster, und die Mönche konnten ihre Waffen fortlegen und wieder in Frieden ihre Messen halten.

E. Schmidt-Weißenfels.

Graphologie, Graphologen, graphologische Werke.

Von

L. Meyer, Ragaz, Schweiz.

(Schluß.)

Was Henzes Verfahren in der Beurteilung der Handschriften von Michons unterscheidet, ist, daß er immer nach dem Ganzen, dem allgemeinen Charakter der Schrift, nicht nach bestimmten einzelnen Symptomen urteilt. Er kennt zum Beispiel genau den Typus einer offenen Handschrift und fand Offenheit des Charakters auf den ersten Blick heraus; nirgends aber spricht er aus, daß sich Offenheit durch die gleichbleibende oder gegen das Ende des Wortes zunehmende Größe der kleinen Buchstaben ausdrückt. Dazu kommt nun noch seine Eigenheit, seine Urteile gern in eine Bildersprache einzukleiden, welche sehr oft das Verständnis erschwert und hie und da höchst komisch klingt. Wir geben einige Beispiele. Unter einer typischen Handschriftenprobe ist zu lesen: „Langbeiniges Unbekümmertsein“, unter einer andern „Frühlingsduftige Pflanze mit Immergrün und Bohnenblüte“, oder „Flötentöne eines zirpenden Vögleins am vergißmeinnichtumkränzten Bachrain“ oder „Mehlmusige Buchstaben, ohne Löffel, wenn's regnet“, oder „Derbe Schrift mit Kartoffelblüten am Hute“, oder „Diese Schrift sieht träumerisch aus und wandelt zwischen Ulmen und Johanniskäferchen“, „Blaue Sehnsucht mit grüner Liebe“, „Schmachtlocken mit Ringelchen und Dingelchen“. Eine Schrift, welche Anlage zur Wollust verrät, charakterisirt Henze wie folgt: „Strohbuchstaben, die leicht Feuer fangen. Der junge Mann, dem sie angehören, hat vor seinem Herzen eine Glasthüre, und da wirft wohl jeder 'mal 'ne Scheibe ein“; die eines frömmelnden Duckmäusers so: „Schlau-kurz Gebet, lange Bratwurst —“

„Und auf einem Baumast
Sitzt ein Papagei, ein grauer,
Steckt den Schnabel in den Busen
Wie ein ind'scher Selbstbeschauer.“

Nicht übel ist auch die folgende Charakteristik: „Diese Schrift? Piccoloflöte, taufrisch wie das junge Gras und lieblich wie das Johannisfünkchen, das freilich nur an sommerlichen Abenden existiren kann“. „Zarte Sehnsucht, süßes Hoffen“. „Eine Bräutigamsphysiognomie, dem vom ewigen Lächeln der Mund langweilig wird“.

„Und sie sprach: O blase wieder —
Und der gute Junge blies.“

„Blanke Knöpfe mit Jungfernkranz und veilchenblauer Seide“, das ist das Studentenexemplar, das in Heines Harzreise „Mimili, Mimili“ seufzt. „Sie sind ein Goldsohn, ein träumerisches Frühlingskind, aber Sie haben weder Willens- noch Thatkraft“.

Man würde Henze übrigens sehr unrecht thun, wenn man ihn nur nach solchen, teilweise ans Unsinnige grenzenden Orakelsprüchen beurteilen wollte. So wenig er sich auch über seine Grundsätze so auszudrücken vermochte, daß ein anderer auf gewöhnlichem Wege von ihnen zu lernen vermochte, so zutreffend, ja gerade in intimen und diffizilen Punkten verblüffend wahr waren seine Urteile. Ueberdies blieb er bei der Handschrift nicht stehen; er schloß von der Schrift auf die Form der Hand, von dieser auf den Bau des Körpers, auf Temperament und Lebensgewohnheiten, und wenn ihm der intuitive Blick die geistige Komplexion eines Menschen zeigte, so begegneten sich damit seine Beobachtungen über die soeben bezeichnete physische Grundlage einer Schrift mit allen daraus zu ziehenden Schlüssen, um ein Urteil von oft fabelhafter Vielseitigkeit und, wenn der Ausdruck gestattet ist, Individualität zu bilden. Eine lächerliche Anekdote dafür, wie weit seine Schlüsse gingen, erzählt er ebenfalls: Neulich trat ein Offizier bei mir ein. — „Wie gefällt Ihnen mein Haar, mein Herr?“ — „Sie müssen ein vortreffliches Bartpech haben!“ — „Ihre Konsequenz gefällt mir,“ sagte seltsam lächelnd der Offizier, „wissen Sie auch, was Sie einst in Beurteilung meiner Handschrift über meinen Bart gesagt? Zu diesem zusammengepichten Barte ist Grog das Bindemittel gewesen!“ Beiderseits homerisches Gelächter.

Es war im Jahre 1860, als auch die sächsischen Behörden auf Henzes Leistungen aufmerksam wurden. Einige besonders wichtige Untersuchungen, die er im gerichtlichen Auftrag ausstellte, machten Aufsehen. Henze schrieb darauf eine Broschüre: „Das Zentral-Bureau für gerichtliche Handschriften-Vergleichungen“, welche zur Folge hatte, daß er nicht nur in Sachsen, sondern auch in siebenzehn anderen Staaten den Behörden für wichtige Fälle, wo eine Schriftuntersuchung gefordert war, offiziell dringend empfohlen wurde.

Henze veröffentlichte außer seiner Chirogrammatomantie und dieser Broschüre auch noch ein Werkchen über die Unterschriften von deutschen Dichtern; auch gab er eine Zeitschrift heraus: „Illustrirter Anzeiger über gefälschtes Papiergeld und unechte Münzen“, die noch heute äußerst interessant ist.

IV.

Die Wege Henzes und Michons gingen diametral auseinander. Henze urteilte intuitiv, Michon deduktiv. Sein System übertrifft an Einfachheit, Klarheit und Faßlichkeit die „natürliche Graphologie“ bei weitem, obwohl auch diese im letzten Grunde auf der Wahrnehmung psychologischer Gesetze beruht. Michon ging von einzelnen bestimmten Zügen aus, welche in der Schrift bestimmte Charaktereigenschaften durch einen psychologisch naturnotwenigen Prozeß vertreten. Er wies diesen Prozeß nach, brachte darnach die typischen graphologischen Zeichen in ein System und zog vor allem aus Menge, Stärke und Verhältnis der einzelnen Zeichen zu einander bestimmte Schlüsse (Resultanten), die, auf unanfechtbaren logischen Gesetzen beruhend, das durch die einzelnen Zeichen noch nicht Ausgesprochene hinzufügten und so das System ergänzten.

Michon hielt es für selbstverständlich, daß sich die Individualitäten der Menschen ebenso wie im Gang und den Bewegungen des Körpers in seiner Handschrift zeigen müsse, und sah den einfachsten und nächstliegenden Beweis hiefür in der Verschiedenheit der Schrift verschiedener Individuen. Der Beweis ist einleuchtend, allein manche Menschen, darunter auch Henze teilweise, wollen diese Verschiedenheit ausschließlich auf den verschiedenen Bau der Hände zurückführen. Es läßt sich nicht leugnen, charakteristisch ist dieser allerdings auch für den Menschen und es ist daher ein gewisser Rapport vorhanden zwischen Hand und Handschrift. Man kann mit Recht von einer elementaren, einer intelligenten und einer geistigen oder psychischen Hand sprechen und es ist einleuchtend, daß die „elementare“ Hand anders schreibt als die intelligente und diese anders als die „geistige“. Aber das geschieht doch nur, weil die elementare Hand den rohen Kraftmenschen, die intelligente den geistig Beweglichen und die geistige oder psychische die ästhetische, feinfühlige, künstlerische, kurz die seelenvolle Natur verrät.

Allein die Graphologie bleibt bei dieser allgemeinen Charakteristik nicht stehen, sie detaillirt, sie malt den Charakter aus, sie übersetzt das negative Bild, in dem „sich der innerste Mensch in seiner Schrift photographirt,“ wie Michon sagt, in ein positives, dem Betrachter verständliches.

Es würde hier zu weit führen, dem psychologischen Gesetze nachzugehen, auf welchem der enge Zusammenhang zwischen der Seele, oder wie man das individuelle Wesen des Menschen nennen will, und der spontanen Aeußerung derselben in der Schrift beruht. Das Experiment hat über diesen Zusammenhang bereits in so verblüffender Weise entschieden, daß wir uns auf die Mitteilung einiger hieraus entnommenen Beobachtungen beschränken können.

Gewisse allgemeine Bemerkungen über den Charakter dieser und jener Handschrift hat sicher schon jeder Laie gemacht. Es leuchtet an und für sich ein, daß eine sehr spaziöse, auseinandergezogene Schrift, welche große Zwischenräume zwischen den einzelnen Worten, ja Buchstaben läßt, eher einem Verschwender als einem Geizigen gehören wird. In der That ist dies eine der ersten und einfachsten Beobachtungen der Graphologie; sie fügt dem augenfälligen Zeichen der allgemeinen Spaziosität freilich noch ein feineres hinzu, das ist das kurze Abbrechen der Wortendungen bei dem Geizigen, die langausfahrenden Endstriche der Worte beim Verschwender. Der innere, unbewußte Grund dieser Eigentümlichkeit ist der: der Geizige spart gleichsam die Tinte, er rückt nicht mehr an Mühe und Material daran, als die Deutlichkeit unbedingt erfordert — daher denn auch das Fehlen der Endstriche Selbstbeschränkung, Nüchternheit, je nach dem Vorhandensein noch anderer Zeichen andeuten kann — der Verschwender gestattet sich den Luxus großer Endstriche; sein Selbstgefühl, seine Eitelkeit, seine Freiheit lassen sich rückhaltslos aus. In ähnlicher Weise machen sich noch andere allgemeine Wahrzeichen der Schrift sofort augenfällig: eine zarte, ästhetische, wenig sinnliche Natur wird nie eine grobe, schwere, dickstrichige Schrift haben, und umgekehrt. Solche allgemeine Wahrnehmungen finden sich sehr hübsch auch bei Henze.

Es gibt nun aber noch spezielle Zeichen, auf welche der Laie nicht sofort verfällt, die aber trotzdem ebenso sicher psychologisch begründet sind, auf die man nur aufmerksam gemacht zu werden braucht, um sie selbverständlich zu finden. So deutet eine genaue Raumesausfüllung — besonders wenn das Ende der Linie durch verlängerten Endstrich des letzten Wortes oder einen Gedankenstrich ausgefüllt wird — auf Mißtrauen; der Schreiber vermeidet eine Lücke, in welcher möglicherweise von fremder Hand etwas beigefügt werden könnte; dahin gehören auch häufige Punkte, wo sie durch die Interpunktion nicht gefordert sind, wie auf Adressen, nach dem Datum und so weiter. Die aufsteigende Richtung der Linie deutet auf Lebensmut, Ehrgeiz, Hoffnung, Strebsamkeit; die abwärts geneigte auf Betrübnis, Kummer, Melancholie. Diese Beispiele sind freilich ein minimer Teil der in der Schrift zu beobachtenden Eigentümlichkeiten, welche bestimmten Charaktereigenschaften entsprechen.

Sind alle aufgestellten graphologischen Gesetze richtig, so müssen sie 1) sich in jeder Schrift, ganz einerlei welchem Alter, welchem Geschlecht, welcher Sprache und welchem Zeitalter sie angehört, bestätigen; 2) es müssen sich in diesem Falle, wenn sich der Charakter und die Neigungen eines Menschen ändern, auch die betreffenden graphologischen Zeichen ändern. In der That treffen beide Forderungen durchaus zu. Michon hat die gleichen graphologischen Zeichen in hebräischen, chinesischen, neugriechischen Schriften, in ägyptischen Papyrusrollen und altorientalischen Schriften nachgewiesen, wie in jeder beliebigen,

Digitized by Google

modernen Schrift, da es sich hier nicht um die Form, sondern um den Ductus der Buchstaben, um ihre stehende oder liegende Richtung, um gewisse unwillkürliche Haken, Häkchen und Kurven handelt, welche überhaupt der menschlichen Hand eigen sind.

Deshalb ist die Graphologie auch auf die Stenographie, die Spiegel-, die Fuß- und die linkshändige Schrift anwendbar — ja, Professor Preyer weist sogar in seiner eingangs citirten Arbeit nach, daß sogar die Mund-, die Knie-, die Arm- und selbst die Kopfschrift, das heißt diejenige Schrift, die der mit dem Mund gefaßte, in die Kniekehle eingezwängte, an den Arm oder an den Kopf befestigte Bleistift ausführt — von der Blindenschrift nicht zu sprechen — charakteristische Merkmale aufweist. In meinem demnächst erscheinenden Buche haben wir unsere gemachten Erfahrungen mit Stenographie, Fuß- und Spiegelschrift, sowie auch mit linkshändiger, hypnotisirter und Mediumsschrift dargethan. Die Untersuchungen Preyers, die Erfahrungen an den eben genannten Schriftarten beweisen klar und schlagend, daß die Handschrift nicht von der Hand, nicht vom Auge, sondern einzig und allein vom Gehirne des Schreibenden, das heißt von dessen (des Gehirnes) Zustand und Beschaffenheit abhängig ist. Wenn dem nicht so wäre, wie müßte man sich wohl die, die Charakterveränderung begleitende Aenderung in dem Auftreten und der Stärke gewisser graphologischer Zeichen, die zweifellos stattfindet, erklären? Weicht ein lange empfundener Druck oder Zwang von einer Menschenseele, so daß sie frei aufatmen und ihre Flügel weit ausspannen kann, so wird auch die Schrift des betreffenden Individuums freier und ungehemmter sich entwickeln.

Die Zeichen der Offenheit, der Arglosigkeit, welche in Kinderschriften so häufig zu finden sind, verlieren sich später oft ganz, oder verkehren sich in die entgegengesetzten.

Gibt es auch keine speziellen graphologischen Merkmale für Geisteskrankheit, so gehört es doch heutzutage fast durchaus zur Praxis der Irrenärzte, die Handschrift über den Zustand des Kranken mit zu konsultiren. So schreibt mir beispielsweise ein Psychiater, der die Graphologie studirt und ihren Wert als Hilfsmittel für die Diagnose erkannt hat: „Letzten Frühling gelang es mir bei einem Kranken, die Prognose dadurch festzustellen, daß ich aus der Handschrift nachweisen konnte, die Gehirnkrankheit habe um mehrere Jahre früher begonnen, als die Angehörigen annahmen. Aus der bloßen Untersuchung hätte ich nicht so sicher schließen können.“ Gebrochene und extravagante Züge, das tolle Durcheinander der Buchstaben, Worte und Linien, die häufig vorkommende Eigentümlichkeit, daß gewisse Buchstaben oder Buchstabenteile, Worte oder Wortteile fehlen oder durch andere ersetzt werden, reden da oft eine traurige, nicht mißzuverstehende Sprache. Freilich, nur oft — aber nicht immer — denn es darf nicht verschwiegen werden, wie die Art des produktiven Talentes, läßt sich auch Geisteskrankheit nicht immer in der Schrift erkennen. Jeder Irrenarzt weiß, daß es unheilbare Irre gibt, die nach zwanzigjähriger Krankheit noch vollständig korrekt schreiben.

V.

Der praktische Nutzen der Graphologie fällt von selbst in die Augen. Von welcher Wichtigkeit ist es für jeden Menschen, Blicke in das Innerste seiner Freunde und Feinde, seiner Geschäftsgenossen und Untergebenen werfen zu können! Michon hat seinem „Système de graphologie“ nicht umsonst das alte γνωνι σεαυτον „erkenne Dich selbst“, vorgesetzt; verborgene Fehler und Mängel decken sich vor dem Graphologen in der eigenen Schrift auf, und was „Gutes in ihm lebt und glimmt“, findet er hier wieder. Von unmeßbarem Werte ist die Graphologie für Eltern und Lehrer. Henze und Michon, sowie auch wir haben in vielen Fällen für Beurteilung von Kinderschriften und daran geknüpfte Ratschläge den wärmsten Dank der Eltern empfangen; denn auch schon in der Kinderschrift, soweit sie nicht eine kalligraphische, sondern eine zwanglose, vertrauliche Schrift ist, zeigen sich gewisse Charaktereigentümlichkeiten, wenn auch nicht so reichlich und ausgeprägt wie später; je mehr aber der Knabe, das Mädchen heranwächst, desto deutlicher zeigt sich sein Charakter in der Schrift, desto dringender wird aber auch für die Eltern die Notwendigkeit, darüber ins klare zu kommen.

Am schnellsten hat sich die Graphologie in den Gerichtsbureaus eingebürgert. Jeder Richter weiß, wie viel davon abhängt, die Echtheit der Schrift in gewissen Fällen nachzuweisen. Sowohl Henze wie Michon haben hierin Bedeutendes geleistet. Am bekanntesten wurde des letzteren Entscheidung über das Testament einer Witwe Bonniol von Aniane. Drei Experten von Montpellier hatten das Testament als echt bezeichnet; infolge von drei Gutachten Michons wurde es aber von dem Zivilgericht von Montpellier für gefälscht erklärt; die Gegenpartei appellirte gegen dieses Urteil, und drei hervorragende Pariser Experten traten abermals für die Echtheit ein. Allein auf Grund neuer Nachweise Michons verwarf das Appellationsgericht diese Gegenargumentation und erklärte dann ebenfalls das Testament für das Werk eines Fälschers. Es handelte sich dabei um 1,400,000 Franken. Michon ging bei derartigen Konsultationen von dem richtigen Grundsatze aus, den Hauptnachdruck nicht auf die Momente der Uebereinstimmung zwischen dem Falsifikat und dem Original, sondern auf die Momente der Differenz zu legen. Es liegt auf der Hand, welche minutiösen Untersuchungen dies erforderte. Jede Kleinigkeit, die Entfernung der Punkte von dem i, jedes Komma kam da in Betracht. Es mußte vor allem jedes Zeichen gesucht werden, in welchem sich eine von der des vermeintlichen Schreibers verschiedene Individualität verriet. Es versteht sich von selbst, daß dieses Geschäft in einer nachgeahmten, also verstellten Handschrift auf die größten Schwierigkeiten stößt.

Für gewöhnliche Beurteilungen von Handschriften verlangte Michon am liebsten vertrauliche, zwanglose Briefe, womöglich aus verschiedenen Lebensaltern. Alle offiziellen Schriftstücke, formelle Schreiben, wo äußere Rücksichten, oder Stücke, in denen der Raum die Schrift beeinflußt haben konnte, riet er, nur im Notfall zu konsultiren. Doch befähigte ihn seine große Uebung und genaue Beobachtung, eine verstellte Hand sofort als verstellt zu erkennen. Eines Tages präsentirte ihm ein Herr die Handschrift seines Bruders zur Beurteilung. „Das ist nicht die Handschrift Ihres Bruders,“ bemerkte Michon, der weder seinen Besucher noch dessen Bruder im mindesten kannte. Alle gegenteiligen Versicherungen des Verblüfften brachten Michon nicht von seiner Aussage ab, bis sich herausstellte, daß der Bruder zwei Handschriften besaß, seine kalligraphische Kaufmannsschrift, deren er sich im Geschäftsverkehr bediente, und seine gewöhnliche, natürliche Handschrift, wie sie in Privatbriefen zur Verwendung kam. Diese seine eigentliche Schrift war nun in der Unterschrift des in der kaufmännischen Schrift geschriebenen Briefes hervorgetreten, welcher Michon vorlag. Dieser erklärte überhaupt kaufmännische Schriften, darin etwas zu weit gehend, für graphologisch irrelevant, weil darin zu sehr nach Kalligraphie gestrebt wird.

VI.

Seit dreizehn Jahren ist Michon, der Begründer des graphologischen Systems, tot. Aber sein Werk lebt fort. Noch zu Lebzeiten hat er eine große Zahl Jünger gefunden; heute sind solche zu finden in Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Holland, England, Italien, in der Schweiz und vielleicht noch in manchen anderen Ländern; Freunde der Graphologie sind über alle Erdteile verbreitet, wie uns zahlreiche Briefe auch aus den fernsten Gegenden beweisen. Es wird emsig fortgearbeitet an dieser jungen Wissenschaft, und wichtige Entdeckungen und Korrekturen sind bereits gemacht worden. In Paris existirt eine graphologische Gesellschaft, die ein graphologisches Journal herausgibt, das treffliche Mitarbeiter besitzt. Crépieux-Jamin hat ein sehr gutes graphologisches Werk in zwei Bearbeitungen herausgegeben, denen baldigst eine dritte folgen soll, von der man um so Erfreulicheres erwarten darf, als schon die zweite der ersten gegenüber bedeutende Fortschritte zeigte, abgesehen davon, daß auch seine erste Arbeit „Traité pratique de graphologie“ par J. Crépieux-Jamin, Paris (deutsch „Die Graphologie und ihre praktische Anwendung“ von J. Crépieux-Jamin, herausgegeben von H. Krauß, weiland Professor an der Genfer Universität, Berlin) eine vortreffliche war. Geschickt sind darin Theorie und Praxis in eins zusammengezogen. Schade nur, daß Crépieux-Jamin als Lehrer hinter Michon, trotz dessen Sucht zur Klassifikation, etwas zurückbleibt, schade auch, daß man in seinem Buche nicht manche plauderhafte Exkursion streichen kann, die dem ernsten Leser im Wege steht und nicht zur Sache gehört. Aber schon in der zweiten Arbeit hat Crépieux-Jamin manchen Fehler der ersten verbessert und ausgemerzt und es ist nur zu bedauern, daß nicht diese, oder besser nicht auch diese ins Deutsche übertragen ist.

Die gerügten Fehler von Crépieux-Jamins Buch sind aber verschwindend gegenüber seinen großen Verdiensten: viele Korrekturen früherer Ansichten und viele neue Entdeckungen und Beobachtungen. Vor allem bleibt zu betonen, daß Crépieux-Jamin recht hat, wenn er in wohlverstandenem Interesse der Handschriftendeutung immer und immer wieder hervorhebt, für jeden Jünger der Graphologie sei eine gewisse Dosis Intuition eine unerläßliche Vorbedingung, denn: „La graphologie, étant une science d'observation très délicate, est interdite aux hommes communs ou insignifiants, ainsi qu'aux médiocres, dont le jugement laisse par trop à désirer.“ Michons Behauptung, es sei mehr oder weniger jedermann zum Graphologen geboren, ist ebenso unrichtig, wie es die Behauptung wäre, mehr oder weniger sei jeder zum Maler geboren.

Unseres Wissens ist kein weiteres größeres Werk über Graphologie erschienen. Da und dort eine Broschüre, da und dort ein Aufsatz oder eine Serie von solchen. Denn das Buch: „Oeffentliche Charaktere im Lichte graphologischer Auslegung von O. Zix“ *) zähle ich nicht hieher, da die Verfasserin, wie dies in der Vorrede ausdrücklich bemerkt ist, sich durch die „sogenannten graphologischen Zeichen nur teilweise“ bestimmen läßt, also naturalistische Graphologie treibt. Die „Seherin“, wie die Graphologin (?) in der Vorrede genannt wird, sei, liest man dort, „eine Sensitive“, deren Mutter und Großmutter schon telepathischen Einflüssen zugänglich gewesen, und sie stamme aus einer Familie, durch welche „ein gewisser mystischer Zug geht“. Seite 4 der Vorrede Zeile 3 steht ferner geschrieben: „Unsere Handschriftenkennerin sagt sogar, sie könnte sich sofort mit der übersinnlichen Welt in Beziehung setzen, indem jene übersinnlichen Wesen den Verkehr mit ihr suchen, aber sie wehre sich mit aller Macht dagegen, jenen übersinnlichen Wesen sei nicht zu trauen (!); wenn man sich ihnen überlasse, wisse man nicht, wohin man durch sie geführt werde. (!) Indessen meint sie, beim Handschriftenauslegen sei nur ihr eigenes Wahrnehmungsvermögen beteiligt.“

*) Anmerkung: resp. deren ungenannter Freundin, denn O. Zix sagt ausdrücklich, nicht sie selbst habe das Buch verfaßt, sondern eine Freundin.

Und noch viel weniger gehört hieher C. Sittls „Wunder der Handschrift“. Das Buch hat mit der ernstnehmenden und ernst zu nehmenden Graphologie auch nicht das mindeste zu thun.

Eine kleine, aber ausgezeichnete Arbeit ist dagegen Eugen Schwiedlands: „Die Graphologie. Geschichte, Theorie und Begründung der Handschriftendeutung“. Berlin, 1883, eine ganz angenehme Lektüre „Die graphologischen Plaudereien von Edelweiß“, und interessant, lehrreich und gut geschrieben sind die Aufsätze des sehr tüchtigen Berliner Graphologen W. Langenbruch in Schorers Familienwochenblatt und in der Papierzeitung (Nr. 1 bis 4, 1893).

Allein damit ist die mir bekannte neuere deutsche graphologische Literatur erschöpft, abgesehen von dem ganz ausgezeichneten, früher schon erwähnten Aufsatze Preyers. Namentlich kenne ich kein Lehrbuch der Graphologie, keine Uebersetzung eines solchen in das Deutsche, außer derjenigen der ersten Arbeit Crépieux-Jamins. Viele meiner gütigen Leser erinnern sich vielleicht an dieser Stelle, auf dem Privatwege auch schon einmal meine immer und immer wiederholte Antwort auf gestellte diesbezügliche Fragen von mir erhalten zu haben: Ich weiß kein deutsches Originalwerk über die lehrbare Graphologie, nehmt Crépieux-Jamin oder Michon zur Hand.

Dieser Umstand ist es auch, der mich veranlaßte, das Mangelnde selbst nach bestem Können zu liefern. In nächster Zeit wird mein „Lehrbuch der Graphologie“ die Presse verlassen und ich hoffe, damit eine empfindliche Lücke in der graphologischen Literatur ausgefüllt zu haben. Das Buch will nichts sein als ein „Lehrbuch“ für diejenigen, die sich näher bekannt machen möchten mit dem Wesen der Graphologie und ihrer Leistungsfähigkeit. Ich habe darin alles niedergelegt, was ich aus den Werken anderer und aus eigener Erfahrung lernen und erproben konnte. Möchte es recht viele Leser finden und diese auch befriedigen können!

Das neue Zitherstück.

(Hiezu das Bild Seite 633.)

Lange Zeit ist die Zither still gelegen auf dem Sims im Herrgottswinkel. Die Spinnen haben ihr Netz darüber gespannt, ohne daß die Rosl, die doch sonst kein Stäublein duldet im ganzen Haus, sie in ihrem Werk stört. Sie thut, als wäre die Zither gar nimmer für sie da und keiner Menschenseele b'steht sie ein, wie weh ihr g'schieht, wenn sie die liebe „Musi“, auf der ihr der Sepp all die schönen „Gschtanzeln“ g'spielt hat, jetzt so verstaubt und verstummt liegen sehen muß. Niemand hat die Saiten mehr gerührt, seit am Pfingstsonntag der ehr- und tugendsame Jüngling Joseph Kastlhuber als Anverlobter der Großbauerntochter Monika Holzhauserin von der Kanzel verkündet worden ist. Noch am Samstag spät am Abend war er bei der Rosl g'wesen und hatte zur Zither g'sungen:

„Du bist scho mei Schatzerl,
Aber sagen darfst du's nöt,
Wenn's d' Leut amal wissen
Da kimmt ma ins G'red.“

So fein heimlich hat's der Planer (Schelm) g'halten mit jeder, daß der Erbin vom Holzerhof so wenig von seiner Bekanntschaft mit der Rosl zu Ohren gekommen ist wie dem armen Tröpfel von seinem Verlöbnis mit dem „schwarsten“ Madel im Bezirk. Laut nausschreien hätt' die Rosl mögen vor Zorn und Scham bei der Verkündigung. Aber die Schadenfrohen sollen nicht merken, wie sie's „harbt“ (grämt) und ganz stad duckt sie's Köpferl. Grad für die Arbeit hat's von der Zeit an noch Augen und beileibe für kein' Buam. Die Burschen schauen deswegen erst recht nach dem g'schmachen, emsigen Dirndl und dem Jagerpauli hat's völlig den Kopf nach ihr verdreht. Statt seiner Gams steigt er auf Schritt und Tritt der Rosl nach. Heute schickt sich's just gut, daß er einifindt zum Bauern, dieweil die anderen alle in der Vesper sind und die Rosl mit dem Kater allein das Haus hüt'. G'schwind lehnt der Pauli sein Stutzen auf d' Seit und mit kurzem Verlaub holt er sich die Zither vom Brett. „Muß Dir's eh' ein bissel abstauben und Dir ein neues Stückel spielen, das Du selber mi g'lernt hast und das Dir, schätz' i', besser g'fallt als alle alten.“ Schon hat er sich auf den Tisch geschwungen und mit einem lachenden Blick auf die liebe Strickerin am Fenster hebt er an:

„Wenn d' willst, will i a,
Magst mi, so sag ja,
Deswegen, Dirndl, bin i da.“

Sinnend lauscht Rosl dem neuen Zitherstück, das so treuherzig klingt, als ob die Liebe selbst dem Spieler die Finger führte. Soll sie ihm glauben und Ja sagen? Ja, nicht nur zum Zeitvertreib, sondern für alle Ewigkeit?

Alex Braun.

Digitized by Google

Josef Weiser: Letzte Zuflucht.

Digitized by Google

Emil Rau: Ein neues Zitherstück.

Digitized by Google

Fluch der Schönheit.

Roman

von

Hermann Heiberg.

(Fortsetzung.)

Nun öffnete sich die Thür zur Gaststube und Anna-Marieken, die Mamsell, erschien mit einer Flasche, die sie hinten im Spritraum füllen wollte.

Infolge dessen entwich Wiebke mit teilnahmlosem Gesichtsausdruck, aber auch Hans stieg, um Mißdeutungen zu entgehen, rasch die Treppe empor.

Aber oben ergriff ihn eine schier wahnsinnige Unruhe. Sie hatte, aus welchem Grunde immer, ihren Entschluß geändert, während er sich schon ausgemalt hatte, wie er am Abend hinter der Mühle neben ihr stehen, ihre Geständnisse hören und den warmen Hauch ihres Atems an seinen Wangen fühlen werde.

Ein solches leidenschaftliches Verlangen bemächtigte sich seiner, zufolge ihres plötzlichen, rätselhaften Widerstandes, daß er — alle bisherige Klugheit beiseite schiebend — nach Verlauf einer kurzen Weile wieder hinabeilte. Er ertrug es nicht. Er wollte sie zum Reden zwingen. Im Fall wollte er ihr erklären, daß er auch ihr etwas zu sagen habe, er bäte sie, ihm eine Unterredung zu gewähren.

Seine Pulse hämmerten, sein Blut tobte; in diesem Augenblick galt ihm nichts als die Befriedigung seiner aufgeregten Sinne. Wenn sie jetzt eben ins Zimmer getreten wäre, würde er vor ihr niedergestürzt sein und ihr gestanden haben, daß er sie leidenschaftlich, ohne Maß und Grenzen liebe.

Eine dämonische, zu dem Mädchen ihn rettungslos drängende Macht saß in ihm, und obschon er sich deren Gefährlichkeit bewußt war, und obschon er sich dagegen mit ganzer Willenskraft aufbäumte, vermochte er sie nicht von sich abzuschütteln.

So schritt er denn, in den Knieen wankend, die Stufen hinab, trat auf den Flur und sah durch die mit Glasscheiben versehene Thür in den Laden.

Wiebke stand hinter dem Tisch und wog Wolle ab. Ein junges Bauernmädchen wartete auf Abfertigung. Aber statt eine Ueberraschung an den Tag zu legen, einen entgegenkommenden Ausdruck in ihren Zügen erscheinen zu lassen oder ihm einen ermunternden Blick zu gönnen, sah sie ihn mit völliger Ausdruckslosigkeit an. Aber den üppigen Oberkörper reckte sie, bevor sie seitwärts nach einem Stück Papier zum Einschlagen der Wolle sich hinabbückte, und er sah, wie ihre Büste sich spannte, und abermals stieg, wie jüngst, das Bild ihrer Schönheitsvollendung vor ihm auf. Sein kämpfender Sinn lehnte sich mit ganzer Kraft dagegen auf, in seine Liebe sich etwas mischen zu lassen, was sich von einem rein geistigen Inhalt entfernte, aber wenn ihm auch das gelang, so vermochte er doch seine Ungeduld nicht zu beherrschen, ihr rätselhaftes Wesen zu ergründen.

So sprach er, während die junge Dirne mit dumm geöffnetem Munde zuhörte, rasch und lebhaft auf sie ein und äußerte, als ob gerade das Gegenteil von dem vorliege, was der Wirklichkeit entsprach, zugleich aber in einer die Zuhörerin täuschenden Weise:

„Also bitte, Fräulein Wiebke — da ich jetzt gleich nach dem Schloß zu Wulfsdorffs eine Einladung habe, ich möchte Ihnen noch sagen: Sie schicken also den Boten zwölf Uhr nach der Mühle. Ich werde da sein, ich muß ihn sprechen."

Aber was Hans erwartet hatte, geschah nicht. Ihn abermals völlig ausdruckslos anblickend, erwiderte sie:

„Ich weiß gar nichts von einem Boten, Herr Appen. Ich verstehe Sie nicht." — Und dann: „In der andern Sache habe ich dem Betreffenden einen Brief geschrieben."

„Einen Brief geschrieben, mir?" stieß Appen, die erforderliche Rücksicht auf die Zeugin völlig beiseite werfend, heraus.

Aber nun winkte sie, versteckt auf die junge Person hinweisend, mit tadelnder Miene ab, wandte sich auch, ohne ihn ferner zu beachten, an die Käuferin und sprach auf diese mit der Frage ein, ob ihr sonst noch etwas zu Diensten stehe!?

Infolge dessen ergriff den jungen Mann ein Gefühl wildzorniger Auflehnung, und in seine Gereiztheit mischte sich zugleich etwas von stolzem Selbstgefühl. Er wollte nicht so behandelt werden! Sie war's doch, die zuerst die Hand nach ihm ausgestreckt hatte!

So wich er denn nicht, wie sie es offenbar erwartet hatte, zurück, sondern sagte, seine Worte so rücksichtsvoll kleidend, wie es ihm in seiner ungeheuren Erregung möglich war:

„Ich bitte Sie trotzdem aufs dringendste, den Boten um zwölf zu schicken. Es ist inzwischen etwas geschehen, was auch meinerseits eine sofortige Rücksprache erforderlich macht. Ich werde da sein und abwarten, ob man meiner Bitte nicht mit derselben Zuvorkommenheit begegnen wird, die ich bei gleichem Antrag an den Tag legte."

Als er sie dann ansah und nun abermals nichts in ihren Zügen sich rührte, hätte er gleich auf sie zustürzen und sie wegen ihres Trotzes auf die Kniee zwingen mögen. Eine gewaltsame, rachsüchtige Stimmung beherrschte ihn wie eine Krankheit, der man durch bloßen Willen nicht Herr werden kann. Endlich entfernte er sich, vorher noch bemerkend, daß nun auch die junge Dirne, verstehend, daß doch wohl keine ganz gleichgiltigen Dinge zwischen den beiden sich abspielten, einen ängstlich forschenden Blick auf die sich mit kalter Miene zu einer Schublade herabbeugenden Wiebke richtete.

*

Als Hans das von einem Graben umgebene und von schönen Anlagen umgürtete Wulfsdorffsche Herrenhaus betrat, fand er niemand auf dem mit alten, in breiten Goldrahmen eingefaßten Gemälden bedeckten und mit allerlei Garderobegegenständen angefüllten Flur.

Zur Rechten in einer Ecke und an der Wand hingen zahllose, dem Grafen gehörende Mäntel und Kopfbedeckungen, Jagdmützen, Kappen, Sturm-, Stroh- und Filzhüte mit breiten und schmalen Rändern in allen Formen. Der hellgelbe Parkettfußboden glänzte und war so glatt gebohnt, daß man auf dem ausgebreiteten Brüsseler Läufer einherschreiten mußte, um nicht auszugleiten.

Jedenfalls aber bot diese Vorhalle mit ihren sanftgemalten, hellen Wänden, den über den Thüren eingelassenen Landschaftsbildern, den alten, oval eingefaßten Gemälden und hohen, schmalen Spiegeln, einen auserwählt vornehmen Eindruck, und was Hans nun nach langer Zeit draußen und hier drinnen wieder sah, regte seinen Schönheitssinn in außerordentlicher Weise an. In dieser so ganz andern Welt trat auch Wiebkes Bild völlig vor seinem Auge zurück, und Türenna von Wulfsdorff mit ihren lebhaften Farben, dem reizvollen Körper und der vollendeten Auserlesenheit des Wesens beherrschte seine Vorstellungen. Hier war eine reine Seele und ein wie aus einem frischen Bade emporgestiegener Körper, dort — plötzlich drängte es sich dem Studenten auf — lauerte eine verderbenbringende, die Sinne verwirrende und Krankheit des Innern heraufbeschwörende Schönheit.

Während er noch unschlüssig dastand, öffnete ein Diener, ein großes, silbernes Tablett auf der hochgehobenen Hand haltend, die Thüren zu dem Gartenzimmer, und indem anheimelnd nun ein Kaffeeduft den Flur durchwürzte, drang aus dem Gemach ein lustig helles Lachen aus Türennas Kehle. Alsbald ward sie auch seiner gewahr, und Carlos kam rasch herbei geeilt und zog den Freund unter liebenswürdigsten Bewillkommnungsworten ins Gemach.

Herr von Wulfsdorff sah mit seinem weißen, kurzen Schnurrbart, den gesund gefärbten Wangen und dem energisch ausgeprägten breiten Gesicht ganz wie ein Reiteroberst aus. Er besaß auch das derbfreimütige Wesen eines Soldaten.

Seine Frau besaß eine südlich dunkle, weiche Gesichtsfarbe, schöne, stille Augen und war, trotz ihrer Jahre, mädchenhaft schlank gewachsen. Immer noch konnte sie wie ein Kind erröten, wenn Fremde sich ihr näherten, oder irgend etwas Außergewöhnliches ihren Geist in lebhaftere Bewegung versetzte.

Ihrem Manne gegenüber legte sie die sanfteste Unterordnung an den Tag und ließ immer erst ihn das Wort nehmen, wenn es sich um irgend etwas Wichtiges handelte.

Das Gemach war in hell abgetönter, blauer Seide tapezirt und mit altfränkischen, gelbseidenen Gardinen versehen, die schlank von den Fenstern herabfielen und sich weit über den Fußboden ausbreiteten.

„Mein lieber Herr Appen! Welchen ritterlichen Dienst haben Sie unserer Türenna geleistet! Ich danke Ihnen von ganzem Herzen," begann Herr von Wulfsdorff mit großer Wärme, umfaßte vertraulich Hans' Schultern und führte ihn zu seiner Frau. Auch sie legte einen Ausdruck von Güte in ihre Augen, der ihn ganz gefangen nahm.

Man war auch in der Folge um ihn, als sei er ein Gast, der durch sein Erscheinen dem Hause gleich große Ehre und Freude bereitet habe, und erst als Carlos wiederholt ungeduldig zum Aufbruch mahnte, ließ der alte Herr Hans unter dem Ersuchen ziehen, sich so oft wie möglich während seiner Anwesenheit sehen zu lassen.

Sie schritten, nachdem Türenna rasch das Kleid gewechselt, durch die Halle seitwärts zur Linken durch einen Korridor hinaus an einem großen, blitzsauberen Hühnerhof vorüber, und von dort auf einem breiten Wege zwischen den Scheunen und Ställen zu dem Inspektorhaus. Hier hielt bereits der Reitknecht mit den drei Pferden, und wenige Minuten später hatten sie sich in den Sattel gehoben und flogen in der Richtung nach Norden durch die blühenden Fluren dahin.

Türenna saß tadellos zu Pferde, plauderte beim Schrittgang der Tiere aufs lustigste, und sah in ihrem dunklen Reitkleid und dem wehenden, sanftgrünen Schleier so verführerisch aus, daß Hans, sein gewohntes, mehr abwartendes Wesen abstreifend, ihr einige Komplimente zu sagen wagte.

„Nein, nein, nein, gar nicht!" wehrte sie gutmütig ab und spitzte den reizenden Mund. „Ich bin ja ein so kleines Heinzelmännchen, daß an mir nichts zu bewundern ist. — Wissen Sie, daß ich eigentlich recht darunter leide, daß ich so schmächtig geraten bin, Herr Appen. Wie schön, recht groß und stattlich zu sein! Meine Schwester Willy hat die Frauengröße, die ich mag. Aber sehen Sie dort drüben, wie herrlich die Felder beleuchtet sind! Ah, wie ich mich glücklich fühle, wenn die Reize unserer nordischen Natur auf mich eindringen. Es gibt doch nicht ihresgleichen!"

Und sich höher in dem Sattel hebend, sog sie gleichsam mit den Augen die Bilder auf, die solchen Eindruck auf sie hervorriefen.

Hans aber nickte, und während ihr Wesen berückend auf ihn eindrang, stellten sich abermals die Vergleiche ein, und er fragte sich, ob Wiebke jemals eine so selige Freude empfinden, gar der Natur sich mit solcher Begeisterung zuwenden könne. Die selbstgestellte Frage mußte er verneinen. In ihr saß der Dämon der Schwermut, aber auch ein anderer Dämon, den er bisher nicht erforscht hatte. Sie gehörte entweder zu jenen, die, aus Unfreiheit und Abhängigkeit herausgerissen, plötzlich eine andere Haut und eine andere Seele bekommen, plötzlich sehen, wie groß und glänzend die Sonne strahlen kann, und nun erst zeigen, wie viel Gutes sich in ihrem Innern versteckt zeigte, oder jenen, die in der gewonnenen Freiheit der sie allein beherrschenden und so lange in Ketten geschmiedeten Selbstsucht ganz die Zügel schießen lassen.

War sie gut oder böse, er wußte es nicht. Ihr jetziges Wesen konnte der Reflex eines großen Seelenschmerzes oder grenzenlose Unbefriedigung sein. Sie wollte lieber mißverstanden werden als ihr Inneres aufdecken! Aber es war auch denkbar, daß sie nicht Herr ihrer Leidenschaften war und nur ihr eigentliches, innerstes Wesen nicht hervorkehren wollte.

Unter solchen Erwägungen erreichte Hans mit den beiden Geschwistern ein kleines Wirtshaus und sprang, jetzt wieder mit seinen Gedanken der ihn umgebenden Welt ganz zurückgegeben, und eben arglos von Türenna zum Helfen ermuntert, blitzschnell vom Pferde herab und hielt sie beim Herabheben für Sekunden in seinen Armen.

Ueber Carlos' Gesicht flog ein leichter Schatten, auch wollte er seiner Mißbilligung über Türennas freies Wesen Worte verleihen, aber er ward durch einen Blick ihrer Augen entwaffnet, in dem geschrieben

stand: Sei gut, sei nicht so streng, störe mir nicht den herrlichen Tag durch unverdienten Tadel!

*

Es war dunkle Nacht. Hinter der Mühle ging Hans Appen, der das Zusammentreffen mit Carlos um seiner Abendzwecke willen auf den nächsten Tag verschoben hatte, nun schon eine lange Weile auf und ab. Bisweilen richtete er das Auge empor und suchte oben das große Weltall zu durchdringen. Und dann unter der Vorstellung der hehren, schrankenlosen Unendlichkeit erschien ihm das, was sein Inneres hier bewegte, so nichtig, der Beschäftigung und der Sorge so unwert, daß ihn der Entschluß ergriff, mit ganzer Kraft alle Gedanken an das rätselhafte, finstere Geschöpf, das ihm Atem, Schlaf und den Sinn für jegliches andere raubte, von sich zu werfen, sich in seine Kammer zu begeben und mit dieser Nacht alles in sich auszulöschen, was für sie in ihm aufgelodert war. Aber ebenso schnell bemächtigte sich seiner wieder eine unbezwingliche Sehnsucht. Nur ihr Bild hatte Raum in seiner Seele, alles trat als bedeutungslos zurück. Die Leidenschaft erfaßte ihn mit solcher Gewalt, daß er, ihr Kommen vermutend, bei jedem Geräusch mit stockendem Herzen zusammenfuhr, und seine Phantasie ward so lebendig, daß er wiederholt Wiebkes Gestalt in deutlichen Umrissen aus dem Dunkel der Ferne auftauchen zu sehen glaubte.

Daß sie nicht schlafen gegangen, wußte er; ihr Zimmer lag hinten nach dem Hofe zwischen dem Hauptgebäude und dem Wohnhaus der Alten in einem Zwischenbau. Als er sich vordem leise über den Hof geschlichen, war noch Licht hinter den Vorhängen gewesen. Vom Korridor des Haupthauses hatte das Gemach einen eigenen Ausgang. Unbemerkt von jedermann konnte sie ihr Gemach verlassen.

Aber es war denkbar, daß Wiebke bei ihrem Vorhaben gestört worden war, daß die Furcht, beobachtet zu werden, sie beherrschte und abhielt. Erst bei vollkommener Sicherheit wollte sie sich hinauswagen.

So dachte Hans Appen, von seinen Wünschen gelenkt, einmal, und dann wieder fielen alle Hoffnungen in einen tiefen Brunnen. Sie wollte nicht kommen! Sie hatte es ja deutlich gesagt, daß sie, was sie ihm zu erwidern habe, einem Briefe anvertraut.

Endlich, als alles Harren vergeblich war, raffte sich Hans Appen auf, umschritt die Mühle, die mit ihrem gewaltigen Leibe und den riesigen Flügeln gespensterhaft aus der Dunkelheit emporstieg, schlich langsam und leise auf dem nach dem Garten hinabführenden Feldwege bis zur Dornenhecke und stieg, als er von hier nicht die Fenster von Wiebkes Gemach zu sehen vermochte, in den Garten.

Der Mann überlegte zum letztenmal, ob er noch ferner warten, vorsichtig an ihr Fenster pochen oder von seinen Wünschen abstehen sollte.

In der Morgenfrühe würde die Post den Brief für ihn bringen. In diesem fand sich die Aufklärung. Weshalb also jetzt etwas erzwingen wollen, was nun einmal sich nicht fügen wollte! Gut, also verzichten!

So schlich er denn leise über den Hof. Er sah hinter den Fenstern der Bäckerei die Burschen mit hochgestreiften Hemdärmeln hantiren, entweder den Mehlteig formen oder die auf schwarzen Platten gelegte fertige Backware in den Ofen schieben, und hielt endlich lauschend an Wiebkes Fenstern. Nein — nichts! — So trat er denn, leise die Thürklinke berührend, in den Hauskorridor. Aber wie erschrak er! Eine Gestalt, Wiebke, stand plötzlich neben ihm und forderte ihn mit leiser Stimme auf, ihr zu folgen.

„Wollen Sie nicht Licht anzünden, Fräulein Wiebke?" flüsterte Hans Appen, ihrer Aufforderung folgend und in der Dunkelheit tastend sich fortbewegend.

Er sprach's, obschon er sich in demselben Augenblick der Ungehörigkeit seines Wunsches bewußt ward.

„Nein, nein! Es geht nicht, wegen der Bäckerburschen. Bedenken Sie auch, was ich, ein unbescholtenes Mädchen, thue und wage. Nur Ihrem Drängen habe ich nachgegeben, und weil ich nicht sehe, wann und wo sich die Gelegenheit zu einer Auseinandersetzung bietet. Und nehmen Sie, bitte, Platz hier. Ich will mich kurz fassen."

„Wiebke, teure Wiebke!" flüsterte der Mann, nicht Herr seiner selbst, und griff, alles wagend, nach des Mädchens Hand. „Was habe ich gelitten in diesen Tagen! Was habe ich heute durch Ihre Kälte in mir niederkämpfen müssen! O, sagen Sie mir, daß Sie mir nicht mitteilen wollen, daß mein Onkel Sie liebt und daß Sie ihm angehören wollen!"

Aber statt eine Antwort zu hören, sah er mit bereits geschärften Augen, daß sie ihr Haupt tief herabsinken ließ und die Hände, wie um einen furchtbaren Schmerz zu dämpfen, an die Schläfen preßte.

„O Gott, o Gott, also auch Sie!" stieß sie heraus und streifte seine Rechte, die die ihre gefaßt, gewaltsam ab.

„Was ist, was ist, Wiebke? O, sprechen Sie doch!" hauchte der Mann und versuchte zwar ihre Hand nicht von neuem zu fassen, aber schob sich selbst, von seiner Qual fortgerissen, zu ihr.

Und da sie dann immer noch nicht antwortete, sprach er nochmals leidenschaftlich auf sie ein, fragte, ob Wilhelm ihr Anträge gemacht und ob auch etwa sonst noch jemand etwas von ihr wolle, gar Carlos von Wulfsdorff?

Seine Eifersucht wandte sich auch zu jenem. Alle seine Vernunft war verflogen. Nur die Leidenschaft beherrschte ihn, und am liebsten wäre er, wie jüngst, jetzt gleich vor ihr niedergesunken und hätte das Geständnis seiner Liebe durch tausend Worte vervollständigt.

„Also Wiebke, teure Wiebke, haben sie beide von Liebe gesprochen?" schloß er, sich zu ihr drängend mit seiner ganzen Seele.

Diesmal ward dem fieberhaft Lauschenden endlich eine Antwort. Ein kurzes Neigen des Hauptes folgte und schürte wirbelnde Feuer in des Mannes Brust. Für Sekunden war er auch wie gelähmt durch die eifersüchtige Qual, die ihn verzehrte, dann aber raffte er sich mit ganzer Anstrengung auf, um auch noch das letzte zu hören.

„Und Sie, Wiebke, Sie?" herrschte er stürmisch.

„Ich weiß nicht, ich habe schon überhaupt keine Gedanken mehr. — Weil ich glaubte, Sie könnten mir raten und helfen, bat ich Sie um eine Unterredung, die ich freilich schon gleich wieder bereute. Sie sind ja auch nicht der Rechte, mir die Klarheit zu geben, nach der ich mit allen Mitteln suche."

„Doch, doch, Wiebke. Ich bin Ihr Freund. Wenn es sein muß, werde ich Ihnen das größte Opfer bringen — aus Liebe — es Ihnen bringen! Aber reden Sie, erlösen Sie mich aus der Ungewißheit."

„Was soll ich thun?" stöhnte das Mädchen. „Arm, verlassen, ohne Aussichten. Einen Mann wie Ihren Onkel zu heiraten, würde jedes Mädchen als höchstes Glück ansehen — "

„Aber wenn Sie ihn doch nicht lieben, Wiebke?"

„Ich weiß es nicht, vielleicht liebe ich ihn, werde ich ihn lieben!"

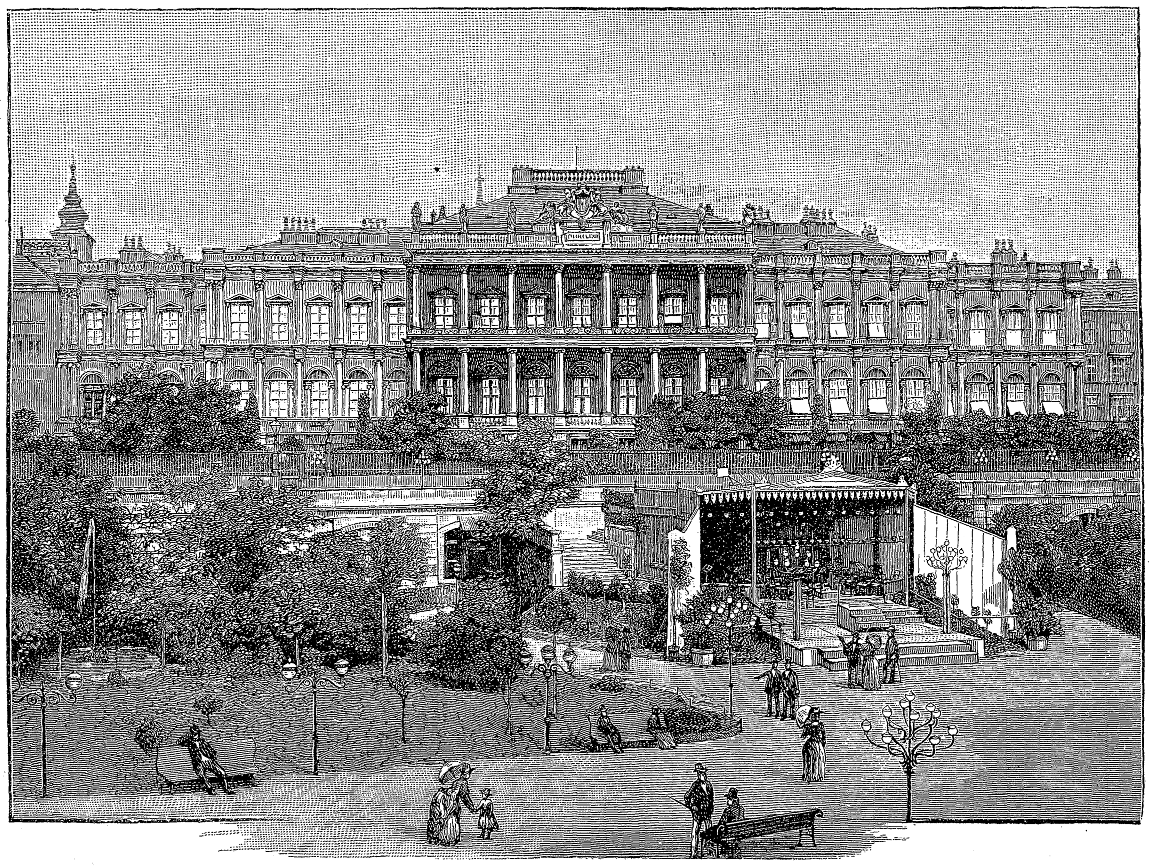
Hans Appen schwieg. — Sicher! Wer so antwortete, liebte keinen andern Mann. Er war ihr jedenfalls nichts!

Plötzlich verließ ihn jede Haltung, er glitt nieder an ihrem Schoß, drückte seinen hämmernden Kopf an ihren Körper und stöhnte.

Sie wehrte ihm zwar nicht, aber auch die mitleidige Hand, von der er gehofft, daß sie sich auf seinen Scheitel legen würde, rührte sie nicht.

Sie schien dazusitzen, wie eine Besinnungslose, ohne Gefühl und Empfindung, jedenfalls ohne Mitempfindung für die grenzenlose Qual seiner Seele.

(Fortsetzung folgt.)



Palais Coburg.

Wiener Paläste.

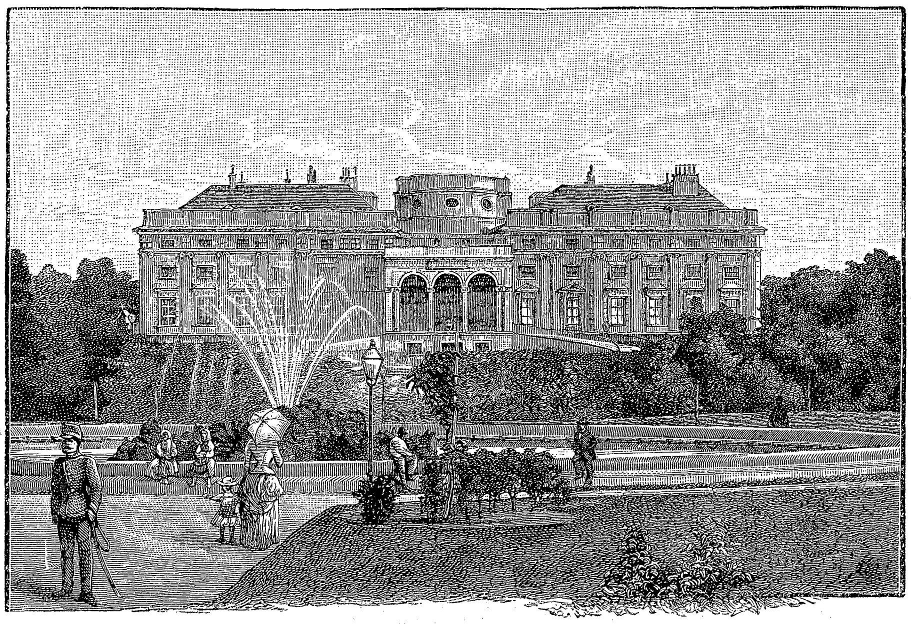
Nach Photographien von A. Czihaks Nachf.

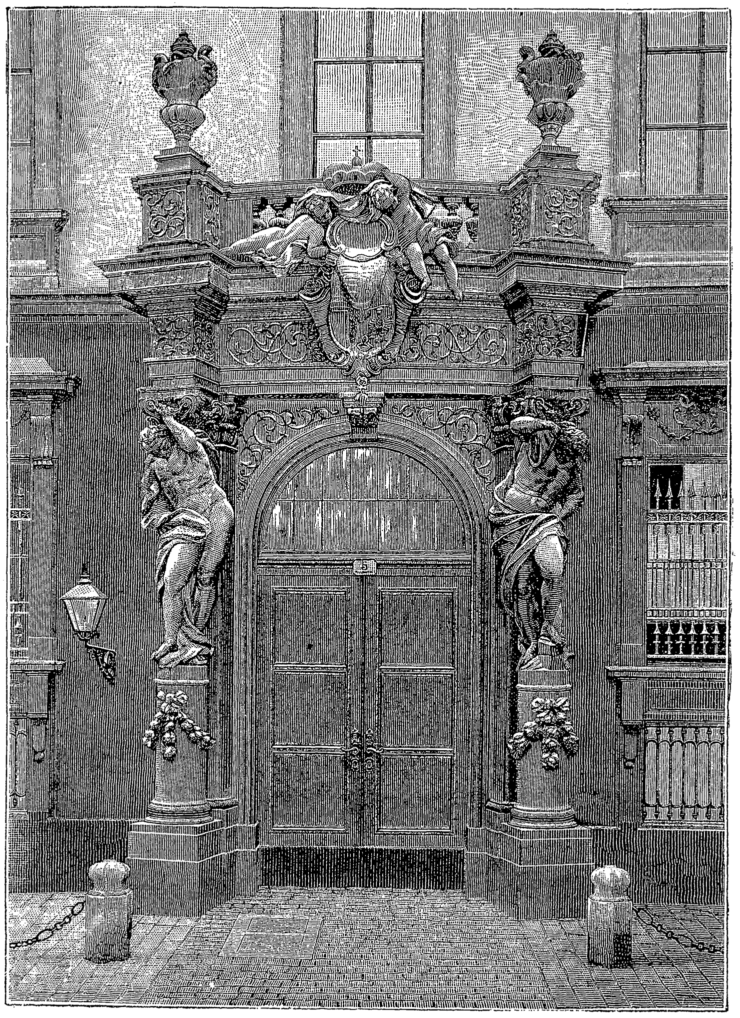
Die Kaiserstadt an der Donau ist dadurch ausgezeichnet, daß sie nicht bloß durch ihre herrliche Lage zwischen Gebirge und Ebene, sondern auch durch das heitere Naturell ihrer Bewohner einen angenehmen Aufenthalt, welchen auch flüchtige Gäste zu würdigen wissen, darbietet. Wer aber die Eigenart Wiens voll erfassen will, kann dies nur auf Grund langjähriger Studien und Beobachtungen bewirken. Die Fülle alles dessen, durch was die Residenz der Habsburger über das Maß großstädtischer Herrlichkeit hervorragt, ist fast unüberblickbar. Als Kunststadt mit ihrer reichen Abwechslung an idealen Genüssen steht Wien sogar in einem gewissen Gegensatz zu dem sprichwörtlichen Phäakentum seiner Bewohner. Wo eben die Quelle des Lebensgenusses sprudelt und die Heiterkeit des Gemütes die bleierne Schwere der Daseinsplage abstreift, ist der Flug nach den idealen Gütern des Lebens leichter zu bewirken, als in großstädtischen Existenzverhältnissen, die im Materialismus der Zeit erstarrt sind.

Wenn Wien eine Kunststadt im geistigen Sinne ist, kommt ihr diese Bezeichnung nicht minder in baulicher Physiognomie zu. Wien war unter allen deutschen Städten die erste, in welcher der Frühlingshauch der wiederauflebenden baulichen Kunst seinen Einzug hielt. Hier hat letztere frühzeitig den mittelalterlichen Charakter abgestreift und unter dem Einflusse des benachbarten Italien dem Formensinn der Renaissance Eingang verschafft. Kein Wunder also, daß nicht nur die Kirchenbauten, sondern auch die Profanbauten, deren Entstehung bis in das sechzehnte Jahrhundert zurückreicht, durch den Reiz ihrer malerischen Dispositionen im frontalen Aufbau und in

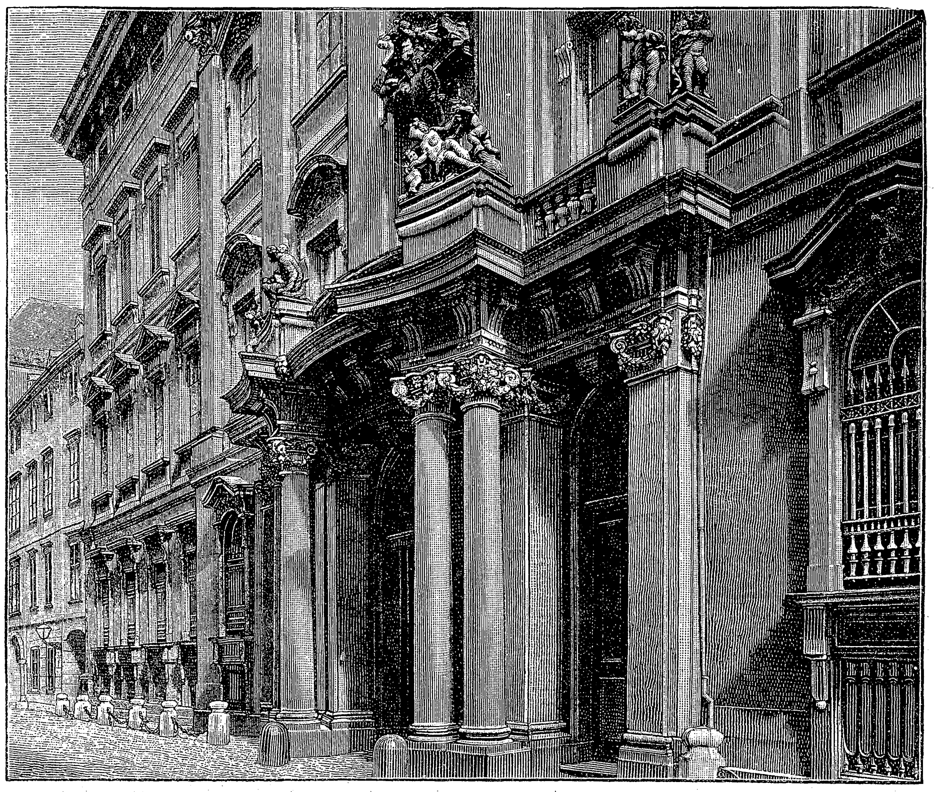
Digitized by Google

der Verwertung der mannigfachsten dekorativen Elemente das Auge erfreuen. Den Reigen der Baukünstler, welche ein neues Lebenselement in der Ausgestaltung und Fortentwicklung der Monumentalarchitektur gebracht hatten, führen Oktavio Burnacini und die Carloni. Ihre Werke fallen in die zweite Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts; ihr Gepräge ist die einfache Größe des italienischen Barockstiles, wenn auch — wie es bei den Kirchenbauten zutrifft — nur äußerliche physiognomische Züge hiebei zur Geltung kommen.


Palais Schwarzenberg.

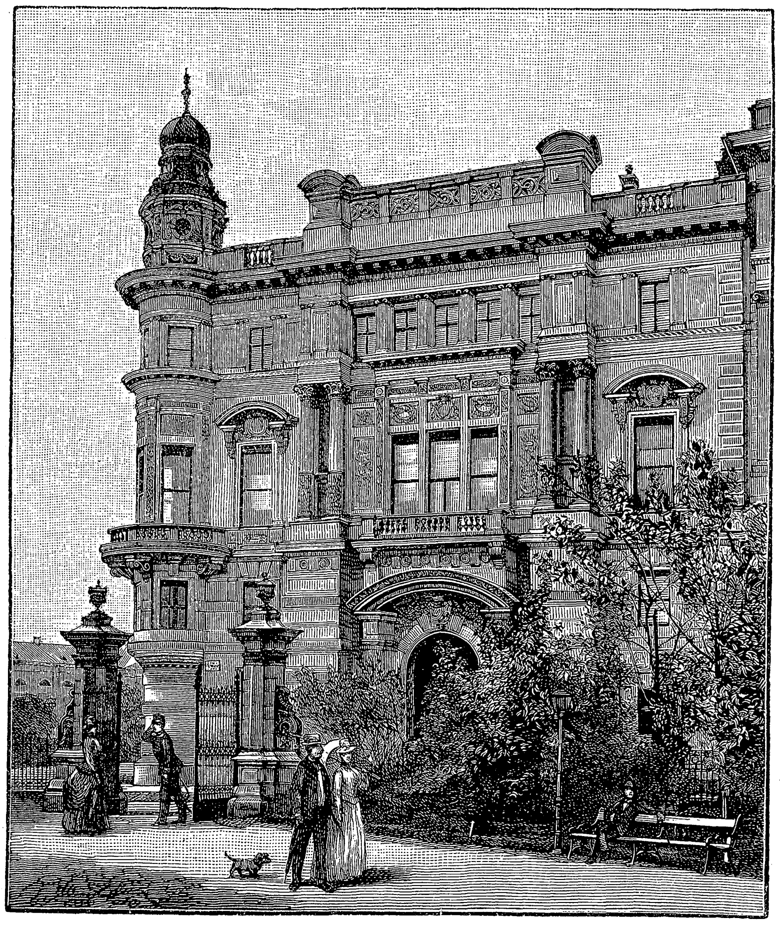

Thor am Palais Liechtenstein.

Der Bausinn im Wien des siebenzehnten und in dem unmittelbar hierauf folgenden Zeitabschnitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte vornehmlich in Hofkreisen eifrige und empfängliche Förderer empfunden. Bei der starken Hinneigung des österreichischen Hochadels zu allem, was von der Dynastie und ihren Trägern ausging, mußte der Einfluß von höchster Stelle die triebkräftigsten Keime zunächst in jene Kreise tragen, welche durch die Vorrechte der Geburt und des materiellen Besitzes in erster Linie befähigt und berufen waren, den frischen künstlerischen Impulsen sich anzuschmiegen. Glücklicherweise war jener Generation eine Kunstgröße erstanden, welche bisher unerreicht in der Baugeschichte Wiens ist: Johann Bernhard Fischer von Erlach. Fischers Element war die vornehme Einfachheit und edle Raumdisposition. Hildebrand wieder fand seine Stärke in dem reichen Dekorationsschmuck und in der belebteren Silhouette bei geringer Frontalentwicklung nach der Höhe. Sein größtes Werk ist das Belvedere, der einstige Sommerpalast des Prinzen Eugen, welches bis vor einigen Jahren die kaiserliche Gemäldesammlung enthielt. Ein anderes Werk Hildebrands ist der fürstlich Liechtensteinsche Palast (in der Stadt), wo, wie es scheint, zum erstenmale, Karyatiden, welche auf niedere Sockel gestellt sind, als Gewölbeträger in Anwendung kamen. Es ist nicht über alle Zweifel erhaben, ob nicht Fischer den ersten Impuls zu diesem Motiv, welches an einem seiner Werke — dem Eugenschen Palais in der Himmelpfortgasse (jetzt Finanzministerium) — in charakteristischer Weise zum Ausdruck kommt, gegeben. Das Karyatidenmotiv hatte sich aber im Laufe der Zeit zu einer spezifischen Eigentümlichkeit der Wiener Monumental- und Privatarchitektur ausgestaltet. Von dem älteren Fischer rührt auch der gräflich Breunnersche Palast in der Singerstraße und der fürstlich Schwarzenbergsche Sommerpalast in der Vorstadt Wieden her. Hier, in der Nachbarschaft des Fischerschen Wunderbaues der Karlskirche, welche zu den schönsten und großartigsten Kirchenbauten der Welt gezählt werden muß, hatte Fischer mit den Mitteln, welche er bei Monumentalbauten — Teilen der Burg und dem Lustschlosse Schönbrunn — in Anwendung brachte, in geringeren Raumverhältnissen dieselbe Größe und vornehme Einfachheit des Bausinnes bethätigt, wie an den letztgenannten Meisterleistungen.


Portal vom Palais Liechtenstein.

So war mit Fischer und Hildebrand das in den Wiener Boden verpflanzte Blütenreis der Barocke zur herrlichsten Entfaltung gelangt. Diese architektonische Stilblüte vereinigte zwar mancherlei Elemente der verwandten französischen und italienischen Kunstrichtungen in sich, war und blieb aber im übrigen immer ein spezifisch wienerisches Gewächs, abweichend von der monumentalen Ueberschwenglichkeit italienischer Meister und weit weg von allem dekorativen Schwulst französischer Architekten. Das herrliche Mittelmaß des Fischerschen Kunstvermögens prägt sich am charakteristischsten in dem Thoraufbau des weiter oben genannten Breunnerschen Palastes aus. Der hier aufgewendete plastische Schmuck übertrifft weitaus alles Aehnliche in der an monumentalen Thorarchitekturen so reichen Kaiserstadt.

Neben den vom Klassizismus angehauchten Werken Fischers und den heiteren und zierlichen Schöpfungen Hildebrands treten auch die Bauten anderer Meister durch Eigenart hervor. So das Palais des Markgrafen Pallavicini (früherer Besitzer und Bauherr war Moriz Graf Fries), von Hohenberg erbaut. Die Kolossalkaryatiden am Portal sind von Bildhauer Zauner. Im großen und ganzen erreichte die erste großartige bauliche Entwicklung Wiens ihren Höhepunkt kurz vor der französischen Revolution. Die eisenrasselnde Zeit der napoleonischen Kriege


Palais des Grafen Larisch.

Digitized by Google

hatte auf Dezennien hinaus alles Kunststreben ertötet. Die Erstarrung hielt noch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts an, bis durch das kaiserliche Dekret vom 2. Dezember 1857 die sogenannte „Stadterweiterung" inaugurirt wurde, welche die im bureaukratischen Formenwesen versumpfte oder vom akademischen Klassizismus getragene bauliche Kunst zu wahrhaft elementarer Entfaltung befreite. Gleich mit Beginn dieser glückverheißenden Bauära zeigte es sich, welche Fülle von Talent bis zu diesem Zeitpunkte eingesargt war. Gleich einem Blumengarten erhob sich Neu-Wien aus seiner Einschnürung von früheren Wällen und architektonischen Mißgebilden. Ueberall keimte und sproßte es — und siehe da: es war wieder jenes eigenartige, echt wienerische Naturell, welches den Meistern der neuen Schule zu ihren Prachtwerken sonder Zahl die Hand führte. Sehen wir vorläufig von den Profanbauten ab, so ist der

Palais des Erzherzogs Ludwig Viktor.

Palais des Erzherzogs Wilhelm.

Ausgang der neuaufgeblühten Bauthätigkeit gekennzeichnet durch Müllers Lerchenfelder Kirche, L. Försters Johanneskirche (Praterstraße), Theophil Hansens evangelische Kirche (Gumpendorf) und Dombaumeister Schmidts Kirchenbauten, welcher in wunderbarer Weise die organischen Formen des gotischen Stils den modernen Bedürfnissen und den durch mancherlei Umstände bedingten Modifikationen anzupassen wußte. Daneben darf Ferstels unvergleichlich zierliche gotische Votivkirche nicht vergessen werden. Sie ist eine verkörperte Verjüngung jener mittelalterlichen Kunst, jener himmelanstrebenden, phantasievollen, alle Flächen in Freiheit und Licht auflösenden Gotik, ohne die überwuchernde Fülle von ornamentaler und figuraler Skulptur, welche an manchen anderen berühmten gotischen Bauwerken in so störender Weise zur Hauptwirkung gelangt.

Die neue Schule war bald durch eine Reihe glänzender Namen vertreten. An den großartigen Baulichkeiten des neuen Arsenals konnte sich die künstlerische Eigenart eines Van der Nüll und eines Siccardsburg in imponirender Weise bethätigen und Hansens geniales Schwelgen in byzantinischen und maurischen Stilelementen mit Hinzuziehung von gold- und blendendem polychromem Dekor in einem fast unerreichten Meisterwerke verkörpern. — Immer blütenreicher wurde der Baum, welcher aus dem Schutte von Alt-Wien emporgewachsen war. Dazu kam, daß die Bauthätigkeit in räumlicher Beziehung nicht in Fesseln geschlagen wurde. Mit dem Wegfall der Stadtumwallung und der ihr vorliegenden Glacis wurde ein fast unermeßliches Baugebiet frei. So wuchsen in kurzer Zeit ganze Palastreihen aus dem Boden: es entstand die Ringstraße, die großartigste und vornehmste Straße der Welt. Dabei ist nicht zu übersehen, daß diese fast durchwegs der Profanarchitektur angehörenden Prachtbauten künstlerisch individualisirt sind, also gewissermaßen als Blütenreiser eines und desselben, von lokalen Einwirkungen bestimmten und gezügelten Bausinnes sich darstellen. Man hat daher nicht ohne Berechtigung dieser Profanarchitektur die Bezeichnung „Wiener Renaissance" gegeben.

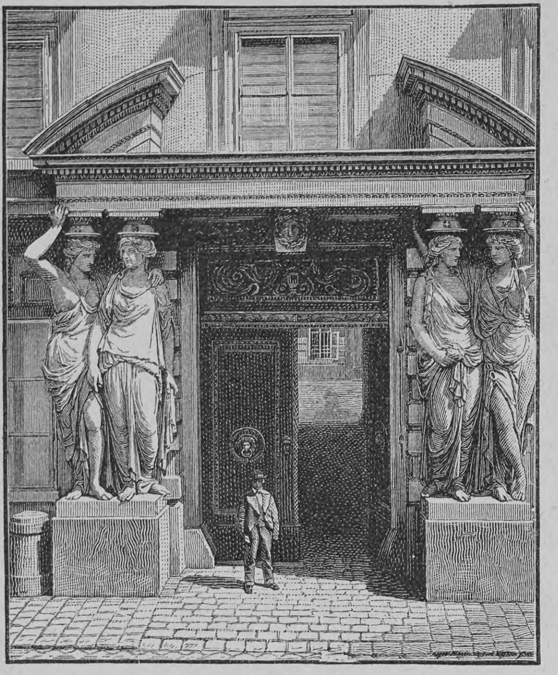
Die Monumental- und Privatbauten der Wiener Ringstraße bilden die hervorragendste Etape in der Ausgestaltung des modernen Baustiles. Die Prachtwerke, welche in der Entwicklungsgeschichte der Baukunst des neunzehnten Jahrhunderts gewissermaßen zu Stiltypen geworden sind, zeigen sich vertreten in Semper-Hasenauers Neuen Hofmuseen und dem Neuen Burgtheater, in Ferstels neuer Universität, in Van der Nülls und Siccardsburgs Neuer Oper, in Hansens Reichsratsgebäude, in Schmidts großartigem Neuem Rathause und vielen anderen Werken. Gotik und italienische Hochrenaissance, hellenischer Klassizismus und Frührenaissance; Anklänge an Barock und Rokoko (wie beispielsweise an manchen Privatpalästen) schließen den wunderbaren Kranz baulicher Formenmannigfaltigkeit um den altehrwürdigen Stadtkern der Vindobona, welch letzterer übrigens gleichfalls, soweit die Raumverhältnisse es gestatten, mit Riesenschritten seiner Verjüngung entgegengeht.

So hat Wien bis zu unseren Tagen herauf eine bauliche Entwicklung genommen, welche in ihrem Formenreichtum, bei ganz individuellem Gepräge, an die glänzendste Zeit der Palladio und Bramante erinnert. Es wäre eine schier unlösbare Aufgabe, auch nur annähernd alle architektonischen Schöpfungen zu nennen, welche es verdienten, bei ihnen und ihren Schöpfern lange zu verweilen. Zu den mehrfach genannten Meistern gesellt sich ein mit gleichen Talenten und ähnlichem Können ausgerüsteter Nachwuchs — Fellner, Helmer, Claus, Hauser, Wagner, Wurm, Schachner, Hieser, Neumann und viele andere. Unsere Bilder führen — neben einigen älteren Baulichkeiten, auf welche sich der erste Teil dieses Aufsatzes bezieht — mehrere Privatpaläste vor, über die wir einige erläuternde Worte hinzufügen wollen. Das Palais des Erzherzogs Ludwig Viktor, welches eine Ecke des wahrhaft monumentale Raumdispositionen zeigenden Schwarzenbergplatzes einnimmt, ist ein Werk Ferstels, das Palais des Erzherzogs Wilhelm (am Parkringe, unweit des

Palais des Erzherzogs Albrecht.

Digitized by Google

Stadtparks), ein nach den Plänen Hansens in italienischer Renaissance ausgeführter Prachtbau, dessen Fassade aus grauem Marmor besteht. Das Palais des Prinzen Coburg gehört der Zeit an, in welcher die Baukunst völlig stagnirte, und trägt ganz das Gepräge jener in Bureaukratismus und Mangel an Formensinn erstarrten Zeit. Mit richtigem Naturgefühl hat der Wiener Volkswitz diese Thatsache erkannt und dieses Palais auf Grund seiner prätentiösen, aber geschmacklosen zweistöckigen



Portal des Palais Pallavicini am Josefsplatz.

Kolonnade die „Spargelburg“ getauft. Das Palais des Erzherzogs Albrecht — gegenüber dem älteren Palais auf der Augustinerbastei und mit diesem durch einen das Straßenniveau übersetzenden Glasgang verbunden — wurde im Jahre 1863 nach den Plänen des Architekten Hofft erbaut und zu Wohnungsräumen für den Hofstaat und die Dienerschaft und zu Kanzleien bestimmt, während der Erzherzog im alten Palast wohnen blieb. Das Palais Larisch schließlich wurde vom Architekten Paul Wasserburger nach den Plänen von Van der Nüll und Siccardsburg erbaut. Dieser Profanbau darf gewissermaßen als eine der ersten Blüten der im neuen Wien zu so imposanter Entfaltung gelangten Bauthätigkeit angesehen werden. S.

Im Unglück.

Von

Emil Peschkau.

„Fräulein Johanna!“

Die Worte zittern auf seinen Lippen, aber er wagt es nicht, aus seinem Versteck hervorzutreten und sie auszusprechen. Er bleibt in dem dunklen Hausgange, im Schatten des geschlossenen Thorflügels stehen und sieht mit klopfendem Herzen hinüber nach ihr. Was will sie thun — was wird sie thun?

Seit einer Viertelstunde folgte er ihr auf den Füßen. Einmal schritt er an ihr vorüber und wieder zurück, aber sie sah ihn nicht, ihre Augen blieben zu Boden gerichtet. Nun haben sie den ältesten Teil der großen Stadt erreicht, eine schmale, stille Straße, holprig bergan führend, mit schon verwitterten Mauern, kleinen Fenstern, schwarzgewordenen Giebeln, Erkern und Türmchen, und hier wurden ihre Schritte langsamer — und jetzt hält sie plötzlich — die Rechte mit der seltsamen Last sinkt herab — die Linke fährt empor und stützt das blasse, müde sinnende Antlitz. Und so bleibt sie stehen, die thränenschweren Augen ins Leere gerichtet, während er unter den Thorgang tritt und seine Augen mitleidig und voll Liebe auf ihr haften.

Was will sie thun? — Er glaubt es jetzt zu wissen. Im ersten Stocke des Hauses, an dessen Mauer sie lehnt, hinter halb erblindeten Fenstern gewahrt er allerlei seltsames Gerümpel. Schwarzbraune Truhen mit wunderlichen Schnörkeln, bläulich glänzende Teller, verrostete Hellebarden, Figuren aus dunkler Bronze und grünspanbedecktem Messing, gelb gewordenes Elfenbein, Stoffe, die an Meßgewänder erinnern, und dazwischen Mandolinen, alte Geigen, eine Harfe. Und das Tuch, das ihre Last verhüllte, hat sich gelöst, er weiß nun, daß er sich nicht getäuscht hat, daß unter dem Tuch das Cello des alten Musikanten verborgen . . . das Cello ihres Vaters. Was ist geschehen, daß sie damit . . . zum Trödler geht?

Fast ein Jahr ist vergangen, seitdem er es versucht hat, sich ihr zu nähern. Sie sahen sich jeden Tag, er grüßte sie endlich, sie erwiderte seinen Gruß, und zuletzt gestand er ihr seine Neigung. Zögernd . . . denn er kann ihr nur ein bescheidenes Los bieten . . . aber er glaubt, daß ihr Sinn nicht nach Wohlleben geht und daß sie ihm gut ist. Als er gesprochen hatte, da sah sie ihn lange mit ihren ernsten Augen an, und dann bat sie ihn, zu gehen . . . ihr nicht mehr in den Weg zu treten. Und ihr Blick schien ihm zu sagen, daß ihr Herz nicht ihm gehöre, daß sie in einer Welt lebe, die nicht die seine.

Er zog in einen andern Stadtteil und suchte das blasse ernste Mädchen zu vergessen, ohne daß es ihm gelang. Sein Versprechen hielt er zwar, aber immer und immer sind seine Gedanken und Träume bei ihr. Und heute, da der Zufall sie ihm in den Weg führt, heute überwindet er sich nicht mehr, er folgt ihr, er beobachtet sie. Was ist geschehen, daß sie das Liebste des alten Mannes zum Trödler trägt? Das Liebste . . . nach ihr! . . .

Er sieht das Unglück, die Not und sein Herz pocht lauter und lauter . . . wenn er ihr helfen dürfte! Sie aber erwacht jetzt plötzlich aus der Erstarrung, aus dem schmerzlichen Sinnen, wie ein Fieberschauer läuft es über ihre schlanke Gestalt, Thränen rollen aus ihren Augen, und so faßt sie die Geige, preßt sie zärtlich an ihre Brust . . . und dann hüllt sie das Instrument wieder sorgsam in das Tuch, wendet sich ab von dem Haus des Trödlers und geht denselben Weg zurück, den sie gekommen.

Franz glaubt den Kampf zu verstehen, den sie gekämpft hat, und er möchte ihr am liebsten nacheilen, ihre Hände fassen, ihr geben, was er besitzt! Aber er weiß, daß damit alles verdorben wäre, und so folgt er ihr nur langsam . . . mit der Absicht, bei den Nachbarn zu kundschaften . . . und ihr dann zu helfen, so daß der Helfer verborgen bleibt und sie die Hilfe nicht merkt.

*

An diesem Abend sucht Johanna hungernd ihr Dachstübchen auf, aber etwas wie ein Sonnenstrahl gleitet durch das müde Herz, wenn sie das alte Cello anblickt. Dann sieht sie den Vater mit dem früh gebleichten Haar, den vergrämten Zügen und den Augen, die immer glänzen, bald in Thränen und bald in wahnsinniger Verzückung. Das Unglück ist gekommen . . . ja. Aber nicht die Not ist das Unglück, sondern das Leben ohne Liebe. Und der, dem ihr Herz gehörte, ist gestorben, der alte Musikant liegt draußen auf dem Friedhof. Man hungert heute und hungert morgen, und findet übermorgen wieder Arbeit. Aber was tot ist, kommt nicht mehr . . .

Nicht die Not hat den Vater gebrochen, sein Talent gelähmt, sein Leben zerstört, sondern die verratene Liebe. Und aus der Not, in die er über das treulose Weib geraten war, rang er sich wieder empor an der Liebe zu seinem Kinde. Und sie . . . wie leicht ist das Leben . . . wie wenig braucht man dazu! Nur die Hände müssen nicht schwer sein wie Blei, die Augen nicht blind von Thränen, der Kopf nicht unfähig, etwas anderes zu denken, als immer nur die öde grauenvolle Nacht, die erloschene Sonne, die Liebe, die verloren ist und nicht wiederkommen kann . . .

„Vater!“ schluchzt sie und immer wieder „Vater!“ Und alles, was er einst gelitten, wühlt jetzt wie Messer in ihrem eigenen Herzen. Und dann wirft sie sich hin in dem nur vom Mondlicht erhellten Kämmerchen und preßt ihre Stirn an die Geige, daß die Saiten leise tönen. Morgen wird sie wieder arbeiten, und wäre es auch das Widrigste. Aber dieses leblose Ding, in dem es doch wie die geliebte Seele lebt, soll nicht fort. Lieber sterben . . . Und dann schlummert sie ein, in dem Gedanken darüber, warum man nicht stirbt, wenn die Liebe gestorben, was für ein wunderlicher Trieb den Menschen noch ans Leben kettet! . . .

*

Sie arbeitet nun wieder. Noch sind ihre Hände schwer, ihre Augen trüb, ihre Gedanken weit in der Ferne . . . bei den Schatten des Jenseits . . . bei einem Grabhügel, auf dem schon die ersten Halme sprossen . . . bei den Saiten des Cellos, die dann gespenstisch durch ihre Träume klingen. Aber sie arbeitet wieder, sie arbeitet und fristet kümmerlich ihr Leben.

Wenn die Nachbarn sie erblicken, sehen sie ihr nach und sprechen mitleidig von ihrem „Unglück“. Dabei denken sie an die „Not“ und wie schwer es einem so feinen Fräulein fallen müßte, die Not zu ertragen, die niedrigste Arbeit zu thun. Nur Johanna denkt nie daran . . . obwohl sie immer an ihr Unglück denkt.

Eines Abends hat sie ihre Arbeit früher als gewöhnlich beendet und nun eilt sie hinaus nach dem Friedhof. Dort verbringt sie stets die letzte Stunde des Tages bis zum Eintritt der Dunkelheit. Heute steht die Sonne noch hoch, aber ihr Schritt ist deshalb nicht langsamer. Und auf der Totenstätte angelangt, fliegt sie wie immer den kürzesten Weg zwischen den Gräbern dahin, ohne ein Auge für links oder rechts zu haben. Mit jedem Schritt wächst ihre Eile, plötzlich aber bleibt sie hochaufatmend, erschrocken, verwundert stehen.

Zwischen den Cypressen des letzten der vornehmen Gräber hindurch fällt ihr Blick auf die lehmfarbenen, halb übergrünten Erdhügel mit den kleinen ärmlichen Holzkreuzen, und dorten — es ist keine Täuschung — auf dem Grab ihres Vaters — sie kennt es zu gut — auf dem Grab ihres Vaters sieht es nicht aus, wie sonst. Da steht eine Säule aus Marmor und daneben kniet, von ihr abgewendet, ein Mann und setzt neben das Rosenstöckchen, das sie selbst gepflanzt, die kostbarsten Blumen.

Sie fährt mit der Hand über die Augen, aber es ist keine Täuschung, es ist kein Traum. Und jetzt erhebt sich der Mann, schickt sich an zum Gehen, und sie erkennt ihn. Es kommt wie Zorn über sie und wie eine wunderliche Freude, ihre Wangen röten sich und erblassen wieder und dann umklammert ihre Hand einen Cypressenzweig, als ob ihre Sinne schwinden wollten. Franz wirft noch einen Blick auf das Grab und dann nimmt er sein Werkzeug und geht. Schon will er an ihr vorüber, da bewegt sich der Cypressenzweig, er sieht nach der Seite und erblickt sie. Und nun ist das Erröten und Erblassen an ihm. „Verzeihen Sie, Fräulein Johanna!“ stammelt er. Ihr aber rollen jetzt die Thränen schwer aus den Augen und dann streckt sie ihm die Hand entgegen und sagt: „Danke — danke!“

*

Ein halbes Jahr ist vergangen. Johanna bewohnt noch immer das Dachstübchen, an dessen einziger gerader Wand das Cello zwischen Blumen hängt. Der Trödler in der alten Bergstraße hat es nicht bekommen und wird es auch nicht bekommen, obwohl es ein Wertstück, das Werk eines alten Meisters. Das Leben ist ja so leicht, man braucht so wenig dazu, und Johanna scheut keine Arbeit.

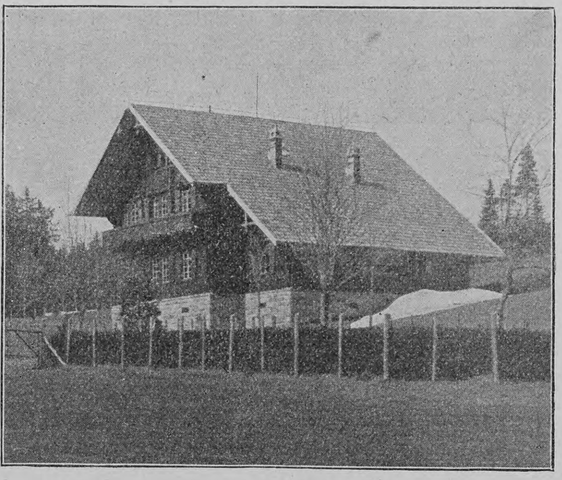
Sie arbeitet von früh bis abends, und wenn sie zu Ende ist, dann eilt sie noch immer hinaus auf den Friedhof. Nur, daß sie seit kurzem nicht mehr allein geht. Ein junger Mann begleitet sie.

Die Nachbarn wissen das bereits, und wenn sie von ihr sprechen, zucken sie die Achseln. Ein so hübsches Mädchen und hängt sich an einen armen Teufel! Ein Häuschen Unglück zum andern — was soll es geben, als wieder Unglück?!

Oben aber in den Saiten des alten Cellos da rauscht es geheimnisvoll — und seltsam schmerzliche Töne klingen wie ein überirdisches Lied hinaus zwischen die Giebel und Dachlucken durch die Wohnungen der Armen und weiter hinab und hinein in die Gemächer der Reichen. Vielleicht ist es die Seele des alten Musikanten, der arm geworden, weil er die Liebe verloren, vielleicht ist es der Engel der Liebe, der gekommen, um die Not zu verscheuchen, vielleicht ist es auch nur der Abendwind, der in der luftigen Höhe durch Thüren und Fenster hindurch selbst die Saiten einer Geige erklingen lassen kann. Aber das Lied ist Wirklichkeit, und es werden sich genug finden, die es gehört haben . . .

Das Jagdschlößchen Kaltenbronn.

Auf dem Höhenrücken zwischen Enz- und Murgthal liegen zwei jener Hochmoorseen, die zu den eigenartigsten Erscheinungen des Schwarzwaldes, in landschaftlicher wie in geologischer Beziehung, gehören, der „Wilde See“ oder „Hornsee“ und der „Hohlohsee“, dieser auf badischem Boden, jener von der württembergisch-badischen Grenze mitten durchschnitten. Zwischen beiden Seen läuft ein ansehnliches Sträßchen durch, das aus dem Enzthal durch das auf und nieder in dichten Tannenmantel gehüllte Kegelbachthal heraufkommt und hinüberführt nach Reichenthal und weiter hinaus an die große Murgthalstraße. Kurz ehe es die Höhe erreicht, thut sich der Wald ein wenig aus einander, eine freundliche Lichtung bietet sich dem Auge des Wanderers, zur Seite des Weges ein halb schwarzwäldisch, halb schweizerisch anmutendes, auf steinernem Sockel ganz aus braun gebeiztem Holz gebautes Haus, stattlich, doch nicht allzu



Jagdschlößchen Kaltenbronn.

groß, dahinter ein paar andere Gebäude in massiverem Stile. Es ist Kaltenbronn. Das hölzerne Haus ist das dem Großherzog von Baden gehörige Jagdschlößchen, von dem aus der deutsche Kaiser in den letzten Apriltagen, wie schon in früheren Jahren, als der Gast seines Oheims der edlen Jagd auf den Auerhahn obgelegen hat. In dem andern Gebäude, dem alten Jagdhaus, ist heute eine vielbesuchte Wirtschaft und sommerliche Luftkurstation.

Einfach wie das Aeußere ist auch das Innere des so idyllisch in die hellgrüne Wiesenoase mitten zwischen Tannendunkel eingebetteten Jagdheims: kleine, holzgetäferte Zimmerchen, nur mit den nötigsten Möbeln ausgerüstet. Im

Digitized by Google

Oberstock, nach dem schmalen Balkon heraus, liegen die „Gemächer“, die der Kaiser zu bewohnen pflegt, ein Wohn- und ein Schlafgelaß, beide von den bescheidensten Maßen. Der einzige größere Raum ist das Speisezimmer zu ebener Erde, in dem für etliche zwanzig Personen Platz sein mag; hier ist man auch in der Ausstattung ein klein wenig üppiger zu Werke gegangen, und in Parallele hiezu steht der stattliche moderne Herd, der die nach der Bergseite des Erdgeschoßes hinausschauende Küche auszeichnet. Eine stil- und stimmungsgerechte Zierde des ganzen Hauses bilden die zahllosen Geweihe, die, sämtlich im Kaltenbronner Revier erbeutet, überall die Wände der Gelasse, Gänge und Treppen schmücken.

Es ist eine mühselige Sache um die Auerhahnjagd und die Tageseinteilung des Weidmanns, der ihr nachgeht, entfernt sich weit von gewöhnlicher Menschen Regel. Früh vor Tag, um zwei Uhr etwa, geht's hinaus an den Stand, wo des Abends zuvor der Hahn „verhört“ worden ist. In den ersten Vormittagsstunden kehren die — nehmen wir an, glücklichen — Jäger zurück, ein kräftiges, wohlverdientes Frühstück und dann ein nicht minder kräftiger und wohlverdienter Schlaf bis nach Mittag, darauf vielleicht noch ein kleiner Waldgang und abends früh Sammlung zum Nachtmahl, das ist so ungefähr der Tageslauf der fürstlichen Gäste, die sich zur Zeit der Auerhahnbalz auf Kaltenbronn einstellen.

Die Gegend des Hohloh, auch durch Reichtum an Hochwild ausgezeichnet, gehört zu den besten Auerhahnrevieren des Schwarzwalds. Wie sehr sie seit alter Zeit von den badischen Fürsten ob dieser anziehenden Eigenschaft geschätzt wurde, das mag in jenem seltsamen Denkmal seine Illustration finden, das da oben in einsamer Waldesstille steht. Es ist ein altersgrauer, steinerner Obelisk mit der Inschrift: „Karl Friedrich Großherzog von Baden erlegte am 22. April 1797 morgens 3 Auerhahnen — und hier fiel der dritte, der letzte, welchen der Hochselige schossen.“

Peter Apian.

Peter Apian-Bennewitz ward 1495 — Geburtstag unbekannt — zu Leisnig, einer altertümlichen und äußerst romantisch gelegenen Stadt des Königreichs Sachsen, geboren, wo sein Vater, der Bürger und Schuhmacher Martin Bennewitz, ansässig war. Von seiner Mutter wissen wir nur, daß sie Gertrude hieß. Mit seinen Brüdern Gregor Nicolas — dem späteren Leisniger Ratsherrn — und Georg verlebte er seine Kindheit in Leisnig, sowie abwechselnd im nahegelegenen Tautendorf, wo sein Vater das jetzige Voigtsche Gut besaß, teils im großväterlichen Gute zu Koltzschen, einem Dorfe bei Colditz. Nach seiner Firmelung kam er auf die Lateinschule zu Rochlitz, an welche der berühmte Mag. Colin, Freund und späterer Amtsbruder Luthers, von Döbeln aus als Rektor berufen worden war.

1516 bezog er die Universität Leipzig. Die Immatrikulation lautet: Petro Pennewitz de Leysnick 1516 Meissner. Nat. Rector Alexander Seckler, Esslingensis; hier mag es geschehen sein, daß er seinen Familiennamen Benne-(Biene-)witz in Apianus latinisirte. Er widmete sich der Mathematik, Astronomie und Astrologie unter Leitung der Professoren Kalb, Caspar Borner und Stromer, besuchte darauf die Hochschule zu Wien, nahm dann längeren Aufenthalt in Landshut, bis er 1527 einem Rufe als Professor der Mathematik an die Universität Ingolstadt, deren eigentlichen Schwerpunkt seinerzeit die philosophische Fakultät bildete, folgte. Vergeblich hatten Leipzig, Tübingen, Wien Padua und Ferrara ihn zu gewinnen gesucht.

1526 hatte er sich mit Katharina, der Tochter des Ratsherrn Thomas Mosner in Landshut, späteren Stadtsyndikus zu Ingolstadt, verheiratet. Seine Ehe ward mit vierzehn Kindern gesegnet. Einer seiner direkten Nachkommen ist Maximus Valerius Apianus-Bennewitz in Leipzig-Barthelshof, Kaufmann und Inhaber einer Papier- und Schreibwarengroßhandlung, sowie Papierwarenfabrik.

Am 21. April 1552 machte ein Nervenleiden seinem thatenreichen und ruhmvollen Leben ein jähes Ende. Seine Leiche ward bei den Franziskanern in Ingolstadt beigesetzt. Seine Gattin starb 6. Juli 1574. Sein Sohn Philippus, geboren 14. September 1531, nahm nach des Vaters Ableben den Lehrstuhl der Mathematik zu Ingolstadt ein, studirte darnach noch Medizin, promovirte 1564 zu Bologna, gab 1567 eine Beschreibung Bayerns heraus, wofür ihm Herzog Albert 2500 Dukaten verehrte, trat 1568 zum Protestantismus über, ward 1569 Universitätsprofessor zu Tübingen. Hier starb er 1589. Seine Brüder verwalteten den sehr bedeutenden Grundbesitz, den der Vater Peter Apian, außer einer Druckerei in Landshut und einem Hause in Ingolstadt, in einem Gute zu Brunstein, einer Hofmark zu Itlhofen, einem Hofe zu Dirn und in vier Hofgütern zu Kemmath am Südabhange des Fichtelgebirgs hinterlassen hatte.

Was nun die geradezu unerhörte geistige Rührigkeit Peter Apians — wie die Chronisten sie uns schildern — anlangt, so ist in erster Linie seine Weltkarte 1520 zu nennen, auf welcher alte und neue Welt, letztere zum erstenmale unter dem Namen: „Amerika“, vereinigt dargestellt wird, sodann erschien 1524 seine Isagoge, das ist Einführung in die Grundlage der Weltgeschichte, ins Französische, Spanische, Italienische und Holländische übersetzt in Nürnberg, Paris, Köln, Amsterdam und in sieben Auflagen in Antwerpen. 1534 erschien weiter eine Sammlung kirchlich-christlicher Inschriften und 1540 sein unbedingt berühmtestes Werk: Astronomicon caesareum. Außer den Herstellungskosten gewährte ihm Kaiser Karl V. dafür als Geschenk dreitausend Goldgulden und erhob ihn samt seinen Brüdern auf dem Reichstag zu Regensburg in den Adelstand und am 20. Mai 1544 auf dem Reichstag zu Speier zum kaiserlichen Hof- und Pfalzgrafen, nachdem er am 29. Juli 1541 vom Papst zum comes et miles sacri Palatiae et aulae lateranensis ernannt worden war.

Große Verdienste hat Apian um die Rechenkunst sich erworben, denn er hat zuerst in deutscher Sprache eine Anleitung zur Rechenkunst herausgegeben. Ferner führte er die aus Italien stammende Tolletrechnung ein, sowie eine Projektion, die sich durch mehr als zwei Jahrhunderte erhalten hat. Einer praktischen geometrischen Publikation aus dem Jahre 1533 sei noch mit Bezug auf das von ihm erfundene Instrument: das Pappelblatt zur Auffindung der Stunden, sowie des Auf- und Niedergangs der Sonne gedacht. Von weiteren Instrumenten, die er erfand, seien nur noch erwähnt das Torquetum, welches die tägliche Bewegung des Aequators in der Sonnenbahn anzeigt, ein quadrans astronomicus 1530, ein horoscopium generale 1534 und das instrumentum primi mobilis zur Auffindung des sinus und sinus verrus.

Mit von ihm eigens hergestellten Instrumenten beobachtete er 1531—1539 fünf Kometen und entdeckte beim

Peter Apian.

sogenannten Halleyschen Kometen, daß die Richtung der Kometenschweife fast genau von der Sonne abgewendet ist. Er war es auch, der zuerst empfiehlt, farbiger oder geschwärzter Gläser bei Beobachtung von Sonnenfinsternissen sich zu bedienen. Beobachtung von Sonnenfinsternissen galt ihm als bestes Mittel, die Meridiandifferenzen zu bestimmen. Seine Zeitgenossen schildern ihn als äußerst talentvollen Mann, als vorzüglichen Mechaniker und trefflichen Beobachter der Sterne, als einen mit reichem Wissen ausgestatteten hochgelehrten Herrn, der es zugleich in technischer Hinsicht als Künstler zu einer großen Fertigkeit im Zeichnen und Verfertigen von Instrumenten und Apparaten der mannigfaltigsten Art auf allen Gebieten der Wissenschaft gebracht hatte; daher er auch allerwärts an den Hochschulen wie an den Fürstenhöfen in größtem Ansehen stand.

Das ihm vom Kaiser verliehene Wappen, einen schwarzen Doppeladler in blauem Gewölk auf goldgelbem Schild darstellend, befand sich in einem Fenster des Geburtshauses Apians in Leisnig angebracht und rettete 22. April 1547 am Tage Soter Leisnig vor Einäscherung, wie das Spruchband unter dem am 23. Mai 1870 vom Leisniger Geschichts- und Altertumsverein über der Hausthüre des Hauses Nr. 150 angebrachten sandsteinernen Apianischen Wappen berichtet. Der Vorfall war kurz folgender. Auf dem Marsche von Eger nach Mühlberg schlug Kaiser Karl V. in und bei Leisnig ein Feldlager auf. Weil Leisnig gut chursächsisch gesinnt war und zwei Offiziere, die eine Bürgerstochter erstochen hatten, von den Bürgern erschlagen worden waren, sollte die Stadt auf Befehl des Obersten Grafen Toledo nach dem Abmarsch der Truppen am 22. April in Brand gesteckt werden. Noch rechtzeitig ward dem Kaiser davon Kunde, daß Leisnig seines Vertrauten und Lehrers Apian Geburtsstadt sei. Sofort erging Befehl, es sei ihm nicht lieb, daß man den fürnehmen Apianum also betrüben und seine Vaterstadt in Unglück setzen wolle. Kind schildert uns diese Episode in seinem Schauspiel: „Petrus Apianus oder Achtung der Wissenschaft“. Am 12. August 1818 ward dasselbe auf dem Burgtheater zu Wien und am 3. und 4. Mai 1886 von der freiwilligen Feuerwehr in Leisnig aufgeführt.

Bereits im vorigen Jahrhundert hat die Stadt Leisnig zu Ehren ihres großen Landsmannes eine Quelle bei Leisnig Apiansborn getauft. Gegenwärtig ist zur vierhundertjährigen Wiederkehr des Geburtsjahrs Apians auf Anregung des Geschichts- und Altertumsvereins, welcher am 25. März dieses Jahres das Andenken an Peter Apian durch einen Festvortrag feierte, in der oberen Stadt ein Platz: Peter Apian-Platz, benannt worden.

In der Ruhmeshalle der Bavaria zu München hat seine Büste mit vollstem Recht ihren Platz gefunden.

Dr. A. Mirus.

Unser Stephan.

Jubiläumsskizze von Th. Werner.

Seine Majestät der König von Preußen haben Allergnädigst geruht, im Namen des Norddeutschen Bundes dem General-Postdirektor von Philipsborn die nachgesuchte Entlassung aus dem Bundesdienste zu ertheilen und den vortragenden Rath im General-Postamte, Geheimen Oberpostrat Stephan, zum General-Postdirektor zu ernennen —“ so lautet eine Veröffentlichung im Amtsblatt Nr. 30 der Norddeutschen Postverwaltung vom 13. Mai 1870; die Uebernahme der Verwaltung durch den damaligen Geheimen Oberpostrat Stephan war bereits am 1. Mai 1870 erfolgt und so sind am 1. Mai 1895 fünfundzwanzig Jahre verflossen, seitdem die Postverwaltung unter der Leitung des Mannes steht, der sich um die Entwicklung des gesamten Postwesens unvergängliche Verdienste erworben hat.

Heinrich Stephan wurde am 7. Januar 1831 zu Stolp in Pommern als Sohn eines schlichten Handwerkers geboren und trat im Jahre 1848 nach beendeter Gymnasialbildung als Postschreiber in den Postdienst ein. Nach Ablegung der höheren Postverwaltungsprüfung wurde er im Jahre 1856 als Geheimer expedirender Sekretär in das General-Postamt berufen. Bereits im Jahre 1858 wurde er zum Postrat, 1865 zum Geheimen Postrat und vortragenden Rat im General-Postamt ernannt. In dieser Stellung schloß er in höherem Auftrage den Vertrag vom 28. Januar 1867 ab, durch welchen die Postgerechtsame des Fürsten von Thurn und Taxis auf Preußen überging und das zersplitterte Postwesen Deutschlands in ein einheitliches Verwaltungsgebiet umgewandelt wurde. Im Jahre 1867 zum Geheimen Oberpostrat ernannt, beteiligte sich Stephan in hervorragender Weise an der Organisation des Postwesens des Norddeutschen Bundes, dessen Leitung ihm in Anerkennung seiner hohen Verdienste im Jahre 1870 übertragen wurde. In dieser Stellung ist Stephan der Reformator nicht nur des deutschen, sondern auch des gesamten Postwesens aller Völker geworden; denn fast ausschließlich seiner Initiative haben wir alle diejenigen Verkehrserleichterungen zu danken, die in unserem Vaterlande und im Verkehr mit dem Ausland seit fünfundzwanzig Jahren geschaffen worden sind.

Stephans Programm umfaßte drei Ziele, die Ausdehnung des Postverkehrs auf alle seinem Betriebe entsprechenden Gegenstände, die gleichmäßige und möglichst billige Nutzbarmachung der von ihm getroffenen Verkehrseinrichtungen und die Vereinigung aller zivilisirten Länder der Erde zu einem postalischen Ganzen.

Bereits wenige Tage nach der Uebernahme der Verwaltung führte Stephan die Postkarte ein, die bald das beliebteste Korrespondenzmittel der ganzen Welt werden sollte und die gegenwärtig jährlich in etwa 4 Milliarden Exemplaren die Erde nach allen Richtungen hin durchkreuzt. Allerdings war Oesterreich mit der Einführung der Postkarten dem Norddeutschen Bunde um ein Jahr zuvorgekommen; der geistige Urheber der Idee bleibt aber jedenfalls Stephan, der die Einführung der Karten bereits im Jahre 1865 gelegentlich der 5. deutschen Postkonferenz in Karlsruhe angeregt hatte. Der Postkarte folgte bald darauf die Postkarte mit Antwort, ferner die Einführung der Postaufträge und der Bücherpostsendungen; Drucksachen wurden als außergewöhnliche Zeitungsbeilagen zugelassen und Bücherbestellzettel gegen das Drucksachenporto befördert; das zulässige Gewicht der Drucksachen wurde von 15 Lot auf 1 Pfund, der Meistbetrag auf Postanweisungen von 150 Mark auf 300 Mark und später auf 400 Mark erhöht. Hand in Hand mit diesen Verkehrserweiterungen wurden die Portosätze für die Mehrzahl der Versendungsgegenstände herabgesetzt, für Pakete wurde der billige Zonentarif eingeführt und das Landbriefbestellgeld ganz aufgehoben. Das Netz der Verkehrsanstalten wurde über das ganze Reich gleichmäßig ausgebreitet und so verdichtet, daß im Jahre 1893 bereits auf 17,1 Quadratkilometer und 1610 Einwohner je eine Postanstalt entfiel, während dies im Jahre 1872 erst bei 73,6 Quadratkilometer und 5599 Einwohnern der Fall war. Die Zahl der deutschen Postanstalten ist seit dem Jahre 1872 von 7334 auf 28,612 im Jahre 1893, also beinahe um das Vierfache, gestiegen. Die Rechte und Pflichten der Post, sowie das Posttaxwesen wurden im Jahre 1871 gesetzlich

Digitized by Google

präzisirt; ebenso wurde das Verhältnis der Post zur Eisenbahn im Jahre 1875 durch ein Gesetz geregelt, dessen Bestimmungen später auch auf die Kleinbahnen ausgedehnt wurden. Nachdem Stephan das Postwesen im Innern in großen Zügen ausgebaut hatte, ging er daran, die Verkehrsbeziehungen zum Auslande zu verbessern. Seiner rastlosen Thätigkeit, seinem politischen Scharfblick und nicht zum mindesten der überzeugenden Macht seiner Rede gelang die Zusammenschließung aller zivilisirten Völker zu einer gemeinsamen Kultur- und Friedensaufgabe, ihm gelang die friedliche Erschließung der politischen Grenzen aller Völker, die am 9. Oktober 1874 in dem denkwürdigen Kongreß zu Bern zum Abschluß des allgemeinen Postvereinsvertrages führte. Welche Bedeutung dieser Vertrag für das gesamte Verkehrswesen hat, geht schon daraus hervor, daß er bereits bei seiner Gründung eine Fläche von 37 Millionen Quadratkilometern mit 350 Millionen Einwohnern umfaßte. Späterhin wurde der allgemeine Postvereinsvertrag in den regelmäßig wiederkehrenden Kongressen zum Weltpostverein ausgestaltet, dem gegenwärtig etwa 50 Länder mit mehr als 800 Millionen Einwohnern angehören. Die Hauptxerrungenschaft des Vertrages ist die Einführung einheitlicher Sätze für die Beförderung von Briefpostsendungen. Mit Hilfe der Postkarte kann man jetzt für einen Betrag von 10 Pfennigen mit den Einwohnern von Australien, von Hinterindien oder Südamerika in Verkehr treten — wahrlich eine großartige Leistung, wenn man erwägt, daß noch vor dreißig Jahren ein einfacher Brief, zum Beispiel nach Ecuador, 2 Mark 65 Pfennig gekostet hat. Kaum war der Grundstein zu dem Weltpostgebäude gelegt, so harrte unseres Stephan eine neue Riesenaufgabe, die Vereinigung der Post mit der Telegraphie. Mit welch beispiellosem Erfolg er sich dieser Aufgabe unterzog, hat uns die Zeit gelehrt: er ist der Schöpfer der unterirdischen Telegraphenlinien geworden, die die Hauptplätze Deutschlands mit einander verbinden und den telegraphischen Verkehr zwischen diesen zu jeder Zeit, auch zu Kriegszeiten und unabhängig von Wind und Wetter sicher stellen; ihm haben wir die Einführung des billigen Einheitsworttarifs zu danken; er verstand es, die Erfindungen auf dem Gebiete der Elektrotechnik mit ungewöhnlichem Geschick im Interesse der Telegraphenverwaltung zu verwerten und diese auf eine solche Höhe zu bringen, wie sie bei den anderen zivilisirten Ländern bei weitem noch nicht erreicht ist. Entfiel im Jahre 1873 auf 303,1 Quadratkilometer und 23,376 Einwohner erst eine Telegraphenanstalt, so kam im Jahre 1893 eine solche bereits auf 34,5 Quadratkilometer und 3238 Einwohner. Die Länge der oberirdischen Telegraphenlinien hat im Jahre 1873 30 642,99 Kilometer, die Länge der Leitungen 104 440,27 Kilometer betragen; im Jahre 1893 stellte sich dagegen die Länge der Linien und Leitungen bereits auf 97 459,26 beziehungsweise 348 178,05 Kilometer. Die Zunahme hat also mehr als 300 % seit zwanzig Jahren betragen. In diesen Zahlen sind noch nicht die 366 Stadt-Fernsprecheinrichtungen, die im Jahre 1893 bestanden haben, mit 13,162 Kilometer Fernsprechlinien und 142,269 Kilometer Fernsprechleitungen inbegriffen. Reichstelegraphenanstalten sind im Jahre 1873 1469, im Jahre 1893 12,908 vorhanden gewesen, was einer Zunahme von beinahe 1000 % gleichkommt. Natürlich erforderten diese Verbesserungen im Telegraphenwesen sehr erhebliche Geldopfer; so wurden im Etatsjahre 1892/93 für die Unterhaltung und Vervollständigung der Telegraphenlinien 15,353,900 Mark, im Jahre 1872 dagegen nur 1,140,900 Mark verausgabt. Die Ausgaben für diesen Zweck haben sich demnach in dem Zeitraum von zwanzig Jahren um 1245 % erhöht. Trotz der sehr erheblichen Mehraufwendungen gelang es Stephan, nicht nur das Defizit der Telegraphenverwaltung, welche noch im Jahre 1875 mit einem Mindererertrage von 3 ½ Millionen Mark abschloß, zu beseitigen, sondern sogar vermöge der großartigen Verkehrsentwicklung bedeutende finanzielle Ueberschüsse zu erzielen, die sich seit der Verschmelzung beider Verwaltungen auf das artige Sümmchen von rund 330 Millionen Mark belaufen haben. Diese Zahlen legen für die Verdienste Stephans um die Entwicklung des Verkehrswesens ein beredteres Zeugnis ab, als Worte es je vermögen. Ein weiteres, nicht zu unterschätzendes Verdienst erwarb sich Stephan dadurch, daß er die staatsrechtlichen Verhältnisse der Telegraphie durch das Telegraphengesetz vom 6. April 1892 normirte. Durch dieses Gesetz wurde ein dem Gemeinwohl dienender Verkehrszweig vor der Ausbeutung durch private Sonderinteressen in dankenswerter Weise geschützt.

v. Stephan.

Außer ihren eigenen Aufgaben dient die Post- und Telegraphenverwaltung noch in segensreichster Weise der öffentlichen Wohlfahrt und der Sozialreform. Zahlreiche Stadt-Fernsprechstellen werden im öffentlichen Interesse als Feuermeldestellen, die Mehrzahl der Telegraphenanstalten auf dem platten Lande auch außerhalb der Dienststunden zu Unfall- und Hochwassermeldezwecken benützt. So waren im vorigen Jahre im deutschen Reiche bereits 7612 Unfallmeldestellen in Thätigkeit, die in einem Vierteljahr allein 4229, also täglich etwa 46 Unfallmeldungen beförderten. Erwägt man, daß es sich bei diesen Unfallmeldungen in 3209 Fällen um schwere Erkrankungen von Menschen, in 99 Fällen um Feuersgefahr und in 22 Fällen um Ueberschwemmungen handelt, so ersieht man ohne weiteres hieraus den hohen Nutzen der von Stephan ins Leben gerufenen Wohlfahrtseinrichtung. Daß die Post sich auch in den Dienst der Sozialreform stellte, war die natürliche Folge ihres über das ganze Reich gleichmäßig verzweigten Organismus. Sie vermittelt sämtliche Zahlungen der Unfall-, sowie der Alters- und Invaliditätsversicherung und verkauft die Versicherungsmarken, ohne hierfür ein Entgelt oder eine Gegenleistung zu erhalten. Die Zahlungen der Postanstalten im Interesse der Arbeiterversicherung haben im Jahre 1893 rund 57 Millionen Mark betragen, außerdem sind von jenen 377,183,000 Stück Versicherungsmarken zum Werte von 79,325,000 Mark verkauft worden. Diese Zahlen beweisen zur Genüge, daß sich die Postverwaltung unter Stephans Leitung auch in hervorragender Weise an den Leistungen für allgemeine Reichszwecke, insbesondere aber auch an der Durchführung der Sozialreform beteiligt.

Trotz der vielseitigen und unermüdlichen Wirksamkeit Stephans nach außen verlor er doch nie die Fürsorge für die ihm unterstellten Beamten aus dem Auge: er verbesserte ihre Beförderungs- und Gehaltsverhältnisse und hob dadurch ihre soziale und wirtschaftliche Stellung; er traf musterhafte Einrichtungen zur fachlichen und wissenschaftlichen Ausbildung der Beamten und half ihre Rechtsverhältnisse regeln; durch Gründung der Postunterstützungskasse, der Spar- und Vorschußvereine, des Töchterhorts und durch andere Wohlfahrtseinrichtungen erleichterte er den Beamten die wirtschaftliche Selbsthilfe — kurz, er sorgte für sein zahlreiches, ihm nachgeordnetes Personal, welches jetzt etwa 150,000 Köpfe umfaßt, in jeder Beziehung geradezu väterlich. Dank und Verehrung wird ihm dafür auch zu teil — Ausnahmen bestätigen ja nur die Regel — und an seinem denkwürdigen Jubiläum scharen sich seine Jünger frohen Herzens um ihn, um den Ehrentag als ein Familienfest feierlich zu begehen.

Für müßige Stunden.

Rätselhafte Inschrift.

Auf der bekannten Saalburg bei Homburg, die schon so reiche Ausbeute an römischen Altertümern geliefert hat, wurde neuerdings wieder eine interessante Thontafel ausgegraben, deren lateinische Inschrift gerade keine Schwierigkeit der Uebersetzung bietet (für Nichtlateiner lassen wir sie hier folgen): „Ich billige es, nachdem die in Stillstand geratene Angelegenheit im Jahre 1000 am Tag des fünften August wieder aufgerichtet worden ist: Eva sei in dem Gelände begraben." (SEP. Abkürzung für SEPVLTA). Buch N. 6. Mai 56. Es ist aber der Sinn dieses Satzes mit den darunter befindlichen Reliefs eines römischen Kriegers, der, jedenfalls seinen Sohn an der Hand haltend, mit der andern männlichen Figur im Zwiegespräch begriffen ist, nicht recht in Zusammenhang zu bringen und ist vielleicht einer unserer geehrten Leser dieses Blattes im stande, hierüber Aufklärung zu geben.

Charade.

Das eine fällt dir schwer zu tragen,
Sonst müßt' es schon das andre sein.
Wer nicht recht weiß, ob ja, ob nein,
Der wird vielleicht das Ganze sagen. J. E.

Worträtsel.

Im heißen Afrika sind wir geboren,
Und nimmt man uns den Kopf
Ist auch der Rest verloren!

Aufgabe.

Loch — Leer — Naht — Dole — Meer — Elsa — Haar — Lahn — Saum — Asen — Lier — Loos — Sina.

In vorstehende Wörter ist je ein fünfter Buchstabe als Mittelbuchstabe einzusetzen, so, daß neue Benennungen entstehen. Wenn richtig gefunden, ergeben die eingefügten Lettern ein Citat.

Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 608:

Einem ist sie die ho(h)e, himmlische Göttin, dem Andern eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Auflösung des Füllrätsels Seite 608:

Verstand, Fängen, Hof, Netzen, Halle, Regen, Essen, Herberge, Wagen, Wogen.

Auflösung des Rätsels Seite 608:

Manen, Namen.

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 608:

Karmeliter.

Schach.

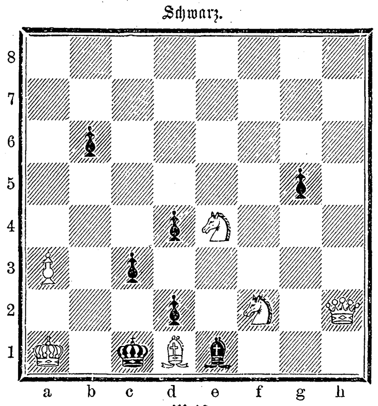
(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 29.

Von Franz Schrüfer in Bamberg.

(„Sammler".)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 26 S. 592:

W. 1) Lf3—h1
S. 1) Kg1—h1:
2) Ke1—f1 d6—d5
3) e4—d5: e5—e4
4) d5—d6 e4—e3
5) d6—d7 e3—e2†
W. 6) Kf1—e2:
S. 6) Kh1—g2
W. 7) d7—d8D
S. 7) h2—h1D
W. 8) Dd8—g5†
S. 8) Kg2—h2[h3]
W. 9) Dg5—h4[h5]†
S. 9) Kh2[h3]—g2!!
W. 10) Dh4[h5]—g4†
S. 10) Kg2—h2
W. 11) Ke2—f2 und gewinnt.

Falls 6) .... Kh1—g1, so 8) Dd8—d4† nebst 9) Dd4—g4† ꝛc.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Br. in Nordhorn zu 22, 23, 24; K. W. in Wien und Fr. Sch. in Neunkirchen zu 23; Sechzehnjähriger in Königsberg i. Pr. zu 22 und 24. (Letzterem zur Nachricht, daß von dem Wettkampf Tarrasch-Tschigorin bisher noch nichts verlautete.)

Partie Nr. 11.

Gespielt im Nürnberger Schachklub im März 1895.

Mittelgambit gegen Königsgambit.

Weiß: Dr S. Tarrasch. — Schwarz: K. Eckert.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	**e7—e5**	13) Dd1—d2	Dc5—c7: [5])
2) f2—f4	**d7—d5**	14) Tf1—f6:	Dc7—a5 [6])
3) Sg1—f3 [1])	d5—e4:	15) Tf6—f4	Lg4—e6
4) Sf3—e5:	Lf8—d6	16) Tf4—h4	f7—f5
5) d2—d4	e4—d3:	17) Ta1—e1	Da5—d8
6) Lf1—d3:	Sg8—f6	18) Dd2—f2	Le6—c8 [7])
7) O—O	O—O	19) Sc3—d5	Sb8—c6
8) Sb1—c3	Ld6—e5: [2])	20) Ld3—c4	Kg8—h8
9) f4—e5:	Dd8—d4†	21) Te1—e7 [8])	Sc6—e7: ? [9])
10) Kg1—h1	Dd4—e5:	22) Th4—h7:†	Kh8—h7:
11) Lc1—f4 [3])	De5—c5	23) Df2—h4†	Kh7—g6
12) Lf4—c7: !	Lc8—g4 [4])	24) Sd5—f4 matt.	

[1]) 3) e4—d5:, was hier gewöhnlich geschieht, wird von Dr. Tarrasch, dessen „Frankfurter Schachblatt" wir die gegenwärtige Partie nebst einem Teil der Anmerkungen entnehmen, auf Grund neuerer Erfahrungen verworfen.

[2]) Durch diesen Abtausch und den nachfolgenden Bauerngewinn verdirbt Schwarz sein Spiel. Besser war Sb8—d7.

[3]) Weiß ist nun in der Entwicklung bedeutend voraus und gewinnt überdies den geopferten Bauern sofort zurück.

[4]) Falls Dc5—c7:, so 13) Tf1—f6:, und wenn alsdann g7—f6:, so 14) Dd1—h5 f6—f5 15) Dh5—g5† Kg8—h8 16) Dg5—f6† Kh8—g8 17) Sc3—d5 bezw. 14) ... Tf8—d8 [e8] 15) Dh5—h7:† Kg8—f8 16) Ta1—e1 [Sc3—d5] Lc8—e6 17) Te1—e6:.

[5]) Am besten wäre vielleicht Sf6—e8, um der Drohung 14) Lc7—d6 [Dc5—d6: 15) Ld3—h7:†] zu begegnen.

[6]) g7—f6: verbietet sich noch immer wegen 15) Dd2—f6 ꝛc. Der Textzug beabsichtigt, Sc3—d5 zu verhindern.

[7]) Die Dame kann den Läufer nicht decken wegen 19) Te1—e6: nebst 20) Ld3—c4, und auch auf Tf8—e8 folgte dies mit Vorteil. Das schwarze Spiel ist nun vollständig unentwickelt, während Weiß sämtliche Steine zum Angriff bereit hat.

[8]) Eine Falle, die mit gütiger Mitwirkung des Gegners einen hübschen Schluß herbeiführt. Stärker war unseres Erachtens 21) Df2—g3 mit der Drohung 22) Th4—h7:† Kh8—h7: 23) Dg3—h3† Kh7—g6 24) Sd5—f4† Kh6—f6 25) Dh3—h4† g7—g5 26) Dh4—h6 matt; falls 21) ... g7—g5, so 22) Dg3—e3†, und falls f5—f4 22) Sd5—f4: g7—g5, so 23) Sf4—g6† Kh8—g7 24) Sg6—f8: ꝛc.

[9]) Mit Dd8—d6 konnte Schwarz sich noch ausreichend verteidigen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Ueber Land und Meer.

№ 32.

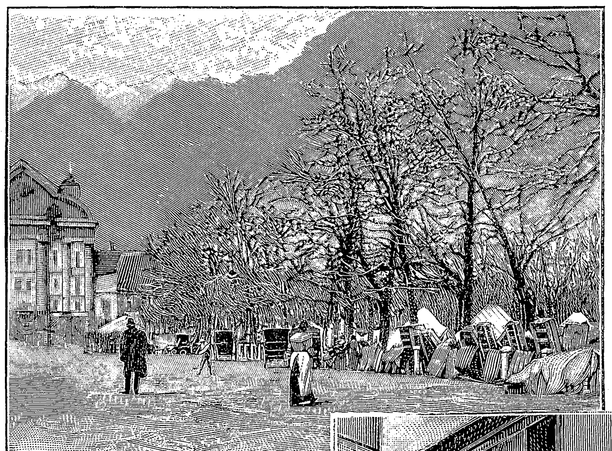
Aus Zeit und Leben.

Das Erdbeben in Laibach.

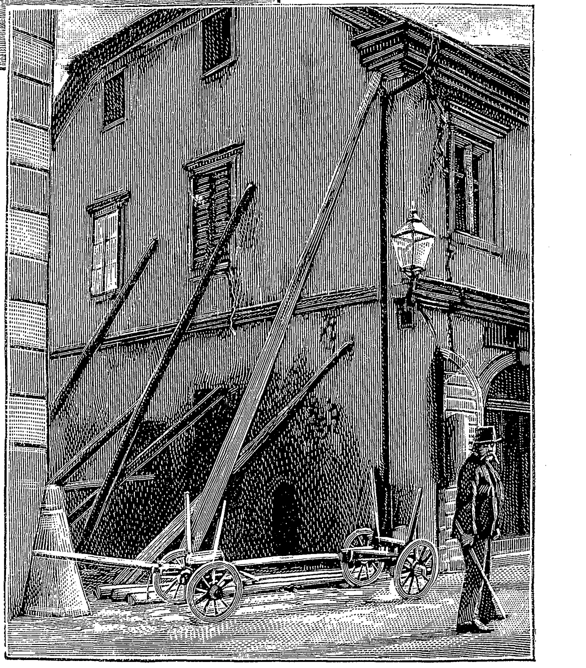
Nach photographischen Aufnahmen von Wilh. Helfer.

Namenloses Leid ist über die krainische Landeshauptstadt und deren Umgebung hereingebrochen. Am Ostersonntage, dem Tage des Friedens und der beseligenden Verheißung für die ganze Menschheit, erschütterten gewaltige Erdstöße das unglückliche Laibach bis in seine Grundfesten, und noch wochenlang ist der Boden an dieser Unheilstätte nicht zur Ruhe gekommen. Der angerichtete Schaden zählt nach vielen Millionen. Das Elend in Laibach spottet jeder Beschreibung. Seine Größe kann vielleicht am besten aus der Thatsache ersehen werden, daß kaum ein Haus in der Unglücksstadt ohne ernstliche Beschädigung geblieben ist, und noch vierzehn Tage nach den ersten Erdstößen wohl neun Zehntel der Bevölkerung genötigt sind, ihre zerstörten Wohnungen zu meiden. Beim ersten Stoß schon stürzten in Laibach eine Menge von Schornsteinen ein. Nach jedem neuen Stoße hörte man das Krachen von weiteren Einstürzen. Die geängstigten Menschen eilten halbnackt aus den Häusern und sammelten sich auf den freien Plätzen, wo sich betende Gruppen bildeten. Viele übernachteten in Equipagen, Fiakern und Eisenbahnwagen. Die Wohnungen wurden fast alle mehr oder minder beschädigt. Von den Zimmerdecken stürzte Mörtel auf die Schlafenden, Geschirre, Vasen und Lampen wurden heruntergeworfen und bis in die Mitte der Zimmer geschleudert. Auf den Straßen wurden viele Fliehende durch herabfallende Ziegelsteine und Mauerstücke verletzt. Achtundneunzig Prozent aller Gebäude ist verletzt. Die Artilleriekaserne stürzte ein, das neue Landestheater und die Marienkirche sind schwer beschädigt, die Türme der Tirnauer-, der Peters- und der evangelischen Kirche stehen schief, die Burg ist derart beschädigt, daß ihr Abbruch notwendig werden dürfte. Mehrere Gebäude werden bereits abgerissen, andere durch mächtige Stämme gestützt. Der größte Schaden ist im Landesmuseum zu verzeichnen; das Gebäude ist furchtbar beschädigt, die Sammlungen sind zerstört, die wertvollen prähistorischen Funde, unter denen sich zahlreiche Unika befanden, sind verloren. Das neue Theater ist vom Dach bis zum Grund geborsten, die Maschinerie in die Versenkung gestürzt. Der historisch merkwürdige Fürstenhof, Eigentum des Fürsten Auersperg, muß abgerissen werden. Die Bewohnerschaft Laibachs lagert, allen Unbilden der Witterung preisgegeben, in Zelten und Holzbaracken, in Eisenbahnwagen, Krauttonnen oder unter Gottes freiem Himmel! Die Lage ist um desto entsetzlicher, als namentlich die Aermsten, unbedingt an die Scholle Gebundenen voraussichtlich noch lange Zeit ohne Heim, ohne Herd bleiben werden. Ein in Laibach weilender Beamter der Wiener freiwilligen Rettungsgesellschaft schreibt über die Lage unter anderem: „Das jammervolle Bild, welches die im Freien kampirende Bevölkerung Laibachs bietet, läßt sich kaum schildern. In Leinwandzelten, auf ganz durchnäßtem Boden, der stellenweise so weich ist, daß man bis zum Knöchel in den Kot sinkt, hie und da buchstäblich nur mit wenigen Halmen Stroh bedeckt, kauern Männer, Frauen, Kinder in wirrem Durcheinander; dort liegt ein Kranker, für den seine Angehörigen mit Mühe noch einen Strohsack gerettet; mit hohlen Augen stieren sie alle uns an, man liest in ihren Mienen den ausgestandenen Schreck, und sie klagen über Hunger. Wir vertrösten sie auf morgen früh und sprechen ihnen Mut zu. Wie ein Lauffeuer hat sich die Nachricht von unserer Ankunft unter den auf verschiedenen Plätzen der Stadt kampirenden Zeltbewohnern verbreitet, und obwohl die Nacht schon vorgeschritten ist (es ist nach Mitternacht), sammeln sich die höchst dürftig bekleideten Armen bei strömendem Regen, zitternd vor Kälte an, im Glauben, daß sie jetzt schon gespeist werden können. Wir haben starke Nerven, und obwohl gewohnt, täglich und nächtlich wahres Elend mitanzusehen, obwohl wir auf Schreckliches vorbereitet waren, konnten wir uns denn doch nicht eines Schauderns erwehren."

Wohnungen in Krautfässern.



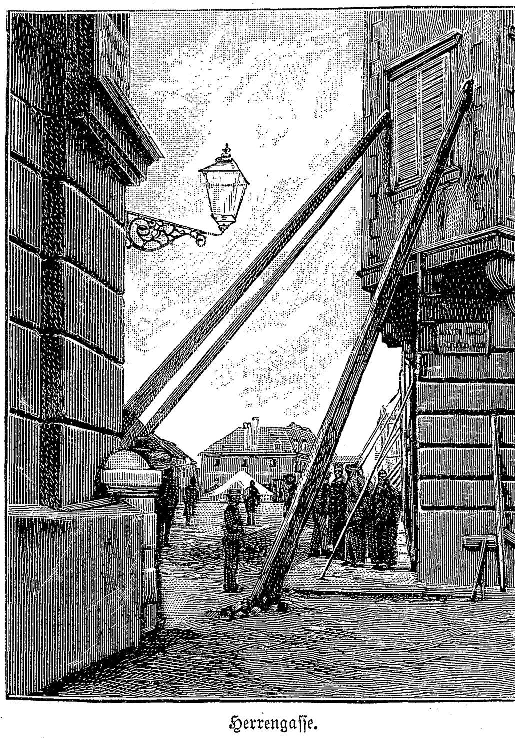
Kongreßplatz.



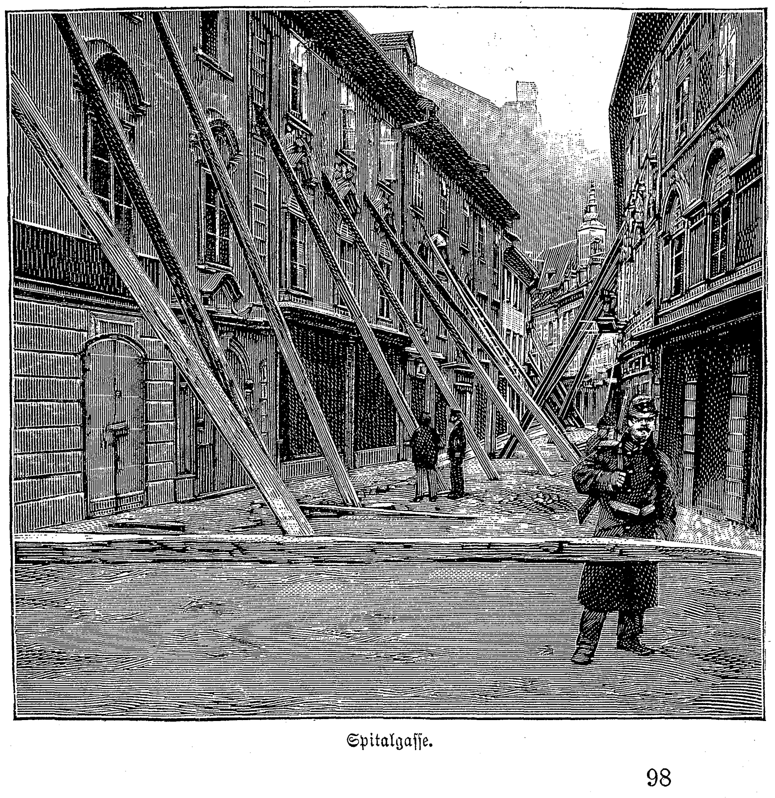
Peterstraße 4.

Während insbesondere „das goldene Wiener Herz" sich durch reiche Spenden für die armen Laibacher bethätigt, sind die Männer der Wissenschaft bemüht, die Natur und den Ursprung dieser furchtbaren Naturerscheinung zu erforschen, die außer Laibach auch Cilli, Pola, Fiume und Triest heimgesucht und sogar sich bis nach Wien und Linz hat fühlen lassen. Der Herd des Erdbebens, von dem die Erschütterung ausging und sich in dem weiten Umkreise verbreitete, war im Karst gelegen und dieser Umstand läßt darauf schließen, daß die Erschütterung nicht bloß von Zerstörungen auf der Erdoberfläche, sondern auch von starken Veränderungen im Innern der Erde begleitet war. Bei der ungemeinen Heftigkeit und Häufigkeit der Stöße nimmt man an, daß in den ausgedehnten Höhlenräumen und Trichtern des Karst Einstürze, Risse, Spalten und Erdsenkungen erfolgt sind, die sich erst später bemerkbar machen und vielleicht weitere Folgen haben werden.

Man muß befürchten, daß die Erschütterungen sich noch fortsetzen und daß im Karstgebiete eine Erdbebenperiode eingetreten ist, die vielleicht noch wochenlang dauern wird, wie seiner Zeit bei dem Erdbeben von Klana in Istrien, das am 27. und 28. Februar 1870 mit leichten Erschütterungen begann, die bis zum 8. Juli dauerten.



Herrengasse.



Spitalgasse.

Digitized by Google

Notizblätter.

Kunstversteigerung.

— Die berühmte Sammlung von Kupferstichen, Radirungen und so weiter des Mailänder Kunstliebhabers Luigi Angiolini wird vom 9. bis 21. Mai zu Stuttgart durch Kunsthändler H. G. Gutekunst versteigert. Das Vorwort des reich mit Lichtdrucken illustrirten Katalogs schildert das ganz der Kunst gewidmete Leben Angiolinis und macht besonders aufmerksam, daß der Schwerpunkt dieser Sammlung in den deutschen und italienischen Meistern des 15. Jahrhunderts liegt, Schätzen, die sich nicht leicht wieder finden dürften.

Preisausschreiben.

— Die Verlagsbuchhandlung des „Hinkenden Boten“, Moritz Schauenburg in Lahr, hat für die beste Volkserzählung im Umfang von 6 bis 9 Kalenderseiten (7000 bis 10,000 Worte), die ihr bis zum 1. Oktober 1895 eingesandt wird, einen Preis von 1000 Mark ausgesetzt. Preisrichter sind neben den Vertretern des Verlags und der Redaktion, Dr. Moritz Schauenburg und Albert Guth, die Herren Adolf Bartels, Redakteur der „Didaskalia“ in Frankfurt a. M., Schriftsteller Hermann Heiberg in Schleswig, Professor Dr. Ed. Heyck in Heidelberg, Hofrat Maximilian Schmidt in München und Oberschulrat Dr. Weygoldt in Karlsruhe. Die Einreichung hat auf die bei Preisausschreiben übliche Weise (Kennwort, verschlossener Briefumschlag mit Wohnungsangabe) zu geschehen. Die Entscheidung erfolgt am 1. Januar 1896.

Literatur.

— Waldgeheimnisse von Dr. W. Wurm, mit Illustrationen von Ch. Votteler (Stuttgart, C. Krabbe). Der den Lesern von „Ueber Land und Meer“ wohlbekannte Verfasser läßt, wir sind dessen gewiß, nicht umsonst in seinem Vorworte den Ruf ergehen: Kommet mit! Denn wer würde nicht gerne an der Hand eines so naturkundigen und naturfreudigen Führers den deutschen Wald durchstreifen, in seiner Gesellschaft Sorgen und Kümmernisse des Lebens vergessen und sich erlaben an dem ganzen Reichtum der Natur und insbesondere der Tierbilder, die uns hier vorgeführt werden? Den meisterhaften Schilderungen mit der Feder, die uns der als Arzt, Naturforscher und Weidmann gleich bewährte Verfasser bietet, gehen ebenbürtig zur Seite die geschmackvollen und naturtreuen Zeichnungen Ch. Vottelers.

— Von der neuen Allgemeinen Geschichte der bildenden Künste von Professor Alwin Schultz in Prag, reich illustrirt mit Abbildungen im Text, Tafeln und Farbendrucken [G. Grotescher Verlag, Seperatconto (Müller-Grote & Baumgärtel) in Berlin] ist soeben die 3. Lieferung erschienen. Der Verfasser kommt hier zur Behandlung der Renaissance in Holland und Belgien und der deutschen Früh- und Hochrenaissance und löst mit der Meisterschaft des sein Gebiet völlig beherrschenden Gelehrten und der Klarheit des feinsinnigen Darstellers seine Aufgabe. Ganz besonders aber tritt der Wert dieser neuen Kunstgeschichte in dem Anschauungsmaterial zu Tage, welches, teils in Kunstbeilagen, teils in Textabbildungen, das Werk in reicher Fülle ziert.

Briefmappe.

Geschichtsfreund. Sie haben recht, Napoleon war nicht der erste, der Falschmünzerei als Kriegsmittel gegen Deutschland, England und Oesterreich anwandte. Das Mitglied des Direktoriums, Barras, berichtet in seinen eben jetzt erscheinenden Memoiren, daß auf den Vorschlag eines Herrn Morainville der Polizeiminister diesen ermächtigt habe, englische Banknoten nachzumachen. Morainville ließ einige Millionen davon nach England, Holland und den Hansestädten bringen. Diese Falschmünzerei hat übrigens infolge unzähliger Ungeschicklichkeiten der Bank von England, die davon benachrichtigt war, keinen Schaden gebracht.

Fr. Br. in München. Das „Bayerische Dichter-Album“ ist für die 2. bayerische Landesausstellung in Nürnberg 1896 geplant und wird von drei Nürnberger Schriftstellern: Franz Dittmar, Friedrich Leber und Ludwig Aub herausgegeben. Es soll, mit den Bildnissen der Beiträge liefernden bayerischen Dichter geschmückt, dem idealen Zweck des Unternehmens dienen: Neben dem Stand der bayerischen Industrie und bildenden Künste den weitesten Kreisen des Volkes ein Bild der Leistungen zeitgenössischer bayerischer Dichter zu geben.

H. Seewolf in Bremen. Die Gesamtverluste von Seeschiffen waren nach dem Bureau Veritas im Jahre 1894: 203 Dampfer mit 150,821 Tonnengehalt, 855 Segler mit 327,381 Tonnengehalt, zusammen 1058 Schiffe mit 478,202 Tonnengehalt, während es im Jahre 1893 gewesen waren: 211 Dampfer mit 160,458 Tonnengehalt, 1018 Segler mit 419,077 Tonnengehalt, zusammen 1229 Schiffe mit 579,535 Tonnengehalt. Somit sind die Verlustziffern von 1894 geringer um: 8 Dampfer mit 9637 Tonnengehalt, 163 Segler mit 91,696 Tonnengehalt, oder in Prozentsätzen waren die Verluste weniger: 3,79 Prozent bezw. 6,01 Prozent bei den Dampfern, 16,01 Prozent bezw. 21,88 Prozent bei den Seglern, bezw. auf beide Schiffsgattungen: 13,91 Prozent bezw. 18,49 Prozent weniger.

Herrn W. B. in Zürich. Wir können Ihnen für diesen Zweck das Büchlein empfehlen: 365 Speisezettel für Zuckerkranke. Von J. W. (Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann.) Dieses Büchlein ist in der Weise entstanden, daß die Verfasserin, welche seit mehreren Jahren die Pflege und Ernährung ihres zuckerkranken Gatten täglich selbst besorgt, auf den dringenden Wunsch ihres Arztes sich entschloß, diese von ihm auch anderweitig erprobten Vorschriften zu veröffentlichen, welche bei dem betreffenden Kranken selbst von einem ausgezeichneten Erfolge begleitet sind. Er verträgt trotz seines hohen Alters und seiner Krankheit die Strapazen der Jagd vortrefflich, bei der er als Mundvorrat nur Aleuronatbrot mitnimmt.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Ida Kremer in Robschütz bei Meißen (2). Hermann Schwarz in Heidelberg (3). Die „kleine Ella“ in Hamburg (4). Paula Hahn in Berlin (2). Ida Kröner in Gießen (5). Kamill Heller in Innsbruck-Wilten (2). Peter Galler in Hannover (3). Felix Krüger in Berlin (2). „Johanna und Elfriede“ in M. (4). Frau Emilie Schmelz in Grojec bei Oswiecim (6). Karl Gunkel in B. (5). „Moselblümchen“ in Koblenz (3). Die „schöne Julie“ in Hernals. Ludwig Pfau in Osnabrück (3). Adele Hoffmann in Crefeld (4). Albert Kurz in Bremerhaven.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer“** (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Leonhardi's **Tinten**

Specialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte **Eisengallus-(Normal-) Tinten**, Klasse I. u. II.

Infolge besonderer Herstellung von **unübertroffener Güte** und **billig**, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Das Beste für Bücher, Akten, Documente und Schriften aller Art.

Jede Füllung trägt einen Hinweis auf **staatliche Prüfung.**

Goldene Medaillen Ehren- u. Verdienst-Diplome

Aug. Leonhardi

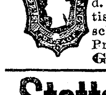
Fabrik Dresden, gegr. 1826

Seid. Bastrobe Mk. 13.80 bis 68.50 p. Stoff zu einer kompleten Robe — Tussors u. Shantung Pongees — sowie schwarze, weiße u. farbige **Henneberg-Seide** v. 60 Pfge. bis 18.65 p. Met. — glatt, gestreift, karrirt, gemustert, Damaste etc., ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins etc. — **Porto- u. steuerfrei ins Haus!** Katalog u. Muster umgehend.
G. Henneberg's Seiden-Fabrik (K. u. K. Hofl.) **Zürich.**

Format 32 zu 46 cm
aufgeschl. 46 zu 57 cm.
In Leder geb. 32 Mark.
GANZ NEU!
E. DEBES' NEUER HANDATLAS
59 Haupt- u. 120 Nebenkarten m. alphab. Namenregistern.
Durch jede Buchhandlung, auch in 16 Liefgn., jede zu M. 1,80, zu beziehen.
Auf Wunsch Prospekt gratis.
Leipzig,
H. Wagner & E. Debes
1895.

Für **Zuckerkranke!**

In allen Stadien der Krankheit haben die nach **Dr. med. Weil, Berlin**, gefertigten **Pilulae Myrtilli Jasper** vorzügliche Erfolge gezeitigt. Erhältlich in d. Apotheken. Preis: Originalschachtel à 100 Pillen 2 Mk., Diät-Vorschrift und Gebrauchsanweisung beigegeben. **Nur ächt** mit dem Namen **„Jasper“.** Ausführliche Prospecte mit ärztl. Attesten gratis und franco durch die **Chem. Fabrik Max Jasper, Bernau** b. Berlin.



Illustr. Briefmarken-Journal. Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. in jed. No. wertvolle Gratisbeigab. giebt u. monatl. 2mal erscheint. Halbjährl. (12 Hefte) 1.50 M. Probe-No. 15 Pf. (10 Kr.) franco von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

Stottern heilt **C. Denhardt's** Anstalt **Dresden-Blasewitz** und die Zweiganstalt **Burgsteinfurt**, Westf. Honorar nach Heilung. Prospekte gratis. Herrliche Lage. **Aelteste, staatlich** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I.** ausgezeichn. Anst. Deutschlands.

Beste und billigste Bezugsquelle für **Musikinstrumente.**

Violinen, Bratschen, Cellos, Contrabässe, Flöten, Piccolos, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Symphonions, Polyphons, Musikautomaten, Aristons, Piano-Melodico, Phönix, Harmonikas, Mundharmonikas, Ocarinas, Drehpianos, Harmoniums, allerbeste römische u. deutsche Saiten, **Notenpulte, Noten** zu allen Instrumenten.
Jul. Heinr. Zimmermann,
Musikexport, **Leipzig.**
Neue illustrirte Preisliste gratis.

HAMBURG H. A. P. A. G. **AMERIKA LINIE.**

Das **Handbuch** über

1. Die **Nordlandreise** bis zum **Nordcap**
Doppelschrauben-Schnelldampfer **„Augusta Victoria“**, Commandant **Capitain Kaempff.** Abfahrt von Hamburg am 29. Juni 1895, Reisedauer 20 Tage.

2. Die **Nordlandreise** bis **Spitzbergen**
Doppelschrauben-Schnelldampfer **„Columbia“**, Commandant **Capitain Vogelgesang.** Abfahrt von Hamburg am 20. Juli 1895, Reisedauer 21 Tage.

3. Die **Westindien-Fahrt**
Doppelschrauben-Schnelldampfer **„Columbia“**, Commandant **Capitain Vogelgesang.** Abfahrt von Genua am 8. Januar 1896, Reisedauer 65 Tage.

4. Die **Orient- und Mittelmeer-Fahrt**
Doppelschrauben-Schnelldampfer **„Fürst Bismarck“**, Commandant **Capitain Albers.** Abfahrt von Genua am 8. Februar 1896, Reisedauer 36 Tage.

ist jetzt erschienen und gratis zu beziehen von der Hamburg-Amerika Linie, Abtheilung Personen-Verkehr, HAMBURG, Dovenfleth 18—21, sowie von deren Agenten.

Schönschrift Correspondenz Comtoirkunde **Buchführung** bringt höheres Gehalt u. bessere Stellung! Lassen Sie sich Prospect und Probebrief kommen von Ferd. Simon, vereidigt. Sachverständg. Berlin O. 27.

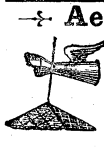
Handels-Akademie Leipzig *Dr. iur. L. Huberti.*
Kaufm. Hochschule. ✤ **Eigene Fachschrift.**
Verlange Lehrpläne u. Probe-Nrn.

Zusammenstellung über Lagen, Ver- und Ansteigerer, sowie Versteigerungspreis von 866 Fuder hervorragender **93r Mosel- und Saarweine** versendet die Fr. Lintz'sche Buchhandlung in Trier gegen Einsendung von 40 Pfg.

Blutarme schwache nervöse Personen sollten **Dr. Derrnehl's** Eisenpulver versuchen. Glänzend bewährt seit 29 Jahren, ist es das beste Kräftigungsmittel, stärkt die Nerven, **regelt die Blutzirkulation,** schafft Appetit und gesundes Aussehen. Alle sind voll des höchsten Lobes; unzählige Dankschreiben. Schachtel M. 1,50. Gross. Erfolg nach 3 Schacht. Allein echt: **Kgl. pr. Apotheke z. weiss. Schwan, Berlin, Spandauerstr. 77.**

Briefmarken und Albums billig. Preisl. gegen Doppelkarte. **Alwin Zschiesche, Naumburg a. S.**

Aeolsharmonika



für Gärten u. auf Dächer, ertönt v. selbst i. Winde, p. Stück M. 6.— Mit starkem Ton M. 8.— Mit vergold. Windfahne mehr M. 4.—
Adolf Klinger,
Inst.-Fabr. Reichenberg 2, Böhm.

Digitized by Google

Solide schwarze Seide

garantirt unerschwert végétal gefärbt, das denkbar Schönste und Reinste, alles übertreffend, zu allen Zwecken das Beste,

von 2 Mark bis 12 Mark, glatt, gemustert, armurirt, direkt aus der Fabrik, meter- und robenweise. Porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend franko.

Lasse sich der Konsument von den anscheinend billigen Apparenzstoffen nicht mehr einnehmen, die mit Metallen und Fetten beschwert sind, nach kurzer Zeit speckig aussehen und in den Falten Löcher bekommen. **„Das Beste ist das Billigste und Schönste“.** Man verlange stets unsere Muster, bevor man anderswo kauft.

Stehli & Co. in Zürich,
gegründet 1840.
Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien Obfelden und Arth und Filanda Germignaga (Lago maggiore).

Jede Flasche trägt Etiquette mit der seit 1879 eingetragenen Schutzmarke

Alt. Nordhäuser Korn à Fl. incl. M. 1,25
Alt. Nordhäuser Korn (Jagdkorn) „ 1,75
Alten Nordhäuser Korn, feinste Qualität, M. 2,50, ff. Qualität M. 3,—
Feinst. Nordh. Getreidekümmel „ 1,75
Nordhäuser Kräuter-Magenbitter, „ **passe-par-tout** M. 2,—
versendet incl. Flasche od. Gebinde beliebiger Größe gegen Nachnahme oder Einsendung **Kornbranntw.-Brennerei u. Likörfbr.** Fa. **Anton Wiese, Nordhausen a/H.** Man verlange Preisliste über **ff. Liköre.** Fäßchen à 4 Liter oder Kiste • 2 Fl.: Postcolli.

Täglich frischen **Rohspargel** in Postcollis bei **C. Blickwede & Comp.,** Konservenfabrik, **Hillerse** bei Leiferde.

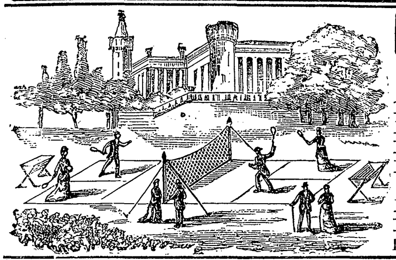
Strassburg
im Elsass
= 1895. =

Industrie- und Gewerbe-
Ausstellung
(Elsass-Lothringen, Baden u. Pfalz)
unter dem Protektorat
Seiner Durchlaucht des Fürsten Hohenlohe-Langenburg
Kaiserlicher Statthalter.
Vom 15. Mai bis 15. Oktober.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
Königl. Spanische Hoflieferanten
versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. 65 Pf. bis M. 15. — p. mètre. Muster franko.

Rohseid. Bastkleider

Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.



Küster Perry & Co. Nachf.,
Frankfurt a. M., empfehlen
Lawn Tennis Spiele,
Lawn Tennis Schläger,
Lawn Tennis Bälle und Netze,
Lawn Tennis Schuhe und Anzüge,
Alle Tennis Requisiten.
L. Tennis Spielregeln, deutsch M 0,50.
Engl. Fussbälle, Cricket, Croquet.
Illustrirte Preisliste gratis und franko.

Gemusterte
Bastroben
15 Mtr. Stoff: Mark 19,50

sowie alle schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffe in glatt, gemustert, gestreift, karrirt, bedruckt pp. v. M. 1,— bis M. 18,— der Mtr.

Seiden-Damast	von M. 1,75	bis M. 18,—
Seiden-Foulard	„ „ 1,—	„ „ 3,80
Seiden-Merveilleux	„ „ 1,50	„ „ 6,50
Seiden-Changeant	„ „ 2,—	„ „ 6,80

Muster nach ausserhalb, bei genauer Angabe des Gewünschten, franko.
Sämtliche Aufträge portofrei und ohne Berechnung von Nachnahmespesen
Seidenhaus Michels & Cie Berlin SW. Leipzigerstr. 43.
Königl. Niederl. Hoflieferanten.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille
TAMAR INDIEN GRILLON
Gegen VERSTOPFUNG
Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS. 33. Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Das beste u. berühmteste Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

HYGIENE DES KOPFES
Schönheit der Haare
EAU DE QUININE
VON
ED. PINAUD
Unfehlbar gegen Schuppen und *Ausfallen der Haare*
37, Boul^d de Strasbourg, PARIS
PARIS 1889
Jede ächte Flasche **ist mit nebenstehender** Unterschrift versehen. Ed. Pinaud DÉPOSÉ
GRAND PRIX

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte **photograph. Apparat**

Phönix

Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Momentaufnahmen).
Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich.
Preis mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.**
Prospekt und Probebilder kostenfrei.
Hess & Sattler, Wiesbaden.

Vieweg's neue Sechs-Monats-Erdbeere ohne Ranken

Originalaufnahme.

ist eine der ertragreichsten und feinschmeckendsten Arten. In Reihe gepflanzt bei 25 cm Abstand bilden die kompakten Büsche eine guirlandenartig geschlossene Kante, eignen sich deshalb vorzüglich zur Einfassung der Wege und Blumenbeete in der Weise wie Buxbaum, da sie gar keine Ausläufer treiben. Im Mai beginnt schon die Ernte, welche unter täglichem Pflücken sechs volle Monate andauert. Die Früchte von der Größe einer mittleren Kirsche besitzen das feine Aroma der Walderdbeere und sind gleich schätzenswert als Dessertfrucht wie zur Bereitung von Bowlen, sie tragen sich auf hochstehenden Stielen bouquetweis über dem saftig grünen Laubwerke, werden daher bei Regenwetter fast gar nicht von Erde beschmutzt. Selbst die Möglichkeit, reife Erdbeeren gegen Ostern im Zimmer zu pflücken, bietet Vieweg's Sechsmonatliche bei richtiger Behandlung. Zu diesem Zwecke im August-September in Töpfe gepflanzt, bis zum Januar trocken und frostfrei gehalten, dann ans helle Zimmerfenster gestellt, blühen und tragen sie bei einer Wärme von 8—10° R. ganz prächtig.

Ich gebe im Mai ab kräftige Pflanzen, rotfrüchtige und weißfrüchtige, 100 St. 6 M.

Der billige Anlagepreis steht in gar keinem Verhältnisse zu dem bedeutenden Ertrage, dem Vergnügen und Genusse, welchen die Pflanzung von Jahr zu Jahr gewährt.

Rosen, wurzelecht, Elite-Sortiment, 10 Sorten 2½ Mark, 25 Sorten 6¼ Mark.

Versand nach den fernsten Orten unter Garantie guter Ankunft. Palmen, Blattpflanzen für Zimmerdekoration, Cacteen, Orchideen, Topfobst, Gruppenpflanzen, Rosen &c. in größter Auswahl. Alleinige Spezialkultur der weltberühmten Clianthus. Reichhaltiger illustrirter Katalog über alle gärtnerischen Erzeugnisse gratis und franko.

Louis Vieweg, Kunst- u. Handelsgärtner, Quedlinburg (Preussen).

Man achte genau auf die Schutzmarke.

Schutzmarke für die Strickgarne.

WAGNER & SÖHNE, NAUNHOF i/S.
Echte Deutsche Vigogne
eine Mischung von bester und längster Wolle und Baumwolle, ist durch ihre Haltbarkeit und Weichheit das Billigste und Beste, was es gibt.

Die **echten deutschen Vigogne-Strickgarne** von **Wagner & Söhne** sind seit Jahren als die **besten** und **billigsten** Strickgarne anerkannt. Sie gehen nicht ein, filzen nicht und werden nach jeder Wäsche weicher. Wer es einmal versucht hat, kauft nur dieses wieder.

Die aus den halbwollen. **(Merino-) Kammgarnen** der Firma **Wagner & Söhne, Naunhof** hergestellten **EXCELSIOR-Unterkleider** haben sich seit Jahren in jeder Beziehung als das Vorteilhafteste bewährt. Sie laufen nicht ein, behalten stets ihre Fasson und sind für jede Jahreszeit das Passendste und Angenehmste. Ein Versuch überzeugt.

EXCELSIOR
Aechtes Merino Kammgarn
Gesetzlich geschützt.

Schutzmarke für die Unterkleider.

Waschecht & krimpfrei.

Man achte beim Einkauf genau darauf, dass jedes Stück den beistehenden Stempel trägt.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen:
Hunderttausend Francs,
silberne u. goldene Medaillen und
hors concours.
Auskunft gratis und franko.
Man schreibe an **Dr. Cléry** in Marseille (Frkrch.).

Eisenwerk Joly Wittenberg.
Feuersichere patent.
Treppen mit Holz- oder Marmorbelag
Haupttreppen.
Wendeltrepp.

Verlag von **Leopold Voss in Hamburg,** Hohe Bleichen 34.

Soeben erschien:
Die Handschrift.
Blätter für wissenschaftliche Schriftkunde und Graphologie
Unter Mitwirkung von Sanitätsrat **Dr. A. Erlenmeyer** und Professor **Dr. W. Preyer**
herausgegeben von
W. Langenbruch, gerichtl. vereid. Schriftsachverständigen.
1895. ✳ No. 1.
Preis: vierteljährlich 2 Mark. Bestellungen direkt beim Verleger sowie bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probenummer postfrei.

Für Rekonvaleszenten!
Riedel'scher China-Wein
und China-Wein mit Eisen.
Bester Medizinalwein zur allgemeinen **Körperstärkung** und Kräftigung.
Appetit anregendes und Nerven stärkendes Mittel, auch für Kinder.
Preis pro Flasche mit Einnehme-Gläschen 3,50 M., bei 6 Flaschen die siebente gratis.
Schweizer-Apotheke Berlin W., Friedrichstr. 173.

Digitized by Google

Sommersprossen * Sommersprossen

Es ist, gleichviel für Damen wie für Herren, von besonderer Wichtigkeit, sich über die Entstehung, Art und Natur der Sommersprossen eingehend zu orientiren. Die ***Sommersprossen*** *sind, wie wissenschaftlich nachgewiesen, Ablagerungen eines bräunlichen Farbstoffes in den Hautschichten. Meist bilden sich solche dadurch, dass infolge Transpiration auf der Haut* ***Schweisstropfen*** *entstehen, die, betroffen von Sonnenstrahlen, solche konzentriren, und so die reinen Brenngläser bilden, wodurch dann chemische Veränderungen des Unterhautgewebes entstehen in Gestalt von braunen Flecken — den* ***Sommersprossen.*** *Je zarter die Haut ist, desto rascher und häufiger treten diese chemischen Reaktionen, diese Fleckenbildungen, ein und so kommt es, dass gerade Jene, welche eigentlich die zarteste Haut besitzen, am meisten von Sommersprossen heimgesucht werden. — Heimsuchung muss man das nennen: denn ein mit Sommersprossen behaftetes Gesicht wirkt, je nach Grösse und Menge dieser Fleckenbildungen, selbst wenn es noch so angenehm ist, immer mehr oder weniger unschön. Es gilt dieserhalb dieser Hautfehler auch direkt für einen* ***Schönheitsfehler*** *und Jeder, der Sommersprossen hat, sollte immer dafür bemüht sein, sich von denselben zu befreien. Ob das möglich ist? Unter Umständen ja, man verfahre nur nach folgenden Vorschriften. In erster Linie muss man darauf achten, dass die Schweissperlen stets rasch vom Gesichte mittelst Abtrocknung durch ein Taschentuch entfernt werden und dass das Gesicht während der heissen Jahreszeit möglichst wenig den direkten Sonnenstrahlen ausgesetzt wird. Dann reibe man des Abends vor dem Schlafengehen und am Morgen nochmals das Gesicht mit* ***Crème Iris*** *ein. Dieses Präparat hat sich bei angestellten eingehenden wissenschaftlichen Prüfungen als das beste und wirksamste erwiesen, bietet auch absolute Garantie für Unschädlichkeit, selbst bei unausgesetztem Gebrauche, was bei anderen ähnlichen Fabrikaten nicht der Fall ist, ja einzelne der letzteren haben sich sogar als direkt schädlich erwiesen.* ***Die geeignetste Zeit, Massregeln gegen die Sommersprossenbildung zu treffen, ist jetzt.*** *Während der Wintermonate verschwinden nämlich die Sommersprossen, zwar nicht vollständig, aber infolge der zu dieser Zeit stärkeren Oberhaut sind sie wenig oder gar nicht sichtbar. So lange die Sonne nun die Sommersprossen nicht wieder wachgerufen hat, ist am ehesten Erfolg zu erzielen. Allen, die mit Sommersprossen behaftet sind, sei dieserhalb besonders empfohlen, nun mit* ***Crème Iris*** *Frottirungen zu beginnen. Nach einigen Wochen der Anwendung von* ***Crème Iris*** *wird sich deren vortreffliche Wirkung zeigen.* ***Preis per Topf oder Reisetube Mk. 1.50. Crème Iris*** *ist in Apotheken, allen besseren Geschäften der Drogen- und Parfümeriebranchen oder direkt von* ***Apotheker Weiss & Co.*** *in* ***Giessen*** *erhältlich.*

Heilanstalt für
Hautkrankheiten.
Sorgfältige spezialärztliche Behandlung. Beste Verpflegung. Schöner Aufenthalt (Parkgrundst.). Ausführl. Prospekte frei.
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle.

Sommerfrische I. Ranges.
Villen Schwarzeck, Blankenburg, Schwarzathal, Thüring. Pension, Bäder ꝛc. Reizende, geschützte Lage, großer eigener Wald.

Stellung. Prospect gratis **Existenz.** Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter **Unterricht.**
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect. Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Bestes Putzmittel der Welt!

Diese **Universal-Metall-Putz-Pomade** ist von uns zuerst im Jahre 1876. zur Einführung gebracht und das Fabrikzeichen „Helm" durch gesetzliche Eintragung zur Schutzmarke gekennzeichnet worden. Wir stellen dieses Erzeugnis in den anerkannt hervorragenden und unübertroffenen Eigenschaften jetzt sowohl in roter wie in **rein weißer** Farbe her; auch hierdurch unterscheidet sich letztere wesentlich von allen anderen sog. weißen Putzmitteln. Proben und Preisanstellung frei und unberechnet.

Hans von Bülow
fand die Pianinos aus der Fabrik von
W. Arnold, Aschaffenburg,
als die besten und wählte eins zum eig. Gebrauch. Preisliste u. Bülows Original-Dankschreib. gratis.

Etwas Zusatz von
Echtem Feigen-Kaffee
ANDRE HOFER
k. u. k. Hoflieferant
Salzburg u. Freilassing
verbessert
jeden Kaffee.

Schönste Nordsee-Insel.
Comfortable Wohnungen direct an der See.
Von Hamburg aus in ca. 6½ Stunden, also am bequemsten von allen Nordseebädern zu erreichen.

Nordseebad FANÖ.

Directe Eisenbahnverbindung von Hamburg bis ans Dampfschiff in Esbjerg-Hafen in ca. 6 Stunden. Sofortige Ueberfahrt von Esbjerg unbeschadet Ebbe und Fluth in ca. ¼ Stunde. Prospecte in allen Filialen der Firma RUDOLF MOSSE, sowie auch jede gewünschte Auskunft durch die
Seebade-Direction.

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franko.

FRANZENSBAD.

Das erste Moorbad der Welt, besitzt die **stärksten Eisenquellen, reine alkalische Glaubersalzwässer und Lithionsäuerlinge,** die **kohlensäurereichsten Stahlbäder, Mineralwasserbäder, Kohlensäure-Gasbäder.**
Saison vom 1. Mai bis 30. September.
Prospekte gratis.
Jede Auskunft erteilt das **Bürgermeisteramt als Kurverwaltung.**

St. Blasien
Sommerfrische, Luft- und Terrainkurort
im südlichen Schwarzwald, 772 Meter überm Meer, namentlich geeignet für Erholungsbedürftige, **Nerven-** und andere Kranke.
Hotel und Kurhaus St. Blasien.
Mit all. Comfort der Neuzeit, elektr. Beleucht. u. a. m. sowie einer **Wasserheilanstalt** neuest. Systems **(Herren- u. Damen-Abteil.).** — **Pension b. 1. Juni,** Zimmer, Bed. u. elektr. Beleucht. inbegr. 5½—9 ℳ, je n. Wahl d. mit **Anschlag d. festen Preise** verseh. Zimmer. Prosp.

Jod-Soolbad BAD HALL, Ober-Oesterreich.
Stärkste Jod-Soole des Kontinentes gegen Scrophulose und jene allgemeinen und speziellen **Uebel,** bei welchen **Jod** ein **wichtiger Heilfaktor** ist. **Vorzügliche Kureinrichtungen (Bäder- u. Trinkkur, Einpackungen, Inhalationen, Massage, Kefyr). Sehr günstige klimatische Verhältnisse.** Bahnstation. Reiseroute über Linz a. D. oder Steyr.
Saison vom 15. Mai bis 30. September.
(Bäder werden auch vom 1. bis 15. Mai verabreicht.)
Ausführl. Prospekte in mehreren Sprachen durch die **Kurverwaltung** in **BAD HALL.**

Bad Warmbrunn,
Eisenbahn-Station,
346 m ü. M., zu den Wildbädern gehörig, mit 6 Thermalquellen von 25° bis 43° C. Trink- und Badekuren. Bassin-, Wannen- und Douche-Bäder. **Eigene Anstalt für Moorbäder, hydroelektrische** und medizinische Bäder jeder Art. **Klimatischer Kurort** in herrlichster Gebirgsgegend am Fusse des Riesengebirges. Saison vom 1. Mai bis 1. Oktober. Im Mai und von Mitte August billigere Wohnungen in den unter der Badeverwaltung stehenden Logirhäusern. Prospekt durch die Badeverwaltung.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.
Hochdruck- und Compound-Expansions-Lokomobilen bis 150 Pferdekräfte,

mit **Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch genietet. Auszieh-Kesseln mit 5jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.**
Kataloge und Zeugnisse gratis und franko.
Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Klimatischer Höhen- und Terrain-Kurort, 1100 Meter über dem Meere.
Prachtvolle Waldwege, grossartige Hochgebirgslandschaft. — Angenehmer **Frühjahrs-Aufenthalt** und **Uebergangs-Station.** — **Schwimmbad, Lawn-tennis-Plätze** etc. — **Bis 1. Juli** und nach **15. September ermässigte Preise.** — Prospekte auf Verlangen.

MARIENBAD (BÖHMEN) **WELTKURORT**
mit dem stärksten sämtlicher bekannter Glaubersalzwässer, dem kräftigsten der reinen Eisenwässer, dem eisenreichsten aller Mineralmoore, ausgezeichnet durch seine Höhenlage in Waldbergen.
Kohlensäure-, Moor-, Stahl-, Dampf-, Gas- und Heissluftbäder, Kaltwasserheilanstalt. Wirksam gegen Krankheiten des Magens, der Leber, Stauung im Pfortadersystem, Blasenleiden, Frauenkrankheiten, allgemeine Erkrankungen, Fettleibigkeit, Blutarmut, Zuckerharnruhr etc.
Neuerbaute Colonnade. — Salz-Sud-Werk. — Elektrische Stadt-Beleuchtung. — Hochquellenwasserleitung.
Theater. — Tombola. — Tanz-Reunionen. — Jagd. — Fischerei. — Reit- und Radfahr-Club, Jugendspielplätze. — Lawn-Tennis. — Interurb. Telefon.
Saison 1. Mai bis 30. Sept. Frequenz 17,000 (excl. Passanten).
Prospekte und *Broschüren* gratis vom *Bürgermeisteramt.*
Für Trinkkuren im Hause: Kreuzbrunn, Ferdinandsbrunn, Waldquelle, Rudolfsquelle, Ambrosiusbrunn, Carolinenbrunn. Die Flaschen haben eine Grösse von ¾ Liter Inhalt.
Natürliches Marienbader Brunnensalz, pulv. u. kryst. (0 862 gr. pulv. Salz entsprechen 100 gr. Mineralwasser).
In Flacons à 125 gr. und 250 gr. oder dosirt zu 5 gr. in Cartons.
Marienbader Brunnen-Pastillen in Orig.-Schachteln, säuretilgend und schleimlösend.
Für Badekuren **Marienbader Moorerde, Brunnenseife, Mutterlauge und Laugensalz.** In allen Mineralwasser-Handlungen, Droguerien und grösseren Apotheken erhältlich.
Brunnen-Versendung Marienbad.

Volle Mahlzeit **Magenleidenden** **Sofortige Hilfe**
Nach Meidung aller Medikamente, Mineralwasser, Salze und Speiseverboten! Nur nach Genuß aller der Menschheit zustehender Speisen vermag, „wie 10jährige unfehlbare Erfolge beweisen", mein Verdauung anregend und erhaltendes Speisepräparat
„Magenheil"
alle Magenbeschwerden (da solche nicht einmal krankhaft), in jedem Alter und Stadium vom Säugling bis zum Greise zu beseitigen und dauernd beschwerdelose Verdauung herzustellen! Broschüre gegen 3 Pfennig-Marke gratis und franko, à Dose M. 1.50 **nur** durch
Heinr. Senf, Köln, 23 Rheingasse 23.
Bei minim. 3 Dosen für Deutschland franko. Nachnahme extra.

Frauenschönheit
wird durch nichts mehr gehoben, wie durch glatten, tadellosen Sitz der Taille, was nur dauerhaft zu erreichen durch
Prym's Patent-Reform-Haken & Oesen,
verbiegen sich nicht und geben nicht nach, öffnen sich nicht von selbst.
Adoptirt von den ersten Damenschneidern der Welt: Worth, Redfern, Rouff, Williamson und Viola in Paris, London und Newyork.
Schnelles und leichtes Oeffnen der geschlossenen Taille,
wenn man mit den Fingerspitzen der linken Hand den Oesentaillenrand gegen sich drückt und mit der rechten Hand den Hakentaillenrand hebt.

Zu haben in allen besseren Posamenten- und Kurzwaarengeschäften.
W. Prym'sche Werke: Stolberg Rhld., **Weissenbach** Oesterr., **St. Denis** Frankr.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 33.

74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag ℳ 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Fluch der Schönheit.

Roman
von
Hermann Heiberg.

(Fortsetzung.)

Endlich hob sich Hans Appen höher und tastete nach Wiebkes Hand, und als sie sie ihm nicht entzog, bedeckte er sie mit Küssen.

Auch das ließ sie geschehen. Noch immer schien sie so in Schmerz und empfindungsloser Schwermut versunken, daß das, was zu ihren Füßen geschah, ihr nicht anders galt, als das Zucken irgend eines lebendigen Wesens, oder das sie nur deshalb litt, weil sie Mitleid empfand, da es auch Schmerz empfand.

Aber während noch so die Gedanken auf Hans eindrangen, glaubte er plötzlich draußen ein Geräusch auf dem Korridor zu vernehmen, ein leises, schleichendes, das von einem Tier, aber auch von einem Menschen herrühren konnte.

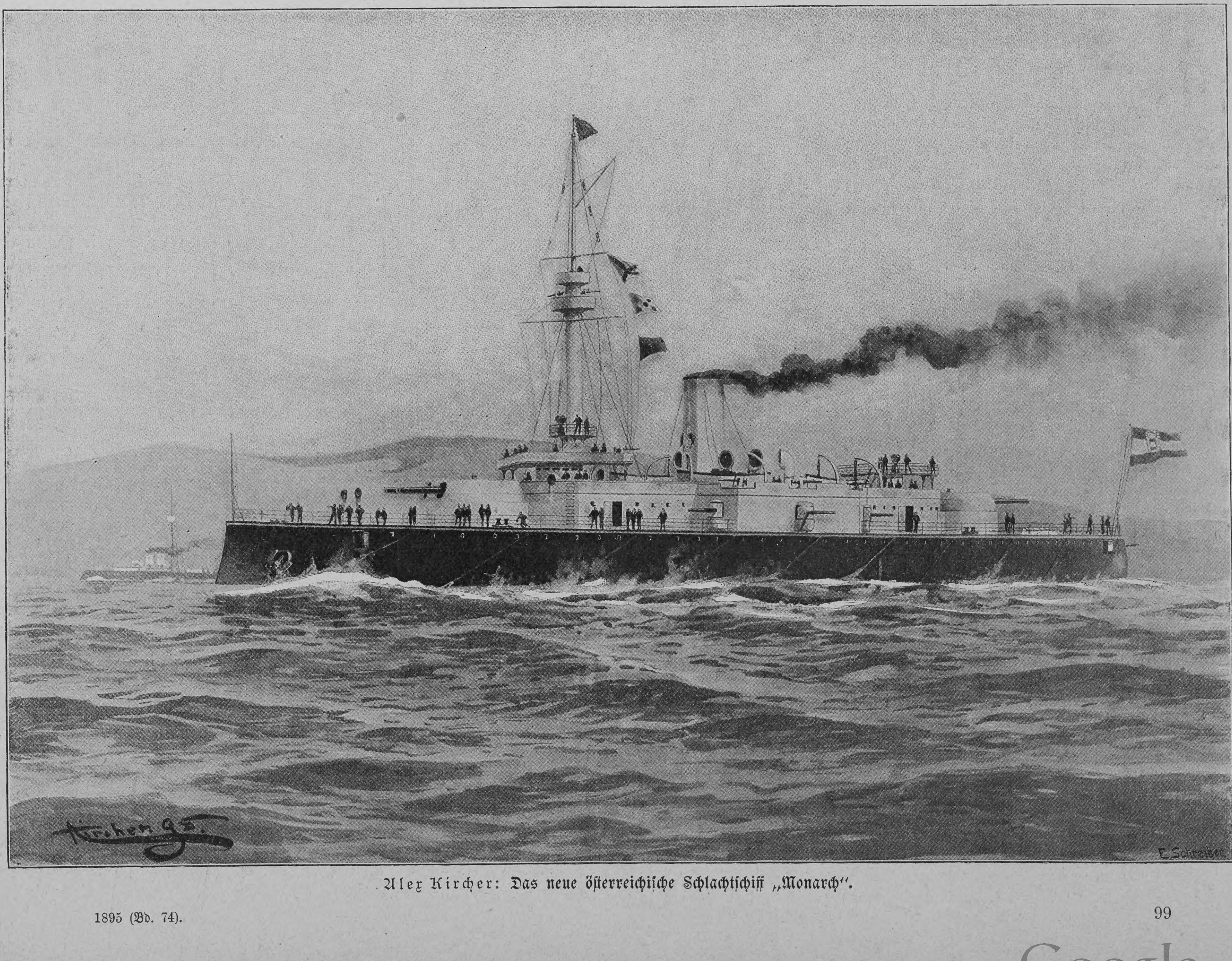
Und Wiebke hörte es auch, sie schrak jählings auf, schob den Mann rasch und ihren festen Willen bekundend, von sich und flüsterte:

„Um Gottes willen, stehen Sie auf! Hören Sie nichts? Es ist jemand auf dem Flur. Am Ende ist's Ihre Mutter. Still, still, setzen Sie sich. Wir müssen abwarten —"

Nachdem sie eine Zeit lang regungslos gelauscht, schlich sie ans Fenster und suchte mit den Augen draußen das Dunkel zu durchdringen.

Freilich vernahm sie nichts, aber — und beide fuhren zusammen — es brüllte plötzlich eine Kuh, die am Morgen wegen Krankheit von der Wiese in den Stall gebracht war, laut und hilfernfend auf, und noch einmal!

Nun wartete sie den Erfolg ab, den dieses unerwartete Geräusch auf einen etwaigen Späher draußen machen würde. Wohl eine Minute verharrte sie, den



Alex Kircher: Das neue österreichische Schlachtschiff „Monarch".

Digitized by Google

Atem anhaltend. Aber da auch jetzt sich nichts rührte, wich allmählich ihre angstvolle Besorgnis. Sie erklärte im flüsternden Ton, es würde wohl nur die Katze gewesen sein, dennoch aber ersuche sie ihn dringend, sie jetzt gleich zu verlassen.

„Sie wissen ja nun alles!“ schloß sie. „Ihr Onkel Wilhelm will meine Hand. Ich soll mich entscheiden. Nur um ihn handelt es sich. Bei Ihrem Freund drüben vom Gut sind's ja nur Reden! Er ist einer von denen, die sich nichts daraus machen, ein Mädchenherz zu verwirren. Ich werde ihn nicht mehr anhören. Und ich muß nun selbst mir raten. Aber bleiben Sie doch, ich bitte, mein Freund, Herr Appen!“

„O, Wiebke, teure Wiebke!“ stieß der junge Mensch, noch einmal thörichten Hoffnungen sich hingebend, wie sinnenverwirrt heraus, glitt an ihr nieder und umfaßte ihre Gestalt.

Aber ebenso rasch sprang er wieder empor. Ein Wort traf sein Ohr, das ihn völlig entwaffnete.

Rauh ihn von sich streifend, herrschte sie:

„Ah — so wissen Sie mein Vertrauen zu lohnen — nun abermals! Ich befehle Ihnen, stehen Sie auf und gehen Sie gleich. Nicht einen Augenblick darf ich jetzt noch erlauben, daß Sie hier bleiben. Nun ja, ja,“ schloß sie, seinen reuevollen Worten begegnend, „ich zürne Ihnen nicht, ich bin auch ein Mensch und verstehe — aber entfernen Sie sich jetzt — ich bitte noch einmal, wenn Sie irgend etwas von mir halten.“

Hiernach öffnete sie die Thür und schob ihn rasch und entschieden hinaus. Zum Glück regte sich draußen nichts. Wenige Minuten später war der junge Hans Appen oben in seinem Zimmer, stieß die Fenster des dumpfen Gemaches auf, um seinem wildtobenden Blut Ruhe zu verschaffen und ließ sich dann, in ein langes inneres Verstummen versenkend, in einen Stuhl nieder.

Erst gegen Morgen suchte er sein Lager auf und verfiel in einen wüsten, Seele und Körper marternden Schlaf.

*

Als Hans am nächstfolgenden Morgen nach einem Tag schweren Ringens und neuer Erregung zum Frühstück herabkam, war Wiebke schon nicht mehr anwesend, die Alte, die ebenfalls bereits ihren Kaffee getrunken, saß mit der Linken, in Pausen die auf dem Tischtuch liegenden Brotkrumen zusammenscharrend, unthätig da und hörte mit höchster Spannung im Ausdruck auf das, was ihr ihr Sohn Wilhelm, der aus einer großen, sogenannten Comptoirtasse den Morgentrunk schlürfte, äußerst Bedeutsames zu erzählen hatte.

Frau Appen war überhaupt nicht zum Frühstück erschienen, sie hatte dasselbe in ihrem Zimmer verzehrt.

Sie schnitten sofort das Gespräch ab, als Hans näher trat und ihnen einen guten Morgen bot. Aber ihre Gedanken blieben noch so sehr bei der Sache, daß sie kaum auf seine Antwort hörten, als sie, nur um etwas zu sagen, sich nach dem Verlauf des gestrigen Abends erkundigten. Endlich raffte sich die Alte, noch einen letzten Angriff auf die spröden Brotkrumen machend, auf und sagte, sich zum Fortgehen rüstend:

„Na ja, min Jung, Du mußt ja weeten, wat Du wist. Ik segg nich ‚ne‘ und nich ‚ja‘, ik hev ja ok niks to seggen. Ik will denn man wünschen, dat allens gud för Di utfallt. Wi annern warr'n wul torech kamen, wenn't ok wahrschienlich gans anners ward, as et hüt in de Bucht utsüht! Un wegen Dine Wünsche will ik mi dat överleggen! Ik mut ers 'mal mit de Justizrat sprecken —“

Bisher hatte Wilhelm mit Gleichmut zugehört, was seine Mutter gesagt; es war eben das, was er erwartet hatte. Aber bei ihren letzten Worten erhob er mit einer auflehnenden Bewegung den Kopf.

„Ach — lat den doch buten för!“ stieß er finster heraus, „Du büst doch old nog, to weeten, wat Du wist, Mudder. Du hest doch frie Hand to maken, wat Di gefallt.“

Aber die Alte schüttelte entschieden den Kopf und sagte:

„Wat ik am Enn doh, dat is en Sak för sik! Abers hör'n will ik em. Da gah ik nich von af! Un ik hev mi ok all schlüssig makt, ik will noch düssen Nahmiddag mi över de Fehr setten oder mi herinfahr'n laten, um mit em to sprecken!“

„Ne, ne, dat schuf man noch up, Mudder!“ wehrte Wilhelm äußerst energisch ab. „De Höhner hebt kreiht, abers de Eier sünd noch nich leggt. Töf af bit morg'n, wenn Du denn dörchut Dinen Wille hebb'n wist. Hüt, spätestens morg'n fröh, hev ik von den gewissen Jemand en bestimmte Antwurt. He kann ja ok ne seggen!“

„Ach, wat schull se wull!“ fiel die Alte fast verächtlich ein. „Abers gud. Ik kann ja töven. Ik dach, dat Koopgeschäft wär en Sak för sik!“

Nach diesen Worten nickte sie kurz und entfernte sich, und Hans sah sie bald darauf draußen neben einem Handwagen stehen, und, mit ihrem Stock hantirend, auf einen der Bäckergesellen einsprechen, der Schwarzbrote hineinpackte.

Nun erhob sich auch Wilhelm, nahm die in der Fensterecke beiseite gesetzte, bereits vor dem Frühstück angebrannte kurze Pfeife an sich, stieß mit dem Zeigefinger die Asche nieder und sagte, während er ein Schwefelholz anrieb und sie dann schmauchend in Gang setzte, in seinem etwas ungelenk klingenden Hochdeutsch:

„Hast Du Deine Mutter schon gesehen? Sie ist doch nicht wieder krank? — Ah so, so, so! Denn ist ja gut. Na, mein Junge, halt Dich steif, ich muß nach der Mühle herauf. Heute wird viel Korn abgeladen.“ Und nach der Uhr sehend: „Es ist gerade Zeit! Die Wulfsdorffschen Wagen werden gleich kommen. Sie schicken auch heute.

„Moigen, Moigen, min gude Jung!“

Dann warf er Hans einen freundlichen Blick zu und verschwand.

Dem Zurückbleibenden aber, der nur zu gut den Inhalt der Rede zwischen den Fortgegangenen verstanden hatte, schoß das Blut solchergestalt ans Herz, daß er unwillkürlich den starken Kaffee beiseite schob.

Und auch er erhob sich und stürmte, nachdem er einen Blick in den Laden geworfen, ins Freie.

Er konnte nur so die Erregung dämpfen über das, was er soeben vernommen hatte. Aber auch noch anderes bedrückte ihn tief. Als er am Abend vorher, nachdem er tagsüber mit Gewalt seine Gedanken von Wiebke abgelenkt und der Arbeit wieder zugewendet hatte, mit Carlos von Wulfsdorff in der Stadt beim Glase Bier sich begegnet hatte, war es auf dem Heimwege zwischen ihnen zu einer lebhaften Erörterung über Wiebke gekommen. Carlos hatte nach ihr gefragt und sein Interesse in sehr deutlicher Weise für sie bekundet, aber auch eine Bemerkung gemacht, durch die abermals Hans' Eifersucht rege geworden war. Ein Wort hatte das andere gegeben, und als Hans gar so weit gegangen war, ihm vorzuwerfen, daß er ein unehrenhaftes Spiel mit der Ehre des Mädchens treibe, hatte der stolze, junge Mann, ihm erst empört Schweigen geboten, und als das ohne Erfolg gewesen, Hans mit stolzen Worten die Freundschaft gekündigt. Als Todfeinde waren sie aus einander gegangen.

Neben tiefer Reue wegen dieser völlig ungerechtfertigten Provozirung seines Freundes, der wegen seiner Denkungs- und Handlungsweise überall Ansehen genoß, folterte den jungen Menschen sein Verhalten gegen Wiebke bis zur Unerträglichkeit. Wie ein thörichter Knabe hatte er sich benommen, statt ihr, wie er versprochen, ein Freund und Berater zu sein. Ihr Vertrauen hatte er in schnöder Weise gemißbraucht, alles verscherzt, sogar — er wußte — ihre Achtung.

Es war auch — seltsamerweise — die Leidenschaft plötzlich ganz erloschen. Die Erkenntnis der Aussichtslosigkeit hatte ihn völlig ernüchtert; Gefühle der Scham, der Reue, der Drang gut zu machen durch Verzicht und edelmütige, sie fördernde Handlungen durchströmten ihn zudem.

So gestimmt, griff sich Hans Appen wiederholt an die Stirn und eilte, in seiner Benommenheit auf den Weg nicht achtend, im alten Gewohnheitsdrang, über das Feld dem Wulfsdorffschen Gehölz zu. Erst als er in nächster Nähe des Waldes angelangt war, fiel's ihm bei, wo er sich befand, und daß er Carlos, daß er Türenna begegnen könne. Infolge dessen nahmen seine Gedanken zeitweilig eine andere Richtung. Er überlegte, was das Fräulein zu dem Streit sagen werde, der ihn und ihren Bruder zu Todfeinden gemacht hatte. Ihr reizendes Bild stieg vor ihm auf, und wie jüngst drängten sich ihm Vergleiche auf. Wie ein Zauber war's! In der Nähe des Schlosses hatte nur Türennas Bild Raum in seiner Seele. Und während ihn drüben in Halk die unruhigen Qualen der Leidenschaft verzehrt hatten, überkam ihn hier ein Gefühl sanfter Ruhe.

Nicht zum erstenmale erfaßte Hans Appen der Gedanke, ob er nicht dieses Mädchen für sich gewinnen könne! Freilich stahl sich ebenso schnell ein verzagtes Lächeln in seine Züge. Eher würden sich die vor ihm aufreckenden Buchen in Rosenstöcke verwandeln, als daß Türenna von Wulfsdorff einen Hans Appen heiratete!

Eine Verbindung zwischen ihr und ihm lag, trotz der Vorurteilsfreiheit der Wulfsdorffschen Familie, eben aus dem Bereich jeder Möglichkeit.

Um den Wald nicht zu betreten, ließ sich Hans an dem Rande eines, einen kleinen Waldsaumpfad von dem Gehölze trennenden, mit anmutigen Gräsern und Blumen bedeckten, trockenen Graben nieder, suchte ferner Klarheit in seine Gedanken zu bringen und seinem Willen einen unabänderlichen Charakter zu verleihen. Die heiligsten Entschlüsse stiegen in ihm auf, nicht rechts noch links zu schauen, nur seinen Pflichten zu folgen und nicht nur gut zu machen, wo er sich versehen hatte, sondern fördernd einzugreifen, wo seine Nebenmenschen seiner Hilfe bedurften.

Als er sich nach solcher fast einstündigen Sammlung eben wieder erhoben hatte und im Begriff stand, über die vom Sonnenschein umfluteten Wiesen den Weg nach der Bucht zurück zu nehmen, tauchte plötzlich um die Waldecke ein schnuppernder, brauner Jagdhund auf, und ihm folgte, eine runde, lederne Mütze auf dem Haupt und einen eisenbeschlagenen Feldstock in der Hand, der alte Herr von Wulfsdorff.

„Ah, mein lieber Herr Appen, Sie da, und so zeitig im Freien? Das gefällt mir! Carlos ist bisweilen ein rechter Langschläfer. Auch heute war er bei meinem Fortgange noch nicht aufgestanden. Uebrigens trifft sich das sehr gut. Gerade wollten wir eine Einladung an Sie ergehen lassen. Gefällt es Ihnen, morgen bei uns zu speisen, nachmittags einen Ausflug zu machen und den Abend eine Partie zu spielen? Ich hörte von meinem Sohn, daß Sie L'hombrespieler sind!

„Türenna freut sich schon im voraus auf die Partie! Sie wollte mich eigentlich begleiten, aber ihre Tiere beschäftigten sie heute sehr. Sie hat sich jetzt noch einen Igel gezähmt. Sie wissen, sie hat eine sehr starke Passion für allerlei kriechendes und fliegendes Volk. — So, so — Sie sind verhindert? Das ist mir ja sehr leid. Aber dann können Sie vielleicht übermorgen uns die Freude machen. Wir steifen uns nicht auf einen Tag. Wir wollen Sie nur bei uns sehen. — Sagen wir also übermorgen?

„Topp! Sehr schön! — Wollen Sie nach der Bucht zurück! So, so — Grüßen Sie bestens, sagen Sie Ihrer vortrefflichen Großmama, daß ich allernächstens einmal vorsprechen werde. Adieu! Adieu! Gott befohlen. Ich werde Carlos von Ihnen grüßen!“

Nach diesen Worten schwenkte Herr von Wulfsdorff in den Wald ab, und Hans Appen, der die Worte für eine zweite Absage nicht gefunden, wanderte, äußerst beschäftigt durch diese Begegnung und den Inhalt der Rede des alten Herrn, dem Dorfe zu.

Gerade heute war wieder ein wahrhaft wonnevoller Tag. In der Luft zwitscherten die Vögel mit süßem, traulichem Gesang, allerlei buntes Getier, Schmetterlinge und Libellen, von dem nahen Wiesenteich angelockt, schaukelten über den grünen, mit Blumen besetzten Feldern, und als Hans einmal still stand, zurückschaute und den Blick umherschweifen ließ, drang der Zauber der stillen Natur mit solcher Stärke auf ihn ein, daß in die Augen des ohnehin krankhaft Erregten Thränen traten.

Ringsum eine sanfte, summende Musik der Bienen und anderer geschäftiger kleiner Tiere, und zarte, die Sinne umschmeichelnde Düfte, gemischt aus den Kelchen der Schilfpflanzen und aus den Blüten des Thymian. Und drüben der schweigsame Wald mit seinen hohen, Kühle und Schatten bergenden Buchen, gegenüber aber die durch grüne Knickwälle eingefriedigten saftigen Landstriche, ein Streifen des Flusses, auf den die Sonne silberschimmernde Lichter warf.

Digitized by Google

Unwillkürlich breitete Hans Appen die Arme aus. Er hätte das alles an sich ziehen mögen. Wenigstens diese Bilder nie freiwillig dem Auge wieder zu entfernen, gelobte er sich. Und die Sehnsucht, einst in Föhrde sich nieder zu lassen, als sein Weib Türenna neben sich, stieg nach der Abklärung seiner Seele als die herrlichste Zuwendung einer gnädigen Schicksalsfügung vor ihm auf. Er malte sich verführerische Bilder aus.

Als Hans ins Haus trat, sah er, daß sein Onkel neben Wiebke im Laden stand. Nun eben umfaßte er sie sanft und sprach wie ein Liebhaber auf sie ein. Noch einmal wollte sich etwas in der Brust des Jünglings regen. Aber es war nur wie ein Blitz, wie die Folge einer Gewohnheit.

Vernunft und Wille gelangten zu ihrem Recht, und sie fanden leicht Gehör, da die Leidenschaft um seines Gefühls der Beschämung willen verflogen war, da er, nun sie dahin, auch fühlte, daß es nicht einmal eines Kampfes kostete, auf sie zu verzichten.

Er hatte ausgerast, die Krankheit der Sinne war gewichen, sein altes Ich hatte wieder von ihm Besitz genommen und schuf ein von glücklichsten Hoffnungen getragenes Frohgefühl in seiner Brust.

Als sie — ein Viertelstündchen später — alle bei Tisch saßen, führte Frau Lornsen ausschließlich das Wort und erzählte, daß jemand aus Föhrde bei ihr gewesen sei und gefragt habe, ob es sich bestätige, daß Lornsens mit der Absicht umgingen, die Gastwirtschaft, die Bäckerei und den Laden zu verkaufen. Er komme im Auftrage eines wohlhabenden früheren Gastwirts in Lunden im Ditmarschen. Der suche etwas und habe große Lust, den Besitz zu erwerben.

„Und was sagtest Du?“ fragte Wilhelm, der mit abweisender Miene zugehört hatte.

„Ich fragte nur, wer das wieder aufgebracht hätte. Wir wüßten von nichts. Oder es müßte schon einer kommen, der nicht Rat hätte, wo er mit seinem Gelde bleiben sollte!

„Hunnertföftig dusend Mark, wenn he de int Schapp to liggen harr, denn so let sik över de Sak villich spreken.“

Bei diesen Worten trat in Frau Appens Gesicht ein sehr gespannter Ausdruck. Sie forschte, ob ihre Mutter im Ernst gesprochen habe, aber sie sah auch auf Wilhelm, den sicher bei den Plänen, mit denen er selbst umging, eine so hohe Schätzung des Teilbesitzes nicht eben angenehm berühren würde.

Es zog in der That etwas über sein Gesicht, das bewies, daß er kein sehr großes Behagen an dem Gespräch fand.

Er hielt auch nicht zurück und sagte, alle seine Gedanken deutlich an den Tag legend:

„Na, und wat säh he denn to den Pries? Wem wär't? De Agent Packer?“

„Ja, Packer wärt. He meen, dat wär temlig dür, abers dat keem ja drup an, wat de Sak inbringen deh. Ik schull 'mal en Upstellung maken.“

„Ach, Dummtüg!“ stieß Wilhelm gereizt heraus. Und dann: „Ik lat mi de Kopp affnid'n, wenn da nich de Justizrat achter steckt. He will den Kooppries in de Höch schruvn. — Hest Du em villich wat seggt?“ schloß er, die Alte mißtrauisch anblickend.

Nun drängten sich Worte auf Frau Appens Lippen. Sie wollte bemerken, daß es ihr eigentlich ganz in Ordnung zu sein scheine, daß man auch andere Kaufgebote prüfe und das Geschäft nicht verschleudere, aber sie unterdrückte doch ihre Rede. Sie fand es richtiger, einen andern Weg zur Geltendmachung dieser Ansicht einzuschlagen und ihn im stillen zu betreten, beschloß sie.

Hans beobachtete bei diesen Erörterungen besonders Wiebke, die später zu Tisch gekommen war, aber doch gerade diesem Gespräch von Anfang bis Ende zugehört hatte. Bei der Sachlage mußte sie das alles doch im höchsten Grade interessiren. Ob der Eigennutz sich in ihren Mienen rege, wollte er beobachten. Aber in ihrem Angesicht rührte sich nichts; sie saß dabei, als ob sie die Sache so wenig kümmere, daß ein Hinhorchen Gedankenverschwendung sei.

Und Hans bemerkte, daß auch die alte Frau Lornsen einmal einen forschenden Blick auf Wiebke warf, während Wilhelm so ausschließlich mit der Angelegenheit beschäftigt war, daß alles Sonstige für ihn völlig in den Hintergrund gedrängt schien.

Als der junge Mann später sein Zimmer betrat, brachte ihm einer der Knechte vom Hofe ein Billet. Es war von Wiebke und lautete:

„Geehrter Herr Appen.

„Nicht wahr? Alles was geschehen, bleibt streng unter uns? Ich bitte darum, weil ich die ohnehin bestehenden Schwierigkeiten durch falsche Auffassungen über meine Handlungsweise nicht vermehren möchte. Nehmen Sie im voraus dafür meinen aufrichtigen Dank.

„Heute abend will ich meine Mutter besuchen, um mich über den mir von Ihrem Herrn Onkel gewordenen Antrag zu entscheiden. Hoffentlich treffe ich das Rechte. Bleiben Sie auch ferner, ich bitte, freundschaftlich gesinnt Ihrer W. N.“

Diese Zeilen machten Hans sehr glücklich. Aus ihnen ging hervor, daß Wiebke ihm seine jugendliche Leidenschaft verziehen habe, daß sie ihm gar noch Vertrauen schenkte.

Als er schon wieder das Zimmer verlassen wollte, fiel ihm ein, daß er sich wegen der Einladung bei Wulfsdorffs noch schlüssig machen müsse.

So trat er denn wieder zurück und setzte nach kurzem Besinnen, nicht an den alten Herrn, sondern an Carlos, die nachstehenden Zeilen auf:

„Dein Herr Vater hatte die Freundlichkeit, mich bei Gelegenheit einer Begegnung heute vormittag, erst zum morgigen Tage, und als ich auswich, zum folgenden einzuladen.

„Ich hatte keinen Grund zur Hand, mich abermals zu entschuldigen und nahm mir vor, es schriftlich zu thun. Bei näherer Ueberlegung halte ich es für das Geeignetste, Dich zu bitten, ihm mein Nichterscheinen verständlich zu machen, und wäre Dir dankbar, wenn Du dabei Deine Abneigung gegen mich insoweit zu unterdrücken vermöchtest, daß nicht auch die Deinigen, auf deren Gesinnung ich schon aus Dankbarkeit für so viele mir gewährte Güte den denkbar höchsten Wert lege, sich nicht ganz von mir abwenden. Hans Appen.“

Nachdem er diese Zeilen geschrieben hatte, eilte er auf den Hof hinab, nahm den Knecht beiseite und hieß ihn, ihm ein Geldstück in die Hand drückend, den Brief noch vor Dunkelwerden nach Hege hinübertragen. Er selbst aber begab sich zu seiner Mutter. Sie hatte nach Tisch die Bemerkung fallen lassen, daß sie seines Ferienbesuches kaum gewahr werde, und es drängte ihn, ihr Liebesbeweise an den Tag zu legen.

*

Am kommenden Morgen hörte Hans, spät erwachend, das Geräusch heftigen Scheltens auf dem Flur. Er erkannte deutlich seines Onkels Stimme. Es kam höchst selten, fast nie vor, daß Wilhelm aus seiner Ruhe heraustrat; es mußte also schon etwas ganz Besonderes vorliegen.

Rasch sprang er empor, kleidete sich eilig an und begab sich, da er zu seiner Ueberraschung niemand im Laden fand, zunächst zu seiner Mutter ins Zimmer.

Er fand sie mit finsterer Miene und wildzornig mit den Gegenständen hantirend, beim Aufräumen ihres Zimmers. Sie erwiderte, ganz sich ihrer Erregung hingebend und seiner sanften Umarmung ausweichend, auf seine Frage, was vorgefallen sei, er habe lautes Schelten gehört:

„Die Person, die Wiebke, hat sich krank gemeldet; es war also niemand im Laden, als heute morgen Käufer kamen. Darüber fing Dein Onkel Streit mit mir an. Er meinte, ich könne mich hinstellen und Zucker abwiegen!“

Ein Mitleid erregender Ausdruck, ein ähnlicher wie der, welcher uns Kindern in ihrem Schmerz so rührend erscheinen läßt, war statt des finster-zornigen jetzt in ihre Züge getreten, und Thränen verhinderten sie am Weitersprechen.

„Nun, liebe Mutter?“ setzte Hans Appen, sie zärtlich streichelnd an. „Und was sagtest Du?“

„Ich sagte, ich wäre nicht seine Magd und — und — da —“

Abermals hielt sie inne. Jetzt funkelten ihre Augen, die Zähne preßten sich auf einander. Für Augenblicke schwieg auch Hans. Marternd lag's auf ihm, daß sie litt, daß man ihr wehe gethan. Er umfaßte sie sanft und stand so bei ihr in stummem Mitgefühl. Endlich sagte er:

„Ich hörte aber auch Großmutters Stimme, Mutter.“

„Ja wohl! Mit der fing er ebenfalls an. Erst sagte er, ich könne meine Sachen packen, und dann wurde er ausfallend gegen sie.“

„Und sie ließ es sich gefallen?“

„Nein, so wenig wie ich! Großmutter rief: ‚Anna bleibt!‘ Das Gewese gehöre ihr, und überhaupt ersuche sie ihn, nicht vorzeitig den Herrn zu spielen. Da schlug er die Hofthür zu, daß die Fenster klirrten, und bewegte den Kopf, als ob er sagen wollte, er werde schon wissen, was er zu thun habe.“

„Und — und — was ist denn mit Wiebke Nissen? Was fehlt ihr?“

„Ach, was weiß ich, was das intrigante Frauenzimmer hat. Es wird gar nichts sein. Nur irgend ein Manöver ist's, ein Ring weiter in der Kette, womit sie Onkel fest machen will. Es sollte gleich zum Doktor geschickt werden! Mutter sollte bei ihr sein! Alles mögliche gab er vor, und that, als ob die Person sterben könnte und wir nur da wären, ihre Dienerinnen zu sein.“

Hans schwieg auf diese bösen, sein Herz tief verwundenden Worte.

Widerspruch würde seine Mutter zu noch heftigeren Ausfällen veranlassen, er konnte es aber nicht ertragen, von Wiebke in so mißachtender Weise sprechen zu hören. Dennoch wußte er sich zu beherrschen, sprach mit tröstend beruhigenden Worten auf sie ein und begab sich endlich zu seiner Großmutter in die Frühstücksstube.

Er mußte sich heute selbst bedienen. Frau Lornsen war, wie die Magd berichtete, eben nach der Mühle gegangen. Er nickte und schritt auf seinen Platz zu. Da fielen seine Blicke auf einen Brief, der neben seinem Couvert lag. Es war Carlos Handschrift. Hastig öffnete er und fand die Worte:

„Ihren Auftrag habe ich Ihrem Wunsche gemäß ausgerichtet. Ich muß Sie aber dringend ersuchen, von jeglichen ferneren Annäherungen an mich abzusehen. Carlos von Wulfsdorff.“

Nicht Herr seiner dadurch hervorgerufenen Erregung, zerknitterte Hans Appen den Brief. Nun war die feindschaftliche Trennung zwischen ihm und Carlos für immer besiegelt, aber auch der Weg zu allen Wulfsdorffs abgeschnitten!

„Ah, Wiebke Nissen,“ stöhnte der Mann, von der Summe des Geschehenen überwältigt. „Wärst Du nie ins Haus gekommen. Uns allen wäre besser.“

*

Der folgende Tag war ein Sonntag. Alle Mitglieder der Lornsenschen Familie pflegten vormittags die Kirche zu besuchen, und nur die alte Frau hielt sich bisweilen wegen ihrer Gesundheit zurück.

An diesem Tage äußerte sie jedoch schon beim Frühstück, daß sie die Predigt hören wolle, forderte auch ihren Enkel auf, sich anzuschließen, und machte sich zur rechten Zeit, von ihm und Anna begleitet, auf den Weg.

Von Wilhelm war nichts zu sehen. Hans hatte nicht gefragt, auch nach Wiebke, die den ganzen Tag vorher nicht zum Vorschein gekommen war, nicht den Mut gehabt, sich zu erkundigen. Im Gegensatz zu den bisherigen, sonnenklaren, herrlichen Tagen war's heute rauh und trübe. Der am Frühmorgen aufgestiegene Nebel lag entweder noch in weißen Wolken, oder in tauige Nässe verwandelt, auf Feld, Wiesen und Wegen, und das tief melancholische Gepräge der Natur übertrug sich auch auf die Gemüter der Menschen.

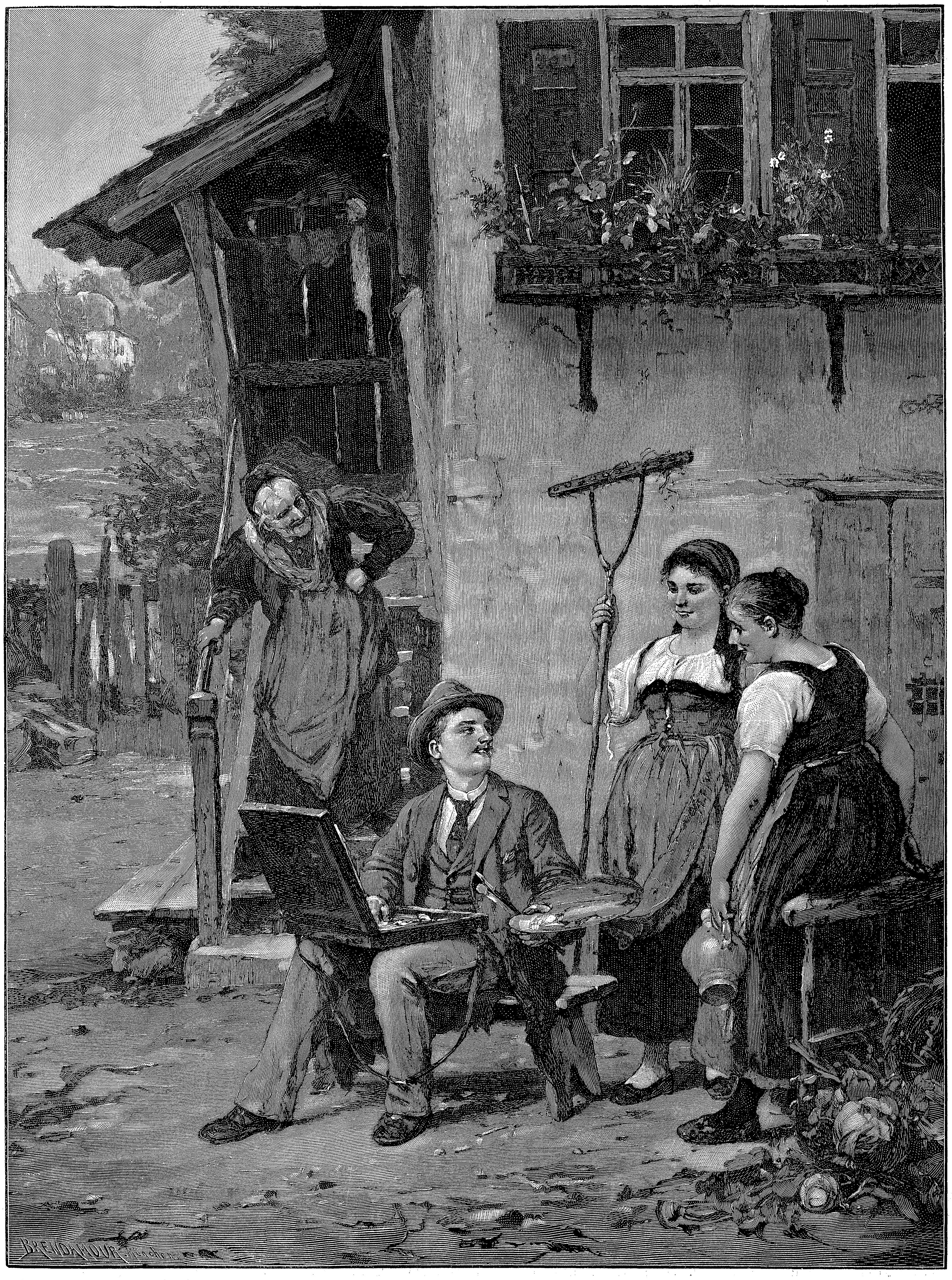
Schon war, als Lornsens eintraten, die auf tausendjährigen Feldsteinen sich erhebende kleine Kirche mit Andächtigen gefüllt. Vom Chor brausten die Klänge der Orgel, und eine durch diese geförderte, dem Gotteshause innewohnende Feierlichkeit stimmte Hans Appen ernst und andächtig. Etwas lange nicht Empfundenes zog durch seine Brust, während er mit den Frauen dem der Familie gehörenden Kirchenstuhl zuschritt.

Nun erhob, nachdem das letzte, von Nachzüglern herrührende Geräusch niederfallender Stuhlsitze verklungen, der Prediger seine Stimme, und als Hans das Haupt wandte und für Sekunden das Auge über die Menge schweifen ließ, sah er auch zu seiner Ueberraschung hinten auf einer der bedachten, fast

Digitized by Google

Ansicht von Zürich. Nach einer photographischen Aufnahme von Guler daselbst.

Digitized by Google



Hugo Oehmichen: Auf der ersten Studienreise.

Digitized by Google

im Dunkel verschwindenden Seitenbänke — Wiebke sitzen.

In der Folge ging sein Auge von dem Prediger häufig zu ihr. Sie aber erhob nicht einmal das Haupt, sie saß da bewegungslos und blaß wie die kalkgetünchten Wände der alten Dorfkirche.

Aber noch jemand sah Hans Appen später und erst dann, weil er erst nach begonnener Predigt durch einen Seiteneingang eingetreten war: Carlos von Wulfsdorff, der sich in einem von allen übrigen Sitzen abgesonderten, niedrigen, grau bemalten, mit Gittern versehenen Kirchensitz der Familie niedergelassen hatte. Aber auch er schaute nicht auf den Prediger, er hatte, Hans sah's, nur Augen für Wiebke Nissen.

Während Hans noch seinen Gedanken sich hingab, warf plötzlich die draußen zum Durchbruch gelangte Sonne ihre goldenen Lichter durch die Kirchenfenster und umfing gleichsam verklärend das Antlitz des Geistlichen. Gerade eben sprach er mit tief eindringlicher Stimme. Pastor Bjelke, der sonst in Föhrde seines Amtes waltete und heute nur ausnahmsweise hier predigte, gehörte zu denen, die auf tote Worte nichts geben. Er suchte durch Beispiele aus der lebendigen Welt auf die Herzen der Zuhörer einzuwirken und seiner Rede einen tieferen, zugleich faßlichen Inhalt zu verleihen.

„Die Friedfertigen leben nicht nur, sie herrschen," sagte er. „Man höre, sehe und schweige. Der Tag ohne Streit bringt Schlaf in der Nacht. Lange leben und herrlich leben, ist die Frucht des Friedens. Alles hat der, welcher dem aus dem Wege geht, was seines Amtes nicht ist. Keine größere Verkehrtheit, als sich alles zu Herzen zu nehmen. So große Thorheit es ist, uns von dem das Herz durchbohren zu lassen, was uns nichts angeht, so widersinnig, daß wir uns nicht kümmern wollen um das, was zu uns gehört und wichtig für uns ist. Aber die Unterscheidung sei eine klug wägende, was unserer Beschäftigung wert!

„Wir lassen allzu oft unser Inneres mit Wünschen umfassen, die wir bei erster Regung schon töten sollten wie vernichtende Flammen in sich bergende Funken! Denn unsere Weisheit ist so gering, daß wir uns nicht einmal die Zeit nehmen, nachzudenken, was wir haben werden, wenn wir es erlangten. Wir vergessen, daß fast die meisten Dinge in dem selben Augenblick den Reiz eingebüßt haben, wo wir sie besitzen!"

Etwas ganz Neues, Gewaltiges kam über den eindrucksfähigen und sonst im Leben streng mit sich zu Rate gehenden jungen Hans Appen bei diesen Worten.

Die Worte des Predigers fielen ihm auf die Seele: daß man sich nicht einmal die Mühe mache, zu untersuchen, was man haben werde, wenn man das mit aller Leidenschaft Erstrebte besitzen würde. Hatte Wilhelm nicht ältere Rechte? Wie hatte er an ihm gehandelt?

So befestigte er seine guten Gedanken für Wiebke und Wilhelm, beschloß der Zeit die Klärung dessen zu überlassen, was ihn sonst so tief beschäftigte und hörte andächtig auf das, was noch bis zum Schluß über die Lippen des Predigers drang.

*

Die kommenden Stunden des Tages verliefen in sonntäglich friedlicher Ruhe. Nur ein kleines Mädchen trat während des Vormittags in den fast dunkelverhängten Laden, das rasch abgefertigt ward. In der Gaststube glänzte der mit weißem Sand bestreute Fußboden in unberührter Sauberkeit, da kein Zechender sich eingefunden. Hinter dem Schenktisch saß Anna-Marieken, statt wie sonst, zu wischen, einzuschenken und zu bedienen, still herabgebückt über einer Häkelarbeit, und durch den sauberen Hausflur, ja selbst über den reingefegten, menschenleeren Hof drang der reizvolle Duft der Sonntagssuppe.

Alles ruhte, die Natur und die Menschen. Frau Appen war nach der Rückkehr aus der Kirche mit ihren Blumen beschäftigt, Frau Lornsen saß an ihrem geöffneten Schreibsekretär, in dem sie ihre Papiere und Gelder zu verschließen pflegte, ordnete, zählte, überlegte und notirte. In der Bäckerei sah's aus, als ob aufgeräumt sei für alle Zeiten. Keine Wage hing schief und kein Backtrog enthielt Reste, und auch oben auf dem Berge schliefen die Mühlenflügel in der heißsonnigen Luft gleichsam einen ewigen Schlaf sanfter Ruhe.

Aber nicht die Herzen waren ruhig. In seinem Zimmer saß Wilhelm Lornsen, der sich während des Gottesdienstes in der Mühle, in den Ställen und Nebengebäuden zu schaffen gemacht, mit finsterem Antlitz, stellte Berechnungen an seinem Schreibtisch an, erhob sich, wanderte auf und ab, nahm wieder seinen Platz ein und vergaß, völlig seinem Sinnen und Nachdenken hingegeben, daß draußen der Sonnenschein lockte. Vor dem Kirchgang hatte er sich im Laden an die blasse Wiebke herangemacht und auf sie eingeredet.

„Ich wiederhole, ich sag' Ihnen mein ‚ja' oder ‚nein', Herr Lornsen, sobald ich meine Mutter gesprochen habe. Ich bitte, daß Sie mich heute nachmittag nochmals nach Föhrde lassen. Morgen im Laufe des Tages, spätestens übermorgen, Herr Lornsen — sicher. Ich bitte, geben Sie mir Zeit."

Nach diesen fast demütig gesprochenen Worten hatte sie ihn mit jenem Ausdruck angeblickt, dem er allezeit unterlag, und er hatte in alles widerstandslos gewilligt.

Aber trotz dieser Unterredung, die nichts verändert, vielmehr nur die guten Eindrücke, die er von ihr gewonnen, wogte es in Wilhelm Lornsen leidenschaftlich auf und ab.

Er hatte Carlos von Wulfsdorff, der selten oder nie die Kirche zu besuchen pflegte, den Weg dahin nehmen sehen, als er zufällig oben auf dem Mühlenrundgang herausgetreten war und Umschau gehalten hatte. Und da war plötzlich in seiner Seele Mißtrauen und Eifersucht erwacht.

Sie liebte am Ende den Heger Junker! War er doch gleich nach seiner Rückkehr im Laden, und sie verschwieg an jenem Tage, daß sie ihn gesehen habe. Also flüsterten die hetzenden Stimmen in seinem Innern. Wenn sie aber zum Schweigen gebracht waren, knüpfte er wieder an Hoffnungen an, die durch stärkeres Selbstgefühl gefördert, auch zuletzt Kraft und Dauer behielten.

Zur Ehe gehöre gar keine schwärmerische Liebe, philosophirte Wilhelm Lornsen. Uebereinstimmung und geordnete Verhältnisse waren für tüchtige, nüchterne Menschen die Fundamente, auf denen sich Glück und Zufriedenheit aufbaute.

Eine Neigung, wie sie Wiebke etwa zu dem jungen Wulfsdorff gefaßt hatte, hing zusammen mit den übertriebenen Erwartungen, die jeder in der Jugend einmal ans Leben knüpft. Mutter Vernunft sprach anders, und zwischen Carlos Wünschen und der Möglichkeit, daß die auf Hege eine solche Verbindung zugeben würden, lag ein weiterer Abstand, als zwischen zwei Weltpolen.

Als man zu Tisch ging, war schon über Wilhelm wieder die alte Ruhe gekommen, auch Frau Lornsen, die einen festen Entschluß gefaßt zu haben schien, begegnete ihrem Sohn, als ob nichts vorgefallen sei, und nur Frau Appen und Hans legten durch ihr stilles Wesen an den Tag, wie sehr ihr Inneres beschäftigt war. Als Wiebke, von Wilhelm absichtlich darauf hingeleitet, hinwarf, daß sie am Nachmittag sich nochmals zu ihrer kranken Mutter nach Föhrde zu begeben wünsche, kam Hans ein Entschluß. Er wollte ihr drüben am andern Ufer aufpassen und eine Unterredung herbeiführen. Es kam ihm sehr gelegen, daß sie diese Absicht geäußert hatte.

Eine Verabredung mit einigen seiner Universitäts-Kommilitonen vorschützend, begab er sich bald nach Tisch an den Strand, ließ sich mit der Fähre übersetzen und wanderte so lange am jenseitigen Ufer auf und ab, bis Wiebke in dem Fährkahn sichtbar ward. Alsdann begab er sich in den zu dem diesseitigen Fährhaus gehörenden Garten, beobachtete sie von dort hinter den Gebüschen und trat, als das Boot ans Land stieß, wieder hervor. Wenige Augenblicke später war er an ihrer Seite und begann auf sie einzusprechen.

„Da Sie mir so gütig schrieben, bitte ich, mich zu Ihnen gesellen zu dürfen, Fräulein Wiebke," begann er, einen zur Rechten über die Wiese sich hinziehenden einsamen Weg zur Stadt einschlagend. „Ich bitte Sie herzlich, stehen Sie mir in einer Frage Antwort. Wenn Sie, wie Sie selbst sagten, meinen Onkel eigentlich nicht lieben, ist's Wulfsdorff, den Sie bevorzugen? Sie sind mir ein Rätsel, Sie sahen wiederholt meinen Onkel mit zärtlichen Blicken an, und daß Sie Carlos ebenfalls sehr freundlich entgegengekommen sind, hat er mir selbst gesagt.

„Sind Sie sich dieser Widersprüche bewußt, Fräulein Wiebke? Bisweilen denke ich, Sie seien nur hilflos, Sie hätten ein reines, stilles Gemüt, und dann — zürnen Sie mir nicht wegen meiner Offenheit — möchte ich glauben, ein Dämon säße in Ihnen, uns alle und sich selbst zu verderben!"

Einige Sekunden zögerte Wiebke mit der Antwort, dann aber stieß sie sanft heraus:

„Was soll ich Ihnen beantworten, Herr Appen?"

„Was? Ich frage Sie: Wen lieben Sie eigentlich, wen bevorzugen Sie?"

Nun erhob sie das Haupt, sah gerade aus, als ob sie in der Ferne nach der Antwort suche, die sie selbst nicht geben könne, und sagte mit einem schweren Seufzer:

„Ich weiß es selber nicht! Ich glaube keinen —"

„Wie, Sie wissen es nicht, Fräulein Wiebke?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ist's also nur Vernunft, die Sie veranlaßt, meinem Onkel Hoffnungen zu machen?"

Sie erwiderte abermals nichts, sie zog die Schultern. Es schien ein Ja zu sein.

„So lieben Sie also Herrn von Wulfsdorff mehr als meinen Onkel?"

„Nein!" drang's mit kurzem, festem Laut aus ihrem Munde.

„Aber vielleicht morgen, wenn Sie unter seinem Bann stehen würden? Dann, Fräulein Wiebke?"

„Ich bitte Sie — quälen Sie mich nicht," hauchte das Mädchen, und er sah, wie sich die Brust unter der enggeschlossenen Jacke stürmisch spannte. „Ich begreife mich selbst nicht. Ich bin sicher nicht gut, ich schwanke hin und her und vermag's doch trotz Aufbieten aller Kräfte nicht zu ändern. Ich kann entweder einen einzigen Mann nicht lieben — die Vorsehung hat mir das nicht gegeben — oder es hat der Rechte sich mir noch nicht genähert. Ich glaube, so ist es. Seit heute vormittag ist überhaupt etwas ganz anderes über mich gekommen durch die Predigt. Aber gleichviel! Sie habe ich nur um eines zu bitten. Was Sie in der Folge von mir Rätselhaftes sehen, glauben Sie: jegliches ist zurück zu führen auf mein tief-zerrissenes Inneres. Ich habe so Schweres erlebt, daß ich keinen Weg mehr zu gehen weiß. Vielleicht finde ich ihn in der Ehe. Da sich kein Mensch aller seiner Hoffnungen zu entkleiden vermag, so werfe ich dort noch einen Anker. Ich werde deshalb auch Ihres Onkels Antrag annehmen. Nur meine Mutter möchte ich noch sprechen, sie hören wegen der großen Schwierigkeiten, die mir von seiten Ihrer Familie gemacht werden. Helfen Sie, ich bitte, Ihre Mutter versöhnen, der ich doch nie etwas zu leide gethan. Ich werde Ihnen dafür und für alles, wie Sie mir Gutes thun, von Herzen dankbar sein.

„Und nun lassen Sie mich. Da ich Ihnen mein Inneres aufgeschlossen habe, da ich wenigstens wahr gegen Sie gewesen bin, da Sie wissen, welche Kämpfe ich bestehe, werden Sie mich auch nachsichtig beurteilen."

Eben als sie ausgesprochen hatte, sangen über ihnen mit süßen Tönen die Vögel. Nicht mehr weit ab lag die Stadt mit ihren roten Dächern und Gärten, von der sanften Anhöhe herab, die sie eben erklommen, dem Auge ein entzückendes Bild sonntäglichen Friedens bietend. Und drüben, jenseits des Ufers, das überaus lieblich hingestreckte Dorf Halke, und gen Süden die kleine Kirche, in der am Morgen sie beide gesessen und den Worten des Predigers gelauscht hatten:

Selig sind die Friedfertigen!

*

Nachdem sich Wiebke von Hans vor den ersten Häusern getrennt hatte, schritt sie die kleine Bergstraße in die Stadt hinab, bestieg hier eine Pferdebahn und fuhr nach dem Schloßviertel, wo ihre Mutter hinten auf dem Hofe zur Linken in einem, einem Schmied gehörenden kleinen Häuschen sich eingemietet hatte. Auch unten zur Rechten und oben barg das Gebäude Mieter, und sie störte nicht das in der Frühe schon beginnende und erst am Abend endende Geräusch des Hämmerns in der anliegenden Werkstätte.

Die Frau, die durch ein vorn angebrachtes Schild: „Feinwäscherei und Plättanstalt von L. Nissen" auf

Digitized by Google

ihre Wohnung hinwies, hatte hier zwei kleine Gemächer und eine Küche zur Verfügung und stand, als ihre Tochter die Wohnung betrat, in der letzteren und plättete Kragen und Manschetten.

Die Zimmer machten, durch die große Sauberkeit, die überall hervortrat, einen sehr angenehmen Eindruck. Besonders heute war alles blitzblank, und die munteren Blumen am Fenster und eine Rose, die auf dem Wohnstubentisch stand, verbreiteten jenen gewissen anheimelnden Duft, den man nur bei Menschen mit reinen Seelen, oder wie der Volksmund sagt, „bei ordentlichen Leuten“ findet.

Wiebkes Mutter war eine schmale Frau mit feinen, blassen Zügen, aber der Mangel an Zähnen oben — nur zwei machten sich noch beim Oeffnen des Mundes, und zwar recht unschön bemerkbar — ließen sie doch wie eine Mumie erscheinen und überhaupt sah sie mit ihrer mageren Gestalt so zart und gebrechlich aus, daß man nicht begriff, daß sie überhaupt noch arbeiten könne. Nicht einer Waschfrau glich sie in ihrem grauen, langen Kleide, sondern mehr einer Rekonvaleszentin der besseren Stände in einem Krankenhause. Sie ließ sich auch, nachdem sie das Plätteisen über den letzten Rest eines Wäschestückes hatte gleiten lassen und es vorläufig außer Dienst stellend, auf das Untersatzeisen gesetzt hatte, wie erschöpft vorn im Wohnzimmer neben Wiebke nieder. Dann sagte sie, auf ihrer Tochter Frage nach ihrem Befinden, trostlos den Kopf schüttelnd:

„Ach, Wiebke, es ist char niks mehr! Ich bin seit die letzten Tage so swach, daß ich kaum noch stehen kann. Wenn's nicht bald besser wird, muß ich mich gans hinlegen —“

Und dann gleich zärtlich besorgt:

„Aber wie cheht es Dir heute, mein Kind. Du siehst man blaß aus! Hat es wieder 'was mit Frau Appen checheben? Ich wollte schon chestern abend fragen.“

„Es hat viel gegeben, Mutter,“ entgegnete Wiebke. Und sich unterbrechend und jetzt erst die Jacke lösend und es sich bequem machend: „Sag 'mal, macht es Dir viel Mühe, mir eine Tasse Kaffee zu kochen?“

„Ne, ne, chewiß nich, mein Kind. Wart man en Augenblick!“

All ihre Erschöpfung vergessend, lief sie eilfertig in die Küche, kehrte mit dem Nötigen, das sie auf ein bemaltes Theebrett gestellt, zurück und setzte Wasser zum Erhitzen auf ein Petroleumgeschirr. Es roch nicht gut; der sanfte Rosenduft verwehte, aber Wiebke, obgleich dadurch gestört, sagte nichts, hockte sich ihrer Mutter am Fenster gegenüber und begann, ihren Blicken ausweichend:

„Ich bin heute hergekommen, weil ich mit Dir über etwas sehr Wichtiges sprechen muß, Mutter. Du wirst Dich wundern —“

„Na — na? Kind?“

In die Mienen der Frau trat ein halb erschrockener, halb gespannter Ausdruck.

Dann sagte Wiebke kurz: „Herr Wilhelm Lornsen will mich heiraten, Mutter. Er hat um mich angehalten!“

Die Frau öffnete nach dieser Erklärung die von vielen feinen Runzeln umschlossenen blassen Lippen und saß da mit weit geöffnetem Munde, als ob sie eine Erstarrung ergriffen habe. Die Augen empfingen etwas Unbewegliches, und in den vorgestreckten Händen spreizten sich die Finger wie bei jemand, der einen Angriff abwehren möchte.

„Wieb—ke,“ stieß sie dann heraus. „Ist's wahr? Mein Himmel, nein! Was ist das für eine Nachricht. Erzähl, erzähl, Kind! Hast Du schon ‚ja‘ gesagt? Was meint Frau Appen? Und der Justizrat! Und Frau Lornsen, Frau Lornsen, was sagt sie?

„Na, da werden sie aber in Föhrde die Augen aufreißen. — Ja, ja, das ist etwas Chutes! Das kann einen wieder gesund machen. — Ach, meine Wiebke, nun kann noch alles chut werden!“

Ohne die Gegenrede ihrer Tochter abzuwarten, erhob sie sich, faßte mit ihren gerinselten Händen den schönen, blassen Kopf des Mädchens und küßte sie auf die dunklen Augen und auf den Mund.

Dann aber machte sie sich in hastiger Geschäftigkeit an den Kaffee und während sie ihrer Tochter die Tasse hinüberschob und nun der reizvolle Duft des heißen Dampfes den kleinen Raum erfüllte, erzählte das Mädchen, wie alles gekommen war, hielt aber auch nicht mit den schweren Bedenken zurück, die sich — trotz des scheinbaren Glücks — ihr aufdrängten.

Sie liebe Wilhelm Lornsen nicht, es werde also eine Verstandesheirat werden, und was alles die Verwandten ihr anthun würden — sie wisse es — davor graue ihr schon im voraus.

Ein Zusammenleben mit den Frauen werde nie und niemals gehen. Sie seien zu verschiedene Naturen, Streit und Verstimmung würden an der Tagesordnung sein.

Für Augenblicke ließ die Frau den Kopf hängen, aber nur für Augenblicke. Die ihr innewohnende Lebensklugheit schuf klare Gedanken. Während ein überlegener Ausdruck in ihre Züge trat, sagte sie:

„Er ist wohl sehr verliebt, Wiebke, wie?“

Das Mädchen zuckte die Achseln.

„Ich glaube wohl, Mutter!“ bestätigte sie dann.

„Denn so nimm es wahr, Kind Sag ihm, Du wolltest ‚ja‘ sagen, aber nur, wenn Du in Zukunft allein in der Bucht zu sagen hättest —“

„Du meinst, Mutter —?“

„Ich meine, Du sollst ihm gleich vorstellen, daß das mit all den Weibern nicht cheht. Die Alte und Frau Appen müssen sich verändern, sie müssen aus dem Haus, und dann soll er sich auch verpflichten, Dir für alle Fälle vor der Hochzeit 'was Festes zu verschreiben. Du wirst das ihm schon richtig sagen.“

Diese Worte durch einen sehr entschiedenen Ausdruck unterstützend, nötigte sie ihre Tochter nochmals den Kaffee auf, und schloß, ihr auch den Zucker hinüberschiebend: „Das thu, Kind! Jetzt ist noch alles von ihm zu haben, nachher nichts —“

„Ja, das wäre ein Gedanke,“ murmelte Wiebke langsam.

Er packte sie so, daß es ihr heiß durch die Seele rieselte. Aber vor dem Berechnenden, das in diesem Vorgehen lag, schreckte sie doch schon im nächsten Augenblick wieder so sehr zurück, daß sie, statt beizupflichten, mit den dunklen Augen vor sich hinstarrte, und — ein Zeichen innerer, starker Erregung — die Lippen fest zusammen preßte.

„Ich wollte, jemand anders könnte ihm das sagen, es ihm vorstellen, Mutter. Ich glaube nicht, daß ich es über die Lippen bringe,“ stieß sie dann hervor. „Was soll er denken! Er ist überhaupt ein starrköpfiger Mann, und auch unberechenbar. Kommt ihm etwas in den Weg, was ihm nicht paßt, wirft er alles über den Haufen. Und das ist es auch. Es ist gar nicht leicht, mit ihm zu leben. Oft ist Streit. Gewiß, Frau Appen hat meist die Schuld. Sie ist eine kalte, unwirrsche Person, ich möchte auch nicht in ihrer Lage sein. Er kommandirt, und sie muß gehorchen. Und deshalb, Mutter: es sieht diese Heirat wie ein Glück aus, aber ob es eins ist —?“ (Fortsetzung folgt.)

Undank.

Blau war der Himmel und klar die Luft,
Voll Maiengrün und Fliederduft.
Drei Wochen lang gab's Sonnenschein,
Und jeder dachte, es müßt' so sein.
Der Sonne wurde das schließlich zu dumm,
Sie verhüllte sich und das Wetter schlug um.
Es fielen Tropfen, und bald, o Graus!
Wurde ein kleiner Landregen draus;
Und da es zwei Tage geregnet hat,
Da jammert auch schon die ganze Stadt:
„Das ist ein Wetter dieses Jahr!“ —
Daß es kurz zuvor ganz herrlich war,
Das hatten sie alle vergessen schon.
Undank war stets der Liebe Lohn.

Georg Raedisch.

Freilebende Papageien und Kanarienvögel in Deutschland.

Schilderung von Dr. Karl Ruß.

Alle unsere Haine und Baumgärten nebst den Vorwäldern und selbst den Baumreihen an den Landstraßen mit schön gefiederten oder herrlich singenden fremdländischen Vögeln bevölkert zu sehen, das müßte doch für unsere Vogelliebhaber und -züchter als ein sehnlichst zu erstrebendes Ziel gelten. Dennoch sehen wir, daß derartige Versuche nur überaus wenig und selten angestellt werden, weil nämlich in ihnen Schwierigkeiten sich zeigen, die leider fast als unbesiegbar erscheinen. Zu diesen gehört vor allem die Thatsache, daß bei uns in Deutschland (nicht minder aber auch in England und in anderen Ländern) jeder Schütze, der mit oder ohne Berechtigung eine Flinte trägt, jeglichen fremden Vogel, dem er beikommen kann, ohne weiteres herunterschießt.

Wenn ich hier nun trotzdem von einer geglückten Einbürgerung zweier aus fernen Weltteilen herstammenden Vogelarten berichten kann, so verdienen diese Mitteilungen doch zweifellos allgemeine Aufmerksamkeit und Teilnahme; hauptsächlich aber wünsche ich, daß dieselben recht zahlreiche Nachahmung finden mögen.

Herr Rittergutsbesitzer A. von Prosch auf Ober-Sohland bei Löbau i. S. hat als großer Naturfreund und Vogelliebhaber den Grundsatz, daß er seine Vögel nicht im Käfig, sondern nur freifliegend um sich haben mag, und von diesem Gesichtspunkt aus, andererseits aber in Anbetracht der Thatsache, daß fast alle unsere Haustiere, insbesondere das Geflügel auf den Höfen, ursprünglich aus heißen Ländern zu uns gekommen sind und sich trotzdem gut bei uns eingebürgert, daß ferner vielerlei Tropenvögel und andere derartige Tiere in unseren zoologischen Gärten im besten Wohlsein im Freien überwintert werden, hat Herr von Prosch nun schon seit einer Reihe von Jahren solche Züchtungs- und Einbürgerungsversuche unternommen.

Zuerst setzte er auf seinem Gut Arnsdorf bei Wilthen i. S. Kanarienvögel in größerer Anzahl aus. Er ließ sie zunächst in einer geräumigen Stube frei fliegen, öffnete dann allmälich mehrere kleine Klappen oder Schiebefenster, durch welche die Vögel ungehindert aus- und einfliegen konnten, während sie drinnen immerfort gefüttert wurden und sich so allmälich daran gewöhnten, draußen zu bleiben und selbst zu nisten. Dann mußte Herr von Prosch auf sein zweites Gut Ober-Sohland übersiedeln, welches für derartige Versuche vorzugsweise günstig gelegen ist; hier führte er dieselben denn auch im weiteren aus. Von vornherein hatte er sich darum bemüht, soviel wie möglich reingrüne Kanarienvögel anzuschaffen, dann aber zeigte es sich, daß auch die Nachkommen der gelben Pärchen im Freien immer mehr grün gefärbt waren. Zuletzt erschienen alle freifliegenden Kanarien als grüne Vögel, die den Kanarienwildlingen, welche von den Kanarischen Inseln oder von Madeira aus zu uns eingeführt werden, äußerst ähnlich sich zeigen. Uebrigens wurde auf der großen Ausstellung des Vereins „Ornis“ in Berlin für diesen wohlgelungenen Einbürgerungserfolg, sowie für den gleichen mit Papageien Herrn von Prosch die große goldene Medaille vom Preisgericht einstimmig zuerkannt.

Einen noch bei weitem interessanteren derartigen Erfolg hat dieser Züchter nämlich mit einer Sittichart erreicht. Unter allen Papageien gibt es, soweit bis jetzt bekannt, nur einen, der nicht Höhlenbrüter ist, sondern ein freistehendes Nest auf einem Baum errichtet. Dieser, der Mönchssittich von Südamerika, auch Quäker- oder Mäusesittich genannt, ist ein hübscher Vogel, grün mit perlgrauem Kopf, und zugleich erscheint er so absonderlich und nett in seinem Wesen, daß ihm der amerikanische Naturforscher Azara um seiner Zierlichkeit willen die Bezeichnung „junge Witwe“ beilegte. Freilich zeigt er eine üble Eigenschaft, als arger Schreier nämlich. Um seiner Vorzüge willen hatte Herr von Prosch gerade ihn ausgewählt, indem er sich um das Geschrei wenig bekümmerte, da die Vögel doch draußen im Freien sein sollten. Auf Grund früherer ähnlicher Versuche mit der Züchtung dieser Vogelart, in denen man in Wien, dann in Konstanz am Bodensee und weiter auch im zoologischen Garten von Berlin mehr oder minder gute Züchtungserfolge erreicht hatte, brachte Herr von Prosch für sein Pärchen Quäkersittiche in einer geräumigen Bodenkammer auf aufrecht gestellten Birkenstämmchen ein frisches Elsternnest an und auf der Grundlage von diesem hatten die Sittiche sodann einen außerordentlich großen, absonderlichen Bau aus frischen, von den Bäumen abgebrochenen Reisern errichtet, und in diesem machten sie ihre Brut.

Auffallend war es zunächst, daß die beiden Pärchen, mit denen der Züchtungsversuch angestellt worden, nicht, wie die Reisenden aus der Heimat berichtet, zusammenbauten, um gesellig zu nisten, sondern daß jedes Paar sein eigenes Nest herstellte. So bauten sie wochenlang und die Nester wuchsen förmlich ins Ungeheure. Aber, dann erst, als der Züchter die beiden Pärchen von einander getrennt hatte, begannen die Sittiche, ernstlich zu nisten. An das Ein- und Ausfliegen durch eine geöffnete Fensterklappe hatten sie sich sehr bald gewöhnt und nun machten sie immer weitere Ausflüge in der Umgebung, kehrten aber regelmäßig zum Fressen und Uebernachten zurück. So wurden sie bald in der ganzen Gegend bekannt, und nicht allein der Besitzer und Züchter, sondern auch viele andere Leute haben seitdem ihre Freude an diesen Vögeln. Nur ein einzigesmal ist es vorgekommen, daß auf die Papageien des Herrn von Prosch geschossen und der eine verwundet wurde. Gute Bekannte in weiterer Entfernung haben mehrmals in der Meinung, die Papageien seien Herrn von Prosch entflogen, den Versuch gemacht, sie einzufangen, um sie ihm zurückzugeben; aber die klugen Vögel waren solchen Nachstellungen immer vortrefflich entgangen. Dann, nachdem das eine Pärchen und der einzelne Sittich entfernt worden, hatte das zurückgebliebene Paar eine gute Brut gemacht und vier Junge glücklich aufgebracht. Während der Brut flog das Männchen allein weit umher, um geeignete Nahrung zu suchen; dann, sobald es zurückgekommen war, setzte es sich unweit vom Nest auf einen

Digitized by Google

Baum und lockte, bis das Weibchen aus dem Nest hervorkam und sich ätzen ließ. So wurden die Jungen glücklich aufgezogen.

Als ich im Sommer 1894 mit den Meinigen in dem kleinen Ort Posta bei Pirna weilte, erhielt ich von Herrn von Prosch die Einladung, zu ihm zu kommen und die jungen Papageien mit den Alten in Augenschein zu nehmen. Durch einen seltsamen Zufall, ohne Verabredung, war ich mit Herrn Emil Schmidt, dem Künstler, der die Vogelbilder für fast alle meine Bücher und zum Teil auch für meine Zeitschrift „Die gefiederte Welt“ zeichnet, zusammengetroffen, und nun fuhren wir beide mit meinem Sohn und meiner ältesten Tochter nach Ober-Sohland, um die Papageien im Freien und ihr Nest in Augenschein zu nehmen. Daraufhin hat sodann Herr Emil Schmidt das Papageiennest, wie wir es vor uns sahen, mit dem alten Weibchen und den drei Jungen, sowie auch dem ein neues Reis herbeitragenden Männchen und auf der andern Seite hoch in dem dichten Gezweige eines Obstbaums ein Pärchen der freilebenden Kanarienvögel mit ihrem Nest den Lesern vor Augen geführt.

Im Hintergrunde, auf den hohen Pyramidenpappeln hinter dem Schloß, gibt der Künstler uns noch eine Andeutung von dem Nest dieser selben Papageienart, wie wir, Herr Dr. Heck, Direktor des zoologischen Gartens von Berlin, und ich, es auf der Domäne Karlshof nächst Grünau bei Berlin unter dem Schutz des Herrn Oberamtmanns Schmidt zwei Jahre vorher gesehen hatten.

Auf Grund der Thatsache, daß diese südamerikanischen Papageien ebensowohl als auch die Kanarienvögel den ausnahmsweise langen und harten Winter 1894/1895 vortrefflich überdauert haben und sich jetzt im Frühjahr des besten Wohlseins erfreuen, darf ich wohl mit voller Berechtigung alle unsere Gutsbesitzer, langjährigen Domänepächter und sodann namentlich die Gemeindebehörden als Verwalter von städtischen und ländlichen Liegenschaften mit günstiger Gelegenheit zum Nisten und zur Einbürgerung solcher Vögel darauf hinweisen, daß sie derartige Versuche zumal mit Wellensittichen und ähnlichen Papageienarten, mit amerikanischen Spottdrosseln, Sonnenvögeln, roten Kardinälen und mancherlei anderm fremdländischem Gefieder unternehmen mögen.

Freilich werden die Leser mich dann doch darnach fragen: was für Ziele und Zwecke solche Versuche haben sollen und welche Vorteile selbst in den besten Erfolgen derselben liegen können. Da muß ich dann allerdings von vornherein zugestehen, daß wir große, ganz besondere und außerordentliche Vorteile darin wohl kaum finden können. Bei den genannten Insektenfressern, also dem Sonnenvogel, der Spottdrossel, dem blauen Hüttensänger und noch verschiedenen anderen Vögeln ist eine große Nützlichkeit nicht anzuzweifeln, denn sie würden als Insektenvertilger ohne alle Frage sehr wertvoll, wie als Sänger angenehm sein. Auch bei den Kanarienvögeln brauchten wir um den Nutzen wahrlich nicht zu sorgen, hier kann vielmehr doch zweifellos der Gesang, der im Freien ganz besonders lieblich ertönt, die Mühe und Opfer des Versuchs verlohnen. Selbst beim roten Kardinal und seinen Verwandten würde dies zur Geltung kommen, denn sie sind mehr oder minder angenehme Sänger und zugleich ernähren sie ihre Jungen zum größten Teil mit schädlicher Insektenbrut. Was sodann schließlich die Papageien anbetrifft, so kann ich nur immer wieder darauf zurückkommen, was ich schon vor zwanzig Jahren ausgesprochen habe, daß diese Vögel uns in mehrfacher Hinsicht die Gewähr dafür bieten, den etwaigen Schaden, den sie verursachen könnten, völlig wieder ausgleichen zu lassen. Sie ersetzen uns solchen zunächst durch die Freude und das Vergnügen, die uns ihr absonderliches Wesen gewähren. In diesem Sinne sind die Papageien des Herrn von Prosch im Umkreise bis zu zehn Meilen bekannt und niemand wird es mehr einfallen, sich an ihnen thätlich zu vergehen. Sodann würden wir die Papageien, falls die eine oder andere Art von ihnen wirklich irgendwo zu schädlich werden sollte, unschwer verringern, indem wir sie als wohlschmeckendes Wildbret abschießen. Schließlich aber könnte uns ihre freie Vermehrung, also gleichsam Züchtung im Freien, doch sogar eine reiche Einnahmequelle gewähren, da ja alle Papageien bekanntlich sehr wertvoll sind und zumal die jungen Vögel sich als gut abrichtbare Stubenvögel verkaufen lassen würden.

Compagnieführer Herrmann.

Compagnieführer Herrmann.

Der Compagnieführer in der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika, Herrmann, befand sich seit fünfeinhalb Jahren in Ostafrika und hat also die Wißmannzeit noch mitgemacht. Er war fast nur im Innern und nach einander Chef der Stationen Kilorha, Mpuapua, Tabora, Muanza und Bukoba. Das erstemal blieb er freiwillig aus Liebe zur Sache vier Jahre in Afrika, ehe er auf Urlaub ging; auch jetzt (er war Chef von Tabora) beabsichtigte er, wieder länger als die vorschriftsmäßigen zwei Jahre zu bleiben und nur seine schwere Verwundung zwang ihn, nach Pyrmont zu kommen. In dem ruhmreichen, zehnstündigen Gefecht bei Konko, in dem er seine beiden wackeren Offiziere von Bothmer und Halliersch (der etwas später starb) verlor, erhielt er nämlich zwei Schüsse durch die rechte Lunge (die Projektile stecken noch) und einen Schuß am Kopf, der den Schädel durchschlug; doch hofft er, so bald wie möglich wieder zu seinem ihm liebgewordenen Beruf zurückkehren zu können. Vor seiner Afrikadienstzeit war er Lieutenant in den Regimentern 53 und 58. Sein verstorbener Vater war Oberst und 1870 ebenfalls bei Metz mehrfach verwundet. Er selbst ist Soldat seit 1882, wo er sein Abiturientenexamen in Fraustadt machte. Der Kaiser hat ihn 1892 zweimal dekorirt und jetzt hat er eine allerhöchste Belobung erhalten.

Emil Schmidt: Freilebende Papageien und Kanarienvögel in Deutschland.

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Gabriel Max: **Cordelia.**

— „Ihre Stimme war stets sanft,
Zärtlich und mild; ein köstlich Ding an Frauen.“ („König Lear“, 5. Akt, letzte Scene.)

Digitized by Google

Die Vettern.

Novelle
von
Wilhelm Berger.

(Schluß.)

Den Kopf aufgestützt, die Augen mit der Hand beschattend, hörte Wernitz Helene zu. Er verstand sie. Doch nicht daran dachte er, daß sie gestraft wurde, wie sie gesündigt hatte — an ihm gesündigt hatte. O nein, nicht einen Augenblick. Nur von Mitleid, von tiefem Mitleid wurde er ergriffen für die arme Leidende, deren Lebensschifflein in eine so gefährliche See geraten war.

Wieder begann Helene, ihr Spiel unterbrechend: „Bin ich wirklich sentimental und träumerisch? Habe ich wirklich nicht das mindeste Talent, das Leben zu nehmen, wie es ist? Ist wirklich mein Temperament so phlegmatisch? — Es mag ja sein; ich weiß es nicht. Gesagt hatte mir's noch niemand, bis er es that. Es ist ja wahr: wenn mich ein Strahl der Schönheit trifft, kann ich in Ekstase geraten; wenn ich Gutes sehe, von Großem höre, gehen mir leicht die Augen über. Aber schwebe ich deshalb beständig in höheren Regionen? Freilich: Dora, ja, Dora ist anders. Dora hängt immer mit allen Organen an der ewig rollenden Gegenwart. Die Stunde, die dahin ist, macht ihr nichts mehr zu schaffen; die Stunde, die noch kommen soll, kümmert sie nicht. Was ihr durch den Kopf fährt, sprudelt ihr sofort über die Lippen. Es sind lauter Nichtigkeiten — Einfälle, die jeder haben könnte. Aber sie räumen mit der Zeit auf, die manchen so leicht lästig wird. Deshalb gilt Dora für amüsant. Von Phlegma hat sie keine Spur — sie nicht. Seit sie Frau Geyer heißt, ist sie wilder wie je. Wie ein Füllen, das die Freiheit gewonnen hat. Jetzt glaubt sie Rückendeckung für jede Laune zu haben. Wenn sie nur erreicht, was sie will — die Rechte anderer gelten ihr nichts, das Glück anderer fegt sie lachend hinweg. Ein Herz hat sie nicht."

Helene spielte das Lied der Carmen aus Bizets Oper.

„Und Herr Geyer?" fragte Frau Marbach.

„Geyer? Er wird nie sehen, was er nicht sehen soll. In unerschütterlicher Bewunderung seiner lustigen Dora wird er verharren und zufrieden sein, wenn sie ihm die Langeweile vertreibt, nachdem die Geschäftszeit zu Ende ist. Und er wird unter allen Umständen fortfahren, sich in anerzogener Ehrfurcht vor dem Kapital zu beugen, das sie vertritt. O, welch eine Welt ist dies! Wie sind mir die Augen aufgegangen auf meiner Reise! Wo ist die glückliche Unbefangenheit meiner Mädchenjahre? Wo ist mein kindlicher Glaube an die Festigkeit heiliger Bande? Alles dahin. Und der Gott, der die Welt in Weisheit und Gerechtigkeit regieren soll — wo ist er?"

Gebeugten Hauptes saß die Unselige und starrte vor sich hin, auf die stummen Tasten, denen sie mit aller ihrer Kunst keinen Gesang des Trostes und der Hoffnung zu entlocken vermochte.

Frau Marbach nahm das Wort. „Du frevelst, Kind," sagte sie. „Und ich denke mir auch, daß Du zu schwarz gesehen hast. Du bist eifersüchtig und wirfst Deinen Mann mit Deinen Vermutungen gereizt und damit Uneinigkeit in eure Ehe gebracht haben."

„O, Mutter, wie schlecht kennst Du mich!" rief Helene aus. „Nicht ein Wort des Vorwurfs hat Arthur von mir gehört. Zu stolz bin ich, um ihm zu zeigen, wie ich leide."

„Desto besser," meinte Frau Marbach. „Denn schließlich bleibt Dir doch nichts übrig, als diese — gewiß vorübergehende — Schwäche Deines Mannes mit Ergebung zu tragen —"

Verletzt sprang Helene auf.

„Wenn Du keinen bessern Rat für mich hast, Mutter, dann hätte ich besser gethan, zu schweigen, wie ich mir auch vorgenommen hatte. Ich sehe schon: auch zu Hause gibt es nicht für jedes Weh ein schmerzstillendes Mittel. Als ich hierher eilte, glaubte ich's noch. Es war eine Illusion aus meiner Kinderzeit. Jetzt ist auch sie verflogen — mit so vielen anderen. — Ich muß gehen, vielleicht werde ich doch vermißt, wenn auch nicht entbehrt."

„Wo ist Dein Mann?" fragte Käthe.

„Er ist auf sein Bureau gegangen, nachdem er sich vom Reisestaub gereinigt hatte."

„Erlaube mir, Helene, daß ich Dich begleite," sagte Wernitz.

Sie sah ihm an, daß er sich auszusprechen wünschte.

„Komm, laß uns gehen," erwiderte sie. „Wie glücklich bin ich doch, daß ich noch einen Freund auf Erden habe!"

XVII.

Es schlug zehn Uhr, als sie auf die Straße traten.

Die Nacht war warm; Helene indessen zog ihr Tuch dicht um die Schultern. „Mich fröstelt beständig," klagte sie. „Ich möchte einmal auf eine halbe Stunde in einen warmen Backofen kriechen."

Schweigend ging Gustav eine kurze Weile neben ihr her.

Dann begann er: „Ich habe — erlaube mir, daß ich's bekenne — den Eindruck empfangen, als ob Du den Kampf zu leicht aufgegeben hast. Einen werten Besitz verteidigt man bis aufs äußerste — mit allen erlaubten Mitteln. Hast Du das gethan?"

„Nein," bekannte Helene betroffen. „Ich fühlte mein Recht verletzt und zog mich schmollend zurück."

„Du hast nicht bedacht, daß alles Errungene behauptet werden, gewissermaßen täglich aufs neue erobert werden muß. Der Ring am Finger garantirt nicht den Frieden auf alle Zeit; er kann die Entwicklung der beiden Menschen, die er an einander fesselt, nicht zum Stillstande bringen; er vermag nicht, die Wirkung neuer Eindrücke auszuschließen. Er bedeutet nur das Gelübde, alle Kraft einzusetzen, damit die Liebe nicht weiche. Es scheint mir, daß Du dieses Gelübde nicht gehalten hast."

„Und er?" fiel Helene hitzig ein.

„Von Deinem Manne spreche ich nicht. Nur von Dir. Aus dem Rechte alter Freundschaft. Mit dem Wunsche, Dir einen Weg aus dem Wirrsal zu zeigen, in das Du geraten bist."

„Und der wäre?"

„Ich habe ihn bereits angedeutet. Gewinne zurück, was Du verloren hast. Mit der Fülle der Liebe. Du kannst es."

Eine Weile blieb Helene stumm. Dann rief sie aus: „Und wenn ich diesen Weg beschreite — was winkt mir am Ziele? Die Krone der Selbstüberwindung. Ist sie des Lebens wert?"

Ernst erwiderte Wernitz: „Das ist die einzige Krone, die ihren Träger auf die Höhen der Menschheit hebt. Der Schmerz hat sie geweiht und Thränen sind ihr Schmuck. Doch das Herz hat Ruhe unter ihr —"

Er brach ab. Sie waren in der Nähe des Blankschen Hauses angelangt.

„Du hast nur noch wenige Schritte," sagte er in veränderten Tone. „Entschuldige mich. Meine Maschinen laufen; ich muß hin zu meinem Werke."

Flüchtig Helenens Hand drückend, eilte er davon.

In diesem Augenblicke trat Arthur aus der Thüre seines Hauses. Sofort hatte er seine Frau erspäht, aber auch den Mann, der sich mit raschen Schritten von ihr entfernte.

Bei Helene angekommen, sagte er spöttisch: „Ich hätte mich nicht zu bemühen brauchen, wie ich sehe. Wer ist der Ritter auf flinken Füßen, der sich dort dem Vergnügen entzieht, meine Bekanntschaft zu machen?"

„Ich komme von Mama, wo ich Wernitz traf. Da er noch Arbeit im Elektrizitätswerke hat, so hat er mich bis hierher begleitet."

„Wenn ich mir's nicht dachte!" brauste Arthur auf. „Wernitz! Immer und überall Wernitz! Ich glaubte, ihn zermalmt zu haben — nein: da ist er wieder, frisch und munter, und wildert in meinem Gehege ..."

„Arthur!" schrie Helene auf.

Aber er ließ sich nicht warnen; der alte Haß stieg ihm zu Kopfe und raubte ihm die Besinnung.

„Ich müßte ein Einfaltspinsel sein, wenn ich mir eine Fortdauer dieser Bekanntschaft gefallen ließe. Jetzt schon spielst Du die Gekränkte, weil Du Dir einbildest, daß ich mit einer alten Bekannten etwas freier verkehre als Deiner Pensionsmoral passend erscheint ... Oder meinst Du etwa, ich hätte nicht entziffert, was mir Deine Augen seit drei Wochen beständig vorwerfen? Kommt nun noch der dazu und wittert die günstige Gelegenheit, Unkraut zwischen meinen Weizen zu werfen, dann wird vollends der Teufel los sein. Dem muß vorgebeugt werden."

„Du verkennst Wernitz, hast ihn von jeher verkannt," versetzte Helene entrüstet. „Vor wenigen Minuten noch hat er mir zum Frieden geraten ..."

Es war eine sehr unbesonnene Indiskretion, die Helene in ihrem Eifer beging. Sofort loderte Arthur auf.

„Also bei ihm hast Du Dich schon Rats erholt? Er ist Dir also die entscheidende Instanz, selbst in Deinem Verhalten gegen mich! Die intimsten Beziehungen in unserer Ehe breitest Du taktlos vor ihm aus — vor dem von Dir selbst verabschiedeten Liebhaber. Beispiellos! Das läßt sich kein Mann gefallen. Geh hinein!"

Er deutete gebieterisch auf die Hausthüre. Ein Ausdruck grimmer Wut erschien in seinen Zügen, der Helene Schrecken einjagte.

„Was hast Du vor?" fragte sie zitternd.

„Auseinandersetzen will ich mich mit Deinem impertinenten Freunde. Ein für allemal. Aus meinem Wege werde ich ihn werfen. Und wenn er dabei zum Orkus hinabfährt — um so besser für mich. Ein Hammer, schwer genug, um damit seinen dicken Schädel zu zertrümmern, wird sich wohl in der Werkstatt finden, worin er seine blöde Tugend in elektrisches Licht umsetzt ..."

Der rasch sich Entfernende war zu allem fähig. So meinte Helene. Um wenigstens das Schlimmste zu verhüten, folgte sie ihrem Manne. Einen andern Weg einschlagend, lief sie, in der Hoffnung, den gefährdeten Freund noch rechtzeitig warnen zu können. Doch als sie endlich das Maschinenhaus vor sich liegen sah, näherte Arthur sich schon der Eingangsthüre.

Sie mußte stehen bleiben, um Atem zu schöpfen. Aus dem hochragenden Schlot stieg dichter, schwarzer Rauch gen Himmel; drinnen rumorte die mächtige Dampfmaschine. Da bedachte Helene, daß Wernitz nicht allein sei und ein Gefühl der Beruhigung kam über sie. Die rußigen Cyklopen, die das Feuer schürten — die sehnigen Arbeiter, die an Schrauben und Ventilen beobachtend standen — sie alle würden ihren Meister schützen und schirmen ...

Nun gewahrte sie noch obendrein, daß Arthur sich vergeblich abmühte, Eintritt zu erlangen. Die Thüre war verschlossen. Wohl rüttelte er daran, wohl pochte er — doch wer konnte ihn hören bei dem Lärm, der das Gebäude erfüllte?

Schon glaubte Helene die Gefahr abgewandt, als sie an der Seite des Gebäudes eine schmale Thüre bemerkte, an der sich die Inschrift befand: „Zutritt strengstens verboten." Offenbar diente diese Thüre den Arbeitern als Ein- und Ausgang. Der Gedanke, daß sie offen sein könnte, verursachte Helene aufs neue Herzklopfen. Auch Arthur schien sich dieses Zugangs zu erinnern; er verließ die Hauptthüre und schritt schnell an der Fronte des Gebäudes entlang. Da gedachte Helene, ihm zuvor zu kommen. Es gelang ihr auch, eben vor ihm einzutreffen. Sie pflanzte sich vor der Pforte auf und bat mit flehend erhobenen Händen: „Laß ab, Arthur! Du wirst nichts erreichen, als Deine eigene Demütigung ..."

Das Wort entflammte aufs neue seinen Zorn.

„Gib mir den Weg frei!" zischte er. „Er oder ich!"

Er riß sie zurück. Sie taumelte bis über den Rand des Trottoirs hinaus. Als sie wieder umblickte, war Arthur verschwunden.

Die Thüre war offen gewesen.

Sie führte in den Saal, worin die Dynamomaschine stand, dieses unheimliche Ungeheuer, das in seinem Schoße die Kraft erzeugt, die geheimnisvoll durch das Weltall kreist, bald leise und verborgen, bald mit zerstörender, wilder Gewalt ...

Lautlos, aber mit rasender Geschwindigkeit schwang sich der magnetische Stahlbogen um das dichte Drahtgewinde.

„Zweitausend Volt!" klang Wernitz' Stimme aus einem inneren Raume.

Da eilte Arthur weiter. Ein dicker Metalldraht hing im Bogen vor ihm nieder. Er faßte ihn, um passiren zu können, nur an den Verhaßten denkend, mit dem er endlich abrechnen wollte.

Er hatte in den Blitz gegriffen.

Digitized by Google

Helene, die wenige Sekunden später eintrat, sah Arthur regungslos auf dem Gesichte, die Arme vorgestreckt, am Boden liegen. Im Nu durchfuhr sie eine Ahnung von dem Geschehenen. Durch Gustav kannte sie die lebenzerstörende Macht hochgespannter elektrischer Ströme. Die Furcht, daß auch sie mit einem geladenen Drahte in Berührung kommen könnte, hielt sie an die Stelle gebannt.

„Gustav! Gustav!“ rief sie mit durchdringender Stimme.

„Hebt die Transmission ab!“ hörte sie Gustavs Befehl. „Es ist jemand vorne bei der Maschine.“

Nach einigen Sekunden hörte der Magnet auf, zu kreisen. Der Quell des Verderbens war geschlossen.

Die Arbeiter strömten herein, Wernitz an ihrer Spitze.

Als er den Körper am Boden sah, wußte er, was sich begeben hatte. „Lauft nach Aerzten, drei von euch,“ wandte er sich an seine Arbeiter. Dann kniete er nieder neben dem toten Feinde und suchte nach seinem Pulsschlag — ohne Hoffnung.

Noch immer wagte Helene sich nicht weiter vor. Sie sah Gustavs Bemühen und wartete wie gelähmt auf das entscheidende Wort von seinen Lippen.

Aber Gustav schwieg; es war ihm unmöglich, das Entsetzliche auszusprechen. Er flüsterte mit den zurückgebliebenen Arbeitern; eine Matratze wurde geholt und der Körper darauf gebettet.

Jetzt blickte Helene in das Gesicht des Verunglückten. Niemand brauchte ihr mehr zu sagen, daß es eine Leiche war, die sie vor sich hatte.

Mit der Gewißheit kam ihr die Fassung, oder vielmehr jene kalte, thränenlose Energie, die sich so häufig nach einer plötzlichen, heftigen Gemütserschütterung einstellt.

„Ich möchte meine Mutter und meine Schwestern um mich haben, Gustav,“ sagte sie.

„Sie sollen sofort herbeigeholt werden.“

„Könntest Du auch nach meinem Hause einen Boten senden?“

„Auch das.“

Allein blieben Gustav und Helene an der Leiche Arthurs zurück. Er blickte sie fragend an.

„Unbegreiflich ist Dir der Zusammenhang,“ sagte Helene mit einem scheuen Blick auf den Toten. „Du sollst ihn später erfahren. Nur Du. Nimm einstweilen an, daß wir Dich haben besuchen wollen, um — um Dir für Deine Freundschaft unsern Dank zu sagen.“

Dann aber, von ihren Empfindungen überwältigt, rief sie aus: „O, Gustav! Unerforschlich sind die Wege der Vorsehung! Wir sind nichts in dem verwirrenden Tumulte unserer Leidenschaften — nichts als Blinde, die zu einem unbekannten Ziele geführt werden!“

Und die Hände ringend, fuhr sie fort: „Mein Gott, Du bist ein schrecklicher Gott! Ich zittre vor Dir!“

XVIII.

Die Tagesblätter erzählten, daß Arthur Blank, nachmittags mit seiner jungen Frau von der Hochzeitsreise zurückgekehrt, seinen Vetter, den Direktor Wernitz, den er abends in den Werken beschäftigt wußte, habe begrüßen wollen. Dabei habe Frau Blank ihn begleitet. Da es auf eine Ueberraschung abgesehen gewesen sei, so habe das junge Paar eine dem Publikum verbotene Thüre zum Eintritt benützt. Der vorangehende Herr Blank, ohne Kenntnis von der gerade angestellten Maschinenprobe und an keine Gefahr denkend, müsse dann mit dem Hauptleitungsdraht in Berührung gekommen sein. Plötzlich sei er, wie vom Blitze gefällt, tot zu Boden gestürzt.

Das war so einfach, so durchaus glaubhaft — niemand im Publikum zweifelte an der Richtigkeit dieser Darstellung. Nur für ihre Mutter und ihre Schwestern mußte Helene eine etwas abweichende Version ersinnen. Nach dieser hätte Gustav ihr unterwegs dringend geraten, zu vergeben und zu vergessen. Sie sei ihm gefolgt und habe sich gleich darauf mit Arthur ausgesöhnt, der dann, voll von Dankbarkeit für die Vermittlung des von ihm so lange verkannten Vetters, vorgeschlagen habe, ihn gleich aufzusuchen, um ihm die Hand zu künftiger Freundschaft zu bieten.

Frau Marbach empfing die Kondolenzbesuche im Hause der jungen Witwe. Auch denjenigen von Herrn und Frau Geyer. Dora war vollständig geknickt. Zum erstenmal ließ sie ihren Mann das Wort führen. Und Geyer hatte Takt genug, sich bei dem Ausdruck seiner Teilnahme auf allgemeine Redensarten zu beschränken, und aufzubrechen, sobald er schicklicherweise konnte. Dennoch hatte die Tortur für Dora schon zu lange gedauert. Noch ehe sie die Thüre zum Flur erreichte, brach sie in heftiges Schluchzen aus. Und es braucht nicht verhehlt zu werden, daß Frau Marbach diese Laute der Reue mit ungemeiner Befriedigung vernahm.

Einige Wochen hielt Helene sich mühsam aufrecht. Dann aber brach sie zusammen. Der Arzt empfahl schleunigen Aufbruch nach dem Süden. Mit innerem Jubel vernahm Helene diese Verordnung. Unheimlich war ihr das fremde Haus, das sie bewohnte — in das sie eigentlich erst als Witwe eingezogen war. Niemals — das fühlte sie — würde es ihr zu einem Heim werden können. Und doch durfte sie ihren Widerwillen gegen diese, verschwenderisch für sie eingerichtete Wohnstätte niemand merken lassen, um nicht als lieblos, als pietätlos, als undankbar in das öffentliche Gerede zu kommen.

Ende September reiste sie mit Käthe nach der Riviera, ihre Wohnung ihrer Mutter und Elise überlassend. Dort fand sie im Laufe des Winters Erholung und auch einen neuen Lebensmut.

„Helene hat sich wunderbar verändert,“ schrieb Käthe im Januar. „Nie sah sie besser aus; es ist eine Lust, ihre gesunden Farben anzusehen. In ihrem Wesen jedoch erscheint sie mindestens zehn Jahre älter als sie ist. Das Erlebte hat sie merkwürdig gereift. Ihre Art, Dinge und Verhältnisse anzusehen — als ob alles unter ihr läge — ich muß häufig darüber erstaunen. Zuweilen, wenn ich sie sprechen höre, werde ich unwillkürlich an Wernitz erinnert. Doch müßt ihr euch nicht vorstellen, daß ihre Gedanken etwa die Farbe der Trauer haben, worin sie umhergeht. Eine Kopfhängerin ist nicht aus ihr geworden; vielmehr findet sie die Welt wieder schön und voll von offener und versteckter Herrlichkeit. Und darin hat sie recht. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur hierher zu kommen.“

Und im März schrieb Käthe: „Noch denken wir nicht an die Rückreise. Zunächst — in etwa acht Tagen — siedeln wir nach Oberitalien über, an einen jener blauen Seen, die dort am Fuße der Alpen liegen. Weiter denken wir noch gar nicht. Nur eins ist sicher: den Einzug des Frühlings will Helene nicht zu Hause erleben, um sich nicht den Erinnerungen auszusetzen, die sich vom vorigen Jahre her für sie an diese Zeit knüpfen. Das ist ihr auch nicht zu verdenken.“

Und dann im Mai aus Gersau am Vierwaldstätter See: „Jetzt weiß ich gar nicht mehr, was aus uns werden wird. Helene hat ihren geschäftlichen Beistand dort beauftragt, ihr Haus zu verkaufen. Für euch sei es doch zu groß, und was sie betreffe, so werde sie schwerlich die Heimat wieder zum dauernden Aufenthalt wählen. Mir kann's recht sein, namentlich so lange sie mich bei sich haben mag. Ich glaube, niemand auf der Welt amüsirt sich so gut wie ein paar unabhängige Frauenzimmer auf Reisen. Wir wenigstens leben wie Gott in Frankreich. Helene hat etwas an sich, das ihr alle Herzen geneigt macht. Ueberall befinden wir uns nach wenigen Tagen im Zentrum der Gesellschaft. Und noch nie haben wir die mindeste Unannehmlichkeit gehabt. Mich hält man für Helenens Gesellschafterin. Daraus mache ich mir natürlich nichts.“

Dieser Brief hatte ein Postskript: „Erzählt uns doch etwas von Wernitz. Im Vertrauen: ich wundere mich eigentlich darüber, daß er nichts von sich hören läßt. Sollte er sich Helene ganz aus dem Sinn geschlagen haben? Ich kann es mir kaum denken.“

Nein, das hatte Gustav Wernitz auch nicht gethan. Aber er glaubte, sich zurückhalten zu müssen. Sein Selbstgefühl verbot ihm, sich zum zweitenmale anzutragen. Und außerdem fehlte ihm jede Kunde, wie Helene gegen ihn gesonnen sei. Sie war nicht mehr das schwankende, impulsive Geschöpf, das er einst zu sich zu ziehen versucht hatte. Das hatte er aus ihren und Käthes Briefen, die ihm nicht vorenthalten wurden, längst erkannt. Auf dem Wege, den das Schicksal sie geführt hatte, war sie, gelehrigen Geistes, durch Leiden geläutert, rasch selbständig geworden. Und Gustav vermutete, nachdem ihr die Liebe so viele Not gebracht, werde sie den Wunsch haben, fernerem Ungemach aus diesem Quell der Stürme zu entgehen. Alles deutete darauf hin: ihr behagliches Wanderleben in der Fremde, ihre Entäußerung des heimischen Besitzes. Mit der Vergangenheit wünschte sie, allem Anschein nach, zu brechen.

Dennoch täuschte er sich.

Ein Jahr war seit Arthurs Tode verflossen, als der Postbote ihm eines Morgens einen Brief überreichte, der eingeschrieben war und den Stempel „Engelberg“ trug. Dort weilte Helene mit Elise, die kürzlich ihre Schwester abgelöst hatte. Nur von ihr konnte der Brief kommen, der mit solcher Vorsicht behandelt worden war. Gegen jede Möglichkeit, daß er in fremde Hände gelangen könnte, hatte die Absenderin geglaubt, sich sichern zu müssen.

Gustav ging in seine Dienstwohnung hinüber. Nur dort war er sicher, nicht gestört zu werden. Und dann, den Brief uneröffnet auf den Tisch legend, durchwanderte er in Gedanken die beiden letzten Jahre seines Lebens, von da an, wo in der Marbachschen Wohnung die Bilder von Helene zuerst sein Interesse für sie erweckten. Jetzt begriff er nicht, wie er sich der Täuschung hatte hingeben können, daß er ihre Liebe gewonnen hätte. Damals war die Zeit noch nicht erfüllt, unmöglich die Verbindung, die er erstrebte. Noch war Helenens Charakter unentwickelt, ihre Einsicht mangelhaft. Und seine eigene Neigung — ihr war noch ein gutes Teil der Pedanterie des Erziehers beigemischt. Sehr schmackhaft konnte sie nicht gewesen sein; er sah es ein. Trennen mußte sich, was sich nicht verschmelzen konnte. Geschehen war nur das Notwendige.

Jetzt aber — war es denn inzwischen anders geworden?

„Ja,“ antwortete Gustav aus innerster Ueberzeugung.

Und nun nahm er den Brief auf und entfernte rasch den Umschlag. Mit pochendem Herzen las er: „Ein unbedachtsames Mädchen hat Dir einst ein Wort gegeben und gebrochen. Das Mädchen kannte sein Herz noch nicht. Vieles hat sich ereignen müssen, um es über sich selbst zu belehren. Das Mädchen ist darüber erst zur Frau, dann zur Witwe geworden. Und diese möchte Dir werden, was das Mädchen Dir doch nie hätte sein können. Laß mich bald wissen, ob sie darf. Helene.“

Am Abend desselben Tages, nach rasch genommenem Urlaub, befand Gustav sich auf der Reise nach der Schweiz. Ein Telegramm lief ihm voraus: „Uebermorgen gebe ich Dir persönlich Antwort.“

*

Einige Monate später brachte die leitende Zeitung der Stadt folgende Notiz:

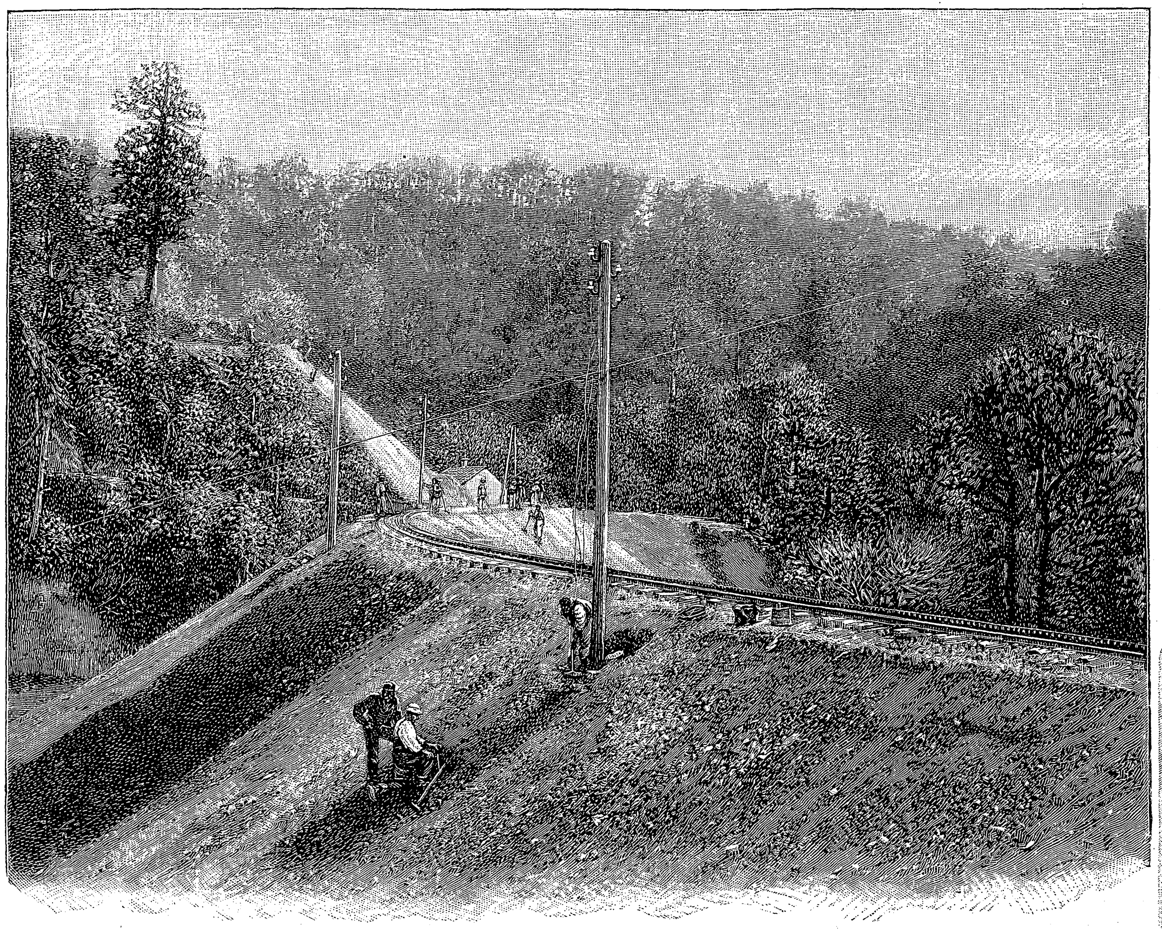
„Wie wir mit Bedauern vernehmen, hat der Direktor des städtischen Elektrizitätswerks seine Stellung gekündigt, um einem Rufe zu folgen, der von einer großen süddeutschen Handelsstadt an ihn ergangen ist. Es war freilich vorauszusehen, daß wir Herrn Direktor Wernitz nicht lange würden den Unsrigen nennen können, da derselbe, seit die hiesigen Einrichtungen sich so vorzüglich bewährt haben, als eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Elektrotechnik gilt — als eine Kraft, der ein größerer Wirkungskreis gebührt, als ihm naturgemäß hier beschieden sein kann. Unsere besten Wünsche begleiten ihn auf sein neues Arbeitsfeld. Bei dieser Gelegenheit dürfen wir wohl verraten, daß Herr Direktor Wernitz eine Tochter unserer Stadt als Gattin in sein neues Heim einführen wird. Es ist die Witwe des im vorigen Jahren auf so traurige Weise verunglückten Herrn Arthur Blank, eine Tochter des bei der älteren Generation noch in gutem Andenken stehenden weiland Fabrikanten Marbach.“

Fin de siècle.

Hier: Raffinement der Hyperkultur,
Dort: Rückkehr zur schlichtesten Urnatur;
Verderbter Sitten Moderduft
Und wahre Kinderstubenluft;
Bald nichts als rohe Materie allein,
Bald mystisch Verschwimmen in geistigem Sein.
Von einem ins andre gejagt und gehetzt,
Ein Gären, ein Schäumen, was gibt's zuletzt?

A. Stier.

Digitized by Google



Großer Damm vor dem Iwan.

Die Verkehrsmittel in Bosnien und der Herzegowina.

Von

A. Oskar Klaußmann.

Wenn man mit der Bahn von Serajewo nach Mostar fährt, kreuzt man in der Nähe der Station Grabowica eine gänzlich verfallene Chaussee, welche wie ein Denkmal türkischer Zustände, wie ein Abbild des Verfalls des türkischen Reichs da liegt. Seit dem Jahre 1863 haben die Türken an dieser Chaussee gebaut; kolossale Summen, man spricht von Millionen, sind für den Bau bewilligt, aber höchst wahrscheinlich nicht verwendet worden, weil der größte Teil der Summe in die Taschen der Beamten floß.

Als lebendes Beispiel aber für das, was Oesterreich-Ungarn seit der Occupation der Herzegowina gethan hat, sehen wir neben dieser verfallenen Chaussee die neue österreichische Kunststraße und die Eisenbahn, auf der wir selbst fahren; und besser als alle Lobsprüche, als alle wohlverdiente Anerkennung sprechen für die Thätigkeit Oesterreich-Ungarns in Bosnien und der Herzegowina dieser „historische Punkt“ speziell und im allgemeinen die Kunststraßen und Eisenbahnen, die seit dem Jahre 1878 angelegt worden sind.

Als die Occupationstruppen in das Land kamen, fanden sie nur erbärmliche Wege, und deshalb wurde die Kriegführung in diesem Lande so schwer. Nach der vollständigen Eroberung des Occupationsgebietes ging man daran, Kunststraßen anzulegen, welche eine gebieterische Forderung der Strategie waren, wollte man das Land behaupten und neuen Aufständen entgegentreten.

Im Thale der Bosna von Bosnisch Brod bis nach Serajewo und im Thale der Narenta von Serajewo bis nach Mostar bauten die österreichischen Truppen Straßen, welche die Bezeichnung „Kunststraßen“ in vollstem Maße verdienen. Felsensprengungen, Durchtunnelungen, Ueberbrückung der Flüsse, Aufmauerung des Ufers, Errichtung von gewaltigen Futtermauern, die das Nachrutschen von Gestein verhindern, waren notwendig, um diese Wege herzustellen. Mit welcher Energie man dabei vorging, zeigt das Stück der Kunststraße dicht bei der alten türkischen Feste Branduk. Hier wurde, wie das Bild zeigt, der ganze Ort mitsamt dem Kastell untertunnelt, um die Kunststraße weiter zu führen.

Im Aufstand von 1881 erwiesen sich diese Straßen für die marschirenden Truppen, für Artillerie, Train und so weiter außerordentlich wertvoll. Nur der erleichterten Kommunikation war es zu verdanken, daß der Aufstand so rasch niedergeschlagen wurde.

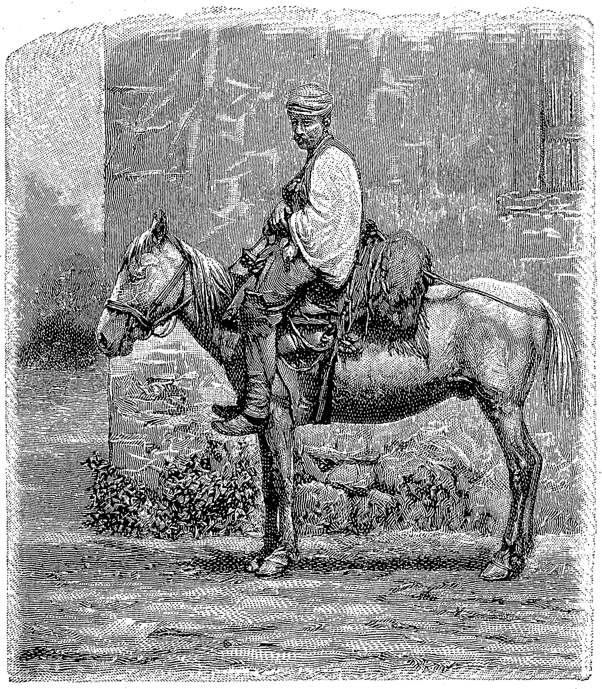
Unmittelbar aber nach diesen kriegerischen Thaten ging man an die Erbauung einer schmalspurigen Eisenbahn, ebenfalls im Thal der Bosna und der Narenta. Zumeist waren es österreichisch-ungarische Ingenieure mit Unterstützung deutscher und französischer Techniker, welche die beiden Bahnlinien in Abschnitten erbauten und damit ein Werk schufen, welches sich mindestens der Semmeringbahn an die Seite stellen kann. Die Spurweite dieser Eisenbahn beträgt nur etwas über einen Meter. Die Wagen und Lokomotiven machen auf den Beschauer zuerst einen etwas spielzeugartigen Eindruck. Aber mit welcher Schnelligkeit fährt diese Eisenbahn, mit welcher Sicherheit überwindet sie die größten Schwierigkeiten des Weges und wie fährt sie Kurven von fünfundzwanzig Meter Radius, und zwar Kurven, die wie die Ringelung einer Schlange dicht auf einander folgen!

War die Erbauung der Kunststraßen eine großartige Leistung, so war der Bau dieser Eisenbahn geradezu ein Meisterstück der Technik. Wohl findet man von Bosnabrod bis Serajewo auf der Fahrt vieler Stunden nicht einen einzigen Tunnel, aber das Flußbett mit seinen Krümmungen bereitete außerordentliche Schwierigkeiten, und an manchen Stellen erwies sich selbst der Untergrund der Bahn als unzuverlässig, indem das Terrain aus beweglichen Geschieben bestand, in welchen weder Tunnels noch Einschnitte angelegt werden konnten. Die Steigungen sind hier durch Serpentinen, in denen die Bahn fährt, überwunden worden.

Bald hinter Serajewo in der Richtung auf Mostar bei Station Rastelica beginnt die Zahnstangenbahn System Roman Abt und fast zwei deutsche Meilen weit fährt die Bahn immerfort mit der Zahnstange bergauf bis zum Hohen Iwan. Dieser Berg bildet die Wasserscheide und die Grenze zwischen Bosnien und der Herzegowina. Unser Bild gibt dem Leser einen Begriff von der Vegetation und den Terrainverhältnissen.

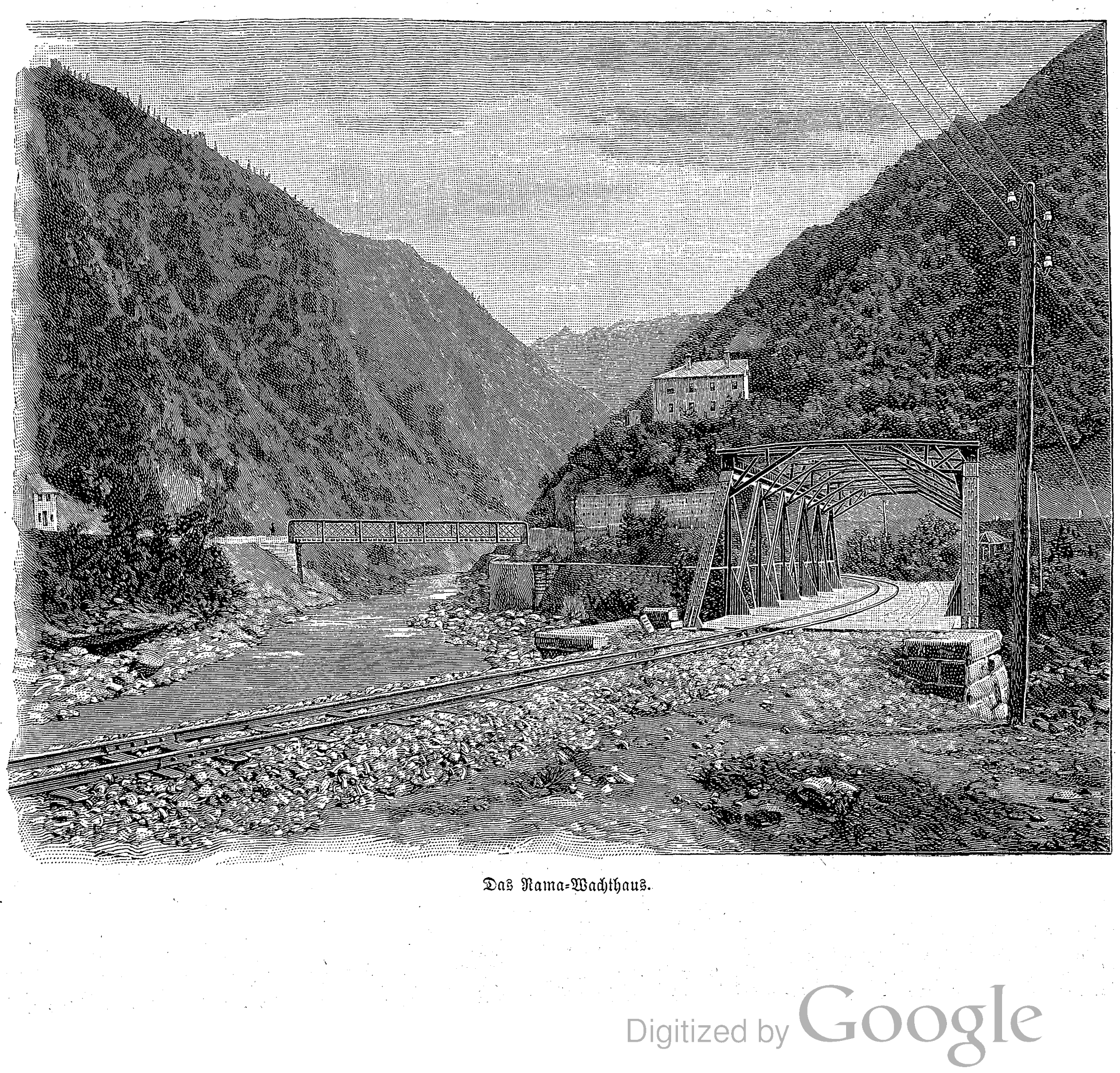
Vom Hohen Iwan aus geht es durch Tunnel steil bergab über Schluchten, die auf kühnen Brücken überschritten werden, und die Passage ist hier so schwierig, daß Eisenbahnzüge hier nur am Tage verkehren können. Will man Nachtbetrieb einrichten, so wird man die ganze Strecke auf Meilen weit elektrisch beleuchten müssen. An dieser Strecke findet man auch überall stehende Patrouillen der Jägertruppe. Würde doch ein in die Zahnstange geklemmter Stein eventuell genügen, um eine Katastrophe für den Zug herbeizuführen.

Grandioser noch ist die Auffahrt, wenn man von Mostar kommt, nach dem Hohen Iwan zu. Hier bekommt man erst einen Begriff von der Schwierigkeit, die nicht nur beim Bahnbau zu besiegen war, sondern die jedesmal auch der Zug zu überwinden hat, bevor er nach der Station Iwan kommt. Man denke sich einen Reifen, schräg an die Wand



Bosnisches Pferd mit Packsattel und Reiter.

gestellt! Dann denke man sich diesen Reifen senkrecht halbirt, und der zur Rechten des Beschauers liegende Halbkreis gibt ihm dann gewissermaßen eine Darstellung der Eisenbahnstrecke, die den Hohen Iwan hinaufführt, im kleinen Modell. Betrachtet man die Strecke, die man durchfahren hat, von der Brücke über die Lukas-Schlucht aus, so scheint es einem unmöglich, daß man die ungeheuerliche Steigung, die noch

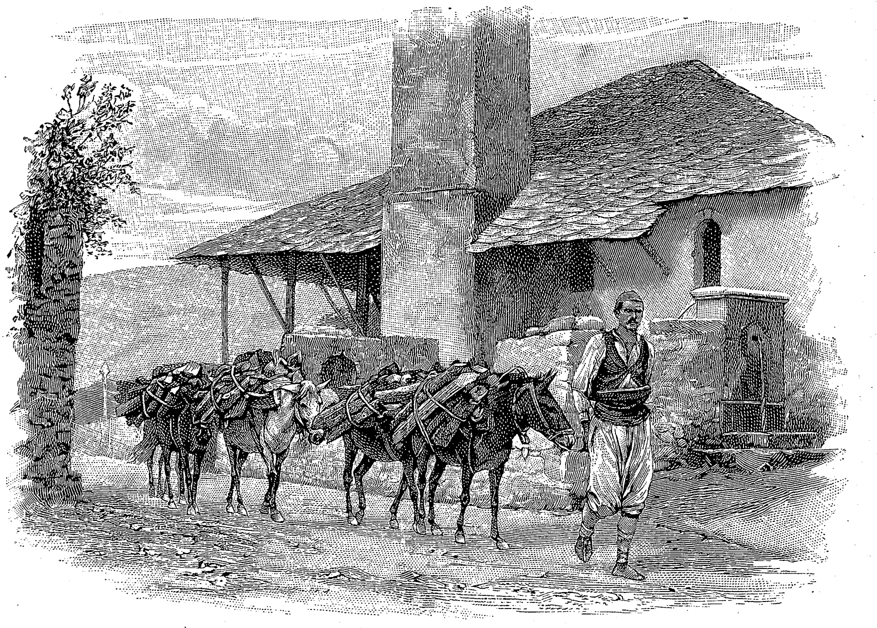


Das Rama-Wachthaus.

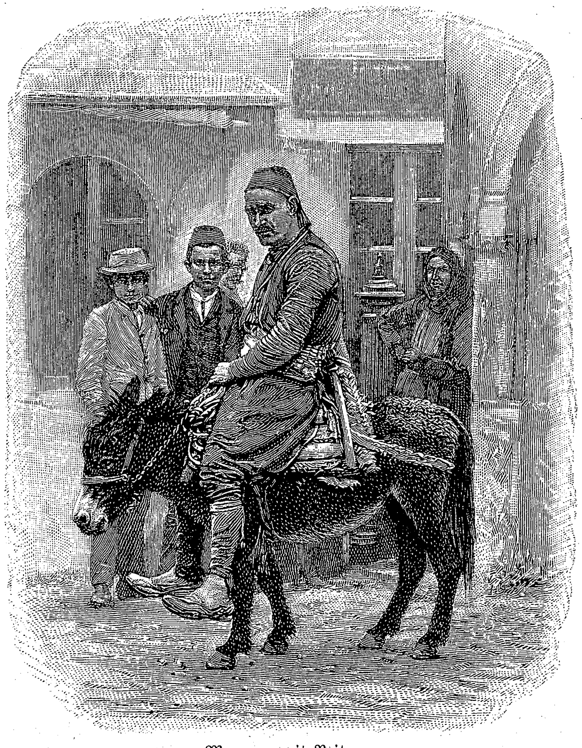
Digitized by Google

durch Kurven und Tunnels erschwert wird, wirklich überwunden hat. Es verlohnt wohl eine Reise von hundert deutschen Meilen, nur um die Fahrt gerade auf dieser Strecke der Eisenbahn mitzumachen.

Auch die kleinen Lokomotiven, welche auf dieser Strecke verwendet werden, sind Meisterwerke der Technik. Sechsunddreißig Hebel hat der Lokomotivführer während der Bergfahrt beständig zu bedienen, und die letzte Stunde des Dienstes „pumpt" ihn gewöhnlich so aus, daß er kaum von der Lokomotive steigen kann, um der Ablösung Platz zu machen.

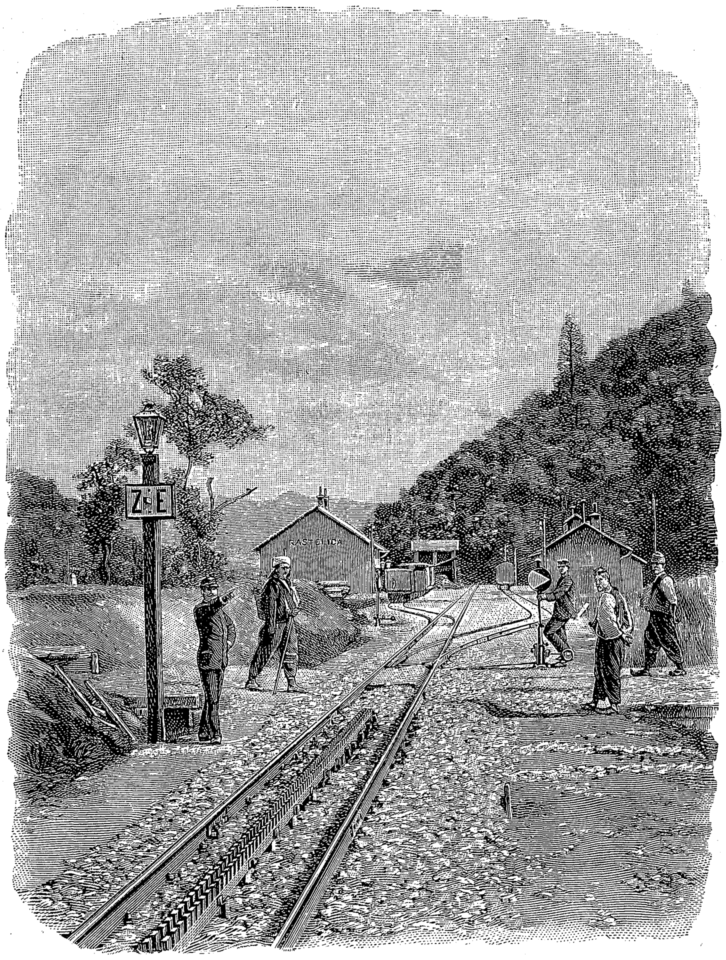

Tragtier-Kolonne (Telephonleitung). Hintergrund: Alte Moschee.

Unser Bild „Das Rama-Wachthaus" zeigt uns eine Partie aus dem Narentathal, die Einmündung der Rama in die Narenta. Die Rama kommt von rechts unter der Eisenbahnbrücke hindurch. Hier sehen wir links die Chaussee, welche die Narenta überquert, und rechts die Eisenbahn, welche über die Rama und dann unter der Chausseebrücke hindurchgeht. Oben liegt das fortifizirte Rama-Wachthaus. Zwischen den beiden Brücken unten sieht man die Kasematten mit den Schießscharten. Auch der Laie wird begreifen, daß es sich hier bei den beiden Brücken um einen strategisch wichtigen Punkt handelt, und die Besatzung des Rama-Wachthauses hat die Bestimmung, die beiden Brücken zu schützen. Ein Oberlieutenant mit zwei Dutzend Jägern liegt immer drei Monate lang, abgeschnitten von aller Welt, in diesem Wachthause, das ebenfalls zur Verteidigung eingerichtet ist und Vorräte von Munition und Patronen selbst für eine längere Belagerung besitzt. Patrouillen gehen beständig von diesem Wachthause aus auf der Chaussee und an der Eisenbahn entlang, und der Wachtoffizier, der selbst das Haus nicht verlassen darf und dem das Dienstreglement die Unterhaltung mit Untergebenen verbietet, ist drei Monate lang der verzweifeltsten Langeweile preisgegeben, welche gar manchem Offizier schon gefährlich geworden ist.

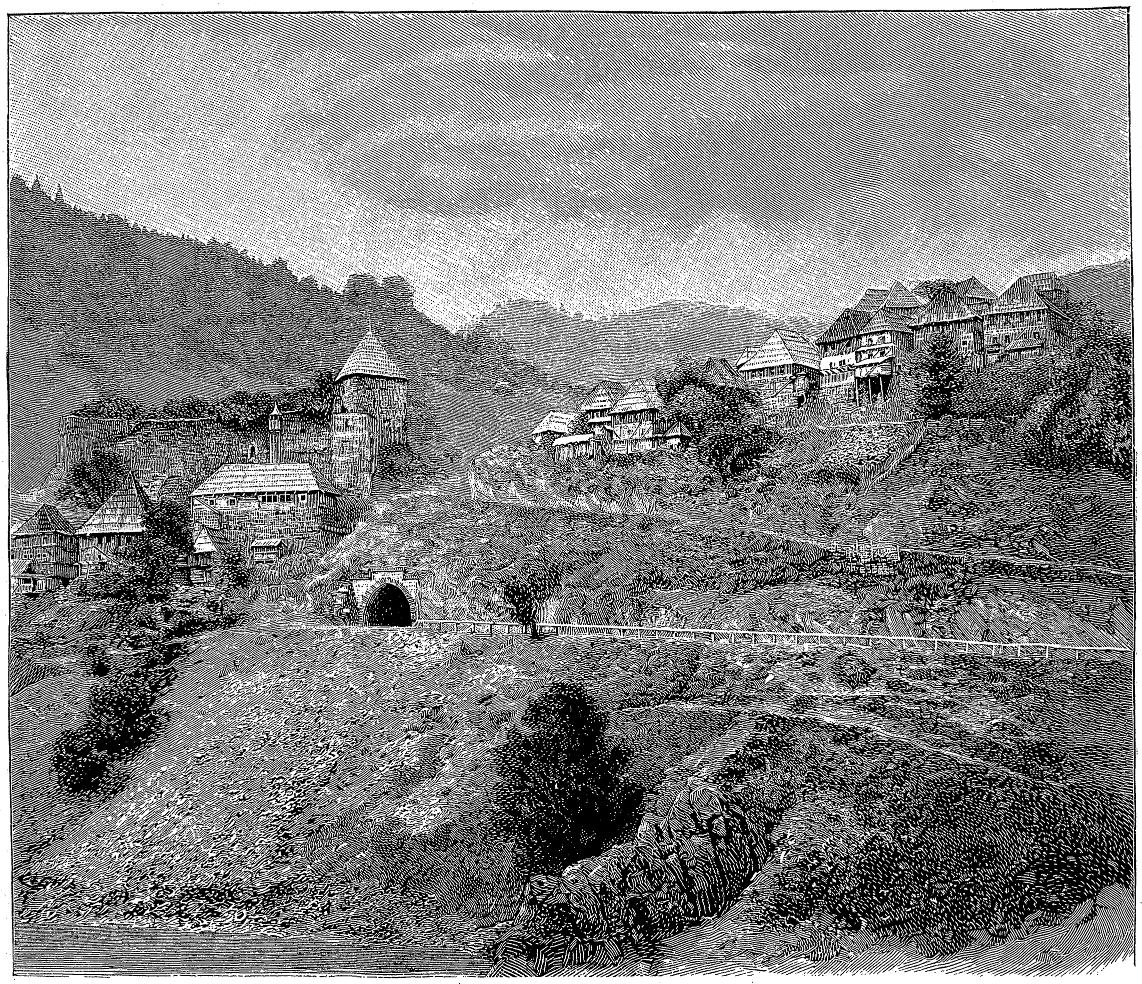

Magaraz mit Reiter.

Außer diesen Hauptstrecken der Eisenbahn und der Kunststraße im Bosna- und Narentathal werden aber ununterbrochen Straßen und Eisenbahnen weiter in Bosnien und der Herzegowina gebaut. Fast jedes Jahr bringt die Eröffnung neuer Anschlußlinien.

Während meiner Anwesenheit wurde die Strecke Lasva-Travnik neu eröffnet, und unvergeßlich bleibt mir das Bild, das der neue Bahnhof Lasva bot, als unser Zug dort hielt. Der neue Bahnhof war erst seit dem Morgen eröffnet. Zahlreiche Neugierige, welche das Einpassiren der ersten Züge sehen wollten, waren auf dem Perron versammelt; und jeder „Europäer", den man vermittelst Zauberkraft direkt dorthin versetzt hätte, würde geglaubt haben, sich auf einem großen Maskenball zu befinden. Serbische, das heißt griechisch-katholische, und mohammedanische Bosniaken in ihren bunten Kostümen standen da; verschleierte Mohammedanerinnen, Katholikinnen und Serbinnen in ihren bunten und vollständig verschiedenen Trachten; Radfahrer in halb türkischen Kostümen; Türken in roten Pluderhosen und safrangelben Röcken; schnurrbärtige Franziskaner, Offiziere aller Waffengattungen, Eisenbahn- und Postbeamte; Damen in feschen Toiletten, wie man sie nur in Wien und Budapest sieht; Derwische, Händler mit Obst, Wein und Wasser. Und neben dem Perron standen Fiaker nach Wiener Muster, bosnische Tragtiere, schreiende Esel, die Militärdiligence mit Militärbedeckung fertig zur Abfahrt. Das alles zusammen gab ein Bild, das jeden Maler in Verzückung versetzt hätte. Unsere Maler gehen ja aber lieber nach Oberbayern, um sich die verbrauchtesten „Deandelmotive" zu holen, anstatt die unerschöpflichen Schätze, die sich ihnen in Bosnien und der Herzegowina bieten, zu heben.


Station Rastelica mit Beginn der Zahnstange. Strecke: Serajewo-Mostar.

Es gibt in Bosnien „Militärdiligencen", das heißt Postwagen, mit denen man noch eine romantische Fahrt machen kann. Man denke sich eine Britschke, auf welcher vier Pfosten ein Leinwanddach tragen. In dieser Britschke können knapp zwei Personen mit höchst minimalem Gepäck Platz nehmen; das sind die Passagiere. Auf dem Vordersitz befindet sich der bosnische Trainkutscher, der die Pferde lenkt, und neben ihm der Kondukteur, ein Feldwebel von der Artillerie, Kavallerie oder Train. Hinten auf dem Wagen ist noch ein Sitz angebracht. Hier sitzen drei Soldaten mit geladenem Gewehr, welche dem Reisenden den Rücken zukehren und die bereits durchfahrene Strecke beobachten. Von Zeit zu Zeit hält der Wagen, einer der Soldaten steigt ab und bleibt als Patrouille stehen, bis der kreuzende Wagen derselben Route ihn vielleicht nach einer halben Stunde oder später wieder aufnimmt. An einzelnen Strecken trifft man auch Patrouillen aus den Wachthäusern, deren Mannschaften streckenweise mitfahren. Ueberfälle der Diligencen


Brandul mit Chaussee-Tunnel.

Digitized by Google

kommen jetzt gar nicht mehr vor. Wer aber ein Vergnügen daran findet, sich einmal ordentlich durchschütteln zu lassen, der hat Gelegenheit, vierzehn bis sechzehn Stunden mit stets frisch vorgelegten Pferden durch das Land zu „gondeln", um fast in jeder Minute wechselnde Landschaftsbilder in sich aufzunehmen und Punkte zu berühren, so pittoresk, so gewaltig, so wild, wie man sie wohl sonst nur in der amerikanischen Sierra findet.

Wagen begegnet man auf diesen Straßen fast niemals. Nur die Beamten und Offiziere verfügen über moderne Gefährte. Der Eingeborene benützt nur für den Ackerbau einen Wagen, dessen Modell höchst wahrscheinlich noch aus der Römerzeit stammt. Er hat vier unregelmäßig runde Holzscheiben von je zwei Spannen Durchmesser als Räder. Diese vier Scheiben sind an einem quadratischen Rahmen befestigt, und vier Pfosten, die senkrecht auf den Ecken des Rahmens stehen, halten zwei grobe Leitern, ähnlich wie bei unseren europäischen Erntewagen. Mit diesem Wagen heimst der Bosniake und Herzegoze seine Feldfrüchte ein. Gewöhnlich ziehen Rinder den Wagen.

Für alle sonstigen Transporte benützt er das kleine Bergpferd, das auf dem hölzernen Gestell seines Tragsattels drei Zentner schleppen kann, welches in Bezug auf Ernährung minimale Anforderungen an seinen Besitzer stellt und mit seinen unbeschlagenen Hufen so sicher wie eine Ziege auf den schlimmsten Bergpfaden herumklettert. Außer dem Gepäck mutet der Bosniake seinem kleinen Pferdchen oft auch noch seine eigene Last zu, und in welcher Weise er auf dem Hals des kleinen Tierchens sitzt, zeigt das Bild.

Der Bosniak trägt selbst keine Lasten. Hat er ein Bund Heu zu tragen, so packt er es dem kleinen Pferde auf; hat er zwei kurze Bretter, die bei uns jedermann auf der Schulter forttransportiren würde, so hängt er je ein Brett auf jede Seite des Tragsattels seines Pferdes, nimmt das Pferd am Zügel und führt es bis dahin, wo die Bretter hingeschafft werden sollen. Bei größeren Warentransporten, bei Transporten von Holz, Erde (letztere wird in Säcken auf dem Tragsattel weiter befördert) werden die Pferde hinter einander mit Seilen verbunden, wie dies unser Bild zeigt. Die Occupationstruppen nennen eine solche Kolonne eine „Telephonleitung" wegen der verbindenden Stricke. Das Spitzenpferd, bei längeren Kolonnen auch noch ein Pferd in der Mitte, tragen Kuhglocken wie das Alpenvieh. Diese Glocke zeigt ihre Ankunft in Hohlwegen oder beim Passiren von Bergstraßen, wo das Ausweichen schwierig ist, schon im voraus an. Das melancholische Geläut dieser Glocken hört man in den Städten und Dörfern ununterbrochen den ganzen Tag. Nur in den Hauptstädten aber hört man das Rasseln eines Wagens.

Ein vielgeplagtes Tier in Bosnien und der Herzegowina ist der kleine Esel, der Magaraz. Man packt ihm Lasten auf, und riesengroße Bosniaken reiten auf dem Halse dieses kleinen, geduldigen Tieres, das auch ein „Selbstbeköstiger" ist, das heißt, welches sich seine Nahrung selbst zusammensucht, ohne daß sich sein Herr um dasselbe weiter kümmert. Im Winter begnügen sich diese Tiere sogar mit den vertrockneten Maisstengeln, die man ihnen als Streu in dem primitiven Stall unter die Hufe gegeben hat. Ein solch kleiner Esel kostet einen bis zwei Gulden, ein Pferd, das nicht auf Rasse Anspruch macht, erhält man bereits für fünfzehn Gulden.

Wer große Ausflüge weitab von den gebahnten Straßen machen will, muß sich darauf einrichten, tagelang zu reiten. Auch Damen können nur auf diese Weise weiter befördert werden und müssen sich dann eventuell entschließen, als Unterkleider die weiten Pluderhosen der Türkinnen zu tragen und nach Herrenart zu reiten.

Das österreichische Schlachtschiff „Monarch".

(Hiezu das Bild Seite 641.)

Am 9. Mai ist in Pola in Gegenwart des Kaisers Franz Josef, der Kronprinzessin Erzherzogin Stefanie und anderer Mitglieder des Kaiserhauses das neue Schlachtschiff Monarch glücklich vom Stapel gelaufen. Der Monarch ist ein neuer Typus der schweren Küstenverteidiger; nach denselben Plänen befinden sich noch die Schwesterschiffe „Wien" und „Brenta Port" in Triest auf Stapel. Er ist gebaut nach den neuesten Errungenschaften der Schiffsbautechnik und gereicht Oesterreich-Ungarns Kriegsflagge zur größten Ehre.

Jeder Neubau eines Kriegsschiffes umfaßt im allgemeinen die gesamte, bis zum Tage erprobte Schiffsbautechnik, und doch gleicht kein einziges Schiff dem andern. Der Bau der Schiffe, zumal der Kriegsschiffe ist ein so komplizirter Mechanismus, daß er niemals auf einer Stufe stehen bleiben wird, sondern stets Neues zu Tage bringt. Jene Schlachtschiffe, welche heute vielleicht als das Vollendetste im Schiffbau gelten, werden wahrscheinlich in dreißig Jahren gleich einem Schiffe Nelsons als Kasern- oder Schulschiff Verwendung finden. Der Monarch, welcher jetzt als das vollendetste Küstenverteidigungsschiff angesehen werden kann, mißt eine Länge von 93,30 Meter zwischen den Perpendikeln, hat eine Breite von 16,95 Meter und einen mittleren Tiefgang von 6,37 Meter. Das Deplacement beträgt 5590 Tonnen. Die Armirung des Schiffes besteht in erster Reihe aus vier 24 Centimeter Kruppschen Geschützen von 40 Kaliber Länge, sechs Schnellladekanonen von 15 Centimeter und vierzehn Schnellfeuerkanonen von 47 Millimeter, zwei Gewehrkalibermitrailleusen, zwei 7 Centimeter-Landungsgeschütze, sowie zwei Breitseitlancirapparate für Torpedos.

Die 24 Centimeterkanonen befinden sich je zu zwei in einem Lafettenturm, von welchen einer vor, der andere hinter dem Mittelaufbau installirt ist. Die sechs 15 Centimetergeschütze befinden sich in einer Dachkasematte, wovon vier durch Stückpforten in der Kielrichtung feuern können. Die übrigen Geschütze sind teils auf Deck und in den Marsen installirt. Zwei vertikale Tripple-Expansionsmaschinen von 8500 indizirter Pferdekraft verleihen dem Schiff eine Fahrgeschwindigkeit von 17¼ Knoten. Das Schiff ist mit einem 270 Millimeter starken Gürtelpanzer umgeben. Kircher.

Zürich.

(Hiezu das Bild Seite 644.)

Vielleicht keine Stadt auf dem ganzen europäischen Kontinent erfreut sich einer so raschen Vergrößerung und einer Zunahme der Bevölkerung, wie das am Ausflusse der Limmat so reizend gelegene Zürich. Eingebettet in eine große, durch den Uetli- und den Zürichberg gebildete Thalmulde, steigt sein Gebiet bis auf den Scheitel dieser beiden Höhenzüge und streift hinunter in das liebliche Thal, wohl auf eine Stunde Entfernung vom Strande des Sees. Das ist nun noch Platz genug zur Weiterentwicklung; und wenn er einmal überbaut wäre, stünde Zürich als die größte Stadt der Welt da, denn thatsächlich übersteigt der Flächeninhalt des stadtzürcherischen Gebietes denjenigen aller jetzigen Weltstädte. Wohl bildet das alte Zürich nur die Pupille in diesem gewaltigen Rund; die mit ihm seit einigen Jahren vereinigten zehn Vorstädte, jede für sich vordem eine politische Gemeinde, greifen mit ihren Gebieten so weit umher. Nun aber stehen sie alle unter einer städtischen Verwaltung; das Straßen- und Bauwesen regelt sich unter einheitlichem Plane, wie alle übrigen weniger wichtigen Verwaltungszweige, wenn man das Schul- und Finanzwesen nämlich nicht mit in erste Linie stellen will. Bei der Lösung der Vereinigungsfrage standen sie wohl immer im Vordergrunde und wer behauptet, daß gerade diese beiden die Haupttriebfedern zur Vereinigung bildeten, steht der Wahrheit näher, als die Allerweltsfürsichtigen mit ihrer Behauptung, das schöne Zürich werde von diesen Geldverschlingern dem Untergange entgegengeführt. Die letzten Jahre haben in diesem Städtegebilde geradezu Wunder gewirkt; nicht nur, daß ganze Quartiere neu entstanden und aller verfügbare Platz in der Stadt selbst überbaut wurde, es ist auch die Art und Weise merkwürdig, wie sich diese Entwicklung vollzog. Ein großer Zug liegt in ihr, ein augenscheinlich glückliches Streben in der Architektur, allen Anforderungen der Neuzeit nach Schönheit, Licht und Luft zu huldigen. Solche Paläste und Schlösser, wie man sie am herrlichen Seequai, wohin nun auch das neue große Theater und die majestätische neue Tonhalle gestellt werden, findet man großartiger kaum in einer andern Stadt und es ist der Anblick der Stadt vom See aus ein geradezu bewältigender. Die Zahl der Kirchtürme sogar hat sich vermehrt. Da steht links auf der Anhöhe die schöne Kuppelkirche mit ihrem Glockenturm in Enge, weit hinten, rechts hervorblickend, der gotische Turm von Unterstraß, dann sich mehr vordrängend der Turm der neuen katholischen Kirche und ferner überall zerstreut eine Anzahl kleinerer und größerer Türme und Türmchen der Wohnpaläste und Villen, welch letztere namentlich von allen Aussichtspunkten heruntergrüßen, verstreut in das herrliche Landschaftsgrün, wie Maßliebchen an sonnigen Halden. Noch besonders aber sind hier zu erwähnen die weit ins Land hinaus grüßenden stolzen Schulpaläste und die ähnlichen Bauten einer Reihe von gemeinnützigen und wissenschaftlichen Anstalten. Wahrlich, wer Zürich überblickt vom See aus oder von irgend einem Höhepunkt herab, dem wird das Sprüchlein des Dichters einfallen:

„Der Hausfrau Sinn und Wesen,
Kannst traun du an den Fensterscheiben lesen."

Alle diese großartigen Bildungs-, Heil- und Versorgungsanstalten glänzen in der Reihe der städtischen Bauten, wie die Perlen im Diademe einer Fürstin; das neue schweizerische Landesmuseum im Platzspitz darunter, wie der Edelsteine größter.

Daß aber in einem solchen raschen Aufblühen das Zeichen eines starken inneren Lebens und Strebens liegt, braucht kaum einläßlicher Erwähnung. Die Stadt Zürich ist vorab eine Handels- und Industriestadt und aus dem Segen dieser rastlosen Arbeit erblüht auch der Sinn für die geistigen Güter, welche das allgemeine Leben verschönern. Zürich huldigt allen Künsten, mit Vorliebe der Musik und dem Theater und freudig legt es sich schwere Opfer auf und ist zum Geben immer und immer wieder bereit, um diese zu unterstützen und zu fördern; aber auch für Malerei, Skulptur, Architektur und die verwandten Kunstgebiete bringt sie reiches Interesse und offene Hand entgegen. Nicht minder hinwieder allen Wissenschaften und ihren Bestrebungen in den Schulen, der Oeffentlichkeit und in den Vereinen. So kommt es, daß sich ganze Kolonien der gelehrten und künstlerischen Berufsarten sammeln und neben Handel und Industrie sich auch im Gewerbe und Kunstgewerbe eine bedeutende und höchst anerkennenswerte Thätigkeit entfaltet. Aus dem allem aber erhellt zur Genüge, daß das gesellschaftliche Leben in Zürich nicht nur große Abwechslung bietet, sondern auch alle Ansprüche befriedigen kann. Und in der That, wer in Zürich an langer Weile krank wird, dem wird anderswo nicht mehr zu helfen sein. Das Vereinsleben steht hier auf einer Höhe, wie kaum irgendwo; das Adreßbuch zählt an die fünfhundert Vereine und Gesellschaften auf, deren Thüren für jeden offen stehen. Die Bevölkerung Zürichs lebt in kosmopolitischer Luft; mit Ausnahme der Anarchisten, darf bei ihr jeder nach seiner Fasson selig werden; sie kennt keinen Nationalitäts-, keinen Glaubens- und keinen politischen Haß und wer Gesetz und Recht des Landes achtet, genießt wie der eigene Bürger, was die Oeffentlichkeit bietet. Dies ist nicht zum mindesten mit ein Grund, daß Zürich mehr und mehr zur Fremdenstadt wird und die Ansiedlung von Einwanderern aus allen Ländern immer größere Verhältnisse annimmt. Die Arbeit und die Lebensfreude gedeihen fröhlich neben einander und das Sprichwort des Mittelalters: „Wen Gott lieb hat, dem gibt er ein Haus in Zürich", klingt noch immer hell hervor aus dem Brausen dieses gewaltigen Lebensstromes.

Zürichs unvergleichlich schöne Lage schildern wollen, hieße dem Maler unnötige Konkurrenz machen; ein Blick auf das Bild genügt, um die ganze Schönheit dieses Landschaftsbildes darzuthun und wem die Phantasie zu Hilfe kommt, daß er das alles vom goldenen Sonnenschein überflutet sieht, hellleuchtend den Silberspiegel des Dörfer und Reben umsäumenden Sees und der majestätische Alpenkranz im Abendgolde, wird in seinem Herzen wohl den Wunsch aufsteigen fühlen, einmal diesen Fleck Welt mit seinen herrlichen Ausflugspunkten zu durchschwärmen. Vielleicht unterzeichnet er dann das Wort des Weltumseglers Horner: „Ich habe mich immer aufs neue überzeugt, daß von der Welt der schönste Teil Europa, von Europa das glücklichste Land die Schweiz und von der Schweiz für den gebildeten Mann der angenehmste Aufenthalt Zürich ist." Jean Nötzli.

Unsere Harmonikazüge.

Ueber Neueinrichtungen im Verkehrswesen sollte man nicht eher urteilen, als bis einige Jahre über dieselben dahingegangen und ein größerer Teil des Publikums mehrfach Gelegenheit gefunden hat, sie praktisch zu erproben und darnach sein Gutachten abzugeben. Erst das Fazit aus einer Summe solcher praktischer Urteile vermag ein klares Bild darüber zu geben, ob man in der betreffenden Neuerung einen Rückschritt oder einen freudig zu begrüßenden Fortschritt zu erblicken hat.

Als vor drei Jahren in unserem Eisenbahnwesen eine solche Neuerung hinsichtlich des Wagenmaterials durch Einführung der sogenannten Durchgangszüge (amtlich daher D-Züge) begonnen wurde, wollten zuerst die Beschwerden über den für die Benützung dieser Züge geforderten Zuschlag von zwei Mark kein Ende nehmen und es ist sogar hier und da, zum Beispiel in dem hartnäckig durchgefochtenen Falle Wellner contra Fiskus, zu gerichtlicher Klage gekommen; jetzt, nachdem eine ganze Reihe von Linien den Vorteil dieser D-Züge genießt und weitere Kreise sie zu benützen Gelegenheit finden, sind die Klagen so gut wie verstummt: man hat eben gefunden, daß die „Harmonikawagen", wie der Volksmund sie treffend nennt, trotz der — rechtlich wohl nicht ganz unanfechtbaren — Zuschlagsforderung für ihre Benützung ein wirklich segensreicher Fortschritt in unserem Verkehrswesen sind.

In der That muß jeder, der in einem solchen Zug öfter und auf langen Strecken gefahren ist, wenn er gerecht urteilen will, zugeben, daß die Beschwerden einer fünf- und mehrstündigen Reise in diesen eleganten Wagen bei weitem leichter ertragen werden können, ja zum Teil ganz gehoben werden, als in den Wagen alten Stiles mit ihren engen Abteilen und ihrer bisweilen recht unangenehmen Gangart. Und diese Erleichterung ist mit zwei Mark in der zweiten und ersten und eine Mark in der dritten Klasse wahrlich nicht zu teuer bezahlt. Für Teilstrecken ist der Zuschlag jetzt übrigens schon auf eine Mark respektiv fünfzig Pfennige bei 150 Kilometer Fahrt ermäßigt und nach den Versicherungen des Ministers stehen weitere Ermäßigungen auf Grund der bisher gemachten Erfahrungen in Aussicht.

Die innere Einrichtung dieser nach amerikanischem Muster gebauten schweren vierachsigen Wagen ist der schon seit langem bei den Wagen der „Compagnie internationale des waggonlits et des grandes express européennes" üblichen Form sehr ähnlich; meist gehen von einem durch die ganze Länge des Wagens sich ziehenden seitlichen Korridor die einzelnen Abteilthüren aus; doch sind auch Wagen in Gebrauch, bei denen dieser Verbindungsgang in der Mitte derselben liegt, so daß sie gleichsam ein einziges Abteil bilden — für Rauchwagen vielleicht die empfehlenswerteste Form. Die einzelnen Abteile enthalten in der ersten Klasse je vier, in der zweiten je sechs und in der dritten je acht

Digitized by Google

Sitzplätze, deren jeder eine Nummer trägt, die sofort bei Aushändigung der Zuschlagskarte auf „besetzt“ gestellt wird, während sonst das Schild auf „frei“ steht: dadurch ist von vornherein ein stets unangenehm empfundener Uebelstand beseitigt, nämlich die Nötigung, seinen Platz bei etwaigem Verlassen des Wagens auf einer Zwischenstation gegen rücksichtslose Eindringlinge durch Belegen sichern zu müssen, auf die Gefahr hin, trotzdem in ein peinliches Rencontre zu geraten! Jeder Wagen hat außerdem Kloset und Waschapparat — für längere Touren eine ganz unentbehrliche Einrichtung.

Die Sitze in den hohen, luftigen und durch große Fenster erleuchteten Abteilen sind überall sehr reichlich bemessen, so daß man zum Beispiel in der zweiten Klasse auch bei voller Besetzung niemals durch die Füße und Beine seines Gegenüber belästigt wird, trotz der großen Breite der einzelnen Sessel. In der ersten Klasse ist der Comfort natürlich noch größer. Vergleicht man daher mit diesen neuen Luxuswagen die früher gebräuchlichen engen und niedrigen Kasten, wie man sie auf Nebenstrecken und unter anderem auch in den Vorortzügen auf den Berliner Bahnen nur zu oft antrifft, mit Abteilen erster Klasse zum Beispiel, die so eng sind, daß ein Neueinsteigender sich nur mit Mühe an den Füßen der anderen Insassen vorüberschlängeln kann, ohne unliebsam deren Zehen zu berühren, so kann man es der Bahnverwaltung nur danken, daß sie sich endlich entschlossen hat, auch nach dieser Seite hin für die Bequemlichkeit der Reisenden Sorge zu tragen. Denn ein gepolsterter Sessel mit hoher Rücken- und Kopflehne allein thut es nicht: die Beine wollen unterwegs auch ihr Recht haben! Als größten Fortschritt muß man es daher begrüßen, daß die aus solchen Korridorwagen zusammengesetzten Züge, bei denen die einzelnen Wagen durch Lederbalgen fest mit einander verbunden sind (daher der Ausdruck „Harmonikazug“), ein gemächliches Promeniren durch die ganze Länge des Zuges gestatten! Wie angenehm, sich nach einigen Stunden Sitzens auf dem Korridor die „Beine vertreten zu können“, oder diesen und jenen Bekannten, der in einem andern Abteil Platz genommen, für kurze Zeit zu besuchen! Und will man ein Gespräch anknüpfen, das nicht gleich jedermann zu hören braucht, so bietet irgend eine Ecke in diesem gemeinsamen Gange die beste Gelegenheit dazu. Rechnet man zu diesen Annehmlichkeiten, bei denen auch die Möglichkeit, sich unterwegs für ein Geringes zu restauriren, nicht vergessen werden darf, die große Sicherheit und Ruhe, mit der solch ein Zug fast geräuschlos dahingleitet, so können wir nur stolz auf diesen Fortschritt in unserem modernen Verkehrswesen sein und sollen dankbar die Bequemlichkeiten benützen, die hier für wenig Geld geboten werden. Ausländer, zumal Engländer, die bei der starken Konkurrenz ihrer Privatbahnen in Bezug auf Eleganz und Schnelligkeit der Züge gewiß verwöhnt sind, haben sich denn auch durchweg anerkennend über diese neuen Wagen ausgesprochen.

Nachdem, wie gesagt, vor drei Jahren mit diesen Durchgangszügen auf den großen Verkehrsstrecken Berlin—Hildesheim—Elberfeld—Köln und Berlin—Nordhausen—Bebra—Frankfurt a. M. der Anfang gemacht worden war, sind nach und nach im Osten und Westen Preußens andere Linien gefolgt: man fährt daher jetzt ebenso bequem per Harmonikazug von Berlin an die russische Grenze über Königsberg—Eydtkuhnen als über Bromberg—Thorn—Alexandrowo, von Berlin nach München, Frankfurt a. M., Köln, Hamburg in denselben Luxuswagen wie von Hamburg nach Frankfurt a. M. und Köln, und von Frankfurt a. M.—Wiesbaden nach Amsterdam, Rotterdam und Haag, so daß jetzt im ganzen auf elf Linien achtzehn Harmonikazüge, und zwar teils als Tages-, teils als Nachtschnellzüge verkehren. Auch der diesjährige Sommerfahrplan wird wieder eine Vermehrung derselben in verschiedenen Teilen der Monarchie bringen.

Selbstverständlich ist, daß man, wie schon oben angedeutet wurde, nur Schnellzüge großer Verkehrsstrecken, zum Beispiel solcher, die Preußen von Westen nach Osten oder Süden nach Norden durchqueren, oder auch wichtigerer Verbindungslinien zwischen unseren großen Industriebezirken in Durchgangszüge verwandelt. Denn man würde sich sehr irren, wollte man diese Neuerung im preußischen Eisenbahnwesen ausschließlich auf das Bestreben zurückführen, den Reisenden das Fahren möglichst bequem zu machen. Hier sprechen vielmehr außer betriebstechnischen Gründen solche des großen, besonders internationalen Schnellverkehrs mit, und man darf nach dem bisherigen Gange der Entwicklung bestimmt annehmen, daß diese Harmonikazüge den Anfang einer nicht unwesentlichen Reform unseres Personenverkehrs bedeuten.

Unsere Schnellzüge haben nämlich — und zwar die der Bundesstaaten noch viel mehr als die der preußischen Staatsbahnen — lange Zeit hindurch recht wenig ihrem Namen und dem speziellen Zwecke, dem sie dienen sollten, entsprochen, und mit Recht ist über diesen Mißstand unter Hinweis auf unsere Nachbarländer im Westen geklagt worden: an Schnelligkeit lassen diese Schnellzüge oft recht viel zu wünschen übrig! Das ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob die Durchschnittsgeschwindigkeit unserer Schnellzüge um ein Bedeutendes erhöht werden müßte; diese Betrachtungsweise, die man fast überall unter dem reisenden Publikum als Grund der Klagen über zu langsame Beförderung antreffen kann, ist durchaus irrig und wird auch durch den regelmäßig vorgebrachten Hinweis auf die Geschwindigkeit der englischen und amerikanischen Expreßzüge keineswegs richtiger. Wir haben in Deutschland gerade in Bezug auf die Geschwindigkeit der Schnellzüge in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht, so daß 70 bis 80 und mehr Kilometer pro Stunde durchaus nicht zu den Seltenheiten gehörten. Höher aber kann vorerst die Geschwindigkeit, bei der dermaligen Art des Oberbaues, nicht ohne Gefahr geschraubt werden; das aber ist gerade in England und Amerika der technisch durchschlagende Grund für die kolossalen Geschwindigkeiten bis zu 120 Kilometer und mehr. Die Ursache der vielfachen Klagen über allzulangsames Fahren der Schnellzüge liegt vielmehr darin, daß diese unsere Züge fast durchgehends noch immer viel zu sehr für den Lokalverkehr ausgenützt werden, während sie doch zum größeren Teile dem Durchgangsverkehr dienen sollten: ein Schnellzug, der auf jeder kleinen Provinzialstation Reisende aufnimmt und absetzt, verliert natürlich durch den fortwährenden Aufenthalt ganz erheblich an Geschwindigkeit und macht dem durchreisenden Publikum schließlich die Fahrt zur Qual.

Mag daher auch ein solcher Schnellzug mit ziemlich hoher Geschwindigkeit fahren, der Lokalverkehr, dem er zu gleicher Zeit dienen muß, erhöht seine Gesamtfahrzeit zwischen Anfangs- und Endstation um ein ganz Bedeutendes. Hierzu kommt ein zweites. Deutschland ist durch seine politische Lage zu einer Einrichtung im Eisenbahnwesen gezwungen, die man in anderen Ländern wenig oder gar nicht kennt: es gibt augenblicklich Schnellzüge, die überhaupt nur aus sogenannten direkten oder Kurswagen bestehen. So groß nun auch die Annehmlichkeit solcher direkten Wagen zwischen allen größeren Städten ist, so sind sie doch für die schnelle Abfertigung der Züge und damit für die Geschwindigkeit derselben ein höchst unangenehmes Hemmnis. Denn oft sind die großen Schnellzüge lediglich durch diese Kurswagen zum Aufenthalt auf Stationen gezwungen, die nur als Betriebsstationen Bedeutung haben; und das Ein- und Aussetzen dieser Wagen nimmt jedesmal 10 bis 15 Minuten in Anspruch. Um nur ein Beispiel für viele anzuführen, so hat der Nachtschnellzug Berlin—Köln über Hannover jedesmal folgende vier durchlaufende Wagen: Berlin—Amsterdam, Berlin—Vlissingen, Berlin—Wilhelmshafen und Dresden—Köln.

Diese beiden Umstände fallen aber bei der Umwandlung von Schnellzügen in D-Züge schwer ins Gewicht. Denn dient ein solcher Zug streckenweise auch dem Lokalverkehr, so wird er, zumal wenn er nur die erste und zweite Klasse führt, meist unbrauchbar werden, da oft genug der eigentliche Fahrpreis dem Zuschlag gleichkommen wird, während doch die Annehmlichkeiten, für die der Zuschlag erhoben wird, bei einer Fahrt von 15 bis 20 Minuten und weniger wirklich nicht ausgenützt werden können. Das bedeutet aber eine wesentliche Verteuerung der Fahrpreise für die Bewohner der Provinzialstädte. Andererseits erfordert das Ein- und Aussetzen von Kurswagen bei den Harmonikazügen wegen der engen Verbindung der einzelnen Wagen noch mehr Zeit als bei den gewöhnlichen Schnellzügen, kann also die Fahrzeit derselben nur nachteilig beeinflussen.

Nun muß man ja anerkennen, daß es unter den jetzt bestehenden D-Zügen einige gibt, die wirklich als Muster eines Schnellzuges hingestellt werden können, so zum Beispiel der Schnellzug Berlin—Nordhausen—Frankfurt a. M., der die 550,6 Kilometer lange Strecke bei nur viermaligem

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 624:

Der Adler fliegt allein, der Rabe schaarenweise,
Gesellschaft braucht der Thor und Einsamkeit der Weise.

Ausfüllrätsel.

O . f . r	K . i . o	. a . g .
. a . d .	. a . h .	D . g . e
A . o . r	S . h . e	. u . c .
. a . h .	. i . n .	T . t . a
D . h . e	A . p . d	. i . n .
. a . v .	. a . e .	L . n . e
	R . i . s	

Die Punkte sind so auszufüllen, daß sie mit den gegebenen Buchstaben Worte bilden, die, wenn der Mittelbuchstabe herausgenommen wird, neue Benennungen ergeben. Die Mittelbuchstaben der richtig gefundenen fünfstelligen Wörter nennen einen freundlichen Wunsch der Rätselredaktion.

Homonym.

Auf der breiten Schloßterrasse
Myrten und Orangen blühn,
Rosen, feurige und blasse,
Wechseln mit dem dunklen Grün,
Und berauschend süßer Duft
Tränkt die schwüle Sommerluft.

Floras Kinder sind ermattet,
Helios strahlte glühend heut.
Und kein Baum, der sie beschattet,
Schutz vor seinen Pfeilen beut.
Wie sie durstend, halb verdorrt,
Lechzen nach dem Rätselwort.

Doch nicht Pflanzen nur gewährt es,
Was erfrischend sie belebt,
Jugendlichen Geistern lehrt es,
Was ihr Wissensdrang erstrebt;
Und wie manches helle Licht
Für der Quelle Leuchtkraft spricht!

(M. Sch., Kassel.)

Charade.

Siehst du die erst' auf weißem Grunde liegen,
Entsteht die schwarze zweit' aus ihren Zügen.
Mit höh'rer Kunst mußt du das Ganze lesen,
Dann blickst du wohl in eines andern Wesen.

J. E.

Auflösung des Wortumwandlungsrätsels Seite 624:

Kabel — Kabul, Linde — Linse, Elen — Eden, Oker — Oper, Palme — Palma, Auster — Alster, Thales — Thaler, Rogen — Rügen, Anis — Apis. Kleopatra.

Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 12.

Aus einem amerikanischen Korrespondenzturnier. („Baltimore Sunday News“.)

Französische Partie.

Weiß: Voigt. — Schwarz: Mc Cutcheon.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	**e7—e6**	16) Tf1—e1†	Sc6—e5
2) d2—d4	d7—d5	17) Lg3—h4 4)	Sg6—h4:
3) Sb1—d2 1)	c7—c5	18) c3—c4	Sh4—g6
4) d4—c5:	Lf8—c5:	19) Ta1—c1	Lb6—c7
5) Sd2—b3	Lc5—b6 2)	20) c4—c5	Dd6—f6
6) e4—d5:	e6—d5:	21) Dd1—d5:	Ta8—d8
7) Lf1—e2	Sb8—c6	22) Dd5—b7:	O—O } 5)
8) Sg1—f3	Lc8—e6	23) Lg4—h3	f4—f3 }
9) O—O	Sg8—e7	24) Db7—c7:	f3—g2:
10) c2—c3	Dd8—d7	25) Lh3—g2: 6)	Df6—f2:†
11) Lc1—f4	Se7—g6	26) Kg1—h1	Sg6—f4
12) Lf4—g3	f7—f5	27) Te1—g1	Se5—g4
13) Sf3—d4 3)	f5—f4	28) Dc7—e7	Td8—e8
14) Sd4—e6:	Dd7—e6:	29) De7—g5	Schwarz kündigt Matt in drei Zügen an. 7)
15) Le2—g4	De6—d6		

1) Eine neuerdings in Aufnahme gekommene Spielweise, die unter anderen Dr. Tarrasch im Turnier zu Dresden 1892 anwandte.

2) Auch mit Sg8—f6 [6. Sb3—c5: Dd8—a5†] wird die Vereinzelung des d-Bauern nicht vermieden: 6. e4—d5:, und Sf6—d5: wäre nun wegen 7. c2—c4, Dd8—d5: wegen 7. Dd1—d5: ein grober Fehler. Aber wir erblicken in dem isolirten Bauern keinen Nachteil.

3) Dies kostet eine Figur; der Angriff, den Weiß dafür erhält, wird bald zurückgeschlagen. 13) Dd1—d2 [O—O 14) Lg3—f4] mußte geschehen.

4) Sonst erhält Schwarz durch f4—g3: und O—O auch noch die f-Linie zum Angriff.

5) Sehr schön gespielt. Durch die Preisgabe des Läufers erlangt Schwarz einen entscheidenden Angriff.

6) Falls 25) Te1—e2, so Se5—f3† [dasselbe noch stärker auf 25) Tc1—c2] 26) Kg1—g2: Df6—g5† 27) Kg2—f1 [h1] Dg5—c1:† ꝛc.

7) Wir stellen die Auffindung dieser hübschen Mattführung unseren Lesern als Aufgabe.

Schachbriefwechsel.

R. R. in Celle. Nr. 24 löſten Sie richtig; mit „Aufgabe 23 aus Nr. 26“ meinten Sie Aufgabe 25 aus Nr. 28, lösten diese aber nicht richtig. Ihr Zug 1) Se4—g3 scheitert an Sh6—f5, womit die Diagonale h7—e4 unterbrochen und das Feld d6 gedeckt wird.

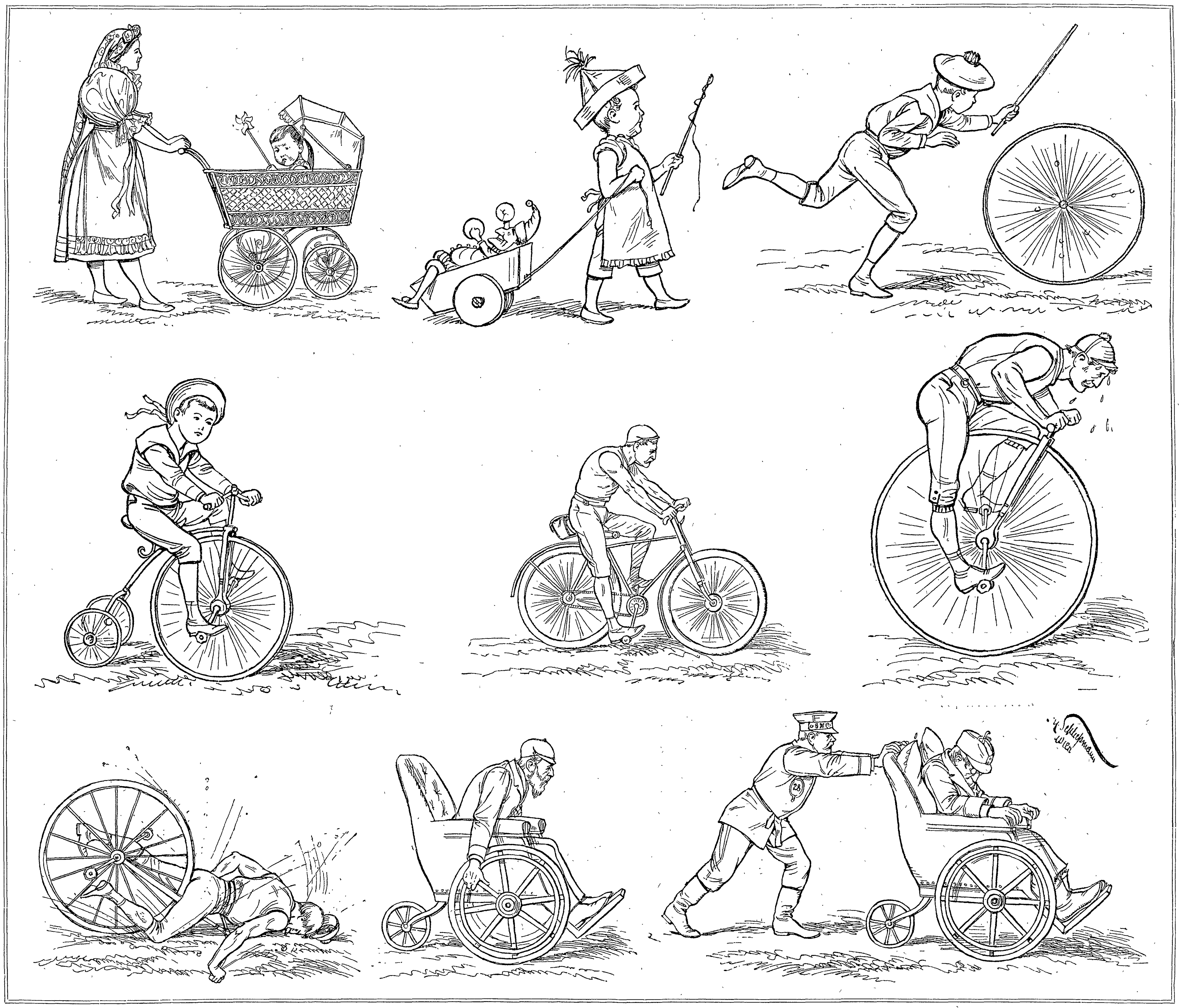
Richtige Lösungen sandten ferner ein: Sechzehnjähriger in Königsberg i. Pr. zu 23; R. H. in R. (Poststempel Wielitzken) zu 23 bis 26; Fr. Sch. in Neunkirchen zu 24 und 25; Pavo in Prag zu 26; R. W. und L. W. in Wien zu 26 und 27.

Digitized by Google

Aufenthalte (Güsten, Nordhausen, Bebra, Elm, letzteres Kopfstation, daher Aufenthalt nur aus technischen Gründen) in 8 Stunden 53 Minuten zurücklegt, oder auch die Züge Berlin—Hamburg, die für die 286,3 Kilometer lange Tour bei einmaligem „Aufenthalte (in Wittenberg) nur 3 Stunden und 32 Minuten gebrauchen, mithin eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 80 Kilometer pro Stunde haben. Aber trotzdem kann man der Staatsbahnverwaltung den Vorwurf nicht ganz ersparen, daß sie bei der Einrichtung der Harmonikazüge mit der einen Hand gegeben und mit der andern genommen habe, da nach wie vor eine ganze Zahl solcher Züge dem Lokalverkehr dienen muß! Wenn zum Beispiel der Nachtschnellzug Frankfurt a. M.—Eisenach—Berlin auch jetzt noch, wo er D-Zug geworden ist, in Hessen und Thüringen für den Lokalverkehr zwischen Städtchen wie Gelnhausen, Wächtersbach, Schlüchtern, Hünfeld, Hersfeld, Kösen und so weiter, die manchem Leser kaum dem Namen nach bekannt sein werden, verwendet wird, so ist das nicht bloß eine Belästigung für die durchreisenden Passagiere, sondern vor allem eine starke Benachteiligung der Bewohner jener Städte, die für einen für sie unentbehrlichen Abend- respektiv Nachtzug fast das doppelte Fahrgeld bezahlen müssen: auf diese Weise wird der geforderte Zuschlag von einer Mark wirklich zu einer Ungerechtigkeit.

Solchen auf die Dauer unhaltbaren Verhältnissen wird nur dadurch ein Ende gemacht werden können, daß man den Lokalverkehr von den D-Zügen völlig ausschließt und, wo es nötig erscheint, Ersatz für diesen Ausfall durch Einlegung von Personenzügen bietet. Ersteres aber ist auf verschiedene Weise möglich: entweder läßt man die Harmonikazüge nur an den bedeutendsten Verkehrspunkten halten und entzieht sie so dem Nahverkehr, oder man gibt für diese Züge in Industriegegenden dichtester Bevölkerung und großer, benachbarter Städte, an denen ein Aufenthalt solcher Züge unbedingt notwendig ist, nach Art der in Frankreich schon lange üblichen Kilometerbillette, nur Fahrkarten auf Entfernungen von etwa 100 Kilometer respektiv bis zum Bestimmungsort des betreffenden D-Zuges aus. Nur auf diese Weise können diese Luxuszüge wirklich ihre Bestimmung als Mittel für den Fernverkehr praktisch erfüllen und demgemäß mit entsprechender Geschwindigkeit fahren.

Damit wären aber für die Folgezeit zwei verschiedene Gattungen von Schnellzügen als notwendig gegeben. Die eine Art, entsprechend unsern jetzigen gewöhnlichen Schnellzügen, hätte neben den Personenzügen streckenweise dem



Hans Schließmann: Radfahrers Lebenslauf.

Lokalverkehr zu dienen, nur mit dem Unterschied, daß jene gewissermaßen die gröbste Arbeit im Nahverkehr übernehmen, diese die feineren und entsprechend schneller fahren. Die andere Art, unsere Harmonikazüge, aber hätte ausschließlich die Bewältigung des großen Durchgangsverkehrs zum Zweck und müßte bei möglichst geringem Aufenthalt zwischen Anfangs- und Endpunkt eine möglichst große Geschwindigkeit entfalten. Daß aber eine solche Reform unseres Schnellzugsverkehrs über kurz oder lang durchgeführt werden wird, dafür sind Anzeichen genug vorhanden; ja, der Anfang ist bereits gemacht, denn auf der Strecke Berlin—Hamburg ist der Personenverkehr bereits auf die oben bezeichnete Weise geregelt: außer vier Personenzügen verkehren zwei Schnellzüge (mit allen drei Klassen) in jeder Richtung, die nicht nur den Verkehr zwischen Berlin und Hamburg und den größeren Zwischenstationen bewältigen, sondern auch dem Lokalverkehr der wichtigeren kleinen Stationen dienen; trotzdem beträgt die Gesamtfahrzeit zwischen Berlin und Hamburg auch bei diesen Zügen nur fünf Stunden, was einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 60 Kilometer pro Stunde gleichkommt. Diesen Zügen folgen dann jedesmal in zweistündigem Abstand Harmonikazüge mit ein-, respektiv dreimaligem Aufenthalte und der oben angegebenen Durchschnittsgeschwindigkeit von 80 Kilometer. Nach diesem Schema hätte sich nun auch auf den größeren Strecken der Schnellzugsverkehr zu gestalten.

Zum Schlusse noch eins: die D-Züge sind bis jetzt eine inner-preußische Einrichtung. Die Bundesstaaten Sachsen und Bayern haben zwar dieselbe Art von Wagen bauen lassen, erheben aber keinen Zuschlag bei ihrer Benützung; ebenso wenig die holländische Staatsbahn, die gleichfalls Durchgangswagen eingestellt hat. Dieser Zustand führt zu vielfachen Ungereimtheiten. So kann es einem passiren, daß man von München bis Leipzig in einem Harmonikawagen 482 Kilometer in $8\frac{1}{2}$stündiger Fahrt ohne Zuschlag zurücklegt, um in Leipzig für die Reststrecke von 172 Kilometer und $3\frac{1}{2}$ Stunden Fahrt bis Berlin den üblichen preußischen Zuschlag von zwei Mark zu bezahlen. Das ist mindestens ungereimt und auf die Dauer unhaltbar. Auch hier bedarf es also einer Reform. Aber das Wie? scheint noch in weitem Felde zu liegen. Sachsen und die süddeutschen Staaten halten an ihrem Grundsatz, keinen Zuschlag zu nehmen, ebenso fest wie der preußische Eisenbahnminister an seinen Platzkarten. Aber vielleicht findet sich doch noch ein Ausweg, bei dem jeder recht behält — denn das ist ja immer die Hauptsache! — zum Nutzen einer gesunden Weiterentwicklung unseres deutschen Eisenbahnwesens im Sinne des jetzt betretenen Weges schnellerer und bequemerer Beförderung auf den großen Verkehrsstrecken.

St.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Ueber Land und Meer.

№ 33.

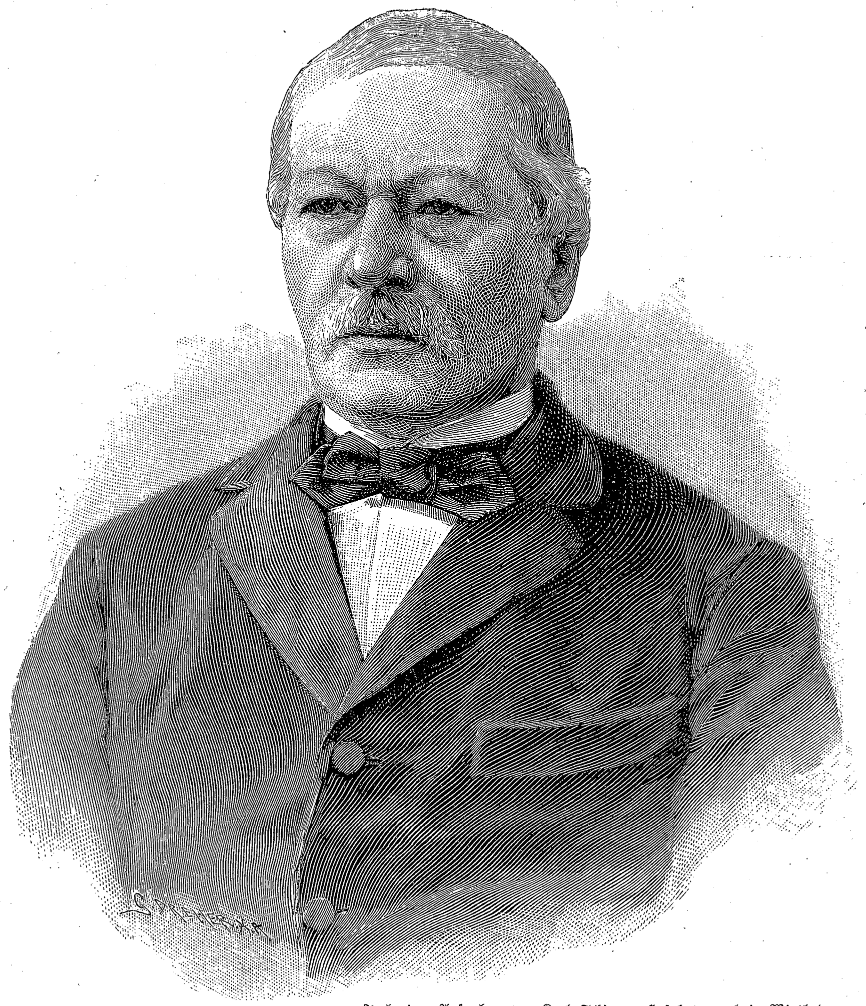
Aus Zeit und Leben.

Gustav Freytag.

In Gustav Freytag, der am 30. April hochbetagt, im nahezu vollendeten neunundsiebenzigsten Lebensjahre, in Wiesbaden verschieden ist, haben wir etwas verloren, woran unser Tagesleben verhältnismäßig arm ist, eine literarische Größe, einen Mann, der durch seine schriftstellerische und dichterische Thätigkeit nachhaltiger auf die weiten Kreise der Oeffentlichkeit gewirkt hat, als irgend einer seiner Zeitgenossen und Mitstrebenden. Als in unseren nachklassischen Tagen, nach dem Zeitabschnitte, den wir den der Epigonen zu nennen gewohnt sind, in Deutschland wieder frisches literarisches Leben zu pulsiren begann und auf dem Gebiete der Erzählungskunst wie dem des dramatischen Schaffens vor und nach beachtenswerte Talente erstanden, als neben Gutzkow Berthold Auerbach sich geltend machte, als Hebbel und Ludwig wirkten, als Grillparzer mit einer Reihe seiner bedeutendsten Schöpfungen hervortrat, als Gottfried Keller die Aufmerksamkeit auf sich lenkte und an diese älteren Meister dann als Vertreter einer jüngeren Generation Paul Heyse sich anschloß, war es Freytag beschieden, mit zwei Werken sich wie im Sturm die Herzen seines Volkes zu gewinnen, von denen eines, das Lustspiel „Die Journalisten“, unvermittelt an die große Lessingische Tradition anknüpfte, und das andere, der Roman „Soll und Haben“, die moderne Epopöe da aufnahm, wo Goethe sie in seinem großen Torso „Wilhelm Meister“ gelassen. Und doch war Freytag kein Himmelsstürmer, sein Wesen hatte eher etwas Stilles und Ruhiges an sich und sein Blick für ein Dichterauge vielleicht sogar etwas Nüchternes, aber wie wenigen war es ihm gegeben, gerade mit diesem Dichterauge in der Seele seines Volkes zu lesen und diesem zu geben, wonach es begehrte, sich dabei die ganze Vornehmheit eines überlegenen Geistes wahrend.

Wie sein ganzes Sein und Wesen weist auch sein Lebens- und Entwicklungsgang nichts Stürmisches und Erschütterndes auf. Am 16. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien geboren, besuchte Freytag das Gymnasium zu Oels und studirte in Breslau und Berlin Philosophie und germanistische Philologie. Er habilitirte sich mit einer Abhandlung über die Dichterin Hroswitha und einer Schrift über die Anfänge des deutschen Schauspiels 1839 in Breslau, widmete sich aber bald, ermutigt durch den Erfolg seiner ersten dichterischen Veröffentlichungen, des Lustspiels „Die Brautfahrt oder Kunz von Rosen“ (1842) und eines unter dem Titel „Breslau“ erschienenen Bändchens Gedichte (1845), freier schriftstellerischer Thätigkeit. Im Jahre 1847 siedelte er von Breslau nach Dresden über und im folgenden Jahre von dort nach Leipzig, um daselbst die von Kuranda erworbene Zeitschrift „Die Grenzboten“ zu übernehmen, deren Leitung er gleichzeitig mit Julian Schmidt führte. Er verlebte indes nur die Wintermonate in dieser Stadt und verbrachte den übrigen Teil des Jahres auf seiner Besitzung Siebleben bei Gotha, dort auch vielfach mit Herzog Ernst von Coburg-Gotha in Verkehr tretend, der Freytag mehrfach auszeichnete und ihm 1893 den Charakter eines wirklichen Geheimerats mit dem Titel Excellenz verlieh. Bis zum Schlusse des Jahres 1870 blieb Freytag Herausgeber der „Grenzboten“ und beteiligte sich dann vorübergehend an der Herausgabe der Zeitschrift „Im neuen Reich“. Von 1867 bis 1870 vertrat er den Wahlkreis Erfurt im norddeutschen Reichstag und machte den deutsch-französischen Krieg im Hauptquartier des damaligen Kronprinzen Friedrich von Preußen bis zur Schlacht von Sedan mit. Seit 1879 verbrachte Freytag den Winter regelmäßig in Wiesbaden, das er wegen seines milden Klimas aufsuchte, und dort ist er denn auch, bevor die schönen Vorfrühlingstage seine Uebersiedelung nach Siebleben gestatteten, gestorben.

Freytags schriftstellerische Thätigkeit war eine rege, wenn sie auch niemals in Vielschreiberei ausartete. Für die Bühne veröffentlichte er außer den bereits genannten Werken das kleine Trauerspiel „Der Gelehrte“ (1844), sowie die modernen Schauspiele „Die Valentine“ (1847) und „Graf Waldemar“ (aus dem gleichen Jahre), denen er die im römischen Altertum spielende Tragödie „Die Fabier“ (1859) folgen ließ. Dem Roman „Soll und Haben“ schloß sich nach neunjähriger Pause das Gegenstück „Die verlorene Handschrift“ (1864) an. Eine Arbeit geschichtlichen oder vielmehr kulturgeschichtlichen Charakters waren die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ (vier Bände in fünf Abteilungen, 1859 bis 1862), die sich wohl als eine Vorstudie zu der großen kulturgeschichtlichen Romanfolge „Die Ahnen“ bezeichnen lassen, deren einzelne Teile „Ingo und Ingraban“, „Das Nest der Zaunkönige“, „Die Brüder vom deutschen Hause“, „Markus König“, „Die Geschwister“ und „Aus einer kleinen Stadt“ in achtjährigem Verlaufe (1872 bis 1880) einander folgten. Außer kleinen, zumeist in den „Grenzboten“ veröffentlichten Arbeiten erschienen von Freytags Hand: „Die Technik des Dramas“ (1863), „Karl Mathy, ein Lebensbild“ (1870), „Doktor Luther. Eine Schilderung“ (1893), und die politische Streitschrift „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ (1889). Die für die Gesamtausgabe seiner Werke (22 Bände, Leipzig 1887 bis 1889) geschriebene Autobiographie erschien unter dem Titel „Erinnerungen“ in einer Sonderausgabe (1887), ebenso eine Zusammenstellung seiner politischen und literarischen Aufsätze unter dem Titel „Gesammelte Aufsätze“ (2 Bände, 1888).



Nach einer Aufnahme von Karl Schipper, Hofphotograph in Wiesbaden.

Gustav Freytag.

Selten hat wohl ein Schriftsteller in seinen Hervorbringungen und in seinem ganzen Wesen eine so große Einheitlichkeit und Geschlossenheit gezeigt, wie Gustav Freytag, der Urheber der „Journalisten“ und der Lebens- und Zeitbilder „Soll und Haben“ und „Die Ahnen“. Wenn es den jungen Gelehrten aus der Beschränkung der Studirstube und des Lehrsaales hinausdrängte und der freischaffenden dichterischen Thätigkeit entgegentrieb, geschah das lediglich, weil sein Auge zu fest auf das Bild der Lebenswirklichkeit gerichtet war, und dieses Bild sich ihm unter streng einheitlichem Gesichtspunkte darstellte. Es ist ein eigentümlicher Zug bei fast allen Begründern des modernen Romans — einer Kunstform, die nicht, wie man es sich irrig so vielfach noch vorstellt, auf einmal als etwas Fertiges den Mitlebenden sich aufgedrängt hat und nichts weniger als ein Produkt des Jahrhundertsschlusses ist, sondern die sich, von langer Hand vorbereitet, vor und nach ausgebildet hat und in bestimmter Weise seit der Mitte des Jahrhunderts zu gewahren ist — daß ihr Blick gleichmäßig auf die Gegenwart wie die Vergangenheit gerichtet ist und sie neben einer sozialen eine antiquarische Richtung verfolgen. Sehr bestimmt tritt er bei dem Franzosen Flaubert und dem Engländer Kingsley hervor, von denen der erstere seiner „Madame Bovary“ seine „Salammbo“ folgen ließ und der letztere nach seinem „Alton Locke“ seine „Hypatia“ schuf. Es ist das ein durchaus folgerichtiges Verhältnis, denn der Wechsel der künstlerischen Schaffensart ist lediglich ein Ergebnis eines Wechsels der Lebens- und Weltanschauung. Wir vermögen uns heutzutage — und darin liegt eben unser „moderner“ Charakter — den Menschen nach dem trefflichen Worte des leider zu früh verstorbenen Bacmeister nicht mehr wie eine einer Nürnberger Spielzeugschachtel entnommene Dutzendfigur oder eine auf ein weißes Blatt geklebte Silhouette vorstellen, sondern wir verlangen für sein Bild das gesellschaftliche Relief — das so viel berufene „Milieu“ der „modernen“ Produktion — und die Perspektive der geschichtlichen Entwicklung. Ganz und gar von dem Bestreben ausgehend, eine derartige Zeichnung zu liefern, hat Freytag nicht nur das beste deutsche Lustspiel des gegenwärtigen Jahrhunderts und den ersten deutschen sozialen Roman geschrieben, sondern auch zum erstenmale versucht, das, was Balzac und Zola nur für eine Reihe von Generationen gewagt, auf den Entwicklungsgang eines vollen Jahrtausends auszudehnen, indem er uns in seinen „Ahnen“ das — sich freilich in „absteigenden“ Lebensläufen bewegende — Schicksal eines alten thüringischen Herrschergeschlechtes von der ältesten Urzeit bis zur Schwelle der Gegenwart schilderte. Die einzelnen Werke Freytags sind nicht alle gleichwertig, und es kann für seine besten eine Reihe von Fehlern zugestanden werden, aber es ist denn doch etwas mehr als Zufall, wenn der Roman „Soll und Haben“ in vierzig Jahren mehr als die gleiche Anzahl von Auflagen erleben sollte und es heute wie vor einem Menschenalter der größte Ehrgeiz der deutschen Schauspieler und Schauspielerinnen ist, einen Conrad Bolz oder eine Adelheid von Runeck zu verkörpern. Freytag ist mit dem, was er geschaffen, ins Volk gedrungen, weil er es verstanden hat, volksmäßige Töne anzuschlagen, er ist der „bürgerlichste“ unserer Schriftsteller und darin liegt die Eigenart seines Wesens und seines künstlerischen Verdienstes.

Wenn heute, nachdem wir es in gewissen Dingen „so unendlich weit“ gebracht, Freytags Art vielfach schon als altfränkisch und veraltet bezeichnet wird, ist das nicht immer der Fall gewesen, und es hat gerade sein Realismus als Haupthebel der gegen ihn gerichteten Angriffe dienen müssen, in einer Zeit freilich, in welcher der „Idealismus“ in der schöngeistigen Produktion noch recht wunderliche Blüten trieb. Freytag stand mit seiner gesunden, kernhaften Natur mitten in dem frischen Leben und ließ dasselbe mit seiner ganzen Ursprünglichkeit auf sich einwirken, daher seine Schilderungen stets Wirklichkeitsbilder sind, aber Wirklichkeitsbilder, die von einem Künstlerauge erschaut und von der Hand eines Künstlers wiedergegeben sind. Mit seinem überlegenen Geiste stand er dabei stets über seinem Stoffe und meisterte denselben derart, daß er es wagen konnte, den politischen Parteikampf in lebensvollster Gestaltung auf die Bühne zu bringen, ohne nach irgend einer Richtung hin zu verletzen, so ein Problem lösend, wie es schwieriger gerade an den Bühnendichter nicht herantreten kann. Will man überhaupt Freytags Schwächen gegen seine Vorzüge abwägen, so werden letztere immer das Uebergewicht haben. Er war ein überlegener Geist, weil sein Blick weit reichte und nicht an Kleinlichem haften blieb, und doch wußte er sich in dieser Ueberlegenheit zu beschränken und wandte sein ganzes Herz seinem Volke zu, das keiner besser gekannt und das keiner mehr geliebt hat als er.

Freytag ist der populärste deutsche Schriftsteller unserer Zeit und hat sich dadurch eine Bedeutung errungen, die durch nichts erschüttert werden kann.

L. H.

Digitized by Google

Vereinswesen.

— Bekanntlich tritt in Dresden die Association littéraire et artistique internationale zu ihrem 17. Kongreß zusammen. Am 21. September ist feierliche Eröffnungssitzung im Saale des Gewerbehauses. Am Abend: Galavorstellung im königlichen Hoftheater zu Altstadt. Am Sonntag den 22. September ein Ausflug nach Meißen und zwar zu Schiff und mit Bahn. In Meißen Konzert im Dom, Besichtigung des Albrechtsschlosses, am Abend Beleuchtung des Schlosses und Rückfahrt nach Dresden. Am Montag tritt die Association in dem Saale des Kurländer-Palais von 10 Uhr vormittags zu ihren Beratungen zusammen, die mit Unterbrechung durch eine Mittagspause bis 5 Uhr dauern. Desgleichen ist der Dienstag, 24. September, der Arbeit gewidmet. Am Nachmittag großes Bankett im Gewerbehaussaale. Der Mittwoch, 25. September, ist Arbeitstag. Donnerstag den 26. September Ausflug nach der Bastei. Die Teilnehmer fahren mit Bahn nach Wehlen, wandern von da auf die Bastei, woselbst Frühstück. Die Rückfahrt erfolgt zu Schiff und wird durch die geplante Beleuchtung der Elbufer von Rathen bis Dresden besonders anziehend werden. Freitag den 27. September Arbeitstag. Für Sonnabend den 28. September ist der Ausflug nach Leipzig geplant. Dort findet der Schluß des Kongresses statt. Die Mitglieder der Association sind Gäste der Leipziger Buchhändler. In der Buchhändlerbörse findet großes Diner statt.

Literatur.

— „Tagebuch meiner Reise um die Erde 1892 bis 1893" nennt sich ein sehr stattlicher „Erster Band" (Wien, Alfred Hölder), der sich durch den goldenen, von einer Krone bedeckten Namenszug auf dem Titelblatt als ein Werk des Erzherzogs Franz Ferdinand von Este ausweist. Der reise- und jagdlustige Prinz führt uns über Triest und Aden nach Indien, dessen Landschaften, Städte, Einrichtungen und Gebräuche er lebendig schildert, und von da nach Batavia, Port Kennedy und Sydney. Einen großen Teil seiner Reise hat er an Bord des österreichischen Torpedo-Rammkreuzers „Kaiserin Elisabeth" zurückgelegt und die Beschreibung des Lebens auf diesem Schiffe gehört nicht zu den wenigst anziehenden Teilen seines Werkes. Man erkennt übrigens alsbald, daß der hohe Reisende durchaus von dem Streben geleitet war, „aus der persönlichen Anschauung anderer Erdteile, aus dem Einblick in fremde Staatsgebilde und Gemeinwesen, aus der Berührung mit fremden Völkern und Menschen, mit ausländischer Kultur und Sitte Belehrung zu gewinnen; aus der Besichtigung wundersamer Werke der Kunst, aus der Betrachtung fremdartiger Natur und ihrer unerschöpflichen Reize Genuß zu schöpfen." Zunächst nur für seine „Lieben und Freunde" bestimmt, wird dieses Werk sicher auch in weiteren Kreisen Leser finden, wie einst Kronprinz Rudolfs Orientreise und das jüngst vom jetzigen Zar veröffentlichte große Reisewerk. Die hübschen Bilder, die diesen Band zieren, stammen von L. H. Fischer.

Briefmappe.

C. v. G. in Bromberg. Die Gasheizung bricht sich in der That immer mehr Bahn. Ihre Vorzüge liegen zu sehr auf der Hand, um besonders erörtert zu werden. Ein Haupthindernis bildet allerdings noch der Kostenpunkt, doch kommt dieser bei der Küchenheizung den offenkundigen sonstigen Vorzügen gegenüber nur wenig in Betracht. Was die von Ihnen gewünschten Anhaltspunkte betrifft, so bietet das Folgende etwa einen Maßstab: Ein Kubikmeter Leuchtgas entwickelt gegen 5300 Wärmeeinheiten, wovon 500 nutzbar zu machen sind. Ein kleineres Zimmer braucht während des ganzen Winters durchschnittlich 10,000 Wärmeeinheiten, also zwei Kubikmeter Leuchtgas. So lange letzteres und nicht ein besonderes Heizgas (etwa Wassergas) zur Verwendung kommt, ist man bei den verschiedenen Heizvorrichtungen auf den Bunsenschen Brenner angewiesen, der die Leuchtkraft des gewöhnlichen Gases zum größten Teil in Heizkraft umsetzt.

Radfahrer. Die von Ihnen bemerkten Uebelstände sind durch den Reformsattel von Thomann & Büttner in Leipzig beseitigt.

W. in St. Das in Nr. 30 reproduzirte Gemälde von H. v. Rustige: „An der Rabnitz" (Ungarn) ist im Besitz des Herrn Professor Dr. Richard Baur in Stuttgart.

Fräulein A. in Breslau. Alles Neue, Fremdartige fesselt den Menschen, zumal die Jugend, weshalb sollen Sie also nicht voll Erwartungen über Ihren zukünftigen Aufenthalt am Bosporus sein? Wahrscheinlich werden Sie Ihren Freundeskreis nicht über Pera, das Frankenquartier, hinaus ausdehnen können, denn ein Familienleben wie bei uns gibt es ja in der Türkei nicht. Worüber türkische Frauen sich unterhalten? Ueber bedeutendes oder unbedeutendes Nichts. Ihr Bildungsgrad ist ja ein sehr geringer und der Koran verlangt, daß die Frau nichts bedeutet. Sie lesen den Koran notdürftig, ohne ihn zu verstehen oder verstehen zu wollen, schreiben tändelnder Weise wohl auch ein Briefchen; ging die Schule etwas höher, so singen sie auch einige Lieder und klimpern ein paar Stücke. Dann macht und empfängt man Frauenbesuche, badet, geht in den Bazar oder auf die Promenade, natürlich tief verschleiert. Möge es Ihnen da drinnen gut gefallen! Unsere Zeitschrift können Sie durch die deutsche Post in Pera oder direkt von uns beziehen.

T. in W. Der Name „evangelische Kirche" wurde seit der Reformation offiziell auf alle protestantischen Landeskirchen angewandt; erst in der neuesten Zeit hat man vorzugsweise die unirte Kirche so bezeichnet im Gegensatz zu den altlutherischen und reformirten Kirchen. Die Altlutheraner unterscheiden sich von den andern protestantischen Kirchen durch Ablehnen der Union und ihre alte, auf den lutherischen Gebrauch zurückgehende Liturgie. Der Gedanke der Union, das heißt der Vereinigung der Anhänger des lutherischen und reformirten Bekenntnisses, geht bis auf die Zeit Luthers zurück. Seine erste praktische Durchführung erlebte er in Preußen unter König Friedrich Wilhelm III. gelegentlich des Jubelfestes der Reformation im Jahre 1817. Auch außerhalb Preußens fand das gegebene Beispiel Nachfolge, so in Nassau (1817), in der Rheinpfalz (1818), in Baden (1820) und so weiter.

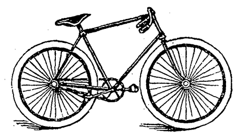
Rentier P. in O. Das schöne Lied „Befiehl du deine Wege" ist fast ein Jahr vor jenem Ereignis entstanden. Paul Gerhardt, von 1657 bis 1667 Prediger in Berlin, wurde vom großen Kurfürsten entlassen, weil er sich der öffentlichen Bekämpfung der reformirten Lehre nicht begeben wollte. Daß Gerhardt das Lied in der Sorge um seine Zukunft auf der Wanderung nach Sachsen in einem Gasthof gedichtet haben solle, ist widerlegt durch die Thatsache, daß es schon ein halb Jahr früher, in einer im August 1666 erschienenen Sammlung gedruckt erschien.

MACK'S DOPPEL-STÄRKE

Nur echt mit vorstehender Schutzmarke.
Bestes und zuverlässigstes Stärkemittel für Kragen, Manschetten, Hemden etc., steht in Bezug auf Güte und leichte Anwendung unerreicht da, enthält alle nötigen Zusätze, um die Wäsche mit wenig Mühe blendend weiss, sehr steif und glänzend zu plätten. — Jeder Versuch führt zu dauernder Benützung.
Vorrätig in allen Kolonialwaren-, Droguen- und Seifen-Geschäften.
Alleiniger Fabrikant und Erfinder Heinrich Mack in Ulm a. D.

Griechischer Wein:
bekommt den Gesunden,
labt die Kranken,
kräftigt die Kinder,
begeistert die Jugend,
belebt das Alter.
J. F. Menzer
Offizier des gr. Erlöser-Ordens
Neckargemünd
versendet davon
Probekisten v. 12 Flaschen
von 12 M. an bis zu 20 M.
Ausführliche
Preisliste franco zu Diensten.

Die Lieblingslectüre
jedes Kurgastes und Reisenden
ist bekanntlich das täglich 2 mal als Morgen- und Abendblatt erscheinende, über ganz Deutschland und auch im Auslande verbreitete
Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung
mit Effecten-Verloosungsliste nebst seinen werthvollen Separat-Beiblättern: Illustrirtes Witzblatt „ULK", belletristisches Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle", feuilletonistisches Beiblatt „Der Zeitgeist", „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" und der neu hinzugekommenen
„Technischen Rundschau".
Diese reichhaltigste große deutsche Zeitung kann daher
allen Hôteliers
zum Abonnement während der Bade- und Reisesaison besonders empfohlen werden. Dasselbe kostet für Monat Juni nur 1 M. 75 Pf.
Neuhinzutretende Abonnenten erhalten gratis den bereits abgedruckten ersten Theil des gegenwärtig erscheinenden, höchst spannenden Romans
„Die Fräulein v. Bülau" v. Arthur Zapp.



„Adler"-Fahrräder
Vorzügliche, erstklassige, unübertroffene Maschinen.
Prämiirt mit den höchsten Auszeichnungen in:
Chicago Hannover Mailand.
Heinrich Kleyer, Adler-Fahrradwerke, Frankfurt a. M.
Lieferant von Kaiserlichen, Königlichen und von Staats- und Kommunal-Behörden.
Illustrirte Kataloge gegen 10 Pfg. Porto-Marke.

Wunderbar! Tinktur. überleg. Medaill. Ehrendipl. Unschädl., Weiche verleih. Färbemittel, gibt grauem, farblos. Kopf- u. Barthaar natürl. Jugend u. Schönh. wied. Eau des Bluets, nach u. nach wirks., vegetabil., fleckt nicht, brennt nicht, klebt nicht, gest. d. Frisiren, verleiht alle Nuancen, v. Hellkastanienbraun z. tief. Schwarz. Flac. m. Notiz M. 4.— Ausld. zuzügl. Porto. Postanw. zu adr. an: Eau Bluets, 82, faubg. St.-Denis, Paris. Tücht. Depositäre ges.

Gegen Einsendung von M. 30.— versende 50 Liter weissen Rheinwein incl. Fass. Friedrich Lederhos. Oberingelheim a. Rh.

Briefmarken und Albums billig. Preisl. gegen Doppelkarte. Alwin Zschiesche, Naumburg a. S.

ROWLANDS' MACASSAR OIL

schützt, kräftigt und verschönert den Haarwuchs, beugt dem Ausfallen der Haare vor, verhindert dasselbe und ist die beste Brillantine und Haar-Toilette. Oel ist absolut notwendig, um die Haare zu nähren und deren Wachstum zu fördern. Man gebrauche daher Rowlands' Macassar Oil. Gleichfalls in Goldfarbe für blonde Haare zu haben.
ROWLANDS' ODONTO
das beste Zahnpulver, macht die Zähne blendend weiss, schützt dieselben gegen Verderben, hält das Hohlwerden derselben auf und macht den Atem wohlriechend. Man verlange in allen besseren Droguen-Geschäften: Rowlands' Artikel von Hatton Garden, 20, London, und nehme sich vor schädlichen billigen Nachahmungen in acht.

Jllustr. Preisliste u. Notenverzeichn. gratis.

Stottern heilt C. Denhardt's Anstalt Dresden-Blasewitz und die Zweiganstalt Burgsteinfurt, Westf. Honorar nach Heilung. Prospekte gratis. Herrliche Lage. Aelteste, staatlich durch S. M. Kaiser Wilhelm I. ausgezeichn. Anst. Deutschlands.

Für Zuckerkranke!
In allen Stadien der Krankheit haben die nach Dr. med. Weil, Berlin, gefertigten Pilulae Myrtilli Jasper vorzügliche Erfolge gezeitigt. Erhältlich in d. Apotheken. Preis: Originalschachtel à 100 Pillen 2 Mk., Diät-Vorschrift und Gebrauchsanweisung beigegeben. Nur ächt mit dem Namen „Jasper". Ausführliche Prospecte mit ärztl. Attesten gratis und franco durch die Chem. Fabrik Max Jasper, Bernau b. Berlin.

Täglich frischen Rohspargel in Postcollis bei C. Blickwede & Comp., Konservenfabrik, Hillerse bei Leiferde.

Hans von Bülow fand die Pianinos aus der Fabrik von W. Arnold, Aschaffenburg, als die besten und wählte eins zum eig. Gebrauch. Preisliste u. Bülows Original-Dankschreib. gratis.

Andreas Saxlehner in Budapest, kais. und kön. HOF-LIEFERANT.

Analysirt und begutachtet durch Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.
Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser ist einzig in seiner Art.
Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.
Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.
Saxlehner's Bitterwasser
Anerkannte Vorzüge:
Prompte, verlässliche, milde Wirkung.
Leicht und ausdauernd vertragen.
Gleichmässiger, nachhaltiger Effect.
Geringe Dosis. Milder Geschmack.
In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:
Saxlehner's Bitterwasser
Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung: Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug „Andreas Saxlehner."

Digitized by Google

Herrn F. M. Das Bild ist allerdings eine Episode aus Kissingen.

Herrn K. K. Im Schwarzwald dürften Sie für diesen Preis kaum etwas finden. Vielleicht wäre es aber im Harz möglich.

Frau H. W—e in Hamburg. Wir können Ihnen nur empfehlen, an der Hand einer Literaturgeschichte wie derjenigen von Vilmar die Hauptwerke der neueren deutschen Literatur zu lesen, eine Kunstgeschichte wie diejenige von Muther durchzunehmen, Gemäldeausstellungen, Konzerte und Theater zu besuchen und eine Tageszeitung zu halten. So wird Ihnen der gewünschte Stoff reichlich zufließen.

Liesl. Der richtige Name ist Vielliebchen. Jeder der Wettenden ißt einen der beiden Kerne, die sich in einer Mandelschale befinden und wer bei der nächsten Begegnung zuerst „Guten Morgen, Vielliebchen" sagt, erhält von dem andern ein Geschenk. Beim Vielliebchen kann auch der verlieren, der vom andern etwas annimmt, ohne zu sagen: „Ich denke dran."

Ein Jünger Pestalozzis. Daß des Sokrates Frau wirklich ein so gar böses Weib gewesen, ist nirgends bewiesen, und manche vermuten, sie sei gar nicht so schlimm gewesen, man habe sie nur deshalb zu dem Eheteufel gestempelt, um dagegen Sokrates in um so schönerem Lichte zeigen zu können. Da und dort heißt die Arme im Volksmund „Zanktippe" zur Kennzeichnung eines bösen Weibes. Ihre Ehrenrettung hat Zeller versucht in seinen „Vorträgen und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts" (1865), wo er bemerkt, daß die hauptsächlichste Ursache ihres schlimmen Rufes der erste Buchstabe ihres Namens sei, durch den sie in alle Fibeln kam.

Ein Hannoveraner. Freilich war das Verkaufen von Menschen, ja von ganzen Regimentern, an andere Staaten und Fürsten höchst verwerflich, aber man muß sich bei Beurteilung dieser Handlungsweise damaliger Fürsten auch auf den damaligen Standpunkt stellen. Es war eben eine ganz andere Zeit. Preußen und seinen Königen kann dieser Menschenhandel nicht vorgeworfen werden; Friedrich der Große und sein Vater wußten den Wert streitbarer Männer für die eigenen Landeszwecke voll zu schätzen.

Frau v. Z. Wilhelm Müllers Liedercyklus „Die schöne Müllerin" ist unseres Wissens nur von Schubert in Musik gesetzt worden. Wer hätte auch nach ihm noch etwas Besseres machen wollen? Weshalb Schubert die drei Lieder „Mühlenleben", „Erster Schmerz, letzter Scherz" und „Blümlein Vergißmein" nicht komponirt, vermögen wir Ihnen nicht zu sagen. Hernach aber hat es ein bewährter Tonsetzer und Schubertkenner, Professor Dr. L. Stack, unternommen, auch diese drei Stücke musikalisch zu gestalten. Eine Prachtausgabe aller dreiundzwanzig Müllerlieder für erste Singstimme mit Klavierbegleitung, geschmückt mit Illustrationen von Baumann und Schuster, die als Vorlage für lebende Bilder dienen können, ist bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, erschienen. Preis in Prachteinband 18 Mark, eine andere, billigere Ausgabe, einfach gebunden, 6 Mark.

An einen Meding-Freund in Barmen. Wir können die pessimistische Meinung nicht teilen, daß akademische Bildung dem Redakteur einer Zeitung oder Zeitschrift eher schade als nütze. Das Studium der Rechtswissenschaft dürfte sich allerdings besonders empfehlen. Die Frage des Gehalts stellt sich in jedem einzelnen Falle wieder anders. Ueber Meding finden Sie das Nötige in Brockhaus' Konversationslexikon.

M. Kr. in Halle a. S. Ist wohl in der Reclamschen Universalbibliothek erschienen. Sicheres darüber kann Ihnen jede dortige Buchhandlung mitteilen.

Verschiedene Anfragen wegen der Bonner Brücke. Sie sind sämtlich in denselben Irrtum verfallen, weil Sie übersehen haben, daß es sich um eine Bogenbrücke handelt. Als solche wird thatsächlich die für Bonn geplante mit einer Bogenspannung von 200 Meter für die mittlere Oeffnung alles übertreffen, was bisher im In- und Ausland auf diesem Gebiete zur Ausführung gekommen ist. Die bedeutendsten Bogenbrücken der Welt, die Mississippibrücke bei St. Louis, die Dourobrücke bei Oporto, die Brücke über den Nordostseekanal bei Levensau und der Thalübergang bei Müngsten haben nur Spannweiten bis zu 180 Meter. Die Brücke über den Frith of Forth kann hier ebenso wenig in Betracht kommen wie die über den East-River zwischen New-York und Broklyn, da es sich bei denselben nicht um Bogenbrücken handelt. Sie sehen also, unser Gewährsmann hatte vollkommen recht.

Rubinstein-Verehrer. Die erstmalige Aufführung der geistlichen Oper „Christus" (Dichtung von Heinrich Bulthaupt, Musik von Anton Rubinstein), die am 25. Mai im Stadttheater zu Bremen stattfinden wird, steht unter der künstlerischen Leitung Dr. Theodor Löwes, Direktor des Stadttheaters zu Breslau.

Herrn Dr. Löwe in Br. Das Bitterwasser der in Friedrichshall neu erbohrten Quelle hat bei den deutschen Aerzten die günstigste Aufnahme gefunden. Es wird allseitig anerkannt, daß der Geschmack der neuen Quelle erheblich besser sei, als der der alten. Auch wird die Sicherheit der Wirkung der neuen Quelle rühmlich hervorgehoben.

E. W. H. B. in Mülhausen im E. Imitirte Waffen und Trophäen liefern in empfehlenswerter Ausführung Oswald Kolb in Bozen und Jubitz in München. Für dekorative Zwecke eignen sich namentlich die aus Papiermasse hergestellten Artikel der ersteren Firma; Jubitz liefert vortreffliche Arbeiten in Schmiedeeisen, wie sie sich namentlich für Künstlermodelle und Bühnenzwecke eignen.

R. G. in Berlin. Der Schöpfer des Schopenhauer-Denkmals in Frankfurt a. M. ist der im vorigen Jahre daselbst verstorbene Friedrich Schierholz. Wir haben im vorigen Jahrgang das Porträt desselben, sowie das bis dahin fertig gestellte Modell des Denkmals gebracht.

Richtige Lösungen sandten ein: Ferdinand Lindlar in Soest i. W. (3). F. K. in St. Ingbert (4). Dr. Wandel in Triest (6). „Moselblümchen" in Koblenz (2). Else v. K. in N. (3). „Blonde Käthe" in Frankfurt a. M. (6). Kamill Heller in Innsbruck-Wilten (2). Die „kleine Ella" in Hamburg (7). Viktor G. in L. (3). Ad. St., stud. med. in Göttingen (3). Theodor Schulz in Berlin. Clementine v. W. in H—u (5). Langjähriger Abonnent R. in Königsberg i. Pr. (4). Agathe Körner in Leipzig. M. Krütgen in Halle a. S.

Handschriften-Beurteilung.

G. R. in A—berg. Ruhig, fest, klar, wahr und entschlossen. Jeder Zoll ein Vertrauenscharakter, aber kühl sachlich, nüchtern und mehr reell als liebenswürdig, daher im intimen Verkehr gewinnend.

Ch. F. in Milwaukee. Ein angenehmer, höflicher und umgänglicher Mann, aber einfach in Bildungsgang und Gesinnung. Treu und verständig.

Vergißmeinnicht in Bgst. Trotz dem weniger schönen Namen hat die Brennessel an innerem Wert doch ein bedeutendes Uebergewicht über Sie, die Sie in allem kleiner angelegt sind, so reell Ihr Charakter auch ist.

L. Meyer, Ragaz.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Der Grundstein.

Roman aus dem Spanischen

von

Emilia Pardo Bazán.

Preis geheftet M. 3.—; elegant gebunden M. 4.—

Bisher sind von dieser charaktervollen, eigenartigen Schriftstellerin nur kleinere Skizzen übertragen worden, hier liegt nun das erste größere Werk von ihr in deutscher Sprache vor. Der Roman ist ein Protest gegen die Todesstrafe und verrät auf jeder Seite des Buches die Feinheit der Verfasserin, die als zielbewußte, geist- und temperamentvolle Künstlerin sich darin offenbart.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: Moritz Hecht (V. Arany Janosgasse 5).

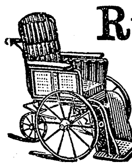
Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Kranken-Wagen, Ruhestühle



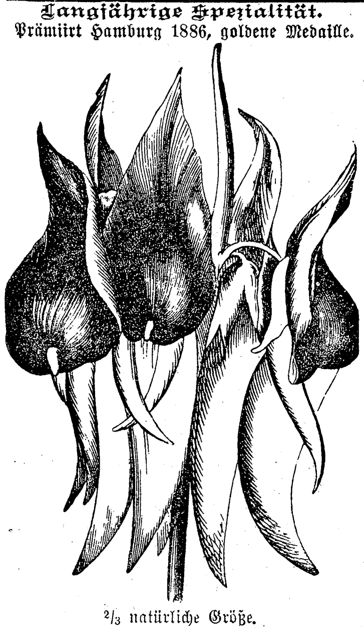
für Strasse, Zimmer, und Garten etc. Verstellbare **Keilkissen** für Asthmatiker Wöchnerinnen etc.
Krankentische, Klosets und Bidets.
Konstruktionen ärztlich empfohlen.
Illustrirte Preislisten gratis und franko.
R. Jaekel's Kranken-Möbel-Fabrik,
Berlin SW.,
Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstrasse.

Illustr. Briefmarken-Journal. Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. in jed. No. wertvolle Gratisbeigab. giebt u. monatl. 2mal erscheint. Halbjährl. (12 Hefte) 1.50 M. Probe-No. 15 Pf. (10 Kr.) franco von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von **von Elten & Keussen, Crefeld,** in jedem Maaß zu beziehen. Schwarze, farbige u. weiße Seidenstoffe, Sammte, Plüsche und Velvets. Man verlange Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

Langjährige Spezialität.
Prämiirt Hamburg 1886, goldene Medaille.



2/3 natürliche Größe.

Clianthus Dampieri

(Viewegs abgehärtete Rasse) in zwei von einander verschiedenen, aber gleich schönen Varietäten. Es ist schwer zu sagen, welcher von beiden der Vorzug gebührt, beide sind reizend und an Schönheit und Farbenpracht noch von keiner andern Zierpflanze übertroffen worden. Veredelt auf eine fremde Wurzel gedeihen meine Clianthus in jeder Bodenart im freien Lande, wie auch als Topfpflanze vorzüglich. Ende Mai ins Freie gepflanzt, entwickeln sie sich zu 2—2½ Fuß hohen Sträuchern, welche den ganzen Sommer über mit hunderten brillanter Blütendolden, wie nebenstehende Abbildung zeigt, überdeckt sind. Wer Clianthus nur einmal in Blüte gesehen hat mit der Menge herrlicher, orchideenähnlicher Schmetterlingsblumen, atlasglänzend und wie aus Wachs geformt, der kann nicht wieder davon lassen, sie sind von wahrhaft bestrickender Schönheit. Diese gepfropften Clianthus sind von langjähriger Dauer, die Topfpflanzen blühen sogar im Winter wieder. Ich kultivire 2 Arten, im Wuchse gleich, in der Farbe der Blumen ganz verschieden, an Schönheit aber mit einander wetteifernd.

Die erste, **Clianthus Dampieri Deutsche Flagge** (Vieweg) erzielte ich durch künstliche Befruchtung. Die wunderbare Farbenzusammenstellung der wie aus Wachs geformten Blumen repräsentirt die deutschen Nationalfarben **schwarz-weiß-rot.** Der obere Teil (sogen. Flügel) ist leuchtend scharlach, der untere Teil (das Schiffchen) rein weiß und das auffallend große Auge in der Mitte tief schwarz mit Atlasglanz. Die phantastische Form, der reiche Farbenschmelz, der unvergleichlich schöne Blütenschmuck erheben diese Neuheit zur prächtigsten und effektvollsten aller Zierpflanzen. Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich bezeichnete die Blumen mit „überaus prachtvoll" als Allerhöchstderselben ein von mir arrangirtes Bouquet davon überreicht wurde. Von Mitte Mai ab veredelte zeitig blühende Pflanzen 1 St. 2 ℳ, 10 Stück 18 ℳ

Die zweite nicht minder schöne Art **Clianthus Dampieri germanicus** (Vieweg) bringt Blumen von brennend scharlachroter Farbe mit tief schwarzem Auge. Die weitleuchtende Farbe wird noch gehoben durch das saftig bläulich-grüne, schön gefiederte Blattwerk. Von Mitte Mai ab veredelte Pflanzen, zeitig blühend, 1 St. 1½ ℳ, 10 Stück 12 ℳ

Aus allen Teilen Europas, vom sonnigen Italien bis hinauf zum eisigen Rußland, gehen mir fortwährend Anerkennungsschreiben zu, sie gipfeln darin, daß den Sommer über die Clianthusbeete mit ihrer großartigen Blütenpracht den Glanzpunkt des Gartens ausmachten. Ausführliche gedruckte Kulturanweisung lege jeder Sendung bei.

Versand nach den fernsten Orten unter Garantie guter Ankunft. Palmen, Blattpflanzen für Zimmerdekoration, Cacteen, Orchideen, Rosen, Topfobst, Gruppenpflanzen ꝛc. in größter Auswahl. Reichhaltiger illustrirter Katalog über alle gärtnerischen Erzeugnisse gratis und franko.

Rosen, wurzelecht, Elite-Sortiment, 10 Sorten 2½ ℳ, 25 Sorten 6¼ ℳ

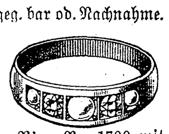
Louis Vieweg, Kunst- u. Handelsgärtnerei, Samenhdlg., Quedlinburg (Preussen).

1895 München.

Jahresausstellung
von Kunstwerken aller Nationen
im kgl. Glaspalast
vom 1. Juni bis Ende Oktober.
Die Münchener Künstler-Genossenschaft.

Hochelegante Schmucksachen
zu Fabrikpreisen bezieht man von
F. TODT,
Gold- und Silberwarenfabrik,
Pforzheim.
Versand direkt an Private geg. bar od. Nachnahme.

Ring Nr. 15 mit echtem Diamant u. Saphir, 14kar. Gold. ℳ 15,—.



Ring Nr. 1700 mit echten Brillanten u. Perlen, 14kar. Gold. ℳ 50,—.

Rokoko-Brosche Mattgold mit Brillanten. Nr. 1825. 14kar. echter Perle und ℳ 120,—.

Reich illustr. Katalog über Juwelen, Gold- und Silberwaren, Tafelgeräte, Uhren ꝛc. gratis und franko! Alte Schmucksachen werden modern umgearbeitet. Zeichnungen u. Kostenüberschläge zu Ehrengaben, Preisen und Geschenken geeignet, werden auf Verlangen eingesandt. Firma besteht über 40 Jahre, auf allen Ausstellungen prämiirt, letztmals auf der Weltausstellung Antwerpen 1894.

Carl Rissmann, Hannover,

Fabrikant der berühmten „Matchless"-Fahrräder. Seit 1879 eingeführt, wiederholt prämiirt. Bestes existirendes Fahrrad. — Billigste Preise bei coulanter Bedienung. Preislisten gratis.

Dampfpflüge
Strassen-Locomotiven
Dampf-Strassenwalzen
liefern in den vollkommensten Constructionen
und zu den mässigsten Preisen
John Fowler & Co., Magdeburg.

Bad Homburg
im Taunus. ½ Stunde von Frankfurt a. M.
Luftkurort ersten Ranges. Fünf Mineralquellen. Gut eingerichtetes Badehaus mit natürlichen kohlensauren Kochsalzbädern, Fichtennadel- und Moorbädern, sowie Inhalatorium. Wirksame Brunnenkur bei Katarrh, Atonie und Schwäche des Verdauungstractus, bei chronischer Stuhlverstopfung, Hämorrhoidal-, Frauen- und Leberleiden, harnsaurer Diathese, Gicht, Diabetes, Skrofulose und gewissen Herzleiden. Zwei Eisenquellen gegen Anämie und Folgen der Influenza. Winterkur. Elegantes auch im Winter geöffnetes Kurhaus mit grossartigem Park. Vorzügliches Orchester, Theater, Bälle, Réunions, Lawn-Tennis, Golf- u. andere Spiele. Internationale Spiel-Turniere. Hotels und Privathäuser bei grossem Comfort, den modernen hygienischen Anforderungen entsprechend.
— Mineralwasser-Versand während des ganzen Jahres. —
Broschüren und Prospekte durch die Kur- und Bade-Verwaltung.

Digitized by Google

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt

RIVA am Gardasee.

Der Sommer die geeignetste Zeit für intensivere Sonnenlichtkuren bei Skrofulose, Blutarmut u. sonstig. Blutdyscrasien. — Näheres über Riva in Dr. von Hartungen's Handbuch der klimatischen Heilkunde bei Gustav Schuhr, Berlin, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bad Thalkirchen - München

altrenommirte Wasserheilanstalt in herrlichster Lage an der Isar für Nervenleiden, Verdauungsstörungen, Gicht, Fettsucht etc. Rationelle Morphiumentziehung. Gesamtpreis von 6 Mk. an pro Tag bei vorzüglicher Verpflegung. Elektrische Beleuchtung. Telephon und Telegraph im Hause. Prospekte.

Dr. Zimmermann. Bes. Dr. Scherzberg.

Hôtel Kaiserhof Wiesbaden. Augusta-Victoria-Bad

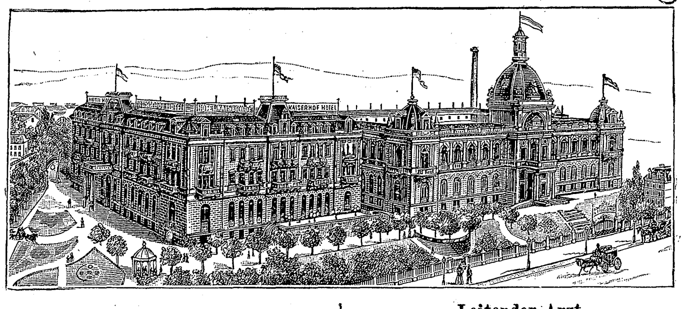
Neu eröffnet.

Haus allerersten Ranges mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattet, in gesunder, ruhiger und vornehmer Lage in grossen Parkanlagen, fünf Minuten vom Bahnhof und den Kuranlagen. Prachtvolle Aussicht auf die Stadt und Gebirge.

160 Fremdenzimmer und Salons.

Familien-Appartements (Salon, Schlafzimmer, Toilette- und Badezimmer), Gesellschaftssäle, Lese-, Conversations-, Musik-, Rauch-, Billardsäle. Wintergarten. Grosser Speise- und Restaurationssaal mit offener Terrasse. Fahrstühle. Elektrische Beleuchtung. Niederdruck-Dampfheizung. Lawn-Tennis und Croquet-Plätze.

Bei längerem Aufenthalt Arrangements.



Direktor des Hôtels **Fritz Richert.** | Leitender Arzt **Dr. med. Friedlaender** (früher Dietenmühle).

Neu eröffnet.

Wiesbadener Thermalbäder (eigene Quelle u. Trinkhalle).

Anwendung sämtlicher **physikalischer Heilmethoden.**

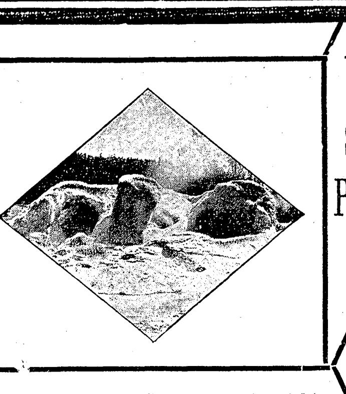
Hydrotherapie, Heilgymnastik (System Zander). Massage. Elektrotherapie.

Elektrische Bäder, Inhalationen, Medizinalbäder, Römisch-irische, russische und Moor-Bäder. Pneumatische Kammern.

Zwei Riesen-Schwimmbassins.

Das Hôtel ist mit dem Augusta-Victoria-Bad durch gedeckten Gang verbunden.

Eine Partie aus dem Yellowstone Park



Die Northern Pacific-Eisenbahn veröffentlicht jährlich ein reich illustrirtes Buch über den Yellowstone Park und den Nordwesten der Vereinigten Staaten. Der Inhalt des Buches ist voll interessanter Beschreibungen.

Gegen Einsendung von 40 Pfennig in Briefmarken an Chas. S. Fee General Passenger, Agent der Gesellschaft in St. Paul, Minnesota U.S.A. wird Ihnen das Buch „Skizzen aus dem Wunderland" franko zugesandt.

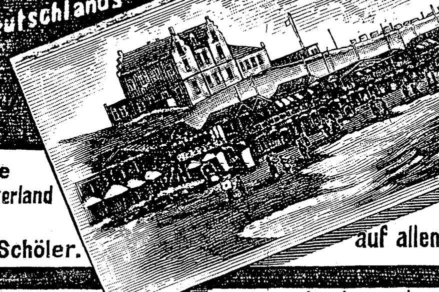
Der Yellowstone Park gehört nicht nur den Vereinigten Staaten, sondern der ganzen Welt. Die Anzahl der Touristen aus anderen Ländern, welche den Park besuchen, vermehrt sich von Jahr zu Jahr.

Der Yellowstone Park kann erreicht werden von Hamburg oder Bremen in 12 Tagen, von Liverpool in 11 Tagen, von New-York in 4 Tagen.

Wegen weiterer Auskünfte u. Landkarten wende man sich an CARL STANGEN's Reisebureau No. 10 Mohren-Strasse, BERLIN W. Deutschland; HENRY GAZE & SONS, 142, Strand, LONDON; THOS COOK & SON, Ludgate Circus, LONDON; GEO R. FITCH, General-Agent, 319, Broadway NEW-YORK; or CHAS. S. FEE, General Passeng. Agent North. Pacific Railroad, ST. PAUL, MINNESOTA, U.S.A.

NORDSEEBÄDER WESTERLAND UND WENNINGSTEDT AUF SYLT

Stärkster Wellenschlag der Westküste
Heilkräftigstes Seebad Deutschlands
Unvergleichlich Schöner Strand.



Im Besitze der Gemeinde Westerland. Direction: Oberstlieutenant a. D. v. Schöler.

Sommer- und Rundreisefahrkarten auf allen grösseren Stationen.

Prospecte mit Reiserouten u. Angabe der Fahrpreise Wohnungsnachweis sowie alles Nähere durch die SEEBADE-DIRECTION in WESTERLAND-SYLT.

Der Schwarzwald.

Gebirge mit Höhen bis zu 1495 Meter. Unvergleichliche Fernsichten über einen grossen Teil von Süddeutschland und auf die Schweizer und Tiroler Alpen. Prächtige Hochwälder, viele Stunden lang. Romantische Thäler und Felspartien. Höchst interessante Gebirgsbahnen. Grossartige Wasserfälle, viele Gebirgsseen, Wildbäche und Quellen. Jagd und Fischerei. Weltberühmte Badeorte mit heissen und kalten, mineralischen und säuerlichen Wassern. Sommerfrischen in allen Höhenlagen. Heilung für Kranke, Erholung für Ermüdete. Geeignet zu kurzen Wanderungen wie zu längerem Aufenthalt. Bequeme Reiseverbindungen, vortreffliche Strassen und gutgehaltene Fusswege. Zahlreiche Aussichtstürme an passenden Stellen und Rasthäuser auf den bevorzugten Höhen. Historische, natürliche und künstlerische Merkwürdigkeiten. Intelligente, gutmütige und fleissige Bevölkerung. Zahlreiche Hotels für bescheidene und weitgehende Ansprüche. **Verein Schwarzwälder Gastwirte**, gegründet zu dem Zwecke, den Fremdenverkehr zu heben und allen Besuchern zu entsprechenden Preisen eine gute Verpflegung zu sichern. **Auskunft erteilt und Mitgliederlisten mit Orientirungskarte des badischen und württembergischen Schwarzwaldes versendet unentgeltlich die Geschäftsstelle des Vereins in Hornberg** (Schwarzwaldbahn).

Hôtel Augusta Victoria

Haus **ersten** Ranges. Einzig. Hôtel gegenüb. d. Sprudel, Bädern u. Salinen. **Pension. Arrangements.** Wagen an der Bahn. Elektrisch Licht. Lift.

Bad Nauheim.

Sommerfrische I. Ranges.
Villen Schwarzeck, Blankenburg, Schwarzathal, Thüring. Pension, Bäder ꝛc. Reizende, geschützte Lage, großer eigener Wald.

Borkum, Nordseebad

(genannt die grüne Insel).
Saison: 1. Juni bis 1. Oktober.

Tägl. Dampfschiffsverbind. von Emden, Leer und Bremerhaven resp. Hamburg. Feste Anlegebrücke. Inseleisenbahn. Großartigste **Warmbadeanstalt.** Bedeut. **Milchwirtschaft. Schönster** Strand, starker Wellenschlag; **nur reine ozonreiche Seeluft.** Allen hygienischen Anforderungen ist genügt. (Kanalisation, Röhrenbrunnen ꝛc.) Frequenz: 1891: 7788, 1893: **10 630,** 1894: **11 349** (unter allen Bädern bedeutendste Zunahme). Prospekte, Fahrpläne gratis.

Die Badekommission.

Bad Landeck

in Schlesien.

Seit Jahrhunderten bewährte Heilquellen (Schwefel-Natrium-Thermen 28,5° C.). Klimatischer Kurort. Terrain-Kurort. 450 Meter Seehöhe.

Angezeigt bei **Frauen-Krankheiten, Nervenleiden, Rheumatismus, Gicht, chronischen Katarrhen der Atmungswege, Blutstauungen im Unterleibe, Entwicklungsstörungen** (Bleichsucht), **Schwäche** und **Rekonvaleszenz.**

Kurmittel: **Mineralbäder** in den **Quellen** und in **Wannen, Moorbäder, innere** und **äussere Duschen, Massage, Molkerei, Kefir** und alle gebräuchlichen **Kurtrinkbrunnen.**

Unterhaltung: **Tägliche Konzerte, Theater, Gesellschaften** und **Tanzabende** im Kurhause, **Spiel-, Musik-** und **Lesezimmer,** Spielplätze für Erwachsene und Kinder, **Park,** meilenlange **Wald-Promenaden.**

Besuch 6000 Personen. Kurzeit vom Mai bis Ende September. Eisenbahn-Station: Glatz. Prospekte kostenlos.

Der Magistrat.

Hunderte Nachahmer

gibt es, welche den wohlverdienten Weltruf meiner **Crême Grolich** und **Grolichseife** benützen, um allerlei wertloses Machwerk anzubringen, deshalb Vorsicht! **Beim Kaufe verlange man ausdrücklich die preisgekrönte Crême Grolich und Grolichseife, denn nur diese entfernen Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte etc. und erhalten den Teint bis ins Alter blendend weiß und jugendlich frisch. Preis Mk. 2,—. Hauptdepot** in der **Engeldroguerie Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren Apothekern und Droguisten.

Wildbad

Württemberg. — Schwarzwald.

Kurgebrauch während des ganzen Jahres. | Hauptsaison vom Mai bis Oktober.

Weitere Kurmittel: Dampf- und Heissluftbäder, schwedische Heilgymnastik (System Dr. Zander) in dem neuen Prachtbau „König-Karls-Bad", Elektrotherapie, Massage, Luftkuren.

Seit Jahrhunderten bewährte warme Heilquellen geg. chronischen u. akuten Rheumatismus und Gicht, Nerven- und Rückenmarksleiden, Neurasthenie, Ischias, Lähmungen aller Art, örtliche wie allgemeine Folgen von Verletzungen, chronische Leiden der Knochen und Gelenke, chronische Verdauungsstörungen, Katarrhe der Luftwege, Harnbeschwerden, Frauenkrankheiten, Erschöpfung der Kräfte etc.

Herrliche Tannenwälder, Waldwege und Anlagen an der Enz, Kurorchester von 33 Mann, Theater, Jagd auf Hoch- und Niederwild, Fischerei. Comfortable Hotels und Privatwohnungen.

Von **Pforzheim in einer Stunde, von Stuttgart** in drei Stunden mit der Eisenbahn erreichbar.
Prospekte und jede gewünschte Auskunft durch die **K. Badverwaltung** oder das **Stadtschultheissenamt.**

KEIN ASTHMA MEHR.

Augenblicklich behoben.
Belohnungen:
Hunderttausend Francs, silberne u. goldene Medaillen und **hors concours.**
Auskunft gratis und franko.
Man schreibe an **Dr. Cléry** in Marseille (Frkrch.)

Kurort Teplitz-Schönau

in Böhmen

seit Jahrhunderten bekannte und berühmte heisse, alkalisch-salinische Thermen (23—37° R.). **Kurgebrauch ununterbrochen während des ganzen Jahres.**

Hervorragend durch seine unübertroffene Wirkung gegen Gicht, Rheumatismus, Lähmungen, Neuralgien und andere Nervenkrankheiten; von glänzendem Erfolge bei Nachkrankheiten aus Schuss- und Hiebwunden, nach Knochenbrüchen, bei Gelenksteifigkeiten und Verkrümmungen.

Alle Auskünfte erteilen und Wohnungsbestellungen besorgen: für Teplitz das Bäderinspektorat in Teplitz, für Schönau das Bürgermeisteramt in Schönau.

Für Blutarme und Reconvalescenten.

D. R. P. No. 72168.

Kurbad Landhaus Eberswalde.

Für Erholungsbedürftige und Rekonvaleszenten.

Kneippkuren. Prospekte durch den leitenden Arzt **Dr. Otterbein** (Sprechstund. in Berlin, Leipzigerstr. 13, Dienst. u. Freitags 5—6½).

Bad Warmbrunn,

Eisenbahn-Station,

346 m ü. M., zu den Wildbädern gehörig, mit 6 Thermalquellen von 25° bis 43° C. Trink- und Badekuren. Bassin-, Wannen- und Douche-Bäder. **Eigene Anstalt für** Moorbäder, hydroelektrische und medizinische Bäder jeder Art. **Klimatischer Kurort** in herrlichster Gebirgsgegend am Fusse des Riesengebirges. Saison vom 1. Mai bis 1. Oktober. Im Mai und von Mitte August billigere Wohnungen in den unter der Badeverwaltung stehenden Logirhäusern. Prospekt durch die Badeverwaltung.

Gossmann's

Naturheil-Anstalt Wilhelmshöhe

bei Cassel. Idyllische geschützte Lage, am Hochwald. Komfortabl. Kur- u. Pensionshaus. Zentralheizung, elektr. Beleuchtung. Vorzügliche Erfolge bei: Nervenkrankheiten, Asthma, Kehlkopf-, Luftröhren- u. Bronchial-Katarrh. — Krankheiten des Magens u. Darmes, der Harn- u. Geschlechtsorgane incl. Frauenleiden. — Fettsucht, Skrophulose, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut. — **Preise mässig. Prospekte frei durch die Direktion.** Sommer und Winter geöffnet! **Dr. med. F. Missmahl,** prakt. Arzt. **Dr. med. Nathalie Kleindienst,** prakt. Aerztin.

Kur-Anstalt Glotterbad im Schwarzwald

bei **Freiburg** in Baden.

Dr. Walser's Sanatorium.

Physikalisch-diätetische Heilmethode.

Natur-Heilanstalt mit allen nötigen Vorbedingungen als eigene Quellen, ländliche Ruhe, eigene Oekonomie, Höhenlage, keine Fabriken in der Nähe, ausgedehnte eigene Waldungen

mit unübertroffenen Sonnen- und Lichtluftbädern.

Ausserordentliche Erfolge bei Nervosität, Nieren-, Blasen-, Magen- und Darmleiden, Frauenkrankheiten, Blutarmut, Rheumatismus, Gicht, Kehlkopf- und Bronchialkatarrh.

Preis, alles zur Kur gehörige inbegriffen, von 42 Mk. an wöchentlich, bei vorzügl. Verpflegung. **Prospekte frei durch die Badeverwaltung.**

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 34.

74. Band. Siebenunddreißigster Jahrgang. Oktober 1894—1895. Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark. Mit Post-Aufschlag M. 3.50. Chef-Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Fluch der Schönheit.

Roman von

Hermann Heiberg.

(Fortsetzung.)

Wiebke schloß und holte tief Atem. Aber die Alte sprach nun mit nur noch beredteren Worten auf ihre Tochter ein.

Hunderte in Föhrde würden sie beneiden. Wie viele schon nach Wilhelm Lornsen die Angeln ausgeworfen hätten! Wenige Menschen besäßen ein solches Ansehen wie er. Und er möchte vielleicht streng sein, aber er verstehe seine Sachen, und sie, die Alte, sollte meinen, er würde Wiebke auf Händen tragen, wenn sie es nur richtig anzufangen wisse. Sie habe doch die große Bildung. In den ersten Häusern hätte sie sich bewegt; daß sie da im Laden stehe, darüber wunderten sich alle. Es sei gar kein Platz für sie. Gewiß, alle wüßten, es sei in der Not gewesen, und keiner könne das mehr anerkennen, als sie selbst, ihre Mutter, aber erst neulich wieder, als der alte Kammerherr von York eine Hausdame gesucht hätte, wäre von ihr die Rede gewesen.

Wenn die Frauenzimmer aus dem Hause kommen würden — die alte Frau Lornsen müsse auch das Feld räumen, — dann würde sie sicher glücklich werden.

„Liebe? Ach, Kind!" schloß sie. „Chlaub man, die verfliegt snell. Was zu essen haben, was hinter sich bringen, ein büschen Rolle spielen in der Welt, das ist auch etwas. Und wie ich mich freuen werde, wenn Du Frau Lornsen wirst, das kann ich Dir nicht sagen. Lästig werde ich euch nicht fallen! Da bist Du sicher davor, mein Kind. Wenn ich man mein elendes Dasein etwas verbessern kann —" nun drängten sich Thränen über die abgehärmten Backen — „dann ist alles chut.

„Ja, meine Wiebke, thu es man! Du schiebst mir einen sweren Stein vom Herzen. Ich kann nicht mehr, die Kräfte wollen nicht. Mit ein Büschen bin ich zufrieden. Aber von nichts kann der Mensch nicht leben —"

„Und wenn er ‚nein' sagt?" fiel Wiebke ein. „Ich glaube nicht, daß er seiner Mutter bloß befehlen kann; Frau Appen, ja, der vielleicht! Aber sicher ist es auch nicht. Und dann ist noch der Justizrat Timm Lornsen da. Das ist ein Böser. Und die Frau! Mich überläuft schon eine Gänsehaut, wenn sie mit ihrem Hochmut daherschreitet.

„Vergiß nicht, Mutter, daß die Bucht und die Mühle noch der Alten gehören."

„Ja, deshalb mußt Du Dir 'was fest machen lassen. Wart, Kind, ich weiß 'was: sag ihm, er soll mit mir sprechen. Ich will ihm schon alles beibringen."

„Und wenn er dann stutzig wird und sich zurückzieht? Freilich, ich —"

„Was sollt' er wohl, Kind. Verliebte Männer sind wie die Raubtiere. Sie gehen sogar in die Fangeisen, und nicht jeder kann sich das Bein abbeißen, um wieder heraus zu kommen.

Conrad Beckmann: Der Liebesbote.

„Ich seh' Dich schon in Deinem eignen Fuhrwerk und wie sie alle sich herandrängen und vor Dir dienern!

„Erst neulich hörte ich, daß Wilhelm Lornsen mit die meisten Steuern bezahlt. Sie sollen reicher sein als die Wulfsdorffs auf Helge. Was hast Du denn, wenn Du ‚nein' sagst? Die Stelle verlierst Du sicher. Ein Mädchen will doch auch heiraten. Es hat sich ja sonst keiner gemeldet."

Wiebke dachte bei den letzten Worten ihr Teil. Aber plötzlich kam's auch über sie; Vorstellungen erfaßten sie wieder. Sie saß auf der Bucht als reiche, angesehene Frau. Der Laden, die Gastwirtschaft, die Bäckerei waren verkauft, vielleicht auch die Mühle. Nur den Landbesitz hatte Wilhelm behalten und sich ein schönes Haus gebaut. Sie, Wiebke, würde drüben bei Wulfsdorffs verkehren, auch in der Stadt eine Rolle spielen. Wilhelm konnte alles, was er wollte; sie würde ihn hinleiten — langsam, mit der Zeit. Sie konnte warten.

So mochte es denn sein, und Wilhelm zu dem zu bringen, was ihre kluge Mutter geraten, mußte sie zu verwirklichen suchen.

„Was meinst Du denn, wie viel ich fordern soll? Ich kann doch nicht sagen, daß er mir so und so viel aussetzen möchte, Mutter —"

„Doch, Kind. Ach, wenn Dein Vater bloß lebte, der würde das schon zu Papier bringen. Ich meine so: Du sagst, er soll Dir ein Kapital sicher stellen für den Todesfall! Wie viel, das überließest Du ihm! Er würde ja selbst wollen, daß seine Frau es gut hätte."

Wiebke antwortete nicht; sie sagte aber auch nicht nein.

Nachdem die alte Frau Nissen wahrgenommen, daß sie ihre Tochter überzeugt hatte, legte sich ein zufriedenes Lächeln um ihren Mund, auch liebkoste sie Wiebke und sagte dann plötzlich:

„Ist nicht der junge Doktor Appen jetzt in der Bucht?"

Digitized by Google

Wiebke bejahte stumm. Dann sagte sie kurz: „Schon vierzehn Tage."

„Na, ja! Ich meinte auch, daß ich ihn gesehen hatte. Doch ein flotter Mensch! Der ist wohl ganz anders wie die anderen da! Hat er sich mit Dir abgegeben, Wiebke?"

Ueber des Mädchens Antlitz glitt ein Ausdruck, der die Frau aufmerksam machte. Sie heftete ihre scharfen Augen auf ihre Tochter und suchte dadurch deren Zunge besser zu lösen.

„Ja, der!" stieß dann Wiebke heraus.

„Er soll ein prächtiger Mensch sein! Meinst Du, daß er einverstanden ist, daß Du seinen Onkel heiratest?"

Wiebke zog die Lippen.

„Er gäbe wohl alles darum, wenn ich seine Frau werden wollte!"

„Was, was? Auch der, Wiebke? — Hat er es Dir gesagt, und ist es ihm bekannt, daß sein Onkel um Dich angehalten hat?"

Aber Wiebke besann sich. Ihren Ton ändernd, sagte sie, erst ausweichend und dann doch einer leisen Eitelkeit wieder nachgebend:

„Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß er mir gut ist, er und der junge Wulfsdorff —"

Nun horchte die Alte erst recht auf. — „Wulfsdorff!" Das war ungefähr für die Frau, als ob ein Abgesandter erschienen sei, um Wiebke an den Hof des Königs zu holen.

„Der junge Carlos, der Referendar? Was Du sagst. Erzähl, Wiebke."

„Ach nein, laß, Mutter. Das sind ja alles Seifenblasen. — Der eine kann nicht und der andere denkt nicht an Ernstes, und ich liebe sie auch beide nicht. Bleiben wir nur auf der Erde. — Es ist auch gut so. — Ich denke, die beiden jungen Leute werden mir immer gute Freunde sein. Das ist auch etwas und mehr —"

Die Alte sah bei diesen Worten rasch empor. Aber die ernsten Züge ihrer Tochter belehrten sie, daß sie Falsches gedacht, und nur das Gefühl stolzer Befriedigung blieb in ihr zurück. Auch blickte sie sie von neuem an und ergab sich einer Bewunderung ihrer Schönheit. Und in der That! Alles, was die Natur Reizvolles zusammenhäuft, das fand sich an Wiebke Nissen.

*

Als Wiebke am Spätabend die Bucht betrat, war der Laden bereits dunkel, aber in der Wirtsstube befand sich noch helles Licht, und das Geräusch wüster Stimmen und lärmendes Lachen drang an ihr Ohr. Auch öffnete sich in diesem Augenblick die Thür der Wirtsstube, und zwei betrunkene Zimmergesellen aus Föhrde mit breitkrämpigen Schlapphüten, die unten im Dorf getanzt hatten und nun eben sich an die Fähre begeben wollten, traten schwankend und lallend heraus.

Wiebke wollte sich schnell zurückziehen, aber im Nu faßte sie der eine um den Leib und suchte, zudringliche Reden hervorstoßend, einen Kuß von ihr zu erhaschen.

Empört schrie sie auf, streifte den Unverschämten kräftig von sich ab und würde ihm auch entwichen sein, wenn nicht auch der andere, ihr den Weg verstellend, ebenfalls auf sie eingedrungen und die laut um Hilfe Rufende umschlungen hätte.

Sie ließen sie auch nicht, bis plötzlich, wie aus der Erde gestampft, eine Gestalt emportauchte und eine schier zermalmende Hand sich in den Nacken der Burschen krallte. Nach diesem Griff wurden sie links und rechts, wie ein paar leblose Gegenstände, gegen die Wände des Korridors geschleudert. Und dann wurde die halbgeöffnete Wirtsstubenthür völlig aufgestoßen, alle drinnen sitzenden Bauern lösten sich aus dem rauch- und dunsterfüllten Raum und drängten sich, zunächst noch als unschlüssige Zuschauer, dem Korridor zu.

Aber schon hatten sich die Anfänge eines neuen Kampfes entwickelt. Zu den beiden gemaßregelten und wie besessen auf Wilhelm Lornsen eindringenden Raufbolden hatten sich blitzschnell zwei andere Trunkene mit schwarzen Schlapphüten, kurzen Jacken und am Hals tief ausgeschnittenen Wollhemden gesellt und suchten Wilhelm aus der von ihm eingenommenen, den Rücken schützenden Ecke herauszuzerren und zu vergewaltigen.

„Holen Sie die Knechte! Laufen Sie in die Bäckerei!" schrie Wilhelm Anna-Marieken zu.

Nun rüsteten sich auch die Bauern, Partei zu nehmen, umstellten die schreienden und heulenden, eben zum gemeinsamen Angriff sich rüstenden Gesellen und forderten sie in kurz befehlendem Tone auf, sofort von Wilhelm abzulassen und das Haus zu räumen.

Aber das gab denn nun erst rechten Anlaß zur Erregung. Von Wilhelm sich abwendend, machten die vier geschlossen Front gegen die Bauern und hieben mit ihren Fäusten wie tollgeworden auf ihre Widersacher ein.

Ein wahrhaft entsetzlicher Tumult entstand. Schreien, Brüllen und Wutausbrüche des Schmerzes ertönten, bis dann Wilhelm Lornsen, sich mit letzter Kraft vordrängend, zunächst einen von den Kerlen um den Leib faßte und auf den Boden warf. Und während sich über diesen die Knechte stürzten, packte er mit Riesengewalt den zweiten, stieß ihn wie ein Kind auf die Erde und übergab auch diesen seiner Umgebung, zuletzt aber schwirrten seine Fäuste auf die Köpfe der beiden noch sich Wehrenden, und ehe sie sich es versahen, hatte er sie an die Hausthür gedrängt und, von den Nachstürmenden unterstützt, wie Bälle auf die Straße geworfen. Das Thürschloß ward zur Sicherheit rasch umgedreht, und tief aufatmend, den Stirnschweiß trocknend und die Kleider ordnend, standen die Zurückgebliebenen da.

Als Frau Lornsen und Anna in höchster Erregung sich an Wilhelm drängten, glitt nur ein leichtes Lächeln über sein Angesicht. Das Haupt zurückwerfend und sich machtvoll reckend, erschien er wie ein aus einem Kampf siegreich hervorgegangener Löwe. Die stählerne Kraft seiner Glieder, die furchtlos zielbewußte Energie seiner ganzen inneren Persönlichkeit gelangte zum Ausdruck.

Es sei nichts! Mit solcher Sorte werde er stets spielend fertig werden, äußerte er.

Als aber dann die Umstehenden sich zurückzogen, auch die Bauern sich wieder an die Schenktische schoben und Anna-Marieken, den Hahn am Bierfaß wieder umdrehend, das schäumende Naß abzapfte, schaute sich Wilhelm mit lebhaften Augen nach der um, um die sich der erbitterte Streit erhoben hatte. Er sah sie nicht. Als er aber den bereits über den Hof geschrittenen Frauen eben nachgehen wollte, öffnete sie die Thür ihres Zimmers, schlüpfte heraus, ergriff seine Hand und ließ jenen lieben, hingebenden Ausdruck in ihrem Angesicht erscheinen, dem jedermann erlag.

„Haben Sie sich auch Schaden gethan? Furchtbar habe ich mich für Sie geängstigt und gesorgt!" stieß sie heraus. Und als er leichthin und lächelnd verneinte: „Gott sei Dank, daß alles so abgelaufen ist."

Wilhelm Lornsen aber sah sie mit einem zärtlich werbenden Blick an, legte seinen Arm um ihre Schultern und sagte, sie sanft an sich ziehend:

„Ja, gut abgelaufen, aber nun muß ich doch auch meinen Lohn haben, Wiebke —"

Er wollte sie küssen. Sie jedoch entzog sich ihm furchtsam.

„Bitte, bitte, Herr Lornsen! Wenn Ihre Frau Mutter, wenn Frau Appen —"

„Ach, was scheren mich die! — Wiebke, meine Wiebke! Und wie ist's," flüsterte er, ferner schmeichelnde Worte sprechend, drängte sich zu ihr und richtete mit bittender Macht seine Augen auf sie.

„Nun, Wiebke, teure Wiebke? Sprechen Sie! Was bringen Sie von Ihrer Mutter? Hält sie mich für wert, ihr Schwiegersohn zu werden?"

Schon wollte Wiebke ohne Gegenwort und Einschränkung sich ihm hingeben. In diesem Augenblick regte sich etwas Heißes für ihn in ihrem Innern. Sie hatte gesehen, wie er die Burschen bemeistert hatte, wie die kraftvolle That dieses Mannes ihr Erlösung verschafft hatte. Auch regte sich ihr vornehmes Empfinden, das sich sträubte, ihm erst noch klug erdachte Bedingungen zu stellen. Eine Stimme rief ihr zu, das werde sich finden, sie werde ihre Wünsche später auch und besser erreichen. Aber dann war's ihr, als ob sie auf dem Hofe die kalte Stimme der Frau Appen vernähme, und kühle Vernunft und Berechnung nahmen wieder von ihr Besitz.

So stieß sie denn, ihrem Gesicht einen ausdruckslosen Zug verleihend, ernst und bestimmt hervor:

„Ich muß Sie noch sprechen, Herr Lornsen! Ich kann Ihnen erst antworten, nachdem ich Ihnen offen alles gesagt habe, was sich mir, nicht nur um meinetwillen, sondern auch um Ihretwillen aufgedrängt hat. Und ich fürchte, Sie werden mir recht geben, und dann werfen Sie keinen Stein auf mich, daß ich nicht zu thun vermag, was Sie wünschen."

„Na, na, was ist denn nun das?" polterte Wilhelm schroff und zog finstere Mienen.

Fast flößte er ihr Furcht ein. Aber seine leidenschaftlichen Augen bewiesen, daß nur die Qual der Enttäuschung ihn beherrschte, daß angstvolle Sorge ihn ergriff: dieser köstliche Schatz, dieses schöne Geschöpf könnte ihm doch entgehen!

Und ungestüm rief er:

„Gut, aber dann noch heute! Warten kann ich nicht mehr! Wo soll's sein? Ich schlage vor, hinten im Comptoir, jetzt nach einer halben Stunde. Drüben sollen sie Feierabend machen. Meine Mutter und meine Schwester gehen ohnehin schlafen. Also einverstanden, hinten im Ladencomptoir?"

Sie nickte nach kurzem Schwanken.

„Nun ja, ich will! Klopfen Sie an meine Thür, wenn ich kommen soll!"

Dann entwich sie, und Wilhelm eilte in die Wirtsstube.

*

Die Bauern hatten sich fortbegeben, die Fenster im Gastzimmer, durch die der Tabakrauch und der Dunst des Alkohols entwichen, waren von Anna-Marieken wieder geschlossen, hinter dem Buffet war aufgeräumt und endlich auch das Licht der Deckenlampe gelöscht worden.

Das Gesinde, aber auch Frau Lornsen und Anna hatten sich, nachdem Wilhelm erklärt, noch in die Mühle gehen zu müssen, und auch dahin den Weg eingeschlagen, zur Ruhe begeben. Alles war still, und nun endlich wollte Wilhelm leise an Wiebkes Thür pochen, als doch noch ein Nachzügler ihn störte. Das Schloß der Hausthür ward geräuschvoll umgedreht, und Hans Appen, von Föhrde zurückkehrend, wo er bei seinem Onkel Timm zu Abend gespeist, trat ins Haus.

Nichts konnte Wilhelm ungelegener kommen. Ihn hatte er ganz vergessen. Doch ließ er sich nichts merken, gab sich in gewohnter Ruhe, erklärte, er habe gerade die Flurlampe löschen wollen und stehe im Begriff, sich, gleich den anderen, schlafen zu legen. Auch ließ er ein Wort über Justizrats fallen und fragte nach ihnen. Hans gab Antwort. Aber als er noch Ausführlicheres hinzufügen wollte, sagte Wilhelm:

„Ja, ja, morgen beim Frühstück, mein Junge! Geh jetzt man zu Bett. Du bist gewiß müde, ich bin es erst recht. — Gute Nacht, gute Nacht."

Nun stieg Hans die Treppe hinauf, und Wilhelm, seinen Schritten nachhorchend und sich vergewissernd, daß er in sein Zimmer trat, schlich voll Ungeduld an Wiebkes Thür. Aber auch jetzt ward er von seiner fieberhaften Spannung nicht befreit.

Statt herauszutreten, öffnete sie sie kaum spaltenweit und wisperte aus dem dunklen Raum heraus: „Ich fürchte mich, Herr Lornsen, es könnte doch jemand kommen! Bitte, lassen Sie's bis morgen. Ein anständiges Mädchen in der Nacht mit einem Manne im Gespäch! Bemerkt uns Ihre Frau Schwester, ist's völlig aus mit meinem guten Ruf. Ich bitte, schonen Sie mich. Nicht wahr" — ihre Hand erschien, ihre weiße, weiche Hand — „Sie zürnen mir nicht. Morgen nach Tisch in Ihrem Comptoir. Dann werde ich Ihnen alles sagen können, klarer als jetzt — morgen, morgen sicher. Nun kann ich nicht. Ich habe vorhin meine Kräfte überschätzt."

Der Mann hörte, was sie sprach, und das Blut tobte ihm stürmisch durch die Adern. Er konnte, wollte nicht mehr warten. Seine Sinne waren durch den langen Widerstand in einem krankhaften Aufruhr. Den verschmachtenden Mund zu den durststillenden Trauben erhebend, schnellten sie empor. Wenn Wiebke nach einem Mittel gesucht, ihn zu einem willenlosen Werkzeug ihrer Pläne zu machen, sie hätte ein sichereres nicht wählen können.

„Nein, nein, kommen Sie jetzt, Wiebke. Ich sagte Ihnen schon, daß ich dieses Warten und diese

Digitized by Google

Ungewißheit nicht mehr ertragen kann. Wenn Sie meinen, daß ich jemals etwas Gutes Ihnen gethan habe und dafür etwas Dank verdiene, so vergelten Sie es mir durch Erfüllung meiner Bitte.

„Wer soll Sie sehen? Meine Schwester schläft. Sie gehen leise voraus ins Comptoir, ich warte noch eine Weile, um mich zu versichern, daß uns niemand stört, und folge Ihnen dann.

„Nun, Wiebke! Ich bitte, ich bitte noch einmal —“

„Ich hörte Ihren Herrn Neffen eben. Ich weiß, er findet spät Schlaf. Sind Sie seiner sicher?“ fiel Wiebke ein.

„Mein Neffe, pah, der spricht doch nicht mit,“ stieß Wilhelm heraus. „Der erst recht nicht. Aber auch die anderen! Bin ich ein Sklave von deren Willen? Ich möchte sehen, wer es wagen will, sich gegen mich aufzulehnen, Ihnen etwas anzuhaben, wenn ich für Sie eintrete. Nun, Wiebke, nun? Wollen Sie?“

„Werden Sie mir denn nicht zürnen, wenn ich Ihnen alles sage, alles so, wie es mir auf dem Herzen liegt, Herr Lornsen!“

„Nein, nein. Ich gebe Ihnen hiermit mein Wort —“

„Und wollen Sie auch versuchen, mir zu Willen zu sein, wenn wir uns, wenn wir uns —“ Sie stockte verlegen.

„Ja, ja —“ er wußte ihre Hand zu fassen und küßte sie leidenschaftlich. „Alles, alles soll sein, was und wie Sie wollen, aber nun sagen Sie ja — bitte, kommen Sie heraus. Im Comptoir ist Licht, aber die Läden habe ich zugemacht und die Thür hab' ich verhängt.“

„Nun denn, ja — es sei —“ Sie sprach's, schlüpfte an ihm vorüber, horchte eine Sekunde an der Treppe, durchschritt leise den Laden und betrat das kleine Zimmer.

Aber nachdem sie kaum hinter der Thür verschwunden und dann auch eine Weile später Wilhelm ihr gefolgt war, öffnete sich auf der andern Seite des Korridors die zu den Zimmern der Frau Appen führende Thür, und sie selbst, ein Licht in der Hand in leichter Bekleidung, trat heraus und nahm gegenüber durch den Gang den Weg in die blank aufgeräumte, große Küche. Hier hob sie den Kessel von dem noch glimmende Kohlen bergenden Feuerherd, goß heißes Wasser in einen Krug und trat dann wieder den Rückweg an. Sie litt oft nachts an fieberhaften Erkältungszuständen und suchte sie durch Kamillenthee zu mildern. Als sie aber eben den zu ihren Zimmern führenden schmalen Korridor betreten wollte, entstand in der Nähe des Ladens ein laut polterndes und so schreckhaft die stillen Räume des Hauses durchdringendes Geräusch, daß die Frau in größter Angst zusammenfuhr und ihr Krug und Licht in der Hand bebten.

Auch währte es eine Weile, bevor sie sich zu fassen vermochte. Dann aber stellte sie die Gegenstände in die Ecke und eilte, von Schrecken und Furcht erfaßt, daß Diebe in den Laden eingebrochen seien, über den Hof, öffnete die Thür zum Hinterhaus und betrat in jäher Hast Wilhelms Zimmer.

„Wilhelm! Wilhelm! Steh auf. Im Laden sind fremde Menschen!“ rief sie in die Dunkelheit herein, und als ihr keine Antwort wurde, nochmals, und endlich stürzte sie in die Bäckerei, machte hier Lärm, ließ sich in Wilhelms Zimmer leuchten, ward von noch größerer Unruhe ergriffen, als sie ihren Bruder nicht fand, und lief mit den drei Bäckergesellen wieder ins Haus.

„Still, still — erst horchen!“ befahl sie den Burschen, die schon, mit Licht versehen, vorwärts stürzen wollten.

Den Atem anhaltend, lauschten alle. Nichts! Jetzt wenigstens war alles still.

In diesem Augenblick kam der Frau erst der Gedanke, daß Wilhelm vielleicht schon von der Mühle zurück und im Laden sei. Daran knüpfte sich noch ein sie furchtbar aufregender anderer! Rasch nach Licht greifend, öffnete sie unter gleichzeitigem Klopfen Wiebkes Thür und leuchtete hinein. Auch deren Zimmer war leer!

Ein zischender Laut drang aus ihrem Munde. Jetzt war ihr alles klar. Aber weil dem so war, überlegte sie, wie sie handeln solle.

Beweise dafür erbringen zu können, welch ein schamloses Geschöpf diese Wiebke Nissen sei, erfüllte sie mit einem Gefühle frohlockender Befriedigung.

Im Nu trieb sie die Burschen vorwärts und hieß sie den Laden und das Comptoir untersuchen.

Jetzt erschien auch, durch den Lärm aufgestört, Frau Lornsen am Stock, hörte mit größter Unruhe, was Frau Appen ihr zuzuzischeln für gut befand, und hieß, nachdem Anna auf ihre Frage nach Wilhelm die Achseln gezuckt, auch noch einen Knecht, der wach geworden und jetzt herbeieilte, jenen folgen.

Aber schon kehrten die Burschen zurück. Im Laden sei nichts, und das Comptoir sei abgeschlossen.

Es wäre ihnen vorgekommen, daß drinnen Geräusch sich vernehmbar gemacht, doch seien sie auf ihr Klopfen und Fragen ohne Antwort geblieben.

„Um Gotteswillen! Wilhelm hat da seine Kasse. Am Ende sind's Diebe, die raufboldigen Kerle von vorher sind von draußen durchs Fenster gestiegen! Rasch hinaus! Und wo ist denn doch Wilhelm? Wir müssen nach der Mühle schicken,“ stieß die Alte heraus.

Doch während sie das noch angstvoll sprach, ward bereits aller Aufregung ein Ende gemacht.

Wilhelm, eine Lampe in der Hand, erschien mit sehr verdrießlicher Miene, erklärte, daß er noch im Comptoir gearbeitet habe, dabei eingeschlafen sei und durch das Pochen geweckt wäre. Sie sollten sich doch nicht aufregen und sich ins Bett begeben. Wer übrigens zu dem völlig unnötigen Lärm Veranlassung gegeben habe? Mit gesenkten Köpfen schlichen sich die Burschen und der Knecht fort, Anna aber sagte:

„Ich ging in die Küche — da steht noch der Topf — um mir heiß Wasser zu holen. Da hörte ich im Laden ein lautes Gepolter, wie wenn ein Stuhl umfällt. Ich lief in meiner Angst hinaus, um Dich zu wecken, fand Dich nicht und rief nach Karl und Georg in der Bäckerei. Ich glaubte auch Stöhnen in Wiebkes Zimmer zu hören. Ich riß die Thür auf, aber sie war nicht da. Sie ist auch nicht in ihrem Bett.“

Nun war's bei diesem wohlgezielten Pfeil an Wilhelm, sich zu verfärben! Doch ebenso rasch hatte er sich zu einem Entschluß aufgerafft.

Dem gespannten Blick seiner Mutter begegnend und das Haupt zurückwerfend, sagte er trotzig:

„Nun ja, da Ihr es wißt; Wiebke war bei mir im Comptoir. Wir haben uns noch ausgesprochen, wir haben uns eben verlobt —“

„Na, to sowat harr sik en ehrbares Diern ok en anner Tid utsöken könn'n!“ stieß die Alte, weniger gegen ihren Sohn, aber deutlich gegen Wiebke Partei nehmend, ohne die geringste Freude oder Ueberraschung heraus.

Und Anna Appen, den Kopf mit einer Miene bewegend, in der ihr ganzer Haß geschrieben stand, ergriff das Gefäß und schritt mit einem frostig höhnischen: „Na, denn viel Glück, Wilhelm,“ ihrem Zimmer zu.

„O Willem, Willem! Wat deihst Du!“ flüsterte die Alte, jetzt nicht mehr zornig, sondern in Trauer. „Ik hev en Gefössl, as wenn en Gewidder över de Bucht steiht. Besinn Di, besinn Di, min Jung! Ik glöv, Du büst gans up den falschen Weg.“

Wilhelm aber sagte fest:

„Ne, Mudder, ik weet, wat ik will, un da is niks mehr an to ännern. Abers morg'n wull'n wi mehr spreken! Goh nu to Bed! Ik kam ok glik. Ik will man blots dat arme Ding en beten besänftigen. Se weet, da alle Schuld up ehr Schuldern wälzt ward — de Schuld abers hev ik alleen.

„Gude Nachd, gude Nachd —“

Er nickte ihr zu, sie schob sich an ihrem Stock langsam über den Hof, und er trat wieder in das Comptoir, in dem Wiebke wie ein Steinbild saß.

Wilhelm Lornsen aber sagte, sich zu ihr herabbeugend und die Zagende und angstvoll Abwehrende leidenschaftlich auf die todblassen Wangen küssend:

„Ich sagte ihnen, daß wir uns verlobt hätten! Es ging nicht anders! Und nicht wahr, Wiebke, geliebte Wiebke, Sie strafen mich nicht Lügen. Ich darf nun daran festhalten. Und hier meine Hand darauf! Mutter und Anna verlassen die Bucht, oder wir machen uns ein anderes Nest zurecht. Und Advokat Wuchel, nicht Timm, mein Bruder, soll auch das andere aufsetzen, was Sie wünschen. Sind Sie nun zufrieden?“

Das Mädchen schauderte zusammen. Sie sagte nicht nein und nicht ja, wehrte ihm aber auch nicht. Die Angst überwog im Augenblick jeden andern Gedanken und jedes andere Gefühl.

„Wiebke, mine söte Wiebke! Wat hev ik Di leev!“ flüsterte Wilhelm, bereits das „Sie“ mit dem „Du“ vertauschend, und umschlang die sich hilflos Hingebende.

*

Im Vorzimmer des Comptoirs des Justizrats Timm Lornsen saß die alte Frau Lornsen, die Besitzerin der Bucht in Halk.

Sie wollte nicht gemeldet werden, hatte sie dem kleinen, buckeligen Schreiber erklärt. Sie hätte Zeit und werde warten, bis der Klient, der bei ihrem Sohne sei, herauskomme.

Man betrat zunächst ein großes Gemach, in dem die Schreiber und der Bureauchef saßen. Es war nicht sehr hell, und auch vollbesetzt mit Regalen, in denen mit bunten Zetteln versehene zahlreiche Akten sich befanden. Dann kam das einfensterige Wartezimmer, das ein paar unbenützte Pulte, einen Tisch und zahlreiche Stühle enthielt. An dem hellblauen Kachelofen war keine Kachel, die nicht geborsten war oder Sprünge zeigte; er stand, wie dem Umfallen nahe, in der Ecke. An der Wand hingen verschwärzte, alte Kupferstiche. Es war ein schlecht gereinigtes, verstaubtes, düsteres Gemach, in dem die Seelen der Klienten ein inneres Frieren überfallen mußte.

Und dann that sich die Doppelthür zu des Justizrats Privatcomptoir auf, ein kleines, verbindliches Männchen schob sich heraus, und der Justizrat, ein breiter Mann mit einer Glatze, scharfen, bartlosen Zügen erschien hinter ihm und durchforschte mit zusammengekniffenen Augen das Wartezimmer.

Als er aber seine Mutter erblickte, griff er überrascht mit der einen Hand an das spärliche Seitenhaar und streckte ihr die andere entgegen.

„Was Kuckuck, Frau Lornsen aus der Bucht!“ rief er launig, bot ihr den Arm und führte sie in das innerste Heiligthum.

„Mein Gott, Du sitzest da im Vorzimmer? Weshalb bist Du nicht zu Klara gegangen!? Du hättest mich doch holen lassen können!“ hub er an, während sie sich an seinem Schreibtisch niederließen.

„Ne, ne, min Jung! Dat is beter so,“ entgegnete sie, reckte den Oberkörper und sah ihn, während ein leises Zucken über ihre resoluten Züge glitt, mit einem Anflug starker Entschiedenheit an.

„Ich komme nämlich heute in Geschäften!“ fuhr sie fort und warf gleichzeitig einen flüchtigen Blick in den eleganten, mit Büchern, Akten und Schriften angefüllten Raum. „Hoffentlich störe ich Dich nicht. Wie? Was? Na, das ist gut. Höre also:

„Wilhelm möchte die Bucht kaufen. Er bietet hundertundzwanzigtausend Mark, er will achtzigtausend Mark anzahlen, vierzigtausend sollen eingetragen werden. Das ist das eine. Das andere: Er hat sich mit dem blonden Mädchen im Laden, mit Wiebke Nissen, verlobt und will in zwei Monaten spätestens heiraten.“

„Ich glaube, Mutter Lornsen, Du sprichst irre!“ setzte Timm an und hob den schwer breiten, bartlosglatten Kopf mit dem unheimlich klugen Ausdruck.

Er gehörte zu den schroff herrschsüchtigen Menschen, denen sich andere unwillkürlich, oder die Selbständigeren nur mit größtem Unbehagen und steter innerer Auflehnung unterordnen. Erst wenn er sah, daß sein kurz angebundenes Wesen die Leute zum Widerstand reizte, statt sie seinen Wünschen gefügig zu machen, wußte er in sehr geschickter Weise einzulenken. Er gab sich in der Form anders und erreichte nun bei den angenehm Ueberraschten und durch seine Liebenswürdigkeit Bezwungenen schließlich doch das, was er wollte.

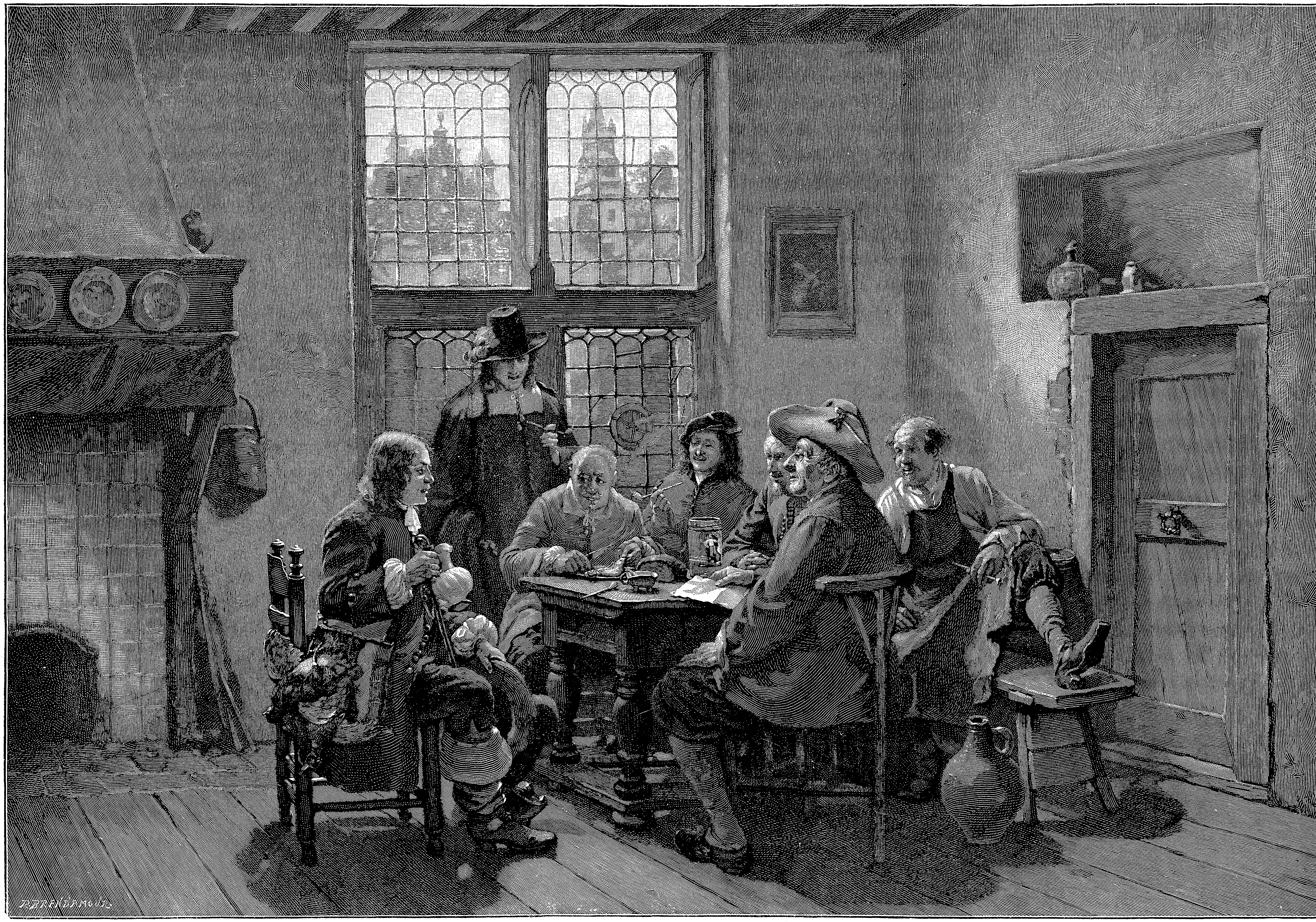
Ein Spottwort lag ihm leicht auf der Zunge. Man saß da in Furcht, daß er entweder seiner stets abweichenden Meinung einen hochmütig-schroffen oder ironischen Ausdruck verleihen werde.

Ueberlegenheit des Geistes mit Kaltherzigkeit bildeten seine Grundeigenschaften.

„Nein, nein, Justizrat, es ist so,“ nahm die alte Frau das Wort. „Und auch Du wirst ihn nicht zu 'was anderem bekehren können. Sie hat ihn ganz in der Tasche; es ist nichts zu machen.“

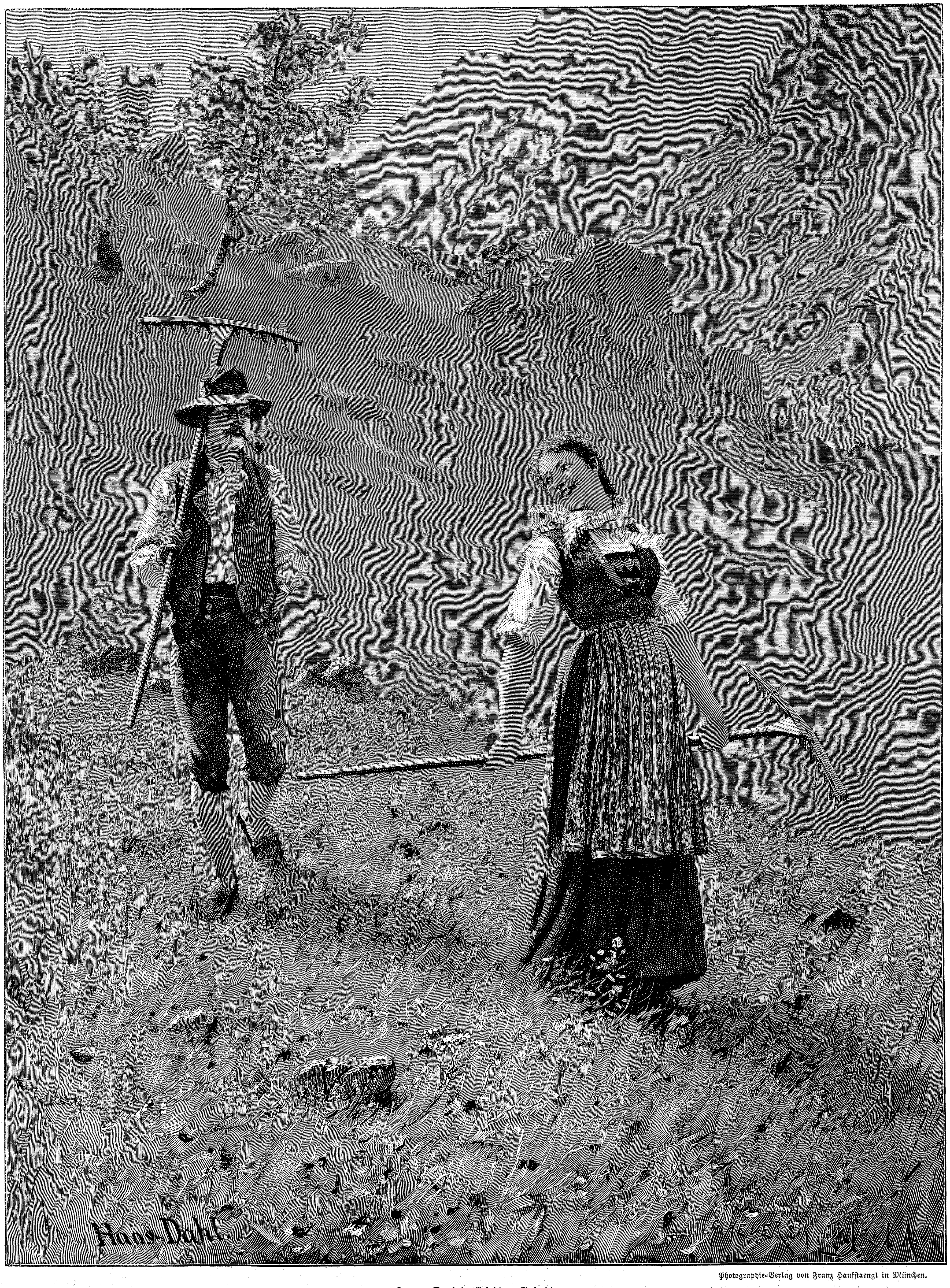
„Na, das ist ja eine schöne Bescherung! Es ist doch die Tochter von der Wäscherin, nicht wahr? Hm! — Man sollte wirklich glauben, daß Gott

Digitized by Google



M. Gaißer: Jägerlatein.

Digitized by Google



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Hans Dahl: Leichtes Gefecht.

Digitized by Google

einigen Menschen Vernunft und Ueberlegung immer gerade dann wegreißt, wenn sie sie am nötigsten brauchen. — Was sagst Du dazu, Mutter?“

Die Alte zuckte die Achseln.

„Ich gehe ja von ganz anderem aus als Du, Timm. Du willst nicht, weil sie nichts hat, und — und — na, wir verstehen uns schon. — Ich habe aber nur Bedenken, weil ich so wenig von ihr weiß.

„Es gibt Menschen, die man bis zu ihrem Tode nicht kennen lernt. Zu denen mag sie gehören. So lange nichts mit Wilhelm war, hatte ich viel für sie über. Sie war still, pflichttreu und fleißig, und ein saubereres Mädchen kann man sich nicht denken. Aber neuerdings war sie oft unfreundlich und mürrisch, und es ist mir, als ob sie doch keinen guten Charakter habe. Ich kann mich ja vielleicht irren. Ich hoffe es noch immer! Anna hatte freilich von vorneherein eine unüberwindliche Abneigung gegen sie —“

„Dann wird's wohl auch zutreffen! Du zweifelst, und sie ist ihrer Sache gewiß! Das genügt,“ stieß Timm mit unangenehmer Ueberlegenheit heraus. „Frauen treffen mit ihrem Instinkt immer das rechte. Natürlich. Wenn ihr Herz mitspricht, wenn sie gar verliebt sind, haben sie zehn Binden vor den Augen. Doch gleichviel! Das Philosophiren macht's nicht anders. Wilhelm will, und da ist nichts zu machen. Da hast Du recht, Mutter Lornsen. Aber wir haben den Schaden. Was wird meine Frau sagen?“

Timm bewegte unwirsch den Kopf.

„Daß doch immer das Unangenehme sich breit macht. Man möchte auch 'mal goldene Fische fangen. Und da fällt mir das andere ein. Er will die Bucht kaufen! Hundertundzwanzigtausend Mark! Da muß er doch ganz anders in die Tasche greifen!“

„Das weiß ich nicht, Justizrat, aber mit Dir sprechen wollte ich jedenfalls —“ entgegnete Frau Lornsen, sich kurz auflehnend.

„Hm, hm! Will er denn die Wirtschaft und den Laden fortsetzen?“

„Natürlich!“ bestätigte die Alte, noch mehr geärgert, in kaltem Ton. Da war wieder sein und seiner Frau Hochmut!

Sein Weib predigte seit Jahren, daß sie sich auf die Mühle beschränken sollten. Und wenn sie etwas wollte, so hielten auch Timms Vernunft und Klugheit nicht stand.

„Ich würde ganz anders zu der Sache stehen, wenn Wilhelm sich entschließen könnte, nun 'mal reinen Kram zu machen. Man verachtet noch nicht seinen Stand, wenn man sich den Verhältnissen anpaßt. Na, Du kennst ja meine Ansichten über die Nebenzweige in der Bucht.“

„Ja, da sind wir eben ganz verschiedener Ansicht, Timm. Du meinst, es paßte sich nicht, eine Mutter zu haben, die hinter dem Laden- und Schenktisch steht. Sie meint aber, daß ehrliches Gewerbe keinen Menschen schändet. Und um das, was die Welt spricht, wenn sie recht thut, kümmert sich Deine Mutter keinen Pfifferling. Das ist gerade etwas, was mir bei Wiebke gefällt. Sie ist aus demselben Holze geschnitten. Sie war in angesehenen Häusern; sie ist eigentlich Erzieherin und stellte sich doch hin und verkaufte Reis und Holzpantoffeln.“

„Ja, das ist auch merkwürdig genug,“ stieß Timm spöttisch heraus. „Aber es wird wohl seinen guten Grund gehabt haben. Ich denke, sie hatte gleich Absichten auf Wilhelm. Was Du ihr in Deinem Sinne auslegst, war nichts anderes als schlaue Berechnung.“

Die Alte zuckte die Achseln.

Dann schnitt sie kurz ab und sagte:

„Ich denke, hundertundzwanzigtausend Mark mit achtzigtausend Mark Anzahlung, das könnte passen. Etwas anderes wäre es, wenn ich überhaupt nicht verkaufte. Was meinst Du dazu, Timm? — Sieh 'mal — ich glaube,“ — hier senkte sich der Alten Stimme und sie nahm einen vertraulichen Ton an — „wenn ich Wilhelm die Bucht verkaufe, so setzt er erst 'mal Anna vor die Thür. Das will ich nicht — und dann — dann ist auch Mutter Lornsen eine unbequeme Zugabe. Ich aber brauche Arbeit und hänge an dem Besitz. Ich mag nicht in der Stadt leben. Ich brauche frische Luft. Ich möchte in der Bucht bleiben. Das ist's, Timm —“

„Gut, gut, ja!“ bestätigte der Justizrat. „Das ist auch meine Ansicht. Ich bin doch gar nicht von dem Verkauf eingenommen. Und nichts ist verloren. Die Bucht kann ja nur immer mehr an Wert gewinnen. Es wäre denn, daß einer käme, der 'was Ordentliches, ganz 'was anderes böte —“

Die Alte zog die Lippen; aber auch ein wehmütiger Zug umflorte ihr Auge. Von ihr, von seiner Mutter sprach er gar nicht, nur für das Geld, das Geld hatte er Sinn! Es schnitt ihr ins Herz, obschon sie ihn kannte, obschon sie ihn immer so fand wie heute.

Sie verschwieg deshalb auch, daß sich sonst noch ein Liebhaber für die Bucht gemeldet hatte, daß der viel mehr geben wollte. Da sie aber nicht gekommen war, um bloß zu reden, sondern mit einem Resultat zurückkehren wollte, sagte sie:

„Also, ich denke, wir sind uns einig, Timm. Ich werde Wilhelm sagen, vorläufig wollte ich nicht verkaufen. Es wird nun freilich einen bösen Kampf geben; er rechnet darauf, und ich möchte ihm auch zu Willen sein, ihm ganz besonders. Aber das ist mir mit dem Mädchen immer noch zu undurchsichtig. Wer weiß, ob ich nicht am Ende ihm 'was Gutes damit thue.“

Die alte Frau brach ab, blickte nachdenklich vor sich hin, als ob sie in die Zukunft sähe.

Der Justizrat aber zog befriedigt den Mund und sagte: „Gewiß, gewiß! Es ist das einzig Richtige! Und will er denn? Er hat die Pacht. — Wie lange läuft sie noch? — Bis nächstes Jahr, nicht wahr?“

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Nein, die Pacht läuft nun zu Oktober ab — das ist es ja gerade. Er will nicht mehr Pächter, er will Besitzer sein. Wenn er nun auch nicht mehr pachten will, was dann? Geld genug hat er —“

„Ha! er wird schon wollen, Mutter. Aber ich meine, Du kannst ganz andere Bedingungen stellen. Wir sehen es ja, wie viel er über hat!“

„Ach wat, ne!“ stieß die Alte plötzlich äußerst unwirsch heraus.

Diesmal zog der Justizrat auch nur die Schulter, er sagte nichts, er kannte sie. Aber er kramte jetzt mit zerstreuten Mienen in seinen Papieren herum und legte dadurch an den Tag, daß er wieder sich seiner Arbeit zuzuwenden wünsche.

Frau Lornsen stand auch auf, zupfte an ihrem langen, faltenfreien, unmodernen Mantel mit der schloßartigen, blanken Halskette, griff auch nach ihrem Stock und nickte zum Abschied.

„Na, adjüs denn, Justizrat,“ sagte sie halb freundlich. „Gröt die Fru —“

„Guck doch einen Augenblick bei Klara vor, Mutter! Du kannst ja hier gleich durchgehen,“ bat Timm, mit den Händen auf die Stuhllehne sich stützend und schwerfällig erhebend. Auch griff er nach ihrer Hand.

Jetzt, wo es sich um seine hochmütige Frau handelte, kam ein Anflug von Wärme bei ihm zum Durchbruch.

Aber die Frau schüttelte den Kopf.

„Ne, ne, min Jung! Nimm mi dat nich övel! Ik bün doch nu 'mal de Oellere. Se mut nu ers mal to mi kamen. Du leist Di ok nich in de Bucht seh'n, wenn glick Du Di dörch Hans anmeldt hest. Abers ik fäh glick: Dat wüll'n wi aftöven. Wennt nich üm Willem wär, harr ik mi noch lang nich up de Been makt.“

In Timms Gesicht spiegelte sich bei den Worten seiner Mutter ein starker Verdruß, aber er bezwang sich, hub mit allerlei Reden an und suchte seine Frau zu entschuldigen. Sie hätte immer so viel zu thun.

„Ach wat, dumm Tüg!“ fiel die Alte ein. „Ich will Dir die Wahrheit sagen, Justizrat. Wenn ich nicht Mutter Lornsen hieße und meinen Laden hätte, sondern die Besitzerin von Hege, Frau von Wulfsdorff, wäre sie sicher jede Woche einmal drüben bei uns. Ich wundere mich nur, Timm, daß Du Deine Frau nicht lehrst, was sie Deiner Mutter schuldig ist. Abers, min Jung, se hett Di gans in de Tasch.“

Und ihre Schwiegertochter nachahmend und gespreizt redend, schloß sie:

„Wir dürfen doch nicht vergessen, was wir unserer Stellung schuldig sind. — Justizrat Lornsen verkehrt in den besten Kreisen. Da hat er Rücksichten zu nehmen. Warum ist die alte Frau so eigensinnig und wirtschaftet da draußen zwischen Hühnern und Schweinen? Sie hat ja genug, sie könnte in der Stadt wie eine Prinzessin wohnen.“

„Ach, Mutter, wie Du sprichst. Was sind das nun wieder für Reden!“ fiel Timm, sich stark auflehnend, ein, und böse Falten erschienen auf seiner Stirn.

Aber die Frau ließ sich nicht einschüchtern.

„Wart man, ich bin noch nicht fertig, Timm! Du sollst es einmal hören! Ihr alle habt kalte Herzen, denkt nur an euch, oder wollt hoch heraus, bis — auf Annie und Wilhelm. Von wem ihr's habt, Gott mag es wissen. Von uns, von eurem Vater und von mir habt ihr es nicht. Am allerschlimmsten ist der Senator in Hamburg. Bei dem sitzt drinnen ein Kiesel. Ach, und ich brauchte wohl ein bißchen Wärme und Liebe; ich brauchte 'was für mein Herz in meinen alten Tagen. Wenn ich Wilhelm und Hans nicht hätte —“

„Na ja, Mutter! Ich seh' schon, daß Dir heute 'was über die Leber gelaufen ist. Brechen wir denn man lieber ab,“ fiel ihr der Justizrat, dem diese Sentimentalität noch weniger gefiel als die schroffe Abkanzlung in einem hochmütig-geärgerten, äußerst pietätlosen Ton in die Rede. „Nur eins noch: Daß unser Bruder Wilhelm womöglich alles haben möchte und Du ihm womöglich alles zuwenden möchtest, das wissen wir sämtlich — darauf kommen doch alle Reden hinaus!“

Es wäre alles gut gewesen, wenn der Justizrat nur nicht diese letzten Sätze gesprochen hätte.

Wieder trat zu Tage, in welch nagendem Aerger und in welcher gemeinen Besorgnis er stand, daß er zu kurz kommen, daß Wilhelm einen Vorteil davon tragen könne. Und immer mußte er das letzte Wort behalten und war bestrebt, sie so recht gründlich durch den hämisch überlegenen Ton zu verwunden.

Sie gab auch ihren tiefverletzten Empfindungen Ausdruck, aber freilich diesmal ganz anders, als es sonst ihrer resoluten Natur entsprach.

Den Mantel fallen lassend, den sie emporgehoben hatte, um eben noch den letzten Knopf zu befestigen, fuhr die Hand nach dem Herzen und sie sah ihn mit einem Blick an, der selbst das verhärtete Innere dieses Mannes erschütterte. Es lag in ihm eine solche Trauer, aber auch eine solche Empörung, daß die Scham ihm für Sekunden brennend heiß um die Seele wallte.

Dann aber nahm sie den Weg zur Thür, und nur eine ablehnende Kopfbewegung war die Antwort auf seine jetzt feige hervorbrechenden Entschuldigungsworte.

Als Mutter Lornsen, die sich mit der Fähre hatte übersetzen lassen, wieder die Bucht betrat und gerade die Hausthür im hintern Wohnhaus öffnen wollte, schritt ihr Wilhelm über den Hof entgegen. Er kam von der Mühle und machte ein äußerst finsteres Gesicht.

Die Frau hatten unterwegs sehr schwermütige Gedanken ergriffen. Ihr Gemüt war weich gestimmt und zu der Sehnsucht nach Gleichgewicht gesellte sich eine starke Zärtlichkeitsempfindung für die, welche ihrem Herzen nahe standen. So trat sie ihm denn auch gleich nahe, schmiegte sich an ihn und zog ihn, besorgt fragend, in die Wohnstube.

Sie sehe, daß ihn etwas sehr beschäftige, er möge sich ihr anvertrauen, ihr alles sagen. Sie würde ihm zu helfen suchen. All ihr eigenes Leid hatte sie vergessen, nur die Sorge um ihn erfüllte sie.

Eine Weile ging Wilhelm, ohne eine Antwort zu geben, auf und ab, dann stieß er die kurze Pfeife in die Fensterecke, als ob er sie zerschlagen wollte, ließ sich nieder, fuhr wiederholt mit der Linken über das bärtige, kraftvoll gebräunte Gesicht und seufzte auf.

„Hat's wieder etwas mit Anna gegeben? War etwas auf der Mühle —?“ fragte die Alte, leise sprechend, gleichsam seinem Schmerze dadurch Rechnung tragend.

Und als er dann immer noch nichts erwiderte, strich sie über sein dichtes Haar und sagte weich:

„Segg mi doch, min lewe Jung, wat hest Du?“

„Wiebke Nissen ist weg. Sie ist bei ihrer Mutter,“ hauchte Wilhelm.

„Mein Gott, was ist denn das nun wieder?“ stieß die Alte in höchster Betroffenheit heraus. „Erzähl, mein Junge, erzähl —“

Digitized by Google

Erst zuckte er die Achseln, dann sagte er:

„Sie kam bald, nachdem Du weggegangen warst, herein zu mir nach dem Comptoir und weinte. Sie müßte noch Bedenkzeit haben. Und sie wollte auch weg. Wir hatten uns — Du weißt — geeinigt, daß sie noch ein paar Tage bleiben sollte, bis ich andere Hilfe hätte. Sie sagte, sie hätte es sich überlegt, daß es doch so nicht ginge. Es war nichts zu machen. Immer wieder kam sie damit, ich hätte ihr es neulich nacht über den Kopf genommen. Wenn ihr nicht dazwischen gekommen wäret, würde sie noch nicht ‚ja‘ gesagt haben. Sie brauchte noch Zeit, um sich zu prüfen. Sie müßte doch noch 'mal mit ihrer Mutter sprechen.

„Immer meint sie, es wird nicht gehen hier in der Bucht — alle bei einander. Und von Timm und Klara sprach sie. Da könnte nur Trauriges davon kommen. Sie paßte nicht herein, weil keiner sie leiden möchte. Auch Du nicht! Es wäre ja auch der Schein gegen sie; und sie hätte viele Fehler. — Am besten, ich ließe sie ganz, und, und —“

„Na, min Jung?“

„Na ja, Mudder, dat schient niks to war'n. De Sak is ut.“

Und dann aufspringend, mit zornblitzenden Augen:

„Wenn ich bloß wüßte, wer ihr 'was in den Kopf gesetzt hat! Das ist alles nicht von ihr. Ich glaube, es ist der Wulfsdorff von drüben. Aber dann mag sich der Bursche hüten.“

„Um Himmels willen, das sind ja noch wieder ganz neue Sachen! Carlos Wulfsdorff? Was hat denn der mit der Sache zu thun?“

In diesem Augenblick steckte einer der Müllerknechte den Kopf in die Thür und fragte nach dem Herrn.

„Clas Mangelsen von Updrup is mit de Rogg'n da. He will de Herr sülven spreken!“

„Ik kam glik! He mug man en lütt beten töven —“

Nun entfernte sich der Mann, und Wilhelm ergab sich wieder seiner Erregung.

„Ja, ja, der mag ihr etwas vorgeschwatzt haben, sie hatte doch schon 'was mit ihm. Wer wird aus ihr klug? Und doch, Mutter! Wenn der sie nehmen wollte, sagte sie gleich ja —“

„Ne, ne, dat glöv ik nich, Willem. Du makst Dir wat torecht, wat niks is.“

„Du glaubst nicht, Mutter, es ist aber so. Die Männer verlieben sich ja alle in sie. Als ich gestern mit ihr sprach, sagte sie: Das wäre ihr Unglück. Wo sie noch hingekommen wäre, da hätten sie sich in sie verguckt. Sie hätte sich schon ihr Gesicht zerkratzen mögen. Sie weinte; es ist ein ganz sonderbares Mädchen, aber gewiß, sie ist ehrlich und brav — sie ist etwas wert —

„Doch nun laß man! Ich muß nach der Mühle. Anna-Marieken ist im Laden. Fiken aus der Küche wartet in der Wirtsstube auf. Anna ist in einer gräßlichen Laune! Sieh auch 'mal nach ihr, Mutter.

„Noch eins, Mutter. Das steht fest bei mir: Anna Appen muß weg. Ich kann nicht mehr mit ihr auskommen.“

Und dann griff Wilhelm nach seiner Pfeife, nickte und eilte aus dem Zimmer.

Die Alte aber sank in einen Stuhl nieder und starrte vor sich hin. Plötzlich stand alles in hellen Flammen; jegliches war in der Bucht in Verwirrung, und das Ende war nicht abzusehen.

*

Inzwischen öffnete sie, um die Wilhelm sich so schwerem Herzeleid hingab, stillen Blickes die Thür in dem Hause des Pastors Bjelke, das in dem Schloßviertel von Föhrde lag.

Bjelke, ein Junggeselle, war vor einer Reihe von Jahren einem alten, würdigen Manne im Amte gefolgt und erfreute sich zufolge seines reinen Charakters als Mensch, besonders aber auch wegen seiner tief durchdachten und herzergreifenden Kanzelreden, der allgemeinen Verehrung und eines seltenen Vertrauens.

Wiebke hatte Konfirmationsunterricht bei ihm empfangen, war ihm dann aber durch ihre Abwesenheit von Föhrde entrückt worden. — Sie wußte nicht einmal, ob er sich ihrer unter der großen Anzahl von Schülerinnen aus der damaligen Zeit erinnerte. Bei ihrer Anwesenheit in der Halker Kirche, wo er gepredigt hatte, war ihr die Idee gekommen, ihm sich rückhaltlos anzuvertrauen, ihn zu fragen, was sie beginnen solle. Sie hatte ja niemand, der ihr unbefangen raten konnte, sie hatte überhaupt keinen Freund, und seine Predigt hatte sie gefaßt, wie kaum je etwas zuvor. Sie hatte keinen Blick von ihm gewandt, er erschien ihr wie ein Abgesandter von oben; seine Stimme erklang ihr wie Musik, und seine Rede wirkte erlösend auf ihr Herz.

Aber nicht allein das war's, was sie zu ihm führte. Der stete innere schwere Widerstreit hatte eine wahrhaft fiebernde Sehnsucht geschaffen nach Belehrung, ob solcher Kampf zwischen Gut und Böse ein Teil aller Menschen, oder ob Gott nur sie so unglücklich geschaffen habe. Etwas, worauf sie früher nicht einmal in Gedanken hätte gelangen können, nämlich einem Fremden ihr Inneres aufzuschließen, schien ihr in ihrer jetzigen Gemütsverfassung ohne jegliches Bedenken. Wer so zu der Gemeinde zu sprechen vermochte, der hatte sicher Balsam für alles! Er sollte entscheiden; was er riet, das wollte sie blindlings thun!

Der Herr Pastor sei oben in seinem Zimmer, geradezu, erklärte eine bejahrte Dame, seine Wirtschafterin, die bei Wiebkes Erscheinen rechts aus dem Zimmer trat und nach ihren Wünschen fragte.

Wiebke neigte dankend das Haupt und stieg empor, dann klopfte sie und im nächsten Augenblick stand sie Bjelke, einem kräftig gewachsenen Manne mit einem stark ausgeprägten Hinterkopf, breiter Stirn, bartlosem Antlitz und ernsten, aber unendlich milden Zügen gegenüber.

Das Gemach war durchflutet von der Nachmittagssonne, und sie verlieh allen Gegenständen einen reizvollen Schimmer. Zur Linken, an der großen Wand, stand des Pastors Schreibtisch, über ihm hing ein schöner Kupferstich, eine Kreuzabnahme darstellend.

Ein Fenster war nach dem großen Garten geöffnet. Die sonnige Luft drang herein, aber auch das vergnügte Zwitschern der Vögel.

Ein wenig verlegen schob der große Mann mit der kahlen, breiten Stirn an seinem langen Hausrock, als das schöne Mädchen vor ihm erschien. Dann aber gewann er rasch seine Haltung zurück und bat mit freundlicher Würde, Platz zu nehmen.

„Doch, doch, ich erinnere mich, mein Fräulein!“ bestätigte er, als Wiebke sich ihm als seine frühere Schülerin zu erkennen gab. „Ich glaube gehört zu haben, Sie waren in Hamburg und Dresden, jedenfalls immer von hier abwesend?

„So — so — in Halk bei Lornsens sind Sie jetzt? Das war mir nicht bekannt. Wohl als Stütze der Frau?“

„Nein, Herr Pastor. Herr Lornsen ist nicht verheiratet. Und eben deshalb komme ich. — Aber auch aus anderen Gründen. Wollen Sie mich eine Weile anhören? Es ist viel, was ich verlange, doch seien Sie auch meines innigsten Dankes versichert.

„Ratlos, aufs tiefste bedrückt, von Zweifeln gequält — als eine Unglückliche komme ich zu Ihnen, obschon die meisten, nach dem äußeren Anschein urteilend, sagen werden, ich sei besonders bevorzugt.

„Ungewöhnlich, ganz ungewöhnlich ist auch der Schritt, den ich thue. Ich bin mir dessen bewußt, aber ich habe es doch gewagt und trotzdem gewagt, obschon ich gewohnt bin, daß alles, was ich vornehme, mir falsch ausgelegt wird, auch dann, wenn ich, arglos handelnd, das Beste im Auge habe. In dieser Beziehung verfolgt mich geradezu ein Mißgeschick und entfremdet mir auch diejenigen, die mich lieb hatten —“

Heiße Thränen stahlen sich in die dunklen Augen des Mädchens bei den letzten Worten; Bjelke aber, der mit allen Anzeichen der Teilnahme zugehört hatte, sagte in einem einfach gewinnenden Ton:

„Beruhigen Sie sich! Weinen Sie nicht, liebes Fräulein! Und nun — Sie thaten recht, daß Sie zu mir gekommen sind! — Lassen Sie mich weiter hören, damit ich Ihnen zu helfen versuchen kann.“

Und dann begann Wiebke Nissen, oft unterbrochen durch Schluchzen und Ausbrüche tiefster Bewegung, bisweilen auch mit einem harten, gegen sich selbst gerichteten Ausdruck wie folgt:

„Es ist Ihnen vielleicht bekannt, Herr Pastor, daß mein Vater seiner Stellung verlustig ging, weil er sich in seinen letzten Jahren dem Trunk ergab. Wir wissen es, meine Mutter und ich, daß den bisher so gewissenhaften und soliden Mann dazu besondere, ihn entlastende Umstände trieben. Aber geglaubt hat's niemand. Als er starb, übertrug sich der ungünstige Eindruck, den mein Vater in den letzten Jahren hervorgerufen, in solcher Weise auf meine Mutter, daß sich fast alle von ihr zurückzogen, statt ihr in ihrer schweren Hilflosigkeit beizustehen. Gerade weil meine Eltern mir eine sehr sorgfältige Erziehung hatten geben lassen — ich habe das Lehrerinnenexamen bestanden und bin später sowohl als Lehrerin als auch als Hausrepräsentantin in angesehenen Familien thätig gewesen — empfand ich den Druck der Verhältnisse doppelt schwer. Um bloß leben zu können, griff meine Mutter nach dem Tode meines Vaters zur Feinwäscherei, und ich ging, wie Ihnen bekannt, wiederholt in die Fremde, um mir selbst mein Brod zu verdienen.

„Das wäre ja nun auch alles recht gut gewesen, und unser Los hätte sich weit besser gestaltet, als das von Millionen anderer Menschen, wenn ich nicht das Unglück gehabt, überall anzustoßen. Fast alle Männer,“ — hier stockte Wiebke und schlug die Augen zu Boden — „verliebten sich in mich. Daß das geschah, daran bin ich vielleicht auch schuld. Ich habe durch freundliches Verhalten oder Zuvorkommenheiten wohl dazu Veranlassung gegeben. In jedem Fall aber beabsichtigte ich nichts von dem, was man mir unterlegte und mußte aufs bitterste dafür büßen, nicht gleich eine Schroffheit hervorgekehrt zu haben, die sich meiner allezeit nachher in solchem Umfange bemächtigt, daß ich oft die gewöhnlichste Rücksicht außer acht lasse. So bin ich den meisten ein vollkommenes Rätsel, in Wirklichkeit aber ein in sich unsicheres, nach dem Rechten und nach Glück und Frieden vergeblich auslegendes Geschöpf. Ich habe mich oft schon so grenzenlos unglücklich gefühlt, daß ich zu Boden gestürzt bin und Gott gebeten habe, mich zu sich zu nehmen.

„Und mein Gesicht war ich — um mir die Möglichkeit zu rauben, daß dieses die Männer anziehe — schon oft im Begriff, zu verunstalten. Ich habe es selbst angebetet und — unzähligemale verflucht.“

„Nachdem ich das alles vorausgesandt habe, komme ich zu dem, was mich eigentlich zu Ihnen geführt hat, Herr Pastor. Nehmen Sie, ich bitte von ganzem Herzen, auch diese einem Fremden seltsam erscheinenden Bekenntnisse mit gleicher Güte und Nachsicht entgegen.“

Nach dieser Einleitung berichtete Wiebke über ihren Eintritt in das Lornsensche Haus, schilderte die Familienverhältnisse und die Umstände, unter denen Carlos, Wilhelm und der Student sich ihr genähert, berührte auch deren Charakter und schloß mit den Worten:

„So, das ist es, Herr Pastor, was ich Ihnen zu eröffnen habe, und alles berichtete ich genau, wie es ist, ohne Beschönigung und ohne Herabsetzung der Verhältnisse, ohne Urteilseinschränkung über mich und die Personen. Auch das habe ich noch hinzuzufügen:

„Mit mir zu leben, ist nicht leicht! Ich bin guter Handlungen und der größten Opfer fähig, wenn mein Herz angerufen wird, wenn gutes Beispiel mich kräftigt. Aber ich vermag auch böse zu sein, wenn die Zeit der Versuchung über mich kommt. Und dann gibt's gar keine Vernunft und Besinnung; ich folge ganz meinem Temperament.

„Nur eins habe ich, gottlob: diese Selbsterkenntnis und den Willen, es zu ändern. Wo ist die beste Schule für mich?

„Und soll ich dem Manne folgen, der mich endlich von Sorge, Abhängigkeit und Demütigung befreit, meiner alten, guten Mutter auch einen ruhigen Lebensabend bereitet, oder ist es besser, zu verzichten? Man soll doch nicht heiraten, wenn man nicht mit ganzer Seele und von ganzem Herzen liebt?“

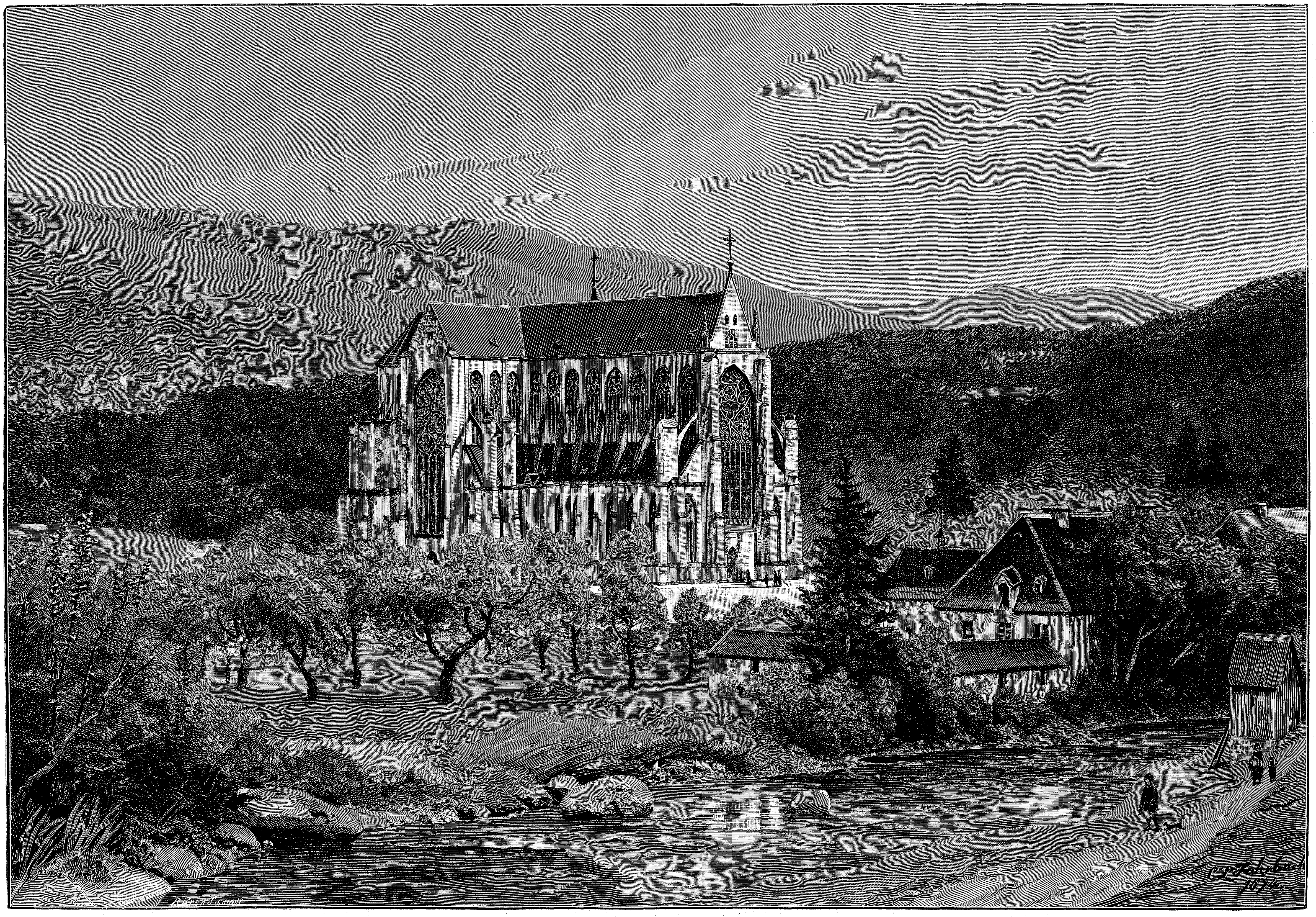
(Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Ein zwiefach Wesen hat die Zeit:
Sie ist gar grausam im Vernichten,
Und doch, versöhnend will im Leid
Sie Samariterdienst verrichten.

Otto Engelhardt.

Digitized by Google



C. L. Fahrbach: Der Dom zu Altenberg.

Digitized by Google

Léon Girardet: Ein Ehrentag

Digitized by Google

In der Dämmerung.

Novellette

von

Klara Schnackenburg.

„Vartenza!" Der Zugführer ließ einen kurzen Pfiff ertönen, und die Wagenreihe setzte sich langsam in Bewegung. Da, im letzten Augenblick noch kam ein junger Mann eiligst auf den Bahnsteig gelaufen, und die Thür eines Coupés erster Klasse aufreißend, sprang er hinauf. Dahin sauste der Zug, in den sonnigen Morgen hinein.

Das in der Ferne bläulich dämmernde Albanergebirge kam immer näher, je weiter der Zug, die ewige Stadt hinter sich lassend, die Campagna durchmaß.

Der junge Mann — Maler Walter — machte es sich bequem. Seinen großen, schwarzen Künstlerhut legte er auf das Netz über sich, ein Skizzenbuch und ein Bündel mit Ueberzieher und Decke zur Seite. Behaglich lehnte er sich in die Kissen und unterzog zunächst seine Mitreisenden einer ernsten Prüfung. Zwei Personen nur befanden sich noch in demselben Raume, ein älterer Herr und eine junge Dame. Von ihr konnte er vorläufig weiter nichts sehen als einen schön geformten Hinterkopf, an dem das blonde, leichtgelockte Haar mit einigen Schildpattnadeln in die Höhe gesteckt war, so den reizenden Hals mit den kleinen zierlichen Löckchen frei gebend (sie hatte den Hut abgesetzt) und einen grauen Staubmantel. Die junge Dame schaute unverwandt zum Fenster hinaus, sich an den klassischen Linien der alten Wasserleitungsbogen erfreuend.

Der Herr ihr gegenüber, in halb liegender Stellung sitzend, sah leidend aus. Dünne, stark ergraute Haare umgaben die eingefallenen Schläfen, die Augen waren durch eine blaue Brille gegen das blendende Licht der südlichen Sonne geschützt, die Nase trat scharf hervor und um die schmalen, eingekniffenen Lippen lagerten tiefe Falten. Er hatte eine Zeitung in der Hand, aber er las nicht; seine Gedanken waren offenbar wo anders, auch mochte er Schmerzen empfinden.

Jetzt wendete sich die junge Dame um, und mit strahlendem Lächeln auf dem liebreizenden Antlitz sagte sie: „O, wie schön ist es hier überall! Wie glücklich bin ich, endlich in Italien zu sein, wohin ich mich schon als Kind gesehnt. Es ist alles so interessant, jede Blume, jeder Baum so anders als bei uns. Sieh nur dort drüben den Knaben in seiner Ziegenfelljacke. Wie schön sieht er aus, obgleich seine Kleidung ganz zerlumpt ist." In froher Lebenslust erglänzten ihre herrlichen, dunkelbraunen Augen. „Aber," setzte sie traurig hinzu, „Du bist gewiß wieder leidend, hast Schmerzen?" Und sie beugte sich zu dem Herrn hinüber und fuhr ihm sanft mit der feinbehandschuhten Rechten über die eingefallene Wange. Fast ärgerlich zog er sich zurück.

„Laß mich in Ruhe, Kind," sagte er, „für mich gibt es doch nicht viel Freuden."

„Wenn wir nur erst an dem schönen Mittelmeere sein werden," erwiderte sie freundlich, „so wirst Du sehen, wie schnell Dich dort die milde Luft kräftigen wird. In diesem schönen, warmen Lande muß man ja gesunden."

„Ha, vorläufig merke ich noch nichts von der Wärme," antwortete der Kranke und zog die Reisedecke höher hinauf. „Nur in der Phantasie früherer Dichter besteht noch diese südliche Wärme. Heutzutage wo sich der Realismus, gottlob, endlich Bahn gebrochen hat, wo man überall bemüht ist, der Wahrheit die Ehre zu geben, ist kein Schriftsteller mehr so verrückt, Italien als das Land der ewigen Sonne darzustellen. Trotz dieses grellen Lichtes, dieses tiefblauen Himmels weht doch ein eisiger Tramontan. Ich wollte, ich wäre zu Hause geblieben, in unserem alten, ehrlichen Deutschland."

„Du frierst wohl nur, weil Du Dich krank fühlst," sagte sie, wieder beschwichtigend. „Das wird nun gewiß bald anders werden."

„Ja, ja, ich weiß schon, kenne das! Gib Dir keine weitere Mühe!" wehrte er sie verdrießlich ab.

Ein leiser Seufzer entschlüpfte ihrem Munde, und eine Thräne trat ihr ins Auge. Schweigend sah sie auf den Kranken, der die Zeitung erhob und nun eifrig zu lesen begann.

Der junge Künstler vermochte seine Augen nicht von dem Antlitz der jungen Dame zu wenden. Wie süß sie ist, dachte er, und wie leid sie mir thut.

Durch sein beständiges Anstarren aufmerksam gemacht, wandte sie den Kopf und sah zu ihm hinüber. Fast erschrocken über den warmen Ausdruck seines ehrlich schauenden Auges errötete sie über und über und schloß die Lider, als wolle sie sich vor ihm schützen. So saß sie lange still da, die zierlichen Hände, die in grauen dänischen Handschuhen steckten, im Schoß gefaltet. Gar zu gern hätte Walter eine Unterhaltung vom Zaun gebrochen, aber er wußte nicht, wie das anfangen, auch fürchtete er sich vor dem Herrn, der ihm durchaus nichts Anziehendes hatte. So gingen die Stunden einförmig hin. Der Zug sauste weiter, zwischen den Höhenzügen des Albaner- und Volskergebirges hin und dann durch die ernste, majestätische Gebirgslandschaft, die das fruchtreiche Thal des Sacco umrahmt. Um die Mittagszeit war man in Aquino. Der kranke Herr sah nach der Uhr.

„Ja, die Zeit zum Essen wäre da," sagte er, „aber was wird man bekommen? Willst Du aussteigen, Dorinde, und zusehen, ob Du uns irgend etwas verschaffen kannst?"

„Gern," antwortete sie, sprang leicht aus dem Coupé herab und eilte einem großen, auf dem Bahnsteig befindlichen Büffet zu, um das sich schon die Menschen drängten. Aber nichts fand sich hier, was ihr besonders annehmbar erschien. Den größten Raum des Tisches nahmen die bekannten, strohumflochtenen Glasflaschen ein, die Fiaschetti, aus denen die feurigen italienischen Weine verschenkt werden. Dann gab es einen Haufen rotgelber Orangen und einige Mandarinen, ferner in Oel gebackene, wenig verlockend aussehende, kleine Kuchen, den bekannten Presciutto (dürrer, fast schwarzer Schinken), harte, mit Schimmel überzogene Salami und ein großes Stück noch fast ganz rohen Rindfleisches. Was blieb ihr übrig? Sie nahm von letzterem zwei Scheiben und einige Orangen.

Walter, der sich klugerweise schon in Rom verproviantirt hatte, kaufte nur eine kleine Flasche goldgelben Orvietos. Geschickt schleuderte er das Olivenöl, welches in dichter Schicht den Wein bedeckte, ab und nahm einen kräftigen Zug. Dann wandte er sich wieder der Wagenreihe zu. Als er auf dem Trittbrett stand, hörte er, wie der in dem Coupé zurückgebliebene Herr vor sich hin sprach:

„Wo bleibt sie nur? Es ist ja die höchste Zeit."

Und in der That, schon wurde zum zweitenmale geläutet und die Schaffner schlossen die Thüren.

„Soll ich nach Ihrem Fräulein Tochter sehen?" fragte freundlich der junge Mann.

Der andere blickte ihn verwundert an. Dann lachte er kurz auf und sagte: „Lassen Sie nur, sie wird wohl kommen."

Und da kam sie auch schon. Hastig sprang sie hinauf, und ganz atemlos vom eiligen Laufen erzählte sie, die Leute hätten mit dem Wechseln so viel Schwierigkeiten gemacht und ihr schließlich doch zu wenig Geld herausgegeben.

„Natürlich, dies Räubervolk kann die Gaunereien nicht lassen. Na, Du wirst wohl auch noch von Deiner Italienschwärmerei geheilt werden."

Während der Zug sich nun langsam wieder in Bewegung setzte, zerschnitt sie ein dürres, nüchtern aussehendes Weißbrot und legte eine Scheibe des roten Fleisches darauf, das der Herr mit sehr unzufriedenen Bemerkungen entgegennahm.

„Ach Gott," sagte die junge Dame leise und bog sich vor, denn es war doch nicht nötig, daß der andere, der sie ohnehin schon mit so mitleidigen Blicken betrachtete, alles hörte: „wenn Dir die Reise so gar unangenehm ist, so laß uns lieber wieder umkehren. Zur Hälfte habe ich auch mein Herz daheim gelassen, Du weißt es ja. Nur die wechselnden, stets neuen Eindrücke haben mich über das Trennungsweh hinweg gebracht. Ich hatte gehofft, daß sich Deine Gesundheit bald bessern sollte, aber wenn Du immer so verstimmt bist, wirst Du Dir noch mehr schaden."

Ihre Stimme klang traurig. Der Angeredete erwiderte daher freundlicher als bisher:

„Warten wir es ab, ob der Golf von Neapel sein blaues Wunder auch an mir bewähren wird. Wenn wir nur erst die lange, langweilige Eisenbahnfahrt hinter uns hätten. Angenehm ist es nicht gerade, wie wir jetzt durch einander gerüttelt werden. Die Schienen müssen gründlich ausgefahren sein; na, das macht wenigstens schläfrig."

Er schloß die Augen und war auch bald eingeschlummert.

Allerdings wurden die Wagen nun in fast bedenklicher Weise hin und her geworfen, alle Augenblicke bekam man einen Stoß und flog unwillkürlich bald nach rechts, bald nach links, was der jungen Dame mehrmals ein Lächeln entlockte. Den fremden Reisegefährten wagte sie nicht anzusehen, weil sie vermeiden wollte, seinen Blicken zu begegnen. Aber nun sah sie doch hinüber, und als sie bemerkte, daß er die Augen geschlossen hatte, betrachtete sie ihn genauer. Er war ein hübscher Mensch, eine vornehme Erscheinung. Jetzt sah sie auch, daß er die niedrige, strohumflochtene Flasche unter seinen Sitz gestellt hatte. Bei den schwankenden Bewegungen des Wagens führte diese einen fortgesetzten Tanz auf. Wahrscheinlich hatte das Geflecht, in dem die Flasche steckte, einen unebenen, in der Mitte gewölbten Boden.

Das war allerdings urkomisch. Dorinde lachte ganz unbefangen in sich hinein, sah er, der Besitzer der kleinen Tänzerin, es doch nicht. Indessen — sie hatte sich geirrt. Er schlief nicht; er hatte die Augen nur leicht zugekniffen und beobachtete die junge Dame zwischen den Lidern hindurch. Ihr Lachen schob er auf Rechnung der unfreiwilligen Stöße, die die Reisenden bekamen. Da bemerkte er, daß eine kleine Brosche von Florentiner Mosaik, die sie am Halse trug, sich geöffnet hatte, und nun wartete er mit heimlicher Schadenfreude auf den Moment, wo diese hernieder gleiten werde. Dann würde er sie aufnehmen und damit wäre vielleicht endlich die Bekanntschaft angeknüpft.

Sie ahnte nichts von seinem Komödienspiel und ihrer desertionslustigen Nadel, sie blickte nur vergnügt auf das Fiaschetto, das immer tanzend manchmal schon dicht am Boden lag, um alsbald, einem Stehauf gleich, sich wieder zu erheben. Sie ihrerseits erwartete mit nicht geringerer Schadenfreude — im neckischen Sinne — den Augenblick, wo es, glücklich umfallend, seinen Inhalt auf den Boden ergießen würde.

Und jetzt endlich, nach langem Hin- und Herpendeln, lag das Fiaschetto — dank einem kräftigen Stoße, den der Wagen that — da, und langsam entlief der dickflüssige Wein der tückischen Flasche.

Aber da fühlte Dorinde doch einiges Mitleid mit dem also geschädigten Reisekameraden. Sie erhob sich halb, glitt leise hinüber und beugte sich hinab, um das corpus delicti aufzurichten. In diesem Augenblick entschlüpfte die Brosche ihrem Kleide und fiel, hart aufschlagend, nieder. Und nun, fast zu gleicher Zeit bückten sich die beiden, so daß ihre Köpfe bei einer starken Schwankung sanft zusammenstießen. Erschrocken fuhren sie aus einander. Jeder griff sich unwillkürlich an die leicht schmerzende Stirn, und dabei sahen sie sich verlegen lächelnd an. Der junge Mann bückte sich von neuem, um die Brosche aufzuheben, merkte aber nun erst seinen eigenen Schaden, denn das Schmuckstück lag mitten in dem öligen Wein.

Jetzt lachten beide herzlich, und er begann, sich mit etwas stotternden Worten seiner Ungeschicklichkeit wegen zu entschuldigen. Dabei zog er sein Taschentuch hervor und rieb damit die kleine Mosaikbrosche, an der, wie er mit Bedauern sah, einige Steinchen durch den Fall herausgebrochen waren.

„Das habe ich verschuldet," sagte er, sie ihr mit höflicher Verbeugung zurückgebend. „Hätten Sie sich nicht nach dem dummen Fiaschetto gebückt, so wäre die Brosche nicht heruntergefallen."

„Da müssen wir die Eisenbahndirektion verantwortlich machen," erwiderte sie belustigt, „denn wären die Schienen nicht so ausgefahren oder die Wagen besser gebaut, so wäre ja Ihre Flasche nicht umgefallen."

Durch den Klang ihrer Stimme, wohl auch durch die heftigen Stöße erweckt, fuhr jetzt der Schlafende in die Höhe und fragte in rauhem Tone:

„Was gibt es hier?"

„O — nichts!" antwortete Dorinde erschrocken und verschüchtert, und still sich in ihren Sitz schmiegend, vermied sie es von nun an, zu Walter hinüberzublicken.

Digitized by Google

In tiefem Schweigen ging die Zeit dahin; der Weg ward jetzt wieder besser, die Wagen fuhren ruhiger. Man passirte Capua und endlich, bald hinter Caserta, erblickte man bei sinkendem Tageslicht den Vesuv, aus dessen Spitze ein leichtes Rauchwölkchen aufstieg.

Erleichtert atmeten die Reisenden auf, als der Zug auf dem Bahnhof von Neapel anhielt. Nachdem die Fahrkarten beim Verlassen des Perrons vorgezeigt waren, die lästige Gepäckangelegenheit sich erledigt hatte, gingen der Herr und die Dame auf die Hotelwagen zu und stiegen in einen solchen, der zu einem kleineren, im Innern der Stadt gelegenen Albergo gehörte. Hier wollten sie die erste Nacht bleiben und morgen früh die Wanderung antreten, um eine passende Unterkunft, für mehrere Wochen Dauer geeignet, zu finden.

Der junge Künstler hatte das wohl erspäht. Großes Gepäck hatte er nicht, da er nur einen kleinen Ausflug unternehmen wollte; so wanderte er demselben Gasthof zu und kam, durch ein Gewirr von kleinen Gassen den kürzeren Weg nehmend — er war in Neapel sehr bekannt — vor dem Wagen an.

Auf sein Verlangen ward er in den dritten Stock geführt, wo man ihm ein geräumiges Zimmer anwies. Jetzt erklang mit aufdringlich lautem Getöse die Hausglocke. Der Omnibus war gekommen. Der Besitzer bücklingte vor dem Herrn und der Dame.

„Ich wünsche zwei gute Zimmer,“ lautete das Begehr.

„Da bedaure ich, ich kann den Herrschaften nur noch ein Zimmer, im dritten Stock gelegen, offeriren, aber ein großes, der Signore werden zufrieden sein.“

Dieser überlegte einen Augenblick, dann sagte er in barschem Tone:

„Na, denn vorwärts; ich habe nicht Lust, weiter zu fahren.“

Es war allerdings ein hübscher Raum, in den sie geführt wurden; aber an der Einrichtung merkte man doch, daß man sich nicht in einem Gasthof ersten Ranges befand.

„Alles nach dem bekannten Schema, steif und ungemütlich,“ brummte der Herr, „möchte die anderen Zimmer nicht sehen, wird wohl eins sein wie das andere. Der Teufel hole die Empfehlungen, was anderen Leuten gut erscheint, ist mir noch lange nicht recht. Nun, morgen wird ausquartiert und zwar so früh als möglich.“

Dorinde war an das Fenster getreten in der Hoffnung, etwas von dem ersehnten Meere zu erblicken, trotzdem die Dunkelheit zunahm. Aber sie hatte sich getäuscht, nur auf ein Gewirr von Häusern, von Dächern und Schornsteinen traf ihr Auge, doch da, in der Ferne ragte der Vesuv empor und jetzt stieß er eine rötliche Wolke aus, der sofort eine zweite folgte. Das entzückte sie, aber sie sagte kein Wort. Sie wollte sich ihre Freude nicht verkümmern lassen. Sie trat in das Gemach zurück und ließ ihren Blick umhergleiten. Unwohnlich genug sah es hier aus. Ein altersschwaches unbequemes Sofa auf der einen Fensterseite, auf der andern ein wurmstichiger Kleiderschrank, der jedenfalls unverschließbar war, zwischen den Fenstern eine wackelige Kommode, über welcher ein halb erblindeter Spiegel hing, im Hintergrunde des Zimmers zwei mächtige Betten, überspannt von der weißen, in Italien üblichen Mullgardine, deren Farbe aber etwas zweifelhaft erschien, und eine unverhältnismäßig große Menge strohgeflochtener Stühle — das war die Einrichtung. Den einzigen Luxus bildete ein großer, bequemer Lehnstuhl, der vor den Betten stand.

Da hinein setzte sich jetzt der Herr. „Ich bin recht müde,“ klagte er, „müde und angegriffen, werde mich bald niederlegen. Freilich, ob der wüste Straßenlärm, das Schreien und Johlen und Wagengerassel mich schlafen lassen werden, ist mir zweifelhaft. Zunächst müssen wir aber natürlich etwas Ordentliches essen.“

„So werde ich dem Kellner klingeln,“ sagte Dorinde und ging der Thür zu.

„Nein, nein,“ antwortete er. „Laß das! Ich habe nicht gern mit dieser Sorte zu thun; was wird der Mensch uns auch besorgen?! Lieber wäre es mir, Du gingest selbst hinunter und erkundigtest Dich beim Wirt, was wir bekommen können. Aber etwas Ordentliches muß es sein. Und bestelle auch eine Flasche Chianti. Alles aufs Zimmer!“

Sie eilte hinab und hatte nach kurzer Verhandlung ein kleines, annehmbares Abendessen zusammengestellt, das man sogleich heraufzuschicken versprach. Während sie nun wieder die Treppen empor stieg, fiel ihr ein, daß sie vergessen hatte, nach der Nummer ihres Zimmers zu sehen.

Doch die Gasflammen brannten bereits auf den langen Gängen, sie konnte ja kaum fehlen. Ihr Zimmer befand sich, das wußte sie, so ziemlich in der Mitte des Ganges, auf dem aber eine Thür genau so aussah wie die andere.

Diese hier mußte es sein. Leise drückte sie das Schloß auf, denn der Kranke war, das kannte sie zur Genüge, äußerst schreckhaft, sie bewegte sich daher stets so geräuschlos als möglich. Ein Licht war noch nicht angezündet. Durch die draußen herrschende Helligkeit geblendet, vermochte sie nicht gleich die einzelnen Gegenstände in dem durch die Abenddämmerung verdüsterten Raum zu unterscheiden. Doch jetzt erkannte sie alles; ja, sie hatte sich nicht geirrt; da stand am Fenster das Sofa und davor der ovale Tisch, auf dem wie vorher das Plaidpaket lag; an der andern Seite befand sich der Kleiderschrank und hier standen die Betten und in dem Lehnsessel ruhte, ganz wie sie sie vor kurzem verlassen, die wohlbekannte Gestalt.

Sanft schloß sie die Thür und trat näher. Ein Gefühl unendlichen Mitleids überkam sie.

Sie, jung und fröhlich, gesund und voll Lebensmut, war ja so tausendmal glücklicher als er, der da in dem Sessel lag, der krank und mißmutig nicht mehr im stande war, des Lebens Sonnenseiten zu erfassen, sich an ihnen aufzurichten. Ach, ein kranker Mensch mochte wohl die Welt mit ganz anderen Augen betrachten, sieht doch ein jeder nur durch seine Brille, und ist die Auffassung vom Leben daher eine rein individuelle.

Gewiß, er war sehr zu bedauern, sie wollte deshalb auch recht geduldig mit ihm sein, ihm alles zu liebe thun!

Er mochte wohl eingeschlafen sein, aber sie wollte ihn sanft erwecken, bevor der Kellner, mit schnellem Schritt eintretend, ihn erschrecken würde.

Leise schlich sie hinzu — sie konnte in der Dämmerung nur noch seine Umrisse erkennen — und zärtlich ihre Arme um seinen Hals legend, drückte sie einen innigen Kuß auf seine Stirn. Doch — was war das? Sie fühlte sich im selben Augenblick von zwei Armen heftig umfangen — das war doch sonst seine Art nicht?

Ein furchtbarer Schreck lähmte einen Moment alle ihre Glieder, aber dann mit einem leisen Schrei riß sie sich los und stürzte der Thür zu, die von den gegenüber liegenden Fenstern, durch die jetzt das Mondlicht hinein fiel, grell beleuchtet war.

Draußen lehnte sie sich, hoch aufatmend, gegen die Wand, und preßte die Hand gegen das starkpochende Herz. Sie schämte sich fürchterlich, denn daß es jener junge Mann gewesen war, unter dessen Blicken sie den ganzen Tag über gestanden hatte, bezweifelte sie keinen Augenblick. Und doch ward sie sich zu gleicher Zeit mit Entsetzen bewußt, daß eine große Seligkeit ihr armes Herz erfüllte.

Aber das war ja Sünde, schwere Sünde, und sie durfte nicht mehr an ihn denken.

(Schluß folgt.)

Abend an der See.

Die Stürme gingen schlafen,
Die Möwen, vom Fluge matt,
Ruhn aus am sichern Felsen,
Die See ist spiegelglatt.

Die Sonne ging zur Rüste,
Der Mond zieht durch die Nacht,
Und um ihn halten leuchtend
Unzählige Sterne die Wacht.

Die Schiffe ruhn im Hafen,
Der Strand ist still und leer;
Ein wunderbarer Friede
Lagert auf Land und Meer.

Wohl dem, der gleiche Stille
Im tiefsten Innern hegt,
Weil sich zur Ruh' die Stürme
Der Leidenschaft gelegt.

Julius Sturm.

Unsere Bilder.

Jägerlatein. Wie man weiß, gehört es zu den Eigentümlichkeiten der Jünger Nimrods, gerne von den Abenteuern zu erzählen, die sie bei der Verfolgung des Wildes in Wald und Feld erlebt. Auch will man bemerkt haben, daß sie bei solchen Gelegenheiten ungleich mehr Phantasie wie Wahrheitsliebe entwickeln. Sicher ist nun anzunehmen, daß diese Eigenschaft, die man den edlen Weidbeflissenen nachsagt, nicht erst neuesten Datums, sondern auch in früheren Zeiten beobachtet worden ist. Eine derartige Scene, die er des malerischen Kostümes wegen ins 17. Jahrhundert verlegt, schildert M. Gaißer in dem Bild auf Seite 660. Von rückwärts fällt das Licht auf die interessante Gruppe und beleuchtet mit malerischen Streiflichtern den Erzähler und die Zuhörer, welch letztere froh sind, in dem ewigen Einerlei des Tages wieder etwas Neues zu hören.

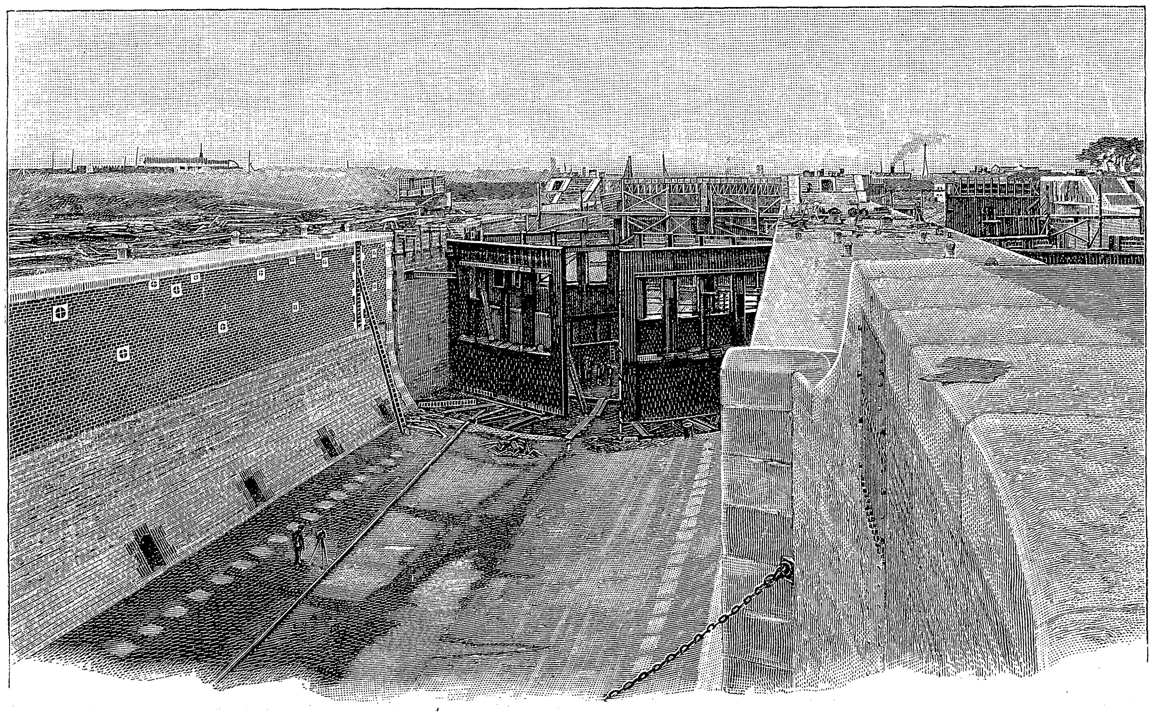
Unser „Leichtes Gefecht“ spielt im westlichen Norwegen in Hardanger, wo die kleidsame Nationaltracht mit dem roten Mieder, dem gestickten und sonst verzierten Brusttuch sich noch erhalten hat: Ueberreste einer gesunden Farbenfreude, doppelt erfrischend in unserer nüchternen Zeit. In dem westlichen gebirgigen Teil von Norwegen sind noch Ueberreste von der alten, guten, germanischen Kultur, die alten Sitten und mit ihnen die Trachten vorhanden mit ihren gesunden, dauerhaften Stoffen, die nicht ersetzt werden können durch die billige Fabrikware. Auf den großen Landstraßen und Touristenrouten sieht man freilich nicht das intime Volksleben in seiner wahren Eigenart. Wer aber die Mühe nicht scheut, abseits der Heerstraßen in Verkehr mit dem Volke zu treten, der wird sehen, daß unter der rauhen Hülle eine tiefe Fülle von frischem Geist und Humor steckt.

Der Dom zu Altenberg. Zu den schönsten Baudenkmalen des westlichen Deutschlands gehört der aus der besten Zeit der älteren deutschen Gotik stammende Dom zu Altenberg, die Schwesterkirche des Kölner Doms, wie man ihn mit Recht genannt hat. Auf dem rechten Rheinufer, zwischen Köln und Düsseldorf, in dem idyllischen Dhünthale gelegen, wurde er im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts als Stiftskirche der Altenberger Cistercienserabtei, der reichsten und größten im Rheinlande, erbaut, zugleich aber auch als Landesdom der jungen, aber damals schon zu Macht und Ansehen emporstrebenden Grafschaft Berg und als Begräbnisstätte ihrer thatkräftigen Herrscher. Als Baumeister wird in den Urkunden Meister Walter genannt, ein Schüler und Genosse des ersten Dombaumeisters von Köln, Gerhards von Rile. Ebenbürtig tritt denn auch das Bauwerk neben die Kölner Kathedrale; die stärksten Wirkungen, die größten Anregungen, die feinsten Reize der jungfräulichen Gotik sind hier nach einem zutreffenden Kennerworte vereinigt. Wenn die hochragenden Türme fehlen, liegt das in dem Charakter der Klosterkirche begründet. Dem ehrfurchtgebietenden Aeußern entsprach einst die innere Ausschmückung der Kirche; prächtige Grabdenkmäler, Arbeiten in Bronze und Messing und vor allem Glasmalereien der schönsten und seltensten Art schmückten das Gotteshaus. Leider ist die Zeit und die unerbittliche Menschenhand übel mit ihm umgegangen, und als zu Beginn dieses Jahrhunderts ein Brandunglück die damals zu einer chemischen Fabrik umgeschaffene Abtei heimsuchte, drohte es vollständigem Untergange anheimzufallen. Der Munifizenz Königs Friedrich Wilhelm IV. steht es zu danken, daß das Schlimmste abgewendet wurde, doch sind alle bisher vorgenommenen Herstellungsarbeiten nur notdürftige und vorbereitende gewesen. Erst seit einer Reihe von Jahren haben rheinische Kunstfreunde und der „Bergische Dombauverein“ kräftig eingegriffen, und so steht zu hoffen, daß das prächtige Denkmal deutscher Kunst — das hiemit der Beachtung aller kunstsinnigen Vaterlandsfreunde empfohlen sei — nicht nur erhalten bleibe, sondern auch zu seiner vollen einstigen Schönheit und Größe zurückgeführt werde. Unsere Abbildung gibt das Bauwerk nach dem prächtigen Aquarellgemälde C. L. Fahrbachs wieder, das namentlich das Verhältnis desselben zu seiner landschaftlichen Umgebung in der richtigen Weise hervortreten läßt. h.

Ein Ehrentag. Die lustigen Hochzeitsgebräuche, von denen uns das Bild Léon Girardets erzählt, sind mit der Zeit, der sie angehörten, längst dahingeschwunden. Unsere Brautjungfern tragen keine so kurzen Röckchen mehr und keine so koketten Häubchen, unsere Brautführer haben dem Dreispitz und den Kniehosen Valet gesagt und auch die alten Reigentänze wollen sich trotz mancher gemachter Versuche nicht wieder einbürgern lassen. Aber unsere jungen Pärchen fühlen — trotz aller Geldheiraten, die auch der „guten alten Zeit“ durchaus nicht fremd waren — heute noch genau so wie vor zweihundert und dreihundert Jahren. Und in den Herzen unserer jungen Frauen klingt und singt es an ihrem Ehrentage in derselben Weise, die in dem Herzen der „jeune mariée“ unseres Bildes ertönt, während sie ihren Gespielinnen vom Erkerfenster aus das letzte Lebewohl zuwinkt. Der vierbeinige Philosoph Meister Joseph Scheffels behält eben recht:

„Andre Zeiten, andre Sitten,
Sagt die Menschheit! Doch die Liebe
Ueberdauert alle Zeiten.“ m.

Digitized by Google



Blick auf die östliche Schleuse bei Brunsbüttelhafen.

Der Nord-Ostsee-Kanal und seine Bauausführung.

Von

Fr. Eiselen,

Stadtbaumeister in Berlin.

Nach photographischen Aufnahmen von Constabel & Knackstedt in Hamburg.

Am 21. Juni dieses Jahres wird nach kaum achtjähriger Bauzeit die feierliche Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals durch Kaiser Wilhelm II. vollzogen werden. Auf derselben Stelle an der Kieler Bucht in Holtenau, auf der am 3. Juni 1887 der greise Heldenkaiser Wilhelm I. den Grundstein legte, wird der kaiserliche Enkel den Schlußstein einfügen in Gegenwart der Vertreter aller seefahrenden Nationen, die Kriegsschiffe zu den Feierlichkeiten zu Kiel entsenden werden.

Diese weit über die Grenzen Deutschlands hinausreichende Teilnahme an dem vollendeten Werke spricht am besten für seine allgemeine Bedeutung. Wir Deutsche betrachten es allerdings in erster Linie als ein nationales Werk, dessen Durchführung schon lange erstrebt und erhofft war. Durch die Herstellung dieses durch ausschließlich deutsches Gebiet geführten Kanales, der mit den größten Kriegsschiffen befahren werden kann, haben wir uns einen sicheren Verbindungsweg zwischen den beiden Meeren geschaffen, durch welchen unsere bisher in Nord- und Ostsee getrennten Kriegsflotten sich ungesehen und ungehindert vom Feinde rasch vereinen können. Der Kanal trägt also in hohem Maße zur Verstärkung der Sicherheit unseres Landes und zur Erhöhung der Schlagfertigkeit unserer Flotte bei.

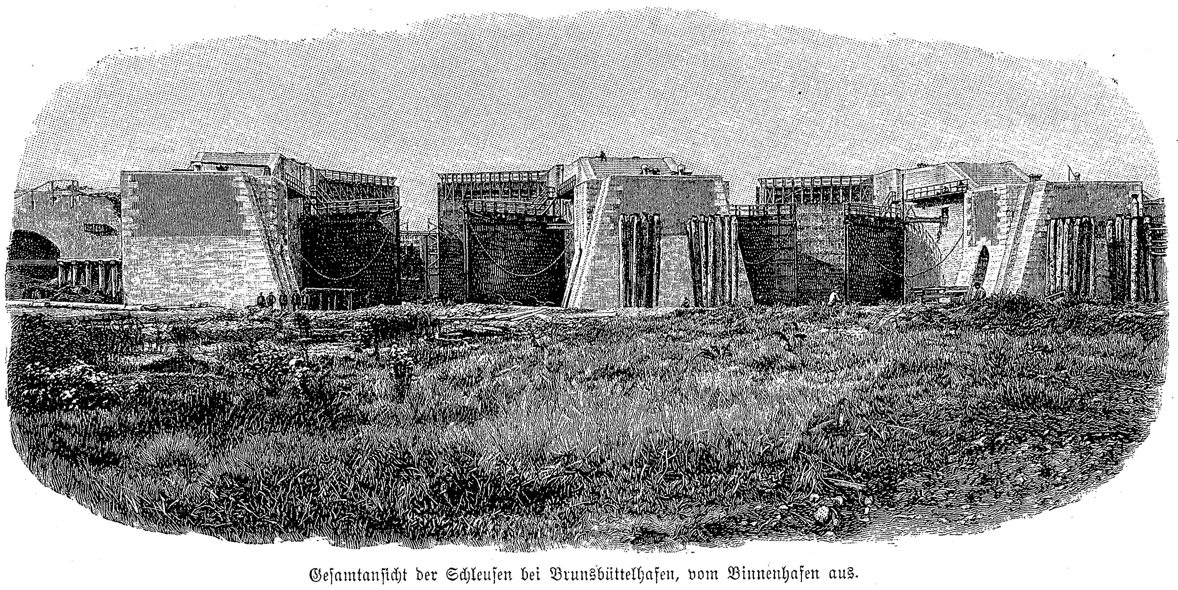
Der Kanal bietet aber noch andere Vorteile, die anderen Nationen ebenfalls zu gute kommen. Vor allem gibt er einen wesentlich verkürzten und sicheren Weg ab für fast alle Schiffe, die von der Nord- zur Ostsee und umgekehrt fahren wollen und früher den weiten und gefährlichen Weg um die Nordspitze von Jütland durch das Skagerrak und Kattegat wählen mußten. Es sollen auf diesem Wege früher alljährlich gegen zweihundert Schiffe, mehrerehundert Menschenleben und Werte im Betrage von vierzehn Millionen Mark verloren gegangen sein.

Mit der Benützung des neuen Kanals hören diese Verluste auf, außerdem werden infolge der Wegabkürzung erhebliche Ersparnisse an Zeit und Geld gemacht. Von der Themsemündung zur Ostsee wird beispielsweise der Weg um zweihundert Seemeilen, von der Weser- und Elbemündung sogar um dreihundertundachtzig Seemeilen abgekürzt. Hierin drückt sich am deutlichsten das Interesse aus, das die im Seehandelsverkehr mit Deutschland stehenden anderen Nationen an der Ausführung des Kanals haben. Der Schiffsverkehr, welcher voraussichtlich dem Nord-Ostsee-Kanal zufallen wird, ist auch ein recht erheblicher. Man schätzt ihn auf zehn bis zwölf Millionen Register-Tonnen jährlich. In der Größe dieses zu erwartenden Verkehrs liegt auch die Sicherheit einer gewissen Rentabilität des Kanales.

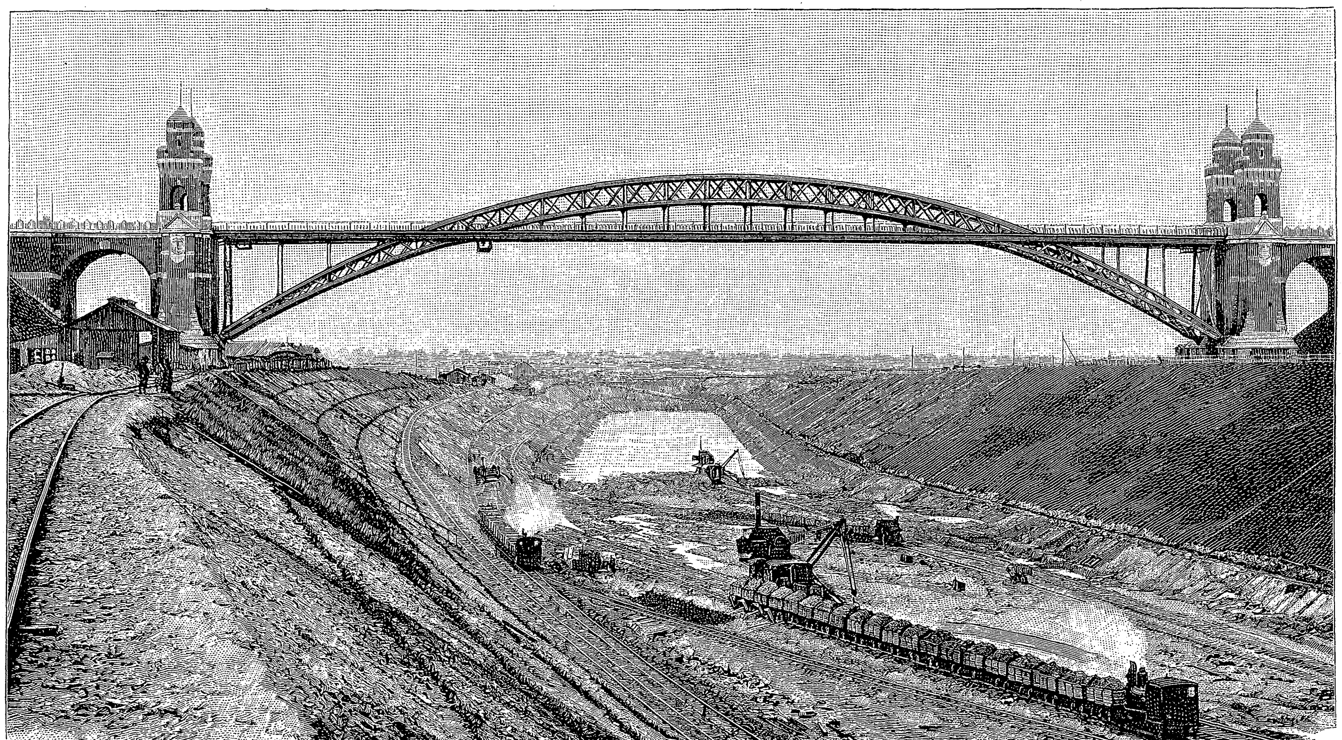
Fassen wir diese allgemeinen Vorteile ins Auge, welche ein die jütländische Halbinsel durchquerender Schiffahrtskanal bietet, so kann es uns nicht weiter wunder nehmen, wenn seine Geschichte um fünf Jahrhunderte zurückgreift, wenn nicht weniger als sechzehn Entwürfe für einen solchen Kanal seit dem 16. Jahrhundert aufgestellt sind.

Ausgeführt von diesen nach Linienführung, Größe und Zweck sehr verschiedenen Entwürfen wurde jedoch nur ein einziger, der schleswig-holsteinische oder Eiderkanal, den Christian IV. von Dänemark 1777 bis 1785 herstellen ließ. Der Kanal benützte von Tönning bis Rendsburg den Unterlauf des Eiderflusses und durchquerte dann in gegrabenem Bette östlich gerichtet das Land bis Holtenau an der Kieler Bucht. Von Rendsburg bis Holtenau besaß er 6 Schleusen, hatte durchweg sehr kleine Abmessungen und scharfe Krümmungen, war also für einen Großschiffahrtsweg nicht geeignet. Er hat in seinem ganzen östlichen Teile dem neuen Nord-Ostsee-Kanal weichen müssen.

Zwecke der Großschiffahrt und gleichzeitig den nationalen Gesichtspunkt der Schaffung eines Weges für unsere Kriegsschiffe haben erst die neuesten Entwürfe im Auge, deren seit 1848 eine ganze Reihe aufgestellt wurden. Am wichtigsten ist darunter der 1864 im Auftrage der preußischen Regierung von Oberbaurat Lentze aufgestellte Entwurf, weil er mit als Grundlage für die endgiltige Ausführung gedient hat. Die Kriege von 1866 und 1870/1871 ließen es jedoch zu keinem weiteren Eingehen auf diese Pläne kommen, und das junge deutsche Reich hatte auch zunächst andere Aufgaben zu erfüllen. Verdienst des Hamburger Großkaufmanns und Rheders H. Dahlström ist es daher durch Ausarbeitung eines auf Grund der Lentzeschen Vorarbeiten verbesserten Projektes, für dessen Ausführung durch eine Aktiengesellschaft er die Genehmigung der preußischen Regierung anfangs der achtziger Jahre nachsuchte, die Frage wieder in den Vordergrund gebracht zu haben. Die überaus große Wichtigkeit und die Notwendigkeit der Ausführung durch das Reich wurde erkannt und demgemäß unter zu Grundlegung des Lentze-Dahlströmschen Entwurfes eine Vorlage an den Reichstag gebracht, die am 16. Mai 1886 die Zustimmung fand. Es wurde

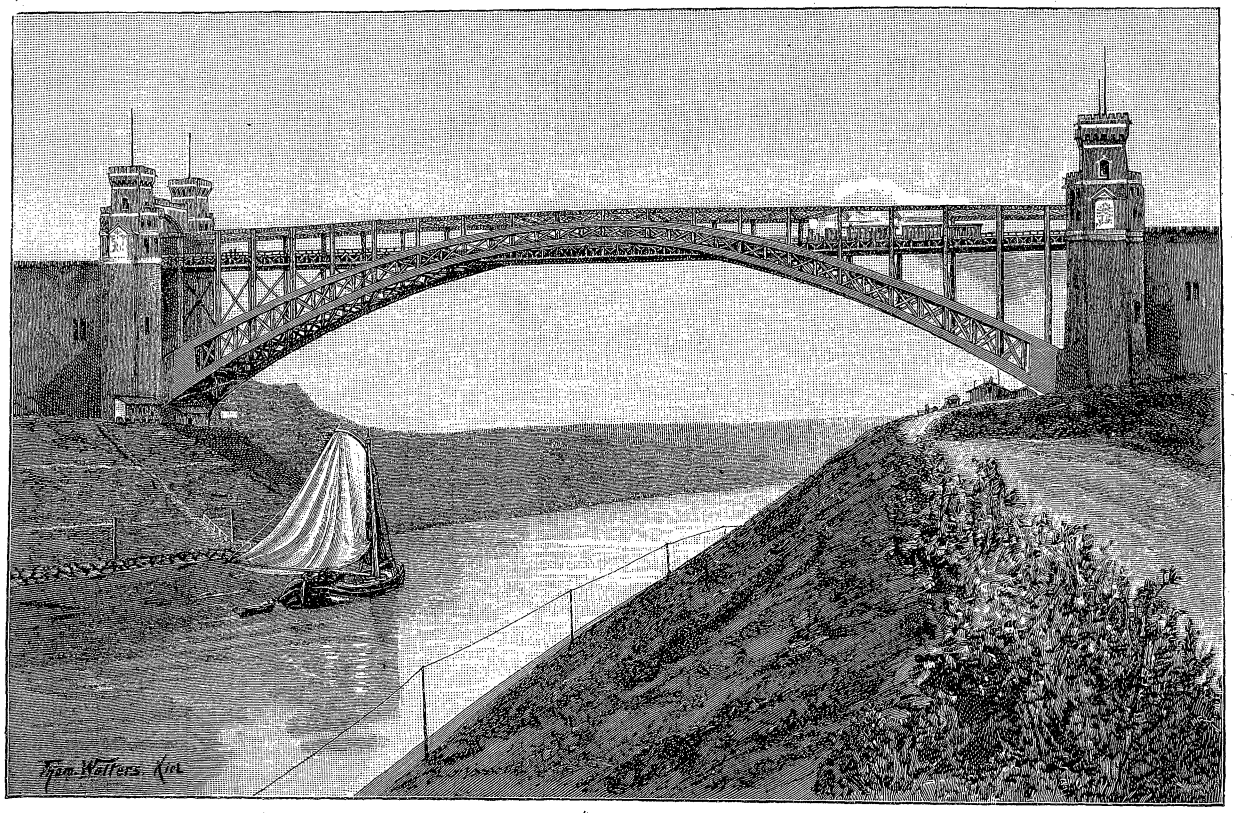


Gesamtansicht der Schleusen bei Brunsbüttelhafen, vom Binnenhafen aus.



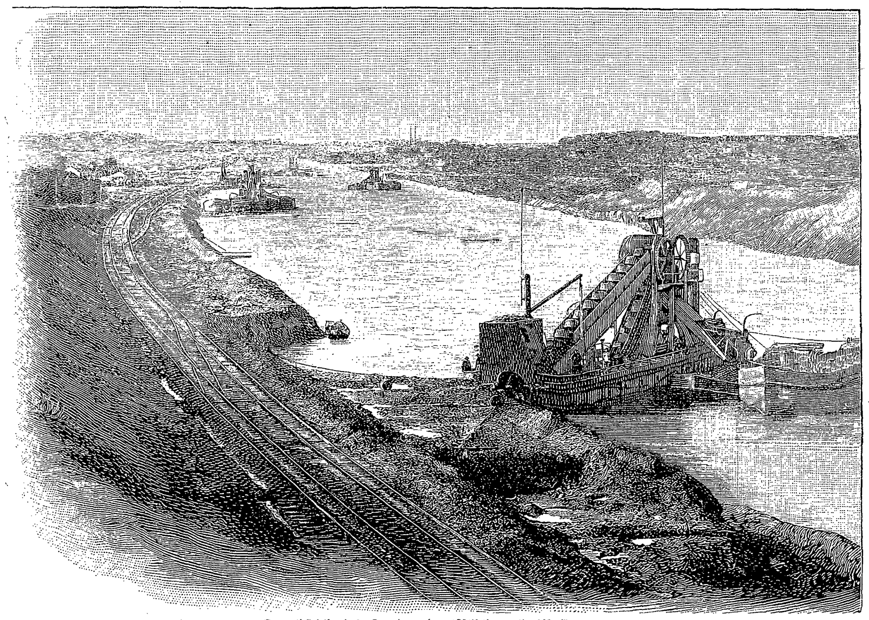
Hochbrücke bei Grünthal.

Digitized by Google


Brücke bei Levensau.

die Ausführung eines Kanales von Brunsbüttel über Rendsburg nach Kiel beschlossen mit einem Kostenaufwande von hundertundsechsundfünfzig Millionen Mark, von denen Preußen als meist interessirter Staat fünfzig Millionen tragen sollte. Dieser Betrag wurde durch Landesgesetz vom 16. Juli 1886 bewilligt, und dann bereits am folgenden Tage eine dem Reichsamte des Innern unterstellte besondere kaiserliche Kanalkommission mit dem Sitz in Kiel gebildet für die Ausarbeitung der Entwürfe und die Ausführung des Kanals.

Diese kaiserliche Kanalkommission setzte sich aus vier Mitgliedern zusammen, dem Geheimen Regierungsrat Loewe als Vorsitzender, Geheimen Baurat Fülscher als Mitdirigent, dem württembergischen Baurat Koch als zweites technisches Mitglied und dem Regierungsrat Wennecker als Justiziar. Wirkl. Geheimer Oberbaurat Baensch aus dem preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten, der schon die erste Vorlage bearbeitet hatte, behielt im Nebenamte die technische Oberaufsicht bei Ausarbeitung der Entwürfe und Ausführung des Kanals. Im übrigen wurden die technischen Kräfte aus allen Teilen Deutschlands herangezogen.


Durchstich bei Landwehr (Blick nach Westen).

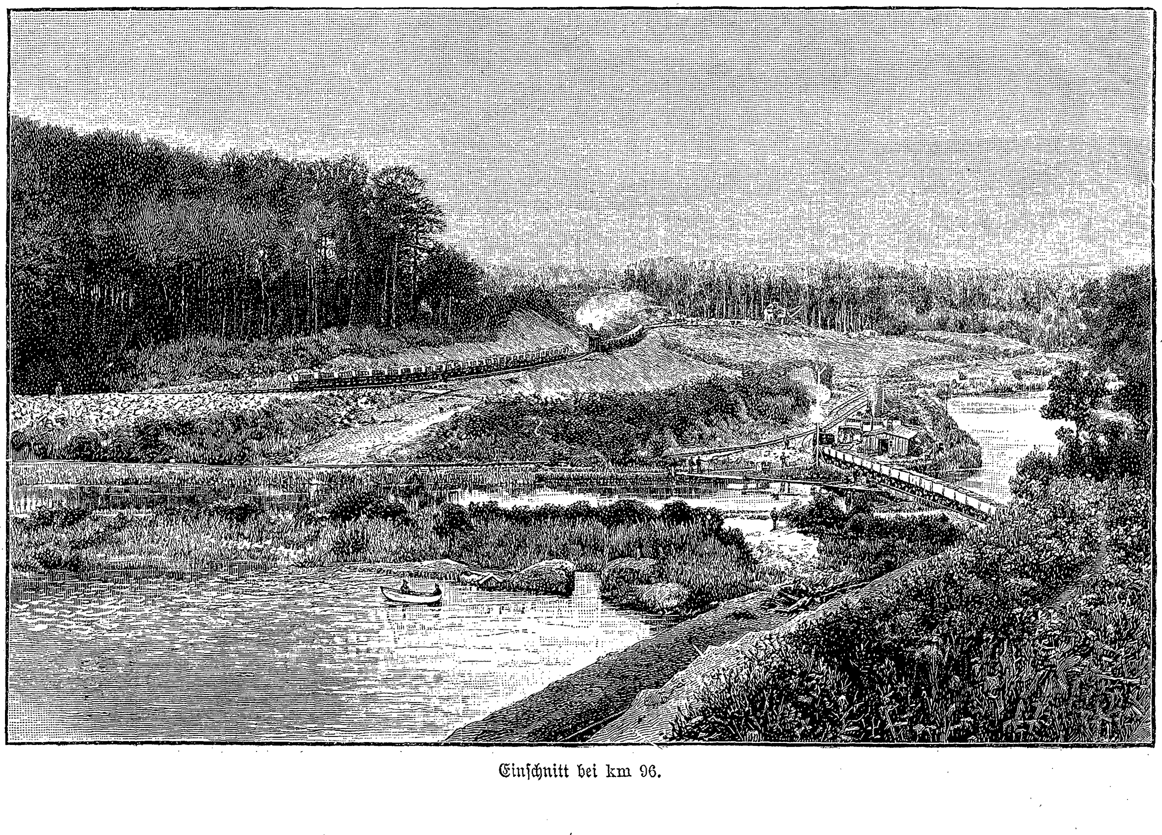
Der Kanal zweigt von der Elbemündung, die wegen ihres tiefen Fahrwassers für einen Großschiffahrtsweg allein in Frage kommen konnte, an einer möglichst günstigen Stelle ab und zwar etwas oberhalb des kleinen Städtchens Brunsbüttel bei Brunsbüttelhafen. Zunächst nordöstlich gewendet durchzieht der Kanal dann die fruchtbare Niederung der Elbmarsch, deren Oberfläche so tief liegt, daß beiderseits des Kanals Deiche aufgeschüttet werden mußten, um die höheren Kanalwasserstände von der Niederung abzuhalten. Bei Grünenthal wird die Wasserscheide zwischen Elbe und Eider durchbrochen, die sich bis zu 24 Meter über dem gewöhnlichen Wasserstande der Ostsee erhebt. Weiterhin tritt der Kanal in die Niederung der Untereider, gegen deren Hochfluten er durch Dämme geschützt wird, umgeht die Stadt Rendsburg südlich, um nicht zu sehr in die Verkehrs-Be- und Entwässerungsverhältnisse störend einzugreifen, durchquert die Obereiderseen und verfolgt sodann bis Holtenau den Lauf des alten Eiderkanals, dessen scharfe Krümmungen aber sämtlich abgeschnitten werden mußten mit Rücksicht auf die Schiffskolosse, welche den Kanal durchfahren sollen.

Die gesamte Länge beträgt 98,65 Kilometer. Da der Kanal nur mit einer Geschwindigkeit von 10 bis 12 Kilometer in einer Stunde durchfahren werden soll, so braucht man einschließlich des Aufenthaltes beim Durchschleusen etwa 12 bis 13 Stunden zur Durchfahrung des Kanals in ganzer Länge. Die Breiten- und Tiefenverhältnisse wurden bestimmt durch die Anforderungen unserer Marine. Bei 22 Meter Sohlenbreite und 8,5 Meter Mindesttiefe hat der Kanal, der unter Wasser sehr flache Böschungen erhalten hat, 64 Meter Wasserspiegelbreite. Trotz dieser stattlichen Masse nimmt einer unserer Panzerkolosse den ganzen Kanal für sich in Anspruch, und alle begegnenden Schiffe müssen in Ausweichestellen, deren sechs in etwa je 12 Kilometer Abstand angeordnet sind, auf die Seite treten, um die Kriegsschiffe passiren zu lassen. Dagegen können zwei Handelsschiffe bis zu 12 Meter Breite bequem überall an einander vorbeifahren.

Der Boden, durch welchen der Kanal geführt ist, besteht meist aus Sand und Mergel, stellenweise, so namentlich in der Marschniederung bei Burg und östlich Rendsburg, aus tiefem Moore. Auf letzteren Strecken bot die Ausführung des Kanals einige Schwierigkeit, da der weiche Boden, wenn man anfing auszuschachten, von den Seiten stets wieder nachquoll. Hier wurden kräftige Sanddämme beiderseits des Kanalbettes geschüttet, die durch das weiche Moor bis auf den festen Untergrund hindurch sanken. Zwischen ihnen wurde dann das Kanalprofil sicher ausgehoben. Die Böschungen des Kanals haben nur etwas unter und über dem gewöhnlichen Kanalwasserspiegel eine besondere Befestigung durch starke Abpflasterung erhalten, um diese dem Angriff des Wellenschlages am meisten ausgesetzten Stellen zu schützen. Trotz des geringen Umfanges dieser Befestigung sind zehn Millionen Mark für dieselbe verausgabt.

Der Kanal ist als ein Durchstich in Höhe des mittleren Ostseespiegels ausgeführt, das heißt sein Bett ist auf die ganze Länge so tief in das Terrain eingeschnitten, daß ohne Anwendung von Schleusen zwischen den beiden Kanalmündungen der Wasserstand stets in der Höhe des gewöhnlichen Ostseespiegels steht und 8,5 Meter Wassertiefe vorhanden sind. An den Mündungen ließ sich dagegen nicht ohne Schleusen auskommen, da die Höhendifferenzen zwischen dem Ostseespiegel und dem Stande an der Elbemündung bis zu 7 Meter betragen können. Es würden sich daher je nach dem Wasserstande in einem ganz offenen Kanale nach der einen oder der andern Seite Strömungen entwickeln können, denen kein Schiff widerstehen, keine Befestigung der Kanalufer stand halten könnte. Es mußten daher an beiden Kanalenden Schleusen angelegt werden, die zu hohe und zu niedrige Außenwasserstände vom Kanal abhalten. An der Ostsee, die bekanntlich keine merkliche Ebbe und Flut zeigt, sind die durch anhaltende Winde veranlaßten erheblicheren Wasserstandsschwankungen so selten, daß die Schleusen nur an fünfundzwanzig Tagen im Jahre geschlossen zu werden brauchen. An der Elbemündung betragen die täglichen Schwankungen dagegen bis zu 3 Meter, die größten über 8 Meter. Hier sind die Schleusen nur während der Ebbe täglich zweimal drei bis vier Stunden offen, im übrigen geschlossen.

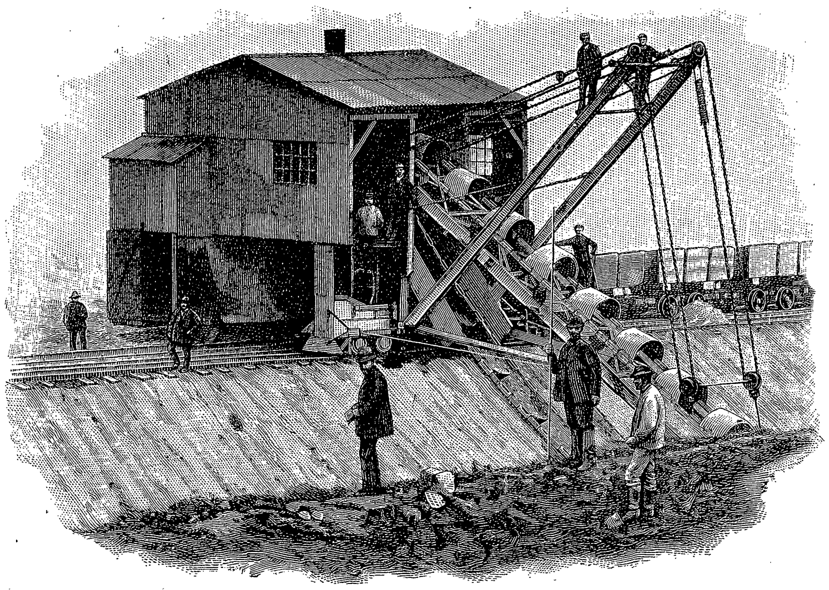
An beiden Kanalmündungen sind unmittelbar neben einander zwei ganz gleiche Schleusen ausgeführt, nur getrennt durch eine $12\frac{1}{2}$ Meter starke Zwischenmauer. Die eine Schleuse dient der Einfahrt, die andere der Ausfahrt. Vor und hinter den Schleusen sind geräumige Hafenbecken mit Ladestellen für Kriegs- und Handelsschiffe angelegt. Molen beschützen die Einfahrt an der Elbemündung und Hafenlichter beziehungsweise Leuchttürme sind an beiden Mündungen angeordnet. Die Schleusen haben 150 Meter Länge zwischen den Thoren und 25 Meter Weite in der Kammer. Sie können also die größten Panzerfahrzeuge aufnehmen, während die größeren Handelsschiffe, so zum


Einschnitt bei km 96.

Digitized by Google

Beispiel die Schnelldampfer der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrtgesellschaft, die zwar nur 18,3 Meter Breite, aber 158 Meter Länge haben, die Schleusen nur in geöffnetem Zustande durchfahren können. Diese Schiffe kommen aber für den Verkehr mit der Ostsee nicht in Betracht.

Unsere beiden ersten Abbildungen zeigen die Schleusen im Brunsbüttelhafen, denen die in Holtenau ganz ähnlich sind. Das erste Bild gibt einen Einblick in die Schleusenkammer. Die starke Trennungsmauer der beiden Schleusen und die eine Außenmauer ist sichtbar, dazwischen der Boden der Schleusenkammer, der aus einer mächtigen, mehrere Meter starken Fundamentplatte aus Beton, das heißt einem Gemisch aus Sand, Zement und kleingeschlagenen Steinen besteht, das unter Wasser zu einer festen, zusammenhängenden Masse erhärtet. Ganz im Hintergrund erscheinen die eigentlichen Schleusenthore, die in dem zweiten Bilde noch deutlicher zu erkennen sind. Beide Bilder stellen die Schleusen vor Füllung des Kanales mit Wasser dar. Die Schleusenthore haben den Zweck, zu hohe und zu niedrige Wasserstände vom Kanal abzuhalten, sie sind daher doppelt. Die vorderen, niedrigen Thore, die Ebbethore auf dem zweiten Bilde, halten das Wasser im Kanal zurück, die dahinter liegenden 17 Meter hohen, mächtigen Flutthore halten die höchsten Sturmfluten vom Kanal ab. Die Thore sind ganz in Eisen ausgeführt und mit Luftkammern versehen, so daß sie schwimmen und sich leichter drehen lassen. Das erste Bild zeigt in der Mitte der Schleuse noch ein drittes Thorpaar, das wir als Sperrthor bezeichnen wollen. Es ist nur im unteren Teile geschlossen, im oberen Teile in offenes Rahmenwerk aufgelöst. Die Oeffnungen können durch Tafeln, sogenannte Schützen, geschlossen werden, die für gewöhnlich vor dem unteren Teile des Thores hängen und allmälich hochgezogen werden können. Diese Thore werden zunächst bei geöffneten Schützen, also wenn sie dem Wasser möglichst wenig Widerstand entgegensetzen, geschlossen. Erst dann erfolgt der Schluß der schweren Schiffahrtsthore. Es ist dies notwendig, da bei plötzlich eintretenden Sturmfluten, beziehungsweise während die Schleusen zur Ebbezeit geöffnet sind, sich starke Strömungen im Kanal entwickeln können, gegen welche man nur mit Gefahr die großen Schleusenthore zu schließen im stande wäre. Das Gewicht der sämtlichen Schleusenthore im Brunsbüttelhafen und Holtenau einschließlich der Reservethore ist nicht weniger als 100,000 Zentner. Bewegt werden diese Eisenmassen durch Maschinen, die in besonderen Kammern in den dicken Schleusenmauern untergebracht sind und unter sich unter den Schleusen hindurch mit wasserdichten Kanälen in Verbindung stehen. Die Maschinen werden durch Druckwasser, das auf 60 Atmosphären zusammengepreßt ist, bewegt. Das Druckwasser liefern Pumpen, die in einem besonderen Maschinenhause auf der einen Seite der Schleuse untergebracht sind. Tiese Maschinenhäuser liefern auch das elektrische Licht für die Kanalmündungen und die Beleuchtung der ganzen Kanalstrecke, auf welcher der Betrieb Tag und Nacht ununterbrochen weiter geht. Die Füllung der Schleusen erfolgt durch große Kanäle von über 2 Meter Breite und fast 4 Meter Höhe, die in voller Länge die Schleusenmauern durchziehen und einerseits mit dem Außenwasser, andererseits durch je zwölf kleine Oeffnungen, die seitlich in den Schleusenmauern ausmünden, mit der Kammer in Verbindung stehen. Das erste Bild zeigt einige dieser kleinen Oeffnungen in der Kammermauer, das zweite rechts die Ausmündung des Kanals am Schleusenhaupt. Durch Schütztafeln, die sich in senkrechten Falzen vor und hinter den Schleusenthoren bewegen, können die Kanäle geöffnet werden. Dann stellt sich der Schleusenwasserstand in gleicher Höhe mit dem Außenwasserstand ein, so daß nun die Thore geöffnet werden, die Schiffe einfahren können. Bei geschlossenen Schützen und Thoren ist die Schleuse ganz vom Außenwasser abgeschlossen. Auch die Bewegung dieser Schützen, ferner die Bewegung von Winden, sogenannten Spills, mit denen die Schiffe in die Schleusen hereingezogen werden, erfolgt mit Druckwassermaschinen. Die Maschinenkammern sind sämtlich im Winter geheizt, damit die Röhren nicht einfrieren, außerdem elektrisch erleuchtet und durch Telephon verbunden. Die Kosten der großen Endschleusen an den beiden Mündungen beliefen sich auf etwa je 9 Millionen Mark.

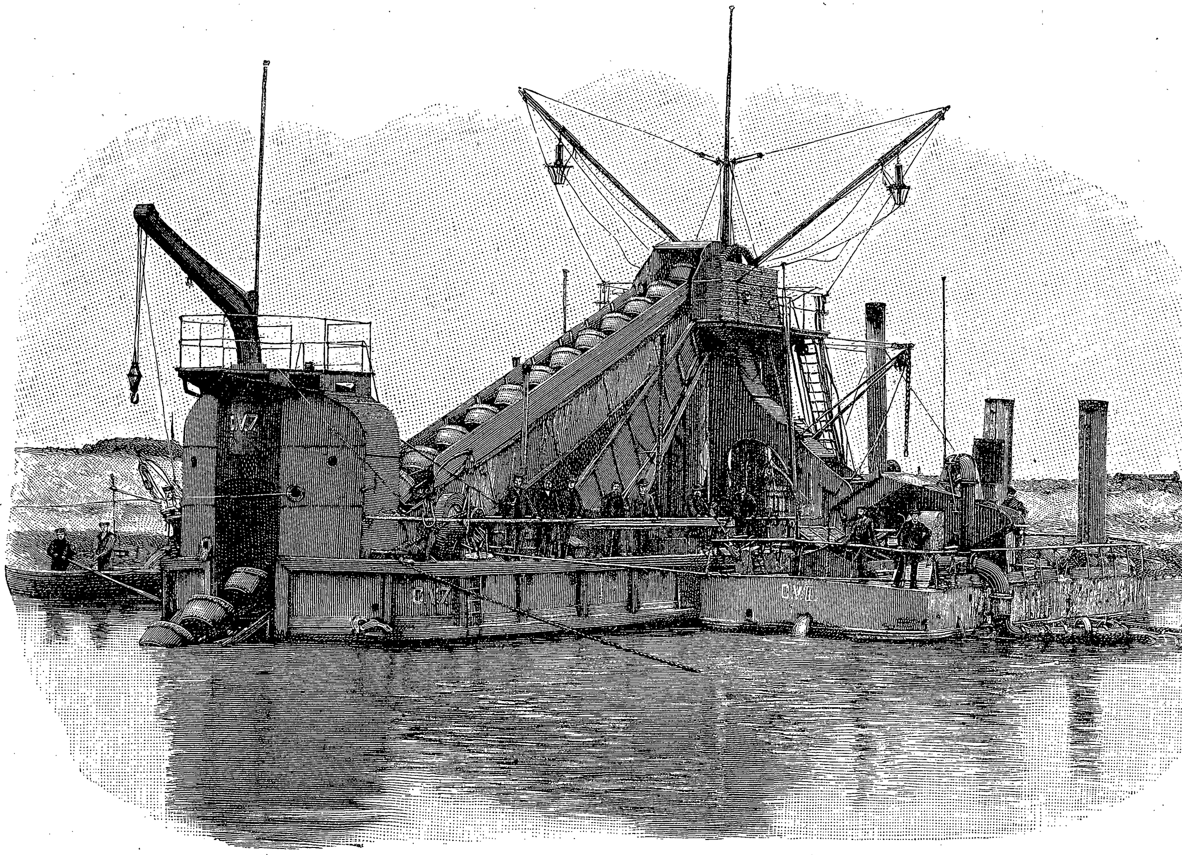


Trockenbagger.

Außer den großen Endschleusen ist noch ein drittes, größeres Bauwerk dieser Art an Stelle der alten Eiderschleuse in Rendsburg ausgeführt. Die Abmessungen sind natürlich viel bescheidener, aber immer noch groß genug, daß Kanonenboote und andere kleinere Kriegsfahrzeuge durch diese Schleuse in die Untereider und so auf einem zweiten Wege in die Nordsee gelangen können.

Nächst den Schleusen sind die hervorragendsten Bauwerke des Kanals die Brücken. Für die gewöhnlichen Landwege, welche vom Kanal durchschnitten werden, hat man nur sechzehn Fähren an geeigneten Stellen angeordnet, so daß etwa alle 6 Kilometer ein Uebergang vorhanden ist. Für die vier Eisenbahnlinien, welche den Kanal kreuzen und eine sehr lebhafte Landstraße bei Rendsburg mußte man dagegen Brücken ausführen. Für die im Flachland gelegene Marschbalze von Itzehoe nach Heide und die Linie Neumünster-Rendsburg, sowie die Landstraße bei Rendsburg konnten nur tiefliegende, also bewegliche Brücken zur Anwendung kommen. Man hat eiserne Drehbrücken ausgeführt, die eine Oeffnung von 50 Meter für die Schiffahrt in geöffnetem Zustande freigeben. Die Bewegung erfolgt in sinnreicher Weise mit Druckwasser von besonderen Kraftstationen aus.

Die Westholsteinische Bahn von Neumünster nach Heide, die den Kanal bei Grünenthal überschreitet und die Linie Kiel-Flensburg, welche ihn bei Levensau kreuzt, konnten mit festen Hochbrücken übergeführt werden. Das Terrain liegt an beiden Stellen etwas über 20 Meter über dem Kanalspiegel, so daß, da die Seeschiffe mit ihren stehenden Masten, selbst wenn sie die obersten „Stengen streichen", noch 42 Meter Lichthöhe erfordern, doch noch beiderseits Anrampungen von über 20 Meter Höhe angeschüttet werden mußten.



Schwimmbagger mit Spülapparat.

Unser drittes Bild zeigt die Hochbrücke bei Grünenthal, die in einem eisernen, sichelförmigen Bogen von 156,5 Meter Weite den Kanal ohne Zwischenstützen überspannt. An den Ufern stützt sich dieser Bogen gegen massive Widerlager, die durch kräftige Türme belastet sind. Stattliche Gewölbe spannen sich von ihnen zu den Dämmen hinüber. Die Fahrbahn durchschneidet die tragenden Bogen, an denen sie im mittleren Teile hängt, auf die sie sich an den beiden Enden stützt. In Gesamtform und Durchführung wirkt diese Brücke außerordentlich kühn und elegant. Sie bildet ein weithin sichtbares Wahrzeichen für den ganzen Kanal.

Die Hochbrücke bei Levensau, die im vierten Bilde dargestellt ist, wurde erst später beschlossen, als der Kanal auf der betreffenden Strecke schon teilweise im Betrieb stand. Die Ausführung erforderte daher hier außergewöhnliche Rüstungsanlagen. Diese Brücke hat, da sie in einer Krümmung des Kanals liegt, eine noch größere Spannweite von 163,4 Meter und ist damit die größte Bogenbrücke der Welt, denn sie übertrifft auch die berühmte Bogenbrücke über den Douro bei Oporto des bekannten französischen Ingenieurs Eiffel. Die Brücke ist etwas breiter als die Grünthaler, da sie später zwei Eisenbahngeleise aufnehmen soll, sie ist schwerer konstruirt und erscheint nicht so leicht und elegant wie die erstere.

Einen sehr wichtigen, aber nach Fertigstellung des Kanals wenig beachteten Teil seiner Ausführung bilden die Erdarbeiten zur Herstellung des Kanalbettes, die mit über 70 Millionen Mark den Löwenanteil an den Kosten verschlangen. Gegen 80 Millionen Kubikmeter Boden sind im ganzen ausgehoben, eine ungeheure Masse mit der man das ganze etwa 6400 Hektar bedeckende Weichbild Berlins um $1^1/_4$ Meter hätte aufhöhen können. Menschenkraft würde gegenüber solchen Massen ziemlich machtlos gewesen sein, man bediente sich daher mächtiger Maschinen, Bagger, die teils im Trockenen, teils im Nassen den Boden aushuben und täglich Tausende von Kubikmetern förderten.

Wo der Kanal höheres Terrain durchschnitt, wurde das Kanalprofil womöglich ganz im Trocknen ausgeschachtet, wobei natürlich, sobald man unter Grundwasser kam, das von unten zuquellende Wasser mit kräftigen Pumpen aus dem Einschnitt herausgeschafft werden mußte.

Der Einschnitt bei Grünenthal, der allein gegen 15 Millionen Kubikmeter enthielt und eine größte Tiefe von 31 Meter bis zur Kanalsohle besitzt, ist ganz im Trocknen ausgehoben worden. Unser Bild von der Hochbrücke bei Grünenthal gibt gleichzeitig einen vortrefflichen Einblick in den Trockeneinschnittsbetrieb. Kräftige Bagger lösen den Boden und schütten ihn unmittelbar in Erdtransportzüge, die ihn auf ansteigenden Geleisen an der Böschung des sich stetig vertiefenden Einschnitts, von Lokomotiven gezogen, emporbringen. Oben wurde er teils auf angekauften Flächen abgelagert, teils zu den hohen Dammschüttungen verwendet. Unser vorletztes Bild zeigt einen solchen deutschen Trockenbagger, wie er zumeist am Kanal in Anwendung kam. Der Baggerapparat ist nebst der Maschine auf einem Wagen montirt, der auf Schienen läuft und so gebaut ist, daß die Erdtransportzüge direkt hindurchfahren können. Der Baggerapparat besteht aus der Baggerleiter, die am oberen und unteren Ende Rollen trägt und mittelst eines krahnartigen Auslegers gehoben und gesenkt werden kann. Ueber den Rollen der Baggerleiter läuft die Baggerkette, auf deren Gliedern, die aus starkem Eisenblech hergestellten Eimer sitzen. Wird die Baggerkette durch den Antrieb der oberen Rolle in drehende Bewegung gesetzt, so schneiden die Eimer unten in den Boden ein, füllen sich und werfen, oben angekommen, den gelösten Boden in Schuttrinnen, aus denen er direkt in die untergestellten Kippwagen fällt.

Digitized by Google

Wo man von vorhandenen Wasserläufen aus den neuen Kanal vorzutreiben hatte, wurde die Ausschachtung mit schwimmenden oder Naßbaggern ausgeführt, die sich von den auf unseren Flußläufen hier und dort befindlichen Baggermaschinen im wesentlichen nur durch ihre Größe, ihren kräftigen Bau und ihre Leistungsfähigkeit unterscheiden. Unser Bild, den Durchstich bei Landwehr darstellend, zeigt mehrere derartige Bagger in Thätigkeit. Ein hübsches Bild von den Erdarbeiten am Kanal gibt der Einschnitt bei Kilometer 96 in der Nähe der Mündung von Holtenau, der einzigen, wirklich landschaftlich schönen Strecke am Kanal. Vorne ist der alte Eiderkanal zu erkennen, über den man eine schwimmende Drehbrücke gelegt hat, um die Erdzüge von einem zum andern Ufer zu bringen. Auf der andern Seite öffnet sich der Einblick in einen großen Einschnitt, der eine Krümmung des alten Kanals abschneidet.

Unser letztes Bild schließlich stellt einen großen Naßbagger dar. Aus den Schuttrinnen dieser Bagger wurde der Boden entweder in kleine Transportkähne, Schuten, abgestürzt und dann in offenen Wasserläufen, im Meere oder an den Ufern zu Quaianlagen abgelagert oder der Boden wurde, wie auf diesem Bilde durch kräftige Kreiselpumpen mit Wasser vermischt und als dickflüssiger Brei dem Ufer auf Hunderte von Metern durch schwimmende, biegsame Rohrleitungen zugeführt und daselbst abgelagert oder direkt zur Anschüttung der Deiche und Dämme verwendet. Schließlich waren auch an einzelnen Stellen besondere Transportmaschinen, sogenannte Elevatoren aufgestellt, die mit Baggern den Boden aus den Schuten zum zweitenmale empor heben, mit Wasser vermischen und durch lange, geneigte Schuttrinnen auf weitere Entfernung dem Ufer zur Ablagerung zuführen. Auf diese Art entledigte man sich auf rasche und billige Weise der ungeheuren Bodenmassen. Die Ablagerungen an den Ufern werden nach einer Reihe von Jahren wieder kulturfähig und dann bald von dem umgebenen Terrain nicht mehr zu unterscheiden sein, so daß dann alle Spuren dieser Arbeiten verwischt sein werden.

Eine wichtige Aufgabe hatte die Kanalkommission noch zu erfüllen, das war die Unterbringung und Verpflegung der Arbeiter in dem dünnbevölkerten Lande längs des Kanales. Trotz der ausgedehnten Anwendung von Maschinenkraft waren zeitweise doch zwischen sieben- bis achttausend Arbeiter beschäftigt, die nicht so leicht unterzubringen waren. Im Interesse der Arbeiter sowohl als der Verwaltung nahm die Kanalkommission daher die Sache selbst in die Hand. Es wurden Barackenlager für hundert bis fünfhundert Mann längs des Kanals an geeigneten Stellen erbaut, die Schlafbaracken, gemeinsame Speisesäle, Küchen, Verwaltungsräume und die nötigen Nebenräume erhielten. Diese Einrichtung hat sich gut bewährt und im allgemeinen wohl auch beide Teile befriedigt.

So vollzog sich das Werk, geleitet von tüchtigen Kräften aus allen Teilen Deutschlands ohne wesentlichen Zwischenfall in der vorgesehenen Bauzeit und, wie man hört, auch unter Einhaltung der Baukosten. Was geschaffen ist, kann als eine mustergiltige technische Leistung bezeichnet werden, die wir getrost den besten Werken des Auslandes auf diesem Gebiete, dem Suezkanal, Kanal von Korinth, Manchesterseekanal und so weiter als ebenbürtig an die Seite setzen können. Was hier geschaffen ist, wird auch in späteren Zeiten Zeugnis ablegen von deutscher Kraft und deutscher Tüchtigkeit. Im Frieden wird der Kanal allen Nationen gleichmäßig zu gute kommen und im Kriege, wenn die Notwendigkeit eines solchen denn doch einmal an uns herantreten sollte, sicherlich seinen Zweck ganz erfüllen.

Die Tischgenossenschaft bei den Tieren.

Von

L. Haschert.

Unter den mannigfaltigen Genossenschaften, die sich von jeher unter den Tieren gebildet haben, besitzt für uns wohl keine ein höheres Interesse, als die bisweilen so seltsamen gegenseitigen Associationen, die wir bei Individuen ganz verschiedener Tierarten beobachten. Mag es sein, daß wir vielleicht nur zwei Freunde entdecken, die mit einander an derselben Tafel speisen oder die sich gegenseitig auf der Suche nach Speise oder Schutz gegen äußere Feinde unterstützen, so geschieht dies doch immer, um die zu einem bestimmten Zweck empfangenen oder geleisteten Dienste zu entschädigen, und jeder zieht aus der Genossenschaft den Vorteil, der seiner Leistung entspricht.

Werfen wir einen Blick auf das Gefieder unserer Vögel oder auf das behaarte Gewand unserer Landtiere oder auch auf den Panzer mancher Wassertiere, so werden wir dort fast überall kleine tierische Wesen aus der Familie der Milben wahrnehmen, die leicht mit Parasiten verwechselt werden könnten, wenn ihr Kauapparat nicht eingerichtet wäre, die Haare und Federn von den fremden Stoffteilchen zu säubern, die daran festsitzen. In der dichten Hautbedeckung ihres Wirtes verborgen, finden sie daselbst Schutz und Wärme, sowie eine günstige Gelegenheit, bequem in andere Gegenden zu gelangen; zu gleicher Zeit aber besorgen sie die Toilette der Haare und des Gefieders und spielen somit in der Oekonomie des Pelzwerks eine wichtige Rolle.

Eine ähnliche Wirksamkeit entfalten viele kleine Krebstierchen, die auf Fischen sich ansiedeln, deren Hautbedeckung sie von den Ablagerungen befreien, die aus den Schleimdrüsen ausgeschieden werden und sich auf der Körperoberfläche ansammeln. Die kleinen Gäste finden bei dieser Beschäftigung die ihnen geeignete Nahrung und tragen dadurch zugleich nicht wenig zum Wohlbefinden ihres Wirtes bei. Ebenso finden wir unter den am Leibe des Hummerkrebses hängenden Eiern oft kleine Saugwürmer, welche die Eier und Embryonen von Parasiten befreien, welche die gedeihliche Entwicklung der jungen Krebse beeinträchtigen.

Gedenken wir hier nebenbei der eigentümlichen Association, die der Pilot oder Schiffshalter (Echeneïs remora) mit dem Riesenhai bildet, so ist es noch sehr fraglich, ob die gegenseitig geleisteten Dienste den Schilderungen entsprechen, welche die Schiffer von ihnen entwerfen. Diese kleinen, fußlangen Fische sollen den gefährlichen, räuberischen Hai lotsen, ihm die Beute auskundschaften und sich mit dem begnügen, was er ihnen davon abfallen läßt. Und dennoch scheinen sich beide Arten ganz unabhängig von einander zu ernähren, und der Pilot saugt sich mit seiner Kopfscheibe ebenso an ein Schiff, das in seinen Bereich kommt, oder an eine sich nahende Seeschildkröte an, wie er sich an den Hai anheftet, um sich von ihm transportiren zu lassen. Die Angaben der Fischer sind oft zu unzuverlässig, um genau bestimmen zu können, in wie weit die in solchen Associationen geleisteten und empfangenen Dienste begründet sind.

Man hat dagegen oft beobachtet, daß gewisse Kolonien von Schwimmpolypen (Siphonophoren) kleinen Fischen, die in der Umgebung jener Schutz und geeignete Nahrung finden, ein Asyl gewähren. Mitten zwischen die angelnden Fangfäden versteckt, versetzen diese durch die Bewegung ihrer Flossen die ganze Kolonie in eine lebhaftere Bewegung und dienen ihr so als eine Art Treibkraft. Unverkennbar findet hier eine gegenseitige Dienstleistung statt.

Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen der Miesmuschel und dem kleinen Muschelwächter (Pinnotheres), der sich bei jener einquartiert. Das Krebschen findet zwischen den Schalen der Schnecke Schutz gegen seine Feinde, und indem er seine Scheren durch die Oeffnung hinausstreckt, ergreift er die vorüberziehende Beute, von welcher die Schnecke die Ueberbleibsel zu ihrer Ernährung benützt. „Wir erblicken hier den Reichen,“ sagt van Beneden, „der sich in der Wohnung des Blinden eingemietet hat und denselben an den Vorteilen seiner Stellung teilnehmen läßt.“

Diese Gegenseitigkeit in der Dienstleistung zeigt sich jedoch nicht in allen Fällen, wie in den vorher angezogenen. Es gibt Beispiele, wo die von dem Gaste geleisteten Dienste immer geringer werden, wo der Wirt von dem zur Tafel Geladenen nichts verlangt, während der andere die ihm bewilligte Gastfreundschaft mit mehr oder weniger Dank benützt.

Wenn unser Flußkrebs seinen Hinterleib durch einen festen Panzer geschützt weiß, sieht sich der Einsiedlerkrebs in die Notwendigkeit versetzt, für seinen ungeschützten Hinterleib eine widerstandsfähige Hülle zu suchen. Es gewährt einen interessanten Anblick, den Krebs zu beobachten, wenn er im Bewußtsein seiner Schwäche beim Eintritt der Ebbe am sandigen Strande sich nach einer Wohnung umschaut, die er mit seiner zu eng gewordenen Klause vertauschen könnte. Mit Hilfe seiner kräftigen Scheren schleppt er sich vorwärts und sucht unter den auf dem Sande liegenden Gehäusen dasjenige heraus, das ihm zur Bergung seines so leicht verletzbaren Körperteils geeignet scheint. Er versucht dasselbe zu wiederholtenmalen, probirt dann ein anderes, bis er wieder zurückkommt, seine erste Wohnung verläßt und seinen Umzug endlich bewerkstelligt.

Eine hübsche Seeanemone (Actinia parasitica) trifft man fast nur auf einem Schneckenhaus sitzend an, das von einem Einsiedler bewohnt ist, und mit dem Munde nach dessen Oeffnung zugewendet, scheint sie auf die Ueberbleibsel zu warten, die von den Mahlzeiten des Krebses abfallen. Sicher leistet die Anemone mittelst ihrer Nesselfäden entsprechende Gegendienste, und man hat wiederholt die Beobachtung gemacht, daß der Einsiedler seinen schutzverheißenden Gast höchst vorsichtig auf das neue Gehäuse transportirt, in dem er sich soeben erst eingerichtet hatte.

Ebenso sucht eine Nereïde, jener in unseren nordischen Meeren lebende Skolopender, wie die Anemone, die Nähe des Einsiedlers auf, dringt in dessen Wohnung ein und schlägt daselbst ihr Quartier auf. Jedenfalls findet sie hier die geeignete Nahrung, die vielleicht in den Ausscheidungsstoffen besteht, die sie in ihrem Asyl vorfindet. Der zwei bis drei Zoll lange Wollkrebs (Dromia) trägt sogar auf seinem Rücken eine ganze Kolonie von Korkpolypen (Alcyonium) herum, die sich seit seiner frühen Jugend schon auf seinem Panzer ansässig gemacht haben und mit ihrem Wirt in enger Verbindung leben. Anderwärts wieder siedelt sich ein kleiner Granatkrebs (Palaemon) in dem Kristallpalast eines Kieselschwammes an, wo er sich in völliger Sicherheit weiß und vielleicht auch günstige Bedingungen zu seiner Ernährung findet.

Gehen wir noch einen Schritt weiter, so treffen wir auf Tischgenossen, die sich ohne alle Umstände in der Verdauungshöhle ihres Wirtes heimisch niederlassen. Und hier zeichnet sich vor allen der Fierasfer-Fisch aus, der sich in der Speiseröhre einer Holothurie ansiedelt und im voraus einen großen Teil der hier eingeführten Nahrungsmittel für sich in Anspruch nimmt. Desgleichen erlangt eine kleine Muräne in dem Froschfisch (Lophius) ein sicheres Asyl und findet in dessen Kiemensack einen für ihre Ernährung reichlich ausgestatteten Tisch.

Auch in der Gesellschaft der Insekten ist die Tischgenossenschaft keine so große Seltenheit. Und hier sind es besonders die kleinen, intelligenten Leckermäuler, die Ameisen, die sich in der Schmarotzerkunst am meisten hervorthun. Untersuchen wir deren Bauten, so begegnen uns bisweilen kleine Käfer oder Blattläuse, die wir als unzertrennliche Tischgenossen der Ameisen anzusehen haben. Es ist klar, daß eine solche Association, wenn sie Bestand haben soll, gegenseitige Vorteile gewähren muß, da man sonst schwerlich die Toleranz der Ameisen für so unbequeme Gäste begriffe.

Unter den Käfern sind es besonders der kleine gelbbraune Keulenkäfer (Claviger testaceus) und der Saumräuber (Lomechusa), die von den Ameisen mit möglichster Sorgfalt behandelt, mit den Fühlern gestreichelt und, wie es scheint, mit wahren Liebkosungen überhäuft werden. Zweifellos findet zwischen diesen so weit aus einander stehenden Insekten eine Association statt, die zur Sicherung ihres Bestandes gegenseitige Vorteile gewährt. Die Käferchen scheiden nun an besonderen kleinen Haarbüschelchen einen zuckerhaltigen Stoff aus und die bekannte Vorliebe der Ameisen nach Süßigkeiten läßt diese Ausscheidung als die Ursache jener Liebkosungen ansehen, die sie an die Käfer verschwenden. Die unaufhörliche Dunkelheit der Gänge aber, in denen der Keulenkäfer lebt und der Einfluß seiner ganzen Lebensweise haben ihn sehr modifizirt; infolge des steten Nichtgebrauchs sind ihre Sehorgane allmälich verkümmert, und da sie ihre Nahrung nicht selbst zu suchen vermögen und elend zu Grunde gehen müßten, werden sie von ihren Verbündeten gefüttert und gepflegt wie die kleinen Ameisenlarven.

Die anderen ameisenfreundlichen Käfer nähren sich von den Abfällen, die sich in den Galerien ansammeln. Sie repräsentiren somit eine Art Sanitätspolizei, die für die Säuberung der Straßen in der Kolonie Sorge trägt. Was soll man aber von dem Springschwanz (Podura) oder der Kellerassel denken, die mit den Ameisen im besten Einvernehmen leben und von den gemeinschaftlichen Vorräten zehren, ohne irgend einen bemerkbaren Dienst zu erweisen? Sollten das etwa Tiere sein, die sie aus bloßer Liebhaberei um sich duldeten? Wir wissen das heute ebenso wenig, als wir die Rolle kennen, die eine Menge anderer Tierchen, wie Geradflügler, Wanzen, Fliegen, Hautflügler bei den Ameisen spielen.

Einer der interessantesten Abschnitte in der Naturgeschichte der Ameisen bieten uns die kleinen, gastfreundlichen Ameisen, die sich in den Nestern größerer ackerbautreibender Arten aufhalten, wo sie ihre völlige Unabhängigkeit bewahren und außer dem nötigen Schutz vielleicht auch an den Ueberbleibseln, die von den Mahlzeiten der Großen abfallen, hinreichende Nahrung finden. Und alle diese kleinen Tischgenossen werden von den Besitzern der Kolonien geduldig ertragen, so lange ihre Familiarität nicht gewisse Grenzen überschreitet. Wenn jedoch die Anmaßung der Kleinen die Geduld der Großen erschöpft hat, so halten diese nach Andrés Beobachtungen Rat und beschließen deren Verbannung.

Ohne jede feindliche Demonstration verläßt eine Schar Arbeiter ihren Bau, verbreitet sich in dessen Umgebung und sammelt daselbst eine Menge kleiner schwarzer Erdklümpchen, die von den Regenwürmern ausgeschieden werden und auf der Oberfläche des Bodens im Ueberfluß vorhanden sind. Mit diesen Stoffen belastet, kehren sie in den von den Undankbaren besetzten Hofraum zurück, legen hier ihre Bürde ab und begeben sich dann noch einmal auf die Suche eines neuen Vorrats schwarzer Kügelchen. So von einem Wall von Bomben und Granaten eingeschlossen, versuchen zwar die Kleinen, sich der Blockade ihrer Wohnungen zu widersetzen und sich einen Durchgang zu erzwingen; doch immer fällt ein Hagel kleiner Geschosse nach einander auf sie nieder und bald ist ihre Stellung nicht mehr haltbar. Es bleibt ihnen daher schließlich nichts weiter übrig, als sich so schleunig als möglich aus dem Staube zu machen; die anderen aber treten wieder in den Vollbesitz ihrer usurpirten Domäne.

Wenn die an diesen kleinen Eindringlingen gemachten Beobachtungen erwiesen sind, so machen dieselben bei ihren Wirten nicht bloß Ansprüche auf freie Beköstigung und Quartiere, sondern sie überfallen auch deren unbewachte Eier und Larven und tragen sie in ihre engen Gänge, wohin ihnen die größeren Verwandten nicht folgen können, und bilden auf diese Weise den Uebergang zu den Parasiten, bis sie zuletzt mit Gewalt aus ihrem Asyl vertrieben werden.

Gedankensplitter.

Von

William von Wissiak.

Myrten und Rosen umsäumen den Pfad unseres Lebens, auf Dornen wandern wir. Das Unglück schärft deren Spitzen, die Liebe bricht sie.

*

Glückliche Menschen sind solche, welche ihr Unglück zu tragen wissen.

Digitized by Google

Notizblätter.

Bühne.

— Am 23. und 26. April brachte die Münchener königliche Hofbühne auf Possarts Initiative und nach umfassendster Vorbereitung zum erstenmal die beiden Teile des „Faust“ zur Gesamtaufführung, die erste Gesamtaufführung des „Faust“ in Deutschland, die, ohne jede fremde Einmischung genau an das Goethesche Wort sich haltend, das Riesenwerk an zwei erträglich langen Winterabenden (je von sechs bis elf Uhr) darstellte. Der Erfolg entsprach den großen, auf Einstudirung und Inscenirung verwendeten Mühen: das Haus war an beiden Abenden ausverkauft und der Beifall so allgemein als begeistert. Von Galerie-noble und „Juchhe“ (letzte Galerie) erbrausten gleich stürmische Rufe nach Possart, der als Mephisto durch seine den Sinn der Rede gewissermaßen plastisch hervorhebende Kunst des Sprechens nicht wenig zum Verständnis des Ganzen beigetragen, nach Lautenschläger, der mit verblüffendem Geschick bei meist offener Verwandlung alle Himmels- und Höllenkünste springen ließ, nach Savits, der, ohne den Text zu vergewaltigen, die Dichtung geschmackvoll den Bühnenerfordernissen angepaßt und einstudirt, nach Zenger, der sie mit einer feinfühligen und durchweg erfreulichen Musik begleitet. Dank gebührte auch den Dutzend und Aberdutzend Mitwirkenden, die vor und hinter den Coulissen zum schönen Gelingen beigetragen. Der Faust selbst hatte in Schneider einen tüchtigen Vertreter gefunden, aber die Genialität des über alle irdischen Schranken hinwegstrebenden Geistes, wie das Temperament des von jäher Liebesglut erfaßten Herzens blieb er uns leider schuldig. Auch scheint er allzu bescheiden am Trank der Hexe genippt zu haben, denn die Verjüngung ließ einiges zu wünschen übrig. Eine klare, edle Auffassung und Sprache ist ihm jedoch nachzurühmen und im Verlauf des zweiten Teils war er erst eigentlich an seinem Platze. Frl. Schloß gab das Gretchen keusch und innig und selbst in der Wahnsinnsscene befriedigend. Frl. Weiß erwies sich als Martha dem Mephisto Possarts ebenbürtig, der virtuos im ersten Teil den Schalk, im zweiten mehr den bösen Feind betonte. Der beste Beweis für den Wert der Gesamtdarstellung, die in den kleinen Rollen vielfach vorzüglich besetzt war (zum Beispiel Sorge-Fr. Herzfeld-Link, Sphinxe das prächtige Alt-Duo der Frl. Frank und Blank, Homunkulus-Fr. Conrad-Ramlo), ist es, daß sie trotz aller Wunder der Ausstattung unbedingt die Hauptsache blieb. Die Dekorationen, sämtlich nach Lautenschlägers Entwurf neu hergestellt, teils bei Jank, Döll, Mettenleiter, Frahm, Stöger in München, teils bei Burghard in Wien, sind Musterleistungen moderner Theatermalerei. Der Preis gebührt unter den ersteren der stimmungsvollen Studirstube Janks, sowie dessen Straße mit Dom, welche ermöglicht, vier Scenen zu vereinigen, dem Spaziergang mit der echt deutschen Stadt und Landschaft Dölls und dem von Flüggens herrlichen Kostümen belebten Thronsaal Mettenleiters, vor allen aber die Wiener Dreieinheit: Sparta, Burghof, schattiger Hain. Die Engelsglorie aus dem gleichen Atelier erschien dagegen konventionell und allzu „feenhaft“. Mit der erstmaligen Besetzung sollen Stury und Drach als Faust, Wohlgemut als Mephisto, Frl. Dandler als Gretchen und andere noch abwechseln bei den geplanten zahlreichen Wiederholungen, die jedenfalls beitragen werden, das Verständnis der größten deutschen Dichtung weiteren Kreisen zu erschließen. A. B.

— Im Wiener Burgtheater gab es am 2. Mai zwei Erstaufführungen: „Tabarin“, Schauspiel in einem Akt frei nach Catulle Mendès von Theodor Hezl, und „Verbotene Früchte“, Lustspiel in drei Aufzügen nach einem Zwischenspiel des Cervantes von Emil Gött. Der bearbeitete neue Franzose wie der verarbeitete alte Spanier behandeln das uralte, ewig neue Thema von der treulosen Frau; ersterer mit traurigem, letzterer mit heiterem Abschluß. Die Handlung von „Tabarin“ spielt im 17., die der „Verbotenen Früchte“ im 16. Jahrhundert; das Schauspiel wurde beifällig aufgenommen, das Lustspiel sanft abgelehnt. Man brachte von vorhinein dem Stücke, von dem Mendès behauptet, das Libretto des „Bajazzo“ sei demselben entnommen, ein gewisses Interesse entgegen. Nun, es ist kein Zweifel, daß der „Bajazzo“ mit „Tabarin“ sehr viel Aehnlichkeit hat. Sollte sich aber nicht in der Literatur aller Zeiten und Völker mancherlei finden lassen, mit dem Tabarin Aehnlichkeit hat? Auch Viktor Hugo ist ja nicht der erste, der diesen Stoff behandelte. Das Drama im „Bajazzo“ steht als solches „Tabarin“ nach. Tabarin führt vor seinem Publikum den Soloscherz des betrogenen Ehemannes auf und sieht dabei die Frau mit dem Geliebten hinter dem Vorhang, seine Frau, die er rasend liebt, für die er den Hanswurst macht, die er auf der Straße aufgelesen hat, die ihm so sehr zu Dank verpflichtet ist. Der Geliebte entflieht. Er kann nur sie töten und dann sich. Das Publikum auf der Bühne hält die Posse, schon als sie längst zum Trauerspiel geworden war, immer noch für gut gespielten Scherz, bis es wirkliches Blut fließen sieht. Mitterwurzer und Adele Sandrock spielen das Ehepaar vortrefflich. Im zweiten, eigentlich dramatischen Teil des Stückes spielen gleichzeitig drei Scenen: das sich unterhaltende und dazwischen redende Publikum vor der Bude Tabarins, dieser selbst und, durch einen Vorhang von ihm getrennt, das Liebespaar. Nun kommt es freilich dem Drama zu gute, daß Tabarin das Liebespaar sieht; aber wir sehen es auch, während wir gleichzeitig die Hauptperson und sein Publikum sehen. Und diese Teilung unserer Aufmerksamkeit ist nicht gut. Tabarin leitet die Vorstellung mit einer Ansprache an sein Publikum ein und gibt dabei seinen Zuhörerinnen das Rätsel auf: Was ist besser, die Liebe eines Alten oder eines Jungen?, und gibt die überraschende Lösung, die des Alten sei besser, weil der Junge mit seiner ganzen Kraft liebe, die immer abnehme, der Alte dagegen mit seiner ganzen Schwäche, die immer zunehme.

— Cervantes hatte recht, als er aus seiner „Höhle von Salamanca“ ein Zwischenspiel machte. Der magere Stoff gewinnt nicht dabei, zu drei Aufzügen breitgetreten zu werden. Ein fahrender Schüler, die Seele des Stückes, ist nicht lustig genug, nicht im Text, nicht in der Darstellung. Die ohnehin zu plumpen, komischen Figuren wurden karikirt, besonders der Kapitän (von Thimig). Die Handlung ist unbedeutend, der Titel willkürlich. Das Publikum übte Gerechtigkeit, indem es das Stück ablehnte.

— Im Karltheater macht seit Ostern eine Operette Tag für Tag, richtiger Abend für Abend ein volles Haus. Es ist „Die Lachtaube“ von Otto Rehberg, Musik von Eugen von Taund. Liebliche Musik, heiterer Text und vortreffliche Darstellung fanden verdienten Erfolg. Aus dem „Dreispitz“, der köstlichen humoristischen Novelle von Alarcon, durch Lili Lauser der deutschen Importliteratur einverleibt, hat schon Richard von Perger die Handlung zu einer komischen Oper geschöpft, freilich mit Nennung der Quelle. Dies wurde bei der „Lachtaube“ nicht für nötig gehalten, weil man hier Handlung und Personen aus dem Spanischen ins Polnische transponirte.

— Was sonst an den Theatern in Erstaufführungen geboten wurde, waren alles Stücke, nur an den betreffenden Bühnen zum erstenmal gespielt, wie Sardous „Andrea“ und Hebbels „Maria Magdalena“ im Volkstheater. So im Raimundtheater „Preciosa“. Neu an dieser Bühne war nur „Der Graf von Cilli“, vaterländisches Schauspiel von Marcus Graf Bombelles, mit dem Motto: „Ein einig Oesterreich hat er gewollt — Und hat als Erster dies Panier entrollt!“ Der Dichter glaubte wohl in magnis voluisse sat est; denn sein Held hat nur gewollt, aber gar nichts dafür gethan; sein Herz und seine Gedanken sind bei den Frauen, deren er mehrere zugleich liebt. Wie er nicht für sein Vaterland lebt, so stirbt er auch nicht dafür. In Liebeshändeln lebt er, durch Liebeshändel stirbt er. Der Patriot im Helden lebt nur in einigen Worten. Das Stück ist vor langer Zeit geschrieben worden. Nachdem man es kennt, wundert man sich weniger darüber, daß es so lange ruht, als darüber, daß es aufgeführt wurde. Nun, das Stück ist schlecht, aber eine so schlechte Inscenirung und Darstellung hat es doch nicht verdient. m.

Bäder.

— In der abgelaufenen Wintersaison hat sich ein für die Geschichte der beiden Kurorte Teplitz und Schönau bedeutsames Ereignis vollzogen. Auf Grund des einhelligen Votums der gesamten Bewohnerschaft und der Zustimmung des zuständigen Ministeriums haben sich die Badestädte Teplitz und Schönau zu einer Gemeinde vereinigt, und damit ist zugleich auch die Pflege der Kurinteressen in eine Hand gelegt worden. Auch der weltberühmte Schloßgarten hat während des Winters vielfache Veränderungen erfahren, und es sind daselbst vielfache Herstellungen und Neuanlagen veranlaßt worden, welche zur Zierde gereichen.

Denkmäler.

— Dem Grafen Anton Günter von Oldenburg, dem das Oldenburger Land so vieles zu danken hat und der namentlich die so hochberühmte Oldenburger Pferdezucht ins Leben gerufen hat, soll in Oldenburg ein würdiges Denkmal von Künstlerhand errichtet werden. Es hat sich zu diesem Zwecke unter dem Ehrenvorsitze des Grafen Wedel-Oldenburg ein Ausschuß gebildet, dessen Schatzmeister, Ratsherr Johannes Schäfer in Oldenburg, gerne Beiträge entgegennimmt.

Kunstpublikationen.

— Von dem Prachtwerk „Die Theater Wiens“ (Gesellschaft für vervielfältigende Kunst) liegt jetzt das 4. Heft des Bandes: „Das k. k. Hofburgtheater als Bauwerk“ (Text von Professor Dr. Josef Bayer) vor. Dasselbe enthält zunächst den Schluß des Kapitels: „Der äußere plastische Schmuck“ aus dem 3. Heft. Die großen Figuren Tilgners in den Nischen des Erdgeschoßes: Falstaff, der Wiener Hanswurst, Phädra, Don Juan werden näher charakterisirt, die ersteren beiden in den vortrefflichen Federzeichnungen A. Kaisers vorgeführt. Es folgt dann die Beschreibung der Vorhalle und des inneren Treppensystems und der beiden Flügel mit den großen Logentreppen, die nach ihrer architektonischen Durchbildung, ihrer dekorativen, plastischen und malerischen Ausstattung eingehend besprochen werden; den Skulpturen von Johann Benk, Edmund von Hofmann, C. Costenoble, Johann P. Wagner, Josef Fritsch, Em. Pendl, Al. Düll und J. Beyer, vor allem dem Doppelcyclus der Deckengemälde von Fr. Matsch, Ernst und Gustav Klimt (nebst den Grisaillen von C. Geiger) wird in der Schilderung vollste Aufmerksamkeit zugewendet. Als Kunstbeilagen heben wir besonders hervor die Radirungen von W. Woernle: „Die antike Theaterscene“ und „Das mittelalterliche Mysterienspiel“ nach Fr. Matsch. Die Disposition der Deckengemälde und ihrer Einrahmungen veranschaulicht die schöne Photogravure von R. Paulussen: „Decke des rechten Stiegenhauses“; zwei weitere Tafeln in Photogravure (Doppelbilder) bringen die Salons zu den kaiserlichen und erzherzoglichen Logen zur Darstellung.

Vereinswesen.

— Die Zahl der Bundesgruppen des deutschen Böhmerwaldbundes hat sich neuerlich um zwei vermehrt (Jarmirn und Umlowitz bei Kaplitz), so daß der Bund gegenwärtig 287 Bundesgruppen zählt. Die Raiffeisenkassenvereine der Bundesgruppen Glöckelberg, Kuschwarda, Strobnitz, Böhm.-Röhren, Bowitz-Groschum entfalten eine sehr ersprießliche Thätigkeit. Die Thätigkeit einzelner Bundesgruppen ist überhaupt außerordentlich rege. Die Bundesgruppen Strobnitz und Glöckelberg sind in Unterhandlung bezüglich einer billigen Versicherung der Mitglieder. Die Bundesgruppen Friedberg und Eisenstein haben ihre Büchereien bedeutend erweitert. Die Bundesgruppe Wien fordert durch Aufrufe zur Mitgliedschaft des deutschen Böhmerwaldbundes auf. Eine Geldspende erhielt der Bund vom allgemeinen deutschen Schulvereine in Zürich. Die gewerblichen Fortbildungsschulen in Winterberg und Hohenfurth erhielten Beiträge, teils zur Erhaltung der Schulen, teils zur Auszeichnung fleißiger Schüler. Die Höritzer Passionsaufführungen beginnen am Pfingstmontag und es wird sich der Egerer Gesangverein an der Eröffnungsvorstellung beteiligen. Die heurige Hauptversammlung des deutschen Böhmerwaldbundes findet in Prachatitz statt.

Zeitungswesen.

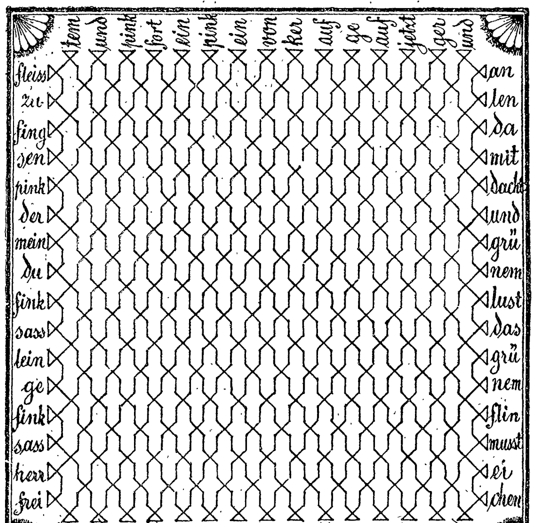
— Ein erfreuliches Zeugnis für das äußere Gedeihen und für den guten Geist der deutschen Presse im Ausland ist die uns vorliegende große Bismarck-Nummer der „La Plata Post“ in Buenos Aires. Dieselbe bringt in ihrem Riesenformate das Bildnis Bismarcks, eine Anzahl schwungvoller Gedichte und Festartikel, Berichte über die wohlgelungene Bismarckfeier in der deutschen Kolonie von Buenos Aires und Auszüge aus den dortigen englischen, italienischen und anderssprachigen Blättern, die gleichfalls den großen deutschen Staatsmann feierten.

Literatur.

— „Wiener vom alten Schlag“ nennt sich ein ziemlich ausgewachsener Band, in dem Vincenz Chiavacci (Stuttgart, Bonz) heitere und ernste Bilder aus dem Volksleben an der Kaiserstadt an der Donau uns vorführt. Dieser neue Band ist zum mindesten ebenbürtig den „Kleinbürgern von Groß-Wien“, in denen der gemüt- und humorvolle Wiener Schriftsteller seine Landsleute von der ernsten und heitern Seite geschildert. Seitdem er seine „Wiener Typen“, humoristische Bilder aus dem Wiener Leben, herausgegeben, scheint bei ihm Lust und Kraft zu schildern stetig zu wachsen statt abzunehmen. Und damit hält gleichen Schritt auch die Beliebtheit der von ihm geschaffenen Bilder in Oesterreich und diesseits der schwarzgelben Grenzpfähle. Einen Reiz entbehren allerdings die von Chiavacci veröffentlichten Schriften, denjenigen nämlich, den er, ein ausnehmend gewandter Vorleser, seinen Schöpfungen durch mündlichen Vortrag zu verleihen weiß.

Für müßige Stunden.

Kombinations-Aufgabe.



Welchen Text ergeben die Silben der vorstehenden Figur, mit Hilfe des Liniennetzes richtig verbunden?

Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 640:

Apropos! Is dann der Emil a no(ch) in die Quinta af (auf) gereckt, oder is er a sitze blib'n wie mei Louis?

Auflösung der Charade Seite 640:

Vielleicht.

Auflösung der Aufgabe Seite 640:

Lorch — Leier — Nacht — Dohle — Meter — Elisa — Hagar — Laehn — Samum — Asien — Liter — Lotos — Siena.
„Richtige Mitte“.

Silbenrätsel.

3, 1,
Ein jeder es besitzt als Paar,
Doch ehmals trat es mehr ans Licht,
Und wo Natur zu sparsam war,
Verschmähte man die Kunst auch nicht.

2, 1,
Enthalten kann es vielerlei,
Nicht selten birgt es hohen Wert,
Und scheint uns Plunder auch dabei,
Der Eigentümer ihn wohl ehrt.

Wird doch so leicht Erinnerung
An glückliche Vergangenheit,
Als wir noch sorglos, froh und jung,
Geweckt durch eine Kleinigkeit:

Und drum bleibt dem verdorrten Blatt,
Dem längst verblichnen Seidenband,
Da jedes seine Deutung hat,
Doch gern ein Plätzchen zugewandt.

2, 4
Des Hauses Frieden und Gedeihn,
Sein Glück, von uns wird's treu bewacht —
Kann ein Beruf wohl schöner sein
Und segensreicher eine Macht?

1, 2, 3, 4,
Einst waren wir auf der Prärie
So zahlreich wie der Sand am Meer,
Durchstreiften wilden Mutes sie
Bei Krieg und Jagd, mit Pfeil und Speer.

Der weiße Mann hat uns verdrängt,
Er nahm den Grund, der uns gehört,
Und als die Freiheit eingeengt
Ward mit ihr unsre Kraft zerstört.

(M. Sch., Kassel.)

Charade.

Mit der dritten bezieht man die erste und zweite;
Das Ganze hat man auf jeder Seite;
Es ist zwischen Innen- und Außenwelt
Zum Träger der fliegenden Post bestellt.
J. E.

Auflösung des Worträtsels Seite 640:

Mohren — Ohren.

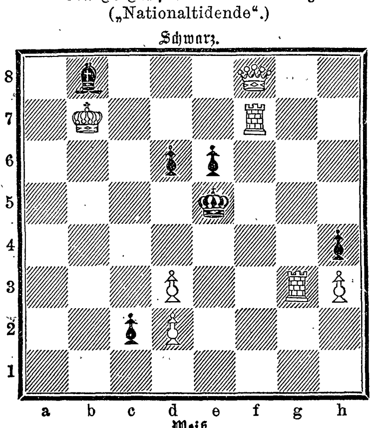
Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 30.

Von J. Jespersen in Svendborg.
(„Nationaltidende“.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 27 S. 608:

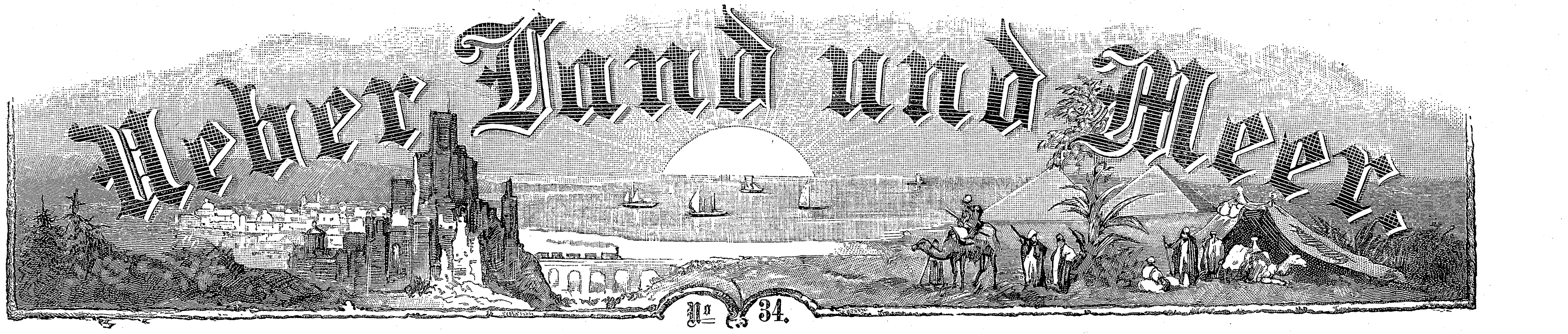
W. 1) Sd3—e5
S. 1) Kf5—e5:
W. 2) Dd2—d7
S. 2) beliebig
W. 3) Dd7—e6 matt.

A.

S. 1) Kf5—g5, e4, h6—h5
W. 2) Dd2—d4[†]
S. 2) beliebig
W. 3) Dd4—f4, g4 matt.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



Aus Zeit und Leben.

Karl von Olschbaur.

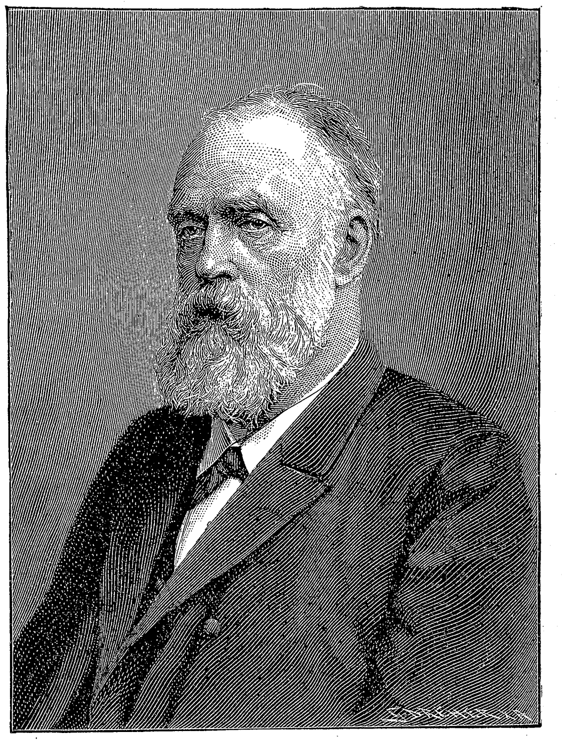
Am 1. Mai ist der langjährige Vorstand des berühmten Wiener Männergesangvereins, Karl Ritter von Olschbaur, gestorben, und die Nachricht von seinem Tode hat allenthalben, wo unter seiner Führung die Wiener Sänger gesungen und gesiegt, herzliche Trauer erweckt. Er war schon als siebenzehnjähriger Student, dank seiner glockenhellen Tenorstimme, die er bis in seine letzten Lebensjahre herüber rettete, als Mitglied in den Verein aufgenommen worden, dem er als Solosänger seine glänzendsten Erfolge erringen half. Nach den Weltausstellungskonzerten von 1873 wurde Olschbaur mit dem Franz Josefs-Orden ausgezeichnet; die Fahrt des Vereins nach Brüssel trug ihm die eiserne Krone, den Ritterstand und das Offizierskreuz des belgischen Leopoldordens ein, und 1891, gelegentlich der

Karl von Olschbaur.

Orientfahrt, erhielt er den Medjidjeorden zweiter Klasse mit dem Stern, die türkische Medaille für Kunst und Wissenschaft und das Offizierskreuz des griechischen Erlöserordens. Olschbaur war auch Obmann des niederösterreichischen Sängerbundes und machte sich als Präsident des vierten deutschen Sängerbundsfestes in Wien sehr verdient. Neben der Gabe des Gesanges war ihm auch die Kunst der Rede verliehen. Nicht bloß als scharfsinniger, pflichteifriger Jurist — er war seit Anfang der sechziger Jahre Notar, gleich seinem Vater — wußte er seine Worte trefflich zu setzen, nein, auch wenn es galt, im Freundeskreise oder im Festraume die Stimme zu erheben, fand er allezeit das richtige Wort. Mit ihm ist eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten Wiens hingeschieden.

Professor Thiersch.

Der Altmeister der deutschen Chirurgen, Geheimerat Professor Dr. Karl Tiersch, ist am 28. April zu Leipzig, dreiundsiebenzig Jahre alt, gestorben. Er war der Sohn des bekannten Reformators des höheren Unterrichtswesens in Bayern, der Bruder des berühmten Vorkämpfers des Irvingianismus, Heinrich, und des Malers Ludwig Thiersch. Nachdem er in München, Wien, Berlin und Paris Medizin studirt, wirkte er 1848 bis 1854 als Prosektor in München, bekleidete dann bis 1867 die ordentliche Professur für Chirurgie in Erlangen und nahm schließlich einen Ruf nach Leipzig an. Die von ihm aufgestellte neue Theorie vom Krebs ist, besonders nachdem sich Billroth, früher Anhänger der Virchowschen Lehre, zu derselben bekannt, die herrschende geworden. Er verfolgte auch als einer der ersten mit Hilfe des Experiments die Vorgänge bei der Heilung und Vernarbung der Wunden. Abgesehen von seiner Methode der künstlichen Nasenbildung, ist vor allem als sein Verdienst die Ausbildung der Hautverpflanzung, wie sie zuerst Reverdin angestrebt hatte, zu nennen; Hunderte, die sonst infolge von ausgedehnten Hautverlusten gestorben oder für immer entstellt worden wären, dankten seinem Verfahren ihre Heilung. Listers antiseptische Wundbehandlung wurde von ihm zuerst in ihrer Bedeutung erkannt, gefördert und vereinfacht. Sein siebenzigster Geburtstag gab vor drei Jahren Anlaß zu den ehrenvollsten Huldigungen seitens wissenschaftlicher Körperschaften des Inlandes und Auslandes. Und mit Recht konnte man ihm nachrühmen: „Wissenschaft und Humanität,



Professor Dr. Karl Thiersch.

die Leitsterne des ärztlichen Berufs, sind bis zu seinem Tode seine unzertrennlichen Begleiter gewesen; Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit, mit prächtigem, nie verletzendem Humor gepaart, gaben bei aller Energie seinem Wesen und Handeln das Gepräge; den heranwachsenden Aerztegenerationen, die seiner Obhut anvertraut waren, ist er nicht nur als Mann der Wissenschaft, sondern auch als Persönlichkeit vorbildlich für die Auffassung des ärztlichen Berufs mit seinen schweren, aber schönen Pflichten geworden."

von Pape,
Generaloberst der Infanterie.

Das Ludwig Eichrodt-Denkmal in Lahr.

Als seiner Zeit eine Sammlung von Beiträgen zur Errichtung eines Ludwig Eichrodt-Denkmals in Lahr eingeleitet wurde, flossen gleich von allen Seiten, aus dem Inland und aus dem Ausland, so zahlreiche Spenden, daß dadurch am deutlichsten zu Tage trat, welcher Beliebtheit sich der verstorbene Dichter zu erfreuen hatte. Es wurde dann ein Preisausschreiben erlassen und von neun eingereichten Entwürfen derjenige des Bildhauers Christian Elsässer in Karlsruhe zur Ausführung gewählt. Der Künstler hat ein Meisterwerk geschaffen, das den Beifall aller

Ludwig Eichrodt-Denkmal.

findet. Auf einem Fundament von grauem Felsberggranit erhebt sich der Sockel von rotem schwedischem Granit, der die in Bronze gegossene überlebensgroße Büste trägt. Die Büste ist ganz vortrefflich gelungen, sowohl in Bezug auf die Aehnlichkeit wie auf die wirkungsvolle Anordnung der Gewandung und die mit derselben in Verbindung gebrachten Embleme. Vor dem tannengrünen Hintergrund in der neuen Anlage des Stadtparks ist die Gesamtwirkung des Denkmals eine außerordentlich günstige. Als Festschrift zur Eröffnung am 19. Mai hat einer der besten Kenner und eifrigsten Verehrer der Eichrodtschen Muse, Oberlehrer Kennel in Speier, eine Biographie des heimgegangenen Dichters verfaßt, welche bei Moritz Schauenburg in Lahr erschienen und deren ganzer Reinertrag für den Denkmalfonds bestimmt ist.

Generaloberst von Pape.

Der in Berlin am 7. Mai dieses Jahres im Alter von dreiundachtzig Jahren verstorbene Generaloberst Alexander August Wilhelm von Pape gehörte zu den hervorragendsten Offizieren des deutschen Heeres. Er war am 2. Februar 1813 geboren, trat 1830 als Junker in das 2. Garderegiment zu Fuß und wurde 1831 Offizier. Im Feldzug gegen Oesterreich, den er als Oberst mitmachte, erwarb er den Orden pour le mérite, im Kriege 1870/71 führte er die 1. Garde-Infanteriedivision mit großer Auszeichnung. Im Jahre 1880 wurde er unter Beförderung zum General der Infanterie zum kommandirenden General des V. Armeecorps in Posen ernannt, erhielt 1881 den Befehl über das III. Armeecorps in Berlin und wurde 1882 daneben mit Wahrnehmung der Funktionen als Oberbefehlshaber in den Marken betraut. Im Jahre 1884 wurde er unter Belassung in letzterer Stellung kommandirender General des Gardecorps. Seit 19. September 1888 war er Generaloberst der Infanterie mit dem Rang eines Feldmarschalls. Nachdem er das Kommando des Gardecorps schon vor einigen Jahren niedergelegt, trat er vor einigen Monaten ganz in den Ruhestand und wurde zu den Offizieren von der Armee versetzt. v. Pape, der seine hohen Würden lediglich seiner eigenen Tüchtigkeit verdankte, hat sich um das preußische und deutsche Heerwesen hervorragende Verdienste erworben.

Digitized by Google

Briefmappe.

H. S. in Heilbronn. Zur Belehrung über den Lauf und die Umgebung des Kanales empfehlen wir Ihnen G. Freytags Karte des Nordostseekanals (Verlag von G. Freytag & Berndt, Wien, VII/1), die trotz des niedrigen Preises von nur 30 Pfennig sehr hübsch ausgeführt ist.

R. S. N. Es geht wohl, ist aber mit manchen Umständlichkeiten verknüpft. Jedenfalls könnten Sie auch wieder nur bei der Artillerie eintreten.

Th. H. in Buenos Aires. Wir danken Ihnen vielmals für die Zusendung der Bismarcknummer der „La Plata Post“. Die Nummer selbst in ihrer schönen Ausstattung und mit ihren trefflichen Festartikeln, sowie die Berichte über die erhebende Bismarckfeier sind uns ein willkommener Beweis für die vaterländische Gesinnung der Deutschen in Buenos Aires.

Max S. Ein „Schwälbchen“ macht noch keinen Sommer! Dich ficht kein W. nicht an, kann man im Deutschen nicht sagen.

Arminius in Bonn. Von Ihrem freundlichen Anerbieten können wir leider keinen Gebrauch machen, doch möchten wir Sie sowie eine Reihe anderer Einsender auf unsere wiederholt und dringend abgegebene Erklärung aufmerksam machen, daß es uns durchaus nicht möglich ist, Manuskripte von poetischen Einsendungen, die von uns nicht ausdrücklich erbeten sind, zurückzusenden.

Frau H. T. in Z. Die schönen Worte, die Sie dem großen Toten widmen, haben uns äußerst sympathisch berührt; zu einer Veröffentlichung gingen sie uns leider zu spät zu, da die Nummer, in der sie einzig hätten erscheinen können, in ihrem Inhalte bereits abgeschlossen war.

Echter Agram in Dresden. Wir danken Ihnen sehr für Ihre Freundlichkeit, können leider aber von Ihrem gütigen Anerbieten keinen Gebrauch machen.

G. K. Eine gewisse Fertigkeit in der Form läßt sich den eingesandten Arbeiten nicht absprechen, im Inhalte jedoch dürften sie tiefer und ernster sein. Zu einer Veröffentlichung eignen sie sich nicht.

Altertumsfreund in Aachen. Der Halbmond, das Wahrzeichen des türkischen Reichs, hat mit dem Attribute der Artemis oder Diana nichts zu thun. Es muß allerdings zugegeben werden, daß man früher einmal den türkischen mit dem griechischen Halbmond hat in Verbindung setzen wollen und die Behauptung aufstellte, das Halbmondzeichen, das schon das Wappen der griechischen Stadt Ephesus gebildet habe, sei nach der Eroberung Konstantinopels von den Griechen auf die Türken übergegangen. Dem ist aber durchaus nicht so, denn der Halbmond hatte schon Jahrhunderte vor dem Falle Konstantinopels den Türken als Wahr- und Heerzeichen gedient. Das Zeichen scheint altaischen Ursprungs zu sein, wie ja schon Dschengis-Chan bei der Erstürmung der chinesischen Mauer (1209) eine mit weißen Roßschweifen verzierte Fahne trug, die das Zeichen des Halbmondes aufwies.

Richtige Lösungen sandten ein: Adele Winter in Königsberg i. Pr. (5). Felix Krüger in Berlin (3). Agnes und Sophie Herschel in München (2). „Moselblümchen“ in Koblenz (7). Feldwebel Klein in F. (3). „Blonde Käthe“ in Frankfurt a. M. Gustav Kretzer in Hannover. Heinrich Kolb in Antwerpen (2). Johanna und Olga Hoffmann in Koblenz (4). Hermann Freund in Spandau (3). Peter Gerlach in Moskau (2). Frau Ida Kremer in Robschütz (4). Kurt von M. in St. (3). „Zwei Matrosen“ in Wilhelmshaven (5). F. D. in Hamburg (2). Helene Garst in Cincinnati (4). [Bestens erwidert!] August G . . . l in Elberfeld (2). Dr. Wandel in Triest (6). Albert Reischig in Konstantinopel. Ida B. in Hersfeld. Die „kleine Ella“ in Hamburg (2). Josef Steffes-tun in Oberlahnstein a. Rh. Frau Emilie Schmelz in Grojec.

Gesundheitspflege.

Treue Abonnenten in W. Versuchen Sie gegen die Mitesser etwas Waschungen mit Kummerfeldschem Wasser oder mit fünfprozentigem Ichthyolwasser. Beide werden am besten abends vor dem Schlafengehen aufgetragen und die sich bildenden Niederschläge, nachdem man sie über Nacht hat wirken lassen, erst am andern Morgen trocken abgerieben, beziehungsweise mit lauwarmem Wasser abgewaschen.

Dr. Schm.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer“** (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile **1 M. 80 Pf. Reichswährung,** für die **Schweiz, Italien und Frankreich** Fr. **2.25.**

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Syrup- u. Stärkezuckerfabriken.
Fabrikat **schöner** und **besser** als nach altem System.,
Neues System, **einfach** und **billig**, richtet ein
W. H. Uhland, Special-Ingenieur f. Stärke-Industrie, **Leipzig.**

Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Müsterchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage. Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort (namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter, wenn sehr mit Farbstoff erschwert) und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht. Die **Seiden-Fabrik** von **G. Henneberg** (K. u. K. Hoflief.), **Zürich** versendet gern Muster von ihren echten Seidenstoffen an jedermann und liefert einzelne Roben und ganze Stücke **porto- und steuerfrei ins Haus.**

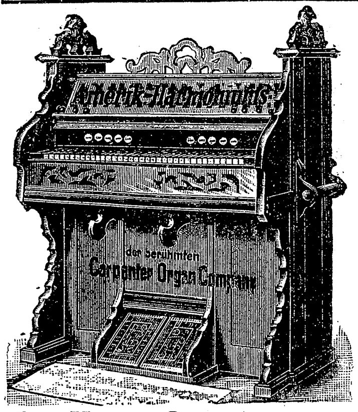
Rhachitis
(sog. englische Krankheit)
Scrophulose
(Drüsenleiden, sog. unreines Blut).

Herr **Dr. med. Merten** in **Berlin** schreibt: „Ihr Haematogen hat in **einem Falle von hartnäckiger Rhachitis** bei einem **zweijährigen Kinde vortrefflich** gewirkt. Das Kind, welches vordem nicht gehen konnte, begann schon nach Verbrauch einer Flasche zu laufen, und sein Schwächezustand besserte sich während des Gebrauches der zweiten Flasche zusehends.“

Herr **Dr. med. Weber**, Spezialarzt für Ohren-, Nasen- und Halsleiden in **Leipzig:** „Dr. Hommel's Haematogen **habe ich** bei drei durch Ohrenfluss herabgekommenen Kindern angewendet. **Der Erfolg war ein geradezu eklatanter.** Die Kinder bekamen rote, frische Gesichtsfarbe, die Eiterung hörte auf; sie waren schon über ein Jahr in anderweitiger ärztlicher Behandlung.“

Dr. med. Hommel's Haematogen ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin. (D. R. Pat. Nr. 81391.) Haemoglobin ist die **natürliche** organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **Mk. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W.** Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns. **Literatur** mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis** und **franko.**

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**



Jul. Heinr. Zimmermann
Musikexport, Leipzig.
Illustrirte Preisliste gratis.

Schönschrift
Correspondenz
Comtoirkunde
Buchführung
bringt höheres Gehalt u. bessere Stellung! Lassen Sie sich Prospect und Probebrief kommen von Ferd. Simon, vereidigt. Sachverständg. Berlin O. 27.

ED. PINAUD
PARIS, 37, B^d de Strasbourg
Ed. Pinaud's Berühmte Parfums Violettes de Parme
IXORA BREONI
BRISA DE LAS PAMPAS
BOUQUET THÉODORA
Ed. Pinaud's SAVON IXORA
Die Seife der eleganten Welt.
PARIS 1889
GRAND PRIX

Für
Zuckerkranke!
In allen Stadien der Krankheit haben die nach **Dr. med. Weil, Berlin**, gefertigten
Pilulae Myrtilli Jasper
vorzügliche Erfolge gezeitigt. Erhältlich in d. Apotheken. Preis: Originalschachtel à 100 Pillen 2 Mk., Diät-Vorschrift und Gebrauchsanweisung beigegeben. **Nur ächt** mit dem Namen **„Jasper“**. Ausführliche Prospecte mit ärztl. Attesten gratis und franco durch die
Chem. Fabrik Max Jasper, Bernau b. Berlin.

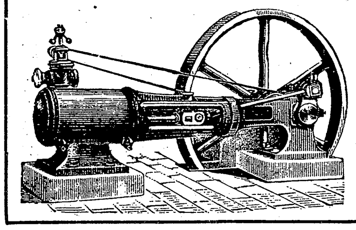
Eisenwerk Joly Wittenberg.
Feuersichere patent.
Treppen mit Holz- oder Marmorbelag
Haupttreppen.
Wendeltrepp.
Preisgekrönt auf den Weltausstellungen in Chicago u. Antwerpen.
Deutsch. Reichs-Patent.
Kataloge kostenfrei.

Militär-Feldstecher,

rein doppelt achromatisch mit 8 Linsen, in vorschriftsmässigem, feldtüchtigem Futteral, für **Reise, Jagd** und **Theater** vorzüglich geeignet. Mk. 20,—.
Illustr. Preisliste über alle optisch. Artikel frko.
O. H. Meder, Optisches Institut,
Leipzig, Markt 11. (Gegründet 1850.)
Armee-Lieferant.

HAMBURG H. A. P. A. G. **AMERIKA**
LINIE.
Das **Handbuch** über
1. Die **Nordlandreise bis zum Nordcap**
Doppelschrauben-Schnelldampfer
„Augusta Victoria“, Commandant **Capitain Kaempff.**
Abfahrt von Hamburg am 29. Juni 1895, Reisedauer 20 Tage.
2. Die **Nordlandreise bis Spitzbergen**
Doppelschrauben-Schnelldampfer
„Columbia“, Commandant **Capitain Vogelgesang.**
Abfahrt von Hamburg am 20. Juli 1895, Reisedauer 21 Tage.
3. Die **Westindien-Fahrt**
Doppelschrauben-Schnelldampfer
„Columbia“, Commandant **Capitain Vogelgesang.**
Abfahrt von Genua am 8. Januar 1896, Reisedauer 65 Tage.
4. Die **Orient- und Mittelmeer-Fahrt**
Doppelschrauben-Schnelldampfer
„Fürst Bismarck“, Commandant **Capitain Albers.**
Abfahrt von Genua am 8. Februar 1896, Reisedauer 36 Tage.
ist jetzt erschienen und gratis zu beziehen von der
Hamburg-Amerika Linie, Abtheilung Personen-Verkehr,
HAMBURG, Dovenfleth 18—21,
sowie von deren Agenten.

Dampfmaschinen



eincylindrig und compound
Wand- und Bockmaschinen
in allen gangbaren Grössen
auf Lager bei
MENCK & HAMBROCK
ALTONA-HAMBURG.

Illustr. Briefmarken-Journal.
Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. in jed. No. wertvolle Gratisbeigab. giebt u. monatl. 2mal erscheint. Halbjährl. (12 Hefte) 1.50 M. Probe-No. 15 Pf. (10 Kr.) franco von
Gebrüder Senf, Leipzig.

Nervenleidenden
gibt ein Geheilter aus Dankbarkeit kostenfreie Auskunft über ein sicher wirkendes Mittel.
W. Liebert, Leipzig-Connewitz.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**
Königl. Spanische Hoflieferanten
versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe jed. Art v. **65 Pf.** bis M. 15. — p. mètre. Muster franko.
Foulard-Seide
Beste Bezugsquelle f. Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Digitized by Google

Solide schwarze Seide

garantirt unerschwert végétal gefärbt, das denkbar Schönste und Reinste, alles übertreffend, zu allen Zwecken das Beste,

von 2 Mark bis 12 Mark, glatt, gemustert, armurirt, direkt aus der Fabrik, meter- und roben-weise. Porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend franko.

Lasse sich der Konsument von den anscheinend billigen Apparenzstoffen nicht mehr einnehmen, die mit Metallen und Fetten beschwert sind, nach kurzer Zeit speckig aussehen und in den Falten Löcher bekommen. **„Das Beste ist das Billigste und Schönste“.** Man verlange stets unsere Muster, bevor man anderswo kauft.

Stehli & Co. in Zürich,
gegründet 1840.
Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien Obfelden und Arth und Filanda Germignaga (Lago maggiore).

Heilanstalt für Hautkrankheiten.
Sorgfältige spezialärztliche Behandlung. Beste Verpflegung. Schöner Aufenthalt (Parkgrundst.). Ausführl. Prospekte frei.
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle.

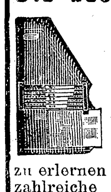
Jede Flasche trägt Etiquette mit der seit 1879 eingetragenen Schutzmarke

Alt. Nordhäuser Korn a Lfl. incl. M. 1,25
Alt. Nordhäuser Korn (Jagdkorn) „ 1,75
Alten Nordhäuser Korn, feinste Qualität, M. 2,50, ff. Qualität M. 3,—
Feinst. Nordh. Getreidekümmel „ 1,75
Nordhäuser Kräuter-Magenbitter. passe-par-tout M. 2,—
versendet incl. Flasche od. Gebinde beliebiger Größe gegen Nachnahme oder Einsendung
Kornbranntw.-Brennerei u. Likörfbr.
Fa. **Anton Wiese, Nordhausen a/H.**
Man verlange Preisliste über **ff. Liköre.**
Fäßchen à 4 Liter oder Kiste, 2 Fl.: Postcolli.

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1601 medicinisch bekannt. Aerztlich empfohlen bei:
Erkrankungen des **Rachens** und des **Kehlkopfes**, der **Luftröhren** und der **Lungen**, bei **Magen-** und **Darmkatarrh**, bei **Leberkrankheiten**, bei **Nieren-** und **Blasenleiden**, **Gicht** und **Diabetes.**
Zu haben in allen Mineralwasserhandlungen und Apotheken. — Brochüren gratis ebendaselbst und durch
Furbach & Strieboll, Versand der fürstl. Mineralwasser, Salzbrunn i. Schl.

Die beste Zither der Welt



ist meine patent. Autoharp (Wunderzither genannt) mit einlegbaren Notenblättern. Jedermann ist in der Lage, dieses Instrument **sofort** ohne Lehrer und ohne jegliche Notenkenntnis zu spielen. Auf keiner anderen Zither vermag man das Spielen so schnell zu erlernen als auf meiner Autoharp, was zahlreiche Anerkennungsschreiben beweisen. Preise 7, 9, 11, 13, 16, 35 M. Ausführliche Kataloge gratis u. franko. Versand geg. vorherige Kasse od. Nachnahme.
A. Zuleger, Leipzig, gegründet 1872.

Die Ungunst der Jahreszeit wirkt stets auf einen empfindlichen Teint ein, so daß im Sommer derselbe unter dem Einflusse der Sonne, ja selbst unter dem Einflusse der warmen Luft Sommersprossen oder Sonnenbrand zeigt, während die rauheren Jahreszeiten auch die Haut rauh, spröde und rissig machen. Die einzigen, seit mehr als einem Jahrzehnt gebräuchlichen Mittel dagegen sind **Crême Grolich** nebst **Grolichseife.** Dieselben erzeugen einen reinen, zarten und blendend weißen Teint. **Crême Grolich** u. **Grolichseife** kosten zusammen M. 2.— und sind in den meisten Parfümeriehandlungen vorrätig. Versendung: Droguerie „zum weißen Engel“ **Joh. Grolich in Brünn** in Mähren. (Betrag in Briefmarken nebst 40 ₰ für Porto.)

Schönste Nordsee-Insel.
Comfortable Wohnungen direct an der See.
Von Hamburg aus in ca. 6½ Stunden, also am bequemsten von allen Nordseebädern zu erreichen.

Nordseebad FANÖ.

Directe Eisenbahnverbindung von Hamburg bis ans Dampfschiff in Esbjerg-Hafen in ca. 6 Stunden. Sofortige Ueberfahrt von Esbjerg unbeschadet Ebbe und Fluth in ca. ¼ Stunde. Prospecte in allen Filialen der Firma RUDOLF MOSSE, sowie auch jede gewünschte Auskunft durch die
Seebade-Direction.

Sommerfrische I. Ranges.
Villen Schwarzeck, Blankenburg, Schwarzathal, Thüring. Pension, Bäder ꝛc. Reizende, geschützte Lage, großer eigener Wald.

Bad Ems

Illustrirte Prospecte, Wohnungs- und Pensionsverhältnisse umgehend franco durch Kurhaus **Schloss Langenau.**

Stottern

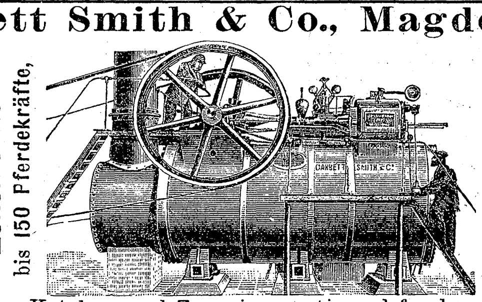
heilt gründl. **Rudolf Denhardt's** Anstalt **Eisenach** Honorar nach Heilung. Prosp. gratis
Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i. herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, zuletzt d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.**

Hans von Bülow
fand die Pianinos aus der Fabrik von **W. Arnold, Aschaffenburg,** als die besten und wählte eins zum eig. Gebrauch. Preisliste u. Bülows Original-Dankschreib. gratis.

Oberhof in Thüringen.
Klimatischer, waldreicher Luftkurort. Seehöhe 840 Meter.
Wünscher's Hotel und Pension
zum Herzog Alfred, direkt am Walde gelegen, schöne Gartenanlagen, prachtvoller Aussichtspunkt. Durch Neubauten vergrößert. (Zimmer, Speisesaal und geschützte Glashallen.)
Eröffnung am 1. Juni a. c.
Chr. Wünscher. früher Besitzer vom **Hotel Wünscher in Gotha.**

Borkum, **Nordseebad** (genannt die grüne Insel). Saison: 1. Juni bis 1. Oktober.
Tägl. Dampfschiffsverbind. von Emden, Leer und Bremerhaven resp. Hamburg. Feste Anlegebrücke. Inseleisenbahn. Großartigste **Warmbadeanstalt.** Bedeut. **Milchwirtschaft. Schönster** Strand, starker Wellenschlag; **nur reine ozonreiche Seeluft.** Allen hygienischen Anforderungen ist genügt. (Kanalisation, Röhrenbrunnen ꝛc.) Frequenz: 1891: 7788, 1893: **10 630,** 1894: **11 349** (unter allen Bädern bedeutendste Zunahme). Prospekte, Fahrpläne gratis.
Die Badekommission.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.
Hochdruck- und Compound-Expansions-Lokomobilen bis 150 Pferdekräfte,



mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch genietet. Auszieh-Kesseln mit 5jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.
Kataloge und Zeugnisse gratis und franko.
Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Bestes Putzmittel der Welt!

Diese **Universal-Metall-Putz-Pomade** ist von uns zuerst im Jahre 1876. zur Einführung gebracht und das Fabrikzeichen „Helm“ durch gesetzliche Eintragung zur Schutzmarke gekennzeichnet worden. Wir stellen dieses Erzeugnis in den anerkannt hervorragenden und unübertroffenen Eigenschaften jetzt sowohl in roter wie in **rein weißer** Farbe her; auch hierdurch unterscheidet sich letztere wesentlich von allen anderen sog. weißen Putzmitteln. Proben und Preisanstellung frei und unberechnet.

Luzern. Hôtel und Pension de l'Europe.
I. Ranges. 150 Zimmer. Billige Preise. Bucher-Durrer.
Mit Dampfboot und Drahtseilbahn (Eröffnung im Laufe der Saison 1887) in 40 Minuten von Luzern auf dem Bürgenstock.

Luzern, Hôtel de l'Europe
Pegli b. Genua, Grand Hôtel
gleicher Besitzer.

Hôtel Stanserhorn
b. Luzern, 1850 m ü. M.
Stanserhornbahn 1 Stunde Fahrzeit,
ab Luzern 2 Stunden.

Carl Rissmann, Hannover,

Fabrikant der berühmten „Matchless“-Fahrräder. Seit 1879 eingeführt, wiederholt prämiirt. Bestes existirendes Fahrrad. — Billigste Preise bei coulanter Bedienung. Preislisten gratis.

Dampfpflüge
Strassen-Locomotiven
Dampf-Strassenwalzen
liefern in den vollkommensten Constructionen
und zu den mässigsten Preisen
John Fowler & Co., Magdeburg.

Kur-Anstalt Glotterbad im Schwarzwald
bei **Freiburg** in **Baden.**
Dr. Walser's Sanatorium.
Physikalisch-diätetische Heilmethode.
Natur-Heilanstalt mit allen nötigen Vorbedingungen als eigene Quellen, ländliche Ruhe, eigene Oekonomie, Höhenlage, keine Fabriken in der Nähe, ausgedehnte eigene Waldungen
mit unübertroffenen Sonnen- und Lichtluftbädern.
Ausserordentliche Erfolge bei Nervosität, Nieren-, Blasen-, Magen- und Darmleiden, Frauenkrankheiten, Blutarmut, Rheumatismus, Gicht, Kehlkopf- und Bronchialkatarrh.
Preis, alles zur Kur gehörige inbegriffen, von 42 Mk. an wöchentlich, bei vorzügl. Verpflegung. **Prospekte frei durch die Badeverwaltung.**

Stellung. **Existenz.**
Prospect gratis. Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter **Unterricht.**
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect. Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Prämiirt mit 10 goldenen Medaillen und Ehrendiplomen auf allen Welt-Ausstellungen.

Bestätigt von der St. Petersburger Medizinalbehörde
A. ENGLUNDS
WELT- berühmter, allbeliebter **BIRKEN-CREAM**
entfernt in kurzer Zeit Sommersprossen, Fältchen, Sonnenbrand, rauhe Haut ꝛc. ꝛc. und gibt dem Gesicht ein frisches, jugendliches Ansehen. Gebrauchsanweisung ist bei jeder Porzellandose beigelegt.
Präparirt vom St. Petersburger Kosmetischen Laboratorium **A. Englund.** Preis per Porzellandose M. **2,50.** Postversand für ganz Deutschland unter Nachnahme M. **3.**
Zu haben in Deutschland in allen Parfümerie- u. Drogengeschäften.
General-Depot für Europa **Emil Behr, Hamburg.**
Vor Nachahmungen wird gewarnt, indem die geehrten Käufer gebeten werden, auf das Facsimile **A. Englund,** das sich in roter Tinte auf jedem Etikett befindet, zu achten, desgleichen auch auf die Trade-Marke der Firma.

Digitized by Google

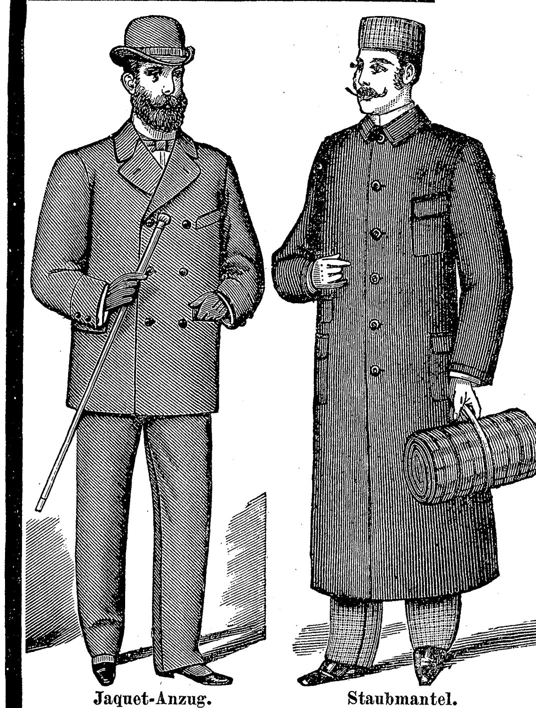
Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Abteilung: Herren-Garderobe.



Jaquet-Anzug. Staubmantel.

Herren-Anzüge.

Nr. 3634. Guter modebraunmelirter Sommer-Diagonalstoff, Jaquet mit Zanella gefüttert. Ausserordentlich preiswert.

Jaquet	Hose	Weste
M. 17,—.	8,—.	5,—.

Nr. 3635. Feiner reinwollener melirter Cheviot, Jaquet mit Serge gefüttert. Sehr eleganter Anzug. Modebraun oder mittelgrau.

Jaquet	Hose	Weste
M. 19,75.	11,—.	5,50.

Staubmäntel.

Nr. 3742. Halbwollener, grauer Alpacca-Lüster. Eleganter Mantel . M. 10,50.

Nr. 3743. Halbwollener, graumelirter Stoff. Praktisch und beliebt . . . M. 12,75.

Nr. 3744. Weicher, solider, halbwollener Stoff, wasserdicht präparirt. Elegant und sehr praktisch. Dunkelgraumelirt oder modebraun . . . . . M. 18,25.

Havelocks ohne Aermel.

Nr. 3720. Guter, leichter Sommerloden, wasserdicht präparirt, ohne Futter. Ausserordentlich preiswert. Mittelmodebraun oder dunkelmodebraun. M. 14,50.

Nr. 3721. Feiner, sehr solider Sommerloden, wasserdicht präparirt, ohne Futter. Hellmodebraun, dunkelgrau oder grünlich . . . . M. 20,—.

Nr. 3722. Guter, melirter Melton, ohne Futter. Sehr preiswert. Hellmodebraun oder mittelgrau . . . . . M. 21,—.

Schuwaloffs.

Nr. 3750. Feiner, dauerhafter Diagonal-Cheviot, mit gutem Wollatlasfutter. Feiner, langer Paletot, ohne Pellerine. Modebraun oder dunkelbraun M. 34,—.

Nr. 3751. Bester, melirter Cheviot, mit feinem Wollatlas gefüttert, ohne Pellerine. Sehr eleganter Paletot. Graublau oder modebraun . . . . M. 36,—.

Grosse Auswahl in: **Leichten Sommer-Jaquets** im Preise von M. 1,75 an. **Leichten Haus- und Jagdjoppen** im Preise von M. 1,50 an.

Wir bitten, bei Bedarf unser ungemein reichhaltiges Haupt-Preisverzeichnis zu verlangen, das wir, wie auch Muster aller Stoffe unberechnet und portofrei versenden.

Havelock. Schuwaloff.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**

Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS. 33. Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Für Rekonvaleszenten!

Riedel'scher China-Wein

und China-Wein mit Eisen.

Bester Medizinalwein zur allgemeinen Körperstärkung und Kräftigung. Appetit anregendes und Nerven stärkendes Mittel, auch für Kinder. Preis pro Flasche mit Einnehme-Gläschen 3,50 M., bei 6 Flaschen die siebente gratis. Schweizer-Apotheke Berlin W., Friedrichstr. 173.

Hygienische absolut säurefreie Präparate.

ZAHNWASSER, ZAHNPASTA, ZAHNPULVER.

DENTIFRICES DOCTEUR PIERRE

MARQUE DE FABRIQUE

DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS

Berühmt durch ihre aromatischen und astringirenden Eigenschaften.

Ueberall erhältlich.

R. WOLF, Magdeburg-Buckau.

Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands.

Locomobilen

mit ausziehbaren Röhrenkesseln, v. 4–200 Pferdekraft, sparsamste Betriebsmaschinen **für Gross- und Klein-Industrie** sowie **Landwirthschaft.**

Export nach allen Welttheilen.

F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen sind die besten zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.

Indische Blumenseife hochfeine Toiletteseife, 50 ₰ p. St.

PALMITIN-SEIFE

neutral - gut - billig.

Für Familien u. Kinder. Das Stück à 25 ₰ in allen Städten Deutschlands.

F. Wolff & Sohn, Karlsruhe. Filiale: Wien I, Wollzeile 9.

Berlin Beke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89. Breslau, Hamb., Dresd., Leipz., Münch.

Dr. J. Schanz & Co.

Patente

billigst, reell, sorgfältig, schnell. Vergünstigungen wie von keiner anderen Seite. An- und Verkauf von Erfindungen.

Technikum Eutin. Bauschule mit Praktikum.

Etwas Zusatz von Echtem Feigen-Kaffee

ANDRE HOFER

k. u. k. Hoflieferant Salzburg u. Freilassing

verbessert jeden Kaffee.

Bade-Einrichtungen,

Patent-Gasbadeöfen, Wannen, Zimmer-Douchen, Dampfbäder, Sitz-, Arm-, Fuss-, Abreibewannen, **Kinder-Badewannen, Zimmerklosets und Bidets.** Grosse Auswahl, elegante Formen. Vereinigte Sanitätsapparate-Fabriken **C. Maquet, Hoflieferanten,** prämiirt mit 20 goldenen Medaillen, **Berlin W.,** Charlottenstr. 63, u. **Heidelberg.**

Kataloge franko.

SCHUTZ-M. ADLER A.R.D.

Der Präcisions-Schrittzähler

mit automatischer Zeigereinstellung

ist das einzige Instrument, das mit absoluter Sicherheit, Entfernungen bis 100000 Schritte anzeigt und nur Mk 12 kostet.

Unentbehrlich für Offiziere, Touristen, Geometer etc. besonders auch für alle Spaziergänger, um die für Jedermann nöthigen Bewegungen feststellen zu können.

Unter portofreier Nachnahmesendung auch direkt zu beziehen durch den Fabrikanten

A. Rodenstock, Dresden, Schlossstrasse 20

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte photograph. Apparat

Phönix

Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Momentaufnahmen). Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich. Preis mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.** Prospekt und Probebilder kostenfrei.

Hess & Sattler, Wiesbaden.

KEIN ASTHMA MEHR.

Augenblicklich behoben.

Belohnungen: Hunderttausend Francs, silberne u. goldene Medaillen und **hors concours.** Auskunft gratis und franko.

Man schreibe an **Dr. Cléry** in Marseille (Frkrch.)

Empfehlen unsere selbstgekelterten

Ahr-Rotweine

garantirt rein von **90 Pfg.** an per Liter, in Gebinden von 17 Liter an u. erklären uns bereit, falls die Ware nicht zur größten Zufriedenheit ausfallen sollte, dieselbe auf unsere Kosten zurückzunehmen. **Proben gratis und franko.**

Gebr. Both, Ahrweiler 32.

Man achte genau auf die Schutzmarke.

WAGNER & SOEHNE NAUNHOF i/S.

Schutzmarke für die Strickgarne.

WAGNER & SÖHNE, NAUNHOF i/S.

Echte Deutsche Vigogne

eine Mischung von bester und längster Wolle und Baumwolle, ist durch ihre Haltbarkeit und Weichheit das Billigste und Beste, was es gibt.

Die echten deutschen Vigogne-Strickgarne von **Wagner & Söhne** sind seit Jahren als die **besten** und **billigsten** Strickgarne anerkannt. Sie gehen nicht ein, filzen nicht und werden nach jeder Wäsche weicher. Wer es einmal versucht hat, kauft nur dieses wieder.

Die aus den halbwollen. **(Merino-) Kammgarnen** der Firma **Wagner & Söhne, Naunhof** hergestellten **EXCELSIOR-Unterkleider** haben sich seit Jahren in jeder Beziehung als das Vorteilhafteste bewährt. Sie laufen nicht ein, behalten stets ihre Fasson und sind für jede Jahreszeit das Passendste und Angenehmste. Ein Versuch überzeugt.

EXCELSIOR — AECHTES MERINO KAMMGARN — Gesetzlich geschützt.

Schutzmarke für die Unterkleider.

Waschecht & krimpfrei.

Man achte beim Einkauf genau darauf, dass jedes Stück den beistehenden Stempel trägt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 35.

74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894–1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Fluch der Schönheit.

Roman
von
Hermann Heiberg.

(Fortsetzung.)

Wiebke brach ab. Mit halbgesenkten Augen hatte sie das alles gesprochen; nun erhob sie das Haupt und forschte angstvoll in den Zügen des Mannes, dem sie — obschon er ihr ein Fremder — in so schrankenloser Offenheit ihr Inneres dargelegt hatte.

Und sie fand in seinem Angesicht, was sie suchte; sie begegnete nicht nur einem Blick voll inniger Teilnahme, sie sah auch in seinen Augen etwas aufblitzen, was weit mehr als ein flüchtiges Mitfühlen verriet.

Auch hatten seine Worte einen ganz andern Klang, als ihr Ohr gewöhnt war. Er sagte:

„Zuerst will ich Sie beruhigen, mein liebes Fräulein! Was in Ihnen vorgeht, vollzieht sich wohl in jedes Menschen Brust.

„Wir alle ringen mit unserem schwankenden Ich. Unsere Veranlagungen sind nur verschieden: einer hat mehr Kraft als der andere. Die Furcht ist der Meisten Triebfeder zum Guten, obschon sie sagen, es sei der Gehorsam ihres gläubigen Herzens.

„Sie, mein Kind, regiert nicht die Furcht, sondern die Trauer, nicht immer ein tadelloser Mensch zu sein. Zudem beschönigen Sie nichts! Das ist die rechte Liebe zum Guten, und Sie haben keinen Grund, zu verzweifeln! Gerechte werden nicht über Ihnen zu Gericht sitzen! Aus allem aber, was Sie sagen, geht hervor, daß Sie sich nicht glücklich fühlen, daß Sie bei Ihrer Veranlagung schwere Kämpfe bestehen, und das thut mir sehr weh. Mein Rat, meine Mittel zur Abhilfe? Sie sagten selbst: Beispiele wirken veredelnd auf Sie, ein gutes Wort verwandle das Böse bei Ihnen in Gutes. Nun, so suchen Sie Verhältnisse, wo Ihnen ein gutes Beispiel wird, wo Sie wissen, daß man Ihnen die Opfer zu bringen bereit ist, die Sie gut — und damit glücklich machen. Und damit ist auch die Heiratsfrage entschieden.

„Sie sagen, Herr Lornsen sei ein braver Mann. Er gilt auch allgemein dafür und genießt allgemeine Achtung. So wird er auch gerecht sein und ein versöhnliches Gemüt besitzen. Glauben Sie, daß er Ihren Schwächen mit Milde begegnen wird? In

Hugo Zieger: Frühlingsblüten.

Digitized by Google

der Bejahung dieser Frage sollte ich meinen, liegt die Entscheidung für Ihr zukünftiges Glück.

„Sie sagen endlich, daß Sie keinen dieser Männer so recht von Herzen lieben. Gewiß, es wäre gut, wenn Sie sich zu dem Manne Ihrer Wahl völlig hingezogen fühlten. Aber entscheidend für das Glück der Ehe ist das nicht immer. Die ruhigen Flammen halten länger als die lodernden.

„Aus Sympathie und Achtung entwickelt sich Liebe, und sie dauert.

„So, das habe ich Ihnen zu erwidern, und ich hoffe, mein liebes Fräulein, daß meine Worte Ihre Entschlüsse zu klären vermögen. Wenn aber noch nicht, so kommen Sie zu mir, so oft Ihnen verlangt. Steter Tropfen höhlt zuletzt den Stein! Immer werden Sie an mir einen aufrichtigen Freund und wahrhaft treuen Berater finden."

Die letzten Worte waren von einem so gütigen Blick begleitet, aus den Zügen des Angesichtes leuchtete so viel warme Teilnahme, daß etwas nie Gekanntes des Mädchens Seele durchzuckte.

Sie beugte sich auch unwillkürlich herab, ergriff die Hand Bjelkes, drückte sie in tiefer, dankbarer Bewegung und stieß belebt heraus:

„Sie haben mir so viel Gutes gethan, Herr Pastor, so ganz anders zu mir gesprochen, daß es wie ein Gottessegen über mich gekommen ist! Ich danke Ihnen aus vollem Herzen. Und auch in der wichtigen Frage, vor deren Entscheidung ich stehe, glaube ich jetzt zu einem richtigen Entschluß gelangen zu können. — Ich werde —"

Sie stockte, da ein noch überlegender Ausdruck in seine Mienen trat, ihm noch ein Bedenken zu kommen schien.

Aber entweder täuschte sie sich über seine Absichten, oder er hatte sich anders besonnen. Statt auf den Inhalt ihrer Rede einzugehen, sagte er, nachdem er nur beipflichtend den Kopf geneigt:

„Noch eins vergaß ich, Sie zu fragen. Welche Stellung haben Sie in der Bucht eingenommen? Waren Sie bei der alten Frau Lornsen?"

„Nein, ich war Verkäuferin im Laden."

„So, also nicht als Stütze in der Wirtschaft?"

Wiebke verneinte unbefangen, dann sagte sie:

„Ich war aus Dresden zurückgekommen, weil ich in dem Hause eines Grafen Fink nicht mehr bleiben konnte. Die Frau war maßlos eifersüchtig auf mich.

„Zu Lornsens trieb mich eine Art Verzweiflung. Auf dem Lande unter einfachen Menschen, von früh bis spät abends beschäftigt und gebunden, das schien mir das Rechte zu sein.

„Es fand sich etwas, das mir Thätigkeit und Verdienst bot. Das genügte. Alles andere trat zurück. Von Frau Lornsen hatte ich zudem nur das Beste gehört; ich wurde auch in die Familie aufgenommen. Und Arbeit schändet ja nicht, und das Auge hatte auch viel Abwechslung. Ich habe einen stark ausgeprägten Sinn für der Menschen Thun und Lassen, für das Land, für Tiere und die freie Natur. So kam's denn. In Föhrde — ich gestehe es — wäre ich vor Scham erstickt, hätte ich hinter dem Ladentisch stehen sollen. Aber dort war's eben anders. Diese Lornsens sind auch besonderer Art. Obgleich keineswegs ungebildete und überdies sehr reiche Leute, setzen sie ihre Gastwirtschaft fort. Am wenigsten gebildet ist Wilhelm, eben der, der meine Hand begehrt. Das macht mir ja auch Bedenken. Es wird mir eine große Entbehrung sein, daß ich gar keine geistige Anregung habe. Und doch — ob es nicht so gut ist? Körperliche Arbeit schafft einen gesunden Geist. Ich habe es bereits erfahren —"

So sprach Wiebke noch einmal rasch und lebhaft und weckte durch ihre Rede Bjelkes Interesse in noch höherem Grade als bisher. Man sah's, als er ihr nach wiederholter sanfter Zurede zum Abschied die Hand reichte. Und dann wandte sie sich dem Ausgang zu, und wenige Minuten später befand sie sich auf der Straße.

*

Während Wiebke den Weg zurücknahm, beschäftigte sie alles, was sie gehört und was sie gesehen, so ausschließlich, daß sie kaum einen Blick für ihre Umgebung hatte. Namentlich aber gestaltete sich immer wieder vor ihrem inneren Auge: des Pastors Arbeitsgemach. Als sie vor dem Abschied noch eine Weile neben ihm gestanden hatte, war ihr Blick auf eine alte Standuhr gefallen, die unbeirrt um den Sonnenschein draußen, um das Geräusch fröhlicher Kinderstimmen, das von unten emporgedrungen, aber auch unbeirrt um alles das, was sie, die Bedrückte, von ihrer Seele gelöst, mit gleichmäßigem, aus dem Eichengehäuse hervorbringenden tickendem Pendelschlag vorwärts gerückt war. Und die mild hereinflutende Sonne hatte dem friedlich sauberen Raum mit seinen Büchern, Möbeln und gemütlichen Ecken etwas unbeschreiblich Anheimelndes verliehen, und in Wiebke war's vergleichend emporgestiegen, welch ein beneidenswertes Glück sich dieser Mann erobert hatte.

Im Gegensatz zu diesem stillen, behaglichen Frieden tauchte vor ihrem Geist die wilde Scene im Korridor in der Bucht auf: die trunkenen, raufenden Zimmergesellen, die erregten Bauern, der Qualm, die Hitze, der Wirrwarr. Dazwischen Wilhelm, genötigt, sich in solcher Weise lästiger Menschen in seinem Hause zu erwehren! Dem Abschreckenden dieser letzteren Vorstellung folgte eine Wiebke schier verzehrende Sehnsucht, ein solches Heim zu finden, wie es das Pastorhaus bot. Hier würde sie für ihren Geist ebenso viel finden, wie für ihr Herz und ihre thätigen Hände. Welchen Segen konnte die Frau eines Pastors verbreiten! Welche Aufgaben lagen gerade ihr ob!

Unmöglich erschien's ihr, daß aus dem Munde dieses Mannes etwas anderes laut werden könne als Güte und Versöhnung, daß das Haus etwas anderes bringen könne als Glück und Zufriedenheit! Sie suchte unter den vielen, die sie kennen gelernt hatte, ob einer diesem Manne vergleichbar sei, aber das Bild aller trat vor dem seinigen zurück. Was als Ergebnis der Erfahrung und eines kräftigen Willens bei tüchtigen Menschen zu unwandelbaren Grundsätzen sich formt, das war sein eigen. Und nicht nur der flüchtige Eindruck, den sie gewonnen, bestätigte es; wenige Personen genossen in Föhrde ein so unbedingtes Ansehen als er.

Aber das waren jetzt doch eben nur abschweifende, nutzlose und thörichte Gedanken. Es galt nunmehr, eisern festzuhalten an dem, was sich in ihr zufolge dieser Unterredung zu einem unabänderlichen Entschluß erhoben hatte.

*

Um dieselbe Zeit durchwanderte Hans Appen nach einem Besuch, den er seinen Verwandten in Föhrde gemacht, das Dorf Halk, um sich in die Bucht zurück zu begeben. Eben hatte sich die Sonne gesenkt, und nur noch ein sanftes Licht, als Widerstrahl ihrer Schönheit, lag über Feld und Flur.

Hans Appen schaute sich um.

Vor einem der Bauernhäuser stand ein steinalter Mann und harkte das beim Abladen draußen liegen gebliebene Stroh sorgfältig zusammen. Neben ihm aber lag ein wie eine Katze gefleckter Teckel, die Vorderbeine gemütlich von sich gestreckt, und sah zu.

„Ja, Arbeit! Arbeit!" dachte Hans. Sie lenkte selbst des Greisen Inneres von dem Gedanken ab, daß der Tod bereits an der Schwelle hockte, um ihn mit sich zu nehmen.

Dann aber trat er auf den Alten zu, erkundigte sich nach seinem Befinden, sprach auch von dem Hunde und hob die Stimme, als jener mit den Bewegungen der Tauben sich zu ihm neigend, ein: „Wo meenen Se?" hervorstieß.

„Ja — ja — das en hübschen Hund. Ik hev em von de Snider int Dörp. Da wärn veer, dat is en eegen Art! Een hett de Pastor, dat's en swarte, een is över nach Föhrde kamen nah de Watermöller, dat is en witte, een hett se sülven beholen, dat ist en geele! Min hett Flecken.

„Ah ne! Faten Se em man an, he bitt nich — he is man wat schu —"

Als Hans von dem Alten Abschied genommen hatte und um die Ecke bog, fand er eine Anzahl von Kindern, Knaben und Mädchen, an einem Walle sitzen und ein gemeinsames Spiel spielen. Eine etwas größere Blonde, mit einem Kleinen auf dem Arm, stand barhäuptig dabei. Ihre Kindermädchenobliegenheiten hielten sie zurück, sich gleich den übrigen zu beteiligen.

Sie alle grüßten, auch das Mädchen mit dem pflichttreuen Ausdruck in dem hübschen Gesicht nickte freundlich bescheiden.

Von einer gutmütigen Regung für diese der ärmeren Bevölkerung von Halk angehörenden Kleinen erfaßt, griff Hans in die Tasche und warf ein Geldstück in den Sand.

Wer es zuerst fand, dessen Eigentum sollte es sein. Später zählte er, wie viele da waren und erklärte, jedem ein Zehnpfennigstück schenken zu wollen.

„Hier, wechselt und verteilt!" sagte er.

Die Augen der Jungen und Mädchen wurden groß, alle blickten begierig auf das Silberstück, aber auch alle wählten in stillschweigender Verständigung das blonde Mädchen aus, für sie die Verteilung vorzunehmen.

So gab er es ihr, und nachdem sie gedankt, flog sie, den Bruder auf dem Arm, zum nahe gelegenen Bäcker fort, um dort zu wechseln. Schon in diesem Kinde fanden sich alle die Züge eines fürsorglichen, einst die Lasten und Pflichten des Daseins geduldig und freundlich auf sich nehmenden Hausmütterchens ausgeprägt.

Weiter hinab ließ Hans sein Auge auf einer einstöckigen, niedrigen Kate mit einem übergroßen Dach ruhen.

Ein schönes, kräftiges Gewächs mit dicken, saftigen Blättern war aus dem mit Moos bedeckten Stroh herausgewachsen. An der Hausthür hing ein Vorlegeschloß, hinter den drei niedrig schmalen, ebenfalls vielscheibigen Fenstern schauten kräftig blühende, bunte Blumen hervor: Goldlack, Pantoffelblume, Geranien und Rosen.

Hier zwitscherte ein eiergelber, vergnügter Kanarienvogel in einem Bauer, daneben stand eine alte, weiße Zuckerdose in Fruchtform mit geborstener Glasur, und in der Ecke vereinsamte eine grüne Myrte.

Neben dieser kleinen, in sich versunkenen, zeitweilig von ihrer Bewohnerin verlassenen Kate erhob sich ein großes Bauernhaus, das gar keine Fenster nach vorn besaß. Aber die Thür zu der mit Lehm gepflasterten, rohsauberen, leeren Diele war geöffnet. Von der Decke herab hingen zwei große, Schinken bergende weiße Leinwandbeutel; sonst nichts. Zur Rechten hinten aber, in einer die Nehrigkeit des Hauswesens bekundenden, pedantisch aufgeräumten Küche stand mit hartem Ausdruck, wie ein Steinbild, eine totenblasse Frau mit einem Kind auf dem Arm und nickte auf Hans' Gruß kalt und ausdruckslos. Die Thür zum Schlafraum war ebenfalls geöffnet, und ein hoch aufgemachtes, linnenbedecktes Bett, an eine weiße Kalkwand ohne Schmuck gerückt, war das einzige, was das Auge zu entdecken vermochte. Auch dieses rief durch seine nackte, karge Oede und Ordnung einen fröstelnd abstoßenden Eindruck hervor.

Hier wohnte auch das reichste Ehepaar im Dorf, und ihr Geiz und ihre Engherzigkeit waren allgemein bekannt.

Nebenan pflegte die Armut Blumen voll Schönheit und Anmut. Selbst aus dem Dach sproß die Fülle des Pflanzenwachstums. Das kleine Häuschen ein Bild der Poesie! Hier öde Engherzigkeit, keine lachende Farbe, kein fröhliches Tier; teilnahmslos hatte die Frau dagestanden und ihn angeblickt.

Und wie fast stets die uns umgebende Welt unser gramversunkenes Innere wieder aufrichtet, so blieb auch die Summe alles dessen, was des Mannes Auge nur eben geschaut, nicht ohne Einfluß auf seine Gedanken und seine Stimmung. Er zog Vergleiche zwischen dem Los aller dieser Menschen mit ihrem einförmig sich abwickelnden Leben und dem, was ihm der Himmel in den Schoß gelegt hatte. Und da fühlte er sich plötzlich gehoben, ward daseinsfroh und hoffnungsvoll durch die Vorstellung, was ihm vermöge seiner feiner organisirten Natur und seiner bevorzugten Lebensstellung die Welt an Reizen zu bieten vermochte.

Und da seine Stimmung sich befestigte, während er der Bucht zuschritt, um so mehr anhielt, weil der stille Abend mit seiner Schönheit und seinem Frieden auf sein Gemüt einwirkte, es weich, willig, gut und sanftmütig machte, trat er mit fröhlichem Herzen seinen sich eben zum Abendessen niederlassenden Angehörigen gegenüber; nur Wilhelm war nicht zugegen, und das hing wie folgt zusammen: Als Wiebke nach längeren Umwegen nach Haus zurückgekehrt war, hatte sie ihre Mutter noch nicht gleich gefunden. Schon war längst der letzte Hammerschlag verklungen und der Feuerschein der Esse hinter den

Werkstattscheiben erloschen. Die Alte trug meist selbst in einem mit einer sauberen, weißen Serviette überdeckten Korbe die fertige Feinwäsche fort; auch heute hatte sie sich zu diesem Zweck wegbegeben. Als sie endlich zurückkehrte, hockte Wiebke, tief zurückgesunken in einem zwischen Fenster und Sofa gerückten Lehnstuhl. Sie erhob sich auch nicht bei ihrer Mutter Kommen, nur ein freundliches: „Ja, Mutter, ich bin hier," drang zufolge deren Frage aus dem Halbdunkel hervor.

Nun nahm die Alte die Lampe von der Kommode, entzündete sie zunächst und ging dann, Wiebke verständigend, fort, um das Abendbrot einzuholen.

Nach reichlich zehn Minuten kehrte sie zurück, legte ein Tischtuch auf, stellte Brot, Butter und Wurst hin und holte auch den schon bereiteten Thee herbei.

„Komm, Wiebke! Laß uns essen!" ermunterte sie ihre Tochter, schenkte den Thee in die Tassen, ließ sich nieder und schob ein Stück braunen Kandiszucker hinter die Backe.

Sie versüßte sich auf diese Weise, nach alter Art, stets Morgen- und Abendgetränk.

In diesem Augenblick entstand draußen auf dem Hof ein Geräusch. Menschen riefen und liefen; von der Straße her drang ein lauter Tumult zu ihnen herüber.

Die Alte setzte die eben zum Munde geführte Tasse ab und horchte, sprang dann jählings empor und rief Wiebke zu, ihr zu folgen.

„Komm, komm, wir wollen sehen, was es gibt. Gewiß ein Unglück! Komm, Wiebke, komm, Kind!"

Jedenfalls eilte Frau Nissen fort, Wiebke aber schritt, ein Tuch umwerfend, zunächst bloß an die Ecke des Hauses und schaute vom Eingang aus auf die von Menschen dichtgefüllte Gasse.

Der Pferdebahnwagen hatte einem im Fahren herabgesprungenen und unter die Räder gekommenen Knaben die Beine zerquetscht. Infolge dessen hielt das Gefährt; die Insassen waren ausgestiegen und wohl hundert Menschen umstanden den Fleck, auf dem der unglückliche, herzzerreißend wimmernde Knabe lag. Keiner fand zunächst den Mut, ihn anzufassen und fortzuschaffen. Jede Veränderung der Lage mußte ihm um so entsetzlichere Pein verursachen.

Alsbald trat Wiebke dem Schauplatz näher, sah, worum es sich handelte, flog, von innigstem Mitgefühl ergriffen, pfeilschnell ins Haus zurück, packte hier ihre eigne Bettmatratze und lief, obschon sie sie kaum schleppen konnte, hinaus.

Als sie sich durch die Menge drängte, waren zwar Männer eben im Begriff, den Knaben aufzuheben und gegenüber ins Hotel zu schaffen, ließen aber wieder davon ab, weil er geradezu herzzerreißend aufschrie.

Nun aber griff Wiebke ein.

Sie veranlaßte, daß die Matratze dem Verunglückten zu seiten gelegt ward; dann hoben ihn dieselben Männer, darunter Pastor Bjelke — Wiebke sah ihn vor sich auftauchen und faßte sich unwillkürlich ans Herz — in gleichmäßiger Körperlage ein weniges in die Höhe und ließen ihn sanft auf die blitzrasch ihm untergeschobene Matratze zurückgleiten.

Auf diese Weise war eine Tragbahre geschaffen, auf der nun andere, inzwischen noch Herangetretene, den armen Knaben fortschleppten.

In demselben Augenblick verteilte sich die Menge. Jeder ging seines Weges, und auch Wiebke, vergeblich nach ihrer Mutter sich umschauend, trat ans Haus zurück. Aber als sie eben in den Hof einbiegen wollte, hörte sie hinter sich sanft ihren Namen rufen, und als sie sich umwandte, stand — zu ihrem höchsten Befremden — Wilhelm vor ihr.

Er erklärte, daß er zufolge einer geschäftlichen Besorgung in Föhrde beim zufälligen Vorüberschreiten von dem Auflauf angezogen worden sei und fügte entschuldigende Aeußerungen hinzu, daß er trotz ihrer Abmachungen sich ihr nähere. Dadurch war ein Ausweichen unmöglich, und nachdem ein Wort das andere gegeben, folgte er ihr in die kleine Wohnung. Nun eben öffnete auch Frau Nissen, bei seinem Anblick große Augen machend und zuerst zurückprallend, die Thür. —

Es war spät, als Wilhelm, den Weg nach der Ostseite einschlagend, um sich mit der Fähre nach Halk übersetzen zu lassen, die Gassen Föhrdes durchschritt. Aber ihm galt weder Zeit noch Ort, sein Herz war so voll von Glück und Seligkeit, daß er hätte auf offener Straße niederknieen und dem Himmel ein Dankgebet hinaufsenden mögen. Er hatte ihr festes Jawort; sie wollte, sie hatte es erklärt, sein Weib werden.

Als nach gemütlichem Plaudern, bei dem Wilhelm sich von seiner besten Seite gezeigt und die Herzen der Frauen für sich eingenommen, die kluge Frau sich draußen länger zu schaffen gemacht, hatte Wilhelm plötzlich die Hand über den Tisch geschoben und gesagt:

„Nun hat es der Zufall gebracht, geliebte Wiebke, daß ich nicht nur Ihnen heut abend schon wieder begegnete, sondern gar neben Ihnen in dem kleinen Zimmer hier sitze.

„Ihre Mutter ist mir zugeneigt, sie zeigt es mir deutlich! Eine brave Frau, die es, wenn Sie ‚ja' sagen, und ich bitte Sie, sagen Sie ‚ja', meine liebe, liebe Wiebke, fortan gut haben soll! Und ferner: Ich mache, wie ich Ihnen schon erklärte, die Bucht rein oder ich kaufe mir den Adelshof, das Gütchen nebenan bei Wulfsdorff. Jedenfalls leben wir für uns! Alles soll geschehen, wie Sie es wollen!

„Nun, teure Wiebke, wollen Sie? Ich gebe Ihnen hier mein Manneswort und werde es halten; Sie sollen es nicht bereuen, Wilhelm Lornsens Frau geworden zu sein. Ich liebe Sie so innig, daß ich Ihnen jedes Opfer bringen werde!"

Und dann hatte er Wiebkes Rechte gefaßt, sie fest gedrückt und die Augen flehend auf sie richtend, sich mit seinem ganzen Innern zu ihr gedrängt.

Noch einmal hatte es in Wiebke aufgezuckt. Sie bestand einen furchtbaren Kampf. Als aber dann nebenan der Alten Schritt vernehmbar ward, Wiebke dadurch an ihrer Mutter karges Dasein und an alles das erinnert ward, was ihr eigen Teil sein würde, wenn sie ledig blieb, zuletzt auch Bjelkes Worte sich gerade jetzt ihr aufdrängten, gab sie den Druck zurück, sah ihn, während sie das Haupt sanft bewegte, mit einem hingebenden Ausdruck an und ließ sich von dem selig Emporspringenden zärtlich küssen.

Nun war endlich Wiebke Nissen Wilhelm Lornsens Braut geworden!

*

Es war am folgenden Tage. Der Frühstückstisch war lange abgedeckt. Eben schlug Mutter Lornsen ein Tuch um den Kopf und faßte nach ihrem Stock, um sich auf den Hof und in die Ställe zu begeben, als Wilhelm, die kurze, brennende Pfeife im Munde, von drüben aus seinem Zimmer in der Alten Wohngemach trat.

Er hatte seine Angehörigen am Abend bei seiner Rückkehr nicht mehr gesehen. Er war noch in Föhrde in ein Bierlokal gegangen, hatte an der Fähre, da sie eben gerade abgestoßen, warten müssen.

Infolge dessen war Mutter Lornsen noch ohne Kenntnis der Vorgänge. Wilhelm hatte beim Frühstück absichtlich nichts erwähnt, er wollte sich erst mit seiner Mutter vollauf verständigen.

„Du willst fortgehen, Mutter. Ich wollte Dich gerade gern sprechen," hub er an und trat tiefer ins Zimmer.

„Lat hör'n, min Jung, wat is? Ik hev ja Tid," entgegnete die alte Frau mit gewohnter warmer Bereitwilligkeit und nahm, das Kopftuch wieder abknüpfend, in ihrem Sessel Platz.

„Also, Mutter," begann Wilhelm, sich ebenfalls niederlassend. „Ich habe mich nun doch endgiltig mit Wiebke verlobt. Zufällig traf ich sie; es war, als ob alles so vorbereitet gewesen wäre!

„Wir wollen so bald wie möglich Hochzeit machen! — Ich bitte Dich herzlich, liebe Mutter, finde Dich freundlich in die Sache, sei gut gegen sie und mache es ihr leicht.

„Was ich mit meinen Geschwistern durchzumachen haben werde, weiß ich, und sie weiß es auch. Ich möchte deshalb auch gleich 'mal mit Dir frisch von der Leber weg sprechen. Vorher aber sag 'mal — ich habe Dich noch nicht gefragt, es hatte ja keinen Zweck — was hast Du mit Timm abgemacht? Ist er mit dem Verkauf der Bucht einverstanden?"

Die Alte schüttelte erst den Kopf und gab dadurch auf die letzte Frage Antwort, dann aber berührte sie die Hauptsache und sagte, einen liebevollen Blick auf ihren Sohn richtend:

„Zuerst ein Wort über Deine Verlobung, Wilhelm, und dasselbe, was ich Dir neulich sagte: Viel Glück, mein Junge! Und Du brauchst mich nicht anzurufen, sei gewiß, an mir soll es nicht fehlen. — Ist sie das, was Du meinst und was ich auch hoffe, so soll sie an mir eine gute Mutter haben —"

Nach diesen Worten streckte sie ihm mit herzgewinnender Geberde die Hand entgegen.

„Aber was nun das andere betrifft, Wilhelm, so muß ich Dir allerdings offen sagen, daß ich mich zu dem Verkauf der Bucht nicht verstehen kann, vorerst wenigstens nicht.

„Es thut mir leid um Dich, aber da sind manche vernünftige Gründe. Es gibt Unzufriedenheit mit den übrigen Geschwistern, wenn ich Dir den Besitz für den Preis lasse, den Du geben willst, und für den ich ihn Dir auch gern überlassen möchte. Dich schwer hinzusetzen aber hat um so weniger einen Zweck! Das will ich in keinem Fall.

„Aber es ist noch etwas anderes. Ich habe auch an mich ein büschen gedacht. Ich muß 'was zu thun haben, ich brauche das. Ich kann nicht in der Stadt leben, ich will auch mit Klara nicht zusammenkommen. Sie ist mir 'mal nicht sympathisch. Du weißt —

„Aber die Pacht will ich Dir gern verlängern zu denselben Bedingungen. Ich höre nicht hin, wenn sie sagen, daß Du dabei ein reicher Mann geworden bist. Das ist 'was anderes. Da kann ich sagen, Du hättest die Geschäfte hoch gebracht, das wäre Dein Verdienst, und so wär' es auch billig, daß Du davon den Vorteil hättest!

„Also, mein Junge, das kann so bleiben. Ich sehe nun allerdings viel Schwierigeres mit Anna. Sie will von Wiebke nichts wissen, die passen gar nicht zusammen. Aber aus der Bucht jagen will ich sie auch nicht. Etwas anderes wäre es, wenn wir ihr etwas Sicheres festsetzen könnten, daß sie in Föhrde leben kann, und —"

Aber die Alte kam nicht weiter. Mit einem, seinen Verdruß und seine Enttäuschung durchaus nicht verbergenden Ausdruck schob sich Wilhelm in die Höhe und stieß heraus:

„Na, das sind ja schöne Sachen, Mutter. Freilich, das hatte ich mir ganz anders gedacht! Ich wundere mich nur, daß Du Dich so hast von Timm beschnacken lassen. Ich höre ihn aus jedem Wort heraus."

„Er hat mich gar nicht beschnackt, Wilhelm. Er hat allerdings wohl über den Preis gesprochen und war nicht sehr zugeneigt, aber wenn Du gehört hättest, was er von mir zu wissen gekriegt hat, so, so — na, gleichviel, aber jedenfalls bist Du da im Irrtum. Was ich Dir gesagt habe, ist meine eigene Meinung, und ich kann auch nicht davon abgehen.

„Du könntest ja überlegen, ob Du die Mühle und die Bäckerei allein pachten wolltest, Wilhelm. Ich behalte den Laden und die Gastwirtschaft, Du hast dann mit Anna nichts zu thun. Ein hübsches Haus kannst Du Dir auf der Koppel bauen. Das wollte ich Dir vorschlagen, damit ihr euren Kram für euch habt. Was meinst Du?"

„Ne, ich danke, Mutter!" stieß der Mann schroff heraus. „Wenn Du mir nicht verkaufen willst, und wenn ich hier nicht mit meiner Frau entweder als Besitzer oder Pächter allein wirtschaften kann, dann gehe ich lieber weg und suche mir etwas anderes."

„So, — also ich soll auch heraus?" stieß die alte Frau, die Summe aller ihrer schmerzhaften Empfindungen in diese wenigen Worte zusammendrängend, hervor und bewegte, langsam bestätigend, den Kopf. „Ich soll auch weg —" wiederholte sie mit leiser Stimme nochmals.

„Ja, ja, wenn man old ward, is man jederman to Last, ok sin Kinner —"

Sie fiel zurück und schloß die Augen, weil sie sich in Thränen verdunkelten.

Und dann sie trocknend, sagte sie energisch im Ton:

„Is dat Din Gedanke, Willem, oder hett Din Brut dat utbröd?"

„Ach, Mutter —" stieß Wilhelm heraus.

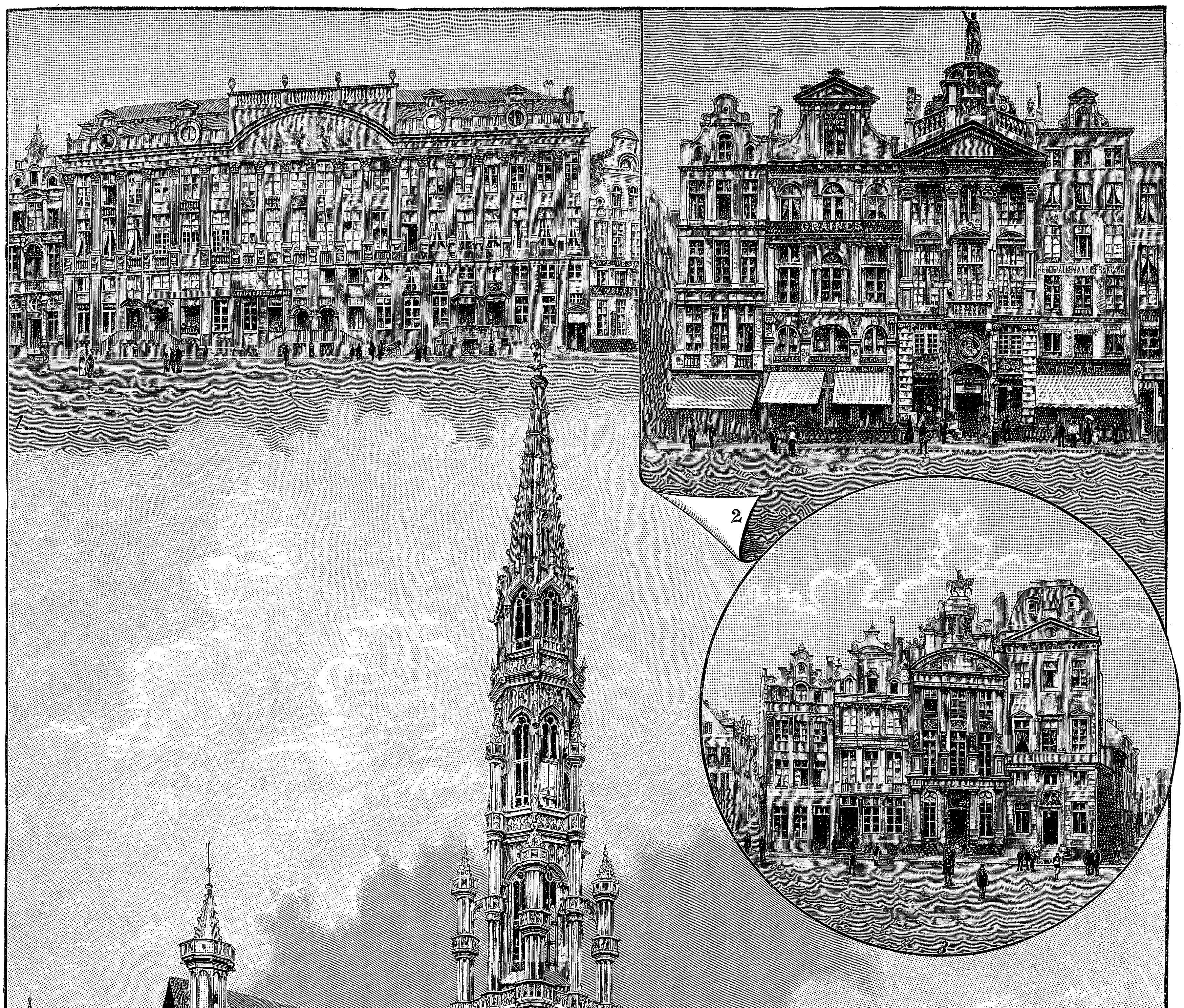
Er sagte nichts mehr, wandte sich, starke Wolken aus der Pfeife hervorstoßend, ab und starrte eine Weile in tiefer Bedrückung zum Fenster heraus.

Und dann sagte er: „Ist es Dein letztes Wort,

Digitized by Google

Auf der Höhe. Nach dem Gemälde von Th. von der Beek.

Digitized by Google



1) Haus der Korporationen. — 2) Gildehäuser dem Stadthaus gegenüber. — 3) Gildehäuser beim Haus der Korporationen. — 4) Das Stadthaus und die goldenen Häuser.

Ansichten aus Brüssel.

Digitized by Google

Mutter, daß Du mir nicht verkaufen willst? Ueber den Preis würden wir schon einig werden."

„Der Preis kann uns nichts nützen, Wilhelm," entgegnete sie, sich bezwingend, in dem bisherigen sanften Ton. „Ich mag mich nicht von der Bucht trennen. Daß ich Deiner Frau nicht im Wege stehen werde, kannst Du sicher sein. Anna kannst Du ja abfinden. Ich hab' Dir doch einen Vorschlag gemacht. Du bist es ja, der ihn nicht annehmen will. Daß ich auch noch ein bißchen Ansprüche mache, mich nicht in die Einsamkeit und Unthätigkeit verjagen lassen will, kannst Du mir doch nicht verdenken, Wilhelm —"

„Es ist nicht deshalb, Mutter!" entgegnete Wilhelm ernst und würdevoll.

„Nie kommt 'was Gutes heraus, wenn Schwiegermutter und Tochter zusammenhocken! Wenn sie auch beide die besten Menschen sind und den besten Willen haben, es geht nicht! Die Alten leben in ihren Meinungen, und sie haben recht, aber die Jungen haben auch recht, wenn sie in ihrem Eigentum frei hantiren wollen. Ich weiß, es wird nichts. Ihr werdet euch nicht vertragen, und das eben will ich nicht."

„Ich will nicht, daß Du gekränkt wirst, Du bist meine Mutter, ich habe Dich lieb und ich weiß, was ich Dir schuldig bin. Ich will aber auch nicht, daß meine Frau mir die Ohren voll klagt."

„Und Du hattest nicht recht, als Du vorher etwas Böses auf mich und auf sie werfen wolltest. Gegen Dich haben wir wahrlich nichts. Mit Anna ist's etwas anderes. Mit ihr kämen wir beide nicht aus."

„So bau Dir Dein eigenes Haus und werf Dich auf die Mühle und die Landwirtschaft."

„Das wird nichts, Mutter. Die Gebäude, die wir brauchen, stehen hier unten. Das gibt doch nur ein Durcheinander."

„Willst Du denn die Gastwirtschaft und den Laden beibehalten? Will Deine Braut es, wenn ihr kauft, oder wir uns sonst einigen?"

„Ich bin mir noch nicht klar darüber, Mutter."

„Nicht klar? Dachtest Du denn vielleicht daran, die zu verpachten oder wieder zu verkaufen?"

„Vielleicht, Mutter —"

Alles kam zögernd heraus.

„Na, dann kann ich ja auch weiter damit sitzen, dann ist mein Vorschlag doch gut, daß Du nur die Mühle und das Land allein pachtest."

„Du willst mich nicht verstehen, Mutter —"

„Ja, ich will und kann schon, Wilhelm! Ich soll heraus, darauf kommt's an. Aber, mein Junge, da kann nun nichts draus werden. So lange ich lebe, will ich auf der Bucht bleiben, und da ich nichts Unrechtes gegen meine Kinder thue, wenn ich meine paar Jahre noch hier auf meinem Eigentum verlebe, deshalb schon nicht, weil ich verträglich und gerecht bin, und auch sonst nur für sie alle das Beste im Auge habe, so kann ich das auch vor meinem Gewissen verantworten.

„Also, was ich will, weißt Du. Nu überlege es Dir, Wilhelm, und —" Sie stockte, und während sie nach ihrem Tuch und Stock griff, drang's in tiefer Bedrückung aus ihrer Brust: „Ach, wie schön hatten wir es, bevor dies Mädchen ins Haus kam. Friede und Eintracht waren in der Bucht zu Hause. Nie hattest Du auch 'was mit Anna, Wilhelm. Aber fast von dem Tage an, wo sie hier herauf kam, gab's Streit und Thränen —"

„Siehst Du, Mutter, wie Du gegen Wiebke Partei nimmst. Daß Anna die Schuld hat — was that denn das Mädchen ihr? — das willst Du nicht zugestehen."

„Wilhelm, Wilhelm! Ich habe solche Angst —" stieß die Frau, ohne auf die letzten Sätze einzugehen, heraus. „Ich hab' so viel gerade in der letzten Zeit gehört — ich wollte es Dir eigentlich schon dieser Tage sagen, hätte es auch gethan, wenn Du mir nicht ausgewichen wärest —

„Ach, ik wull, de lewe Herrgod nehm mi to sik, denn so wär' ik keenen Minsch mehr to Last —"

„O Mutter, Mutter!" rief der Mann, dem sonst nur knappe Worte für seine Empfindungen zu Gebote standen, „nicht so. Es reißt mir ans Herz, Dich so sprechen zu hören und Dich weinen zu sehen! Willst Du durchaus nicht, so muß es ja sein. Ich kaufe mir den Adelshof da oben und werde ganz Landmann. Ich denke aber auch immer: wer soll denn die Mühle aufpassen? Sollen wir einen Fremden hereinsetzen?"

Erst sah die alte Frau, in deren Zügen ein Ausdruck tiefster Schwermut haften geblieben war, noch eine Weile vor sich hin, dann aber erhob sie das Auge und sagte kurz und entschlossen, aber noch immer mit tiefem Weh im Ton:

„Wir wollen für heute das Gespräch abbrechen, Wilhelm. Ich will mir alles nochmal durch den Kopf gehen lassen. Wann wollt ihr denn heiraten? So — so —" schloß sie. „Und nu gah man! Ich will noch up de Hof und in't Dörp!"

Er neigte sich zu ihr und küßte sie; etwas, was seit langen Jahren nicht geschehen war, und dann that er, wie sie wollte.

*

Am Nachmittag begab sich Wilhelm, die Fähre benutzend, in die Stadt. Anna aber ließ, nachdem ihr Bruder sich entfernt hatte, anspannen und fuhr mit einem Wagen nach Föhrde. Sie wollte ihre langgehegte Absicht ausführen und einmal mit ihrem Bruder Timm sprechen.

Von Frau Lornsen hatte sie gehört, daß nun doch die Verlobung zwischen Wilhelm und Wiebke vor sich gegangen sei. Da war denn der Augenblick gekommen, sich um ihre Zukunft zu bekümmern.

Aber auch Hans, dessen Fortgang wegen des bevorstehenden Examens vor der Thür stand, wählte diesen Nachmittag, um einige Besuche in der Stadt zu machen.

Als er ein Stündchen nach seines Onkels Entfernung an den Strand hinabschritt, fand er zu seiner großen Ueberraschung, aber zufolge seiner unfreien Stimmung auch seinen Wünschen sehr entgegen, Türenna von Wulfsdorff wartend am Ufer. Ein Ausweichen war um so weniger möglich, weil sie mit dem gewohnten herzgewinnenden Ausdruck grüßte, sogar so wenig Befangenheit an den Tag legte, daß es fast den Anschein hatte, als ob sie von dem zwischen ihrem Bruder und Hans bestehenden Zwiespalt keine Kenntnis habe.

Sie trat auf ihn zu, streckte ihm ihre kleine, zierliche Hand entgegen und sagte:

„Sie wollen wohl auch nach Föhrde hinüber, Herr Appen! Da können wir also zusammen — Wie geht's Ihnen? Wir sahen Sie leider so lange nicht —"

Durch die letzten Worte klang ein so herzlich warmer Ton, daß Hans nicht im Zweifel blieb, daß sie ihm, wenn schon sie alles wußte, doch ihre Sympathie nicht entzogen hatte.

So glücklich und hoffnungsvoll gestimmt, beschloß er nun, da durch Wiebkes Verlobung alles für beide Teile entschieden war, Türenna nicht nur um eine Versöhnungsvermittlung zwischen ihm und ihrem Bruder zu bitten, sondern seine alten Herzenspläne wieder aufzunehmen. Ihr zu verraten, was in ihm ruhte, und zu prüfen, welche Empfindungen sie für ihn beherrschten, konnte er kaum erwarten.

Nachdem sie von einer frischen Brise unterstützt, sehr rasch das jenseitige Ufer gewonnen hatten, es auch unterwegs Hans gelungen war, einen leichten Ton anzuschlagen, begann er, denselben Weg nehmend, den er damals in Wiebkes Begleitung gewählt, sogleich auf Türenna einzusprechen und sagte:

„Von größtem Wert ist es für mich, Fräulein von Wulfsdorff, Sie getroffen zu haben, von doppelt hohem, da ich schon lange den sehnlichsten Wunsch hatte, in einer gewissen Angelegenheit Ihnen mein Herz auszuschütten."

Zunächst schlug Türenna nach diesen Worten stark betroffen das Auge empor. Der feierliche Ton ließ sie erschrecken. Aber als sie ihres Begleiters ruhigen Mienen begegnete, erkannte sie, daß es sich um Carlos handelte, und sie ermunterte ihn durch eine liebenswürdige Geste zum Weiterreden.

„Kurz bevor ich jüngst Ihr Tischgast sein sollte," begann Hans, „entstand zwischen mir und Carlos ein Streit, der damit endete, daß er mir die Freundschaft für alle Zeiten aufkündigte. Ich bat ihn dann, mein Nichterscheinen zu begründen, weiß aber nicht, in welcher Weise es geschehen ist —"

Hans hielt inne, weil er hoffte, daß Türenna etwas einschalten werde.

Aber sie bestätigte nur durch leichtes Neigen des Hauptes, daß ihr das Gesagte bekannt sei.

„Mich quält dieses Zerwürfnis mehr, als ich sagen kann, mein gnädiges Fräulein. Ich achte und liebe Carlos wie kaum einen andern meiner Freunde, und so beschäftigt mich fortwährend der Gedanke, auf welche Weise ich ihm mein Bedauern über das Geschehene an den Tag legen kann. Es liegt darin zugleich das Bekenntnis der größeren Schuld, ja, ich stehe nicht an, zu erklären, daß ich allein im Unrecht bin, weil ich ihn durch meine Heftigkeit provozirte —"

Türenna hatte mit einem Ausdruck glücklicher Befriedigung Hans zugehört, bei den letzten Worten aber streckte sie ihm mit einer lebhaften Geberde die Hand entgegen und drückte schon durch dieses stumme Zeichen aus, was sie empfand.

„O, das ist schön, das ist edel, das erste Wort geben, vergessen zu können!" hub sie an. „Wenn sich Freunde streiten, sagt mein Vater, sei ausnahmslos Schuld auf beiden Seiten. Nicht nur der Zornige und Ungerechte belastet sich mit Unrecht, sondern auch der andere, da er, außer acht lassend, daß der Freund meist nur deshalb ihm Kränkendes sagt, weil seine Seele selbst verwirrt ist, es an milden Worten der Versöhnung fehlen läßt. So tragen Sie also auch sicher nicht allein Schuld, Herr Appen. Ich weiß nicht, um welchen Gegenstand es sich handelt, aber es ist für mich überhaupt ausgeschlossen, daß Sie etwas Kränkendes ohne Grund sagen oder thun können.

„Alles, was ich im Laufe der Jahre von Ihnen sah, gab mir den Eindruck, daß Sie ein gerechtes und ein weiches Herz besitzen, und der, welcher heute Ihnen zürnt, mein Bruder Carlos, hat nie genug Gutes von Ihnen sprechen können. Das ist die Wahrheit, und so werden Sie auch wieder den Weg zu einander finden. Niemand würde darüber glücklicher sein als ich, Herr Appen."

Diese warme und für ihn so viel Interesse bekundende Sprache bewegte Hans aufs tiefste! Da er sah, wie so ganz anders die neben ihm herschritt, als die meisten durch Vorurteile beeinflußten Personen, fand er den Mut, auch mit ihr in einer andern Weise zu reden.

Den Ausdruck seiner Empfindungen durch einen dankbaren Blick einleitend, sagte er:

„Wie wohlthuend es ist, einmal aus dem Munde eines Menschen eine solche Sprache zu vernehmen!

„Sie zeigen eine wahrhaft seltene Vorurteilsfreiheit und einen großen Gerechtigkeitssinn. Wie vollzieht sich die Begegnung zwischen Menschen? Immer dünkt sich einer besser als der andere. In der Absonderung und in der Vermeidung freier Meinungsäußerung erkennt die Menge der sogenannten Gebildeten den Ausfluß feinerer Erziehung, während es doch Ueberbildung ist, daß der Mensch sich vom Menschen entfernt und diejenigen unter die Thoren oder Sonderlinge gezählt werden, die ihre Ansichten freimütig bekennen. Ich erkenne Standesunterschiede an, sie bedingen sich aber nur durch die Bildung, und eine Abgrenzung ist nur da berechtigt, wo der eine herrscht und der andere dient.

„Daß der Herr oben am Tisch sitzt und der Diener unten, ist zur Erhaltung ihrer Beziehungen erforderlich. Ueberhaupt dürfen wir das nachahmen, was die Natur in ihren Erscheinungen aufweist; das ist eben nicht gegen die Natur. Kraft und Intelligenz überwiegen bei den Geschöpfen der Erde. Den Löwen schuf der Höchste anders als die Maus.

„Ich fühle mich zu Ihnen allen im Hause so sehr hingezogen seit meinen Knabenjahren, weil Sie Ihren Adel durch wahre Humanität bekunden. Sie stießen sich bei meinen Angehörigen nicht daran, daß sie ein bürgerliches Gewerbe betreiben, daß meine Großmutter es nicht verschmäht, einen Laden, eine Gaststube offen zu halten. Mein Geschmack wäre eine solche Beschäftigung, offen bekannt, nicht; um so mehr erkenne ich es an, daß Sie in einer Welt, wie sie einmal zugeschnitten ist, daran keinen Anstoß nehmen. Man sagt Ihnen auch allen nach, daß Sie Ausnahmemenschen seien, daß Sie gegen Ihre, nicht selten unter Vorurteilen lebenden Standesgenossen, die Ihnen wegen dieser Lebensauffassung abhold sind, das Wort nehmen und die Berechtigung Ihres Standpunktes nicht nur verteidigen, sondern jene zu Anhängern Ihrer Anschauungen zu machen suchen! Edelmut, Wohlthun und Menschlichkeit stehen in Ihrem Wappenschild!

Digitized by Google

Wie muß ich also trauern, einen Freund wie Carlos dauernd zu verlieren, dadurch mir die Möglichkeit zu nehmen, mit Ihnen allen ferner verkehren zu dürfen."

Hans hielt inne und blickte auf seine Begleiterin. Er hatte voll Freimut berührt, was sich ihm durch Nachdenken und durch Vergleiche, die er gezogen, im Laufe seiner jungen Jahre aufgedrängt hatte. Eine alle Engherzigkeit und allen Dünkel bekämpfende Anschauung in Thaten umzusetzen, durchglühte ihn, und jegliche Heuchelei und jegliches Nützlichkeitswesen und jede Ueberhebung waren ihm ein Greuel.

„Da Sie," hob Türenna an, „selbst einen Punkt berührt haben, der von uns oft besprochen wurde, so sei es auch mir gestattet, mich darüber offen auszulassen. Sie erwähnten Ihrer Mutter und Ihres Onkels Beschäftigung; zugleich äußerten Sie, daß Sie Standesunterschiede nur insofern anerkennten, als die Bildung natürliche Unterscheidungen mit sich führe.

„Ihre Angehörigen sind durchaus gebildete Leute, insbesondere Ihre Frau Mutter und Ihre Großmutter. Ihr Onkel trägt ein gewisses trotziges Bestreben zur Schau, lediglich an seinesgleichen sich anzuschließen. Ihn erfüllt jener bürgerliche Stolz, der ebenso unberechtigt ist, wie der Hochmut des Adels.

„Ich stimme Ihnen bei; auch mein Geschmack geht nicht dahin, einer Gastwirtschaft vorzustehen oder in einem Kramladen zu hantiren. Wir haben uns schon oft darüber gewundert, daß Ihre Verwandten so zäh daran festhalten. Sie haben es ja nicht nötig.

„Und, unumwunden gestanden, ja, im tiefsten Vertrauen zu Ihnen gesagt: ich würde aus den eben entwickelten Gründen sehr betrübt sein, wenn mein Bruder sich in ein Mädchen der niederen Stände verliebte und sie heiratete. Und das nicht aus Hochmut, sondern weil ein Mann den Anhang mit heiratet, und die verschiedene Lebensstellung und Bildung einen Verkehr mit diesem unmöglich macht. Carlos interessirt sich — er hat gar kein Geheimnis vor mir, und ich spreche jetzt so offen zu Ihnen, wie Sie zu mir — für ein junges Mädchen, das bei Ihnen den Laden besorgt. Bitte, teilen Sie mir mit, was Sie von ihr halten? Ich sehe es als ein großes Unglück an, wenn er sich die Sache nicht aus dem Kopfe schlägt. Also ich bitte, sagen Sie mir ehrlich Ihre Meinung! Meiner Verschwiegenheit dürfen Sie gewiß sein."

Hans Appen antwortete nicht gleich. Indem Türenna Carlos Neigung zu Wiebke verdammte, verurteilte sie sicher auch eine Verbindung des Mädchens mit ihrem Onkel, und da Hans sich Hoffnung auf Türennas Liebe machte, sah er in Wiebkes Verbindung mit jenem plötzlich noch ein neues nicht zu beseitigendes Hindernis für seine eigenen Herzenspläne.

„Um des jungen Mädchens willen," hub er dann, eingedenk seines Gelöbnisses, sich kräftig für Wiebke entscheidend, an, „entstand der Streit zwischen mir und Ihrem Bruder, mein Fräulein.

„Er machte eine sie herabsetzende Aeußerung, und ich nahm für sie Partei. Wiebke Nissen ist ein in jeder Beziehung so vorzügliches Mädchen, daß jedermann und ich selbst —"

Aber er sprach nicht weiter. Ein Ausdruck von Enttäuschung trat in Türennas Angesicht, der ihn innehalten ließ.

Auch stieß sie, den bisherigen vertraulichen Ton verlassend, heraus:

„Es freut mich, daß Sie Gutes über das Fräulein zu sagen haben. Aber dennoch bleibe ich bei meiner Ansicht, daß eine solche Heirat für Carlos ein großes Unglück wäre."

Auch warf sie, nach diesen steif gesprochenen Worten einen Blick ringsum, wie jemand, der wünscht, daß das Wegziel zurückgelegt sein möge, und schloß:

„Wir sind wohl bald in der Stadt? Ich bin noch nie hier gegangen. Ist's noch weit?"

Eine völlig andere schien plötzlich neben ihm herzuschreiten, und ihn erfaßte bei seinen Hoffnungen auf ihre Gunst und Liebe durch dieses veränderte Wesen eine starke Bedrückung.

„Mir will scheinen, gnädiges Fräulein," fiel er, zum klugen Einlenken sich aufraffend und schmiegsam sprechend ein, „daß Sie das Günstige, was ich über das Mädchen äußerte in einem Sinn auffassen, als ob Carlos noch Gefahr drohen könne. Ich kann Sie beruhigen. Seit gestern ist Fräulein Nissen mit meinem Onkel verlobt. Sie werden in wenigen Monaten, vielleicht schon früher, Hochzeit machen."

„Ah," stieß Türenna von Wulfsdorff mit befreiter Stimme hervor und forschte gespannt in Hans Appens Zügen, ob er auch wirklich die Wahrheit gesprochen habe.

„Wie Sie mich glücklich machen! Doppelt glück —" setzte sie an, hielt jedoch, während eine sanfte Röte ihr Angesicht bedeckte, in sichtlicher Befangenheit inne.

Durch das Innere des Mannes aber flutete ein heißer Strom. Er wußte jetzt, daß sich Eifersucht in ihr geregt, daß sie deshalb ihm in so spröder Weise begegnet war. Dennoch drängte es ihn stürmisch, sich völlige Gewißheit darüber zu verschaffen.

Leiser sprechend und sich sanft zu ihr neigend, sagte er mit einem weichen Ausdruck im Ton:

„Doppelt glücklich, sagten Sie, Fräulein Türenna! Weshalb, ich bitte —?"

Nichts Reizvolleres, als ein junges Mädchen, das unter der Allgewalt seiner Gefühle errötet oder erbleicht, die Augen nicht emporzuschlagen vermag, und, obschon es am liebsten dem Gegenstand seiner Neigung sich an die Brust werfen möchte, doch in zagender Scham alles anwendet, seine Empfindungen zu verbergen.

Und so war's hier.

Auch Türenna hatte eine selige Verwirrung ergriffen, aber auch sie schämte sich des stummen Geständnisses, und so stieß sie, gewaltsam sich verstellend, heraus:

„Ich wollte nur den Ausdruck meiner Freude dadurch verstärken, Herr Appen. Da das Fräulein verlobt ist, wird sich Carlos sicher besänftigen. Nun ist alles gut! Das Wort Unmöglichkeit entwaffnet die größten, entwaffnet alle Gewalten."

Hans richtete einen langen Blick auf seine Begleiterin, fast wollte er irre werden. Aber nun waren sie auch schon an der Grenze der Stadt angelangt, und absichtlich gab er, nachdem sie von der Höhe herabgestiegen waren, und Türenna sich rechts wandte, vor, den Weg zur Linken einschlagen zu müssen.

„Also, Sie sind so liebenswürdig, Carlos mitzuteilen, daß wir uns getroffen haben, und Sie sind so gütig, ein Wort für mich einzulegen, Fräulein Türenna? Ich danke Ihnen im voraus herzlich, und auch dafür, daß Sie mir diese Unterredung gewährten. Nichts konnte Ihren Wert in meinen Augen mehr erhöhen. Wie schön wird für mich der Tag sein, an dem ich, mit Carlos wieder vereinigt, bei Ihnen vorsprechen darf."

Nun lohnte sie ihm seine Worte wieder durch einen stillen, tiefen Ausdruck ihrer Augen, dann sagte sie:

„Sie müssen schon Ende der Woche nach Kiel, nicht wahr? Sollten wir uns wider Erwarten nicht mehr sehen — ich hoffe es aber so sehr, wie Sie — dann nehmen Sie jetzt schon meine innigsten Wünsche für ein glückliches Examen und frohe Wiedereinkehr in Föhrde entgegen. Ich denke mir, daß Sie bald ein begehrter Doktor sein werden, Herr Appen. Einem Arzt muß man Zutrauen entgegentragen, und das flößen Sie, wie wenige, ein."

„Ein schöneres Lob kann mir nicht werden, Fräulein Türenna," entgegnete Hans, drückte dem reizenden Kinde glückberauscht und sicher, daß sie darin keine Ueberschreitung erblickte, zärtlich die Hand, empfing einen sanften Gegendruck, aber auch einen letzten liebewarmen Blick, und nahm Abschied.

Wenige Sekunden noch, dann hatten sie sich getrennt.

Währenddessen saß Frau Anna Appen neben Klara Lornsen im Wohngemach. Timm wurde jeden Augenblick erwartet.

Frau Klara war groß, dürr, brünett, sehr blaß, aber besaß feine Züge. Auch waren ihre Hände, Ohren und Füße trotz ihrer Körpergröße zierlich, und ihre schwarzen Augen funkelten lebhaft.

Frau Klara besaß auch Geist und Verstand, aber ihr Dünkel grenzte an Bornirtheit.

Sie war eben dabei, sich über die Verlobung von Wilhelm zu äußern und ihren Standpunkt darzulegen.

„Wie ist es nur möglich, daß sich Wilhelm gerade diese Person ausgesucht hat? Wenn sie nur nicht Mamsell in seinem Laden gewesen wäre! Aber die Mutter eine Waschfrau, die die Hintertreppe in den Häusern heraufgeht. Und die Tochter bisher zwischen grüner Seife und Sagomehl — das ist — Na — naürlich werde ich sie empfangen, aber damit hört unser Verkehr auf. Wie schon darüber geredet wird, daß ihr noch immer eure Gastwirtschaft und und euren Laden offen haltet, das kann ich Dir nicht sagen, Anna! Es ist doch auch nur Eigensinn von Deiner Mutter! Wozu, sie kann ja ohne die Pacht reichlich von ihren Zinsen leben. Aber nun gerade! Ich glaube, sie thut's schon, um uns zu ärgern.

„Sie hat sich beklagt, daß ich sie nicht besuche! Ja, ist sie nicht immer gereizt und macht spitze Bemerkungen? Wer will sich denn ohne Not schlecht behandeln lassen?

„Ich bin nun 'mal unter anderen Verhältnissen auferzogen. In unserer Familie wäre es undenkbar gewesen, daß man die Ueberlieferungen früherer Zeiten einfach beiseite geschoben hätte.

„Wir haben uns stets mit dem Adel verschwägert, ich bin die erste, die einen Bürgerlichen geheiratet hat. Ich liebte Timm und sah auf sein Ansehen. Ich habe es nicht bereut, und ich hoffe noch immer, daß er um den von eurem Urgroßvater thörichterweise abgelegten Adel wieder einkommt. Schämt er sich seiner Vorfahren? Er hat dazu wahrlich keinen Grund."

So sprach sie lebhaft erregt und zerknitterte eine seidene Sofatroddel in ihrer Hand.

Anna befand sich bei solchen Gesprächen in einer geteilten Stimmung.

Klaras Hochmut war ihr widerwärtig, aber alles, was sie über Wiebke äußerte, klang ihren Ohren äußerst angenehm. (Fortsetzung folgt.)

Das Silberstimmchen.

Von

Julius Lohmeyer.

Wir zogen aus dem alten, lieben Hause,
Das unser erstes Eheglück einst sah,
Das wonn'ge Glück an unserm ersten Kindchen,
Dem blassen Liebling, der nach harten Leiden
Mit sanftem Engelslächeln von uns schied,
Doch im Gedenken mit uns weiter lebt,
Und auch von unsrer Kinder frischer Schar,
Als „krankes Brüderchen", mit Rührung noch
Gleich einem kleinen Heil'gen wird gepriesen.

Der letzte Wagen stand schon aufgepackt —
Wir aber weilten noch, mein Weib und ich,
Am offnen Thor; bang lag auf uns der Abschied;
Denn undankbar erschien uns fast zu scheiden
Aus diesem Haus, das uns so glücklich sah.
Die Kinder aber jubelten und drängten
Erwartungsvoll dem neuen Heim entgegen.
Da ward noch eine alte, schwere Truhe
Im Flur entdeckt und vor das Haus getragen.
Uns war: aus ihrem tiefsten Innern dränge
Ein zartes Klingen, ein vertrautes Stimmchen,
Wehmütig uns an holde Tage mahnend.

Nicht Platz mehr auf dem Wagen fand die Truhe.
Schwer rückte das Gefährt nun an; ihm folgten
Die Träger mit der Last, die Kinder diesen
In heitrem Plaudern; aber ernst wir beide,
Denn, uns begleitend, aus der Truhe klang
Von Zeit zu Zeit das liebe Stimmchen wieder
Wie Silberkichern eines Kinderseelchens,
So fröhlich, so vertraut, als ob es riefe:
„Ich zieh' ja mit, zieh' mit! Ich bleib' ja bei euch!"

Erschrocken blickten wir einander an,
Doch keiner wagte selbst sich zu gestehen,
Was er vernahm, und sinnend schritt er weiter.
Bald fanden Kind und Hausrat wohl'gen Raum
Im neuen Heim und sonniges Behagen.
Schnell drum vergessen war des Umzugs Not
Und all die Wehmut banger Abschiedsstunden.
Da endlich ward die Truhe auch geleert,
Und unser jüngstes Büblein fand am Boden,
Im Staub versteckt, ein blankes Silberschellchen,
Das aus des toten Lieblings Klapper stammte.

Digitized by Google

Schachtenburg.

Bilder und Typen aus Schlitz.

Von

D. Saul.

Illustrirt von Rudolf Koch.

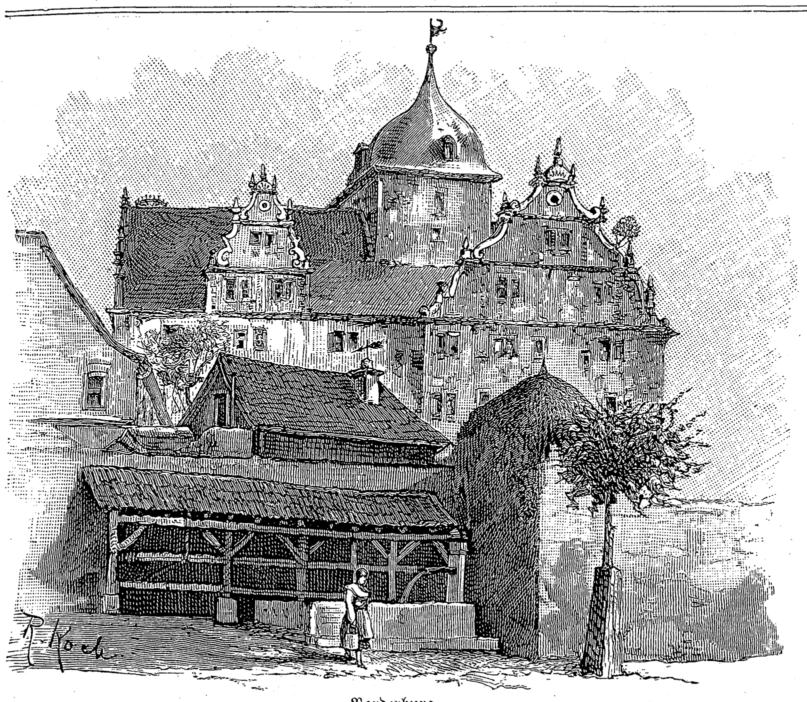
Zu den hübschesten und architektonisch interessantesten Städten Oberhessens gehört Schlitz, das mit dem Schlitzer Ländchen geographisch und ethnographisch zum Vogelsberg zu rechnen ist und in einem nicht zu verkennenden Gegensatze zur benachbarten gesegneten Wetterau steht; hier breite, lachende Fluren, überaus fruchtbar und ergiebig, dort ein rauheres Gebirgsland, dessen unwirtlichste Höhen das „hessische Sibirien“ genannt werden, mit kargem Boden, dem der Landmann nur mühsam das abzuringen vermag, was er zu seines Lebens Notdurft braucht. Gemeinsam ist den Vogelsbergern wie den Wetterauern die Abstammung; diese wie jene sind Nachkommen der Chatten, die von allen deutschen Stämmen der gefährlichste und hartnäckigste Feind des Römervolkes waren. Ihrer wilden Tapferkeit, ihrer Zähigkeit und Ausdauer ist es zu verdanken, daß Rom sich darauf beschränken mußte, das von ihm occupirte Obergermanien zu beschützen und die Einbrüche der beutelustigen Deutschen abzuwehren. Im Vogelsberg, der den chattischen Stammsitzen näher lag, mag sich das chattische Blut reiner gehalten haben als in der offenen Wetterau, die nach und nach von Kelten, Germanen und Römern besiedelt ward und dann wieder den Germanen anheimfiel. Der heutige Vogelsberger unterscheidet sich auch in mancher Hinsicht vom wetterauischen Nachbar; er ist verschlossener, mißtrauischer, zäh am Alten hängend, von großem Fleiß und Erwerbstrieb, dabei sehr genügsam. Rechtlicher Sinn und Ehrlichkeit in Handel und Wandel zeichnet ihn aus.

Schlitz ist eine der nachweisbar ältesten deutschen Ansiedlungen; unsere beglaubigten Nachrichten über die Stadt reichen bis in die Zeit Karls des Großen zurück. Damals war es im Besitz des von Bonifacius gegründeten Klosters Fulda. Im September des Jahres 812 wurde die Kirche eingeweiht. Es ist dieselbe Kirche, die heute noch steht und benützt wird, und doch nicht dieselbe, denn verschiedene Um- und Neubauten haben sie von Grund aus verändert und ihr den Baucharakter verschiedener Zeiten aufgeprägt; ältester Teil ist wohl der aus dem 12. Jahrhundert stammende Chor. Auch das Geschlecht, derer von Schlitz, heute noch in der Familie der Grafen von Görtz fortlebend, wird schon frühe, im Anfange des 12. Jahrhunderts genannt. Mehrere Angehörige der Familie haben eine bedeutende Rolle gespielt, so besonders Georg Heinrich von Görtz, dessen Gruft in

Hinterburg.

1) Konfirmandin aus dem Fuldaergrund. — 2) Alt-Schlitzerländer in der Pudelkappe. — 3) Konfirmandin aus dem Kreutzergrund. — 4) „Huckelu“, wie die kleinen Kinder getragen werden. — 5) Stolze Tracht. Kirchganganzug für junge Mädchen. — 6) Haartracht für ältere Frauen. — 7) Brautanzug. — 8) Trauertracht für nahe Angehörige bei Beerdigungen. — 9) Kirchweihanzug.

Digitized by Google



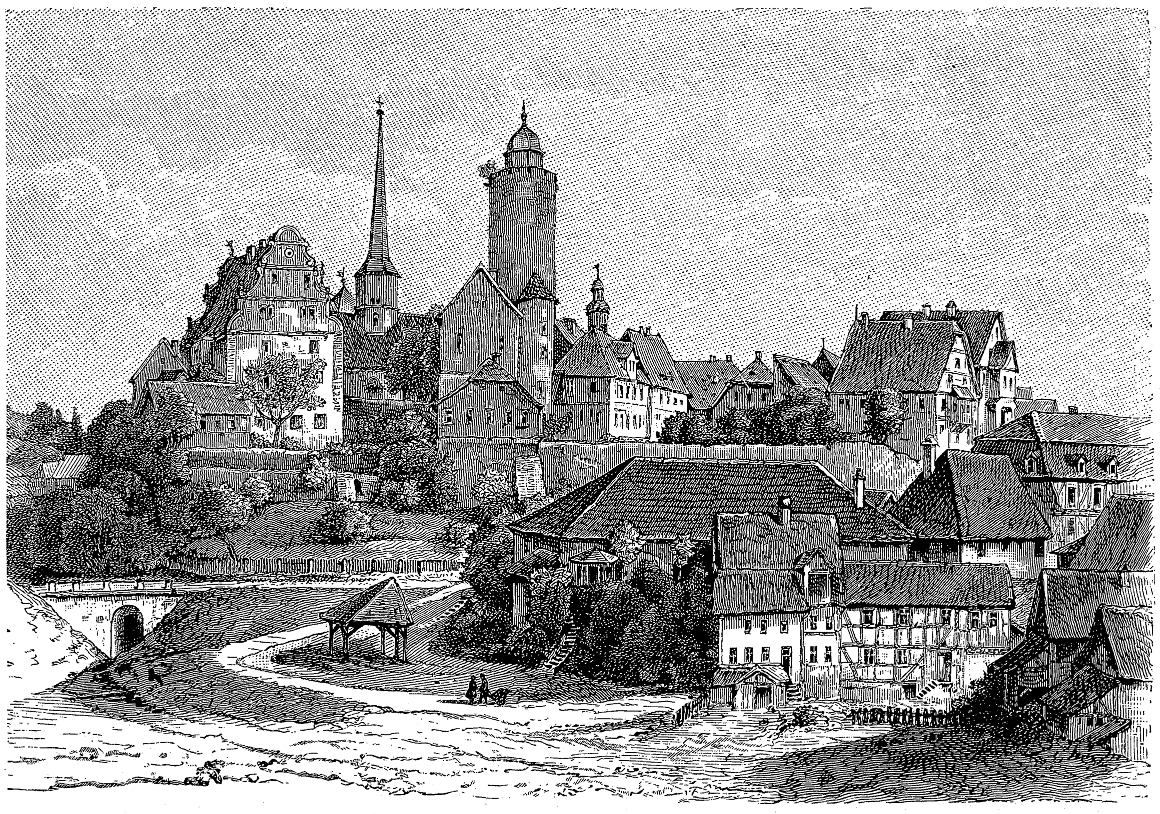
Vorderburg.

dem Kirchlein sich befindet. Er war Freund und Minister des schwedischen Königs Karl XII., erwarb sich große Verdienste um das Reich, wurde aber nach des Königs Tod abgesetzt und hingerichtet. Die von ihm selbst angefertigte Grabschrift lautet: Mors regis, fidem in regem, est mors mea.

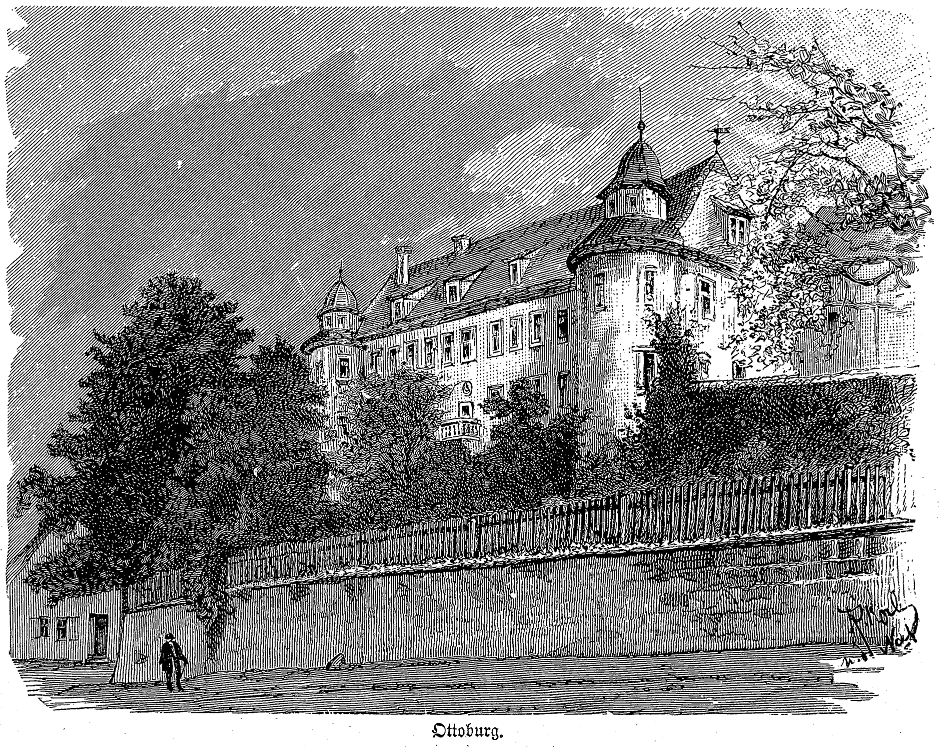
Wie unser Bildchen „Ein Blick auf Schlitz" zeigt, präsentirt sich das Städtchen auf sanft ansteigendem Hügel, recht malerisch. Das stattliche Schloß ist die Hinterburg; hinter ihr erblicken wir den spitzen Turm der alten Kirche. Sie ist die älteste der fünf in Schlitz befindlichen stattlichen Burgen; der in unmittelbarer Nähe des Bergfrieds gelegene Teil ist im Jahre 1487 gebaut worden, während der andere Bau mit dem schönen Renaissancegiebel jüngeren Ursprungs ist. Ein ehrwürdiges Gebäude ist auch die Schachtenburg, 1557 in gotischem Stil errichtet. Durch reich gegliederte Barockfassaden fällt die Vorderburg ins Auge, während die Ottoburg insbesondere durch die mächtigen Ecktürme imponirend wirkt.

Das Schlitzerländchen, dessen Hauptstadt Schlitz ist, gehört seit 1806 zum Großherzogtum Hessen; die Bewohner treiben Ackerbau, Viehzucht, aber auch und zwar in hervorragendem Grade Weberei. Der Webstuhl, Haspel und Spinnrad sind fast überall anzutreffen; besonders bedeutend ist die Damastweberei. Fleiß, Einfachheit und Genügsamkeit sind charakteristische Eigenschaften der Schlitzer.

Ganz Hessen, und zwar im eigentlichen ethnologischen Sinne genommen, nämlich das ehemalige Kurhessen und das zum Großherzogtum gehörige Oberhessen, ist reich an Volkstrachten. Leider ist der Sinn für die Erhaltung der alten, oft sehr schönen und kleidsamen Trachten fast überall im Schwinden begriffen und immer mehr bürgert sich auf dem Lande die charakter- und geschmacklose Stadtmode ein; doppelt erfreulich ist es daher für die Touristen, wenn er, wie in Hessen, auf eine Fülle und Mannigfaltigkeit von Trachten stößt, wie sie anderwärts nicht leicht zu finden ist. Wem, der das Hessenland durchwandert hat, sind nicht die schmucken Mädchen aus der Nähe von Marburg bekannt, die in alle sieben Regenbogenfarben gekleidet sind? Ferner die drallen Schwälmerinnen, die Niederhessinnen mit den hohen spitzen Mützen (sogenannte Betzeln)? Auch das Schlitzer Ländchen hat die alte Sitte bewahrt und wie überall sind auch dort die Frauen als das konservative Geschlecht ihre Hüterinnen. Nur selten sieht man noch Männer in dem ganzen Staat: langem blauem Tuchrock, weißleinenen Kniehosen, weißen Strümpfen mit bunten Kniebändern, hoher Lammfellmütze; die weißleinene Kniehose ist fast überall durch die lange blaue Tuchhose verdrängt worden. Reicher, mannigfaltiger und von ausgesprochenem Charakter ist die Tracht der Frauen. Sehen wir uns einmal eine ländliche Schöne an, wenn sie in ihrem Sonntagsstaat, der sogenannten „stolzen Tracht", aus der Kirche kommt. Auf dem Kopfe trägt sie eine mit schwarzer Seide überzogene sogenannte „Kappe", auf der weiße und rote Sternchen eingestickt sind. Ein breites, seidenes, zu einer großen „Schluppe" geknüpftes Bindband und breite herabfallende Seidenbänder schmücken dieselbe. Die mit tiefem rundem Brustausschnitt versehene Jacke, der „Mutzen" genannt, ist aus dunkler Wolle gestrickt und mit einem bunten, wulstartigen Besatz umsäumt; den Brustausschnitt bedeckt ein buntblumiges Busentuch. Den Hals umschlingt der „Dottekragen", der aus „Dotten", das heißt dütenförmigen Fältchen, gehäkelt ist; in der Mitte wird ein buntseidenes Tuch, der „Kringel" durchgezogen. Dieser Kringel wird im Nacken geschlungen und seine Enden hängen bis zum Wulst des „Mutzen" hinab. Der Oberrock, aus blauer „Beiderwand" (halb Wollen-, halb Leinenstoff) bestehend, ist vielgefältelt und reicht nur bis an die Kniee; ein lichtblauer Seidenbesatz mit schwarzen Sammetstreifen schließt ihn ab. Die Schürze ist graublau, mit roten, gelben, schwarzen und grünen Streifen durchzogen; als besondere Zier dient ihr eine mit Stecknadel befestigte Seidenschluppe. Die Unterröcke sind ebenfalls aus Beiderwand und ihre roten Wollsäume sind unter dem Oberrock sichtbar. Hellblaue Strümpfe mit aufgenähten schwarzweißen Zwickeln und buntblumige Plüschschuhe vollenden den Anzug. Aehnlich, nur in dunkleren Farben gehalten, ist die Tracht der Frauen. An Stelle der Flechten, in denen die Mädchen ihr reiches Haar tagen, tritt bei den Frauen die sogenannte Haarank (Ank = Nacken). Auch die Konfirmandentracht ist nicht wesentlich von der oben beschriebenen verschieden. Die schwarze „Kappe" wird im Fuldergrund durch eine weiße ersetzt, über welche eine zweite, die „Ziehhaube", aus Mull mit weißer Rüsche und Bändern gestülpt wird, während im Kreuzergrund die Ziehhaube ohne Unterhaube aufgesetzt wird; dort tragen auch schon die Mädchen von der Konfirmation an die „Haarank". Im übrigen ist der Konfirmationsanzug dunkel gehalten; das bunte Brusttuch ist durch ein weißes ersetzt. Für den Abendmahlsbesuch sowie als Traueranzug wird eine gleichmäßige schwarze Tracht benützt; die nächsten Anverwandten eines Betrauerten weisen aber in ihrer Kleidung wiederum eine Abweichung auf. Auch sie tragen das schwarze Kleid, aber weiße Schürze, schwarze Strümpfe mit weißen Zwickeln und über der Kappe, mit Stecknadeln befestigt, den „Schleier", ein bis zum Rocksaum herabfallendes Leinentuch. Selbstverständlich ist die Kleidung im Hause und bei der Arbeit eine einfachere. Die Hochzeitstracht ist ausgezeichnet durch die „Brautkrone", eine Krone aus vergoldetem Blech mit imitirten Edelsteinen verziert; die Kronenstreifen werden von einer ein Kreuz tragenden Kugel zusammengehalten. Die Felder zwischen den Kronenstreifen sind mit Flitterwerk, Glasperlen und „gebackenen Rusen", künstlichen Blumen, ausgefüllt. Die Brautkrone ist übrigens Eigentum der Kirchengemeinde und wird von Arm und Reich getragen. Der rechte Arm der Braut ist mit einem Strauß aus künstlichen Blumen und Blättern, sowie gefärbten Federn geschmückt; von ihm herab wallt ein langes, seidenes, mit Fransen besetztes buntes Tuch; Strauß und Tuch werden mit einem zu einer Schleife gebundenen Seidenband zusammengehalten. Von der Krone hängen bunte Seidenbänder nach den Seiten und nach hinten herab; in der Hand trägt die Braut ein weißes Taschentuch. Der Bräutigam trägt sich heute „modern": schwarzen Anzug und Cylinder. Am rechten Arm hat er den Strauß mit Schleife und Seidentuch. Die Hochzeiten werden sehr feierlich begangen; namentlich der Festzug, durch den die Braut in ihr neues Heim geleitet wird, spielt eine Hauptrolle. Voran ein Vorreiter mit Dreispitz, langem blauem Tuchrock, weißen Kniehosen und Stulpenstiefeln. Es folgt der Brautwagen mit der Aussteuer der Braut; hoch aufgestapelt sind die Schätze — Möbel, Betten, Hausgerät. In der Mitte des Wagens thront das Spinnrad mit buntbebändertem Rocken. Dann kommen zu Pferd in Altschlitzer Tracht die Brautväter; ihnen folgt zu Fuß das Brautpaar und hinter ihm paarweise die geladenen Gäste, Männer und Frauen, Burschen und Mädchen.



Blick auf Schlitz.



Ottoburg.

Dorfweisheit.

Das Richtige bleibt es in allen Fällen,
Die Uhr nach dem Weiser der Sonne zu stellen,
Doch lebst du im Dörflein mit stillem Behagen,
So mußt du die alte Turmuhr befragen. J. L.

Digitized by Google

In der Dämmerung.

Novellette

von

Klara Schnackenburg.

(Schluß.)

Um sich zu sammeln ging Dorinde noch einige Schritte weiter den Gang hinauf, und plötzlich lachte sie in sich hinein. Eigentlich hatte die Situation doch auch eine komische Seite gehabt — wenn nur er sie nicht gar so ernst genommen und sie so gründlich ausgenützt hätte! Jetzt hörte sie aus der Ferne Schritte und Teller- und Gläsergeklapper; es war der Kellner mit dem bestellten Abendessen. Und nun hörte sie auch hinter einer Thür — es war diejenige neben Walters Zimmer — ein ihr wohlbekanntes Hüsteln. Sie trat schnell ein. Zunächst überzeugte sie sich, daß ihr Zimmer genau so eingerichtet war, wie das des andern, daher denn auch ihr dummer Irrtum gekommen war. Aber der, den sie gesucht hatte, saß jetzt nicht mehr, wie vorher, im Lehnstuhl, sondern stand am Tische vor dem Sofa und war im Begriff, beim Scheine zweier unsicher brennenden Kerzen die Plaidrolle zu öffnen. Jetzt wandte er sich um, und sie prüfend anblickend, sagte er:

„Kommst Du endlich? Du siehst ja ganz verstört aus. Hast wohl ein Gespenst gesehen?"

„Ja," antwortete sie leise.

Er lachte kurz auf, fragte aber zum Glück nicht weiter, und sie schwieg auch; wäre sie es doch nicht im stande gewesen, sogleich von dem zu berichten, was sie eben erlebt. Jetzt trat auch der Cameriere ein und nun begann sie diensteifrig den Tisch zu decken und Teller und Speisen aufzustellen.

Der junge Mann nebenan durchmaß mit langen Schritten sein Zimmer. Er dachte nicht daran, Licht zu machen. Bei dem realistischen Scheine der Flamme mußte ja die holdselige Erscheinung, die er immer noch im Arme zu halten meinte, entfliehen. Welch seligen Augenblick hatte er durchlebt! Sein ganzes Inneres befand sich in Aufruhr und all sein Sinnen strebten zu ihr hin. Sie hatte ihm ja während der Fahrt gar zu gut gefallen, so gut wie in seinem vielbewegten, bunten Künstlerleben, wo er doch so manchesmal zu lieben gemeint hatte, ihm noch keine gefallen hatte. Darum auch war er ihr — in Neapel angekommen — nachgegangen, darum hatte auch er diesen Gasthof aufgesucht. Alles andere vergessend, hatte er sich vorher, gleich nach dem Eintritt in sein Zimmer, in den weichen Sessel geworfen und hatte sich seinen Träumereien überlassen. Dabei mochte ihn ein leiser Schlummer überfallen haben, so daß er das Oeffnen der Thüre nicht bemerkt hatte. Und da mit einemmale, mitten in seinen süßen Träumen, hatte er sie im Arme gehabt, fühlte er ihren Atem auf seiner Stirn — noch vermeinte er die Berührung ihrer krausen Löckchen zu empfinden — er hatte seinen Mund auf den ihren gepreßt, immer noch im Traum sich glaubend und erst zur Wirklichkeit erwachend, als das Licht von draußen in das dunkle Gemach drang und er gleich darauf das Geräusch der sich schließenden Thür vernahm.

Das süße, holde, reizende Mädchen, nun war es sein, mußte es sein werden, und sollte er es mit Gewalt dem es bewachenden Cerberus rauben. Aber wie das arme Kind gezittert hatte, als es seinen Irrtum gewahr geworden!

Endlich zündete er Licht an, er zwang sich zur Wirklichkeit zurück und da er jetzt Hunger empfand, ging er hinunter in den Speisesaal. Hier traf er unerwartet einen Freund, welcher ihn überreden wollte, am andern Tage mit nach Pompeji zu fahren. Eigentlich ging sein Sinn durchaus nicht dahin, aber schließlich gab er doch nach, hatte er ja die bestimmte Hoffnung, auch am zweiten Tage noch seine heimlich Angebetete hier zu finden.

Als er dann zu später Stunde, angeregt durch den Genuß des feurigen Capreser Weines, in sehr glücklicher Stimmung sein Zimmer aufsuchen wollte, blieb er noch einen Augenblick vor jener Thür stehen, hinter welcher er die Geliebte wußte. Seine Blicke wurden angezogen von zwei reizenden kleinen Schuhen, welche hier in traulicher Gemeinschaft mit einem Paar grober Herrenstiefel von bedeutendem Umfange ruhten. Scheu blickte Walter sich um, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß niemand sein Thun belauschen würde, hob er rasch eines jener kleinen Dinger auf und preßte einen andächtigen Kuß auf die feine Lackspitze. Bewundernd wog er die zierliche Fußbekleidung in der Hand und fast unglaublich erschien es ihm, daß ein lebendiges Menschenkind einen so lächerlich kleinen Fuß haben könnte.

Da war es ihm, als vernähme er von irgend woher ein leises Geräusch. Erschrocken, als würde er bei einem Diebstahl ertappt, ließ er den Schuh niedergleiten und verschwand eiligst in seinem Zimmer.

Am folgenden Tage, erst gegen Mittag — denn Walter hatte eines tiefen und langen Schlafes genossen — machten sich die beiden jungen Leute auf den Weg. Sie fuhren mit der Bahn längs der Küste des herrlichen blauen Meeres entlang bis Pompeji und dort zwischen den weiten Trümmern einer längst untergegangenen Herrlichkeit verweilten sie viele Stunden.

Erst abends spät kehrten sie nach Neapel zurück. Walter erkundigte sich sofort nach seinen Reisegefährten und erfuhr zu seinem nicht geringen Schreck, daß sie Neapel bereits wieder verlassen hatten. Dem kranken Herrn sei der Lärm des allerdings nie ruhenden Volksgetriebes, das ihm selbst an der Lucia, an der Chiaja und auf dem Posilipp unangenehm aufgefallen war, zu störend gewesen; sie wären daher am Nachmittage mit dem Dampfer nach Sorrent gefahren, berichtete man.

„Schadet nichts," brummte Walter vor sich hin. „Dann werde ich sie auch dort zu finden wissen."

Er fragte, ob man den Namen der Herrschaften erfahren habe, worauf der dienstbeflissene Oberkellner, ein Deutscher, ihm das Fremdenbuch brachte mit dem Bemerken, daß nach ihnen sich noch niemand eingetragen habe.

Also die letzten. Mit andächtiger Miene öffnete Walter das Buch, und eifrig, als gälte es einen Orakelspruch für sein Leben, schlug er die letzte Seite auf und las:

Rechtsanwalt Berndt mit Frau; aus Berlin.

„Mit Frau!" Das Buch entsank seinen Händen. „Eine Frau? Und seine Frau?"

Das also war das Orakel!

Gänzlich entnüchtert und niedergeschlagen reiste Walter am folgenden Morgen nach Rom zurück.

*

Vor dem großen Hotel in Brunnen am Vierwaldstättersee stand ein junger Herr und schaute auf eine Gruppe elegant gekleideter Kinder, die sich am Ballspiel erlustigten. Ein kleines Mädchen erregte besonders seine Aufmerksamkeit. Blonde Löckchen umgaben ihr reizendes Gesichtchen, aus dem ein Paar brauner Augen leuchteten, die ihm so seltsam bekannt erschienen. Das Kind war in allen seinen Bewegungen ungemein zierlich. Es trug ein weißes, mit Spitzen besetztes Mäntelchen, denn die Abendkühle machte sich schon fühlbar. Angezogen durch die Blicke des Herrn lief die Kleine auf ihn zu und reichte ihm mit offenem, freimütigem Lächeln die Hand.

„Kennst Du mich?" fragte sie.

„Nein," antwortete der Herr, „aber wie heißt Du?"

„Dora."

„Dora?" Dieser Name erweckte ein Echo in seinem Herzen. „Und wie heißt Deine Mama?" setzte er zaghaft hinzu.

„Meine Mama? Nun — Mama!"

Er lachte. „Das ist freilich einfach," sagte er. Da fiel sein Auge auf eine kleine Broschenadel, mit welcher das Mäntelchen zugesteckt war. Im höchsten Grade interessirt, schaute er näher hin, und richtig — da, an der einen Ecke war etwas herausgebrochen, fehlten ein paar Steinchen.

„Nicht wahr, die Brosche ist schön?" plauderte die Kleine weiter, „aber weißt Du, sie gehört mir nicht, Mama hat sie mir vorher nur angesteckt, weil der dumme Mantel immer wieder aufging. Mama sagte dabei, ich müsse sie sehr in acht nehmen, sie sei ihr so ganz besonders lieb."

Er antwortete nicht. Seine Gedanken waren weit weg.

Zwei Jahre waren vergangen seit jener Begegnung Walters mit der jungen Frau. Ach, er hatte sie lange nicht vergessen können, ihr holdseliges Bild umschwebte ihn im Träumen und im Wachen, wenn er sich auch immer gewaltsam davon abwenden wollte. Er konnte es nicht fassen, daß dies reizvolle junge Geschöpf an solch' einem alten, kranken und unliebenswürdigen Mann gefesselt sein sollte, und oft wußte er nicht, sollte er sie bemitleiden oder verachten. Das Leben mit seinen wechselnden, bunten Bildern hatte dann ihre Gestalt wohl etwas verwischt, sie „in der Erscheinungen Flucht" untergetaucht, aber ganz vergessen hatte er sie nie. Vor einem halben Jahre war er, nun ein tüchtiger und angesehener Künstler, nach Deutschland zurückgekehrt und hatte sich in Stuttgart niedergelassen. Jetzt befand er sich auf einer kleinen Erholungsreise.

Oefters wohl hatte er gedacht, ihr und ihrem Gatten zufällig begegnen zu müssen. Halb hatte er es gewünscht, halb gefürchtet. Er wäre ihr auch jetzt ausgewichen wie damals gleich, nachdem er erfahren, daß sie verheiratet war, denn wohin hätte eine erneute Bekanntschaft führen sollen? Und nun stand ihr Kind vor ihm, das damals übrigens schon zwei Jahre alt gewesen sein mußte. Das also war es, weshalb „ihr Herz zur Hälfte in der Heimat" geblieben war; die Worte hatte er, trotz ihres Flüstertones, mit gespannt lauschendem Ohr wohl verstanden.

Was sollte er jetzt thun? Sollte er fliehen? Denn daß sie, die Süße, ihn sofort wieder gefangen nehmen würde, das bezweifelte er nicht; er verspürte eigentlich nicht die geringste Lust, ihrem mürrischen Gatten, dem er wahrscheinlich auch nicht sehr willkommen sein würde, zu begegnen.

Das Kind, das sich auf Augenblicke seinen Spielgefährten zugesellt hatte, kam jetzt wieder auf ihn zugelaufen und seine Hand ergreifend zog es ihn, den Widerstrebenden, mit sich fort.

„Komm mit zur Mama," bat es.

„Wo ist sie denn?" fragte er.

„Drunten im Garten, am See."

„Und wo ist Dein Papa?"

Das Kind sah den Fremden erstaunt an und dann antwortete es mit überlegenem Ausdruck:

„Im Himmel, so sagt die Mama. Er ist ein Engel."

„Ein schöner Engel!" dachte Walter, und deutlich stand der grämliche, hagere Mann mit den blauen Brillengläsern vor seinem geistigen Auge.

„Ja, führe mich zu Deiner Mama!" sagte er. Jetzt plötzlich war Leben in ihn gekommen, seine Stimme klang freudig erregt.

Die Sonne war schon längst untergetaucht; im letzten goldigen Glanze erschimmerten drüben die Berge, ein feiner Duft schwebte auf dem See, von fern erklang das Geläute weidender Herden und hin und wieder erscholl durch die feierliche Abendstille ein froher Jodler.

Feierlich war es auch dem jungen Mann zu Mute, als er sich jetzt der weiblichen Gestalt näherte, welche unter den Bäumen, dicht am Wasser sitzend, ihre Blicke im ernsten Sinnen auf der schönen, friedlichen Landschaft ruhen ließ. Nun schaute sie auf und eine dunkle Röte stieg jäh in ihre Wangen.

Ihr Kind führte ihr einen Herrn zu, den sie hier zu sehen wahrlich nicht erwartet hatte, an den sie aber vielleicht eben gedacht haben mochte.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich Sie in Ihrem Sinnen störe," sagte er, den Hut tief herabnehmend. „Aber die Kleine bestand darauf, mich ihrer Mama vorzustellen."

„Dora," sagte die Dame, nachdem sie seinen Gruß leicht erwidert hatte, „Du warst gewiß zudringlich."

„Nein, nein," fiel er ein, „ich war es, der unsere Bekanntschaft veranlaßte. Das Kind erinnerte mich auf den ersten Blick an jemand, den ich vor Jahren gesehen und seitdem" — setzte er leise, sich etwas herabbeugend, hinzu — „nie wieder vergessen habe."

Die junge Frau schlug befangen die Augen zu Boden. Ach! in greifbarer Deutlichkeit stand jetzt jener Moment vor ihrem Gedächtnis, da sie in seinen Armen gelegen hatte, jener entsetzliche und doch so süße Augenblick.

Es war ihr lieb, daß eben ihre Zofe erschien, welche die Kleine abholte, um ihr das Abendbrot zu geben und sie zur Ruhe zu bringen. Zärtlich zog Dorinde das Kind in ihre Arme und küßte es, und jetzt bot dieses auch dem jungen Manne das rosige Mündchen, das er mit solcher Innigkeit küßte,

Digitized by Google

als gälte es der Mama selbst; dann sprang das Kind fröhlich davon.

„Erlauben Sie mir," begann Walter, „mich jetzt endlich Ihnen vorzustellen." Er nannte seinen Namen. „Wie Sie heißen, gnädige Frau, brauchen Sie mir nicht erst zu sagen, ich erfuhr das schon damals in Neapel — aus dem Fremdenbuch."

„Und nur an der Aehnlichkeit mit mir erkannten Sie mein Kind?" fragte Dorinde lächelnd. „Das scheint mir fast unglaublich."

„Das Kind gleicht Ihnen sehr. Doch ich war meiner Sache nicht ganz sicher, bis ich jene kleine Mosaikbrosche entdeckte. Sie erinnern sich doch noch der lustigen Scene im Coupé, wo mein Orvietowein, einen kleinen Teich bildend, auf den Boden floß und sich Ihr Schmuckstück darin badete?"

„Freilich," sagte sie, und im Andenken an jene Episode lachte sie herzlich. So wurde die Unterhaltung immer lebhafter und harmloser.

Walter beichtete, wie entsetzt er damals gewesen, als er erfahren hatte, daß sie eine Frau sei. Er verriet durch solche Worte immer mehr sein zärtliches Interesse, das jetzt, seit er auf der Bank neben der jungen Frau saß, die ihm in diesen zwei Jahren nur noch liebreizender erblüht zu sein schien, aufs höchste wieder erwacht war.

Und während sie dann in einfachen Worten die kurze, aber inhaltreiche Geschichte ihres jungen Lebens erzählte, blickte er oftmals andächtig herab auf ein Füßchen, das sich unter dem Saum ihres hellen Sommerkleides hervorgestohlen hatte.

Wie traut bekannt erschien ihm dieses Füßchen! Wenn sie erst wüßte, daß er damals ihren kleinen Schuh geküßt hatte!

*

Dorinde war das einzige Kind ihrer Eltern gewesen, welche in beschränkten Verhältnissen gelebt hatten. Ihr Vater, ein Gelehrter, hatte niemals viel Zeit noch Interesse für die praktischen Seiten des Lebens gehabt. Und so überraschte ihn denn der Tod, bevor er daran gedacht hatte, für sein Kind, seine Tochter, welche eben ihr siebenzehntes Jahr erreicht hatte, zu sorgen. Seine Frau war kurz vor ihm gestorben. Nun stand Dorinde ganz allein da, ohne Verwandte, mittellos. Gelernt hatte sie nur so viel, als zur Erziehung junger Mädchen gewöhnlich hinreichte, aber das war nicht genug, um sich damit den Unterhalt verdienen zu können.

Zum erstenmal befand sie sich der rauhen Wirklichkeit gegenüber, und bangen Herzens fragte sie sich: was wird aus mir? Da bot ihr der alte, treu bewährte Freund ihres Vaters, der Rechtsanwalt Berndt, der nun ihr Vormund geworden war, sein Haus als Zufluchtsstätte an, und freudig folgte sie ihm dahin. Aber mit der alten Haushälterin des Rechtsanwalts, welche von lange her gewöhnt war, alle zu beherrschen, die in ihren Bereich kamen, und der das schöne Mädchen offenbar sehr unwillkommen war, konnte sich Dorinde nicht befreunden.

Sie fühlte sich daher sehr unglücklich und sprach das offen und harmlos ihrem Beschützer aus. Die Folge davon war, daß es öfters heftige Auseinandersetzungen zwischen dem Herrn und seiner langjährigen Tyrannin gab, bis diese dann eines Tages den Dienst kündigte.

Dem Rechtsanwalt, der schon seit Jahren kränkelte, war solch unfriedfertiges Verhältnis in seinem Hause ein Greuel. Und da er zu seinem jungen, reizenden Mündel eine zärtliche Neigung gefaßt hatte, bot er ihr seine Hand an, um sie damit ganz und für immer an sein Haus zu fesseln. Seinen aufreibenden Beruf wollte er, da er pekuniär in guten Verhältnissen lebte, dann aufgeben und sich nur seinem Eheleben widmen.

Was blieb Dorinden übrig? Arm und unfähig zum Selbsterwerb konnte sie doch immer nur ihre Zuflucht zu gütigen Mitmenschen nehmen. Ihr Herz war frei; was Liebe war, hatte sie bisher noch nicht erfahren und so — ohne sich allzu lange zu besinnen — nahm sie sein Anerbieten dankbar an. Sie gelobte sich im stillen, ihm gegenüber stets ihre Pflicht zu thun, ihn zu pflegen, ihm eine treue Gattin zu sein.

Das holdselige Wesen seiner jungen Frau übte anfänglich einen glücklichen Einfluß auf ihn aus. Berndt ward fröhlicher, teilnehmender und bemühte sich, ihr seine Liebe zu beweisen, besonders auch, als sie ihm ein Kindchen geschenkt hatte.

Aber dann nahm seine Kränklichkeit wieder zu, und nun hatte sie von seiner üblen Laune, seiner Unduldsamkeit, die ihr oft bittere Thränen erpreßte, viel zu leiden. Er haderte mit dem Geschick, das ihm, nun er im Besitze eines jungen Weibes, eines lieben Kindes war, so viele schwere Stunden auferlegte und fürchtete die Parzen, die ihm schon jetzt den Lebensfaden abzuschneiden drohten.

Dorinde, immer geduldig, immer demütig, redete ihm mit sanfter Stimme zu, doch nur selten noch gelang es ihr, ihn zu erheitern.

Oft auch überkamen ihn eifersüchtige Anwandlungen. Er sah sein junges, blühendes Weib im Geiste umschwärmt von Anbetern und diese Einbildung marterte ihn förmlich. So war er von vornherein gegen jeden jungen Mann, welcher sich ihnen näherte, eingenommen. Als die kleine Dora zwei Jahre alt war, unternahm das Ehepaar jene Reise nach Italien, wohin ihr Hausarzt sie geschickt hatte, in der bestimmten Hoffnung, daß eine Veränderung von Luft und Umgebung, vor allem auch die milde Sonne Italiens die stark erschütterte Gesundheit des Rechtsanwalts kräftigen werde. Einer bewährten Freundin und einer zuverlässigen Wärterin konnte Dorinde ihr Kind überlassen; sie überwand aus Sorge für ihren Gatten den Trennungsschmerz und reiste mit ihm ab. Und als sie dann in Italien war, da war sie so begeistert von allem Neuen, was sie sah, ihr empfängliches Gemüt freute sich so innig über alles, was ihr begegnete, daß sie auch für ihn das Beste erhoffte.

Doch — sie hatte sich getäuscht. In Sorrent erkrankte Berndt ernstlicher, und als es ihm dann wieder etwas besser ging, verlangte er energisch heimzureisen. Nach Berlin zurückgekehrt, nahm die Krankheit einen schnellen Verlauf und nach einem halben Jahre war Berndt von seinen Leiden erlöst. Dorinde lebte seitdem still und zurückgezogen mit ihrem Kinde, und nun war sie seit wenigen Tagen hier, um sich in der schönen Luft der Schweizer Berge zu stärken.

*

Walter kannte jetzt ihr Leben. Mit inniger Teilnahme hatte er ihre Schicksale vernommen.

Es war mittlerweile fast dunkel geworden. Hie und da tauchte ein Licht auf, und hell erstrahlten von der Höhe des jenseitigen Ufers hernieder die Lichter vom Seelisberg. Unten zog ein Dampfer seine Bahn. Still war es ringsum, und still auch seit einigen Minuten zwischen den beiden Menschenkindern hier, deren Herzen sich in heimlicher Glut entgegen schlugen.

Da legte Walter leicht seinen Arm um ihre Gestalt.

„Und wollen wir nun beisammen bleiben, Dorinde, wollen die Hände in einander legen für das Leben und uns nie wieder trennen, nun, da wir uns endlich gefunden haben?"

Sie erzitterte leicht, und dann, ihre Augen zu ihm erhebend, sagte sie mit schelmischem Lächeln:

„Ja, aber wir kennen uns doch noch kaum."

„Das stimmt wohl nicht ganz," antwortete er belustigt. „Wir haben doch schon allerlei kleine, ganz pikante Abenteuer mit einander erlebt, und daß wir die so glücklich überstanden, zeugt doch gewiß von einer Gleichgestimmtheit unserer Seelen. Erst die Stöße auf der Eisenbahn, bei welcher Gelegenheit unsere Köpfe schon nahe Bekanntschaft mit einander machten, und dann — die Küsse, die süßen, unvergeßlichen Küsse!"

„Ach, ja," sagte sie und seufzte im Scherz tief auf; „daran war nur allein die Dämmerung schuld."

„Nicht allein, es war der unwiderstehliche Zug der Herzen, der uns einander zuführte. Und heute in der Dämmerung will ich Dich wieder küssen, noch heißer, noch inniger, und dies von nun an alle Tage — im Sonnenschein und in der Dämmerung."

Aus meinen Erinnerungen.*)

II.

Ueber Richard Wagners Charakter ist während seines Lebens sehr strenge geurteilt worden. Man warf ihm übertriebene Eigenliebe, Berechnung, Verschwendungssucht, besonders aber gehässige Verfolgung der Meister vor, welche vor seinem Auftreten die Zeit beherrscht hatten. Allerdings besaß er die Selbstsucht jener Menschen, die mit unerschütterlicher Beharrlichkeit ihr Ziel verfolgen, die weder nach rechts noch nach links sehen, noch auf die Interessen anderer die geringste Rücksicht nehmen. Ihm standen die ersten Kapellmeister, die größten Kritiker, die bedeutendsten Schriftsteller abweisend gegenüber. Da galt es zu kämpfen.

Die Nachwelt fällt hierüber vielleicht ein milderes Urteil und bewundert, im Hinblick auf seine großen Schöpfungen, die Kraft und seltene Ausdauer seines Willens.

Sein Hang zu Luxus und Extravaganzen wurzelte wohl in seiner glühenden Phantasie, die der Aeußerlichkeiten nicht entbehren konnte. Umgab er sich doch mit Vorliebe während seines Schaffens mit Gegenständen, die ihn an die Arbeiten mahnten, welche gerade seinen Geist beschäftigten. Als er die „Meistersinger" schuf, betrat er in mittelalterlicher Tracht, den Kopf mit dem Barett der Meister geschmückt, das Frühstückszimmer bei Schotts, zum Erstaunen der Dienerschaft, welche diesen Auswuchs seiner Phantasie nicht zu fassen vermochte.

Im näheren Umgang hatten wir uns nie über Wagner zu beklagen. Er war stets liebenswürdig, einfach, oft recht gemütlich, während seine Schärfe und üble Laune nur dann zu Tage traten, wenn ihm eine Begegnung aufgenötigt wurde, die ihm augenblicklich nicht behagte.

Meine Schwester Schott sollte dies erfahren, als sie während seiner Anwesenheit eine große Gesellschaft gab und ihre Gäste es als besondere Gunst betrachteten, mit dem genialen Meister in nähere Berührung zu kommen. Auch befanden sich Persönlichkeiten unter ihnen, die nicht gewohnt waren, übersehen zu werden. Wagner aber verweigerte jede Vorstellung. Nicht die freundlichsten Bitten noch das beschwörende Zureden der Hausfrau vermochten seinen Sinn zu ändern. Wie zu Stein geworden lehnte er an einem Thürpfosten und blickte mit hochmütiger Gleichgiltigkeit auf die sich vor ihm bewegende Gesellschaft.

Einem jungen Mädchen gegenüber, das ihm durch seine Lebhaftigkeit und seinen Witz auffiel, machte er eine Ausnahme, indem er bat: „Stellen Sie mich doch der hübschen blonden Walküre vor." Als seinem Wunsche willfahrt wurde und sich später ein Kreis Gleichgesinnter um ihn scharte, wurde an keinem Tische mehr gelacht und mehr getoastet als an dem seinen. Das schöne Mädchen aber wurde seine treue Freundin und Vertraute. Auch bestand diese Freundschaft durch alle Phasen des bewegten Lebens des Meisters bis an dessen Tod.

Wagners erste Ehe war, so viel ich beobachten konnte, nie eine gänzlich uneinige, obgleich das Paar längere Jahre getrennt von einander lebte. Das Band der Ehe hatte die ungleichen Menschen umschlungen. Der glühende Himmelsstürmer stand neben einer guten, gemütlichen, aber durchaus hausbackenen Frau. Dieselbe soll in ihrer Jugend sehr schön gewesen sein, und er, um einige Jahre jünger, verheiratete sich mit ihr noch im Jünglingsalter. Wohl mögen sie beständige Sorgen, das Unbehagen der ewigen Heimatlosigkeit, das Ringen gegen eine reizbare, hocherregte Natur schwer bedrückt haben, Dinge, die nicht abgeschwächt wurden durch die Kraft einer entsagenden Frauenliebe, die ihren Lohn findet in dem Vertrauen auf des Mannes Größe, in dem Glauben an seine siegreiche Zukunft.

Indessen sprach Wagner stets mit großer Achtung von seiner Frau; er war unausgesetzt in Sorge um sie und fühlte sich erst beruhigt, als derselben durch die Hochherzigkeit Wesendonks eine Pension zugewendet wurde.

Frau Wagner richtete ihres Mannes Wohnung in Biebrich ein, in welcher er einen Sommer zubrachte. Auch in Mainz weilte sie einige Tage mit ihm zusammen, von hier aus wohnte das Ehepaar in Gesellschaft Schotts einer Aufführung des „Rienzi" in Darmstadt bei. Dann aber war es mit der Vereinigung zu Ende. Frau Wagner sehnte sich nach ihrer Ruhe, er nach seiner Freiheit zurück.

Wie wenig die Frau seinen schaffenden Geist verstand, beweist folgende Stelle eines Briefes, den sie im Jahre 1865, also vor der Vollendung der „Meistersinger" und des „Parsifal" schrieb: „Mein Mann, wie Sie vielleicht wissen werden, befindet sich noch immer in Baiern, in der Nähe des jugendlichen Königs. Allein mit der Arbeit will es noch immer nicht gehen. Seine Produktivität, scheint es, ist der vielen äußeren Abziehungen wegen leider zu Ende." Bei einer zweiten Gelegenheit zeigte Frau Wagner dasselbe kühle und verständnislose Urteil über ihren Mann. Man sagte ihr: „Wie sehr sind Sie um diesen berühmten Lebensgefährten zu beneiden!", worauf sie erwiderte: „Ach, was hat eine Frau von dieser Berühmtheit!"

Wagner mochte diese Gesinnungen an ihr kennen, und wenn er mit tiefem Seufzer sagte: „Meine arme Frau!", so meinte man in seinem Herzen zu lesen: „Sie ist unglücklich, weil sie meine Frau ist und mich nicht versteht." Nur der Tod konnte das Band zerreißen. Wagner hätte es aus eigenem Antriebe nie gethan, so wenig er sich auch die Schwärmerei für andere Frauen übel nahm. Sich das Leben ohne die süße Qual und Lust der Liebe zu denken, vermochte er nicht. Er glich darin Goethe, und auch von ihm konnte man sagen, daß die Frauen eine große Rolle in seinem Leben spielten. Ob aber eine unter ihnen den weiblichen Gestalten ähnelte, die ihm so meisterhaft in seinen Schöpfungen gelangen, möchte ich bezweifeln. Dies herauszufinden, wird einer späteren Zeit aufbewahrt bleiben, in welcher sich gar leicht Dichtung mit Wahrheit verwebt.

A. Arens von Braunrasch.

*) Siehe Nr. 29.

Digitized by Google

Alltags Geschichten

Bilder aus dem deutschen Familienleben.

Emanuel Spitzer

Maienzeit.

Endlich hat Mutter Natur Toilette gemacht, um ihre Kinder würdig zu empfangen. Sie hat ihr altes Kleid angezogen, das schon von so vielen Dichtern und Dichterinnen besungen und beschrieben worden ist, daß es eigentlich überflüssig ist, darüber noch ein Wort zu verlieren, zudem es sich ja, wie gesagt, um ein altes Kleid handelt, das nach menschlichen Begriffen längst aus der Mode gekommen sein müßte. Glücklicherweise ist letzteres hier nicht der Fall; Stoff, Farben und Form sind so unergründlich vielseitig verwendet, daß auch die peinlichste Kritik darüber verstummen muß; selbst die verwöhnteste Modedame sagt von ihm: „Es ginge noch an“ und nur einzelnen Kunstjüngern der Neuzeit ist es dann und wann gelungen, mit ein paar Strichen auf der Leinwand mehr Effekt zu erzielen, als die Natur mit ihrer Bekleidungsweise. Der fröhliche Knabe Mai hat das alles so schön gemacht; er ist der ersehnte Freudenbringer der Menschheit! Vom Kinde bis zum Greise bieten ihm alle herzlichsten Willkomm, denn er bringt zu herrliche Dinge ins Land. Schon der Hauch seines Nahens begeistert; jedermann kennt gewiß das herzige Lied: „Wenns Mailüsterl weht.“

Als begehrenswerteste Blume erschließt sich im Waldesgrund das duftige Maiglöckchen und dicht dabei entkeimt dem gleichen Erdenschoße der wunderkräftige Waldmeister. Nicht um Jugend und Schönheit zu schmücken, hat der liebe Herrgott diese prächtige Pflanze wachsen lassen; sie soll Nase, Zunge, Gaumen und Magen eines jeden Sterblichen erfreuen, der es versteht, sie weise zu verwenden bei Bereitung des köstlichen Maitrankes. Wohl setzt uns der freundliche Wirt im Zechgarten Maiwein vor, der nichts zu wünschen übrig läßt, aber alles kann er doch nicht dazu thun, was diesen Zaubertrank noch köstlicher macht. Auf weichem Moose unter schattigen Bäumen soll man das Gebräu fertigen, und umfächelt von dem klassischen Mailüfterl und ergötzt vom Sange der Vöglein soll man es schlürfen! Deshalb wandert der gute Papa mit seiner ganzen Familie an einem schönen Maientage so gern hinaus in den grünen Wald und bepackt die Kinder mit allen möglichen Utensilien, wie mit Weinflaschen, Gläsern und ähnlichen Geschirren; denn er hat eine so große Liebe zur Natur und eine noch größere zum Maiwein. Schade, daß der delikate Maifisch nicht auch im Walde herumschwimmt und zur Vergrößerung der Maienwonne dort zu haben ist. Maikäfer interessiren Papa nicht, höchstens die jüngsten Sprößlinge, welche diesen Landstreichern mehr Verständnis entgegenbringen als dem Waldmeistertrank.

Nicht mit Unrecht darf man den Mai in der Natur mit dem Mai des Lebens in Zusammenhang bringen, denn wo immer im Menschenherzen der geheimnisvolle Keim wonnigen Empfindens verborgen liegt, bringt ihn die magische Gewalt der schönen Maientage zur schnellsten Entfaltung. Baut ja sogar der Vogel in unwiderstehlichem Drange sein Nest im Mai, warum soll der Mensch nicht auch dem mächtigen Walten in der Natur jetzt mehr unterworfen sein, als sonst? Betrachten wir nur das liebliche Kind, welches in der Winterszeit die ersten Lebensfreuden im Kreise jugendfroher Menschen genossen hat! Unter den Klängen der Fiedeln und Flöten hat Amor ein Körnlein ins zarte Mädchenherz gelegt, und da nun alles sprießt und blüht, ist auch dieser Keim zur Entwicklung gekommen. Das brave Kind weiß natürlich nicht, was in seinem Innern vorgeht; wenn die Vögel singen, die Käfer lustig summen und die Blumen rings umher duften und blühen, wird ihm so weh und so wonnig zu Mut; es sinnt und sinnt; traumverloren lächelt es vor sich hin, nur der berüchtigte Herzensdieb Amor kennt dies und notirt: „Hat ihm schon!“ Ihm, das heißt, dem andern von Amor gefangenen Menschenkinde geht's ja auch nicht besser und so finden sich die Herzen endlich zusammen; der Zufall bringt das erlösende Wort; des Lebens Maienzeit ist angebrochen!

Leider aber ist der Weg vom „Ewig dein!“ bis zum Standesamte oft ein sehr weiter und die liebeseufzenden Herzen müssen sich manchen Zwang und manche Bevormundung gefallen lassen, weil es eben so und nicht anders

Die Gardetante.

Digitized by Google

Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer!

„Ueber Land und Meer"

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

den Geboten des Anstandes entspricht. Das zärtliche Pärchen wird überwacht; vor dem Paradiese ihrer Wünsche steht der Engel mit dem flammenden Schwerte, meist in Gestalt der Mama oder irgend einer von ihr bevollmächtigten Tante, welche das arme Bräutchen nicht aus den Augen läßt und es mit ihren Blicken in die Schranken der Schicklichkeit bannt. Aber die Liebe ist erfinderisch und weiß verschiedene Kniffe zu erdenken, um der gestrengen Familienpolizei ein Schnippchen zu schlagen. Da hat das Pärchen zum Beispiel einen herrlichen Maiausflug, natürlich in Begleitung der argusäugigen Gardetante, gemacht und auf einem prächtigen Aussichtspunkt läßt sich's die Reisegesellschaft behagen. Wie dieser wundervolle Maientag die Herzen erglühen macht! Tante weicht nicht von der Stelle; sie erzählen sich die Geschichte vom ersten Ball immer wieder, aber die Tante wird nicht mürbe. Endlich sieht er hinaus und behauptet, weit drüben am Waldessaum gingen Leute und die könnten niemand anders als Lehmanns sein. Die Tante wird von der Neugier überwältigt und steht auf, um durch das am Baume angeschraubte Perspektiv zu sehen. Aufmerksam blickt sie durch das Glas und das ist der Moment, den ihre Schützlinge ersehnt, erhofft und nun glücklich gefunden haben. Juchhei! Wie wunderschön ist doch der Mai! V. Rauchenegger.

Lobrede auf das Kochsalz.

Von

Dr. Axel Winckler,

Badearzt in Steben.

„In sale salus!“
(Im Salze liegt das Heil.)
Altes Sprichwort.

„Er hält eine Lobrede auf den Herkules!“ pflegten die alten Römer zu sagen, wenn sie ein Lob als selbstverständlich und überflüssig bezeichnen wollten. Eine Lobrede auf das Kochsalz zu halten, wäre im Grunde ebenso überflüssig, wenn nicht neuerdings einige sonderbare Schwärmer aufgestanden wären, welche den Genuß des Kochsalzes als entbehrlich, ja sogar als schädlich darzustellen versucht haben. Es dürfte daher doch nicht so überflüssig sein, auf den hohen Wert des Kochsalzes einmal recht nachdrücklich hinzuweisen.

Das Kochsalz (Chlornatrium) ist für unsere Ernährung unentbehrlich, weil es ein wesentlicher Bestandteil unseres Blutes ist; entzieht man ihm diesen notwendigen Bestandteil, so sieht man die roten Blutkörperchen zerfallen und sich im Blutwasser auflösen. Geht die Kochsalzverarmung des Blutes im lebenden menschlichen Körper vor sich, so ist das Resultat dem entsprechend: wir sehen das betreffende Subjekt blutarm werden und wassersüchtig zu Grunde gehen.

Ein Massenexperiment dieser Art ist in der Mitte der vierziger Jahre in Rußland angestellt worden. Ein Bericht darüber von Plouviez an die Pariser Akademie der Medizin besagt, daß man damals in mehreren Provinzen Rußlands versucht hat, den Bauern (welche in Leibeigenschaft lebten) das Salz zu entziehen, da den Gutsherren dieser Artikel zu kostspielig und überflüssig erschien. Was war die Folge? Die unglücklichen Leibeigenen wurden schwach, hinfällig, im höchsten Grade blutarm, ihre Beine schwollen wassersüchtig an und viele kamen um, so daß die geizigen Gutsherren sich sehr bald gezwungen sahen, den Leuten wieder Salz zu liefern.

Nicht aus Not, sondern aus Marotte haben hie und da einzelne Personen sich des Salzes enthalten, worauf die üblen Folgen niemals ausblieben. Schon Woodward führt an, daß ein berühmter englischer Rechtsgelehrter sich aus Vorurteil mehrere Jahre lang des Salzes gänzlich enthalten habe, wodurch er sich eine skorbutähnliche Zersetzung des Blutes zuzog, die nur durch die Verordnung von Kochsalz und Wein wieder gehoben werden konnte.

Wir haben etwa 200 Gramm Chlornatrium in unserm Körper, aber davon verlieren wir beständig eine ansehnliche Menge durch unsere Ausscheidungen (Urin, Schweiß und so weiter), pro Tag ungefähr 10 Gramm. Folglich müssen wir, wenn unser Blut sich nicht entmischen soll, diesen Verlust um jeden Preis wieder ersetzen, sei es durch den Genuß solcher Nahrungsmittel, die von Natur reich an Chlornatrium sind, sei es durch direkten Zusatz von Kochsalz zu unseren Speisen.

Jene Sonderlinge, welche „nur für Natur“ schwärmen und darauf hinweisen, daß die Tiere ihre Nahrung ohne Kochsalzzusatz genießen und doch gesund bleiben, vergessen vollständig, daß der Kulturmensch seine Speisen auf künstliche Weise zubereitet, wobei ein großer Teil ihres Kochsalzgehalts verloren geht, so daß der Verlust wieder künstlich gedeckt werden muß. Nehmen wir als ein Beispiel das Fleisch! Das Fleisch fressende Tier braucht seine Kost freilich nicht zu salzen, denn es findet im Blute seiner Beute, und nur in diesem, das nötige Quantum Kochsalz vor, deshalb ist es gerade nach dem Blute seiner Opfer am gierigsten. Ebenso machen es die urwüchsigen Jägervölker, welche möglichst wenig Blut von ihrer Jagdbeute verloren gehen lassen. Zum Beispiel die grönländischen Eskimos pflegen, wenn sie einen Seehund erlegen, sofort die Wunde zu verstopfen. Die Samojeden tauchen beim Verspeisen eines Renntieres jeden Bissen zuvor in Blut. Die ersten Urmenschen, die Höhlenbewohner der älteren Steinzeit, werden es schwerlich anders gemacht haben. Wir Kulturmenschen aber trinken das Blut der Tiere nicht mehr, es verströmt im Schlachthause, und da bleibt uns nichts übrig, als den Braten zu salzen. Aehnlich steht es mit den Vegetabilien. Der Grasfresser findet in der großen Menge Grünfutter, welches seine Nahrung bildet, genügend Kochsalz vor. Der Mensch aber wäre gar nicht im stande, so große Mengen von grünem Gemüse oder Salat zu verzehren, daß sein Kochsalzbedürfnis dadurch gedeckt würde; er raubt sogar dem Gemüse wie dem Salat noch einen Teil des Salzgehalts durch das Abbrühen beziehungsweise Waschen bei der Zubereitung; folglich muß er sein Gemüse wie seinen Salat salzen. Und die Cerealien? Ja, wenn wir die Getreidekörner roh essen könnten oder möchten, wie die Körnerfresser, so wäre das Salz dazu überflüssig, aber bei der Brotbereitung geht schon mit der Kleie (die Kleie des Weizens enthält fast $4^1/_2$% Salze) eine Menge Chlornatrium verloren, darum muß der Bäcker den Teig salzen, und darum ist der Genuß ungesalzenen Gebäcks (Mazzen ꝛc.) eine Kasteiung, eine Pönitenz.

Ich glaube hiermit dargethan zu haben, daß der Hinweis auf die Tiere, womit die Antisalzesser stets bei der Hand sind, ein fadenscheiniges Argument ist, welches für uns Kulturmenschen nichts beweist. Wollen sie die blutige Mahlzeit des Samojeden teilen, oder können sie Gras fressen, wie weiland König Nebukadnezar — à la bonne heure! so können sie des Salzes entbehren; wo nicht, nicht!

Die Salzgegner rühmen sich bisweilen, daß sie schon so und so lange Zeit gar kein Salz genossen hätten, und vergessen dabei naiver Weise, daß der Bäcker in ihr Brot eine recht große Portion Salz gethan hat, der Butterhändler in ihre Butter, und so weiter. Sie denken, weil kein Salzfaß auf ihrem Tische steht, daß sie kein Kochsalz zu sich nehmen. Aber wehe dem Menschen, dem wirklich einmal das Kochsalz entzogen wird! Davon konnten im Jahre 1870 die Belagerten in Metz ein Lied singen. Sie hatten noch Pferdefleisch, Mehl und allerhand Proviant genug, aber das Salz ging völlig aus, das Salz! — und dieses zu entbehren, war den Leuten schlechterdings unmöglich. Am furchtbarsten wird die Entbehrung des Salzes für solche Menschen, die hauptsächlich auf vegetabilische Kost angewiesen sind. Die Erklärung hierfür hat der Physiologe Bunge gegeben, indem er nachwies, daß der Kalireichtum der meisten Vegetabilien die direkte Ursache des Kochsalzbedürfnisses der Pflanzenesser ist. Durch die Pflanzenspeisen gelangen große Mengen Kalisalze ins Blut, und es findet nun im Blute eine chemische Umsetzung statt: es bildet sich Chlorkalium (an Stelle des normalen Blutbestandteils Chlornatrium) und das Natronsalz der Säure, die an das Kali gebunden war; beide werden alsbald durch die Nieren beseitigt, aber durch diesen Vorgang ist das Blut an Chlor und Natron ärmer geworden; mit anderen Worten: dem Organismus ist durch die Zufuhr von Kalisalzen Kochsalz entzogen worden; dieser Verlust kann nur durch Kochsalzzufuhr gedeckt werden.

Je kalireicher also die Nahrung ist, desto dringender ist das Bedürfnis nach Kochsalz. Nun aber enthält gerade die Kartoffel, das Hauptnahrungsmittel unserer Armen, eine kolossale Menge Kalisalze. Berechnet auf ein Aequivalent Natron, findet man

im Hühnerei	1	Kali	
im Fleische	3,98	„	
in der Gerste	8,5	„	
im Weizen	12	„	
in den Kartoffeln	31,42	„	(Ritter).

Nach obigem ist es verständlich, weshalb Kartoffeln ohne Salz zubereitet ganz ungenießbar sind.

Die Thatsache, daß vorwiegend von Vegetabilien lebende Menschen ein sehr starkes und dringendes Kochsalzbedürfnis haben, wird trefflich durch die französische Statistik illustrirt, welche feststellt, daß die Landbevölkerung pro Kopf dreimal soviel Kochsalz konsumirt, als die Bevölkerung der Städte. Während die Jägervölker, wie schon erwähnt, des Salzes entraten können, gibt es kein einziges vorzugsweise von Vegetabilien lebendes Volk, welches nicht das Salz als ein unentbehrliches Lebensmittel betrachtete. Diese Unentbehrlichkeit kann wohl nicht prägnanter ausgedrückt werden, als durch die höchste und feierlichste Eidesformel der Battas auf Sumatra, die fast nur von Feldfrüchten leben: „Daß meine Ernte verderben und ich nie Salz genießen möge, wenn ich nicht die Wahrheit sage!“

Obwohl das Kochsalzbedürfnis des Menschen je nach der Beschaffenheit seiner Nahrung schwankt, so läßt sich doch eine Durchschnittsangabe machen: Bei einer guten, zweckmäßigen, gemischten Kost wird ein Mensch täglich ungefähr zehn Gramm Kochsalz genießen müssen. Dies hat Barral berechnet. Bouchardat sagt, unser Kochsalzbedürfnis schwanke zwischen fünf bis fünfzehn Gramm pro Tag, was auf dasselbe herauskommt, während Barbier es weit höher, auf zwölf bis dreißig Gramm taxirt. Der französische Soldat konsumirt durchschnittlich sechzehn Gramm Salz pro Tag; über den Kochsalzkonsum des deutschen Soldaten fehlen sichere statistische Angaben.

Bei zu geringem Salzgenusse leidet alsbald die Verdauung. Im allgemeinen verlangen die am schwersten assimilirbaren Speisen den größten Salzzusatz. Namentlich gewisse Fettsubstanzen und stärkemehlreiche Speisen würden uns ohne Salzzusatz bald zum Ueberdruß werden und unsern Magen belästigen. Das Salz ist die Quelle der Salzsäure des Magensaftes; es ist daher begreiflich, daß das Salz als Heilmittel gegen Verdauungsschwäche gute Dienste leistet; es vermehrt die saure Reaktion des Magensaftes. Wer jemals einen Katzenjammer gehabt hat, kennt die wohlthätige Wirkung eines salzigen Herings, einiger Sardellen oder sonst einer scharf gesalzenen Speise auf den erschlafften Magen. Cerné hat schwere Magenkrämpfe dadurch geheilt, daß er den Kranken einen reichlicheren Kochsalzgenuß vorschrieb; die dyspeptischen Erscheinungen und die Schmerzen des Magens verschwanden in kurzer Zeit. Die Wichtigkeit des Kochsalzes für die Verdauung schildert Dr. Monin mit drastischer Uebertreibung, indem er sagt: „Das Kochsalz ist gleichzeitig ein Nahrungsmittel und ein Genußmittel, welches den Appetit verdoppelt und die Assimilation verzehnfacht.“

Nicht nur die Verdauung, sondern auch die Blutbildung wird durch Kochsalzgenuß begünstigt. Das gute deutsche Sprichwort: „Salz und Brot macht die Wangen rot“ enthält eine sehr nützliche Wahrheit. Unsere bleichsüchtigen jungen Damen würden gut thun, statt zu süßlichen Schleckereien, lieber zu gesalzenen Speisen zu greifen und das Beispiel ihrer rotbackigen Köchinnen nachzuahmen, die dem Salzfaß wacker zuzusprechen pflegen. Dr. Simon hat ganz recht, das Kochsalz ein Heilmittel der Chlorose zu nennen. Demange hat es auch den blassen skrophulösen Kindern empfohlen, und Professor Gubler den Personen mit lymphatischer Konstitution und schlechter Blutbildung.

Ueber die Anwendung des Kochsalzes zu sonstigen Heilzwecken seien mir nur noch wenige kurze Angaben gestattet. Bathrom und Rabow haben beobachtet, daß ein halber Theelöffel Kochsalz, auf einmal verschluckt, Migräne manchmal binnen einer halben Stunde beseitigt. Der Wiener Kliniker Nothnagel hat es bei Epilepsie gute Dienste leisten gesehen; auch hier wird wohl die starke Reflexwirkung des verschluckten Kochsalzes den Erfolg bedingen, ähnlich wie beim Blutspeien, wobei das Verschlucken einiger Theelöffel Kochsalz oder einer gesättigten Kochsalzlösung ein beliebtes Volksmittel ist, welches von B. Rush in die Medizin eingeführt wurde. — Martin Solon empfahl das Kochsalz den an Zuckerharnruhr Leidenden; Amédée Latour den Schwindsüchtigen. Burggraeve in Gent lobt diese letztere Verordnung außerordentlich.

Vermutlich wirkt hier der reichliche Kochsalzgenuß dadurch heilsam, daß er den Ernährungszustand verbessert. Sehen wir doch ähnliches an dem glänzenden Fell und dem blühenden Gesundheitszustand der Pferde und Rinder, denen man Salz unter das Futter mischt. Burggraeve hält das Salz auch für ein gutes Antiseptikum und allerdings auch für ein Schutzmittel gegen manche ansteckenden Krankheiten. Letzteres wäre noch zu beweisen.

Der unmäßige Genuß des Salzes ist schädlich (wie sich von selbst versteht), überreizt und entzündet den Magen und Rachen und erzeugt krankhaften Durst. Trinker haben ein Verlangen nach scharf gesalzenen Speisen, aber umgekehrt kann auch der gewohnheitsmäßige Genuß versalzener Speisen einen Menschen zum Trinker machen. Auch die Sehkraft und gewisse andere Funktionen leiden bei übermäßiger Salzschwelgerei. Aber kein Ding auf der Welt ist so gut, daß es nicht durch Mißbrauch zum Uebel werden könnte — sollte das Salz eine Ausnahme machen? Wir dürfen also diese Lobrede getrost mit dem Aphorismus des Naturforschers Plinius schließen:

„Nichts in der ganzen Natur ist uns so nötig und nützlich, wie Sonne und Salz!“

Die Grand'place in Brüssel.

Von

A. Caspary.

(Hiezu das Bild Seite 677.)

Carlisle spricht in einer seiner Abhandlungen „Ueber das Musikalische als Wert alles Bestehenden“ von einem „Accent“, den jedes Dorf habe, dem Rhythmus oder „Ton“, in welchem die Leute dort „sängen“, was sie zu sagen hätten — eine Wahrheit, die wohl mancher schon unbewußt empfunden. Neben diesem hörbaren Ton gibt es einen Ton für das Auge, der schwieriger nachweisbar ist, der „Ton“ aus dem ein Ort entstanden, der ihm seinen Charakter aufprägt. Derartige charakteristische Orte sind im Aussterben. Wo man sie aber noch findet, da herrscht auch das musikalische Element im Sinne Carlisles, unter welchem er versteht Einheit von Form und Gedanken, Harmonie, Poesie.

Man urteile selbst. Wir sind in der Hauptstadt Belgiens.

Aus der eleganten Montagne de la cour strebt geräuschvoll, stetig, ein Menschenstrom in die steil abwärts sich windende Rue de la Madeleine, die Hauptader für Verkehr und Geschäft, den Corso der Fremden und feinen Welt Brüssels. Die Gegensätze der modernen Kultur berühren sich hier schroffer als sonst wohl in der Hauptstadt. Viel zudringlichste Armut in abstoßender und anständiger Form neben natürlichen und geschminkten Schönheiten, wetteifernd in Toiletten. Eine raffinirte Einfachheit zeigt der Ladenflor zu beiden Seiten des schmalen Trottoirs. Dort, wo bei der „Galerie des Königs“ sich die bereits geweitete Straße

Digitized by Google

zum Marché-aux-herbes bis zum Boulevard Ansbach hinab öffnet, prallt in zwei gewaltigen Wogen, zerstiebend und stets sich von neuem gebärend, der lebendige Strudel an einander, der von unten nach oben und umgekehrt drängt. Vergleichsweise Stille herrscht in den Seitengassen, die ein und demselben Mittelpunkte, der Grand'place, zustreben. Folgen wir einer derselben. Das dämmerige Licht zwischen ihren hohen Häusern läßt den weiten Himmel nicht ahnen, der jetzt plötzlich, wie frohlockend, sich über uns wölbt. Ein Bild, dieser wahrhaft majestätische Platz mit der stillen Welt von Giebeln, Türmchen, Erkern, Figuren, die ihn umgibt! Der Turm des Rathauses in der Mitte strebt empor, ein ragendes Wunder in seiner vollendeten Gotik. Das Tageslicht schmiegt sich hebend, vertiefend um die Fülle des Ganzen, in der jedem sein Recht wird. Ueber steinernen Balustraden lehnen mit aufgestützten Ellenbogen Menschen, deren Physiognomie und Haltung einem Teniers entlehnt sein könnten. Die Zeit scheint hier still gestanden und der Weltgeist ausgeübt zu haben, was er sonst nur Gräbern erweist: Pietät. Diese Häuser ringsum könnten seine Denkmäler sein: ein Stück Weltgeschichte in Stein, Typen ihres Jahrhunderts, die unwillkürlich fast Ehrfurcht erwecken. Und sie gemahnen wirklich, nämlich an eine verlorene Liebe zur Arbeit, an vergangene Treue und Hingabe, an verrauschte Erdengröße und Pracht.

Im Mittelalter, als Gewerbe und Kunst noch ungetrennt ihren großartigen Aufschwung in den Niederlanden nahm, war die Grand'place eine Art nationalheiliger Ort, durch Ketten von seiner Umgebung geschieden. Kein Fest, keine politische oder bürgerliche Handlung, die nicht hier ihre Weihe, ihren Mittel- und Ausgangspunkt fand.

Der mächtige Bau in gemischt gotischem Stil, der fast eine ganze Seitenbreite des Platzes einnimmt, das „Haus der Korporationen", gehörte dieser Körperschaft und die Genossen der Marc Devos, der Corie und Vanderweyde pflegten sich daselbst zu versammeln. Die stolze Reihe aller Herrscher und Herrscherinnen der Niederlande schmücken als Büsten die Fassade, Steinbilder, deren Sinn nur schwer noch zu entziffern, die Eingänge.

Zünfte und Gilden, nicht minder wohlhabend, besaßen käuflich oder mietweise ebenfalls ihre Lokale. Dieselben hohen, schmalen, eng an einander sich lehnenden Häuser, wegen ihres reichen Goldschmuckes die goldenen Häuser genannt, bilden, durch die Weite des Platzes getrennt, ein würdiges Gegenüber des eben erwähnten Gebäudes. Was die Unbill des Wetters, sowie Krieg und andere Fährlichkeiten an ihnen verschont, erglänzt dort, unter dem Schönen das Schönere, und bekundet einen freien, fröhlichen, erfinderischen Geist. Seine Lust am Fabuliren offenbart sich an der Verschwendung von Zieraten aus Tier-, Pflanzen- und Fabelreich an Mauerwerk und Gesimsen, nicht minder durch die verschnörkelte, ausgetiftelte Form der Giebel, die jeder Ueberlieferung spottet. Hier, hinter den hohen, vergitterten Fenstern berieten die ehrsamen Meister. Die reiche Schützengilde hielt ihre Zusammenkünfte in der „Wölfin". Die „Wölfin" ist prächtig anzusehen, obschon der Phönix, der früher ihren Giebel krönte, sowie die vier Medaillonbilder römischer Kaiser an den Balustraden jetzt fehlen. Zwischen den langen Fenstern zeigen sich die Allegorien von Wahrheit und Lüge, Frieden und Streit. Ueber der Thür pflegt die Wölfin nach wie vor ihres historischen Amtes.

Die Schreiner und Möbelverfertiger, später auch die Schuhmacher, verkehrten im „Sack", einem Bau in gemischt dorischem Stil; die Schiffer im „Hörnchen", dessen Giebel das Hinterteil eines Schiffes zeigt, ehemals von kleinen Flußgöttern reichlich umspielt. Die Krämer hatten bezeichnenderweise ihr Standquartier im „Fuchs" und wie ihr Handel blühte, beweisen die erhaltenen Säulen, Karyatiden und Basreliefs.

Allen hier genannten und unerwähnten Gewerben voraus gediehen die Jünger des Gambrinus. Die Bierbrauer besaßen in der Nähe des Hauses der Korporationen den „Goldbaum", ganz aus Stein aufgeführt, wie Wauters ausdrücklich bemerkt. Die vergoldete Reiterstatue Maximilian Emanuels von Bayern glänzte auf dem Giebel, welche diejenige Karls von Lothringen 1793 ersetzte. Die Honoratioren- und Gildenhäuser lehnen sich einesteils an das Rathaus, andererseits an das „Haus des Königs" an.

Es gibt keine vollendetere und zugleich beredtere Architektonik als das Rathaus, ein Bau edelster Gotik, der wie die verkörperte Romantik erscheint. In seinem Innern empfing die Elite der Bürger Gesandte, Herzöge, Kaiser. Bogengänge, von Löwen bewacht, Wappen, zahllose Figuren in Nischen, der bereits erwähnte Turm, von Ruysbroek 1401, der Sage nach mit Belzebubs Hilfe erbaut, bilden seinen äußeren Schmuck.

Gegenüber das Haus des Königs, das seinen Namen von der hier stattfindenden Eidleistung der Stände erhielt, hat die meisten Wandlungen erfahren und verschiedenen Zwecken gedient. Deshalb vielleicht der auffallende Kontrast zwischen der lichtvollen Fassade im Renaissancestil und den düstern, wuchtigen Seitenmauern, die etwas Beklemmendes umweht, das untrügliche Kennzeichen für Menschen und Orte mit einer Vergangenheit.

Und diese Mauern haben Trauriges erlebt. Sie umschlossen die Staatsgefängnisse, in welchen unter anderen nach den blutigen Bürgeraufständen von 1421 und 1477 die Vorkämpfer städtischer Freiheiten schmachteten bis zur Exekution. Hier verbrachten die Opfer spanischer Tyrannei, die Grafen Egmont und Hoorn, ihre letzten Tage. Ein unterirdischer Gang führte sie zum Rathaus, wo Alba sein Scheingericht über sie abhielt. Vor dem Hause des Königs, unter freiem Himmel, fand die Hinrichtung statt. Jahrelang diente dann der Bau zum Brotverkaufe und infolge dessen hieß er das Brothaus. In späteren Zeiten wurde der Bau durch französische, spanische, österreichische Soldateska fast zur Ruine verwandelt. Nach dem Wiederaufbau 1841 wurden die oberen Säle zu Festlichkeiten benützt und „die Ehrenhaftigkeit", eine Vereinigung von Künstlern und Gelehrten, die Vorläufer des heutigen Cercle artistique, hatte daselbst ihre regelmäßigen Zusammenkünfte. An der Front dieses Hauses hat die neueste Zeit eine fast fieberhafte Thätigkeit entwickelt. Seit Jahren klopft tag aus, tag ein der Meißel, fliegt der Hebel und knarrt die Winde. Hin und wieder fallen Hüllen, die Schutz bei der Arbeit boten und siehe da! Hoch im Aether leuchten in ihrem Golde, in längst verschollenen Gewändern zierliche Gestalten: Armbrustschützen, Herolde, Ritter. Aus Nischen winken andere, höher hinan vergoldete Zacken und luftige Bogen in neu erstandener Schöne. Das Mittelalter auferstanden! Es schaut hernieder auf das Getriebe der Gegenwart, ein Leben von heute und doch auch nicht, trotz Nähe der Börse und des Boulevard Ansbach, über dessen breiten Trottoirs ein großartiger Weltverkehr rauscht und eine Luft weht, supermodern.

Die Vergangenheit scheint die Gegenwart zu beeinflussen, sie gleichsam abzutönen in ähnlicher Weise wie eine veraltete Gewandung ein jugendliches Gesicht. Hier fänden noch Gemütlichkeit und altväterisches Wesen eine Zuflucht. Sogar die lange Reihe der Fiaker vor der Rathausfront heimelt an. Die Blumenverkäuferinnen vor ihren Ständen nehmen sich aus, als seien sie da nur des Platzes wegen. Die Straßenbuben katzbalgen sich, trotz gelegentlicher Vermahnung einer ziemlich nachsichtigen Polizei.

Allsonntäglich, ehe noch St. Gudula im Reigengeläute ihrer Mitschwestern intonirt, erhebt sich auf dem Platze ein gemischter Chor anderer Art, der schmettert und pfeift, bellt und miaut. Die Präludien zum Tier- und Vogelmarkt, der sogleich beginnt, einziger, schwacher Nachklang an die ehemals hier glänzend entfalteten Messen. Nachfrage wie Verdienst sind jetzt nur gering, besser nur am Vorabende eines beliebten Heiligen. Blumendüfte und -farben lagern und leuchten alsdann über dem Platz. Jeder, auch der Bescheidenste, möchte als Geschenk für seine Lieben einen blühenden Topf oder einen Strauß erhandeln, um den als steifes Relief die Hökerin ein weißes Papier schlägt. Ein allgemeines Genügen scheint förmlich in der Luft zu schweben. In den dunklen Eingängen des Hauses der Korporationen bewegt es sich, heraus, hinein. Der ganze Bau ist bewohnt. In einem Teil des Erdgeschoßes hat ein Deutscher einen Bierschank eingerichtet. In einem andern finden Auktionen statt und eine Auswahl der käuflichen Gegenstände ist, der Sitte gemäß, auf der Straße ausgestellt. Im Goldbaum, schräg nebenan, sitzt man in niedrigen, kahlen Räumen und trinkt Faro oder Lambic, Brüsseler Hopfensaft, wenig schmackhaft für einen deutschen Gaumen. Mancher Inhaber der Droguerien-, Kurzwaren- und sonstiger Läden, die in der Wölfin, dem Fuchs, dem Hörnchen und anderweitig sich befinden, hat auch schon Feierabend gemacht. Er gähnt vor seiner Schwelle, während der Wind gebrochene Musiktöne über die alten Häuser trägt.

Einmal im Jahr, zur Feier der Selbständigkeit Belgiens, ersteht auf dem Platze ein Abglanz seiner vergangenen Bedeutung. In diesen Julitagen offenbart sich ein feuriger Patriotismus in kostspieligen, historischen Aufzügen, Paraden, Ansprachen. Der Zulauf zur Grand'place gleicht einer Völkerwanderung im kleinen. Auf dem schmalen Balkon an der Rathausfront harren die vom Schicksal Begünstigten. Gemietete Häuser sind vollgepfropft, bis in die Dachluken hinan. Auf Geländern und Gerüsten vergnügt sich die Plebs. Drei Uhr — die offizielle Stunde, laut welcher der Umzug die Grand'place erreichen mußte.

Vier schlägt's. Das Wetter ist glücklicherweise günstig. Lange bereits hat man sich, zur Freude der Wirte, häuslich niedergelassen, bis auf die Terrassen hinaus. Nirgends ein Murr- oder Schimpfwort. Gegen sechs Uhr ertönt verworrener, ohrenzerreißender Lärm und die Polizei säubert den Platz. Da nähert er sich, der berühmte Ommegang, das heißt Umgang der Riesen, langsam und gravitätisch, von wahrem Freudengejohle begrüßt. Wen kümmert's, daß diese Nachbilder Enaks oder der Giganten — die alten Chroniken sind sich nicht klar über ihre Entstehung — zur Travestie herabgesunken?!

Zwischen seinen Genossen stolzirt der Groot Vader. Er hat auch Familie: Mieke, Janneke, Klaeske. Aber von den Herrlichkeiten, die diesen aus Mecheln stammenden Ommegang so auszeichneten, daß Löwen, Antwerpen, Brüssel ihm nacheiferten, ist alles dahin. Statt der vier Haimonskinder, der kleinen Cupidos auf Kamelen, des Riesenglücksrades, an dem unaufhörlich acht Personen, darunter ein Ratsherr, ein Harlekin, eine Beguine, pirouettirten — groteske Allotria und gezwungene Lokalwitze. Die Menge beginnt inzwischen sich zu verlaufen, um Kräfte für den Abend zu sammeln. Denn schon beginnen mit einer stimmungsvollen Geschäftigkeit die Vorbereitungen zur Illumination. Lustige Weisen ertönen in Avenuen, auf Boulevards. Wenn es in den zierlichen Zelten schweigt, die an den gelegensten Punkten schon wochenlang vorher errichtet worden, so lösen wandernde Musikbanden sogleich ab. Die festlich erleuchteten Straßen hinab wehen Fahnen und tanzen bunte Lampions. Die allgemeine Bewegung steckt an.

Da — ein mächtiges Halt — liegt die Grand'place, wie ein Märchen anzuschauen in ihrem elektrischen Licht. Sogar das Leben, das auf ihm sich abspielt, erscheint wie gehoben, gleichsam verklärt. Plötzlich ertönt aus dem Musiktempel in der Mitte die Nationalhymne, die Brabançonne. In bengalischem Licht steigt in die Nacht der Turm, seine intimsten Schönheiten enthüllend. St. Michael hoch oben, der Schutzpatron der Stadt, erglüht wie in Feuer. Raketen zischen und malen, zersprühend, schillernde Lichter über die alten Gemäuer.

Aus den Gassen neben dem Rathaus winkt ebenfalls Licht, aber bescheideneres. In seinem traulichen Winkel am Brunnen steht — doch dies Herrlein in Gala, behandschuht, besternt — Manneken...? Seine Züge sind's, unverkennbar. Manneken, das so alt ist wie die Legende und doch ewig jung bleibt im Lande Flandern. Mit Rosen ist sein bronzenes Gitter umwunden und Rosen sind ihm zu Füßen gelegt.

Doch, was geht vor? Die Flämmchen, die den Kleinen soeben noch bestrahlten, züngeln plötzlich empor, flackern noch einmal wild und — sind gewesen...

Die Nachbarschaft ist ganz stille geworden. Fußtritte hallen, immer weiter — Mitternacht muß da sein und damit ist das Fest nur noch ein Traum für die Erinnerung.

Jagd auf Gnus.

Im August 1892, das heißt in dem kühlsten Monat der Trockenzeit Südafrikas, war es, als ich, der Jagd wegen in nur kurzen Tagemärschen, am Südrand des Etosa-Sees im Norden unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes entlang reiste. Meine Expedition bestand damals aus zwei der gewaltigen, mit je sechzehn bis zwanzig Tieren bespannten südafrikanischen Ochsenwagen, welche das Gepäck beförderten. Eine Anzahl Rinder als Proviant und elf Reitpferde wurden nebenher getrieben. Das Personal setzte sich zusammen aus einem Dutzend Bastards und Hottentotten, welche den Stamm bildeten, dazu etwa dreißig Buschmänner, zum Teil mit Familie. Diese Sab, wie sie sich selbst nennen, sind die vorzüglichsten Jagdgehilfen, welche man sich wünschen kann, ich schätze sie als solche völlig den Indianern gleich und ziehe sie selbst guten Hunden vor, da sie sich, wenn es nicht gerade weite Strecken über Fels geht, nie im Verfolgen einer Fährte beirren lassen, und fünf Buschmänner, trotz der Kleinheit und anscheinenden Schwächlichkeit ihres Wuchses, meist völlig genügen, um eine Antilope von der reichlichen Größe eines Edelhirsches in kürzester Zeit zu zerlegen und nach dem oft viele Stunden entfernten Lager zu tragen.

Ich ritt, wie gewöhnlich in Begleitung einiger gleichfalls berittener Bastardjäger, hinter denen zehn Buschmänner zu Fuß hertrabten, einen mehrere Stunden weiten Bogen neben der Marschrichtung der Wagen, um ungestört zu jagen, wobei man später gegen Ende des Tagemarsches wieder zu den Wagen stoßen muß, um gemeinsam das neue Lager aufzuschlagen. Als wir gegen Abend um eine Waldzunge bogen, sahen wir an einem andern Waldrand in zwei Kilometer Entfernung den eben ausgespannten Wagen, dreihundert Meter von uns aber auf der Steppe einen Trupp von etwa zweihundert gestreiften Gnus (Katoblepas taurinus), von den Boern „Wildebeest" genannt. Die Tiere starrten uns unschlüssig an, als wir aber näher kamen, wandten sie sich zur Flucht. Auf zweihundert Meter wurden unsere Pferde kurz parirt, wir sprangen aus den Sätteln, machten einige Schüsse, wobei ich einen jungen Bullen streckte, warfen uns wieder auf die Pferde und jagten der Herde nach, die jetzt nur noch als dicke Staubwolke erschien. Dabei wurde ein Trupp Quaggas (Equus Burchellii) aufgerollt und zwischen den Gnus mitgerissen. Einige gleichfalls überraschte Springböcke (Antilope Euchore) übernahmen unfreiwilligerweise für kurze Zeit die Führung, wobei sie wie Vorreiter in mächtigen, hocheleganten Zickzacksprüngen dahinschnellten. Bald war der gegenüber liegende, wenig dichte Waldrand erreicht, und die Gnus stürmten darin direkt den Wagen zu. Das dortige Personal hatte sich mit Gewehren und Pfeilen bewaffnet aufgestellt, um die Wildebeeste zu erwarten. Die Wachhunde aber fielen die vordersten Gnus an und brachten einen Augenblick die Herde zum Stutzen, so daß die Tiere zuerst nach den Seiten aus einander sprangen, bis sie alle wieder eine neue Richtung einschlugen. Während dessen war ich mitten zwischen die Herde gelangt, deren einzelne Tiere in dem dicken Staube wie wesenlose Schatten aber unter Gepolter wie bei einem Reiterangriff an mir vorübersausten. Ich ritt an diesem Tag ein junges Pferd, das noch nicht an die eigentümlichen und drohenden Gestalten der Gnus gewöhnt war, und deshalb, sowie durch die Hetze sich in solcher Aufregung befand, daß es wie sinnlos dahinraste und ich alle Kraft und Aufmerksamkeit darauf richten mußte, mir, abgesehen von den unangenehmen Dornbüschen, nicht die Kniee an den Bäumen zu zerquetschen. Ich konnte also die Zügel nicht loslassen, um vom Pferd zu schießen; zu halten und zu sicherem Schuß abzuspringen, war aber auch unmöglich. Einen Augenblick waren Menschen und

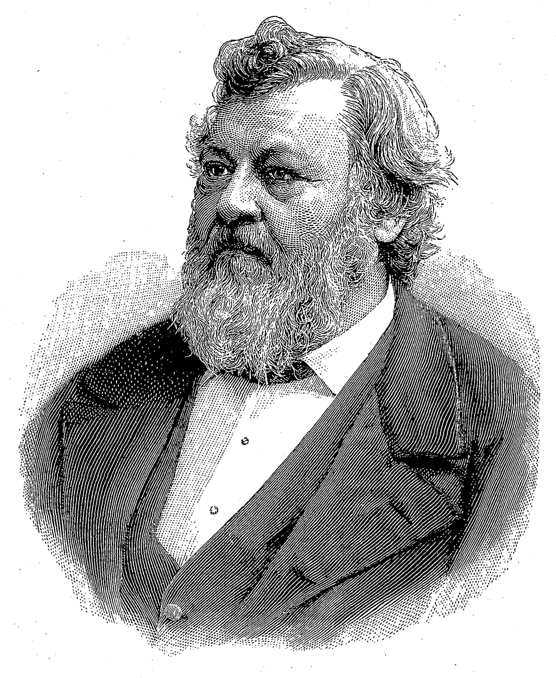
Digitized by Google

Tiere durch einander gemengt. Dicht vor mir vorüber blitzte ein Schuß und ein starkes Gnu stürzte, raffte sich aber sofort wieder auf und jagte weiter. An verschiedenen Stellen hockten Buschmänner auf der Erde und versandten von schwirrender Sehne ihre furchtbaren Giftpfeile, wobei sie sich durch Sträucher und Bäume deckten, um nicht überrannt zu werden. Wahrlich eine Scene wild bewegten Jägerlebens, die wohl ein Weidmannsherz höher schlagen lassen konnte. Eine Strecke weiter holte ich ein verwundetes Gnu ein, das sich eben, wie diese Tiere oft in solchem Fall thun, vom Haupttrupp trennte, und schoß es nieder, gab aber dann die weitere Jagd des Pferdes wegen auf, während meine Jäger allein die Verfolgung fortsetzten. Nach einer halben Stunde kamen sie zurück mit der Nachricht, es seien noch zwei Tiere erlegt. Daraufhin mußten sofort, ehe die Aasgeier ihr Werk beginnen konnten, zehn Buschmänner auf der Spur der Pferde abgehen, um das Fleisch zu holen. Ich selbst ritt zu dem erst geschossenen Wildebeest, dem die rechte Hüfte zerschmettert war, so daß es sich hinten nicht mehr erheben konnte, sonst würde ich mich wohl gehütet haben, eine Momentphotographie auf fünf Meter zu machen, ehe das Tier den Fangschuß erhalten hatte. Der zuverlässige alte Buschmann „Spinnekopp“, der bis zu Greens Tode diesem berühmten Elephantenjäger die schwere Büchse nachtrug, schleppte jetzt gewöhnlich meinen photographischen Apparat zu solchen Gelegenheiten. Sic transit gloria mundi! Sicher waren, wie fast unvermeidlich bei solcher Art der Jagd, noch mehrere Gnus durch Schüsse verwundet, und besonders allen Tieren, welche von Giftpfeilen der Buschmänner getroffen wurden, der Tod in kurzer Zeit gewiß, aber es wurde nicht weiter nach diesen Tieren gesucht, da inzwischen die Nacht anbrach und bis zum nächsten Morgen die Hyänen und Schakale sicher nur die Knochen übrig ließen. Die vier erlegten Gnus gaben einen Fleischvorrat für mehrere Tage und erlaubten meinen Leuten, die im Verschlingen ebenso viel leisteten wie nötigenfalls im Hungern, sich in viehischer Gier den Magen mit dem nicht besonders wohlschmeckenden Wildbret zu füllen. Die Gnus wurden am nächsten Tage nicht verfolgt, sondern die Reise fortgesetzt, da wir in dieser wildreichen Gegend sicher auf neue Beute rechnen konnten. Uebrigens setzt das Gnu, auch wenn es nicht mehr verfolgt wird, seine Flucht meilenweit bis zur Erschöpfung fort, während die meisten anderen Wildarten nach einiger Zeit stehen bleiben, um erst zu sehen, ob weitere Flucht nötig ist. Im Verhältnis zur Anzahl der Schüsse und Verwundungen scheint das Ergebnis von vier wirklich erlangten Tieren wenig günstig, man muß aber in Betracht ziehen, daß durch das scharfe Galoppiren auf oft schwierigem Terrain die Arme der Schützen unruhig werden, umsomehr, als bei diesem Jagen die schwere Büchse in der Hand getragen werden muß, um im günstigen Augenblick schnell zum Schuß fertig zu sein, und auch damit bei etwaigem Sturz das Pferd nicht so leicht das Gewehr zerbricht. Wir werden bei anderer Gelegenheit sehen, daß solche Ritte nicht immer so glatt abgehen, wie diese Jagd auf Gnus.

B. E. v. Uechtritz.

Karl Vogt.

Mit Karl Vogt, der am 5. Mai dieses Jahres im Alter von nahezu achtundsiebenzig Jahren in Genf gestorben ist, ist einer der hervorragendsten Naturforscher unserer Zeit und ein Gelehrter von seltener Vielseitigkeit aus dem Leben geschieden. Vogt war am 5. Juli 1817 zu Gießen geboren, wo sein Vater Professor der Medizin war. Er erhielt seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt und begann dort auch das Studium der Medizin, folgte aber 1835 seinem Vater nach Bern, wohin derselbe einen Ruf erhalten



Karl Vogt.

hatte. Nachdem er 1839 promovirt, ging er nach Neuchatel, wo er mit Agassiz und Desor naturwissenschaftlichen Arbeiten oblag. Er beteiligte sich namentlich an Agassiz' Gletscherforschungen und gab mit ihm gemeinsam mehrere Werke heraus. Daneben veröffentlichte er auch eine Reihe selbständiger Werke, die sich durch gediegene wissenschaftliche Forschung wie durch populäre Darstellung auszeichneten. Nachdem er sodann einige Jahre in Paris und später in Italien gelebt, wurde er 1847 Professor in Gießen und war 1848 Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt am Main, in welcher er der radikalen Linken angehörte. Seines Lehramts in Gießen enthoben, wurde er 1852 Professor der Geologie, später auch der Zoologie in Genf, wo er auch später zum Mitglied des Großen Rats, dann zum eidgenössischen Ständerat und 1878 zum schweizerischen Nationalrat gewählt wurde. Vogt war eine thatkräftige Natur und hat in seinem langen Leben manche literarische Fehde durchgefochten. Aber ebenso energisch — so hebt mit Recht ein ihm gewidmeter Nachruf hervor — wie in der Verfolgung seiner Gegner und wissenschaftlicher Irrlehren, war Vogt auch in der Verteidigung dessen, was er für wahr und gut hielt. Charles Darwin hat kaum einen wärmeren Fürsprecher gefunden als ihn. Er griff den Gedanken des genialen Engländers sofort auf und hat ihn in selbständiger Weise nach verschiedenen Richtungen hin ausgebaut, die Darwin selbst zu verfolgen Bedenken getragen hat. Vogt war stets ein Mann der Extreme. Er hatte radikale Anschauungen in der Wissenschaft wie in der Politik. Er war der eifrigste Vorkämpfer der materialistischen Weltanschauung, die um die Mitte dieses Jahrhunderts im Sturm die Köpfe aller Gebildeten eingenommen hat. Vogt focht Schulter an Schulter mit Ludwig Feuerbach, Jakob Moleschott und Ludwig Büchner. Büchner ist es dann geglückt, das wissenschaftliche Material, das Moleschott und Vogt zur Begründung der neuen Lehre beigetragen hatten, in seinem viel gelesenen Buche „Kraft und Stoff“ in landläufige Münze umzusetzen. All diesen Männern hat Friedrich Albert Lange in seiner vortrefflichen Geschichte des Materialismus ein würdiges Denkmal gesetzt. Die materialistische Weltanschauung, namentlich in der krassen Form, die Vogt vertrat, hat sich längst überlebt, aber auf die Entwicklung der deutschen Naturforschung ist sie nicht ohne Einfluß geblieben. In wesentlich abgeschwächter Form ist sie in Haeckels Monismus erhalten. Im Gegensatz zu vielen seiner näheren und entfernteren Fachgenossen hat Vogt es nicht verschmäht, die Wissenschaft ins Volk zu tragen. Ja, er betrachtete es als eine dringend notwendige Aufgabe, naturwissenschaftliche Kenntnisse zu verbreiten, weil er sie am geeignetsten hielt, den Gesichtskreis zu erweitern. Insbesondere hat Vogt seinen Teil dazu durch geologische und zoologische Schriften beigetragen, die Muster populär-wissenschaftlicher Darstellung sind. Noch besonders hervorgehoben zu werden verdient Vogts Anteil an der Entwicklung der anthropologischen Wissenschaft in Deutschland. Er half sie populär machen. Er war einer der Begründer der deutschen anthropologischen Gesellschaft 1869. Hat Vogt auch manchmal geirrt, so war er doch ein Mann von Geistesgaben, wie sie selten sind. In der Geschichte des deutschen Geisteslebens wird Karl Vogt unvergessen bleiben.

Schach.

(Bearbeitet von **E. Schallopp.**)

Partie Nr. 13.

Letzte Partie eines im Herbst 1894 zu Paris ausgefochtenen Wettkampfes, welcher — bei gleichem Stande der Gegner — unentschieden blieb.

Wiener Partie.

Weiß: J. Mieses (Leipzig). — Schwarz: D. Janowski (Paris).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	**e7—e5**	17) h3—h4	Te8—c8
2) Sb1—c3	Sb8—c6	18) g3—g4 [9]	Kg8—f7
3) g2—g3 [1]	Sg8—f6	19) g4—g5	h6—g5; [10]
4) Lf1—g2	Lf8—c5	20) De2—h5+!	Kf7—g8
5) d2—d3	a7—a6	21) h4—g5:	f6—g5: [11]
6) Sg1—e2	d7—d6	22) Lg2—e4 [12]	De7—e8
7) h2—h3 [2]	h7—h6	23) Dh5—g4	Kg8—f7
8) O—O	Lc8—d7 [3]	24) Lc1—g5:	Tf8—h8+
9) Sc3—d5	Sf6—d5: [4]	25) Kh2—g2	Kf7—g8 [13]
10) e4—d5:	Sc6—d4 [5]	26) Tf1—h1	Th8—h1:
11) Se2—d4:	Lc5—d4:	27) Ta1—h1	c7—c6
12) c2—c3	Ld4—b6	28) Dg4—h4!	Lb6—d8
13) Kg1—h2	Dd8—e7	29) f5—f6 [14]	Ld8—f6:
14) Dd1—e2 [6]	O—O [7]	30) Lg5—f6:	Kg8—f7
15) f2—f4	Ta8—e8	und Weiß kündigt Matt in drei Zügen an. [15]	
16) f4—f5	f7—f6 [8]		

[1] Die Lieblingsfortsetzung des Führers der weißen Steine.

[2] Rochirt Weiß sofort, so thut Schwarz dasselbe und zieht auf 8) Kg1—h1 dann Sf6—g4 9) Dd1—e1 Sc6—b4 mit starkem Angriff.

[3] Schwarz sollte lieber gleichfalls rochiren.

[4] Die Rochade verdiente noch immer den Vorzug. Der Bd5 drückt auf das schwarze Spiel.

[5] Besser Sc6—e7 mit nachfolgendem c7—c6.

[6] Auf 14) f2—f4 folgt O—O—O und Schwarz ist außer Gefahr.

[7] Nun folgt der entscheidende Vorstoß. c7—c6 sollte geschehen.

[8] Falls De7—f6, so De2—h5 nebst Lg2—e4 und g3—g4—g5.

[9] Weiß führt den Bauernangriff sehr energisch.

[10] Bei Kf7—e8 verliert Schwarz auf h6 einen Bauern; doch war diese Spielweise noch die verhältnismäßig beste.

[11] Notwendig, weil 22) g5—g6 droht.

[12] Stärker als Lc1—g5: wegen De7—f7, worauf Weiß die Damen tauschen muß oder den Bd5 einbüßt.

[13] Das schwarze Spiel ist auch durch andere Züge nicht mehr zu retten.

[14] Ein eleganter Schluß. Nimmt der Bauer (hier oder im nächsten Zuge), so folgt Dh4—h8+ und Th1—h7 matt.

[15] Durch 31) Le4—g6+ Kh7—g6: 32) Dh4—g5+ ꝛc.

Schluß der Partie Nr. 11.

Weiß: Kh1; Dg5; Tc1, g1; Lg2; Sf3; Ba2, b2, c5, h2.
Schwarz: Kg8; De2; Te8, f8; Sf4, g4; Ba7, g7, h7.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
29)	De2—g1:+	30)	Sf4—e2+
30) Kh1—g1: [1]		31) Kg1—h1	Sg4—f2 matt.

[1] Falls Tc1—g1:, so Sg4—f2 matt.

Schachbriefwechsel.

Sechzehnjähriger Schachfreund in Königsberg i. Pr. Bezüglich der Nr. 23 haben Sie recht: in der Wendung A führt auf 2) . . . Ke6—d5 nicht 3) Sc4—e3, sondern 3) Df8—c5 das Matt herbei. Auch Ihre Lösung der Aufgaben 25 und 26 ist richtig. Aber weshalb römische Zahlen? Der Deutlichkeit dienen dieselben nicht.

J. N. L. (Poststempel unleserlich). Fräulein Neti Linders Lösung zu Nr. 24 ist richtig, aber nicht vollständig. Es müssen auch die anderen Gegenzüge von Schwarz berücksichtigt werden.

Br. in Nordhorn. Lösungen zu 25, 26 und 27 richtig.

Für müßige Stunden.

Rätselhafte Inschrift.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 655:

Es kommen Schmeicheleien weit öfter aus dem leeren Magen als aus vollem Herzen.

Auflösung der Charade Seite 655:

Handschrift.

Fünfsilbige Charade.

Reich und ärmlich, schwer und luftig,
Dunkel, farbig, weiß und duftig,
Kennen meine ersten Drei
Kein ermüdend Einerlei;

Doch der Zweck, den sie erfüllen
Im Verschönen und Verhüllen,
Bleibt wohl überall sich gleich,
So verschieden auch ihr Reich.

Bald hier, bald an jener Stelle,
Schöpfend aus derselben Quelle,
Bringt dabei das letzte Paar
Form und Inhalt wechselnd dar.

Spendet es ein Auserwählter,
Von dem rechten Geist Beseelter,
Kann es Trost und Stärkung sein,
Kraft zu edlen Siegen leihn.

Problematisch ist dagegen
Stets des Ganzen Wert und Segen,
Ob es auch in voller Macht
Einem einz'gen zugedacht.

Ueber den es braust und wettert,
Jede Abwehr niederschmettert,
Unaufhaltsam im Erauß,
Feurig wie ein Lavafluß.

Wird der Sturm, statt zu verheeren,
Reinigend die Lüfte klären,
Daß, sobald der Morgen graut,
Heitrer Himmel wieder blaut?

(M. Sch., Kassel.)

Auflösung des Ausfüll-Rätsels Seite 655:

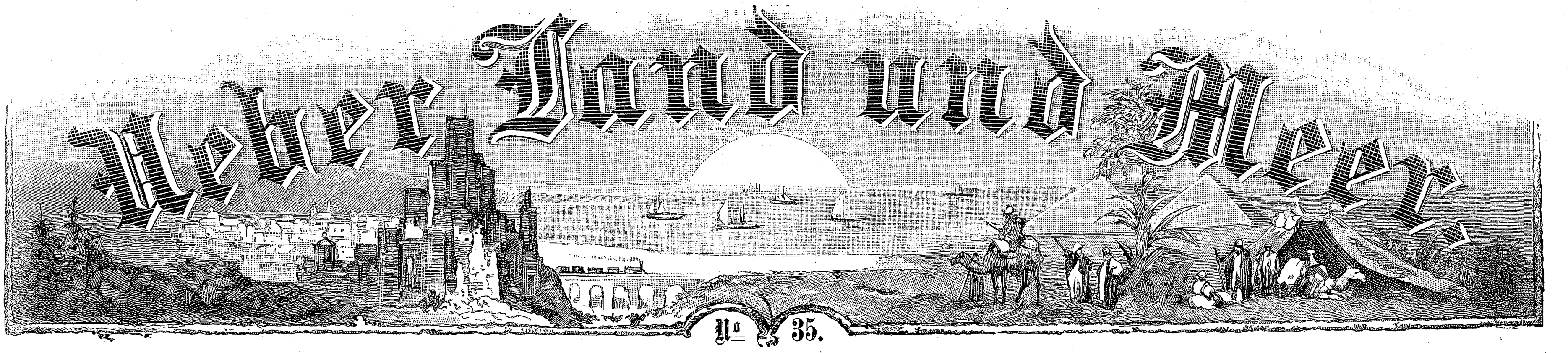
Opfer — Garde — Adour — Laehn — Dohle — Salve — Kairo — Nacht — Sohle — Siena — Arpad — Tafel — Reims — Wange — Dogge — Tusch — Tatra — Miene — Linse.

Auflösung des Homonyms Seite 655:

Gießen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Wilhelm Lauser** in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

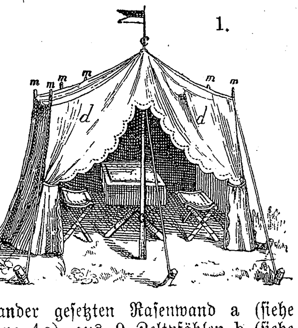


№ 35.

Unter uns.

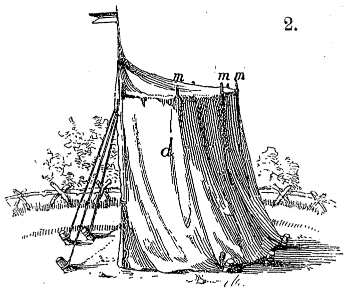
Ein praktisches Gartenzelt.

Für diejenigen lieben Leserinnen, deren Scepter sich auch über den Garten erstreckt, hoffe ich in dem mit Abbildung 1 vorliegenden Gartenzelt eine hübsche, leicht herzustellende praktische Arbeit zu bringen, die sich ungezählte Jahre hindurch dauernd bewähren wird. Mein Gartenzelt besteht aus der



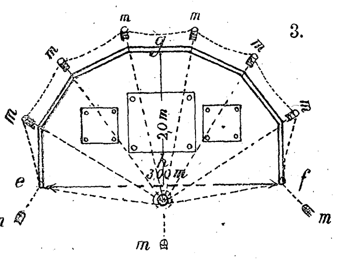
1.

an einander gesetzten Rasenwand a (siehe Abbildung 4a), aus 9 Zeltpfählen b (siehe Abbildung 5), aus der Mittelstange c, dem leinenen Behang d (siehe Abbildung 1 und 2) und den nötigen, mittelst Ringen an denselben befestigten Stricken. Die Breite, an der vordern Oeffnung des Zeltes gemessen, von e bis f beträgt 3 Meter, die Tiefe von g bis h 2 Meter (siehe Abbildung 3). Die Mittelstange c ist ohne die untere Spitze i, welche in den Boden greift, und ohne die obere Spitze k, um welche sich der Bezug schließt, 2 Meter 50 Cm. hoch (siehe Abbildung 5). Die zusammenlegbare Rahmenwand, Abbildung 4a, wird aus sieben Teilen gebildet, welche durch starke Scharniere mit einander verbunden



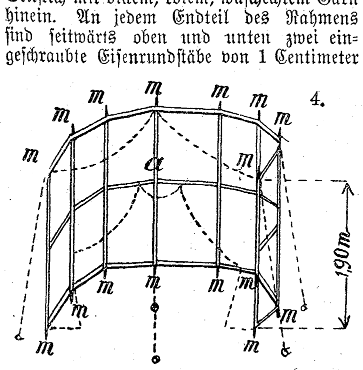
2.

sind. In Abbildung 51 gebe ich einen dieser sieben Teile wieder, von denen jeder einzelne 80 Cm. breit und 1 Meter 90 Cm. hoch ist, und welche vereinigt die senkrechte Innenwand für das Zelt herstellen. Ehe man diese sieben Teile durch die Scharniere zusammenfügt, überspannt man sie straff mit



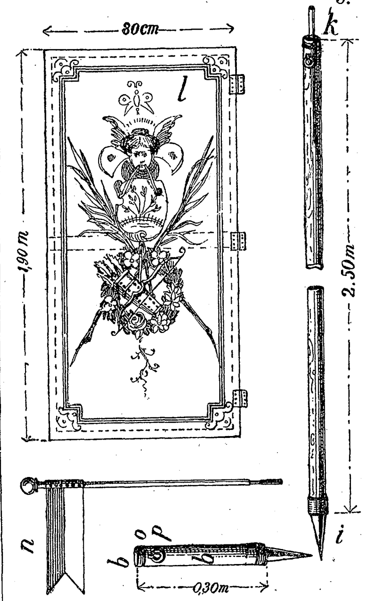
3.

grauer Leinwand, besetzt sie, wie es sich aus der Skizze ergibt, im Viereck mit 4 Centimeter breitem rotem, wollenem Band und stickt in die Mitte ein darauf übertragenes geschmackvolles Arabeskenmuster in Platt- und Stilstich mit dickem, rotem, waschechtem Garn hinein. An jedem Endteil des Rahmens sind seitwärts oben und unten zwei eingeschraubte Eisenrundstäbe von 1 Centimeter



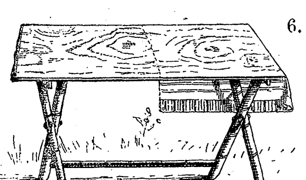
4.

Stärke, auf Abbildung 1, 2, 3 und 4 mit m markirt, angebracht, auf den dazwischen liegenden Rahmenteilen befindet sich aber immer nur je ein Eisenrundstab. Sie dienen oben zum Halten des Bezuges und greifen zu diesem Zwecke durch runde, in der Leinwand vorgesehene gesäumte Oeffnungen, unten spießen sie sich in den Gartenboden ein, wodurch sie den nötigen Halt beim Aufbau des Zeltes geben. Um denselben zu bewerkstelligen, stellt man zuerst die schon beschriebene, zusammenlegbare, mit gestickter Leinwand dekorirte Rahmenwand a als Innenwand für das Zelt auf. Durch einen leichten Druck auf die am untern Rande befindlichen, zugespitzten Rundstäbe m dringen diese nun in die Erde ein, so daß sich der Rand auf dem Boden aufsetzt, wobei man sich zur Erzielung der nötigen Rundung an das bereits angegebene Breitenmaß von 3 Meter zu

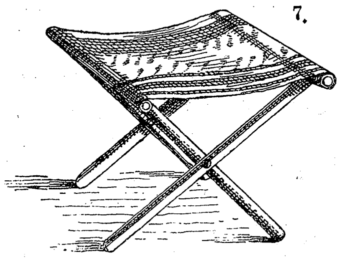


5.

halten hat. Hierauf greift man zum leinenen Zeltbehang, der aus dem Zeltdach, welches durch sieben sternartig zusammengenähte Zwickel gebildet ist, und aus der herabhängenden gardinenartigen Bekleidung, welche bis zur Erde herabreichen muß, besteht. Da, wo die Spitzen der Zwickel des Zeltdaches zusammentreffen, ist ein starker Ring von Leder eingenäht, durch welchen dann der Schaft der Fahne n (siehe Abbildung 5), die das Zelt schmückt, eingeführt und in die vorgesehene Bohrung am Ende der Mittelstange eingesteckt wird. Ist dies geschehen, stößt man die Stange, welche einen mit einer scharfen Spitze versehenen Eisenschuh hat, vor der Mitte des Zeltes kräftig in den Boden, wobei man die Stange noch einen Fuß nach außen rückt. Sodann schreitet man zum Einschlagen der neun Pfähle b (siehe Abbildung 5), welche, ohne Eisenschuh gemessen, 30 Centimeter lang, alle gleich groß und stark sind und oben einen eisernen Schutzring o haben, damit sich das Holz beim Einschlagen nicht spalten kann. Unmittelbar darunter ist ein beweglicher Eisenring so eingeschraubt, um die unten mit einem Haken versehenen Stricke aufzunehmen. Diese neun Pfähle werden,


6.

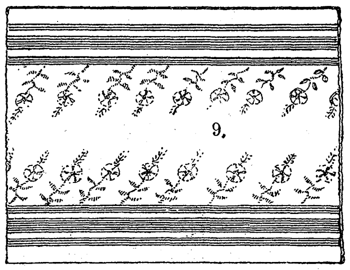
drei Fuß vom Zelte ab, schräg von demselben abneigend, in den Boden geschlagen und dann mit den Stricken, welche oben am Zelt durch eiserne Ringe auf die durchblickenden Eisenspitzen greifen, in Verbindung gebracht. Der leinene Behang über dem Eingang des Zeltes teilt sich in der Mitte, wie aus Abbildung 1 ersichtlich ist, wird mit rotem, wollenem Band bogenartig eingefaßt und gardinenmäßig zu beiden Seiten durch rotes Band oder durch gehäkelte Halter von rotem Garn gerafft. In das Innere des Zeltes placirt man einen zusammenlegbaren Feldtisch (siehe Abbildung 6) und 2 Feldstühle (siehe Abbildung 7). Der Tisch trägt eine gewöhnliche Tannenholzplatte von 80 Centimeter Länge und 60 Centimeter Breite, welche mit Gradleisten


7.

versehen ist, damit sich das Holz nicht wirft. Das Tischgestell wird durch scherenartig verbundene, nach Art der Feldstühle zusammenlegbare Füße gebildet, die durch je zwei Stege mit einander zusammengeschraubt sind. Die Platte überdeckt man mit einer Decke in entsprechender Größe von grauer Leinwand (siehe Abbildung 8), welche man im Vierecke, am äußeren Rande, dreimal mit rotem, wollenem Bande besetzt, wozu man zwei Breiten wählt, so daß in die Mitte 4 Centimeter breites Band und an beiden Seiten desselben 2 Centimeter breites rotes Band aufgenäht wird. Unmittelbar über dieser dreireihigen roten Bandkante zeichnet man sich in schräger Richtung, wie die Skizze genau verdeutlicht, kleine Blumenzweige von 7 Centimeter Länge auf, die man mit waschechtem, abschattirtem rotem Garn ausstickt, und zwar macht man die obere Ranke mit Fischgrätenstich, die Blüte, die Knospe und die Bläter mit Plattstich und die Stiele mit Stilstich. Die Mitte der Decke verziert man durch einen, den gestickten Ranken sich anpassenden graziösen Blumenzweig, den man in gleicher Weise mit rotem, abschattirtem Garn ausnäht. Eine dauerhafte, waschbare, graue Franse begrenzt schließlich diese hübsche Gartendecke, der die Bezüge der Feldstühle in Farbe, Material und Ausführung genau entsprechen (siehe Abbildung 9). Die beiden Feldstühle tragen also auf vier gekreuzten, in der Mitte zusammengeschraubten Beinen, von denen jedes einzelne 70 Cm. lang ist, den straff darüber gespannten grauen, gestickten Leinenbezug, welcher eine

8.

Breite von 35 Centimeter und eine Länge von 40 Centimeter hat. Bezugsquellen: die Rahmenwand a, die Zeltfläche b, die Mittelstange c, sowie die Tannenholzplatte für den Feldtisch nebst dem dazu gehörenden Gestell und die zusammenlegbaren Füße der Stütze läßt man sich nach den hier gemachten Angaben von einem Tischler verfertigen; die graue Leinwand zu dem Zeltbehang d, zu der Tischdecke und zu dem Bezug der Feldstühle kauft man in jedem größeren Leinwandgeschäft unter dem Namen „Grauleinen", bei 76 Centimeter Breite à Meter 55 Pfennig, bei 99 Centimeter Breite à Meter 70 Pfennig; bei 112 Centimeter Breite à Meter 80 Pfennig und bei 140 Centimeter Breite à Meter 1 Mark 10 Pf. Die erforderlichen Ringe für die Stricke, den


9.

eisernen Schutzring o, die nötigen Scharniere, die Schrauben, die angegebenen Eisenrundstäbe und die Eisenschuhe liefert jede Eisenwarenhandlung ganz nach Wunsch.

Lederkissen mit Brandmalerei.

Es ist keine ganz neue, hochmoderne Zeichnung, die sich uns hier als Schmuck des Kissens zeigt. Sie stammt ganz im Gegenteil aus Großmutters Jugendzeit und ist einer Zeitschrift für „schöne und künstliche Handarbeiten" entnommen, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts erschien. In der geschmackvollen Zeichnung und Anordnung der Blumen und Blätter lernen wir von neuem erkennen, wie gewandt man schon früher den Stift zu führen verstand, haben doch viele jetzt neu verwendete Zeichnungen lange Jahre in Staub und Vergessenheit gelegen. Das vorliegende Kissen ist aus genarbtem Naturkalbleder gearbeitet. Man trägt zuerst das Muster in der bekannten Weise, mit Hilfe des Vorzeichenstiftes, auf das feuchte Leder auf. Ist es wieder trocken, so arbeitet man

die Umrisse mit dem Brennstift sorgfältig nach, zeichnet das Randmuster auf und brennt auch dieses. Nun heißt es, den Grund ausbrennen. In feinen, gleichmäßigen Strichen, die alle senkrecht laufen, wird er ausgeführt. Man gebe sehr acht, daß nicht einige Stellen flüchtig gebrannt werden, da jede noch sichtbare helle Stelle im Grund der ganzen Arbeit ein unruhiges Gepräge gibt. Ist der Grund fertig, so schattirt man die Zeichnung. Ich warne davor, dies vorher zu thun. Man arbeitet dann ausnahmslos die Schatten zu dunkel und wenn man dann den Grund brennt, verschwimmen die Schatten mit demselben und die Zeichnung hebt sich nicht ab. Die Vorderseite unseres Kissens ist an den Langseiten ausgezackt, an den schmalen Seiten sind, mit Hilfe des Brennstifts, Löcher zum Schnüren angebracht. Die Rückseite bilden zwei dreieckige Stücke Leder, die in der Mitte mit ihren Spitzen zusammenstoßen und hier mit Lederschnüren verbunden sind. An den Schmalseiten des Kissens sind diese Teile mit dem vorderen Leder verschnürt. Hier hinein schiebt man ein weiches Kissen, das nur an den Ecken zu befestigen ist. Bei unserem Modell ist hellgrünes Tuch dazu verwendet. Die fertige Arbeit lohnt die Mühe des Anfertigens vollkommen und wird gewiß manchem ein willkommenes Geschenk sein.

M. v. H.

Frühjahrsrezepte.

Wir haben kein Diner im Auge und keine Neuheiten für die Pfanne. Denn die Zeit der Gemüse-Erstlinge, die der Feinschmecker das Frühjahr nennt, ist auch die Saison noch anderer, lebenswichtiger Ereignisse. Perennirend wie jene, fällt auch das große „Frühjahrsreinmachen" mit unwandelbarer Zuverlässigkeit in die Tage des Lenzes und seiner Delikatessen. Unter allen wirtschaftlichen Erschütterungen die gefürchtetste, weiß männiglich, was „das große Reinmachen" im Hause bedeutet. Die ganze Welt um uns ist grau, nur alle Flecken leuchten auf einmal in grellem Licht. Alle Spiegel blind, alle Bronzen matt, die schönsten Nippes im Salon, hunderterlei verschiedenes Material in Wohnräumen, Küche, Boden und Keller unansehnlich und der Auffrischung bedürftig: ja, wo ist die rettende Hand, die sich anheischig macht, unser Haus in allen seinen einzelnen Teilen wie funkelnagelneu aus dem großen Frühjahrsfeldzug hervorgehen zu lassen? — Unter dem Titel: „Der kleine Dietrich im Schlüsselkorb" hat Johanna von Sydow, die langjährige, bekannte Mitarbeiterin unserer Zeitung, ein kleines, originelles Miniatur-Büchelchen erscheinen lassen, das da in allen Verlegenheiten sicheren Aufschluß gibt. Mehrere hundert von erprobten Rezepten und Anweisungen zur Auffrischung älterer Hauseinrichtungen, Beseitigung der schwierigsten Flecken, Risse und Brüche in allem nur denkbaren Material machen den kleinen, hübsch ausgestatteten Buchzwerg zu einem fast unentbehrlichen Hilfsschlüssel für jedes Haus. Er ist gegen 1 Mk. 20 Pfg. (auch Briefmarken) durch Frl. Elis. Bahr, Canth in Schlesien, zu beziehen und hat binnen einem Jahr die fünfte Auflage erfahren.

J. K.

Zitronenessenz.

Lebt man auf dem Lande, hat man nicht jederzeit Gelegenheit, frische Zitronen zu bekommen. Um nun Limonade nach Gefallen bereiten zu können, koche man eine Zitronenessenz, die man nach Bedarf verwenden kann. Es wird ein Pfund Zucker mit einem halben Liter Wasser gekocht; man rührt ein zu Schnee geschlagenes Eiweiß daran und läßt das gut einkochen. Nun seihet man das Ganze durch ein Tuch, gibt von sechs bis sieben Zitronen den Saft daran und füllt die Essenz, wenn sie erkaltet ist, in Flaschen, die man fest verpfropft.

S. A.

Der Paartopf

war in Berlin unbekannt, bis Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. denselben gelegentlich eines Jagdausfluges nach Ostpreußen in seiner ursprünglichen Bestimmung erblickte und so originell fand, daß sofort ein Exemplar Ihrer Majestät der Kaiserin gesandt werden mußte. Seither hat sich die Mode dieses ländlichen, höchst praktischen Gefäßes bemächtigt, welches bis dahin ausschließlich von den Frauen der Feldarbeiter benützt worden war, um den Männern ihr Mittagsmahl, Milch oder Suppe nebst Zugericht, nachzutragen. Man verwendet nunmehr den Paartopf gerne als Blumenvase. Seiner Eigenart entsprechend, füllt man ihn nicht mit prunkenden Blumen, sondern einfachen und doch so reizenden Feld- und Waldblüten, welche im Winter durch trockene Gräser ersetzt werden. Nächst den Kunstmaterialienhandlungen der Hauptstadt, welche sich mit Paartöpfen und Töpfchen verschiedener Art versehen haben, wird der einfachste Töpfer jeder Kleinstadt nach folgender Abbildung solche liefern können. Wir ver-

mögen bei einer solchen Bestellung die Farbe der Glasur je nach Wunsch zu wählen; gefällt uns diese später nicht, so können wir den Gegenstand mit Emaillefarbe anstreichen. Ebenso bescheiden wie die Blüten, mit denen er gefüllt wird, muß auch die Verzierung des Paartopfes sein. Den vorliegenden (16 Centimeter hohen) hatte der Töpfer eines ostpreußischen Städtchens so ungeschickt glasirt, daß er schlechterdings nicht für das Zimmer zu gebrauchen war. Ich strich ihn nun mit blaßblauer Emaillefarbe an, ließ diese ganz hart trocknen und malte mit lasirender Oelfarbe (blauer Ultramarin, dunkel), die ich stark verdünnte, je eine kleine Delfter Landschaft auf die Vorderseiten. Die Ausführung ist die denkbar einfachste und besteht nur in nicht zu feinen Konturstrichen und breiten, gleichmäßig angelegten Schattenpartien. Rings um die Töpfe über den Landschaften zeichnete ich mit kupferfarbener Bronze ein kleines Muster und versah den obern Rand und die Verbindung beider mit in gleichmäßigen Zwischenräumen hingesetzten Bronzestrichen. Ein crèmefarbenes Seidenband, um den Henkel zur Schleife gebunden, bildet den Abschluß.

A. Br.

Digitized by Google

Literatur.

— Das Meyersche Konversationslexikon (Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien) ist mit seiner fünften Auflage nunmehr bis zum achten Bande (Großkreuz bis Hübbe) gediehen und läßt in der Reihe der jetzt vorliegenden stattlichen Bände der neuen Fassung recht deutlich die großen Vorzüge hervortreten, über die es verfügt. Wenn Deutschland berufen war, die populäre Real-Encyklopädie ins Leben zu rufen und sie einem seltenen Grade der Vollkommenheit entgegenzuführen, darf das Meyersche Konversationslexikon einen sehr großen Teil dieses Verdienstes für sich in Anspruch nehmen. Sein Vorgehen ist besonders nach zwei Richtungen hin ein bahnbrechendes und vorbildliches gewesen, in der Ausgestaltung des wirklichen Nachschlagebuches und in der Einführung der so überaus wichtigen bildlichen Erläuterung zu seinem Texte. In dieser Hinsicht ist es bisher von keinem einzigen aller ähnlichen und mit ihm rivalisirenden Werke übertroffen worden, und es beweist uns gerade die neue Auflage, wie sehr es die Leitung des Unternehmens sich angelegen sein läßt, fort und fort an der Vervollkommnung ihres wahrhaft national zu nennenden Werkes zu arbeiten. Es braucht zum Beweise dessen nur auf die zahlreichen technischen Artikel verwiesen zu werden, die in der That den Namen von mustergiltigen Arbeiten verdienen, weil sie mit einer vorher noch kaum erreichten Anschaulichkeit Aufschluß über ein Gebiet gewähren, dem mit gespanntester Aufmerksamkeit die Augen unserer Zeit zugewandt sind. Wer sich über die so hochwichtigen Erscheinungen der Elektrotechnik unterrichten will, braucht nur die betreffenden Artikel nachzuschlagen und er wird in knapper, prägnanter und dabei für jeden Gebildeten verständlicher Darstellung alles das finden, was er zu wissen begehrt. Zusammengestellt würden diese Artikel ein vollständiges Lehrbuch oder einen vollständigen Leitfaden ergeben, und wie auf diesem Gebiete, sieht es auf allen anderen aus. Die geographischen Karten des Meyerschen Lexikons bilden den vollständigsten und exaktesten Handatlas, den man sich denken kann, seine Stadtpläne die erwünschteste Zugabe zu jedem Reisehandbuch; seine kulturgeschichtlichen Artikel entwerfen uns mit ihren Beilagen ein umfassendes und anschauliches Bild der Geschichte des menschlichen Fortschrittes, und seine historischen Notizen ersetzen uns jedes geschichtliche Handbuch. Der Hauptvorzug des Werkes besteht aber darin, daß alles in ihm einen einheitlichen, zielbewußten Plan zu erkennen gibt, während andererseits im einzelnen wieder alles auf das praktische Bedürfnis des Augenblicks berechnet ist. In seiner gegenwärtigen Gestalt stellt das Meyersche Lexikon ein Volksbuch dar, dessen Beihilfe keiner entbehren kann, der irgendwie unser Tagesleben verfolgen will, und das daher in keinem Haushalte fehlen sollte.

— Das „Handbuch der deutschen Tracht“ von Fr. Hottenroth (C. Weise, Stuttgart) ist gegenwärtig bis zur 15. Lieferung vorgeschritten und nähert sich somit seinem Ende. Es hat im Verlaufe seines Erscheinens alles das gerechtfertigt, was sich bereits bei Beurteilung seiner Anfänge sagen ließ; der Verfasser, dessen kundiger Hand wir bereits so manchen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Kostümwesens verdanken, hat in Wort und Bild eine Darstellung aller derjenigen Trachten geliefert, die in Deutschland von der frühesten geschichtlichen Zeit bis auf unsere Tage auf- und wieder abgekommen sind. Was seinem Werke einen ganz besonderen Wert verleiht, ist, daß er einesteils seinen ganzen Stoff mit größter Genauigkeit nach den zuverlässigsten Quellen zusammengestellt hat und er anderntheils bestrebt gewesen ist, seine Darstellung so frisch und lebendig zu halten, daß sein Buch nicht nur den Fachmann, sondern auch jeden Gebildeten interessiren muß. Gerade das Hottenrothsche Werk zeigt uns, wie die Geschichte der Tracht auf das engste mit der Geschichte der ganzen Gesittung verwebt ist, und wie wir von der Zeit der Sandale und des Lederpanzers bis zu der des Kollers und der Staatsperücke uns für das eine Gebiet kein Verständnis erschließen können, wenn wir das andere nicht beherrschen. Bei alledem ist das Werk für den Fachmann, den Historiker sowohl wie den Künstler und Kunsthandwerker besonders beachtenswert wegen der bis auf alle Einzelheiten und sogar die Mitteilung von Schnittmustern sich erstreckenden Genauigkeit der bildlichen Erläuterungen.

h.

Notizblätter.

Bühne.

— Im Hoftheater zu Stuttgart gelangte zum Besten der deutschen Bühnengenossenschaft die Operette „Farinelli“ von Hermann Zumpe unter Leitung des Komponisten zur Aufführung und fand bei dieser Gelegenheit so lebhaften Beifall, daß sie sich jedenfalls dauernd auf dem Spielplan behaupten wird. Als jüngste Neuheit im Schauspiele brachte die Hofbühne ein einaktiges Lustspiel „Eine Momentaufnahme“ von A. W. Meyer, das sehr ansprach, besonders seines hübsch und geschickt geführten Dialogs wegen.

— Die Oper „Die schwarze Kaschka“, Dichtung von Viktor Blüthgen, Musik von Georg Jarno, erfuhr im Breslauer Stadttheater am 12. Mai ihre Erstaufführung und wurde am 14. vor dichtbesetztem Hause wiederholt. Der Beifall war beidemale ein außerordentlicher. Der starke Eindruck kam ebensowohl auf Rechnung der ergreifenden Handlung und der reizvollen Musik, wie der vorzüglichen Besetzung und der glänzenden Inscenirung.

Bildende Künste.

— Die Malerjury für die Münchener Jahresausstellung 1895 im königlichen Glaspalast hat sich folgendermaßen konstituirt: Vorsitzender: Ludwig von Löfftz, Direktor der königlichen Akademie der bildenden Künste; Stellvertreter: Professor Alfred von Kowalski; Schriftführer: Fritz Bär; Stellvertreter: Kunz Meyer; Mitglieder: Christian Bär, Karl Blos, Gilbert von Canal, Professor Franz von Defregger, Albin Egger-Lienz, Franz Eisenhut, Professor Walter Firle, Georg Jakobides, Orrin Peck, Theo Schmuz-Baudiß, Georg Schuster-Woldan.

Briefmappe.

Techniker in Chemnitz. Was Sie suchen, dürften Sie wohl in Hachmeisters „Literarischem Monatsbericht für Bau- und Ingenieurwesen, Elektrotechnik und verwandte Gebiete“ finden. Derselbe erscheint (Leipzig) am 1. jeden Monats zum Jahrespreise von 2 Mark und soll den Gelehrten wie den Fachmann und Techniker über die Literatur seines Wirkungskreises orientiren. Vor allem ist es Zweck des Unternehmens, dem Leser die neuerschienene Literatur vorzuführen und ihm die in Vorbereitung befindliche anzukündigen.

Röschen im Haag in G. So leid es uns thut, müssen wir doch erklären, daß Sie die Wette verloren haben. Das a im Worte „Walküre“ ist nicht lang und es darf das Wort daher nicht wie „Wahlküre“ ausgesprochen werden, sondern wie „Wallküre“, wie wir ja auch „Wallhalla“ folgerichtig sprechen und schreiben. Das Amt der Walküren hatte allerdings mit dem Wählen (des im Kampfe zum Tode bestimmten Helden) etwas zu thun, aber dieses Wählen wird durch den Wortteil „küre“ (die „Kürerin“, „Wählerin„) ausgedrückt. Das Wort „Wal“ (val) findet sich in fast allen älteren germanischen Sprachen und hat die Bedeutung „Kampftoter“, das heißt der im Kampfe Gefallene im Gegensatze zu dem „Feigen“ oder Betttoten, das heißt dem auf dem Krankenlager Gestorbenen. Der Laut a in demselben ist jedesmal ein kurzer. In neuerer Zeit schreiben auch die skandinavischen Herausgeber alter Texte meistens vallkurjar (die Walküren), statt wie früher meist valkürjar. Die Aussprache „Wahlküre“ beruht auf einem Irrtum, nicht Richard Wagners, wohl aber der Wagnerianer.

A. J. in B. Was der Name „Großkophta“ bedeutet, sollten Sie schon aus dem gleichnamigen Lustspiele Goethes wissen: den Vorsitzenden des 1782 von Cagliostro gestifteten theosophisch-mystischen Maurerbundes, den er „Aegyptische Maurerei“ taufte.

Leonhardi's Tinten

Specialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte Eisengallus-(Normal-) Tinten, Klasse I. u. II.

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffener Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Das Beste für Bücher, Akten, Documente und Schriften aller Art.

Jede Füllung trägt einen Hinweis auf staatliche Prüfung.

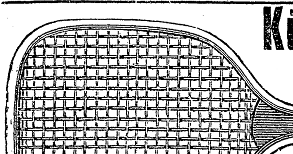
Schutz-Marke — Trade Mark

Goldene Medaillen Ehren- u. Verdienst-Diplome

Aug. Leonhardi

Fabrik Dresden, gegr. 1826

D.R.M.S. No 13867.



Küster Perry & Co. Nachf., Frankfurt a. M., empfehlen:

Lawn Tennis Spiele,
Lawn Tennis Schläger,
Lawn Tennis Netze und Bälle,
Lawn Tennis Anzüge und Schuhe,
Lawn Tennis Spielregeln (deutsch) M. 0,50.
Illustrirte Preislisten gratis und franko.

Lebensversicherungs- & Ersparnis-Bank

STUTTGART — gegründet 1854.

Aller Ueberschuss den Versicherten.
Dividende für die Versicherten:
Nach Plan A II: 40% der ordentlichen Jahresprämie und extra 20% der alternativen Zusatzprämie.
Nach Plan B: 3% aus der einbezahlten Gesamtprämiensumme.

Niederer Verwaltungsaufwand. Günstigste Versicherungs-Bedingungen (insbesondere bei Krieg, Selbstmord, Zweikampf, Unglücksfall, Zahlungsversäumnis etc. etc.)

(Ausführliche Prospekte unentgeltlich bei der Bank und den allerorts aufgestellten Vertretern.)

Unter Staatsaufsicht.
Versicherungsstand: 420 Millionen Mark.
Bankvermögen: 117 Millionen Mark, darunter Extrareserven: 18½ Millionen Mark.

Seit Bestehen der Bank bis Ende 1893 wurden Ueberschüsse erzielt: 53 Millionen Mark.
Dividenden an Versicherte bezahlt: 36 Millionen Mark.
Versicherungssummen ausbezahlt: 68 Millionen Mark.

Flügel — „Schiedmayer, Pianofortefabrik“ vorm. J. & P. Schiedmayer Königl. Hoflieferanten — Pianino — Harmonium — Instrumente allerersten Ranges — Weitgehendste Garantie — Stuttgart Neckarstr. 12. — Stammhaus gegründet 1781

Grösste Fabrik dieses Namens.

Dresden: Pragerstrasse 25. — Berlin: Königgrätzerstr. 81.

Frauenschönheit

wird konservirt durch das Plätten und Bügeln mit unserem Glühstoff (Patent Martin) im Gegensatze zu dem bisherigen Plättverfahren mit Plättbolzen oder Holzkohlen, wo Hitze und Dunst Teint und Nerven ruiniren. Unser Glühstoff ist in Cartons zu 40 Pf., unser Patentplätteisen zu M. 3,50 in allen besseren Hausgeräte- und Eisenhandlungen zu haben. Man verlange aber ausdrücklich unsere echten Fabrikate. Wo nicht erhältlich, versenden wir als je ein Postpaket 4 Cartons Glühstoff und ein Plätteisen ab hier. Zu jedem unserer echten Plätteisen wird gratis ein Anglühapparat und eine Zange geliefert.

Deutsche Glühstoff-Gesellschaft, Dresden.

Hans von Bülow

fand die Pianinos aus der Fabrik von W. Arnold, Aschaffenburg, als die besten und wählte eins zum eig. Gebrauch. Preisliste u. Bülows Original-Dankschreib. gratis.

Billigste Bezugsquelle für

Teppiche!

fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtkatalog gratis.

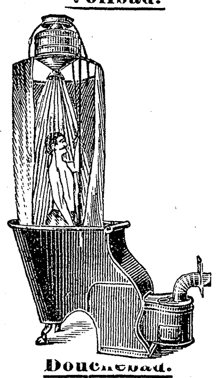
Sofastoff-Reste!!

einfarbig und bunt spottbillig. Proben frko.

Teppich-Fabrik Emil Lefèvre, BERLIN S., Oranienstr. 158.

Vollbad.

Mit 5 Pfennig Kohle kann sich Jedermann zu Hause ein Voll- und Douchebad (Regen- wie Strahldouche) verschaffen, welcher sich Teichmann's verbesserten heizbaren Badestuhl kauft. In jedem Zimmer sofort aufstellbar. Illustrirte Preisliste kostenfrei.



Douchebad.

Kosch & Teichmann,

Berlin S., Prinzenstrasse 43.

Fabrik heizbarer Badestühle, Badewannen, Doucheapparate, Schwitzapparate, Eisschränke, Zimmerklosets und Bidets.

Bitten genau zu beachten

Jeder von uns gekaufte Badestuhl kann sofort wie auch später für Dampfbad eingerichtet werden.

Königliches Nordseebad Norderney.

Eröffnet am 1. Juni. — Geschlossen am 10. Oktober.

1894: 20790 Kurgäste.

Wasserleitung und Schwemmkanalisation. Elektrische Beleuchtung des Strandes und der Kuranlagen. Wandelbahn über dem Meere. Feste, ebener Strand, schöne Gartenanlagen, schattige Spaziergänge. Gut ausgestattete Badehäuser, grosses Kurorchester, neues Kurtheater. Lawn Tennis- und Kinderspielplätze. Gelegenheit zu Ausflügen, Schiessübungen, Lustfahrten in See u. s. w. Regelmässige Dampfschiff-Verbindungen mit Norddeich, Bremerhaven und Hamburg. Schnellzug-Verbindungen bis Norddeich mit Anschluss an die Dampfschiffahrt. Prospekte gratis und franko durch die

Kgl. Badeinspektion.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen VERSTOPFUNG

Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS. 33. Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Stuttgart. Neues Tagblatt.

Das verbreitetste Blatt Württembergs und deshalb das für Anzeigen in diesem Bezirk weitaus wirksamste. Abonnements bei allen Postämtern zum Preise von nur M. 2.80 vierteljährlich. Inseratenpreis für auswärts 20 ₰ die Zeile. Reklamen 50 ₰.

Tägliche Auflage 32,000 Exemplare.

Digitized by Google

A. v. S. in H. Der Dichter Paul Baehr, dessen „Neues Buch der Lieder“ mit Recht Ihren vollen Beifall gefunden, ist 1855 zu Thorn geboren und lebt in Oeynhausen, Westfalen. Das genannte Werk ist jüngst in fünfter Auflage bei Otto Hendel zu Halle a. d. S. erschienen.

E. M. in H. Der Verein für Hausbeamtinnen (Stützen, Hausdamen, Kinderfräulein) ist im März 1894 begründet worden. Die damals nur provisorisch entworfenen Satzungen gelangten auf der jüngst in Leipzig abgehaltenen Generalversammlung zur entgiltigen Gestaltung. Der Verein verfolgt die Hebung der Berufsbildung wie die Förderung des materiellen Wohles der Angestellten. Zur Erreichung dieser Zwecke wird unter anderem die Errichtung einer weitverzweigten Stellenvermittlung, die Begründung von Darlehens- und Hilfskassen wie eine Altersversorgung angestrebt. Der Verein zählt bereits über tausend Mitglieder. Vorsitzende ist Frau Professor Mathilde Weber zu Tübingen, Leiterin der Zentralstellenvermittlung Frau Hauptmann Schmid zu Leipzig, Grassistraße 33.

H. H. in Groß-Glogau. Ihnen für die freundliche Zusendung dankend, bedauern wir, dieselbe nicht verwenden zu können. Das Frühlingsgedicht ist in Gedanken und Bildern etwas zu allgemein gehalten und das zweite in seiner Gedankenunterlage zwar recht hübsch im Ausdruck, aber nicht unanfechtbar.

K. M. in Hamburg. Ein Werk, wie Sie es wünschen, dürfte das demnächst im Verlage von Schall und Grund in Berlin (Geschäftsleitung des „Vereins für Bücherfreunde“) erscheinende Gedenkbuch „Krieg und Sieg 1870 bis 1871“ sein. Dasselbe weist eine Zahl von namhaften Mitarbeitern auf und wird bei einem Umfange von 600 Seiten gegen 300 Illustrationen enthalten. In Prachtband gebunden, soll es 6 Mark kosten.

Landwirt in Schlesien. Die deutsche landwirtschaftliche Gesellschaft wird im Jahre 1896 ihre Wanderversammlung und Wanderausstellung in Stuttgart und zwar auf dem seit nunmehr achtzig Jahren so populären Boden des Cannstatter Wasens abhalten. Im gleichen Jahre findet in Stuttgart auch die Ausstellung für Elektrotechnik und Kunstgewerbe statt, so daß Sie beide Zwecke mit einander vereinigen können.

G. L. in H. Wir vermögen leider auch diesmal Ihrem Wunsche nicht zu entsprechen.

J. Sch. in Schwarz in Tirol. Die Handschriftenbeurteilung wird durch L. Meyer in Ragaz und nicht durch die Redaktion ausgeführt. Zur Erlangung einer Antwort ist es erforderlich, daß Sie eine Schriftprobe und die Quittung über den zuletzt gezahlten Abonnementsbeitrag einsenden.

O. G. in K. W. Ob eine Ausgabe des Horaz, wie Sie sie wünschen, existirt, vermögen wir nicht zu sagen, halten es aber nicht für wahrscheinlich. Es gibt eine Sonderausgabe der Satiren mit Uebersetzung und Kommentar von Kirchner und Teuffel (Leipzig, 1854—1857, 2 Bände), ebenso eine solche der Briefe mit Uebersetzung von Döderlein (Leipzig, 1856—1858, 2 Teile) und eine ähnliche von Feldbausch (daselbst, 1860). Näheren Aufschluß dürften Sie wohl in dem Werke „Horaz, sein Leben und seine Schriften“ von Aly (Gütersloh, 1893) finden.

M. K. Der Wert derartiger Bücher ist sehr verschieden, je nach dem Zustande ihrer Erhaltung. Aufschluß kann Ihnen nur ein Sachverständiger geben, dem das betreffende Exemplar vorgelegen hat. Derartige Auskunftsstellen dürften für Sie sein: das Antiquariat von Priewe oder die Buchhandlung von M. Goppelauer in Berlin, letztere Neue Friedrichstraße 61.

H. K. in Santa Cruz, Calif. Die Karten sind von der deutschen Reichsfechtschule ausgegeben worden; wollen Sie sich gefälligst an Herrn Paul Strebel, Adresse: Württembergische Privatfeuerversicherungsgesellschaft in Berlin, wenden, der Ihnen ohne Zweifel die gewünschten zwei Exemplare noch verschaffen kann.

E. F. in Domstadtl. Wenn Sie über Porträt und Biographie der Dichterin M. E. delle Grazie verfügen, bitten wir um Zusendung; vielleicht können wir Ihren Wunsch dann erfüllen.

W. N. G. Zu Ihren Zwecken können wir Ihnen empfehlen: Geyer, „Das Nötigste aus dem Gebiete der Wechselkunde“ (5 M. 20 Pfennig), Geyer-Pazzelt, „Lehrbuch der einfachen und doppelten Buchführung“ (8 Mark), beide bei Gerolds Sohn in Wien; ferner noch: „Rothschilds Taschenbuch für Kaufleute“ (7 Mark), Glöckner, Leipzig.

Freund des Angelsports. Wir empfehlen Ihnen die Werke M. von dem Bornes, besonders dessen kürzlich in vierter Auflage erschienene „Künstliche Fischzucht“ (Berlin 1895, Paul Parey), in welcher Sie alles von Ihnen Gewünschte in ausgiebigster Weise dargelegt finden werden. Gute Dienste werden Ihnen auch desselben Verfassers „Süßwasserfischerei“ und „Teichwirtschaft“ leisten (beide in dem gleichen Verlage). M. von dem Borne war auf dem Gebiete der Fischerei und Fischzucht eine Autorität ersten Ranges und seine Schriften können als mustergiltig angesehen werden, besonders wegen der vielen praktischen Winke, die sie geben.

Richtige Lösungen sandten ein: Dr. Wandel in Triest (4). „Moselblümchen“ in Koblenz (5). Hahn in Berlin (2). Stefanie von H. in W. (2). Theodor Böllnagel in Kopenhagen (4). Die „kleine Ella“ in Hamburg (3). Fritz Stürmer in Moskau. Emilie Heller in Marburg (2). „Blonde Käthe“ in Frankfurt a. M. (3). Hermann Heil in Spandau (5). Auguste Baum in Zürich (3). Jean Büllesbach in Gießen. „Agathe und Ella“ in Langenselbold (5). Frau Emilie Schmelz in Grojec (2). Wilhelm Sulz in Hannover. Henriette Helbling-Tschudy in Küsnacht (4). Frau Ida Kremer in Robschütz (3).

Gesundheitspflege.

A. N. in Gießen. Die von Ihnen erwähnte Methode: bei schon verwachsenem Zahnfach, welcher Fall ja eintritt, wenn ein Zahn schon längere Zeit ausgezogen ist, eine kleine Höhle, gewissermaßen ein neues Zahnfach zu bohren und einen neuen Zahn einzusetzen, ist noch nicht so alt, hat aber entschieden Aussicht auf Erfolg; denn es ist Thatsache, daß auch unter diesen Umständen Zähne wieder einwachsen können. Die kleine Operation ist vollständig ungefährlich, und wir können Ihnen nur dazu raten. Der Versuch, durch Zusammenrücken der der Lücke benachbarten Zähne diese zu verkleinern, hat keine Aussicht auf zufriedenstellenden Erfolg, da sich die Zähne nie so zusammenrücken lassen, daß die Lücke in der gewünschten Weise auch nur annähernd kleiner wird.

L. B. in B. Ohne persönliche Untersuchung läßt sich über die Natur dieser „roten Flecken“ kein Urteil äußern. Dr. Schm.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer“** (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neues, hochinteressantes Memoirenwerk!

Soeben ist erschienen die autorisirte deutsche Ausgabe der

Memoiren von Paul Barras,

Mitglied des Direktoriums.

Mit einer allgemeinen Einleitung, Vorworten und Anhängen herausgegeben von

George Duruy.

Unter Beigabe von sieben Porträts, zwei Facsimiles und zwei Karten

Band I. Ancien Regime — Revolution.
Band II. Das Direktorium bis zum 18. Fructidor.

Preis pro Band geheftet M. 7.50; in Halbfranz gebunden M. 9.50.

Das ganze Werk umfaßt vier Bände; Band 3 und 4 werden im Spätjahr 1895 ausgegeben.

Die Veröffentlichung der „Memoiren von Barras“ bildet zweifellos den bedeutsamsten Markstein in der Geschichte der französischen Revolution und Napoleons seit Jahrzehnten und wird auf lange Zeit hinaus das vollste Interesse der ganzen gebildeten Welt in Anspruch nehmen. Dem Historiker und Geschichtsfreund bietet das Werk eine Fülle des interessantesten Materials.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Kühlend, erfrischend und stärkend sind die Eigenschaften von **ROWLANDS' KALYDOR.**

für Gesicht, Hände und Arme der Damen und alle sonstigen der Sonne und dem Staube ausgesetzten Teile. Es verhindert und entfernt Sommerflecken, Sonnenbrand, Röte, Runzeln etc., lindert und heilt Entzündungen, Insektenstiche, Hautausschläge etc., macht die Haut zart und schön und verleiht einen reizenden Teint. Als unschädlich garantirt. Man verlange in den Apotheken und Parfümerien **ROWLANDS' KALYDOR,** 20, Hatton Garden, London, und vermeide Nachahmungen des Kalydor, die Mineralgifte enthalten, welche für Haut und Teint schädlich sind.

Bad Reinerz

in Preussisch-Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige Eisentrink-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Namentlich angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Frequenz 7000 Personen. 8 Bade-Aerzte. Saison-Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahn-Endstation Rückers-Reinerz 4 km. Prospekte gratis und franko.

Borkum, Nordseebad (genannt die grüne Insel). Saison: 1. Juni bis 1. Oktober.

Tägl. Dampfschiffsverbind. von Emden, Leer und Bremerhaven resp. Hamburg. Feste Anlegebrücke. Inseleisenbahn. Großartigste **Warmbadeanstalt.** Bedeut. **Milchwirtschaft. Schönster** Strand, starker Wellenschlag; **nur reine ozonreiche Seeluft.** Allen hygienischen Anforderungen ist genügt. (Kanalisation, Röhrenbrunnen 2c.) Frequenz: 1891: 7788, 1893: **10 630,** 1894: **11 349** (unter allen Bädern bedeutendste Zunahme). Prospekte, Fahrpläne gratis. **Die Badekommission.**

Gegen Harnleiden

(Blasen- und Nieren-Katarrh, Gries, Sand und Gicht 2c.) wird der

Radeiner Sauerbrunnen

von Aerzten vielfach empfohlen. Viele Kurerfolge. Ausführliche Brunnenschrift gratis an allen Verkaufsstellen oder direkt von der Kuranstalt in Bad Radein, Steiermark. **Depot: Wien,** I. Fleischmarkt 8.

Luzern. Hôtel und Pension de l'Europe. I. Ranges. 150 Zimmer. Billige Preise. Bucher-Durrer.

Mit Dampfboot und Drahtseilbahn (Eröffnung im Laufe der Saison 1887) in 40 Minuten von Luzern auf dem Bürgenstock.

Luzern, Hôtel de l'Europe
Pegli b. Genua, Grand Hôtel
gleicher Besitzer.

Hôtel Stanserhorn
b. Luzern, 1850 m ü. M.
Stanserhornbahn 1 Stunde Fahrzeit,
ab Luzern 2 Stunden.

HERRENALB

Klimatischer Kurort im württembergischen Schwarzwald
zwischen **Wildbad** und **Baden-Baden.** — 365 Meter über dem Meer.
Eisenbahnstationen: Gernsbach—Karlsruhe—Ettlingen (Bad. Staatsbahn).
„ „ Neuenbürg—Höfen (Württemb. Staatsbahn).
Bäder jeder Art. **Wasserheilverfahren.** Elektro-Therapie etc.
Prospekte gratis durch Stadtschultheiß **Beutter.**

Gemusterte **Bastroben**

15 Mtr. Stoff: **Mark 19,50**

sowie alle schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffe in glatt, gemustert, gestreift, karrirt, bedruckt pp. v. M. 1,— bis M. 18,— der Mtr.

Seiden-Damast	von	**M.**	**1,75**	**bis**	**M.**	**18,—**
Seiden-Foulard	„	„	**1,—**	„	„	**3,80**
Seiden-Merveilleux	„	„	**1,50**	„	„	**6,50**
Seiden-Changeant	„	„	**2,—**	„	„	**6,80**

Muster nach ausserhalb, bei genauer Angabe des Gewünschten, franko.
Sämtliche Aufträge portofrei und ohne Berechnung von Nachnahmespesen

Seidenhaus Michels & Cie Berlin SW. Leipzigerstr. 43.
Königl. Niederl. Hoflieferanten.

H. A. P. A. G.

HAMBURG AMERIKA LINIE.

Das **Handbuch** über

1. Die Nordlandreise bis zum Nordcap

Doppelschrauben-Schnelldampfer
„Augusta Victoria“, Commandant **Capitain Kaempff.**
Abfahrt von Hamburg am 29. Juni 1895, Reisedauer 20 Tage.

2. Die Nordlandreise bis Spitzbergen

Doppelschrauben-Schnelldampfer
„Columbia“, Commandant **Capitain Vogelgesang.**
Abfahrt von Hamburg am 20. Juli 1895, Reisedauer 21 Tage.

3. Die Westindien-Fahrt

Doppelschrauben-Schnelldampfer
„Columbia“, Commandant **Capitain Vogelgesang.**
Abfahrt von Genua am 8. Januar 1896, Reisedauer 65 Tage.

4. Die Orient- und Mittelmeer-Fahrt

Doppelschrauben-Schnelldampfer
„Fürst Bismarck“, Commandant **Capitain Albers.**
Abfahrt von Genua am 8. Februar 1896, Reisedauer 36 Tage.

ist jetzt erschienen und gratis zu beziehen von der Hamburg-Amerika Linie, Abtheilung Personen-Verkehr,
HAMBURG, Dovenfleth 18—21,
sowie von deren Agenten.

Empfehlen unsere selbstgekelterten

Ahr-Rotweine

garantirt rein von **90 Pfg.** an per Liter, in Gebinden von 17 Liter an u. erklären uns bereit, falls die Ware nicht zur größten Zufriedenheit ausfallen sollte, dieselbe auf unsere Kosten zurückzunehmen. **Proben gratis und franko.**
Gebr. Both, Ahrweiler 32.

Für Rekonvaleszenten!

Riedel'scher China-Wein

und China-Wein mit Eisen.
Bester Medizinalwein zur allgemeinen **Körperstärkung** und Kräftigung.
Appetit anregendes und Nerven stärkendes Mittel, auch für Kinder.
Preis pro Flasche mit Einnehme-Gläschen 3,50 M., bei 6 Flaschen die siebente gratis.
Schweizer-Apotheke Berlin W., Friedrichstr. 173.

Digitized by Google

Hainstein

Dr. Köllner's Kurh. u. Pens. auf d. **Hainstein** b. d. **Wartb. Eisenach,** Sommerfr. auch f. Nichtkurgebr. Prosp. gr. u. fr.

Bad Thalkirchen - München

altrenommirte **Wasserheilanstalt** in herrlichster Lage an der Isar für **Nervenleiden, Verdauungsstörungen, Gicht, Fettsucht** etc. Rationelle **Morphiumentziehung.** Mässige Preise bei anerkannt vorzüglicher Verpflegung. Elektrische Beleuchtung. Telephon und Telegraph im Hause.
Prospekte.
Dr. Zimmermann. Bes. **Dr. Scherzberg.**

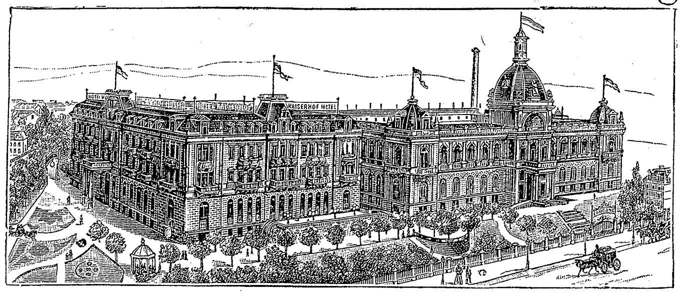
Illustr. Briefmarken-Journal. Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. in jed. No. wertvolle Gratisbeigab. giebt u. monatl. 2mal erscheint. Halbjährl. (12 Hefte) 1.50 M. Probe-No. 15 Pf. (10 Kr.) franco von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

Hôtel Kaiserhof — Wiesbaden. — Augusta-Victoria-Bad

Neu eröffnet.
Haus **allerersten** Ranges mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattet, in gesunder, ruhiger und vornehmer Lage in grossen Parkanlagen, fünf Minuten vom Bahnhof und den Kuranlagen. Prachtvolle Aussicht auf die Stadt und Gebirge.

160 Fremdenzimmer und Salons.

Familien-Appartements (Salon, Schlafzimmer, Toilette- und Badezimmer), Gesellschaftssäle, Lese-, Conversations-, Musik-, Rauch-, Billardsäle. Wintergarten. Grosser Speise- und Restaurationssaal mit offener Terrasse. Fahrstühle. Elektrische Beleuchtung. Niederdruck-Dampfheizung. Lawn-Tennis und Croquet-Plätze.
Bei längerem Aufenthalt Arrangements.

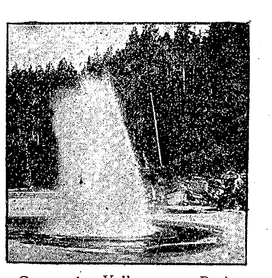


Direktor des Hôtels **Fritz Richert.**

Leitender Arzt **Dr. med. Friedlaender** (früher Dietenmühle).

Neu eröffnet.
Wiesbadener Thermalbäder (eigene Quelle u. Trinkhalle).
Anwendung sämtlicher **physikalischer Heilmethoden.**
Hydrotherapie, Heilgymnastik (System Zander). Massage. Elektrotherapie.
Elektrische Bäder,
Inhalationen, Medizinalbäder, Römisch-irische, russische und Moor-Bäder.
Pneumatische Kammern.
Zwei Riesen-Schwimmbassins.
Das Hôtel ist mit dem Augusta-Victoria-Bad durch gedeckten Gang verbunden.

SKIZZEN
AUS DEM
WUNDERLAND.


Geyser im Yellowstone-Park.

Ein »TOURISTEN-FÜHRER« für 1895, welcher soeben von der NORTHERN PACIFIC EISENBAHN veröffentlicht wurde, enthält eine Beschreibung der Wunder des YELLOWSTONE-PARKS, des Landes der Geyser, heissen Quellen, Höhlen etc. — Der grösste Park der Welt. Saison vom 1. Juni bis 1. Oktober. Man verabsäume nicht, im Jahre 1895 hin zu gehen.

Gegen Einsendung von 40 Pfennig in Briefmarken an CHAS. S. FEE, General Passenger Agent der Eisenbahn in St. Paul, Minn. U.S.A., erfolgt Franko-Zusendung des Buches.
Wegen reich illustrirter Broschüren und Landkarten wende man sich an: CARL STANGENS REISEBUREAU, Nr. 10, Mohrenstrasse, Berlin W., Deutschland; SUTTON & CO, 22, Golden Lane, London; HENRY GAZE & SONS, 142, Strand, London; THOS. COOK & SON, Ludgate Circus, London; GEO. R. FITCH, General Agent, 319, Broadway, New-York; or CHAS. S. FEE, General Passenger Agent Northern Pacific Railroad, St. Paul, Minnesota, U.S.A.

NORDSEEBÄDER WESTERLAND UND WENNINGSTEDT AUF SYLT
Stärkster Wellenschlag der Westküste
Heilkräftigstes Seebad Deutschlands
Unvergleichlich Schöner Strand.

Im Besitze der Gemeinde Westerland
Direction: Oberstlieutenant a. D. v. Schöler.
Sommer- und Rundreisefahrkarten auf allen grösseren Stationen.
Prospecte mit Reiserouten u. Angabe der Fahrpreise Wohnungsnachweis sowie alles Nähere durch die SEEBADE-DIRECTION in WESTERLAND-SYLT.

Ausflug
nach **Norwegen** und **Spitzbergen**
unter Führung des Nordpolfahrers Capt. Bade
auf d. Dampfern des **Norddeutschen Lloyd „Danzig“** u. **„Reiher“.** Abfahrt den 17. Juli von Bremerhafen. Reisedauer 30 Tage. Prospekte gratis beim **Norddeutschen Lloyd** in **Bremen** u. **Capt. Bade** in **Wismar** a. Ostsee.

Bahnstation der Strecke Breslau-Halbstadt.
Kurort Salzbrunn
Saisondauer vom 1. Mai bis Ende September.
in Schlesien.
407 Meter hoch; mildes Gebirgsklima; weitgedehnte Anlagen; grossartige Milch- und Molkenanstalt (sterilis. Milch, Eselinnenmilch, Kefir); pneumatisches Cabinet; Badeanstalt: Massage etc.
Hauptquelle: der **Oberbrunnen,** seit 1601 bekannt und bewährt bei Erkrankungen des **Rachens** und des **Kehlkopfes,** der **Luftröhren** und der **Lungen,** bei **Magen- und Darmkatarrh,** bei **Leberkrankheiten,** bei **Nieren- und Blasenleiden, Gicht** und **Diabetes.**
Versand des Oberbrunnens durch die Herren **Furbach & Strieboll**
Jede weitere Auskunft über den Kurort durch die **Fürstlich Plessische Brunnen- und Bade-Direction** in Salzbrunn.

Königliches Bad Oeynhausen. Station der Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim.
Heilkräftige Thermal- und Sol-Bäder. Saison vom 15. Mai bis Ende September. Winterbad vom 1. Oktober bis Mitte Mai. Vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Allgemeine Wasserleitung und Schwemmkanalisation. Bade- u. sonstige Einrichtungen I. Ranges. Besuch 1893: 6900 Kurgäste 19810 Passanten. Prospekte und Beschreibung übersendet frei die **Königl. Bade-Verwaltung.**

Hôtel Augusta Victoria
Haus **ersten** Ranges. Einzig. Hôtel gegenüb. d. Sprudel, Bädern u. Salinen. **Pension. Arrangements.** Wagen an der Bahn. Elektrisch Licht. Lift.
Bad Nauheim.

FRANZENSBAD.
Das erste **Moorbad der Welt,** besitzt die **stärksten Eisenquellen,** reine alkalische **Glaubersalzwässer** und **Lithionsäuerlinge,** die **kohlensäurereichsten Stahlbäder, Mineralwasserbäder, Kohlensäure-Gasbäder.**
Saison vom 1. Mai bis 30. September.
Prospekte gratis.
Jede Auskunft erteilt das **Bürgermeisteramt** als **Kurverwaltung.**

Der Schwarzwald.

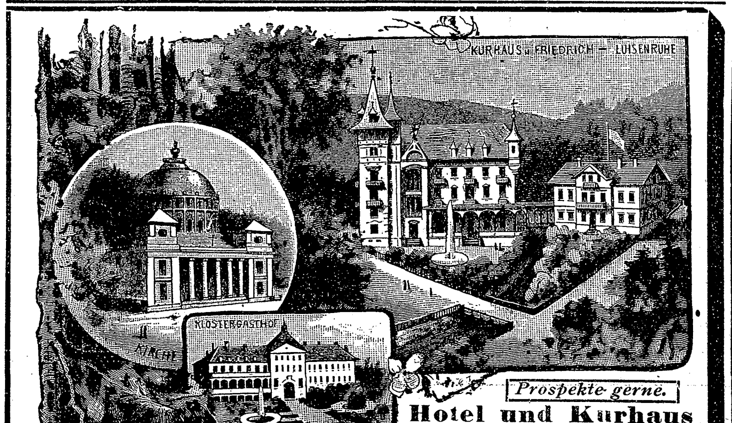
Gebirge mit Höhen bis zu 1495 Meter. Unvergleichliche Fernsichten über einen grossen Teil von Süddeutschland und auf die Schweizer und Tiroler Alpen. Prächtige Hochwälder, viele Stunden lang. Romantische Thäler und Felspartien. Höchst interessante Gebirgsbahnen. Grossartige Wasserfälle, viele Gebirgsseen, Wildbäche und Quellen. Jagd und Fischerei. Weltberühmte Badeorte mit heissen und kalten, mineralischen und säuerlichen Wassern. Sommerfrischen in allen Höhenlagen. Heilung für Kranke, Erholung für Ermüdete. Geeignet zu kurzen Wanderungen wie zu längerem Aufenthalt. Bequeme Reiseverbindungen, vortreffliche Strassen und gutgehaltene Fusswege. Zahlreiche Aussichtstürme an passenden Stellen und Rasthäuser auf den bevorzugten Höhen. Historische, natürliche und künstlerische Merkwürdigkeiten. Intelligente, gutmütige und fleissige Bevölkerung. Zahlreiche Hotels für bescheidene und weitgehende Ansprüche. **Verein Schwarzwälder Gastwirte,** gegründet zu dem Zwecke, den Fremdenverkehr zu heben und allen Besuchern zu entsprechenden Preisen eine gute Verpflegung zu sichern.
Auskunft erteilt und Mitgliederlisten mit Orientirungskarte des badischen und württembergischen Schwarzwaldes versendet unentgeltlich die Geschäftsstelle des Vereins in Hornberg (Schwarzwaldbahn).

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt
RIVA am Gardasee.
Der Sommer die geeignetste Zeit für intensivere Sonnenlichtkuren bei Skrofulose, Blutarmut u. sonstig. **Blutdyscrasien.** — Näheres über Riva in Dr. von Hartungen's Handbuch der klimatischen Heilkunde bei Gustav Schuhr, Berlin, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen:
Hunderttausend Francs, silberne u. goldene Medaillen und **hors concours.**
Auskunft gratis und franko.
Man schreibe an **Dr. Cléry** in Marseille (Frkrch.)

Bad Salzschlirf.

Saison-Eröffnung 15. Mai.
Sol- u. Moorbäder. **Bonifaciusbrunnen, stärkste Lithiumquelle der Welt.** Ferner **3 Stahl-, Schwefel- u. Bitterwasserquellen.** Vortreffliches Klima. Größte Heilerfolge gegen **Gicht, Nieren-** und **Blasenleiden, Harngries, Nieren-, Blasen-** und **Gallensteine, Rheumatismus, Leber-, Magen-** u. **Unterleibsleiden, Bronchialkatarrhe, Blutarmut, Nervenschwäche, Hämorrhoiden** u. **Verstopfung.** Prospekte u. Wohnungsnachweis durch die **Brunnen- u. Badeverwaltung** in **Salzschlirf** (Station der Bahn Fulda-Gießen). Niederlag. d. Bonifaciusbrunnen in d. Mineralwasserhandlungen.
NB. Das im Handel vorkommende angebliche Salzschlirfer Salz ist nur künstliches wertloses Fabrikat; aus den hiesigen Quellen werden keine Salze bereitet.



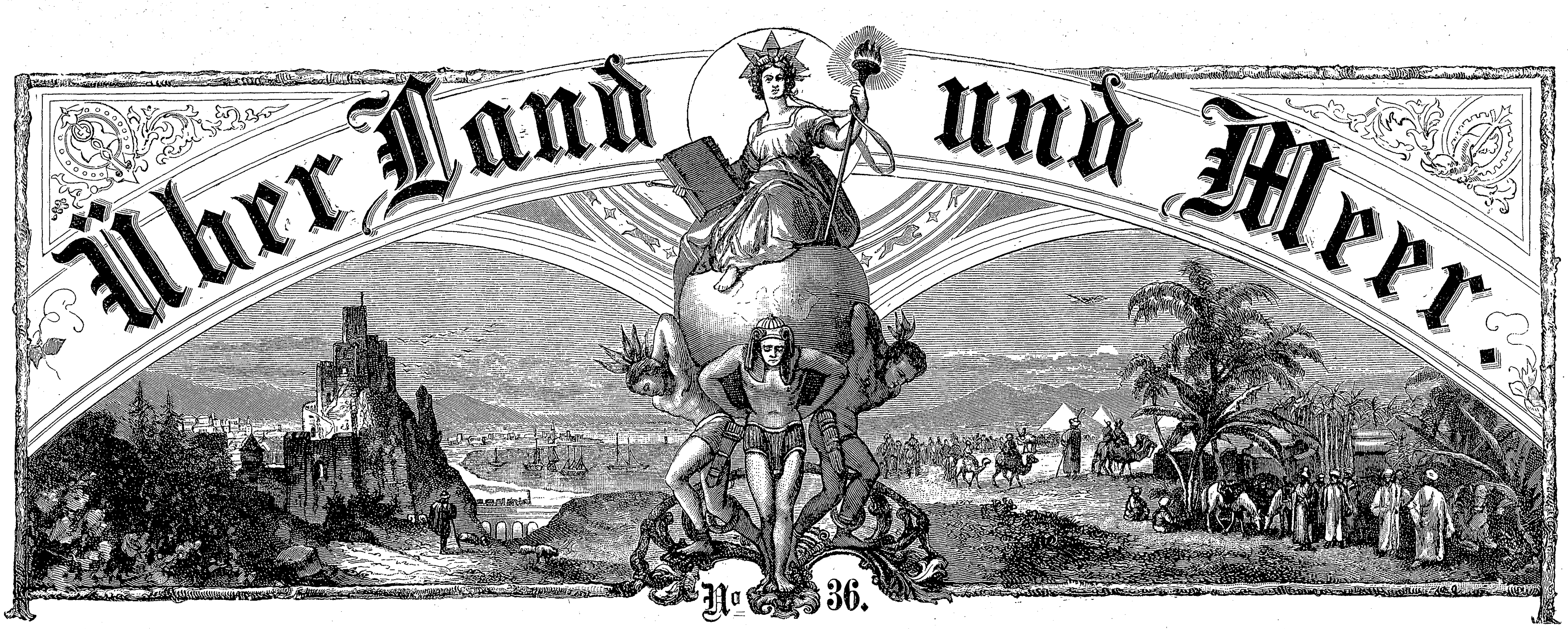
Prospekte gerne.
Hotel und Kurhaus (Wasserheilanstalt), I. Ranges
St. Blasien
im südlichen Schwarzwald, 772 Meter hoch. **Frühjahrsübergangsstation.** Bis 1. Juni Pension $5^1/_2$–9 Mk. je nach Wahl der Zimmer. — Elektr. Beleuchtung.

Ist das Beste aller Fleckenreinigungsmittel.
Zu haben in Originalfl. zu 50 ₰ und 1 M. in allen einschlägigen Geschäften.
General-Depots in Oesterr.-Ung.: Reiner Lipót és Ferencz Budapest, Kiraly-Uteza 41. — Nägele & Strubell, Wien I, Graben 27.
Wo keine Verkaufsstellen versende direkt.
Chem. Fabrik Wilh. Roloff, Leipzig.

Gossmann's Naturheil-Anstalt Wilhelmshöhe
bei Cassel. Idyllische geschützte Lage, am Hochwald. Komfortabl. Kur- u. Pensionshaus. Zentralheizung, elektr. Beleuchtung. Vorzügliche Erfolge bei: Nervenkrankheiten, Asthma, Kehlkopf-, Luftröhren- u. Bronchial-Katarrh. — Krankheiten des Magens u. Darmes, der Harn- u. Geschlechtsorgane incl. Frauenleiden. — Fettsucht, Skrophulose, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut. — **Preise mässig. Prospekte frei durch die Direktion.** Sommer und Winter geöffnet! **Dr. med. F. Missmahl,** prakt. Arzt. **Dr. med. Nathalie Kleindienst,** prakt. Aerztin.

Kur-Anstalt Glotterbad im Schwarzwald
bei **Freiburg** in Baden.
Dr. Walser's Sanatorium.
Physikalisch-diätetische Heilmethode.
Natur-Heilanstalt mit allen nötigen Vorbedingungen als eigene Quellen, ländliche Ruhe, eigene Oekonomie, Höhenlage, keine Fabriken in der Nähe, ausgedehnte eigene Waldungen
mit unübertroffenen Sonnen- und Lichtluftbädern.
Ausserordentliche Erfolge bei Nervosität, Nieren-, Blasen-, Magen- und Darmleiden, Frauenkrankheiten, Blutarmut, Rheumatismus, Gicht, Kehlkopf- und Bronchialkatarrh.
Preis, alles zur Kur gehörige inbegriffen, von 42 Mk. an wöchentlich, bei vorzügl. Verpflegung. **Prospekte frei durch die Badeverwaltung.**

Digitized by Google



No 36.

74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894–1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Fluch der Schönheit.

Roman von

Hermann Heiberg.

(Fortsetzung.)

Die lange Rede hatte Anna bereits durch kleine Zwischensätze beantwortet. „Gewiß! Gewiß! Ja, ja! Darin gebe ich Dir recht," oder: „Na, na, da gehst Du doch zu weit!" oder sie stieß Laute heraus, durch die sie ihre abweichende Ansicht bekundete.

Sie kam auch gleich auf ihre Pläne wegen der Uebersiedelung nach Föhrde und sagte:

„Ich wollte mit Timm überlegen, wie ich es anfange. Da ich nichts habe, so müßte ich etwas beginnen. Aber was? Mutter will mir jährlich etwas geben, doch abgesehen davon, daß mich das genirt und ich es euch entziehe, habe ich auch sonst noch Bedenken —"

„Ja, es ist nicht leicht —" fiel Frau Klara seufzend ein. Kein Wort der Aufmunterung, der Teilnahme, keine Aeußerung eines etwaigen eigenen Verzichtes kam über ihre Lippen. Sie beschäftigte nur ein Punkt der Ausführungen: daß nämlich Anna etwas „anfangen" wollte. Das klang schrecklich. Am Ende dachte sie an einen offenen Laden mit Wollwaren. Da war's allerdings schon besser, man verzichtete auf etwas Erbschaftskapital.

Noch eine Bloßstellung! Das fehlte wirklich. „Ich meinte, Wilhelm wollte in die Tasche greifen!" fügte sie ihren ersten Worten hinzu.

„Von ihm nehme ich unter keinen Umständen auch nur einen Groschen!" erklärte Anna kurz.

Und dann:

„Wenn Hans erst etwas verdient, kann er mich unterstützen. Von meinem Sohn zu empfangen, trage ich kein Bedenken. Es handelt sich aber um die Zeit, bis er in die Lage gerät —"

„Ja, ja," bestätigte Frau Klara, geborene von Kolken, mit spröder Stimme. „Es ist auch nichts rechtes! Denn wenn der junge Mensch heiratet, dann hat er seine eigenen Töpfe zu besorgen — hm —hm — es ist wirklich eine ernste Sache! Ist es denn gar nicht möglich, daß Du draußen bleibst?"

Geärgert und gereizt durch die grenzenlose Gemütslosigkeit, antwortete Anna schroff: „Nein! Ich habe Dir das doch alles hinreichend auseinandergesetzt!"

Frau Klara fühlte, daß sie ihre Schwägerin verletzt hatte; es war ihr deshalb äußerst lieb, daß Timm in diesem Augenblick ins Zimmer trat.

Er begrüßte seine Schwester sehr freundlich. Freilich wich die Liebenswürdigkeit schnell wieder einem beschäftigten Ausdruck in seinen Zügen.

„Entschuldige, Beste!" hub er an. „Aber das ganze Bureau war voll Menschen. Ich konnte nicht früher abkommen! Na, was führt Dich zu uns?" schloß er und ließ sich, vorher seiner Frau Schultern zärtlich umschlingend, um bei ihr gut Wetter zu machen, in einem der seidenbezogenen Fauteuils nieder. Alles war herrlich bei Justizrats anzuschauen. Sie waren ganz modern und überaus gediegen und kostbar eingerichtet.

Nun berichtete Anna nochmals ausführlich und schaute, nachdem sie geendigt hatte, gespannt auf ihren Bruder.

„Wie viel will denn Mutter Dir aussetzen?" war Timms erstes Wort. Er gab keine Meinung ab, er ging gleich für sich und sie aufs Praktische, aber auch auf das, was im Grunde ihn allein interessirte.

„Sie hat noch keine Summe genannt. Sie sagte mir nur: ich gebe Dir so viel, daß Du anständig leben kannst.

„Nun muß ich mich doch aber auch einrichten, mir fehlen Möbel und alles übrige. Und dann erklärte ich dasselbe schon Deiner Frau: Es ist mir äußerst peinlich, zu nehmen und euch zu schädigen!"

„Hm — hm — ja, das ist ja so — so. Das ist ja eine verflixte Geschichte.

„Daß dieses verdammte Frauenzimmer da hineingeschneit ist! Ist die Sache denn nun wirklich unabänderlich?

„Von Verkaufgedanken sieht Mutter doch ganz ab?"

So ging's aus Timms Munde. Auch er — sie vernahm's voll Bitterkeit — hatte nichts, gar nichts für sie übrig, obschon sie kam, um sich bei ihm Rat zu holen.

Und weil sie's tief empörte, sagte sie, ihn absichtlich reizend, ihn und sein kaltherziges Weib:

„Es wird nichts anderes bleiben, als ein Geschäft anzufangen. Ich denke an holländische Waren."

„Na! Um Gottes willen!" stieß Timm heraus und blickte auf seine Frau, die in der That zusammenzuckte, als ob sie der Schlag gerührt habe.

Carl Reichert: Bergfexe.

Digitized by Google

„Ja, ihr habt gut reden!“ stieß Anna trocken heraus.

„Ich meine so: Du sprichst mit Mutter und bittest sie, mir das auszukehren, was sie mir noch als Erbteil etwa zuwenden will.

„Dann lege ich mein Geld auf Zinsen und richte mich ein. So trete ich niemand zu nahe! Ich könnte ihr das auch selbst sagen, aber sie thut doch nichts ohne Dich und den Hamburger Senator, von dem Du Vollmacht hast. Wilhelms und Annies bin ich sicher —“

„Ja, da will ich Dir wohl gefällig darin sein,“ erklärte der Justizrat rasch entschlossen und glücklich erleichtert, aber doch in einem Ton, als ob er ihr ein Königreich gewähre. „Ja, ja, ja! Das ist das beste. Das heißt, ich mache eine Bedingung. Du versprichst, daß Du keinen Laden aufmachst, Anna!

„Du wirst denken, wir seien hochmütig. Wir sind es durchaus nicht. Aber sag selbst, es muß doch alles ein wenig zusammen passen! Du wirst Dich auch ganz gut einrichten können. Nach meiner Schätzung besitzt Mutter dreihunderttausend Mark, davon ein Fünftel, macht sechzigtausend Mark, die zu vier Prozent, geben zweitausendvierhundert Mark. Damit kannst Du schon durchkommen, da Dein Junge nichts mehr braucht, höchstens noch ein Jahr versorgt werden muß.“

„Wie? Mutter hat noch dreihunderttausend Mark?“ stieß Anna fast gierig heraus. „Ach ne, ne! Du irrst, Du irrst, keine hunderttausend hat sie. Ja, wenn sie so viel besäße, würde ich nicht bei euch zum Raten und Helfen betteln gehen —“

Sie sprach's unangenehm im Ton, aber sie konnte nicht mehr an sich halten. Ihre beiden Verwandten waren ihr unnennbar widerwärtig.

„Wie ich Dir sage, so ist es. Ich kenne Mutters Verhältnisse wie meine eigenen!“ entgegnete der Justizrat überlegen und von ihren Worten unberührt.

Er hatte es erfaßt: wenn man lediglich an sich und nicht an andere dachte, wenn man solcher Wonne Erfüllung teilhaftig werden wollte, mußte man schon einmal Bitteres einstecken.

Frau Klara hatte während dieser Auseinandersetzungen gar nicht gesprochen, nur anfänglich, Mitgefühl künstlich heuchelnd, wiederholt sanftmütig den Kopf bewegt.

Bei Timms Erklärung über der Alten Privatvermögen aber trat ein Ausdruck allerhöchster Genugthuung in ihre Mienen und unwillkürlich richtete sie sich empor.

Sie rechnete. Wenn die Alte starb, fielen zuzüglich des übrigen mindestens auf jedes Kind hunderttausend Mark, ihr Mann war fast ebenso wohlhabend. Eine gesicherte materielle Zukunft gab frohe Gedanken. Durch Wilhelms Heiratspläne, den sie bereits unter die Junggesellen gezählt hatte, waren ihre Hoffnungen sehr herabgestimmt worden. Aber das, was der Justizrat hier jetzt plötzlich darlegte, führte ihrem habgierigen Sinn wieder reiche Nahrung zu.

„Na, meine liebe, gute Anna, so wird sich denn ja alles weit besser gestalten, als wir gedacht haben. Gott sei Dank!“ warf sie hin und hatte jetzt sehr warme Töne.

„Wann denkst Du denn von der Bucht fortzugehen? Und hast Du Dir schon einen Plan wegen einer Wohnung gemacht? Du wirst doch mit Hans zusammen ziehen? Das kann ja sehr nett werden.“

Die Frau, auf die sie einsprach, bewegte die Schultern. Sie schien so überaus beglückt nicht zu sein.

Immer blieb noch der alten Frau Lornsen Einverständnis abzuwarten. Und wenn's wirklich so weit war, erschienen für zwei Menschen die Bissen nicht übermäßig saftig. Es konnte ein Jahr hingehen, bevor Hans Praxis besaß. Und junge Leute, was brauchten die! Auch hatten sie beide keine Einrichtung. Dieser Punkt war von Timm ganz übergangen worden.

Der Senator in Hamburg war so reich, daß einige tausend Thaler für ihn nichts waren. Timm kam gar nicht einmal auf den Gedanken, sich für seine Schwester an ihn zu wenden. Anna hatte gehofft, er werde die Frage wegen der Einrichtung noch berühren; sie wollte ihn dann auf den Senator hinweisen. Ihn selbst zu bitten, war sie zu stolz.

Aber auch er schlug den Ton seiner Frau an. Es werde alles vortrefflich sich machen. Er wolle kommen und mit der Alten reden.

Jetzt müsse er aber gehen. Er sei allzu beschäftigt.

„Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!“

*

An diesem Tage fand auch noch eine andere Unterredung statt. Wilhelm hatte an Wiebke geschrieben, daß er am Spätnachmittag kommen und den Abend bei ihnen zubringen wolle.

Während sie, die Zeilen in Händen, noch dastand und durch die Fenster auf die Straße schaute, sah sie plötzlich — und heiß ging's ihr ans Herz — Carlos von Wulfsdorff sich nähern und der Wohnung zuschreiten. Im Nu wich sie vom Fenster zurück.

Sie konnte, sie wollte ihn nicht sprechen, unter keinen Umständen. Dabei beunruhigte sie aber doch die Vorstellung, daß er sie gesehen habe, und daß, da ihre Mutter außer dem Hause, ihm niemand bei seinem Eintritt erklären konnte, daß sie nicht anwesend sei.

Noch unter ihrem Schwanken, floh sie in die Küche, verharrte hier horchend und beschloß, gar nicht zum Vorschein zu kommen. Vielleicht begnügte er sich mit Klopfen, und ging, wenn ihm nicht aufgethan ward.

Zunächst vernahm sie nichts. Entweder war er draußen aufgehalten oder er zögerte, näher zu treten.

In diesem Augenblick ward draußen wiederholt stark und anhaltend gepocht, und unmittelbar darauf hörte sie Schritte und ihren Namen rufen.

Aber es war nicht Carlos' Stimme, sondern eine fremde, die sie ohne Zaudern veranlaßte, sich herauszuwagen.

„Es ist jemand, der Sie sucht, Fräulein!“ erklärte ein Schmiedejunge mit Lederschurz und geschwärzten Armen, und hinter ihm erschien — Carlos.

„Ah, Sie, Herr von Wulfsdorff?“ stieß Wiebke spröde heraus.

Und seinem werbenden Blick ebenso begegnend: „Ich bitte, was wünschen Sie? Wollen Sie meine Mutter sprechen? Sie ist leider nicht anwesend. Sie ist auf Wunsch meines Verlobten, Herrn Wilhelm Lornsen, nach Halk herübergefahren.“

„Ihres Verlobten, Fräulein Wiebke? Ich denke, Sie sind aus dem Hause gegangen, weil Sie ihm einen Korb erteilt haben? So wurde mir heute mittag erzählt. Eben dieser Umstand gab mir den Mut, mich Ihnen, Fräulein Wiebke, noch einmal wieder zu nähern.“

Und Wiebkes Blick und Haltung falsch deutend, fuhr er hastig und ohne daß sie ihn zu unterbrechen vermochte, fort:

„Ich mußte Sie sehen und sprechen. Und nun sagen Sie, Sie seien doch des von Ihnen nicht geliebten Mannes Braut! O, erzählen Sie, wie alles gekommen ist. — Was geschah! Wie konnten Sie sich so unglücklich machen?“

Und ihrer widersprechenden Miene begegnend: „Nein, nein! Ich weiß, daß Sie mit Ihrem Herzen nicht dabei sind. Man zwang Sie. Aber ich bin Ihnen von ganzer Seele gut, Fräulein Wiebke! Kehren Sie noch um. Werden Sie mein! Ich schwöre Ihnen zu! Ich nehme den Widerstreit der Verhältnisse auf. In diesen Tagen der Oede und Sehnsucht habe ich mir alles klar gemacht. Ich werde die Schwierigkeiten überwinden. Sie gehen zunächst von hier fort zu Verwandten von uns. Für Ihre Mutter miete ich eine stille, behagliche Wohnung, mache sie sorgenfrei. Meine Eltern und meine Schwester werden Sie schätzen und lieben lernen. Alles wird sich gestalten; sie sind gut und human. Sie werden schließlich meinem Glück keinen Widerstand entgegensetzen. Mit Geduld, Vernunft und Zeit werde ich alle Hindernisse überwinden. Nun, Wiebke, heißgeliebte Wiebke? Wollen Sie? Ah! Wer einmal in Ihre Augen sehen durfte, der ist für ewige Zeiten verloren. Wiebke — Wiebke!“

Nach diesen Worten war er im Begriff, dem erschrockenen und angstvoll ihm wehrenden Mädchen sich zu nähern, als die Thür geöffnet ward und — Wilhelm Lornsen, bleich wie der Tod, aber auch wie ein zum Sprunge bereites Tier, in der Thür erschien.

Und dann ein Toben und ein schriller Angstschrei aus Wiebkes Munde — und Tumult und ein solcher lauter Wirrwar, daß die Menschen von nebenan sich an die Fenster drängten und hinhorchend und einander Stille zuwinkend, zu erspähen suchten, was drinnen vor sich ging.

*

Auf ihrem Lager in der Nacht wälzte sich ruhe- und schlaflos Wiebke Nissen.

Wenn sie mit Gott hadern wollte, daß er ihr trotz allen Ringens, das Gute zu thun, dem Ungerechten aus dem Wege zu gehen, die Pfade nicht ebnete, erinnerte sie sich, wie viel besser sie es doch noch gehabt im Leben, als Millionen andere, und flehte ihn an, ihr zu vergeben. Einen, einen gab es, der Heilung für alles besaß, Pastor Bjelke. Immer tiefer trat's in ihr Bewußtsein, weil bei dem zehrenden Drange nach Ruhe und Friede immer mehr Sehnsucht nach ihm sich ihrer bemächtigte.

Sie vergegenwärtigte sich seine Gestalt, seine Stimme und seines Auges Blick. Sie stellte sich vor, daß sie ihren müden, wüsten Kopf an seine Brust lehnte, daß seine Hand sie weich umfaßte, und schon bei der Vorstellung sickerten erlösende Thränen aus ihren Augen. Und dann wieder: sie wollte ihr Gesicht entstellen, damit kein Mann wieder jemals das Auge begehrlich zu ihr aufschlage. Sie wollte fort, weit fort, irgendwo mit ihrer Mutter ein bescheidenes Fleckchen ausfindig machen, arbeiten, nähen, sticken, sich sonst etwas verdienen, aber heraus aus all diesem Durcheinander! Wie toll waren die Männer!

Hans, Carlos, Wilhelm erschienen vor ihrem Auge. Alles was geschehen, trat in ihr Gedächtnis. Und nun gar dieser letzte Abend. Wie ein fauchender Wolf war Lornsen über Carlos hergefallen und hatte ihn geschüttelt.

„Elender Mensch, der Du nicht das Heiligtum des Verlöbnisses achtest! In das Haus einer Braut brichst Du ein und wendest Deine Künste an. Ja, einmal entpuppt ihr euch doch, ihr Adeligen! Wie die Katze mitten im Streicheln die Krallen gebraucht, so ihr!“

Und dagegen Carlos, nachdem er sich von dem Wütenden gelöst, stolz und mit funkelnden Augen vor ihm aufgerichtet.

Er sprach ihm seine Rechte ab auf Wiebke. Wer mehr zu verdammen sei, der, welcher ein Mädchen in die Enge treibe, sein Ansehen, seinen Reichtum und den Druck der Verhältnisse benutze, oder der, welcher unter der Voraussetzung, daß das Wort zurückgenommen, daß das Herz frei, als ehrlich Werbender erschienen sei?“

„Ehrlich Werbender?“ hatte Wilhelm höhnisch gerufen. „Lagen Sie nicht fast vor meiner Braut auf den Knieen, obgleich sie Ihnen wehrte?

„Und Ihre Worte sind Lügen! Sie mußten wissen, daß das Mädchen mein war! Ich lasse meine Hand darauf, daß sie es Ihnen gesagt hat, bevor Sie mit Liebesbeteurungen auf sie einsprachen!

„Nun, ist dem nicht so? Antworte Du, Wiebke! Also hinaus, in Sekundenschnelle, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, und weh Ihnen, wenn Sie noch einmal wagen, meine Wege zu durchkreuzen.“

Aber Carlos war nicht gegangen. Er hatte sich mit trotziger Würde emporgerichtet und gerufen:

„Wo solcher Zwang auf ein Herz ausgeübt wurde, wie hier, da sind derartige Worte Phrasen! Eine Thatsache ist es, daß Ihnen Fräulein Wiebke einen Korb erteilte. Dann ließen Sie nicht ab, sprachen vielmehr von neuem auf sie ein. Sie haben sie überredet, ja zu sagen, sie that's unter dem Zwang der Umstände. Ich aber wußte nur von ihrer Absage, als ich heute das Haus betrat, und ich nahte mich ihr mit denselben Rechten wie Sie, mein Herr! Ich machte ihr einen ehrlichen Antrag!

„So, das habe ich zu sagen, und nun gehe ich, nicht auf Ihren Befehl, sondern weil ich selbst will! Es gibt keinen Menschen auf der Welt, dem ich die Erlaubnis erteilt habe, über mich den Herrn und Meister zu spielen.“

Nach diesen Worten war er auf Wiebke zugetreten, hatte, ohne daß sie ihm gewehrt, seine Lippen auf ihre Hand gedrückt und war, während Wilhelm mit geballten Händen, bebend vor Erregung, dabei gestanden, aus dem Zimmer gegangen.

Und dann waren die Erörterungen zwischen ihr und Wilhelm Lornsen erfolgt, bei denen Wilhelm

Digitized by Google

in seiner maßlosen Eifersucht keineswegs sachlich geblieben, sondern auch ihr Schuld an dem Vorfall beigemessen hatte. Und als sie dies empört, aber sanft abgewiesen, war er auf Hans gekommen und hatte — zu ihrem Erschrecken — sie bei Verlust von Gnade und Seligkeit aufgefordert, zu sagen, was sie mit ihm gehabt? Die Spatzen zwitscherten es auf den Dächern, daß sie mit mehreren Männern zugleich es gehalten habe.

Furchtbare Scenen hatten sich entwickelt, in denen er bald getobt, — bald wieder ganz in den Bann ihres Wesens gezogen, — ihr alles abgebeten hatte. Aber auch sie war ihrer Besinnung nicht Herr gewesen.

Seelengemartert hatte sie erklärt, daß ihre Kräfte am Ende seien. Niemand vermöge sie es recht zu machen. Immer sei der Schein gegen sie, aus dem Geringfügigsten, aus irgend einer Unbedachtsamkeit, einer Regung ihrer Sinne würden die ungünstigsten Schlüsse gezogen. Sie habe keinen andern Gedanken und keinen andern Wunsch, als den Tod.

Da war er vor ihr niedergestürzt und hatte sie beschworen, das alles zurück zu nehmen. Er hatte beteuert, daß ihr alles werden solle, was sie verlange, auch zugesagt, sie nicht mit Zärtlichkeiten zu belästigen, so lange ihr Inneres nicht zur Ruhe gelangt. Klug ihr Ich erforschend, hatte er nichts unterlassen, sie vertrauensvoll zu machen und jeden unebenen Gedanken wieder zu verscheuchen.

„Die Bucht werde," so hatte er noch einmal verheißend geschlossen, „gereinigt von allem, oder er kaufe das Herrengut bei Hege, wo sie künftig ganz für sich wohnen und wirtschaften würden."

Und da hatte er sie denn bezwungen und versöhnt. Seine Liebe, Hingebung und Treue rührten sie und ließen sie aufs neue hoffen, daß alles zum Glück sich wenden werde.

*

Einen Brief an Hans Appen und einige Zeilen an Mutter Lornsen aufzusetzen, war das erste, was Wiebke am Morgen nach Läuterung ihres Innern vornahm.

„Mein lieber Herr Hans!

„Infolge gestriger Vorfälle bitte ich Sie inständigst, jeden Schritt ferner zu mir zu unterlassen. Gewiß, Sie hielten sich bereits zurück, aber ich muß es noch einmal aussprechen, um Unglück zu verhüten. Ich gehöre jetzt Ihrem Onkel und kann und will weder rechts noch links sehen. So helfen Sie mir, ich flehe Sie an, dazu nach allen Richtungen. Wirken Sie auch, wenn Sie können, ich wiederhole dieses herzliche Ersuchen, auf Ihre Frau Mutter und die übrigen Verwandten ein. Ich richte einen Anruf an Ihre Freundschaft, Ihren Edelmut und Ihre Liebe zu Ihrer dankbaren Wiebke."

Sodann schrieb sie noch folgende Zeilen an Frau Lornsen:

„Hochverehrte, teure Frau!

„Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar bin, daß Sie mich als Mitglied Ihrer Familie aufnehmen wollen, aber auch aussprechen, daß ich mich mit allen Kräften bemühen werde, Ihnen eine gute, treue und gehorsame Tochter zu werden. In den nächsten Tagen werde ich zu Ihnen in die Bucht kommen, um alles mündlich zu wiederholen. Unterstützen Sie mich in meinen ehrlichen Entschlüssen, Wilhelm glücklich zu machen, und sagen Sie auch gütigst Ihrer Frau Tochter, daß ich mir alle Mühe geben werde, ihre Liebe zu erwerben. Ihre Wiebke Nissen."

Kaum, nachdem sie diese Briefe aufgesetzt und durch einen Boten, den sie sich in dem Hotel Phönix verschafft, abgesandt hatte, erreichte sie eine Zuschrift von Wilhelm. Er schickte ihr Blumen, schrieb zärtliche Worte und sandte ein Couvert für ihre Mutter. Dies enthielt eine namhafte Summe, und er bat sie, sie „liebe Mutter" anredend, es zu benützen, um sich sogleich eine andere Wohnung behaglich einzurichten. Daran waren Ratschläge geknüpft, welche Gegend ihm passend und welcher Möbelhändler ihm geeignet erscheine. Sie solle an nichts sparen und in Zukunft sich in diesem neuen Heim ausruhen, statt ferner zu arbeiten. Reiche die übersandte Summe nicht, so werde er sie sofort vermehren.

Das alles machte die alte Frau Nissen überselig und überraschte und rührte auch Wiebke bis zu Thränen.

Am Abend erschien Wilhelm, war herzlich und liebevoll um Wiebke, plauderte bis spät mit den Frauen, und erklärte, gleich am kommenden Morgen Fuhrwerk zum Aufladen der Sachen senden und selbst mit Hand an die Einrichtung des neuen Logis legen zu wollen.

Er wünschte, daß rasch und gründlich mit aller Vergangenheit gebrochen werde, nicht, weil die Leute sprachen, denn er wußte, heute redeten sie, morgen beschäftigte sie etwas anderes, sondern um Wiebke sobald wie möglich andere Eindrücke zu verschaffen.

Die neue Wohnung lag in einem Stadthause des Zentrums zur ebenen Erde, enthielt zwei sehr geräumige Vorderzimmer, dahinter ein großes Schlafgemach, Küche und Mädchengelaß.

Die Stuben waren hoch, hell und sehr hübsch tapezirt und eigneten sich für eine kleine Familie ganz besonders.

Schon am nachfolgenden Tage war alles in Ordnung gebracht. Wiebke hatte mit großem Geschmack gewählt. Die meisten früheren Möbel waren auf Wilhelms ausdrückliches Verlangen durch neue ersetzt, hübsche Gardinen von ihr selbst aufgesteckt worden, und auch in der Küche blitzten tadellose Gegenstände. An die Thür ward ein Schild geheftet, worauf: „Frau Witwe Nissen" geschrieben stand, und als sich Wiebke einige Tage später in die Bucht begab, um ihrer Schwiegermutter den ersten Besuch abzustatten, fehlte in der allerliebsten Wohnung auch nicht ein Nagel mehr.

*

Während Wilhelm Lornsen in solcher Weise damit begann, den Dingen ein anderes Gesicht zu verleihen, dies auch zunächst vornahm, weil er wußte, mit welcher Zärtlichkeit Wiebke an ihrer Mutter hing und weil er glaubte, daß nichts gegenwärtig ihre Entschließungen mehr befestigen konnte, als die Aussicht, deren Zukunft gesichert zu sehen, fand er in seiner eigenen Umgebung durchaus nicht das Entgegenkommen, das er wünschen mußte.

Frau Lornsen hatte bisher noch keine anderen Entschlüsse kundgegeben, und Timm war noch nicht in der Bucht erschienen, um in Annas Pläne fördernd einzugreifen.

Da sie infolge dessen nicht mit Wilhelm sprach, so schob auch er die Erörterung über die peinliche Frage auf.

Frau Lornsen hatte als einzige Aeußerung hingeworfen, daß sie erst einmal mit Wiebke reden wolle; nachdem das geschehen, werde sie das letzte Wort sagen.

Wilhelm sah vorläufig nur noch Schwierigkeiten. Wiebke hatte ihm erzählt, was sie seiner Mutter geschrieben. Durch diese Zeilen hatte sie sicher das Herz der alten Frau gewonnen; es war nicht unmöglich, daß sie sich den Wünschen Wilhelms in irgend einer Weise fügte, aber keineswegs sicher.

„Du meinst, es geht durchaus nicht, daß Mutter bleibt, Wiebke?" hatte Wilhelm seine Braut gefragt.

„Ja, es geht alles, was sein muß, Wilhelm! Ich will nur jeglichem, was irgendwie Unfrieden herbeiführen könnte, weniger um meinet- als um Deiner Mutter willen, ausweichen. Wenn Du mich fragst, so sage ich, ich möchte am liebsten mit Dir allein sein, und herrlich wäre es, wenn Du die Mühle und die Landwirtschaft behalten und das andere abgeben könntest."

„Ja — ja — so denke ich auch! Du weißt es. Aber wie ist's zu machen, Wiebke!"

„So ordne es, wie Du meinst, Wilhelm. Ich will nicht als die erscheinen, welche Forderungen stellt! Du weißt am besten, was gut und nützlich ist, damit wir glücklich werden," hatte sie mit sanfter Fügsamkeit geantwortet.

Es war dann auch noch einmal von Hans die Rede gewesen, aber Wiebke hatte der Angelegenheit jede Bedeutung abgesprochen. Er habe eine jugendliche Schwärmerei für sie gehabt, sich jedoch bereits darin gefügt, daß sein Onkel der Auserwählte sei, und werde — wie sie ihn kennen gelernt — fortan nie vergessen, was er ihm und ihr schuldig sei. Sie rate, die Sache ihm gegenüber gar nicht zu berühren, auch seine Mutter möge er bitten, zu thun, als ob sie nichts wisse. Er habe sich in sie verliebt, wie eben in jungen Menschen eine Neigung aufflackere. Das sei aber schon wieder überwunden, und überhaupt sei's nichts anderes gewesen, als eine flüchtige Erregung.

Wiebke nahm diese Haltung an, weil sie wußte, daß sie dadurch in Hans' Sinne handelte. Die geschwisterliche Zuneigung, die sie für ihn empfand, ließ sie so sprechen. Durch ihren Brief hoffte sie überdies, jeglicher Wiederholung in der Folge ein Ziel gesetzt zu haben.

So lagen die Dinge, als Wiebke am Sonnabend nach Tisch sich mit der Fähre übersetzen ließ und, unten am Strande in Halk von Wilhelm empfangen, in der Bucht eintraf.

So seltsam war ihr zu Mute, als sie über den Korridor schritt und, einen Blick in den Laden werfend, dort ein inzwischen neu angestelltes junges Mädchen hantiren sah.

Wie anders war's heute im Vergleich zu dem erstenmal, wo sie dies Haus betreten hatte. Bald würde sie hier herrschen und befehlen, statt zu dienen.

Die Thür über dem Eingang des Hofhauses war reich bekränzt.

Sie sah's und drückte Wilhelm die Hand.

Ein weißbestäubter Müllergeselle von der Mühle, und Knechte, die zufällig über den Hof schritten, grüßten sie ehrerbietig. Wiebke bemerkte, daß sie sich neugierig nach ihr umschauten. Anna ließ sich nicht sehen, aber aus der Wohnstubenthür, die auch mit hübschen Blumen reizvoll geschmückt war, trat die alte Frau, zog sie vor dem Eintritt zu sich herab und küßte sie zärtlich auf die Wangen.

Im Eßzimmer stand auf dem gedeckten Tisch bereits der Kaffee. Die Alte hatte ihr Silberzeug hervorgeholt. Aus der schweren, silbernen Kanne strömte ein scharfer, lieblicher Duft, ein großer, flacher, mit Zucker und Succade bestreuter Kuchen und kleineres Backwerk waren, wie stets bei festlichen Gelegenheiten, aufgetischt.

Timm und seine Frau hätten zu kommen zugesagt, erklärte die Alte; auch übergab sie der Braut einen in herzlichen Worten abgefaßten Brief von ihrer Tochter Annie aus Hamburg. Das alles machte Wiebke weich und glücklich. Sie trat nicht wie eine Geduldete ins Haus, sondern sie ward mit allen Ehren gefeiert.

Freilich ließen auch wiederum Enttäuschungen nicht auf sich warten. Justizrats sandten einen Boten mit der Meldung, daß sich Klara beim Herabschreiten der Treppe den Fuß verstaucht habe und daß Timm durch eine unaufschiebbare Angelegenheit zurückgehalten werde. Nach dieser, die alte Frau erregenden Absage erschien auch ein Mädchen aus der Küche und berichtete im Auftrage von Anna, daß sie sich habe hinlegen müssen. Das alte Kopfweh plage sie in erschreckender Weise.

Wilhelm schaute auf Wiebke. Um ihre Lippen zuckte es, die alte Frau aber holte mit finsterer Miene tief Atem.

Rasch zu seiner Braut sich herabneigend, flüsterte er:

„Na, warte, meine Wiebke, sie sollen es mir büßen!"

Aber die Worte waren nicht leise genug gesprochen worden. Die Alte hatte sie gehört und sie sagte, mit fortgerissen:

„Ja, von denen in der Stadt ist es unerhört! Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg! Aber Anna thut ihr unrecht! Ihr war schon den ganzen Morgen sehr schlecht. Und ereifert euch nicht, Kinder. Es wird sich schon alles legen, sie werden schon gut Wetter machen."

Freilich glaubte sie selbst nicht, was sie sagte, nur ihr Herz redete, und um noch etwas hinzuzufügen, schloß sie:

„Wart, ich will doch klingeln, daß Hans kommt. Er ist oben in seinem Zimmer. Merkwürdig, daß er nicht selbst sich gemeldet hat."

Und nachdem sie die seidengeflochtene Schnur gezogen, um eine Magd herbeizurufen, schloß sie:

„Uebrigens wollen wir jetzt Kaffee trinken. Bitte, liebe Wiebke, bedien Dich — nimm von dem Theekuchen. Ich hoffe, er ist gut, ich hab' ihn selbst gebacken."

Nach einer Weile, in der es recht gezwungen herging, obgleich sich Wilhelm die denkbarste Mühe gab, die unvorteilhaften Eindrücke zu verwischen, erschien der Student.

Er begegnete Wiebke mit großer Herzlichkeit, ließ in seinen Augen einen Ausdruck erscheinen, der

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Carl Sundthansen: Der Dorfvirtuos.

Digitized by Google

Digitized by Google

ihr zeigte, daß er ihr ganz zu Willen sein wolle, und erhärtete es noch dadurch, daß er in überzeugendem Ton berichtete, daß seine Mutter gern hätte kommen wollen, daß es ihr aber unmöglich sei. Sie habe nicht nur die alte Migräne, sondern fiebere stark.

Letzteres beunruhigte nun die Alte doch so sehr, daß sie gleich nach ihrem Stock griff und hinübereilte. Und wenn schon dadurch der Gemütlichkeit starker Abbruch geschah, so nicht minder auch durch die übrigen Umstände. Es lag gleichsam ein kalter Hauch über allem, der Wiebkes Seele frösteln machte.

Auch Hans empfahl sich sehr bald nach Frau Lornsens Rückkehr, weil seine Mutter nach ihm sandte. Er ging um so lieber, weil allzu viel auf ihn einstürmte. Wilhelm und Wiebke Zärtlichkeiten austauschen zu sehen, um so mehr, da er wußte, wie sehr sie bis zum letzten Augenblick geschwankt hatte, vermochte er nicht. Auch gab der Gedanke, wie viel sie an dem heutigen Tage in der Bucht zu überwinden hatte, seinem mitfühlenden Herzen Beschwerungen, die er nur durch eine Entfernung abstreifen konnte. Nach Rückkehr seiner Mutter nahm Wilhelm, zu sorgloser Miene sich mit aller Gewalt zwingend und bemüht, durch verstärkte Güte und Zuvorkommenheit seiner Braut die Enttäuschungen weniger fühlbar zu machen, Wiebke an der Hand, um mit ihr einen Spaziergang anzutreten.

„Ja, ja, geht nur eine Weile in den Garten und ins Dorf," pflichtete die alte Frau, beide streichelnd, bei und küßte auch Wiebke, die äußerlich alles bescheiden, leicht und geduldig über sich hatte ergehen lassen, auf Stirn und Mund. „Ich bekümmere mich inzwischen ums Abendbrot, und nachher — möchte ich denn auch 'mal mit Dir sprechen, Wiebke. Wilhelm wird denn wohl 'mal nach der Mühle sehen!"

„Ja, liebe Mutter! Du bist gut, Du bist meine einzige, liebe Alte!" stieß der Mann, seinem Dankgefühl für die Behandlung, die sie seiner Braut zu teil werden ließ, Ausdruck verleihend, frohbewegt heraus.

Dann faßte er Wiebkes Arm und schritt mit ihr über den Hof in den kleinen, schmucken Garten mit seinen hohen, dichten Dornhecken.

*

Frau Lornsen faßte das Ausbleiben von Justizrats nicht nur als eine Beleidigung gegen Wiebke, sondern als eine noch größere gegen sie selbst auf. Sie hatte seit langer Zeit wiederholt gebeten, daß sie sich einmal in der Bucht sehen lassen möchten. Nach der scharfen Auseinandersetzung an jenem Tage in Timms Bureau war dafür noch eine besonders dringliche Veranlassung gegeben. Jetzt handelte es sich um ein wichtiges Familienereignis und eine Rücksicht gegen Anna. Die Alte wußte von ihrer Tochter, daß Timm kommen wollte, um in deren Angelegenheit mit ihr zu sprechen.

Der grenzenlose Egoismus und der herzlose Hochmut dieser beiden erfüllten sie heute mehr denn je mit Zorn und Unwille, und diese schufen ein Gefühl von Indignation, die sich in erhöhte Liebe für Wilhelm verwandelte.

Dieser Vorfall führte den Ausschlag herbei. Er gab ihren Gedanken eine unumstößliche Richtung. Sie war entschlossen, Wilhelm eins der größten Opfer zu bringen, dessen sie fähig war. Sie wollte Wilhelm die Bucht nicht nur käuflich überlassen, sondern war auch entschlossen, sich drüben auf dem Felde mit dem Ausblick über den Föhrder Fluß und seine Ufer ein eigenes Haus zu bauen, dort Vieh: Kühe, Schafe, Hühner und Tauben zu halten und sich so den Ersatz für das Verlorene zu schaffen.

Dadurch wurde dann auch die Frage wegen Annas Zukunft gelöst. Sie wollte ihr anbieten, die Wohnung in dem neuen Hause oben zu nehmen, während sie selbst unten zu wirtschaften die Absicht hegte. Was ward, wenn Hans sich etwa in Föhrde als Arzt niederließ, würde sich finden, und was Timm noch ferner wollte, meinte oder dachte, war ihr gleich. Er hatte Rücksichten durch sein Benehmen verwirkt. Bei der resoluten Frau hatte alles eine bestimmte Grenze. Darüber hinaus war mit ihr nicht mehr zu paktiren.

An einem der nächsten Tage, wenn Frau Nissen mit Wiebke zu Tisch kam, wollte sie mit ihren Plänen herausrücken und weidete sich bereits im Geiste an den überraschten und glücklichen Mienen der Beteiligten.

Aber sie schrieb auch Timm einen Brief, der ihn genügend über ihre Stimmung aufklärte.

Er lautete kurz:

„Wenn ihr selbst zu einer Zeit, wo so Wichtiges in der Famlie vorgehen soll, keine Veranlassung fandet, meine Bitte zu erfüllen: in der Bucht zu erscheinen, so kann ich das nur als eine persönliche Beleidigung empfinden. Das als Antwort auf Deine gestrige Zuschrift, Timm. Ich will aber noch etwas hinzufügen:

„Wundert und beklagt euch nicht, wenn nun auch ich ganz meine Wege gehe und da Liebe durch Thaten zurückgebe, wo sie mir entgegengetragen wird. Deine Mutter Annie Carin Lornsen."

Dieser Brief, das dachte sie, würde seine Wirkung nicht verfehlen. Wenn Timm und Klara Gefahr liefen, materiell etwas einzubüßen, hatten sie plötzlich statt verstauchter Füße, Schwalbenflügel an den Schuhen, und ihre steifen Nacken beugten sich tief.

Am folgenden Tage, am Sonntag, beschloß Wiebke, da das ursprünglich verabredete Mittagessen in der Bucht wegen Annas und Klaras Unpäßlichkeit verschoben war, in die Kirche zu gehen und dort ihr Gemüt zu stärken. Wilhelm wollte am Nachmittag kommen und auch den Abend bei ihr zubringen. So stand solcher Absicht, die ihr schon im voraus ein starkes Frohgefühl verschaffte, nichts im Wege."

Während sie durch das Schloßviertel schritt, raunten ihr freilich die unbequemen Stimmen in ihrem Innern zu, daß sie zwar das Gotteshaus aufsuche, um sich zu erbauen und das Gute in sich zu befestigen, aber doch auch, um wieder in Bjelkes Nähe zu gelangen. Und da wogte es denn kämpfend in ihr auf und ab. Sie wollte und mußte doch jegliches von sich fern halten, was irgendwie von Wilhelm sie ablenken konnte. Das war echte Treue, und solche war sie dem Manne, den sie achtete und dessen Liebe sie rührte, schuldig.

Dennoch wandte sie die Schritte nicht zurück. Bei ehrlicher Prüfung fand sie sich entlastet; sie wußte ja jetzt, was sie wollte und nichts konnte ihre Entschlüsse erschüttern. Weshalb also nicht dahin sich wenden, wo sie sicher in diesen gestärkt wurde?

Als sie die Kirche betrat und den Kirchenstuhl einnahm, waren eben die letzten Orgelklänge im Verrauschen. Die Töne des unschuldsvollen Gesanges der Chorknaben schlugen noch gemütergreifend an ihr Ohr. Und dann erschien, nachdem sie einen Platz nah der Kanzel gefunden, droben Bjelke mit seinem scharfumrissenen, gewaltigen Kopf, der hohen Stirn und den gefestigten Zügen. Auch ließ er kurz den Blick durch die Kirche schweifen, und als dann ihre Augen auf ihn wirkten, als sie sich unwillkürlich zu ihm drängte mit ihrer Seele, schien er jählings davon berührt zu werden. Er verfärbte sich leicht und nahm die Rede nicht sogleich auf. Seine Hände griffen in die Blätter, die vor ihm lagen, und erst nach einem leichten Räuspern begann er zu sprechen.

Und alles, was er in der Folge sagte, schien auf Wiebke berechnet.

War's Zufall, Absicht? Ein heftiges Zittern überfiel sie, als sie hörte:

„Ihr sollt in allen Dingen eurem Herzen und Gewissen folgen! Wenn es zu euch spricht, sollt ihr nicht links und rechts schauen. Am schlimmsten, wer an sich selbst zum Verräter wird.

„Der gute Lohn bleibt nicht aus, wenn wir kämpfend der Wahrheit aufhelfen. Sie befreit unsere Seelen: Lüge, Schein und Verstellung machen uns unzufrieden mit uns selbst. Nicht Vorteil und sklavischer Sinn soll euch leiten: Sieht's auch schimmernd aus, so hat's doch keinen Bestand.

„Kurzes Scheinglück einhandeln, dem sicher fressender Kummer und nagendes Herzeleid folgt! Hat das Sinn?

„Und niemals ist es zu spät zur Umkehr. Hundertmal kann der Mensch straucheln, wenn er zum Schluß sich findet und thut, was recht ist. Viele meinen auch, sie dürften deshalb nicht die geraden Wege gehen, weil sie dadurch anderer Ruhe vernichten, anderen Leid zufügen. Das ist eine ganz falsche Vorstellung.

„Auch dem andern erwächst aus der Wahrheit Gutes und Segenreiches, wenn's auch nicht gleich sichtbar! Zu spät! Welch ein furchtbares Wort. Grabt's in eure Seelen. So lang es Zeit, kehrt um! Und noch einmal hört's: bei allen Zweifeln im Leben, fragt euer Herz, das allein rät euch das Richtige."

Das klang doch alles, als ob er damit sie und ihre Beziehungen zu Wilhelm im Auge habe, als ob er zu ihr heute so reden wollte, obschon er jüngst ihr geraten hatte, das zagende Herz zu bemeistern.

Als er das letzte Wort des Vaterunser gesprochen, als dann nach dem letzten Gesangvers alle Kirchengänger sich erhoben, blieb Wiebke noch sitzen in stummer Versunkenheit.

Sie achtete wohl auf das, was sie umgab, aber sie wog die Wirkung auf sich nicht ab. Nur der eine Gedanke hatte Raum in ihr, ihm, Bjelke zu begegnen. Sie wußte, er nahm den Weg aus der südlichen Seite des Gotteshauses, und wenn sie noch ein wenig zögerte und sich vor dem Haupteingang hielt, war's wahrscheinlich, daß er an ihr vorübergehen werde.

Endlich drängten sich die letzten hinaus. Der Küster klappte mit rücksichtslos hartem, unheilig wirkendem Geräusch die Stühle empor. Nun endlich erhob sich Wiebke und wandte sich zur kleinen Pforte. Und wirklich! Als sie eben aus dem gedämpften Licht des eingeschlossenen Raumes in den hellen, milden Sonnenstrahl trat — der Sommer neigte sich seinem Ende, schon waren die Hände der beiden Brüder zum ewigen Abschied gelöst — schritt Bjelke gemessenen Schrittes um die Ecke und stieg mit seiner hohen Gestalt vor ihr auf.

Und als er sie sah, zog er den Hut und jetzt — rascher sich bewegend — war er an ihrer Seite.

Auf dem die Kirche umgebenden Friedhof war keine menschliche Seele mehr sichtbar. In Mittagsruhe und -stille lag alles ringsum, nur ein paar Vögel haschten sich, und ein Kätzlein huschte trotz des Friedens ringsum mit ängstlichem Sprung über die Grabmäler.

„Fräulein Nissen!" hob Bjelke mit seiner herzgewinnenden Sprache an. „Guten Tag, guten Tag! Ich sah Sie in der Kirche." Er reichte ihr die Hand. „Immer glaubte ich, daß Sie einmal noch kommen würden! Oder ist alles gut geworden? Ich wünsche es von ganzem Herzen — ich habe Ihrer viel gedacht —"

Er brach ab, löste jetzt erst seine Rechte aus der ihrigen und ließ auch ferner sein Auge mit tiefem Blick auf ihr ruhen. Solche Schauer seligen Glücks durchrieselten Wiebkes Inneres, daß sie hätte laut aufjauchzen mögen.

Alles verschwamm in nichts neben der Wonne, in seiner Nähe zu sein. Was galt ihr in diesem Augenblick die Bucht, die Mühle, der gesamte Besitz, was waren ihr Hans, Carlos, Wilhelm, was scherte sie der Hochmut von Timm und seinem Weibe, was kümmerte sie Anna Appens Haß, wenn er sie wert hielt!

Und sie hatte auch nicht die Kraft, zu heucheln und dadurch jede Anknüpfung an Bjelke zu verlieren. Still sich gebend, begann sie und legte einen demütigen Ton in ihre Stimme.

„In Ihre Wohnung kam ich nicht wieder, Herr Pastor, weil mir der Mut fehlte. Auch Rücksicht leitete mich. So viel liegt auf Ihren Schultern, daß es mir als ein Unrecht erschien, Sie noch mit meinen Angelegenheiten zu belästigen. Da Sie es aber sagen, so bitte ich, noch einmal Sie besuchen zu dürfen. Ach nein, ich bin noch nicht ganz ruhig, besonders kämpft mein Herz nach der eben gehörten Rede. Sie war so schön, aber meine Seele ist wieder dadurch aufgerührt."

„Mein armes, liebes Fräulein!" fiel Bjelke weich ein, und unwillkürlich legte sich seine Hand auf Wiebkes Schulter. Und dann: „Ich bin jeden Tag nach fünf Uhr zu Hause, und immer sind Sie mir willkommen. Denken Sie, daß Sie zu einem Freunde gehen, von dem Sie wissen, daß er an allem teil nimmt, als ob's ihm selbst geschehen sei!"

Er sah sie gütig an und streckte ihr die Hand entgegen, Wiebke aber ergriff sie und neigte sich darauf hinab.

„Ja, ja! Ich danke Ihnen aus tiefster Seele. Ich komme!" stieß sie bewegt hervor. Nun trennten sie sich. Aber noch etwas geschah.

Als sie an die Biegung des von der Höhe zur

Digitized by Google

Linken herabführenden Kirchhofweges gelangte, drängte es sie mit unsichtbarer Gewalt, sich nach ihm, der zur Rechten herabgeschritten, noch einmal umzuschauen.

Und da trafen sich, da auch er das Haupt beim Kreuzpunkt des sich windenden Pfades seitwärts wandte, ihre Augen, und jeder drehte den Kopf, wie ertappt, rasch zur andern Seite.

*

Timm hatte, wie es schien — aufgeschreckt durch den entschiedenen Ton in Mutter Lornsens Zeilen — am Morgen einen Boten mit der Anfrage abgesandt, wann es ihr recht sei, daß er mit Klara zum Mittagessen erscheine.

Seine Frau werde die Unbequemlichkeit überwinden können, wenn sie sie in einem Wagen abholen lasse. Er hoffe, eine Aussprache werde rasch alle Mißverständnisse beseitigen.

Und auch Frau Appens Widerstand hatte Hans nunmehr gemildert.

„Denke wie Du willst, Mutter, obschon Du dem Mädchen sehr unrecht thust. Ich habe doch auch meine Augen und sie während dieser Zeit erprobt wie keiner!“ hatte er gesagt. „Aber mache äußerlich gute Miene. Nicht allein in Wiebke schaffst Du Dir eine Gegnerin — es ist fast zu viel verlangt, daß sie noch ferner sanftmütig die Kränkungen über sich ergehen lassen soll — sondern auch in Wilhelm und Großmutter. Zeige ihr eine gelassene Miene! Ich bitte Dich inständigst, Mutter. Thu's aus Klugheit. Du sollst doch später mit ihr leben, und Du willst doch Großmutters und Wilhelms Hilfe für Deine Pläne, in die Stadt zu ziehen! So denke auch an mich, der ich an dem Gelingen beteiligt bin —“

Das alles hatte zwar Frau Appens Abneigung gegen Wiebke keineswegs aufgehoben, aber doch bewirkt, daß sie sich in Zukunft möglichst zu beherrschen versprochen.

Die alte Frau Lornsen war durch die Ergebnisse so befriedigt, daß sie die fröhlichste Miene zeigte. Es trat hinzu, daß Wilhelm ihr über Beziehungen zwischen Hans und Wiebke, die sie berührten, die beruhigendsten Aufklärungen gegeben hatte.

Er habe Wiebke stark angeschwärmt, aber sich in die Thatsachen bereits willig gefunden.

Das Mißtrauen war in der Alten Seele geschwunden, und der Inhalt des Briefes und Wiebkes Verhalten am gestrigen Tage hatte sie so gerührt, daß sie nun ganz auf ihrer Seite stand. Alles schien sich jetzt überhaupt nach Wunsch zu gestalten. Timm und Frau kamen, Anna gab ihren Widerstand auf.

Frau Lornsen war überglücklich, lief in die Küche, um schon Rücksprache wegen des kommenden Tages zu nehmen, und ging selbst ans Schlachten von Hühnern und Enten.

Auch Hans fühlte sich täglich mehr erleichtert, und heute wahrhaft glücklich. Abermals war eine schwere Last von seinem Innern gelöst. Von Türenna von Wulfsdorff war ein Brief eingelaufen, der folgenden Inhalt hatte:

„Lieber Herr Appen! Mit Carlos habe ich meiner Zusage gemäß gesprochen. Seine Antwort, die er mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, lautet: Er dankt Ihnen herzlich und bittet, daß Sie sich heute abend nach dem Abendbrot unten an der Fähre treffen, um mit ihm einige Stunden in der Stadt zu verleben.

„Habe ich es so recht gemacht? Und wenn, wollen Sie es dadurch zeigen, daß Sie vor Ihrer Abreise uns auch noch einen Abend schenken? Wir alle würden uns darüber außerordentlich freuen, besonders aber Ihre Sie herzlich grüßende

Türenna von Wulfsdorff.“

Und so brach denn mit dem nächsten der feierliche Tag an, an dem sich zum erstenmal erproben sollte, in welcher Weise sich die Lornsensche Familie zu der Verlobung Wilhelms mit der Tochter der Waschfrau Nissen stellen würde.

Schon war die Anzeige in dem Föhrder Abendblatt erschienen. Wilhelm hatte dafür gesorgt, daß sie rasch erfolgte. Diese öffentliche Ankündigung schnitt ab, was noch an Bedenken sich etwa breit machen konnte. Er wollte ein Ende haben, und es ward dadurch befördert.

In nicht geringer Aufregung befand sich die alte Frau Nissen, die vorläufig nur in einem geringen, dunklen Kleide auftreten konnte.

Sie am Tisch mit Justizrat Lornsen und Frau, sie nunmehr eine Verwandte dieser angesehenen und gesellschaftlich streng sich abschließenden Familie! Es war ein märchenhafter Gedanke, an dessen Fortsetzung man kaum zu denken wagen konnte. Und dennoch sah die kleine, schmächtige Frau mit den klugen Augen und feinen, blassen Zügen weit anziehender aus als die Frau Justizrat, da sie nun mittags in gesonderten Kutschen aus dem Wagen stiegen.

Und sie, Wiebke, erschien in einer Gesellschaftsrobe, die noch aus der Dresdener Zeit stammte, die niemand bei ihr vermutet hatte und die ihr wahrhaft königlich stand.

Ein schwarzseidener Stoff umschloß ihren vollendeten Leib, an Aermeln und Kragen saßen wertvolle Spitzen und wetteiferten in den Farben mit dem Schnee ihres Halses und ihrer Arme. Und dazu das goldblonde Haar und die schwarzen Augen und die dunklen Wimpern. In der That war sie die Königin und die übrigen die Vasallen. Besonders machte Klara Lornsen mit ihrer verletzenden Magerkeit neben ihr ein äußerst schlechtes Bild. Sie glich einer dürren Strickbeutel-Jungfer aus dem vorigen Jahrhundert.

Die plumpe Figur des Justizrats konnte keinen Eindruck hervorrufen. Es fehlte die Verfeinerung. Auch Frau Lornsen und Anna, die sich stets sehr einfach kleideten, und auch heute nur ein einfaches Sonntagsgewand angelegt, traten vor Wiebkes Erscheinung in den Hintergrund.

Als die Gäste in die schmucken Räume der Alten eingetreten waren, nahm Frau Lornsen Wiebkes Mutter zu sich aufs Sofa. Neben sie setzte sich der Justizrat, nachdem er und seine Frau mit bittersüßen Mienen einen Glückwunsch ausgesprochen. Anna ging aus und ein, um noch das letzte für den prächtig gedeckten Tisch nebenan zu besorgen, und Hans unterhielt sich, während das Brautpaar Hand in Hand verharrte und jener Gruppe zuhörte, mit seiner Tante Klara, die, aus Klugheit weiter simulirend, sehr laut von ihrem noch stark schmerzenden Fuß sprach.

Endlich war der Augenblick gekommen. Die Vorgänge in der Mühle, auf dem Hofe, im Laden und in der Wirtschaft, denen überdies verantwortliche Personen vorstanden, waren heute Nebensache. Ihnen hatte man sich am Vormittag gewidmet, jeglichem im Hause Ordnung und blitzende Sauberkeit verliehen. Jetzt galt es ein Familienfest feiern, sich an diesem der Lust und Fröhlichkeit hingeben. Aber freilich blieben letztere fast ganz aus, obgleich die alte Frau ihr mögliches that, und jeder aus verschiedenen Gründen eine gute Miene aufsteckte. (Fortsetzung folgt.)

Vineta.

Wie Vineta von dem Meeresgrunde
Manchmal steigt empor in voller Pracht,
Seine Glocken geben leise Kunde,
Heimlich tönend durch die Sommernacht:
Also steiget oft zu nächt'ger Stunde
Vor mir auf dein Bild mit jener Macht,
Die mich einst so wonniglich bezwungen,
Als ich dir zu Ruhm und Preis gesungen.

Doch dem Wandrer, von der Schönheit trunken,
Der Vineta wunderbar erschaut,
Ist die Stadt im Augenblick versunken,
Und das Meer nur rauscht und brandet laut:
Also ist des Deingedenkens Funken
Schnell erloschen, wenn der Morgen graut,
Und daß ich einmal dich hab' besessen,
Ist versunken dann und ist vergessen!

Fritz Keiler.

Unsere Bilder.

Der Dorfvirtuos. Der große Touristenschwarm, der sich jahraus, jahrein in der Reisezeit über die Lande ergießt, hat kaum einen nennenswerten Fleck Europas unberührt gelassen, und selbst der hohe Norden, dessen düstere Pracht früher nur verhälnismäßig wenige Bewohner anzog, ist heute, nachdem von hoher Seite die Anregung gegeben worden, das Ziel vieler Tausende. Seitdem der deutsche Kaiser wiederholt die norwegischen Fjorde durchkreuzt hat, in seinem Auftrage berühmte Autoren die Kaiserfahrten beschrieben und bedeutende Künstler ihre wichtigen Momente im Bilde festgestellt haben, ist auch das Land der Mitternachtssonne mit seinen erhabenen Felskolossen und gewaltigen Wasserfällen in die Zahl der meistbesuchten Erdstriche aufgenommen worden; ja in den bevorzugten Gesellschaftskreisen gibt es heute schon mehr Nordlandfahrer als Italienreisende. Wie lange noch, und die steilen Gebirgsschroffen, die weltabgeschiedenen Thäler, die in träumerischer Ruhe daliegenden Fjorde widerhallen ebenso von dem Lärme der Touristenschwärme, wie andere Orte des flutenden Fremdenverkehrs. Damit geht denn auch die Eigenart der Bewohner verloren, mehr und mehr schwinden die alten Sitten und Gebräuche, ebenso die Trachten, wenngleich die Spekulation kluger Eingeborener sie zu bewahren versuchen wird. Deshalb gilt es, beizeiten festzuhalten, was noch in voller Ursprünglichkeit der hohe Norden darbietet, und glücklicherweise sind noch solche urwüchsigen, von dem gleichmachenden Einfluß des allgemeinen Verkehrs unberührte Stätten vorhanden.

Aus dem Hochgebirge des südwestlichen Norwegen führt uns der Künstler nach Sätersdalen, einem Thale, das von etwa dreitausend Menschen bewohnt wird, Ackerbauern und Viehzüchtern, die nicht in festgegliederten Dörfern, sondern in verstreuten Gehöften hausen. Das erinnert an die Art der westfälischen Bauern, mit denen freilich im übrigen die nordischen Thalbewohner nicht zu vergleichen sind. In ihrer Weltabgeschiedenheit haben sie sich viel von den Gewohnheiten ihrer Vorväter bewahrt. Die Trachten sind im wesentlichen dieselben wie vor Jahrhunderten, auch finden sich noch vielfach die alten, uns „vorsintflutlich“ anmutenden Blockhäuser mit nur einem einzigen Raume zum Wohnen, Kochen und Schlafen. Die Fenster fehlen, und Licht dringt nur durch die Thür und die Rauchöffnung im Dache ein, oberhalb des Herdes, welcher die Mitte des Blockhauses einnimmt. Die Bewohner von Sätersdalen sind ein hochgewachsener, starker Menschenschlag, und in früheren Zeiten standen sie im Rufe arger Gewaltthätigkeit. Mußten doch häufig bei ihnen die geistlichen Aemter unbesetzt bleiben, weil kein Seelenhirt es auf die Dauer bei diesen räudigen Schafen aushielt. Indessen hat die alles mildernde Zeit Wandlung geschaffen, die Sitten gesänftigt. Den guten Brauch, wie er andererorten besteht, finden wir auch hier. An Sonn- und Feiertagen sammelt sich die Jugend der Nachbarwirtschaften in einem bestimmten Gehöfte, und unter allerlei Kurzweil fließen die Stunden dahin. Dabei spielt auch die Musik ihre Rolle, und welcher Bursche die Ziehharmonika zu meistern weiß, der gilt als ein großer Künstler. So auf unserem Bilde der Virtuose, der seinem Instrument schwermütige Töne entlockt und damit seine Zuhörerinnen, die sonst nicht weich geartet sind, in rührsame Stimmung versetzt. Er selbst blickt traumverloren darein, gleich als schweifte sein Sehnen und Verlangen weit in die Ferne — und doch ist ihm das Schöne so nah! s.

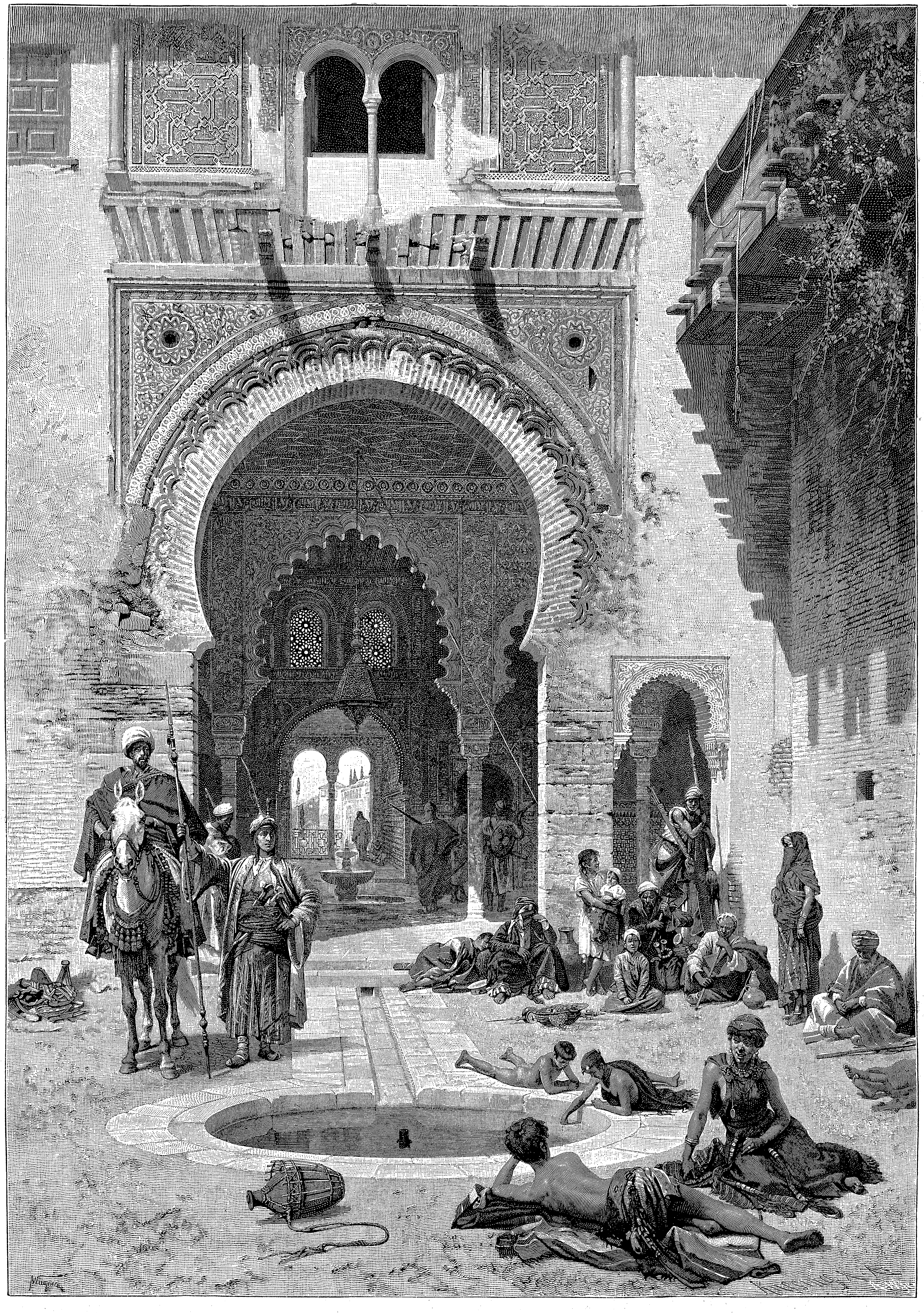
Das Orakel. Nicht nach Delphi, wo der lichte Sonnengott seine dunkle Auskunft spendete, noch nach Dodona, wo der gewaltige Zeus selber zu den zitternden Sterblichen sprach, versetzen wir die Leser mit unserem Orakel, sondern auf die lachende heimische Flur. Es ist ein Blumenorakel, demjenigen verwandt, das Goethes Gretchen in süßer Sehnsucht befragt: „Er liebt mich von Herzen, mit Schmerzen“ und so weiter. Freilich, die drei Mädchen, welche durch die buntbestickte Wiese wandeln, sind noch viel zu jung, um Liebesgedanken zu hegen, aber dem Scherzspiel der erwachsenen Dirnen haben sie doch oft zugesehen, und warum sollen sie es nicht nachahmen? Wem es gelingt, mit dreimaligem „Pusten“ von der abgeblühten Butterblume das zarte Flockengewebe wegzublasen, der macht noch in demselben Jahre Hochzeit! Daran ist natürlich bei unseren drei Kleinen nicht zu denken, aber irgend etwas denken sie sich doch, indem sie in ihrer kindischen Art das „Orakel“ befragen. Vielleicht ist es eine neue Schürze, die sie sich wünschen, oder ein neues Kleid oder ein hübsches Geschenk von der nächsten Kirmes? Gewiß, alles wird sie bekommen, die Kleine, wenn es ihr gelingt, mit dem dritten Blasen die Flocken in die Luft zu streuen, so daß nichts in der Hand bleibt als der kahle Stengel.

Aus maurischer Zeit. Wer sie heute sieht, die Mauren, dieses Mischvolk im Mogreb, dem Küstenteil des westlichen Atlas, erklärt sich kaum die große Vorzeit derselben seit ihrem erobernden Vordringen in Spanien um 711 bis zu ihrer Vertreibung durch Ferdinand den Katholischen aus Granada um das Jahr 1492, also einer Herrschaft auf europäischem Boden von fast achthundert Jahren, einem Zeitraum, während dessen sie durch Wissenschaften und Künste, namentlich durch Dicht- und Baukunst glänzten, als Europa noch in tiefer Barbarei lag. Wissenschaft und Dichtkunst sind seit ihrer Vertreibung bei ihnen untergegangen. Armut und Fanatismus nur sind ihnen geblieben, aber in Spanien zeugen noch heute die unvergänglichen steinernen Monumente, an ihrer Spitze die Alhambra und der Generalife in Granada, die uns der Künstler hier vergegenwärtigt — märchenhafte Gedichte der Baukunst — von ihrer einstigen Größe. Was von ihnen in Spanien zurückgeblieben, ergab sich einem Scheinchristentum, von dem noch heute in ihrem Gottesdienst Spuren vorhanden sind; die meisten dieser Mauren, Moriscos genannt, erlitten unter Philipp II. herbe Bedrückung, die sie zu Aufständen reizte, in denen sie erlagen. In Massen verließen sie Spanien, um auch in ihrer Heimat als „Christen“ nur Mißachtung zu finden. Viele von ihnen kehrten wieder nach Spanien zurück; ihre Nachkommen zeigen noch heute den maurischen Typus. W.

Digitized by Google

M. Pattein: Das Orakel.

Digitized by Google



Alexander Wagner: Aus maurischer Zeit.

Digitized by Google

El Hammar.*)

Novelle
von
Otto Fuchs-Talab.

Zu Pfingsten des Jahres 1882 wurde Arnold Seydl auf Verfügung seines Stammhauses in Kairo nach Tantah geschickt, wo er den alten levantinischen Verwalter Ghirghis ablöste und an dieser Brutstätte des moslemischen Fanatismus den Vorposten der Zivilisation bezog. Der Zeiten Ernst machte sich fühlbar, im Nillande gärte es, seitdem der prätorianische Oberst des ägyptischen Heeres, Arabi Pascha, das Schwert gegen die Türkenherrschaft gezückt hatte, unter welcher die aufgewühlten Massen alles Fremde im Lande verstanden.

Noch fühlte der Europäer die Wirkung dieser Strebungen nicht in der Hauptstadt, allein in den Ortschaften des Nildelta, wo der fränkische Kaufmann inmitten des Volkes stand, vernahm ein aufmerksames Ohr ein fernes, unheilverkündendes Brausen.

Beim Abschied hatte der alte Ghirghis gemahnt: „Keine harten Worte, Herr Arnold, das sind jetzt Funken, die ins Pulver fliegen können. Sei taub für den Schimpf, den Dir das Volk zuruft, höre aber, was ihre Augen sprechen. Gib auch den Leuten Waren, wenn sie welche verlangen, aber nur das Viertel dessen, was sie begehren. Hanna Salib aber, dem reichen Kopten, gib nichts. Vor dem hüte Dich besonders! Er ist zwar ein Christ wie wir, aber er haßt uns unseres Glaubens wegen mehr als es die Moslem thun, er ist tückischer als ein Perser, und wenn einer aus den unruhigen Zeiten Nutzen ziehen will, ist er es. Und Deinen fränkischen Hut lege ab und trage lieber den Tarbusch, und gehe zur Nacht nicht aus dem Hause; in der Finsternis sind drei Fellachen stärker als ein Franke. Und möge Gott Dich behüten, daß wir uns im Glück wiedersehen!"

Seit der Abreise des alten Ghirghis waren Wochen dahingegangen. Schwer ward Arnold anfangs das gezwungene Verweilen in der Okella Mustafa — so hieß das geräumige Haus, in welchem die Warenmagazine seiner Firma untergebracht waren — allein er hatte gute Bücher da gefunden, die von einem längeren Aufenthalte seines Chefs stammten; der schwarze Koch Chafif tischte ihm alle Leckerbissen der Jahreszeit auf, und kam abends das Heimweh nach Gesellschaft über ihn, so setzte er die Geige an die Brust und geigte sich die Heimat vor die Seele. Bei diesen Klängen schlich sich Chafif an die Zimmerthür und das breite Grinsen verriet sein Behagen, der gravitätische Boab**) wiegte bedachtsam den weißbärtigen Kopf im Takte, die sonst ruhelos an den Wänden ab und zu schießenden Zimmereidechsen hielten in ihrem Fliegenfang inne, als lauschten sie, und hie und da kam eine harmlose Hausnatter sacht aus der Mauerspalte geschlängelt, hob den Kopf und ließ das Zünglein spielen, wie wenn sie mit Behagen von den leckeren Klängen kostete. Und noch weiter reichte der Zauber dieser Geigentöne. Arnolds Wohnzimmer, das über dem zu ebener Erde gelegenen Comptoir lag, blickte auf den das Viertel durchschneidenden Bewässerungskanal, der, oberhalb der Stadt in mächtigen Bogen geführt, zur Zeit der Nilschwelle die Kulturen überschwemmen half und nahe der Stadt wieder in den Flußarm mündete. Er maß nur eine starke Straßenbreite, und auf dem gegenüberliegenden Ufer erhob sich, von dichtem Gebüsch bewachsen, eine lange Mauer, in der eine thürähnliche Nische und einige Schritte weiter eine Fensterhöhlung klafften. Von der Thür hinab zur Kanalsohle führten einige schlechte Steinstufen, allein niemand betrat sie jetzt, da der Wasserlauf, bei dem tiefen Stand des frühsommerlichen Stromes, trocken lag, so daß der verdorrte, schwarze Schlamm weite Risse zeigte. Wenn bei Sonnenuntergang Arnolds Geige durch seine geöffneten Fenster ihre schmeichelnden Melodien in den schwülen Abend hinaussang, schimmerte hinter der Fensterhöhle drüben ein blauer Kopfschleier, der so dicht um das Haupt geschlungen lag, daß nur ein Augenpaar dazwischen durch erkennbar blieb.

*) Der Eseltreiber.
**) Thorhüter.

Arnold hatte, die Landessitte beobachtend, für die Zuhörerin keine Augen; schließlich jedoch, als die Musikfreundin mit ihrer Beharrlichkeit sich ein gewisses Anrecht auf Beachtung erworben hatte, griff er zu einer List, um wenigstens zu erkunden, ob hinter jenem Schleiertuch ein junges, lebefreudiges Ohr sich ergötze. Eines Mittags, als die Mauer im vollen Sonnenlicht lag, ließ er die Geige erklingen. Bald tauchte der blaue Kopfschleier in der Fensteröffnung auf, jedoch so vorsichtig im Schatten bleibend, daß Arnold nichts unterscheiden konnte. Nun endete er mit einem „Forte" das Spiel, legte rasch den Bogen weg und führte die Hand nach den Lippen und der Stirn zum Landesgruße, und auch drüben wurde der Gruß erwidert — von einer schwarzen, verrunzelten Negerhand. Arnold empfand eine tiefe Enttäuschung und murmelte etwas von einer Nachteule, und ohne sich weiter um seine Zuhörerin zu kümmern, vertiefte er sich wieder in die heimatlichen Melodien.

*

„Amina, mein weißes Herz, er hat mich gegrüßt, von den Lippen und der Stirne ist mir sein lichter Salâm*) gekommen!"

„Wer hat Dich gegrüßt, Fesa?"

„Mein Landsmann drüben in der Okella Mustafa, der so schön die Geige singen läßt."

„Dein Landsmann? Fesa, Du hast gewiß Deine schwarze Brille aufgehabt. Er ist ja ein Franke!"

„Und bin ich nicht eine halbe Fränkin? Habe ich nicht zwölf Jahre im kalten Land der Schweden meine Negerhaut gebleicht?"

„Daß Dein Gesicht so weiß geworden ist, wie der Neumond im Kalender!"

„Jetzt freilich bin ich wieder dunkel, weil ich seit zwanzig Jahren wieder Ful**) esse und Nilwasser trinke, aber licht ist mein Denken und meine Augen genießen voll Freude den Anblick von weißen Menschen."

„Dann werde ich mich für Dich weiß schminken, Fesa, sonst wirst Du mir untreu, verdingst Dich vielleicht als Köchin bei ihm drüben."

„Nein, mein Kind, auch Du bist weiß, und ich hab' noch kein Koptenmädchen in Alexandrien und Kairo gesehen, wie Dich, darum bin ich auch so gern bei Dir, trotz Deines Vaters Rauheit und Geiz — seit zwei Jahren läßt er mich diesen blauen Schleier tragen, der alle meine Runzeln verrät — aber um euch alle, Kinder dieses Landes, ist mir's wie ein dunkler Rahmen, dagegen um das Gesicht eines Franken wie Gold. Komm und schau selbst. Du hast ihn nur abends gesehen!"

„Ich mag Deinen goldenen Franken nicht, hier gilt er nicht!"

„O, Kind eines jakobitischen Vaters, mußt Du beim Gold immer an Geld denken?"

„‚Vor dem Gold bückt sich auch des Paschas roter Nacken,' sagt der Vater. Wozu spielt er übrigens die Rababa,***) wenn er kein Alâti†) ist, den man zahlt? Und gar bei Tag. Warum geht er nicht in den Suk?"††)

„Kind, Du fragst wie eine Fellachin! Hab' ich Dir nicht schon oft erzählt, daß die Franken anders leben, anders sterben, anders spielen und singen, anders essen und trinken als wir? Wie ich im kalten Land der Schweden war —"

„Da hat Deine Herrin in einen großen Kasten gegriffen und es ist Musik herausgekommen, ich weiß schon, ich weiß schon und alles andere noch ... Du, schaut Dein Franke drüben auch bei Tag, wenn er spielt, immer auf einen Fleck, wo nichts zu sehen ist?"

„Nein, heut geht er hin und her, so!" Fesa ahmte Arnold nach, der geigend ab und zu ging. Ein helles Lachen ihrer jugendlichen Herrin lohnte die mimische Kunst Fesas, die mit echter Negernaivität jedes nicht gewohnte Vorkommnis ihres Gesichtskreises als ein Festspiel ansah, das genossen werden müßte.

„O, Du alte Närrin, so macht er es gewiß nicht!"

„Komm, mein Gazellenaug', und schau selbst.

*) Gruß.
**) Bohnen.
***) Geige.
†) Musiker.
††) Markt.

Die Stickerei eilt nicht, und hüte Dich, die Stirnbinde zu vollenden. Du weißt, wenn sie fertig wird, bevor die Delâla*) kommt, so holt Dich ein ziegenbärtiger Sarrâf!"**)

„O, keinen Alten! Mich muß ein Junger holen!" Mit diesen Worten erhob sich Amina von dem Stickrahmen, an dem sie auf dem niederen, die Zimmerwand ringsum laufenden Diwan gekauert hatte. Neben der alten, von allen Grazien verlassenen afrikanischen Dienerin Genovefa, oder Fesa, wie sie der Kürze halber genannt wurde, stand die Jungfrau des Südens, geziert mit allen Reizen der Vollnatur und der adeligen Rasse der Ureinwohner Aegyptens. Auf einem schmalen Hals, von dem sich die Schultern in zarten Linien abgliederten, saß ein ausdrucksvolles Köpfchen, dessen dunkles, gewelltes Haar, von einem matten Goldkettchen durchflochten, in den Nacken hinabhing. Das Gesicht Aminas, in jenem lichten, durchsichtigen Bronzeton erglänzend, welcher eine Folge der beständigen Einschließung der Frau in Nordafrika ist, verkörperte jene Frauenbildnisse des autochthonen Stammes, die der altägyptische Künstler auf die Wände des Grabes des Ti vor Jahrtausenden gebannt hat. Das große, in nächtigem Braun erstrahlende Auge lag wie ein zündendes Geschoß halbbegraben unter den langbewimperten Lidern. Die breiten, sanftgewölbten Brauen, die langgezogene, feine Nase mit den erweiterten Nüstern, die schwellenden, roten Lippen und das kräftig modellirte Kinn führten auf das Gepräge des urgeborenen Schlages zurück. Aber statt eines Idoles der Vorzeit hing an goldenem Kettlein ein einfaches, schwarzes Kreuzchen um ihren Hals, der im Ausschnitt des weißen, enganschließenden Kleides frei blieb. Der helle Stoff umschloß eng die jungfräuliche Büste, und von dem hochgeschlungenen Gürtelbande floß es faltig hinab zu den Knöcheln des unbekleideten Fußes, der, gleichwie die schmalen Hände, den Farbenschmuck der modernen Orientalinnen trug: Fuß- und Fingernägel, sowie die Sohlen und die Handflächen erglänzten in der matten, gelbroten Hennafarbe. Die wenig über die Ellenbogen reichenden Aermel ließen an der rechten Hand das blaue, tätowirte Kreuz frei, das jedem koptischen Kinde in mehr oder weniger verzierter Gestalt in jungen Jahren schon eingeätzt wird.

Aminas Blick suchte jenes unerläßliche Stück der orientalischen Frauenbekleidung, ohne das kein Schritt aus dem Frauengemache unternommen wird, den Schleier — und Fesa, die nach ihrer schwedischen Vergangenheit den höheren Kulturstandpunkt einnahm, bemerkte:

„Da haben es die Mädchen im kalten Land der Schweden besser. Kein Schleier und keine Habara,***) mit freiem Gesicht erblicken einander Mann und Frau im Hause und auf der Gasse. Du könntest Dich zeigen!"

„Aëib!"†) rief Amina voll Ueberzeugung, faßte den in einer Ecke liegenden blütenweißen Schleier und schlang ihn um den Kopf, um darzuthun, daß sie mit den ketzerischen Anschauungen Fesas nicht einverstanden war. Dann schlüpfte sie in die Holzsandalen und klipp, klapp ging es, von Fesa gefolgt, die Treppe hinab, den geräumigen Hof entlang, nach dessen rückwärtigem Teile, wo der halbverfallene, an den Kanal grenzende Schuppen lag: die Domäne Fesas, in der sie mit Vorliebe unter altem Hausrat räumte. Aus dem Hintergrunde lugten die beiden durch die Fensterhöhle nach dem fränkischen Fiedler, der, statt auf dem Markt mit Arabern zu feilschen, Geigenklänge in das flimmernde Mittagssonnenlicht hinaussandte, daß die Milanen auf der abgestorbenen Sykomore in der Nähe ihren kichernden Hungerschrei verstummen ließen und die stolzsitzenden, scharfgezeichneten Köpfe lauschend hin und herdrehten.

Arnold stand inmitten des geöffneten Fensters und hatte die Augen geschlossen, allein durch die herabgesenkten Lider stahl sich ein magisches Rosenrot vor seine Pupillen, in dessen Halbdämmer allerlei Gestalten körperlich wurden ...

„Siehst Du, siehst Du, Kind! Glänzt es nicht wie Gold um seinen Kopf?"

„Gold? Gelbe Haare hat er und einen gelben Bart! Das ist alles!"

*) Heiratsvermittlerin.
**) Wechsler.
***) Den Körper einhüllendes Seidentuch.
†) Schande.

Digitized by Google

„Du willst mich kränken! Aber Gold ist doch gelb! Und sonst gefällt Dir nichts an ihm?"

„O ja, er hat frische, rote Lippen —"

„Und schöne weiße Zähne, wenn er lacht."

„Die braucht man nur zum Essen."

„Ah so — Du Feinschmeckerin, Du. Und ist er nicht schlank wie eine Palme? Und erst seine Augen — !"

„Er hat gar keine!"

Gegenüber dieser mit aller jugendlichen Zuversicht ausgesprochenen Ueberzeugung Aminas verstummte Fesa für einige Momente vor lauter Verblüffung. Dann schien sie aber doch diese offenbare Verleugnung der, wenn auch geschlossenen, so doch vorhandenen Augen des blonden Franken nicht ruhig hinnehmen zu wollen und sagte mit plötzlichem Entschlusse:

„Ich mach' ihm schon welche!"

Sie legte den Kopf zurück und traf Anstalten, den „Zagharit" genannten hohen Trillerton auszustoßen, der die laute Freude oder Schmerzenskundgebung der ägyptischen Weiber ist, als ihr Amina mit einer Handvoll Schleiertuch den Mund verknebelte und hiezu die ungeschminkte Ansicht ausdrückte, daß Fesa eine alte, nachthäutige Thörin sei. Ohne sich auf eine gegenteilige Beweisführung einzulassen, behauptete Fesa, daß der Franke dennoch Augen habe, was nun Amina, um ihre Anwesenheit nicht verraten zu sehen, zugab, mit der wegwerfenden Bemerkung, daß sie nicht weiter neugierig auf deren Farbe sei, da alle Franken grüne Hundeaugen hätten.

„Rote hat er!" sagte Fesa jetzt trotzig. Was sie durch diese Behauptung bezweckte, geschah. Während sie scheinbar aufmerksam der Musik lauschte, ersah sie, wie auf Aminas Gesicht allerlei Zweifel spielten, wie dann deren Augen suchend auf dem Boden umherirrten; wie sie sich dann plötzlich nach einem Mörtelbrocken bückte und, dem Fenster näherschleichend, mit geübter Hand dieses Wurfgeschoß hinüberschleuderte, daß es prasselnd an den nach außen lagernden Fensterflügel aufschlug. Der kecken, herausfordernden Provokation folgte aber ein leiser Schreckensschrei Aminas und die Flucht ins tiefste Dunkel der Kammer, denn just, als sie ihre Hand geschwungen, hatte der Franke sein blaues Auge geöffnet, vielleicht weiter als sonst, denn er wunderte sich, im Rahmen der Fensterhöhle, statt der vorhin erschauten schwarzen, nunmehr eine jugendliche weiße Hand zu sehen und zwar in einem etwas verwunderlichen Beginnen begriffen. Mit einemmale hörte sein Spiel auf.

„Nicht wahr, rot wie Tarbuschfarbe?" fragte Fesa spöttisch.

Amina stellte auf diese Frage die besorgte Gegenfrage:

„Glaubst Du, daß er mich gesehen hat?" und erhielt die beruhigende Antwort, daß auch Franken nicht durch dichte Schleiertücher sehen könnten, selbst wenn sie rote Augen hätten.

„Aber er hat blaue Augen; blau wie syrische Pflaumen!"

Ehe Fesa Zeit hatte, sich über die Sehkraft blauer Augen zu äußern, wurden die beiden Frauen durch ein wehklagendes und ängstliches Miauen aufgeschreckt.

„Meines weißen Kätzchens Stimme," rief Amina besorgt. „Wo ist Miza?"

„Sie wird uns gefolgt sein. Vom Chalik schallt ihr Jammern," meinte Fesa, die, alle Rücksichten auf orientalische Frauensitte bei Seite setzend, bei diesen Worten an die Fensterhöhlung geeilt war. Kaum hatte sie den Kopf hinausgesteckt, als sie aufkreischte:

„El thajâr, el thajâr el kobâr!" *)

Amina wußte, was dieser Alarmruf bedeutete, und ahnte die höchste Gefahr für ihr weißes Angorakätzchen; durch die Oeffnung der Hofmauer hatte es sich nach dem Kanal verlaufen und war von den Falken als willkommene Beute ausersehen worden. In beschleunigtem Fall stießen drei Raubfalken auf das zierliche Tierchen nieder, das sich glücklicherweise zwischen einige kahle Reiser der Uferböschung geflüchtet hatte, so daß die Falken in ihren scharfen Fängen nur Bruchwerk des Gestrüppes und auch einige Strähne des langen, weißen Wollhaares in ihrem Aufflug mit in die Lüfte nahmen; sie ließen sich aber durch die mißglückten Versuche nicht abhalten, und nach neuem Kreisen in der Höhe tauchten sie wieder hinab zu dem weißen Opfer, wobei ihr kicherndes Geschrei stets triumphirender klang. Arnold legte bei diesem plötzlichen Dekorationswechsel die Geige aus der Hand und holte sein Schrotgewehr. Als er wieder ans Fenster trat, war aus jener „öden Fensterhöhle" ein Mädchenkopf herausgewachsen, der in der Angst um das weiße Lieblingskätzchen nur unvollkommen auf die neidvolle Verhüllung bedacht gewesen sein mußte, denn Arnold konnte alle seine schönen Einzelheiten wahrnehmen, und deren Betrachtung beschäftigte ihn so ausschließlich, daß er des übrigen vergaß. Auch Amina wandte den Kopf nach ihm und als sie seine Waffe gewahr wurde, rief sie angstvoll:

„Schone meine Katze, Herr!"

„Fürchte nichts für sie, Mädchen!" hieß es zurück. Nun faßte er die kreisenden und stoßenden Falken ins Auge, um im gegebenen Moment seinen Schuß anzubringen. Da stürmte aus der Thüröffnung drüben Fesa hervor, ihr blauer Schleier flog und die rechte Hand wirbelte einen schweren Stock um das schwarze Haupt, das allein einen ganzen Schwarm von Falken von dem Kätzchen fortgeschreckt hätte. Allein Arnold wollte sich den Schuß auf den Falken nicht entgehen lassen.

„Licht meiner Augen," rief er scherzend, „bleib hinter der Mauer, bis ich geschossen habe, dann hole das Kätzchen."

Das drohende Feuerrohr beschleunigte das Verständnis für den Wunsch des Franken, Fesa sprang zurück, gleich darauf erdröhnte der Schuß, der den größten der geflügelten Luftpiraten zu Falle brachte. Die beiden anderen bäumten in respektvoller Entfernung auf und mußten zusehen, wie nun Fesa die schlechten Treppen der Böschung hinabhüpfte, das noch miauende Kätzchen ergriff und triumphirend davontrug, es auf der obersten Treppe der schönen Herrin überreichend, die nunmehr voll Ungeduld, aber wohlverschleiert, aus der Thürbresche getreten war. Im nächsten Augenblick waren, ohne ein weiteres Dankeszeichen zu äußern, das weiße Kätzchen, das braune Mädchen und die „schwarze Fee", wie sie Arnold schnell im Geiste genannt, verschwunden.

*

An jenem 11. Juni 1882 ging es wie ein konvulsivisches Zucken durch die fanatisirte Volksseele der ägyptischen Muselmanen. Aus dem Koran holte sich jedweder den täglich fünfmal geschärften Stahl des Frankenhasses, und an dem vergossenen Blute berauschte man sich zur Orgie des Brandes, der Plünderung und der Verwüstung. Drunten in Alexandrien hatte der Schlag gezündet, jubelnd wurde gemordet, denn die Wonnen des Eiferers, der den Ungläubigen vernichten darf, haben die Jahrhunderte hindurch keine Abschwächung erlitten. Und der Jubel rauschte weiter, den Nil hinauf, den alten, geheiligten Strom entlang, der zahllose Völker im Stolz erscheinen und im Elend verkommen sah und der von seinem Ursprung bis zur vielverzweigten Mündung ein trüber Spiegel des ewigen Hasses mehr als der versöhnenden Liebe gewesen ist. Durch die Lüfte zitterte und in den Wässern rauschte die blutige Kunde und jene, die ihrer geharrt, begrüßten sie mit Bismillah und La illâha illa lâh und stoben durch die Straßen, nach Opfern fahndend.

Arnold sah den hellen Sommertag ins Mittagszeichen treten, wie alle, die ihm vorhergingen. Die Sonne stieg ihre gemessene Bahn hinan, der Himmel blaute wolkenlos wie immer, die Cikaden zirpten in dem Buschwerk, das den Kanal säumte, und mit der gleichen ergreifenden Stimme wie sonst sang der blinde Muezzin von der hochragenden Minareh sein Duhr*)-Gebet: Allah hû akbar!

Da er seit drei Tagen ohne Nachricht von Alexandrien geblieben war, rüstete sich Arnold, einen Gang zur Post zu machen. Allein vor der Thür seines Zimmers stieß er auf seinen Thürhüter, den weißbärtigen Berberiner, der sonst vor dem Eingangsthor des Hauses saß. Quer vor die Thür war das Bett aus Palmblattrippen gestellt, auf dem der Diener nachts ruhte, und seine Hand hielt den mächtigen Nabutstock, der sonst sein nächtliches Wachattribut bildete.

„Was ist, Nasr?" fragte Arnold überrascht.

„Du darfst nicht ausgehen, Herr!"

„Warum? Was ist los?"

„Das Volk gefällt mir nicht. Es schleichen schlechte Männer vor dem Haus herum. Und in Alexandrien hat man Franken umgebracht."

„Das sagt man seit Wochen!"

„Diesesmal ist es wahr. Der Boab vom englischen Konsul hat es mir gesagt. Ein Telegramm ist gekommen. Und der Babur*) geht nur bis zur Brücke von Kasr Zajât. Die Brücke haben sie verrammelt!"

Arnold überdachte schnell die Lage. Das konnte ernst werden.

„Wer ist an der Thür unten?"

„Zwei Landsleute, Herr, verläßliche Männer."

„Und wenn die Tollen übers Dach kommen wollen?"

„Hab' dran gedacht. Die Thüren nach der Terrasse sind verschlossen, und oben sitzt Chafik, der schwarze Koch, mit meiner Flinte."

„Also ich bin euer Gefangener, Nasr!"

„Besser hier gefangen, als frei auf der Straße unter den Haschaschin!" **)

Arnold zog sich zurück, um zu überlegen. Als Mann der Ordnung wollte er zuerst seines Herrn Gut sichern und dann abwarten, was da käme. Wechsel, Schuldscheine, Briefschaften und Geschäftsbücher brachte er in der eisernen, feuerfesten Kassa unter, dann verzeichnete er die Warenbestände, auf deren Liste Nasr sein arabisches Petschaft als Zeugnis beidrucken mußte, versorgte auch dieses Dokument in der Kassa und verschloß sie. Endlich brachte er alle Waffen, die im Hause aufzutreiben waren, in sein Zimmer, setzte sie in stand und verteilte sie an seine Leute, deren er sicher war. Darüber ging der Nachmittag hin.

Von Zeit zu Zeit sandte er einen Blick hinüber, ob er nicht einer seiner Nachbarinnen ansichtig würde, mit denen sich seit der Rettung des Kätzchens ein harmloser Rapport entwickelt hatte. Fesa fühlte in der letzten Zeit mehr wie je schwedische Anwandlungen; sie hatte ihre alte Missionsbibel der Jugendjahre hervorgesucht, und in jedem freien Stündchen setzte sie sich, mit der großen Hornbrille bewaffnet, in die Thürbresche der Umfassungsmauer und buchstabirte laut den schwedischen Bibeltext. Oder sie sang mit schriller, afrikanischen Kehlstimme ein nordisches Wiegenlied. Auch Aminas lichte Erscheinung verklärte zuweilen das alte, graue Gemäuer jenseits des Kanals. Sie hielt sich stets wohlverschleiert, wie auf der Straße, sprach leise mit Fesa und nie erschien sie dort ohne den Versuch, vor Fesa ihr Kommen zu rechtfertigen, so daß die Alte im Spott ihr schon immer entgegenrief: „Es fließt noch immer kein Wasser im Kanal," weil Amina auch diese Ausflucht einmal gebraucht hatte. Heute aber blieb drüben alles still und leer. Bisher hatte er nicht daran gedacht, um Wer und Was der Nachbarschaft zu fragen, nun aber erinnerte er sich Fesas Bibelstudien, er mußte annehmen, daß die Frauen drüben Christinnen seien, und daß auch ihrer ein trauriges Schicksal harre. Unauffällig holte er Nasr, den Thürhüter, aus: „Wem gehört das Haus jenseits des Chalik?"

„Dem Kopten Hanna Salib, dem Tuchhändler."

Arnold horchte auf. Das war der Name des Mannes, vor dem ihn der alte Ghirghis gewarnt hatte.

„Hat er Kinder?"

„Einen Sohn, der ist im Said***) Kaufmann und eine Tochter, die hat er bei sich . . ."

(Schluß folgt.)

*) Die Vögel, die großen Vögel!

*) Mittag.

*) Eisenbahnzug.

**) Haschischberauschten.

***) Oberägypten.

Nordische Schriftsteller.

Von

A. Stier.

Wie ihr ihn schildert, soll er sein,
Der Mensch? Gewiß, korrekt und richtig,
Der Apparat, der so gewichtig:
Skelett und Nerven treu und fein
Malt euer Anatomengeist; —
Doch reiches, frisches, volles Leben,
Den ganzen Menschen uns zu geben,
Er nimmer mächtig sich erweist.

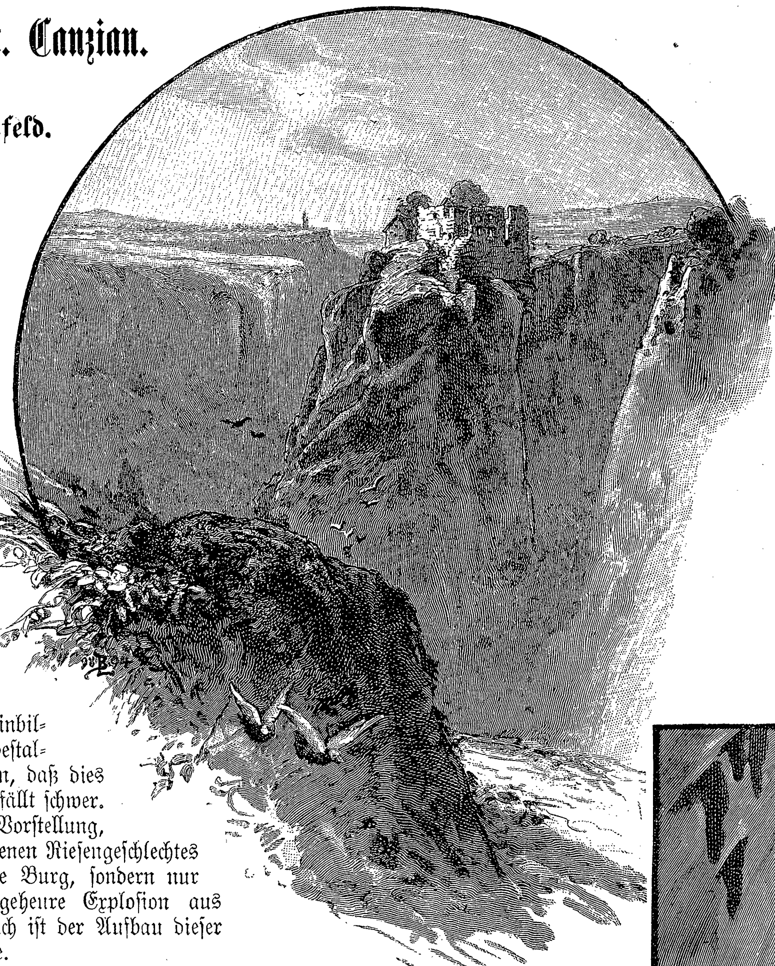
Die Höhlenwelt von St. Canzian.

Von

A. v. Schweiger-Lerchenfeld.

Mit Illustrationen
von

Ladislaus Benesch.



Rekaschlucht mit der Schloßruine Neukoffel (im Hintergrund St. Canzian).

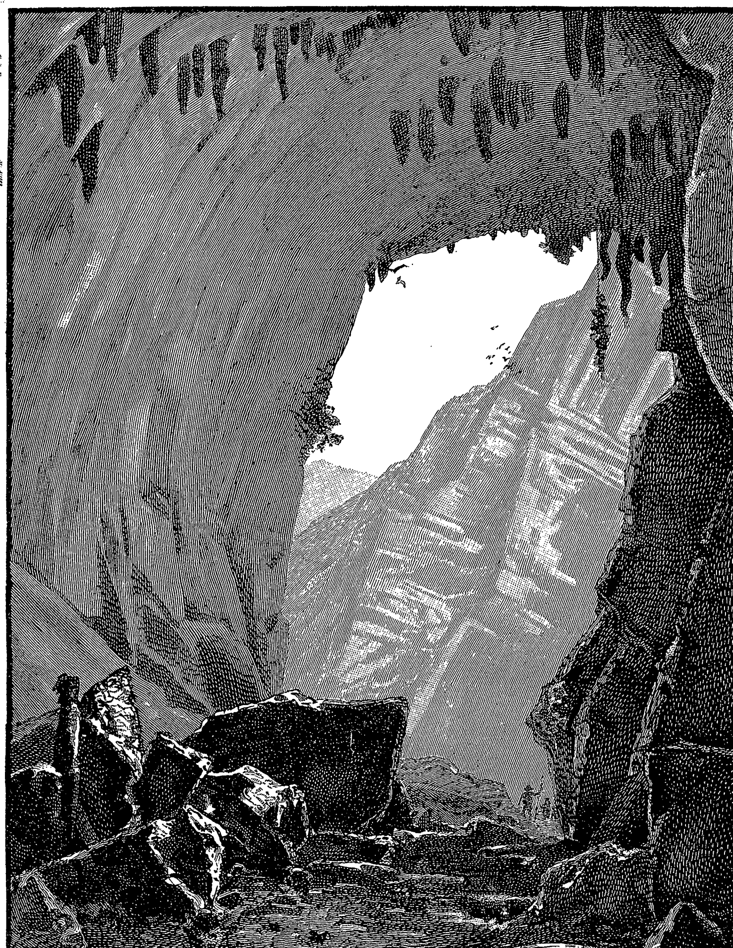
Zu den merkwürdigsten Erscheinungen an den Formen der Erdoberfläche zählen jene, welche der erodirenden (auswaschenden) Thätigkeit des Wassers ihr Dasein verdanken. All die wundersamen Gestaltungen des Oberflächenreliefs unseres Planeten, die hohen Gebirge mit ihren vieltürmigen Kathedralen, Pfeileravenuen, Obelisken und Säulen sind durch die Verwitterung und durch die mit dieser zusammenwirkende Thätigkeit des Niederschlagwassers entstanden. Vornehmlich in den Gebieten der Dolomiten und des Kreidekalkes wird die Einbildungskraft beim Anblick dieser Gestaltungen lebhaft angeregt; zu glauben, daß dies alles ein Werk der Naturkräfte sei, fällt schwer. Weit eher findet man sich in die Vorstellung, hier die Trutzburg eines untergegangenen Riesengeschlechtes vor sich zu haben — nein, nicht die Burg, sondern nur ihre Trümmer — welche eine ungeheure Explosion aus einander geworfen hat. Ungeheuerlich ist der Aufbau dieser Ruine, schreckhaft sind die Abgründe.

Erwecken schon diese oberirdischen Erscheinungen einen nachhaltigen Eindruck, um wie viel mehr muß dieser Sachverhalt mit den unterirdischen Räumen in Wechselwirkung treten. Auch die meisten Hohlräume der Erde — die Höhlen und Grotten — sind Werke der erodirenden Thätigkeit. Hierbei ist die erste Voraussetzung die, daß der betreffenden Gesteinsart die Fähigkeit innewohne, das Wasser durchzulassen. Das auf der Erdoberfläche sich fortbewegende Wasser folgt dem Gesetze der Schwere; es sucht seinen Weg nach der Tiefe und wird allerorten in den Boden eindringen, wo sich auch nur die kleinsten Spalten und Risse vorfinden. Man erkennt sofort, daß die Zerstörung des felsigen Gefüges durch erodirende, also auswaschende Thätigkeit einer der Faktoren ist, welcher zur Bildung von Hohlräumen Veranlassung gibt. Es kann aber noch etwas anderes geschehen: in stark zerklüftetem Kalkboden entsteht ein ganzes System solcher unterirdischen Quellläufe. Diese vereinigen sich in der Folge zu förmlichen Flüssen und brechen aus irgend einem Schlunde hervor. Daher die auffällige Erscheinung der aus der Nacht der Unterwelt in thalartige Weitungen eintretenden Wasser.

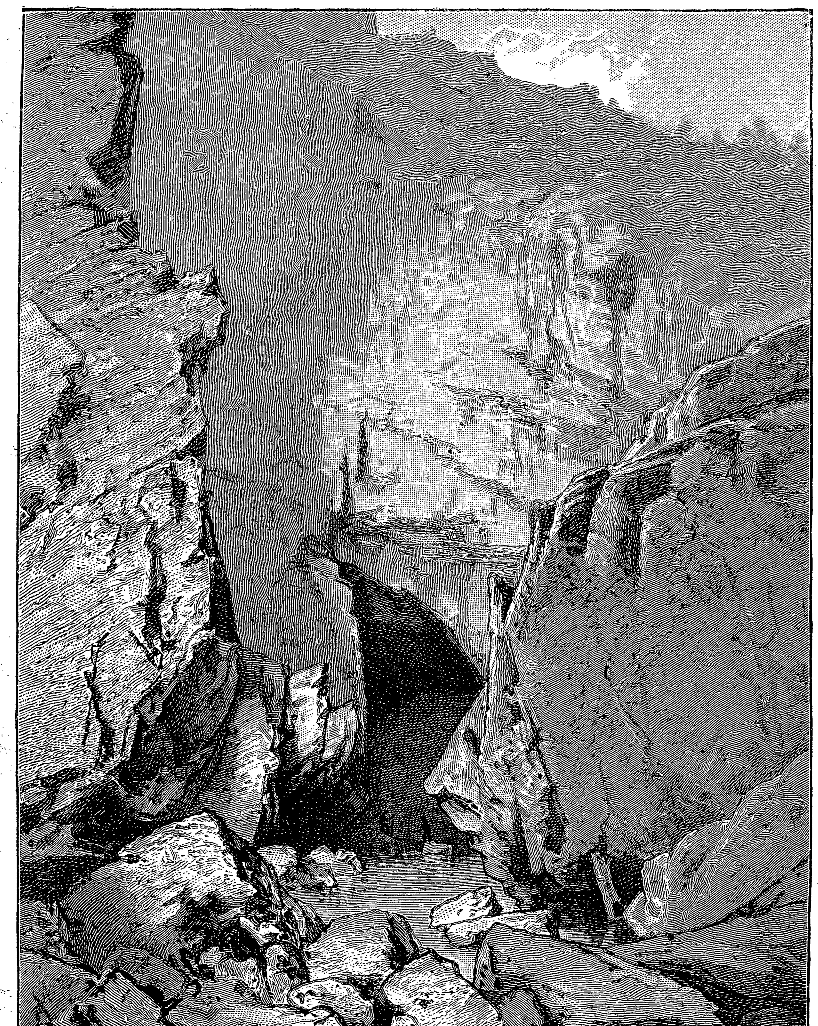
Das klassische Land der Höhlen und Grotten ist der Karst, jene zerschrundene und durchklüftete Hochfläche, welche den Nord- und Ostrand der Adria umgibt und seit langem Gegenstand eifriger geologischer und hydrologischer Studien ist. Durch die Erdbebenkatastrophe von Laibach, welche Stadt dem Karste unmittelbar benachbart ist, wurde von sachmännischer Seite vielfach auch die Frage in Erwägung gezogen, ob jenes furchtbare Naturereignis nicht etwa damit im ursächlichen Zusammenhange stünde. Von der sehr wahrscheinlich ungeheuren Ausdehnung der Hohlräume hat niemand eine zutreffende Vorstellung. Gleichwohl ist die Meinung aufgetaucht, daß die so sehr bedrohte Hauptstadt von Krain auf einem sogenannten „Senkungsgebiete" liege, dessen Merkmale in der unheimlichen — weil dem Auge sich entziehenden — Bewegung unterirdischer Gesteinslagerungen sich ausprägten. Es ist freilich auch geltend gemacht worden, daß diesfalls die Ursache der Beweglichkeit eine andere sein könne, nämlich die Kontraktion (Zusammenziehung) der Erdrinde, die Schrumpfung ihrer verborgenen Runzeln und Falten, wodurch weite Schichtenkomplexe aus ihrer Lagerung gerückt werden. Man nennt dies „Dislokation" und die damit zusammenhängenden Erschütterungen „Dislokationsbeben".

So viel in Kürze zur Klärung des Sachverhaltes, um den es sich hier handelt. Was die Höhlenwelt des Karst anbelangt, so ist sie — wenn man von der altberühmten Adelsberger Grotte absieht — erst im letzten Jahrzehnt der allgemeinen Aufmerksamkeit näher gerückt worden und zwar vorzugsweise durch die mit seltener Kühnheit und Ausdauer bewerkstelligte Aufdeckung der großartigen Rekahöhlen zu St. Canzian, aus welchen hier dem Leser eine Reihe vortrefflicher Darstellungen von bewährter Künstlerhand geboten werden. Obwohl bezüglich des Interesses, welches man in weiteren Kreisen diesen wundersamen Erscheinungen entgegenbringt, in den letzten Jahren sich manches zum Bessern gewendet hat, darf gleichwohl gesagt werden, daß die Zahl derjenigen, welche diesen Dingen näher getreten sind, noch immer eine sehr beschränkte ist. Dies nimmt um so mehr Wunder, als der Karst als Tummelplatz für touristische Streifzüge reiche Ausbeute liefert. Er ist reich an Effekten, welche freilich nicht ohne weiteres zum Bewußtsein kommen, sondern zu ihrem Erkennen eines gewissen Maßes von Naturgefühl bedürfen, das zugleich Kunstgefühl ist. Die meisten kennen den Karst nur von der flüchtigen Fahrt auf den Schienen, die sich endlos durch das Geklipp hinziehen. Daß der nördliche Karst mit stundenlangen, urwaldähnlichen Beständen bedeckt ist, in deren Dämmerungen da und dort die geheimnisvollen Verliese sich öffnen, rätselhafte Wasser aus schwarzen Schlünden hervorkommen und hinter klaffenden Portalen verschwinden, wissen die wenigsten. Wer den Karst zu Fuß — wenigstens streckenweise — durchwandert, hat den Anblick von Schaustücken zu gewärtigen, die man nicht alle Tage sieht. Mit Staunen wird er hie und da in schauerliche Abgründe hinabschauen, die an seinem Pfade liegen. Es rauschen versteckte Wasser, mitten im Dickicht wölben sich „Naturbrücken", und die Verlassenheit einsamer Schrunde, um welche Buchen und Tannen schatten, beschäftigt die Einbildungskraft. Weiterhin ist ein See, der bald da ist, bald nicht — ein längst bekanntes Wunder, das mit dem Namen „Zirknitz" verknüpft ist. Allenthalben öffnen sich auf der Hochfläche jene merkwürdigen Trichter, welche man „Dolinen" nennt, meist kreisrunde Krater von zum Teil großartiger Gestaltung. Wer derlei sieht, denkt an die Krater und Ringgebirge des Mondes. Dazu kommt eine Landschaft, die eines gewissen herben Reizes nicht entbehrt, im übrigen aber anziehend ist durch die Weite des Gesichtskreises. Blau, wie im Licht zerronnen, ragen die Julischen Felswarten im Nordwesten. Allenthalben blüht und grünt es zwischen den weiten Felsrippen, es ist eine Fülle von leuchtenden Farben über das Geklipp ausgebreitet.

Wie schon erwähnt, ist in den letzten zehn Jahren ein Grottengebiet in den Vordergrund des Interesses getreten, von dem früher selten die Rede war. Abgesehen von einzelnen Versuchen in früherer Zeit, in diese unterirdischen, von lärmenden Wassern erfüllten Räume einzudringen, hat deren planmäßige Erschließung erst mit dem Jahre 1884 begonnen, dank der opfervollen Thätigkeit eines Häufleins wackerer

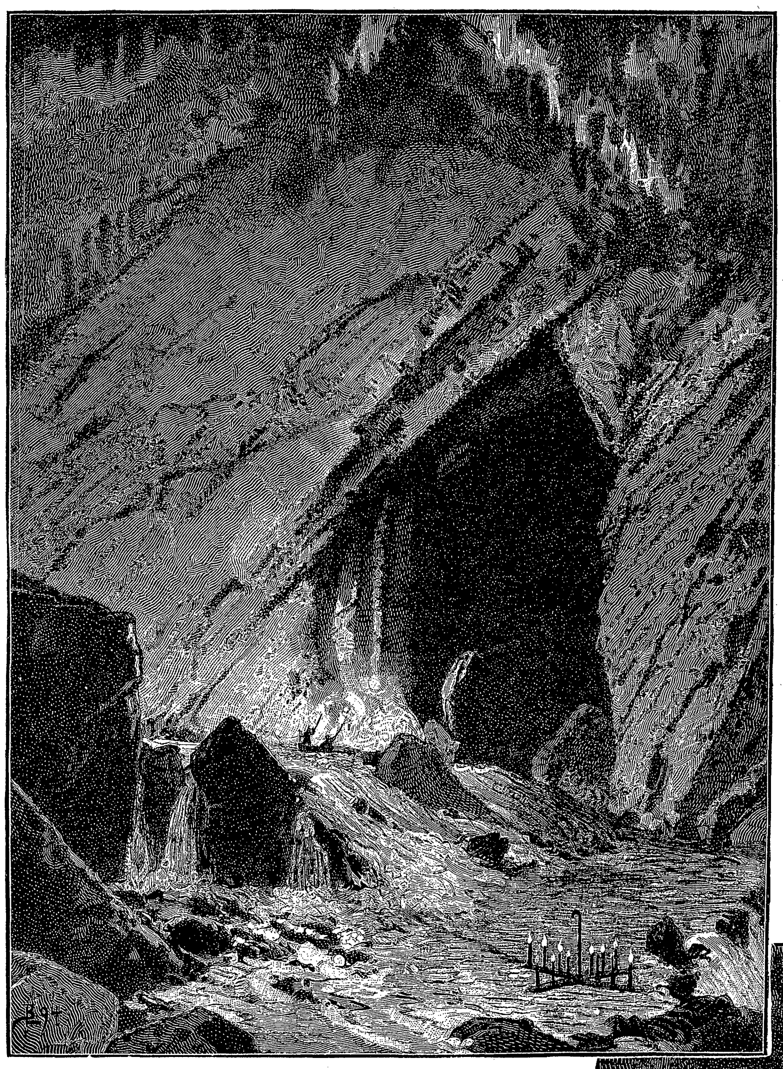


Die Schmidlgrotte (Eingang in die Rekahöhlen).



Eingang in die Mahortschitschhöhle.

Grottenforscher der „Sektion Küstenland des deutschen und österreichischen Alpenvereins". Drei „Ungenannte" sind es vornehmlich, welche allen Schrecken dieser Unterwelt getrotzt haben: Bergrat Hanke, Ingenieur Müller und Kaufmann Marinitsch. Der erstgenannte ist inzwischen zur Schattenwelt hinabgestiegen. Seinem Wunsche gemäß wurde er zu St. Canzian in die Erde gebettet, in der Nachbarschaft der rumorenden Wasser, deren grausige Stürze sein Auge so oft in der Blendung der Fackeln und Magnesiumlichter gesehen.

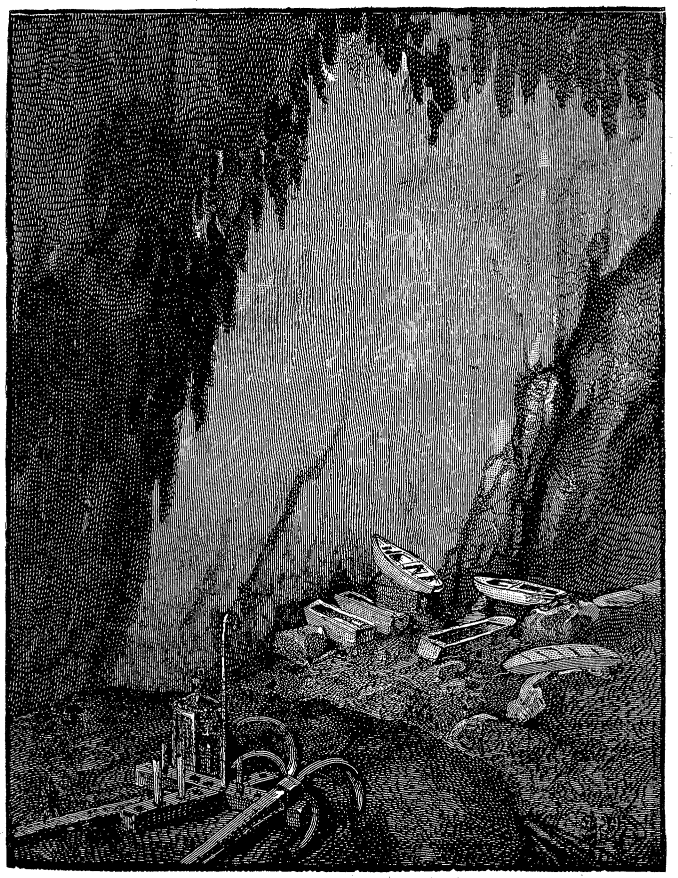


Müllerdom und Pazzekanal.

Von der Leistung, die uns hier vor Augen tritt, darf gesagt werden, daß sie großartig ist. Vor einem Jahre wurde die allgemeine Aufmerksamkeit vielfach von dem aufregenden Ereignisse, welches mit dem Lurloch in Steiermark verknüpft war, in Anspruch genommen. Ein Häuflein Grottenfahrer war infolge des Anschwellens des Baches, welcher die Grotte durchströmt, in Lebensgefahr geraten und konnte erst nach langwierigen Rettungsarbeiten aus seiner unfreiwilligen Gefangenschaft befreit werden.

Nun stelle man die großartigen Dome und Hallen, Katarakte und Wasserbecken von St. Canzian — alles in finstere Nacht gehüllt, eingeschnürt von meist unwegsamen Felswänden — dem Lurloch entgegen und man wird einen zutreffenden Maßstab von den Schwierigkeiten dieser Forschungscampagnen wenigstens insoweit sich zurechtlegen können, als derlei ohne persönliche Erfahrungen überhaupt möglich ist. Schon der Anblick der Oertlichkeit von St. Canzian, wo zwei ungeheure Schlünde (Dolinen) sich aufthun, ist eine Reise dahin wert. Dergleichen sieht man nirgends sonstwo in unserem Erdteile ... Von Osten her kommt ein Fluß, die Reka. Das Bett ist tief und steilufrig, ein Werk der Erosion innerhalb unendlich langer Zeitläufe. Während der Blick an den malerischen Formen der Felsen, an dem Gemäuer der zerwetterten Burg Neukoffel und an der zu ihren Füßen sich spannenden Bogenbrücke hängt, verschwindet die Reka durch ein hohes Portal in den Felsen, welche das Dorf und die Kirche des heiligen Cantianus tragen. Der mächtige unterirdische Wasserstollen — er heißt „Mahortschitschhöhle" — knickt dreimal zu schäumenden Katarakten, durch welche bei der ersten Durchforschung der Grottenfahrer Marinitsch, nachdem sein Kahn gekentert war, durchgeschleift wurde, so daß er nur mit knapper Not sich retten konnte.

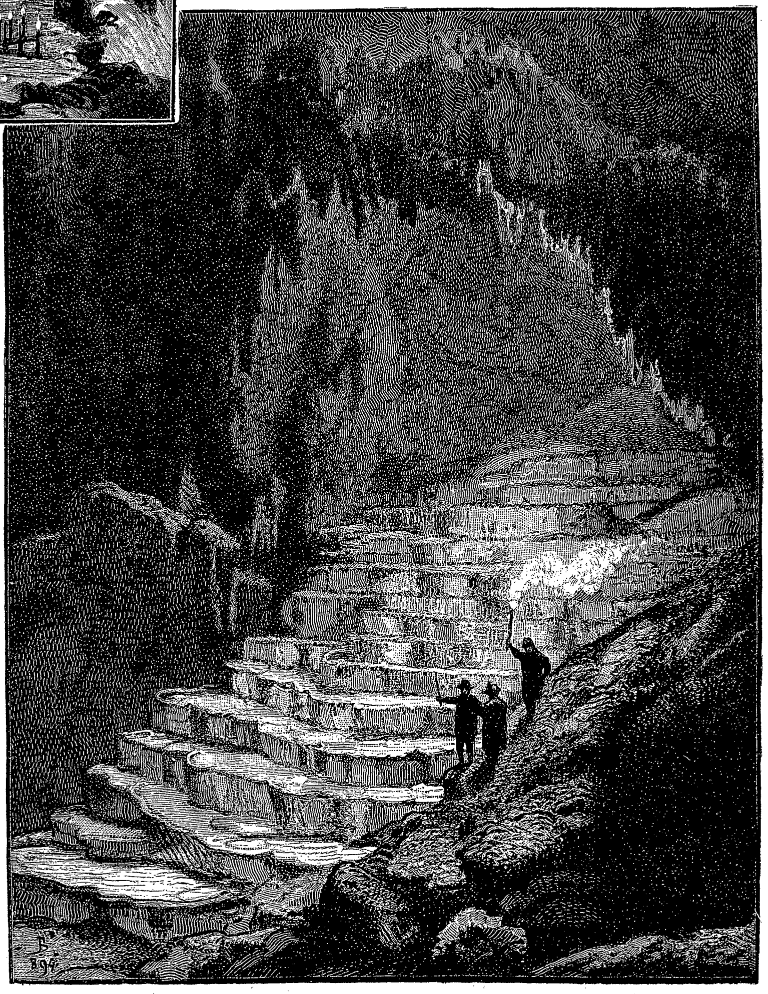
Nachdem die Reka diesen Stollen hinter sich hat, tritt sie in den ersten Trichter, in die sogenannte „kleine Doline" ein. Immerhin ist es ein grausig tiefer Krater, welcher die vorstehende Bezeichnung erhalten hat, weil jenseits eines mauerartigen, turmhohen Grates ein noch weit großartigerer Trichter, die „große Doline" genannt, sich öffnet. Auch dieser Grat wird von der Reka durchbrochen und sie stürzt mit einem 10 Meter hohen Wasserfalle in die große Doline. Alsdann bildet sie ein rundes Wasserbecken, aus welchem sie mittelst eines Kataraktes abfließt, um der gegenüberliegenden, 160 Meter hohen Felswand — dem Westrand der großen Doline — entgegen zu eilen und in den nächtlichen Hallen zu entschwinden. In diesen Wasserdurchschlupf einzudringen, ist unmöglich. Etwas überhöht, an derselben Wand, öffnet sich das dunkle Portal der Schmidlgrotte. Das ist der eigentliche Eingang zum nachtverhüllten Strome. Wer heute dort hinabsteigt, hat keine Ahnung von den Schwierigkeiten, welche sich der Erschließung dieser finsteren, vom Donner der Sturzwasser widerhallenden Dome, Galerien und Klammen entgegenstellten. Man hat tagelang an den senkrechten und überhängenden Felsen gearbeitet, um dem Fuß einen Halt zu bieten; man hat zerlegbare Boote hinabgeschafft, um die tobenden Wasser, deren Wege und Flutungen unbekannt waren, zu befahren. Zahllose Katarakte, über welche die Reka hinabdonnert, wurden durch Hinablassen der Boote mittelst Stricken oder durch Umgehung der gefährlichen Hindernisse überwunden.



Der sogenannte „Hafen" in der Schmidlgrotte.

Im Getöse der Wasserstürze war die Verständigung durch die menschliche Stimme unmöglich. Jede Arbeit, jedes Vorrücken mußte durch Hornsignale geleitet werden. Magnesiumlicht erhellte von Zeit zu Zeit die undurchdringliche Finsternis. In der zauberhaften Beleuchtung zeigten sich die hohen, finsteren Wölbungen, oder die tiefen Abgründe, aus welchen der tobende und zerstörende Strom heraufdonnerte. Bevor an eine streckenweise Beschiffung des letzteren gedacht werden konnte, mußten „Schwimmer" — Brettchen mit aufgesetzten Lichtern — der Flut überlassen werden. So tanzten sie in die schwarzen Schatten hinein, gleich gespenstischen Irrlichtern; sie zeigten die kreisenden Flutungen an, wenn sie sich in Bogenbahnen fortbewegten, oder die größeren Wasserfälle durch ihr plötzliches Verschwinden. Strecken, die man seit der Gangbarmachung der Wasserhöhlen in wenigen Minuten zurücklegt, wurden durch jene Pioniere erst nach tagelangem Kampfe mit dem Wasser, den Felsen und der Finsternis der Unterwelt abgerungen.

So sind die Hallen und Dome, die Klammen und Seitengrotten erschlossen worden. Seitdem sind elf Jahre verflossen, und den Arbeiten durch unüberwindbare örtliche Schwierigkeiten ist vorläufig ein Ziel gesetzt. Welche Wege die Reka nimmt, welcher Art die weite Verzweigung und die ganze Gestaltung dieser merkwürdigen unterirdischen Welt ist, wird kaum jemals ergründet werden. Bei dem einsamen Kirchlein San Giovani in der Bucht von Monfalcone — unfern von Triest — plätschert ein mehrarmiges Wasser aus dem Felsufer der Küste hervor, um sich kaum tausend Schritte weiter mit der Salzflut zu vereinigen. Das ist der Timavo, welcher als „Timavus" wegen seines geheimnisvollen Hervorbrechens aus dem Innern der Erde im klassischen Altertum zu den gefeiertsten Strömen des Erdteiles zählte. Sein Lob haben Livius und Plinius, Martial und Cornelius Nepos und andere gesungen. Die Stelle, wo der Timavus der Küste entströmt, liegt von derjenigen, wo die Reka in die Nacht einzieht, in der Luftlinie etwa 40 Kilometer entfernt. Gleichwohl wird ganz allgemein angenommen, daß beide Flüsse identisch sind. Es würde sich sonach in diesem Falle — und der vorstehenden Annahme steht kaum ein stichhaltiger Einwand entgegen — um einen unterirdischen Flußlauf handeln, wie ein zweiter von auch nur annähernd so langer Erstreckung nirgends anderwärts sich wiederfindet.

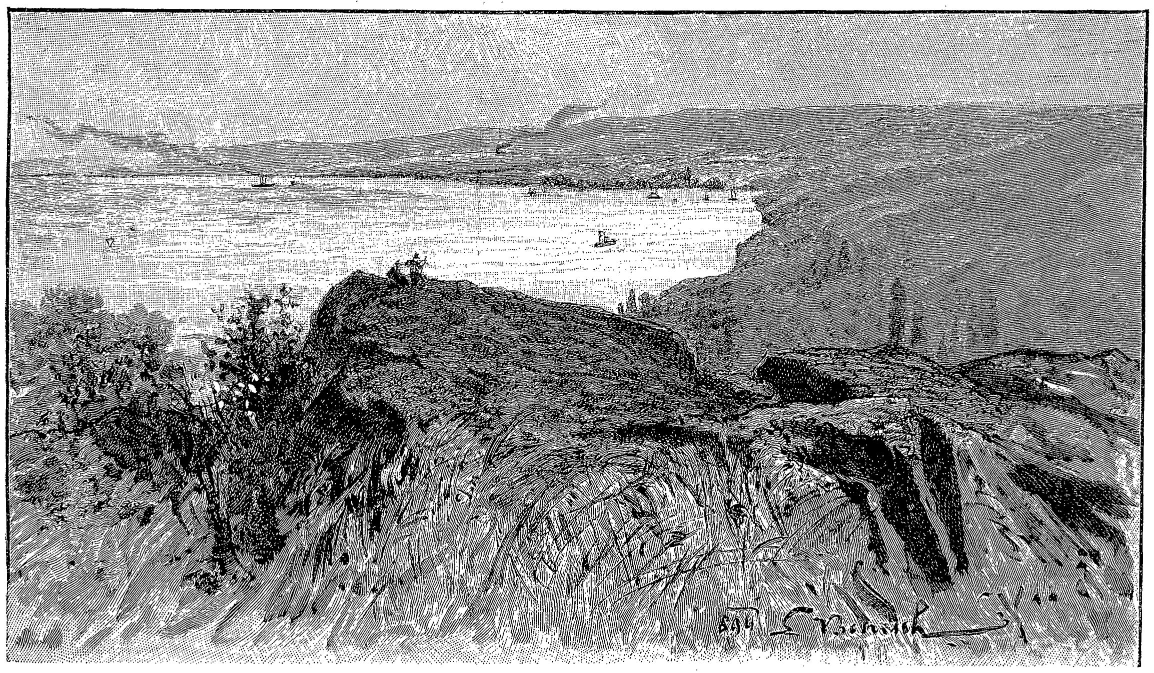


Die Brunnengrotte (Sinterterrassen).

Um auf die verschiedenen Höhlenräume von St. Canzian im besonderen einzugehen, ist der zur Verfügung stehende Raum leider zu knapp. Uebrigens wäre eine ausführliche Beschreibung kaum von Nutzen, denn eine solche kann selbst mit einem größeren Aufwande von Redefiguren und Bildern den wahren Sachverhalt nicht vermitteln. Hier ist alles außergewöhnlich. Der Besucher empfindet dies gleich zu Beginn, wenn er aus der 30 Meter hohen Vorhalle der „Schmidlgrotte" in den „Rudolfsdom" — die Fortsetzung des Weges — eintritt und ganz plötzlich von dem Zauberspuk überrascht wird, wenn in Kirchturmhöhe über den Wassern ein in den senkrechten Gewänden stehender Mann die Magnesiumflamme entzündet. Hornsignale begleiten den Wanderer. Ein solches erschallt beim „Belvedere", wo das Magnesiumlicht eine imposante Halle von 70 Meter Höhe durchhellt. Der zauberhafte Schein fällt auf den grünen Wasserschwall, der allenthalben in weißen Schaum sich auflöst.

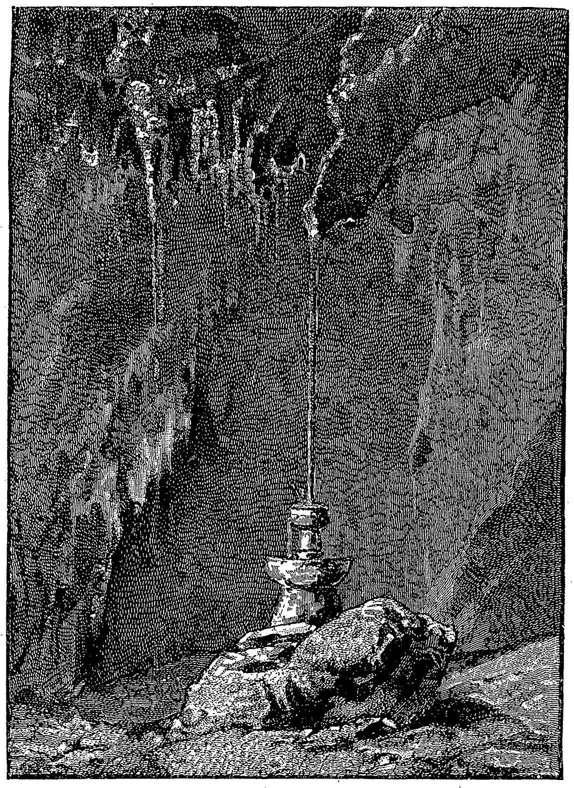
Wer jetzt den bequemen Pfad dahinschreitet, legt sich kaum die Vorstellung zurecht, wie es den ersten Pionieren in diesen

Digitized by Google



Mündungsbucht des Timavo (vermuteter Ausfluß der Reka).

Räumen zu Mute war, wenn sie folgendes in Erwägung zogen: nach heftigen Regengüssen schwillt der unterirdische Fluß plötzlich um 10, 15, 20 und mehr Meter an. Zur Zeit ist auf dem sicheren Pfade die Flucht leicht zu bewerkstelligen. Anders stellte sich die Sache für jene Pioniere, welche zehn bis zwölf Stunden benötigen, um einen Kilometer weit in die unentschleierte Unterwelt einzudringen ... Gehen wir weiter. Der nächste Raum ist der gewaltige „Svetinadom“, dessen Wölbung 70 Meter hoch hinaufreicht. Bis hierher bildet die Reka fünf Wasserstürze; der mächtigste ist der sechste, ein 7 Meter hoher Schwall am Ende des Svetinadomes. Bevor wir dort hineinwandern, macht uns der Führer mit einer großen Merkwürdigkeit dieser nächtlichen Halle bekannt. Es geht etwas nach aufwärts und abseits der Reka zu einem von zwei mächtigen Pfeilern gebildeten Portale. Das ist der Eingang in die Brunnengrotte, so genannt nach einer Abstaffelung von Kalksinterbecken,



Tropfbrunnen in der Tominzgrotte.

deren einige über einen Meter tief sind. Ihre wundersame Gestaltung kommt erst zur vollen Geltung, wenn der Führer die Terrasse beleuchten läßt.

Hinter dem Svetinadom erschließt sich ein noch gewaltigerer Raum, der „Müllerdom“, dessen Decke eine Höhe von 80 Meter erreicht. Diese großartige Weitung geht in die Klamm des sogenannten „Hankekanals“ über, in dessen Bereiche eine ganze Reihe von Katarakten tobt. Der Pfad hierher und weiterhin — kein solcher im gangbaren Sinne — ist mehr als bedenklich. Gewöhnliche Grottenbesucher wagen sich nicht hierher. Das Vorwärtsschreiten auf den Balken ist wie ein Schweben über dem nächtlichen Abgrunde, der in mächtiger Resonanz das Brüllen des Stromes wiedergibt. In der Folge saust der sechzehnte Wasserfall zwei Meter hoch über eine Felsbarre hinweg. Man ist hier in einer geräumigen Halle — dem „Hankedom“, auf dessen Grunde sich die Reka beckenartig ausbreitet. Es wird nun der siebenzehnte Wasserfall erreicht, alsdann eine enge Klamm und zuletzt der größte aller bisher erschlossenen Hohlräume, der „Alpenvereinsdom“, an den sich der große „Alpenvereinskanal“ anschließt. Nun folgt noch eine ganze Reihe von Katarakten, Einschnürungen und Hallen, Becken und so weiter, deren Namen und Beschreibung man uns erlassen möge. Es ist zu viel des Gewaltigen und Merkwürdigen für den Raum eines einfachen Aufsatzes.

Wir haben schon eingangs erwähnt, daß der Besuch von St. Canzian, beziehungsweise der zu Tage liegenden Oertlichkeiten an der Reka, allein eine Reise dahin lohnt. Ein Ueberblick über den Kessel der „Großen Doline“ von der 100 Meter über dem Abgrund ragenden „Stephaniewarte“ ist außerordentlich fesselnd. Was aber dem Besucher, der die Doline absucht, alles begegnet, wird in seiner Erinnerung für lange Jahre haften. Gestaltungen, wie die „Riesenthorklamm“, die „Gutenberghalle“ und die Tommasinibrücke, unter welcher die in die Felsen eingezwängten Wasser donnern und der weiße Gischt aus Kirchturmstiefe heraufblitzt, sind unvergleichlich. Bei der „Ablasser-Warte“ steht man dem wilden Brodel am nächsten. Ein Pfad, wie der an senkrechter Wand hinkriechende „Plenkersteig“, erregt schon beim bloßen Anblicke Schwindelempfindung. Weit gruseliger noch ist der „Pazzeweg“, ein wahrer Gemssteig, der wohl schwerlich von vielen Touristen betreten werden dürfte. Unter den Hohlräumen, deren Portale an den Gewänden der großen Doline sich öffnen, ist die „Tominzgrotte“, von Festons grünen Gerankes geschmückt. In der Mitte der Grotte, welche 600 Meter tief und stellenweise 20 Meter hoch ist, kauert der „Löwe“, ein mächtiger Stalagmit. Es träufelt von der Decke und den schräg nach abwärts gerichteten, merkwürdig verzerrten Stalaktiten am Außenrande der Grotte. Im Lehmboden stagniren Tümpel, von außen her blendet das Licht.

So hätten wir — man kann wohl sagen, nur in Schlagworten — einen allgemeinen Ueberblick über diese Welt der Wunder flüchtig auf das Papier geworfen. Wer zum vollen Genusse derselben gelangen will, darf sich auf das, was die Feder und der Zeichenstift festhalten, nicht verlassen. In Wirklichkeit ist alles unvergleichlich größer, bewundernswerter.

Die schöne Frau.

Von

Rudolf von Gottschall.

Wie begeistert haben die Dichter aller Zeiten die Schönheit der Frauen gepriesen: ein Dritteil aller Poesie besteht aus solcher Huldigung. Freilich, auch an Fragezeichen fehlt es nicht, welche sie hinter diese Schönheit setzten; schon Shakespeare deutete an, daß sie sich mit der Tugend nicht wohl vertrage, und Goethe läßt seinen Mephisto in der häßlichen Maske der Phorkyade sagen:

„Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Daß Scham und Schönheit nie zusammen Hand in Hand
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.“

Doch das ist jedenfalls eine böswillige Aeußerung des Höllengeistes, der gerade von den spukhaften Schönheiten der klassischen Walpurgisnacht herkam. Es gibt genug schöne Frauen, die ebenso tugendhaft sind wie schön, und auch die Frau Kanzleirätin Meisterbach gehörte zu diesen. Wenn der Kanzleirat trotzdem nicht recht glücklich war im Ehestand, so trug nicht seine Frau die Schuld daran, sondern nur ihre Schönheit, für die sie ja nicht verantwortlich zu machen war, die sich aber als eine sehr verhängnisvolle Mitgift erwies. Er war ein Mann in den besten Jahren, stattlich, von energischer Haltung, Hauptmann der Landwehr, und gerade in seiner Uniform hatte er zuerst Eindruck auf das schöne Mädchen gemacht. Charlotte war die Tochter eines pensionirten Rittmeisters, der seit längerer Zeit seine Pension dem Staate zur Verfügung gestellt und das Zeitliche gesegnet hatte. Sie lebte mit der Mutter in einer kleinen Stadt. Als in der Nähe eine Landwehrübung stattfand, lernte sie den Kanzleirat kennen. Die Herzen fanden sich. Das war bei ihm kein Wunder, denn Charlotte war „schön“ und schöner als dies Wort; die kleine Stadt gab keinen Maßstab für ihre Schönheit; denn es kostete nicht viel, hier die erste zu sein. Als sie aber mit dem Gatten in die größere Stadt übergesiedelt war, wo sich der Sitz eines Oberlandesgerichts befand, da wurden Vergleiche möglich mit den

Die große Doline von St. Canzian.

Digitized by Google

zahlreichen gefeierten Schönheiten — und sie brauchte diese Vergleiche nicht zu scheuen; sie blieb preisgekrönt; Jung und Alt, Zivil und Militär waren hierin einig.

Wozu ihre Schönheit zergliedern? Schon Homer konnte die schöne Helena nicht besser schildern als durch den Eindruck, den sie auf die würdigen Greise Trojas machte — und Lessing rechnet ihm dies zum Ruhme an, als einen Beweis seiner feinen Darstellungskunst. Einen ähnlichen Eindruck machte Charlotte auf die würdigsten Gerichtsräte, von den Referendaren und Assessoren gar nicht zu sprechen. Doch auf die Gefahr hin, den Lorbeer Homers zu verscherzen, wollen wir doch auch ein Bild ihrer Schönheit zu geben suchen. Sie war schlank und hochgewachsen, dabei aber von anmutiger Fülle, hatte üppiges dunkles Haar von sagenhafter Länge, blaue Nixenaugen, die sich so anmutig gegen die nachtschwarze Haarfülle empörten, einen alabasternen Teint, der sie darin unterstützte, da er sonst nur ein Erbteil der Blondinen zu sein pflegt, einen lieblichen, feingeschnittenen Mund und Grübchen überall, wo sie nur anzubringen waren. Außerdem hatte sie zwanzig Jahre und jener ganze Katalog der Schönheit war gehoben durch das Velinpapier der Jugend, auf dem er gleichsam abgedruckt war.

Meisterbach wurde allgemein beneidet, und er mußte sich in diese für einen Kanzleirat seltene Lebenslage, so gut es ging, zu finden suchen.

Doch die Schönheit seiner Frau hatte eine gefährliche Gegnerin ins Feld gerufen — die Präsidentin des hohen Gerichts. Sie selbst machte zwar keine Ansprüche mehr, bewundert und gefeiert zu werden; doch sie hatte drei Töchter, die alle wesentlich älter als zwanzig Jahre waren, die bisher wegen ihrer bestechenden Anmut sich eines ansehnlichen Rufes in der Gesellschaft erfreuten. Man nannte sie die drei Grazien, und wenn man von den Grazien nicht gerade das Ebenmaß schlanker Gestalt verlangte, so konnte man ihnen diese Anweisung auf eine Stelle im griechischen Olymp wohl gönnen; sie hatten etwas Molliges, Eiderdaunenweiches in ihrem Aussehen und in ihrem Wesen, hübsche Gesichter, munter und voll, schalkhafte dunkle Augen, einen sammetartigen Teint; man blieb stehen, wenn sie vorübergingen wie drei aneinandergeschirrte Amoretten. Doch die Mutter bemerkte mit Schrecken, daß die Reize der ältesten täglich mehr an Frische verloren, und sie kam zu der Ueberzeugung, daß die Schönheit ihrer Töchter zu einer bedenklichen Sorte gehöre, daß sie nur in ihrer Jugend bestehe und daß, wenn dieser Spiritus verflogen, etwas sehr Gewöhnliches und Alltägliches als Phlegma übrig bleiben werde. Das sagte sie sich selbst in einer jener feierlichen Stunden, wo die Menschen schaudernd ihr Haupt vor der Wahrheit neigen. Doch noch war der Glanz der Jugend nicht abgebürstet; noch standen sie in erster Reihe und trotz der Schulden ihres Vaters, den ihre Erziehung und Toilette viel gekostet, konnten sie Männer finden, die, von ihrem Reiz bestochen, mit ihnen einen Bund fürs Leben schlossen. Doch es mußten die Blicke aller auf ihnen ruhen; sie durften durch nichts in den Schatten gestellt werden.

Und nun kam diese Charlotte Meisterbach; sie war ja verheiratet und bewegte sich in anderen gesellschaftlichen Kreisen; aber sie zog doch die Blicke auf sich und alle Welt sprach von ihr. Wenn die Präsidentin mit ihren drei Töchtern in einem der feinen Kaffeegärten des Stadtparkes saß, da konnte sie's nicht vermeiden, daß sich das Weltwunder, wie sie verächtlich die Frau des Kanzleirats nannte, nicht allzu weit von ihr niederließ! Da schielten die zwei Assessoren, die sich an den Tisch der Präsidentin gesetzt, unbeschadet aller pflichtschuldigen Ehrerbietung vor den liebenswürdigen Sprößlingen der vorgesetzten Behörde, über die Köpfe und Hüte derselben hinweg nach der Frau des Subalternbeamten; selbst ein unverheirateter Gerichtsrat hatte bald nach der höflichen Begrüßung die Taktlosigkeit, auf die Schönheit der jungen Frau aufmerksam zu machen, und der Kürassierlieutenant Baron von Greifen, der noch dazu einige Rittergüter besaß, stimmte sporenklirrend in ihr Lob ein.

Das war zuviel — die schöne Frau mußte aus dem Wege geräumt werden. Die Präsidentin war sehr einflußreich; sie besaß das Ohr ihres Gatten und er erfüllte alle ihre Wünsche — sobald sie nichts betrafen, was Geldwert hatte. Der Kanzleirat erlitt eine Strafversetzung unter dem Schein einer Beförderung; er kam an das Gericht einer entlegenen Provinz. Er war außer sich! Wie glücklich hatte er sich hier gefühlt, wie angenehm waren ihm alle seine Kollegen, wie sonnte er sich in dem Glanz, den seine Frau um sich und ihn verbreitete! Und nun in eine kleinere Stadt, an ein Gericht, dessen Vorsitzender sehr streng war und dem auch sonst bedenkliche Schwächen nachgesagt wurden. Doch — er mußte sich fügen; die Umzugskosten wurden beträchtlicher als der Zuschuß, den der Staat gewährte. Nichts stimmt wehmütiger als ein Defizit, und in dieser wehmütigen Stimmung langte er an seinem Verbannungsorte an.

Hier war er ganz fremd, hatte nicht von früher her Freunde und Genossen wie an seinem letzten Wohnort; man bemerkte ihn nicht, man bemerkte nur seine Frau. Er wußte nicht recht, ob er sich dadurch geschmeichelt fühlen sollte, da sie doch immerhin sein anderes Selbst war; aber allmählich verschwand er mit seinem Recht auf eigene Existenz zu sehr hinter ihr. Er kam sich fast wie der Gatte einer berühmten Künstlerin vor, so beiläufig, so nebensächlich, so ganz Geschäftsführer. Und sie selbst gewöhnte sich daran, in ihm einen dankbaren Freund zu sehen; er trug ihr Shawl und Tücher nach und sie verlangte zuletzt solche Dienstleistungen von ihm als selbstverständlich. Der Präsident hatte sie schon mehrmals ausgezeichnet durch längere Anreden und Gespräche bei zufälligen Begegnungen. Der Gatte hatte dabei gestanden wie ein Lakai vor der Ladenthüre, wenn die gnädige Frau drinnen Einkäufe macht. Auch der Landwehrbezirkskommandeur sprach von der Frau Hauptmann mit einer wahren Rührung, die dem alten Schnauzbart wunderlich zu Gesicht stand, und wenn Meisterbach einmal im Kreise seiner Kameraden des zweiten Aufgebots saß und von seinen Manövern erzählte, welche den Lichtpunkt in seinem sonst nicht gerade leuchtkräftigen Leben bildeten, so begannen die Genossen von seiner Frau zu sprechen — und das ging ihm wie ein Stich durchs Herz. War er denn in der Lebenslotterie als vollständige Niete herausgekommen und seine Frau als das große Los?! Und wie mußte das mit der Zeit ihren Charakter verderben! Das raubte ihm Ruhe und Schlaf. Mit den Augen eines Naturforschers beobachtete er, wo sich gleichsam zuerst der Schimmel ansetzte, um dann wachsend ihr ganzes Wesen mit seiner Fäulnis zu überziehen: er merkte schon bedenkliche Ansätze; doch noch war ihre ganze Natur gesund und wollte keinen rechten Nährboden für die verderblichen Keime hergeben. Doch Verwöhnung bringt zuletzt das Schlimmste mit sich: es mußte eingeschritten werden.

Im Ministerium war ein tüchtiger Beamter gestorben; er hatte wohl Anwartschaft auf dessen Stelle. Wenn er nur Empfehlung, nur Fürsprache fand, dann konnte er die Stadt verlassen, in der er sich nicht heimisch fühlte, in der seiner schönen Frau Gefahr drohte. Es zog ihn nach der Residenz. Einer seiner Amtsgenossen machte ihn darauf aufmerksam, daß er ja in seiner Frau die beste Fürsprecherin habe, der Präsident erweise sich stets sehr huldvoll gegen sie. Meisterbach mußte das zugeben und der Vorschlag leuchtete ihm ein. Und doch empfand er Herzklopfen, wenn er daran dachte, daß seine schlanke Gazelle sich in die Höhle des Löwen begeben werde. Sie aber empfand nicht das geringste Bangen, als er ihr fast stotternd und zagend den Vorschlag machte. Sie sah in dem Präsidenten nur einen Mann wie andere mehr, und die Rangordnung machte dabei keinen Unterschied; sie war sich ihrer Herrschaft über alles Männliche wohl bewußt und versprach, ihr möglichstes zu thun. Mit diesem möglichsten war aber der Gatte wieder nicht einverstanden; er beschwor sie, ihrer Würde bei diesem Bittgang eingedenk zu bleiben, und geleitete sie an das Gerichtsgebäude, wo der Präsident wohnte. Er ging draußen mit unruhigen Schritten auf und ab; die Audienz dauerte lange. Endlich trat Charlotte freudestrahlend aus dem Haus: es war alles bewilligt und erreicht. Der Kanzleirat hörte die Kunde mit gemischten Gefühlen — o, daß doch kein Glück ganz rein ist in der Welt! Es ist angenehm, eine solche Gattin zu haben, die alles durchsetzt! Und doch — es sind die peinlichsten Zweifel, denen man nicht Worte leihen kann. Sie hatte gerade jetzt so viel für ihn gethan, er durfte sie nicht durch allerlei Fragen kränken. Er drückte ihr vielsagend die Hand und ging dann schweigend neben ihr.

Doch bei sich selbst erwog er's lange hin und her, bei Tag und Nacht. Er konnte sich ja auf seine Frau verlassen; er hatte nie Grund zur Klage gehabt. Doch in diesem außerordentlichen Fall! Er wurde so tiefsinnig wie die Weisen des Mittelalters, welche untersuchten, wie viele Seelen auf einer Nadelspitze Platz hatten. Auf einer Nadelspitze, so fein war ja auch hier alles zugespitzt. Wie weit konnte sie aus Liebe zu ihm die treue Liebe vergessen, die sie ihm schuldig war? Er stand vor einem Abgrund von Möglichkeiten und jeder Anhalt fehlte ihm. Er entschloß sich zuletzt zur kühnen Annahme eines Kusses, ein jedenfalls unerlaubter Preis für eine behördliche Vergünstigung. Es empörte ihn — doch man konnte ein Auge zudrücken. Man küßt ja so manche würdige Onkel — warum nicht auch einmal einen unwürdigen, denn dafür galt der Präsident allerdings. Und wenn sich der Kanzleirat großmütig zur Verzeihung entschlossen hatte, da fiel's ihm auf einmal ein, daß ja dieser Kuß möglicherweise zu den ungeküßten gehöre und so vielen Edelmut an einen gespenstischen Spuk verschwende.

Der Kuß mochte ein Spuk sein, aber seine Beförderung war eine Thatsache. Die Stelle war angesehener, der Gehalt höher. Ein Rat im Ministerium — wenn der die Feder in das Tintenfaß tauchte, das war ganz etwas anderes. Alle Provinzen hatten ihren Nutzen davon. Und der „Geheime“ war nur eine Frage der Zeit.

Und dann das großstädtische Leben in der Residenz! Charlotte wurde merkwürdigerweise in dem Tumult von Schönheiten, die sich hier drängten, doch bemerkt. In den Theatern, die sie jetzt öfter besuchten, waren häufig genug die Operngucker auf sie gerichtet; auf den Promenaden sah man ihr nach, bei den Sommerausflügen in die benachbarten Wälder machte ihr alles den Hof, was zum Ministerium gehörte; die Männer ihrer Freundinnen huldigten ihr zum großen Aerger derselben, und was nicht zum Ministerium gehörte, Anbeter aus der Ferne, schickten ihr anonyme Briefe und Blumensträuße, was sie pflichtschuldigst ihrem Gatten mitteilte. Auf dem Tische des Hauses wurde das alles niedergelegt. Die Rosen und Kamelien, mit denen sie gelegentlich ihr Haar und ihr lichtes Sommerkleid schmückte, in dem sie so reizend aussah, kaufte sie sich selbst, oder der galante Gatte brachte ihr diesen Schmuck nach Hause. Sie belohnte ihn daher jedesmal mit einem Kusse. Er konnte so glücklich sein ... aber immer mußte er an den Präsidenten und das Rätsel seiner raschen Beförderung denken, und das war ein bitterer Nachgeschmack.

Unter seinen Kollegen befand sich einer jener schwarzgalligen Menschenfeinde, denen nur wohl ist, wenn sie Unfrieden stiften können; er beneidete den Kanzleirat um seine Frau, denn er selbst hatte mit den Ehren der Hausfrau ein weibliches Wesen ausgestattet, das von abschreckender Häßlichkeit war. Er gehörte zu jenen männlichen Zwischenträgern, welche das Amt der Klatschbasen übernehmen und unter dem Siegel der Verschwiegenheit herüber und hinüber tragen, was hier und dort gesprochen worden ist, jene zahlreichen Injurien, die sich gleichsam im Laube der gesellschaftlichen Diskretion versteckt halten, die man aber wie Maikäfer von den Bäumen schütteln kann, wenn man nur mit dem Fuß an den Stamm stößt; denn die gerichtlich eingefangenen oder persönlich ausgefochtenen Injurien bilden nur den zehntausendsten Teil derjenigen, die durch die Luft des gesellschaftlichen Klatsches hin und her schwirren, ohne daß man sie beim Flügel packt oder ihnen einen Faden ums Bein schlingt. Der Kollege Bröhmer, der weder zur Reserve noch zur Landwehr gehörte und daher mit Bezug auf den Ehrenpunkt ein etwas weiteres Gewissen haben durfte, überbrachte eines schönen Tages seinem Freunde Meisterbach die Kunde, in einer größeren Herrengesellschaft sei bei der Maibowle, welche alle Zungen gelöst, die Aeußerung gefallen, Frau Meisterbach habe eine Liaison mit ihrem Vetter, dem jungen Lieutenant Mohr von der Kriegsschule. Natürlich wollte Bröhmer nicht den Schuldigen nennen, der diese Aeußerung gethan. Doch der Kanzleirat verlangte dies so dringlich, so aufgeregt, daß jener nachgeben mußte; es war ebenfalls ein Rat, doch aus dem Kultusministerium, ebenfalls ein Hauptmann der Landwehr zweiten Aufgebots und überdies ein sehr patziger Herr, kurz angebunden, barsch und stets bereit, jedem die Zähne zu zeigen, der sich zu nah' an ihn heranwagte.

Und Meisterbach wagte sich an ihn heran: er stellte ihn wegen dieser Aeußerung zur Rede; doch er stieß auf hartnäckigen Widerstand. Er habe diese Aeußerung gethan, sagte der Kollege, es sei aber seine Ueberzeugung. Für ihn sei die Sache bewiesen, er habe nicht nötig, sie anderen zu beweisen. Im übrigen stehe er dem Kameraden in jeder Hinsicht zu Diensten.

Was blieb für Meisterbach übrig als Ehrengericht und Duell? Er hatte viele Manöver mitgemacht, aber in Duellsachen war er nicht sehr erfahren. Es peinigte ihn, daß er seinen Vorgesetzten als ein Raufbold erscheinen würde; sie sahen ihn nur immer im Bureau und nahmen auf seine Stellung in der Armee wenig Rücksicht. Ein nicht mehr junger Mann — und solch Abenteuer! Doch Meisterbach war wie verwandelt, wenn er die Waffe in der Hand hatte; Kampfesmut leuchtete aus seinen Augen; er traf den Gegner in den rechten Arm und machte ihn auf längere Zeit dienstunfähig. Der Kultusminister war außer sich, die verwendbarste Kraft in seinen Bureaux entbehren zu müssen, und an das Wundfieber schloß sich die Festungshaft, der auch Meisterbach nicht entgehen konnte.

Eine traurige Einsamkeit — und er lebte getrennt von seiner Frau und mußte sie ganz sich selbst überlassen — sich selbst und vielleicht dem Vetter — dieser Gedanke peinigte ihn am meisten. Bei seinen einsamen Spaziergängen auf den Wällen ängstigten ihn allerlei Schreckbilder. Er hatte die Sache bisher seiner Frau gegenüber mit peinlicher Zartheit behandelt; sie hatte keine Ahnung davon, daß das Duell ihretwegen stattgefunden; es wurde eine andere beleidigende Begegnung vorgeschoben. Er hatte seine Frau, die in solcher Angst um ihn geschwebt, nicht noch mehr bekümmern wollen. Doch jetzt, nach seiner Rückkehr aus der Festungshaft, ließ es ihm keine Ruhe mehr; er mußte klar sehen und sie sollte sich ihm gegenüber rechtfertigen. Er kannte ja den Vetter Mohr sehr gut; er kam bisweilen in sein Haus. Das ist das Vorrecht der Vettern, auch wenn sie einer sehr abgezweigten Seitenlinie angehören. Lieutenant Mohr war ein stattlicher Offizier, groß und schlank, mit herausforderndem Schnurrbart und intelligenten Augen — man erwartete, er werde beim Generalstabe sein Glück machen. Er war etwas schweigsam in Gesellschaften — vielleicht sollte man daran den künftigen Moltke erkennen. Sein Kopf war mit Messungen und topographischen Arbeiten angefüllt — den Kanzleirat beachtete er nicht mehr als etwa eine vor ihm aufgepflanzte Meßstange und auch seiner liebenswürdigen Cousine machte er nicht weiter den Hof. Meisterbach konnte beruhigt sein; der weitläufige Vetter schätzte die Distanz vollkommen richtig, die ihn von seiner Cousine trennte. Diesem seinem Vertrauen gab er warmen Ausdruck, als er ihr die Ursache seines Duells, den Klatsch und die Verleumdung, mitteilte. Sie war wie aus den Wolken gefallen; einen Augenblick schien sie die Fassung zu verlieren; dann aber rief sie zum größten Erstaunen ihres Gatten aus:

„Um Mohrs willen hast Du Dich geschlagen? Wie thöricht! Mit ihm selbst mußtest Du Dich schlagen; er hat alles gethan, um mich ins Gerede zu bringen, mir auf der Straße, vor den Läden aufgelauert, ist in die Damenkaffees eingedrungen, wo ich mich befand; er kam oft, wenn Du

Digitized by Google

nicht zu Hause warst, er war zudringlich, verwegen; er bewarb sich um meine Liebe; ich mußte ihn energisch abweisen — und durch sein Benehmen vor den Leuten hat er überdies meinen guten Ruf zerstört.“

Der Kanzleirat war starr vor Erstaunen.

„Und das sagst Du mir alles jetzt erst?“

„Ich wollte den Frieden des Hauses nicht stören! Hätt' ich gewußt, um was es sich bei Deinem Duell gehandelt — ich würde schon früher gesprochen haben.“

Meisterbach ging in höchster Aufregung auf und ab; seine häusliche Ehre war angetastet; er dürstete nach Genugthuung.

„Züchtige ihn nur, wie er's verdient,“ sagte Charlotte, „mir soll es eine Freude sein!“

Wiederum Ehrengericht, Duell, Festungshaft — aber diesmal hatte Meisterbach Unglück: die Kugel des Gegners hatte ihm die rechte Hand zerschmettert, er mußte seinen Abschied nehmen.

Gleich darauf las man die Vermählung des Lieutenants Mohr mit einer bekannten reichen Erbin in den Blättern angezeigt.

„Da haben wir's,“ sagte der unverbesserliche Rat aus dem Kultusministerium, diesmal bei einer Punschbowle, da die Maibowle mit dem Wonnemond und dem Waldmeister sich längst verabschiedet hatte; „der Lieutenant hat die schöne Frau schon seit längerer Zeit vernachlässigt und sein Herz einer andern zugewendet! Da hat sich jene gerächt und ihrem Gatten die Pistole in die Hand gedrückt; leider prallte die Kugel auf den Schützen zurück.“

Meisterbach zog sich aufs Land zurück; er lebte von der kleinen Pension und den Zinsen seines mäßigen Vermögens; er lebte zusammen mit der rätselhaften Sphinx, die sein Weib war. Zweimal hatte er sich ihretwegen duellirt; doch was wußte er von ihr?

Noch einige Rittergutsbesitzer summten um die aufs Land verpflanzte Blume, dann wurde es still. Er hatte einen Trost: sie wurde häßlich! Sie verlor ihre Zähne und ihre Taille, und ihre Nixenaugen nahmen einen etwas stumpfsinnigen Ausdruck an. Sie langweilte sich, und Langeweile macht häßlich. Jetzt aber war das Glück seines Lebens gesichert.

Der beste Wein.

Von

Heinrich Seidel.

Mel.: Wenn alle untreu werden ꝛc.

Es saßen gar treffliche Männer
Im kühlen Keller beim Wein;
Sie hielten sich alle für Kenner
Und schenkten vom Besten sich ein.
Sie zählten nicht mehr zu den Jungen,
Sie leerten schon manches Faß,
Und über gebildete Zungen
Floß wohlig das köstliche Naß.

Da trank von den Männern der eine
Und sprach mit lyrischem Schwung:
„Ich schätze den Wein vom Rheine
Als den allerköstlichsten Trunk!“
Drauf sagte der zweite bescheiden:
„Ein jeder liebt, was ihm gefällt —
Ich mag Chateau d'Yquem leiden,
Der Wein ist der beste der Welt!“

„Mein Herz macht fröhlicher klopfen,“
So rief nun der dritte mit Schall,
„So mancher köstliche Tropfen
Aus Spanien und Portugal!“
Dann brummt schon wieder ein neuer;
„Dem widerspreche ich doch!
Des Kapweins köstliches Feuer,
Das schätz' ich vor allem hoch!“

„Wie bist du doch tief gesunken!“
So sprach nun der fünfte mit Hohn:
„Hast du denn schon Asti getrunken
Und Lacrimae Christi, mein Sohn?!“
Doch rief schon Numero sechse:
„Mir ist noch 'was Bessres bekannt,
Das allerschönste Gewächse:
Tokaier im Ungarland!“

Es saß noch ein siebter im Dunkel,
Der cyprischen Wein sich erkor —
Nur seiner Nase Karfunkel
Strahlte dort lieblich hervor,
Der sprach: „Was seid ihr für Männer,
Ihr wißt ja nicht, was ihr thut:
Ein wahrhaft verständiger Kenner
Schätzt jeglichen Wein, wenn er gut!

„Aus jeder vortrefflichen Lage,
Woher man ihn immer erhält,
Trinkt er ihn bei Nacht und bei Tage
Und jauchzet: Wie reich ist die Welt!
Er trinkt ihn, dem Schöpfer zum Ruhme,
Der also mit weisem Bedacht
Des Weines köstliche Blume
So herrlich verschieden gemacht!

„Am Montag Asti spumante,
Am Dienstag sodann Santorin,
Des Mittwochs Alicante,
Am Donnerstag ‚swarten Win‘,
Am Freitag vom Ruster Weine,
Sonnabends Burgunderblut,
Am Sonntag den Besten vom Rheine!
So find' ich, macht es sich gut!“

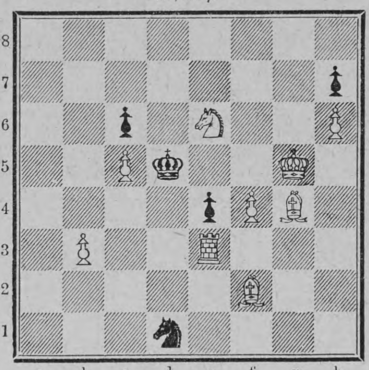
Da hoben sie alle die Becher,
Ein jeder mit anderem Trank,
Da riefen die fröhlichen Zecher
Mit mächtigem Jubelklang:
„Wir tappten doch alle im Dunkel,
Im Dämmer auf düsterem Pfad —
Hoch lebe der edle Karfunkel,
Der uns erleuchtet hat!“

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 31.

Von J. Kohtz und C. Kockelkorn.
(„Altonaer Nachrichten“.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 29 S. 640:

W. 1) Dh2–h1
S. 1) g5–g4
W. 2) Se4–d2:!
S. 2) Kc1–d2:, c3–d2:, Le1–d2:, f2:
W. 3) Dh1–h6, c6, Sf2–d3, Sd2–b3 matt.

A.

S. 1) c3–c2
W. 2) Sf2–d3†
S. 2) Kc1–d1:
W. 3) Dh1–f3 matt.

Auf b6–b5 führt 2) Se4–c5, auf d4–d3 2) Se4–c3:, auf Le1–f2: schließlich 2) S e4–f2: zum Ziel.

Partie Nr. 14.

Im Jahre 1893 zu Wien gespielt.

Weiß: N. N. — Schwarz: L. Schlechter (damals erst 18 Jahre alt).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) b2–b4 [1])	e7–e6 [2])	11) Dg7–h8:†	Ke8–e7
2) Lc1–b2	Sg8–f6	12) Dh8–c8:	Sb8–d7 [7])
3) a2–a3	c7–c5	13) Dd8–a8:	d4–c3:
4) b4–b5 [3])	d7–d5	14) Lb2–c1	Da5–b5:
5) d2–d4? [4])	Dd8–a5†	15) Lc1–f4 [8])	Db5–d5†
6) Sb1–c3	Sf6–e4	16) Kd1–c1	Lf2–e3† } [9])
7) Dd1–d3	c5–d4: [5])	17) Lf4–e3:	Se4–f2 } [9])
8) Dd3–d4:	Lf8–c5	18) Le3–f2: [10])	Dd5–d2†
9) Dd4–g7:	Lc5–f2:†	19) Kc1–b1	Dd2–d1†
10) Ke1–d1	d5–d4 [6])	20) Kb1–a2	Dd1–c2: matt.

[1]) Eine barocke Eröffnungsweise, die indessen im praktischen Spiel ganz wohl anwendbar ist.

[2]) e7–e5 ist hier unbedenklich und verdient vielleicht, da es die Diagonale b2–g7 unterbricht, den Vorzug.

[3]) Das Vorrücken ist von zweifelhafter Güte, da der Bauer dadurch schwächer wird. b4–c5: oder c2–c3 war am Platze.

4) Statt dessen mußte e2–e3 geschehen. Schwarz gewinnt nun den Bb5 (den er allerdings erst nach neun Zügen nimmt) und erlangt zugleich einen unwiderstehlichen Angriff.

[5]) Der jugendliche Führer der schwarzen Steine führt den Angriff sehr geschickt.

[6]) Die Partie tritt nun in ein sehr interessantes Stadium und wird seitens des Nachziehenden in höchst eleganter Weise gespielt. Man beachte, daß der Sc3 wegen des auf e1 drohenden Matts nicht ziehen darf.

[7]) Ein neues Opfer, — aber noch lange nicht das letzte.

[8]) Der Läufer muß ziehen, um das Feld c1 für den König frei zu machen.

[9]) Die Opfer sind wirklich im höchsten Grade überraschend. Schwarz hat sich in den letzten acht Zügen beide Türme, beide Läufer und einen Springer schlagen lassen und seinerseits nur zwei Bauern, auf c3 und b5, genommen.

[10]) Es drohte Dd5–d1 matt, eventuell, falls 18) Kc1–b1, 18) .... Dd5–d1† nebst 19) .... Dd1–c2: matt.

Schachbriefwechsel.

S. Pl. in Sgierz (russisch Polen). Ihr Versuch, die Nr. 23 mit 1) Se4–g5 zu lösen, ist unzulänglich. Es folgt Kd5–c6 2) Df8–f7 [e7, g7] Th4–d4 oder Sf2–e4, und das Matt ist gedeckt.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Dr. G. in Nordhausen und N. H. in N. (Poststempel Wielitzken) zu Nr. 27; Dr. W. in Heidelberg und K. W. in Wien zu Nr. 28 und 29.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Auflösung der Charade Seite 672:

Trommelfell.

Dreisilbige Charade.

Die Erste fördert gern den Frieden,
Im Nu sie schlichtet manchen Streit,
Und oft wird sie sogar hienieden
Ersehnt als höchste Seligkeit.

Sich guten Rufes würdig zeigen
Ist doch wohl eines jeden Pflicht,
Und wem blieb dauernd er zu eigen,
Wenn er demselben nicht entspricht?

Stolz kann die Zweite von sich sagen,
Daß solchen Vorzug sie genießt:
Sie darf die Welt zu täuschen wagen
Und wird doch jubelnd stets begrüßt.

Die Dritte such bei Neros Lehrer,
Den selbstgewählter Tod befreit;
Ein Weiser auch und ein Verschwörer
Trug sie als Haupt in alter Zeit.

Willst du die schönsten Inseln nennen,
Die reichsten in der Meere Flut,
So mußt du auch den Namen kennen,
In dem des Ganzen Lösung ruht.

(M. Sch., Kassel.)

Auflösung der Kombinations-Aufgabe Seite 672:

Ein Fink saß schlank auf grünem Reis.

Ein Fink saß schlank auf grünem Reis:
Pink, pink!
Ein Jäger da mit rechtem Fleiß
Zu zielen an und messen fing,
Und zielt' und dacht': jetzt bist du mein, —
Fort war das luft'ge Vögelein:
Pink, pink! mußt flinker sein.

Freiherr von Eichendorff.

Auflösung des Silbenrätsels Seite 672:

Wade, Lade, Laren — Delawaren.

Anagramm.

Aus den in der Zeile sich folgenden 3 Wörtern ist durch Umstellung der Buchstaben je ein Wort zu bilden, dann ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Fluß, der durch eine europäische Großstadt fließt.

Tiger — Sem — Jahn	billige Saisondelikatesse aus dem Meere.
Weib — Ai — Silbe	Entlastung vor Gericht.
Kauz — Bann — Rede	asiatischer König vor Christo.
Bär — Uz — Lercha	beliebtes Bier.
Rabe — Kur — Eis	Rolle in Wallensteins Lager.
Oel — Wachs — Marne	Wollbekleidung.
Lena — Scat — Schuh	unedle Geschäftspraxis.
Eli — Chur — Ei	berühmter französischer Staatsmann.
Mut — Asra — Rede	spanische Landschaft.
Nasie — Mette — Band	der Unvermeidliche vor der Trauung.

Dr. M.

Worträtsel.

Froh zogen wir, die Silbe eins
Ins Land, freundschaftlichen Vereins,
Auf lenzeswarmen Wegen
Naturgenuß zu pflegen.

Vorbei ging es an mancher zwei,
Und manche lud uns auch herbei,
Mit offner Thür und Liedern,
Zu Hohen wie zu Niedern.

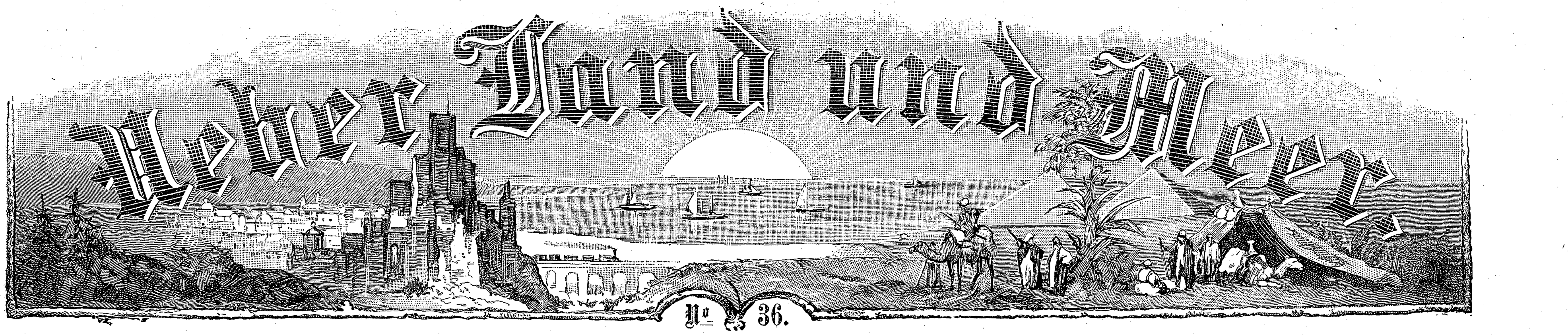
Geschmückt den Hut mit buntem Strauß
Fast sahen wir wie Städter aus,
Lustwandelnd im Reviere
Der Silben drei und viere.

Und weiter ging's. Grüß Gott dich, Pracht,
Die uns als Silbe fünf gelacht;
Das war ein selig Wandern
So einer nebem andern.

Bei 1 bis 5e frohgemut
Ward, als am Ziele, ausgeruht;
Und wie wir dort gesessen,
Hat keiner je vergessen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



№ 36.

Aus Zeit und Leben.

Admiral von der Goltz.

Max Freiherr von der Goltz, der aus Gesundheitsrücksichten seine Verabschiedung als Admiral der deutschen Kriegsflotte nachgesucht und erhalten hat, ist als Sohn eines Rittergutsbesitzers am 19. April 1838 zu Königsberg in Preußen geboren. Mit fünfzehn Jahren trat er als Seekadett in die preußische Marine ein, wurde 1861 zum Lieutenant zur See befördert und machte als Wachtoffizier an Bord der „Gazelle“ auf die Dauer von zwei Jahren acht Monaten eine Reise nach Ostindien. Im Herbst 1865 zum Kapitänlieutenant ernannt, war er erster Offizier auf der „Hertha“ und der „Thetis“. Nach seiner Beförderung zum Korvettenkapitän, Februar 1870, war er zunächst im Marineministerium thätig und übernahm alsdann das Kommando der „Ariadne“. In den Jahren 1874 bis 1876 befehligte er die „Augusta“ auf der westindischen Station und wurde in dieser Stellung zum Kapitän zur See befördert. Während der Jahre 1876 bis 1877 war er Kommandant des Panzerschiffes „Kaiser“ im Mittelmeer und wirkte hierauf als Oberwerftdirektor der kaiserlichen Werft in Kiel. 1883 zum Contreadmiral befördert, befehligte er das Geschwader auf der ostasiatischen Station und war dann von 1884 bis 1888 als Direktor an der Admiralität zu Berlin thätig. Als Chef der Marinestation der Nordsee nach Wilhelmshaven berufen, wurde er zugleich zum Vizeadmiral befördert. Im Januar 1889 zum kommandirenden Admiral aufgerückt, trat er an die Spitze des Oberkommandos der Marine und wurde durch kaiserliche Kabinetsordre vom 3. September 1892 zum „Admiral“ ernannt. Gesundheitsrücksichten nötigten den um die Entwicklung der deutschen Kriegsflotte hochverdienten Offizier, der auch Mitglied der Landesverteidigungskommission war, seinen Abschied nachzusuchen.

Admiral von der Goltz.

Das Lutherdenkmal in Eisenach.

Das im Mai enthüllte Lutherdenkmal auf dem Karlsplatze zu Eisenach ist ein Meisterwerk des Professors Adolf Donndorf. Auf einem Sockel aus schwedischem Granit erhebt sich das in Bronze gegossene Monument, das die Figur des Reformators in Ueberlebensgröße zeigt. Für die Haltung der Gestalt und die Bildung des Kopfes sind dem Künstler die Cranachschen Bilder maßgebend gewesen, und vorzüglich ist es ihm geglückt, die starke Individualität und die volkstümliche Kraft Martin Luthers zu packendem Ausdruck zu bringen. Gottergebenheit, aber auch unbeugsamer Wille sprechen aus dem leicht gen Himmel erhobenen Antlitz. Die Reliefs des gleichfalls in Bronze geformten Postamentes deuten auf die Beziehungen Luthers zu der Stadt Eisenach und der benachbarten Wartburg hin. Wir sehen Luther als Kurrendeknaben, der eine edle Gönnerin an der frommen Frau Cotta fand, ferner als „Junker Jörg“, unter welchem Namen er auf der Wartburg weilte, und — auf der uns zugewendeten Vorderseite — mit der Uebersetzung der Bibel beschäftigt. Die Rückseite zeigt die Anfangsworte des Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott“, der Sockel die Inschrift: „Errichtet am Erinnerungstage von Luthers Ankunft auf der Wartburg, 4. Mai 1895.“

Lutherdenkmal in Eisenach. Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Remde daselbst.

Admiral Knorr.

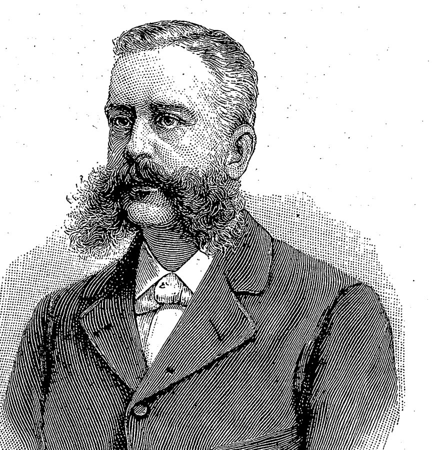
Der neu ernannte Admiral der deutschen Kriegsflotte, Eduard Knorr, gehört beinahe einunddreißig Jahre der Marine an. Am 8. März 1840 zu Saarlouis geboren, trat er 1854 als Kadettaspirant in die preußische Marine ein. Im Jahre 1870 als Kapitänlieutenant mit dem Kommando des Dampfkanonenbootes „Meteor“ betraut, wurde er allgemein bekannt durch das Seetreffen bei Habana in Westindien. Obwohl der „Meteor“ nur über vierundsechzig Mann und drei Geschütze verfügte, zögerte er nicht, den Kampf mit dem französischen Aviso „Bouvet“, der hundert Mann Besatzung und neun Geschütze an Bord hatte, aufzunehmen und schlug den Gegner in die Flucht.

Später sehen wir Knorr als Oberwerftdirektor von Wilhelmshaven, sodann 1881 als Chef des Stabes der Admiralität; in letzterer Stellung kommandirte er das Panzerschiff „Friedrich der Große“. 1883 zum Contreadmiral ernannt, wurde er im folgenden Jahre mit dem Befehl über das westafrikanische Geschwader betraut und schlug den Negeraufstand in Kamerun nieder. Nach Deutschland 1887 zurückgekehrt, wurde er Inspektor der ersten Marineinspektion in Kiel und 1889 Chef der Marinestation der Ostsee. In demselben Jahre erfolgte seine Beförderung zum Vizeadmiral und durch Patent vom 31. Mai 1893 diejenige zum Admiral.

Admiral Knorr.

Graf Goluchowski.

Der neuernannte Minister des Aeußern der österreichisch-ungarischen Monarchie, Graf Agenor Goluchowski, wurde am 25. März 1849 als Sohn des bekannten gleichnamigen Staatsmannes geboren, der 1859 Minister des Innern und wiederholt Statthalter



Graf Goluchowski.

Graf Kalnoky.

Graf Gustav Kalnoky, der in den Ruhestand getretene Minister des Aeußeren der österreichisch-ungarischen Monarchie, ist am 29. Dezember 1832 zu Lettowitz in Mähren geboren. Er widmete sich zunächst dem Militärdienst, ging jedoch schon 1854 zur diplomatischen Laufbahn über und wurde Attaché bei der österreichischen Gesandtschaft in München, sodann derjenigen in Berlin. Als Legationssekretär wurde er 1860 nach London versetzt, wo er zehn Jahre verblieb und zum Botschaftsrat aufrückte. Im Jahre 1870 abberufen, führte er eine Zeit lang interimistisch die Geschäfte der Botschaft in Rom, wurde 1874 Gesandter in Kopenhagen, 1880 Botschafter am Petersburger Hofe. Nur kurze Zeit bekleidete er diesen Posten, denn nach dem Tode des Freiherrn von Haymerle, Oktober 1881, wurde er zum Minister des Auswärtigen ernannt. Vierzehneinhalb Jahre leitete er die auswärtige Politik Oesterreich-Ungarns, indem er entschieden für das Zusammengehen mit Deutschland eintrat und in dieser Weise sich unvergängliche Verdienste um die Erhaltung des europäischen Friedens erwarb. Es ist bekannt, wie hoch Fürst Bismarck, der deutsche Altreichskanzler, das diplomatische Geschick des Grafen Kalnoky schätzte.

Graf Kalnoky.

Digitized by Google

von Galizien war († 1875). Der jüngere Goluchowski trat 1872 in den diplomatischen Dienst und wurde zunächst Attaché in Berlin, wo er zum Botschaftssekretär aufrückte; 1883 wurde er zur Botschaft in Paris versetzt und vier Jahre darauf zum Gesandten in Bukarest ernannt, welchen Posten er bis vor anderthalb Jahren bekleidete. Vor einiger Zeit hieß es, er sei zum Botschafter in Paris ausersehen, doch soll von der Ernennung deshalb Abstand genommen worden sein, weil Graf Gulochowski mit der Prinzessin Anne Murat vermählt ist, einer Enkelin jenes Prinzen Lucien Murat, der die Schwester Napoleons I., Karoline, geheiratet hatte. Die Ernennung des Grafen Goluchowski ist nach zwei Richtungen bemerkenswert. Zunächst ist er der erste Pole, der in Oesterreich-Ungarn zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten berufen wird, und sodann ist er der erste Staatsmann, der zu einem so hohen und verantwortungsvollen Amte gelangt, ohne daß er vorher einen hervorragenden diplomatischen Posten bekleidet hätte. Uebrigens gehört er zu denjenigen Diplomaten, die es eigentlich „nicht nötig hätten“. Von Hause aus sehr reich — er ist Majoratsherr auf Skala und Erbherr der Herrschaft Janow in Galizien — erwarb er ein Heiratsgut von vielen Millionen durch die Vermählung mit der Prinzessin Murat.

Literatur.

— Vilmars „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ liegt in 24., bis auf die Gegenwart ergänzter Auflage vor (Marburg, N. G. Elwert). Ueber die ursprüngliche Eigenart des Werkes ist kein Wort zu verlieren: nicht mit Unrecht hat man Vilmar einer gewissen Einseitigkeit geziehen, die sich bei der Würdigung unserer Dichter überall da geltend machte, wo die streng kirchliche Anschauung des Verfassers mit in Frage kam. Nach dieser Richtung findet sich manches Urteil, dem man heute nicht oder doch nur mit starker Einschränkung zustimmen kann; hiervon aber abgesehen, bleibt Vilmars Arbeit ein unübertreffliches Werk, das wie kein anderes in sicheren, scharfen Zügen und von einem großen nationalen Gesichtspunkte aus ein knappes und doch getreues Bild unserer heimischen Literatur gibt. Freilich nur bis zum Tode Goethes, mit welchem Vilmar gleichsam die deutsche Literaturgeschichte als abgeschlossen erachtete, unbekümmert um das Gären und Ringen der neueren Zeit. Diese Lücke ist oft empfindlich gespürt worden, und wer eines Pfadfinders durch den nach des Altmeisters Tode aufgeschossenen deutschen Dichterwald bedurfte, der war gezwungen, sich aus anderen Quellen Rat zu holen. Dem Mangel wurde abgeholfen durch die neue Auflage, welche vor zehn Jahren Professor Adolf Stern veranstaltete, indem er dem Vilmarschen Werke eine Fortsetzung bis auf die neueste Zeit beifügte. Nach dem erprobten Beispiele der Vilmarschen Darstellung, jedoch in unbefangenerer Auffassung des Modernen gab Stern in glücklichster Weise diese Ergänzung und fuhr hiermit auch in den weiterhin erschienenen Auflagen fort. Die jetzt vorliegende 24. Auflage reicht thatsächlich bis auf die Gegenwart und führt eine große Anzahl der bedeutenderen Dichter unserer Tage unter Würdigung ihres Schaffens an. Freilich dürfte mancher Poet, der nicht genannt ist, sich zurückgesetzt fühlen, und auch wir gestehen, daß wir ein paar Dichter, deren Schriften wir schätzen, ungern vermissen, aber allen kann schließlich kein Literaturhistoriker es recht machen.

Briefmappe.

Martha P. in W. König Ludwig XV. von Frankreich hatte aus seiner Ehe mit der Prinzessin Marie Lesczinska, Tochter des Königs Stanislaus von Polen, zehn Kinder, von denen zwei bald nach der Geburt starben. Die übrigen waren der Dauphin (der 1765 verstorbene Vater des späteren Königs Ludwig XVI.) und sieben Töchter: das Zwillingspaar Elisabeth und Henriette (geboren 1727), Adelaide (1732), Viktoria (1733), Sophie (1734), Felicitas (1736) und Luise (1737). Felicitas starb 1744, acht Jahre alt, Henriette 1752 (fünfundzwanzig Jahre). Elisabeth verheiratete sich mit dem Infanten Don Philipp von Spanien, einem Sohn König Philipps V., und erlag 1759, bei einem Besuche in Versailles, den Blattern. Sophie starb 1782, Luise, die 1770 in das Kloster der Karmeliterinnen zu St.-Denis eingetreten war, 1787. Den beiden noch übrigen Prinzessinnen glückte es nach dem Ausbruch der Revolution, ins Ausland zu entkommen. Ihre letzte Zuflucht war Triest, wo Viktoria 1799, Adelaide 1800 starb. Wie aus obigem ersichtlich, war außer Elisabeth keine der Töchter Ludwigs XV. verheiratet.

F. W. in R. Die sogenannten „Hausflaggen“ sind im Seeverkehr nicht gesetzlich vorgeschrieben, und an ihre Führung knüpfen sich keinerlei Rechte oder Pflichten. Anders verhält es sich mit den Nationalflaggen. Nach dem Gesetz des norddeutschen Bundes vom 25. Oktober 1867 haben die sogenannten Kauffahrteischiffe, das heißt die zum Erwerb durch Seefahrt bestimmten Schiffe der Bundesstaaten als Nationalflagge ausschließlich die Bundesflagge zu führen. Dieselbe wird am Besanmast oder an der Gaffel geführt, außerdem erscheint noch eine kleine Nationalflagge als Gösch ganz vorn am Bugspriet.

Die Lieblingszeitung
jedes Reisenden und Kurgastes

ist bekanntlich das **täglich 2mal** als Morgen- und Abendblatt erscheinende, über ganz Deutschland und auch im Ausland verbreitete **„Berliner Tageblatt“** und Handels-Zeitung mit Effecten-Verloosungsliste nebst seinen werthvollen Separat-Beiblättern: Illustr. Witzblatt **„ULK“**, belletr. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“, feuilletonistisches Beiblatt „Der Zeitgeist“, „Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ und der neuhinzugekommenen „Technischen Rundschau“. —

Diese reichhaltigste große deutsche Zeitung kann daher **allen**
Hoteliers, Restaurateuren, Conditoreien, Cafés
zum Abonnement während der Bade- und Reisesaison besonders empfohlen werden. Abonnements-Preis: 5 Mk. 25 Pf. vierteljährlich.

Für Kurgäste besteht auch ein **Wochenabonnement,** wodurch es ihnen ermöglicht ist, das „Berliner Tageblatt“ auf jede beliebige Zeitdauer unter Kreuzband zu beziehen. Gegen Franko-Einsendung von: **90 Pf. pro Woche für Deutschland und Oesterreich-Ungarn, 1 Mk. 20 Pf.** für die **Schweiz** und für alle zum Weltpostverein gehörigen Staaten übersenden wir das „Berliner Tageblatt“ einmal täglich franko unter Kreuzband. — Bei **täglich zweimaliger** Zusendung beträgt das Abonnement für Deutschland und Oesterreich-Ungarn **1 Mk. 10 Pf. pro Woche,** für das **Ausland 1 Mk. 50 Pf. pro Woche.** Den entsprechenden Abonnementsbetrag beliebe man mit der Bestellung in Briefmarken durch Postanweisung der unterzeichneten Expedition zu übermitteln.

Expedition des „Berliner Tageblatt“, Berlin SW.

Im nächsten Quartal erscheinen die beiden hochinteressanten und spannenden Romane:
G. von Stockmans: „Tod und Leben“
Dantschenko: „Auf verschiedenen Wegen“

R. WOLF, Magdeburg-Buckau.
Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands.

Locomobilen
mit ausziehbaren Röhrenkesseln,
v. 4–200 Pferdekraft,
sparsamste Betriebsmaschinen
für Gross- und Klein-Industrie sowie Landwirthschaft.
Export nach allen Welttheilen.

Kartoffel. **Stärkefabriken** Weizen.
unübertroffen in Leistungsfähigkeit.
Einrichtung und Umbau nach meinem vereinfachten
billigen und bewährten System.
W. H. Uhland, Special-Ingenieur für Stärke-Industrie, Leipzig.
Mais. Man verlange Prospecte! Reis.

LIEBIG COMPANY'S FLEISCH-EXTRACT
Nur aecht, wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in blauer Farbe trägt.

Henneberg-Seide

— nur ächt, wenn direkt ab meiner Fabrik bezogen — schwarz, weiß u. farbig v. 60 Pfge. bis 18.65 p. Met. — glatt, gestreift, karrirt, gemustert, Damaste 2c., ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins 2c. — **Porto- und steuerfrei ins Haus!** Katalog u. Muster umgehend.
G. Henneberg's Seiden-Fabrik (K. u. K. Hofl.) **Zürich.**

Illustr. Preisliste u. Notenverzeichn: gratis.

Für
Zuckerkranke!
In allen Stadien der Krankheit haben die nach Dr. med. Weil, Berlin, gefertigten
Pilulae Myrtilli Jasper
vorzügliche Erfolge gezeitigt. Erhältlich in d. Apotheken. Preis: Originalschachtel à 100 Pillen 2 Mk., Diät-Vorschrift und Gebrauchsanweisung beigegeben. **Nur ächt** mit dem Namen **„Jasper“.** Ausführliche Prospecte mit ärztl. Attesten gratis und franco durch die
Chem. Fabrik Max Jasper, Bernau b. Berlin.

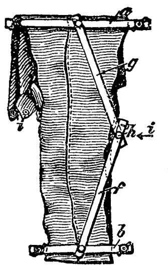
Stottern
heilt gründl. Honorar nach Heilung. **Rudolf Denhardt's** Anstalt **Eisenach** Prosp. gratis
Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, zuletzt d. S. M.
Kaiser Wilhelm II.

F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen sind die besten zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.

Indische Blumenseife
hochfeine Toiletteseife, 50 ₰ p. St.
PALMITIN-SEIFE
neutral - gut - billig.
Für Familien u. Kinder. Das Stück à 25 ₰ in allen Städten Deutschlands.
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.
Filiale: Wien I, Wollzeile 9.

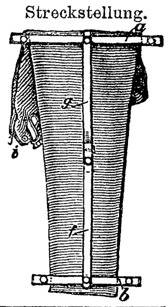
Das beste u. berühmteste
Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

!NEU! „BLITZ“
Einspannstellung.



Hosenstrecker
— D. R. Patent —
bringt unansehnliche Beinkleider wieder in elegantes Fasson, erzeugt scharfe oder nur angedeutete (Plätt-) Längsfalten, ersetzt das Plätten der Beinkleider vollständig, ist blitzschnell in und ausser Betrieb zu setzen, bildet ein einziges zusammenhängendes Ganzes. — Preis Mk. 2.— Von 2 Stück an **frankirte** Zusendung überall hin; von 1/2 Dtzd. an 20% Rabatt. Briefmarken in Zahlung.
Hermann Hurwitz & Co.
Berlin C., Klosterstr. 49.
Spezial-Geschäft für Patent-Artikel.

Streckstellung.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neues, hochinteressantes Memoirenwerk!

Soeben ist erschienen die autorisirte deutsche Ausgabe der
Memoiren von Paul Barras,
Mitglied des Direktoriums.
Mit einer allgemeinen Einleitung, Vorworten und Anhängen herausgegeben von
George Duruy.
Unter Beigabe von sieben Porträts, zwei Facsimiles und zwei Karten.
Band I. Ancien Regime — Revolution.
Band II. Das Direktorium bis zum 18. Fructidor.
Preis pro Band geheftet M. 7.50; in Halbfranz gebunden M. 9.50.

Das ganze Werk umfaßt vier Bände; Band 3 und 4 werden im Spätjahr 1895 ausgegeben.

Das bedeutendste Mitglied des Direktoriums, Paul Barras, der glückliche Gegner Robespierres, der unebenbürtige Nebenbuhler Napoleons, beleuchtet in seinen Memoiren die Hauptereignisse der französischen Revolution und die Hauptpersonen jener Zeit, mit denen oder gegen die er öffentlich thätig war. Unter der Menge von Urteilen und Meinungen über die große Revolution hat man diese Denkwürdigkeiten seither schmerzlich vermißt, und das Interesse daran ist, wenn möglich, noch bedeutend gesteigert durch ihre merkwürdige Geschichte. Vergeblich versuchte die Regierung der Restauration die Papiere gleich nach dem Tode Barras seiner Familie zu entreißen, und trotzdem die testamentarisch festgesetzte Bearbeitung schon 1832 fertig vorlag, unterblieb die Herausgabe aus Furcht vor Verleumdungsprozessen und besonders vor Verfolgungen seitens der Napoleoniden, bis jetzt ein Verwandter, der bekannte französische Geschichtsforscher George Duruy, bezwungen durch die Wichtigkeit der Schriftstücke, sie sichtete, druckfertig machte und mit Einleitungen versah.

Es kann mit Recht gesagt werden, daß die ganze gebildete Welt diese Memoiren mit großer Spannung erwartet. Ihre nun endlich erfolgte Veröffentlichung bildet zweifellos den bedeutsamsten Markstein in der Geschichte der französischen Revolution und Napoleons seit Jahrzehnten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Ethnographicus in Berlin. Die Frage, woher die malaiische Bevölkerung der Insel Madagaskar stammt, beschäftigt nicht nur Sie. Einen ganz interessanten Versuch zu ihrer Lösung erhalten wir von sehr schätzenswerter Seite. Da die ganze Angelegenheit im Augenblicke die Aufmerksamkeit größerer Kreise wachruft, lassen wir die betreffende Zuschrift ihrer ganzen Ausdehnung nach hier folgen. „Ueber Land und Meer“ — so schreibt unser Gewährsmann — bringt in Nr. 15 einen interessanten Artikel von Paul Haupt: „Wo lag das Paradies?“ und als Illustration dazu unter anderem eine Erdkarte von Claudius Ptolemäus (um 160 n. Chr.). Diese Karte habe ich seit längerer Zeit in den verschiedensten Geographie- und Geschichtswerken vergeblich gesucht; seit meiner Gymnasialzeit, also seit mindestens fünfzehn Jahren, ist sie mir nicht mehr zu Gesicht gekommen. Das Interessante, Eigentümliche an dieser Karte liegt darin, daß sie eine Landverbindung zwischen Ostafrika und Ostasien zeigt. Betrachtet man die Karte genauer, so muß man eigentlich staunen, daß sie im übrigen für die damals bekannte Welt keine erheblichen Irrtümer, sondern nur Ungenauigkeiten enthält, daß zum Beispiel Jütland und die Ostsee überraschend richtig gezeichnet sind, und ebenso im fernen Osten Hinterindien mit dem Golf von Siam. Um so verwunderlicher ist darum die Verzeichnung eines Erdteils, der den indischen Ozean südwärts abschließt. Man kommt unwillkürlich auf die Vermutung, es möchte dort vor Jahrtausenden wirklich ein Festland oder mindestens eine größere Insel existirt haben, die dann später ins Meer gesunken ist. Ein Zusammenhang dieses Festlandes mit Ostafrika kann zu des Claudius Ptolemäus Zeit nicht bestanden haben, denn schon 750 Jahre vorher hatten ja phönizische Seefahrer auf Veranlassung des Aegypterkönigs Necho Afrika umschifft, was offenbar dem Ptolemäus trotz seines Wohnsitzes zu Alexandria in Aegypten nicht bekannt war. Man müßte also annehmen, daß fragliches Festland etwa eine östliche Ausdehnung der Insel Madagaskar bildete. Diese Annahme würde ihre Bekräftigung darin finden, daß Madagaskar von Malaien bewohnt wird, deren Sprache noch heute deutlich erkennbare Verwandtschaft mit den auf den Sundainseln gesprochenen malaiischen Dialekten aufweist. Die Gelehrten sagen zwar, die Malaien müßten auf dem (direkten) Seewege nach Madagaskar gelangt sein, und es sei dies auch nicht sonderbar, wenn man die Seetüchtigkeit dieser Rasse kennt. Dazu läßt sich aber doch ein großes Fragezeichen machen. Ist doch die Entfernung zwischen der westlichsten der Sundainseln und Madagaskar ungefähr ebenso groß wie die zwischen Southampton und New-York. Schnelldampfer modernster Konstruktion gebrauchen dazu acht Tage, die Fahrzeuge der Malaien werden also selbst bei dauernd günstigen Passatwinden viele Wochen unterwegs sein. Wenn auch diese Fahrzeuge einer so langen Seereise gewachsen sein sollten, die Menschen sind es nur dann, wenn sie mit dem nötigen Proviant versehen sind. Dieser Umstand schließt schon aus, daß etwa von Stürmen Verschlagene zufällig nach Madagaskar getrieben worden sind. Und eine Entdeckungs- oder Handelsreise auf so immense Entfernungen den Malaien zuzutrauen, liegt kein Grund vor. Noch ein Moment spricht gegen eine Fahrt direkt übers Meer. Die Inseln und Inselgruppen, die etwa als Zwischenstationen benützt werden konnten, Ceylon, die Malediven, Seychellen und Amiranten weisen keine Spuren malaiischer Niederlassungen auf (vorausgesetzt, daß die mir darüber bekannt gewordenen Angaben richtig sind). Nun bliebe noch die Möglichkeit, daß Madagaskar von den Malaien durch Küstenfahrten erreicht worden ist. Hiergegen spricht ebenfalls der Mangel jeglicher malaiischen Niederlassungen an den Küsten von Hinterindien (abgesehen von Malacca), Vorderindien, Beludschistan, Arabien, Ostafrika, wie auch der Umstand, daß diese Küstenfahrt wohl viermal so lang wäre, als die direkte Seefahrt. Daß ein Volk in weiter Ferne Kolonien gründen sollte, ohne auf dem Verbindungswege zwischen Heimat und Kolonie ebenfalls Kolonien anzulegen, das wäre doch ganz ohne Beispiel. Man könnte allerdings annehmen, daß im Laufe der Jahrtausende die Spuren derartiger Kolonien, wenn sie bestanden hätten, völlig verschwunden sind. Da man nun hier auf Vermutungen angewiesen ist, so wird es gestattet sein, auch andere Möglichkeiten in Betracht zu ziehen. Und eine solche Möglichkeit ist das einstmalige Vorhandensein von Land im Süden des indischen Ozeans. Es muß ja nicht gerade ein Festland gewesen sein, wie es Claudius Ptolemäus annimmt, sondern vielleicht eine langgestreckte Insel oder eine Kette von Inseln. Wie es unbestrittene Thatsache ist, daß weite Gebiete unserer Erde einst vom Meere bedeckt waren, daß heute noch an verschiedenen Enden der Erde ein Emporsteigen oder Sinken des Landes stattfindet, so wahrscheinlich ist es, daß auch ganze Erdteile im Meere versunken sind. Nur nimmt man gewöhnlich an, daß größere derartige Veränderungen in historischer Zeit nicht mehr vorgekommen sind. Beweiskräftiger als die Rassenverwandtschaft der menschlichen Bewohner ist die Aehnlichkeit der Fauna und Flora von Madagaskar mit der der Sundainseln wie Ostindiens, bei gleichzeitiger erheblicher Abweichung von der Tier- und Pflanzenwelt Afrikas. Dies näher auszuführen, würde ermüden. Vielleicht findet sich unter den Lesern von „Ueber Land und Meer“ einer, der auf die von mir aufgeworfene Frage „Woher stammt Madagaskars malaiische Bevölkerung?“ eine bessere Auskunft geben kann.

H. K. in Dresden. Der jüngst in Algier verstorbene Herzog von Hamilton führte in der That auch den Titel Herzog von Abercorn. Außerdem ist er in Frankreich Herzog von Châtellerault, ein Titel, der seinem Vater von Napoleon III. verliehen worden war.

R. L. Sie finden ausführliche Auskunft in Meyers Reisebüchern (Leipzig, Bibliographisches Institut). Mit zahlreichen Karten und Plänen versehen, erscheint „Der Harz“ bereits in 13. Auflage.

Abonnent in M. Von den früheren Benennungen der Papierformate wie Kanzlei, Royal, Register, Lexikon, Imperial, Olifant und so weiter wird jetzt nur noch wenig Gebrauch gemacht. Man gibt jetzt nur noch die Größen der Flächen an. Seit 1884 sind im deutschen Reiche folgende Normalformate eingeführt oder empfohlen: Nr. 1: Reichskanzlei, beschnitten, 33 × 42 cm; Nr. 2: Reichskanzlei, unbeschnitten, 34 × 43 cm; Nr. 3: 36 × 45; Nr. 4: 38 × 48; Nr. 5: 40 × 50; Nr. 6: 42 × 53; Nr. 7: 44 × 56; Nr. 8: 46 × 59; Nr. 9: 48 × 64; Nr. 10: 50 × 65; Nr. 11: 54 × 68; Nr. 12: 57 × 68; Reichsbriefformat 27 × 42 cm.

"Ja! Alles mit MONDAMIN BROWN & POLSON ZUBEREITET."

SANDTORTEN.
FLAMMERIES.
FRUCHT-KAFFEE-
KAKAO-SPEISEN.

Mondamin ist zur **Verdickung von Suppen, Saucen, Kakao** 2c., zur Herstellung von **Flamris, Puddings, Kaffee-, Kakao-Speisen** 2c. speziell geeignet. Vermöge seiner Entölung hat Mondamin — **mit Milch gekocht** — die wertvolle Eigenschaft, **die Milch leichter verdaulich,** selbst für sehr schwache Magen zugänglich zu machen. Rezepte enthalten jedes Paket, und ist **Mondamin von Brown & Polson** in Paketen à 60, 30 und 15 Pfg. in allen besseren Kolonial-, Delikateß- und Droguen-Handlungen zu haben.

Neuheiten in Ballstoffen

sowie schwarze, weisse u. farbige Seidenstoffe jed. Art zu wirkl. Fabrikpreis, unter Garantie f. Echtheit u. Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. Mtr. porto- u. zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungsschreiben, Muster frko. Doppelt. Briefporte nach d. Schweiz.

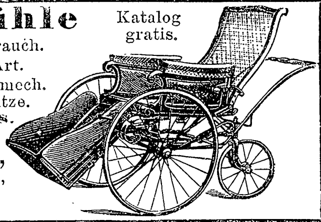
Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**

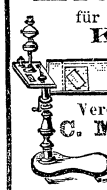
Königl. Spanische Hoflieferanten.

Zur Pflege der HAUT ist das beste Produkt die CRÈME SIMON — Unübertroffen für den TEINT und für die Toilette des Gesichts und der Haende

Nur echt mit der Unterschrift: Simon

Kranken-Fahrstühle für Strassen-, Zimmer- und Gartengebrauch. Katalog gratis.





Kranken-Möbel aller Art. Krankentische, stellb. Keilkissen, mech. Schlafsessel. Tragstühle u. -Sitze. **Zimmerklosets u. Bidets.**

Vereinigte Sanitätsapparate-Fabriken **C. Maquet, Hoflieferanten,** prämiirt m. 20 goldenen Medaillen, **Berlin W.,** Charlottenstr. 63, und **Heidelberg.**

Neu!

In höchsten und fürstl. Kreisen im Gebrauch.

✻ ✻ **Reise-Sitzbad (Bidet).** ✻ ✻

Dieses lässt sich **mit dem Sitzbecken** sofort so eng wie eine Büchermappe zusammenlegen u. im Koffer od. Reisetasche unterbringen. Auch für Haus sehr bequem. Preis aufs eleganteste u. solideste ausgest. **15 Mark;** verpackt u. frko. durch ganz Deutschland **16 Mark nur** durch die Fabrik von **Gge. Chemin-Petit Nachf. ✻ Dresden-Neustadt.**

— Silberne Medaille — Ehren-Diplom —

Prämiirt auf der Weltausstellung Chicago 1893.

Hals-, Brust- und Lungenleiden werden am sichersten gehoben durch Trinkkuren mit

Sodener Mineralwasser

Die vorzüglichste, seit langer Zeit mit überraschendem Erfolge angewandte Quelle:

„Der Warmbrunnen (Nr. III)“

lindert sofort **quälenden Husten,** erleichtert den **Schleimauswurf,** und ist bei chronisch gewordenen **Kehlkopf- und Rachenkatarrhen** das unstreitig **beste Bekämpfungsmittel.**

Angenehm im Geschmack und mild ist der **Warmbrunnen,** ohne heftige Reaktionen im menschlichen Körper hervorzurufen, von vorzüglichster Wirkung auf **Magen** und **Darm,** und seine allseitige Vorzüglichkeit ist von Seiten der berühmtesten Spezialärzte anerkannt.

Erhältlich in allen Mineralwasserhandlungen, Apotheken u. Drogerien.

Jede gewünschte Auskunft erteilt gerne die **Brunnen-Verwaltung Bad Soden i. T. (Ph. Herm. Fay & Co.)**

Prospekte und Broschüren gratis und franko.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**

Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS. 33. Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Junker & Ruh-Öfen

die beliebtesten Dauerbrenner **mit Mica-Fenstern und Wärme-Circulation,** welche alle übrigen Öfen durch die **exacteste Ausführung u. die feinste Regulirbarkeit übertreffen,** in den verschiedensten Grössen u. Formen, auch als **Mantelöfen,** bei

Junker & Ruh,

Eisengiesserei in Karlsruhe, Baden.

Ueber 60,000 Stück im Gebrauch

Preislisten und Zeugnisse gratis und franco.

Franco-Lieferung. — Packung gratis.

C. P. Goerz, Berlin W-Schöneberg, Hauptstr. 140.

Allein-Fabrikation von **Anschütz' Moment-Apparat.**

Unter dem Protektorat eines Hohen Senates der freien und Hansestadt Lübeck

LÜBECK

21. Juni bis Oktober 1895

Eröffnungsfeier am Freitag den 21. Juni

Deutsch-nordische Handels- und Industrie-Ausstellung

Kaiserl. Marine-Ausstellung. — Handels- u. Industrie-Ausstellung. — Maschinen-Ausstellung. — Dritte Deutsche Molkerei-Ausstellung. — Gartenbau-Ausstellung. — Deutsche Kolonial-Ausstellung. — Nordische Kunst-Ausstellung. — Grossartige Vergnügungen.

Digitized by Google

Solide schwarze Seide

garantirt unerschwert végétal gefärbt, das denkbar Schönste und Reinste, alles übertreffend, zu allen Zwecken das Beste,
von 2 Mark bis 12 Mark, glatt, gemustert, armurirt, direkt aus der Fabrik, meter- und robenweise. Porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend franko.

Lasse sich der Konsument von den anscheinend billigen Apparenzstoffen nicht mehr einnehmen, die mit Metallen und Fetten beschwert sind, nach kurzer Zeit speckig aussehen und in den Falten Löcher bekommen. **„Das Beste ist das Billigste und Schönste“.** Man verlange stets unsere Muster, bevor man anderswo kauft.

Stehli & Co. in Zürich,
gegründet 1840.
Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien Obfelden und Arth und Filanda Germignaga (Lago maggiore).

Strassburg im Elsass 1895.

Industrie- und Gewerbe-Ausstellung
(Elsass-Lothringen, Baden u. Pfalz)
unter dem Protektorat
Seiner Durchlaucht des Fürsten Hohenlohe-Langenburg
Kaiserlicher Statthalter.
Vom 15. Mai bis 15. Oktober.

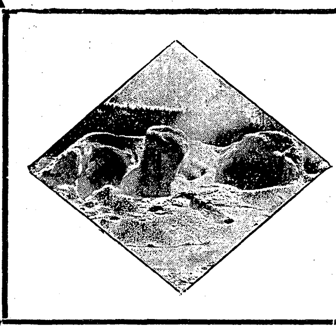
Nordseebäder Westerland und Wenningstedt auf Sylt

Im Besitz der Gemeinde Westerland.
Direction: Oberstlieutenant a. D. von Schöler.
Stärkster Wellenschlag der Westküste.
Heilkräftigstes Seebad Deutschlands.
Unvergleichlich schöner Strand.
Sommer- und Rundreisefahrkarten auf allen grösseren Stationen.
Prospecte mit Angabe der Reiserouten sowie der Fahrpreise versendet gratis die
SEEBADE-DIRECTION IN WESTERLAND-SYLT.

Heilanstalt für Hautkrankheiten.
Sorgfältige spezialärztliche Behandlung. Beste Verpflegung. Schöner Aufenthalt (Parkgrundst.). Ausführl. Prospekte frei.
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle.

Klimat. Kurort Schömberg
bei Neuenbürg im Württembergischen Schwarzwald.
Heilanstalt für Lungenkranke.
Sommer- & Winterkur. Beste Verpflegung. Mässige Preise.
Leit. Arzt: **Dr. Baudach.**
Prospecte frei d. die Direktion.

Eine Partie aus dem Yellowstone Park



Die Northern Pacific-Eisenbahn veröffentlicht jährlich ein reich illustrirtes Buch über den Yellowstone Park und den Nordwesten der Vereinigten Staaten. Der Inhalt des Buches ist voll interessanter Beschreibungen.

Gegen Einsendung von 40 Pfennig in Briefmarken an Chas. S. Fee General Passenger, Agent der Gesellschaft in St. Paul, Minnesota U.S.A. wird Ihnen das Buch „Skizzen aus dem Wunderland“ franko zugesandt.

Der Yellowstone Park gehört nicht nur den Vereinigten Staaten, sondern der ganzen Welt. Die Anzahl der Touristen aus anderen Ländern, welche den Park besuchen, vermehrt sich von Jahr zu Jahr.
Der Yellowstone Park kann erreicht werden
von Hamburg oder Bremen in 12 Tagen
von Liverpool in 11 Tagen
von New-York in 4 Tagen
Wegen weiterer Auskünfte u. Landkarten wende man sich an CARL STANGEN's Reisebureau No. 10 Mohren-Strasse, BERLIN W. Deutschland; HENRY GAZE & SONS, 142, Strand, LONDON; THOS COOK & SON, Ludgate Circus, LONDON; GEO R. FITCH, General-Agent, 319, Broadway NEW-YORK; or CHAS. S. FEE, General Passeng. Agent North. Pacific Railroad, ST. PAUL, MINNESOTA, U.S.A.

Thierack's hygienische Fettseife № 690 ist die beste Seife zur Pflege der Haut.

Ausflug
nach **Norwegen** und **Spitzbergen**
unter Führung des Nordpolfahrers Capt. Bade
auf d. Dampfern des Norddeutschen Lloyd **„Danzig“** u. **„Reiher“**. Abfahrt den 17. Juli von Bremerhafen. Reisedauer 30 Tage. Prospekte gratis beim **Norddeutschen Lloyd** in **Bremen** u. **Capt. Bade** in **Wismar** a. Ostsee.

Kurbad Landhaus Eberswalde.
Für Erholungsbedürftige und Rekonvaleszenten.
Kneippkuren. Prospekte durch den leitenden Arzt **Dr. Otterbein** (Sprechstund. in Berlin, Leipzigerstr. 13, Dienst. u. Freitags 5–6½).

Luzern. Hôtel und Pension de l'Europe.
I. Ranges. 150 Zimmer. Billige Preise.
Bucher-Durrer.
Mit Dampfboot und Drahtseilbahn (Eröffnung im Laufe der Saison 18) in 40 Minuten von Luzern auf dem Bürgenstock.

Luftkurort und Pension Bürgenstock
gegenüber von Luzern, die Perle des Vierwaldstätter-See's
870 m ü. Meer, 433 m ü. d. See
Grossartiger Waldpark, unvergleichliche Rundsicht, ausgedehnte ebene Spazierwege
Prospectus franco
Bucher-Durrer.

Luzern, Hôtel de l'Europe
Pegli b. Genua, Grand Hôtel
gleicher Besitzer.

Hôtel Stanserhorn
b. Luzern, 1850 m ü. M.
Stanserhornbahn 1 Stunde Fahrzeit,
ab Luzern 2 Stunden.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.
Breslau, Hambg., Dresd., Leipz., Münch.
Dr. J. Schanz & Co.
Patente
billigst, reell, sorgfältig, schnell
Vergünstigungen
wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Schönste Nordsee-Insel.
Comfortable Wohnungen direct an der See.
Von Hamburg aus in ca. 6½ Stunden, also am bequemsten von allen Nordseebädern zu erreichen.

Nordseebad FANÖ.

Directe Eisenbahnverbindung von Hamburg bis ans Dampfschiff in Esbjerg-Hafen in ca. 6 Stunden. Sofortige Ueberfahrt von Esbjerg unbeschadet Ebbe und Fluth in ca. ¼ Stunde. Prospecte in allen Filialen der Firma RUDOLF MOSSE, sowie auch jede gewünschte Auskunft durch die Seebade-Direction.

Ostsee-Bad und Hotel Bellevue Düsternbrook bei Kiel.
Schönste Lage am Kieler Hafen, in unmittelbarer Nähe der Mündung des Nordostseekanals.
Telephon-Verbindung mit Hamburg, Altona und Flensburg.
Warme u. kalte Seebäder. - Zimmer zu mässig. Preisen. - Service u. Licht w. nicht berechnet.
Während des ganzen Jahres geöffnet. Bei längerem Aufenthalt Pension.
Illustrirte Prospekte sind zu haben vom Besitzer
H. Klicks, Hoflieferant Seiner Majestät des Kaisers und Königs.

Etwas Zusatz von Echtem Feigen-Kaffee
ANDRE HOFER
k. u. k. Hoflieferant
Salzburg u. Freilassing
verbessert jeden Kaffee.

Jod-Soolbad BAD HALL, Ober-Oesterreich.
Stärkste Jod-Soole des Kontinentes gegen Scrophulose und jene allgemeinen und speziellen Uebel, bei welchen Jod ein wichtiger Heilfaktor ist. Vorzügliche Kureinrichtungen (Bäder- u. Trinkkur, Einpackungen, Inhalationen, Massage, Kefyr). Sehr günstige klimatische Verhältnisse. Bahnstation. Reiseroute über Linz a. D. oder Steyr.
Saison vom 15. Mai bis 30. September.
(Bäder werden auch vom 1. bis 15. Mai verabreicht.)
Ausführl. Prospekte in mehreren Sprachen durch die Kurverwaltung in BAD HALL.

Bad Salzschlirf.
Saison-Eröffnung 15. Mai.
Sol- u. Moorbäder. **Bonifaciusbrunnen, stärkste Lithiumquelle der Welt.** Ferner 3 **Stahl-, Schwefel- u. Bitterwasserquellen.** Vortreffliches Klima. Größte Heilerfolge gegen **Gicht, Nieren- und Blasenleiden, Harngries, Nieren-, Blasen- und Gallensteine, Rheumatismus, Leber-, Magen- u. Unterleibsleiden, Bronchialkatarrhe, Blutarmut, Nervenschwäche, Hämorrhoiden u. Verstopfung.** Prospekte u. Wohnungsnachweis durch die **Brunnen- u. Badeverwaltung** in Salzschlirf (Station der Bahn Fulda-Gießen). Niederlag. d. Bonifaciusbrunnen in d. Mineralwasserhandlungen.
NB. Das im Handel vorkommende angebliche Salzschlirfer Salz ist nur künstliches wertloses Fabrikat; aus den hiesigen Quellen werden keine Salze bereitet.

Neuenahr.

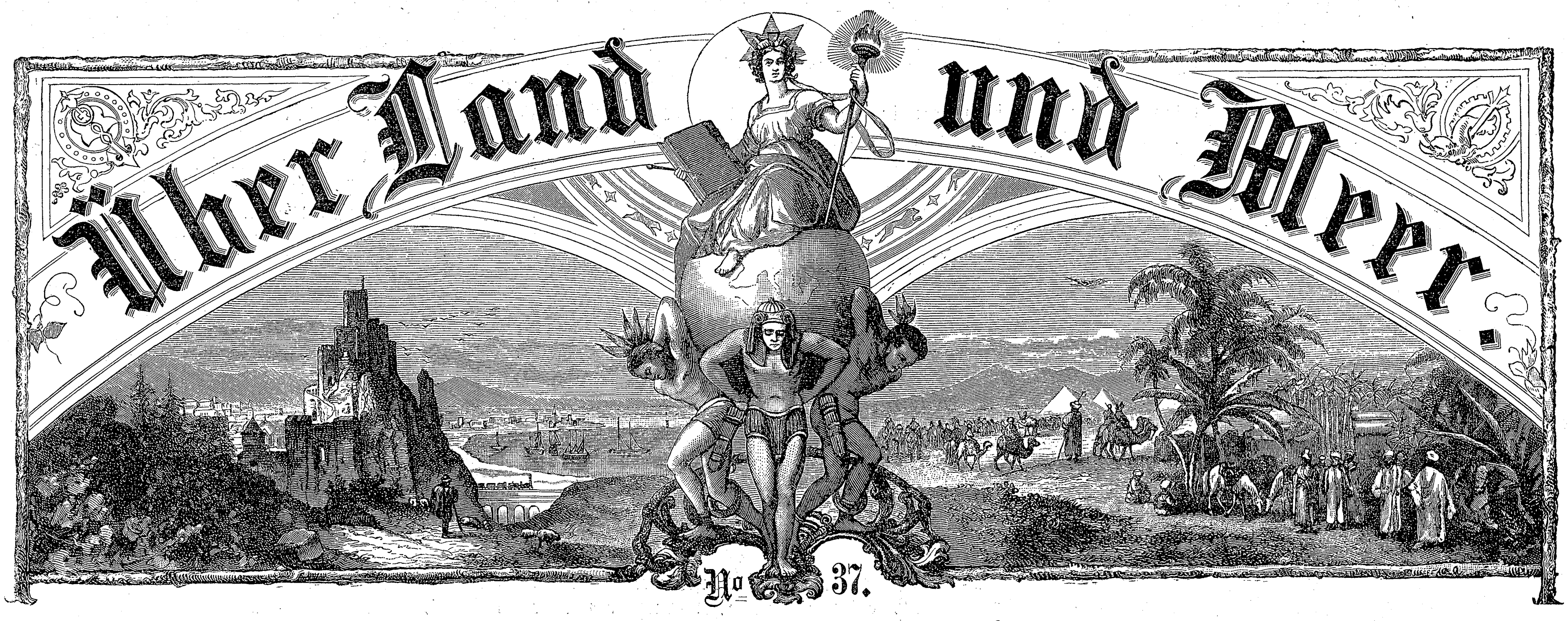
Einzige alkalische Therme Deutschlands 40° C.
Arsen- u. Lithion-Gehalt.
Bade- und Trink-Kuren, Inhalationen, Massagen, Thermalwasser-Versand.
Grossartige Heilerfolge bei Katarrhen des Kehlkopfes (Influenza und Folgen), des Magens, des Darmes, der Blase, bei Gallensteinen, Nieren- und Leberleiden, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus und Frauenleiden. Mild lösend, den Organismus stärkend. **Broschüren gratis durch die Direktion.**
Reiseroute: Köln—Bonn—Remagen oder Koblenz—Remagen—Neuenahr.

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1601 medicinisch bekannt. Aerztlich empfohlen bei:
Erkrankungen des **Rachens** und des **Kehlkopfes**, der **Luftröhren** und der **Lungen**, bei **Magen- und Darmkatarrh**, bei **Leberkrankheiten**, bei **Nieren- und Blasenleiden**, **Gicht** und **Diabetes**.
Zu haben in allen Mineralwasserhandlungen und Apotheken. — Brochüren gratis ebendaselbst und durch
Furbach & Strieboll, Versand der fürstl. Mineralwasser, Salzbrunn i. Schl.

Für Rekonvaleszenten!
Riedel'scher China-Wein
und China-Wein mit Eisen.
Bester Medizinalwein zur allgemeinen **Körperstärkung** und Kräftigung.
Appetit anregendes und Nerven stärkendes Mittel, auch für Kinder.
Preis pro Flasche mit Einnehme-Gläschen 3,50 M., bei 6 Flaschen die siebente gratis.
Schweizer-Apotheke Berlin W., Friedrichstr. 173.

Digitized by Google



74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894–1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag ℳ 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Fluch der Schönheit.

Roman
von
Hermann Heiberg.

(Fortsetzung.)

In großer Spannung saß Wilhelm da, ob sein Bruder bei all den Herrlichkeiten: bei dem Fisch mit Meerrettigsahne, dem gekochten Schinken mit Champignonsauce, bei den Hühnern und Enten, wohl sein und seiner Braut Wohl ausbringen werde. Geschah das, war's dem Justizrat ernst. Aber die zarten Knochen des wundervoll gebratenen Federviehs wurden abgenagt, der schwere, feurige Rotwein und der kühle Champagner genossen, auch das süße Kompott von den alten, geriffelten Kristalltellern der Fülle der Speisen nachgesandt, ohne daß Timm sich rührte. Als sogar der Käse herumgereicht ward, sank Wilhelms letzte Hoffnung, und unwillkürlich warf er einen Blick zu seiner Mutter hinüber, um zu erspähen, wie sie diese Unterlassung auffasse.

Wie anders würden sich sein Bruder und dessen hochmütiges Weib geben, wenn er, Wilhelm, sich mit einer aus der reichen Sippschaft der Großkaufleute verlobt haben würde. Wie hätte dann Timm seine Beredsamkeit zur Geltung gebracht. Mit Frau Nissen sprach überhaupt niemand außer der Alten. Aber die Frau wußte entweder aus Befangenheit wenig zu antworten, oder Instinkt und Klugheit rieten ihr, sich möglichst zurückzuhalten. Je bescheidener sie auftrat, desto größere Anwartschaft auf gute Behandlung hatte sie von denen, die mit ihr aus der Stadt herübergekommen waren.

Frau Appen unterhielt sich meistens mit ihrem Bruder Timm, und Hans hielt sich auch ferner an seine Tante, die ihm eine lange Geschichte von ihrem Hund, einem abscheulichen, verwöhnten Kläffer, erzählte.

Hans Appens Augen richteten sich ab und zu auf das Brautpaar. Er allein erhob mehrmals das Glas und trank ihnen beiden zu, und sie lohnten ihm seine Warmherzigkeit durch dankbare Blicke.

Und auch er fühlte voll tiefer Beschämung, was fehlte, und als er dem finster zornigen Ausdruck in seines Onkels Wilhelm Angesicht begegnete, als er sah, daß Wiebke ihm beruhigend zuflüstern, gar zur besseren Wirkung unter dem Tisch nach seiner Hand greifen mußte, da kam ihm plötzlich, mächtig ihn beherrschend, der Gedanke, das zu thun, was Timm in herzloser Niederträchtigkeit unterlassen hatte und auch nicht mehr nachholen wollte.

Nun war Gelegenheit gegeben, ihr, die seine Freundschaft angerufen hatte, die den größeren Teil der Erfüllung ihres Glückes in seiner thatkräftigen Beihilfe erkannte, den ersten Ausdruck seiner hingebenden Gesinnung an den Tag zu legen.

Ernst Schmitz: Im Sommer.

Digitized by Google

Nachdem er sich erhoben, ans Glas geschlagen und sich an dem frohzustimmenden Ausdruck seiner Großmutter den noch fehlenden letzten Mut eingeholt hatte, sprach er in zündender Rede, schilderte den Charakter seines Onkels Wilhelm und den Wiebkes, betonte, daß ihre Tugenden zwar an sich eine Gewähr für ihr späteres Glück böten, bat aber, zugleich der alten Frau begeisterte Worte der Anerkennung spendend, alle Anwesenden, mitzuwirken, daß sich das künftige Leben des jungen Ehepaares glücklich gestalte.

„Darauf," schloß er, „erhebe ich mein Glas! Onkel Wilhelm und Tante Wiebke, sie leben hoch, hoch, hoch!"

*

Sie waren bereits seit einer Viertelstunde aus der Bucht fort, Timms sowohl, wie die alte Frau Nissen und Wiebke. Auch Anna und Hans hatten sich in ihre Zimmer begeben, nur Wilhelm saß, noch eine Cigarre rauchend, zerstreut, finster und grenzenlos aufgebracht neben seiner Mutter und berichtete ihr alles, was nach Tisch vorgefallen war.

Er war mit Timm hinüber in sein Zimmer gegangen. Er wollte seinen Bruder Farbe bekennen lassen, jetzt, gleich heute. Ob er mit der Heirat einverstanden war, galt Wilhelm gleich, ob er ihm ferner wohlwollte oder ihn haßte, war für ihn nach diesen Vorgängen völlig wertlos. Er war mit den beiden in Föhrde ein für allemal fertig. Aber er wollte Klarheit in den Geschäften, und in dieser Klarheit keinerlei Aufschub.

Als sie sich drüben niedergelassen, den von Anna herbeigebrachten Kaffee und Cognac zu sich genommen und sich die Cigarren angezündet hatten, war Wilhelm, der zwar ernst, aber sonst äußerlich ohne Empfindlichkeit sich gegeben, gleich auf die Sache gekommen. Er hatte Rücksichten auf seine Entschlüsse und das Vorkaufsrecht auf die Bucht — gleichviel, wann ein solcher Verkauf zu stande kommen werde — verlangt. Timm hatte sich denn auch durchaus nicht geweigert, Wilhelms Wünschen zu entsprechen, aber nunmehr sogar den Preis von zweihunderttausend Mark zur absoluten Bedingung gestellt. Unter dieser Summe — darüber sei er mit dem Senator in Hamburg einig — könne das Gesamtwesen nicht abgegeben werden. Durch diese überhaupt gar nicht zu bewilligende Forderung verlieh er seiner Rache für den letzten Brief der Alten Ausdruck. Wenn sie von Bevorzugungen sprach, so sollte sie wenigstens sehen, daß ihre Söhne auch ihren Willen hatten.

Und bezüglich Wilhelms Verlobung hatte sich der Justizrat unaufgefordert, in plump überhebender Weise und in den abfallendsten Worten ausgesprochen. Er betrachtete diese — Wilhelm möge über seine Offenheit denken wie er wolle — als eine völlige Unbegreiflichkeit. „Wenn ich Dir raten soll," hatte er in roher Gemütlosigkeit geäußert, „so besinne Dich noch im letzten Augenblick und füge lieber zu den Opfern, die Du unbesonnenerweise schon gebracht hast, noch einige, als daß Du Dich fürs Leben unglücklich machst. Das Mädchen hat und ist nichts, ihr Ruf ist durchaus nicht tadellos. Dabei besitzt sie, wie es scheint, recht viel unberechtigtes Selbstgefühl und versteht von Küche, Haus und Landwirtschaft absolut nichts. Also gib den Unsinn auf!"

„Ich denke nicht daran," hatte Wilhelm, ohnehin schon aufs äußerste empört über die Unverschämtheit, mit der Timm den Verkauf der Bucht behandelt, erwidert. „Und ich bin starr, mit welcher Unzartheit Du über diejenige sprichst, die ich zu meiner Frau machen will.

„Es scheint Dir das durch Deine Thätigkeit abhanden gekommen zu sein, worauf man sonst bei Gebildeten rechnen darf. Ich sehe, wir verstehen uns ganz und gar nicht! Du behandelst jegliches als Geschäft. Es ist denn auch besser, daß wir ferner von einander bleiben! Wenn Du nicht einmal das mit Worten zu schonen vermagst, was ich liebe und was mir das Höchste auf der Welt, kann doch nichts Gutes aus unserem Verkehr herauskommen.

„Und merk's Dir! Ich gehe in allen diesen Fragen, sowohl was meine Heirat betrifft, als bezüglich der Bucht, fortan rücksichtslos meinen Weg und weiß sicher, daß ich mit Mutter in allem mich zurechtfinden werde. Du scheinst ganz zu vergessen, daß sie freie Verfügung über ihr Vermögen hat und euch gar nicht zu fragen braucht!" —

„Du irrst vollständig, mein Bester!" war ihm Timm kalt in die Rede gefallen. „Du bist eben nicht Jurist und weißt nichts von Vorschriften. Ich werde euch aber anders belehren. Das sei Dir dagegen gesagt. Und über Deine Drohung, mich ferner zu meiden, werde ich, wenn Du sie ausführst, auch schon wegkommen, bester Wilhelm! Sofern Du meinst, daß Du mir etwas Betrübendes anthust, wenn Du mir den Rücken zukehrst, irrst Du Dich. Ich kann wohl eher ohne Dich, als Du ohne mich leben! Ich nehme Deine Worte auch nicht so tragisch. Wenn Du wirklich das Frauenzimmer heiratest, wirst Du schon von selbst kommen, um schön Wetter zu machen."

„Erstens verbiete ich Dir auf das entschiedenste, daß Du von meiner Braut als von einem ‚Frauenzimmer' sprichst, sodann —"

„Ach, ja! Sie ist ein vom Himmel gefallener Engel, obschon gerade darüber die Meinungen sehr verschieden —"

„Halt!" schrie Wilhelm Lornsen, ergriff einen der schweren, eichenen Stühle, schwang ihn über seines Bruders Haupt und stand da wie ein aus dem Fußboden emporgeschossener Riese.

„Aber nein! Nein!" unterbrach er sich und ließ, keuchend vor Erregung, den Stuhl auf den Erdboden zurückgleiten. „Du bist ein so unnobler Geselle, daß sich das edle Holz, aus dem dieser Sessel geschnitten ist, durch eine Berührung mit Dir entweihen würde. Auch vergesse ich nicht, daß Du mein Bruder bist. Wir stehen uns einander so fern, daß wir im Leben nimmer zusammen gehen können! So, und nun verlaß das Zimmer und verlasse mit Deinem hochmütigen Weibe die Bucht! Ich will nichts, nichts ferner mit euch zu thun haben —"

„Ja, ja," stieß Timm, sich zur Thür wendend, voll Hohn heraus.

„Es ist die alte Geschichte, daß Verliebte ihren Verstand verlieren. Zum Glück aber kommt er ihnen wieder, es würde sonst ja auch bös in der Welt aussehen."

Nach diesen Worten nickte er kalt und kurz und entfernte sich.

Wilhelm aber war in den Stuhl zurückgefallen und hatte hier lange Zeit in finsterem Grübeln verharrt.

*

Die nächste Zeit schuf in den Gemütern der Buchtbewohner keine Ruhe. Die alte Frau litt unter der Ungewißheit der kommenden Dinge, unter dem Zerwürfnis der Brüder und den Einsprüchen, die ihr Sohn Timm gegen ihre Entschließungen erhoben, mehr als sie sich selbst mit ihrer starken Seele gestehen wollte. Ein Unruh fördernder Druck lag auf ihr und machte sie ernst und schwermütig. Dazu kam, daß Anna, für die Timm keine Gelegenheit genommen hatte, zur Förderung ihrer Pläne einzutreten, mit einer nicht minder beschwerten Miene einherging. Der alten Frau Liebe und Sorge regten sich auch für diese, und endlich nahm sie — im Verfolg der Dinge — auch die Zukunft ihres Enkels Hans in Anspruch.

Sein Fortgang stand bevor, der Ausfall des Examens beschäftigte sie, und wenn er es glücklich bestanden, trat die Ueberlegung heran, wo er sich niederlassen solle und wie die Mittel für ihn bis zu einer einträglichen Praxis bereit zu stellen waren. Fast all das hing mit der Entscheidung über Wilhelms Zukunft zusammen, und sie war, bei Timms Haltung, durchaus nicht geklärt.

Der einzige in der Bucht, der freien Gemütes den neuen Tagen entgegenschritt, war Hans. In erster Linie durchdrang ihn wegen der am Abend vorher erfolgten völligen Aussöhnung mit Carlos ein starkes Frohgefühl. Ueberdies aber stand am nächstkommenden Tage ein Fest auf Helge bevor, und daß er hier mit Türenna in eine engere Berührung gelangen werde, hoffte er sicher. Er war jetzt ausschließlich bei ihr. Sie erfüllte alle seine Gedanken.

*

In dem prachtvollen Helger Hause war alles erleuchtet. Die mit farbenreichen, schweren Teppichen belegten und mit kostbaren Möbeln angefüllten Gemächer strahlten in Licht und Glanz, und festlich gekleidet empfingen die Mitglieder der Wulfsdorffer Familie die von ihnen geladenen Gäste. Und zu letzteren gehörte auch Hans Appen, der nur noch zwei Tage in Halk bleiben und dann nach Kiel abreisen wollte.

Mit einem Gesichtsausdruck, in dem sich seine gehobenen Empfindungen widerspiegelten, betrat er den Empfangssalon bei seinen Freunden, ward trotz des Schwarmes all der vornehmen und mit glänzenden Orden behängten Gäste in besonders herzlicher Weise von dem Baron und seiner Frau bewillkommt und sehr bald auch — noch vor dem Tischgang — von Türenna ins Gespräch gezogen. Sie sah sehr schön aus. Durch das dunkle Haar, das auf die reine, weiße Stirn fiel, ward ein reizvoller Farbengegensatz hervorgerufen. Mund und Ohren glühten rosig, und unter den starkbewimperten Augenbrauen glänzten zwei kluge und zugleich in tiefer Herzensgüte strahlende Augen. Aber auch Arme und Hände zeigten wahre Alabasterfarben. Dabei umschloß ein rosa Seidenkleid ihre schlanke Gestalt, und eine Diamantnadel — zwei Tauben, die von einem aus Perlen bestehenden Fruchtzweig naschten, schmückte das ausgeschnittene, den fein gebauten Hals freilassende Mieder. Alles in allem erschien sie ihm bezaubernd in ihrer Erscheinung, und die reiche Umgebung und die Artigkeiten, mit denen sie die jungen Herren, Offiziere und angesehene Personen aus Föhrde, sowie die Kavaliere von den umliegenden Gütern überhäuften, erhöhten ihr Ansehen in Hans' Augen.

Freilich wurde er später an diesem Abend, während dessen Verlauf andere junge Leute ob ihres Wertes oder ihres Ansehens nicht minder oder noch mehr von ihr beachtet wurden, wiederum sehr enttäuscht. Sie suchte ihn nicht einmal auf, gab sich vielmehr ganz denen hin, die sie umschwärmten. Sie genoß die Freuden des Festes in vollen Zügen, plauderte, scherzte, lachte und tanzte und hatte kein Auge mehr für ihn.

Obschon nun Hans Appen einer unbefangenen und gerechten Beurteilung zu Hilfe zu kommen suchte, indem er sich vorstellte, daß sie, indem sie sich so zuvorkommend gegen jedermann benahm, doch nur die Pflichten der Tochter des Hauses erfülle, daß es doch auch an ihm sei, sich ihr zu nähern und sich ferner um ihre Gunst zu bewerben, so vermochte er doch eines starken Mißbehagens sich nicht zu erwehren. Eine trotzige Stimme flüsterte ihm zu, daß sie ihn deshalb vernachlässige, weil sie etwas Besseres habe, ja, daß sie eben doch im Grunde nicht anders sei, als alle die anderen Damen der vornehmen Stände. Wenn ihresgleichen in der Nähe waren, hatten sie für die Bürgerlichen keine Augen.

Endlich, beim Cotillon, obschon Hans vergeblich zu bitten gefürchtet hatte, fügte es sich, daß sie seiner Aufforderung entsprechen konnte, und da war er nicht wenig überrascht, daß sie herausstieß:

„Also wirklich, zu guter Letzt, erinnern Sie sich doch noch, Herr Appen, daß es eine Türenna von Wulfsdorff, daß es eine Tochter des Hauses gibt?"

Ueberaus erschrocken sah Hans Appen sie an und ein verlegenes Rot stieg in seine Wangen. Dann aber entgegnete er, rasch gefaßt, mit ehrlicher Betonung:

„Sie zeihen mich des Mangels an guter Lebensart, Baronesse! Das schmerzt mich, da ich mich durchaus unschuldig fühle. Ich habe mich Ihnen nicht genähert, weil mich meine Bescheidenheit abhielt. Sie hatten viele Pflichten zu erfüllen, waren völlig in Anspruch genommen. Mich unter solchen Umständen noch als lichtloses Meteor in Ihre Bahn zu drängen, erschien mir unstatthaft.

„Ich bitte, legen Sie meine Zurückhaltung so aus! Nur das leitete mich, ja, wenn ich reden dürfte —"

„Thun Sie es. Ich möchte es hören. Vielleicht besiege ich die Zweifel, die mir trotz Ihrer Erklärungen geblieben sind —"

Türenna sprach's, Hans rasch in die Rede fallend, mit lebhaften Augen, ihm ganz zugewendet und ohne Rücksicht auf ihre Umgebung.

„Da Sie es mir gestatten, da Sie es sogar wünschen, Baronesse, so will ich es wagen! Ich litt während des ganzen Abends schwer unter Ihrer Kälte. Daß Sie mir Vorwürfe entgegenhalten würden, daran habe ich wahrlich nicht gedacht. Ich war ja der Enttäuschte! Nichts hätte mich glücklicher machen können, als mit Ihnen vorzugsweise zu plaudern, einer solchen Bevorzugung teilhaftig zu werden. Aber

Digitized by Google

freilich! Welche Berechtigung stand mir dafür zu? Ich hatte keine! Mein hochfahrender Sinn, meine Wünsche verführten mich, es anzunehmen —"

Er hielt inne, er hoffte, sie werde etwas erwidern, ihm ein ferneres Sprechen erleichtern.

Aber Türenna hatte sich wiedergefunden. Sie sah, daß durch ihre Ermunterung das Gespräch einen peinlichen Charakter annahm. Sie wünschte seinem stillen Werben nicht auszuweichen, aber ihr jungfräulicher Zartsinn regte sich in diesem Augenblick, irgendwie ihm die Hand zu bieten.

Infolge dessen sagte sie, nur sachlich seinen Worten begegnend:

„Niemand hat größeren Anspruch an meine Rücksicht und Dankbarkeit, als Sie, Herr Appen! So sind Sie also im Irrtum, sich —"

In diesem Augenblick trat der Tanzordner näher und erinnerte, daß an sie beide die Reihe gekommen sei. Schnell sprang Hans empor, verbeugte sich und umfaßte ihre schlanke Gestalt.

Aber während sie dahinflogen, redete er, fortgerissen von seinen Gefühlen, auf sie ein, wagte, sie an sich zu ziehen und flüsterte:

„Sagen Sie, ich bitte, daß ich noch ein anderes Anrecht auf eine Bevorzugung habe, als dadurch, Ihren Pferden einst in die Zügel gefallen zu sein, Türenna, teure Türenna?!"

Sie antwortete zwar nicht, aber er fühlte den Druck ihrer Hand, und rasch von ihr zu dem Tanzordentisch gedrängt, ergriff sie einen goldenen Stern und heftete ihn an seine Brust.

„Das hier meine Antwort," sprach sie leise und begleitete ihre Worte mit einem seelenvollen Blick.

Als ob heiße Quellen in seinem Innern aufgebrochen, so war Hans Appen zu Mute. Alles um ihn her wollte verschwimmen, er rang nach Worten. Dann aber gab er ihr in stürmischer Berauschung einen Strauß zurück, umschlang die von gleichen Impulsen Erfaßte und flog von neuem mit ihr dahin.

Von diesem Abend an setzte sich in Hans Appen die Hoffnung fest, daß es ihm gelingen könne, dieses schöne, liebe Mädchen zu seinem Eigentum zu machen.

Freilich mußte das Schicksal noch kräftig helfen. Wenn sie ihm auch wirklich so zugethan war, daß sie ihm ihre Hand nicht verweigern würde, so war damit nur ein Thor von den vielen geöffnet, die zu erschließen waren. In Halk lag eine Mühle, ein Wirtshaus und ein Kramladen, und dort hantirten seine Verwandten, in der Stadt wohnte eine Frau Nissen, die bisher Waschfrau gewesen, und hier im Schloß wohnten Menschen in so völlig anderer Lebensstellung, daß es überhaupt unmöglich erschien, diesen Gegensatz zu überbrücken.

*

Nun war endlich der Augenblick gekommen, nach dem sich Wiebke gesehnt hatte, als ob von ihm alles abhinge, was die Zukunft klären könne. Nun stand sie vor dem Pastorat und stieg, von der Alten empfangen, wie damals, die Treppe hinauf und klopfte an Bjelkes Thür.

Ein helles Herein erklang, und ein heftiges Beben flog bei dem Ton seiner Stimme durch ihren Körper.

Drei Tage war Wiebke mit sich zu Rate gegangen und hatte schwere Kämpfe durchgemacht.

Und doch hatte der Entschluß gesiegt, noch einmal ihn zu hören, der alles wissen und künden zu können schien, wie ein Gott über den Wolken.

Daß sie auch ihrer Sehnsucht, ihn wiederzusehen, nicht minder Genüge that, ließ sie nicht in sich aufkommen. Sie leugnete es vor sich selbst, weil sie allzusehr die Mahnungen ihres Gewissens fürchtete.

„Ah! Sie, Sie, mein liebes Fräulein," stieß Bjelke bei ihrem Anblick in nicht zurückgehaltener Bewegung heraus, sprang empor und machte fast eine Bewegung, sie an sich zu ziehen.

Sie aber zitterte wie ein Kind und wagte den Blick nicht emporzuschlagen, ja, von der Fülle der Gefühle völlig und plötzlich überwältigt, entfärbte sie sich, mit einem leisen, gleichsam ersterbenden Laut sank sie zurück und blieb, obgleich sie sich mit allen Kräften sträubte, für Sekunden ohnmächtig in seinen Armen.

Und da begann der Kampf der Gewalten. Das Gute und das Böse rangen um den Besitz dieser Seelen.

Nun galt es, sich bewähren. Der Mann wollte, obschon er dieses Mädchen liebte seit der ersten Begegnung mit der ganzen Kraft seiner Seele, nicht links und nicht rechts blicken. Er wollte sie ihrem Bräutigam zuführen mit allen Mitteln! Und sie hatte sich den Schwur geleistet, nichts anderem in ihrem Innern Raum zu geben, als der Pflicht. In diesem Augenblick aber ward alles zertrümmert. Was kümmerte sie die Menschheit draußen, die ganze Welt! Sie wollten versinken in den Taumel stummer Liebe, sie wollten den unnennbar süßen Rausch der Zusammengehörigkeit genießen.

Und so berührte er mit seinen Lippen sanft ihre Stirn und nochmals. Dann aber legte er, nach einem ungeheuren Ringen nach Selbstbeherrschung, mitleidsvoll wie ein liebevoller Vater, die Hand auf ihr Haupt und sagte:

„Wachen Sie auf, mein teures Mädchen, und fassen Sie sich. Ich bin bei Ihnen in dieser ernsten Stunde und will Ihnen Rat und Trost zu geben suchen, wie ein Bruder."

Unter diesen Worten löste er die Wiedererwachende aus seinen Armen und ließ sie auf einen Sessel niedergleiten.

Freilich fiel stückweise nun die Herrlichkeit wieder ab, die Wiebke geworden.

„Sie müssen," sprach er, nachdem sie alles erzählt und ihm gebeichtet hatte, wie sie immer noch nicht bei Wilhelm sei mit ihrem ganzen Herzen, „nunmehr Ihr Wort halten und, nur geradeaus blickend, den Weg der Pflicht einschlagen. Ihr Lebenszweck muß sein, den lieben zu lernen, den Sie achten, und der diese Achtung und Liebe verdient. Sie wollen es ja auch selbst?"

Sie nickte stumm, da er sie so fragte. Wie ein Schlachtopfer saß sie da, und fürchterliche Vorahnungen erfaßten sie. Sie fühlte in diesem Augenblick das kalte Wehen des Todes, sie sah sich verloren, als starre Leiche hingestreckt.

Sie hätte sich niederwerfen, seine Kniee umklammern und schreien mögen: „O, heiße mich nicht gehen, stoße mir das Messer nicht in die Brust. Ich kann, ich kann Dich nicht lassen. Ziehe mich an Dein Herz und sage mir, daß auch Du ohne mich ferner nicht zu leben vermagst. Habe Erbarmen, sei gut, liebe mich! Ich stehe nicht auf, bevor Du mir nicht sagst, daß Du für mich den Kampf aufnimmst."

Aber dennoch erstickte sie jeglichen Laut. Was Ehre und Pflicht ihm eingegeben, das wagte sie nicht anzutasten, auch sträubten sich ihr Stolz und ihr weiblicher Sinn, um Gewährung zu betteln.

Bei jeglichem, was er ferner sprach, neigte sie nur todesblaß das Haupt. Ihr Mund hatte keine Sprache mehr, zuletzt tötete der Schmerz des Verzichts auch die Fähigkeit des Empfindens. Nicht einmal das Begehren stieg in ihr empor, ein letztes Zeichen seiner Neigung zu empfangen. Kalt und feucht waren ihre Wangen und tot ihr Herz, als er, um den Trost zu geben, den er zu geben vermochte und geben durfte, vor dem Abschied noch einmal über ihr Haupt strich.

Endlich erhob sich Wiebke. Ihr schauderte. Draußen lag die weite, öde Welt. Liebeleer für sie, weil sie das Organ, durch welches das Gemüt Nahrung empfängt, ihr Herz, hier zurückließ. Inhaltleer, nichtig, ohne Wärme und ohne jegliche Farben war, was draußen sich befand. Es gab nur einen Ort, wo zu leben für sie Wert hatte, neben ihm, der sie gehen hieß. Ach! Ein zehnfaches Leben würde sich ihr an seiner Seite aufthun. Das herrlichste, was eine Menschenseele zu durchdringen vermag, konnte ihr werden durch ein Wort aus seinem Munde: „Sei mein! —" Aber es blieb unausgesprochen.

Als sie die Treppe hinabstieg, hatten ihre Gedanken und Sinne überhaupt keine Kraft mehr. Nun war ihr Schicksal entschieden für immerdar.

*

Letzte Winterstürme! In der Höhe heulten die Winde, boshafte Hexen der Luft schrieen sich in frenetischem Freudentaumel zu, daß endlich die Zeit ihres vollen Triumphes gekommen. Nun sollten sie das letzte Werk der Vernichtung auf der zitternden Erde beginnen. Die von feuchten Nebeln umwallten Fluren erhöhten den Eindruck der traurigen Verödung. In lebloser Erstarrung lag die Welt. Ringsum, wohin das Auge schaute, alles leer! Die Bäume kahl entblättert, ihre Stämme triefend von Wasser, daneben schmutzige Lachen; die Felder schwarz und tot, der Himmel grau verdunkelt und schwer herabhängend, Schneemassen bergend. Die Wälder gleich finsteren Hainen, und der Flüsse dunkle Fluten unheimlich gekräuselt oder kalt sich dahinwälzend, sofern nicht die rasende Gewalt deren Schoß wild aufwühlte.

In dem Wohngemach ihrer Mutter saß Wiebke um die Spätnachmittagsstunde. Die Nebel hatten sich verzogen, aber aus dem düsteren, schweren Himmel entluden sich unaufhörlich vom Winde gepeitschte Schneeflocken.

Kalt und feucht drang ihr Hauch durch die Wände. Wiebke schauderte fröstelnd zusammen, zuletzt schnellte sie empor, umhüllte den Körper mit einem Tuch und ergab sich — eben fiel die Dämmerung auf die Straße, verfinsterte das Innere der Häuser und vollends ihr Gemüt — ganz ihren todestraurigen Gedanken. Die Erinnerungen gingen zurück an alles, was sich ereignet hatte seit ihrer letzten Unterredung mit Bjelke, aber auch alle Qualen, die sie mit starker Seele erduldet, drangen, sich vereinigend, von neuem auf sie ein. Ihr Herz hungerte und schrie nach Nahrung!

Wiebke war an dem Abend ihrer Rückkehr niedergestürzt auf den Fußboden und hatte schier wahnsinnig vor Schmerz gerungen und gestöhnt:

„Ich schreie nach Brot und Du reichst mir Steine! Was soll mir Pflicht und Ehre, wenn ich sterbe bei lebendigem Leibe? Wer gab das unmenschliche Gesetz, daß ein durch die Verhältnisse abgerungenes Wort nicht gebrochen werden darf; daß ein Irrtum bestehen bleiben muß mit allen Schrecken und qualvollen Folgen, weil die künstlichen Begriffe von Moralität höher stehen als die reine Vernunft! Ist's moralisch, unter einer fortwährenden Lüge zu leben, den andern mit glattem Angesicht täglich zu betrügen? Wie kannst Du, ein Mann, der Gottes Lehren vertritt, Dich zum Handlanger der Lüge, gar des Verbrechens machen? Mußt Du Dich nicht jenem nahen und ihm sagen, wie es in mir aussieht? Kann er berechtigterweise einen Vorwurf gegen mich erheben, wenn ich jetzt erst mein Herz erkannt habe? Hat er mir die Bedenkzeit nicht abgeschnitten, mich zweimal zu einem Jawort förmlich gezwungen?

„Nein, ich will nicht in einer solchen Welt der Begriffsverwirrung leben! Ich will mich nicht auf den Opferaltar legen, weil einen Wilhelm die Leidenschaft zum Selbstsüchtigen macht, weil ein Bjelke starre Grundsätze über Natur und Vernunft stellt.

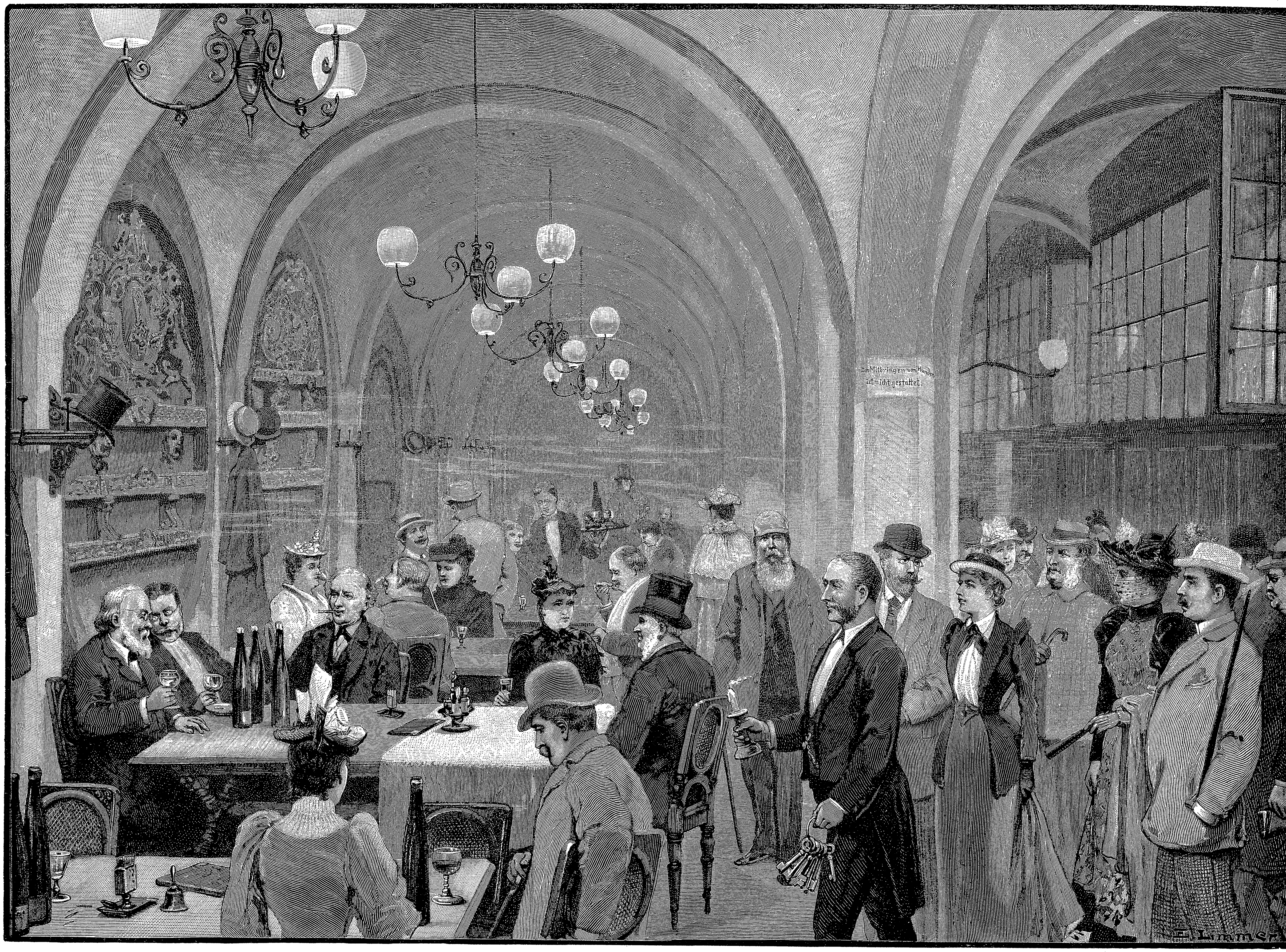
„Auch er besitzt nicht die Eigenschaften, nach denen ich bei einem Manne ausluge. Ein Mann schlägt um das Weib seiner Liebe tausend Schlachten, weil alles, was die Welt bewegt, zerschellt vor ihrem Wert und Reiz. Was ist Geld und Gut, Forschung und Streben, Erfolg und Ruhm gegen den Inhalt dieses süßen Schalles?

„Ohne Nahrung für euer Herz, schleppt ihr ein künstliches Dasein elend hin. Wie kann etwas erfreuen, an dem man nicht einen andern teilnehmen läßt?"

Freilich erhoben sich nach diesen leidenschaftlichen Ausbrüchen wieder andere Stimmen, die ihr zuriefen:

„Weshalb sprachst du ‚ja', wo es noch in deiner Macht stand, mit einem ‚nein' zu antworten! Du setztest die Sorge um dein leibliches Wohl höher, denn die Mahnungen deines Innern, denn die Pflichten, die du gegen dein Herz hattest. Nicht du allein, jeder muß für seinen Mangel an Selbstzucht, Kraft und Willen büßen. Erst wägen, nochmals und nochmals wägen und dann handeln! Aber du hast nicht einmal, du hast sogar zum zweitenmal dein Wort verpfändet! Welche Opfer brachte dir Wilhelm schon an Geduld und Liebe, was alles hat er mit den Seinigen aufgerührt um deinetwillen! Und ferner: auf dir ruht nun einmal der Makel der Liebeständelei, des Wankelmuts! Zeige, daß du dennoch wahre Sitte, daß du einen Willen und die Fähigkeit hast, ihn zu bethätigen, daß du dein Ich nicht allein in den Vordergrund stellst! Folge auch dem Rat derer, die es gut mit dir meinen. Deine Mutter und Bjelke, sie, denen doch dein Schicksal am Herzen liegt, zeigen auf die Bucht hin!

„Und endlich! Stellt der Mann deiner Wahl,



E. Limmer: Im Bremer Ratskeller.

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

C. von Bergen: Eine Landpartie.

Digitized by Google

stellt Bjelke Pflichten und Ehre über alles, so nimm an ihm ein Beispiel, statt ihn anzuklagen, und vergiß auch nicht, daß oft das Schicksal gerade da am sorgsamsten auf unser Glück bedacht ist, wo wir glauben, daß es uns den Rücken gewandt hat. Nimm das viele Gute, das Wilhelm dir bietet, und vergiß darüber, was ihm mangelt!"

Bald nachdem Wiebke zurückgekehrt war, trat Hans mit einem Anflug von Verlegenheit bei ihr ein. Er wollte ihr und ihrer Mutter ein letztes Lebewohl sagen. Am folgenden Tage ging's fort.

Er hatte aber offenbar noch etwas anderes auf dem Herzen, das er nicht in Gegenwart der Alten aussprechen wollte, und weil Wiebke ihm solches anmerkte, wußte sie ihrer Mutter einen Wink zu geben, sich zu entfernen.

Er faßte nach deren Entfernung in starker Bewegung ihre Hand, sprach seine Wünsche für ihr Glück aus und fragte in rührender Unterordnung, ob er nun alles recht gemacht habe?

Und da trat in Wiebkes Mienen ein liebewarmer Ausdruck und sie erwiderte:

„Sie können mich fragen, lieber Herr Appen? Ich weiß überhaupt nicht, wie ich Ihnen für Ihre Ritterlichkeit danken soll? Sie haben sie wie keiner durch Ihren Trinkspruch an den Tag gelegt! Es gehörte wahrlich Mut dazu, sich der verhaßten Wiebke, verhaßt, obschon man ihr kein anderes Vergehen nachweisen kann, als daß sie auch ein fühlendes Geschöpf ist, anzunehmen.

„Niemals kann und werde ich Ihnen das vergessen, überhaupt werde ich mich immer erinnern, welch ein vortrefflicher Mensch Sie sind.

„Es ist schon viel gewesen, daß Sie Ihre Mutter zu solchem Entgegenkommen überredeten. Hoffentlich bleibt es nicht bei äußerlicher, glatter Miene, und es wird mir gelingen, ihre Achtung und ihre Liebe zu erwerben. Es soll schon deshalb an mir nicht fehlen, weil ich immer eingedenk bleiben werde, daß es, lieber Herr Appen, Ihre Mutter ist.

„Und was den Bund betrifft, den ich mit Ihrem Onkel geschlossen habe, so will ich mich dem lieben Gott anvertrauen und ihn bitten, mich immer mehr erkennen zu lassen, welch ein Glück mir geworden: daß ein so braver und rechtschaffener Mann sein Auge auf mich geworfen hat. So, da haben Sie mein Bekenntnis und ich bitte Sie, mir Ihre gute Gesinnung zu bewahren.

„Halten Sie zu mir als Freund auch ferner, wie immer die Verhältnisse sich gestalten mögen. Denken Sie nicht schlecht von mir, wenn schon meine Handlungen Ihnen nicht immer verständlich sind. Sie können glauben, daß ich stets das Gute will. Möge auch alles nach Ihren Wünschen sich gestalten und einst, bald Ihr Herz diejenige finden, die" — hier senkte sie die Stimme und eine mädchenhafte Befangenheit machte sich an ihr bemerkbar — „Ihnen das Glück bietet, welches ich Ihnen nun einmal nicht gewähren konnte. Das ist mein sehnlicher Wunsch! Adieu, Adieu —"

Die letzten Worte waren von Thränen begleitet, und Hans, der mit starkbewegtem Gemüte das alles vernommen, ward dadurch noch mehr erweicht. Aber er ward auch bekümmert. Trotz aller äußerlichen Ruhe und Fassung schien doch Wiebkes Inneres noch stark belastet.

Als er jedoch noch einmal auf sie einsprechen wollte, schüttelte sie sanft und mit einer Bewegung das Haupt, wie jemand, der um Schonung bittet, weil Reden ihm schwere Qual auferlegt.

„Ich bitte, gehen Sie jetzt," hauchte sie abgewendet und den Druck seiner Hand erwidernd. „Adieu — nochmals Adieu!"

Nun ging er. Draußen sah er noch auf dem Flur die Alte, dann trat er in starker Bewegung auf die Gasse.

„Armes Mädchen!" murmelte der junge Mann. „Sie ist auch jetzt nicht glücklich und wird es nie werden, weil sie nicht gefunden hat, was mir geworden ist! Ah, meine Türenna, wie ich Dich liebe!" schloß er begeistert, und die letzten Worte nicht mehr denkend, sondern laut hervorstoßend.

Und dann schlug er zum letztenmal den Weg zur Bucht nach Halk ein.

*

Monate waren dahingeflogen. Wiebke war fleißig an der Aussteuer beschäftigt gewesen. Jeden Sonntag war sie mit ihrer Mutter in der Bucht erschienen. Jeden Tag sprach Wilhelm eine Zeit lang vor, aber nicht immer war er abends um sie. Rücksichtsvoll ihrem knappen Drang nach Zärtlichkeiten Rechnung tragend, vermied er alles, was wie ein Druck, gar wie ein Zwang erscheinen konnte, und wußte auch mit Erfolg jegliches in sich niederzukämpfen, was zufolge Wiebkes gelegentlichem stillen, etwas ausweichenden Wesen an Eifersucht in ihm emporsteigen wollte. Wohl aber war er unerschöpflich in Aufmerksamkeiten. Bald brachte er dies, bald das und schwelgte bei den Gesprächen in der Erwartung seines künftigen Glückes.

Aber nicht nur seiner Braut begegnete Wilhelm mit rücksichtsvoller Güte, sondern auch der alten Frau und förderte dadurch fast noch mehr als durch alles andere Wiebkes Vorsätze.

Wollte sich wieder die alte Sehnsucht nach Freiheit regen, stellten sich Vergleiche ein und erfaßte sie, sobald Bjelkes Bild vor ihrer Seele auftauchte, ein Widerstand gegen Wilhelms Liebesbeweise, so biß sie die Zähne zusammen und rief sich ein: „Ich will und ich muß!" zu. Auch der alten Frau Lornsen Freundlichkeit und herzliches Wesen halfen im Laufe dieser vielen öden, das Nachdenken fördernden Monate, ihr Inneres erstarken. Zudem wuchs durch die Freude am Gelingen ihre Kraft. Es würden, hatte auch sie häufig gehört, Vernunftheiraten meist die glücklichsten, und sie glaubte an die Richtigkeit, weil sie auf ihre eigene Lage paßte.

Am heutigen Tage aber war nun wieder alles in Verwirrung und Aufruhr geraten. Die Föhrder Nachrichten hatten einen Aufsatz gebracht, in dem mitgeteilt wurde, daß Bjelke vom Konsistorium zum Hauptpastor ernannt sei. Er habe demgemäß seine ursprüngliche Absicht aufgegeben, einem Rufe nach Hannover zu folgen, und werde nach Kiel übersiedeln.

An diese Notiz waren Worte der Verherrlichung des Mannes geknüpft und zugleich dem tiefsten Bedauern Ausdruck gegeben, daß dieser Mitbewohner, unersetzlich als Mensch und Prediger, Föhrde verlassen werde.

Nichts ist dem Vergessen gefährlicher als Lob und Schätzung dessen, was wir liebten und verloren! Die Erhöhung des Wertes steigert sich ins Ungemessene, die klare Unterscheidung wird getrübt, und an ihre Stelle tritt eine verschwommene Vorstellung, in der die Glorie des Vermißten sich eben so steigert, wie der Mut und das Berechtigungsgefühl sich verringert, darnach abermals die Hand auszustrecken.

In gleicher Weise erging's Wiebke. Der Mann, den man öffentlich in alle Himmel erhob, gehörte ihr, aber sie durfte weder neben ihm, noch an seinen Triumphen teilnehmen. Welch ein Gedanke, plötzlich hervortreten und der ahnungslosen Welt zurufen zu können: „Seht hier, der, dem ihr solche Palme zuerkennt, liebt mich. Ich bin die Auserwählte unter allen! Glaubt ihr nun, ihr Zweifler, an meinen Wert?" Wiebke sah die Gesichter von Timm und seiner Frau, Anna Appens Mienen, das Erstaunen und die krummen Rücken der vielen, die in Föhrde ihre Gegner waren.

Ehrgeiz, Drang, beachtet, bewundert, beneidet zu werden, und die Sehnsucht, über ihre Gegner zu triumphiren, erfaßte Wiebke mit fortreißender Gewalt. Aber auch die alte, sehnsüchtige Liebe zu Bjelke drängte sich wieder in den Vordergrund und ließ sie zuletzt immer mehr ihrem Grübeln hingeben und verzweifelnd die Hände gegen die Stirn schlagen. Einem machtlos an den eisernen Stäben rüttelnden Gefangenen glich sie, und es entstand aus diesem verzweifelten Kampfe zwischen Liebe, Pflicht und Zwang, sich dem Unabänderlichen fügen zu müssen, der sich in ihr wie eine Krankheit festsetzende Gedanke: allen Wirrnissen durch einen, bisher immer wieder als sündhaft und gottlos zurückgewiesenen Gewaltakt ein Ende zu machen.

Die erste Rückwirkung dieser krankhaften Gemütsstimmung war ihr ernstes und verändertes Verhalten gegen Wilhelm, als dieser am nächsten Tage vorsprach. Freilich empfand es der Mann anfangs kaum, weil er durch inzwischen eingetretene Vorfälle in solche Aufregung versetzt war, daß er auf ihr Wesen nicht in der gewohnten Weise achtete. Er berichtete, was er ihr bisher verschwiegen, weil er gehofft hatte, daß doch noch eine Einigung zu stande kommen werde, daß seine beiden Brüder nachträglich auch gegen die Verpachtung der Bucht zu dem bisherigen Preise Protest bei seiner Mutter eingelegt hatten, und daß nach wiederholten, höchst erregten Erörterungen und wiederholter, sehr bestimmter Zurückweisung von seiten der Alten die Söhne nunmehr einen Prozeß gegen sie anstrengen wollten.

Die alte Frau sei außer sich! Jedes Band zwischen ihr und ihren Söhnen sei dadurch zerrissen.

„Mutter liegt," so schloß er, „völlig zerschlagen im Bett. Ich fürchte, daß sie einen Stoß bekommen hat, von dem sie sich nicht wieder erholt. Du glaubst nicht, wie sie sich während eines einzigen Tages verändert hat."

Wenn Wilhelm die geringste Ahnung gehabt hätte, wie es eben jetzt in seiner Braut Seele aussah, er hätte sicher vermieden, ihr gerade diese, ihre Absichten und verzweiflungsvollen Pläne nur noch mehr erhärtenden Mitteilungen zu machen. Nichts konnte geeigneter sein, sie in ihren Vorstellungen über eine dunkle Zukunft zu bestärken, als diese Zerwürfnisse in der Lornsenschen Familie. Alles war doch nur durch sie hervorgerufen. Sie allein war schuld, wenn heute Mutter und Kinder einen erbitterten Kampf begannen, einen Kampf, dessen Umfang und Ende überhaupt gar nicht abzusehen war.

Wilhelm nahm, weil er sich zu dem von seiner Mutter bestellten Advokaten begeben wollte, von seiner Braut sehr bald Abschied, fragte noch teilnehmend, was ihr fehle, hörte besorgt ihre Erklärung, daß sie sich sehr unwohl fühle und vielleicht zu Bett legen wolle, und verließ, mit Wünschen für ihre Besserung und ein Wiedersehen auf morgen, die Wohnung.

Als er fortgegangen war, fragte die alte Frau, die fast immer bei Wilhelms Kommen das Zimmer verließ und erst hervorkam, wenn ihr Schwiegersohn sie herbeirief, in sehr dringlicher Weise, was ihn so aufgeregt hätte. Sie habe nebenan zwar nichts verstehen können, wohl aber durch den Ton seiner Stimme den Eindruck empfangen, daß ihn etwas außerordentlich beschäftigen müsse.

Wiebke gab keine Antwort. Sie saß da, finster vor sich hinstarrend, fast wie ein lebloses Gebilde. Anfangs bewegte die kleine, blasse Frau mit den dunklen Augen traurig den Kopf. Sie machte sich still fügend ans Ordnen und Abwischen der Möbel, rückte an den Blumentöpfen im Fenster und sagte erst dann zu der wie abwesend vor sich Hinbrütenden:

„Sag doch, Wiebke, ist 'was passirt? Hat Wilhelm Verdruß gehabt? Mich dünkt, Du bist schon den ganzen Tag verändert, gestern abend schon! Was hast Du, mein Kind, sage es mir. Hat's etwas zwischen Dir und Wilhelm gegeben? Oder ist 'was mit Frau Appen?"

„Nein — nicht—s, nicht—s dergleichen, Mutter." Und dann im Ton der Verzweiflung: „Ach — ach! Ich wollte — alles hätte ein Ende —"

Nun geriet die alte Frau in die furchtbarste Aufregung. Ihr ahnte, daß sich einmal wieder — nach langer Zeit wieder — Böses in Wiebke regte, daß Zweifel sie erfaßt hatten. Sie hatte inzwischen dafür ein besseres Verständnis gewonnen, da sie selbst mit starkem Unbehagen der Bucht gedachte. Jedesmal kostete ein Gang dahin ihr die größte Ueberwindung. Anna Appen begegnete ihr ausnahmslos mit steifer Förmlichkeit. Sie ward dadurch immer wieder erinnert, wie ablehnend die Lornsensche Familie, bis auf die alte Frau, sich zu ihr und ihrer Tochter stellte. Aeußerlich würde zwar um Wiebke alles geebnet sein, wenn sie als Herrin in der Bucht schaltete und waltete, aber diese tief verletzende Mißachtung und diese hochmütige Ueberhebung würden die Verwandten auch ferner gegen sie herauskehren und dadurch ihrer Tochter fortwährend neue Stachel in die Brust drücken.

Man sah einmal Wiebke als einen in jeder Weise zu bekämpfenden Eindringling an. Jetzt, wo Frau Nissen von der Daseinsschwere nicht mehr berührt ward, wo sie infolge dessen mehr Zeit zum unbefangenen Nachdenken gewonnen hatte, betrachtete sie die Verlobung mit anderen Augen.

Die Schattenseiten der Heirat, und die Opfer, die ihre Tochter zum größten Teil auch um ihretwillen auf sich genommen, traten deutlicher vor ihre Seele, und nur der Umstand hatte sie bisher über ihre Sorge hinweggeholfen, daß Wiebke sich während

Digitized by Google

der letzten Monate zwar nicht als eine heiter und glücklich frohe Braut, doch sanft und fügsam gegeben hatte.

Nun war aber sicher die bereits vernarbte Wunde abermals aufgebrochen. Ihr ahnte es, und sie beschloß, alles aufzuwenden, um Wiebke zum Sprechen zu bringen. Teilnahme, Schmerz, aber auch Drang nach Klarheit leiteten sie.

Anfangs widerstand Wiebke ihrer Mutter Zureden und Bitten. So sehr sie sich durch Aussprechen nach Erleichterung sehnte, so sehr zitterte sie auch bei der Vorstellung, ihrer Mutter durch offenes Darlegen der eingetretenen Verhältnisse, besonders aber durch Einblick in ihren Gemütszustand Kummer zu bereiten. Dennoch siegten Schmerz und Ueberlegung, daß jene die Ungewißheit womöglich noch mehr erregen würde. Sie berichtete von dem, was Wilhelm erzählt hatte, und schloß mit der kurzen Bemerkung, daß sich ihr abermals in den letzten Tagen der Gedanke unwiderstehlich aufgedrängt habe, daß sie doch für Wilhelm nicht passe. Es müsse und solle trotzdem ja alles bleiben, wie es sei, sie wäre nur grenzenlos unglücklich darüber, daß sich immer und immer wieder Zweifel in ihr regten.

Erst schwieg die Alte tief beschwert, dann sagte sie, Vernunft und Klugheit allein walten lassend und rücksichtslos alles herausstoßend, was sich ihr aus Nützlichkeitsgründen aufdrängte:

„Was sollte denn auch werden, wenn Du alles wieder umstößt? Wir sitzen hier in dem warmen Nest, das der gute Wilhelm für uns zurecht gemacht hat. Die Aussteuer mit allen großen Kosten ist fast fertig. An dem neuen Haus der Alten in der Bucht, das um euretwillen für sie gebaut ist, fehlen nur noch die Malereien und Tapeten, und all das Unangenehme mit der Familie haben Mutter und Sohn um Deinetwillen auf sich genommen. Wo bleiben wir, Wiebke? Soll ich wieder die alten Hände ins Wasser stecken? Willst Du wieder zu fremden Leuten gehen? Ja, wenn Du jemand hättest, dem Du gut wärest und der auch was zu bieten hätte! Aber so! Wer sieht sich heute nach einem armen Mädchen um?"

Während die ersten Sätze Wiebke in eine nur noch tiefere Bedrückung versetzt hatten, wirkten die letzten gleichsam lebenerweckend auf sie. In ihrem ersten Impuls wollte sie aufspringen und rufen:

„Ich habe ja einen solchen Mann, einen Mann sondergleichen, Mutter! Du wirst staunen, wenn ich Dir seinen Namen nenne! Pastor Bjelke, derselbe, der eben zum Hauptpastor ernannt ist, liebt mich! Meine Augen und mein Herz täuschen mich nicht! Ich fühle es, als sei's Gewißheit, und ich liebe ihn mehr als mein Leben. Ein einziges Wort, und ich kann frei sein."

Aber sie sprach's nicht. Pflichtgefühl und Scham, sich untreu zu werden, hielten sie zurück, und statt solcher Worte, lenkte sie völlig ein, bezeichnete ihr Schwanken als einen Ausfluß von Stimmungen, die sicher der nächste Tag schon wieder verwischen werde und redete ihrer Mutter zu, sich keine Unruhe zu machen, sich der Sorgen zu entschlagen.

Aber am Spätnachmittag hielt es sie doch nicht im Hause. Ihr war, als müsse sie ersticken, wenn sie sich nicht etwas für den Hunger ihres Innern verschaffte. Einen Gang zu Bekannten gegen ihre Mutter vorschützend, nahm sie den Weg in das Schloßviertel. Sie näherte sich auf Umwegen der Pastoratwohnung und blieb, nachdem sie diese vorsichtig umkreist hatte, zuletzt an einer Umzäunung, die den Garten von einem kleinen, sich an dem Gebäude hinziehenden stillen Landweg trennte, stehen. Von hier aus schaute sie, nur um die Mauern vor Augen zu haben, hinter denen der Mann sich aufhielt, hinüber.

(Fortsetzung folgt.)

Sommerfäden.

Sommerfädchen, leicht und lose
Flattert ihr dahin im Wind,
Hängt euch klammernd an die Zweige,
Die schon halb entblättert sind.

Möchtet ihr den Sommer halten,
Knüpfen an das Herbstesgeäst?
Flattert hin, ihr leichten Fädchen,
Was uns flieht, hält niemand fest.

Baronesse Laska.

Unsere Bilder.

Im Bremer Ratskeller. Wer hätte noch nicht von dem berühmten Bremer Ratskeller gehört, nicht von den zwölf „Aposteln", wie die gewaltigen Riesenfässer benannt sind, nicht von dem kostbaren Rebenblut, dessen älteste Jahrgänge bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts zurückreichen? Doch nicht auf diese flüssigen Schätze läßt uns der Künstler einen Blick thun, sondern er versetzt uns in jenen Teil des Kellers, welcher allgemeinen Erfrischungszwecken dient. Im Vordergrunde zur Linken gewahren wir vor den alten, reichgeschnitzten Fässern einige Stammgäste, die sich den guten Tropfen munden lassen, zur Rechten, mehr im Hintergrunde, eine Art großer Glaskasten. Dies sind kleine, von Oberlicht erhellte Kabinets, in denen man, abgesondert von dem allgemeinen Verkehr, in traulichem Kreise sich an Speise und Trank laben kann. Ein sonderbarer Zug bewegt sich durch den altehrwürdigen Raum: voran ein Kellner mit einem brennenden Lichte in der Hand, sodann eine Schar Personen, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie fremd sind an diesem Orte. Mächtig rasselt der moderne Ganymed mit seinem Schlüsselbunde — ein Zeichen, daß wieder die Führung durch die eigentlichen Weinlager und die sonstigen Sehenswürdigkeiten des Kellers begonnen hat, und natürlich versäumt niemand, der mit diesen Heimlichkeiten noch nicht vertraut ist, der Mahnung zu folgen. Noch ein Weilchen, und die Staunenden betreten den mit einer Rose geschmückten Keller, nach dem die hier lagernden ältesten Weine den Namen Rosenwein führen. Ein einziges Tröpfchen dieses Traubenblutes stellt sich, Zins auf Zins berechnet, auf Hunderte von Thalern. Wer davon kostet, wird sich freilich enttäuscht fühlen, denn auch der älteste Wein büßt nach gewisser Zeit Feuer, Duft und Aroma ein, und einen Rüdesheimer von 1650 zu trinken, ist kein Genuß mehr, sondern nur noch eine Kuriosität.

Eine Landpartie. Wie hatte das Jüngste gebettelt, einmal mit hinaus genommen zu werden ins Freie, denn wenn auch die Mutter nur auszog, Reisig zu sammeln und Futter für die Ziege, für so ein kleines Menschenkind, das noch nicht fest auf den Beinen steht, war es schon eine richtige Landpartie. Und herrlich war das Tummeln auf dem mosigen Waldboden, dem schwellenden Rasen, wo hundertfältig die Blumen blühen und die bunten Käfer schwirren. Schade nur, daß es so schnell wieder heimwärts ging, aber zum Troste ward die Kleine neben dem Schwesterchen hoch auf die Karre gesetzt und sie fuhren wie in einer Kutsche. Aber nun kam das Unglück, die fürchterliche Gefahr: der Bach, über den nur ein schmaler Steg führt. Aengstlich schreit die Kleine auf ihrem schwankenden Sitze auf, aber Mutter und Schwester spotten ihrer nur, und der Schrecken wird auch glücklich überwunden. Im Gedenken der Kleinen werden nur die angenehmen Erinnerungen haften bleiben, und gern wird sie wieder dabei sein, wenn es hinaus geht zur Landpartie.

Lilien. Doppelsinnig hat der Künstler seinem anmutigen Bilde die Bezeichnung „Lilien" verliehen. Aus der kostbaren Vase sehen wir auf schlankem Stengel einige der düftereichen Blumen emporragen, aber das junge Mädchen, das in nachlässiger Haltung auf dem Boden kauert und mit großen Augen wie verwundert darein blickt, ähnelt selbst einer zarten, noch nicht ganz erschlossenen Blüte. Freilich gehört die Kleine nicht zu den bescheidenen Lilien auf dem Felde, die allein von des Himmels Tau und vom Erdboden sich nähren, vielmehr läßt sie selbst wie ihre Umgebung darauf schließen, daß sie zu den Kindern der Reichen zählt, welche des Lebens Drangsal nicht kennen. Der Blume in der Farbe der Unschuld aber gleicht sie doch, denn der Hauch ungetrübter Reinheit umwebt die junge Menschenblüte.

Zwischen Eisbergen. Jüngst berichteten die Zeitungen, auf der Ueberfahrt von Amerika nach Europa sei ein Dampfer nicht weniger denn vierzig treibenden Eisbergen begegnet, und es habe Mühe genug gekostet, ihnen auszuweichen. Die Nachricht mag manchen übertrieben erschienen sein, aber in Wahrheit sind schwimmende Eisberge, welche die Schiffahrt unter Umständen mit ernster Gefahr bedrohen, auf dem Ozean häufig anzutreffen, wenngleich sie sich nur selten in so großer Menge beisammen finden. Der Künstler, der von Bord des Schiffes aus eine solche Begegnung mit seinem Stifte festgehalten hat, schildert den Vorgang folgendermaßen: Den Monat Juni hatte ich zu meiner Ueberfahrt aus dem Grunde gewählt, weil ich hoffen durfte, daß zu dieser Zeit unser Fahrzeug — der „Fürst Bismarck", einer der größten und schönsten Dampfer der deutschen Handelsflotte — Eisbergen begegnen würde. Freilich hätte es sein Unangenehmes gehabt, wenn ein solcher Koloß uns im dichten Nebel in die Quere gekommen wäre, denn auf das Geheul unserer Dampfpfeife, die unaufhörlich ertönte, würde er sich kaum zum Ausbiegen bequemt haben. Aber wir hatten Glück. Am fünften Tage der Fahrt klärte es sich auf, und am Horizont erblickten wir zwei gewaltige Eisberge, welche gerade in unserem Kurse lagen. Gefahr war nun nicht mehr vorhanden, denn leicht konnte unser Schiff den Kolossen ausweichen. Da die Eisberge mit dem Golfstrome schwimmen und sich bereits südlich von uns befanden, so kamen wir in einer Entfernung von 300 Meter an ihnen vorbei. Eine annähernde Schätzung ergab, daß der große Eisberg eine Länge von etwa 300 Meter und eine Höhe von ungefähr 90 Meter besaß; der andere war etwa um die Hälfte kleiner. Nördlich befanden sich noch zwei Eisschollen, von denen eine mit einer Menge von Seevögeln besetzt war. Jetzt erdröhnte wieder die Dampfpfeife und ein hundertfaches Echo erschallte zurück. Der Eindruck dieser schwimmenden Massen war unbeschreiblich! Wenn man nun bedenkt, daß der Tiefgang eines solchen Eisberges dreimal dem der Höhe entspricht, so hatte der unsrige eine Tauchung von nicht weniger als 270 Meter, unser Schiff dagegen nur 9 Meter Tiefgang. Da unser Dampfer, unbekümmert um das feenhafte Schauspiel, mit einer Fahrgeschwindigkeit von 20 Meilen pro Stunde vorbei jagte, so hatten wir die Eisberge bereits innerhalb einer halben Stunde außer Sicht, nicht aber aus dem Gedächtnis.

Cima Tosa.

Brentagruppe Giudicarien.

Text und Abbildungen von Emil Terschak.

Ein prächtiges, an landschaftlichen Schönheiten reiches Gebiet ist die gegen den sonnigen Süden vorgeschobene Brentagruppe. Jene Flußgebiete der oberen Sarca, welche sich von der Quelle bis in die unmittelbare Nähe des Engpasses alle Sarche und bis zur Einmündung des Chiese in den Idrosee hin erstrecken, werden mit „Giudicarien" bezeichnet. Das ganze Gebiet ist reich an malerischen Bildern; an Vegetation und südlicher Fruchtbarkeit kommt ihm kaum eine andere Landschaft Südtirols gleich, besonders das Val Rendena und Val di Genova sind ähnlich einem großen Garten. In Giudicarien paart sich die üppige südliche Vegetation der Thäler mit kühn aufstrebenden, wild zerrissenen Felsgebilden, mit ewigem Firn und Eis; darüber blaut ein tiefdunkler Himmel und würzige Luft weht durch die schönen grünen Thäler.

Erstickend heiße, staubriechende Luft im Coupé; heftig klatschte der warme Gewitterregen an die Fenster, als ich und Fistill mit dem Schnellzuge über Bozen nach San Michele fuhren, doch bald ließ der Regen nach, ich öffnete das Fenster und atmete mit Wohlbehagen die milde, blütenduftende Luft; Weingärten, nichts als Weingärten, ein Meer von im Winde schwankendem Weinlaub, links und rechts am Ufer der Etsch reifende Trauben. Breit zieht sich das fruchtbare grüne Etschthal gegen Süden hin, begrenzt an beiden Seiten von leicht ansteigenden Hängen, welche, mit wenig Ausnahmen, bis hoch hinauf grün bewachsen sind, überall die segenbringenden Zeichen vom Fleiß der unermüdlichen Menschenhände. Als wir in San Michele ankamen, spannte sich wieder eintönig grauer Himmel über das Etschthal und feiner Regen rieselte auf uns herab, so daß wir vorzogen, um zwanzig Franken mit dem Omnibus in viertelstündiger Fahrt Mezzo-Lombardo zu erreichen. Mezzo-Lombardo oder Welschmetz ist merkwürdigerweise ein vollständig verwelschter Markt mit dreitausendfünfhundert Einwohnern, meistens Italienern; im gewöhnlichen Volke wird nur noch wenig deutsch gesprochen, in den größeren Läden kann man sich jedoch ganz gut deutsch verständigen, doch ist im gemeinsamen Verkehr die italienische Sprache vorherrschend. Von der Sorge gequält, in einem schlechten Gasthaus nächtigen zu müssen, war ich überrascht, in dem neu erbauten, von Giuseppe Gezzele geführten Hotel Viktoria alle Bequemlichkeiten vorzufinden; für den deutschen Touristen ist es sehr angenehm, sich hier in seiner Muttersprache verständigen zu können.

Digitized by Google

Während ich das vorzüglich bereitete Abendessen verzehre und dazu den starken roten Mezzo-Lombardo-Wein trinke, plätschert draußen der Regen trostlos hernieder, dazwischen tönt nur zu kräftig eine Drehorgel, und kosende Liebespärchen bummeln eng umschlungen durch die schlecht beleuchteten Straßen. Die Luft ist erstickend heiß; Fistill und ich sehen uns traurig an, unsere Gedanken kreuzen sich: „Wenn in der Brentagruppe die gleiche Temperatur herrscht wie hier, dann wird das Bergsteigen ein schweres Stück Arbeit!“ Bald jedoch fielen uns die Augen zu und wir suchten die guten Betten auf, um uns für den kommenden Tag zu stärken.

Eingeregnet und zwar so gründlich, daß an einen Weitermarsch gar nicht zu denken war! Doch am Nachmittag heiterte es sich vollständig auf, nur war die Hitze so groß, daß wir lieber erst am nächsten Tag früh aufbrechen wollten. Ich war nicht abgeneigt, trotz der Hitze nach Faj hinauf zu gehen, mein Gefährte meinte aber, es wäre „bei der Hitz' nicht zum Dermachen“, auch war er der Ansicht, daß uns die schweren Rucksäcke manchen Schweißtropfen kosten dürften. Ich verstand und nahm einen Träger für den nächsten Tag, das erstemal, seitdem ich mit Fistill gehe.

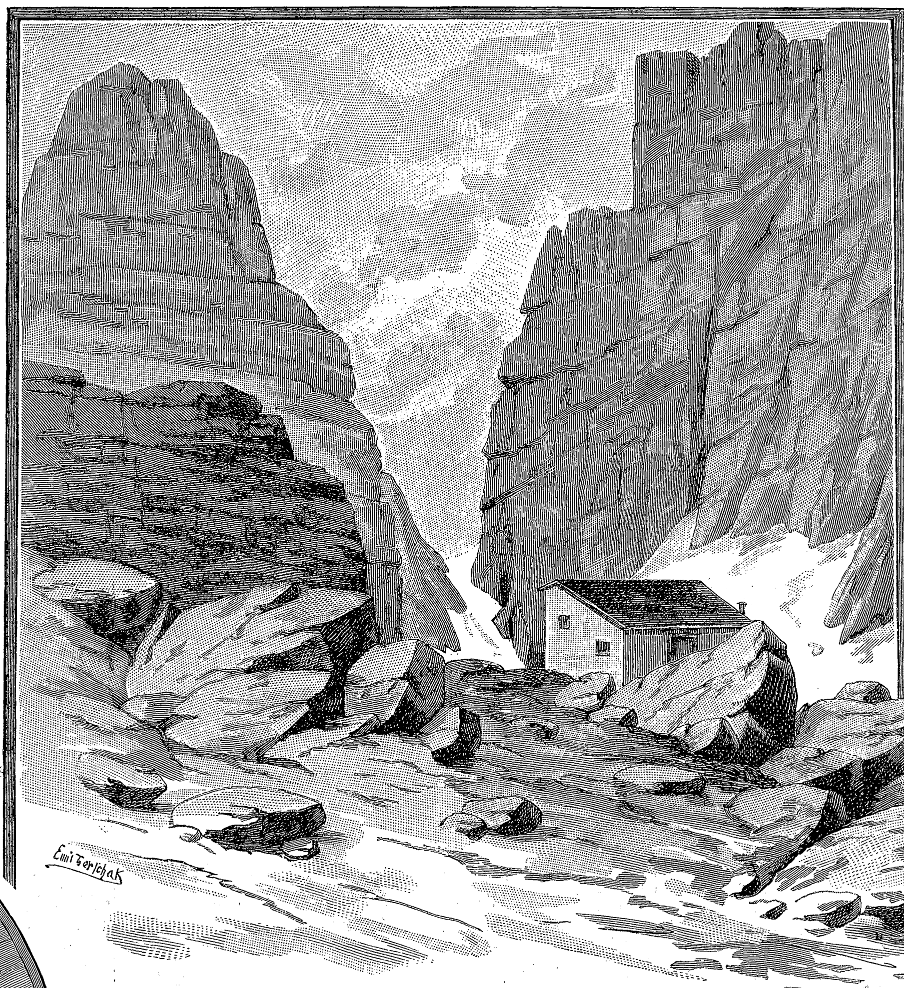
Was nun mit dem schönen Nachmittag beginnen? Bald war der Entschluß gefaßt, nach der hoch oben an die Felsen geklebten Ruine Kronmetz hinaufzugehen. Glühend heiß brennt die Sonne auf die weiße, schattenlose Landstraße, welche sich in langen Windungen von Mezzo-Lombardo durch prächtige Weingelände hinüber nach dem an die Berglehne gebauten Mezzo-Tedesco zieht. Manchen Schweißtropfen kostete uns der halbstündige Marsch dort hinüber. Die würzige, rauhe Bergluft, die wir sonst atmen, fehlt uns und wie etwas Fühlbares weht uns traubenreifende, heiße Luft entgegen, in Wellen wogt sie über die strotzenden Weingelände; alles atmet Fruchtbarkeit und in ein Meer von Weinlaub fällt der Blick. Ein schmaler Steig, halb verwachsen durch üppiges Strauchwerk und fremdartige Blumen, führt uns von Mezzo-Tedesco in einer weiteren Viertelstunde hinauf zu der verfallenen Ruine Kronmetz. Welche Poesie dort oben, welche Einsamkeit! Nur die Cikaden singen im vielhundertstimmigen Chor in der Gluthitze. Das Innere der ziemlich großen Ruine ist Schutt halb eingefallener Mauern, dazwischen wuchert dicht grünes Strauchwerk; eigentümlich ist die weit überhängende grau-gelbe Wand, welche über der Ruine ein natürliches Dach bildet. Eine in breiten Zügen angelegte Landschaft umgibt uns, wie silberne Bänder durchrinnen Etsch und Noce den saftiggrünen Boden des Etschthales, duftigblau sehen die Trienter Berge zu uns herüber.

Nach dem Abendessen saß ich in angenehmem Nichtsthun rauchend am offenen Fenster unseres Hotelzimmers; rückwärts das Gemach nur matt erhellt, draußen wonnige Monddämmerung, all der unendliche Zauber einer Mondnacht Südtirols. Draußen weht der Abendwind durchs dichte, mondlichtbeschienene Weinlaub, doch von den steilen Hängen kommt Bergluft, jene Bergluft der Dolomiten, welche mich stets berauscht. Still ist's geworden, schlafen gegangen sind die Menschen, Nachtstille liegt über dem weiten, rebenblutreifenden Thale der Etsch; auf dem Weinlaub blinkt der erfrischende Nachttau, unendliche Ruhe ringsum.

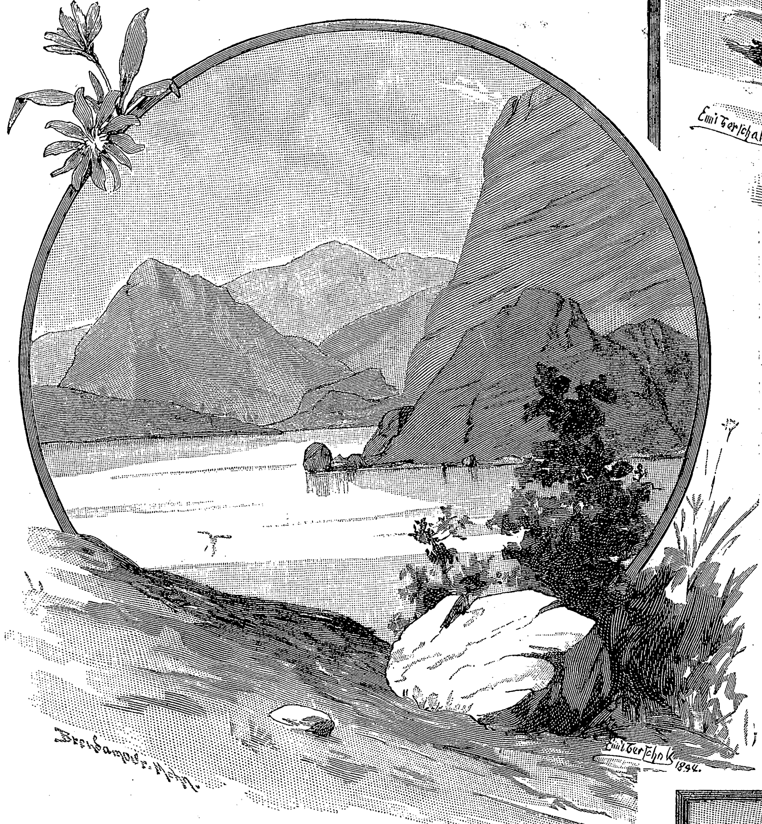
Als wir am folgenden Morgen 4 Uhr 15 Minuten Mezzo-Lombardo verließen, wölbte sich ein nur wenig bewölkter Himmel über uns; die Luft sei kühl, meinte unser Träger, trotz der frühen Morgenstunde merkten wir jedoch nichts davon. Außerordentlich steil zieht sich der schmale Steig den mit dichtem Strauchwerk bewachsenen Hang hinauf; von Mezzo-Lombardo führt auch eine ziemlich gute Straße nach Faj, wenn man jedoch den Steig geht, kürzt man den Weg wesentlich ab. Der Träger that sein möglichstes, um uns zu unterhalten, erzählte uns wahre Schaudergeschichten von Vipern und anderen drei Meter langen Schlangen, so daß mein Gefährte bereits anfing, etwas mißtrauisch nach links und rechts zu schauen; die Vipern hätte ich mir noch gefallen lassen, aber die drei Meter langen Schlangen schienen mir doch etwas zu groß.

Nach fünfviertelstündigem Marsch ist die Höhe und damit auch die Straße erreicht, welche sich über die weite, offene Hochebene nach Faj hinüber zieht. Ganz anders, viel fremdartiger ist hier die Landschaft wie sonst in Südtirol; ich möchte sagen, die Scenerie ist klassisch angehaucht. Es war ein entzückender Marsch und nur zu schnell ist Faj um 6 Uhr 15 Minuten erreicht, ein etwas verwahrlostes, hübsch gelegenes Dorf mit neunhundert Einwohnern, im Hintergrunde der Monte Paganella (2124 Meter), welcher von hier in drei Stunden bestiegen wird; eventuell kann man den Abstieg nach Andalo nehmen. In Faj lohnten wir den Träger ab, und nachdem wir uns in dem etwas schmutzigen Gasthause erfrischt hatten, verließen wir gleich nach 7 Uhr das Dörfchen.

Auf ziemlich gutem Sträßchen gehen wir in den prächtigen Sommertag hinaus; bei einer Wegbiegung sehen wir westwärts plötzlich einen Teil der Brentagruppe, links tief unten Trient. Nachdem wir eine Wegteilung, durch einen Bildstock charakterisirt, erreicht, biegen wir links ab. Der Weg wird nun immer schlechter, ist kaum noch fahrbar; die Aussicht ist zum Teil durch Wolken verdeckt, so daß wir in scharfem Tempo gegen Andalo eilen. Um 8 Uhr 40 Minuten langten wir in Andalo an, einem kleinen Dorfe mit siebenhundert Einwohnern, ebenso schmutzig wie Faj. Ohne Aufenthalt gehen wir weiter; der Weg ist nun wieder besser und zieht sich durch hübschen Wald nach Molveno hinunter. Auf einmal leuchtet ein azurblauer Fleck durch das dunkelgrüne Geäst der hohen Fichten; noch einige Minuten, und der Molvenosee wird sichtbar. Wie ein schimmerndes



Rifugio della Tosa (2428 m).



Der Molvenosee.

Molveno, im Hintergrund die Brentagruppe.

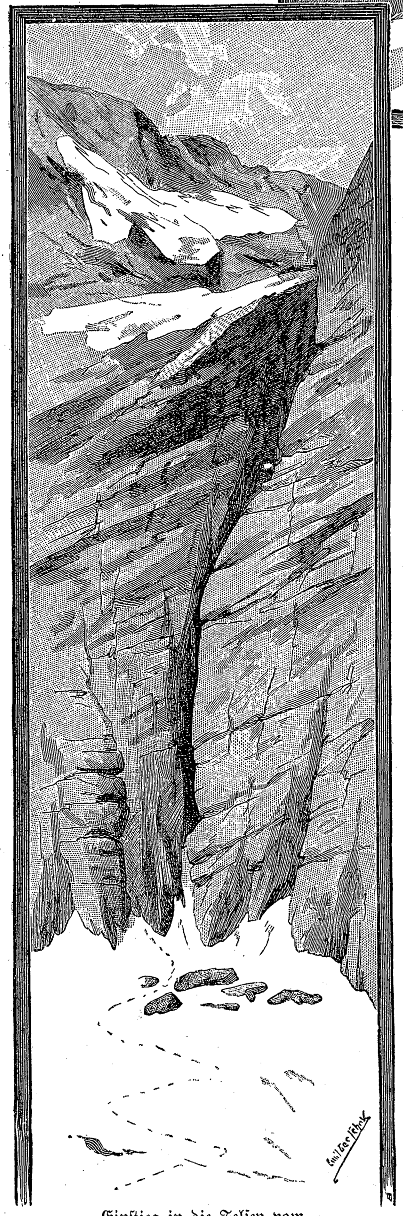
Digitized by Google

Juwel liegt der schöne See zwischen bewaldeten Bergen eingebettet; der Anblick ist doppelt überraschend, weil das Auge ganz plötzlich den See erblickt. Wir verlassen nun die Straße, gehen links auf schmalem Fußsteige steil hinab und haben um 9 Uhr 40 Minuten Molveno erreicht; im Albergo Alpino Aquila Nera e Cima Tosa von G. B. Bonetti sind wir gut aufgehoben. Das Gasthaus ist klein und einfach, doch der Wein, das Essen und die Betten sind gut, und mehr kann der Bergsteiger, welcher an alle Zufälligkeiten gewöhnt sein muß, nicht verlangen, besonders in einer Gegend, welche von Touristen verhältnismäßig nur wenig besucht wird. Die landschaftliche Lage Molvenos (mit fünfhundert Einwohnern) ist reizend, und wenn erst einmal eine gut fahrbare Straße dorthin führt, so prophezeie ich dem Dörfchen eine große Zukunft.

Um die Mittagszeit nahm die Bewölkung einen gewitterartigen Charakter an, so daß ich vorzog, in Molveno zu übernachten. Den Nachmittag vertrieb ich mir mit Zeichnen; abends war es erbärmlich langweilig, so daß wir sehr bald das Bett aufsuchten.

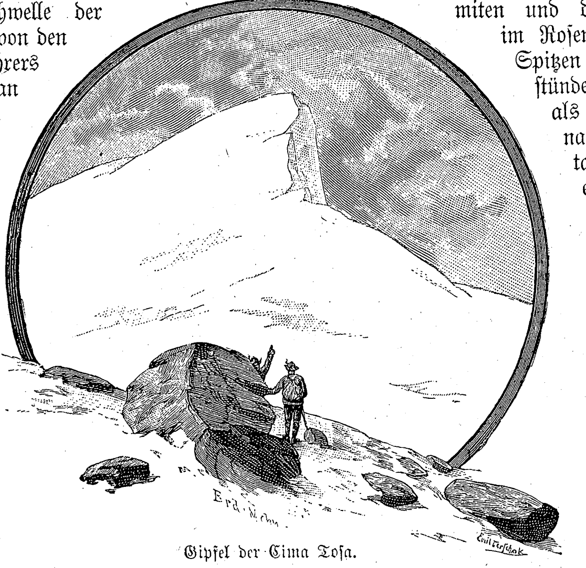
Cima Tosa (3176 m).

Am 13. Juli trüber, regnerischer Himmel, unangenehm zweifelhaftes Wetter. Im Zweifel, was wir beginnen sollten, entschieden wir uns schließlich, nach der Tosahütte zu gehen, und verließen um 7 Uhr 30 Minuten Molveno. Ein mühevoller Weg ist's bis zum Rifugio della Tosa hinauf, mit wenig Mitteln ließe sich derselbe verbessern. Wir gehen von Molveno hinab zum Geröllbett des Massodibaches, überschreiten den Bach, der sich hier in den See ergießt, und verfolgen den Steig nach Nord-West, am rechten Ufer des Baches hinauf in das Val delle Seghe. Der Pfad führt im Walde steil hinauf, höher oben tritt er auf das linke Bachufer und verwandelt sich in einen kümmerlichen, schlechten Steig; zur Rechten mächtige Felswände und der Felskessel Velazza. Der Steig biegt hier nach Westen ab und führt zu einer Thalstufe empor, Selvata genannt, auf welcher eine Almhütte liegt, dann wieder sehr steil hinan zum 4 Stunden entfernten Baito dei Massodi (2104 Meter), mit einer sehr dürftigen Schäferhütte auf der Thalstufe Massodi; von hier wieder steil hinauf und hoch oben nach links zum Rifugio della Tosa (2428 Meter). Die Landschaft, welche wir durchwandern, ist wild und großartig, echt dolomitenhafte Hochgebirgsbilder treten uns vor Augen. Schon können wir hoch oben die Tosahütte unterscheiden, da ziehen auf einmal von allen Seiten Nebel heran, kalter Wind fegt durch den öden vegetationslosen Felskessel, die ersten Regentropfen schlagen uns ins Gesicht. Wortlos streben wir den markirten, erbärmlichen Pfad aufwärts, schwer atmend unter der großen Last unserer Rucksäcke; da teilen sich die Wolken und auf einen Moment wird die Hütte wieder sichtbar, davor steht auf einem Felszacken ein dreizehnjähriger Junge und schwingt seinen alten Hut, uns kräftig zujauchzend. Noch einige Minuten, und wir haben um 12 Uhr 30 Minuten die Schwelle der Tosahütte überschritten, von den zwei Söhnen des Führers B. Nicolussi begrüßt. Man denke sich in dieser rauhen Einsamkeit da oben zwei Jungen, der eine zehn, der andere dreizehn Jahre alt, ganz auf sich selbst angewiesen. Ich mußte unwillkürlich einen Vergleich ziehen zwischen unseren verwöhnten Stadtkindern und diesen zwei mutigen, intelligenten kleinen Burschen. Die Tosahütte wurde 1881 vom Tridentiner Alpenklub erbaut und 1892 vergrößert; die Hütte liegt in einem öden, kahlen Felskessel. Die Umgebung ist sehr schön, drohend ragt ringsum ein Teil der Brentagipfel über die grauen Geröllfelder empor.



Einstieg in die Felsen vom Gletscher aus.

Bald war unser primitives Mahl bereitet, bestehend aus Thee und Salami. Was nun weiter mit dem Nachmittag anfangen? Ich nahm mein Skizzenbuch und ging die steintrümmerbesäten Hänge gegen den Monte Daino hinüber — und wirklich, der Nebel verzog sich immer mehr, ich konnte mein Skizzenbuch mit herrlichen Motiven füllen. Ich zeichnete die Bocca di Brenta, ging dann wieder zurück zur Hütte, und in 15 Minuten hinauf zu der tief eingerissenen Bocca. Als ich drüben hinabsah, erblickte ich ein Gewoge von Wolken und daraus emporragenden, phantastisch geformten Bergeshäuptern; leider konnte ich nur kurze Zeit dies eigenartige Bild genießen, denn bald war auch die Bocca di Brenta wieder in dichten Nebel gehüllt. Nach dem Abendessen machten wir längere Zeit Kletterübungen, und trotzdem es draußen etwas rauh war, ging ich nur ungern in die Hütte.



Gipfel der Cima Tosa.

Als wir am 14. Juli früh 5 Uhr aufstanden, schien zu unserem Erstaunen die Sonne, aber die Strahlen waren matt und ein heftiger Südwest fegte heulend durch den öden Felskessel. Um 6 Uhr 45 Minuten verließen wir die Tosahütte und stiegen südlich gegen den Passo del Rifugio, dann nach rechts über eigentümliches Gestein, durch die Pozza Tramontana gegen den Gletscher der Cima Tosa, unser heutiges Ziel, hinauf; uns war die Tour vollständig fremd, wir mußten daher sehr vorsichtig steigen, um uns unnötige Umwege zu ersparen. Breit und mächtig ragt die Cima Tosa in den Himmel empor, stolz blickt das firngekrönte Haupt der höchsten Spitze der Brentadolomiten auf die Vasallen herab. Bald haben wir den schneebedeckten Gletscher erreicht und steigen nun mäßig steil gegen die Felsen hinauf, welche wir bereits um 8 Uhr 10 Minuten erreicht haben, hier 30 Minuten rastend. Wir hatten gehört, daß der Einstieg vom Gletscher in die Felsen ziemlich kritisch sein soll, auch der Kamin wäre nicht gut, hieß es; als wir aber an Ort und Stelle waren, fanden wir keines von beiden wirklich schlecht. Ohne Seil kletterten wir die Felsen rasch hinauf. Wenn ich sage, die Felsen sind leicht zu erklimmen, so stelle ich mich natürlich auf den Standpunkt der Dolomitensteiger. Aehnlich ist es mit der großen Funchetta in den Grödener Dolomiten und der Rosengartenspitze im Rosengarten; wenn diese Spitzen irgendwo anders stünden, so würden sie als sehr schwierig gelten, nach Dolomittouren tarirt, sind sie jedoch etwas weniger wie schwer, für einen geübten Dolomitkletterer sogar leicht zu nennen.

Bald standen wir über den Felsen und stiegen nun über das Gestein, mäßig steile, leichte Absätze und Schnee aufwärts, den Steinmann unter der Spitze um 9 Uhr 20 Minuten und diese selbst um 9 Uhr 40 Minuten erreichend. Die Aussicht von der Cima Tosa (3176 Meter) muß bei klarem Wetter großartig sein, wir hatten leider kein Glück, genossen nur eine sehr beschränkte Fernsicht; vom Gardasee war gar nichts zu sehen, nur die Brentagruppe selbst, sowie die Ortler-, Adamello- und Presanellagruppe waren sichtbar.

Unser Projekt, über den Grat zum Crozzon di Brenta hinüber zu klettern, mußten wir aufgeben, da der Südwestwind inzwischen zu einem heftigen Sturm angewachsen war, so daß wir uns auf dem Grat nicht hätten halten können; auch zogen von Südwesten schwarze, drohende Gewitterwolken heran. Während des Abstieges zum Steinmann hatten wir beide vollauf zu thun, um nicht vom Sturm in die Tiefe geschleudert zu werden. Um 9 Uhr 55 Minuten standen wir wieder beim

Im Kamin.

„Wie geht's, Franzl? Soll ich gleich nachkommen?"
„Ja, dös is ja gar nix! Komm' nur nach."

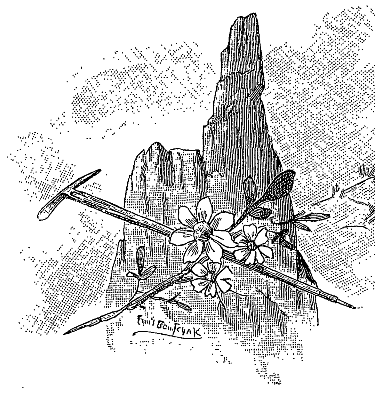
Im Kamin abwärts.

Digitized by Google

Steinmann, hier bis 10 Uhr 35 Minuten rastend; während wir eine Kleinigkeit aßen, zeichnete ich, doch bald verdeckten Nebel jede Fernsicht, das Wetter wurde immer drohender, und in tollen Sprüngen eilten wir in 30 Minuten vom Steinmann bis auf den Gletscher hinab, unten von Nebel und Regen empfangen. Ohne Aufenthalt ging es weiter, und in 45 Minuten waren wir wieder unter dem schützenden Dache der Tosahütte. Wir hatten zu der ganzen Tour, hin und zurück, 4 Stunden und 10 Minuten gebraucht.

Immer mehr stürmte es draußen, die massiv gebaute Hütte erzitterte unter den fürchterlichen Windstößen, der Regen prasselte in Strömen herunter. Bei solchem Wetter ist für die nächste Zeit nur selten ein günstiger Wechsel zu erwarten, daher beschlossen wir schweren Herzens, wieder hinunter zu gehen und zurück nach meinem Standquartier St. Ulrich in Gröden zu fahren. Um 3 Uhr 30 Minuten nachmittags verließen wir das Rifugio della Tosa bei strömendem Regen und gingen so rasch als möglich nach Molveno hinab; auf dem Wege wurden wir von einem schweren Gewitter überrascht, so daß wir wegen Blitzgefahr unsere Pickel weit von uns warfen.

In Molveno nächtigten wir, gingen am nächsten Tage über Andalo und Faj in 3 Stunden und 40 Minuten nach Mezzo-Lombardo und kamen noch am gleichen Tage nach St. Ulrich. Trotz dem sehr schlechten Wetter war die Brentatour doch ein Genuß, den ich nie vergessen werde; ich hoffe, noch öfters in diesem schönen Gebiet herumstreifen zu können, und jedem, der einsam und still seine Touren machen will, lege ich die von großen Touristenschwarm noch wenig berührte Brentagruppe warm ans Herz.



Aufforderung zum Tanz.

(Hiezu das Bild Seite 716.)

Gotts Blitz, was ist denn los, Mädels, wo steckt ihr alle zusammen? Marcsa, Borcsa, Lencsi, Tincsi, Mincsi! In welches Mauseloch habt ihr euch verkrochen? Ist das Manier, wenn der Palkó kommt, der Husar, und sogar vom Roß steigt, um einen Hopser mit euch zu machen? Heraus mit euch, ihr Weißzeug, ihr frischgebügeltes! Ich will euch den Kadarkuter Csardas lehren, bei dem euch Sporen an den Absätzen wachsen sollen! Laß dein Geigenholz knirschen, Muki, denn was es schuldig bleibt, laß ich dich mit den Zähnen nachholen, verstanden? Bei dem Gott, den du hast, schwing den Bogen im Sechsstrich, wie der Husar den Säbel! Juhuhu! Wir sterben niemals! ... Wein her, alte Kellerassel, sonst klopf' ich meine Pfeife in dein ungekämmtes Strohdach aus! Ist das hier die Reihe der Welt, in der Halbwegs-Csarda, im Kismonostorer „Hotter“? So eine hundangebellte Welt! Noten soll es regnen, und augenblicklich, oder ... Aha, da rührt sich ja 'was Weißes, hinter dem „Schadenhüter“. Weiß wie Weihnachtsschnee auf dem Kirchturmknopf, wo selbst der Spatz nicht hinaufspucken kann. Was Frischgewaschenes, Frischgemangeltes, jedes Fältchen im Linnen eine gepflückte Lilie. Ei, den Herrgott auch! Freilich ist's die Borcsa, meine Seele, die dort unter den Kalk der Wand schlupfen will ... sie weiß schon, warum. Gelt, jetzt geht das Lied nicht mehr:

„Möchte pflügen gehen,
Ochsen lenken, sechse,
Wenn den Pflug mir hielte
Dort die kleine Hexe.“

Den Engel auch! Was sind sechs Ochsen gegen ein Husarenpferd! Was ist eine Pflugschar gegen einen Husarensäbel! ... Zier dich nicht, kleine Hexe; Borcsa, meine Rose, bist ja keine „gemachte Blume“, sondern im Garten gewachsen hinter dem Hause, beim schwarzen Rettich und den gelben Tulpen. Warum bist du keine rote Bohnenblüte geworden, daß du den Pfahl hinauflaufen könntest, wenn ich dich an die Brust stecken will?

„Rose, rote Rose,
Sei mir nicht zu lose,
Palkó, der Husar, ist da und
Will mit dir nun kosen!“

Den Kadarkuter Csardas, Muki! Und flink wie Gottes Blitz, der dir gleich durch die Mütze fahren soll! Langsam das Langsame, frisch das Frische ... oder ich jage dich in deinen linken Buntschuh, so dick du bist ... So, das ist's! Klatsch! Klatsch! in die beiden Hände, daß der Pfarrerin die Handschuhe platzen! Juhuhu! Wir sterben niemals! ... Nur angetreten, Borcsa, wie beim Appell! Kein Pardon! Der Palkó ist kein Ackerknecht mehr, den du auf der Martoner Kirchweih den Husaren aus Honigkuchen gezeigt hast. Und gelacht hast du dazu — den Engel auch, was du für Zähne hast! — und hast gesagt: „Wenn du so ein Husar wärst, aus Honigkuchen, dann wollt' ich mit dir tanzen und dich dann essen mit allen Schnüren und Knöpfen!“ Na, da hast mich jetzt ... bin ein Husar, süß wie Honigkuchen, überzuckert wie keiner auf der ganzen Kirchweih. Schlag' ich die Hacken zusammen, so klirrt das ganze Komitat davon; schlag' ich an den Stiefelschaft, so klatscht es bis in den Himmel und Sankt Petrus sagt: „So laut kann ich nicht an den Stiefelschaft schlagen, denn ... ich hab' gar keinen.“ Und darum, mein Engel Borcsa, jetzt wird's husarisch hergehen ... und du wirst mit mir tanzen und wirst mich dann essen mit allen Schnüren und Knöpfen ... von der Schnurrbartwichse bis zur Stiefelwichse ... so 'was hast du ja damals geschworen. Juhuhu! Wir sterben niemals! ... Zieh, Muki! Borcsa, meine Taube, jetzt sei ein Husar! Habt acht! Vorwärts ... marsch! Juhuhu! Wir sterben niemals!

L. Hevesi.

El Hammar.

Novelle
von
Otto Fuchs-Talab.

(Schluß.)

Als der Tag verging, ohne daß Fefa zum Vorschein gekommen wäre, hielt er dafür, daß Hanna Salib seine Tochter und die alte Dienerin den Gefahren der Stadt entrückt und sie fortgeschickt habe. In der Ungeduld der Erwartung des Unbekannten, das über seinem Haupte dräute, lauschte Arnold auf die Stimmen der Stadt, deren Surren und Summen er zu deuten und zu dolmetschen versuchte. Da plötzlich mischten sich dröhnende und knatternde Geräusche in den stetigen Grundton, und dieser selbst schwoll zu einem wirren Getöse an, das unregelmäßig auffluteте und abebbte, wie wenn in der Ferne aus tausend Kehlen ein Schrei bricht, der ausklingt, um nach einer Zeit wieder einzusetzen. Da klopfte der Thürhüter.

„Herr, es steht schlimm, sie haben zwei Engländer auf der Gasse umgebracht, die Kawassen*) haben ins Volk geschossen, und jetzt jagen die Haschaschin durch die Straßen und schießen auf alles, was ein weißes Gesicht trägt. Allah wende das Uebel von diesem Hause ab.“

„Laß Warenkisten vor das Thor stauen und gib mir Kunde, wenn jemand Einlaß begehrt.“

Rastlos durchmaß Arnold die Zimmer, deren Enge ihn bedrückte. Unvermittelt wanderte sein Geist aus dem Jetzt in die Vergangenheit, um im Sprunge das Morgen, die Wahrscheinlichkeiten der nächsten Stunde zu erwägen. Seines Bleibens war da nicht, er wollte die Nacht abwarten und dann flüchten. Wie aber? Wohin? Draußen stieg das Tosen der Volkswut wieder in die Lüfte, begleitet von dem scharfen Knall der Feuerwaffen. Neue Opfer des Hasses? Neues Blutvergießen? Als er einen Blick hinüberwarf, sah er den Schimmer von Fefas blauem Baumwollschleier im Dunkel der Fensteröffnung. Sie winkte vorsichtig, um nicht von anderen gesehen zu werden. Drei-, viermal wiederholte sie das Zeichen, bis er es richtig deutete: er sollte die Gasse nicht betreten. Dann verschwand sie ...

Nach dem Frauengemach zu ihrer jungen Herrin eilte sie, wo Amina bleich und zitternd, den Kopf fest in ihr Schleiertuch gehüllt, auf dem Diwan lag. In dem ungetrübten Sonnentag ihres Lebens war ein blutiger Schauer niedergegangen, der ihres Denkens einfache Wege verschüttet und gestört hatte. Sie war am Morgen in Fefas Begleitung zu einem landesüblichen, den Tag über währenden Besuch ausgegangen, und auf dem Nachhausewege wurde sie nachmittags schaudernde Zeugin des Mordes an den zwei Franken. Mit unerbittlicher Schärfe stiegen ihr die erschauten Bilder des Schreckens immer wieder vor die Augen, und wie einen körperlichen Schmerz empfand sie die Erinnerung an die Mißhandlung der Toten ... So lag sie in der Diwanecke in fieberhaftem Hindämmern, jedes Wort der Aussprache von den Lippen der rastlos ab- und zueilenden Fefa scheuchend, die endlich, als die Nacht herabgesunken war, der Neugier nicht länger stand zu halten vermochte, sich in ihr großes Tuch hüllte und davonschlüpfte, die Nachbarschaft auszuholen. Die Stunden verrannen, Fefa kam und ging und fand ihre junge Herrin in dem gleichen Zustand.

*) Konsulatsdiener.

In vorgerückter Nachtstunde, zu einer Zeit, da Hanna Salib sonst längst daheim weilte, hörte Amina seinen schleichenden Schritt vor dem Frauengemach. Allein auch sein Kommen empfand sie heute störend, sie wollte mit keinem Wort an die Vorgänge erinnert werden, die von Mund zu Munde gingen, und als er die Thür öffnete und ihren Namen rief, stellte sie sich schlafend. Der alte Kopte trat zu ihr heran, rief nochmals, leiser nach ihr, vergewisserte sich, daß sie schlief, und schlich wieder von dannen. Bald darauf vernahm sie im Nebengemach seine flüsternde Stimme, die bei scharfem Hinhorchen vernehmbar ward, da der obere Teil der trennenden Scheidewand zwischen den Räumen statt aus Mauerwerk aus enggegittertem Fachwerk bestand. Da vernahm sie von drinnen ein Wort, das sie aufzucken machte: „Okella Mustafa.“ Eine häßliche Stimme wiederholte mit einem heiseren Lachen das Wort und fügte hinzu: „Dort ist viel Geld, viel Geld!“ — „Pst,“ beschwichtigte der vorsichtige Hausherr. Sie flüsterten wieder leiser, bis die heisere Stimme mit dem röchelnden Lachen wiederholte: „Ja, das Feuer öffnet alle Thüren!“ Nach einer Pause betonte die Stimme noch: „Die Papiere müssen brennen und der Franke auch, hahaha!“

„Aber fang es klug an,“ vergaß sich Salibs Stimme in lauterem Flüsterton, „und jetzt geh, es ruft schon zum Nachtgebet. Bei der Moschee Said Bedaui findest Du Männer! Ich bleibe die Nacht über im Laden, man weiß nicht, was geschehen kann.“ Ein Knacken des Diwangestelles ließ sich drinnen vernehmen, dann kamen wieder Salibs leise Schritte zum Frauengemach herein, umschlichen Aminas Lager und verloren sich gegen den Hausausgang. Amina hörte die Holzriegel des Thores knarren — da erst schnellte sie empor und blickte mit verstörtem Auge um sich.

„O, Leute, Leute, was thut ihr?“ rang es sich von ihren Lippen. In ihrer Angst und Beklemmnis rief sie nach Fefa. Alles blieb stumm. Von einem jähen Schrecken erfaßt, eilte sie durch das Haus nach dem Kanal, ob nicht die Okella Mustafa schon in Flammen stünde. Aber ruhig lag das Haus vor ihr, in den Mittelfenstern schimmerte das gewohnte Licht, und der bedrohte Franke schritt im Zimmer umher. Was sollte sie beginnen, um ihn zu warnen? Fefa, Fefa! Sie suchte im ganzen Hause nach ihr, denn sie fühlte sich so einsam, mit der schweren Last auf ihrer Seele. Ein Zittern befiel sie, sie mußte sich niederkauern, und unbewußt entrangen sich ihrer Kehle die ersten Takte des Liedes, das er so oft gespielt ...

„So ist's recht, meine Taube, besser gesungen, als die Hände gerungen,“ hörte sie da Fefa sagen, die vor ihr stand und in den traurig klingenden Sang mit einfiel in einer gar wunderlich unsicheren Weise und von einem geräuschvollen Schluchzen begleitet, das seinen Ursprung nicht in der Gemütsstimmung der Schwarzen zu haben schien. Als sich Fefa, ihre junge Gebieterin hart streifend, neben ihr niederließ, sprang jene voll Entrüstung auf.

„Fefa, Du hast getrunken, Du bist berauscht!“

„Nur einen Schluck hab' ich gemacht, nur einen kurzen Schluck. Der Laden vom Griechen Antun ist offen gestanden; Antun ist geflohen, und die Flaschen waren da, und eine hat mich so an das kalte Land der Schweden erinnert, sie nennen es dort Punsch — aber es war keiner.“

Ein langes, schweres Gähnen folgte dieser Versicherung, und Fefa schickte sich an, den Kummer über die erfahrene Täuschung zu verschlafen, als sie Amina an der Schulter rüttelte.

„Beim Kreuze, ernüchtere Dich! Schreckliches soll heute nacht geschehen. Die Okella Mustafa wollen sie verbrennen und den Franken auch.“

Verständnislos wandte sich Fefas schwarzes Gesicht nach dem jungen Mädchen, das ihr die gleichen Worte so lange vorsprach, bis es in dem schlafenden Gehirn dämmerte. In ein stilles, hilfloses Weinen brach die Alte da aus. Amina erkannte, daß sie von dieser Seite weder Rat noch Hilfe zu erwarten hatte, und mit der Jugend Schnellkraft rang sie sich

Digitized by Google

zum zielbewußten Denken und zum Entschlusse durch.

Die Zeit drängte, der Schech el Hâra, der Wächter des Viertels, machte eben die Runde und verkündete mit monotonem Rufe und lautem Aufhämmern seines Stockes die Mitternacht . . .

Arnold Seydl hatte in den langen Nachtstunden die Aussichtslosigkeit einer Flucht erwogen und war zu dem Entschlusse gekommen, in den gewahrsamen Räumen der Okella Mustafa auszuharren, als ungestümes Pochen und ein herrisches Rufen nach Erschließung des Thores vor seinem Hause erscholl. Der alte Thorhüter kam schreckerfüllt an die Zimmerthür.

„Herr, sie wollen herein, und wenn wir nicht öffnen, so stecken sie das Haus in Brand. Fackeln haben sie mitgebracht."

„Sie sollen nur die starke Thür erbrechen, dann finden sie erst die Kisten und hinter den Kisten stehe ich mit dem Gewehr und schieße jeden nieder, der —"

„Sie werden nicht die Thür erbrechen, sie machen es schneller mit dem Feuer. Wenn sie die Fensterläden des Comptoirs, das nach der Gasse geht, einschlagen und die Fackeln hineinwerfen — hörst Du sie heulen? Vielleicht thun sie es schon!"

„Geh nachschauen!"

Arnold holt rasch eine Waffe, und als er sich wieder zur Thüre wandte, stand eine Frauengestalt an derselben. Das lange, verhüllende Umschlagtuch und der dichtgeschlungene, blaue Baumwollschleier verrieten nichts von Gesicht oder Gestalt und deuteten bloß darauf hin, daß die Frau der niederen Volksklasse angehöre.

„Wer bist Du? Was willst Du?" fragte er.

Ein hastig geflüstertes „Komm mit mir!" war die Antwort.

„Ich kenne Dich nicht."

Eine schlanke Hand schlüpfte aus dem Tuche und machte über die Brust das Zeichen des Kreuzes.

„Wer bist Du, sprich?" fragte er nochmals. Und als ob die Gekommene über das Mißtrauen zürne, fuhr die schlanke Hand mit einem raschen Griff nach dem Kopfschleier, der sich für einen Moment lüftete und Aminas bleiches Gesicht freigab: „Wenn Du leben willst, so komm!" sagte sie in beschwingter Hast und wandte sich zum Gehen. Arnold zögerte noch einen Moment. Sie war die Tochter Hanna Salibs. Aber sollte ihr Gesicht trügen? Unmöglich. Zudem erdröhnte das Haus unter den Schlägen der Raublüsternen, und ob er sich zur Wehr setzen würde oder nicht, sein Schicksal war besiegelt, wenn jene Einlaß fanden. So folgte er ihr über die halblichte Treppe nach dem rückwärtigen Pförtchen, das zum Kanal führte, die diesseitige Böschung hinab, die jenseitige hinan und durch die Thürbresche; Amina stets voran, trotz der Dunkelheit sicher schreitend. An der Thür faßte ihn Amina bei der Hand, führte ihn im Schlagschatten der Hofwände nach der Gesindekammer zu ebener Erde, in der Fesa als Alleinherrscherin hauste. In dem getünchten Zimmerviereck stand das aus Palmblattrippen grobgefügte Lagergestell, ein niederer Diwan aus geblümten Zeug säumte eine Mauer, in einer Nische hingen Fesas Toiletten, die man in eine Faust zusammenfassen konnte, und auf einem Mauervorsprung qualmte das kleine Thonlämpchen. Fesa kauerte in der finstersten Ecke. Sich über ein großes Kupferbecken neigend, goß sie aus einem Kruge Wasser über ihren Kopf und gebrauchte gegen sich ehrenrührige Kraftausdrücke in schwedischer Sprache, als eine Kritik ihres vorigen Zustandes. Sie erhob sich verschämt, als die beiden eintraten, und zog sich noch weiter zurück, wobei sie mit einem der weiten Aermel ihr Gesicht verdeckte. Arnold wollte Amina danken, allein sie ließ ihn nicht ausreden und sagte, daß er der Gefahr noch nicht entronnen sei, denn hier könne er nicht bleiben, er müsse fort aus der Stadt, in Sicherheit; dann begann sie flüsternd mit Fesa zu beraten. Die Besprechung zwischen den beiden Frauen dauerte ziemlich lang, bis sie sich geeint hatten.

„Zwei Stunden von hier," begann Amina, „wohnt ganz allein auf einem einsamen Gehöft ein Muttersbruder von mir, ein guter Mann, dorthin sollst Du. Aber damit Dich unterwegs nicht ein Unheil ereile, werden wir Dich unkenntlich machen." Und ohne seine Einwilligung abzuwarten, begannen sie die Metamorphose. Eine Lage Kochl*) wurde auf Arnolds Augenlider aufgetragen, dann gaben sie mit Farbe seinen Brauen Form und Schwärze, wie sie bei orientalischen Frauen beliebt und geübt wird. Ein weißes Kopftüchlein ward bis in die halbe Stirn gezogen, darüber die Bur'a befestigt, der bis zu den Füßen fallende dichte, schwarze Gesichtsschleier, der knapp unter den Augen beginnt und bis zur Brust mit Zieraten geschmückt ist, und über Gestalt und Kopf senkte sich das große, blauschwarz karrirte Umhängetuch, das bis zur Erde reicht, in dem auch die Hände und die Füße ihr Versteck finden. In dieser Straßentoilette der ägyptischen Frauen sind nur die Augen und Augenbrauen sichtbar. Befriedigt betrachteten Amina und Fesa die Vermummung, hinter der kein sterbliches Auge einen Franken vermutet hätte. Mit der Mahnung, sich ruhig zu verhalten, verließen ihn die beiden Frauen und erst nach einer langen halben Stunde trat Fesa wieder ein.

„Komm schnell, wir haben den Thürhüter auf eine Weile entfernt, aber er wird bald zurück sein. Inzwischen mußt Du fort von hier."

Sie führte ihn durch Hof und Hausflur nach der Straße, dort stand vor der treppenartigen Erhöhung, von welcher aus die Frauen die Reittiere besteigen, ein hochgebauter, weißer Esel, den Sattel mit einem Teppich bedeckt, wie es bei einem Ausritt der Frau üblich ist. Von der Verkleidung behindert, bestieg Arnold schwerfällig den Sattel, auf dem er sich recht unbehaglich fühlte, da er nach Frauenart infolge der kurzgeschnallten Steigbügel die Kniee hochgezogen halten mußte. Fesa musterte sein Aussehen von allen Seiten und nickte befriedigt mit dem Kopf.

„Höre, Herr!" sagte sie. „Vertraue auf Deinen Führer, aber kümmere Dich nicht um ihn und sprich nichts mit ihm. Er wird Dich an den Ort der Sicherheit bringen. Und das Glück sei mit euch! Jallah!"

Ein Schnalzen und das edle Tier setzte sich in Bewegung, von einer langen Gerte, die der Führer von rückwärts handhabte, stets im rechten Weg gehalten. Und dieser Weg ging zumeist durch stille, dunkle Gassen, denn in den Hauptstraßen herrschte ein Treiben, wie zur Zeit des Fastenmonates Ramadân, wo der Moslem sich bei Tage kasteit und die Nacht durchschwelgt. Und ein Schwelgen war es auch in jener Nacht, da Läden geplündert und fränkische Güter verbrannt wurden, zu Ehren des Islâm.

Unangefochten erreichten die Flüchtlinge das Freie, wo, von der Fessel der Furcht entlastet, Arnolds Gehör das Geräusch des leichten Schrittes und den vom raschen Laufe beschwingten Atem seines geheimnisvollen Führers erhaschte. Mit einem entschlossenen Blick nach rückwärts versuchte er des Unsichtbaren ansichtig zu werden, allein in der Dunkelheit der Nacht ersah er nur eine mittelhohe Gestalt, deren Umrisse in einem weiten Burnus verschwanden, und eine über den Kopf gezogene Kapuze, die das Gesicht verbarg. Auf einem Damme zogen sie nun dahin, in die unendliche Weite des unterägyptischen Flachlandes. Vor ihnen lag in lichtem Dämmerschein der östliche Himmel und die ferne Helle schwebte wie eine Verheißung über den dunklen Kulturen des schwarzen Bodens und den gespenstisch in der Finsternis aufragenden Akazien und Sykomoren, durch deren Laub der kühle Hauch der Nacht schauerte. Es überkam Arnold eine traumhafte Ruhe, und weit, weit hinter ihm schien das Pochen und Toben der Zügellosen von der Okella Mustafa zu liegen, wie ein verschleiertes Gebilde ferner Vergangenheit . . .

Allmälich verlor die kurze Juninacht die Herrschaft an den aufdämmernden Tag, lichter wurde der Himmelstreifen im Osten, das Grün der Felder löste sich von dem dunklen Ton der unbebauten Ackerkrume, knackend und brechend zog das Schwarzwild durch das Zuckerrohr, und Schwärme von Ibissen erhoben sich in die Luft, das weiße Gefieder in der lichten Höhe zu baden. So friedsam und lebefreudig tauchte alles um ihn her aus der Nacht.

„Sind wir bald dort, Knabe?" fragte er endlich. Die Gerte hinter ihm wurde lebendig und wies nach einer Richtung in der Ferne. Das war die Antwort. Zwei Hütten, die sich nur durch einen schüchternen Anstrich von Tünche von Fellachenhütten unterschieden, schienen das nicht mehr ferne Ziel zu sein. Beim Näherkommen belebte sich die armselige Umgebung durch das Sichtbarwerden einer Hecke aus großblättrigem Kaktus und zerstreuten Kürbis- und Melonenstauden und einem Volk von Hühnern, das die Flucht ergriff, als sich die Flüchtlinge näherten. Hinter der Kaktushecke ward das Tier zum Stehen gebracht. Arnold hörte ein leises „Warte", dann schlüpfte sein Begleiter durch die Hecke nach der Hütte, um dort an die Thür zu pochen. Der Bewohner schien das Klopfen nicht zu hören, denn immer stärker und ungeduldiger wurde der Weckruf, daß es im Morgengrauen dröhnte. Aus der zweiten Hütte trat da ein Fellachenweib, den Milchtopf auf dem Kopf, zu weitem Gang nach der Stadt gerüstet, und als es das Pochen hörte, kreischte es: „Schweig doch, Knabe, Du klopfst umsonst, der Kopte ist mit seinem Geld nach Alexandrien gereist, — mag er dort verflucht sein!"

Keine Zuflucht! durchzuckte es Arnold bei diesen Worten. Was nun beginnen?

In die Stille seines Sinnens fiel da ein Schluchzen. Das konnte nur der Knabe sein. Arnold schwang sich vom Reittiere und drang durch die Hecke. An der Thür kauerte sein Führer, das Gesicht gegen die Mauer gewendet, und weinte.

„Warum weinst Du, Knabe?" fragte Arnold, dessen Schulter berührend. Der Angesprochene wandte den Kopf, bei dieser Bewegung fiel die Kapuze zurück.

„Amina!"

Einen Augenblick stand er sprachlos vor ihr. Die Vorstellung dessen, was sie für ihn gethan, zuckte ihm durch das Gehirn. Die Errettung aus bedrohtem Hause, die Fürsorge für seine Vermummung, das ungeheure Opfer der Verleugnung ihres Geschlechtes durch die Preisgebung ihres schleierlosen Antlitzes, endlich die Treiberdienste durch die Nacht und zuletzt das ihm zugedachte Asyl, das nun verschlossen war — in einer Aufwallung von Dankbarkeit beugte er sich zu ihr nieder und indem er den ihn behindernden Schleier von seinem Gesichte zurückwarf, faßte er ihre Hand, wobei er innig sprach: „Wie soll ich Dir danken!"

Sie entriß ihm die Hand, die Hilflosigkeit, die sie zum Weinen gebracht, wich aus ihren Zügen und mit einer Festigkeit, die ihm unerklärlich war, eiferte sie:

„Verbirg Dein Gesicht! Und danken sollst Du mir nicht! Für Dich hab' ich es nicht gethan, nur für mich, nur für mich. O, mein Vater!"

Als er in seiner Verwunderung zögerte, herrschte sie ihn wieder an: „Verbirg Dein Gesicht!" so daß er unwillkürlich gehorchte.

„Es thut mir leid, daß Dich vielleicht Dein Mitleid mit mir zu dem verleitet hat, was Dich jetzt unglücklich macht. Aber kehre nur jetzt rasch zu Deinem Vater zurück, ich werde mir schon weiter helfen."

Sie blickte ihn mit einem fragenden Blick scheu von der Seite an.

„Wenn Du mir das Reittier anvertrauen willst, so reite ich bis Kasr Zajât, bis dorthin laufen von Alexandrien die Züge. Dort bin ich geborgen!"

Sie horchte auf, dann schüttelte sie den Kopf. „Allein kannst Du nicht den Weg machen, ein Weib dieses Landes zieht nicht auf einem Reittier allein die Straße. Und der Weg ist weit!"

„Sechs Stunden von hier. Sei nicht bang um mich, wenn ich allein reite. Ich schlage mich schon durch; das Weib ist heilig."

„Nein, nein, der Weg ist voller Trunkener, und dem Berauschten ist nichts heilig."

Sie rang mit einem Entschlusse. Aufspringend sagte sie plötzlich: „Besteig das Tier, ich geleite Dich!" Er wollte widersprechen, allein sie hatte jetzt eine so zwingende Art, daß er sich fügen mußte. Zudem trieben Fellachen schwerfällige Büffelkühe den Damm entlang nach den Schöpfrädern in den Feldern, die Sonne stieg höher, und allmälich ward es lebendig in den von Kanälen durchzogenen Feldervierecken. So machten sie sich auf den Weg nach dem großen Damm, auf dem die Straße von Ortschaft zu Ortschaft durch das Nildelta hinläuft.

Amina fühlte sich nun, im vollen Tageslicht, viel unsicherer in der übernommenen Würde eines Eseltreibers, zu der sie sich nur unter dem schützenden

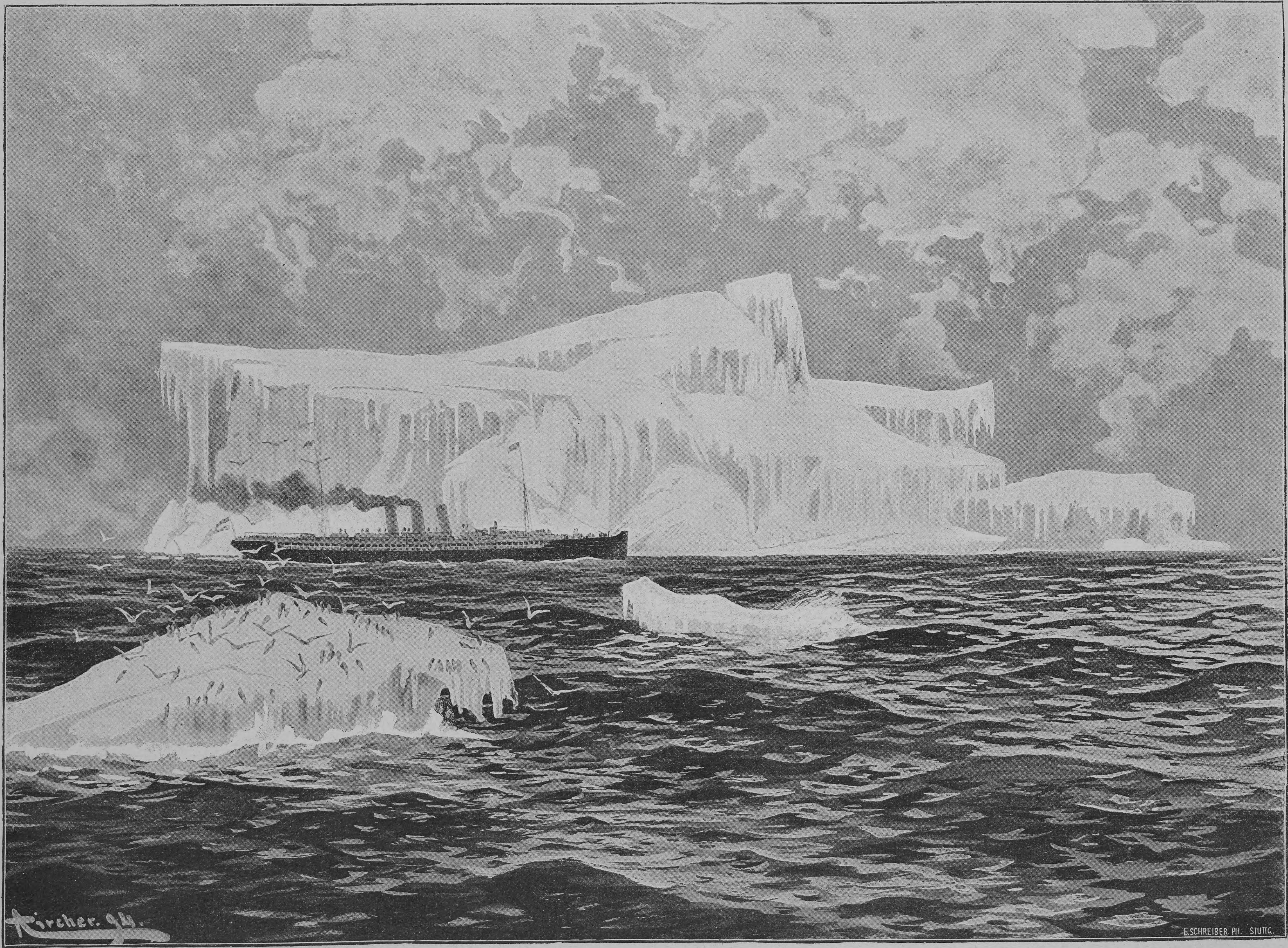
*) Antimon.

Digitized by Google

Harriet Halhed: Lilien.

J. Kleinert: Aufforderung zum Tanz.

Digitized by Google



Alex Kircher: Zwischen Eisbergen.

Digitized by Google

Mantel der Nacht bereit gefunden hatte. Die vom Knie ab nackten Beine wollten ihr nicht behagen, obzwar sie durch Fefas Fürsorge eine Bekleidung trugen, allerdings bloß die einer dunklen Färbung durch die Schote der Nilmimose. Des Mädchens Laune war ein Gemisch von Unwillen, der sich mit Angst über den Verlauf des Abenteuers paarte. Allmälich jedoch, als all das bunte Volk einer ägyptischen Landstraße an ihnen vorüberzog, ohne daß sich jemand um das Weib auf dem Reittiere und den hinterdrein schreitenden Eseltreiber kümmerte, verlor sich ihre Unsicherheit und Amina wagte es sogar nach einiger Zeit die Kapuze zurückzuschlagen und den Kopf frei zu tragen, dessen Haare unter einer von weißem Turbantuch dicht umschlungenen Filzkappe verschwanden. Auch auf die Uebereinstimmung der Gesichtsfarbe mit dem Gewerbe eines Eseljungen hatte Fefa Bedacht gehabt, der Saft der Nilmimose hatte ihm einen dunklen, sonnenbraunen Ton gegeben, der Amina ein unternehmendes Aussehen verlieh. Und als Stunde um Stunde dahinfloß, ohne daß ihnen eine besondere Beachtung geschenkt wurde, fand die im abgeschiedenen Frauengemach sorgsam gehütete Jungfrau Vergnügen an der Ungebundenheit und vollen Freiheit dieser sonderbaren Reise, an der Freizügigkeit, die ihr die männliche Verkleidung bot, und williger stand sie Red' und Antwort dem Franken, der ihres Vaters edles Saumtier ritt, und gegen den sie, trotzdem er die unschuldige Ursache ihres Abenteuers war, anfangs einen herben Unwillen gehegt hatte. Dann hielten sie zusammen eine Mahlzeit, nach der ihre jugendlichen Naturen längst ein Bedürfnis hegten. In einem Dorfe kaufte Amina Datteln und einen Thonkrug voll Wasser, und hinter einer Hecke gaben sie sich der Befriedigung ihres Hungers hin. Trotz der frugalen Kost und des einfachen Trunkes, den Arnold nur mit aller gebotenen Vorsicht genießen durfte, damit nicht der „gelbe Bart" zum Verräter werde, behielt die gute Laune des „Hammar", wie Arnold jetzt seinen schönen Treiber scherzhaft nannte, die Oberhand.

„Und warum hast Du nicht der Schwarzen das Amt des Hammar übertragen?" fragte Arnold.

„Sie kannte nicht den Weg zu meines Onkels Haus und hatte schwache Füße von Antuns Flaschen."

„Sie trinkt?"

„Und ihre Zunge hat tausend Gelenke."

Sie lachten, und Amina gab mit viel Lebhaftigkeit Fefas Eigenschaften zum besten. Dann huben sie wieder an in ihrer sonderlichen Fahrt, bis die hohe Sonne und des Tieres Müdigkeit ihnen Rast gebot. Unter einer weitästigen Sykomore, etwas abseits vom Wege, wo auch anderes reisendes Volk sich niedergelassen hatte, doch gesondert von diesem, machten sie Halt, und nicht lange währte es, so hatte Amina der Schlaf übermannt, dessen sie nach den Aufregungen der Nacht und dem ungewohnten Marsch in der Hitze des Tages, durch volle zwei Stunden genoß. Der Sonne Fortschreiten gegen Westen fand sie wieder auf dem Wege nach ihrem Ziele, das in der Ferne aus dem Grün des Feldes aufragte. Nach einer weiteren Stunde war auch der trennende Strom auf einer Fähre glücklich übersetzt, und die Strahlen des westwärts stehenden Tagesgestirnes prallten scharf auf die weißen Mauern des unfernen Stationsgebäudes.

„Also dort," sagte Amina, nach den Häusern weisend. In dem Ausdrucke ihres Gesichtes und der Tonfarbe der zwei Worte lag gewissermaßen ein schüchtern klingendes Bedauern, daß die Fahrt auf der Landstraße und ihr Amt als Hüterin eines Bedrohten ein Ende nehmen sollte.

„Gott sei Dank," meinte Arnold, „wenn es noch eine Stunde gedauert hätte, wäre ich unter dem Gesichtsschleier erstickt."

Amina bemerkte aus der Ferne, daß die Station militärisch besetzt war, sie empfand ein Widerstreben, sich der Beobachtung der Soldateska auszusetzen, was Arnold nur zu natürlich fand. So wollte er ihr denn Dank und Gott befohlen sagen. Ein bergendes Akaziengebüsch, das seitab vom Wege lag, sollte diesen Abschied ermöglichen. Arnold stieg vom Esel, als sie sich von allen Seiten vom Buschwerk umgeben sahen, und schlug den schweren Gesichtsschleier zurück, ohne daß es Amina wehrte.

Erdrückend lag mit seiner vollen Sonnenstärke des Sommers schwere Glut auf der stillen Landschaft; nur der wehklagende Schrei eines Esels, das Aufkläffen eines Hundes und das knarrende Stöhnen des Wasserschöpfrades gingen als phantastischer Dreiklang über die Ebene, auf der der heiße Dunstschleier in der Weite zitternde Zerrbilder wob. Die beiden lauschten ein Weilchen den verklingenden Lauten, dann knüpfte auch Amina mit entschlossenem Handgriff den verhüllenden Burnus auf, unter dem die gewöhnliche Kleidung des einfachen Mannes sichtbar wurde, die bis zum Halse geschlossene Weste und der blaue, hemdartige Ueberwurf.

„Und was willst Du jetzt beginnen, Amina?" hub Arnold an, „die Nacht wird kommen, und Du kannst nicht den Heimweg antreten."

Daran hatte sie nicht gedacht, verwirrt blickte sie vor sich nieder, dann kam ein ängstlicher Zug in ihr Gesicht und mit unsicherer Stimme, in der es nach Thränen klang, sagte sie: „Ich weiß nicht!"

Den ganzen kecken, knabenhaften Uebermut hatte diese Frage zunichte gemacht, und Amina, die behütete Bewohnerin des Frauengemachs, stand vor ihm. Da faßte er ihre Hände, die sie ihm diesmal willig überließ, und tief in ihre Augen blickend, sprach er: „Komm mit mir, Mädchen, ich will Dich beschützen und behüten, Dein ganzes Leben lang, so wie Du mich heute bewahrt hast!" Und als sie ihn nicht ganz zu verstehen schien, setzte er hinzu: „Begleite mich nach Alexandrien und werde dort mein Weib!"

Ein Erstaunen erst, dann ein Lächeln zogen über ihr Antlitz: „Die Frau eines Franken?" brachte sie ungläubig hervor. Und nach einem Kopfschütteln kam es ausdrucksvoll über ihre Lippen: „Niemals!"

Dann machte sie ihre Hand los, und als ob sie auf seine erste Frage Antwort geben wollte, meinte sie: „Ich erinnere mich, eine Freundin ist hier an einen Regierungsbeamten verheiratet, die werde ich aufsuchen und in ihren Kleidern morgen nach Hause reisen."

„Und was wird Dein Vater sagen?"

Sie blickte ihn groß an, dann schloß sie die Augen und ein Zittern ging durch ihren Körper. Aber sie überwand es rasch.

„Er wird seine Tochter deshalb nicht verstoßen," murmelte sie. „Und nun leb wohl!"

„Verweile noch einen Augenblick! Zweimal hast Du schon den Dank für meine Rettung zurückgewiesen, ich werde ihn ein drittesmal nicht mehr vorbringen. Aber ich bitte Dich, nimm dieses Kreuzchen, das mir, weil es ein Andenken an meine Mutter, unendlich wert und teuer ist, als Erinnerung an den heutigen Tag." Er bot ihr ein mit Edelsteinen besetztes Kreuzchen, das sie in echt weiblicher Schmucklust ergriff und mit mehr weltlicher Neugier als weihevoller Stimmung entgegennahm und betrachtete.

„Ach, das ist schön, und das schenkst Du mir?"

„Ich bitte Dich, es anzunehmen."

„Aber ich habe nichts, was ich Dir dagegen geben könnte," sprach sie, an sich umhertastend, „ich habe alles abgelegt."

„Nicht alles," versetzte er. „Laß mich zum Abschied Deine Lippen küssen."

Sie sprach zwar „Nein", aber als er die Widerstrebende in seine Arme nahm, da streiften ihre Augen seinen frischen Mund und irrten empor nach seinen Augen, in deren tiefes Blau sie sich versenkten, bis bei der Berührung der beiden Lippenpaare die zitternden Lider langsam über ihre glänzenden Augensterne herabsanken. Er sah Amina erbleichen, fühlte das ungestüme Pochen ihrer Pulse — allein nur einige Herzschläge lang dauerte dieser Trunk aus dem Brunnen der Seligkeit; Arnold wurde zurückgedrängt, und als käme ihr mit dem Kusse ihr Geschlecht plötzlich zum Bewußtsein, zog sie unter tiefem Erröten die Kapuze des Burnus über ihr Gesicht und eilte von ihm weg nach der Straße. Arnold folgte ihr, das Reittier führend, und als er Amina erreicht hatte, übergab er ihr die Zügel.

„Und jetzt," begann er, „bevor unsere Wege aus einander gehen, sage mir, Mädchen, warum hast Du all das für mich gethan, da Du mir doch heut früh, im Zorne schier, auf die gleiche Frage zuriefst: ‚Für Dich habe ich es nicht gethan, nur für mich, nur für mich!' Lehre mich Deine Worte verstehen!"

Sie blickte ihn wieder so ernst an, wie vorhin, als er sie gefragt, was der Vater zu ihrem Abenteuer sagen würde, dann wanderte ihr Auge wie suchend in der Runde und mit den krampfhaft hervorgestoßenen Worten: „Möge Dich Gott nie von einer Schuld Deines Vaters wissen lassen!" eilte sie fort ...

Eine Stunde später saß Arnold Seydl, seiner Verkleidung ledig, in dem Zuge, der von Kafr Zajât nach Alexandrien ging, wo ihn nach telegraphischer Verständigung eine sichere Eskorte von Dienern seines Stammhauses erwartete. Er hatte unterwegs vergeblich über die letzten Worte Aminas nachgedacht ...

*

Als nach einiger Zeit die Ruhe im Lande wieder hergestellt war, begab sich Arnold Seydl nach Tantah, wo er die Okella Mustafa noch unversehrt fand, wenn auch aus den Magazinen Waren fehlten und die eiserne Kassa Spuren gewaltthätiger Oeffnungsversuche zeigte. Der alte Thürhüter Nasr hatte durch kluges Handeln größerem Schaden vorgebeugt.

Nach Amina und Fefa schaute Arnold jedoch vergeblich aus, sie blieben unsichtbar, und als er vorsichtig Nachfrage hielt, wurde ihm die Kunde, daß Amina nach Oberägypten zu ihrem Bruder gebracht worden war, wo sie geheiratet hatte. Erst nach einigen Monaten, da den Mördern und Plünderern in Tantah der Prozeß gemacht wurde und gewisse Aussagen Hanna Salib belasteten, so daß auch er vor den Richter gestellt wurde, dem er den Anschlag auf die Okella Mustafa und auf das Leben Seydls gestand, erst da lernte dieser den Sinn der dunklen Worte verstehen, die Amina beim Abschied zu ihm gesprochen hatte.

Dem „Hammar" aber, der ihn aus der Todesnacht in den hellen Sommertag des Lebens geleitet, bewahrt Arnold Seydl — seit einigen Jahren mit Erlaubnis seiner jungen Frau — ein unvergängliches Gedenken.

Der englische Adel unserer Zeit.

Auch an den englischen Patrizierstand hat unser Jahrhundert der Umwalzungen seine rauhe Hand zu legen gewagt. Zwar sind seine Vorrechte noch immer sehr bedeutend, und breite, bequeme Wege führen vom Hause der Peers zu den höchsten Stellen am Hofe, im Staate, in der Kirche und der Gesellschaft. Die Lords haben etwas von dem Ansehen und der Wurde der kuhnen Barone bewahrt, die von Johann ohne Land die Magna Charta erzwangen, unter Simon de Montfort das erste Parlament der Welt begründeten und im Kriege der Rosen das ersterbende Rittertum bestatten halfen. Sie sind stolz auf die alten Namen der Le Despencer, de Ros und Hastings. Die Earls von Sutherland, die irischen Barone von Kingsdale, die Earls von Arundel, jetzt Herzoge von Norfolk, ruhmen sich eines Stammbaumes, der sieben Jahrhunderte und daruber alt ist, und der Lordstitel bleibt in den Augen des Mittelstandes noch immer das höchste Ziel aller Anstrengungen.

Auch sind thatsächlich die Adeligen noch heutzutage im ungestörten Besitze vieler von Geschlecht zu Geschlecht vererbter, mittelst der Primogenitur unzerstuckelt erhaltener Guter. Man braucht, um die sorgfältig gepflegten Parks, die herrlichen Mansions und Schlösser, die Jagden und Fischereien der britischen Aristokratie kennen zu lernen, nicht etwa bis nach Sutherland oder Argyll zu reisen. Denn sogar im Herzen von England und in seinem lieblichen Suden stößt man noch allerwarts auf Spuren einer Feudalherrschaft, unter welcher es vormals ein paar hundert Vasallen der Krone gelang, den Grundbesitz der drei Königreiche in ihre Gewalt zu bringen. Die fürstlichen Besitzungen des Herzogs von Norfolk, der in der Nahe von Arundel Castle, dem Stammschlosse der Howards, einen katholischen Dom für zwei Millionen Mark hat erbauen lassen, ferner des Earl von Chichester, des Herzogs von Devonshire, des Earl von Rosebery sind uns Beweis dafür, daß sogar in den dicht bevolkerten Grafschaften südlich der Themse die aristokratischen Gutsherren in der alten Weise fortzuleben suchen.

Aber auch in London selbst kann man sich rasch von dem Dasein und der Macht der großen Adelsfamilien uberzeugen. Findet man auch nicht mehr am Strande, wie zur Zeit Wolseys, an den sanft sich abdachenden Ufern der Themse die Paläste, die Lustgarten und Staatsschiffe der vornehmen Titelträger, so braucht man nach diesen selbst oder vielmehr den Nachkommen derer, die dem Schwerte Cromwells und seiner „Ironsides" entronnen sind, nicht lange zu suchen. Der Herzog von Westminster laßt nördlich der Themse ganze Stadtviertel von einem Schwarme geschaftiger Agenten verwalten. Erst kürzlich erging, um nur ein Beispiel von adeliger Willkür anzuführen, ein Schreiben, worin „His

Digitized by Google

Grace" (Titel englischer Herzoge) seinen Mietsleuten verbot, an den Häusern, wie dies englische Aerzte, Advokaten, Lehrer und andere zu thun gewohnt sind, Messingschilder anzubringen. An der Stelle eines der vielen von Heinrich VIII. eingezogenen Klöster besitzt heute der Herzog von Bedford einen großen Gemüse- und Blumenmarkt, den größten der Riesenstadt, und sämtliche um Covent Garden herum bis nordwärts nach Gower Street und über das Britische Museum und Bedford Square hinaus gelegene Straßen sind ihm zu Zins verpflichtet. Es ist dem Einflusse der Peers zuzuschreiben, daß in der Hauptstadt noch immer das ungerechte System der (gewöhnlich neunundneunzigjährigen) Pachtverträge fortdauert, demzufolge regelmäßig nach Ablauf der Mietsverträge sämtliche auf dem Grund und Boden errichteten Gebäulichkeiten an den Grundeigentümer verfallen. Nur ein mächtiges Patriziertum konnte einen solchen Mißbrauch, der selbstverständlich die Besitzer immer reicher, die Pächter immer ärmer machen muß, bis in unsere Zeit verfechten und aufrecht halten.

Wenn wir indessen eigentlichen Geldbesitz ins Auge fassen, so werden wir bald entdecken, daß die Verhältnisse der Earls und Dukes heute nicht mehr als so glänzend gelten dürfen wie in vergangener Zeit. Dies liegt nicht etwa daran, daß die britische Aristokratie verarmt, daß ihr Besitztum von Hypotheken schon aufgesogen ist. Noch heute gilt ein Peer mit weniger als 20,000 Pfund Sterling (400,000 Mark) jährlicher Einkünfte für einen „armen Lord", und erst mit 30,000 Pfund Revenüen fängt ein Marquis oder Earl an, für reich angesehen zu werden. Es ist vielmehr die Folge von gewissen Wandlungen in den Geld- und Gewerbsverhältnissen, die unsere Zeit mit sich gebracht hat. Wenn ein Vanderbilt 60 Millionen Pfund aufzuhäufen im stande war, wenn die Eisenbahn- und Finanzkönige von goldenen Tellern speisen und den Krösus des Altertums in den Schatten gestellt haben, so mußte natürlich auch der fürstliche Wohlstand englischer Barone etwas von seinem alten Glanze einbüßen. In der That hat der Reichtum vieler englischer „Gemeinen" in unserem Jahrhundert den der Lords überflügelt, so daß schon aus diesem Grunde ein Pairsschub von Zeit zu Zeit nötig erscheint. Die Vorrechte der Grundbesitzer, mit Bezug auf Besteuerung und anderes, haben den ungünstigen Einfluß, den der Rückgang der Landwirtschaft auf die Vermögensumstände der Gutsherren ausgeübt hat, nicht aufwiegen können. So lange also die Adligen den Großgrundbesitz vertreten, werden auch ihre Einkünfte nicht erheblich zunehmen können — vorausgesetzt nämlich, daß nicht neue Kornzölle eingeführt werden. Nun haben sich zwar nicht wenige Lords an großen wirtschaftlichen Unternehmungen zu beteiligen angefangen und besitzen in Kanada Weizenfelder, in Südafrika Goldbergwerke und Diamantgruben, in Australien Schafherden, in Assam und Ceylon Theegärten. Lord Dudley, Lord Londonderry und der Herzog von Newcastle können als „Kohlenkönige" des Nordens gelten. In der City von London trifft man die uns aus Shakespeare so wohl bekannten Namen auf den Prospekten von Brauereien, Seifensiedereien, chemischen Fabriken, Hotels, Waschanstalten und Schnapsbrennereien. Ein bekannter Peer ist Besitzer vieler Hansom Cabs (eine Art Droschken mit zwei Rädern); Damen von vornehmer Herkunft stehen Konfektionsgeschäften und Restaurants vor, und vom Marquis von Salisbury, dem „Tory der Tories", erzählt man sich, daß er in seiner stürmischen Jugend als Goldgräber in Australien gearbeitet habe. Dennoch müssen wir an dem Satze festhalten, daß der heimatliche Grundbesitz für den Hochadel Großbritanniens und Irlands die Hauptgrundlage des Reichtums geblieben ist. Dies hat neben manchen unverkennbaren Vorteilen in der neueren Zeit auch große Mißstände und Unzuträglichkeiten mit sich gebracht. Hierhin dürfte man besonders das Verarmen und Aussterben des kleinen Bauernstandes rechnen, was dann wieder mit dem Brachliegen vieler fruchtbaren Ländereien im Zusammenhange steht. Es läßt sich nämlich statistisch nachweisen, daß ein Teil der Adelsgüter so schwer mit Schulden belastet ist, daß man den Anbau derselben vernachlässigt oder aufgegeben hat. Die kleinen Farmer aber mußten sich entweder als Feldarbeiter verdingen oder in die Städte wandern. In Irland sind noch andere Verhältnisse hinzugetreten, die den Besitzstand des Lords von Clanrikarde und seiner Standesgenossen auf der „Smaragdinsel" nahezu zu Grunde gerichtet haben und fast zum Bürgerkriege geführt hätten.

Der politische Einfluß des Oberhauses hat durch die große Reformakte von 1832 einen harten Stoß bekommen, in unserer Zeit aber eher wieder zu- als abgenommen. Die Bestechung und das Günstlingswesen im Unterhause, das heute ganz auf eigenen Füßen steht, hat freilich seit jenem Jahre aufgehört. Aber ob Konservative oder Liberale, Tories oder Whigs das Staatsruder lenken, stets sitzen Mitglieder der „goldenen Kammer", über der noch immer nach altem Brauche ein Lord Oberkanzler auf dem „Wollsacke" waltet, als einflußreiche Staatsminister mit im Kabinet. Die großen Verwaltungsstellen und hohen Gesandtschaftsposten werden fast nur an reiche Lords vergeben, und Indiens Radschahs waren vor kurzer Zeit ganz empört, als ihnen Gladstone einen halbbürgerlichen Baronet als Vizekönig vorschlug. Sogar die Iren lieben es, wenn ihnen im Dublin Castle ein hoher Adeliger glänzende Festlichkeiten veranstaltet. Auch im Heere und in der Flotte zieht man die Söhne der Peers anderen Gleichberechtigten vor, und selbst der radikalste Minister würde es heute noch nicht wagen, dem Adel diese alten Vorrechte plötzlich zu verkürzen oder wegzunehmen.

Da indessen das Unterhaus der Boden ist, auf welchem die großen politischen Kampfhähne ihre Schlachten bestehen, so wird die Versetzung eines aktiven Staatsmannes in das Oberhaus in der Regel nicht als ein Aufsteigen oder eine Beförderung angesehen. Selbst Disraeli büßte einen Teil seiner politischen Macht ein, als er sich zum Earl von Beaconsfield erheben ließ, und Sterne zweiter Größe sind im Oberhause in der Regel ganz verblichen — wovon sich in unserer Zeit Beispiele zu Dutzenden anführen ließen. Denn die Peers sind ein stilles, behagliches und streng konservatives Völkchen, das sich auch durch die feurigste Redegabe eines bürgerlichen Emporkömmlings nicht aus seiner behäbigen Ruhe aufrütteln läßt. Doch darf man darum ihre Bedeutung als die „Bremse in der britischen Staatsmaschine" ja nicht unterschätzen. Ihre Stärke liegt in unseren Tagen in dem festen Bündnis, das sie mit den konservativen und rückschrittlichen Elementen in der unteren Kammer geschlossen haben. Sie stehen wie eine feste Phalanx zwischen den Radikalen und jeder kühnen Neuerung und wissen durch ihre Söhne und Brüder, die als „Commoners" im Unterhause sitzen und zahlreich vertreten sind, einen sehr fühlbaren Druck auszuüben.

Das gesellschaftliche Leben und Treiben der Lords und Ladies ist ebenfalls in der Zersetzung begriffen. Diese zeigt sich am deutlichsten in London selbst. Hier besaß früher jede angesehene englische Adelsfamilie, wie uns aus Bulwer, Thackeray und Disraeli bekannt ist, — mochten ihre Güter in Yorkshire oder Cheshire, im fernen Norden oder Westen gelegen sein, — ein sogenanntes „Stadthaus" (town residence), worin sie während der Saison mit ihren Wagen und Pferden, mit Koch und Kellermeister abstiegen und sich häuslich niederlassen konnten. So lange das Parlament tagte, nahmen die Familienhäupter zugleich mit ihren Ladies an den Hoffestlichkeiten im Buckingham Palace und am glänzenden Leben in den Salons des Weststadt teil. Auch heute noch versammelt sich in Belgravia, Tyburnia — wo früher der berühmte Galgen stand — und in den westlich und nördlich von den königlichen Schlössern gelegenen „Squares" im Lenz und Frühsommer immer eine stattliche Anzahl feiner Herren und Damen von hohem Titel und Range. Aber die Häuser und Wagen sind nur gemietet, statt des herrschaftlichen Silberzeuges dient billigere, plattirte Ware, und die abgeschlossene, steife, zimperliche Gesellschaft früherer Tage trägt jetzt einen kosmopolitischen Anstrich. Indische Radschahs, fremdländische Würdenträger und Gesandte aus allen Zonen und Erdstrichen, sowie sehr, sehr reiche Bierbrauer, Grubenbesitzer und Lords vom neuesten Muster — Gladstone allein hat deren etwa vierzig auf dem Gewissen — machen hier englischen Earlstöchtern und Herzoginnen den Hof.

In dem bunten Gewühl der Salons kann man leicht am näselnden Accent und an einer gewissen Ungezwungenheit in der Haltung und der Sprache die Söhne und Töchter der amerikanischen Millionäre erkennen, und es ist eine bemerkenswerte Erscheinung unserer Zeit, daß die stolzen Aristokraten von Old England sich von den Yankeedamen, deren Dollars aus Talg oder Petroleum hervorgegangen sind, gern ins Netz locken lassen. Den Mittelpunkt dieser gesellschaftlichen Vereinigungen bilden die Drawing Rooms der Königin; ohne diese besucht zu haben und am Hofe empfangen geworden zu sein, kann man nicht als ein Mitglied der „Society" oder feinsten Gesellschaft gelten. Auf den Bällen und bei den Lustbarkeiten, die im Zirkel der oberen Zehntausend veranstaltet werden, herrscht übrigens eine Pracht und Ueppigkeit, wie man sie sonst nur an Fürstenhöfen wieder findet. Hier werden die jungen Töchter reicher Landjunker ins Leben eingeführt — „brought out," sagt der praktische Angelsachse — hier suchen sich schlanke Countesses durch Pracht und Mannigfaltigkeit der Toiletten zu überstrahlen, welch letztere dann wieder von den Organen der großen Welt, den „Society Journals", wie wichtige Tagesereignisse besungen werden. Düstere Orientalen, mit Diamanten so groß wie Erbsen am Turban, fitzen inmitten von Europens orden- und sternbekränzten Diplomaten und Prinzen. Der Osten und Westen, die alte und die neue Kultur begrüßen sich hier auf schwellenden Teppichen, inmitten von tropischen Blumen und Gewächsen, und die Maharadschas und Sultanssöhne haben hier Gelegenheit, die weißen Arme, die blühenden Wangen britischer Ballköniginnen zu bewundern. Lockere Dandies beäugeln kokette Peeresses und machen in ihren „smart sets", den engeren Zirkeln der flotten Jugend, die tolle Lebenslust zum höchsten und einzigen Gesetze. In ihrem Kreise, dem die Sitten der guten alten Zeit etwa so heilig sind wie den Helden Byrons oder Bulwers, wird hoch gespielt und schwer getrunken. Für die Ehescheidungsprozesse, die John Bull gern in seinem Morgenblatte dargestellt sieht, häuft sich hier das reichste Material an. Denn der Umgang der Herren und Damen, ob ledig oder verheiratet, ist von der ungezwungensten Art. Man könnte von den „flirtations" in den Sälen von Mayfair ganz wundersame Geschichten erzählen.

Aber eine solche Londoner Saison ist nur ein kurzer Rausch und Taumel, der höchstens vom März bis zum Juli dauert. Denn sobald sich die sommerliche Tagung des Parlaments ihrem Ende naht, da fliegt und schwirrt alles wieder hinaus auf die Schlösser der Ahnen, auf die erfrischenden Fluren, und in der stillen Einsamkeit des väterlichen Parks träumt dort die blonde Lady Alice von dem dunkeläugigen, flotten Dandy, der ihr auf dem Balle der Lady Grosvenor (spr. gro-we-nör) so süße und ganz unvergeßliche Dinge ins Ohr zu raunen wußte.

Hch. Baumann.

Die Bewohner der Insel Formosa.

Von

Wilhelm Stoß.

Kurz nach der Ratifikation des Friedens zwischen China und Japan meldete der Telegraph, daß die Japaner die Insel Formosa, „das Thor des Südmeers", feierlich in Besitz genommen hätten. Voraussichtlich wird dieser Siegespreis den Japanern noch manche Kämpfe kosten. Schon die chinesische Herrschaft auf der Insel war zum großen Teil bloß nominell und in Wahrheit nur auf einzelne Küstenstriche beschränkt. Noch viel mehr werden sich die Japaner mit Gewalt und auf friedlichen Wegen die Insel erst erobern müssen. Zudem ist die chinesische Bevölkerung ein aus Flüchtlingen, Seeräubern und nachgezogenen Einwanderern bestehendes, der chinesischen Regierung unbotmäßiges Konglomerat, das sich schon früher wiederholt gegen die kaiserliche Regierung selbst, wie gegen eroberungslustige Fremdlinge gewaltsam aufgelehnt hat. Auch neuerdings sind diese Elemente keineswegs gesonnen, sich den Friedensabmachungen gehorsam zu unterwerfen, vielmehr ist auf Formosa, wie der Telegraph meldete, die Republik ausgerufen worden. Ueber die übrigen Bewohner der Insel haben wir in neuester Zeit durch die Berichte einzelner Reisenden und durch ein Werk des französischen Konsuls Imbault-Huart Genaueres erfahren. Darnach besteht die Bevölkerung Formosas außer den die West- und Nordküste, zum Teil auch die Ostküste bewohnenden Chinesen aus drei Elementen: 1) aus der wilden Urbevölkerung, den Tschehuan, 2) aus den chinesifizirten Wilden, den Pepohuan, und 3) aus älteren, zum Teil mit den Eingeborenen vermischten chinesischen Einwanderern, den Hakka.

Die unabhängigen Eingeborenen bewohnen den gebirgigen östlichen und südlichen Teil der Insel. Sie werden von den Chinesen Tschehuan, das heißt Ganzwilde, genannt und diesem Namen entsprechend auch gefürchtet. Denn des Tschehuans Dichten und Trachten von frühester Jugendzeit an ist die Erbeutung eines Chinesenkopfes. Schon die Knaben üben mit ihren hölzernen Messern unter einander die Handgriffe des Halsabschneidens. Während der Chinese mit List und Gewalt in die Wälder der Wilden vordringt, um die kostbaren Kampferbäume zu fällen, lauert der Wilde ihm auf, um, wo er nur kann, seines Kopfes habhaft zu werden. Mit Zopf und Schädel des ermordeten Chinesen schmückt er seinen Speer und die Thür seiner Hütte. Ihrer Abstammung nach sind die Tschehuan Malaien. Dies beweisen nicht nur ihre Sprache und Körperbeschaffenheit, sondern auch viele ihrer Sitten, wie die erwähnte Kopfräuberei, das gemeinsame Schlafen der Jünglinge und unverheirateten Männer eines Dorfes, die Blutrache, die Ehrfurcht vor dem Alter und Tabusatzungen. Wie bei den Südseeinsulanern herrscht bei ihnen die Tradition, daß sie von Sonnenuntergang hergekommen seien. Daß sie in ihrer Abgeschlossenheit mit der Entwicklung ihrer malaiischen Rassegenossen nicht gleichen Schritt halten, ja sogar manche Kunst, wie die echt malaiische der Schiffahrt, wieder verlernten, ist nicht zu verwundern. Aehnliches sehen wir bei den Bewohnern der Samoainseln, die einst so erfahren in der Schiffahrt waren, daß man ihren Inseln den Namen „Schifferinseln" gab. Heute ist bei ihnen keine Spur dieser Kunst mehr vorhanden.

Obschon die Tschehuan in viele Stämme geteilt sind — es sollen mehr als hundert sein — die sich fortwährend unter einander bekriegen, kann man die nördlichen, mittleren und südlichen Stämme zu besonderen Gruppen vereinigen, die abweichende Sprachen reden. Alle leben fast ausschließlich von der Jagd und Räuberei. Was sie sonst brauchen, liefert ihnen die freigebige Natur ihres Landes, wo Ananas, Zitronen und Bananen in Menge gedeihen. Angebaut wird außer etwas Reis und Bataten von ihnen nur Tabak, der Männern und Weibern ein unentbehrliches Genußmittel geworden ist. Im Dickicht des Urwaldes bewohnen sie kleine Walddörfer, die aus niedrigen Bambushütten bestehen.

Sie sind ein großer, kräftiger Menschenschlag mit langen Beinen, großen Füßen und dunklen, weitgeöffneten Augen. Ihre Haut ist schwarzbraun, das Haar schwarz und straff, bei den Männern über der Stirn kurz, sonst lang herabfallend. Der Bart wird durch frühzeitiges Ausrupfen der Haare beseitigt. In den durchbohrten Ohren tragen die Männer große Ringe, die Frauen Bambusstäbchen und Schnüre von Perlen und bunten Samenkörnern. Wie die Frauen tätowiren sich auch die Männer, aber nur solche, die sich im Kriege ausgezeichnet haben. Für jeden erbeuteten Chinesenkopf wird eine federartige Figur eintätowirt, mancher

Digitized by Google

Tschehuan trägt nahezu ein halbes Hundert solcher Zeichen. Die Zähne schwärzen sie mit Kalk und Betelnüssen. Die Augenzähne werden den Knaben frühzeitig ausgeschlagen.

Die Kleidung ist, je weiter nach Süden, um so primitiver. Eine Kopfbedeckung aus Hirschfell oder Stroh tragen nur die Männer. Im äußersten Süden tragen Männer und Weiber nur einen schmalen Lendenschurz, aus den Fasern der Chinanessel gewoben. Ihre Waffen sind außer langen Luntenflinten Lanzen, Messer, Bogen und Pfeile. Kriegerisch, trotzig, ja rachgierig, sind sie andererseits gastfreundlich und halten ihr gegebenes Wort. Hat ein Europäer sich mit einem Eingeborenen verbrüdert, das heißt beim gemeinsamen Mahle eine Schale Samschu geleert, dann ist er auf seiner Wanderung im Gebirg vor jedem Ueberfall sicher. Der wilde „Bruder“ begleitet und beschützt ihn wie einen Stammesgenossen.

Die Religion der Tschehuan scheint sich auf Anbetung eines großen Geistes zu beschränken, den sie sich in menschlicher Gestalt, als Kriegsgott, der über Sieg oder Niederlage entscheidet, denken. Sie glauben an ein Fortleben nach dem Tode, und zwar ist das Jenseits für die am schönsten, welche die meisten Chinesenköpfe im Leben erbeutet haben. Wie alle Naturvölker, glauben sie an gute und böse Geister. Regen, Blitz und Donner werden von besonderen Geistern erzeugt. Die Erdbeben verursacht ein großes Schwein, das sich an einem im Gebirge befestigten eisernen Pfahle reibt. Auch die Kosmologie der Tschehuan ist eine sehr naive. Die Sonne dreht sich um die Erde, die Erde ist flach, auf der unteren Seite von behaarten Menschen bewohnt. Die ersten Menschen und Tiere sind einem Bambusstrauch entstiegen.

Die Ehe wird leicht geschlossen, aber auch leicht wieder gelöst. Sonst nimmt die Frau eine geachtetere Stellung ein, als unter anderen Naturvölkern. Sie gilt bei Feindseligkeiten der Stämme als geheiligte Mittelsperson, unter deren Geleit man sicher ist. Als die Kuluts, ein Stamm im Süden, einen amerikanischen Kapitän mit Frau ermordet hatten, zeigten sie aufrichtige Reue, als sie ihren Irrtum erkannten. Daß auch mit diesen Wilden auszukommen ist, beweist folgender Vorgang. Eine Gesellschaft englischer Offiziere von einem Kriegsschiffe landete auf der Insel, begegnete einem Trupp mit Luntenflinten bewaffneter Wilden und forderte diese zu einem Wettschießen heraus. Man befestigte eine Scheibe an einem etwa hundert Schritte entfernten Baume und die Offiziere schossen gut darauf, ohne jedoch die Eingeborenen zum Staunen zu bringen, die nun, als die Reihe zum Schießen an sie kam, wie ein Mann sich in die Büsche schlugen, durch das Unterholz auf dem Bauch bis auf etwa drei Schritte vor die Scheibe hinkrochen und diese dann natürlich genau ins Zentrum trafen. Als die Engländer gegen diese Art des Schießens Einspruch erhoben, meinten sie, dies sei die Art und Weise, wie sie die Chinesen niederschössen.

Gegen diese allerdings kennen sie kein menschliches Mitgefühl. Viele Hunderte von Chinesen werden jährlich von ihnen ermordet, während ihrerseits die Chinesen, denen die Regierung für jeden Tschehuankopf 64 Mark bezahlt, es nur auf vier bis fünf Köpfe im Jahre bringen.

Während die Tschehuan sich ihre Unabhängigkeit bewahrt haben, haben sich die Pepohuan, die Halbwilden, den chinesischen Einwanderern unterworfen. Sie wohnen sowohl an den Küsten als auch in den Hochthälern des Innern. Obschon sie sich mit den Chinesen nicht vermischt haben, nahmen sie doch von diesen Sitten, Kleidung, Sprache Schrift und Religion an. Unter sich sprechen sie malaiisch, im Verkehr mit den Chinesen chinesisch. Wie die Chinesen tragen sie Hosen, Kittel und Jacken, als Kopfbedeckung eine turbanähnliche Binde. Sogar die Unsitte der Verkrüppelung der Füße haben zum Teil die Frauen angenommen. In ihren Hütten thronen bunte chinesische Götzenbilder. Doch hat auch das Christentum bei ihnen schnell Eingang gefunden, wodurch ihrer Vermischung mit den Chinesen entgegengewirkt worden ist. Der englische Missionar Mackay bekehrte allein in der Kapsulanebene in Nordformosa sechstausend Pepohuan. Er wirkte auf sie am meisten durch einfache Gleichnisse moralischen Inhalts, während er in chinesischen Orten über Sätze des Konfucius, die das Christentum erst verwirklichte, predigte.

Nur ausnahmsweise sind die Pepohuan noch Jäger, die meisten Ackerbauer. Auch von diesen sind nur wenige selbständig, viele sind den Chinesen verschuldet, für die sie deshalb Frondienste leisten müssen. Außerdem vermitteln sie den Handel zwischen den Wilden und den Chinesen. Sie erhalten von letzteren Feuerwaffen, Pulver, Blei, Messer, Salz, Reisbranntwein und andere Gebrauchsartikel und tauschen dafür Felle, Hanf, Gewebe und Kampfer aus. An der Küste treiben die Männer Fischerei, die Frauen gewinnen aus Seewasser Kochsalz.

Die Männer der Pepohuan sind groß, bronzefarbig, haben frei blickende, glänzende Augen, schwarzes Haar, teils glatte, teils hervortretende Nasen. Die Frauen sind von zierlicherem Körperbau und hellerer Hautfarbe und fallen durch ihre tief schwarzbraunen Augen auf. Obschon sie sich, wie die Chinesinnen, sehr frühzeitig verheiraten, altern sie doch nicht so schnell wie diese.

Die Pepohuan werden von den Chinesen, die sie als Vorhut gegen die gefürchteten Wilden gebrauchen, nicht gewaltthätig, sondern mit List unterworfen. Wie schon im 17. Jahrhundert die Holländer, lassen sie ihnen äußerlich eine gewisse Selbständigkeit, wie die Wahl von Häuptlingen, die Streitigkeiten zu schlichten und die Dorfschaften zu vertreten haben. Wirtschaftlich sind sie durch die schlauen Chinesen sehr heruntergebracht. Der Chinese borgt dem Pepohuan Geld zum Ankauf einer Kuh oder einer Jagdflinte, verleitet ihn zum Branntweintrinken und Opiumrauchen und macht ihn, nachdem er ihm Haus und Hof gepfändet, schließlich zum Sklaven.

Ueber die Anzahl der Pepohuan läßt sich, ebenso wie über die der Tschehuan, Genaues nicht angeben. In einem Bezirke an der Ostküste sollen, von den Chinesen gewaltsam aus dem Norden verdrängt, viertausend in fruchtbarem Gelände wohnen.

Das dritte Volkselement Formosas bilden die Hakka. Sie sind Nachkommen der schon vor Jahrhunderten aus der festländischen Provinz Kuangtung eingewanderten Chinesen, die sich mit der malaiischen Urbevölkerung der Insel vermischten. Namentlich verbanden sich Chinesen mit eingeborenen Malaiinnen, deren Nachkommen, im Gegensatz zu den schlitzäugigen Chinesen, durch große, funkelnde, schwarze Augen auffallen, um so mehr, da sie den chinesischen Zopf beibehalten haben. Die Hakka leben auf der Hügelregion, zwischen den Chinesen der Küste und den wilden Eingeborenen im Gebirge. Sie treiben Viehzucht und bringen Wolle, Kampfer und Ingwer in den Handel. Außerdem sind sie die Schmiede der Formosaner. Sie liefern den Eingeborenen Flinten und Messerklingen. In Sitten und Gebräuchen sind sie von der herrschenden, die Küstengebiete bewohnenden chinesischen Bevölkerung der Insel wenig zu unterscheiden. Diese, die größere Hälfte der auf drei Millionen geschätzten Bewohner der Insel, unterscheiden sich wiederum in nichts von den Chinesen des Mutterlandes. Wie dort sind ihre Städte gebaut, ihre Theepflanzungen und Reisfelder angelegt, wie dort wohnen sie und kleiden sie sich, wie dort sind sie fleißig und genügsam.

Bei ruhiger Entwicklung der bisherigen Verhältnisse auf der Insel wäre es wohl nicht zweifelhaft gewesen, daß sich die Pepohuan und schließlich auch die Tschehuan allmählich den vordringenden Chinesen hätten unterwerfen müssen. Wie sich unter der neuen Herrschaft die Dinge gestalten werden, läßt sich nicht voraussagen, aber annehmen darf man wohl, daß die Japaner, die im letzten Kriege eine so schneidige Energie entwickelt haben, auch mit den Rebellen auf Formosa fertig werden. Ganz leicht dürfte ihnen diese Aufgabe allerdings nicht fallen.

Aphorismen.

Von

A. Stier.

Der Meister wird zum Größten taugen,
Der ein Stümper bleibt in den eigenen Augen;
Doch schlimm ist's um das Werk bestellt,
Wenn der Stümper sich für einen Meister hält.

*

Geht Kunst nach Brot, wer will sie drum verachten?
Muß ohne Brot der Künstler doch verhungern;
Doch soll sie nicht nach Leckerbissen lungern
Und nach dem Luxus dieser Erde trachten.

*

Der edle Same kaum dem Grund entsprießt,
Da schon das Unkraut hoch in Blüten schießt.

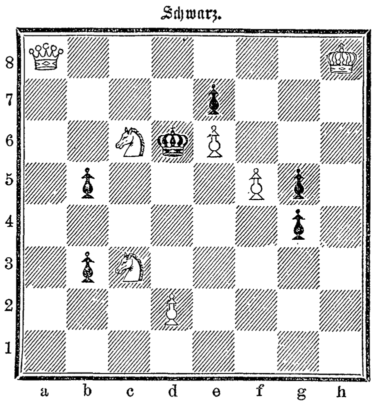
Schach.

(Bearbeitet von **E. Schallopp.**)

Aufgabe 32.

Von **Isidor Groß** in Karlstadt (Kroatien).

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 28 S. 624:

W. 1) Sh6—g8
S. 1) Kd5—e5: [c5]
W. 2) d2—d4†
S. 2) K—d5, e4
W. 3) Sg8—f6 matt.

A.

S. 1) d6—e5:
W. 2) Sg8—e7†
S. 2) Kd5—c5, d6
W. 3) Da4—b4 matt.

B.

S. 1) Lf5—e4
W. 2) Sg8—e7†
S. 2) Kd5—e5: [c5]
W. 3) Da4—a1 [b4 ꝛc.] matt.

C.

S. 1) e3—d2:, L beliebig anders
W. 2) Sg8—f6†
S. 2) Kd5—e5:, c5
W. 3) Da4—a1, Le5—d4 matt.

Schachbriefwechsel.

E. B. in Liegnitz. Ihr Erzeugnis hat nicht die Eigenschaften einer Aufgabe; es stellt höchstens ein Endspiel dar, und obendrein ein ziemlich leichtes.

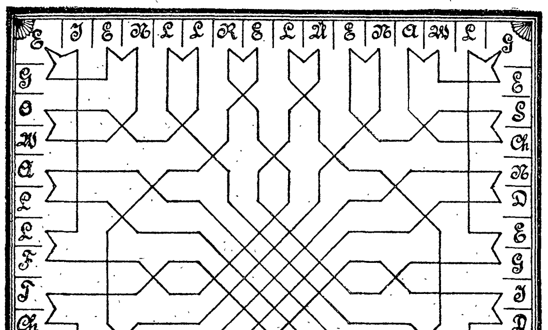
G. E. in B. Unrein ist eine Mattstellung, wenn dem schwarzen König das eine oder andere Feld aus mehr als einem Grunde verschlossen ist; man sucht dies nach Möglichkeit zu vermeiden. In Ihrer Aufgabe ist das einemal d4, das anderemal f4 durch Läufer und Springer versperrt, in einer dritten und vierten Wendung f6 durch König und Läufer bezw. König und Turm. Vielleicht gelingt es Ihnen, auch diesen Mangel wenigstens in einigen Fällen noch zu beseitigen.

K. K. in Haslach. Zu Nr. 29 sandten Sie den richtigen Lösungszug, behandeln aber die Aufgabe zu flüchtig und liefern deshalb keine vollständige Lösung.

Richtige Lösungen sandten ein: Sechzehnjähriger in Königsberg (Preußen) zu 27 und 28; J. Gr. in Karlstadt (Kroatien) zu 29; R. H. in N. (Poststempel Wielitzken) zu 28 und 29, sowie zum Schluß der Partie 12.

Für müßige Stunden.

Kombinations-Aufgabe.



Welchen Text ergeben die Buchstaben der vorstehenden Figur, richtig verbunden?

Zweisilbige Charade.

Wer kann die Erste wohl erblicken,
Wenn heimisch er in deutschen Gaun,
Und ohne jubelndes Entzücken
Auf ihre Schönheitswunder schaun!

Voll Liebe zu dem Vaterlande,
In frohem Stolz die Brust sich hebt,
Denn mit des Reiches Einheitsbande
Ist fest die Erste auch umwebt.

Der Zweiten gilt ein rastlos Jagen
Und überall wird sie begehrt,
Ob solch ein Kämpfen, Ringen, Wagen
Auch oft an Leib und Seele zehrt.

Und kann sie wahres Glück begründen,
Hängt inn'rer Friede von ihr ab?
Wohl mag sich beides ihr verbinden,
Doch sie allein es niemals gab.

In eines Meisters Ruhmeskranze,
Den ihm die Kunst gewunden hat,
Erglänzt für ewig auch das Ganze
Als unverwelklich frisches Blatt.

(M. Sch., Kassel.)

Auflösung der fünfsilbigen Charade Seite 688:

Gardinenpredigt.

Rätsel.

Ich bin ein Gut, ein vielgeliebtes;
So mancher schätzt mich zwar gering,
Doch keinen hier auf Erden gibt es,
Der ohne mich zu sterben ging.
Die mit mir tändeln, sind verächtlich:
Sie reizt die Lust, reizt die Gefahr.
Auch deren Zahl ist ganz beträchtlich,
Die gern mich opfern — Jahr für Jahr!
Wenn Hauptwort dien' ich jedem Esser
Als unverdiente Gnadenfrist.
Laß mich als Zeitwort, bist du besser,
Wie jeder kalte Egoist.
Als Hauptwort mußt du mich schon lassen:
Das Opfer ist des Preises wert!
Dein Eigentum magst du verprassen,
Mich läßt du sicher unbeschwert.
Der Weise läßt am End' mich gerne.
Bin ich auch eignen Willens bar,
Heißt mein Gebot: „Lieb, bet und lerne!“
Ein Rätsel bleib' ich — aber wahr!

Dr. R. — Ch.

Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 688:

Na (nein), so wie die drei Bub'n hob i do (doch) mei Lewe nix g'sehn; do kenns (können's) sich no 'was drauf ei'bild'n, Herr Roth (Rat); es (ös ihr) wollt's g'wiß a olle (alle) Officiere were (werden), net?

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Ueber Land und Meer.

№ 37.

Aus Zeit und Leben.

Franz von Suppé.

Franz von Suppé, der am 21. Mai in Wien verstorbene Tonmeister, war am 18. April 1820 zu Spalato in Dalmatien als Sohn eines österreichischen Beamten geboren. Nach den Wünschen der Eltern sollte er die akademische Laufbahn einschlagen, und mit neunzehn Jahren bezog er auch die Wiener Universität, doch zog ihn das Studium der Musik mehr an. Er lernte mehrere Instrumente spielen und nahm bei Simon Sechter und Ignaz Xaver von Seyfried Unterricht in der Kompositionslehre. Seine erste Stellung erhielt er als Aushilfskapellmeister am Theater in der Josefsstadt. Nach einigen Jahren des Wanderlebens wurde er an das Theater an der Wien berufen, schrieb nun für viele Lokalpossen die Begleitmusik und komponirte zahlreiche Operetten und Vaudevilles, von denen wir nur die bekannteren anführen: „Zehn Mädchen und kein Mann“, „Flotte Bursche“, „Das Corps der Rache“, „Piquedame“, „Die schöne Galathea“, „Leichte Kavallerie“, „Franz Schubert“, „Banditenstreiche“, „Die Prinzessin von Dragant“, „Fatinitza“, „Boccaccio“. Neben den angeführten Werken war es namentlich die Ouvertüre zu „Dichter und Bauer“, welche seinen Namen volkstümlich machte. Für diese Komposition, welche weltberühmt wurde und dem Verleger ein Vermögen einbrachte, hatte Franz von Suppé seinerzeit nur ein Honorar von 40 Gulden erhalten.

Von der großen Beliebtheit des Verewigten zeugte die Trauerfeier, die am 23. Mai unter zahlreicher Beteiligung in

Franz von Suppé.

der Hof- und Stadtpfarrkirche zu St. Augustin stattfand. Die provisorische Beisetzung erfolgte auf dem Zentralfriedhofe, in einem von der Stadt Wien bewilligten Ehrengrabe.

Das neue Kaiserbad in Karlsbad.

Die rührige Stadtverwaltung von Karlsbad hat den weltberühmten Kurort um einen neuen Prachtbau bereichert, das im französischen Renaissancestil nach Plänen der Architekten Fellner und Hellmer erbaute Kaiserbad. Auf dem Gebiete des ehemaligen Brauhauses neben der sogenannten alten Wiese belegen, wendet der Bau seine Vorderseite der Stadt zu. Ueber die prächtige, von Loggien flankirte Freitreppe gelangt man in die von Säulen getragene Vorhalle, an welche sich zu beiden Seiten vornehm ausgestattete Warte- und Ruhezimmer anschließen. Zu den oberen Stockwerken führt eine künstlerisch reich ausgeschmückte Treppe, doch kann man sich auch des elektrischen Aufzuges bedienen. Während sich im untern Erdgeschoß die Anlagen für Kaltwasser-, Dampf- und Heißluftbäder befinden, enthält das obere Erdgeschoß wie auch der erste Stock die Zellen für Moorbäder, der zweite diejenigen für Mineralbäder. Das ganze obere Stockwerk des Vorderbaues nimmt der Saal für Heilgymnastik ein, der zu den großartigsten seiner Art gehört und gegen sechzig verschiedene Vorrichtungen, größtenteils unter Anwendung der Elektrizität, aufweist. Selbstverständlich haben bei allen Einrichtungen die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft und Technik sorgfältige Berücksichtigung erfahren, und von der Gediegenheit des gesamten Baues zeugt allein die Thatsache, daß seine Herstellung einen Aufwand von beinahe zwei Millionen Mark erfordert hat.

Das neue Kaiserbad in Karlsbad. Nach einer Aufnahme von Karl Pietzner, k. u. k. Hofphotograph daselbst.

Digitized by Google

Briefmappe.

Freund der deutschen Sprache. Gewiß sind wir dafür, daß die Fremdwörter nach Möglichkeit durch sinnfällige Ausdrücke unserer Sprache ersetzt werden, aber man soll die Verdeutschungssucht nicht zu weit treiben, nicht Wörter, die sich vollständig eingebürgert haben und deren fremde Herkunft dem Volke gar nicht mehr bewußt ist, zu verdrängen suchen. Sonst gelangen wir zu Ungeheuerlichkeiten, wie sie einst Philipp von Zesen und seine Nachfolger allen Ernstes vorschlugen Möchten Sie wirklich statt Fenster (fenestra) „Tageleuchter“ sagen, statt Kloster (claustrum) „Jungfernzwang“, statt Koch (coquus) „Suppenschmied“ und statt Student „lateinischer Handwerksgeselle“?

Dichterling. Kettenverse, wie sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch sehr beliebt waren, sind solche, in denen das erste und das letzte Wort desselben Verses und die Mittelwörter des ersten und zweiten Verses sich reimen. Als Beispiel führen wir aus einem Carmen auf König August den Starken folgende Probe an:

Mehre fort Augustus Zeit dieses Mannes Glück und Ehre,
Treibe dessen Herrlichkeit ferner bis zur Sonnenscheibe!
Not und alles Unglück weiche, endlich soll ein sanfter Tod
Ihn zum hohen Himmelsreiche, zu der größten Freude ziehn.

H. L. in Prag. Solche Auskünfte erteilen wir nicht. Uebrigens finden Sie Autoritäten genug in Ihrer Heimat.

Maria M. in Z. Am besten unterrichten Sie sich aus der jüngst in neuer Auflage erschienenen Schrift: „Beschreibung und Regeln für das Lawn Tennis-Spiel“ von Ernst Küster (Frankfurt a. M., Küster Perry & Comp. Nachfolger, 50 Pf.). Der Verfasser gibt seine Anweisungen genau nach den englischen Klubregeln.

Naturfreund in Danzig. Dem von ihnen neu entdeckten Bestandteile unserer Atmosphäre haben die englischen Naturforscher Lord Raleigh und William Ramsay den Namen „Argon“ gegeben. Darzulegen, wie es sich hiermit verhält, würde über den Rahmen eines Familienblattes hinausgehen, und so müssen wir Sie schon an die wissenschaftlichen Zeitschriften verweisen.

Fr. v. Z. in St. Um Ihnen das Muster eines Fehdebriefes zu geben, wählen wir die Absage aus, welche zu Pfingsten 1391 der Graf Otto zu Solms der Stadt Frankfurt a. M. übersandte. Das Schriftstück lautet wörtlich: „Wisset Burgermeister, Scheffen und Rat und die Stadt gemeynlichen zu Franckfurth, daß ich Otto Graffe zu Solms euer fiend will sin und wil des min Ere ane uch bewaret han. Gegeben under myn Ingeß uff den Montag nest dem Pingestage Anno Dom. MCCCLXXXXI.“

F. v. R. in C. Wie Sie sehen, haben wir uns beeilt, Ihren Wunsch zu erfüllen. Unser Bild zeigt die beiden Hamburger Journalisten, welche infolge einer Wette einen Rundmarsch durch Europa angetreten haben; der Herr in sitzender Haltung ist Dr. W. Danneil, der aufrecht stehende Herr Arthur Thielheim. Die Herren brachen am 2. April von Hamburg auf und nahmen ihren Weg über Berlin, Prag, Wien und Budapest nach Bukarest. In Konstantinopel gedenken sie am 2. September einzutreffen und von dort zu Schiff nach Aegypten zu fahren. Der Rückweg führt über Italien, Spanien und Frankreich, und spätestens am 1. April 1896 müssen die Wanderer, wenn die Wette gewonnen sein soll, wieder in Hamburg anlangen. Erschwerend bei der Wette, bei welcher es sich um den Betrag von 20,000 Mark handelt, ist der Umstand, daß die Herren an Reisegeld nicht mehr als 250 Mark mitnehmen durften. Ein üppiges Leben können sie also auf ihrem Rundmarsch nicht führen.

Margarete in C. Eleonore Duse war in Paris schwer an Neurasthenie erkrankt, hat sich aber inzwischen erholt und nach England begeben. Indessen soll vor einem halben Jahre an ihr Wiederauftreten auf der Bühne nicht zu denken sein.

D. N. in Sch. Ja, der „Grüne Heinrich“ ist zum weitaus größten Teile in Berlin geschrieben worden. Näheres hierüber bei Jakob Bächtold: „Gottfried Kellers Leben“ (Berlin, Hertz).

Wettende in Sehl. Die Stadt Havanna und deren nächste Umgebung weisen über 100 Anstalten zur Fabrikation von Cigarren auf. Die Ausfuhr betrug (im Jahre 18?8) nahezu 219 Millionen Cigarren und gegen 27 Millionen Päckchen Cigarretten.

Richtige Lösungen sandten ein: Ferdinand Ohlig in B. (3). A. B., Chalet Viktoria, Schweiz (3). Erna Vogel in Elberfeld (2). Felix Heilmann in Magdeburg (5). Dr. Wandel in Triest (4). Konrad Bernhardt in Berlin. „Minchen und Traudchen“ in Bad Ems (7). Heinrich G . . . l, stud. med. in Göttingen (2). Elise Dreßler in Hannover (3). Jakob und Ernst Winter in Zürich. Wilhelm Magowski in Königsberg in Pr. (3). Albert Wirth in Christiania (5). A. Krütgen in Halle a. S. (5). Johanna H. in C. (3). „Moselblümchen“ in Koblenz (4). „Abonnent am Pilatus“ (8). Arthur Klink in Spandau (3). Anton Pfriemer in Wien. „Käthe“ in Frankfurt a. M. Die „kleine Ella“ in Hamburg (2). F. K. in St. Ingbert.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer“** (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

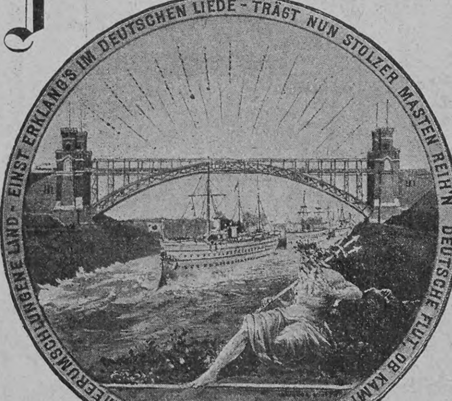
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile **1 M. 80 Pf. Reichswährung,** für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Belehrung über das Stärken und Plätten.

Das Stärken und Plätten der Kragen, Manschetten, Hemden 2c. gehörte bisher zu denjenigen Haushaltungsgeschäften, an welche die Hausfrau immer mit einem gewissen Unbehagen ging, weil der Erfolg ihrer mühevollen Thätigkeit kein gesicherter war. Die Ursache hiefür lag hauptsächlich in dem Umstand, daß die zur Verwendung gekommene Stärke von den Fabriken nicht in der Vollkommenheit geliefert werden konnte, wie dies für den praktischen Gebrauch nötig gewesen wäre. Früher verwendete man allgemein Weizenstärke, die aber wegen ihres verhältnismäßig groben Kornes nur in gekochtem Zustand zum Stärken feiner Wäsche brauchbar ist; sie gibt zwar einen sehr steifen Apprêt, der aber nicht genügend weiß und elastisch ist, und die Stärke bleibt leicht am Eisen kleben. Da wurde in den 70er Jahren bei uns die in England erfundene Reisstärke eingeführt und zwar mit großem Erfolg, weil sie roh, d. h. ungekocht, zur Verwendung kommen kann und einen weißeren elastischen Apprêt gibt. Die Reisstärke hat nun zweifellos einen Teil der der Weizenstärke anhaftenden Mängel gehoben, allein sie war nicht im stande, dem inzwischen gestiegenen Luxus in der Wäsche zu genügen, denn man verlangt die Wäsche jetzt nicht nur außerordentlich steif und dabei doch elastisch, sondern sie soll auch einen schönen Glanz aufweisen. Diese modernen Ansprüche ließen das Glanzbügeln immer mehr aufkommen, so daß jetzt ein großer Teil des Publikums nur noch glanzirte Kragen und Manschetten trägt. Solchen erhöhten Anforderungen konnte jedoch die einfache Reisstärke entfernt nicht mehr entsprechen. Um dennoch das gewünschte Resultat zu erzielen, behalf man sich mit dem Beimischen der verschiedensten Zusätze wie Borax, Wachs, Gummi oder Glanzstärke; solche Beimischungen sind und bleiben aber ein ebenso zeitraubendes als schwieriges Geschäft, denn es gehört unbedingt viel Erfahrung dazu, um die Lösungen richtig zu machen und bei den verschiedenen Zusätzen das richtige Maß zu treffen. Um allen diesen Uebelständen abzuhelfen und dem Publikum ein vollständig fertiges, sicheres Stärkemittel zu bieten, hat die Ulmer Reisstärkefabrik von **Heinr. Mack** in Ulm unter Mithilfe der renommirtesten Plätterinnen des In- und Auslandes jahrelang praktische Bügelversuche anstellen lassen, welche schließlich zu der Erfindung von **„Mack's Doppel-Stärke“***) geführt haben. Dieselbe ist ein auf höchster Stufe der Vollkommenheit stehendes Stärkemittel, welches bereits alle nötigen Zusätze einschließlich der Glanzstärke enthält und **das Bügeln ungemein erleichtert.** Bei richtiger Verwendung von Mack's Doppel-Stärke kann man täglich mehrere Stunden Zeit ersparen und erzielt dabei noch ein ungleich schöneres Resultat als bei dem früheren Verfahren. Die mit Mack's Doppel-Stärke behandelte Wäsche bekommt außerordentlich viel Halt und Steifheit und ebenso einen prachtvollen Glanz. Um jedermann die richtige Anwendung von Mack's Doppel-Stärke vor Augen zu führen, hat der Fabrikant seine langjährigen Erfahrungen in einem kleinen Schriftchen, betitelt **„Mack's Plätt-Regeln“**, niedergelegt, welches derselbe gegen Einsendung von 20 Pfg. in Briefmarken überallhin franko versendet. Gegenüber einfacher Reisstärke ist der Preis für Mack's Doppel-Stärke nur unbedeutend höher, allein da bei dieser keinerlei Zusätze mehr gekauft noch beigemengt werden müssen, so ist sie in Wirklichkeit doch unbedingt die billigste. In den 12 Jahren, seit welchen Mack's Doppel-Stärke in den Handel gebracht wird, hat dieselbe nicht nur im Heimatland die größte Beliebtheit erlangt und sich thatsächlich den Ruf der besten Stärke erworben, sondern sie hat sich auch auf dem Weltmarkt eine erste Stelle erobert, denn Mack's Doppel-Stärke findet man nicht nur in ganz Europa, sondern selbst in Amerika, Südafrika, Indien und Australien. Ich glaube mir mit dem Hinweis auf die Vorteile dieses äußerst praktischen und bequemen Stärkemittels den Dank vieler Leserinnen erworben zu haben; bin ich doch überzeugt, daß die regelmäßige Anwendung desselben dazu beitragen wird, den Wäschetag zu verkürzen und dessen Unannehmlichkeiten zu verringern. **Else von Buch.**

*) Mack's Doppel-Stärke ist in allen größeren Kolonialwaren-, Droguen- und Seifengeschäften vorrätig und zeigt als Schutzmarke obige Abbildung.

Zur Einweihung des Nord-Ostsee-Kanals



empfiehlt die Kunstgewerbliche Anstalt von

Wilhelm Mayer Stuttgart

prächtig ausgeführte **Medaillen** in den Größen von 28, 35, 50 und 90 mm in echt und unecht. Nebenstehende Abbildung ist die Verkleinerung der großen 90 mm Medaille. Auf die Rückseite kommt bei den großen Medaillen **Kaiser Wilhelm II.** in Admiralsuniform, bei den kleinen Medaillen **Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich** und **Kaiser Wilhelm II.** Man verlange Prospekte. Das Porträt ist modellirt von **H. Dürrich**, Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Kassel.

Handels-Akademie Leipzig *Dr. iur. L. Huberti.*
Kaufm. Hochschule. ✤ Eigene Fachschrift.
Verlange Lehrpläne u. Probe-Nrn.

Müller-Akademie Worms. Beginn: 1. Okt. 1895. Direktion: Fritz Engel.

Krumme Beine verdeckt der **„Beinkorrektor“**, Preis M. 6.—
M. Wohlfart, Hamburg-Eilbeck.

Ausflug nach Norwegen und Spitzbergen
unter Führung des Nordpolfahrers Capt. Bade
auf d. Dampfern des **Norddeutschen Lloyd „Danzig“** u. **„Reiher“**. Abfahrt den 17. Juli von Bremerhafen. Reisedauer 30 Tage. Prospekte gratis beim **Norddeutschen Lloyd** in **Bremen** u. **Capt. Bade** in **Wismar** a. Ostsee.

Gegen Verdauungskrankheiten
und katarrhalische Leiden wird der
Radeiner Sauerbrunnen
mit bestem Erfolge angewendet.
Viele ärztliche Gutachten und Atteste.
Ausführliche Brunnenschrift gratis an allen Verkaufsstellen oder direkt von der Kuranstalt in Bad Radein, Steiermark.
Depot: **Wien I. Fleischmarkt 8.**

Illustr. Briefmarken-Journal. Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. in jed. No. wertvolle Gratisbeigab. giebt u. monatl. 2mal erscheint. Halbjährl. (12 Hefte) 1.50 M. Probe-No. 15 Pf. (10 Kr.) franco von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

Glafey-Nachtlichte, unübertroffen seit 1808, 6 mal prämiirt, silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1882 **„für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung.“** Ueberall vorräthig.

Zur Pflege der HAUT ist das beste Produkt die **CRÊME SIMON**
Unübertroffen für den **TEINT** und für die **Toilette** des **Gesichts** und der **Haende**
Nur echt mit der Unterschrift: *Simon*

Andreas Saxlehner in Budapest. kais. und kön. HOF-LIEFERANT.

Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser ist einzig in seiner Art.

Analysirt und begutachtet durch **Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.**

Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.
Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.

Saxlehners Bitterwasser

Anerkannte Vorzüge:
Prompte, verlässliche, milde Wirkung.
Leicht und ausdauernd vertragen.
Gleichmässiger, nachhaltiger Effect.
Geringe Dosis. Milder Geschmack.

In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:

Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung: Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug **„Andreas Saxlehner.“**

Saxlehners Bitterwasser

Gegen Stuhlverstopfung, Schwerverdaulichkeit, Hämorrhoidalleiden empfohlen! Wirkt mild, nicht heftig wie Rhabarber, Senna, Tamarinde u. drastischere Stoffe, regelt die Verdauung ohne Beschwerde in jedem Alter. Da minderwertige Nachahmungen, fordere man ausdrücklich „Liebe's echt. Sagradawein“; 1/2 und 1/1 Flaschen in den **Apotheken.**

Union-Seidenstoffe

sind die besten, — brechen nicht, werden nicht fettglänzend. Garantie für Echtheit und Solidität. Tausende von Anerkennungsschreiben. Porto- und zollfrei ins Haus zu wirkl. Fabrikpreisen. Beste u. direkteste Bezugsquelle für Private. Muster franko. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich

Königl. Spanische Hoflieferanten.

Kühlend, erfrischend und stärkend sind die Eigenschaften von **ROWLANDS' KALYDOR**

für Gesicht, Hände und Arme der Damen und alle sonstigen der Sonne und dem Staube ausgesetzten Teile. Es verhindert und entfernt Sommerflecken, Sonnenbrand, Röte, Runzeln etc., lindert und heilt Entzündungen, Insektenstiche, Hautausschläge etc., macht die Haut zart und schön und verleiht einen reizenden Teint. Als unschädlich garantirt. Man verlange in den Apotheken und Parfümerien **ROWLANDS' KALYDOR**, 20, Hatton Garden, London, und vermeide Nachahmungen des Kalydor, die Mineralgifte enthalten, welche für Haut und Teint schädlich sind.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**

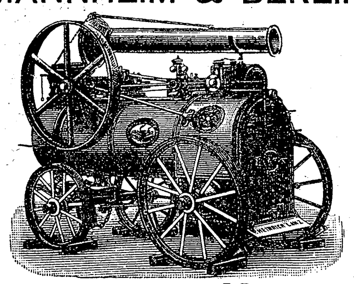
Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS. 33. Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

HEINRICH LANZ,

MANNHEIM & BERLIN.

Welt-Ausstellung Antwerpen 1894 „Grosser Preis"



Einzige höchste Auszeichnung für Lokomobilen für industrielle Zwecke

Lokomobilen von 2—150 Pferdekräften.

Special-Abtheilung für Industrie.

In den letzten zehn Jahren über 4000 Stück verkauft.

Im Brennmaterial-Verbrauch nachweisbar erheblich sparsamer wie stationäre Dampfanlagen mit eingemauerten Kesseln bei mindestens gleicher Leistungsfähigkeit, Dauerhaftigkeit und Betriebssicherheit.

SENFPFLASTER RIGOLLOT

Gegen **BLUTANDRANG, SCHMERZEN, KATARRH, INFLUENZA**, etc.

Für jede Familie unentbehrlich

Ist in Blechbüchsen von 10 Blatt in allen Apotheken der Welt erhältlich.

Man verlange auf jedem Blatt dem **Namen** und die **Adresse** des Erfinders.

P. RIGOLLOT, 24, Avenue Victoria, Paris.

Nervenleidenden

gibt ein Geheilter aus Dankbarkeit kostenfreie Auskunft über ein sicher wirkendes Mittel.

W. Liebert, Leipzig-Connewitz.

Man verlange gratis Katalog über

Kaiser-Wäschemangeln Wasch- u. Wringmaschinen

bei **B. Henle** in **Nürnberg 13.**

Magenleiden, Rheumatismus-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, Nieren-, Leber-Krankheiten

heilt **sicher** meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** zur Selbstbehandlung mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine franco, verpackt incl. Füllung u. 16seit. Anweisung mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; mit 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.

Gustav von Mayenburg, Dresden-N.

Fabrik v. Apparaten f. Gesundheitspflege.

Für Blutarme und Reconvalescenten.

D. R. P. No. 72168.

Ferratin

die Eisenverbindung der Nahrungsmittel.

In Originalflacons à 25 Gramm

Mk. 3. — per Flacon.

Ferratin-Chocolade-Pastillen.

In Originalcartons à 50 Stück

Mk. 3. 50 per Carton.

Zu beziehen durch die Apotheken und Detail-Droguerien.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen auf Papier und direkt auf Holz gedruckt. Preiscourant mit 1200 Illustrationen auch über Werkzeug u. Materialien 30 Pfg. Briefmarken.

Mey & Widmayer in **München.**

Hans von Bülow

fand die Pianinos aus der Fabrik von

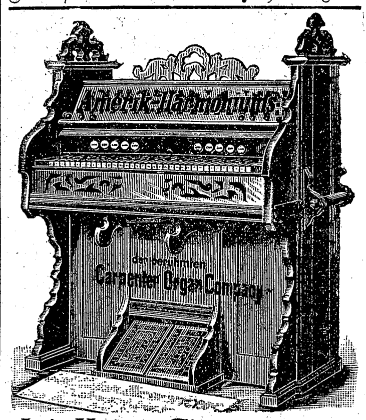
W. Arnold, Aschaffenburg,

als die besten und wählte eins zum eig. Gebrauch. Preisliste u. Bülows Original-Dankschreib. gratis.

Im wahren Sinne des Wortes

einen reinen „wie aus einem Ei geschälten" Teint erlangen Sie bei Gebrauch der **Crême Grolich** und **Grolichseife**, denn nur **Crême Grolich u. Grolichseife** entfernen Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte 2c. u. erhalten den Teint bis ins Alter blendendweiß und jugendlich frisch. Preis M. 2,—. Hauptdepot in der **Engeldrogerie Joh. Grolich in Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren Apothekern und Droguisten.

Reithosen nach englischem Schnitt billigst. **Paul Breitmeyer, Stuttgart.**



Jul. Heinr. Zimmermann

Musikexport, Leipzig.

Illustrirte Preisliste gratis.

Illustr. Romanbibliothek:

NEU! Durch alle Lande NEU!

Jährlich 12 Bde. in Roccoco-Originaleinband m. feinst. Illustr. u. Chromobildern geschmückt à 2 Mk. Zu haben in allen Buchhdlgn. u. bei B. Richter's Verlag in Chemnitz i/S.

Stottern heilt **C. Denhardt's Anstalt Dresden-Blasewitz** und die Zweiganstalt **Burgsteinfurt**, Westf. Honorar nach Heilung. Prospekte gratis. Herrliche Lage. **Aelteste, staatlich** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I.** ausgezeichn. Anst. Deutschlands.

Gestörtes Eheglück

entspringt oft kleinen Ursachen, z. B. der Ungemütlichkeit des Bügeltages, wo die Hausfrau und die Magd unter Glut und Arbeit leiden. Dieses wird vermieden durch das Plätten und Bügeln mit unserem Glühstoff (Patent Martin). Derselbe ist in Cartons zu 40 Pf., unser Patentplätteisen zu M. 3,50 in allen besseren Hausgeräte- und Eisenhandlungen zu haben. Man verlange aber ausdrücklich unsere echten Fabrikate. Wo nicht erhältlich, versenden wir als je ein Postpaket 4 Cartons Glühstoff und ein Plätteisen ab hier. Zu jedem unserer echten Plätteisen wird gratis ein Anglühapparat und eine Zange geliefert.

Deutsche Glühstoff-Gesellschaft, Dresden.

Das renommirte Versand-Warenhaus

Siegfried Schlesinger

Dresden

empfiehlt zu außergewöhnlich billigen **bisher unbekannten Preisen** alle in das

Möbelstoff- und Gardinen-fach einschlagenden Artikel.

Man prüfe Preise u. Qualitäten

und stehen reichhaltige Kollektionen bereitwilligst franko zu Diensten, von

Glatte Möbel-Plüsche Mtr. 2,50—7 Mk.
Gepreßte Möbel-Plüsche Mtr. 3—5 Mk.
Gemusterte Möbel-Plüsche Mtr. 5,50—12 Mk.
Moquette-Plüsche Mtr. 5,75—12 Mk.
Dekorat. Tician-Plüsche Mtr. 4 Mk.
130—160 cm Portièren-Friese Mtr. 1,90—4 Mk.
Portièren-Stoffe meterweise v. 0,65-2 Mk.
Portièren, abgepaßt, Paar 3,50—120 Mk.
Möbel-Damaste Mtr. 1,25—4,50 Mk.
Möbelripse und Crêps Mtr. 2,75—4,50 Mk.
Seiden-Damaste Mtr. 5,75—18 Mk.
Phantasie-Möbel-Stoffe Mtr. 1,35—15 Mk.

Schweizer u. engl. Tüll-Gardinen.
Linoleum, einfarb., Parket- und Teppich-Muster.
Granit-Linoleum.
Elsäßer bedruckte Möbel-Crêps.
Teppiche, Läufer, Tisch- und Bettdecken.

Das Angebot von **Restern und fehlerhaften Waren beruht auf Täuschung des Publikums.** Nach meinen Grundsätzen müssen **gute** und **reelle** Waren **billig** sein.

Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld, in jedem Maaß zu beziehen. Schwarze, farbige u. weiße Seidenstoffe, Sammte, Plüsche und Velvets. Man verlange Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

Dampfpflüge

Strassen-Locomotiven

Dampf-Strassenwalzen

liefern in den vollkommensten Constructionen und zu den mässigsten Preisen

John Fowler & Co., Magdeburg.

Machen Sie einen Versuch

mit **Bergmann's Lilienmilch-Seife,** und Sie werden gewiss finden, dass es die beste, mildeste und **reinste** Toilette-Seife ist, anerkannt vorzüglich zur Herstellung und Erhaltung eines **zarten, weissen, rosigen Teints,** sowie bestes Mittel gegen **Sommersprossen** und alle **Hautunreinigkeiten.** Vorrätig à Stück 50 Pfg. in den meisten Apotheken, Drogerien, Parfümerie- und Seifen-Geschäften. Nur echt von:

Bergmann & Co.

Zürich DRESDEN-RADEBEUL Tetschen-a/E.

Man verlange ausdrücklich die

Schutzmarke:

Zwei Bergmänner;

Schutz-Marke B&Co. Dresden

Zwei Bergmänner

denn es existiren viele wertlose Nachahmungen.

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift v. Prof. Dr. Oskar Liebreich. Verdauungsbeschwerden, Trägheit der Verdauung, Sodbrennen, Magenverschleimung, die Folgen von Unmässigkeit im Essen u. Trinken u. s. w. werden durch diesen angenehm schmeckenden Wein binnen kurzer Zeit beseitigt. Preis per Fl. 1 Mk. 50 Pf. u. 3 Mk. Bei 6 Fl. 1 Fl. Rabatt.

Schering's Grüne Apotheke in Berlin N., Chausseestrasse 19. (Fernsprech-Anschluss.)

Niederlagen in fast sämtlichen **Apotheken** und grösseren **Droguenhandlungen.**

Hoher Nebenverdienst

für gebild. Herren u. Damen durch Vertretung eines sehr vornehm. litter. Unternehmens. Adr. unter **A. S. 480 Postamt 30 Berlin W.**

Der vollkomm. u. beste Fahrstuhl

ist mein von Geheimr. Dr. **von Nußbaum** empfohl., in 20 verschied. Lagen leicht verstellbarer **Pat. Univ.-Fahrwagen, Fahr-Fauteil, Fahr-Chaiselongue, Fahrbett** 2c., alles in Einem darstelld., zum Selbstfahren mit Gummiräder, sowie jede Art **Rollstühle** von M. 34.— an.

J. Schöberl, Hoflieferant, **München.**

Illustr. Preiscourant bei näherer Bezeichnung der Artikel auf Wunsch gratis u. franco.

Carl Rissmann, Hannover,

Fabrikant der berühmten „Matchless"-Fahrräder. Seit 1879 eingeführt, wiederholt prämiirt. Bestes existirendes Fahrrad. — Billigste Preise bei coulanter Bedienung. Preislisten gratis.

Automat. Einbanddecken (Patent-Selbstbinder), für Journale, Musiknoten etc. empf., 1 Muster (f. Postanw.-Coupons) gegen 30 Pfg. (Briefmarken,) frco. Prosp. gratis. Balduin Oehme, Leipzig 34 E.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.

Breslau, Hambg., Dresd., Leipz., Münch.

Dr. J. Schanz & Co.

Patente

billigst, reell, sorgfältig, schnell

Vergünstigungen wie von keiner anderen Seite.

An- und Verkauf von Erfindungen.

Billigste Bezugsquelle für

Teppiche!

fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à **5, 6, 8, 10** bis **100** Mark. Prachtkatalog gratis.

Sofastoff-Reste!!

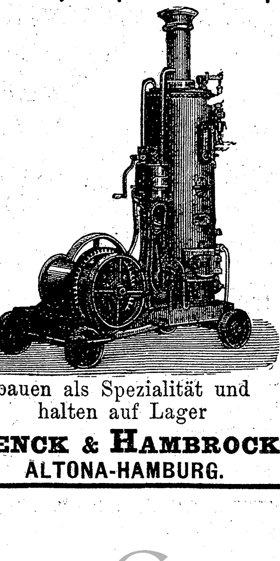
einfarbig und bunt spottbillig. **Proben frko.**

Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 158.

Fahrbare und feststehende

Dampfwinden,

Dampfkabel, Dampf- und Lufthaspel



bauen als Spezialität und halten auf Lager

MENCK & HAMBROCK,

ALTONA-HAMBURG.

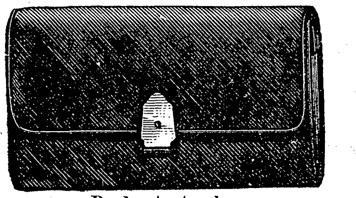
Digitized by Google

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

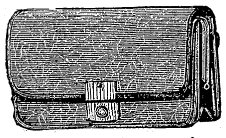
Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Abteilung: Reiseartikel.

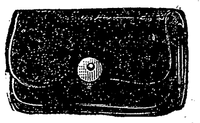
Für die Reise
empfehlen wir unsere reichhaltig sortirten Lager
sämtlicher Reiseartikel.



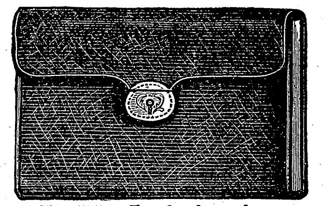
Banknotentasche. Schwarz. Vachetteleder, Lederfutter, Klappschloss, innen Notizbuch und verschiedene Taschen, für grosse Banknoten passend. **M. 10,50.**



Nr. 280. **Portemonnaie** Kapziegenleder, hochfein. **M. 8,—.**

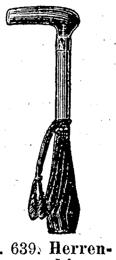


Nr. 236. **Portemonnaie,** echt Seehund, mit 4 Fächern, für Damen. **M. 3,50.**

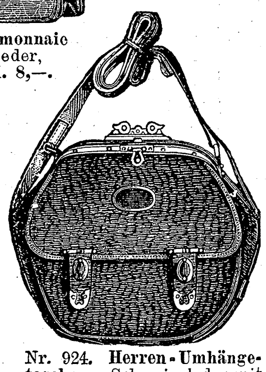


Nr. 575. **Tagebuch,** schwarzes Vachetteleder, Atlasfutter, zum Verschliessen. **M. 6,—.**

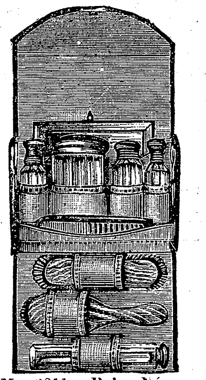
Nr. 841. **Reisekoffer** aus bestem braunen Segelleinen, mit 2 Seitenfalten, festem grauen Stofffutter, Metallbügel mit gutem Schloss und Sicherheitsverschluss, 48 Cm. lang, 33 Cm. hoch. **M. 20,50.**



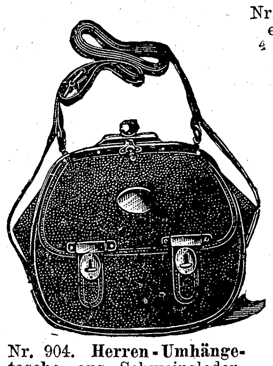
Nr. 639. **Herren-Regenschirm,** beste Monopolseide, in eleganter Ausführung. **M. 25,50.**



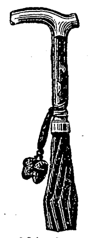
Nr. 924. **Herren-Umhängetasche** aus Schweinsleder, mit bezogenem Bügel, Nickelverschluss, Vortasche und sämisch Lederfutter, sehr haltbar, 23 Cm. lang, 19 Cm. hoch. **M. 15,—.**



Nr. 2311. **Reise-Nécessaire,** schwarzes Vachetteleder, Lederfutt., mit feiner vollständiger Einrichtung. **M. 23,75.**



Nr. 904. **Herren-Umhängetasche** aus Schweinsleder-Nachahmung, mit vernickelt. Bügel, verschliessb., sämisch Lederfutter, 21 Cm. lang, 18 Cm. breit. **M. 8,—.**



Nr. 632. **Herren-Regenschirm,** gute schwarze Serge, mit elegantem Stock. **M. 12,75.**

Nr. 722. **Handtasche** aus schwarzem Vachetteleder, mit Lederfutter, lackirtem Bügel, Nickelschloss zum Verschliessen, 36 Cm. lang, 22 Cm. hoch. **M. 13,50.**

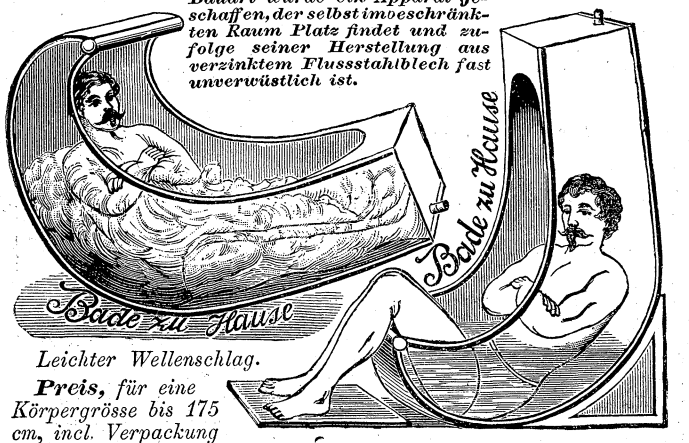
Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark. Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Unseren mit vielen Neuheiten und über 4000 Abbildungen ausgestatteten Haupt-Katalog versenden wir auf Verlangen überallhin unberechnet und portofrei.

Dittmann's patentirte

Wellenbadschaukel

vereint in sich die wichtigsten Badeapparate: sie bietet ein Voll-, Halb-, Sitz-, Kinder- und Dampfbad, sowie das nervenstärkende Wellenbad. Dieses Wellenbad wirkt so wohlthuend auf den Blutkreislauf und hinterlässt ein so unbeschreibliches Wohlbehagen, dass man sich geradezu verjüngt fühlt. Durch äusserst sinnreiche, ganz dem Körper angepasste Bauart wurde ein Apparat geschaffen, der selbst im beschränkten Raum Platz findet und zufolge seiner Herstellung aus verzinktem Flussstahlblech fast unverwüstlich ist.



Leichter Wellenschlag. *Sitzbad.*

Preis, *für eine Körpergrösse bis 175 cm, incl. Verpackung* ***42 Mark,*** **Dampferzeuger 10 Mark.**

Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 123.
Kommandantenstr. 60. — Fabrik sämtl. Badeapparate.

HERRENALB

Klimatischer Kurort im württembergischen Schwarzwald
zwischen **Wildbad** und **Baden-Baden.** — 365 Meter über dem Meer.
Eisenbahnstationen: Gernsbach—Karlsruhe—Ettlingen (Bad. Staatsbahn).
Neuenbürg—Höfen (Württemb. Staatsbahn).

Bäder jeder Art. Wasserheilverfahren. **Elektro-Therapie etc.**

Prospekte gratis durch Stadtschultheiß **Beutter.**

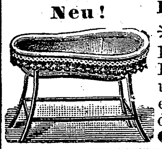
Luzern. Hôtel und Pension de l'Europe.
I. Ranges. 150 Zimmer. Billige Preise.
Bucher-Durrer.
Mit Dampfboot und Drahtseilbahn (Eröffnung im Laufe der Saison 1887) in 40 Minuten von Luzern auf dem Bürgenstock.

LUFTKURORT und PENSION
BÜRGENSTOCK
GEGENÜBER von LUZERN.
die Perle des Vierwaldstätter-See's
870 m üb. Meer 433 m ü. d. See.
Grossartiger WALDPARK ausgedehnte, ebene Spazierwege
Unvergleichliche Rundsicht.
PROSPECTUS franco
BUCHER-DURRER.

Luzern, Hôtel de l'Europe
Pegli b. Genua, Grand Hôtel
gleicher Besitzer.

Hôtel Stanserhorn
b. Luzern, 1850 m ü. M.
Stanserhornbahn 1 Stunde Fahrzeit, ab Luzern 2 Stunden.

Neu!



In höchsten und fürstl. Kreisen im Gebrauch.
✻ ✻ Reise-Sitzbad (Bidet). ✻ ✻
Dieses lässt sich **mit dem Sitzbecken** sofort so eng wie eine Büchermappe zusammenlegen u. im Koffer od. Reisetasche unterbringen. Auch für Haus sehr bequem. Preis aufs eleganteste u. solideste ausgest. **15 Mark;** verpackt u. frko. durch ganz Deutschland **16 Mark nur** durch die Fabrik von
Gge. Chemin-Petit Nachf. ✻ Dresden-Neustadt.

— Ehren-Diplom — Silberne Medaille —

Dr. Köllner's Kurh. u. Pens. auf d.
Hainstein
b. d. Wartb. Eisenach, Sommerfr. auch f. Nichtkurgebr. Prosp. gr. u. fr.

Dr. von Hartungen's
Naturheilanstalt
RIVA am Gardasee.
Der Sommer die geeignetste Zeit für intensivere Sonnenlichtkuren bei Skrofulose, Blutarmut u. sonstig. Blutdyscrasien. — Näheres über Riva in Dr. von Hartungen's Handbuch der klimatischen Heilkunde bei Gustav Schuhr, Berlin, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bad Thalkirchen-München
altrenommirte **Wasserheilanstalt** in herrlichster Lage an der Isar für **Nervenleiden, Verdauungsstörungen, Gicht, Fettsucht** etc. Rationelle **Morphiumentziehung.** Mässige Preise bei anerkannt vorzüglicher Verpflegung. Elektrische Beleuchtung. Telephon und Telegraph im Hause. **Prospekte.**
Dr. M. Scherzberg, Bes. u. dirig. Arzt. **Dr. Zimmermann.**

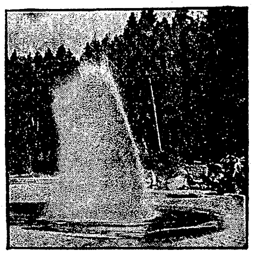
Bad Ems
Illustrirte Prospecte, Wohnungs- und Pensionsverhältnisse umgehend franco durch Kurhaus Schloss Langenau.

Hôtel Augusta Victoria
Haus **ersten** Ranges. Einzig. Hôtel gegenüb. d. Sprudel, Bädern u. Salinen. **Pension. Arrangements.** Wagen an der Bahn. Elektrisch Licht. Lift.
Bad Nauheim.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen:
Hunderttausend Francs,
silberne u. goldene Medaillen und
hors concours.
Auskunft gratis und franko.
Man schreibe an **Dr. Cléry** in Marseille (Frkrch.)

Stottern
heilt **Rud. Denhardt, Eisenach** i/Th. **Einzige** Anst. Deutschl., die mehrf. **staatlich** ausgez., zuletzt d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.** Prosp. grat. Honorar n. Heilung.

SKIZZEN
AUS DEM
WUNDERLAND.



Geyser im Yellowstone-Park.

Ein »TOURISTEN-FÜHRER« für 1895, welcher soeben von der NORTHERN PACIFIC EISENBAHN veröffentlicht wurde, enthält eine Beschreibung der Wunder des YELLOWSTONE-PARKS, des Landes der Geyser, heissen Quellen, Höhlen etc. — Der grösste Park der Welt. Saison vom 1. JUNI bis 1. OKTOBER. Man verabsäume nicht, im Jahre 1895 hin zu gehen.

Gegen Einsendung von 40 PFENNIG in Briefmarken an CHAS. S. FEE, General Passenger Agent der Eisenbahn in ST. PAUL, MINN. U.S.A., erfolgt Franko-Zusendung des Buches.

Wegen reich illustrirter Broschüren und Landkarten wende man sich an: CARL STANGENS REISEBUREAU, Nr. 10, Mohrenstrasse, BERLIN W., DEUTSCHLAND; SUTTON & CO., 22, Golden Lane, LONDON; HENRY GAZE & SONS, 142, Strand, LONDON; THOS. COOK & SON, Ludgate Circus, LONDON; GEO. R. FITCH, General Agent, 319, Broadway, NEW-YORK; or CHAS. S. FEE, General Passenger Agent Northern Pacific Railroad, ST. PAUL, MINNESOTA, U.S.A.

Marienlyst Kur- und Seebad-Anstalt,
wunderschön gelegen, 1. Kl. Bad-Hotel in Dänemark, 1½ Stunde von **Kopenhagen** (½ Stunde vom königl. Residenzschlosse **Fredensborg).** Zimmer von 2 Kronen an und höhere Preise, volle Pension 4½ Kr pr. Tag, für längeren Aufenthalt Moderation. Restauration 1. Kl., sowohl à la carte als Diners und Dejeuners à prix fixe. Jeden Abend Militärmusik. 1 Abend wöchentlich Soirée dansante. Strombäder, warme Seebäder, Douche u. s. w. Badearzt, Massage-Arzt. Man wendet sich an **Marienlyst pr. Helsingör, Dänemark.**

Bad Salzschlirf.
Saison-Eröffnung 15. Mai.
Sol- u. Moorbäder. **Bonifaciusbrunnen, stärkste Lithiumquelle der Welt.** Ferner **3 Stahl-, Schwefel- u. Bitterwasserquellen.** Vortreffliches Klima. Größte Heilerfolge gegen **Gicht, Nieren-** und **Blasenleiden, Harngries, Nieren-, Blasen-** und **Gallensteine, Rheumatismus, Leber-, Magen-** u. **Unterleibsleiden, Bronchialkatarrhe, Blutarmut, Nervenschwäche, Hämorrhoiden** u. **Verstopfung.** Prospekte u. Wohnungsnachweis durch die **Brunnen- u. Badeverwaltung** in **Salzschlirf** (Station der Bahn Fulda-Gießen). Niederlag. d. Bonifaciusbrunnen in d. Mineralwasserhandlungen.
NB. Das im Handel vorkommende angebliche Salzschlirfer Salz ist nur künstliches wertloses Fabrikat; aus den hiesigen Quellen werden keine Salze bereitet.

Bahnstation der Strecke Breslau-Halbstadt.

Kurort Salzbrunn in Schlesien.

Saisondauer vom 1. Mai **bis** Ende September.

407 Meter hoch; mildes Gebirgsklima; weitgedehnte Anlagen; grossartige Milch- und Molkenanstalt (sterilis. Milch, Eselinnenmilch, Kefir); pneumatisches Cabinet; Badeanstalt: Massage etc.
Hauptquelle: der **Oberbrunnen,** seit 1601 bekannt und bewährt bei Erkrankungen des **Rachens** und des **Kehlkopfes,** der **Luftröhren** und der **Lungen,** bei **Magen- und Darmkatarrh,** bei **Leberkrankheiten,** bei **Nieren- und Blasenleiden, Gicht** und **Diabetes.**
Versand des Oberbrunnens durch die Herren **Furbach & Strieboll**
Jede weitere Auskunft über den Kurort durch die **Fürstlich Plessische Brunnen- und Bade-Direction in Salzbrunn.**

Ostende
Schönstes und besuchtestes Seebad auf dem Kontinent, **Sommer-Residenz I. I. M. M. des Königs und der Königin der Belgier. „Jährlich 250,000 Badegäste“.**
Bade-Saison vom 1. Mai bis November. Künstlerisch ausgeschmückter Kursaal, herrlicher Meer-Damm. Theater. Täglich 2 Konzerte, Orchester von 70 Mann. Soirées dansantes im Kursaal. Häufig Konzerte berühmter Sänger und Sängerinnen. Ferner Orgel-Aufführungen, Bälle im Kasino, Regattas auf dem Meere. Pferderennen an 8 Tagen. Elegante Dampfer zu Lustfahrten. Feste aller Art. Fischsport. Seewasser-Heilanstalt. Fahrradbahn. Kunstausstellung. Wintersaison. Direkte Bahnverbindung mit allen Hauptstädten Europas. 3 Dampfer täglich nach Dover. Ueberfahrt in 3 Stunden.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 38.

74. Band. Siebenunddreißigster Jahrgang. Oktober 1894–1895. Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark. Mit Post-Aufschlag ℳ 3.50. Chef-Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Fluch der Schönheit.

Roman von

Hermann Hriberg.

(Fortsetzung.)

In der Aufwallung ihrer Gefühle kam gar nicht der Gedanke in Wiebke auf, daß sie sich, wenn man sie bemerkte, der Gefahr falscher Beurteilung aussetzen könne, ja, sie schritt — und begriff sich selbst kaum — zuletzt auch noch an die Pforte, die den Ausgang vom Garten ins Freie vermittelte, und machte den Versuch, sie zu öffnen. Sie mußte wenigstens einmal einen Blick hineinwerfen.

Doch eben in diesem Augenblick schlug das Geräusch der Schritte eines sich nahenden Menschen an ihr Ohr, und als sie ihr Auge erschrocken dem Ausgang des in die Chaussee einmündenden Weges zuwandte, sah sie — ihr hämmerte das Herz — Carlos von Wulfsdorff herankommen.

Im Nu wich sie zurück, that, als ob sie ihn nicht gesehen habe, und eilte der Hauptstraße zu. Bevor sie diese aber erreicht hatte, war er an ihrer Seite, sprach zwar ehrerbietig, aber doch mit dem alten Blick verhaltener Leidenschaft auf sie ein und fragte, wohin sie wolle, und ob er ihr seine Begleitung anbieten dürfe. Er komme zu Fuß von Helge, habe die Absicht, den Rest des Abends in der Stadt zu bleiben, und sei unendlich glücklich, daß sich auf diese Weise doch noch einmal Gelegenheit finde, ihr mündlich sein tiefes Bedauern über den damaligen Vorfall und überhaupt über alles das auszusprechen, was er ihr Ungelegenes bereitet habe.

Daß er sich völlig füge, habe sie ja erprobt, sie möge auch nicht fürchten, daß er heute alte Dinge berühren werde. Ihn leite nur die Freude, sie wieder zu sehen und hoffentlich Gutes von ihr zu hören.

Unter solchen Auseinandersetzungen fand Wiebke keinen Mut, einen Einspruch gegen seine Begleitung zu erheben, obschon ihr in ihrer Lage und in ihrer Stimmung nichts unerwünschter war, als Personen wie Carlos und Hans zu begegnen. Sie fand auch in der Folge nicht den rechten Ton bei ihren Erwiderungen. Sie wußte überhaupt nichts zu sagen, weil sie dasjenige, was für beide Teile am nächsten lag, eben nicht berühren konnte und wollte. Unter solchem Bann schritt sie einsilbig und gesenkten Hauptes neben Carlos her, bis — sie hatten eben die Hauptstraße gewonnen — zu ihrem Entsetzen aus einem auf der linken Seite belegenen Getreidegeschäft Wilhelm Lornsen hervortrat. Er war offenbar auf dem Wege zur Stadt, sicher heute nochmals zu seiner Braut — zu ihr!

„Um Gottes willen — um Gottes willen, entfernen Sie sich, Herr von Wulfsdorff," hauchte Wiebke, bis an die Stirn erbleichend, und schob sich an die Häuserreihe zur Rechten. — Aber schon war Wilhelm in beider Nähe, erkannte seine Braut, dann Carlos und trat mit einem Ausdruck höchster Erregung an sie heran.

„Wie, Du hier — und mit — diesem Herrn?" stieß er bebend heraus. Und sich zu Carlos wendend, zischte er: „Wollen Sie mir gefälligst eine Erklärung geben, weshalb Sie abermals meine Braut belästigen, mein Herr?"

Franz Drexler: **Münchener Kellnerin.**

„Sie brauchen sich durchaus nicht aufzuregen, Herr Lornsen," entgegnete Carlos von Wulfsdorff, zu kalter Ruhe sich zwingend. „Ich traf zufällig Ihr Fräulein Braut und nahm lediglich Veranlassung, mich nach ihrem Wohlergehen zu erkundigen."

Und als Wilhelm dennoch in sichtlich beleidigender Weise ihm ins Wort fallen wollte, fuhr er mit stolzer Abwehr fort:

„Sie können sich wirklich Ihre Invektiven ersparen, mein Herr. Ich kann heute, wie zuvor, verantworten, was ich thue. Ich bin ein Kavalier und Unkavaliermäßiges ist deshalb in meinen Handlungen allezeit ausgeschlossen. Ich empfehle mich Ihnen, Fräulein Nissen! Ich bedaure herzlich, Ihnen ohne meine Schuld abermals Unannehmlichkeiten bereitet zu haben."

Nach diesen Worten nahm Carlos, mit einem kurz herablassenden „Gott befohlen!" das Haupt neigend, den Weg ins Schloßviertel.

Kaum war er gegangen, als Wilhelm von Wiebke noch weitere Erklärungen forderte, und als sie diese, durch seinen herrischen Ton berührt, mit einem kurzen: „Du hörtest doch bereits, wie die Sache liegt!" beantwortete, stieß Wilhelm, ohnehin aufs äußerste gereizt, heraus:

„Nun ja, Wiebke, ich will glauben, daß er Dich nur in ehrerbietiger Weise angeredet hat. Darf ich aber fragen, wie Du überhaupt um diese Zeit hierher kommst, was Dich in so später Abendstunde in diese Gegend führt? Heute morgen erklärtest Du, Du seiest so elend, daß Du das Bett aufsuchen müßtest. Eben dieser Umstand trieb mich noch einmal in die Stadt. Und nun finde ich Dich hier mit dem Burschen von Helge."

Und spitz schließend, verletzend und mit bebender Stimme:

„Du vermutetest wohl jedenfalls, daß, wenn ich noch einmal zur Stadt käme, ich von der andern Seite eintreffen würde, und nahmst deshalb für alle Fälle diese Richtung?"

Ein solcher Sturm der Auflehnung gegen den Bauern von Halk erhob sich in

Digitized by Google

Wiebke nach diesen Worten, daß ihr im ersten Augenblick alle Folgen gleich waren. Ja, sie konnte aus diesem sie tief verwundenden Mißtrauen und diesem Heftigkeitsausbruch Wilhelms den Anlaß nehmen, mit ihm zu brechen. Es drängte sich ihr auch blitzschnell auf, daß solche Rauheit noch oft ihr Teil sein werde in der Ehe. Aber dennoch bezwang sie sich, den Umständen und seiner dadurch hervorgerufenen Eifersucht Rechnung tragend, und erwiderte — wie meist, wenn ihr Gemüt sich in höchstem Aufruhr befand — keine Silbe. Da sie sich einer Schuld bewußt war, wenn auch einer andern als der, durch die sie Wilhelms Leidenschaft hervorgerufen, hatte sie kein Recht, ihm empfindlich zu begegnen.

Wilhelm aber deutete dieses Verstummen als den Ausfluß ihrer zu Unrecht verletzten, stolzen und reinen Seele und eben so rasch, wie der Zorn sich geregt, wich dieser dem Gefühle heißer Reue. Er bestand nicht auf einer Antwort, schritt wortlos neben ihr her und seufzte nur einigemale in schwerer Bedrückung auf. Wiederholt beobachtete er, und wie er sah, unbemerkt, ihr Antlitz. Die Lippen in dem bleichen Gesicht waren fest geschlossen, die Augen erschienen noch dunkler als sonst, und in ihren Zügen und in ihrer Haltung lag ein Ausdruck grenzenloser Schwermut.

„Willst Du mir denn nicht sagen," hob der Mann endlich bittend an, „was Dich hierherführte? Ich sehe, daß ich Dir unrecht that, Wiebke! Ich bedaure tief, daß mich der Zorn hinriß, Dir wehe zu thun. Laß es, ich bitte, vergessen sein!"

Für Sekunden schwankte Wiebke, dann aber stieg etwas Gewaltsames empor in ihrer Seele. Ueberwältigt von der Macht ihres Gewissens, dem sie plötzlich erlag, aber auch von der grenzenlosen Qual ihres Innern, stieß sie, alles zusammenraffend, heraus: „Die Wahrheit ist, daß ich es in der Enge des Hauses nicht ertragen konnte und hierher ging, weil ich hoffte, daß ich vielleicht Pastor Bjelke begegnen könne. Ich hatte Sehnsucht nach ihm. Er hat mich schon früher oft getröstet und mein Inneres gestärkt. Ich brauchte das heute mehr als je. So, nun weißt Du alles!"

„Wie, Bjelke? Wie kommst Du nun plötzlich wieder zu dem? Nie sprachst Du von ihm. Du hast also Heimlichkeiten vor mir! Ah, ah! Abermals ein Mann! Kannst Du denn nicht stille sein, Dich nicht mit einem begnügen? Hat wirklich die Welt recht?" hauchte Wilhelm mit entstellter Miene. Alle Ruhe und Besonnenheit waren abermals von ihm gewichen.

Wiebke aber hob, den Mund fest schließend, um so der Wirkung der entsetzlichen Worte, die sie gehört hatte, Herr zu werden, bloß die Schultern.

Nun schritten sie abermals stumm neben einander her, obschon sie an der Unruhe ihres Innern fast vergingen. Als sie jedoch in die Nähe der Nissenschen Wohnung gelangten, preßte Wilhelm, unfähig, sich ferner zu bemeistern, heraus:

„Fast will es mir scheinen, als ob Du Unfrieden mit mir suchst? Du hast es darauf abgesehen, mich zu reizen, Du möchtest Dich abermals meiner entledigen? Ist dem so?" schloß er rauh und herrisch und maß sie mit feindseligen Blicken.

„Nein, bis jetzt nicht," entgegnete sie, erhob das Haupt und sah ihn nunmehr so kalt und so fremd an, daß es ihm über den Körper rieselte.

„Was willst Du denn?" Er sprach's mit heiß hauchender Stimme, ohne Rücksicht, ohne zu bedenken, daß sie sich auf der offenen Gasse befanden.

„Ich möchte mein Wort halten, Wilhelm Lornsen, aber ich kämpfe einen schier unmenschlichen Kampf. Und wisse es denn, da ich ehrlich sein will gegen Dich bis ans Ende. Ich liebe und liebte Bjelke, bevor ich Dir das Jawort gab! Aber nun lasse mich ziehen! Es war zu viel heute. Morgen werden wir beide ruhiger sein und beide ruhiger reden können. Ich will zu Gott beten, daß er mich stark macht!"

Nach diesen Worten streckte sie ihm mit einem Ausdruck grenzenloser Verlassenheit, doch zugleich sanft versöhnend, die Rechte entgegen. Er aber faßte sie nicht, und da dem so war, entwich sie, tief Atem holend und ohne einen neuen Versuch zu machen, einen andern Blick zu erhaschen, ins Haus.

Für Sekunden stand der unglückliche Mann da wie versteinert. Dann aber stürzte er fort, suchte eine einsam dunkle Gasse und lehnte das von Qual entstellte Angesicht gegen die kaltfeuchte Mauer eines fensterlosen Stalles. Erst nach längerer Weile schwankte er den Weg in das Fischerviertel nach dem Fährufer zurück, und nur der Höchste wußte, was Furchtbares in seiner Seele wühlte.

*

Nachdem Wiebke eine entsetzlich unruhige Nacht verlebt und den folgenden Tag bis zum Spätnachmittag fast wie eine Irrsinnige dahin geträumt hatte, griff sie abermals, wie tags zuvor, nach Hut und Mantel und begab sich auf die Straße.

Eine unsichtbare Macht zog sie von neuem zu ihm, zu Bjelke. Sie sah ihn in seinem Zimmer, er streckte die Arme nach ihr aus und rief sie zu sich. Und nichts von Unruhe, Angst und Reue erfüllte dabei ihre Brust. Es durchdrang sie vielmehr ein Gefühl seliger Erlösung. Er wollte, sie sollte kommen. Alle seine Bedenken hatte er abgestreift. Er rief und schaute sie mit einem unendlich zärtlichen Blick an: „Komm, meine Wiebke. Nun ist's genug der Prüfung. An meinem Herzen findest Du Ruhe, und nicht Thränen werden folgen, sondern aller Glückseligkeit Fülle."

Sie schritt, als ob sie eine Botschaft von oben empfangen habe, die Straße hinab. Sie sah nicht rechts und nicht links, und wenn ihr jetzt jemand von den Ihrigen begegnet wäre, würde sie dadurch nicht einmal erschreckt, viel weniger von ihren Absichten abgelenkt worden sein.

Erst als sie, das Gitter hinter sich lassend, in den kahlen Vorgarten trat und die Stufen zum Pastorat emporstieg, wich die ihr Kraft verleihende Illusion, und jäh bemächtigte sich ihrer die alte Nüchternheit der Wirklichkeitsvorstellung. Die Hand zitterte, und das Herz pochte, als sie die Thür öffnen wollte, und nur mit äußerster Gewalt vermochte sie die Stimme ihres Innern zu dämpfen, die ihr zuflüsterte:

„Flieh, flieh! Was Du beginnst, ist der Anfang gänzlicher Vernichtung. Dein Platz ist anderswo!"

Diesmal ward sie nicht von der Dame des Hauses empfangen, vielmehr erschien eine Magd, die erklärte, fragen zu wollen, ob der Herr Pastor noch so spät zu sprechen sei.

Wiebke nickte stumm und lehnte sich an das Treppengeländer. Die Qual der Ungewißheit schuf eine Angst, die kaum zu ertragen war. Die letzten Mittel, sich aufrecht zu erhalten, mußte sie zusammenraffen.

„Ich sollte um Ihren Namen bitten und fragen, was Sie wünschen?" ließ sich jetzt die Magd, schon auf der Treppe redend, vernehmen.

„Wiebke Nissen."

Nun eilte jene wieder fort, und die Erschöpfte suchte von neuem nach einem Stützpunkt.

Doch nicht lange währte diese Ungewißheit.

Nachdem die Magd bereits mit dienstfertigem Eifer Wiebke verständigt hatte, daß der Pastor ihr auf dem Fuße folge, erschien dieser schon oben auf dem Treppenflur, und wenige Augenblicke später waren sie in seinem Arbeitsgemach. Aber als er mit liebevoller Geberde ihr näher treten wollte, sank sie jählings vor ihm nieder, beugte ihre Lippen auf seine Hände und verharrte so stumm in ihrer ungeheuren Bewegung. Dann aber hauchte sie:

„Ich stehe nicht eher auf, teurer, geliebter Mann, als bis Du mir schwörst, daß Du mich nicht ferner von Dir lassen willst. Da ich fühle, daß Du mir gut bist, komme ich zu Dir in grenzenloser Verzweiflung. Ich kann, ich kann nicht, obschon ich mit mir gerungen, — einen übermenschlichen Kampf gekämpft habe. Ich verdorre und sterbe bei lebendem Leibe ohne Dich. Alles ist leer, öde und schal! Sei mein Retter! Ich will Dich lieben und ehren bis an mein Lebensende. Du sollst der Mittelpunkt meines Fühlens und Denkens sein, bis mich Gott abruft. Und höre, wenn Du mich von Dir stößt, beendige ich mein Dasein. Nichts vermag mich davon zurück zu halten. Ich kann in diesem entsetzlichen Zwiespalt, in dieser Unwahrheit und künstlichen Sanftmut nicht mehr sein. Ich hatte die Wahl, Wilhelm Lornsen ein zweifelhaftes Glück zu schaffen oder unterzugehen. Ich entschied mich durch diesen Schritt zu Dir für mein eigenes Wohlergehen. Der allen Kreaturen innewohnende Drang nach Selbsterhaltung hat gesiegt. Ich möchte noch leben, weil ich Dich liebe, unsagbar liebe!"

Der Mann, der diese Worte hörte, zitterte und schwankte wie ein vom Leidenschaftssturm ergriffener Jüngling. Sein Blut tobte so mächtig, seine Sinne waren so erregt, daß er, dem ersten ihn fortreißenden Impuls folgend, sie jauchzend in seine Arme schließen wollte. Aber sich nochmals wie ein Held bezwingend, beschränkte er sich auf eine sanfte Liebkosung und indem er sie zärtlich streichelte und emporhob, sagte er weich:

„Laß hören, was Neues geschehen ist, mein teures Mädchen. Als wir uns trennten, waren wir, ohne Worte, beide davon durchdrungen, daß unsere Liebe ein Unrecht gegen andere sei. Gelitten habe ich, der Schöpfer weiß es, wohl noch mehr als Du! Also teile mir alles mit. Wir werden nochmals als gerechte und tugendsame Menschen wägen."

„Ich habe meinem Verlobten gestern bekannt, daß ich Dich liebe. Ich ward dazu gedrängt, weil er mich ins tiefste Herz verwundete. In seiner Eifersucht stieß er Worte heraus, die ich nicht wiederholen mag. Er weiß, daß ich keinen andern Gedanken habe, als frei zu sein. Er hat's mir selbst erklärt, und ich habe nicht nein gesagt, sondern nur erwidert, ich wolle kämpfen und zu Gott beten, daß er mich stark machen möge.

„So liegt's zwischen uns! Er ist gefaßt darauf, daß der Faden dennoch reißt. Aber ich thue auch Gutes gegen die Familie, die durch mich in einen furchtbaren Widerstreit geraten ist.

„Die älteren Söhne prozessiren gegen die Mutter, weil sie Wilhelm die Bucht verkaufen oder zu dem alten Preis zu verpachten entschlossen ist. Anna Appen ist gleichfalls mit den Alten aus einander, da sie sie zwingen will, mir freundlich zu begegnen. Die Hauptsache aber bleibt, daß ich nun unwiderruflich eingesehen habe, dennoch Lornsens Frau nicht werden zu können. Ich kann ihm nicht so zugethan sein, wie ich es soll, und ich empfing Proben seiner Rauheit, die mich zittern lassen, später an seiner Seite zu leben. Seine Eifersucht wird mich und ihn zu Grunde richten. Ich weiß es, daß die Männer nicht aufhören werden, nach mir sich umzuschauen und sich um mich zu bemühen.

„So also ist es! Nun sage, was ich beginnen darf. Ich gehe gern in den Tod, wenn Du mir befiehlst, mich von Dir zu lösen. Das Leben hat dann für mich nur Qual! Ich bin sicher, daß Du meine Mutter nicht verlassen wirst. Das macht mir den Entschluß leicht. Willst Du aber, daß ich Dein Eigentum werde, so gehe zu Wilhelm und sage ihm: ‚Seien Sie ein Mensch und geben Sie dem armen Geschöpf seine Freiheit zurück.'"

Wiebke hielt inne und heftete ihre dunklen, müden Augen auf den, von dessen Worten ihr Dasein abhing. Mit ihrer ganzen, heißen Seele drängte sie sich zu ihm.

Bjelke gab keine Antwort; er starrte düster vor sich hin. Was Wiebke ihm vorschlug und was sie daraus ableitete, hatte einen süßen Klang. Aber anders gestaltete sich die Welt der Wirklichkeit, in der jeder nur an sich dachte. Er fragte sich, wie er selbst urteilen würde, wenn Wiebke seine Braut wäre und ein anderer ihm solchen Verzicht zumuten werde.

Dennoch erkannte er, daß er den Dingen nicht mehr unthätig zusehen konnte; er vermochte es auch nicht, da er, wenn schon gefaßter als dieses arme, kranke und zermarterte Geschöpf, keine Kraft mehr besaß, ihr zu widerstehen.

Er hob deshalb an:

„Ja, mein Kind, ich will zu ihm gehen und mit ihm reden, obschon es ein sehr ungewöhnlicher und ein kaum aussichtsvoller Schritt ist. Wer gibt auf bloße Bitte dem andern sein halbes, fast sein ganzes Leben? Du sahst, wir wollten gleiches und erlagen selbst schon auf kurzem Wege. Aber wohlan! Ich werde ihm alles sagen, wie es ist. Unser ehrlicher Kampf, unsere redlichen Absichten entschuldigen der Frage Inhalt und Form. — Immer bleibt noch eins zurück! Nicht der Tod, den Gott verboten und der unsühnbar ist, aber ein Anruf an das Herz Deines Verlobten von Deiner Seite! Verläuft dann auch der nutzlos, so sprich mit Gott und Deinem Ich! Er wird Dich stärken, das Rechte zu finden, weil Du wenigstens alles gethan hast, was in Deiner Macht stand.

„Ist's so in Deinem Sinne, mein teures Mädchen?" schloß Bjelke weich und zärtlich.

Digitized by Google

Aber statt ihm zu antworten, gar ihm beizupflichten, sah sie ihn mit so todestraurigen Augen an, daß er heftig erschrak.

„Nun, Wiebke, meine teure Wiebke. Rede! Was hast Du? Was gefällt Dir nicht? Sprach ich etwas, was Dich enttäuschte?"

„Nein — nichts," hauchte das Mädchen, aber ihre Mienen straften sie Lügen. Plötzlich fiel ihr Haupt tief herab, und sie weinte herzerbarmend.

Durch des Mannes Brust zogen furchtbare Schauer. Er wußte wohl, weshalb ihr Angesicht von Thränen benetzt war, er wußte wohl, was in ihr vorging.

„Dir fehlt des Satzes Ende? Dich enttäuschte, daß ich nur von Deinen Entschließungen sprach?" stieß er heraus. „Du willst, er soll lauten: Was auch immer kommen mag, Wiebke, wir wollen uns nicht ferner trennen. Ist's so?"

Zunächst blieb sie auch jetzt stumm. Sie schreckte vor dem Eingeständnis zurück, weil sie trotz des Enttäuschungsschmerzes fühlte, daß er nicht anders hatte sprechen können.

„Nun? Ist's so, mein einziges, teures Mädchen?" wiederholte er, beugte sich zu ihr herab und liebkoste sie sanft wie ein Kind.

Und da erhob sie das Haupt, und wenige Sekunden später schlang sie, ohne daß er es wehren konnte, ihre Arme mit heißer Inbrunst um seinen Hals.

Das war die hingebende, tiefe Liebe, deren sie fähig war, jene Liebe, die Wilhelm und die anderen ersehnt und nicht bei ihr gefunden hatten!

Und „ja!" hauchte sie dann. „Das war, was ich entbehrte. Ohne diese Worte falle ich wieder zurück in den alten Abgrund! Ach, hab Erbarmen, Geliebter! Ich umklammere Deine Kniee und flehe: Laß mich nicht mehr, wenn auch Wilhelm erklärt, nicht verzichten zu wollen. Es ist genug der Opfer, die mir die künstlichen Gesetze auferlegt haben. Und noch einmal höre es, trotz der Mahnungen und trotz Gottes Gebote, nach denen zu leben ich mich bestrebte: ich will nicht mehr auf dieser Erde sein, wenn ich Dir nicht angehören kann."

Sie war bei diesen Worten abermals niedergesunken und hatte sich an ihn gedrückt. Er aber hob sie in tiefer Bewegung auf und sagte:

„Wir wollen zunächst die Schritte thun, die wir vorhaben, Wiebke. Morgen begebe ich mich in die Bucht und suche Deinen Verlobten auf. Den Erfolg teile ich Dir mit. Ich bitte Dich, mich gegen Spätabend aufzusuchen.

„Wenn ich vorläufig nichts anderes als Dein Fürsprecher sein kann und will, so vergiß nicht, daß ich als Geistlicher am wenigsten Eingriffe in anderer Eigentum machen darf. Ich muß die Forsetzung und das Ende der Dinge bedenken, mehr als jeder andere. Ein Beispiel zu geben in jeglichem, erfordert mein Amt — aber dazu drängt mich auch meine tiefste, innerste Natur! Glaube, ich kämpfe und leide furchtbarer, als Worte beschreiben können. Nun, bist Du zufrieden, mein teures Kind? Nun, Wiebke, nun?"

„Ja, Du bist ein Mann, der Mann, nach dem mich meine Sehnsucht trieb, seit mein Denken, meine Lebensvernunft wach geworden," rief das junge Geschöpf und warf sich in begeisterter Hingebung an seine Brust. „Und verzeih, mein einzig Unvergleichlicher, daß ich auch nur Sekunden mich auflehnen, mehr verlangen wollte, als Du zu geben im stande bist. Ach! Ist's auszudenken, von einem solchen Mann ausgezeichnet, gar geliebt zu werden?!"

„Nicht so, nicht so, Wiebke," wehrte Bjelke bescheiden ab. „Nicht der ist der Größere, dem die innewohnende größere Kraft auch größere Verzichtsstärke verleiht, sondern der schwer und dabei mutig Streitende. Und weit mehr gibst Du mir, als ich Dir, da Du mir durch Dein heutiges Kommen bewiesen hast, wie sehr Du mich liebst."

Dann schritt Wiebke, eine Welt von Hoffnung im Herzen und wie von Flügeln getragen, die Treppe hinab, dem Hause ihrer Mutter zu.

*

Frau Lornsen hatte es nicht mehr im Bette gehalten, obschon jene trostlose Gemütsverfassung bei ihr anhielt, die stärker den Körper zerreibt, als der Glieder Schmerzen.

Der an die Fenster pochende Frühling war es, der sie heraustrieb, dessen Vorboten sich regten. Die Natur bewies, daß nunmehr die Herrschaft des Winters völlig abgethan war. Ein Hauch dieser lebensprühenden Kraft stahl sich durch die Ritzen des Krankengemaches und erweiterte die Brust der alten Frau. Noch ein anderer Umstand trat hinzu. Hans, der inzwischen sein Examen mit Auszeichnung bestanden hatte, sollte heute wieder eintreffen. An ihm hing der Alten Herz, an ihm insbesondere von allen, die zu ihrem Stamm gehörten. Ihn hatte das Leben noch nicht zu einem Egoisten gemacht gleich den meisten übrigen; an seinem freundlichen Auge, an seiner Zärtlichkeit würde ihr frierendes Herz sich erwärmen. Sah doch jegliches sie so kalt an in der Bucht.

Als Wilhelm am Abend vorher an ihr Bett getreten war, hatte sie etwas in seinem Auge gesehen, das sie entsetzt hatte.

„Ja, es ist etwas drüben in Föhrde, Mutter, etwas Schwereres, als alles, was bisher war. Und ich fühle auch, diesmal geht's nicht mehr sanft ab."

Mehr zu reden hatte er, finster den Kopf schüttelnd, abgelehnt.

Doch genügte es. Sie wußte, mit Wiebke hatte es etwas gegeben. Sicher war sie am letzten Ende doch wieder mit Bedenken gekommen. Und für sie selbst hatte Wilhelm kein Wort der Teilnahme gehabt, nicht einmal eine Frage war über seine Lippen gegangen, ob's besser oder schlechter stehe. Aber sie zürnte ihm deswegen nicht, sie quälte sich nur, wie sie ihm seine Herzenssorgen abnehmen könne. Allein zur Besserung des Körpers und noch weniger zur Stärkung ihres bedrückten Gemütes und ihrer Seele hatte dieser neue Kummer nicht beigetragen. Und deshalb die Sehnsucht nach Hans. Das Wiedersehen brachte auch in der That, was sie gehofft hatte.

Als sie gegen Mittag, nachdem sie sich langsam an ihrem Stock über den Hof in die Ställe und die Bäckerei geschleppt, endlich auch einen Blick vorn in die Gaststube und den Laden geworfen hatte, nun gegenüber zu ihrem neuen Hause sich auf den Weg machte, ward sie plötzlich hinterrücks von sanften Armen umfaßt, und als sie sich umwandte, lag ihr ihr Enkel, prächtig anzusehen, mit dunklem Schnurrbart und kräftig geröteten Wangen, in den Armen.

„Min leve, gude Jung, min Hans!" flüsterte die alte Frau gerührt. In demselben Augenblick strömten ihr aber auch heiße Thränen über die Wangen, und als ihr erschrockener Enkel voll zärtlicher Sorge auf sie einsprach, bedeutete sie ihm, sie auf das Grundstück drüben zu führen. Hier betrat sie das noch von Balken, Steinen und Geröll umgebene und drinnen nach frischer Farbe riechende Haus, setzte sich mit ihm auf eine dort an die Wand gelehnte Leiter und löste, nach kurzer Einleitung, alles ab, was ihre Seele beschwerte.

Sie sprach nicht mit ihm, als sei er ihr junger Enkel, sondern wie zu einem alten, langvermißten Freunde. Das übervolle Innere mußte sich leeren, und während es überfloß, ward sie von dem furchtbaren Druck befreit.

„Du meinst also, daß Onkel Wilhelm sehr unglücklich ist, daß zuletzt doch noch alles aus einander gehen könnte, Großmutter?

„Aber wäre das denn nicht ein Glück, wenn es einmal so steht?"

„Es könnte eines sein für uns alle, Hans, wenn Wilhelm es leicht nehmen würde. Aber ich weiß, es gibt ihm einen Stoß fürs ganze Leben. Er überwindet es nicht. Gestern nacht überfiel mich in meinen Träumen eine fürchterliche Angst. Ich sah Wilhelm mit funkelnden Augen, schrecklich anzuschauen, draußen. Er hatte seiner Braut blonde Haare gefaßt, zog die entsetzlich Wimmernde hinter sich und schleppte sie den Weg hinauf nach der Mühle. Hier band er ihre Zöpfe an die Mühlenflügel, trotz ihres herzzerreißenden Flehens und ihrer wimmernden Angstrufe, und dann setzte er das Mühlwerk in Bewegung. Ich hörte ihr verzweifeltes Schreien, als sie hoch oben emporgeschleudert ward. Als aber der Körper, mit den Füßen erst gen Himmel gestellt, auf die Kanten der Flügel zurückfiel und ihr dabei alle Glieder zerschmettert wurden, ging ein Schmerzenslaut durch die Nacht, der mir das Blut erstarren ließ. Dann wachte ich auf."

„Großmutter! Großmutter!" rief Hans Appen entsetzt. „Welche Vorstellungen. Du lagst in schweren Träumen! Ich bitte Dich, Großmutter, kannst Du nicht mit Onkel in Ruhe sprechen? Sieh, ich glaube selbst nicht, daß es etwas wird. Sie liebt ihn nicht recht, ich weiß es. Sie hat nur ja gesagt, weil ihre Mutter sie drängte, weil er sie nicht ließ, weil sie sich so arm und verlassen fühlt."

Und ohne es eigentlich zu wollen, aber in dem Drang, Unglück zu verhüten, und lange von der Leidenschaft befreit, die ihn einst so elend und verschlossen gemacht, erzählte er ihr alles ausführlich, was ihm mit Wiebke begegnet war.

„Woför hest Du mi dat nich damals glik vertellt, min Jung. Harst keen Vertruen to mi?" stieß die alte Frau, nun aufgeklärt über alle Einzelheiten, mit schwermütigem Kopfschütteln heraus.

Und dann doch sich wieder besinnend, weil sie menschliche Herzen kannte, fügte sie besänftigend hinzu:

„Ja und doch, ich verstehe es. In einem Zustand, in dem Du warst, gibt's keine Vernunft und Ueberlegung. Die Menschen sind krank, und zu der Krankheit gehört Selbstqual und Schweigen."

Dann saßen sie eine längere Weile stumm neben einander. Als aber die Glocke von drüben zum Mittag rief, führte Hans seine Großmutter am Arm in den Hof der Bucht. Sie aber blieb plötzlich stehen und nachdem sie mit weit ausschauendem Blick alles rings umher erfaßt hatte, sagte sie mit tiefem Ernst:

„Sieh, mein Junge, ich bin so alt geworden, und habe doch immer nichts von dem großen Lebensrätsel gelöst. Schau die Natur an, welch ein stilles, unschuldiges Bild von Selbstgenügen und Wunschlosigkeit. Die Geschöpfe aber alle voll Drang nach anderem, und immer nach dem, was sie nicht sollen, was gegen die Natur ist, die ihnen doch ein Beispiel bietet. Sie sagen, der Schöpfer sei die Barmherzigkeit, Liebe und Güte selbst, sie sei unermeßlich. Weshalb denn solche Teufel in unserer Brust?

„Gewiß! Sie suchen den Widerspruch auf den Kanzeln wegzudisputiren, aber sie können es nicht.

„Groß ist Gott! Wir knieen vor ihm nieder, und wir haben allen Anlaß, uns in unserer Nichtigkeit vor ihm zu beugen. Aber verständlich ist er uns nicht, und er wird uns ewig unverständlich bleiben, trotz aller menschlichen Versuche, uns sein Wesen zu verdeutlichen. Und da wir einmal über solche Dinge sprechen, mein Herzensjunge, so will ich Dir etwas mitgeben auf Deinen Lebensweg: Ergründe das Wort, das ich einstmals in einem alten Buch las und laß seinen Inhalt auf Dich wirken:

„‚Es ist sonderbar. Unter hundert Menschen befinden sich wohl neunzig eigennützige, aber doch unter ihnen kaum einer, dem es um *echtes* Eigentum zu thun ist.'"

Dann sagte sie nichts mehr, umfing nochmals sanftgestimmt mit ihren Augen das Bild der ringsum zum Leben drängenden Natur, und als dann gerade ein frisch sprühender Wind aufkam und dieses Frühlings-Auferstehen — für sie aber doch ein Schritt weiter zum Grabe — ihre Stirn umfächelte, da stahlen sich silberne Thränen tiefer Wehmut unter ihre Wimpern.

*

Es war an demselben Nachmittag zwischen vier und fünf Uhr. Durch den Unterbau trat Wilhelm Lornsen in die Mühle. Der ganze Raum war angefüllt mit weißen Kornsäcken und überall lag, dem Innern ein einziges, gleiches Kolorit verleihend, auf Balken, Vorsprüngen, Fußboden und Decke der dichte, weiße Mehlstaub.

Zur Rechten führte eine stark geaderte, holzblanke, tiefe Spuren der Abnützung tragende Treppe empor. Wilhelm stieg hinauf, während das laute, unruhige Lärmen oben, das hastige Stampfen und Stoßen der Maschine, das geräuschvolle Ineinandergreifen des inneren Räderwerks und das Rauschen in den Korntrichtern an sein Ohr schlug. Leben, Bewegung, rastloses Arbeiten, wohin man blickte. Mit kurzem Gruß nickte der Müllerbursche, der eben auf einem Vorsprung den angehäuften Mehlstaub zusammenfegte.

Es war, als ob alles hier oben mit fiebernder Hast eile, zu Ende zu gelangen. Und ringsum Stützbalken und Malsteinkasten, unbenützte Korntrichter und eingeschürte Säcke, matt beleuchtete Ecken und bestaubte Winkel: jegliches auch hier bedeckt mit

Digitized by Google

A. Gagg: Nachbarskinder.

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Digitized by Google

Nach einer Photographie von Professor Erwin Hanfstaengl in Frankfurt a. M.

Waldandacht.

Digitized by Google

dem weißen Pulver, bestäubt selbst das in der Lukenöffnung schwebende Hanfseil zum Hinaufwinden des Getreides.

Und dasselbe Bild eine Treppe höher nochmals! Eine von einer unsichtbaren Macht getriebene, aber gleichsam eigenes, bewußtes Leben in sich bergende, gegen des Menschen bezwingende Hand stumm boshaft sich auflehnende Gewalt! Fast angstvoll überfiel's heute den Mann in diesem einsamen, aber von polterndem Geisterlärm erfüllten Raum, und als unwillkürlich das Auge Umschau hielt, und der Blick auf die zwischen den schmalen Fenstern stehende Bank fiel, ließ er sich darauf nieder und schaute hinaus. Zur Linken die noch dunklen Fluren: Felder und Wiesen. Hier und dort ein Haus, eine hellere Wand neben fast schwarz erscheinenden Bäumen. Und vor ihm das Mühlengebiet mit der Bucht, dem weitläufigen Besitz der Familie Lornsen.

Zuletzt trat er auf die Brüstung der Mühle und schaute in die eben einen feinen Dunst aus ihrem Schoß hinaufsendende Natur. Jüngst war er auch hierher geeilt, um sein seliges Glück hinauszurufen, jetzt suchte er Trost für sein zerrissenes Herz an demselben Ort durch dieselbe, weithin dem Auge sich aufschließende, sanft hingelagerte Welt. Aber heute zog Furchtbares durch seine Seele. Der Schmerz schuf Vernichtungsgedanken; sie richteten sich auf die, welche seinem Glück im Weg standen, aber auch gegen sich selbst.

Es ist der Lebenstrieb der gemarterten Kreatur, daß sie im Schmerz nach jeder Hilfe die Hände ausstreckt.

Aber während es für die körperliche Pein der Mittel viele gibt, sieht der von Seelenschmerz Gefolterte oft nur eine Rettung im Sterben.

Wilhelm war im letzten Augenblick nun doch betrogen, obschon er mit allen Mitteln gekämpft hatte. Alles war eitel Lug und Trug. Dieser Geistliche, dieser Bjelke, war um kein Haar besser, als all die übrigen. Ein solches Rachegefühl gegen ihn und gegen sie, die eines andern Blick und Lächeln, Stand und Würde ihm vorzog, hatte Wilhelm bereits in der Nacht ergriffen, daß er emporgesprungen war und überlegt hatte, auf welche Weise er beide töten könne. Den Triumph sollten sie wenigstens nicht haben, daß sie über sein Verderben hinweg in den Tempel der Wonne einzogen!

Jetzt, allmälich, während er hier verharrte, ward er erst ruhiger. So Entsetzliches stieg nicht mehr in ihm empor, aber die Qualen der Ungewißheit, der Liebesschmerz und die tobenden Gefühle der Eifersucht hatten ihn nicht verlassen. Während er noch dastand, vernahm er, daß jemand die Treppen in der Mühle emporstieg. Dann knarrte die Thür hinter ihm, und im nächsten Augenblick stand einer der Hofknechte vor ihm und meldete, daß ein Herr da sei, der ihn zu sprechen wünsche.

Schon während der Knecht berichtete und Wilhelm ihn kopfnickend abfertigte, sah er drüben aus dem Gehölz Carlos von Wulfsdorff, Türenna und Hans hervortreten. Das berührte sein Gemüt besänftigend. Da er nun erkannt hatte, daß es nicht Carlos war, den Wiebke liebte oder geliebt hatte, waren Reue und der Wunsch nach Verständigung in ihm wach geworden. Die engen Beziehungen seines Neffen zu jenem würden eine solche Aussöhnung leicht machen.

Aber eben so rasch floh die gehobene Stimmung. Wie gleichgiltig war eines Carlos' Haß oder Neigung gegenüber dem, was seine Seele bewegte. Große Not erstickt die kleine. Auch ergriff Wilhelm der Pflichtdrang. Er mußte in die Bucht, wo jemand seiner wartete. „Er wisse nicht, wer es sei!“ hatte der Knecht auf Wilhelms Frage erklärt.

Kurze Zeit darauf trat der Mann ins Haus; einige Sekunden später stand er — Pastor Bjelke gegenüber.

Ein heißer Schauer lief über Wilhelms Körper, als er denjenigen vor sich fand, mit welchem sich seine Gedanken in den letzten achtundvierzig Stunden fast ausschließlich beschäftigt hatten. Nicht zweifelhaft waren auch Wilhelm die Gründe, weshalb Bjelke ihn aufsuchte. Er hörte jedes Wort vorher, und er war entschlossen, jeglichem mit einem trotzigen Nein zu begegnen.

Nachdem sie einander gegenüber Platz genommen in dem lichtgedämpften Gemach, sagte Bjelke:

„Ich trete vor Sie hin, Herr Lornsen, um Ihnen zu sagen, daß Ihre Braut, obschon sie übermenschlich mit sich gekämpft hat, dennoch erklären muß, daß sie Ihnen nicht angehören kann.“

Bjelke hielt für Sekunden inne, weil aus Wilhelms Brust ein dumpfer Quallaut drang.

Dann fuhr er fort:

„Fräulein Nissen bittet Sie inständigst, sich in das Unabänderliche zu fügen, sie nicht zu verdammen, ihr nichts nachzutragen und namentlich nicht zu glauben, daß sich in den Gefühlen der Achtung und freundschaftlichen Zuneigung für Sie etwas verändert hat. Die letzten Geschehnisse führt sie auf eine begreifliche Erregung Ihrerseits zurück; sie weiß zudem, daß sie Ihnen nicht minder Schroffheiten abzubitten hat.

„Dennoch haben diese Vorkommnisse neben der Erwägung, daß die Abneigung der Lornsens gegen ihren Eintritt in die Familie Unfrieden und neuerdings schwer eingreifende Zerwürfnisse heraufbeschworen haben, Ihrer Braut Entschlüsse wesentlich befördert. Sie sieht, daß sie Sie nicht glücklich zu machen im stande ist. Sie erkennt, daß sie, obschon sie die Zweifel darüber in ihrem Innern immer wieder unterdrückt hat, doch nicht für einander passen. Sie überlegt auch, daß die Familie durch ihren Rücktritt das alte Gleichgewicht des Friedens zurückgewinnen wird. Sie leidet unaussprechlich bei dem Gedanken, Ihnen diesen Enttäuschungsschmerz nun doch bereiten zu müssen, meint aber, es sei besser, jetzt diese Wunde zu schlagen, als Ihnen beiden ein ganzes Leben Reue, Qual und Kummer zu bereiten.

„So, Herr Lornsen, das habe ich Ihnen zu sagen. Es war ein Gang für mich, der seinesgleichen sucht. Ich fühle aus tiefinnerem Herzen mit Ihnen und wünschte, daß ich anderes Ihnen mitzuteilen hätte. Ich bitte, wappnen Sie sich mit Gerechtigkeit, Gleichmut und Edelsinn. Hadern Sie weder mit dem Schicksal, noch mit den Menschen. Ertragen Sie wie ein Mann, was Ihnen auferlegt wird. Geben Sie, ich bitte herzlich, dem Fräulein ihre Freiheit zurück!“

„Und wenn ich sie freigebe, dann werden Sie sie nehmen? Nicht wahr? Darauf kommen die wohlgesetzten Worte doch heraus, Herr Pfarrer!“ entgegnete Wilhelm, seine unheimliche Ruhe brechend, mit finsterer Miene.

„Das wird Gott befinden, Herr Lornsen! Darum handelt es sich jetzt nicht! Heute lebt ein Mensch, morgen hat ihn der Tod hinweggerafft. Wer kennt die Zukunft? Wenn aber trotzdem die Freigewordene einem Freier die Hand bietet, vergessen Sie nicht, daß ihr Verzicht niemand nützen würde.“

„Nun ja, nun ja, Herr Pastor! Daß es Ihnen an ausgleichenden Worten nicht gebrechen werde, habe ich nicht bezweifelt, das gehört zu Ihrem Amt! Für mich aber bleibt bestehen, daß ich um das betrogen werden soll, was Sie nehmen wollen. In Wirklichkeit handelt es sich doch darum. Und so sage ich denn: Nein! Ich verlange, daß meine Braut ihr Wort hält. Ohne spitze Ecken geht's überhaupt nicht ab; wir leben alle in einer kantigen Welt. Der Hinweis auf die Familienverhältnisse ist demnach nichts, als der Hinweis auf irgend etwas Unliebsames, das uns sonst in unserm Lebenslauf begegnen kann! Und ferner: wenn wir bis dahin für einander paßten, so wird's auch jetzt gehen! Ich bin über Nacht kein Schakal geworden, und da Sie selbst hervorheben, daß meine Braut mich achtet und warm für mich empfindet, so wird sie auch mit mir glücklich werden. Ich bin dessen sicher, da ich weiß, was ich wert bin und was ich von ihr zu halten habe! Ich meine nur so: meine Braut entfernt sich für einige Zeit von hier, um aus Ihrer Umgebung heraus zu kommen. Wir haben noch Verwandte in Jütland. Dahin kann sie gehen. Inzwischen werde ich alles so zu ebnen wissen, daß sie in ein wohlbereitetes Heim einzieht. Meiner Familie werde ich Konzessionen machen und dadurch den äußeren Frieden wieder herzustellen wissen. Ich bringe damit Opfer an Geld, aber sie sind mir nichts gegen die Gaben, die Wiebke gewährt.

„Wir haben nun einmal ‚ja‘ gesagt, und wollen der Welt nicht das Schauspiel des Wankelmuts geben, es uns selbst nicht aufbürden! Schwankte schon einmal meine Braut und fand sich doch wieder in Recht und Gewissen, so wird sie auch diese Zweifel überwinden. Sie kann es, wenn sie will! Von Zwang gegen sie ist zu reden, ist unangebracht. Sie ist eben eine Natur, die der Leitung bedarf, obschon es anders aussieht. Ich kann ihr alles nachfühlen, ich zürne ihr nicht, nein, ich empfinde bei ruhigem Nachdenken nur Mitleid! Diese meine Veranlagung wird mich auch in Zukunft in unserer Ehe befähigen, die Härten auszugleichen. Ich will heute noch selbst mit ihr sprechen, ich bin überzeugt, daß ich nicht vergeblich sie anrufen werde. Sollte es dennoch nicht gelingen, nun, so mag sie die Folgen tragen. So ohne weiteres lass' ich mich nicht mehr beseitigen.“

Die letzten Worte waren finster und drohend gesprochen, ein furchterregender Ausdruck von Entschlossenheit grub sich in Wilhelms Züge ein.

Bjelke aber senkte, nachdem Wilhelm geendet hatte, mit stiller Miene das Haupt und sagte:

„Ich würde, Herr Lornsen, vielleicht ebenso oder ähnlich sprechen, wie Sie, wäre ich in gleicher Lage! Es ist menschlich und begreiflich, und ich versage Ihnen meine Achtung und Teilnahme nicht, obschon ich glaube, daß Sie Anlaß hatten, mir mit größerer Rücksicht zu begegnen, als es geschehen ist. Erlauben Sie, daß ich aber noch einmal Ihnen antworte.

„Sie haben bei Ihrer Auseinandersetzung eines vergessen. Was Fräulein Nissen heute durch mich erklärt, ist im Grunde nichts anderes, als was sie Ihnen bei Ihrer ersten Werbung schon bekannt hat. In ihrem Schwanken damals, Ihren Antrag anzunehmen, lag schon das halbe, fast das ganze Nein! Mitleid für Sie, Rücksicht gegen ihre in Sorgen lebende Mutter waren fast die alleinigen Gründe, die sie zustimmen ließen. Gibt Ihnen das nicht jetzt zu denken? Und ferner: Sie deuten an, daß Sie sie bei einer festen Beharrung auf ihrer Absage strafen wollen? Gibt's denn nur ein Christentum, wenn die Welt im Sonnenschein liegt?

„Soll sich der wahre Christ nicht gerade bewähren, wenn die Prüfung an ihn herantritt, wenn die Frage der Entäußerung seiner selbst zu Gunsten seines Mitmenschen zu lösen ist?

„Wenn Sie wirklich Ihre Braut so lieben, wie Sie behaupten, müssen Sie dann nicht ihr Glück vor Augen haben? Ich sage Ihnen, daß ich in unbefangener Prüfung — ganz abgesehen von meiner Stellung zu dieser Angelegenheit — die Ueberzeugung besitze: Sie beide passen nicht für einander, Sie werden doch nicht finden, was Sie erwarten!

„Dieses Mädchen gehört ihrer ganzen Veranlagung nach in einen Kreis, in dem vorzugsweise geistige Interessen gepflegt werden. Gott hat sie so erschaffen, sie braucht diese Nahrung zur Ausfüllung ihres Innern. Sie braucht ein stilles Leben, sie eignet sich nicht für ein breiteres Treiben, schon deshalb nicht, weil sie vermöge ihrer ungewöhnlichen Schönheit und den ihr deshalb zufallenden Aufmerksamkeiten den Versuchungen leichter ausgesetzt ist und bezüglich dieser Thatsache genügende Selbsterkenntnis besitzt. Ich bitte deshalb noch einmal: fügen Sie sich, da Sie etwas besaßen, was wirklich nur ein Scheinbesitz war. Zum Heiraten gehört doch gegenseitige Liebe! Seien Sie der, der Sie wirklich sind. Ich schwöre Ihnen vor dem Allmächtigen, daß diese meine Rede nicht von Eigennutz diktirt wird, daß sie sich mit meiner innersten Ueberzeugung deckt. Ich möchte Ihr und Wiebkes Glück. Nachdem sie gestern mit mir gesprochen, weiß ich, daß jeder Versuch, sie umzustimmen, vergeblich sein wird.“

Wilhelm hatte halb abgewendet zugehört, und Bjelke war es nicht entgangen, daß er wiederholt zusammengezuckt war. Die Hoffnung stieg deshalb in ihm auf, daß seine Worte den beabsichtigten Eindruck hervorgerufen hätten.

Dennoch sagte Wilhelm, während er sich mit der bisherigen kalten Miene zu ihm wandte:

„Es ist vergeblich! Ich bin kein Knabe, dessen Meinung einiger Minuten Zureden ändern kann. Es muß so bleiben, wie ich sagte. Ich will meine Braut sprechen. Das übrige weiß Gott allein.

„Ich habe nichts mehr zu erwidern.“

„So lassen Sie uns wenigstens in Frieden scheiden, Herr Lornsen,“ sagte Bjelke und streckte Wilhelm mit einem wahrhaft herzbezwingenden Ausdruck die Rechte entgegen. „Gewähren Sie mir Gerechtigkeit und üben Sie Einsicht. Wenn wir die anwenden, wird wenigstens die Zukunft nicht allzu dunkel für uns alle sein. Bedenken Sie, daß ich bei diesem Gespräch nicht minder leide, als Sie. Leben Sie wohl!“

Wilhelm neigte den Kopf und machte eine steife Verbeugung. Bjelkes Hand aber faßte er nicht. In seinen Zügen stand geschrieben: „Ich will nicht!“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Unsere Bilder.

Münchener Kellnerin. Ein Kernmadel, die Cenzi! In jeder Hand ein Dutzend überschäumender Maßkrüge, das schneeweiße „Salvetal" mit Semmeln und Bretzeln an der Hüfte, eine rasche Antwort für jeden vorwitzigen Frager auf den Lippen, eilt sie flink von Stammtisch zu Stammtisch. Wie gut ihr das goldene, mit silbernen Filigrannadeln „angeklüfelte" Ringelhäubchen zu den schwarzen „g'schneckelten" Scheiteln steht, und erst die vielsträhnige Korallenkette, die den Hals umschließt, zu dem g'schmachen (lieben), lustigen G'sichtel! Genau weiß sie die Leibspeise ihrer Gäste auswendig und sorgt gewissenhaft für den Kalbskopf des Salzstößlers (Krämer) Obermaier, die Schweinshaxeln des Lebzelters Niedermaier oder die sauren Nierl'n des Melbers (Mehlhändlers) Mittermaier. Nichts vergißt sie, und stets finden sich an ihrem Busen wohlverwahrt ein paar „Ziehgarren" für den Rauchlustigen, die, aus dem knappen Mieder neben dem geblümten Halstuch gezogen, manchem doppeltes Feuer geben. Ja, ein Kernmadel, die Cenzi!

Nachbarskinder. Unser Künstler ist nicht ganz ehrlich: als „Nachbarskinder" bezeichnet er die beiden jungen Leute, die im Prunkgemache des reichen Patrizierhauses mit einander plaudern, aber nur ein Blick auf das Pärchen lehrt uns, daß zwischen den beiden noch ein ganz anderes Verhältnis besteht, als das der nachbarlichen Jugendfreundschaft. Von seinen Reisen, auf die ihn der fürsorgliche Vater geschickt, damit er Welt- und Menschenkenntnis gewinne, ist der Stadtjunker zurückgekehrt, und gleich am Morgen nach seiner Ankunft macht er sich auf, die lieben Nachbarn zu begrüßen. Freilich, nach dem würdigen Kaufherrn sehnt er sich weniger — ja, er hat es abgepaßt, bis dieser den Weg nach dem Rathause eingeschlagen, von wo er so bald nicht wiederzukehren pflegte — aber zu der schönen Ursel zieht es ihn mächtig hin, die schon so zart erblüht war, als er Abschied nahm, und deren Bild ihn in der Fremde vor manchem wilden Abenteuer bewahrt hat, zumal in Welschland, „wo die Frauen so falsch und schön". Nun steht er vor der hold Errötenden, deren Blick ihm so süße Antwort gibt, und gern möchte er sich an ihre Brust ziehen, aber o weh, da trippelt die Muhme Bärbele daher, die ehrsame Beschließerin des Hauses, und setzt sich mit ihrem Spinnrocken so hin, daß sie das junge Paar genau im Auge behalten kann. So muß denn der Junker seine Worte gar bedächtig stellen, und er beginnt zu erzählen von allem dem, was er Schönes in der Fremde gesehen hat. Du lieber Himmel, das sind ja dem alten Bärbele lauter bekannte Dinge, und sanft nickt sie darüber ein. Nun ändert der Junker den Ton, von sich selber flüstert er und seiner Liebe, die ihn durch alle Lande begleitete — ach, nur zu gern hört es Schön-Ursel und läßt ihm willig die Hand, die er kühn ergriffen hat. Wach auf, Bärbele, sonst erweckt dich der Schall des ersten Kusses, den der kecke Freier deinem Schützling raubt! Nun, was schadet's? Sind doch die Väter längst einverstanden, und ruht doch in den Truhen und Schreinen des Hauses längst der Schatz an feinem Linnen und kostbaren Seidengeweben, der zur Mitgabe für die Braut bestimmt ist. s.

Rückkehr von der Felddienstübung. (Aus K. Müllers Album „Soldatenleben", im Verlage von C. Boysen zu Hamburg.) Das ist eine Erquickung, nach der strammen Uebung so ein kräftiger Regenschauer — beinahe so gut wie ein Krug kühlen Bieres. Und wenn man außerdem noch Glück hat und gleich beim Einzug in die Stadt einem ein so schmuckes Mädel begegnet! Obendrein hängt ihr noch der Marktkorb am Arm, und der sieht ganz darnach aus, als ob er zum Einholen sehr schmackhafter Dinge bestimmt sei, von denen einiges wohl auch für eine treue Soldatenseele abfallen könnte. Ein behagliches Schmunzeln geht über die Gesichter der Vaterlandsverteidiger, und der Keckste wirft Rieken oder Augusten gar einen Handkuß zu. Zwar wendet sie schämig den Kopf zur Seite, aber die Huldigung schmeichelt ihr doch und sie vermag das Lächeln nicht zu unterdrücken. Rieke oder Mina, nimm dich in acht: der stramme Füsilier mit dem blonden Schnurrbart weiß jetzt, wo du auf deinen Gängen zu treffen bist, und wahrscheinlich wird er dir schon heute abend auflauern. Aber ist dein Herz noch frei und gefällt dir der hübsche Bursche wirklich, so thue auch das deinige und hebe ihm etwas Gutes auf, denn der Soldat lebt nicht von der Liebe allein.

Die Römerin, die im schwarzen Mieder über dem blendend weißen gepufften Hemde und mit dem weißen, künstlich gefalteten Kopftuche, war ein Gedicht zur Zeit unserer Großväter. Es sprach von Liebe und Freundschaft, kindlicher Hingebung und von überschäumendem Leichtsinn. Heute findet man die Römerin von damals kaum noch. Sie legt die Tracht nur noch für die Malerateliers an, oder wenn sie auf den Märkten sitzt und in die Häuser kommt, um Grünzeug und Obst zu verkaufen. In letzterem Falle namentlich ist sie herzlich alt und runzelig, und selbst der glühendste Schwärmer von Roms Schönheiten würde bei ihrem Anblick zurückschaudern. Aber die Römerin, an der sich Goethe begeistert und von der Scheffel gesungen, sie lebt noch und wird ewig leben, wenn auch ohne Kopftuch und ohne Mieder, wenn auch die dunklen Augen heute nicht mehr so uninteressirt sprechen wie ehedem, als das blonde, deutsche, zumal männliche Element in Rom noch hoch in Ansehen stand. Nein, geht nur und suchet, wo das Volk sitzt; geht hinüber nach Trastevere oder in das Quartier dei Monti nach S. Giovanni zu. Dort findet ihr noch die römischen Mädchen mit den vollen Gesichtern und der mattschimmernden Haut von der Zartheit eines reifenden Pfirsichs, dort glühen noch die dunklen Augensterne und fallen die kastanienbraunen, auch wohl tiefschwarzen schweren Flechten auf den leicht gekrümmten, vollen Nacken. Und wenn ihr eine solche Römerin findet von der Sanftheit und Verliebtheit einer Taube, von der trägen Behaglichkeit einer Orientalin und der mit wenigem zu befriedigenden Tändelei eines wahren Kindes, dann kann sie noch immer zu einem Gedichte werden, welches unter Mandolinengeklimper so farbenreich und harmonisch ausklingt, wie das Abendrot dahinschwindet hinter der Kuppel von Sankt Peter. Aber Glück muß der Mensch haben! Und wie herrlich schön ist es, zumal wenn einem solch ein römisches schönes Geschöpf in der malerischen Tracht des Landes begegnet! Dieser Zufall wäre jedoch ein noch größerer Glücksfall als der erste. Die erste beste Ciociara, die aus den Bergen hereinkommt, schämt sich sofort ihrer Tracht und vertauscht sie unverzüglich mit der „modernen", falls sie nicht das „Modell machen" oder auf dem Korso Blumen verkaufen geht. Das nennt sich die Kultur der neuen Zeit! Und mit der fortschreitenden sogenannten Kultur hat sich nicht nur der Geschmack in der äußeren Erscheinung, sondern auch das Herz, das Gemüt verflacht. Darum bewundert eine Römerin im weißen Kopftuche, mit den puffigen, schimmernden Hemdärmeln und den großen Goldreifen im Ohr wie ihr ein schönes totes Bild — und das ist sie immer — bewundert. Prüfet sie aber nicht als lebendes Bild, ihr fühlt euch sonst gründlich enttäuscht. A. R.

Aus Argentinien nach Paraguay.

Reiseskizze

von

H. Roediger jr.

Im Klub de los Estranjeros zu Buenos Aires saß an einem Sonntag eine lustige Gesellschaft von Deutschen, unter ihnen auch meine Wenigkeit, und ließen sich bei einem Glase weißen Bordeaux die schmackhaften Speisen munden. Das Gespräch wechselte in mannigfaltiger Weise, und man kam auch auf die jetzt herannahende Zeit der Erholungsreisen. Da wollte ein jeder der schon längere Zeit in Argentinien Weilenden ein schöneres Reiseziel wissen. Eine Tour aber rühmte man allerseits, und das war die per Dampfer den Rio Paraná hinauf bis nach Asuncion, der Hauptstadt von Paraguay. Verlockt durch die glänzenden Schilderungen, beschloß ich, mit dem nächsten Flußdampfer einen Ausflug dorthin zu machen.

Zwei Tage darauf, um 10 Uhr vormittags, sollte unser großer Raddampfer „San Martin" von der Darsena, dem Hafen von Buenos Aires, abgehen, aber es wurde 12 Uhr, bis endlich das Fahrzeug sich in Bewegung setzte. Bald hatten wir nun die engen Hafenanlagen verlassen und dampften nordwestwärts in den Rio de la Plata hinein.

Allmählich verschwand Buenos Aires mit seinen Kirchen, deren mit blauen Mosaikplatten bedeckte Kuppeltürme hell in der Nachmittagssonne glänzten. Dafür aber tauchten vor uns die schwachen Umrisse des jenseitigen Ufers, die sandigen Höhen von Uruguay auf. Endlich gegen 4 Uhr sahen wir die Mündungen des Rio Paraná und Rio Uruguay vor uns liegen und bogen nun in die des Paraná ein. Wenn ich hier von der Mündung des Paraná spreche, so meine ich damit jenen Punkt, wo die drei Arme des Paraná und der Rio Uruguay zusammenfließen zu einem einzigen ungeheuren Strome, welcher von dort ab den Namen Rio de la Plata führt. Die Ufer näherten sich gleich bedeutend. Sie waren völlig flach und sumpfig, und nur hier und da blickte eine elende Fischerhütte aus den dichten Weidenwäldern und Binsenufern hervor.

Unsere erste Station Rosario de Santa Fé erreichten wir am andern Vormittag. Die Stadt macht, so viel ich vom Schiff aus sehen konnte, einen recht heißen, staubigen Eindruck und gleicht in der Anlage ganz der Hauptstadt Buenos Aires: rechtwinkelig sich schneidende, schnurgerade Straßen und niedrige, hellangestrichene Häuser. An Land zu gehen, schien mir nicht verlockend, denn die Sonne brannte furchtbar aufs Deck herab und der Thermometer zeigte 30° Réaumur im Schatten.

Bei der bekannten argentinischen Pünktlichkeit lichtete unser Dampfer statt um 2 erst um 4 Uhr nachmittags die Anker, und erleichtert atmeten wir auf in dem kühlen Luftzug, den die schnelle Bewegung des Schiffes erweckte. Eine Zeit lang ging nun die Fahrt an dem rechten steilen Ufer entlang, an welchem zahlreiche Seedampfer und Segelschiffe lagen, um für die dort errichteten Fabriken Waren auszuladen oder einzuladen. Dann verließen wir dieses steile, hohe Lehmufer, welches sich weiter an dem hier in den Paraná mündenden mächtigen Rio Salado entlang zieht und fuhren, uns rechts haltend, weiter den Paraná hinauf. Die Sonne sank, eine kurze Dämmerung folgte ihrem Untergange und dann breitete die stille, laue Sommernacht ihre weichen Fittiche über dem mächtigen Strome aus. Tiefe Ruhe herrschte in der Natur, nur das monotone Brausen der großen Schaufelräder unseres Dampfers hallte durch die Nacht. Ueber uns glitzerte das nächtliche Firmament mit seinen wunderbaren Kontrasten von Lichtfülle und Dunkelheit.

Wir lagen bereits seit 3 Uhr vor Paraná, als ich am andern Morgen erwachte. Viel sah man freilich nicht von dieser Stadt. Das Ufer ist hier steil abfallend und etwa 30 Meter hoch, und die Stadt Paraná liegt oben auf diesem Plateau in einiger Entfernung von dem hier seeartig erweiterten Fluß. Die Fahrt ging von da ab fast ausschließlich an dem linken hohen Ufer des Paraná entlang und gegen Mittag an dem kleinen Orte Santa Elena vorüber, wo im Garten des deutschen Konsuls lustig unsere schöne schwarz-weiß-rote Flagge wehte. Die kurze Abenddämmerung war bereits hereingebrochen, als wir vor La Paz anlegten. Die Stadt machte in dem rötlichen Zwielicht einen recht öden Eindruck.

Am nächsten Tage warfen wir vor Goya Anker, welches an einem kleinen Nebenarme des Rio Paraná liegt. Von da ab werden die Ufer schon interessanter und die Vegetation verrät mehr und mehr die Nähe der Tropen. Die Dunkelheit ist bereits hereingebrochen, als wir Port Ocampo anlaufen, ein aus einigen Fischerhütten bestehendes Dörfchen, dessen Haupteigentümlichkeit Millionen von Moskitos sind, die denn auch gleich auf uns einstürmen. Erst als das Schiff sich wieder in Bewegung setzt, werden wir durch die Zugluft auf Deck von ihnen befreit.

Unsere nächste größere Station war Corrientes, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, welche früher eine Republik für sich bildete. Die etwa 25,000 Einwohner zählende Stadt hat durch die zahlreichen Orangenbäume, die überall zwischen den niederen weißen Häusern hervorblicken, ein etwas frischeres, freundlicheres Aussehen als die anderen hierländischen Städte. Wir blieben acht heiße Stunden vor Anker liegen, und erst als die Sonne sich schon zum Horizonte neigte, setzten wir unsere Fahrt fort. Dreiundzwanzig Kilometer oberhalb Corrientes mündet von rechts her in den Rio Paraná der gleichgroße Rio Paraguay und in diesen Strom lenkten wir nun ein. Der Abend war mild und klar, und in den glatten Fluten spiegelten sich die Tausende heller Sterne und die schmale Sichel des neuen Mondes.

Eine blütendurchduftete, frische Morgenluft und ein mit kleinen Purpurwölkchen übersäter rotgoldener Himmel grüßten mich als erste Boten des neuen Tages, dem letzten vor Asuncion, als ich am andern Morgen auf Deck kam. Es lag noch rosa Morgendämmerung auf den stillen, waldigen Ufern und nur hier und da flatterte ein Vogel, den das Rauschen unseres Dampfers aus seinen Morgenträumen geschreckt hatte, schlaftrunken vom Ufer auf. Aber nicht lange, und das Licht der aufgehenden Sonne flutete in goldenen Strahlen über die Erde und beleuchtete den üppigen Urwald mit seinen wild durch einander wachsenden Schlingpflanzen, mit seinen Palmen und Riesenfarn, mit seinen blühenden, duftenden Bäumen und Blumen. Der Strom ist hier schon bedeutend schmäler, etwa wie der Rhein bei Bonn, und verengt sich manchmal noch beträchtlich, so daß man die beiden Ufer ziemlich nahe vor sich hat. Am Vormittage machen wir einen kurzen Halt bei Formosa, einem kleinen argentinischen Orte, dann geht es weiter den Strom hinauf durch die wunderbare Tropenpracht. Der Tag vergeht in dolce far niente, und gegen Abend, als gerade die Sonne blutrot untergeht, laufen wir das paraguayanische Dörfchen Villeta an, das in dem purpurnen Abendschimmer recht traulich aussieht. Rastlos rauschen die großen Räder unseres Dampfers den Strom hinauf durch die schlafende Natur. Aus den dunklen Wäldern tönt nur das ununterbrochene Zirpen der Grillen und dann und wann das Gebrüll eines Pumas oder Tigers, der auf Raub ausgeht. Endlich gegen 9 Uhr tauchen in der Ferne zahlreiche Lichter auf. Sie zeigen uns das Ziel unserer Fahrt, Asuncion, die Hauptstadt von Paraguay. Noch eine gute halbe Stunde und wir werfen inmitten des hier wieder bedeutend breiteren Stromes Anker, um, bevor wir an Land gehen, den Morgen abzuwarten.

Eine bunte Menge von Gepäckträgern und Neugierigen erwartet uns am Ufer, als wir am andern Tage aus den kleinen Booten ans Land steigen. Obgleich nämlich unser Dampfer inzwischen an der Landungsbrücke angelegt hat, darf doch kein Passagier über dieselbe ans Land gehen, sondern muß von der entgegengesetzten Seite des Dampfers aus in ein Boot steigen und sich für 1 Peso um den Dampfer herum ans Land rudern lassen. Ein schwarzer Hausknecht des mir in Buenos Aires empfohlenen Hotel Hispano Americano empfängt mich und ladet mich nun mit einer Handbewegung ein, in die mit drei Mauleseln bespannte Pferdebahn zu steigen. Nachdem der Kutscher aus dem nahen Almacén von seinem Glase Caña (Zuckerrohr-Rum) geholt ist, geht es fort, und bald gelangen wir im Galopp aus der Calle Colon in die Calle Palmas, die Hauptstraße von Asuncion, welche ebenso schlecht gepflastert ist, wenn man dieses kühne Wort für die asuncioner Straßen überhaupt in Anwendung bringen will, als die übrigen. In der Calle Palmas liegt auch mein Hotel, und ich nehme rasch Besitz von dem mir angewiesenen Zimmer, einem hohen, weiten Raum mit getünchten, schmutzigen Wänden und einer durch Spinnweben verzierten Decke, dann aber treibt es mich auf die Straße. Ein buntes, fremdartiges Leben umgibt mich.

Digitized by Google

Buenos Aires.

Hier herrscht noch das ursprüngliche Indianertum vor. Gerade kommen ein paar echte gelbbraune Schönen bedächtigen Schrittes die Straße daher. Ein tief ausgeschnittenes, kurzärmeliges Hemd und ein alter kattunener Rock genügen ihnen vollständig zur Toilette, der sie auf der Straße zum Schutze gegen die glühenden Sonnenstrahlen noch ein großes, dünnes, weißes oder auch schwarzes Tuch hinzufügen, welches sie malerisch um Kopf und Oberkörper drapiren. Im Munde aber prangt bei einer jeden eine dicke Paraguay-Cigarre, aus ganz frischem Tabak gedreht und schwerer, als sie bei uns der stärkste Mann vertragen kann. Mit meisterhafter Geschicklichkeit balanciren sie ihre Körbe oder Krüge frei auf dem Kopfe; so wandern sie rauchend und plaudernd die Straße entlang. Das Gegenstück dazu bildet ein kräftiger, hochgewachsener Mann, der neben seinem mit drei vor einander gehenden Mauleseln bespannten und mit einer Plane aus Ochsenhaut überdachten, hohen, zweiräderigen Wagen einherschreitet und unter derben Zurufen und Peitschenhieben die Tiere antreibt. Er trägt ein buntes Wollhemd, weite leinene Hosen und einen Schlapphut, während sein Poncho, jener Universalmantel der sämtlichen Einwohner Süd- und Zentral-Amerikas, heute der Wärme wegen auf dem Wagen liegt. Ein Kleidungsstück verabscheuen die Eingeborenen Paraguays am allermeisten, die Stiefel. Selbst die hohe Polizei und das Militär scheuen sich nicht, barfuß herum zu laufen. Dem Stamme nach gehören diese Indianer zu den Guarani, deren Sprache sie auch, neben dem Spanischen, sprechen.

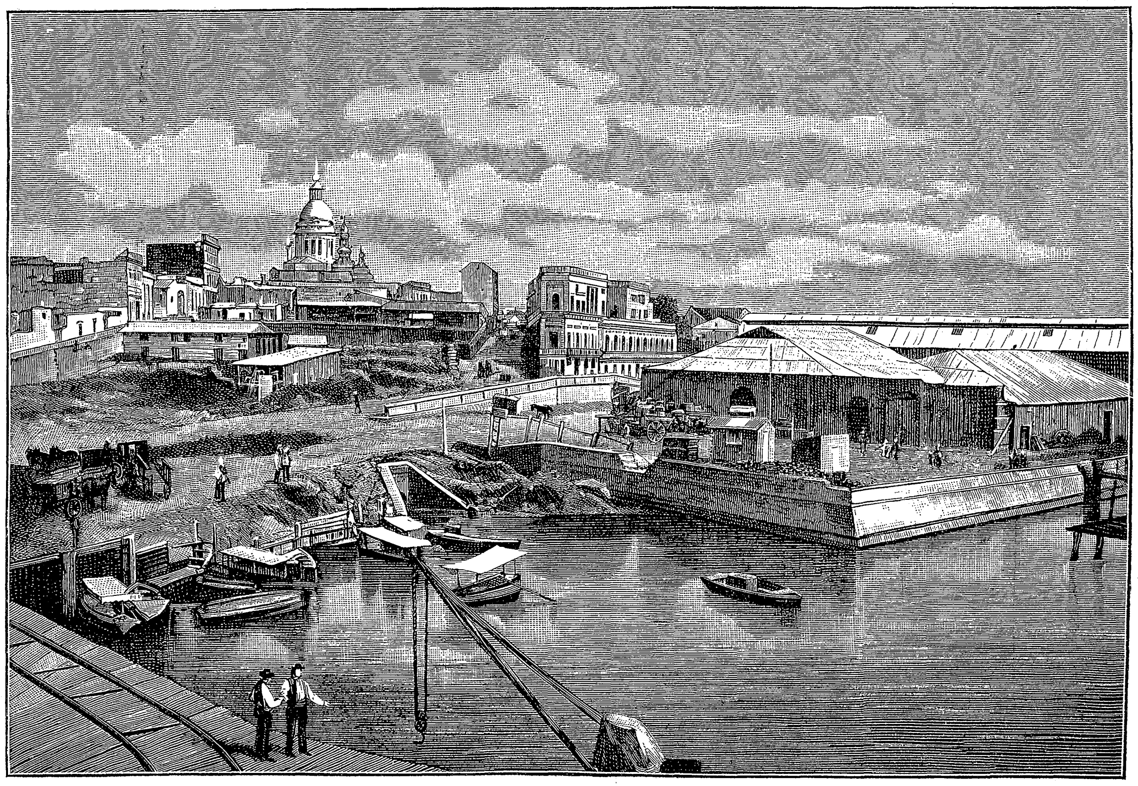
Es ist erst 9 Uhr vorbei, der Thermometer aber zeigt bereits über 30° Réaumur im Schatten. Ich gehe daher langsam zum Hotel zurück, um dort auf meinem Zimmer die heißen Tagesstunden zu verbringen. Aber während ich so, abwechselnd lesend und schlafend, Siesta halte, will ich an dieser Stelle einiges über die Bedeutung und Lage von Asuncion anführen. Nuestra Señora de la Asuncion, wie die Hauptstadt Paraguays mit ihrem vollen Namen heißt, wurde 1536 von Juan de Ayolas gegründet. Sie liegt, sanft ansteigend, am linken Ufer des Rio Paraguay nahe der Stelle, wo von rechts her der Rio Pilcomayo in denselben einmündet. Der Rio Paraguay hat seinen Namen aus der Guaranisprache, in der „Para-gua-y“ so viel als „Quelle des Meeres“ bedeutet. Er ist vor Asuncion etwa 450 Meter breit und bietet Raum für eine bedeutende Anzahl von Schiffen, obgleich seine Ufer dort mehr oder minder seicht sind. Waldige, niedere Hügel umgrenzen die Stadt, deren Straßen sich, wie hier überall zu Lande, meist rechtwinklig schneiden. Asuncion zählt jetzt etwa 20,000 Einwohner und ist Sitz eines deutschen Konsuls sowie eines Bischofs. Leder, Tabak, Zucker, Zuckerrohr-Rum (Caña), Yerba Mathe und Paraguaythee sind die Haupthandelsartikel der Stadt und des Landes, doch beeinträchtigen die augenblicklichen jämmerlichen finanziellen Verhältnisse Paraguays den Handel bedeutend.

Einer der interessantesten Plätze in Asuncion ist für den Fremden der Markt, dem ich am andern Morgen einen Besuch abstattete. Die Markthallen, ein roher, quadratischer Backsteinbau, an dessen Außenseiten von Backsteinsäulen getragene Kolonnaden sich hinziehen, ist gepreßt voll Menschen, meistens Frauen in den originellsten Trachten, die schreiend ihre Waren ausbieten oder unter einander darum feilschen. Da liegen Bananen, Zuckerrohr, Mais, Thee, Kaffee, Tabak, große Wassermelonen und wer weiß, was noch alles für Landeserzeugnisse, hier kreischen Amazonenpapageien, Tucans und andere bunte Vögel. Dort hocken Affen, kleine Krokodile, Gürteltiere, liegen Fische aller Art und Größe aus dem Rio — alles ist zu verkaufen. Wieder andere Frauen bieten künstlich gewebte Spitzentücher und Fächer aus, die sich mit den venetianischen Spitzen gut messen können. Man lacht, raucht, schreit und zankt sich in Guarani und Spanisch, kurz, es ist ein betäubendes Durcheinander.

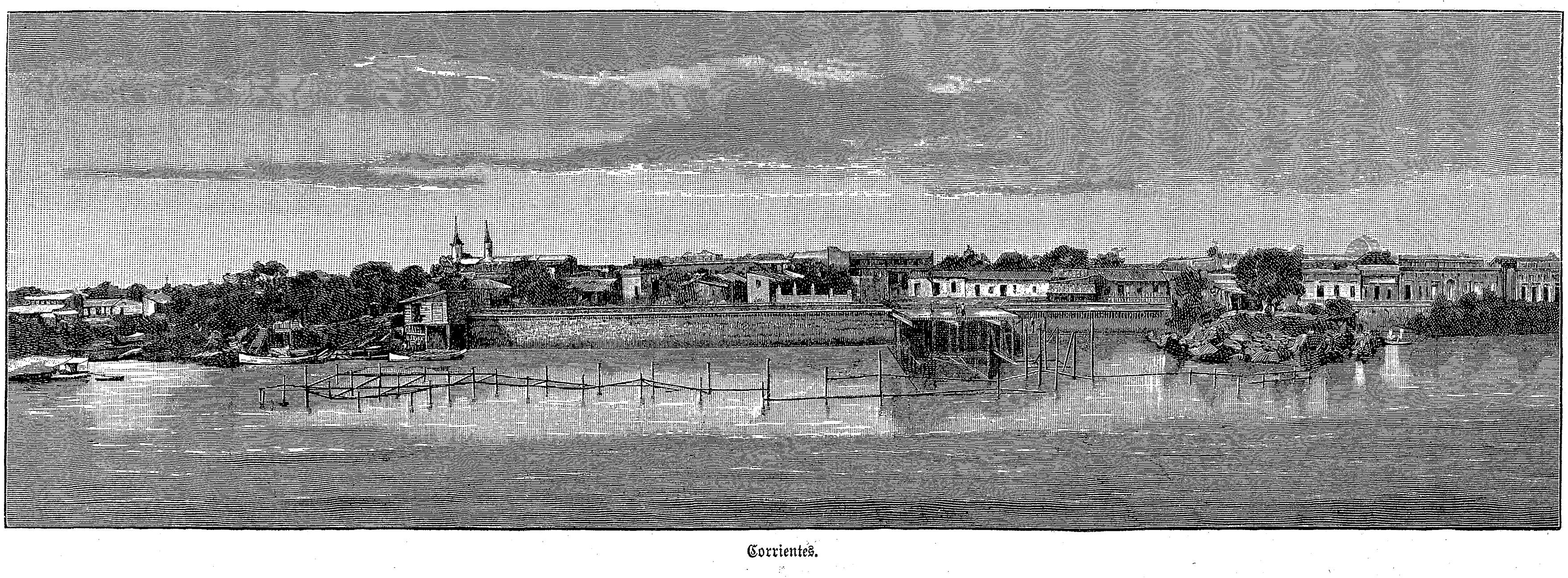
Das stattlichste Gebäude ist der Regierungspalast, der allerdings auch im Kriege mit den großen Nachbarstaaten stark gelitten hat und seitdem mangels Geldes noch nicht wieder ausgebessert worden ist. Ueberhaupt sieht man allen Gebäuden, wie mehreren Kirchen und dem Theater, an, daß das Geld im Lande fehlt. Ja, manche Bauten sind nur halb vollendet worden und stehen jetzt als Ruinen inmitten der Häuserreihen.

Interessant ist auch der Kirchhof, die Ricoleta. Der Weg dorthin brachte mich ein wenig aus der Stadt heraus in die Vororte, wo in den Gärten eine wunderbare Vegetation prangte. Fast in jedem dieser Gärten, wenn die darinstehende Hütte von Indianern bewohnt war, stand an einem schattigen Plätzchen unter Palmen und Bananen ein schlichtes Kreuz, mit selbstgefertigten Spitzen geschmückt, welches die Ruhestätte der Toten der Familie bezeichnete. Der Kirchhof selbst gleicht mehr oder weniger jedem andern südamerikanischen Kirchhofe. Ueberall steinerne Grüfte mit zum Teil recht schönen Monumenten. Eigentümlich nur waren die langgezogenen und dann mit einer Art Juchzer in Moll endigenden Klagetöne der Frauen, die dort ihre Verstorbenen beweinten. Originell kam mir auch der Gebrauch vor, die Toten per Pferdebahn zur letzten Ruhestätte zu fahren. Auf dem Rückwege traf ich einen solchen Pferdebahnleichenzug; er glich unseren Leichenwagen, nur eben mit dem Unterschiede, daß der untere Teil ein richtiger Pferdebahnwagen war. Allerdings muß ich hinzufügen, daß die Wege außerhalb der Stadt so schauderhaft sind, daß ein gewöhnlicher europäischer Leichenwagen in dem fußhohen rötlichen Sande gar nicht von der Stelle zu bringen wäre.

Vergnügungslokale gibt es in Asuncion wenig; eines

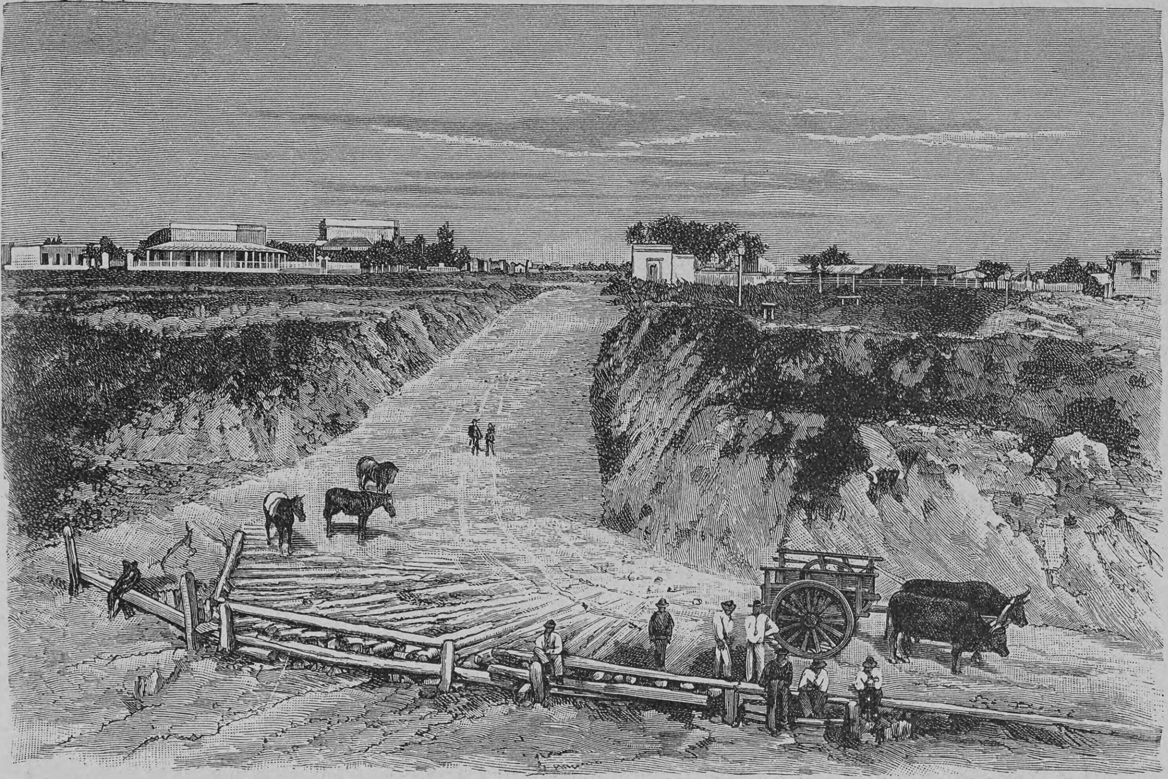


Rosario de Santa Fé.



Corrientes.

Digitized by Google

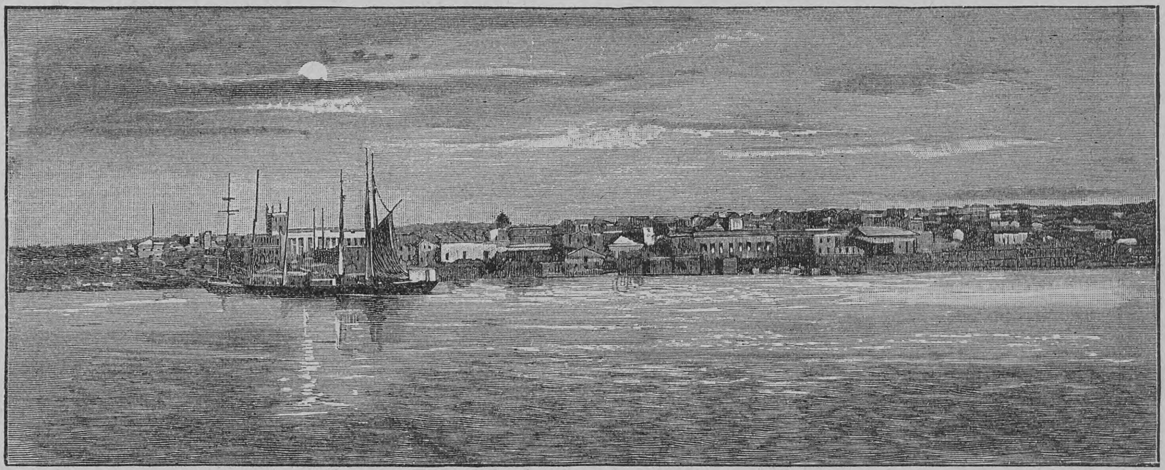


Formosa.

aber ist jetzt von einem Deutschen ins Leben gerufen worden und zwar ein Gartenrestaurant mit Kegelbahn, Schießstand und Bierausschank, welches den Namen „Jardin Bismarck“ führt.

Die beiden letzten Tage meines Aufenthaltes in Paraguay hatte ich für eine Tour weiter ins Innere hinein reservirt. Ich verband damit den Zweck, einen mir bekannten Herrn aufzusuchen, von welchem ich in Erfahrung gebracht hatte, daß er in der deutschen Kolonie San Bernardino wohne. An San Bernardino vorbei führt die einzige Eisenbahn des Landes, welche Asuncion mit Villa Rica, dem Hauptausfuhrplatz für Paraguaythee, verbindet. Die Bahn, vom Staate aus Geldverlegenheit verkauft, gehört jetzt einer englischen Gesellschaft und führt Wagen, welche in Deutz-Köln gebaut sind. Wo aber bleibt bei derselben die englische Schnelligkeit und die deutsche Pünktlichkeit?

Der Zug sollte morgens 6 Uhr von Asuncion abgehen. Mit militärischer Pünktlichkeit war ich demzufolge zehn Minuten vor 6 Uhr früh auf dem Bahnhofe, aber erst gegen $\frac{1}{2}$7 Uhr fuhren wir pferdebahnlangsam zum Bahnhofe von Asuncion hinaus. Der Zug ist, hauptsächlich in der zweiten Klasse (unsere dritte), gepfropft voll von Eingeborenen, denen das Eisenbahnfahren noch ein ganz riesiges Vergnügen ist und die nun mit dem halben Körper, wenn möglich einer über dem andern, zu den Fenstern hinaushängen oder ganz ungenirt auf Trittbrettern und Außenperrons kauern. Durch schöne Anpflanzungen, über Wiesen mit Fächerpalmen, durch dichten Urwald mit undurchdringlichen Schlingpflanzen kommen wir allmälich zur ersten Station, wo ziemlich eine halbe Stunde Aufenthalt ist. Dann geht es weiter durch die herrliche Vegetation, an Strohhütten vorüber, vor denen die halbnackten braunen Einwohner um das Feuer kauern; Rinderherden mit ihren großen, geschweiften Hörnern weiden auf den waldfreien Stellen und schwerfällig ziehen die hochräderigen Karren, mit Ochsen oder Maultieren bespannt, die tiefgefurchten Wege entlang. So nahen wir uns langsam der zweiten

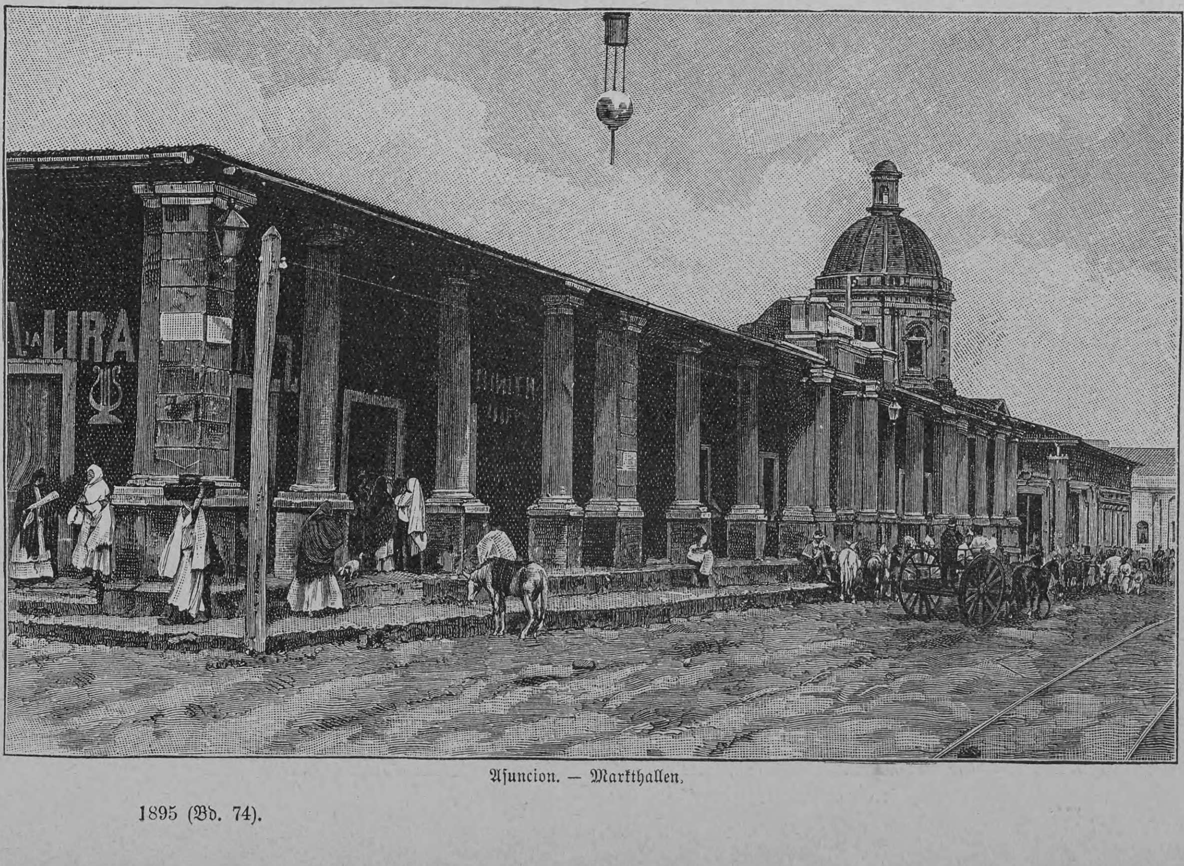


Asuncion.

Station, Luque, wo abermals ein langer Aufenthalt gemacht wird. Reges Leben herrscht auf dem Bahnhofe. Ist es doch ein Ereignis, wenn dieser Zug kommt, da er ja, abgesehen von demjenigen, welcher am Nachmittag von der Endstation Villa Rica zurück nach Asuncion geht, der einzige am Tage ist. Frauen mit allerhand Verkaufsartikeln laufen an den Wagen entlang, schreiend ihre Ware feilbietend. Endlich ertönt die Pfeife und der Zug setzt sich wieder ganz vorsichtig in Bewegung. Aber, o weh! Kaum 5 Minuten sind wir gefahren, da ertönt ein Notsignal und der Zug steht. Alles springt heraus, sei's zu Fenster oder Thür, und rennt zur Maschine. Die Aermste hat eine Achse gebrochen! Die Eingeborenen sind ganz närrisch vor Freude über das Extravergnügen. Neugierig beäugeln sie das dampfende Ungetüm von allen Seiten, kauern rings um die Lokomotive herum und stecken wohl auch den Kopf zwischen die Räder, um zu sehen, wie das Ding von unten aussieht. Nach langem Hin- und Herschreien und Zanken wird aus dem nahen Walde ein starker Ast geholt und die kranke Lokomotive langsam wieder auf die Beine gebracht. Endlich ist sie wieder so weit hergestellt, daß sie uns wenigstens zurück nach Luque schieben kann, von wo aus um eine neue Maschine nach Asuncion telegraphirt wird. Eine neue Maschine will aber zugleich auch heißen: die letzte, denn die eben zerbrochene war der vorletzte Pfeil, den die Gesellschaft noch zu verschießen hatte. Bis dieser Ersatz kommt, werden aber wohl einige Stunden ins Land gehen, und so habe ich denn Zeit, mich mit meinen Mitpassagieren über diese großartigen Bahnverhältnisse zu unterhalten. Da erfahre ich denn, daß ein derartiger Vorfall hier gar nichts Außergewöhnliches ist, im Gegenteil, er passirt eigentlich ohne Ausnahme. Meistens sogar entgleist der Zug. Trotzdem aber ist wunderbarerweise bis jetzt noch niemals ein ernstes Unglück dabei vorgekommen. Es wird 9, es wird 10 Uhr, bis endlich der „Letzte der Mohikaner“ angedampft kommt und sich nach einer abermaligen Zeitversäumnis von einer halben Stunde vor unsern Zug spannt. Gegen 11 Uhr endlich geht es weiter, natürlich immer nur in abgekürztem Tempo, und wirklich haben wir das große Glück, schon gegen Mittag ohne weiteren Un- und Umfall nach Patiño-cué zu kommen. Sechs Stunden also haben wir gerade gebraucht, um diese etwa dreißig Kilometer lange Strecke zurückzulegen.

In Patiño-cué verlasse ich den Zug und frage bei dem deutschen Stationschef nach dem Weg nach San Bernardino. Er führt über eine blumige Wiese, auf die jetzt um die Mittagszeit die Sonne glühend herniederbrennt, zum Gestade des Sees. Allmälich sammeln sich Leute am Landungsplatz, bald legt das Dampferchen an und nimmt uns an Bord. Alles spricht deutsch, Bootsleute und Passagiere, und pfeilgeschwind trägt uns die kleine Dampfbarkasse über den großen klaren Ipacaraysee, auch La gran Laguna genannt, dem andern Ufer zu. Nach dreiviertelstündiger Fahrt langen wir bei San Bernardino an. Es fällt mir nicht schwer, dort die Wohnung meines Freundes ausfindig zu machen, und so begrüße ich ihn denn bald auf seiner Farm. Sein Anerbieten, mit ihm einen Inspektionsritt durch seine weit verstreut liegenden Ländereien zu machen, nehme ich mit Freuden an und bald sitzen wir im Sattel. Der Weg geht anfangs über sumpfige Wiesen, wo die Pferde oft bis an die Kniee einsinken, dann aber steigt er langsam, durch dichten Wald führend, bergan. Unsere beiden Schimmel gehen meisterhaft sicher, sowohl durch Sümpfe und Bäche als auch kletternd den mit Wurzeln und Steinen bedeckten Bergpfad hinan. Wir sind mitten in der grünen Nacht des Urwaldes, die allerdings nicht so idealschön ist, wie man sie oft abgebildet sieht. Halbverfaulte Baumstämme, Dornengestrüpp und Felsstücke sperren uns oft den Weg oder wir müssen gebückt unter den tief herabhängenden Lianen hinwegreiten, damit unser Hals nicht mit diesen unzerreißbaren natürlichen Galgenstricken Bekanntschaft macht. Papageien, Tucans und andere Vögel flattern kreischend von Zweig zu Zweig, Affen fliehen in schnellen Sprüngen vor uns davon und verbergen sich in den dichten Baumkronen, und hier und da bricht einmal ein Tapir durchs Dickicht, um bei unsrem Anblick sich vorsichtig wieder zu verziehen.

Nach zweistündigem Ritt gelangen wir auf eine Berghalde, und vor uns liegt, halb unter Bananen und Kokospalmen versteckt, ein Rancho, eine Lehmhütte der

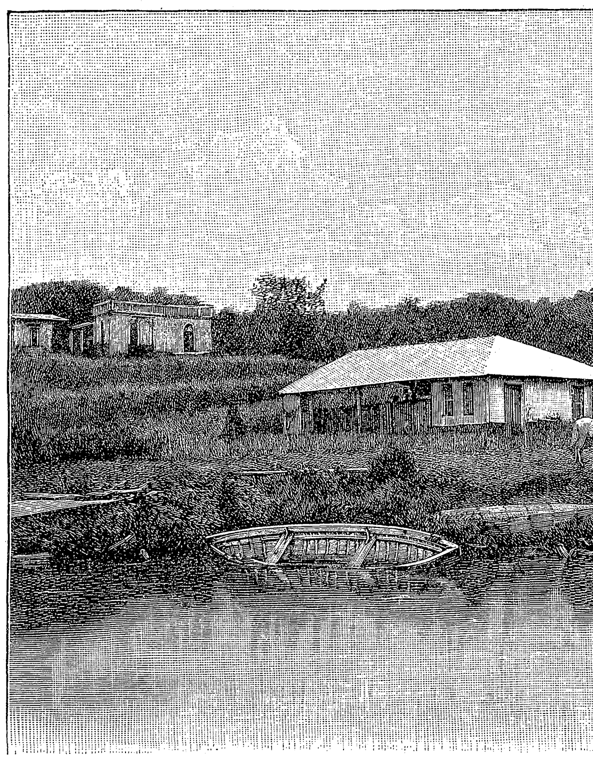


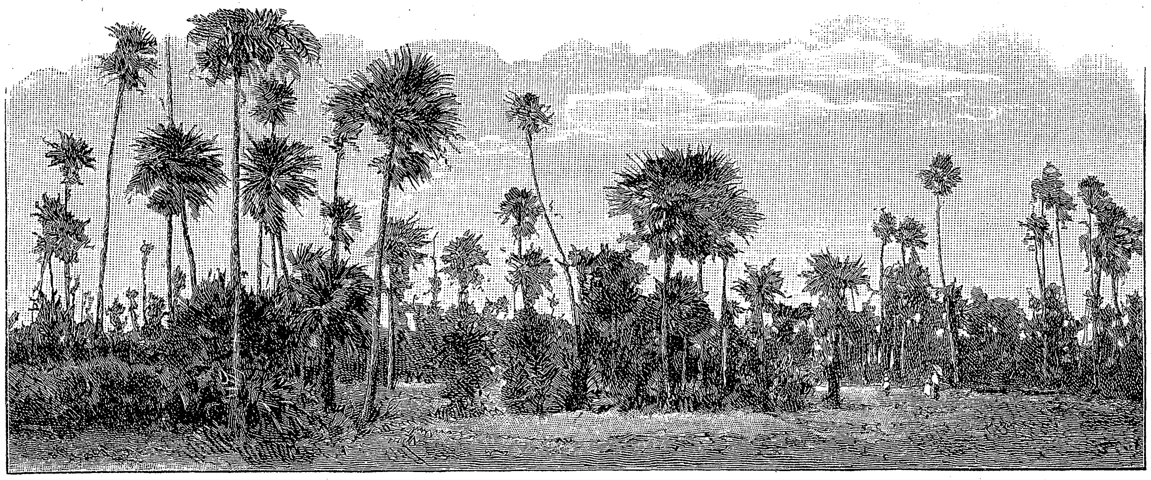
Asuncion. – Markthallen.

Digitized by Google

eingeborenen Indianer. Wir sitzen ab und treten unter die aus Bambus und Palmblättern gefertigte Vorhalle der Hütte. Auf ihrem Boden liegt eine alte Ochsenhaut als Teppich, die ein paar kleinen nackten Kindern zum Spielplatze dient. Freundlich begrüßen uns die übrigen braunen Einwohner, zwei Männer und zwei Frauen, bringen uns Tisch und Stühle und Caña und Wasser und rechnen es sich sichtlich zur Ehre an, daß wir bei ihnen einkehren. Die Frauen formen sogleich aus frischem Tabak einige zierliche Cigarren, die sie recht appetitlich, mit etwas Speichel angefeuchtet, auf dem nackten Oberschenkel für uns drehen. Nur meine ganz ernste Versicherung, ich sei Nichtraucher, rettet mich davor, solch ein Ding in den Mund zu nehmen. So vergeht die Zeit unter freundschaftlichem Plaudern, teils in Guarani, teils in Spanisch, bis uns endlich die schon bedenklich tiefstehende Sonne zum Aufbruche mahnt. Die Männer geleiten uns noch ein Stück Weges und verabschieden sich dann mit biederem Gruße, während wir den nur für den Einheimischen erkennbaren Pfad quer durch den Bergwald nach dem, ebenfalls deutschen Dörfchen Altos einschlagen. Bald sinkt die Sonne, und der kurzen Dämmerung folgt die dunkle Nacht.

Es geht teils über sumpfige Wiesen, teils durch Wald, über schlüpfriges Steingeröll, durch rauschende Bäche und dies alles in einer wahrhaft ägyptischen Finsternis, die mich kaum meines Schimmels Kopf vor mir sehen läßt. Wir lassen unsere Pferde den Weg sich selber suchen. So reiten wir etwa eine Stunde lang fort, bis wir endlich nach 8 Uhr die Kolonie Altos erreichen. Das Dorf, dessen Häuser einen großen, viereckigen Grasplatz mit einer Kirche inmitten einschließen, ist schon nächtlich still, nur auf der Wache — es liegt hier eine kleine Abteilung

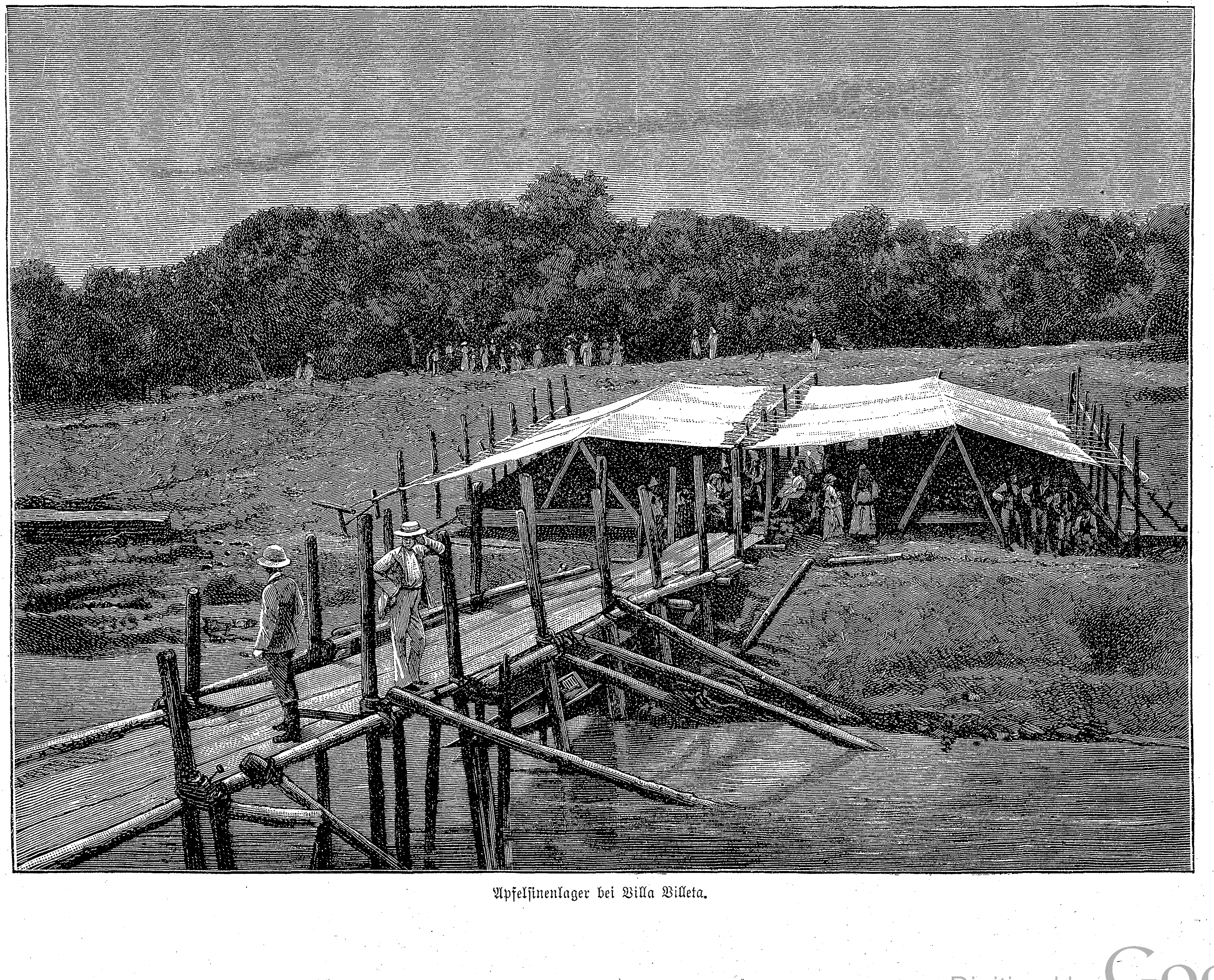

Ufer bei San Bernardino.


Fächerpalmen am Ufer des Rio Paraguay.

paraguayanischer Truppen — und im „Hotel" ist noch Licht. Vor letzterem machen wir Halt und geben unsere Pferde der braunen Magd, während wir selbst in die halb offene Halle des Gebäudes eintreten. Bald sitzen wir bei einem echt deutschen Beefsteak mit Ei und einigen Flaschen San Bernardinobräus, während der lustige Wirt, ein Landsmann aus Altenburg, uns durch amüsante Unterhaltung die Zeit kürzt. Unser Zimmer für die Nacht ist recht primitiv. Es gleicht eigentlich mehr einer alten Wagenremise. Der Boden ist möglichst unebenmit Ziegelsteinen gepflastert und das ganze Mobiliar besteht aus einer Kiste, die als Tisch dient, zwei wackeligen Stühlen und zwei Betten, sogenannten Cadres, das sind klappstuhlähnliche längliche Gestelle, über welche eine Decke gebreitet ist. Man liegt aber trotzdem recht bequem auf diesen Bettstellen ohne Matratze und ich habe ihnen bei meinen dortigen Reisen stets den Vorzug vor Matratzenbetten gegeben, schon aus dem Grunde, weil die letzteren in den dortigen Gegenden meist Hotels für allerlei stechendes und springendes Volk sind.

Am andern Morgen, nachdem der Regen nachgelassen, sattelten wir unsere Pferde und trabten wohlgemut in den frischduftenden Palmenwald hinein, in der Richtung nach San Bernardino, wo wir nach mehrstündigem Ritt auch glücklich ankamen. Dort war es bald Zeit für mich, mit dem Dampferchen nach der andern Seite des Sees zu fahren, um in Patiño-cué noch rechtzeitig den Nachmittagszug nach Asuncion zu erreichen. Der Zug, der eigentlich um 12 Uhr mittags in Patiño-cué fällig war, ließ selbstverständlich bis gegen 4 Uhr auf sich warten, aber wunderbarerweise langten wir doch schon um 7 Uhr abends ohne weiteren Zwischenfall in der paraguayanischen Hauptstadt an.

Am nächsten Tage wurden noch einige Einkäufe gemacht, dann war es Zeit, an Bord des San Martin zu gehen, der endlich gegen Mittag seine großen Räder in Bewegung setzte. Langsam entschwand Asuncion unseren Blicken und die Ufer des Stromes wurden wieder waldiger. Unsere erste Station war Villa Villeta, wo wir anliefen, um Orangen einzuladen. Zwei große Haufen dieser noch grünen Früchte lagen unter Zelten am Strande, und etwa hundert Frauen brachten dann diese „Naranjas" in Körben an Bord.


Apfelsinenlager bei Villa Villeta.

Gegen Abend ging die Fahrt weiter stromabwärts. Pfeilgeschwind schoß unser Dampfer dahin durch die braunen Fluten. So verging ein Tag nach dem andern. Corrientes, Bellavista, Goya, Paraná zogen wieder an uns vorbei und ehe wir uns versahen, war die vorletzte Station Rosario wieder erreicht. Eine stille, wunderbar klare Mondnacht, die letzte an Bord, war herabgesunken auf die schlummernden Lande. Die Fluten des Paraná glänzten wie flüssiges Silber und nur dann und wann klang von den fernen waldigen Ufern der Ruf eines Nachtvogels zu

Digitized by Google

uns herüber. — Wieder schien die Sonne lustig vom wolkenlosen Himmel herab, als ich am andern Morgen auf Deck kam. Wir hatten bereits den Paraná verlassen und steuerten hinaus in den unabsehbaren La Plata. Zu unserer Linken grüßte uns die sandige Küste von Uruguay, und Martin Garcia, die argentinische Quarantänestation, salutirte dreimal mit ihrer blau-weiß-blauen Flagge. Endlich gegen Mittag zeigte sich fern am Horizont eine Dunstwolke und aus ihr hoben sich bald die hellen Kuppeln der Kirchen von Buenos Aires hervor.

Une journée folle.

Novellette

von

Wolfgang Alexander Meyer.

Es hatte schwer gehalten, meinen Freund Ludwig Wörter zu der Reise zu bewegen. Seit einigen Jahren schien das kleine Nest, in dem er eine Professur bekleidete, eine geradezu zauberhafte Anziehungskraft auf ihn auszuüben; Sommer und Winter, in den Ferien wie im Semester blieb er in der Stadt. Wie oft schon hatte ich meine ganze Ueberredungskunst aufgewandt, um ihn zu bestimmen, mich zu begleiten, aber immer vergebens! Einmal schützte er Ueberhäufung mit Arbeit vor, ein anderesmal Mangel an Mitteln, dann hatte er wieder einen hartnäckigen Rheumatismus oder sonst irgend eine Krankheit in Bereitschaft, kurzum, es war ihm immer absolut unmöglich, zu reisen.

Endlich aber meldete sich an Stelle der zahllosen fingirten Krankheiten ein wirkliches Leiden. Ludwigs Nerven waren dermaßen zerrüttet, daß die Aerzte kategorisch eine völlige Ausspannung verlangten und auf einen mehrwöchentlichen Aufenthalt im Engadin drangen. Nach langem Widerstreben fügte er sich endlich dem ärztlichen Machtgebot, und wir reisten mit einander ab.

Wir hielten uns einen Tag in Luzern auf und wollten dann bis Flüelen den Dampfer benützen, um von da über Göschenen und Andermatt auf die Oberalpstraße zu gelangen.

Es war das herrlichste Wetter, und wie wir, aus der Luzerner Bucht herausfahrend, den Rigi in seiner stolzen Majestät vor uns liegen sahen, sagte ich zu Ludwig: „So schön treffen wir es nicht leicht wieder! Ich denke daher, wir fassen das Glück beim Schopfe, steigen in Vitznau aus und bleiben heute auf dem Rigi. Wir genießen auf dem Kulm den Sonnenuntergang, der heute großartig sein wird, und gehen am Abend ins Kaltbad hinunter; da ist man gut untergebracht und findet immer lustige Gesellschaft!“

Ludwig sah mich mit einem Blicke an, als ob ich ihn soeben aufgefordert hätte, einen Mord zu begehen, und so barsch, wie ich ihn noch nie hatte reden hören, sagte er:

„Thu, was Du magst! Ich fahre weiter!“

Ich muß ihn sehr erstaunt angesehen haben, als er mich so grob anfuhr, und er schien seine mir völlig unerklärliche Erregtheit auch gleich wieder zu bereuen. Er wandte sich wieder zu mir, bot mir die Hand und sagte: „Verzeih mir meine dumme Heftigkeit! Du hast ja von alledem keine Ahnung und konntest nicht wissen —“

Ich erklärte ihm, er brauche sich gar nicht zu entschuldigen, sein Aufbrausen habe mich zwar erstaunt, aber nicht im geringsten beleidigt. Dann brach ich das Gespräch ab und gab vor, am Bug des Schiffes etwas näher betrachten zu wollen. Ich ließ ihn allein, um ihn auch nicht indirekt zu veranlassen, mir sein Geheimnis anzuvertrauen. Ich sprach Ludwig auf der ganzen weiteren Fahrt nicht mehr.

In Flüelen bestiegen wir den Zug und waren durch die Wunder der Gotthardbahn, die wir beide zum erstenmal befuhren, so sehr in Anspruch genommen, daß wir nicht in Gefahr kamen, an den Rigi zurück zu denken.

Von Göschenen ging es dann zu Fuß den Berg hinan, vorbei an der damals noch in ihrer ganzen romantischen Pracht daliegenden alten Teufelsbrücke nach Andermatt, wo wir Nachtquartier nahmen. Am andern Tage marschirten wir über den Gotthard hinüber und die Oberalpstraße weiter bis nach Dissentis, wo wir am späten Nachmittag eintrafen. Wir stärkten uns im „Gasthaus zur Sonne“ durch ein frugales Mahl und stiegen dann hinan zu der reizend gelegenen Dorfkirche. Es war mittlerweile Abend geworden und die scheidende Sonne sandte ihren letzten goldenen Gruß in das liebliche Oberalpthal. Wir hatten uns auf der alten Holzbank vor der Kirche niedergelassen und hingen schweigend unseren Gedanken nach.

Ludwig brach zuerst das lange Schweigen.

„Ich bin Dir noch eine Erklärung schuldig!“ begann er.

Ich machte eine abwehrende Bewegung.

„Nein, nein,“ fuhr er fort, „es ist ganz recht so! Vielleicht wird's besser, wenn ich mich einmal ausspreche! Ich gehe sonst noch daran zu Grunde!

„Zehn Jahre sind es just her, daß ich als junger Docent meine erste Schweizerreise machte. Ich hatte vorher, wie Du weißt, weder die Zeit noch das Geld gehabt, mich viel in der Welt umzusehen. Wenn ich es irgend ermöglichen konnte, suchte ich in den Ferien meine gute Mutter auf, die sich von ihrem geliebten und auch mir so lieben Thüringer Walde nicht trennen mochte. Dann hatte ich mich glücklich durchgearbeitet, mein Buch hatte mir eine hübsche Summe eingebracht, die als außerordentliche Einnahme auch zu einer außerordentlichen Ausgabe verwandt werden durfte. Da hieß es denn, in die Schweiz! Und mich, der ich jahrzehntelang in meinem heimatlichen Winkel ruhig ausgehalten hatte, mich überkam auf einmal eine fast krankhafte Sehnsucht nach dem Alpenlande. Ich fuhr, ohne mich aufzuhalten, an Heidelberg und Baden-Baden, die ich auch noch nicht kannte, vorbei, direkt nach Luzern, nur um möglichst bald Schweizer Boden unter den Füßen zu haben. Ich kam spät in der Nacht in Luzern an und ging bald zu Bett. Mein Entzücken aber am andern Morgen, als ich den See vor mir liegen sah, zur Rechten den Pilatus, zur Linken den Rigi und am fernen Horizont eine Kette schneeiger Gipfel — das Entzücken kann ich Dir nicht beschreiben, das kann nur jemand verstehen, der nicht, wie Du, schon als halbreifer Knabe alle diese Herrlichkeit sehen durfte, sondern dem erst als reifem Manne die ganze Pracht dieser wunderbaren Gottesnatur, von der er zuvor keine Ahnung hatte, mit einemmale aufgegangen ist!

„Es litt mich nicht lange in Luzern. In wenig Stunden hatte ich die Sehenswürdigkeiten der Stadt überflogen, und dann ging es hinaus auf den See.

„Ich war gleich am Quai eingestiegen und hatte mich auf dem Dampfer schon ganz installirt, als wir, wie üblich, noch einmal am Bahnhof anlegten, um die mit den letzten Zügen angekommenen Reisenden aufzunehmen. Schon von weitem hörte man das laute Lachen und Schwatzen einer größeren Zahl von Reisenden, die offenbar alle zusammen gehörten. Ich dachte zuerst, wir würden das etwas zweifelhafte Glück genießen, das Schiff mit einer der jetzt ja so modernen Reiseherden zu teilen. Meine Vermutung war, das sah ich bald, eine falsche. Diese Herrschaften in den eleganten Promenadeanzügen und zierlichen Lackschuhen sahen nicht wie Opferlämmer eines Reisebureaus aus.

„Ich betrachtete mir flüchtig das bunte Durcheinander und suchte mir dann auf dem zweiten Verdeck ein einsames Plätzchen, um mich ungestört in die zauberhafte Schönheit des Landschaftsbildes versenken zu können.

„Ich weiß nicht, ob Du das eigentümliche Gefühl kennst, das sich wissenschaftlich kaum erklären läßt, das aber ganz positiv existirt: das bestimmte Gefühl, daß man von einer Person, die man nicht sehen kann, fixirt wird. Ich hatte plötzlich das Gefühl, daß mich jemand unausgesetzt betrachtete. Ich suchte erst diese thörichte Empfindung niederzukämpfen, es wollte mir aber nicht gelingen, und schließlich sah ich mich um. Ich hatte mich nicht getäuscht. Nicht weit von mir stand eine Gruppe jener lustigen Reisegesellschaft in lebhaftem Geplauder, und unter ihnen war ein junges Mädchen, die meine Person einer eingehenden Musterung zu unterziehen schien. Das versetzte mich in eine eigentümliche Verwirrung, ich fühlte, wie eine heiße Blutwelle mir zu Kopf stieg, und ich errötete.

„Auch das hatte die junge Dame offenbar bemerkt; denn sie brach jetzt in ein helles Gelächter aus, machte ihren Gefährten leise eine Bemerkung, worauf diese zu mir herübersahen und ihr im Lachen sekundirten.

„Die Scene wurde mir peinlich und ich ging wieder hinüber auf das erste Vorderdeck, um mich in dem Menschengewühl zu verlieren.

„Jetzt betrachtete ich mir die elegante Reisegesellschaft etwas näher. Welcher Nationalität sie angehörte, war schwer festzustellen, denn wenn hier das eleganteste Französisch gesprochen wurde, hörte man nebenan das reinste Deutsch. Eine dritte Gruppe sprach eine slavische Sprache, anscheinend russisch, der sie die schönsten englischen Redefloskeln beimischte. Ich stellte gerade meine Vermutungen darüber an, was wohl diese polyglotte Gesellschaft sein und zu bedeuten haben möge, als mich plötzlich eine bekannte Stimme anredete: ‚Sie auch hier, Wörter, haben Sie sich endlich einmal von Ihren Büchern losreißen können? Das ist ja famos! Wo wollen Sie denn hin? Auf den Rigi? Das ist ja reizend, da haben wir dasselbe Reiseziel! Wollen Sie einmal etwas von der eleganten Welt kennen lernen? Ich werde Sie vorstellen!‘

„Es war Ohausen, gleich mir kurze Zeit habilitirt und damals schon, was er heute ist, der größte Sportsman unter den Universitätsdocenten und der größte Gelehrte unter den Sportsleuten. Er war mir damals schon in seiner Oberflächlichkeit und Halbheit so unsympathisch wie heute, und ich lehnte es hauptsächlich um seinetwillen ab, die Bekanntschaft seines Kreises zu machen, der mich sonst vielleicht vorübergehend interessirt hätte.

„Ohausen ist ja aber so leicht nicht abzuschütteln, ich mußte doch wissen, mit welch illustrer Gesellschaft er zusammen reiste.

„‚Ja, lieber Kollege,‘ fuhr er fort, ‚von diesem Leben hat man in unserm stillen Nest keine Ahnung; Es ist eine tolle Fahrt, auf der wir begriffen sind, eine der entzückenden Ideen der Gräfin Trudow. Es war gestern nachmittag in Iffezheim —‘

„‚Verzeihen Sie, lieber Ohausen, aber meine geographischen Kenntnisse —‘

„‚Mensch, das können aber auch nur Sie leisten! Iffezheim ist, wie ich Ihnen zu Ihrer Belehrung mitteilen will, der Rennplatz von Baden-Baden! Es war also kurz vor der großen Steeple-Chase — ein brillant besetztes Feld, lauter erste Qualität, und doch schien der Sieg kaum zweifelhaft. Von jedem Jockey, von jedem Buchmacher bekam man denselben Tip, Astor, Sie wissen, Ljubogradskis Astor, vom Hannibal aus der Eglantine. Wir setzten alle auf Astor, nicht hoch, denn es war vorauszusehen, daß nicht viel zu gewinnen sein würde. Lieutenant von Fuchs nahm die Wettaufträge der Damen entgegen, und wie er an die Gräfin Trudow mit der Frage herantrat: „Nun, wie viel darf ich für Sie auf Astor setzen?“ antwortete sie mit einem malitiösen Lächeln, indem sie ihm ein paar Kassenscheine überreichte: „Fünfhundert Mark — auf Harléquin!“ Wir waren alle sprachlos. Harléquin, der tollste Outsider, der im ganzen Meeting genannt worden war, der nicht einmal einen Schimmer von Aussicht hatte, einen Platz zu erhalten! Aber sie bestand auf ihrem Willen. — Na, Sie kennen sie nicht, sonst würde Sie das nicht wundern. Man braucht ihr nur eine Idee ausreden zu wollen, dann kann man ganz sicher sein, daß sie nicht von ihr läßt. — Was soll ich Ihnen weiter sagen? Das Rennen beginnt, Astor stürzt beim ersten Hindernis, die besten Pferde versagen und Harléquin gewinnt leicht mit drei Längen! So etwas war noch nicht da! Der Totalisator zahlte zweihundertundzehn für zehn. Die Gräfin hatte über zehntausend Mark gewonnen. Wir beglückwünschten sie von allen Seiten, und jeder wollte wissen, wer ihr den Tip gegeben habe. „Das Pferd selbst,“ antwortete sie lächelnd, „es machte mir Spaß, gegen Ljubogradski zu wetten, und der Name Harléquin gefiel mir. Jetzt müssen wir aber meinen Sieg auch ordentlich feiern. Machen wir morgen, da doch kein Renntag ist, eine ‚journée folle‘. Ich lade Sie sämtlich ein, mit mir auf dem Rigi zu soupiren.“ Wir hielten das alle für einen guten Witz, es war ihr aber völlig ernst damit. Die Mutter muß in solchen Fällen Ja sagen, ob sie will oder nicht, und so sind wir, wie Sie uns hier beisammen sehen, die Gäste der Gräfin. Nur Ljubogradski wollte unter keinen Umständen mitkommen; ich glaube, es ist nicht nur die Niederlage seines

Digitized by Google

K. Müller: **Rückkehr von der Felddienstübung.**
Aus dem Album: „Soldatenleben" (Verlag von C. Boysen in Hamburg).

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Gustav Schauer in Berlin.

Tito Conti: Römerin.

Digitized by Google

Pferdes, was ihm den Humor so verdorben hat. Aber soeben winkt mir die Gräfin. — Entschuldigen Sie mich, lieber Kollege! Wir sehen uns ja wohl noch auf dem Schiff und heute abend oben auf dem Rigi.'

„Er eilte davon und zwar direkt auf die junge Dame zu, vor deren inquisitorischen Blicken ich mich vorhin geflüchtet hatte. Das war also diese extravagante russische Gräfin, die den Jahresgehalt eines deutschen Geheimerates, der ihr allerdings auch nur durch eine Caprice zugeflogen war, dazu verwandte, um mit einigen hohlköpfigen Herren und Dämchen ‚einen tollen Tag' zu verleben. Ich bekam unbekannterweise eine gewisse Hochachtung vor diesem Fürsten Ljubogradski, der allein sich der kindischen Laune eines verzogenen Mädchens zu widersetzen den Mut gehabt hatte. Es sind ja schließlich doch nur die Männer und immer wieder die Männer, die an den Thorheiten und Launen der Frauen schuld sind. Wenn die Männer nicht so weibisch geworden wären, würden die Frauen weiblicher geblieben sein!

„Mich überkam plötzlich ein bitteres Gefühl, über dessen Ursache ich mir eigentlich keine Rechenschaft zu geben vermochte. Was ging mich schließlich dieser fremden Menschen Thun und Treiben an? Und nun gar hier in der herrlichen Gottesnatur, die mich rings umgab, hatte ich wirklich Besseres zu thun, als mich unfruchtbaren Grübeleien hinzugeben.

„Ich lehnte mich an den Schiffsbord und blickte hinab in die smaragdgrünen Fluten. Da hörte ich wieder Ohausens Stimme hinter mir.

„‚Verzeihen Sie, daß ich Sie in Ihren Meditationen störe, lieber Kollege, aber die Gräfin wünscht Ihre Bekanntschaft zu machen!'

„Ich wandte mich um, da stand sie neben Ohausen vor mir! Und wieder hatte ich die bestimmte Empfindung, daß ich rot wurde, aber diesesmal lachte sie nicht. Sie sah mich an mit einem so schmerzlich-träumerischen Blick, mit einem Blick, halb der eines bittenden Kindes, halb der einer reuigen Sünderin, eine ganze Welt des Schmerzes lag in diesen meergrünen Augen.

„Ohausen stellte mich ihr mit einigen der ihm geläufigen Redensarten vor, wir hörten beide nicht auf ihn. Dann verlor ihr Gesicht plötzlich wieder den wehmütig-traumverlorenen Ausdruck, es war wieder die weltgewandte Aristokratin, die vor mir stand und mich in liebenswürdigstem Tone fragte:

„‚Sie sind an derselben Universität Professor wie Herr von Ohausen?'

„‚Ich bin nur ein bescheidener Privatdocent, gnädigste Gräfin, und habe wohl noch eine Weile bis zum Professor!'

„‚Ach was, lieber Wörter,' mischte sich Ohausen, sichtlich verlegen, in unser Gespräch, ‚in den Kreisen der Gräfin macht man nicht so subtile Unterscheidungen, wie sie unsere Geheimeratstöchter belieben, da ist eben jeder akademische Lehrer „der Herr Professor". Ich habe es längst aufgegeben, die Herrschaften immer wieder über die akademische Stufenleiter aufzuklären, und erhebe keinen Widerspruch mehr gegen die mir aus so schönem Munde verliehene Professur!'

„Er wandte sich dann rasch von uns ab und ich weiß nicht, ob er noch die Worte der Gräfin hörte: „‚Er hat nie gesagt, daß er nicht Professor ist! Aber das ist ja auch ganz egal; ich bin nicht gekommen, um mit Ihnen über Ihren Freund zu sprechen.'

„‚Pardon, gnädigste Gräfin, Herr von Ohausen ist einer meiner Kollegen, die Bezeichnung „Freund" ist bei uns ein Ehrentitel, mit dem wir sehr sparsam umgehen!'

„‚Ach, Sie deutscher Pedant! Das ist ja auch ganz egal!' Sie zögerte einen Moment und dann fuhr sie leiser fort: ‚Ich bin gekommen, Sie um Verzeihung zu bitten!'

„‚Mich?'

„‚Ja, ja! Verstellen Sie sich nicht! Es war sehr häßlich von mir, Sie auszulachen, aber ich bin nun einmal so schlecht!'

„‚Aber, Gräfin, ich bitte Sie —'

„‚Nein, keine Ausreden! Sie sind sehr böse auf mich!'

„‚Gräfin, ich glaube, Ihnen kann niemand sehr böse sein!'

„‚Schau, schau! Ein deutscher Herr Professor und macht Komplimente! Aber das will ich nicht, das kann ich alle Tage hören, so viel ich will. Sie müssen mir die Wahrheit sagen! Sind Sie sehr böse?'

„Ob ich ihr böse war? In dem Augenblicke wußte ich nicht mehr, ob ich ihr je böse gewesen war. Ich sah nur immer in dieses kluge Gesicht mit den sehnsuchtsschweren Kinderaugen, und ich hörte auf dieses wundersame Geplauder, dieses Deutsch mit dem fremdländischen Accent, in dem sich dann ein echt süddeutscher, wohl in Baden-Baden angenommener Provinzialismus neben einer falschen Satzkonstruktion so urdrollig ausnahm.

„Ich sagte ihr, wenn mich auch vorübergehend eine kleine Verstimmung überkommen habe, so sei sie längst verflogen und jedenfalls nicht wert, daß sie sich irgend welche Gedanken darüber mache. Ich sei eben aus meiner stillen Bewunderung der herrlichen Natur, die sich mir zum erstenmale offenbare, aufgescheucht worden.

„‚Sie sind zum erstenmal in der Schweiz? Wie komisch!'

„Ich erzählte ihr, wie das gar nicht komisch zugegangen, daß ich erst als reifer Mann dazu gekommen sei, mir die Welt etwas anzusehen. Ich erzählte ihr meine Lebensgeschichte. Sie erkundigte sich teilnehmend nach meiner guten Mutter. Wir plauderten wie zwei gute alte Freunde.

„Ehe wir uns dessen versahen, war Vitznau in Sicht.

„‚Ich muß jetzt nach den anderen sehen!' sagte sie hastig. ‚Sie diniren heute abend auf dem Rigi mit uns!'

„‚Aber, gnädigste Gräfin, die Herrschaften werden —'

„‚So seien Sie doch nicht so furchtbar deutsch! Sie müssen bestimmt kommen, zum Zeichen, daß Sie mir verziehen haben!'

„Sie eilte davon, ohne meine Antwort abzuwarten. Sie schien davon überzeugt zu sein, daß ich kommen müsse und werde.

„Sie behielt recht! Ich schalt mich zwar selbst einen Narren über den andern und sagte mir, daß es eine Donquijoterie sei, zu der mich die Laune eines eigenwilligen Mädchens verleite, aber als die Zeit des Diners herankam, stand ich doch im schwarzen Ueberrock vor dem Spiegel meines nicht allzu comfortablen Zimmers in Rigi-Kaltbad und prüfte mit großer Gewissenhaftigkeit, ob meine Krawatte auch richtig gebunden sei.

„In dem kleinen Salon, den man ausnahmsweise für das telegraphisch vorausbestellte Diner reservirt hatte, war schon die ganze lustige Gesellschaft versammelt. Ich wurde den Herrschaften vorgestellt; daß sie sich besonders freuten, meine Bekanntschaft zu machen, konnte ich nicht bemerken.

„Wenn ich geglaubt hatte, mit meinem ‚Bratenrock' besondere Ehre einzulegen oder wenigstens meiner gütigen Gastgeberin keine Schande zu machen, so hatte ich mich gründlich geirrt. Die Herrschaften waren mir denn doch, wie Ohausen zu sagen pflegt, um einige Längen voraus. Die Herren waren alle im Frack, eine Blume im Knopfloch, die Damen in eleganter Abendtoilette erschienen.

„Als die Gräfin mich eintreten sah, warf sie mir einen freudig triumphirenden Blick zu. Dann trat sie an mich heran, reichte mir die Hand und sagte halb im Unwillen, halb im Scherz:

„‚Sie unverbesserlicher Deutscher, Sie! Habe ich Ihnen nicht gesagt, Sie sollen kommen, wie Sie gehen und stehen? Und nun haben Sie diesen schwarzen Schulmeisterrock angezogen, den ich unausstehlich geschmacklos finde. Und ich habe mich doch Ihnen zu Ehren nicht umgekleidet!'

„Es war wahr. Ich bemerkte es erst jetzt, daß sie allein von allen Damen noch oder wieder ihr Reisekleid trug.

„‚Zur Strafe sollten Sie nun nicht neben mir sitzen, denn seit Sie sich so elegant gemacht haben,' sagte Sie nicht ohne Malice, ‚passen wir eigentlich nicht mehr zusammen. Aber ich will Gnade für Recht ergehen lassen!'

„Sie nahm meinen Arm, und wir gingen zu Tisch.

„Von dem, was während dieses Diners um mich herum vorgegangen ist, was man gesprochen, worüber man so herzlich gelacht, davon wußte ich an jenem Abend ebenso wenig wie heute. Inmitten all der ausgelassenen Lustigkeit, die um uns her brandete, saßen wir still, fast traurig da und sprachen halblaut mit einander. Sie hatte mich erst nach diesem und jenem in meinem Leben und in meinem Berufe ausgefragt und dann hatte sie von sich gesprochen. Es war keine Biographie, die sie mir da erzählte, sie vermied es offenbar absichtlich, Namen zu nennen und bestimmte Ereignisse zu erwähnen. Es waren fast lauter Reflexionen, allgemeine Betrachtungen, durch die das persönliche Erlebnis, die subjektive Erfahrung nur leise hindurch klangen, und jedesmal, wenn es deutlicher, bestimmter hätte werden müssen, lenkte sie das Gespräch auf ein anderes Thema. Eines aber ward mir klar: zu beneiden hatte ich dieses scheinbare Schoßkind des Glückes nicht. Die Summe ihres bisherigen Lebens schien eine große Enttäuschung gewesen zu sein, und aus allem, was sie sprach, klang nur eines immer wieder heraus, eine tiefe, ungestillte Sehnsucht nach dem Glück.

„Als ich ihr das sagte, schwieg sie einen Augenblick, und dann sagte sie ruhig, fast heiter:

„‚Sie können recht haben, aber ich werde schon noch glücklich werden, ich werde mir schon mein kleines Glück zurecht machen. Man muß nur bescheiden werden, dann geht es schon. Das können Sie nicht. Ihr Poeten — ich weiß nicht, machen Sie Gedichte? Das ist ja aber auch egal, ihr Deutschen seid ja alle Poeten — ihr habt kein Talent zum Glück. Das fehlt euch und das ist vielleicht auch ganz gut, sonst wäret ihr wieder keine Poeten. Ihr habt geradezu ein Talent zum Unglück, und ihr steckt uns noch an mit eurer Melancholie! Sie haben mich schon ganz traurig gemacht. Sprechen Sie noch einmal meinen Namen aus, damit ich wieder lachen kann.'

„Sie hatte mir gesagt, ihr Vorname sei Ljubow oder auch Ljuba, zu deutsch die Liebe, und ich hatte die vergeblichsten Anstrengungen gemacht, das Wort richtig auszusprechen. Auch jetzt wollte es mir nicht gelingen, das L mit der eigentümlichen einschmeichelnden Weichheit auszusprechen, mit der sie es mir vorgesprochen hatte.

„‚Sehen Sie, zur „Liebe" haben Sie auch kein Talent,' sagte sie lachend. ‚Aber wir wollen die anderen nicht länger warten lassen!'

„Die Tafel war aufgehoben, und man tanzte im Freien bei den Klängen der Kurkapelle eine Polonaise, zuerst auf der großen Terrasse, dann — die Herren waren mit bunten Lampions versehen, bei deren Schein man sich in der hereingebrochenen Dunkelheit ganz gut zurechtfinden konnte — in den hübschen Anlagen, die zum Etablissement gehören.

„Da ich Ljubas Tischkavalier war, verstand es sich von selbst, daß ich sie zur Polonaise führte. Als diese beendet war und im Saal ein regelrechter Ball begann, stahl ich mich davon. Es wäre mir unmöglich gewesen, mich jetzt mit Hinz und Kunz zu unterhalten oder gar mit irgend einer semmelblonden Miß meinen schlechten Walzer zum besten zu geben.

„Ich trat ins Freie hinaus, der Mond war inzwischen heraufgekommen und hatte seinen ganzen Zauber über Berg und See ausgegossen. Ich ging durch die Anlagen hinauf zum Känzli, ließ mich auf eine Bank nieder und sah träumend in die Ferne hinaus. Aber seltsam, die geheimnisvollen Wunder dieser Sommernacht, die mich sonst so ganz gefangen genommen hätten, sie übten keine Macht auf mich aus, kaum einen schwachen Reiz, meine Gedanken wanderten immer wieder zurück in den schwülen, überhitzten Ballsaal und suchten ein Paar träumerischer, sehnsuchtsschwerer Augen! Wenn ich mir auch hundertmal sagte, das alles ist ja nur eine tolle Farce, kann ja nichts anderes sein, und Du bist Narr genug, in diesem Possenspiel eine Statistenrolle zu spielen, ich konnte von dem Gedanken an diese Augen nicht loskommen. Und mochte es Lüge sein, was diese Augen mir erzählten, ich wollte ihnen glauben, ich wollte es, heute wenigstens; was fragte ich nach dem Morgen! Diesen Gedanken hielt ich mit einer fast krankhaften Energie fest, er kleidete sich in Worte, diese fügten sich zu Versen, die ich halb im Fieber vor mich hinsprach.

„Da hörte ich Schritte hinter mir, ich wandte mich um: Ljuba stand vor mir.

„‚Ich bin davongelaufen,' sagte sie und eine leise Erregung durchzitterte ihre Stimme. ‚Die Menschen kann ich alle Tage haben. Morgen abend tanzen wir wieder im Klub! — Werden Sie dann noch an mich denken, hier oben?'

„Ich wollte ihr auf diese Frage nicht antworten.

„‚Gräfin,' sagte ich ausweichend, ‚ich fürchte,

Digitized by Google

Ihre Flucht wird Ihnen wenig nützen. Man wird Sie bald aufsuchen und finden. Darf ich Sie nicht lieber gleich in das Haus zurückführen?‘

„Sie lachte nervös.

„‚Fürchten Sie, daß ich Sie kompromittire, Herr Professor? Seien Sie unbesorgt. Niemand wird mich finden, weil mich niemand suchen wird. Ich habe mir beim Tanzen den Fuß verletzt und mich auf mein Zimmer zurückgezogen. Verstehen Sie? — Ich wollte noch etwas mit Ihnen philosophiren über das Talent zum Glück! — Wer weiß, wann ich wieder einmal einen Menschen treffe, mit dem man ein gescheites Wort sprechen kann!‘

„Es folgte ein minutenlanges Schweigen. Wovon mein ganzes Herz erfüllt war, davon wagte ich nicht zu sprechen, und ein gleichgiltiges Wort wollte mir nicht über die Lippen. Und dann fand ich doch den Mut zum Sprechen: ‚Ljuba,‘ sagte ich, ‚das Talent zum Glück wird mir wohl zeitlebens versagt bleiben. Aber ein anderes Talent, das Sie in prophetischem Geiste vorausgeahnt haben, habe ich vorhin in mir entdeckt: das Poetentalent. Ich habe seit meinen Sekundanerjahren soeben mein erstes Gedicht gemacht. Wollen Sie es hören?‘

„‚Natürlich.‘

„Ich weiß ja, daß du mit mir spielst
Und daß dein Grollen wie dein Lieben
Nur Scherz, in dem du dich gefielst,
Nur Spott, den du mit mir getrieben!

„Und leuchtet's auch wie Wetterschein
Der Leidenschaft in deinen Zügen —
Die schönen Augen sind ja dein
Und müssen wie du selber — lügen!

„Ich weiß es! — Doch ich glaub' es nicht,
Ich kann es und ich will's nicht glauben!
Laß lügen nur dein Angesicht
Und mir den letzten Trost nicht rauben!

„Laß Lipp' auf Lipp' und Brust an Brust
Wahnsinn'ge Seligkeit mich trinken,
In nie geahnter Liebeslust
Laß weltvergessen mich versinken!

„Laß mich der Liebe Himmelsglück
Mit jeder Fiber ganz genießen,
Müßt' ich den sel'gen Augenblick
Mit ew'ger Höllenqual auch büßen!‘

„Ich hatte leise begonnen, dann aber riß mich die Leidenschaft fort, und die letzten Strophen hatte ich so laut gesprochen, daß es gut war, daß uns niemand belauschen konnte.

„‚Das ist sehr hübsch,‘ sagte Ljuba, als ich geendet hatte, ‚aber es ist nicht wahr!‘

„‚Wieso nicht wahr?‘

„‚Zum Glück gehört nicht nur Talent, sondern auch Mut! In Ihrem Gedicht ist Mut, viel Mut! Ihnen aber fehlt es an Mut!‘

„‚Nein, Ljuba, nein!‘ rief ich aus und schloß die süße Gestalt in meine Arme, und unsere Lippen fanden sich in einem heißen Kusse.

„Dann überkam mich ein Gefühl unendlichen, nie geahnten Glückes. Ich, das Stiefkind des Schicksals, ich wurde geliebt, geliebt von diesem wunderbaren Mädchen, das wie eine Märchenfee aus den Wolken in mein Leben getreten war! Unter tausend Küssen wiederholte ich ihr immer wieder, daß ich sie liebe, sie anbete, daß ich jetzt erst wisse, was das Glück sei, nach dem ich immer eine geheime Sehnsucht gehabt habe.

„Mit einem seligen Lächeln hörte sie auf all die Thorheiten, die ich ihr vorschwatzte. Dann nahm sie meinen Kopf zwischen ihre kleinen Hände, sah mir tief in die Augen und sagte: ‚Nun warst Du einen Augenblick glücklich! Hast Du nun auch wirklich den Mut, wenn Dein Glück morgen davongeflogen ist, die „Höllenqualen“ zu ertragen, wie Dein Gedicht sagt?‘

„‚Ich will es schon festhalten, mein Glück,‘ erwiderte ich lachend, ‚aber selbst wenn es so märchenhaft verschwinden sollte, wie es mir zugeflogen ist, ich würde auch dann mein Gedicht wahr machen!‘

„Ich wußte nicht, wessen ich mich vermaß; noch weniger ahnte ich, was Ljubas Frage zu bedeuten hatte.

„Die Musik war verklungen, der Tanz hatte offenbar sein Ende genommen; noch einen letzten, allerletzten Kuß, dann mußte Ljuba eilen, um ungesehen wieder ins Hotel zu gelangen.

„Ich blieb noch auf dem Känzli, trunken vor Seligkeit, und mußte mir immer wiederholen, daß es kein Traum, daß es volle Wirklichkeit war, was ich erlebt hatte. Und ich begann, mir die Zukunft auszumalen. Die alte Gräfin hatte ja Ljuba gegenüber keinen Willen, sie mußte ihre Zustimmung zu unserer Verbindung geben. Was die übrige hochgeborene Verwandtschaft dazu sagen würde, war mir höchst gleichgiltig. Wie sie sich wohl in unseren Universitätsverhältnissen zurechtfinden wird? Etwas komisch wird ihr wohl manches vorkommen, nicht so ganz mit Unrecht! Ich muß eben sehen, daß sie wenigstens recht bald ‚Frau Professor‘ wird, und wenn ich's gar einmal zum Geheimerat mit dem Prädikat ‚Excellenz‘ bringe, dann kann sie wohl auch die neunzackige Krone vergessen, die sie jetzt ablegen muß.

„So phantasirte ich munter drauf los. Dann mahnte aber die kühle Nachtluft auch mich, in das Hotel zurück zu kehren, und ich ging zu Bett.

„Als ich am andern Morgen erwachte, schien der helle Tag in mein Zimmer. Ich sah nach der Uhr und sprang entsetzt auf. Es war zehn Uhr vorbei, den halben Morgen hatte ich verschlafen, am Ende gar —

„In fliegender Eile kleidete ich mich an und ging hinunter in den Frühstückssaal. Der Kellner überreichte mir ein Billet von Ohausens Hand. Ich erbrach hastig das Couvert und las:

„‚Lieber Kollege!

„‚Die Trudowschen Damen, die mit dem ersten Schiffe nach Luzern vorausgefahren sind, um irgend welche hochwichtige Einkäufe zu machen, hatten mich beauftragt, Ihnen persönlich ihre Abschiedsgrüße zu übermitteln. Ich habe aber eben zum drittenmale vergeblich nach Ihnen gefragt und muß, da unser Zug um neun Uhr hier abgeht, mich meines Auftrages schriftlich entledigen, was hiermit geschehen ist. Mit meinen besten Grüßen gestatten Sie mir nur noch meinen aufrichtigsten Neid wegen Ihres phänomenalen Schlafes auszusprechen. Da Sie gestern abend um neun Uhr schon verschwunden waren, haben Sie nach meiner Schätzung in dem Augenblick, in dem ich diese Zeilen schreibe, circa elf Stunden Schlaf hinter sich! Ich gratulire!

„‚Auf Wiedersehen beim Semesteranfang!
von Ohausen.‘

„Mir verging der Atem, ich faßte nach meiner Stirn, — das war ja nicht möglich! Ljuba war fort, abgereist und hatte mir nichts hinterlassen als einen höflichen Gruß, den sie mir durch diesen Gecken ausrichten ließ!

„Ich eilte hinaus in den Park, hinauf zum Känzli. Das war doch nicht alles nur ein wilder, äffender Traum gewesen! Da stand doch die Bank, auf der wir gesessen, auf der wir Kuß um Kuß und Liebeswort um Liebeswort getauscht hatten, das war doch nicht alles ein Gebilde meiner überhitzten Phantasie gewesen!

„Ich lief wieder zurück ins Hotel, ich ließ mir den Fahrplan geben, ich wollte ihr nach, unter allen Umständen ihr nach! Dann wurde ich allmälich ruhiger, und ich sagte mir, daß sie, ohne unser Geheimnis preiszugeben, nicht anders hatte handeln können. Sie hatte wohl erwartet, daß ich beizeiten auf sein, daß wir uns besprechen würden. Nun hatte ich mich unseligerweise verschlafen, und sie konnte doch hier im Hotel, ohne Aufsehen zu erregen, keinen Brief für mich zurücklassen. Aber heute abend, spätestens morgen würde ich einen Brief von ihr erhalten, vielleicht schon aus Luzern, wenn sie die Zeit dazu findet. Es mußte ihr ja doch daran liegen, daß ich möglichst bald nach Baden kam und bei ihrer Mutter um sie warb. Oder erwartete sie vielleicht, daß ich ihr ohne weiteres nachreiste? Ich beschloß, bis zum andern Tage auf Nachricht zu warten und, wenn bis dahin keine einträfe, ihr sofort nachzureisen.

„Am späten Nachmittag überbrachte mir der Kellner ein kleines Paket, das für mich von Luzern eingetroffen sei. Ich kannte ja Ljubas Handschrift nicht, aber ich sagte mir, diese festen, fast männlichen Schriftzüge auf der Adresse müßten von ihr herrühren.

„Ich hatte mich nicht geirrt.

„Das Paket enthielt in einem eleganten Etui die herzförmige Diamantbrosche, die Ljuba gestern getragen hatte. Die Nadel war abgenommen, dafür war eine Oese daran befestigt worden und hinten eine goldene Platte, auf der die Worte gravirt waren: ‚Souvenir d'une journée folle.‘

„Also war das Ganze doch nur eine Komödie gewesen, eine elende Komödie, um einem hochgeborenen Dämchen die Zeit zu vertreiben! Sie wollte ja einen ‚tollen Tag‘ feiern, dazu gehörte doch auch ein galantes Abenteuer! Wen konnte man dazu wohl besser brauchen als so einen plumpen, schüchternen Deutschen, bei dem man trotz all seiner massiven Leidenschaft sicher sein konnte, daß er nicht zu weit gehen würde! Ein Ekel erfaßte mich, ich ergriff das ganze Paket und wollte es von mir schleudern, da sah ich ein Billet, das ich vorhin nicht bemerkt hatte. Es enthielt nur wenige Zeilen: ‚Machen Sie Ihr Gedicht wahr, wie ich es gethan habe und thun werde. Sie werden mich heute verfluchen und nach Jahren einsehen, daß ich recht gethan! Ljuba.‘

„Mit dem letzten hat sie recht behalten. Ich sehe es jetzt ein, daß eine Ehe zwischen uns ein Wahnsinn gewesen wäre. Aber mein Gedicht habe ich nicht wahr gemacht, sondern sie hat es an mir zur furchtbaren Wahrheit werden lassen. Mit unerträglichen Höllenqualen muß ich den einen seligen Augenblick meines Lebens büßen. Zehn Jahre sind darüber hingegangen, und die Wunde hat nicht aufgehört zu bluten. Und ich werde noch wahnsinnig werden darüber!“

Erschöpft hielt Ludwig in seiner Erzählung inne. Ich schwieg tief ergriffen, und nach einer Weile fragte ich ihn leise:

„Du hast nie wieder etwas von ihr gehört?“

„Doch, noch einmal, ein Vierteljahr nach den Ereignissen, von denen ich Dir erzählt, erhielt ich aus Petersburg eine zierlich lithographirte Karte:

„‚La comtesse Andrée Trudow a l'honneur de vous faire part des fiançailles de sa fille unique avec S. Altesse Sérénissime le Prince Stanislas Ljubogradski.‘

„Die Fürstin Ljubogradski habe ich nie gesehen!“

Die Nacht war längst hereingebrochen, als ich mit Ludwig wieder im Gasthause ankam. Schweigend legten wir uns nieder, und auch an den folgenden Tagen, wo wir unsere Reise über Chur nach dem Engadin fortsetzten, blieben wir beide recht still.

Ludwig schien wirklich durch seine Beichte eine Last von seiner Seele genommen zu sein, und ich hoffte, daß die herrliche Luft von Pontresina ihn bald werde gesunden lassen.

Meine Hoffnung erfüllte sich nicht. Die nervöse Erregung und Reizbarkeit war von Ludwig gewichen, sie hatte aber einer tiefen Melancholie Platz gemacht, die ich vergeblich zu verscheuchen suchte. Ich schrieb an Ludwigs Arzt, einen tüchtigen Spezialisten, einen ausführlichen Bericht, und erhielt umgehend den Rat, so rasch wie möglich mit ihm wieder heimzukehren. Eine energische Behandlung und die Wiederaufnahme der gewohnten Thätigkeit, besonders der Verkehr mit der fröhlichen akademischen Jugend schienen Ludwigs Lebensgeister neu zu wecken.

Ich war eben zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalte nach der Riviera abgereist, als ich in Genua die telegraphische Mitteilung erhielt, Ludwig sei infolge des raschen Todes seiner innig geliebten Mutter schwer erkrankt. Ich fürchtete sofort einen Rückfall in seine Melancholie und bat in meinem Antworttelegramm den Arzt, man möge Ludwig bis zu meiner Ankunft möglichst wenig allein lassen. Dann reiste ich sofort ab.

Als ich in dem Universitätsstädtchen anlangte, empfing mich die Kunde, daß Ludwig nicht mehr unter den Lebenden sei. Er hatte sich seit geraumer Zeit gegen eine hartnäckige Schlaflosigkeit Chloral verordnen lassen, hatte die kleinen Dosen, die ihm der Arzt unbedenklich verschrieben hatte, zusammengespart und sich einen Tag, ehe er in eine Heilanstalt übergeführt werden sollte, das Leben genommen. Wie in friedlichem Schlummer lag er da auf dem Totenbett. Der schmerzliche Ausdruck war aus seinem schönen Gesichte gewichen, er schien sanft auszuruhen nach bangen, qualvollen Tagen.

Die Thränen rannen mir über die Wangen; ich weinte um mich, um das, was ich verloren hatte. Ihm gönnte ich den Frieden, den er gefunden.

Als ich mich über ihn gebeugt hatte, um ihm den Scheidekuß auf die Stirn zu drücken, bemerkte ich ein feines Kettchen um seinen Hals, an dem ein kleines, diamantenbesetztes Herz hing.

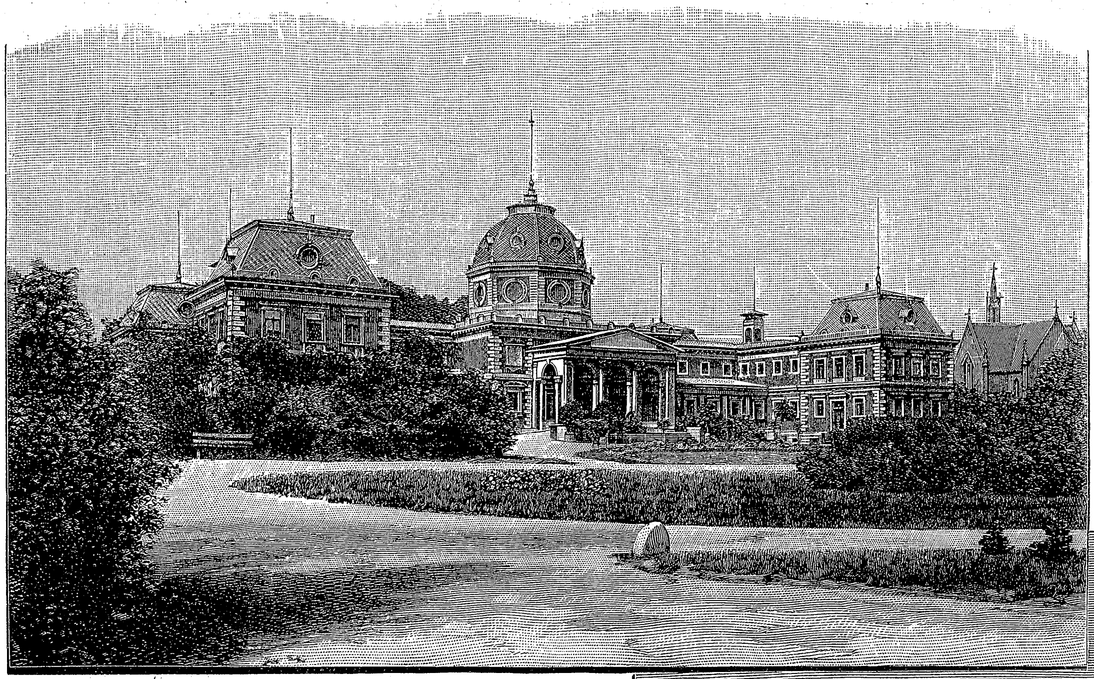
Da überkam mich ein bitteres Gefühl, und ohne daß ich es wollte, traten mir die Worte auf die Lippen: „Souvenir d'une journée folle!“

Digitized by Google

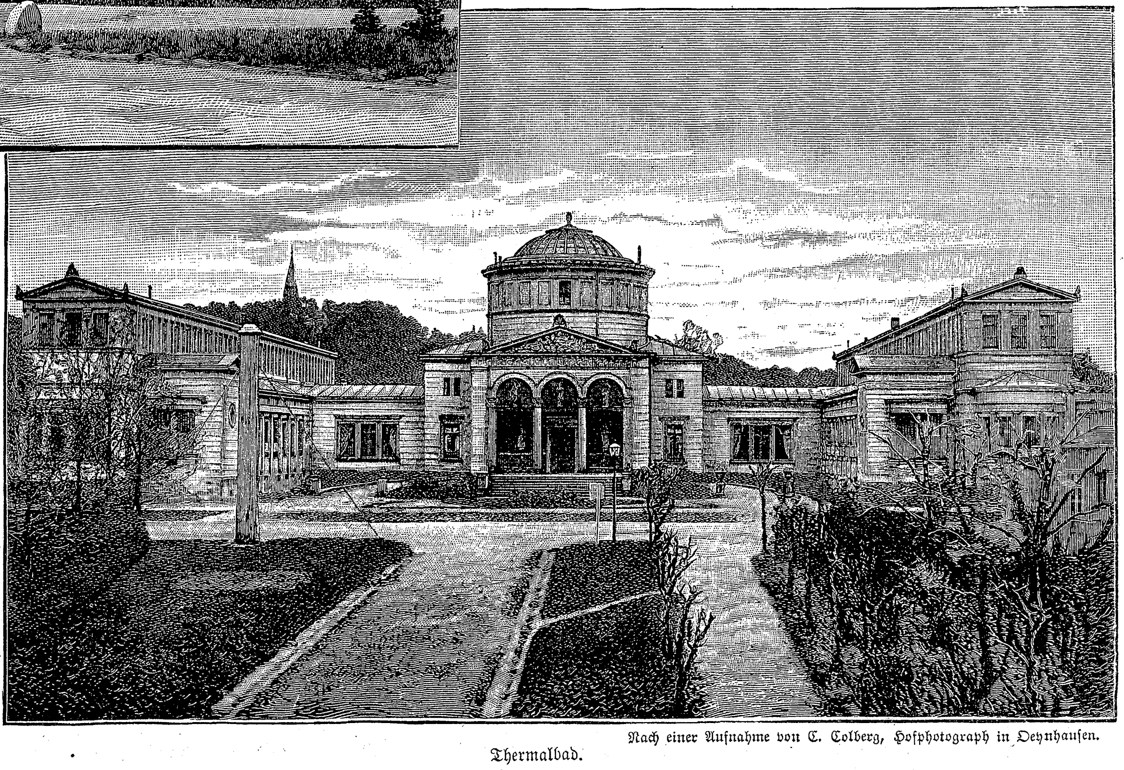
Bad Oeynhausen.

Zum Jubiläum des fünfzigjährigen Bestehens.

Das königliche Bad Oeynhausen liegt im nordöstlichen Teile der preußischen Provinz Westfalen, zwischen den Ausläufern des Teutoburger Waldes und dem dichtbelaubten, waldgekrönten Wesergebirge. Hier betreten wir den althistorischen Boden, auf welchem die größte Macht der Welt der deutschen Tapferkeit erlegen und Germanien durch die Heldenthaten des vaterlandsliebenden Arminius aus römischer Knechtschaft befreit worden ist. Hier befinden wir uns auf dem sagenreichen Gebiete, wo Karl der Große den kühnen Sachsenherzog Wittekind bekämpfte und zum Christentum bekehrte, der zum Gedächtnis an diesen Hauptwendepunkt in seinem Leben hier zu Lande seine Kirchen und Burgen erbaute. Nach ihm führt heute noch einer der Bergkolosse der Porta Westfalika, zwischen denen ruhig und majestätisch die Weser hindurchrauscht, seinen Namen, und hoch auf der Spitze des märchenumklungenen Wittekindsberges thront das im Bau begriffene Kaiserdenkmal, welches zum Angedenken an den unvergeßlichen Kaiser Wilhelm I. und seine große Zeit von der Provinz Westfalen errichtet wird. Tritt uns auch nicht auf diesem Fleckchen der „roten Erde“ der unheimliche Zauber wildromantischer Landschaftsbilder entgegen, so verleiht doch die harmonische Abwechslung von Wiese, Wald und Wasser, Berg und Thal, Busch und Kornfeld, geschlossenen Dörfern und zerstreut liegenden Gehöften der Gegend das eigenartige, idyllische Gepräge, wie es nur in Westfalen zu finden ist und wie es selbst das verwöhnteste Auge zu entzücken vermag. Auf dieser landschaftlich schönen und geschichtlich hochinteressanten Stätte wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Saline Neusalzwerk bei dem uralten Dorfe Rehme angelegt. Von diesem Etablissement aus unternahm man 1830 auf dem heutigen Oeynhausener Terrain auf Anregung des damaligen Berghauptmanns Freiherrn von Oeynhausen Bohrversuche, um stärkere Sole oder Steinsalz aufzufinden. Die hierbei angetroffenen warmen, kräftig sprudelnden, kohlensauren Thermalquellen veranlaßten 1839 die Bohrarbeiter, eine Badewanne neben dem Bohrhause aufzustellen, welchem Beispiele sofort angrenzende Kolonatsbesitzer, über deren Grundstücke der Abflußgraben führte, durch Errichtung von kleinen Badehäusern folgten. Da der Staat aber das Bad zu einem gemeinnützigen Institut machen wollte, so kaufte er 1844 die betreffenden Grundstücke an und errichtete 1845 ein neues Badehaus mit 24 Zellen. Am 30. Juni 1845 wurde die Konzession zur Eröffnung des Badebetriebes erteilt, so daß im Sommer 1845 die erste Saison des „Solbades bei Neusalzwerk“ stattfand. Nachdem das Bad einige Zeit nach dem alten Dorfe Rehme benannt war, erhielt der Badeort zu Ehren seines hochverdienten Begründers durch Kabinetsordre vom 24. Mai 1847 den Namen „Oeynhausen“. Von den fünf Badehäusern, die mit etwa 200 Zellen Sommer und Winter je nach Bedürfnis im Betriebe sind, zeichnen sich die beiden, deren Abbildungen wir bringen, durch leuchtende Schönheit aus. Das großartige monumentale Thermalbadehaus Nr. I wurde 1854 begonnen und 1857 in Gegenwart des damaligen Königs Friedrich Wilhelm IV., des größten Gönners und Freundes unseres Bades, eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben. Dieser palastartige Bau, der sich durch sinnigen Schmuck der Kunst, edle Harmonie der architektonischen Verhältnisse und behagliche Einrichtungen auszeichnet und 76 geräumige Badezellen enthält, dürfte wohl in Deutschlands Kurorten nur von einem strahlenden und überaus prächtigen Badepalast übertroffen werden — das ist das 1883-85 mit einem Kostenaufwande von mehr als 300,000 Mark erbaute „neue Solbadehaus“ in Bad Oeynhausen; ein sehenswerter Bau, der in den Formen italienischer Renaissance mit französischen Mansardendächern, zentralem Kuppelbau, Eckpavillons und reichdekorirter Vorhalle mit Rampenanlage aufgeführt ist. Um den überwölbten Kuppelbau gruppiren sich 40 einfache, 5 hochelegant ausgestattete Zellen mit Vorzimmern, Säle und Einzelräume für Douchen und Inhalationsapparate, sowie die nötigen Wartesäle und Toilettenzimmer.



Solbad.



Nach einer Aufnahme von C. Colberg, Hofphotograph in Oeynhausen.

Thermalbad.

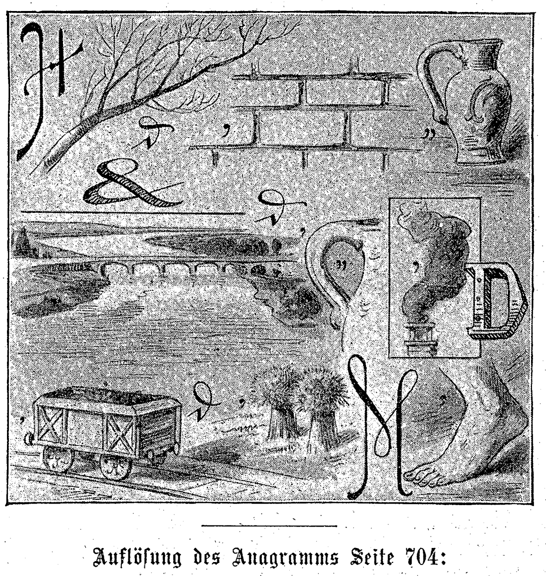
Bad Oeynhausen ist der beliebteste Zufluchtsort für Nervenkranke und Gelähmte. Hunderte von Kurgästen fahren während der Saison in dem weitausgedehnten Park täglich im Rollstuhl spazieren, besuchen in ihrem Fahrstuhl — da alle Baulichkeiten mit einer befahrbaren Rampe versehen sind — die Lese-, Konversations- und Musiksäle, das Theater, die Reunions und die Konzerte und werden infolge dessen in Oeynhausen weit weniger an ihre Krankheit erinnert, als in irgend einem andern Orte der Welt. Diesen Vorzügen und den Heilerfolgen der Thermal- und Solquellen hat es Oeynhausen zu verdanken, daß die Frequenz in verhältnismäßig kurzer Zeit auf jährlich 7000 Kurgäste und 18,000 Passanten gestiegen ist. Entsprechend den Bedürfnissen, die mit dem steigenden Fremdenverkehr verbunden sind, hat Bad Oeynhausen allen Anforderungen der Neuzeit Rechnung getragen und besitzt, trotzdem es nur ein Städtchen von 2500 Einwohnern ist, Wasserleitung, Kanalisation, Schlachthaus, Gasbeleuchtung in der Stadt und elektrische Beleuchtung im Kurgarten.

Der Badeort bildet keine geschlossene Stadt, „wo der Fuß nur tritt auf Steine, wo das Aug' nur Steine sieht“, sondern in zwangloser Weise umgeben prächtige Villen und größere oder kleinere ländliche Wohnhäuser, die fast ausnahmslos mit Vorgarten und Veranda geschmückt sind, den prachtvollen, vom Altmeister Lenné angelegten Park, der mit seinem 100 Morgen großen Flächeninhalt zu den schönsten Anlagen Deutschlands gehört.

Paul Baehr.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Auflösung des Anagramms Seite 704:

Matjeshering, **A**libibeweis, **N**ebukadnezar, **Z**acherlbräu, **A**rkebusier, **N**ormalwäsche, **A**usschlachten, **R**ichelieu, **E**stremadura, **S**tandesbeamter.

Manzanares.

Rätsel.

's ist ein Wasser zum Entsetzen
Jedem der Geschichte kennt,
Daß noch heut sich Blicke netzen,
Wenn man seinen Namen nennt.

Doch zuvörderst laß dich weiden,
Wald und Garten reiften mich,
Und dann mach den süßen beiden
Durch die Seele einen Strich.

Die zwei andern sind gefunden,
Nimmst du jener Höh' den Fuß,
Deren Machtspruch pflichtgebunden
Jud' und Christ gehorchen muß.

Decke nun mit deiner Hochflut,
Ganzes, deine Toten still;
Was kannst du dafür daß Hochmut
Selbst dem Himmel trotzen will!

Auflösung des Bilderrätsels Seite 704:

Wer allzu viel vertraut
Verliert da ob die Haut.

Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 704:

Jamaika.

Auflösung des Worträtsels Seite 704:

Vierwaldstättersee.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Ueber Land und Meer.
№ 38.

Aus Zeit und Leben.

Polizeipräsident Freiherr von Richthofen.

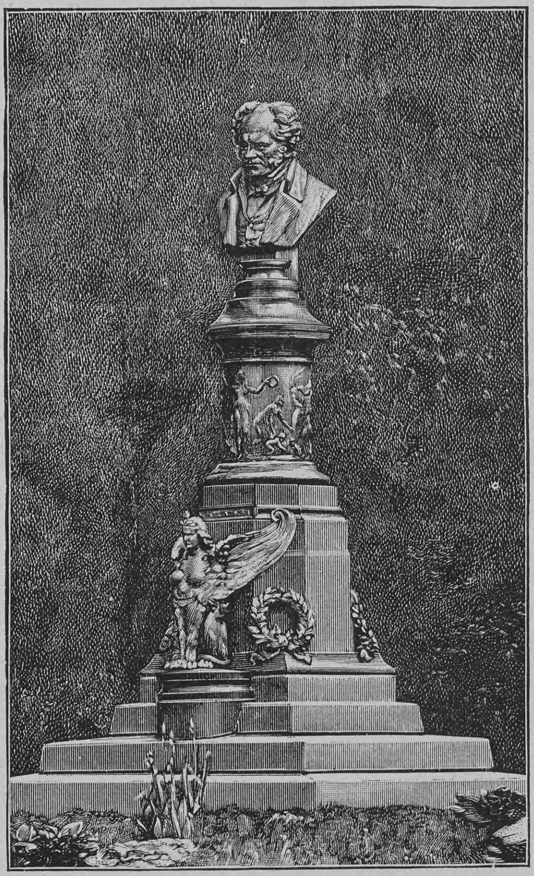
In der medizinischen Universitätsklinik zu Bonn, wohin er wenige Tage zuvor von Ems überführt worden war, verschied am 6. Juni Freiherr Bernhard von Richthofen, der Polizeipräsident

Freiherr von Richthofen.

von Berlin. Am 8. Juni 1836 geboren, studirte er die Rechtswissenschaften, wurde 1858 Auskultator und 1860 Regierungsreferendar. 1867 mit der Verwaltung des Landratamtes Buk in der Provinz Posen betraut, wurde er 1874 zum Landrat des Kreises Stolp in Pommern ernannt und 1885 als Polizeipräsident nach Berlin berufen. In dieser verantwortlichen Stellung offenbarte sich glänzend sein Organisationstalent und seine Arbeitskraft, und mit aller Entschiedenheit im Amte verband er große persönliche Liebenswürdigkeit. Ende vorigen Jahres erkrankte er an der Influenza, und wenn er auch anscheinend wieder genas, so vermochte er sich doch von den Nachwehen der tückischen Krankheit nicht völlig zu erholen.

Das Schopenhauer-Denkmal zu Frankfurt a. M.

Das Denkmal für Arthur Schopenhauer ist am 6. Juni zu Frankfurt a. M., wo der berühmte Philosoph beinahe dreißig Jahre — bis zu seinem Tode, 21. September 1860 — gelebt hat, feierlich enthüllt worden. Schon im vorigen Jahre, als das Werk noch im Entstehen war, haben wir seiner und des frühzeitig dahingeschiedenen Schöpfers, des Bildhauers Friedrich Schlierholz, gedacht und können uns deshalb mit wenigen Worten begnügen. Das Denkmal erhebt sich in den Anlagen am Rechneigraben in der Nähe des Hauses, in welchem Schopenhauer gewohnt, in stattlichem Aufbau, aus der Kolossalbüste des großen Denkers auf einem Rundsockel mit Bronzebasrelief bestehend. Das Antlitz der Büste ist dem in diesem Teile der Anlagen befindlichen Weiher zugekehrt. Das Sockelrelief stellt in sinnbildlichen Figuren den Kreislauf des Lebens durch die verschiedenen Lebensalter dar. Der Sockel ruht auf einem Postament aus grauem Syenit mit Bronzeornament: an der Vorderseite die griechische Sphinx und an den Fußkanten liegende Kränze.



Schopenhauer-Denkmal zu Frankfurt a. M.

Marie Dahn-Hausmann.

Frau Marie Susanne Dahn-Hausmann, die gefeierte Künstlerin des Münchener Hoftheaters, beging am 4. Juni das Jubiläum ihrer fünfzigjährigen Bühnenthätigkeit. Am 17. Juni 1829 zu Wien geboren, erhielt sie ihre dramatische Ausbildung durch L. Meck und dessen Gattin zu Frankfurt am Main und debutirte am 4. Juni 1845 in Mannheim mit solchem Erfolge, daß sie sofort engagirt wurde. Ein Gastspiel in München fiel so glänzend aus, daß sie 1849 für das dortige Hoftheater engagirt wurde, dem sie seitdem angehört. Im Jahre 1852 verheiratete sie sich mit dem verdienstvollen Schauspieler und Regisseur Friedrich Dahn. Einst eine gefeierte Minna von Barnhelm, Recha, Emilia Galotti und so weiter, leistete sie später auch im älteren Rollenfache Bedeutendes, und wie einst in der Jugend, so entzückte sie auch fernerhin das Publikum durch die schlichte Natürlichkeit ihres Spieles. In den letzten Jahren trat sie freilich nur noch selten auf, aber wenn es geschah, so wußte sie stets die Zuschauer und Hörer hinzureißen.

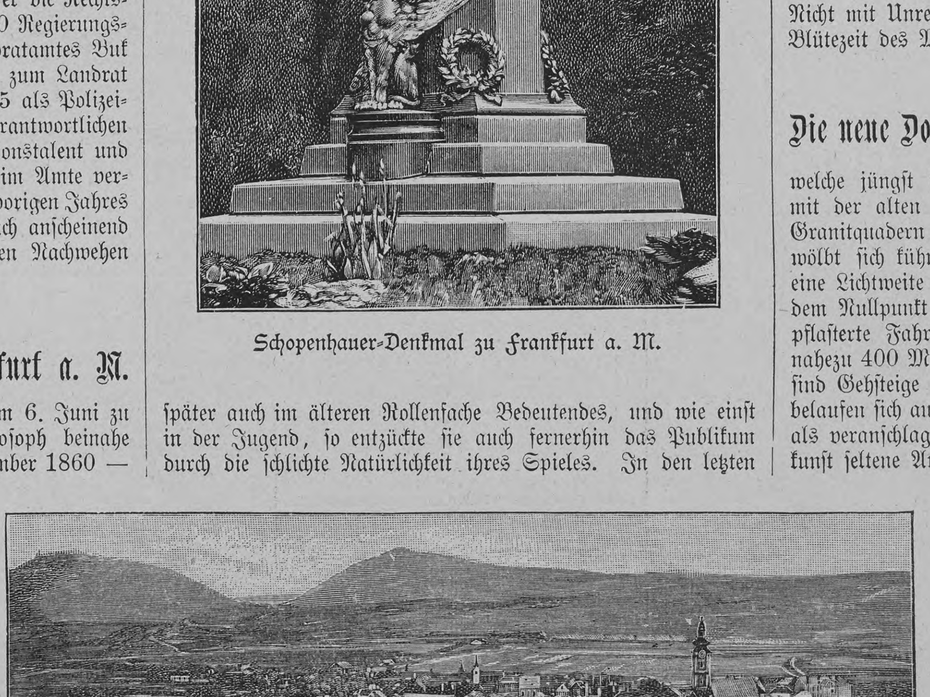
Marie Dahn-Hausmann.

Nicht mit Unrecht rühmt man ihr nach, daß in ihr sich die Blütezeit des Münchener Schauspiels verkörpert.

Die neue Donaubrücke bei Stein in Niederösterreich,

welche jüngst feierlich dem Verkehr übergeben wurde, ruht, mit der alten Holzbrücke divergirend, auf sechs, aus Gmünder Granitquadern errichteten Pfeilern; ein luftiges Eisentragwerk wölbt sich kühn von Block zu Block. Die Stromfelder haben eine Lichtweite von 80 Meter, eine Höhe von 11 Meter über dem Nullpunkt des Steiner Pegels. Die mit Holzstöckeln gepflasterte Fahrbahn hat eine Breite von 6, eine Länge von nahezu 400 Meter; links und rechts, außerhalb des Tragwerkes, sind Gehsteige angebracht. Die Kosten des neuen Bauwerkes belaufen sich auf 784,000 Gulden, um 16,000 Gulden weniger, als veranschlagt war, eine in der Geschichte der modernen Baukunst seltene Ausnahme von der Regel des Schlußdefizites.

Wehmütig scheint die alte Holzbrücke zu ihrer Nachfolgerin herüber zu blicken. Sie hat viel erlebt, die unscheinbare braune Alte. Das waren noch andere Zeiten, als vor mehr denn vierhundert Jahren, anno domini 1463, der demütig erbetene Privilegiumsbrief aus Kaiser Friedrich III. Geheimkanzlei daherkam, der „denen ehrsamen, weisen, besunder lieben und getreuen“ Steiner Bürgern die Erbauung einer Brücke gnädigst verstattete. Die feindlichen Gewalten der Natur haben ihr eben so viel Leiden bereitet, als die Künste des Krieges. Hochwasser und Eisgänge haben ihre Joche über den Haufen geworfen; vor Ungarn und Türken, vor Schweden und Franzosen mußte sie eingerissen werden. Und schließlich — wie Niederösterreichs Statthalter bei der Eröffnungsfeier erklärte — „konnte sie sich mit der Neuzeit überhaupt nicht befreunden, die alte Matrone. Aehnlich der Lurlei brachte sie dem Schiffsverkehr des neunzehnten Jahrhunderts schwere Gefahr.“ Schon vor zehn Jahren war infolge der sich mehrenden Unfälle ein Holzjoch beseitigt und ein erhöhtes eisernes Brückenfeld eingeflickt worden. Nunmehr muß das Ganze fallen und mit ihm die letzte Holzbrücke von Regensburg bis zum Schwarzen Meere.



Die alte und die neue Donaubrücke zwischen Stein und Mautern in Niederösterreich.
Nach einer Aufnahme von F. Oesterreicher in Krems.

Digitized by Google

Bühne.

— Die Münchener Hofbühne hat ihren glänzenden Neuinscenirungen nun auch an Wagners Geburtstag (22. Mai) den „Rienzi“ folgen lassen, als Vorboten des von Possart für die Monate August und September in Aussicht genommenen umfassenden Wagner-Cyklus. Die neue Bearbeitung geht nicht allein auf die Originalpartitur, sondern auch durchweg auf die ursprünglichen, späterhin von äußeren Bedenken vielfach verdunkelten Absichten des Meisters zurück, sehr zum Vorteil des Ganzen. Vogl, der klassische Wagner-Sänger, hatte den Rienzi übernommen und führte ihn mit wunderbarer Fülle und Frische des Tons und in vornehmer Gestaltung durch. Fräulein Franks klangreiche Stimme und jugendliche Anmut ermöglichten einen vorzüglichen Adriano, Fräulein Dreßler lieh dank ihrem beseelten Vortrag der Irene Reiz und Interesse und die übrige Besetzung rechtfertigte im Verein mit den prächtigen neuen Dekorationen, unter denen Lautenschlägers großartiger Zusammensturz des brennenden Kapitols die schönste, und den künstlerischen Kostümen den starken Erfolg. — Mit kühler Ruhe wurden dagegen „Die Dummen“, eine von Otto Brandes übersetzte Komödie von Guinon und Denier bei ihrer deutschen Erstaufführung im königlichen Residenztheater (26. Mai) abgelehnt. Das zwischen ungeschminktem Realismus und überschwenglicher Idealität unausgeglichen hin und her schwankende Stück macht den Eindruck einer nicht talent-, aber noch ziemlich formlosen Bühnenbearbeitung eines immerhin interessanten Romans. Besser als die armen Titelhelden sind mit markigen, richtigen Strichen die „Klugen“ gezeichnet, echte Macher, die, mit allen Hunden gehetzt, Ehre, Gewissen und andere veraltete moralische Vorurteile rücksichtslos niedertretend, dem „Geschäft“ nachjagen, gelegentlich aber den Luxus schöner Gefühle nicht verschmähen, besonders wenn diese nichts kosten oder gar etwas eintragen. A. B.

Briefmappe.

A. v. Z. Die Ankündigungen sagen nicht zu viel: die Crème Simon ist ein erprobtes Mittel zur Hautpflege und auch wirksam gegen die Stiche von Mücken, Schnaken und Wespen zu verwenden. Nur müssen Sie natürlich das echte Fabrikat und keine geringwertigen Nachahmungen beziehen.

G. R. in Leipzig. Römische Münzen blieben auch nach der Zeit der Römerherrschaft in Deutschland im Umlauf, und es waren namentlich die „Denare“ lange noch die gangbarste Münzsorte. Die „Brakteaten“ können als die ältesten deutschen Münzen angesehen werden, haben aber nicht das von Ihnen vermutete Alter; sie treten erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts auf und wurden bis um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts geprägt. Sie schließen sich den alten Denaren an und tragen, wenn sie mit Aufschriften versehen sind, nicht selten in diesen die Bezeichnung numus, moneta oder denarius. Ueber die Brakteaten gibt wohl am besten Aufschluß das Werk von Schlumberger, „Des bractéates de l'Allemagne“ (Paris 1873). Die Münzverhältnisse des Mittelalters waren sehr komplizirter Natur. Näheren Aufschluß darüber dürften Ihnen geben die „Blätter für Münzkunde“ von H. Grote (vier Bände, Leipzig 1834 bis 1844), sowie desselben Autors „Münzstudien“ (neun Bände, Leipzig 1855 bis 1877) und G. Dannenbergs „Die Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit“, zwei Bände (Berlin 1876).

M. F. in Prag. Dankend abgelehnt.

J. K. in Düsseldorf. Wir vermögen Ihre Fragen nur teilweise zu beantworten. Was die erste derselben anlangt, so wenden Sie sich am besten an den Bezirksfeldwebel Ihres gegenwärtigen Aufenthaltsortes. Ueber die linguistischen Verhältnisse würden wir Ihnen raten, zunächst Beames' „Comparative grammar of the modern Aryan languages of India“ (3 Bände, London 1872 bis 1879) einzusehen, worin Sie jedenfalls die erforderlichen weiteren Hinweise finden werden. Bezüglich der Konsulatsverhältnisse ist ein Unterschied zu machen. Man unterscheidet nämlich zwei Klassen: 1) Berufskonsuln (sogenannte consules missi), die Staatsbeamte sind und als solche eine, allerdings je nach der Stelle wechselnde Besoldung beziehen, und 2) Wahlkonsuln (consules electi), die meistens dem Kaufmannsstande des betreffenden Konsularortes entnommen werden und statt der Besoldung nur die sogenannten Konsulatsgebühren beziehen. Wegen alles Weiteren verweisen wir Sie auf Königs „Handbuch des deutschen Konsularwesens“ (4. Auflage. Berlin, 1884).

Hermannshütte. Jedes Heft von „Ueber Land und Meer“, wenn seit seinem Erscheinen noch keine sechs Monate verflossen sind, kostet nach Oesterreich 2 Kreuzer Stempelgebühr, die dem Abonnenten zur Last fällt.

R. S. in H. Wir möchten unter keinen Umständen die Verantwortung auf uns nehmen, in einer so heiklen Angelegenheit Ihnen einen positiven Rat zu geben. Landstädtchen der gedachten Art mag es in Mittel- und Süddeutschland genug geben, allein zu einer Uebersiedelung auf eine Reihe von Jahren dürften Sie sich doch wohl nur entschließen, wenn Sie sich an Ort und Stelle genau über die näheren Verhältnisse informirt haben. Vorher würden Sie gut thun, etwa durch Bekannte zuverlässige Erkundigungen einzuziehen.

L. B. in M. Leider vermögen wir Ihnen einen Rat oder eine Auskunft in der fraglichen Angelegenheit nicht zu erteilen.

Frl. Th. S. in Berlin. W. K. in Braunschweig. Einsendung für uns nicht verwendbar.

Kolonist in Sarona bei Jaffa, Syrien. Von geschätzter Seite geht uns auf Ihre Frage folgende Auskunft zu: Die Kolanuß dürfte in dem Klima Syriens schwerlich gedeihen. Der Baum wird bis jetzt nicht in eigentlicher Weise kultivirt, hier und dort pflanzen wohl die Neger einige Bäumchen, aber ein Plantagengebiet ist nirgendwo vorhanden. Die Nüsse werden von wild wachsenden Bäumen gesammelt. Samen und Anleitung zur Züchtung könnten von der Verwaltung des botanischen Gartens in Kew bei London bezogen werden. Von dort ist nämlich der Kolabaum an eine Anzahl botanischer Gärten in allen Weltteilen gelangt.

Richtige Lösungen sandten ein: A. B., Châlet-Victoria, Schweiz (2). „Die kleine Ella“ in Hamburg (2). Meta und Isidora Pfeiffer in Gunzenhausen. Dr. Berchthold in Berlin. Agnes Visora in New-Orleans (3). Fr. Emilie Schmelz in Grojec. Fr. Henriette Helbling-Tschudy in Küsnacht (2). „Scholastika“ in Elberfeld. Fr. Ida Kramer in Robschütz (4). F. K. in St. Ingbert (3). Heinrich Sermann in Berditschew. Paula und Kliffy in Cannes. Johannes Meier in Aarau (3). Salomon Plocki in Zgierz.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Zur Einweihung des Nord-Ostsee-Kanals

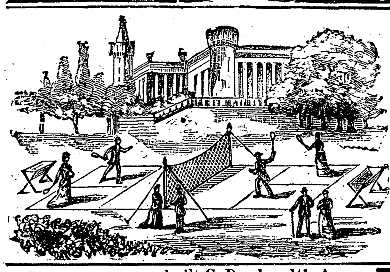
empfiehlt die Kunstgewerbliche Anstalt von

Wilhelm Mayer
Stuttgart

prächtig ausgeführte **Medaillen** in den Größen von 28, 35, 50 und 90 mm in echt und unecht. Nebenstehende Abbildung ist die Verkleinerung der großen 90 mm Medaille. Auf die Rückseite kommt bei den großen Medaillen **Kaiser Wilhelm II.** in Admiralsuniform, bei den kleinen Medaillen **Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich** und **Kaiser Wilhelm II.** Man verlange Prospekte. Das Porträt ist modellirt von **H. Dürrich, Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Kassel.**

Foulard-Seide 95 Pf.

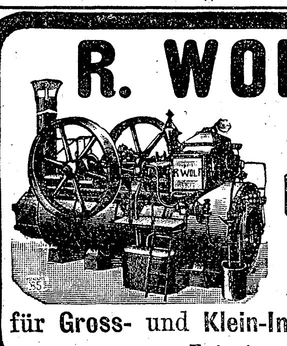
bis 5.85 p. Met., japanesische, chinesische &c. in den neuesten Dessins u. Farben, sowie schwarze, weiße u. farbige **Henneberg-Seide** v. 60 Pfge. bis 18.65 p. Met. — glatt, gestreift, karrirt, gemustert, Damaste &c., ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins &c. — **Porto- und steuerfrei ins Haus!** Katalog u. Muster umgehend.
G. Henneberg's Seiden-Fabrik (K. u. K. Hofl.) **Zürich.**



Küster Perry & Co. Nachf.,
Frankfurt a. M., empfehlen
Lawn Tennis Spiele,
Lawn Tennis Schläger,
Lawn Tennis Bälle und Netze,
Lawn Tennis Schuhe und Anzüge,
Alle Tennis Requisiten.
L. Tennis Spielregeln, deutsch M. 0,50.
Engl. Fussbälle, Cricket, Croquet.
Illustrirte Preisliste gratis und franko.

Für
Zuckerkranke!

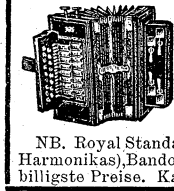
In allen Stadien der Krankheit haben die nach **Dr. med. Weil, Berlin,** gefertigten **Pilulae Myrtilli Jasper** vorzügliche Erfolge gezeitigt. Erhältlich in d. Apotheken. Preis: Originalschachtel à 100 Pillen 2 Mk., Diät-Vorschrift und Gebrauchsanweisung beigegeben. **Nur ächt** mit dem Namen **„Jasper“.** Ausführliche Prospecte mit ärztl. Attesten gratis und franco durch die **Chem. Fabrik Max Jasper, Bernau b. Berlin.**



R. WOLF, Magdeburg-Buckau.
Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands.
Locomobilen mit ausziehbaren Röhrenkesseln, v. 4–200 Pferdekraft, sparsamste Betriebsmaschinen für Gross- und Klein-Industrie sowie Landwirthschaft.
Export nach allen Welttheilen.

Stottern heilt **C. Denhardt's** Anstalt **Dresden-Blasewitz** und die Zweiganstalt **Burgsteinfurt,** Westf. Honorar nach Heilung. Prospekte gratis. Herrliche Lage. **Aelteste, staatlich** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I.** ausgezeichn. Anst. Deutschlands.

Musikinstrumente



aller Art kauft man am billigsten und besten direkt ab Fabrik von dem seit 1872 bestehenden Versandgeschäft **A. Zuleger,** Leipzig. Gegr. 1872.
NB. Royal Standard Accordions (Zieh-Harmonikas), Bandonions, best. Fabrikate, billigste Preise. Kataloge gratis u. frei.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.
Breslau, Hambg., Dresd., Leipz., Münch.
Dr. J. Schanz & Co.
Patente
billigst, reell, sorgfältig, schnell
Vergünstigungen
wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Hoher Nebenverdienst
für gebild. Herren u. Damen durch Vertretung eines sehr vornehm. litter. Unternehmens. Adr. unter **A. S. 480 Postamt 30 Berlin W.**

Beste und billigste Bezugsquelle für
Musikinstrumente.
Violinen, Bratschen, Cellos, Contrabässe, Flöten, Piccolos, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Symphonions, Polyphons, Musikautomaten, Aristons, Piano-Melodico, Phönix, Harmonikas, Mundharmonikas, Ocarinas, Drehpianos, Harmoniums, allerbeste römische u. deutsche Saiten, Notenpulte, Noten zu allen Instrumenten.
Jul. Heinr. Zimmermann,
Musikexport, **Leipzig.**
Neue illustrirte Preisliste gratis.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Belohnungen:
Hunderttausend Francs,
silberne u. goldene Medaillen und **hors concours.**
Auskunft gratis und franko.
Man schreibe an **Dr. Cléry** in Marseille (Frkrch.).

Hans von Bülow
fand die Pianinos aus der Fabrik von **W. Arnold, Aschaffenburg,** als die besten und wählte eins zum eig. Gebrauch. Preisliste u. Bülows Original-Dankschreib. gratis.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen auf Papier und direkt auf Holz gedruckt. Preiscourant mit 1200 Illustrationen auch über Werkzeug u. Materialien 30 Pfg. Briefmarken.
Mey & Widmayer in **München.**

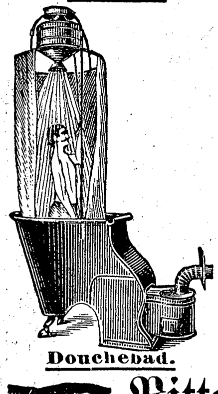
100 seltene Briefmarken!
v. Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costar., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaic., Java, Lomb., Luxemb., Mexiko, Monac., Natal, Pers., Peru, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei &c. — alle verschieden — garant. echt — **nur 2 Mk.!!** Porto extra. Preisliste gratis. **Grosser ausführlicher Katalog mit über 10000 Preisen nur 50 Pf.**
E. Hayn, Naumburg (Saale).

Reithosen nach englischem Schnitt billigst. **Paul Breitmeyer, Stuttgart.**

Mit

Vollbad.

5 Pfennig
Kohle kann sich Jedermann
zu Hause
ein **Voll- und Douchebad**
(Regen- wie Strahldouche) verschaffen, welcher sich
Teichmann's
verbesserten heizbaren Badestuhl
kauft. **In jedem Zimmer sofort aufstellbar.**
Illustrirte Preisliste kostenfrei.
Kosch & Teichmann,
Berlin S., Prinzenstrasse 43.
Fabrik heizbarer Badestühle, Badewannen, Doucheapparate, Schwitzapparate, Eisschränke, Zimmerklosets und Bidets.


Douchebad.

Bitten genau zu beachten
Jeder von uns gekaufte Badestuhl kann sofort wie auch später **für Dampfbad** eingerichtet werden.

Etwas Zusatz von
Echtem Feigen-Kaffee
ANDRE HOFER
k. u. k. Hoflieferant
Salzburg u. Freilassing
verbessert jeden Kaffee.

Pflege Dein Antlitz!

Man bestelle beim unterzeichneten Institut das in neuer Auflage erschienene Buch von Dir. Heinr. Simons:

„Das Gesicht und seine Pflege.“
(Durch Gesichts-Massage etc., System Simons.)

I. Teil. Die Lehre, jedes **Frauengesicht schöner** und **jugendlicher** zu gestalten und bis **ins hohe Alter** zu erhalten.
II. Teil. Die Lehre, jedes **Männergesicht schöner** und **interessanter** zu gestalten und bis **ins hohe Alter** zu erhalten.

Preis je 1 M.; franko im geschlossenen Couvert 1,20 M. (auch in Briefmarken).

Dir. Heinr. Simons' Institut für Gesichtspflege, Berlin W., Potsdamerst. 20,
verbunden mit **Laboratorium für hygienische Toilette-Artikel.**

Spezialitäten Simons: Wasch-Crême, Griechische Gesichts-Crême, Gesichts-Massage-Crême, Puder je à 1 M., Porto 30 Pf., Nachnahme 50 Pf., Ausland 1,80 M.. Nagelpulver à 1 M. mit Bürstchen 1,50 M., Porto 30 Pf., Nachn. 50 Pf., Ausland 1,50 resp. 2 M. Parfums 1,50, 3,— und 4,50 M., Porto 50 Pf., Nachn. 70 Pf., Ausland 2,50, 4,— und 5,50 M.

Versand nur gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme.

Digitized by Google

Solide schwarze Seide

garantirt unerschwert végétal gefärbt, das denkbar Schönste und Reinste, alles übertreffend, zu allen Zwecken das Beste,

von 2 Mark bis 12 Mark, glatt, gemustert, armurirt, direkt aus der Fabrik, meter- und roben-weise. Porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend franko.

Lasse sich der Konsument von den anscheinend billigen Apparenzstoffen nicht mehr einnehmen, die mit Metallen und Fetten beschwert sind, nach kurzer Zeit speckig aussehen und in den Falten Löcher bekommen. **„Das Beste ist das Billigste und Schönste".** Man verlange stets unsere Muster, bevor man anderswo kauft.

Stehli & Co. in Zürich,

gegründet 1840.

Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien Obfelden und Arth und Filanda Germignaga (Lago maggiore).

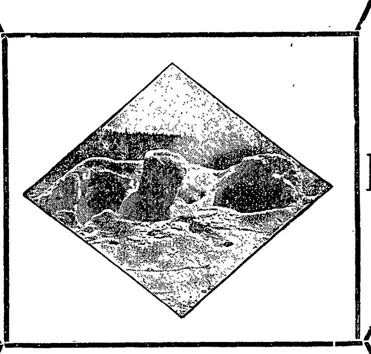
Dampfpflüge

Strassen-Locomotiven
Dampf-Strassenwalzen

liefern in den vollkommensten Constructionen und zu den mässigsten Preisen

John Fowler & Co., Magdeburg.

Eine Partie aus dem Yellowstone Park



Die Northern Pacific-Eisenbahn veröffentlicht jährlich ein reich illustrirtes Buch über den Yellowstone Park und den Nordwesten der Vereinigten Staaten. Der Inhalt des Buches ist voll interessanter Beschreibungen.

Gegen Einsendung von 40 Pfennig in Briefmarken an Chas. S. Fee General Passenger, Agent der Gesellschaft in St. Paul, Minnesota U.S.A. wird Ihnen das Buch „Skizzen aus dem Wunderland" franko zugesandt.

Der Yellowstone Park gehört nicht nur den Vereinigten Staaten, sondern der ganzen Welt. Die Anzahl der Touristen aus anderen Ländern, welche den Park besuchen, vermehrt sich von Jahr zu Jahr.

Der Yellowstone Park kann erreicht werden
von Hamburg oder Bremen in 12 Tagen
von Liverpool in 11 Tagen
von New-York in 4 Tagen

Wegen weiterer Auskünfte u. Landkarten wende man sich an CARL STANGEN's Reisebureau No. 10 Mohren-Strasse, BERLIN W. Deutschland; HENRY GAZE & SONS, 142, Strand, LONDON; THOS COOK & SON, Ludgate Circus, LONDON; GEO R. FITCH, General-Agent, 319, Broadway NEW-YORK; or CHAS. S. FEE, General Passeng. Agent North. Pacific Railroad, ST. PAUL, MINNESOTA, U.S.A.

Hygienische absolut säurefreie Präparate.
ZAHNWASSER, ZAHNPASTA, ZAHNPULVER.

DENTIFRICES
MARQUE DE FABRIQUE
DOCTEUR PIERRE
DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS

Berühmt durch ihre aromatischen und astringirenden Eigenschaften.

Ueberall erhältlich.

Prämiirt mit 10 goldenen Medaillen und Ehrendiplomen auf allen Welt-Ausstellungen.

Bestätigt von der St. Petersburger Medizinalbehörde

A. ENGLUNDS

WELT- berühmter, allbeliebter BIRKEN-CREAM

entfernt in kurzer Zeit Sommersprossen, Fältchen, Sonnenbrand, rauhe Haut zc. zc. und gibt dem Gesicht ein frisches, jugendliches Ansehen. Gebrauchsanweisung ist bei jeder Porzellandose beigelegt.

Präparirt vom St. Petersburger Kosmetischen Laboratorium **A. Englund.** Preis per Porzellandose *M.* **2,50.** Postversand für ganz Deutschland unter Nachnahme *M.* **3.**

Zu haben in Deutschland in allen Parfümerie- u. Drogengeschäften.

General-Depot für Europa **Emil Behr, Hamburg.**

Vor Nachahmungen wird gewarnt, indem die geehrten Käufer gebeten werden, auf das Facsimile **A. Englund,** das sich in roter Tinte auf jedem Etikett befindet, zu achten, desgleichen auch auf die Trade-Marke der Firma.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Wasserheilanstalt zu Michelstadt im Odenwald.

Station d. hess. Odenwald-Bahn (Frankfurt a. M.) Hanau-Eberbach (Heilbronn-Stuttgart). **Heilanstalt für chronische Kranke** der verschiedensten Art, namentlich Nervenleidende (Geisteskranke sind ausgeschlossen). Rationelle Wasserkuren, Elektrizität (auch elektr. Bäder), Massage, Heilgymnastik, diätetische Kuren. — **Landaufenthalt für Erholungsbedürftige** und Rekonvaleszenten. — Die Anstalt ist das ganze Jahr hindurch geöffnet. Näheres durch Prospekt. — **Dr. Scharfenberg,** dir. Arzt.

Einzige alkalische Therme Deutschlands 40° C. Arsen- u. Lithion-Gehalt.

Neuenahr.

Bade- und Trink-Kuren, Inhalationen, Massagen, Thermalwasser-Versand.

Grossartige Heilerfolge bei Katarrhen des Kehlkopfes (Influenza und Folgen), des Magens, des Darmes, der Blase, bei Gallensteinen, Nieren- und Leberleiden, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus und Frauenleiden. Mild lösend, den Organismus stärkend. **Broschüren gratis durch die Direktion.**

Reiseroute: Köln—Bonn—Remagen oder Koblenz—Remagen—Neuenahr.

Schönste Nordsee-Insel.
Comfortable Wohnungen direct an der See.

Von Hamburg aus in ca. $6\frac{1}{2}$ Stunden, also am bequemsten von allen Nordseebädern zu erreichen.

Nordseebad FANÖ

Dänemark.

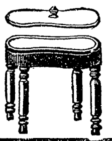
Directe Eisenbahnverbindung von Hamburg bis ans Dampfschiff in Esbjerg-Hafen in ca. 6 Stunden. Sofortige Ueberfahrt von Esbjerg unbeschadet Ebbe und Fluth in ca. 1/4 Stunde. Prospecte in allen Filialen der Firma RUDOLF MOSSE, sowie auch jede gewünschte Auskunft im Bureau Ness 7, Hamburg, oder durch die Seebade-Direction.

Königliches Bad Oeynhausen.

Station der Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim.

Heilkräftige Thermal- und Sol-Bäder. Saison vom 15. Mai bis Ende September. Winterbad vom 1. Oktober bis Mitte Mai. Vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. Allgemeine Wasserleitung und Schwemmkanalisation. Bade- u. sonstige Einrichtungen I. Ranges. Besuch 1893: 6900 Kurgäste, 19810 Passanten. Prospekte und Beschreibung übersendet frei die **Königl. Bade-Verwaltung.**

Bade-Einrichtungen,



Patent-Gasbadeofen, Wannen, Zimmer-Douchen, Dampfbäder, Sitz-, Arm-, Fuss-, Abreibewannen,
Kinder-Badewannen, Zimmerklosets und Bidets.
Grosse Auswahl, elegante Formen.
Vereinigte Sanitätsapparate-Fabriken
C. Maquet, Hoflieferanten,
prämiirt mit 20 goldenen Medaillen,
Berlin W., Charlottenstr. 63, u. **Heidelberg.**

Man achte genau auf die Schutzmarke.

WAGNER & SÖHNE NAUNHOF i/S.

Schutzmarke für die Strickgarne.

WAGNER & SÖHNE, NAUNHOF i/S.
Echte Deutsche Vigogne
eine Mischung von bester und längster Wolle und Baumwolle, ist durch ihre Haltbarkeit und Weichheit das Billigste und Beste, was es gibt.

Die echten deutschen Vigogne-Strickgarne von **Wagner & Söhne** sind seit Jahren als die besten und **billigsten** Strickgarne anerkannt. Sie gehen nicht ein, filzen nicht und werden nach jeder Wäsche weicher. Wer es einmal versucht hat, kauft nur dieses wieder.

Die aus den echten **Merinogarnen** der Firma **Wagner & Söhne, Naunhof** hergestellten **EXCELSIOR-Unterkleider** haben sich seit Jahren in jeder Beziehung als das Vorteilhafteste bewährt. Sie laufen nicht ein, behalten stets ihre Fasson und sind für jede Jahreszeit das Passendste und Angenehmste. Ein Versuch überzeugt.

EXCELSIOR
AECHTES MERINO KAMMGARN
Gesetzlich geschützt.
Waschecht & krimpfrei.

Schutzmarke für die Unterkleider.

Man achte beim Einkauf genau darauf, dass jedes Stück den beistehenden Stempel trägt.

Heilanstalt für Hautkrankheiten.

Sorgfältige spezialärztliche Behandlung. Beste Verpflegung. Schöner Aufenthalt (Parkgrundst.). Ausführl. Prospekte frei.
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle.

F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen sind die besten zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.

Indische Blumenseife
hochfeine Toiletteseife, 50 ₰ p. St.

PALMITIN-SEIFE
neutral - gut - billig.

Für Familien u. Kinder. Das Stück à 25 ₰ in allen Städten Deutschlands.
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.
Filiale: Wien I, Wollzeile 9.

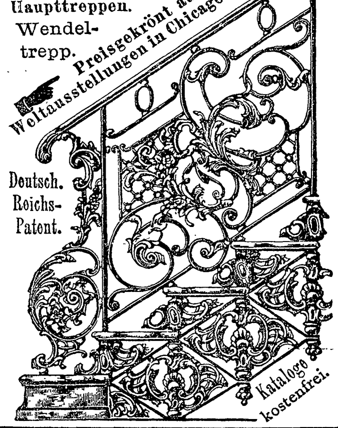
Stellung. Prospect gratis
Existenz. Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter **Unterricht.**

BUCHFÜHRUNG

Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect.
Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Eisenwerk Joly Wittenberg.

Feuersichere patent.
Treppen mit Holz- oder Marmorbelag
Haupttreppen.
Wendeltrepp.
Preisgekrönt auf den Weltausstellungen in Chicago u. Antwerpen.



Deutsch. Reichs-Patent.
Kataloge kostenfrei.

Paris 1889 gold. Medaille.

500 Mark in Gold

wenn **Crême Grolich** nicht alle Hautunreinigkeiten als Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte zc. beseitigt und den Teint bis ins Alter blendend weiß und jugendfrisch erhält. Keine Schminke. Preis *M.* 1,20. Man verlange ausdrücklich die **„preisgekrönte Crême Grolich"**, da es wertlose Nachahmungen gibt.

Savon Grolich, dazu gehörige Seife 80 ₰. **Hauptdepot J. Grolich, Brünn.** Zu haben in allen besseren Handlungen. **Leipzig:** Dr. E. Mylius, Engelapotheke. — **Basel:** A. Büttner, Apoth. — **Brüssel:** Eug. Nau, Apoth. Rue de Midi 13. — **Sofia** (Bulgar.): J. Komanoff, Hoflft. — **Bukarest:** M. Stoenescu, Drogist. — **Paris:** Hogg, 2 Rue Castiglione. — **Warschau:** J. Kalinowski.

Digitized by Google

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an
werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächsische und Königl. Rumänische Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Steppdecken.

Nichtgefallende Waren
werden bereitwilligst
zurückgenommen und umgetauscht.

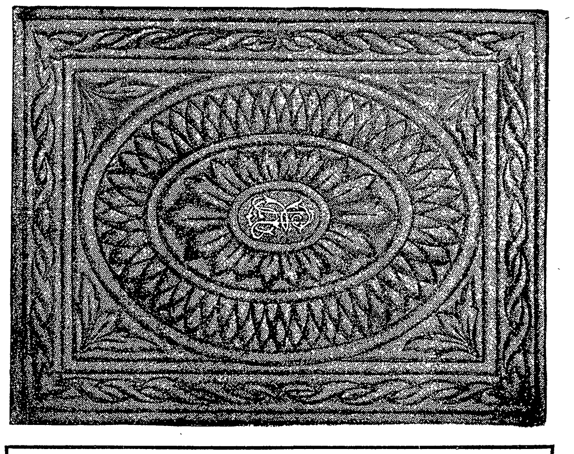
Daunen-Steppdecken
in bester Ausführung.

Kinder-Steppdecke.
KS. Grösse 100×150 Cm. Jacquard-Muster mit normalfarbigem Tricot-Unterfutter und bunter Wollfüllung. Farben: a) einfarbig rot, b) einfarbig blau . . . . Das Stück M. 5,—.
KSW. Grösse 100×135 Cm. Wollatlas mit normalfarbigem Tricot-Unterfutter und Baumwollfüllung. Farben: a) bordeaux, b) cardinal, c) blau . . . . Das Stück M. 5,50.

Callico-Decken mit Baumwollfüllung.
Nr. 1. Grösse 120×180 Cm. Bunt gemusterter Callico, gleichseitig, Füllung Secunda-Baumwolle . . . . . . Das Stück M. 3,50.
Nr. 3677. Grösse 130×190 Cm. Bunt gemusterter Callico, gleichseitig, Füllung Secunda-Baumwolle . . . . . . Das Stück M. 6,—.

Einfarbig rote Purpur-Steppdecken
mit normalfarbigem Tricotfutter.
Nr. 8. Grösse 120×180 Cm. Mit Baumwollfüllung. Das Stück M. 5,—.
Nr. 8. Grösse 125×200 Cm. Mit bunt. Wollfüllung. Das Stück M. 8,—.
Nr. 8. Grösse 150×200 Cm. Mit bunt. Wollfüllung. Das Stück M. 10,—.
Wir bitten um genaue Angabe der gewünschten Grösse.

Gemusterte Purpur-Steppdecken.
TP I. Grösse 125×200 Cm. Roter Grund mit türkischem Muster. Mit Kante, normalfarbigem Tricot-Unterfutter und naturbrauner Wollfüllung . . . . Das Stück M. 10,—.
TP II. Grösse 150×200 Cm. Sonst dieselbe Decke. Das Stück M. 12,—.



Einfarbige Steppdecken
werden auch mit Monogramms in Plattstichstickerei geliefert.
Preis für ein Monogramm M. 4,—.

Ausführliches über Steppdecken
enthält unser Katalog, den wir auf Verlangen unberechnet und portofrei versenden.

Seidene Steppdecken
in allen Farben.

Wollatlas-Steppdecken Qual. II
in cardinal, bordeaux, blau und grün,
mit Normal- (naturfarbigem ungefärbten) Tricot-Unterfutter.
WA 0. Grösse 130×190 Cm. Mit Baumwollfüllung. Das Stück M. 11,—.
WA 1. Grösse 150×200 Cm. Mit Baumwollfüllung. Das Stück M. 12,—.
WA 2. Grösse 150×200 Cm. Mit bunt. Wollfüllung. Das Stück M. 14,—.
Nr. 3678. Grösse 150×200 Cm. Mit weisser Wollfüllung. Sehr leichte, behagliche Decke . . . . Das Stück M. 16,—.

Wollatlas-Steppdecken Qual. II
in cardinal, bordeaux und blau. Gleichseitig.
WA 3. Grösse 150×200 Cm. Mit Baumwollfüllung. Das Stück M. 16,—.
WA 4. Grösse 150×200 Cm. Mit bunt. Wollfüllung. Das Stück M. 18,50.
Wir bitten um genaue Angabe der gewünschten Farbe.

Wollatlas-Steppdecken Qual. I
mit Normal- (naturfarbigem ungefärbten) Tricot-Unterfutter, in cardinal, bordeaux, blau und grün.
Nr. 27. Grösse 150×200 Cm. Mit Pa. Baumwollfüll. Das Stück M. 18,—.
Nr. 28. Grösse 150×200 Cm. Mit weiss. Wollfüllung. Das Stück M. 27,—.
Wir bitten um genaue Angabe der gewünschten Farbe.

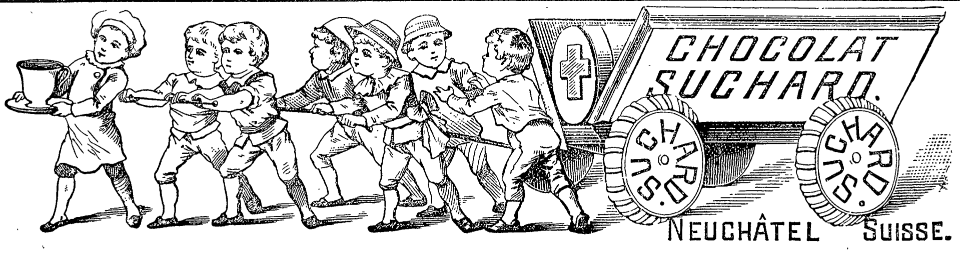
Wollatlas-Steppdecken Qual. I
in cardinal, bordeaux und blau. Gleichseitig.
Nr. 12. Grösse 150×200 Cm. Mit Pa. Baumwollfüll. Das Stück M. 24,—.
Nr. 14. Grösse 150×200 Cm. Mit weiss. Wollfüllung. Das Stück M. 31,—.
Wir bitten um genaue Angabe der gewünschten Farbe.

ORIGINAL

Teer-Schwefel-Seife
Carbol-Teer-Schwefelseife
von Bergmann & Co., Berlin und Frankfurt a. M.

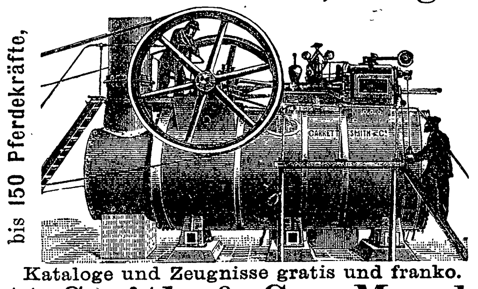
notorisch unvergleichliche u. unerreichte Produkte gegen alle Arten Hautunreinigkeiten, als Flechten, Finnen, rote Flecken, Mitesser, Sommersprossen etc. wie zur **Erlangung und Konservirung eines zarten Teints und einer weissen jugendfrischen Gesichtsfarbe.**
Man hüte sich vor wertlosen Nachahmungen und achte genau auf die älteste allein echte Marke:
SCHUTZMARKE. **Dreieck mit Erdkugel und Kreuz.**
Ueberall zu 50 Pfg. pro Stück käuflich.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.



Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.



Hochdruck- und Compound-Expansions-Lokomobilen bis 150 Pferdekräfte, mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch genietet. Auszieh-Kesseln mit 5jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.

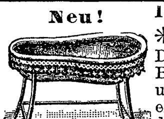
Kataloge und Zeugnisse gratis und franko.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Magenleiden, Rheumatismus-, Gicht-, Nerven-, Blasen-, Nieren-, Leber-Krankheiten

heilt **sicher** meine glänzend bewährte **Electrische Inductions-Maschine** zur Selbstbehandlung mittels electr. Platten. — Der Krankheits-Stoff wird durch den Urin ausgeschieden. Maschine franco, verpackt incl. Füllung u. 16seit. Anweisung mit Zeichnung des menschl. Innern 24.50 M.; mit 5 Massage-Electroden 28.50 M. Prospecte gratis.
Gustav von Mayenburg, Dresden-N.
Fabrik v. Apparaten f. Gesundheitspflege.

Neu!



In höchsten und fürstl. Kreisen im Gebrauch.
✻ ✻ Reise-Sitzbad (Bidet). ✻ ✻
Dieses lässt sich mit dem Sitzbecken sofort so eng wie eine Büchermappe zusammenlegen u. im Koffer od. Reisetasche unterbringen. Auch für Haus sehr bequem. Preis aufs eleganteste u. solideste ausgest. 15 Mark; verpackt u. frko. durch ganz Deutschland 16 Mark **nur** durch die Fabrik von **Gge. Chemin-Petit Nachf. ✻ Dresden-Neustadt.**
— Ehren-Diplom — Silberne Medaille —

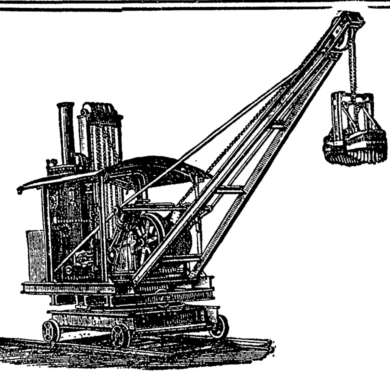
Carl Rissmann, Hannover,

Fabrikant der berühmten „Matchless"-Fahrräder. Seit 1879 eingeführt, wiederholt prämiirt. Bestes existirendes Fahrrad. — Billigste Preise bei coulanter Bedienung. Preislisten gratis.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS. 33. Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*



Priestman-
Greifbagger,
fahrbare,
und feststehende
Dampfkrähne
bauen als Spezialität und halten auf Lager
MENCK & HAMBROCK
ALTONA-HAMBURG.

Cäsar und Minka
(notor. bekannte grösste Europ. Hunde-Züchtereien)
Prämiirt mit gold. u. silbern. Staats- u. Vereinsmedaillen.
Zahna (Königreich Preussen).
Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers, sowie Sr. K. Hoheit des Grossfürsten Paul v. Russland, Sr. Maj. d. Gr. Sultans d. Türkei, Sr. Maj. d. Königs d. Niederlande, Sr. K. Hoheit des Grossherzogs v. Oldenburg, d. Herzogs Ludwig v. Bayern, Ihr. K. Hoheit Prinzess. Friedr. Carl v. Preussen, Ihrer K. Hoh. Prinzess. Albrecht v. Preussen, desgl. vieler Kaiserl. u. Königl. Prinzen, reg. Fürsten etc. etc.

Begründet 1868.

offeriren ihre Spezialität in Luxus- und Wachhunden, vom grössten Ulmer Dogg- und Berghund bis zum kl. Salonhündchen, desgl. Vorsteh-, Jagd-, Dachs-, Brackier- u. Windhunde, ferm dressirte, als auch rohe und junge Tiere unt. weittragendster Garantie. Preisverzeichnisse mit Illustrationen in deutscher u. französ. Sprache frko. gratis.
Eigene permanente Hunde-Verkaufs-Ausstellung von mehreren hundert Hunden.
(Bahnhof Wittenberg.)

Ein Wunder der Industrie
ist zu nennen der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte **photograph. Apparat**

Phönix

Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Momentaufnahmen).
Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich.
Preis mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.**
Prospekt und Probebilder kostenfrei.
Hess & Sattler, Wiesbaden.

Deutsche Lebensversicherung Potsdam.

Versicherungsbestand: 83½ Millionen Mark.
Ausgezahlte Versicherungssumme: 16 Millionen Mark.
Aktiv-Vermögen: 17½ Millionen Mark.

Jede Art Versicherung auf Todesfall, Erlebensfall und Rente.
Günstige Bedingungen. — Mäßige Prämiensätze. —
Der ganze Ueberschuß kommt den Versicherten zu gute. Steigende Dividende nach Höhe der Prämienreserve; sie gelangt im zweiten Jahre zur Verteilung und hat im vergangenen Jahre bis 48% der Jahresprämie betragen.
Prospekte und Auskunft durch alle Vertreter und die
Direktion in Potsdam.
Tüchtige Agenten und Aquisiteure finden lohnende Beschäftigung.

Technikum Eutin.
Bauschule mit Praktikum.

Niederlagen, durch Plakate kenntlich, in den meisten Städten, sonst direkter Versand. **Postcolli,** ausreichend zum Anstrich zweier Zimmer, à **9 M. 50 Pf.** franko ganz Deutschland. Farbenmuster und jede weitere Auskunft bereitwilligst durch die Fabrik **Franz Christoph, Berlin NW.,** Mittelstraße 11.

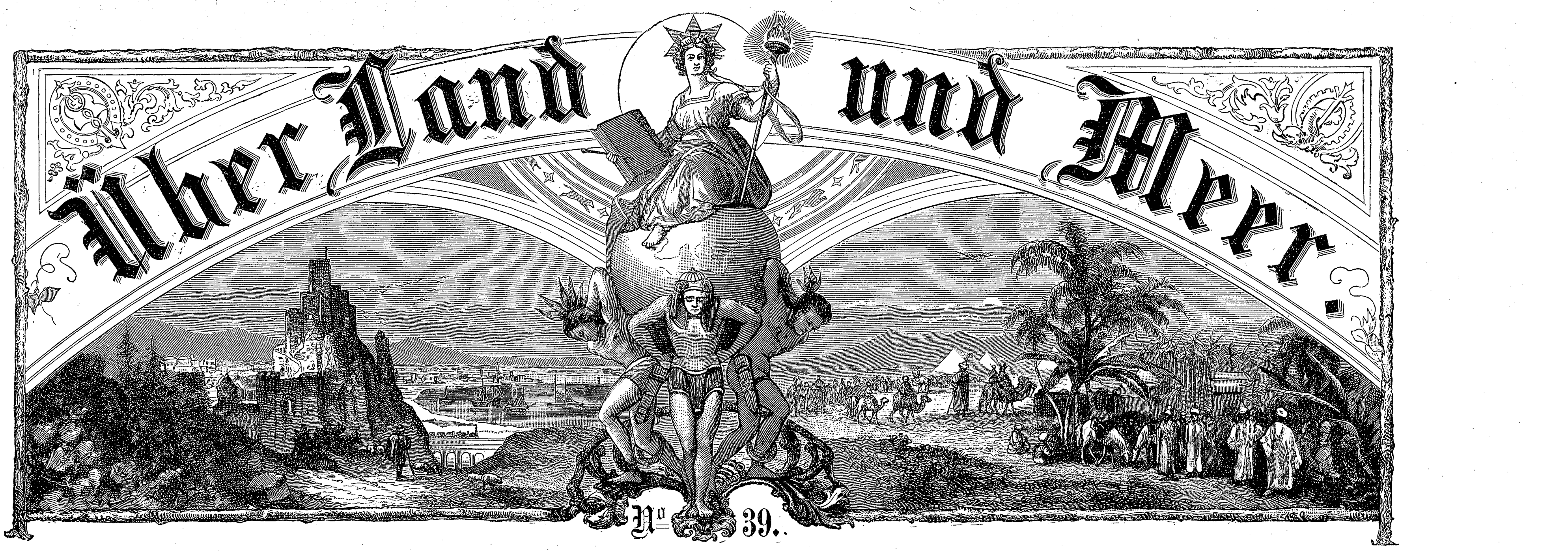
Pädagogium Thale am Harz.
Schüler, Deutsche und Ausländer, finden gesunden Aufenthalt, gute Pflege u. gewissenhaften Unterricht. Kleine Real- und Gymnasialklassen. Individuelle und energische Förderung. Beste Empfehlungen. Pension mit Unterricht 1000 M. jährlich. Prospekte **Dr. Lohmann.**

Schönschrift
Correspondenz
Comtoirkunde
Buchführung
bringt höheres Gehalt u. bessere Stellung! Lassen Sie sich Prospect und Probebrief kommen von Ferd. Simon, vereidigt. Sachverständg. Berlin O. 27.

Stottern
heilt gründl. Honorar nach Heilung. **Rudolf Denhardt's** Anstalt **Eisenach** Prosp. gratis
Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i. herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, zuletzt d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Fluch der Schönheit.

Roman

von

Hermann Heiberg.

(Schluß.)

Der Winter hatte, obschon es nicht den Anschein gehabt, doch noch einige seiner wilden Gefährten zurückgelassen, die, nun endlich auf seinen gebieterischen Wink Gehorsam leistend, beim Abzug ein zügelloses Wesen an den Tag legten.

Schnee stob noch einmal von oben herab, und starke Stürme, mit Kälte vermischt, rasten über das Land. Gestern hatte die Welt in Schneeglöckchen gestanden, nun lag eine dichte weiße Decke über den Fluren, und die grünen Spitzen der Bäume trugen, bis ins Mark frierend, des Himmels kaltes Naß. An diesem Tage, dem der letzten Unterredung folgenden, machte sich Wilhelm trotz des Unwetters zu Wiebke auf. Daß er nicht schon am vergangenen Tage sie aufgesucht, hatte seine guten Gründe gehabt. Er hatte sich überlegt, daß es besser sei, die Bjelke gegebenen Erklärungen auf seine Braut vorerst wirken zu lassen. Klugheit leitete ihn und half ihm, den schier ungeheuren Aufruhr seines Innern zu bemeistern. Alles stand jetzt auf dem Spiel. Es war das Letzte und Entscheidende in dem Kampfe um ihren Besitz. Uebereilung konnte alles verderben, kluges Warten von höchstem Nutzen sein. Aber er schrieb ihr einige Zeilen, von denen er wußte, daß sie mehr Eindruck auf sie machen würden, als sonst irgend etwas.

„Ich baute auf Dich, Wiebke, wie auf Gott! Ich weiß auch, trotz allem, daß Du am Ende doch die sein wirst, als welche ich Dich erkannte. Und höre es noch einmal: Dein ‚Ja‘ ist der Himmel, Dein ‚Nein‘ gibt Schrecken und Tod. Lasse mein Vertrauen nicht zu Schanden werden. Wilhelm.“

Hierauf war keine Antwort erfolgt. Das hatte Wilhelms Mut gestärkt. Am Morgen war er sogar seinen Geschäften nachgegangen, als sei alles im Geleise. Er stieg, wie sonst, in der Arbeitsjacke zur Mühle hinauf, verhandelte mit den anfahrenden Fuhrleuten, guckte unten in die Ställe und stand später an seinem hochbeinigen Pult im Comptoir. Seiner sich abgespannt und schwerfällig dahin schleppenden, bei seinem Anblick aber doch für ihn von zärtlicher Sorge erfüllten Mutter entdeckte er sich und berichtete über den Besuch des Pastors. Er erklärte, daß er dennoch das Beste hoffe, und gab ihr Andeutungen, wie er die Dinge zu aller Beteiligten Gunsten zu gestalten gedenke. Auch begegnete er seiner Schwester Anna und seinem Neffen Hans mit freundlicher Gelassenheit.

Immer wieder rief er sich Bjelkes letzte Worte ins Gedächtnis zurück. Sie hatten ihm den Eindruck hinterlassen, daß der Pastor den Glauben an dem

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Henrik Nordenberg: Plauderstündchen.

Digitized by Google

Erfolg seiner Ansprache verloren habe, daß er vielleicht doch sein Fürsprecher sein werde.

Wilhelm verstand sich kaum, daß ihn eine solche Zuversicht ergriffen hatte. Er sah sie aber als eine gute Vorahnung an und that auch nichts, sein Vertrauen durch neues Grübeln zu erschüttern.

In solcher fast unbegreiflich hoffnungsvollen Stimmung nahm er zwischen vier und fünf den Weg zum Fährstrand, kam, bei dem starken Wellengang, fast nicht ohne Gefahr ans jenseitige Ufer und schritt, unbekümmert um den eisigen Schneesturm, der Wohnung der Witwe Nissen zu.

Es fiel ihm auf, als er den Flur betrat, daß sich drinnen nichts rührte. Er wartete eine Weile, dann klopfte er und trat, ohne Antwort abzuwarten, ein. Niemand war im Wohngemach. Nun räusperte er sich, und noch einmal. Da endlich öffnete sich die zu den Schlafräumen führende Thür, und die alte Frau erschien mit arglos fragendem Blick in der Oeffnung.

„Ah, Sie, Wilhelm!" stieß sie höchst erschrocken und stark erbleichend heraus, wischte sich nach einer ihr von ihrer früheren Beschäftigung zurückgebliebenen Gewohnheit die Hand an der Schürze ab und streckte ihm, ihren Zügen eine äußerst bekümmerte Miene verleihend, die Rechte entgegen.

„Wiebke ist krank, recht krank. Sie liegt fest im Bett seit gestern nachmittag," hob sie an. „Und Sie können sie nicht sehen, lieber Wilhelm," fügte sie übereilig hinzu.

Wilhelm Lornsen richtete seine forschenden Augen auf die Sprechende, aber sie hielt den Blick aus und sagte, seinen Worten zuvorkommend, eifrig:

„Sie meinen, ich mache bloß Reden, lieber Wilhelm. Aber es ist so, leider wirklich so, sonst hätte Ihnen auch meine Tochter auf Ihren Brief schon geantwortet. Eben erst, vor einer Stunde, hatte sie die Kräfte dazu. Ich sollte ihn gerade einstecken. Hier, hier sehen Sie —"

Dabei machte sie eine Bewegung mit der Hand nach der Tasche, zauderte aber auf halbem Wege und zitterte, weil sie in Wilhelms Angesicht etwas Furchtbares aufsteigen sah.

„Geben Sie," herrschte er sie an, löste das Schriftstück aus ihrer bebenden Hand und nahm den Weg zum Fenster, dahin, wo seine Braut, fleißig die Nadel rührend, auf einem kleinen Thron hinter wohlgepflegten Blumen stets zu sitzen pflegte. Ein heiß brennendes Gefühl umkrampfte sein Herz, als er sich vorstellte, er werde sie dort niemals wiedersehen.

Im Gegensatz zu der Zuversichtlichkeit, mit der er ins Haus getreten, war ihm gleich beim ersten Anblick der alten Frau die Gewißheit geworden, daß alles aus sei, ja, er sah's, die Mutter war bereits mit ihrer Tochter im Bunde. Ihr Erbleichen, ihr verlegenes Wesen, ihre Sprechart — alles anders als sonst — hatten ihm darüber genügende Belehrung gegeben.

„Sie sollten sich nicht aufregen, Wilhelm. Nehmen Sie den Brief mit. Lesen Sie ihn in Ruhe. Was soll ich dazu sagen, was kann ich —?" setzte die Frau an. Sein Verhalten flößte ihr die größte Furcht ein. Ihr ganzes Denken war nur darauf gerichtet, daß er das Haus wieder verlassen möge.

Aber Wilhelm breitete, nachdem er einen kurzen Blick der Verachtung auf sie geworfen, das Schreiben auseinander, bestieg den Thron, setzte sich auf Wiebkes Platz und las.

Und während er las, verfärbte er sich solchergestalt, daß die Frau, die zitternd dastand und in seinen Zügen forschte, unwillkürlich vor Schrecken die Hand aufs Herz drückte. Sie sah, daß etwas Entsetzliches bevorstehe, ja, eine durch bange Furcht hervorgerufene, ahnungsvolle Gewißheit kam plötzlich über sie, daß dieses Mannes Zorn nicht das Schlimmste sei, daß von diesem Tage das Leben für sie wieder ein Dasein der Qual, Not und Sorge werden würde, obschon sie und ihre Tochter von der Zukunft jetzt gerade die Erfüllung aller Wünsche erwarteten.

„Wissen Sie, was in dem Briefe Ihrer Tochter steht?" hob Wilhelm mit vernichtender Stimme an.

Die Frau schüttelte rasch und abwehrend den Kopf. Sie besaß keinen Mut, die Wahrheit zu sagen.

„Doch, Sie wissen es! Sie stecken sogar mit ihr unter einer Decke, obschon Sie hundertmal mir zugeschworen haben, Sie würden zu mir halten, solange ein Atem in Ihnen wäre. Aus Dankbarkeit versprachen Sie, beschworen Sie es. Aber nun, da Sie etwas Besseres haben, verlassen Sie den, der Ihnen Gutes that, der Ihnen so ganz vertraute!

„Ah!" schrie er auf, „nichts, nichts als elendeste Erbärmlichkeit in der Welt, nichts als Lug und Trug. Nichts als niedriges, selbstsüchtiges, wortbrüchiges Geschmeiß, um das ein ehrlicher Mann nicht die Hand aufheben sollte. Fluch eurer ganzen Sippe. Möget ihr verdorren und verderben wie räudige Hunde am Wege. Zur Seite Du, die Buhlereien Deiner ehrlosen Tochter unterstützendes, erbärmliches Weib! Eure Freiheit sollt ihr wieder haben, aber auch fühlen, welche Hand sich von euch wandte!"

Nach diesen, sein ganzes Ich verleugnenden Worten wollte er an der vor Angst einer Ohnmacht nahen alten Frau vorübereilen, als sich jäh die Thür öffnete und Wiebke, im weißen Gewande, hoch aufgerichtet, vor seinen Blicken erschien.

Der Mund in dem kreideblassen Angesicht war halb geöffnet, die dunklen Augen glänzten unheimlich, wie irrsinnig, die seidenblonden Haare fielen, durch die Bettruhe gelöst, an der fahlen Stirn herab, und ihre Glieder zuckten krankhaft.

Aber nicht Zorn war's, was alle ihre Fibern in Bewegung setzte, Verzweiflung, Schmerz, Angst und Drang nach Versöhnung durchwühlten ihr Inneres.

Sie hatte alles gehört. Aber sie streifte mit höchster Aufbietung seelischer Selbstbeherrschung die furchtbaren Eindrücke ab. Sie wollte den entsetzlichen Inhalt seiner Worte nicht in sich aufnehmen. Sie flog auf ihn zu, fiel nieder, umklammerte seine Kniee und ächzte, indem sie das stumme Auge flehend zu ihm erhob, herzzerreißend.

Aber Wilhelm Lornsen riß sich von ihr los:

„Was willst Du, fort von mir! Geh — geh — Dein Anblick ist mir so widerwärtig, daß ich mich an Dir vergreifen könnte. Es gibt nichts auf der Welt, was ich so verachte, so hasse wie Dich! Und spare Dir Dein Komödiantentum, Du brauchst nicht zu betteln, Du bist frei! Du sollst Deinen Willen haben und meinen Fluch dazu!"

Unter diesen wütigen, in besinnungslosem Jähzorn hervorgestoßenen Worten stieß er die abermals flehend ihn Umfassende wie einen leblosen Gegenstand von sich und faßte die Thürklinke. Aber sie eilte ihm nach, nochmals krallte sie sich an seinen Arm, erhob das Haupt, legte alles, wozu ihre demütige Seele im stande war, in ihre Blicke und hauchte:

„Ich beschwöre Dich, Wilhelm, geh nicht so von mir, denn wenn es geschieht, so ist es der Tod. Es gibt ein Wasser oder einen Strick, die mich dem Dasein entreißen! Ich kann nicht leben mit Deinem Fluch, denn ich bin eingedenk all dessen, das Du an Güte und Nachsicht mir und meiner alten Mutter gethan. Sieh, alle Deine Worte, Deine fürchterlichen, prallen an mir ab, weil ich nicht vergessen kann, was Du mir warst. Vergib mir, sei gut! Geh nicht so von mir! Zerfleische nicht noch mehr mein Herz und Gemüt. Es ist zerrissen von Angst und Schrecken an allen Enden — Verzeih! Verzeih! O, sei ein Mensch, da Du bisher ein halber Gott an Güte und Gerechtigkeit warst! Habe Nachsicht, Erbarmen mit Deiner armen, grenzenlos unglücklichen Wiebke!"

Es hatte, während sie gesprochen, in seinem Gesicht gezuckt, als ob die Muskeln zerreißen könnten. Es zerrten die Hände hin und her, um sich ihrer Umklammerung zu entwinden. Die Brust arbeitete in der übermenschlichen Leidenschaft, und den Körper durchflog ein wildes Pulsiren.

Zuletzt stiegen aus der von Schmerz und Pein zerrissenen Seele Thränen empor und füllten seine Augen.

Abgewendet, um durch ihren Anblick nicht weich zu werden, löste er mit einem gewaltigen Ruck die Fesseln von seinen Gelenken, und während er tief und schwer aufatmete und seine Brust sich spannte, stieß er, den Irrsinnsschmerz in den Augen, zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor:

„Ich kann nicht und ich will nicht! Und lasse mich, damit nicht Schreckliches geschieht! Ich sagte Dir, daß ich Dich frei gebe. Du hast also alles erreicht. Was die Zukunft bringt, weiß Gott allein!"

Hierauf schlossen sich seine Augen, als ob das Leben von ihm weiche. Aber nur für Sekunden. Dann raffte er sich empor, erhob kraß abwehrend die Hand, da sie noch einmal auf ihn einsprechen wollte, und stürzte aus dem Zimmer.

Wiebke aber brach wie vernichtet zusammen. Doch auch die alte Frau schüttelte sich in Grauen, denn der Sturm riß in diesem Augenblick mit einer Gewalt an den Fenstern, als ob er sie zertrümmern wolle.

*

Erst an der Scheide zwischen Nacht und Morgen kam Wilhelm wieder in die Bucht zurück, trat, ohne Blick für seine Umgebung, ins Arbeitsgemach, entzündete Licht und fiel todeserschöpft in einen Sessel nieder.

Wiederholt hatte er, dem entsetzlichen Unwetter entgegen, die Stadt umkreist.

Einmal hatte er in einem kleinen Wirtshaus am Westende, für die Außenwelt gefühllos, dumpf vor sich hinstarrend, einige Gläser Grog hinuntergestürzt. Und dann wieder hinaus, und ohne Wahl des Weges, nur getrieben von seinen fiebernden Sinnen, hatte er die Gegend durchmessen. Das Fürchterlichste, das eine menschliche Brust zu erfüllen vermag, hatte sich in seinem Innern gestaltet.

Von neuem waren die Gedanken an eine vom Wahnsinn geborene Rache in ihm aufgestiegen. Jede Einzelheit hatte er bereits an seinem Geiste vorübergehen lassen. Und wenn einmal das kochende Blut sich besänftigt hatte, wenn, im völligen Gegensatz, Milde, Gerechtigkeit und Versöhnung in ihm eingezogen waren, erhob er gegen sich selbst die geballte Faust und schalt sich einen erbärmlichen Weichling.

Er wollte Sühne für das Ungeheure, das sie ihm angethan. In ihrem Briefe hatte sie geschrieben, sie habe sich entschlossen, wieder in die alte Armut und Abhängigkeit zurück zu kehren. Sie könne ihm nicht angehören; es sei ihr letztes, unabänderliches Wort, so furchtbare Ueberwindung es ihr koste. Jedes Reden sei vergeblich: es sei das Produkt eines Muß, das stärker sei als alle Ueberlegung und alle Willenskraft. Sie sei darauf gefaßt, daß ihr Leben vernichtet sei, sie wisse, sie setze ihrer Mutter Dasein aufs Spiel. Aber sie könne, nachdem sie endlich den Mann gefunden, den sie über alles liebe, einem andern nicht angehören. Der Höchste habe das in ihr Herz gepflanzt. Von ihm, dem Schöpfer, nicht von ihr müsse er Rechenschaft fordern, daß sie ihren Schwur breche.

Wilhelm suchte auch jetzt nicht sein Lager, sondern stieß die Fenster des dumpfen Gemaches auf und ließ den nach dem Ausrasen des Unwetters nun gegen Morgen wieder mild und verheißend die Erde umfächelnden Atem der Natur ins Zimmer dringen. Nachdem er sein tobendes Blut besänftigt hatte, schloß er die Läden, begab er sich an das Hervorsuchen von Papieren und ans Schreiben. Aus den schier übermenschlicher Kämpfen dieser Stunde hatte sich ein unumstößlicher Entschluß entwickelt. Die kommenden Tage sollten es ans Licht bringen, was sich in seiner Seele Ungeheuerliches gestaltet hatte.

Erst als er draußen bereits die Schritte der Knechte vernahm, schlug er das Bett zurück, seufzte, nach Erlösung ringend, tief auf und verfiel endlich in einen bleiernen, bis zum Vormittag anhaltenden Schlaf.

Einmal war die alte Frau, weil er nicht erschien, leise an sein Lager geschlichen. Sobald sie sich überzeugte, daß er atmete, trat ein Zug sanfter Beruhigung in die ernsten, schwermütigen Züge.

Sie erwartete nicht, daß er ihr Gutes zu melden haben werde. Ihr Ahnungsvermögen, sein spätes Kommen sagten ihr, daß alles aus sei. Aber er lebte! Ein entsetzlicher Traum, der sie heimgesucht, sie aus dem Bett getrieben und horchend an sein Zimmer geführt, war zum Glück nicht Wahrheit.

*

Als Wilhelm, versehen mit allerlei, was er zu sich gesteckt, gegen zehn Uhr am nächsten Vormittag aus seinem Zimmer trat und eben, ohne zu frühstücken, sich auf die Mühle begeben wollte, sah er seine Mutter nach alter Weise auf dem Hof hantiren.

Digitized by Google

Mit erhobenem Stock wies sie auf eine Schubkarre, die neben dem Speicher stand, und hieß den Hofknecht sie fortschaffen.

Sodann gab sie einem bereits wartenden alten Bauern Arbeitsaufträge für den Garten und wandte sich endlich, nachdem sie dem die beiden schwerfälligen Ackergäule hinter sich herziehenden Stallknecht auch noch ein Wort zugerufen, in die Bäckerei.

Erst nachdem er sicher war, nicht von ihr bemerkt zu werden, trat Wilhelm heraus und nahm den Weg durch den Garten nach der Mühle hinauf. Er wollte seiner Mutter unter allen Umständen ausweichen, er fürchtete, er werde weich werden, wenn ihr Anblick auf ihn einwirkte, wenn ihr treues, liebes Auge ihn träfe, ihn ihre Zärtlichkeit berührte.

Er wollte jetzt überhaupt niemand sehen und sprechen. Er wünschte völlig mit sich allein zu sein Aber es zog ihn noch einmal nach oben, dorthin, wo Gottes Natur, wo ein so herrliches Stück seiner Heimat vor ihm ausgebreitet lag.

Die Mühle war nicht in Thätigkeit. Sie streckte ihre mächtigen Schwingen, auf denen sich ein paar zwitschernde Vögel sorglos niedergelassen, unthätig in die sonnendurchwirkte Luft aus. Als Wilhelm unten eintrat, saßen die beiden Müllergesellen auf Kornsäcken und verzehrten das zweite Frühstück. Auf seine Fragen gaben sie die den Leuten eigenen phlegmatischen Antworten.

Nun stieg er die beiden Treppen empor. Ihm war, als ob jegliches von einer unheimlichen Lähmung ergriffen sei, und dann wieder, als ob die Gegenstände ein inneres Auge hätten und mit ihm fühlten — mit ihm empfänden, daß nun doch alles mit Wiebke vorbei sei.

Den Mann ergriff eine bedrückende Wehmut. Er setzte sich auf einen Sack, ließ den Kopf in die Linke sinken und ergab sich einem tiefen Grübeln. Wozu war nun alles gewesen seit seiner Knabenzeit her? Wozu die zärtliche Sorge seiner Mutter bei Krankheiten und sonstiger Not, wozu die ihm durch Lehren und Beispiel eingeflößte Vervollkommung des Herzens und Gemütes? Wozu alles Drehen und Wenden und Vergleicheschließen mit der ihn umgebenden Welt, das Ausweichen, Ueberlegen, Ablehnen, Versprechen und Halten, die körperliche Pflege, das sorgsame Sparen und das nutzbare Anlegen des Ersparten. Wozu? Für wen? Es war ja nun ohne Wert!

Er seufzte tief auf. Wie hatte, trotz seiner inneren Zerrüttung, seiner alten Mutter rührige Lebendigkeit draußen auf dem Hof so tief sein Gemüt berührt. Sie, die fast am Grabe stand, verfuhr, als ob sie, wie eine der Jüngsten, noch im vollen, hoffnungsreichen Leben stünde. Er aber, der noch alle Ansprüche ans Dasein zu erheben berechtigt war, vermöge seiner Jugend und Kraft, er, der doch im Grunde die alleinige Verantwortung für all das besaß, was draußen war, er dachte nur an Sterben und an noch Schrecklicheres. Noch einmal durchdrang ihn die alte Lebenslust. Tieferes Nachdenken regte sich. Um was handelte es sich denn? Er sollte die vollen Lippen in einem blassen Angesicht nicht mehr küssen. Er sollte ein Mädchen vergessen! Auf seiner Wanderschaft durch die Welt hatte auch sein Herz geschlagen. Mit Thränen hatten ihm junge Dirnen beim Abschied an der Brust gelegen. Adieu! — Vorbei! — Eine Zähre, die herabgeflossen, hatte er getrocknet, dann hatten neue Bilder die Erinnerung an die alten ausgelöscht. Und nun wollte er um diese verzweifeln, sich in Leidenschaft und Eifersucht sogar an ihr vergreifen? Es schauderte ihn. Ja, es schauderte ihn, daß ihn ein körperliches Frösteln überfiel. Er erhob sich, stieß die kleine Thür nach der Brüstung auf und trat hinaus.

Wonnevoll war's. Vögel, die bereits aus dem Süden zurückgekehrt waren, bevölkerten die Luft. Es war ein förmliches Jubiliren. Grüne Schleier hatten sich eben über die Waldungen gelegt. Blauer Rauch wälzte sich aus dem Helger Herrenhaus und hob sich reizvoll ab von dem zarten Frühlingsgrün. Drüben der Spiegel des Flusses. Ueber seine helle Fläche zog mit braunem Segel, langsam, der Fährkahn. Im Vordergrund die belebtere Welt, das Dorf mit seinen Häusern, Katen und Dächern. Wie oft war Wilhelm in den vergangenen langen Monaten in diesem Boot nach Föhrde gefahren!

Welche Hoffnungen und Erwartungen hatten ihn erfüllt, nicht nur für den Tagesdrang — für die ganze Zukunft! War's doch alles die süße Vorbereitung für einen noch herrlicheren Ausgang!

„Warten können!" hatte er einmal gelesen, sei eine der vornehmsten Sprüche aller Weisheit. Ach, es war alles leerer Schall, was in den Büchern stand. Es gab nur ein großes Lehr- und Lernbuch: das Leben selbst. Arzneien für den Körper ließen sich in den Apotheken kaufen, für Seelenschmerz gab's keinerlei Rezepte.

Was war's überhaupt mit der menschlichen Weisheit? Das Schicksal warf dem Lebenswanderer etwas unter die eilenden Füße, worüber er stolperte. Das konnten die Klugen nicht vorher bemessen, und so zerschellten alle ihre Kunst und alle ihre Sprüche.

Wilhelm trat zurück in die Mühle, ließ das Haupt tief sinken und verharrte für eine Weile wie leblos. Er wog alle seine Entschlüsse, das Nein und das furchtbare Ja. Die Gerechtigkeit und die Sünde schwankten in ihren Schalen auf und ab. Aber immer fiel die Wage, welche die Sünde barg, tiefer.

Das Bild des Pastors Bjelke und die Worte, die in Wiebkes letztem Brief gestanden, vermochte der Mann in seiner Erinnerung nicht auszulöschen. Wenn sie wieder sich seines Innern bemächtigten, floh die Vernunft wie ein scheuer Windhauch. Nur das Raubtier der Leidenschaft nahm von ihm Besitz und umkrallte seine Seele.

Sie sollte sterben, und dann wollte er sich selbst vom Leben befreien, das ihm nichts mehr bot. Selbst seiner Mutter entsetztes und gramverzehrtes Gesicht, das er vor sich auftauchen sah, wenn sie die Nachricht von dem Ungeheuerlichen empfing, vermochte ihn in diesem Zustand der Zerrüttung nicht zu rühren. Endlich würde sie sich auch trösten. Wie nun? Wenn er natürlichen Todes gestorben wäre? Dann mußte sie ja ihn doch auch missen.

Als der Mann endlich wieder hinabstieg, war eben das Mühlenwerk in Bewegung geraten. Hastiges Leben umtobte ihn, das unruhige Stoßen und Stampfen schlug an sein Ohr. Auch ein kurz zischendes Geräusch ward draußen vernehmbar.

Die Maschine, die wegen der Windstille die Mühle trieb, stieß den Dampf aus einem Seitenrohr. Ein scharfer, unheimlicher, Vernichtung in sich bergender Ton! Die durch menschliche Ueberlegenheit in Thätigkeit gesetzten Naturkräfte gehorchten, aber in wildverbissener Auflehnung.

Wilhelm nahm jegliches in sich auf. Aber er mochte doch jetzt von alledem nichts wissen, sich Gedanken darüber nicht hingeben. Er hatte keine Freude und keinen Sinn mehr an Arbeit und Gelingen, an Nachdenken über Ursprung, Wert und Bestimmung der Dinge. Nur das Bild des blassen Mädchens mit den dunklen Augen, dem verführerischen Lächeln und der kalten Seele hatten Raum in seiner Brust.

Dennoch bezwang er sich zeitweilig. Als ihm an der Gartengrenze Hans begegnete, ließ er sich freundlich mit ihm ins Gespräch ein, stellte die Erfüllung seiner Wünsche bereits als Thatsache hin, half ihm, sich auszumalen, wo und wie er mit seiner Mutter in der Stadt wohnen und Praxis gewinnen werde. Und in gleicher Weise begegnete der Mann, sich hinten herum ins Vorderhaus begebend, auch Anna, die, nach dem Rechten sehend, zufällig im Laden war.

Er zog sie mit sich ins Comptoir, erklärte, er habe den Weg gefunden, wodurch sich für alle alles sicher glätten werde, und trug ihr auf, ihn bei der Alten zu entschuldigen, daß er ihr keinen guten Morgen geboten habe. Er müsse sogleich, ohne Aufenthalt, in die Stadt, könne wohl auch schwerlich vor Nachtzeit zurückkehren, werde aber dann am nächsten Morgen ihr alles unterbreiten. Nachdem er auf diesem indirekten Wege auch die alte Frau verständigt, bot er seiner freudig überraschten Schwester leicht und anscheinend gutgelaunt die Hand, trat, um unter allen Umständen Mutter Lornsen auszuweichen, wiederum durch die Hausthür des Vorderhauses ins Freie und schritt rasch auf dem Chausseeweg nach Föhrde hinein.

*

Es war gegen zwölf Uhr nachts, als Wilhelm, der sich während der Tagesstunden in der Nähe der Stadt auf dem Hof einer ihm bekannten Familie aufgehalten und erst mit Einbrechen der Dunkelheit zurückgekehrt war, eine kleine Kneipe in einer der Nebenstraßen verließ und den Weg zu der Wohnung seiner Braut nahm.

Sie sollte nicht mehr leben und er wollte mit dem Dasein abschließen. Das war seit dem vergangenen Tage das Alphabet seines Denkens geblieben, und das wollte er nun endlich ausführen. Die krankhaft sich steigernde Unruhe, die ihn während dieser Stunden beherrscht, hatte er äußerlich mit atembeklemmender Willenskraft unterdrückt. Auch bei seinen Bekannten hatte er sich völlig gelassen gegeben, hatte denselben Gleichmut an den Tag gelegt, welchen er Anna und Hans gegenüber zur Schau getragen.

Jetzt erst, in der Nacht, obschon er durch Trinken starker, heißer Getränke den furchtbaren inneren Tumult in andere Bahnen zu lenken und Kraft und Entschlossenheit zur That zu befestigen gesucht, verließ ihn diese Ruhe, und bemächtigte sich seiner im letzten Augenblick eine starke Willensschwäche, ein abermaliges Schwanken.

Die bis fast zur Besinnungslosigkeit gesteigerte Eifersucht hatte ihn nicht verlassen, sie wühlte auch jetzt wie Feuer in ihm. Nicht Feigheit beherrschte ihn. Aber der Gedanke, daß das Gelingen durch Zufälle gestört werden könne, die Form, in der er sein entsetzliches Werk ausführen wollte, beschäftigten ihn. An ihr Fenster wollte er hinten auf den Hof gehen, sie ersuchen, ihm zu öffnen, scheinbar versöhnt, bei ihr eintreten und dann vollenden, was seine kranke Seele ausgebrütet hatte. Ein Messer wollte er ihr in die Brust stoßen. Das hieß aber hinterrücks morden! Und davor schauderte er zurück.

Als Wilhelm nicht mehr weit von der Wohnung seiner Braut entfernt war, sah er einen dort in der Nachbarschaft wohnenden Mann, einen Krämer, die Hausthür aufschließen. Gerade fiel das Laternenlicht auf beider Gestalt, und so Wilhelm erkennend, verschob jener den Eintritt ins Haus und eilte auf ihn zu.

„Ah, verehrter Herr Lornsen," hob er an. „Daß ich Sie noch sehe! Hat mir wirklich sehr, sehr leid gethan. Die gute, brave Frau! Und so plötzlich! Gerade, als ich heute abend aus dem Hause wollte, war's eben geschehen — hörten wir davon! Wer hätte gedacht, daß die gute Frau Nissen zu Schlaganfällen neige? Na, andererseits ein schöner Tod. Plötzlich umgefallen und — dahin! Nicht wahr, so ist's?"

Wilhelm hörte, das Herzblut stockte ihm. Aber auch das Unnatürliche kam über ihn. So entfremdet war er dem Mädchen, die doch noch seine Braut war, daß irgend einer ihm mitteilen mußte, die Mutter sei am Schlage gestorben.

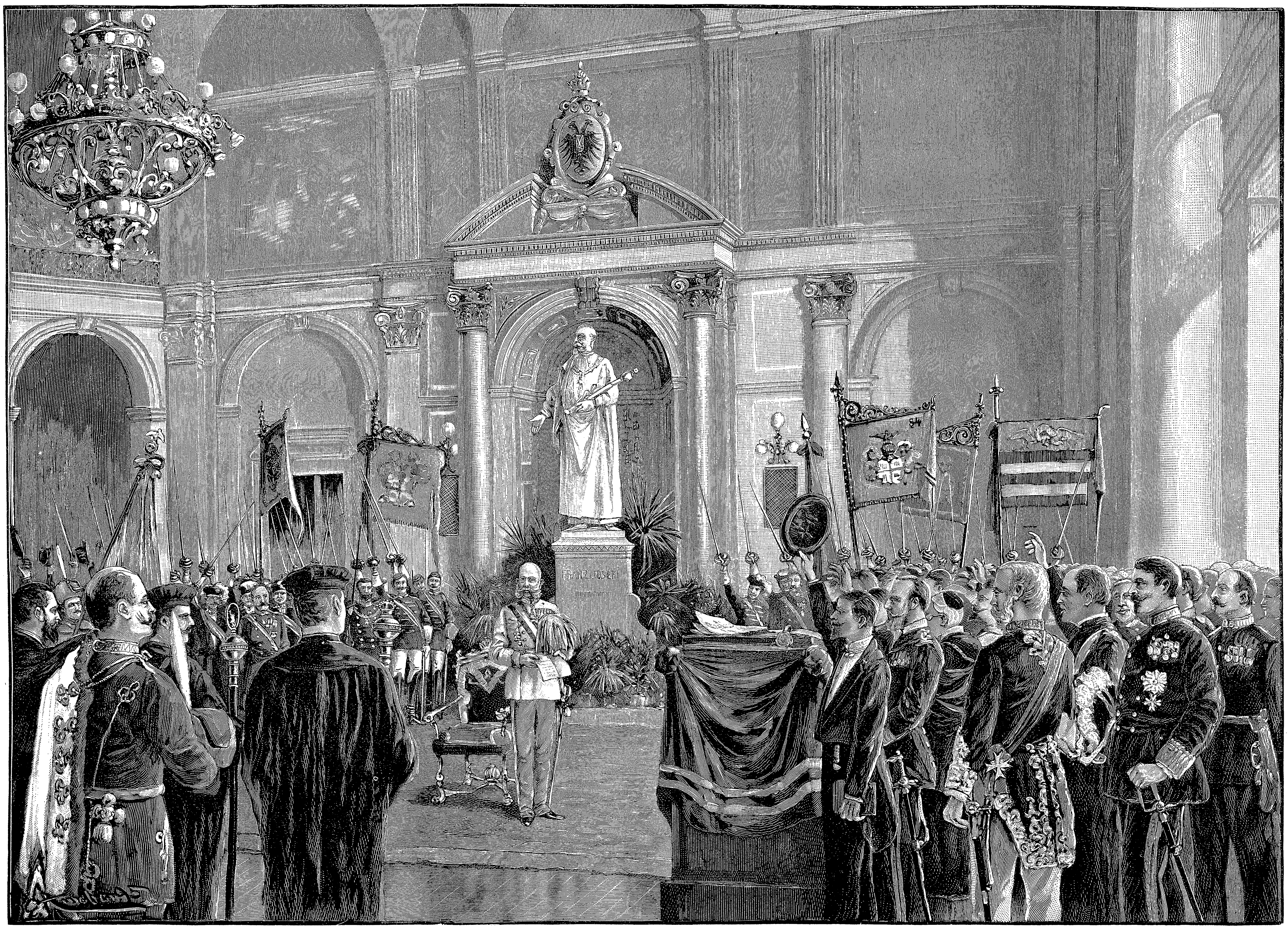
Aber eben dadurch gewann er die Kraft, seine Unkenntnis über das Geschehene zu verbergen. Nach einer kurzen Erwiderung verfolgte er, nachdem er dem Sehkreis des Mannes entrückt war — taumelnd vor Aufregung und in Minuten mehr durch seine Seele wälzend, als sie schier zu fassen vermochte — den Weg nach der Nissenschen Wohnung.

Plötzlich aber stand er still, reckte ächzend, als ob er eine niederschmetternde Last von sich abwälzen wolle, den Körper und streckte stöhnend die Arme aus.

So verharrte er eine Weile, dann trat er durch den Seiteneingang auf einen einsamen, eben von dem die Wolken durchbrechenden Monde sanft beleuchteten Hof, stützte die Stirn gegen eine Mauer und blieb, fernere Kämpfe mit sich ausfechtend, so stehen. Und dann raffte er sich wieder auf, betrat die Gasse und eilte, sich scheu umblickend, auf dem nächsten Wege in den hochgelegenen Stadtpark. Hier schritt er wohl eine halbe Stunde ruhelos auf und ab, der Zeit und des Ortes nicht achtend, und nahm endlich, mechanisch handelnd, gehetzt von seinem fiebernden Innern, den Weg über die Felder bis ans Schloßviertel, durchmaß dieses, stieg abermals auf die Höhe und gelangte nach abermaligem fast einstündigem Dahinrasen an das entgegengesetzte Ende bis an den Marktplatz, ohne zu einer Entschlußfähigkeit gelangt zu sein, viel weniger die Ruhe zurückgewonnen zu haben.

Und so stürmte er denn wiederum vorwärts bis in die Nähe von Wiebkes Wohnung, mied sie aber, obschon er endlich zum grauenhaften Handeln sich stark gefühlt, und betrat, wie mit unsichtbaren Fäden dahingezogen, genau denselben stillen Ort, von dem er ausgegangen.

Digitized by Google



Die Schlußsteinlegung für den Neubau der Karl Franzens-Universität in Graz. Originalzeichnung von Alex Kircher.

Digitized by Google

Die fünf Glocken für die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche. Nach einer Aufnahme von Hugo Rudolphy in Berlin.

Ernst Meißner: Vor der Almhütte.

Digitized by Google

Was ein Mensch in seiner Seele Schreckliches und Widerstreitendes zugleich hin und her wälzen kann, das ward in der seinen geboren während dieser furchtbaren Mitternachtsstunden. Bald hatte ihn vor der Ausführung seiner grausigen That geschaudert, bald ihn die Leidenschaft solchergestalt fortgerissen, daß er, stolpernd, wie von Furien verfolgt, dahingeflogen war, weil er es nicht erwarten konnte, das Gräßliche zu vollenden.

Wie bei einem gierigen Raubtier hatte nichts anderes in seiner Seele Raum, als Drang nach Befriedigung seiner Rachsucht, bis dann wieder mahnende Stimmen sich erhoben, endlose Zweifel sich regten und ihn völlig unschlüssig machten.

So war's im Wechsel gegangen, während Schweiß seinen Körper bedeckte, Schweiß von der Stirn rann, das Herz tobend schlug und oft vor innerer und äußerlicher Ueberanstrengung ihm die Kniee wankten und den Dienst versagen wollten. Meilen hatte er zurückgelegt während dieses Dahinrasens.

Endlich ergriff ihn ein Gedanke, den er zur That machte. Er verließ den einsamen Ort, wandte sich zu Wiebkes Wohnung, schlich leise durch den Nebeneingang auf den Hof, nach dem hin ihr Schlafgemach lag, und forschte, ob dort noch Licht und Leben sei. Ja, die Fenster waren erleuchtet und die Vorhänge nicht völlig herabgelassen. Ein siedend heißer Strom quoll durch des Mannes Glieder. Nun trat er, mühsam den Atem anhaltend, dicht heran und schaute in das Innere des Gemachs.

Auf dem Totenbett lag die alte Frau wie ein Wachsbild hingestreckt, und neben dem Bett in einem Stuhl, saß kreidebleich, von Qual und Gram entstellt, wie eine Irrsinnige vor sich hinstarrend, Wiebke Nissen. Ein solches Bild menschlicher Verlassenheit, ein solch herzergreifendes Bild von Verzweiflung, daß es dem Mann eisig schaudernd durch die Seele rieselte.

War sie schuldig, wahrlich, dann fand sie hier auf Erden schon die furchtbarste Strafe. Er sah's. Der Tod war gegen eine solche Seelenpein Erlösung. Und nun kam endlich die Krisis zum Ausbruch. Was ursprünglich in ihm aufgezuckt war, als jener Fremde ihm den Tod der alten Frau gemeldet, das erfaßte ihn nun mit elementarer Gewalt, riß so an seinem Innern, daß er, wie ein Ohnmächtiger nach Fassung ringend, zurückwich.

Gott hatte einen Lebenden erschlagen, und er wollte einen Mord begehen an der, welcher dieses furchtbare Herzeleid geschehen. Das war nicht Rache mehr, das war eine bestialische That! Das bis zur besinnungslosen Leidenschaft fortgerissene Ich wich dem gesitteten Menschen, der der Welt der Wirklichkeit mit ihren tieferen, in Vernunft und Gerechtigkeit wurzelnden Anschauungen zugehörte.

Die Binde fiel. Ekel über sich selbst ergriff ihn. Glühende Scham, Reue und Besonnenheit nahmen von ihm Besitz. Und als Sühne für das Sündhafte, das er vorgehabt und was doch für immer seine Lippen von ihrem Munde entfernte, was sein Auge nie wieder frei und ohne tiefste Beschämung zu ihr emporschlagen lassen konnte, wollte er verzichten, verzichten für immerdar.

Zu all diesen Gefühlen und Betrachtungen gesellte sich am Ende das Mitleid, der Drang, diejenige, die er liebte aus tiefster Seele, nun noch glücklich zu machen, ja, ein brennender Drang nach selbstloser Entäußerung, nach den schwersten Opfern erfüllte seine Brust.

Noch einen langen, letzten, zehrend wehmütigen Abschiedsblick auf sie werfend, entwich Wilhelm Lornsen, und durch die inzwischen vom Himmelslicht verlassene dunkle Nacht, eilte er, ein innerlich neugeborener, wenn auch für ferneres Lebensglück verlorener Mensch, dem Fischerviertel zu.

*

Tage waren vergangen. Mitleidige Nachbarn hatten der Armen geholfen, aber auch Bjelke, dem sie geschrieben, war sogleich, abgehärmt durch Schmerz und qualvolle Ungewißheit, herbeigeeilt und um sie gewesen voll zärtlichster Hingebung. Aber nur solche Worte waren zwischen ihnen gewechselt worden, die sich auf die Tote bezogen. Nur der Schmerz um die Verlorene hatte Raum in Wiebkes Seele.

Für alles andere fehlte ihr gegenwärtig die Empfindung. So hatte sie denn auch einen Brief, der Wilhelms Handschrift trug, ungeöffnet beiseite gelegt. Da er nicht gekommen, da auch seine Mutter sich ihr nicht genähert hatte, in dieser furchtbaren Prüfung, wußte sie ohnehin seinen Inhalt.

Ihr graute schon davor, an die drüben zu denken. Sie wollte, sie konnte nicht. Und nicht eine Silbe hatte sie gegen Bjelke geäußert über die Geschehnisse zwischen ihr und Wilhelm. Sie hatte nur in ihrem Brief gesagt: „Komme rasch zu mir! Ich bin ganz allein und verlassen. Frage mich auch nichts, wenn Du kommst. Hilf mir nur, die Tote begraben. Dann — später — sollst Du alles hören und entscheiden, wenn noch zum Hören und Entscheiden Anlaß!"

Erst am letzten Tage, als die alte Frau in die Erde gesenkt war, am Vormittag, kurz bevor sie Bjelkes Besuch erwartete, öffnete Wiebke Wilhelms Brief und sank, nachdem sie gelesen, wie erstarrt, und dann mit den Augen einer Verklärten zurück. Er, der Versöhnte, gab sie nicht nur frei, er hatte auch eine Schenkungsurkunde über eine erhebliche Summe beigefügt.

*

Tote strecken unsichtbare Hände aus und ziehen andere, die noch zauderten, aber deren Zeit gekommen, zu sich herab ins Grab.

Der alten Frau in der Parterrewohnung in Föhrde folgte kaum sechs Wochen später Mutter Lornsen. Nach einem rasenden Fieber, das sie ergriffen, und das nicht hatte weichen wollen, war sie gestorben.

Sie hatte damals, nur früher, einen Brief empfangen, zufolge dessen sie mit einem Schrei zurückgesunken war.

Er hatte gelautet:

„Heute in der Frühe, teure Mutter, bin ich über Hamburg nach New-York gefahren. Ich verlasse meine Heimat, in der ich nicht mehr glücklich sein kann. Ich habe Wiebke ihr Wort zurückgegeben.

„Nur eines macht mich zittern bis ins Mark, geliebte Mutter, daß ich Dich zu verlassen gezwungen bin. Aber es muß sein! Wie ich es gehalten haben will, was ich von Dir erbitten möchte, schrieb ich nieder auf die angeschlossenen Blätter. Ich fertigte sie aus, als ich beschlossen hatte, mir selbst den Tod zu geben. Ich will aber leben, um so besser vor Gott das Unrecht zu sühnen, das ich Dir gethan, indem ich Dir so viel Kummer und Schmerz zufügte. Ich habe auch sonst viel zu büßen. Sage meinen Geschwistern Gutes. Ich scheide mit freundlichen Gedanken von ihnen allen. Lebewohl! Verzeih mir! Aber ich konnte Dir nicht Adieu sagen. Ich hätte nicht den Schmerz überwunden. Mein letztes Wort ist: ich habe Dich unsagbar lieb! Auf Wiedersehen! Wilhelm."

Das hatte der alten Frau den Tod gegeben. Nun war die Lebensfreude dahin. Auch die Zärtlichkeit und Liebe, die ihr Hans widmete, vermochte sie nicht wieder aufzurichten, wenn sie sich auch äußerlich ruhig gab, den Anschein hervor zu rufen sich bemühte, sie habe sich ins Unvermeidliche gefunden. So vermochte sie denn auch nicht mehr Zeuge zu sein von zwei wichtigen Ereignissen.

Das eine erfolgte bald nach ihrem Ableben. Es fand der Verkauf der Bucht mit allem, was dazu gehört hatte, statt. Anna Appen hatte endlich ihre Freiheit erlangt und durch testamentarische Verfügung der alten Frau so viel geerbt, daß sie unabhängig in Föhrde leben konnte. Das andere, was geschah, ereignete sich drei Monate nach Wilhelms Fortgang.

Da schrieb ein kleines, zierliches Mädchen, das in Helge wohnte, einen Brief an Hans Appen.

Er lautete:

„Ich bin an den Schreibtisch gelaufen, nein, geflogen, mein Hans, um Dir zu sagen, daß meine Eltern eingewilligt haben, daß ich Deine kleine Braut werden darf! O, einziger, teurer Mann. Die Welt hat nicht Raum genug, um den Glücksschrei aufzunehmen, den ich ausstoßen möchte. Komm, komm, Geliebter, rasch, rasch in die Arme Deiner treuen Türenna."

*

Zwei Männer, ein älterer und ein jüngerer, gehen um die Winterzeit mittags durch die Straßen der holsteinischen Hauptstadt. Es läuten die Glocken, viele Wagen fahren, alles drängt sich der Kirche zu. Einer fragt und der andere, der jüngere, antwortet: „Der Hauptpastor Bjelke wird getraut. Es ist eine Dame aus Föhrde."

„Ich kenne sie. Ich bin selbst aus Föhrde und will in die Kirche. Sie ist aus kleiner Familie, aber schön und eigenartig. Ein vorzügliches Mädchen. Vor acht Tagen habe ich beide zufällig beisammen gesehen. Ein glückliches Paar, wie nur selten. Es ist ihr auch zu gönnen, sie hat — ich weiß zufällig vieles aus ihrem Leben — sehr Schweres durchzumachen gehabt."

Nun haben sie die Kirche erreicht. Der ältere reicht dem jüngeren zum Abschied die Hand. Aber der letztere — Carlos von Wulfsdorff — schlägt nicht ein.

„Ich habe mich besonnen. Ich gehe doch nicht hinein," sagt er, und es fällt dem andern auf, daß er, tief aufatmend, sich verfärbt, als sei plötzlich ein Unwohlsein über ihn gekommen.

„Ist Ihnen nicht gut? — Sie werden so blaß?"

„Doch — doch — es ist nichts von Bedeutung, aber ich ziehe doch vor, in der frischen Luft zu bleiben. Ich gehe hier! Adieu!"

Sie trennen sich. Carlos aber schreitet langsam, sich schleppend dahin. Er hat sie noch immer nicht vergessen, und somit ist er, da nun der Zufall ihn hierher geführt um diese Stunde, auch nicht imstande, Zeuge ihrer Vermählung zu sein.

Eben brausen die Orgelklänge durch das Gotteshaus. Sie dringen hinaus ins Freie. Carlos von Wulfsdorff aber beschleunigt seine Schritte. Er erträgt's nicht, er kann's nicht hören.

Eine Viertelstunde später ist er schon weit über das Weichbild der Stadt hinaus. Es drängt ihn, allein zu sein. In der freien Natur ist Einsamkeit und Ruhe. In der Kirche aber erhebt gerade eben der Prediger die Stimme und fragt Wiebke Nissen, ob sie dieses Mannes Weib werden wolle?

Sie erhebt das Auge und antwortet. Es schwimmt ein Ausdruck darin, als ob der Himmel sich ihr eröffnet habe.

Unsere Bilder.

Die Schlußsteinlegung für den Neubau der Karl Franzens-Universität in Graz. Auf mehr denn dreihundert Jahre blickt die Hochschule in der steiermärkischen Hauptstadt zurück. Die erste Anregung zu ihrer Begründung gab 1585 der Erzherzog Karl, indem er den Papst Gregor XIII. um die Genehmigung zur Errichtung einer Universität in Graz ersuchte, und wenige Jahre darauf ward diese mit einer theologischen und philosophischen Fakultät eröffnet. 1779 wurde eine juridische Lehrkanzel hinzugefügt, doch geriet nach dem Tode Kaiser Josefs II. die Universität in Verfall und wurde 1782 geschlossen. Ihr Neubegründer wurde 1827 Kaiser Franz, und nach ihm und dem oben erwähnten Erzherzog Karl führt seitdem die Hochschule ihren Namen. Bei der immer steigenden Frequenz — 1863 kam zu den bisherigen Fakultäten auch eine medizinische hinzu — genügten die alten Räume in der Hofgasse längst nicht mehr, und so erfolgte im Januar 1871 die kaiserliche Entschließung, welche den Neubau anordnete. Nachdem zunächst dem dringendsten Bedürfnisse entsprochen und Räume für die medizinische Fakultät, das physikalische und physiologische Institut geschaffen worden, wurde 1891 auch mit dem Bau des Hauptgebäudes begonnen, dessen Weihe mit der vom Kaiser Franz Josef vollzogenen Schlußsteinlegung am 4. Juni erfolgte. Die Feier ging mit all dem bei solchen Gelegenheiten gebräuchlichen Pomp, im Beisein von Vertretern sämtlicher österreichischer Universitäten, vor sich. Stürmischer Jubel ertönte, indem der Kaiser mit den Worten: „Alma mater Carolina Francisca vivat, crescat, floreat!" die drei Hammerschläge that.

Die Glocken für die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche bei Berlin waren während der Pfingstfeiertage unter den Linden, gegenüber dem Palais weiland Kaiser Wilhelms I. und neben dem Denkmal Friedrichs des Großen, zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt. Das Material zu den Glocken, deren Guß in der Ulrichschen Gießerei zu Apolda erfolgt ist, haben erbeutete Bronzegeschütze geliefert und zwar solche, die aus Feldzügen gegen Frankreich stammen, von der Zeit der ersten Republik bis auf den Krieg von 1870 bis 1871. Die größte Glocke, welche die Namen „Königin Luise" und „Kaiser Wilhelm I." wie die Wappen von Preußen und Mecklenburg trägt, zeigt die Inschriften: „22. März 1797. — Jesaias 63,1. — 9. März 1888. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten." In den oberen Fries sind abwechselnd das eiserne Kreuz und der Luisenorden eingefügt. Das Gewicht der auf D gestimmten Glocke beträgt ohne Klöppel etwa 13,800 Kilo, die Höhe beinahe 3, der untere Durchmesser 2,84 Meter.

Digitized by Google

Nach derjenigen des Kölner Domes ist sie die größte Glocke in Deutschland. Die zweite Glocke, „Augusta" benannt und auf F gestimmt, hat eine Höhe von 2,50 und einen unteren Durchmesser von 2,33 Meter; neben den Wappen von Preußen und Sachsen zeigt sie die Inschriften: 1829; 11. Juni 1879. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet." Das Gewicht beträgt ohne Klöppel rund 8500 Kilo. Die dritte Glocke, mit dem Ton A und etwa 4500 Kilo schwer, trägt den Namen „Deutschland" und den Reichsadler, dazu die Kaiserkrone und die Inschriften: „Versailles, 18. Januar 1871. Jesaias 40, 31. Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht." Auf den Ton B gestimmt und nach dem Kaiser Friedrich benannt, trägt die vierte, etwa 3000 Kilo schwere Glocke das Wappen dieses Herrschers und die Inschriften: „1870. 1. September 1895. Gott war mit uns, ihm sei die Ehre". Die fünfte Glocke, mit dem Ton C und einem Gewicht von 2200 Kilo, zeigt die Namen des jungen Kaiserpaares, die Wappen von Preußen und Holstein wie die Inschriften: „4. Mai 1888. Evangelisch-kirchlicher Hilfsverein und Kirchenbauverein. Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Das Geläut hat also die Töne D, F, A, B, C, und es sind in ihm zwei Dreiklänge Moll und Dur in der Grundlage und ein reiner Dur-Dreiklang einer nächst verwandten Tonart in der Umkehrung enthalten. Die beiden kleineren Glocken sollen an Tauen gezogen, die drei größeren durch Treten auf einem darüber angebrachten Schaukelgerüst in Schwingung versetzt werden. Außerdem werden die Glocken auch als Schlagwerk für die Turmuhr dienen.

Kämpfende Gorillas. Der Gorilla erreicht in aufrechter Stellung eine Höhe von 1 Meter 60 Centimeter und überragt sitzend, da seine Beine kürzer sind, den Menschen an Größe. Der Rumpf ist von mächtigem Umfang, die Schultern breit, die Haut legt weite Falten, besonders an der Stirn, die menschenähnlichen Ohren sind klein, die Nase platt und das große Maul zeigt ein kräftiges, an den Löwen erinnerndes Gebiß. Die kleinen, wildblickenden Augen liegen tief in ihren Höhlen, die mächtige Brust ist breit und der kurze Nacken verrät die Stärke eines Stieres. Die Vorderarme sind muskulös, Hände und Füße denen des Menschen ähnlich. Die schwärzliche Haut ist mit dichtem Haarwuchs bedeckt und nur das Gesicht und die Innenseite der Hände und Füße sind nackt. In der Ruhe geht der Gorilla gewöhnlich auf allen vieren daher, nimmt aber in erregtem Zustand oder bei der Verteidigung eine aufrechte Stellung an. Die Töne, die er gewöhnlich von sich gibt, sind kläglich und nur in der Wut steigert sich seine Stimme zu einem löwenähnlichen Gebrüll. Unsere Illustration zeigt zwei Gorillamännchen im Kampf um den Besitz eines Weibchens, und daß es in diesem Gang um den Alleinbesitz der Auserkorenen nicht vergnüglich hergeht, dürfte bei solch riesigen und starken Partnern nicht verwundern; das stärkere Gebiß wird den Ausschlag geben und der Besiegte alles Liebesverlangen in Zukunft unterlassen, wenn er überhaupt mit dem Leben davonkommt.

Auf der Studienreise. Nicht nur durch den dargestellten Gegenstand, sondern auch durch die Person des Künstlers beansprucht unser Bild ein besonderes Interesse. Adam Siepen ist nämlich ein Maler, der gleichsam den bekannten Ausspruch Lessings rechtfertigt: ohne Arme zur Welt gekommen, bedient er sich des Fußes zur Ausübung seiner Kunst und hat es in dieser, wie auch unsere Probe bekundet, zu hoher Vollendung gebracht. Im Jahre 1851 zu Düren in der Rheinprovinz geboren, verriet er schon in früher Jugend eine Vorliebe für das Zeichnen und bald lernte er die Füße so geschickt gebrauchen, wie andere Kinder die Hände. Nachdem er durch Privatunterricht vorbereitet worden, bezog er 1871 die Düsseldorfer Kunstakademie und arbeitete vornehmlich unter Professor J. Röting. Sein erstes selbständig gemaltes Porträt, das lebensgroße Kniestück einer Dame, fand so großen Beifall, daß Adam Siepen sich vornehmlich der Bildnismalerei widmete, bis er 1879 nach Dresden übersiedelte. Hier wie auch in anderen berühmten Galerien studirte er mehrere Jahre hindurch die alten Meister, die er zum Teil auch erfolgreich kopirte, namentlich Rembrandt. In München, wohin er 1883 übersiedelte, wendete er sich der Genremalerei zu, die er von nun an mit Vorliebe pflegte. Seit einigen Jahren lebt der Künstler wieder in Düsseldorf. — Zur Erklärung des heiteren Bildes, das wir ihm verdanken, bedarf es nicht vieler Worte. Bei ihrem Ausfluge ins Grüne ist die junge Künstlerschar in das Forsthaus eingefallen, das zugleich als Wirtshaus dient, und binnen kurzem haben sie alles sozusagen auf den Kopf gestellt. Aber der Uebermut ist harmlos und mit gutem Humor finden der wackere Forstmann und seine Leute sich in das neckische Treiben ihrer Gäste.

Karl Arnold Kortum,

der Dichter der „Jobsiade".

Es gibt nicht viele Bücher, die noch nach mehr als hundert Jahren seit ihrem Erscheinen ebenso gern gelesen werden, wie zu der Zeit, da sie zum erstenmal an die Oeffentlichkeit traten. Diese Ausnahme trifft zumeist nur bei den Werken unserer Klassiker zu, und wenn wir neben diesen da und dort noch ein Buch aus jener geistig und literarisch so bewegten Zeit treffen, so wissen wir wohl, daß ihm ganz besondere Eigenschaften anhaften müssen, die ihm eine solche Lebensdauer sichern. Auf den 5. Juli fällt nun der einhundertundfünfzigjährige Geburtstag des Autors eines solchen Buches, das auch heute noch, namentlich unter unserer studirenden Jugend, sich eines guten Ansehens erfreut; es ist das komische Heldengedicht die Jobsiade oder, wie der Verfasser sein Büchlein selbst genannt hat: „Leben, Meinungen und Thaten von Hieronimus Jobs, dem Kandidaten, und wie er sich weiland viel Ruhm erwarb, auch endlich als Nachtwächter zu Schildburg starb. Vorn, hinten und in der Mitten geziert mit schönen Holzschnitten. Eine Historia, lustig und fein, in neumodischen Knittelverselein."

Der Verfasser dieses Büchleins, dessen erster Teil im Jahre 1784 erschien, war der Arzt Karl Arnold Kortum in Bochum. Sein Lebensgang war ein einfacher. In Mülheim an der Ruhr als Sohn eines Apothekers geboren, besuchte er bis zu seinem fünfzehnten Jahre die Schulen seiner Vaterstadt, dann das Gymnasium zu Dortmund und bezog 1763 die Universität zu Duisburg, wo er sich dem Studium der Medizin widmete. 1776 ließ er sich in Bochum als Arzt nieder, und dort dehnte sich sein Wirkungskreis bald in ungeahnter Weise aus. In behaglichem Wohlstand lebte er, allgemein geachtet, dort bis zu seinem Tode, 16. August 1824.

Kortum war auf allen Gebieten menschlichen Wissens zu Hause, und seine Belesenheit, von welcher wir auch in der

Jobsiade reichliche Spuren finden, muß eine erstaunliche gewesen sein. Seine Thätigkeit als medizinischer Schriftsteller war eine ausgedehnte, indessen scheint er hier gerade, verschlossen gegen jeden Fortschritt und jede Neuerung, in seiner Beurteilung fremder Leistungen nicht immer gerecht und unbefangen gewesen zu sein. Diese Starrheit seiner Anschauungen, sowie namentlich auch der frühzeitige Tod eines hoffnungsvollen Sohnes scheinen dem sonst so heiteren Manne manche bittere Stunde bereitet zu haben.

Kortum hatte mit seiner Jobsiade, die im gleichen Jahre wie Blumauers „Aeneis" erschien, als Autor eines komischen Heldengedichtes in Deutschland schon seine Vorgänger gehabt, unter ihnen namentlich Zachariä mit seinem Epos „Der Renommist", und es ist natürlich, daß die Jobsiade bald nach ihrem Erscheinen nicht nur oft nachgedruckt, sondern auch wiederholt nachgeahmt wurde, ohne daß freilich eine dieser Nachahmungen Kortums Gedicht auch nur im entferntesten erreicht hätte. Zachariäs Gedicht hielt sich zu sehr an ein englisches Vorbild, an Popes Lockenraub, Blumauers Aeneis war in manchen Teilen zu lasciv, um noch als harmlos gelten zu können, und die komischen Erzählungen eines Wieland, direkt nach französischen Vorbildern gedichtet, entbehrten zu sehr der Einfachheit und des derben Humors, um mit der Jobsiade in eine Linie gestellt werden zu können. Denn gerade das, was allen diesen anderen poetischen Produkten mangelte, das zeigte die Jobsiade in reichem Maße, sie war und ist ein deutsches Gedicht im besten Sinne des Wortes. Und zwar deutsch nicht nur im Inhalt, dessen gerader Humor auch gelegentlich vor Derbheiten nicht zurückschreckt, aber diesen eben durch die Ehrlichkeit und Harmlosigkeit, mit der er sie ausspricht, ihre Naivität frisch erhält, sondern namentlich auch deutsch in der Form, die, unmittelbar in ihren Knittelversen an Hans Sachs gemahnend, von dem Dichter mit wirklicher Meisterschaft zur Erzielung von komischen Wirkungen gebraucht wurde. Den alltäglichsten Stoff hat sich der Dichter gewählt und ihn ohne jegliche Rücksicht auf ästhetische Gesetze und Prinzipien in freier Laune behandelt. Aber er hat dabei zugleich ein getreues und keineswegs verzerrtes Bild von dem Leben auf den Universitäten und den Anschauungen des Spießbürgertums damaliger Zeit entworfen, er hat, willkürlich zwar, aber dabei doch immer das Richtige treffend, auch die Gelehrten und die adeligen Herren seiner Zeit scharf aufs Korn genommen und somit in seinem Werke ein beachtenswertes Stück Kulturgeschichte geboten.

Die Jobsiade erschien zuerst nur in einem ersten Teil, der das Leben und die Meinungen des Kandidaten Jobs bis zu der Zeit seines Scheintodes, als Nachtwächter in Schildburg, enthält. Im Jahre 1799 erschien die zweite Ausgabe in drei Teilen, welche das Leben Jobsens bis zu seinem thatsächlichen Tod als reicher Herr zu Schönhain, damit also die Bekehrung des leichtsinnigen Burschen, der zuvor noch Pfarrer in Ohnewitz gewesen, schildert. Am Beginn des dritten Teiles, wo er noch einmal den Gaul Pegasus zäumen und in die Tränke Hippokrene hineinreiten will, spricht sich der Dichter selbst ausführlich über Zweck und Ziel seines Büchleins aus:

> Da wollt' ich nun gern ein Scherflein beitragen,
> Um einige dergleichen trübe Stunden zu verjagen,
> Wahrlich, dieses und etwas anderes nicht
> War bei der Jobsiade meine Absicht.
>
> Ich selbst habe, indem ich sie geschrieben,
> Mir manche Grillen aus dem Kopfe vertrieben,
> Und wenn ich war bei dieser Reimerei,
> Ging mir oft der Hypochonder vorbei.
>
> Nebenbei suchte ich nützliche Kleinigkeiten,
> Wo es geschehen konnte, hier und da zu verbreiten,
> Und wo ich Dummheit und Bosheit fand,
> Gab ich wohl 'nen Hieb en passant.

Kortum hat diesen Zweck in seiner Jobsiade vollständig erreicht. Verse, wie diejenigen, welche den Brief Jobsens an seinen Vater enthalten, oder die berühmte Schilderung von Jobsens Examen, sind Perlen deutschen Humors, und es ist nicht zu verwundern, daß ein Humorist wie Wilhelm Busch von ihnen zu einer Reihe köstlicher Bilder angeregt wurde. Die Jobsiade war nicht Kortums einzige poetische Arbeit; seine anderen Gedichte indessen, unter ihnen ein komisches Heldengedicht „Adams Hochzeitsfeier", „Lebensbeschreibung eines Carobuben" und andere sind mit Recht der Vergessenheit anheimgefallen. Die Jobsiade selbst verfiel, wie schon oben erwähnt, kurz nach ihrem Erscheinen dem Schicksal mehrfachen Nachdrucks, und ihre Verleger, Gebrüder Mallinckrodt in Dortmund, sahen sich deshalb zu der öffentlichen Erklärung veranlaßt, daß sie einen Nachdruck des Gedichtes nur gegen bare Vergütung von 2000 Reichsthaler gestatten, indem sie zugleich demjenigen eine Prämie von 40 Louisd'ors zusicherten, der ihnen einen geheimen Nachdruck namhaft mache und ihn in der That gerichtlich nachweise.

Das Erscheinen der Jobsiade, die so keck und lustig gegen alle seitherigen Kunstregeln anstürmte, wurde erst in der zeitgenössischen Kritik kaum beachtet, und als dies geschah, lautete das Urteil meist nicht unbedingt günstig. Zwar empfiehlt die Nicolaische Allgemeine deutsche Bibliothek im Jahre 1786 die Lektüre des Büchleins allen denen, „welchen es um eine angenehme Unterhaltung auf einige Stunden zu thun ist", allein die Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek vom Jahre 1800 fertigt diese „Mißgeburt" in einem langen Artikel ab. „In vorliegenden Sottisen", heißt es dort, „wird schlechterdings niemand anders in Handlung gesetzt als ein Troß von Tölpeln, Taugenichts, Ignoranten, Spitzbuben und Einfaltspinseln. Wird einer oder der andere darunter auch für seine Bosheit, Unart oder Lüderlichkeit bestraft, so geschieht dieses doch nur, um gleich hinterher durch neue Glückszufälle ihn dafür schadlos zu halten; alles in der gröbsten Darstellung, den pöbelhaftesten Ausdrücken, die sich auftreiben ließen; denn weit entfernt, auch das Anstößige in Sprache, Reim und Wendung zu umgehen, wird vielmehr aufs Platte, Niedrige, Zurückstoßende überall Jagd gemacht, und nur Wildbret dieser Art ist es, was der Leser zu erwarten hat." In dieser Weise empfahl Hofrat Langer-Wolfenbüttel — so heißt dieser famose Kritiker — die Jobsiade dem Publikum. Dieses selbst freilich hat anders darüber gerichtet; die Jobsiade gehört noch heute zu seinen Lieblingsbüchern.

Th. Ebner.

Aphorismen.

Von

A. Stier.

Ob sie dich schmähen, Weimars Jupiter,
Noch kam dir gleich bis jetzt kein anderer!
Aus deiner Geistesfülle unermessen
Schöpft Alt und Jung bis auf den heut'gen Tag.
Wo ist ein Großer, der da sagen mag,
Er habe nicht bei dir zu Gast gesessen?

*

Wer viel nach dem Urteil der Leute fragt,
Bringt's selten zu dem, was ihm selber behagt.

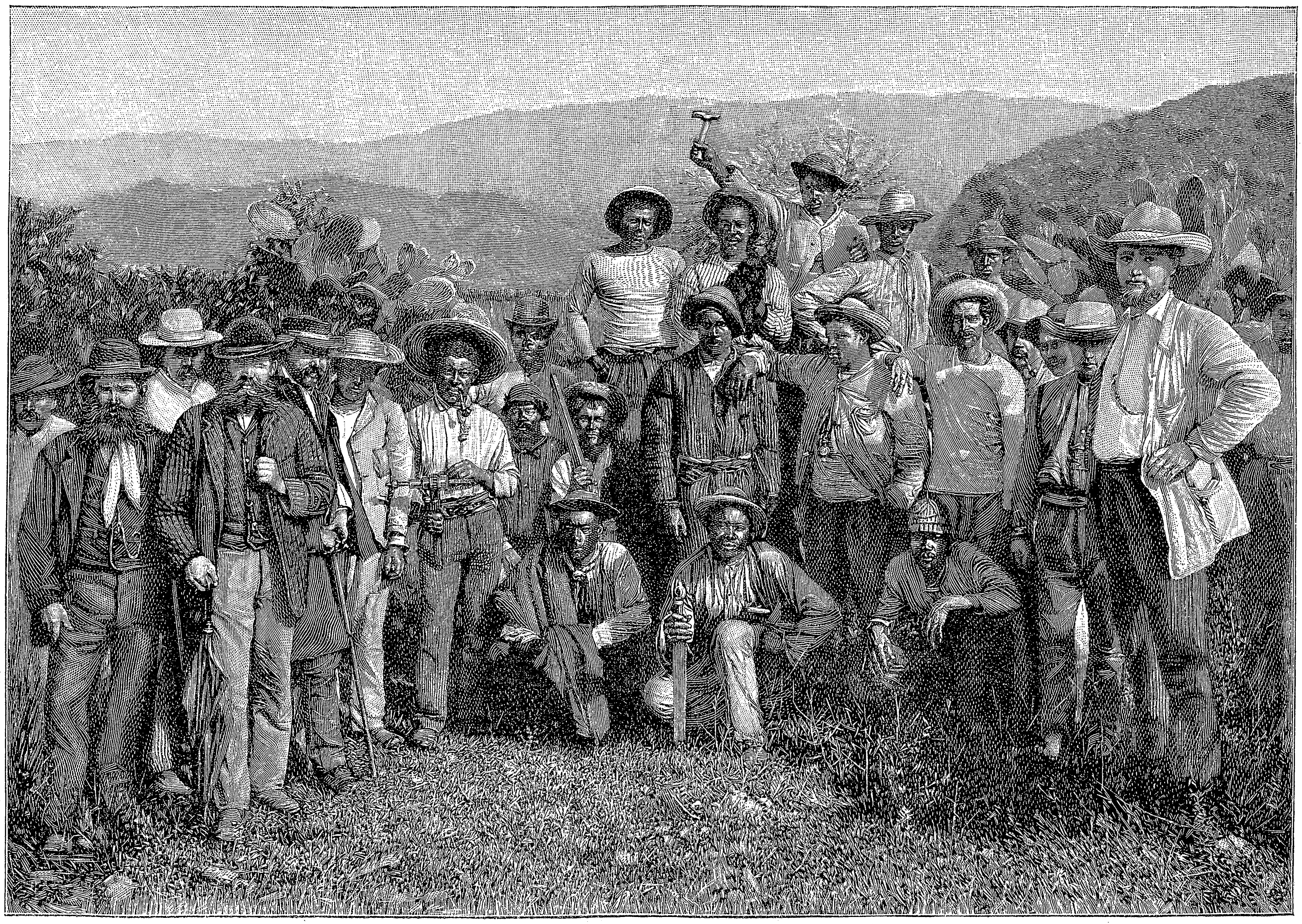
*

Ihr lieben Herrn, was fällt euch ein?
Der Pegasus soll gar Rennpferd sein
Im Wettbewerb um ein Gedicht?
In Schranken läuft dies Rößlein nicht
Nach Ziel und Preis in flottem Trab —
Da wirft es seine Reiter ab!

*

Willst du ein rechter Kritiker sein,
Sieh off'nen Auges ins Kunstwerk hinein,
So scharf du vermagst, doch merke das:
Schau nie durch gefärbtes Brillenglas!

Digitized by Google



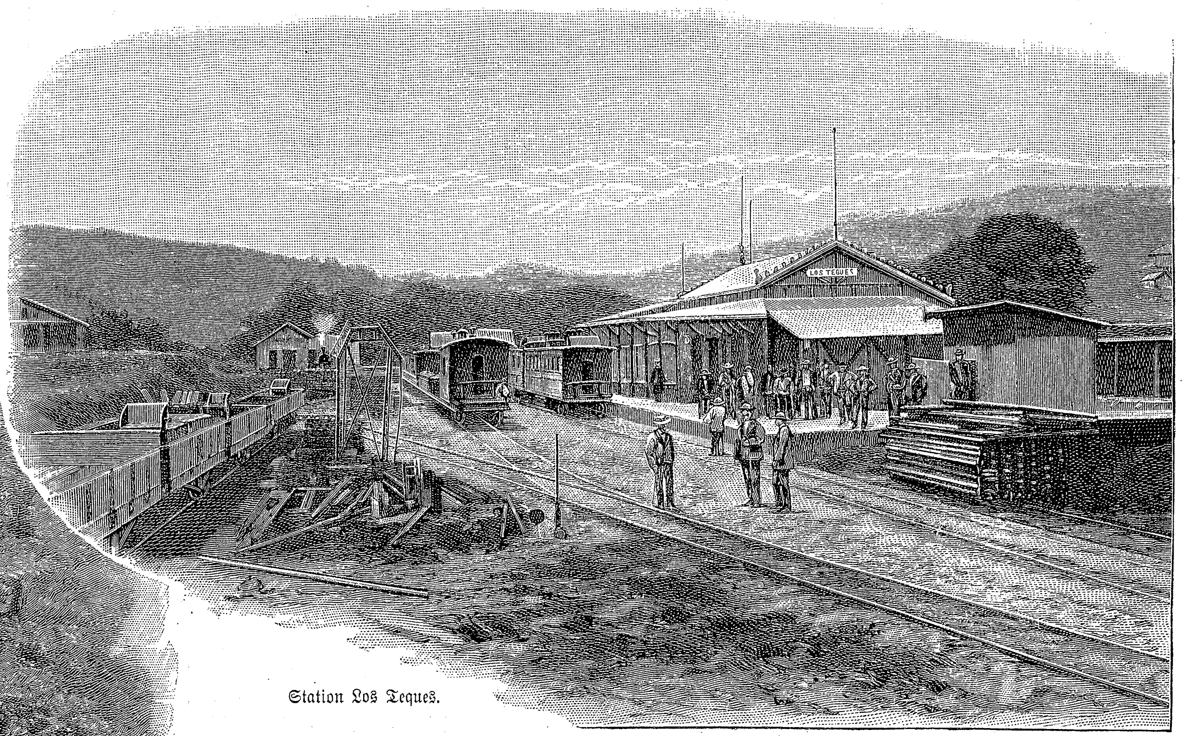
Bahnarbeiter.

Die große Venezuela-Eisenbahn.

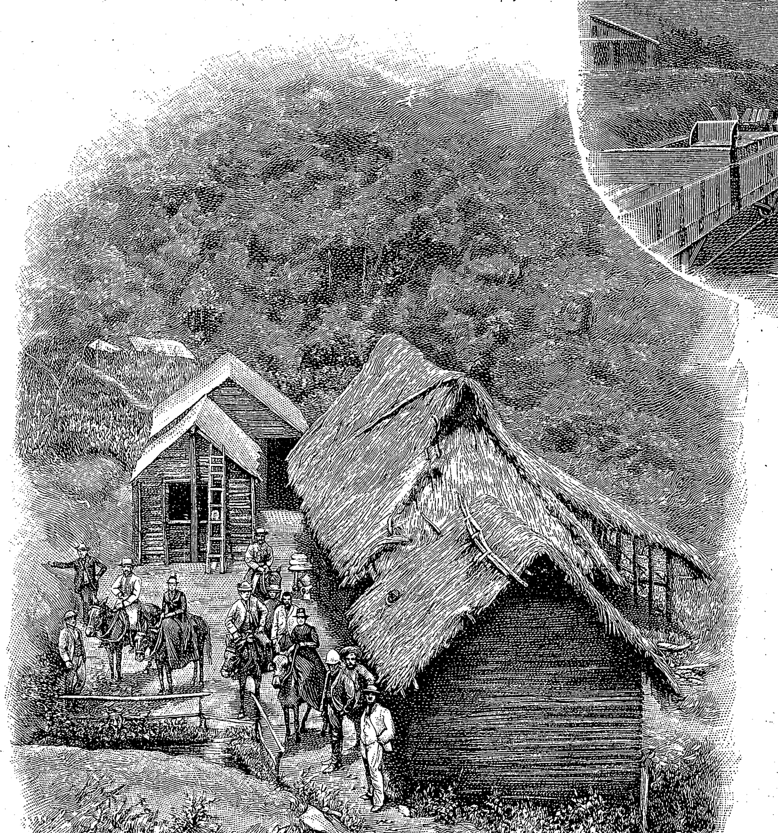
Eine That deutschen Geistes.

Wer vor einem Jahrzehnt den indolenten Venezolanern gesagt hätte, daß eine deutsche Bahn binnen kurzem die beiden Hauptstädte ihres Landes — Carácas und Valencia — verbinden würde, trotz all der Terrainschwierigkeiten, welche lange Zeit für beinahe unüberwindlich gehalten wurden, der würde von ihnen zweifelsohne für einen Phantasten gehalten worden sein.

Diese Bahn ist jetzt eine Thatsache, und mit ihr ist nicht nur das fruchtbare und kaffeereiche Araguathal dem deutschen Handel erschlossen, sondern auch das deutsche Ansehen in dem Lande um ein Bedeutendes größer geworden. Bisher waren die Deutschen in den spanisch-amerikanischen Ländern fast nur als solides Handelsvolk bekannt, während sie in industriellen Unternehmungen hinter den kühneren Engländern und Nordamerikanern zurückstehen mußten.



Station Los Teques.



Campament Mostazas (während des Baues).

Nun ist dies mit einem Schlage anders geworden. Die große Venezuela-Eisenbahn, von deutschen Ingenieuren und durchaus mit deutschem Materiale erbaut, ist der glänzendste Beweis dafür, daß die Deutschen auch auf industriellem Gebiete den übrigen Nationen zum mindesten ebenbürtig sind. Vorurteilsfreie Engländer und Amerikaner gestehen neidlos ein, daß diese neue deutsche Bahn nach jeder Richtung hin vorzüglich ist und besonders mit einer Solidität gebaut, die in diesen Ländern beinahe unbekannt ist.

Diese solide Bauart, welche natürlich viel mehr Geld erforderte, als die gewöhnlichen, hastig und schleuderhaft gebauten Bahnen amerikanischen Stils, ist wohl auch der Grund dafür, daß sich das Unternehmen, auf welches große Hoffnungen gesetzt wurden, vorderhand in pekuniärer Hinsicht recht schlecht rentirt.

Unvorhergesehene Verhältnisse, mit denen man ja in diesen halbzivilisirten Ländern stets zu rechnen hat, trugen dazu bei, daß der Voranschlag bedeutend überstiegen wurde. Die venezolanische Regierung, welche eine Verzinsung des Grundkapitals mit 7 Prozent garantirt hatte, ist ihren Verpflichtungen noch nicht nachgekommen und schuldet der Gesellschaft auch sonst noch an fünf Millionen Franken.

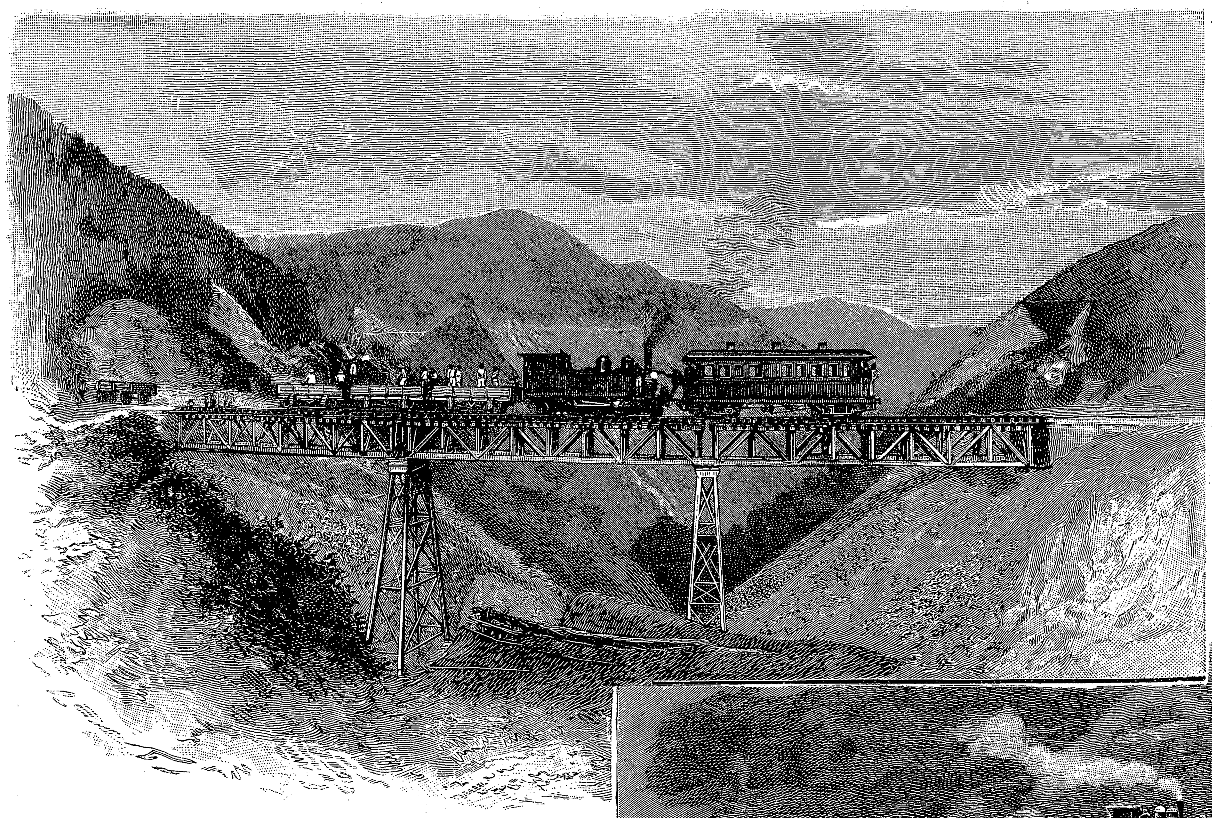
So steht letztere bei den schlechten Zeiten, welche augenblicklich im Lande herrschen, vor der betrübenden Thatsache, daß die kärglichen Einnahmen der Bahn kaum die aufs allernotwendigste reduzirten Betriebskosten decken.

Mit der Zeit dürfte sich dies allerdings bedeutend ändern. Die anormalen geschäftlichen Verhältnisse im Lande, welche ihren Grund einzig und allein in den trüben politischen Zuständen und in dem gänzlichen Mangel an Vertrauen zu der gegenwärtigen, durch eine Revolution ans Ruder gelangten Regierung haben, müssen sich ja bessern, da ein tiefergehender Grund zu den momentanen Mißständen nicht vorhanden ist und der Reichtum und die Ertragsfähigkeit des von der Natur so reich gesegneten Landes enorm sind.

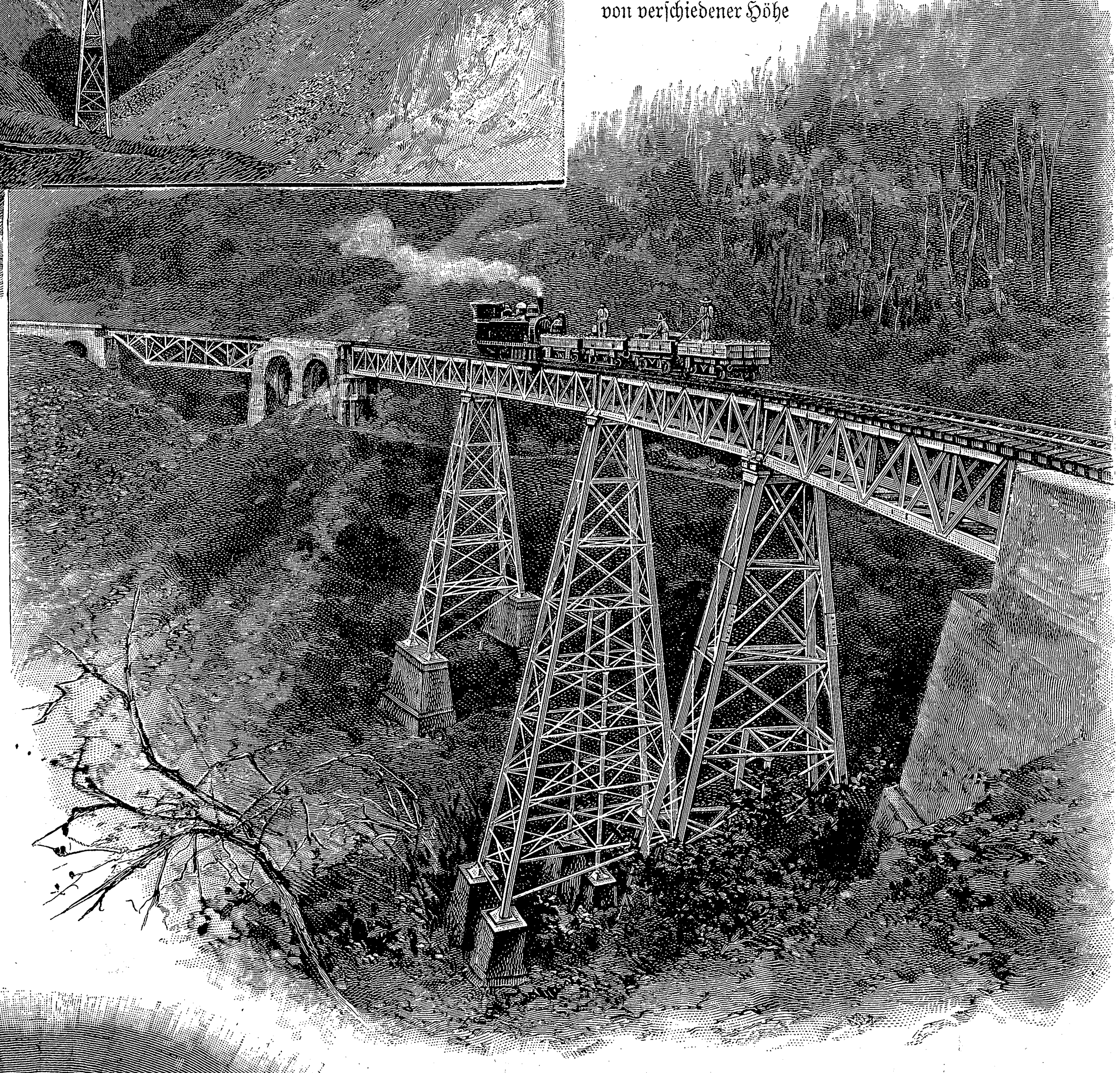
Der Landstrich, welchen die Bahn durchschneidet, produzirt bereits jetzt 350,000 bis 400,000 Sack Kaffee pro Jahr, und dieses Erträgnis kann und wird sich in den nächsten zehn Jahren verdreifachen. Desgleichen wird die schon jetzt sehr bedeutende Viehzucht, für welche die prachtvollen Ebenen am großen Valenciasee wie geschaffen sind, von Jahr zu Jahr einen größeren Aufschwung nehmen. Die Ländereien, durch welche die Bahn führt und welche meilenweit brach und wüst daliegen, werden nach und nach vollständig bebaut sein (ein Anfang hierzu ist bereits geschehen), und damit wird naturgemäß auch der noch ziemlich unbedeutende Personenverkehr größere Verhältnisse annehmen. Wenn also die bis jetzt erzielten Resultate recht traurig sind, so steht der Bahn eine um so glänzendere Zukunft bevor.

An landschaftlichen Reizen steht sie einzig in ihrer Art da: die Großartigkeit der stets wechselnden Scenerie spottet

Digitized by Google



Viadukt El Encanto.



Viadukt Galera.

jeder Beschreibung. Für den europäischen Touristen gesellt sich noch das Fremdartige der tropischen Natur hinzu, und sein Auge schweift entzückt über die endlosen Bergketten und die unergründlichen Schluchten des jungfräulichen Landes.

Doch greifen wir nicht vor!

Eines sonnigen Morgens machten wir es uns in einem der comfortablen, nach amerikanischem Muster gebauten Waggons bequem, um von Carácas aus die Fahrt nach Valencia, der zweiten Stadt des Landes, zu unternehmen. Da die Fahrt aus Ersparnisrücksichten und der Steigung wegen nur äußerst langsam vor sich geht (die etwa 180 Kilometer der Strecke werden in neun Stunden zurückgelegt), richtet man sich so häuslich wie möglich ein, und meist findet man auch bei reisenden Landsleuten oder Beamten der Bahn Anknüpfungspunkte zu angenehmer Unterhaltung. Bald fesselt jedoch der prachtvolle Fernblick die ganze Aufmerksamkeit.

Zuerst gelangen wir an den Villenort Antimano, wo die meisten wohlhabenden Familien von Carácas alljährlich einen längeren Landaufenthalt nehmen, und dessen Stationsgebäude infolge dessen ziemlich belebt aussieht. Das erste, was uns ins Auge fällt, ist ein Bild des deutschen Kaisers, welches uns in der fremdartigen Umgebung merkwürdig vertraut anmutet. Das Land ist noch allenthalben bebaut und macht einen ziemlich zivilisirten Eindruck.

Doch bereits hier beginnt jene endlose Serie von Tunnels, welche der Bahn ein so eigentümliches Gepräge verleiht, den Reisenden aber auf die Dauer ganz nervös macht. Auf der Strecke befinden sich im ganzen sechsundachtzig Tunnels, darunter manche von respektabler Länge, und hundertundfünf größere Brücken und Viadukte, welch letztere sämtlich aus Eisen konstruirt sind, ohne daß ihre graziöse Luftigkeit der Solidität Abtrag thäte.

Wohl selten sind bei einem Bahnbau die Terrainschwierigkeiten so gehäuft gewesen als gerade hier, zumal auf der ersten Hälfte der Strecke, wo sich steile Bergabhänge an endlose Schluchten reihen. Auf den ersten Blick hielte man es geradezu für unmöglich, durch dieses Chaos eine Bahn zu legen, und die Thatsache, daß dies doch geschehen konnte, gereicht den deutschen Ingenieuren, welche sie bauten, zur größten Ehre.

Die Sonne brennt immer heißer auf uns herab. Eine schwärzliche Dame, die uns gegenüber sitzt, nimmt „zur Erfrischung" einen ganz unheimlichen Schluck Rum. Wir hielten uns lieber an die saftigen Früchte, welche allenthalben auf den Stationen feil geboten wurden. Auf allen größeren Haltestellen fehlt es auch nicht an kleinen Buffets, wo gute und frische Getränke erhältlich sind.

Auffällig ist die große Anzahl von Krüppeln aller Art, welche beständig an den Fenstern der Wagen betteln. Man muß sich allgemach an ihren Anblick gewöhnen. Viele unter ihnen sind bei einer der zahlreichen Revolutionen irgend eines Gliedes verlustig gegangen; andere hinwieder zeigen bereits deutliche Spuren der fürchterlichen Lepra, einer in diesen Ländern ziemlich häufigen Aussatzkrankheit, oder der noch entsetzlicheren Elephantiasis, welche die Füße der Unglücklichen in unförmliche Stümpfe verwandelt.

Wir kommen zur Station Los Teques, einer der schönsten und interessantesten der ganzen Linie. Der Ausblick in die weiten, tief einschneidenden Flußthäler ist großartig. Fünf verschiedene Bergzüge von verschiedener Höhe und verschiedener Färbung türmen sich coulissenartig hinter einander auf. Der erste prangt in frischem Grün, während die hinteren sich in mannigfachen Schattirungen abtönen und der letzte in grau-blauer Färbung beinahe mit dem Horizonte verschwimmt. Die tropische Sonne und der tiefblaue Himmel verleihen dem ganzen Bilde eine eigenartige Stimmung.

Tunnel.

Einen ähnlichen reizvollen Fernblick hat man auch hinter der kleinen Station Mostazas, wobei zumal die malerisch in einander laufenden Thäler oder „Quebradas" mit ihrer frischen Vegetation zur Geltung kommen, während die unzähligen größeren und kleineren Berggipfel im Hintergrunde ganz und gar den Eindruck einer Schweizerlandschaft machen, wenn auch die schneebedeckten Firnen in diesem Erdstriche begreiflicherweise fehlen.

Zahlreiche Flüsse, wie der Tuy und der Guayas, welche in der Regenzeit bedenklich anschwellen, bewässern diese pittoresken Thäler, die man von der Höhe der Bahnstrecke herab beinahe wie aus der Vogelperspektive betrachten kann.

Auf dem ersten Teile der Fahrt sah man noch zu beiden Seiten der Strecke häufig Kaffee- und Zuckerrohrplantagen, hin und wieder auch ein kleines Bananenwäldchen. All dies allerdings in recht verwahrlostem Zustande, wie eben alles hier zu Lande, aber es war dies doch ein Zeichen menschlicher Kultur.

Dies hört nun auf. Die Strecke mit ihren Felspartien und den zahllosen Schluchten, über welche ein Viadukt nach dem andern führt, wird immer wildromantischer. Die Linie muß endlose Kurven beschreiben, und gleich einer Schlingpflanze die Felsen hinauf und herunter klettern, wobei die Steigung im Durchschnitt 2 Prozent beträgt.

Zwischen den Stationen Begonia und Fejerías haben wir abermals einen überwältigenden Ausblick in das reizende Tuythal, welches sich zu unseren Füßen hinzieht. Nach und nach wird der tiefste Punkt der ganzen Strecke (etwa 400 Meter über dem Meeresspiegel) erreicht. Die Hitze wird immer drückender; aber nun geht es zum Glück etwas rascher mit der Fahrt. In den Tunnels wird man von dem zurückgetriebenen heißen

Digitized by Google

Rauche der Maschine beinahe erstickt, obgleich die Wölbung eine ziemlich große ist.

In der Station Viktoria wird Mittagspause gemacht und ein ganz eßbares Frühstück serviert. Die Stadt, eine anmutige Niederlassung von fünf- bis sechstausend Seelen, liegt etwas abseits von der Station und ist Mittelpunkt ertragsfähiger Plantagen.

Was all diesen Stationen einen überaus freundlichen Anblick verleiht, sind die reizenden, schön gehaltenen kleinen Gärten, die sie umgeben und welche in der Pracht tropischer Blumenfülle prangen. Allenthalben berührt die herrschende Ordnung und Sauberkeit auf das angenehmste. Schon daran könnte man die deutsche Leitung erkennen. Die Beamten auf der Strecke sind indes nur zum geringen Teile Deutsche; aber die einheimische Bevölkerung ist intelligent und anstellig, und aus ihr hat sich die Direktion einen ganzen Stab von brauchbaren Subalternbeamten zu erziehen gewußt, die sich willig der strammen Disziplin fügen und den Dienst genau und pflichtgetreu versehen. Nur auf den bedeutenderen Punkten befinden sich deutsche Stationsvorsteher. Die Zugführer mit der traditionellen roten Tasche gemahnen auch ganz und gar an die heimatlichen Verhältnisse.

Eine doppelte Telegraphenlinie verbindet die Stationen unter einander. Unglücksfälle sind bis jetzt nur sehr vereinzelt vorgekommen, wenn sie auch leider nicht gänzlich zu vermeiden sind in einem Lande, wo trotz aller Mahnungen und Verbote der Schienenstrang von einem großen Teile der Bevölkerung als Weg benützt wird. Eine ungemein praktische Einrichtung sind die Filtrirapparate, welche sich auf allen Stationen befinden und die Reisenden und das Betriebspersonal mit kühlem und gesundem Wasser versorgen.

Wir sind nun in der großen, schönen Ebene des Araguathales. Der Horizont wird monotoner, dafür nimmt aber die Vegetation an üppiger Pracht zu. Zahllose Rinderherden weiden auf den weiten Savannen und bald erblicken wir auch zwischen den Stationen Maracay und Cabrera den großen malerischen Valenciasee mit seinen reizenden Ufern und den endlosen Bergketten im Hintergrunde.

Die Bahn geht über eine schmale Landzunge sozusagen mitten durch den See. Die Ufer sind mit Schilf bestanden, in welchem zahllose Wildenten flattern. Der See, von welchem als Kuriosum berichtet wird, daß er zweiundzwanzig Meilen im Umfang mißt, zweiundzwanzig Inseln hat und zweiundzwanzig größere und kleinere Flüsse aufnimmt, ist insofern ein wissenschaftliches Phänomen, als er von Jahr zu Jahr kleiner wird und sein Wasser einen eigentümlichen salzigen Geschmack hat. Ein Bad in seinen Fluten soll unausbleiblich einen heftigen Fieberanfall nach sich ziehen.

Von der Station Gonzalito an ist alles Land, welches dem Auge sichtbar ist, Eigentum des gegenwärtigen Präsidenten Crespo, welcher auf diesen saftigen Weiden kolossale Viehherden besitzt. Neben zahllosen Rancherias hat er auch eine große Käsefabrik mit Dampfbetrieb. Eines unserer Bilder zeigt ihn mit seiner Familie und Gefolge an der Bahn.

Von unseren übrigen Illustrationen, die wir einigen von Herrn Direktor Dieterich gütigst zur Verfügung gestellten Amateuraufnahmen verdanken, machen wir besonders auf das reizende Tunnelaussichtsbild aufmerksam.

Die Scenerie bleibt sich nun so ziemlich gleich. Der pittoreske See, an welchem sich das Auge nicht satt sehen kann, verschwindet in der Ferne und der Zug fährt endlich gegen Abend in die Endstation Valencia ein.

Ein prachtvoller Garten mit farbenreichen Gewächsen, der sich sacht nach einem Flusse zu abdacht, umgibt das große Stationsgebäude, in welchem die Hünengestalt des Stationsvorstehers Zitzen emsig waltet und wo sogar eine deutsche Eisenbahnrestauration nicht fehlt.

Herr Zitzen ist ein anatomisches Unikum. Ein unzufriedener eingeborener Arbeiter feuerte nämlich vor nicht allzu langer Zeit fünf Schüsse auf ihn ab. Drei derselben durchbohrten ihm den Leib. Die Kugeln drangen vorn ein und kamen hinten wieder heraus. Trotz dieser schweren Verwundung kam der wackere Stationschef nicht nur wieder auf, sondern befindet sich auch frisch und munter wie ein Fisch im Wasser.

Valencia ist eine hübsche große Stadt mit all dem modernen Luxus von Telephon, Tramway und elektrischer Beleuchtung. Die wohlhabendere Bevölkerung, unter welcher sich sehr viele Deutsche befinden, lebt im Stadtteile Camoruco, wo sich Villa an Villa reiht; die schönen Gärten, welche diese Villen umgeben, strömen des Abends einen betäubenden Wohlgeruch aus.

R. S.

Gedankensplitter.

Es gibt Naturen, denen ein einziger Schmerz ihr ganzes Lebensglück raubt, ihr ganzes Sein vernichten kann. Ein Dolchstoß reißt ihnen tausend Wunden, ein Kummer sendet für immer Sturm und Winter in ihre Brust und verschneit den Märchenhain ihres Lebens auf ewig. — Ruh- und rastlos wandern sie durch die Welt, hassen, die sie lieben sollen, fluchen denen, welche sie segnen, zertreten das Glück, wenn es sich ihnen naht, und verdammen sich selbst. Sie weinen, um nicht zu lachen, fliehen die Freude und wissen nicht warum, und sterben endlich, ohne zu wissen, wofür sie gelebt haben. — Pilger ohne Glauben, Märtyrer ihres Herzens.

William von Wissiak.

Don Juan im Dorfe.

Eine Ehegeschichte

von

Robert Misch.

Sechs Fuß hoch stand der Lechnerwirt in seinen Schuhen, wenn er sich reckte. Kräfte hatte er wie ein Bär, und wenn die Bursche einmal zu raufen anfingen in seinem Wirtshaus — hei, da flogen sie nur so zur Thür hinaus. Denn bei sich wollte er Ruhe und Ordnung haben. Wenn er aber anderswo Einkehr hielt, konnte es bald kommen, daß er die Spielhahnfeder plötzlich aus dem Nacken nach vorn schob, was in den bayerischen Bergen ungefähr so viel besagen will, wie bei den alten Rittern der hingeworfene Handschuh. Sie fürchteten ihn darum wie den Gottseibeiuns. Das Mädel, auf das der Lechnerwirt sein Auge geworfen — und er warf ziemlich oft seine Augen auf eine — an die wagte sich kein anderer heran. Aber wohl kam es vor, daß er einem sein Mädel vor der Nase wegschnappte. Der ballte nur heimlich die Fäuste, wenn ihm der Loisl auf dem Tanzboden ins Gehege kam. Aber windelweich prügelte ihn der Wirtssohn, zeigte er seinen Verdruß deutlicher oder forderte er gar die Dirne auf, sich nicht mit dem Loisl einzulassen.

Wie die Fliegen umschwärmten ihn die Weiber. Alle Augenblicke blieb auch eines an ihm hängen oder besser „sitzen“, denn meistens mußten sie froh sein, wenn sie später ein anderer nahm. Auf dem Lande drückt man darüber leicht ein Auge zu. Jede hoffte eben, wenn der Loisl mit ihr anbandelte: diesmal erwischest du ihn! Täuschten sich aber immer wieder! Er verstand es, sich allen Schlingen geschickt zu entziehen.

„I mag no net heiraten — i mag net!“ war seine Lieblingsredensart.

Diese Erfolge verdankte er seinem Aeußeren. Die blitzenden Falkenaugen, der keck aufgezwirbelte, schwarze Schnurrbart unter der Adlernase, die kühn geschnittenen, sonnverbrannten Züge, die riesige, ebenmäßige Gestalt, die breite Brust mit dem langen Hals: dagegen blieb keine unempfindlich. Die Weiber saugten sich förmlich an dem schönen Mannsbild fest, wenn er, die Jacke über das blütenweiße Hemd geworfen, in seinen Nagelschuhen wie der Riese Goliath dahergeschritten kam.

Da starben ihm plötzlich Vater und Mutter schnell hinter einander. Seine Schwester hatte sich kurz vorher verheiratet, aus Wambach fort; nun fiel ihm, nachdem er sie „ausgezahlt“, das große Anwesen allein zu, zu dem außer der Gastwirtschaft auch die fettesten Wiesen und Aecker der Gegend gehörten. Da hieß es, sich tüchtig tummeln und rühren, bald hier und bald dort sein. Mit den Liebesfahrten hatte es zunächst ein Ende. Aber an allen Ecken fehlte die Hausfrau, in der Wirtschaft, in der Küche und auf dem Felde. Doch schien der Loisl auch jetzt noch nicht ans Heiraten zu denken.

Die Stellung der Bäuerin und Wirtin versah einstweilen die rüstige, schöne Großmagd. Aber die schwarze Burgei schien allerlei Hoffnungen zu hegen, die der Loisl zu erfüllen durchaus nicht gewillt war. Sie geberdete sich, als ob sie schon die Herrin von Haus und Hof sei. Ja, widersprechen that sie dem Loisl und aufbegehren, weil sie fühlte, daß sie vorläufig in Küche und Keller unentbehrlich sei. Das wäre das Rechte für den Loisl! Seine Frau sollte sich ducken und zu ihm aufsehen, und brav Geld mußte sie haben. Darin denkt der Bauer praktisch und ohne jede Romantik. Die Liebe für sich und die Ehe für sich! In keinem Stande gilt das „Gleich und Gleich“ mehr, besonders für das Geld. Der Loisl mußte nun also doch in den sauren Apfel beißen und sich nach einer passenden Bäuerin umsehen. Der Versucher kam aus Wiesau und war der Jochbauer, der schon lange auf die Gelegenheit gewartet hatte. Der Wallhofer hatte fast ebenso viel Geld, wie der Loisl selbst, und besaß nur eine einzige Tochter, die Franzel.

Gar zu gern hätte die schwarze Burgei gehört, was der Wallhofer, der Jochbauer, mit ihrem Herrn und Gebieter zu bereden habe; aber der hieß sie in strengem Ton, das Zimmer zu verlassen und nach den Melkerinnen zu sehen. Ihre Neugierde sollte auch nicht gestillt werden, trotzdem sie eifrig am Schlüsselloch lauschte. Die Männer flüsterten so leise mit einander, daß sie kein Wort verstand. Und das that ihr leid, denn sie war sehr neugierig und sehr verliebt in den Loisl. Und wenn der Quirin Wallhofer zu ihrem Herrn kam, dann handelte es sich just nur um seine Tochter, um das „lappete Ding“, die Franzel.

Zunächst trat jedoch keine große Veränderung ein. Nur ging der Loisl öfters nach Wiesau, als es sonst seine Gewohnheit war, und immer zum Jochbauern. Der Burgei genügte es, um recht „grantig“ zu sein. Sie versetzte dem Halterbuben und den Mägden heimliche Püffe. Der Loisl that, als sähe und hörte er nichts.

Es ist Sonntag, nach dem Mittagessen. Die Knechte und Mägde sind fast alle ausgeschwärmt. Loisl zieht sich in seiner Schlafkammer die neuen Gamsledernen an und streicht sich sein starres Haar mit Wasser zurück. Da stößt die Burgei die Thür auf.

„Wo willst hin?“

„Na' Wiesau!“

„Zum Jochbauer?“

„Mögli!“

„I leid's net!“

„Was leid'st net?“

„Daß Du's Franzel heirat'st!“

„Woaßt denn, ob i's heiraten will? Und wann i will, hast was drein z'reden?“

„Loisl, hast ganz vergessen, was Du mir versprochen hast?“

„Nix hob' i versprochen! Moanst eppa, daß i Di heiraten kann?“ Er schlug einen höhnischen Lacher auf. „Mei Dirndl, da bist auf'm Holzweg!“

Es ist sonst ein wildes Geschöpf, die Burgei, das weibliche Gegenstück zum Loisl, und weinen hat sie noch niemand sehen. Aber jetzt blickt sie ihn flehend und hilflos an, wie ein kleines Kind seine Mutter, die es schlagen will.

„Sei stad, Burgei — sieh, 's geht halt net anders! Sei g'scheit, Dirndl ... Du — Du heirat'st den Jackel!“

„Den Jackel?“ Hoch auf fährt's Burgei. „Woaßt denn, ob der Jackel mi will?“

„Er hat Di immer gern g'mocht ... und er will Di no ... ma hab'n scho mit einander g'redt.“

„I mag net — i mag net!“ schreit die Burgei plötzlich. Mit den Fäusten hämmert sie auf die Tischplatte.

„I mag den Jackel net — i mag net!“

Da packt sie der Loisl am Handgelenk und schüttelt sie, daß sie stöhnend in die Kniee sinkt.

„Du magst net? Wann i Dir's befehl', so nimmst den Jackel — wann i Dir's befehl', nimmst aa 'nen andern!“

Und merkwürdig, wie sie der riesige Mann mit seinem Flammenauge anblitzt, da wird sie ganz still und ringt nur leise schluchzend die Hände.

Mit triumphirendem Lächeln verläßt der Loisl bald darauf sein Haus und macht sich nach Wiesau auf den Weg.

„'s Franzel“ in Wiesau ist ein hübsches, zierliches, blondes Ding, das mit blauen, unschuldigen Kinderaugen lustig in die Welt blickt. Wie ein Bauernmädchen sieht sie eigentlich nicht aus, dazu sind die Züge und die Haut zu fein, auch die Haut, die die Seele deckt. Die Franzel kann kein unrechtes Wort vertragen, und die keckſten Burschen nehmen sich in ihrer Nähe zusammen. Zwar das weißhäutige Franzel rot werden zu sehen, das wäre schon ein „Gaudi“! Aber sie hat eine so eigene Manier, einen dabei anzuschauen und dann aufzustehen und fortzugehen, — sie probiren's nicht zum zweitenmal. Heftig kann sie nicht werden, sie verschließt jeden Groll in sich; aber so gut sie ist, verzeihen thut sie's auch nicht, wenn man ihr 'was Böses angethan. Ihr Vater — die Mutter hatte sie früh verloren — ist ein gewinnsüchtiger Bauer mit einem eisernen Schädel. Dennoch beugte er den Nacken unter Franzels zarter und kleiner Hand. Ohne daß der Vater es merkte, setzte sie ihren Willen durch, auf eine ganz eigene Weise. Sie that eben, ohne zu widersprechen, was ihr beliebte.

Sie gefiel dem Loisl ganz leidlich, wenn ihm auch eine Festere und Gröbere lieber gewesen wäre. Aber er und der Jochbauer wären auf zehn Meilen

Digitized by Google

in der Runde die Reichsten, also gehörten sie zu einander. Da die Franzel des Jochbauern Erbtochter war, mußte einmal der ganze Besitz an ihn und ihre Kinder fallen. Es wäre ihm wie eine Sünde vorgekommen, wenn er eine solche Gelegenheit zur Verdoppelung seines Besitzes unbenützt hätte vorüber gehen lassen. Uebrigens verstand sie es sehr gut, die Knechte und Mägde ihres Vaters in Ordnung zu halten. In ihrer stillen, festen Weise erzwang sie sich den Gehorsam. Dazu war sie eine fixe Wirtin, denn der Quirin Wallhofer hatte eine sogenannte Sommerwirtschaft bei seinem Anwesen, in der am Sonntag die Bauern Kegel schoben, und der stand das Franzel zur vollsten Zufriedenheit vor.

Sie hatte schon mehr als einen Werber abgewiesen. Eine Zeit lang fürchtete der Alte, daß sie dem „Sensenmuckl" Gehör schenken könne. Der Nepomuk Gschwander war der zweite Sohn des Sensenschmieds und zog mit seines Vaters Waren auf die Wanderschaft. Er hatte viel gesehen und gehört und war ein großer Sänger vor dem Herrn. Wenn er im Wirtshaus seine G'stanzeln und Jodler zum besten gab, lauschte alles andächtig. Ja, ein fremder, städtischer Herr hatte ihm bei solcher Gelegenheit das Anerbieten gemacht, ihn für eine Tiroler Sängertruppe anzulernen. Aber sein Vater, dem der Sohn für das Geschäft unentbehrlich war, hatte das nicht zugeben wollen. Eine ganze Gesellschaft konnte Muckel aufheitern, wenn er bei Laune war. Der Vorrat an lustigen Schnurren und Geschichten ging ihm nie aus. Wo er hinkam, jubelte man dem heitern Burschen mit gefüllten Krügen zu. Nicht zuletzt stand er bei den Weibern in hoher Gunst. Auch die Franzel war ihm wohlgesinnt. Als er aber eines Tages um sie anhielt, holte er sich einen Korb, wie die anderen.

„Sie ist halt ein eigenes Ding," dachte der alte Jochbauer, dem der Abfall Muckls sehr erwünscht war. Aber die Sorge um sein Kind lastete schwer auf ihm. Von den wenigen, die er ihr hätte geben mögen, war ihr keiner recht und gut genug. Endlich fiel ihm eines Tages der Loisl ein. Er pochte leise bei der Franzel an, und siehe da, er fand nicht den erwarteten Widerstand. Sie blickte dem Vater groß ins Auge, wurde rot und sagte gar nichts. Bisher war der Loisl dem zarten, feinen Ding, der reichen Erbtochter, in weitem Bogen aus dem Wege gegangen. Die Früchte, die er sich pflückte, wuchsen auf anderen Bäumen und sahen anders aus.

In Wiesau, in Wambach und meilenweit in der Runde sprach man von nichts als von dem Verspruch Loisls mit der blonden Franzel.

„Jesses, da kimma amal zwoa Geldsäck z'samma!"

„Woaßt, was i möcht'?" meinte ein armer Teufel.

„Na?"

„Dera oanzigs Kind möcht' i san und a Waise!"

Mit der Hochzeit wurde nicht lange gefackelt. So war's des Jochbauern Wunsch, der nicht eher ruhig aufatmete, als bis er das „Ja" in der Kirche hörte. Dem Loisl und der Franzel war's auch recht. Der Loisl dachte sich, wenn's einmal mit der Freiheit ein Ende haben soll, dann schnell ein End'! Was die Franzel dachte, daraus wurden weder ihr Vater noch ihr Bräutigam klug. Aber wenn man seinen Namen nannte, schlug die brennende Glut in ihre milchweißen Wangen.

Der Jochbauer ließ 'was draufgehen bei der Hochzeit seiner Erbtochter. Den Feinschmeckern im Dorfe lief noch monatelang das Wasser im Munde zusammen, wenn sie an den Braten, die Knödel und Dampfnudeln des hochzeitlichen Mahles dachten.

Der Loisl und sein blondes Weib wirtschafteten nun zusammen in Wambach. Die Großmagd fand die Franzel nicht mehr vor. Die schwarze Burgei war schon vorher des Jackel Frau geworden, der, wie er aller Welt kund und zu wissen that, plötzlich in der Lotterie gewonnen hatte. Er kaufte dem Loisl einen großen Acker am Entlacher Forst ab, schaffte sich zwei Pferde und einige Ochsen an und stieg so vom kleinen zum mittleren Bauern auf.

Wie der Jackel immer wohlhabender, so wurde der Loisl immer braver. Den Frauen hatte er seit seiner Hochzeit ganz abgeschworen. Der Pfarrer lobte ihn, daß er so brav an seinem Gelübde festhalte. Zu dieser Rede schmunzelt der Loisl behaglich.

„Siehst Du, mein lieber Alois," sagt der Pfarrer, „Du hast nun ein reines Gewissen und kannst Deinem Weib frei ins Auge schauen!"

„Ja, ja, hochwürdigster Herr," entgegnet der Loisl, küßt dem Pfarrer die Hand und geht pfeifend dem nahen Entlacher Forst zu. Die Hände in den Taschen, lacht er still vor sich hin.

Es ist ein schwüler Sommernachmittag. Kleine, weiße Wölkchen huschen über den lichtblauen Himmel. Am Wege zirpen die Grillen, geschäftig summen die Bienen um die roten und blauen Blumenglocken.

Der Lechnerwirt mustert den Weizen am Wegrand, der bald schnittreif ist. Ist er doch ausgegangen, um seine Felder zu besichtigen. Mitten durch die gelben Halme führt ein kleiner Fußpfad, den er jetzt einschlägt, auf den Buchenwald zu, durch dessen grünes Blätterdach der Sommerwind leise rauscht. Von fern her ruft ein Kuckuck. Der Loisl bleibt stehen und lauscht. Plötzlich bricht der launische Vogel ab, und achselzuckend schreitet Loisl weiter. Er ist mitten im Wald. Ohne sich zu besinnen, biegt er vom Wege ab ins dichte Untergehölz hinein. Unter den Rotbuchen und weißen Birken steht eine riesige Eiche ganz vereinzelt. Der Wind oder ein Vogel hat vor vielen hundert Jahren den Samen hergetragen. Jetzt streckt sie ihre gedrungenen, zackigen Aeste hoch in die Lüfte, in weitem Umkreis Schatten spendend, denn wie ehrfurchtsvoll haben die anderen Bäume zwischen sich und dem Riesen eine kleine Lichtung freigelassen. Ein großer Felsblock bildet zu ihren Füßen eine natürliche Bank für den einsamen Jäger oder Holzfäller, der hier zufällig vorüberstreift, denn die nächste Straße liegt eine Viertelstunde abseits.

Eine Gestalt sitzt auf dem Stein und winkt dem Kommenden mit einem Tuche zu.

Die Burgei hängt an seinem Hals, als wenn sie ihn gar nicht mehr von sich lassen wollte.

„O Loisl — das Heimweh!..."

Durch die grüne Wand hinter der kleinen Lichtung lugt ein blonder Kopf hervor, aus dessen blauen Augen langsam schwere Thränen hervorbrechen.

*

Der Jochbauer freut sich jedesmal, wenn er in Wambach bei seinem Schwiegersohn vorspricht, wie gut die beiden Leutchen zusammen wirtschaften und zusammen passen. Ja, ja, sein Kind ist sehr glücklich, das ist außer allem Zweifel, und er war sehr gescheit, als er dem Teufelskerl, dem „Schürzenjaga", dem Loisl anbot. Schaute der nur noch ein Weibsbild an, seitdem er verheiratet war? Nein! Nun, das hat er, der Jochbauer, voraus gewußt. Jedesmal fragte er die Franzel: „Bist zufrieden mit Dein Ma? Lebt ihr gut?"

Und jedesmal hatte die Franzel „Ja" gesagt in ihrer stillen, leisen Art. Hätt's Maul aufmachen können und „Nein" sagen, wenn's anders gewesen wäre!

Als die Franzel ihm als junge Hausfrau gefolgt war, da hatte sich der Loisl zugeschworen, er wolle sich um kein anderes Weib mehr bekümmern. Er hatte ja nun eine schöne Frau — blond war eigentlich nicht seine Lieblingsfarbe, und war er mehr für das Wuchtige und Robuste — aber alle Welt fand die Franzel schön. So zart und fein war sie — mehr wie eine Stadtfrau, wie sie im Sommer in die Berge kommen. Wäre sie nur nicht so kalt gegen ihn gewesen! Zum Teufel auch, einem Manne, wie er es ist, kommt man doch anders entgegen — er war es wenigstens so gewöhnt. Und dann die ewige Sanftmut — das ist fad auf die Dauer. Alles war „blond" an ihr: ihre leise, helle Stimme, ihr unhörbarer Gang, ihre ruhige, kühle Art. Wenn sie nur einmal widersprochen hätte, wie's die Burgei gethan! Ja, die Burgei, die zerschmiß gleich die Teller und Schüsseln, die hatte Feuer. Und wie die mit den Dienstboten herumfuhr! Der hätte 'mal eines widersprechen sollen! Freilich gehorchten sie auch der Franzel willig, aber wohl nur, weil sie die Bäuerin und des Loisl Weib war. Er hätte wenigstens jeden zusammengeschlagen, über den sie sich beklagt hätte. Und dann bat sie die Leute förmlich um jeden Dienst, das fand er überflüssig.

„Koan Schneid', die Franzel!" In diesen Worten faßte der Loisl sein Urteil zusammen, als ihn der Jochbauer einmal fragte, wie sie sich als Bäuerin anstelle.

Wenn sie doch nur einmal widersprochen hätte! Er sehnte sich ordentlich nach einem kleinen Wortgefecht, wie er es von der Burgei her gewohnt war. Nicht die kleinste Spur eines eigenen Willens zeigte sie ihm gegenüber. Das langweilte ihn auf die Dauer. Er hatte sich die Ehe ganz anders vorgestellt. Sein Weib hätte ihn immer in Atem erhalten sollen, in steter Aufregung. Seine Kraftnatur brauchte Kampf. Und da sie ihm den nicht bot, schlug er seine Gäste zusammen, wenn sie Sonntags bei ihm zu raufen anfingen. Sonst hatte er sie nur vor die Thür gesetzt, damit sie ihm nicht die Tische und Stühle zerknickten; draußen hatte er dann lachend zugesehen. Seitdem er den Ueberschuß an Kraft und Energie nicht mehr an der Burgei auslassen konnte, griff er selber mit in die Aktion ein. Nein, es war nicht mehr auszuhalten! Er versuchte, seine Frau zum Widerspruch aufzustacheln, er gab ihr unsinnige Befehle, umsonst — sie gehorchte wortlos. Eine gewisse Geringschätzung gegen sie bemächtigte sich seiner, trotz aller Hochachtung vor ihren sonstigen guten Eigenschaften.

„'s ist halt koan Kraft und koan Saft in ihr!"

Er hatte es der Burgei erwidert, als sie ihn zum erstenmale nach der Hochzeit ganz zufällig auf dem Felde traf und ihn über die Franzel und seine Ehe ausfragte. Vor seiner alten Freundin brauchte er kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Die Burgei horchte hoch auf. Es war am Entlacher Forst, wo ihre Aecker zusammenstießen. Ob sie morgen wieder dort zu thun habe? Sie bejahte. Ganz zufällig traf er sie auch am andern Tage an derselben Stelle. Plaudernd und scherzend gingen sie zusammen in den nahen Wald. Plötzlich blieb sie stehen. Eine Schleife hatte sich ihm gelockert. Loisl, der Geck des Dorfes, ging stets in blütenweißem Hemd mit geknotetem Tüchlein. Sie band es ihm wieder fest, sich leicht auf seine Achsel stützend. Ihr warmer Atem hauchte ihn an, ihr Busen schmiegte sich an seine Brust. Von diesem Tage an trafen sie sich öfters „ganz zufällig" im Entlacher Forst.

Als der Loisl heute zurückkehrt, findet er Franzel am Spinnrad. Sie blickt nicht auf, als er eintritt, sie spinnt ruhig weiter. Er verlangt etwas zu essen; sie ruft die Magd und läßt es ihm bringen. Sonst machte sie sich selbst um ihn zu schaffen. Er ist ein wenig verwundert, da sie sich nie genug thun konnte, ihn zu bedienen und zu pflegen.

Sie kommt ihm heut so sonderbar, so ganz verändert vor. Einmal, als er grad einen Riesenbissen in den Mund steckt, ertappt er sie sogar dabei, wie sie ihm einen Blick zuwirft, so feindlich und bitterböse, wie er es den sanften, blauen Augen gar nicht zugetraut hätte. Da er ein schlechtes Gewissen hat, schlägt er die seinen verwirrt zu Boden. Und das ärgert ihn! Er ist der Herr, er kann thun und lassen, was ihm beliebt. Als die Franzel aber kein Wort verlauten läßt, was einem Verdacht ähnlich sieht, beruhigt er sich wieder. — —

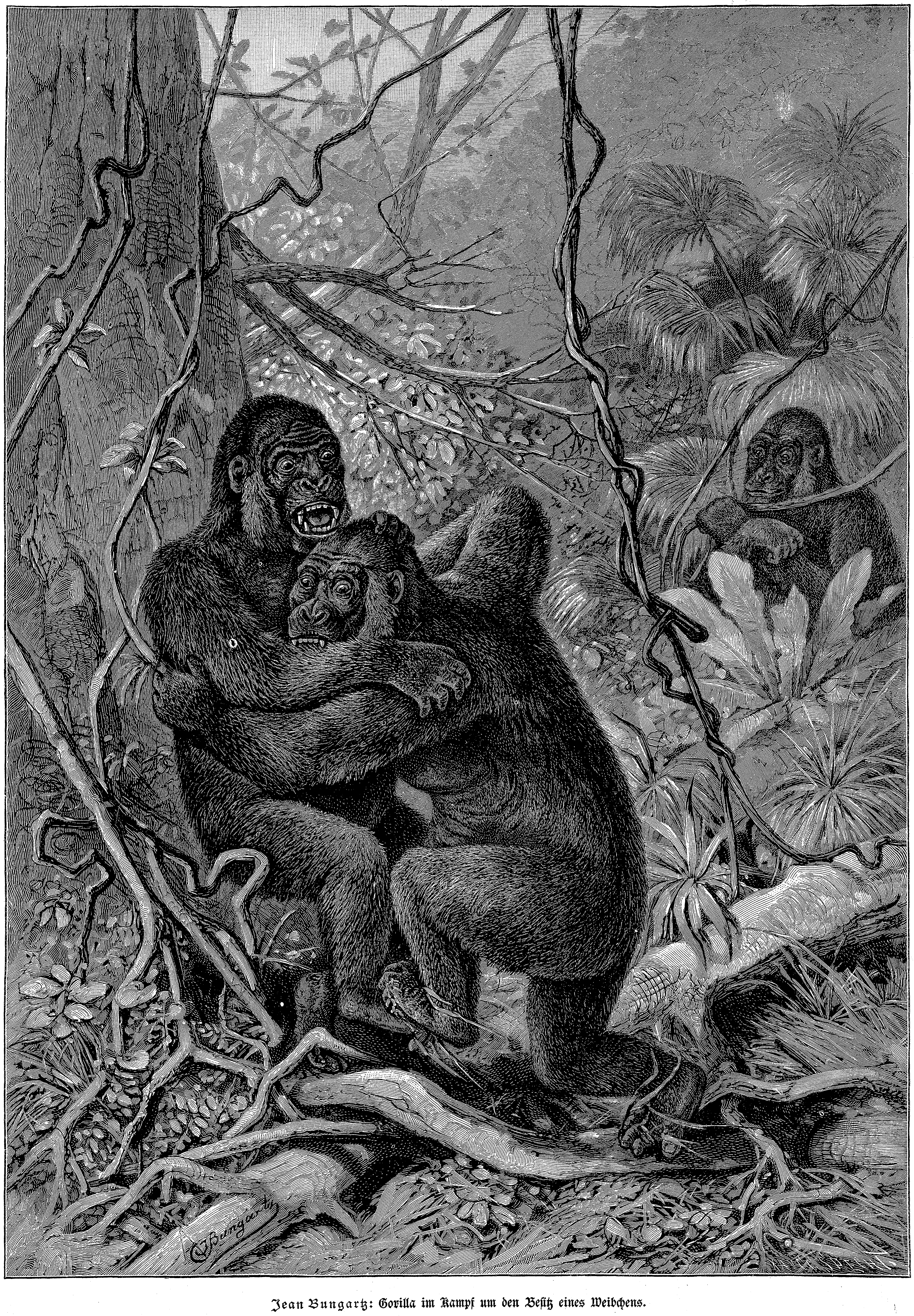
Es ist zur Zeit der Ernte, an einem schwülen Sommernachmittag, Knechte und Mägde sind auf den Feldern beim Kornschnitt. Das Dorf ist wie ausgestorben. Auf den Gassen brütet die glühende Sonnenhitze; alles was lebt, sucht den Schatten auf. Zuweilen schnattert leise ein träges Entlein, das langsam nach dem Pfuhle watschelt, oder ein müder Hofhund knurrt träge im Schlaf, wenn ihm die Fliegen zu lästig werden. Sonst tiefe Stille rings umher. In der Wirtsstube, in der sich die Franzel mit einer Näharbeit aufhält, summen und schwärmen die Mücken. Ein dicker Brummer fliegt immer wieder gegen das Fenster und läßt bei dem vergeblichen Bemühen, das Freie zu erreichen, ein zorniges Geräusch hören. Wie es üblich bei den Bauern, sind trotz der großen Hitze die Fenster geschlossen, was die Luft noch dicker und dunstiger macht.

Plötzlich tönt von draußen ein leichter, schneller Schritt; am Fenster gleitet ein Schatten vorbei. Die Franzel schaut gar nicht auf. Als sich die Thür öffnet, steht der Sensenmuckel vor ihr, über der Schulter eine große lederne Tasche mit eisernen Klingen, deren Schärfen in Sackleinwand eingenäht sind.

„Grüaß Gott, Muckl! Kimmst wieder amal hoam?"

„Ja. Jetzt kann i aa hier G'schäfte mach'n. — A Maß, Franzel!"

Digitized by Google



Jean Bungartz: Gorilla im Kampf um den Besitz eines Weibchens.

Digitized by Google

Auf der Studienreise. Fußgemälde von Adam Siepen.

„Glei, Muckl, glei bring' i Dir's selba! Koa Katz is dahoam!"

Schnell schlüpfte sie hinaus mit den unhörbaren Schritten, mit denen sie zu gehen pflegte.

Als sie mit dem Bier zurückkommt, hat der Muckl seine Last abgeworfen und sich's bequem gemacht. Der lustige Bursche pfeift ein Liedchen vor sich hin, die Beine weit ausgestreckt, ein wenig schläfrig mit den Augen blinzelnd.

„Bist müd', Muckl?"

„A wengerl! Woaßt ... die Hitz! ... uije! 's gibt a Donnerwetter!"

„Wo kommst denn her?"

„Von Miesbach und Tegernsee."

„Hast guate G'schäft' g'macht?"

„Ah — so, so! ... hm!"

Tiefes Schweigen! Der Muckl trinkt stumm sein Bier; die Hitze scheint ihm die sonst so geschwätzige Zunge gelähmt zu haben. Man hört nur die Fliegen summen und die Schwarzwälder Uhr ticken. Der Brummer am Fenster macht noch immer seine geräuschvollen Versuche, ins Freie zu kommen. Die schwüle Luft drückt wie Blei auf den müden Menschen. Dem Muckl läuft der helle Schweiß über die Stirn. Jetzt schlägt er die Augen auf und sieht die der Franzel fest auf sich gerichtet. Es treibt ihm das Blut heiß durch die Adern.

Er setzt sich dicht neben die Frau, ohne ein Wort zu sagen. Sie rührt und regt sich nicht.

„Wie lang warst denn fort?" fragt sie endlich.

„Zwoa Monat."

„Wo hast denn überall 'n Schatz g'habt?"

„Gar nirgends — hab' mi nach Dir g'sehnt!"

„Wer's glaubt!"

„'s is wahr, Franzel! Du woaßt wohl, daß i ... ja, i hab' Di so viel gern g'habt! — O, mei Franzel ... hätt'st mi g'nommen!" ...

„I wär' vielleicht glücklicher wor'n — mögli!"

„Franzel?!"

Halb erschreckt, halb entzückt ruft er es, schlingt den Arm um ihren Leib und küßt sie in stummer Seligkeit auf den roten Mund.

Vor Schreck und Ueberraschung hat sich die Frau nicht gewehrt; jetzt stößt sie ihn empört von sich.

„Geh — das darfst net wieder thun!"

Sie ist flammend rot geworden und geht von ihm fort nach der andern Seite der Stube. Sie bemerkt nicht, wie sich ein höhnisch grinsendes Gesicht ans Fenster preßt. Auch der Muckl ist so verlegen, daß er den Kerl nicht sieht, der durch die Scheiben gafft.

Eine Weile sitzen sie sich stumm gegenüber, keines sagt ein Wort. Endlich fragt der Muckl mit gepreßter Stimme:

„Wo ist der Loisl?"

„I woas net! — Vielleicht nach'm Entlacher Forst!" fügt sie mit bitterem Lachen hinzu.

Schnell, ohne Abschied, geht sie zur Thür hinaus. Es ist ihm wohl nur so vorgekommen, daß sie die Thränen gewaltsam zurückgehalten hat. Er trinkt sein Bier aus, legt seine vierundzwanzig Pfennige neben den Krug und schleicht sich still davon.

*

Dem Loisl hat sein Weib unrecht gethan. Seit dem frühesten Morgen ist er mit den Knechten beim Kornschneiden auf seinem besten Weizenacker. Jetzt sitzt er am Waldesrand auf einem großen, beschatteten Stein und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Er hat tüchtig Hand angelegt und ruht sich nun ein wenig aus. Man hört nichts als den rauschenden Schnitt der Sensen und das klingende Geräusch, wenn einer die seine dengelt, auch wohl den Ruf eines Knechtes oder das lustige Lachen einer Dirne. Die Sonne brennt heiß herunter, mit blendendem Schein. Der Loisl hält sich die Hand vors Auge, um die Gestalt zu sehen, die vom Dorf her langsam durch die Felder taumelt.

Jetzt erkennt er den Mann, der mit den Händen in der Luft herumfuchtelt. Es ist der Höfelnazi, der Saufaus des Ortes, der seine Habe fast ganz vertrunken hat und eben dabei ist, auch den Rest durch die Gurgel zu jagen. Er spricht laut mit sich selbst, wie's Trunkene zu thun pflegen. Er schimpft auf die „Racker, die verfluchten Weibsleut". Das ist sein Lieblingsthema, seit ihn sein Weib verlassen hat, weil er sie im Rausch halb totgeprügelt. Da er es selbst fühlt, daß er täglich mehr verkommt, schiebt er alle Schuld auf „das verd ..... Weib". Ja, er haßt sie alle, und da er sich nicht mehr an seiner eigenen Frau rächen kann, will er an dem ganzen Geschlecht Rache nehmen.

„Lechnerwirt," lallt er und setzt sich neben den Loisl, „i ... i hab' Dir 'was z'sagen."

„Geh hoam, Nazi — hast wieder an Rausch."

„Wohl, wohl — i hab' 'n Rausch. Aber bei Dir dahoam hab' i'n net kriagt."

„Gel, die Franzel hat Dir nix mehr geben woll'n, Du Saufaus?"

„Woaßt, in bin ja b'soff'n, aber so no net — i hab's scho g'merkt!"

„Leg Di schlafen, Nazi!"

„Woaßt — die Franzel und der Muckl ... i hab's scho g'sehn!"

„Was hast g'sehn?"

„Warum mir's Franzel nix geben hat. G'sehn hab' i's ... Woaßt, der Sensenmuckl ... das is oaner!"

„Was is mit'n Muckl?"

„Gar nix is mit'n Muckl — Dummbart!"

„Geh hoam, Du Depp, leg Di schlaf'n."

„Selba Depp! Geh Du hoam! Wirst'n scho sehn, den Muckl!"

„Was willst denn mit'n Muckl?"

„I will nix mit'n Muckl! Dei Weib will 'was mit'n Muckl!"

„Was hast g'sagt?" Mit einem Satz springt der Loisl auf und packt den Trunkenen an der Schulter.

„Woaßt, Dei Weib und der Muckl! — Die Weibsleut' — uije!"

„Was hat mei Weib mit'n Muckl?"

„Na, vielleicht bet'ns z'samma ... an Bruderkuß hat er ihr scho geb'n!"

„Wo?"

„Wo, Du Depp? Bei Dir, Du Depp!"

Er lallt gar nicht mehr, als er das sagt, der Nazi, so fest hat ihn der Loisl angepackt und geschüttelt, aber seine grünen Augen funkeln vor Wonne, als er bemerkt, wie der riesige Mann bald rot und bald bleich wird bei seinen Worten.

„Die Wirtin will halt aa ihr Pläsir! — Uije — die Weibsleut! Die meinige, woaßt, dös war aa so oane, aber i hab's ihr g'zeigt, wer Herr is im Haus ..."

Der Nazi spricht immer noch, aber der Loisl hört ihn gar nicht mehr. Der eilt schon querfeldein auf die Straße zu. Wie er geht und steht, in Hemdsärmeln läuft er ins Dorf zurück. Der Schweiß perlt ihm von der Stirn, die Sonne brennt auf sein unbedecktes Haupt, verwundert schaut ihm das Gesinde nach; er achtet nicht darauf. Er beißt die Zähne und krampft die Finger zusammen und wälzt nur den einen Gedanken in seinem Kopfe umher: Der Muckl und die Franzel! ... (Schluß folgt.)

Julian Falat,

der neue Direktor der Kunstakademie in Krakau.

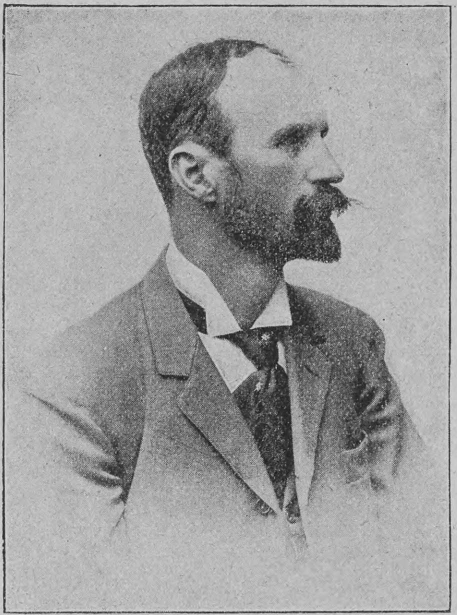
Als vor zwei Jahren Jan Matejko, der größte Historienmaler Oesterreichs und Direktor der Krakauer Kunstakademie, in der Blüte der Jahre und auf der Höhe des Schaffens starb, da fürchtete man um das weitere Gedeihen dieser Hochschule. Matejko erschien unersetzlich. Zwei Jahre war die Stelle vakant, man suchte überall; die Wahl war eine beschränkte, denn es durfte nur ein Pole sein. Endlich fand man einen Nachfolger in der Person des berühmten Berliner Aquarellisten und Landschaftsmalers, des Günstlings des Kaisers Wilhelm II., Julian Falat.

Falat wurde am 30. Juli 1853 in Tuligtór in Ostgalizien als Sohn eines Mesners geboren. Er widmete sich zunächst dem Ingenieurfach, studirte in Zürich und bekam alsdann eine Anstellung in Bulgarien. Dies geschah im Jahre 1879, wo in München die internationale Kunstausstellung stattfand. Von Zürich nach Rustschuk führt der Weg über München. Falat besuchte die Ausstellung und — der künstlerische Trieb wurde ihm bewußt; er opferte die sichere Lebensstellung.

Sein Talent besiegte bald alle Hindernisse, seine herrlichen, naturgetreuen Aquarelle fanden Lob und Anerkennung. Nach längerem Aufenthalte in Italien und Warschau und einer Reise um die Welt begab er sich 1887 nach Berlin, wo er sich die besondere Gunst des Prinzen Wilhelm, des jetzigen Kaisers, erwarb. Die den Schreibtisch des Meisters zierende Photographie mit der Widmung: „Zum freundlichen Andenken an die gemeinsam in Hubertusstock verlebten angenehmen Tage", sowie das vom damaligen Prinzen gezeichnete Torpedoboot im Album des Künstlers stammen noch aus jener Zeit. Seitdem erfreut sich der Künstler großen Ansehens in der Berliner Gesellschaft; er ist ein gern gesehener Gast bei den kaiserlichen Jagden und an der kaiserlichen Tafel.

Die Berliner Kunstausstellung vom Jahre 1892 zeichnete mit einer der drei großen goldenen Medaillen, neben Professor Schilling und dem spanischen Maler Pradillo, auch Julian Falat für sein Bild „Die Rückkehr des Kaisers Wilhelm II. von der Bärenjagd" aus, und die Stadt Berlin kaufte das preisgekrönte Bild an.

Der neue Direktor tritt erst im Wintersemester seine Stellung an. Inzwischen arbeitet er an einem großartigen



Julian Falat.

Panorama: „Die Rückkehr Napoleons I. aus Rußland", für das sich Kaiser Wilhelm besonders interessirt. Im Gebäude des früheren Panoramas von Rezonville, in der Nähe des Brandenburger Thores, ist die Riesenleinwand ausgespannt, 115 Meter lang und 15 ½ Meter hoch. Das Kolossalgemälde dürfte gegen Ende dieses Jahres vollendet sein und bleibt dann ein ganzes Jahr in Berlin, um darauf eine Reise durch alle Weltstädte anzutreten.

Von sonstigen Bildern des Meisters, die jetzt dem letzten Pinselstrich entgegensehen, verdienen drei Landschaften, die alle für den Kaiser bestimmt sind, besondere Aufmerksamkeit: „Kaiser Wilhelm II. auf der Jagd", „Der Lieblingsjagdort des Kaisers" und „Die Elche", eine herrliche lithauische Frühlingslandschaft. Auch von dem obengenannten, mit der großen goldenen Medaille ausgezeichneten Bilde malt jetzt der Meister eine Kopie in kleinerem Format für den Kaiser Wilhelm. Dr. S. R. Landau.

Das tanzende Mönchlein.

Von

Robert Waldmüller.

In der alten Kathedrale
Zu Soissons ist große Feier,
Denn die Pest verzog sich südlich,
Und man atmet wieder freier.
Wie schon oft hat die Madonna
Ihre gute Stadt behütet, —
Sei ihr alle Huld und Mühe
Jetzt durch Sang und Dank vergütet!

Die Fünf-Zentner-Glocke läutet,
Daß die Dohlen angstvoll schwirren,
Und die Orgel braust dazwischen,
Daß die Scheiben bänglich klirren;
Wolken blauen Weihrauchs wirbeln
Am Altar und um die Pfeiler,
Daß die dreimal hundert Kerzen
Nur noch schwelen wie ein Meiler.

Im Gedränge steht ein Mönchlein,
Das in seinen alten Tagen
Erst die Kutte hat genommen
Und der Weltlust sich entschlagen.
Sehr bedrückt ihn heute, daß er
Weder singen kann noch lesen,
Höchstens etwas tanzen, springen,
Denn er ist Jongleur gewesen.

Traurig schlurrt er auf die Seite,
Möcht' zu der Madonna Ehren
Irgend etwas doch verrichten,
Wenn es selbst nur Sprünge wären.
Und die Kryptatreppe leise
Stiehlt er sich hinab, zu spähen,
Ob nicht unten wo ein Plätzchen,
Wo die Leute ihn nicht sehen.

Digitized by Google

Einsam dort in einem Winkel
Liegt ein Bild der Gottesmutter,
Hölzern ist's, und schier seit langem
Dient's den Würmern nur zum Futter.
Mühsam stellt er's auf die Füße,
Macht es frei von Spinngeweben
Und beginnt die eignen Füße
Zierlich dann davor zu heben.

Ach, er ist recht steif geworden,
Gar nichts will ihm mehr gelingen,
Aber Kutte und Sandalen
Taugen freilich nicht zum Springen.
Und er streift sie ab; nun kommen
In die ungelenken Glieder,
Während er sich ehrlich mühet,
Schwung und Biegsamkeit ihm wieder.

Mit dem Metzgersprung begann er —
Etwas hohl klingt's auf den Grüften,
Doch wer hört ihn hier? Und weiter
Geht's, die Fäuste auf den Hüften.
Nun, auf einem Bein, die Dreher
Der Auvergne, der Provence,
Dann der Plattsitz der Bretagne
Und das Rad, le tour de France.

Auf den Händen jetzt, die Zehen
In der Luft: le tour d'Espagne,
Ganz rücküber dann gebogen,
Nicht ganz leicht, le pont d'Allemagne.
Nun am Kinn die beiden Kniee
Und so rund im Kreis, la souille,
Und dann mit gespreizten Beinen
Auf und nieder, la grenouille.

Ja, so weit ist er gekommen,
Aber jetzt muß er verschnaufen,
Denn sein Kahlkopf tropft und rieselt,
Wie am Regentag die Traufen.
Und er keucht: „Wie gerne zeigt' ich
Bess'res dir, ja nur das Beste,
O, Madonna! Doch Geduld nur!
Besser geht's beim nächsten Feste."

Und die heil'ge Puppe trägt er
Wieder sorglich in die Ecke,
Daß nur von den Brüdern keiner
Sein geheimes Thun entdecke.
Da — noch hat er sie im Arme —
Hört er Poltern und Gezeter:
„Greift den Frevler, der so frech uns
Störte. Packt ihn! Seht, da steht er!"

In die Krypta eingedrungen
Ist die Menge, und sie schleppen
Mit Geschrei den armen Alten
Unsanft jetzt hinauf die Treppen.
Vor den Bischof, der sein Ite
Missa kaum noch ausgesprochen,
Zerrt man ihn, und hundert Stimmen
Zählen auf, was er verbrochen.

Finster runzelt der die Brauen
Und verhängt, so viel an Tänzen
Und an Sprüngen jener beichtet,
So viel schwere Pönitenzen.
Doch gerührt in seinem Herzen
Von dem Kinderang' des Alten,
Ueberlegt er ganz im stillen,
Wie er Milde lasse walten.

Und er spricht: „In Schweiß gebadet
Ist der Mann; wie mag es kommen,
Daß die Stirn ihm trocken? Nimmer
Hat man solches wahrgenommen."
Und in seiner Einfalt jener:
„Das mag die Madonna sagen,
Denn ich stützte mit der Stirn sie,
Als ich sie hab' fortgetragen."

Da verneigt sich tief der Bischof,
Und er spricht: „Wir harrten lange
Auf ein Wunder, hier ist eines.
Reich zum Kuß mir deine Wange!
Selbst den Schweiß ihm von der Stirne
Hat gewischt die Benedeite!
Uebel ständ's uns an, zu rügen,
Was die Gnadenreiche freute.

Wie in Arras eine Kerze
Einem Spielmann sie gespendet,
Wie sie einem andern Hilfe
Hat in Lebensnot gesendet —
In Rochestre war's, ins Wasser
Hatte ihn der Wind gewehet,
Doch sie sorgte, daß sein Mantel
Schützend um ihn sich geblähet;

So erwies auch diesem huldreich
Sich die immer Milde, Süße,
Kam sein Beten doch von Herzen,
Wenn auch freilich — durch die Füße.
Lernt daraus: nicht thun's die Formeln,
Nicht die Weise, nicht die Namen,
Betet nur, wie ihr's verstehet!
Dominus vobiscum — Amen!"

Marine-Etikette.

Von

A. Oskar Klaußmann.

Wenn ich doch das Geld hätte, welches für das Salutiren bei den Kieler Festtagen, bei der Eröffnung des Nordostseekanals, ausgegeben worden ist, ich wäre schon zufrieden."

So hörte ich kurz vor dem Fest einen Fachmann sich äußern, und in der That hat der Herr nicht unrecht. Das Geld, welches für Salutschüsse bei jener welthistorischen Festlichkeit verpufft worden ist, kann man bei bescheidenen Ansprüchen schon ein Vermögen nennen. Die Marine-Etikette ist eben kostspielig, außerdem ist sie auch noch komplizirt. Aber die internationalen Beziehungen, welche insbesondere die Seefahrt treibenden Staaten aufrecht zu erhalten haben, bedingen ein strenges Festhalten an dieser Etikette.

Versuchen wir, von ihr in kurzen Zügen den Lesern ein Bild zu geben.

Sobald ein Kriegsschiff auf hoher See einem andern Kriegsschiffe begegnet, so hat es in Friedenszeiten sich mit diesem zu begrüßen. Es geschieht dadurch, daß die beiden Schiffe „beidrehen", das heißt Halt machen und ihre Landesflagge durch Salutschüsse begrüßen. Die Zahl der Schüsse, mit denen eine Landesflagge geehrt wird, beträgt einundzwanzig. Sind die Nationen, denen die beiden Schiffe angehören, besonders befreundet, so wird, wenn es Wind und Wetter erlauben, selbst auf hoher See von jedem Schiff nach dem andern ein Boot mit einem Offizier hinübergeschickt, welcher eine offizielle „Visite" macht, um bei dieser den Namen seines Schiffes, die Besatzung, das Reiseziel anzugeben und sich nach dem Befinden der Offiziere und Mannschaften auf dem andern Schiffe zu erkundigen, gleichzeitig um alle freundliche Hilfeleistung, die etwa notwendig sei, anzubieten. Befindet sich auf dem Schiffe noch ein höherer Marineoffizier, so müssen auch für diesen noch besondere Salutschüsse gefeuert werden, und zwar beträgt die Zahl derselben nach den internationalen Abmachungen für den Admiral siebenzehn Schüsse, für den Vizeadmiral fünfzehn, für den Contreadmiral dreizehn, für den Commodore, das heißt den Chef eines Geschwaders oder einer Flottille, der nicht Admiral ist, je nachdem neun bis elf Schüsse. Kommt das Schiff in einen fremden Hafen, so begrüßt es die Landesflagge durch den Salut von einundzwanzig Schüssen, der vom Lande her gewöhnlich durch das Hafenfort oder durch eine besondere Strandbatterie sofort erwidert wird. Liegen im Hafen fremde Kriegsschiffe, so wird auch deren Landesflagge durch das angekommene Schiff salutirt und von den bereits vor Anker liegenden Schiffen der Salut erwidert. Befinden sich auf den anderen Kriegsschiffen im Hafen höhere Offiziere, so erhalten auch diese den vorgeschriebenen Salut; nur wird die Flagge eines Admirals von fremdem Kriegsschiff nur einmal im Jahre salutirt. Wenn also zum Beispiel ein deutsches Kriegsschiff in den Hafen von Rio de Janeiro kommt und dort einen brasilianischen Admiral auf seinem Schiffe trifft, dessen Flagge es bereits in einem andern Hafen im Lauf dieses Jahres salutirt hat, so wird es das Salutfeuern für diesmal unterlassen. Auch für die diplomatischen Vertreter, Konsuln und Gesandte des eigenen Landes, die in einem fremden Hafen an Bord des Schiffes kommen, werden Salutschüsse abgefeuert. Liegt zum Beispiel ein deutsches Kriegsschiff in einem englischen Hafen und der deutsche Vizekonsul kommt an Bord, so löst es ihm zu Ehren fünf Schüsse; kommt der Konsul, sieben Schüsse, und nach den Vorschriften erhalten ferner der Generalkonsul neun, der Ministerresident elf, der Gesandte dreizehn und der Botschafter siebenzehn Schüsse als Salut. Kommt der Kaiser, so haben die Schiffe, je nachdem es sich um große Galaparade oder nur um einen kleineren Besuch handelt, eine bestimmte Anzahl von Schüssen, einundzwanzig bis hundertundeinen, zu feuern.

Nun stelle man sich vor, welches Geschieße in den Kieler Festtagen entstehen mußte, als die fremden Flotten ankamen und erst die deutsche Landesflagge im Hafen begrüßten, dann für die im Hafen liegenden Admirale den Salut feuerten. Natürlich mußte deutscherseits dieser erwidert werden, und so oft ein neues Geschwader einlief, begann die Schießerei immer von neuem. Diese erreichte ihren Höhepunkt in dem Augenblick, als der deutsche Kaiser im Hafen erschien und die Parade über die deutschen und fremdländischen Geschwader abnahm. Es werden zu dem Salutschießen besondere Kartuschen verwendet, welche natürlich nur mit Pulver geladen sind. Bei den heutigen kostspieligen Marinegeschützen aber kommt ein solcher Schuß doch auf mehrere Mark zu stehen, und diese Summe addirt sich sehr rasch, wenn das Salutiren so massenhaft betrieben werden muß, wie eben in jenen Festtagen.

Mit dem Schießen ist aber die Marine-Etikette noch nicht erschöpft. Kommt ein Kriegsschiff in einen Hafen, so macht es durch den Wacht- oder Piketoffizier sofort nach der Ankunft auf den anderen Kriegsschiffen, die bereits im Hafen liegen, oder bei dem einheimischen Geschwader Visite. Während des ganzen Aufenthaltes im Hafen richtet man sich streng nach der Marine-Etikette. Liegt ein Admiralschiff in dem Hafen, so richten sich sämtliche anderen Kriegsschiffe mit der Flaggenparade darnach, das heißt, sie holen abends mit Musik, Trommelwirbel und anderen militärischen Ehren ihre Flagge erst herunter, nachdem das Admiralschiff das Beispiel gegeben hat. Ebenso warten sie am Morgen mit dem Aufziehen der Flagge, das wieder unter Feierlichkeiten erfolgt, bis das Admiralschiff seine Flagge gehißt hat. Mit der Flagge wird auch von seiten der Kauffahrteischiffe gegrüßt. Das internationale Abkommen und die Marine-Etikette verlangen es, daß jedes Kauffahrteischiff, das einem Kriegsschiffe begegnet, seine Flagge „dippt", das heißt, daß es sie dreimal bis zur Tiefe des halben Mastes herunterläßt und dann wieder hochzieht. Dieser Brauch schreibt sich noch aus der Zeit der Kaperei und Seeräuberei her. Jedes Kriegsschiff hatte damals das Recht, von einem Kauffahrteischiffe das Zeigen der Flagge zu verlangen, und auch heute noch gilt dasjenige Schiff, das bei Annäherung eines Kriegsschiffes nicht seine Landesflagge zeigt, für verdächtig. Das Kriegsschiff kann durch einen Schuß das Kauffahrteischiff auffordern, seine Flagge zu hissen, und wenn dieser Schuß gefallen ist, wird sich wohl selbst der bockbeinigste englische Kapitän nicht mehr weigern, seine Flagge zu zeigen, weil er sonst zu befürchten hat, daß das Kriegsschiff auf ihn losgeht.

Auch mit den Nationalhymnen, welche die Musikkapellen der Schiffe spielen, müssen Etikettevorschriften beobachtet werden. Kommt zum Beispiel ein deutsches Kriegsschiff in einen fremden Hafen, in welchem andere Schiffe liegen, so spielt die Musik mittags, wenn nach altem, internationalem Brauche sämtliche Schiffskapellen an Deck konzertiren, jedesmal bei Beginn des Konzerts die Nationalhymne eines derjenigen Staaten, von denen Schiffe im Hafen vorhanden sind. Hierbei wird bei der Reihenfolge, in welcher diese Nationalhymnen gespielt werden, streng auf den Grad und den Rang des betreffenden ältesten Offiziers geachtet. Wenn also ein deutsches Kriegsschiff in den Hafen von Valparaiso kommt und hier ein englisches Geschwader mit einem Vizeadmiral, ein französisches Geschwader mit einem Contreadmiral und eine spanische Korvette mit einem Kapitän zur See finden sollte, so würden dann die Nationalhymnen nach dem Range der Offiziere auf einander folgen, so daß den ersten Tag die englische, den zweiten Tag die französische, den dritten die spanische gespielt würde. Die Schiffskapellen auf den Schiffen, deren Nationalhymnen gespielt werden, erwidern dieselben sofort, indem sie dann die Nationalhymne des andern Schiffes als Antwort spielen.

Beim Anbordkommen von hochstehenden Persönlichkeiten des eigenen Landes und fremder Staaten sind im Hafen von einem Kriegsschiff ebenfalls außer dem Salut noch ganz besondere Ehrenbezeigungen zu erweisen. Kommt ein fremder Seeoffizier an Bord des Schiffes, um seine offizielle Visite zu machen oder nur, um die Offiziere freundschaftlich zu besuchen, so erhält er vier Fallreepsgasten und die Wache tritt vor ihm in das Gewehr. Die Fallreepsgasten sind Matrosen, die an der Treppe aufgestellt sind, welche im Hafen an der Seite des Schiffes befestigt wird, damit man auf ihr vom Bord in die unten liegenden Boote hineinsteigen kann. Selbst im Hafen liegen die Schiffe immer etwas unruhig, und es gehört Geschicklichkeit dazu, aus dem anlegenden Boot trocken auf die Schiffstreppe (auf das Fallreep) zu springen. Es stehen deshalb unten zwei Matrosen als Fallreepsgasten, welche dem Aussteigenden Tauenden zureichen, an denen er sich festhalten kann, und ihm außerdem in des Wortes eigenster Bedeutung unter die Arme greifen, um ihm auf die Schiffstreppe hinauf zu helfen. Oben an Deck, am Ende der Treppe, stehen wieder zwei Fallreepsgasten, welche dazu da sind, um dem besuchenden Offizier den Mantel abzunehmen oder zu anderen Dienstleistungen bereit zu sein. Kommt ein Kommandeur eines Schiffes, so erhält er sechs Fallreepsgasten, ein Admiral deren sogar acht. Erscheint der Landesherr an Bord, so erhält er nur vier Fallreepsgasten, aber diese sind dann nicht Matrosen, sondern Offiziere in voller Gala. Die höheren an Bord kommenden Offiziere werden aber außer durch Fallreepsgasten durch Trommelwirbel, Pfiffe und durch Präsentiren der Wache geehrt. Vor einem Kommandanten wird nur das Gewehr präsentirt und der Bootsmannsmaat der Wache gibt auf seiner Trillerpfeife zwei gellende Pfiffe beim Beginn des Präsentirens und beim Schlusse desselben. Kommen Admirale, so erhalten sie außer dem Präsentiren und den Pfiffen noch Trommelwirbel, und zwar ein Contreadmiral zwei, ein Vizeadmiral drei und ein kommandirender Admiral vier Wirbel. Der erste Wirbel muß mit dem ersten Pfiff des Bootsmannsmaats, der zweite Wirbel mit dem letzten Pfiff zusammenfallen.

Zur Marine-Etikette gehört außerdem, daß Offiziere über die Steuerbordseite auf das Schiff kommen. An der Steuerbordseite eines im Hafen liegenden Schiffes dürfen überhaupt nur Personen höheren Ranges anlegen; Matrosen, Händler und sonstige Besucher haben auf der Backbordseite an das Fallreep heran zu gehen. Die Steuerbordseite ist überhaupt die ehrenvollere an Bord, und das Achterdeck, das heißt der hintere Teil des Schiffes, ist ein geheiligter Raum. Die Marine-Etikette schreibt vor, daß die eigenen Offiziere des Schiffes, ja sogar der Kommandant, beim Betreten des Achterdecks, zu welchem gewöhnlich zwei bis drei Stufen hinaufführen, diesen Raum durch Anlegen der Hand an die

Digitized by Google

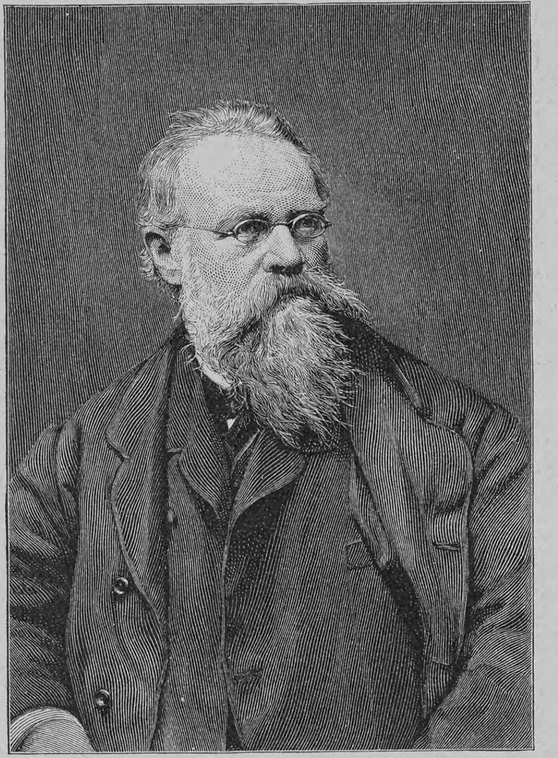
Mütze begrüßen. Die Mannschaften dürfen das Achterdeck unter keinen Umständen anders als in dienstlicher Eigenschaft, also nur auf Befehl, betreten. Sobald sie das Achterdeck bestiegen haben, müssen sie diesem durch Haltung und strammen Schritt Honneur erweisen. Für die Landratten mag dieses Grüßen eines bestimmten Schiffsraumes etwas sehr Komisches haben; es steckt aber ein starkes praktisches Moment in diesem alten Gebrauch. Wer das Achterdeck betritt, weiß, daß er unter dem Banne der strengsten Schiffsdisziplin steht. Wenn der widerspenstigste Mensch von einem Vorgesetzten auf das Achterdeck berufen wird, so wagt er es dort nicht mehr, so aufzutreten, wie er es vielleicht an einer andern Stelle des Decks gethan hätte. Wird die Mannschaft auf das Achterdeck befohlen, so gibt ihr das immer gewissermaßen einen innerlichen Ruck, sie weiß, es handelt sich um etwas Wichtiges, und es ist unerhört in den Annalen aller Seefahrt treibenden Nationen, daß die Mannschaft eines Kriegsschiffes es je gewagt hätte, zu meutern, während sie sich auf dem Achterdeck befand.

Auch mit den Booten von Kriegsschiffen, die bei einem Kriegsschiff im Hafen vorüberfahren, muß nach einer bestimmten Etikette verfahren werden. Die internationalen Vorschriften besagen: fahren die Boote am Tage bei einem Kriegsschiffe vorbei, auf dem sich ein höherer Offizier befindet, so haben sie ihm Honneur zu erweisen, indem die Mannschaften einen Augenblick „auf den Riemen halten“, das heißt mit ausgelegten Rudern, ohne zu rudern, still sitzen, während der Offizier oder Bootskommandant salutirt und eventuell die Bootsflagge dippt. Einem vorüberfahrenden höheren Offizier wird von der Wache an Bord des Kriegsschiffes ebenso Honneur erwiesen, als käme er an Bord. Begegnet ein Ruderboot einem Admiral, so macht es Halt, die Mannschaften erheben sich von den Bänken und auf das Kommando: „Riemen hoch!“ halten sie die Ruder senkrecht in die Höhe, ungefähr in der Weise, wie der Infanterist sein Gewehr präsentirt. Dampfboote erweisen Honneur, indem sie stoppen und beidrehen und ihre Flagge dippen; Segelboote, indem sie außer der Flagge auch noch das Segel halb oder ganz herunterlassen. Abends werden alle am Schiffe vorüberfahrenden Boote von dem Posten auf der Back, das heißt auf dem Vorderteil des Schiffes und am Fallreep, mit den Worten: „Boot ahoi!“ angerufen. Die Antworten, die gegeben werden, sind ebenfalls durch Vorschriften geregelt. Wenn das Boot nicht an Bord kommt, ruft er: „Passirt!“ Ist ein Offizier an Bord, so ruft er „Ja, ja!“ Befindet sich kein Offizier im Boot und dieses will an Bord kommen, so antwortet der Bootssteuerer auf den Anruf: „Nein, nein!“ „Standarte!“ ruft der Bootssteuerer, wenn sich der Landesherr oder ein Prinz im Boot befindet; „Flagge!“ wenn ein Admiral in dem Boot sitzt; „Stander!“ wenn ein Commodore naht; und den Namen des Schiffes, also „Leipzig“, „Bismarck“ und so weiter, ruft der Bootssteuerer, wenn sich der Kommandant jenes Schiffes im Boote befindet.

Nur in den allergröbsten Umrissen war es möglich, hier einen kurzen Ueberblick über die internationale Marine-Etikette zu geben. Die Leser werden einsehen, daß sie insbesondere im Hafen viel Aufmerksamkeit, viel Dienstthätigkeit, viel Schießerei und infolge dessen auch große Kosten erfordert.

Wilhelm von Lindenschmit.

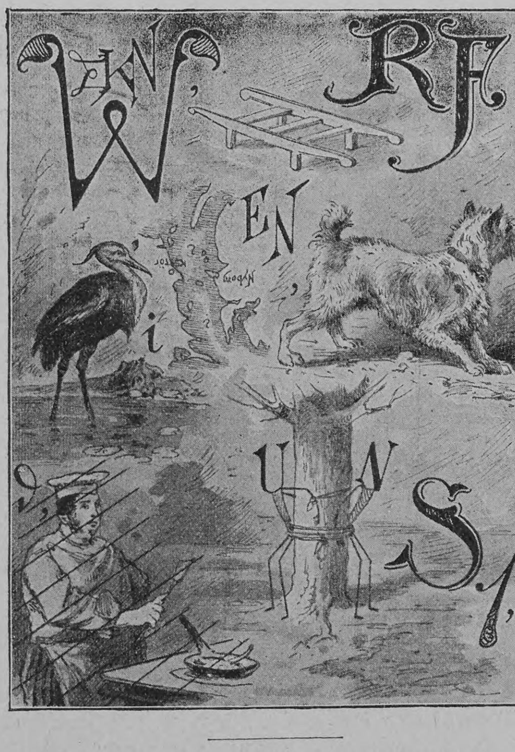
Der am 8. Juni in München verstorbene Maler Wilhelm von Lindenschmit entstammte einer auf künstlerischem wie wissenschaftlichem Gebiete wohl bekannten rheinischen Familie; sein Großvater war ein geschätzter Medailleur, sein Vater der bekannte Maler Wilhelm Lindenschmit und sein Oheim der verdienstvolle Mitbegründer und langjährige Konservator des berühmten römisch-germanischen Zentralmuseums in Mainz, Ludwig Lindenschmit. Wilhelm von Lindenschmit war am 24. Juni 1829 zu München geboren und kam frühzeitig mit seinem Vater nach dessen Heimatstadt Mainz, wo er seinen ersten Kunstunterricht von seinem Oheim Ludwig erhielt. Im Jahre 1844 kam er auf die Münchener Akademie und nach dem 1848 erfolgten Tode seines Vaters an das Städelsche Institut zu Frankfurt am Main, dann an die Akademie zu Antwerpen, von der aus er sich für einige Zeit nach Paris wandte, um 1853 zu bleibendem Aufenthalte nach Deutschland zurückzukehren. Er siedelte sich zunächst in Frankfurt a. M. an, begab sich jedoch nach einem Jahrzehnt nach München, um dort bis an sein Lebensende zu bleiben. Im Jahre 1875 wurde er zum Professor an der Münchener Akademie ernannt; im Jahre 1893 erhielt er von der Krone Bayern den Adelstand. Die ersten Bilder, durch die Lindenschmit weiteren Kreisen bekannt wurde, stammen aus seiner Pariser Zeit: „Herzog Alba bei der Gräfin von Rudolstadt“ und „Die Ernte“. In Frankfurt malte er (1858) den jetzt im germanischen Museum zu Nürnberg befindlichen farbigen Karton „Franz I. bei Pavia“ (1860), die „Episode aus der Geschichte der Lützowschen Freischaar“ und (1861) den „Tod des Franz von Sickingen“. In München entstand das jetzt in der Schackschen Galerie befindliche Bild „Der Fischer und die Nixe“ und dann die Reihe von Darstellungen aus der Reformationsgeschichte, „Religionsgespräch zu Marburg“, „Gründung der Gesellschaft Jesu“, „Hutten im Kampfe mit einem französischen Edelmann“, denen sich „Knox und die schottischen Bilderstürmer“ und „Walter Raleigh, im Kerker von seiner Familie besucht“ (Museum in Königsberg) anschlossen. Seine erste Darstellung in lebensgroßen Figuren war „Die Ermordung Wilhelms von Oranien“ (Hofmuseum in Wien). Lindenschmit war eine impulsive Natur und seine historischen Darstellungen gingen, wenn anfangs auch noch in dem Stile einer früheren Zeit gehalten, weit über das Kostümbild hinaus. Als Kolorist war er Braunmaler, doch vollzog sich in dieser Richtung eine eigentümliche Wandlung mit ihm in München, indem er sich hier der neueren koloristischen Weise der Pilotyschen Schule anschloß, wie das sich bereits in dem Bilde „Venus an der Leiche des Adonis“ (1874, neue Pinakothek in München) zeigte. Sein bekanntestes Bild dürfte das Kolossalwerk „Alarichs Einzug in Rom“ sein. In den Jahren 1883 und 1884 dekorirte er den Saal des Rathauses in Kaufbeuren mit geschichtlichen und allegorischen Wandgemälden, ebenso den neuen Saal im Rathause zu Heidelberg und das Rathaus zu München. Neuerdings wandte er sich auch der kirchlichen Malerei zu und schuf unter anderem die Kartons „Gefangennahme Christi“ und „Ecce homo“ zu Glasfenstern für das Ulmer Münster und ebenso „Die Hochzeit zu Kana“ für eine Kirche in Amerika. h.



Wilhelm von Lindenschmit †.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Auflösung der Kombinationsaufgabe Seite 720:

Man muß nicht eher fliegen wollen, als bis einem die Flügel gewachsen sind.

Auflösung der zweisilbigen Charade Seite 720:

Rheingold.

Auflösung des Rätsels Seite 720:

Das Leben.

Steigerungsrätsel.

Positiv:	Stadt.	Comparativ:	Reformator.
„	Volksheld.	„	Küchengerät.
„	Fisch	„	berühmtes Patriziergeschlecht.
„	Reiterführer	„	Dichter.
„	Gegend	„	Münze.
„	Hundeart	„	Journalist.
„	Buchhändler	„	Wild.
„	Schiffteil	„	Volksmann.
„	Stadt	„	jüdische Sekte.

Silbenrätsel.

So dich gelüstet nach der 3 in 1
Betracht dir wohl und gründlich 1 und 2,
Ob es ein sicher 2 sei für die 3,
Und ob die 1 auch sicher für die 3;
Denn solche eigne 2, 3 in der 1,
Und solche 1, 3 in der eignen 2
Will überlegt sein — Glück zu 1, 2, 3!

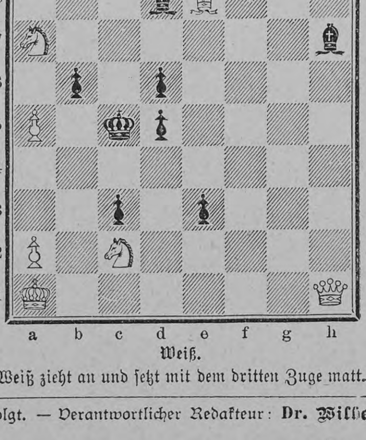
Schach.

(Bearbeitet von **E. Schallopp.**)

Aufgabe 33.

Von **M. Gomolla** in Eisenach.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 30 S. 672:

W. 1) Df8—d8
S. 1) h4—g3:
W. 2) Tf7—f4
S. 2) beliebig
W. 3) Dd8—f6, g5, a5, b8: matt.

A.

S. 1) Ke5—d4
W. 2) Tf7—f4†
S. 2) Kd4—e5, d5, c5
W. 3) Dd8—g5, a5 matt.

B.

S. 1) Ke5—d5
W. 2) Dd8—a5† 2c.

Auf d6—d5 führt 2) Tg3—g4 oder Tg3—e3†, auf andere Züge 2) Dd8—g5† zum Ziel.

Partie Nr. 15.

Gespielt zu Kopenhagen im März 1895 („Tidskrift for Skak“).

Zweispringerspiel im Nachzuge.

Weiß: J. Möller. — Schwarz: H. Krause.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	**e7—e5**	21) Lc4—f7:†	Ke8—e7
2) Sg1—f3	**Sb8—c6**	22) Dd1—h5	d4—c3:†
3) Lf1—c4	**Sg8—f6**	23) Kf2—e2	Lc3—e5:? [9]
4) Sf3—g5	d7—d5	24) Dh5—e5:†	Ke7—f7:
5) e4—d5:	Sf6—a5 [1]	25) Th1—f1†	Kf7—g8! [10]
6) Lc4—b5†	c7—c6	26) De5—d5†	Lh3—e6
7) d5—c6:	b7—c6:	27) Dd5—a8:†	Kg8—g7
8) Lb5—e2	h7—h6	28) Da8—e4:	Th8—e8
9) Sg5—f3	e5—e4	29) De4—f4? [11]	Sa5—c6
10) Sf3—e5	Lf8—d6	30) Df4—f6†	Kg7—h7
11) f2—f4	g7—g5 [2])	31) Tf1—f4	Te8—d8
12) d2—d4!	g5—f4:	32) Ta1—d1 [12]	Db6—a6†
13) Lc1—f4:	Dd8—b6 [3]	33) Ke2—e1 [13]	Da6—a5†
14) b2—b3? [4]	Sf6—d5	34) b3—b4	Td8—d1:†
15) g2—g3 [5]	Ld6—b4†	35) Ke1—d1:	Da5—d5†
16) Ke1—f2	Sd5—c3	36) Kd1—e2	Dd5—d2†
17) Sb1—c3:	Lb4—c3:	37) Ke2—f3	Le6—d5†
18) Ta1—b1	Lc8—h3!	38) Kf3—g4	Dd2—c2:
19) Lf4—e3 [6]	c6—c5	39) Weiß gibt die Partie auf.	
20) Le2—c4 [7]	c5—d4: [8]		

[1]) Auf Sf6—d5: erhält Weiß bekanntlich durch 6) Sg5—f7: Ke8—f7: 7) Dd1—f3† einen sehr starken Angriff.

[2]) Gewöhnlich geschieht hier Dd8—c7 12) d2—d4 O—O und später c6—c5 2c. Der vorliegend gewählte lebhafte Angriffszug wird von Steinitz in seinem „Modern Chess Instructor“ empfohlen; derselbe führt zu einem für beide Teile äußerst gefährlichen Spiel, scheint aber stark zu sein.

[3]) Dies erklärte Steinitz für stärker als seine ursprüngliche Fortsetzung Sf6—d5, welche er wie folgt weiterführte: 14) O—O Lc8—e6 15) Sb1—c3 Sd5—f4: 16) Tf1—f4: f7—f5, wobei Schwarz zum mindesten gleiches Spiel haben soll.

[4]) Hiernach erlangt Schwarz sicher ein überlegenes Spiel. Besser war die Rochade; auf 14) .... Db6—b2: folgt dann 15) Se5—f7:!

[5]) Nicht 15) O—O wegen Sd5—f4: 16) Tf1—f4: Ld6—e5:.

[6]) Auf 19) g3—g4 folgt h6—h5 20) g4—h5: Th8—g8 bezw. 20) Kf2—g3 h5—g4: 21) Le2—g4: Db6—d8!

[7]) Falls 20) d4—c5:?, so Db6—f6† 2c.

[8]) Stärker war die lange Rochade.

[9]) Ein Fehlzug, der dem Anziehenden wieder Aussichten gibt. Db6—b5† war der richtige Zug.

[10]) Nimmt Schwarz den Turm, so wird er in spätestens fünf Zügen matt.

[11]) Hier war 29) De4—e5† Kg7—g8 30) De5—h5 2c. am Platze.

[12]) Weiß hat nichts Besseres. Auf 32) Df6—e6: folgt Sc6—d4† 33) Tf4—d4: Db6—e6: 34) Td4—d8: De6—g4† 35) Ke2—e1 Dg4—f3 bezw. 35) Ke2—d3 Dg4—f5† 36) Kd3—c3! Df5—f6† 37) Td8—d4 e3—e2 38) Tb1—e1 Df6—f2 oder 38) Kc3—c4 [d3] Df6—f1 und Schwarz gewinnt.

[13]) Auf 33) Td1—d3 folgt Sc6—d4†! 34) Tf4—d4: Le6—g4† 2c.

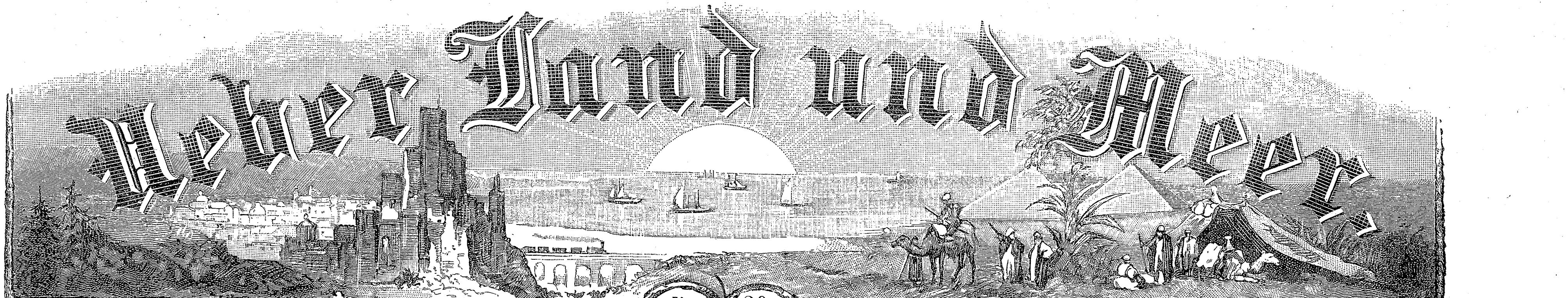
Schachbriefwechsel.

C. W. in Leipzig. Ihre Aufgabe ist noch nicht verwendbar. Auf f3—e2: führt neben 2) Lf5—d3 auch 2) Kb2—b3, auf f3—f2 neben 2) Dc6—d6† auch 2) Lf5—d3 und 2) Kb2—b3 zum Ziele.

K. W. in Wien. Lösung zu Nr. 30 tadellos wie immer.

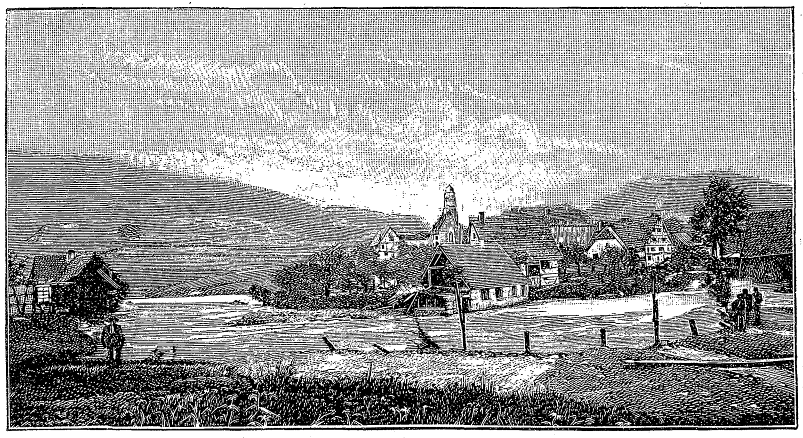
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

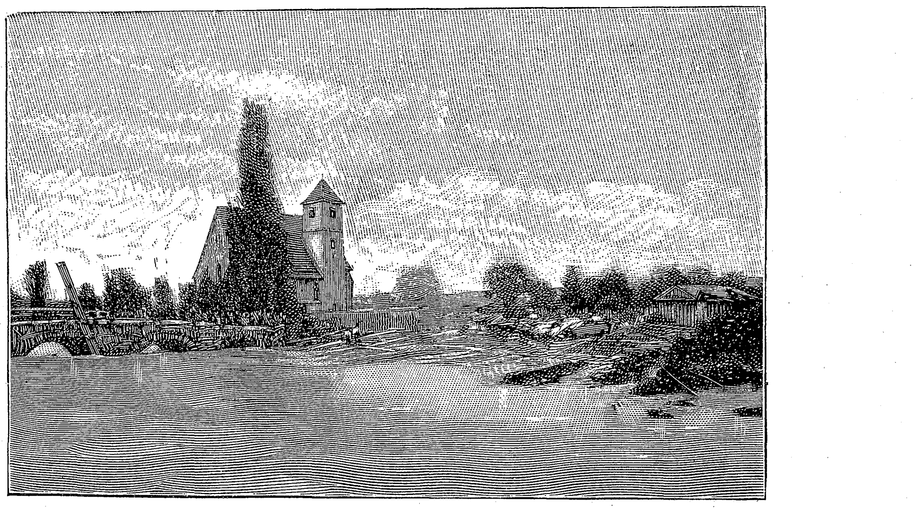


№ 39.

Aus Zeit und Leben.



Margrethausen. Im Vordergrund des Ortes die Stelle, wo ein Haus mit fünf Personen weggerissen wurde.



An der Friedhofbrücke in Balingen.

Die Ueberschwemmung im Eyachthale.

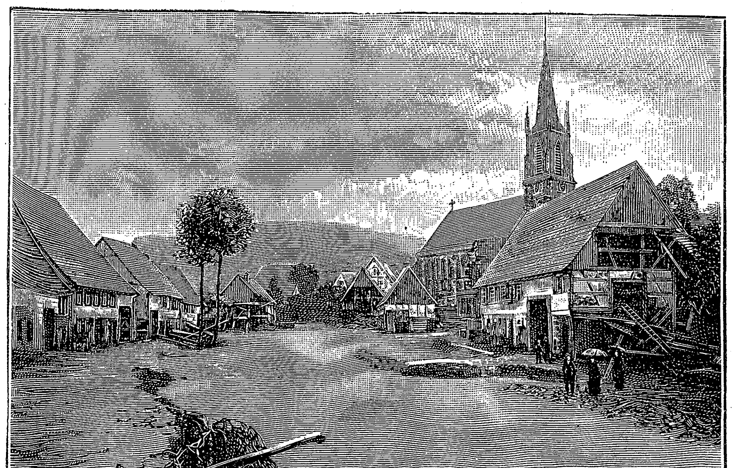
Mit Bildern nach photogr. Aufnahmen von P. Sinner in Tübingen.

Die Woche nach dem Pfingstfest war in ganz Süddeutschland ungemein gewitter- und regenreich. Fast kein Tag verging, an dem nicht unter Donner und Blitz gewaltige Wassermassen fielen, und täglich liefen neue Unglücksbotschaften über Hochwasserschäden ein, die sich über einen breiten Streifen entlang dem Nordrande der Alpen vom Schwarzwald bis nach Oberbayern erstreckten. Nirgends aber haben die Elemente so furchtbar gehaust wie in den beiden von der großen europäischen Wasserscheide sich herabsenkenden Thälchen der Eyach und der Schmiecha, von denen jene dem oberen Neckar, diese der oberen Donau zufließt. Es fiel dort am 4. Juni eine Regenmenge von 70 bis 100 Liter auf den Quadratmeter, und auf eine ähnliche Höhe darf man diejenige des 5. Juni veranschlagen. Die Kalkbänke, welche die Hochplatten der schwäbischen Alb bilden, ruhen hier vielfach auf undurchlässigen Thonschichten, an denen die oben niedergegangenen Wasser alsbald wieder zu Tage treten; dazu kommt ein sehr starkes Gefälle der nicht eben breiten Thalsohle, das bei der Eyach vom Ursprung bis Balingen auf etwa 20 Kilometer über 330 Meter, bei der Schmiecha vom Ursprung bis Ebingen auf rund 15 Kilometer 140 Meter beträgt. Man mag sich daraus die furchtbare Wucht erklären, mit der die Fluten sich thalabwärts wälzten.

Man hat von amtlicher Seite, gewiß eher zu niedrig als zu hoch, den Gesamtschaden im Bezirk Balingen auf über eine Million Mark geschätzt; weitaus der größte Teil dieses Verlustes trifft auf die sieben Gemeinden entlang der Eyach: Margrethausen, Laufen, Dürrwangen, Frommern, die Oberamtsstadt Balingen, Pfeffingen und Lautlingen. Die zahlreichen Mahl- und Sägmühlen auf dieser Strecke sind sämtlich so gut wie zerstört, die Brücken und Stege bis auf zwei weggerissen, die Straßen und Wege zerspült und vielfach ganz unterbrochen, die Wiesen mit Geröll und Kies überschüttet, durchfurcht von neuen Wasserwegen, die Bäume im Thalgrund geknickt, ausgerissen oder, soweit sie noch aufrecht stehen, durch Abscheuern der Rinde rettungslos verdorben. Einige dreißig Gebäude sind vollständig weggeschwemmt, viel mehr schwer beschädigt. Nicht weniger als vierzig Personen sind den reißenden Fluten zum Opfer gefallen. Man hat sich diese entsetzliche Thatsache zu erklären aus der beispiellosen Schnelligkeit, mit der die Wasser hereinbrachen; „wie ein Berg" kamen sie plötzlich daher, erzählten die Augenzeugen. In Margrethausen rissen sie ein Haus mit fünf Bewohnern, Vater, Mutter und drei Kindern weg, die alle ertranken; unser Bild zeigt vorn am Oertchen die Stätte, wo jenes Haus vormals gestanden hat. Lautlingen hat glücklicherweise den Verlust von Menschenleben nicht zu beklagen; um so furchtbarer hauste die Flut in Laufen. Ein stattliches Bauernhaus mit elf Insassen, sowie das jenem benachbarte Armenhaus mit vier Bewohnern sanken dahin. Unser Bild läßt einen Blick auf die Dorfstraße von Laufen thun, die unterhalb der Kirche den Bach entlang geführt hat. Dürrwangen, die nächste Ortschaft, ist wiederum insofern günstiger daran, als hier Menschen nicht verunglückt sind. Daß aber auch hier die Gefahr ernst genug war, das zeigt ein Blick auf die im Herzen des Dorfes gelegene Stätte der Verwüstung, welche unsere Abbildung vergegenwärtigt. Und nun weiter hinab nach Frommern! Hier hat die Flut Gebilde geschaffen, die der schauerlichen Romantik nicht entbehren. Man betrachte das halbzerstörte Haus mit dem eingestürzten Dachstuhl rechts und die Trümmerreste ihm gegenüber auf der andern Seite des Baches. Da, wo dieser jetzt verläuft, stand vordem ein Haus — es ist in jener Schreckensnacht von den Fluten fortgerissen worden samt je der Hälfte der beiden Nachbargebäude; elf Menschen versanken mit in die Tiefe und nur ein einziger vermochte sich zu retten. Gegenüber diesen traurigen Ueberbleibseln menschlicher Wohnstätten, auf unserem Bilde noch ein Stückchen weit sichtbar, tritt die Staatsstraße in das Dorf Frommern ein. Sie ist heute bis auf ein schmales Band an den Häusern entlang verschwunden, um wahrscheinlich niemals auf der alten Stelle wieder zu erstehen. Die Häuschen, die an ihr liegen, sind so schwer beschädigt, daß sie vermutlich sämtlich abgetragen werden müssen.

Aus Dürrwangen.

In Balingen erstreckte sich die Verheerung, den Bach entlang, vom sogenannten Wasserturm bis zu der Kirchhofsbrücke. Dort stand einst das Häuschen des Fuhrmanns Metz, der seine Frau und fünf Kinder samt dem Häuschen im reißenden Elemente versinken sah, während er selbst zwischen Leben und Tod an einer benachbarten Scheuer hing; dort steht noch die Hütte des Walkers Wild, der schon am 4. Juni ertrunken war und dem am nächsten Tage Frau und drei Kinder in den Tod folgten. Die Kirchhofsbrücke selbst war schwer gefährdet. „Hier stauten sich", so berichtet ein Augenzeuge, „Langholz, Bretter, Balken, Gartenzäune und hinderten so den Abfluß des Wassers. Dieses nahm den Weg nach rechts, zerstörte das Anwesen eines Gärtners, ging durch den Friedhof, Pappel- und

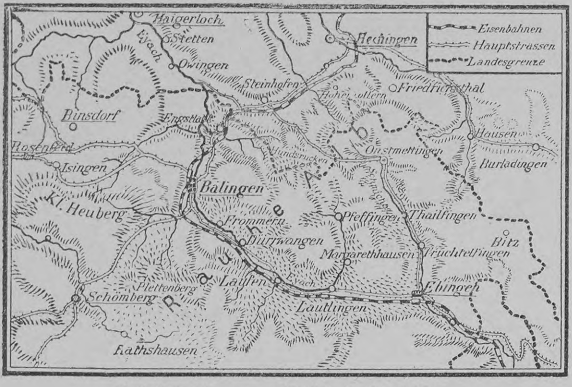


In Laufen.

Der Eyachdurchbruch in Frommern.

Digitized by Google

Akazienbäume mit sich führend, durchbrach die Umfassungsmauern an drei Stellen, riß Grabdenkmale um und schwemmte selbst Särge aus dem Boden fort." Es war darum eine der ersten Arbeiten der von Ulm eingetroffenen Pioniere, daß sie



Das Ueberschwemmungsgebiet im Eyachthale.

hier Luft schafften. Unser Bildchen zeigt denn auch diese Bemühungen bereits von Erfolg begleitet.

Die Gemeinden des oberen Eyachthales sind arm, und namenlos ist darum das Elend nach solch ungeheuren Schicksalsschlägen. Mögen daher die Aufrufe an die werkthätige Menschenliebe nicht ungehört verhallen.

Notizblätter.

Tonkunst.

— Glänzend verlief zu Köln unter Leitung Wüllners das 72. Niederrheinische Musikfest in den Pfingsttagen. Es hatte sich in diesem Jahre den Titel „Die deutsche Tonkunst" beigelegt und brachte nur Meisterwerke deutscher Komponisten, von Bach, Haydn und Händel bis zu Humperdinck und Richard Strauß. Einen großen Erfolg errang am ersten Festabende das große Te deum von Wüllner. Für den ersten Tag („Jahreszeiten") war, außer Kaufmann und Sistermanns, Marcella Sembrich engagirt, welche die „Hanne" sang. Am zweiten Tage errang Perron die größten Erfolge durch seine schöne Wiedergabe des Dr. Marianus im „Faust" von Schumann, während beim dritten Konzert Charlotte Huhn und d'Albert die Helden des Abends waren. Neben ihnen glänzte Birrenkoven durch die Friedenserzählung aus „Guntram" von Strauß. Vortrefflich hielten sich Chor und Orchester, letzteres fast nur aus Künstlern ersten Ranges bestehend. Wüllner, welcher diese mächtigen Tonkörper zu solcher Vollkommenheit herangebildet, wurde nach Gebühr vom Publikum gefeiert und darf sich wirklicher Verdienste um das Gelingen des schönen Festes rühmen.

Wohlthätigkeit.

— Die Firma J. Wolf in Karlsruhe (erste Karlsruher Parfümerie- und Toiletteseifenfabrik) hat anläßlich eines ihren Fabriklokalitäten abgestatteten Besuchs des Großherzogs und der Großherzogin von Baden ein Kapital von 5000 Mark als Grundstock zu einem Unterstützungsfond für kranke oder hilfsbedürftige Arbeiter ihrer Fabrik bestimmt.

Ausstellung.

— In Baden-Baden ist durch den dortigen Gelehrten Dr. Kurt Böck eine indische Ausstellung eröffnet worden. Die Ausstellung stellt sich als die Ausbeute dreier Indienreisen des Genannten dar und enthält nicht nur eine Fülle von Erzeugnissen des indischen Kunstfleißes, sondern ist namentlich auch sehr instruktiv durch plastische Darstellungen des indischen Hof- und Volkslebens, das durch eine große Anzahl sehr sorgfältig gearbeiteter, von indischen Künstlern modellirter und mit echten Stoffen bekleideten Miniaturfiguren indischer Volkstypen veranschaulicht wird.

Briefmappe.

P. R. in Charlottenburg, S. L. in ?, B. G. in Potsdam, A. M. in Stroesen bei Klützow. Dankend abgelehnt.

Frl. B. B. in M. Ada Negri charakterisirt ihre Eigenart selbst kurz und treffend in folgender Strophe:

Gebt Raum! ... Aus Arbeitsstätten voller Lärm und Braus,
Vom Pflug der Felder her und von der Schmieden Graus
Und Höllenglut ich dringe,
Aus Höhlen, wo ein Volk spinnt, hämmert, webt und schafft,
Aus Schacht und Gruben steig' ich, und voll freier Kraft
Der Arbeit Ruhm ich singe.

Die Tochter einer Arbeiterin, selbst kärglich besoldete Lehrerin in Motta-Visconti, einem stillen Marktflecken in der lombardischen Ebene, hat sie allen Jammer, alle Demütigungen der Armut und des Elends an sich selbst erfahren. Voll leidenschaftlicher Glut empört sie sich gegen ihre unverschuldeten Leiden und kämpft um Ruhm, Licht und Freiheit; sie fühlt sich eins mit allen Armen und Elenden und macht deren Sache zu der ihren, aber Rache, Tod und Zerstörung predigt sie nirgends, und nirgends tritt in ihren Gedichten eine bestimmte politische Tendenz hervor; sie eine Sozialistin zu nennen, ist daher durchaus ungerechtfertigt.

Ada Negri.

Eine ausgezeichnete Uebersetzung ihrer Gedichtsammlung „Fatàlita" von Hedwig Jahn ist kürzlich bei Alexander Duncker in Berlin erschienen. Im neuesten Heft der bekannten Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen", die wir Ihnen bei Ihrem Interesse für ausländische Literatur freundlichst empfehlen, finden Sie einen geistvollen Artikel über die Dichterin mit interessanten biographischen Notizen und einer kritischen Beleuchtung ihrer literarischen Bedeutung.

Unter dem Protektorat eines Hohen Senates der freien und Hansestadt Lübeck

LÜBECK

21. Juni bis Oktober 1895

Deutsch-nordische Handels- und Industrie-Ausstellung

Kaiserl. Marine-Ausstellung. — Handels- u. Industrie-Ausstellung. — Maschinen-Ausstellung. — Dritte Deutsche Molkerei-Ausstellung. — Gartenbau-Ausstellung. — Deutsche Kolonial-Ausstellung. — Nordische Kunst-Ausstellung. — Grossartige Vergnügungen.

Patent 20,927.

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeuffers Patent 20,927. *München*, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:
Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige u. schwächliche Kinder ganz besonders
Jessler's Ludwigs-Apotheke zu München.
Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Patent.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen.
In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

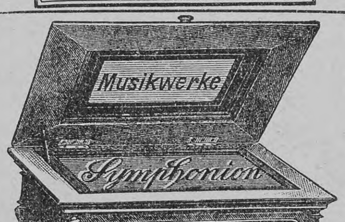
LIQUEUR-PATRONEN
Mit J. Schrader's Liqueur-Patronen lassen sich von Jedermann sofort feinste Tafel-Liqueure, Bitters und sonstige Haus-Geister, die sonst viel Geld kosten, wie Chartreuse, **Benediktiner, Maraschino, Curaçao, Bonecamp etc.** (ca. 30 Sorten), in einer den **besten Marken** gleichkommenden Qualität und enorm billig herstellen. 1 Patr. zu 2½ Lit. Liqueur 60 Pfg.
— Genaue Gebrauchsvorschrift. —
Man verlange Prospekte gratis.
J. Schrader, Feuerbach-Stuttgart.

Stottern
heilt gründl. Rudolf Denhardt's Anstalt Eisenach. Honorar nach Heilung. Prosp. gratis. Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, zuletzt d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.**

Billigste Bezugsquelle für
Teppiche!
fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à **5, 6, 8, 10** bis **100** Mark. Prachtkatalog gratis.
Sofastoff-Reste!!
einfarbig und bunt spottbillig. **Proben frko.**
Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre**, BERLIN S., Oranienstr. 158.

RICH. MAUNE, Dresden-Löbtau.
Kranken-Fahrstühle für Zimmer & Strasse
Kranken-Selbstfahrer, Universalstühle, Ruhestühle, Tragestühle, Betttische, verstellb. Kopfkissen, Lesepulte, Fusslager, Zimmerclosets etc.
Grösste Auswahl! Katalog gratis!

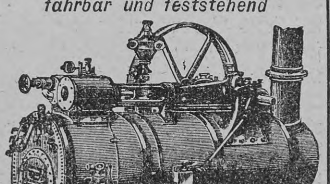
FLÜGEL
Schiedmayer, Pianofortefabrik
vorm. J. & P. Schiedmayer Königl. Hoflieferanten
PIANINO — HARMONIUM
Instrumente allerersten Ranges. Weitgehendste Garantie.
STUTTGART Neckarstr. 12.
Stammhaus gegründet 1781.
Grösste Fabrik dieses Namens.
Dresden: Pragerstrasse 25. — Berlin: Königgrätzerstr. 81.



Illustr. Preisliste u. Notenverzeichn. gratis.

Hôtel Augusta Victoria
Haus ersten Ranges. Einzig. Hôtel gegenüb. d. Sprudel, Bädern u. Salinen. **Pension. Arrangements.** Wagen an der Bahn. Elektrisch Licht. Lift.
Bad Nauheim.

Locomobilen
mit verbessertem ausziehbaren Röhrenkessel, fahrbar und feststehend


bauen als Spezialität und halten auf Lager
MENCK & HAMBROCK,
ALTONA-HAMBURG.

Kühlend, erfrischend und stärkend sind die Eigenschaften von **ROWLANDS' KALYDOR.**
für Gesicht, Hände und Arme der Damen und alle sonstigen der Sonne und dem Staube ausgesetzten Teile. Es verhindert und entfernt Sommerflecken, Sonnenbrand, Röte, Runzeln etc., lindert und heilt Entzündungen, Insektenstiche, Hautausschläge etc., macht die Haut zart und schön und verleiht einen reizenden Teint. Als unschädlich garantirt. Man verlange in den Apotheken und Parfümerien **ROWLANDS' KALYDOR,** 20, Hatton Garden, London, und vermeide Nachahmungen des Kalydor, die Mineralgifte enthalten, welche für Haut und Teint schädlich sind.

Technikum Hildburghausen. Getrennte Fachschul. für Maschinen- & Elektrotechniker, Baugewerk & Bahnmeister etc.
Nachhilfecurse. Rathke, Herzogl. Direktor.

Bergmann's Original-
Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Cie., Berlin u. Frankfurt a. M.
Nur echt mit der Schutzmarke:
Dreieck mit Erdkugel und Kreuz.
Anerkannt unvergleichlich in ihren Wirkungen für die Hautpflege gegen alle
Hautunreinigkeiten, Sommersprossen u. s. w.
wie zur Erlangung und Konservirung einer
zarten, blendend weissen Gesichtsfarbe.
GESETZLICH DEPONIRTE SCHUTZMARKE.
Ueberall zu 50 Pfg. pro Stück käuflich.

Hans von Bülow
fand die Pianinos aus der Fabrik von
W. Arnold, Aschaffenburg,
als die besten und wählte eins zum eig. Gebrauch.
Preisliste u. Bülows Original-Dankschreib. gratis.

H. Lehr & Co.
in Easton, Pa.,
älteste und bedeutendste Fabrikanten von
7 Oktav-Harmoniums.
Besondere Vorzüge der **Lehr-Organs:**
prachtvoller, großer Orgelton, außerordentlich leichter Anschlag, elegantes Aeußere, vereinfachte Konstruktion, sehr mäßige Preise. Illustrirte Kataloge gratis und franko.
Zentrale für das europäische Geschäft:
Carl Jungk, Bremen.

Illstr. Romanbibliothek:
NEU! Durch alle Lande NEU!
Jährlich 12 Bde. in Roccoco-Originaleinband m. feinst. Illustr. u. Chromobildern geschmückt à 2 Mk. Zu haben in allen Buchhdlgn. u. bei B. Richter's Verlag in Chemnitz i/S.

Deutsche Waffen-Fabrik
Ferd. Drissen, Lüttich (Belgien).
Jeder Weidmann und Schütze verlange franko und gratis das reichhaltige Album mit 575 Waffen-Modellen und 141 künstlerischen Waffen-Zeichnungen.

Franz Christoph's
Fussboden-Glanzlack
in gelbbraun, mahagoni, nussbaum, eichen und grauer Farbe, Sofort trocknend, geruchlos, von Jedermann leicht anwendbar.
Niederlagen, durch Plakate kenntlich, in den meisten Städten, sonst direkter Versand. **Postcolli,** ausreichend zum Anstrich zweier Zimmer, à **9 Mk. 50 Pf.** franko ganz Deutschland. Farbenmuster und jede weitere Auskunft bereitwilligst durch die Fabrik
Franz Christoph, Berlin NW., Mittelstraße 11.

Dr. von Hartungen's
Naturheilanstalt
RIVA am Gardasee.
Der Sommer die geeignetste Zeit für intensivere Sonnenlichtkuren bei Skrofulose, Blutarmut u. sonstig. Blutdyscrasien. — Näheres über Riva in Dr. von Hartungen's Handbuch der klimatischen Heilkunde bei Gustav Schuhr, Berlin, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Dr. R. K. in Prag. Wie in anderen ähnlichen Fällen vermögen wir die Verantwortung nicht auf uns zu nehmen, Ihnen eine spezielle Anstalt namhaft zu machen. Dagegen können wir Ihnen mit bestem Gewissen den soeben in 6. Auflage bei R. Mosse in Berlin erschienenen Bäder-Almanach empfehlen. Das Buch enthält eine sorgfältig nach wissenschaftlichen Grundsätzen geordnete Sammlung von Originalprospekten der einzelnen Kurorte und Anstalten. Die Darstellungsweise ist eine ausführlichere, als man sie sonst zu finden gewohnt ist; die lokalen Verhältnisse der einzelnen Badeorte finden in den Prospekten eingehende Berücksichtigung. Ganz besonderen Wert besitzt der Bäderalmanach durch die knappe und klare Darstellungsweise des wissenschaftlichen Teils, welcher von Sanitätsrat Dr. Otto Thilenius und einer Anzahl der hervorragendsten Badeärzte bearbeitet worden ist. In kurzen Zügen werden dem Arzte wie dem Heilbedürftigen für die einzelnen Krankheitsformen die erforderlichen Direktiven zur Auswahl der Kurorte gegeben; daneben sind den einzelnen Bädergruppen besondere Besprechungen gewidmet.

G. J. in Nizza. Sie thun dem betreffenden Verfasser durchaus unrecht; demselben liegt nichts ferner, als die Italiener in dem Sinne, wie Sie es meinen, darzustellen. Der Ausspruch, um den es sich handelt, wird einem alten, vergrämten und krankhaften Herrn in den Mund gelegt, dessen menschenscheues, hypochondrisches Wesen, wie der Verlauf der Erzählung es ergibt, zu einem der Hebel der Handlung gemacht wird. Um eine Herabsetzung des italienischen Nationalcharakters handelt es sich dabei ganz und gar nicht, denn die betreffende Persönlichkeit würde, so wie sie geschildert wird, gegebenen Falles ihre deutschen Landsleute in derselben unliebenswürdigen Weise behandeln.

P. in W. Dankend abgelehnt, noch viel Vorrat an Aehnlichem.

A. E. B. in Rostock. Zu dem gedachten Zwecke empfiehlt sich am besten Vilmars Deutsche Literaturgeschichte (Marburg, Verlag von Elwert). Dieselbe kostet gebunden 8 Mark 50 Pfennig und ist zu diesem Preise durch jede deutsche Buchhandlung zu beziehen. Das erwähnte Jugendbuch für Knaben ist uns nicht bekannt, weshalb wir Ihnen weitere Angaben darüber nicht machen können.

Frau Doktor aus Ostpreußen. Wenn Naphthalin nicht hilft, dürften auch alle anderen Mittel versagen. Gründliches Klopfen und Bürsten möchte immer noch am ehesten zum Ziel führen.

A. F. in Sz. Volksschulbücher und pädagogische Werke verlegen: A. Bonz & Co., Stuttgart; Julius Groos, Heidelberg; Grotesche Verlagshandlung, Berlin; B. G. Teubner, Leipzig; Schulbuchhandlung von F. G. L. Greßler, Langensalza.

Ratloser in Danzig. Wollen Sie sich nur an das Landwehrbezirkskommando Ihres Wohnortes wenden, das Ihnen alle Ihre Fragen in authentischer Weise beantworten wird.

Junger Schwärmer. Ihr Maigedicht kommt zwar für dieses Jahr zu spät, aber weil es so tief und zart empfunden ist, drucken wir es dennoch:

Der Mai ist wieder einmal
Ins Land gekommen,
Und wieder auf Berg und Thal
Der Lenz entglommen.

Da regt sich in meinem Herz
Die Liebe auch wieder,
Und wieder in Lust und Schmerz
Singe ich Lieder.

Und wieder wird wohl mein Lied
Machtlos verklingen,
Ihr, zu der's hin mich zieht,
Ins Herz nicht dringen!

M. J. M., Poststempel München. Wir vermögen leider Ihnen die gewünschte Auskunft nicht zu erteilen. Gern aber entsprechen wir aus den von Ihnen uns entwickelten Gründen Ihrem Wunsche, uns um Aufklärung an unsern Leserkreis zu wenden. Wir richten daher an alle, welchen diese Zeilen zu Gesicht kommen, die freundliche Bitte, uns mitzuteilen, was ihnen über den Dichter und Komponisten des augenblicklich so viel gesungenen Liedes bekannt ist, das unter anderem die Strophen enthält:

„Laß fahren die Sorgen,
Vertrau dem Geschick;
Auf heut folgt das Morgen,
Auf Leid folgt das Glück.

Bald tönet das Werde,
Der Winter muß ziehn;
Die schneeweiße Erde,
Sie wird wieder grün."

Melpomene. Fanny Persiani, die einst berühmte italienische Sängerin, ist keineswegs, wie einige Zeitungen meldeten, kürzlich gestorben, sondern sie weilt schon seit bald dreißig Jahren nicht mehr unter den Lebenden. Ihre Bühnenlaufbahn war nur kurz. Zu Rom als Tochter des berühmten Sängers Tacchinardi 1812 geboren, wurde sie dessen Schülerin und gelangte in ihrem Heimatlande schnell zu Ruf. Donizetti schrieb für sie „Lucia di Lammermoor". Mit dem Komponisten Persiani verheiratet, verlor sie schon 1844 ihre Stimme und ließ sich in Paris als Gesangslehrerin nieder. Dort ist sie am 3. Mai 1867 gestorben.

Theaterfreundin. Der berühmte Schauspieler Henry Irving, der jüngst von der Königin Viktoria zum Ritter ernannt wurde, ist 1838 zu Keinton in Somersetshire geboren. Der Bühne gehört er seit 1856 an, und zwar trat er zuerst im Theater zu Sunderland auf. Direktor des Lyceumtheaters, das durch ihn erst zur vollen Bedeutung gelangte, wurde er 1878. Sein Geburtsname lautet übrigens John Henry Brodrib, aber unter seinem Theaternamen ist er zum Ritter ernannt worden.

Martha in L. Nein, Chopin hat bisher in Paris kein Denkmal; es hat sich jedoch dort vor kurzem ein Komite gebildet, welches die Errichtung eines solchen Monumentes im Wege der Subskription betreibt. Fließen die Beiträge reichlich, so soll das Denkmal am fünfzigjährigen Todestage Chopins (gestorben 17. Oktober 1849) enthüllt werden.

Richtige Lösungen sandten ein: Eugenie v. P., Schloß P. (2). Michael Tönning in Lüben. Fanny Scheitlin in St. Gallen (2). Robert Brettschneider in Langershausen. Karl Allenthal in Gießen. Josef Bloem in Gravenhagen. Dr. Sch. in Zürich. Wilhelm Jaffé in Berlin (3). F. Garnett in London. Winter, stud. med. in Straßburg. Mathilde Scholz in Königshofen. Alfred Sebohm in Bückeburg. Mary Clifford in New-York. Dr. J. W. in Stade. Die „kleine Ella" in Hamburg (3). Htte. Helbling-Tschudy in Küsnacht (4).

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer"** (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsches Memoirenwerk von größtem Interesse!

Soeben ist erschienen:

Erinnerungen

aus dem Leben von

Hans Viktor von Unruh

(geb. 1806, gest. 1886)

Herausgegeben von

Heinrich von Poschinger

Mit Bildnis Hans Viktor v. Unruhs.

Preis geheftet 8 M.; in Halbfranz gebunden 10 M.

H. v. Poschinger hat in den Aufzeichnungen von Unruhs, welche die Zeit von Preußens tiefster Erniedrigung bis zur Neuerrichtung des Deutschen Reiches umfassen, eine Fülle von Beziehungen desselben zu Bismarck gefunden, welche in der rückhaltlosesten Anerkennung der Größe unseres Nationalheldens gipfeln und für den Bismarck-Biographen um so wertvoller sein mußten, als von Unruh auf politischem Gebiete ursprünglich in direktem Gegensatze zu Bismarck gestanden hat. Schlicht und sachlich, unterhaltend und belehrend, gibt das Buch gleichsam ein Wandelbild der ganzen Periode von Jena bis Sedan und später und wird deshalb in der Zukunft als wichtiges historisches Quellenwerk geschätzt werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile **1 ℳ 80 ₰ Reichswährung,** für die **Schweiz, Italien** und **Frankreich** Fr. **2.25.**
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Neuheiten in Seidenstoffen

weisse, schwarze und farbige jeder Art zu wirklichen Fabrikpreisen unter Garantie für Echtheit und Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. Mtr. porto- und zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungsschreiben, Muster frko. Doppelt. Briefporte nach d. Schweiz.
Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**
Königl. Spanische Hoflieferanten.

Strassburg im Elsass 1895.
Industrie- und Gewerbe-Ausstellung
(Elsass-Lothringen, Baden u. Pfalz)
unter dem Protektorat
Seiner Durchlaucht des Fürsten Hohenlohe-Langenburg
Kaiserlicher Statthalter.
Vom 15. Mai bis 15. Oktober.

Lebensversicherungs- & Ersparnis-Bank

STUTTGART
Aller Ueberschuss **den Versicherten.**
Dividende für die Versicherten:
Nach Plan A II: **40%** der ordentlichen Jahresprämie und extra **20%** der alternativen Zusatzprämie.
Nach Plan B: 3% aus der einbezahlten Gesamtprämiensumme,
Niederer Verwaltungsaufwand. Günstigste Versicherungs-Bedingungen (insbesondere bei Krieg, Selbstmord, Zweikampf, Unglücksfall, Zahlungsversäumnis etc. etc.)
(Ausführliche Prospekte unentgeltlich bei der Bank und den allerorts aufgestellten Vertretern.)

gegründet 1854.
Unter Staatsaufsicht.
Versicherungsstand: 425 Millionen Mark.
Bankvermögen: **118** Millionen Mark, **darunter Extrareserven:** 19 Millionen Mark.
Seit Bestehen der Bank bis Ende 1893 wurden **Ueberschüsse** erzielt: **53** Millionen Mark.
Dividenden an Versicherte bezahlt: **36** Millionen Mark.
Versicherungssummen ausbezahlt: **68** Millionen Mark.

Bahnstation der Strecke Breslau-Halbstadt.
Kurort Salzbrunn in Schlesien.
Saisondauer vom 1. Mai **bis** Ende September.
407 Meter hoch; mildes Gebirgsklima; weitgedehnte Anlagen; grossartige Milch- und Molkenanstalt (sterilis. Milch, Eselinnenmilch, Kefir); pneumatisches Cabinet; Badeanstalt: Massage etc.
Hauptquelle: der **Oberbrunnen,** seit 1601 bekannt und bewährt bei Erkrankungen des **Rachens** und des **Kehlkopfes,** der **Luftröhren** und der **Lungen,** bei **Magen- und Darmkatarrh,** bei **Leberkrankheiten,** bei **Nieren- und Blasenleiden, Gicht** und **Diabetes.**
Versand des Oberbrunnens durch die Herren **Furbach & Strieboll**
Jede weitere Auskunft über den Kurort durch die **Fürstlich Plessische Brunnen- und Bade-Direction** in Salzbrunn.

Ostende
Schönstes und besuchtestes Seebad auf dem Kontinent, **Sommer-Residenz I. I. M. M. des Königs und der Königin der Belgier. „Jährlich 250,000 Badegäste".**
Bade-Saison vom 1. Mai bis November. Künstlerisch ausgeschmückter Kursaal, herrlicher Meer-Damm. Theater. Täglich 2 Konzerte, Orchester von 70 Mann. Soirées dansantes im Kursaal. Häufig Konzerte berühmter Sänger und Sängerinnen. Ferner Orgel-Aufführungen, Bälle im Kasino, Regattas auf dem Meere. Pferderennen an 8 Tagen. Elegante Dampfer zu Lustfahrten. Feste aller Art. Fischsport. Seewasser-Heilanstalt. Fahrradbahn. Kunstausstellung. Wintersaison. Direkte Bahnverbindung mit allen Hauptstädten Europas. 3 Dampfer täglich nach Dover. Ueberfahrt in 3 Stunden.

Marienlyst Kur- und Seebad-Anstalt,
wunderschön gelegen, 1. Kl. Bad-Hotel in Dänemark. 1½ Stunde von **Kopenhagen** (½ Stunde vom königl. Residenzschlosse **Fredensborg**). Zimmer von 2 Kronen an und höhere Preise, volle Pension 4½ Kr. pr. Tag, für längeren Aufenthalt Moderation. Restauration 1. Kl., sowohl à la carte als Diners und Dejeuners à prix fixe. Jeden Abend Militärmusik. 1 Abend wöchentlich Soirée dansante. Strombäder, warme Seebäder, Douche u. s. w. Badearzt, Massage-Arzt. Man wendet sich an **Marienlyst pr. Helsingör, Dänemark.**

Wasserheilanstalt zu Michelstadt im Odenwald.
Station d. hess. Odenwald-Bahn (Frankfurt a. M.) Hanau-Eberbach (Heilbronn-Stuttgart). **Heilanstalt für chronische Kranke** der verschiedensten Art, namentlich Nervenleidende (Geisteskranke sind ausgeschlossen). Rationelle Wasserkuren, Elektrizität (auch elektr. Bäder), Massage, Heilgymnastik, diätetische Kuren. — **Landaufenthalt für Erholungsbedürftige** und Rekonvaleszenten. — Die Anstalt ist das ganze Jahr hindurch geöffnet. Näheres durch Prospekt. — **Dr. Scharfenberg,** dir. Arzt.

Gegen Einsendung von M. 30.— versende 50 Liter weissen **Rheinwein** incl. Fass.
Friedrich Lederhos. Oberingelheim a. Rh.

FESTER GEHALT u. Provision. Angenehme hochachtbare Stellung. Fachkenntnis nicht nötig. Ges. f. jed. Ort (Herr od. Dame) ein Berichterstatter u. **VERTRETER.**
U. St. Press, Rm 79, Whitehall St. 25, New York.

Die gehässigste Konkurrenz
muß kleinlaut eingestehen, daß nur einzig und allein **Crême Grolich** und **Grolich-Seife** Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte 2c. entfernen und den Teint bis ins Alter blendend weiß und jugendlich erhalten. Preis ℳ 2,—. **Beim Kaufe verlange man ausdrücklich die preisgekrönte Crême Grolich und Grolich-Seife, da es wertlose Nachahmungen gibt. Hauptdepot** in der **Engeldrogerie Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren **Apothekern** und **Droguisten.**

Bad Thalkirchen - München
altrenommirte **Wasserheilanstalt** in herrlichster Lage an der Isar für **Nervenleiden, Verdauungsstörungen, Gicht, Fettsucht** etc. Rationelle **Morphiumentziehung.** Mässige Preise bei anerkannt vorzüglicher Verpflegung. Elektrische Beleuchtung. Telephon und Telegraph im Hause. **Prospekte.**
Dr. M. Scherzberg, Bes. u. dirig. Arzt. **Dr. Zimmermann.**

Carl Rissmann, Hannover,

Fabrikant der berühmten „Matchless"-Fahrräder. Seit 1879 eingeführt, wiederholt prämiirt. Bestes existirendes Fahrrad. — Billigste Preise bei coulanter Bedienung. Preislisten gratis.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen auf Papier und direkt auf Holz gedruckt. Preiscourant mit 1200 Illustrationen auch über Werkzeug u. Materialien 30 Pfg. Briefmarken.
Mey & Widmayer in **München.**

Glafey-Nachtlichte, unübertroffen seit 1808, 6 mal prämiirt, silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1882 **„für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung."** Ueberall vorräthig.

Für Blutarme und Reconvalescenten.

D. R. P. No. 72168.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.
Breslau, Hambg., Dresd., Leipz. Münch.
Dr. J. Schanz & Co.
Patente
billigst, reell, sorgfältig, schnell
Vergünstigungen wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Dr. Köllner's Kurh. u. Pens. auf d.
Hainstein
b. d. Wartb. Eisenach, Sommerfr. auch f. Nichtkurgebr. Prosp. gr. u. fr.

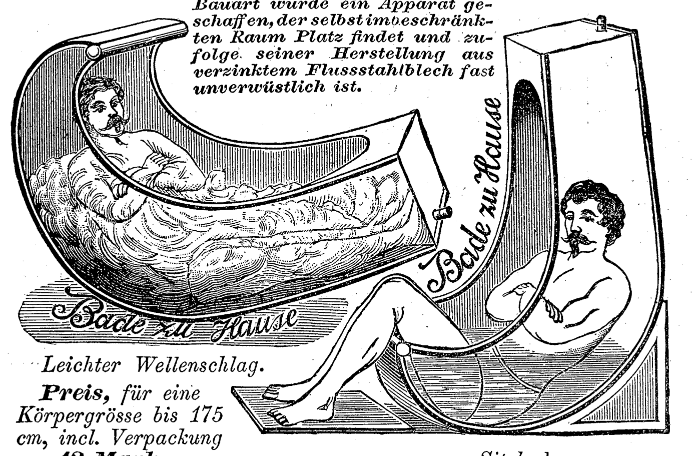
Stottern heilt **C. Denhardt's** Anstalt **Dresden-Blasewitz** und die Zweiganstalt **Burgsteinfurt,** Westf. Honorar nach Heilung. Prospekte gratis. Herrliche Lage. **Aelteste, staatlich** durch **S. M. Kaiser Wilhelm I.** ausgezeichn. Anst. Deutschlands.

Digitized by Google

Dittmann's patentirte

Wellenbadschaukel

vereint in sich die wichtigsten Badeapparate: sie bietet ein Voll-, Halb-, Sitz-, Kinder- und Dampfbad, sowie das nervenstärkende Wellenbad. Dieses Wellenbad wirkt so wohlthuend auf den Blutkreislauf und hinterlässt ein so unbeschreibliches Wohlbehagen, dass man sich geradezu verjüngt fühlt. Durch äusserst sinnreiche, ganz dem Körper angepasste Bauart wurde ein Apparat geschaffen, der selbst im beschränkten Raum Platz findet und zufolge seiner Herstellung aus verzinktem Flussstahlblech fast unverwüstlich ist.



Leichter Wellenschlag.

***Preis**, für eine Körpergrösse bis 175 cm, incl. Verpackung*

42 Mark, **Dampferzeuger 10 Mark.** *Sitzbad.*

***Moosdorf & Hochhäusler, Berlin** 123.*

Kommandantenstr. 60. — Fabrik sämtl. Badeapparate.

Bergmann's Lilienmilch-Seife

ist vollkommen rein, mild und neutral, von heilsamem Einfluss auf die Haut und äusserst sparsam im Gebrauch, daher empfehlenswerteste Familien- Toilette-Seife. Bestes Mittel gegen **Sommersprossen** und **alle Hautunreinigkeiten.** Nur echt von

BERGMANN & Co.

Zürich DRESDEN-RADEBEUL Tetschen a/E.

Man verlange ausdrücklich mit Schutzmarke:

Zwei Bergmänner;

denn es existiren wertlose Nachahmungen.

Schutz-Marke B&Co. Dresden Zwei Bergmänner

Vorrätig à Stück 50 Pf. in den Apotheken, Droguerien etc.

DETAILVERKAUF in allen besseren

Schuhhandlungen des In- & Auslandes.

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift v. Prof. Dr. Oskar Liebreich. Verdauungsbeschwerden, Trägheit der Verdauung, Sodbrennen, Magenverschleimung, die Folgen von Unmässigkeit im Essen u. Trinken u. s. w. werden durch diesen angenehm schmeckenden Wein binnen kurzer Zeit beseitigt. Preis per Fl. 1 Mk. 50 Pf. u. 3 Mk. Bei 6 Fl. 1 Fl. Rabatt.

Schering's Grüne Apotheke in **Berlin N.,** Chausseestrasse 19. (Fernsprech-Anschluss.)

Niederlagen in fast sämtlichen **Apotheken** und grösseren **Droguenhandlungen.**

Das renommirte Versand-Warenhaus

Siegfried Schlesinger

Dresden

empfiehlt zu außergewöhnlich billigen **bisher unbekannten Preisen** alle in das

Möbelstoff- und Gardinen-

fach einschlagenden Artikel.

Man prüfe Preise u. Qualitäten

und stehen reichhaltige Kollektionen bereitwilligst franko zu Diensten, von

Glatte Möbel-Plüsche Mtr. 2,50—7 Mk.
Gepreßte Möbel-Plüsche Mtr. 3—5 Mk.
Gemusterte Möbel-Plüsche Mtr. 5,50—12 Mk.
Moquette-Plüsche Mtr. 5,75—12 Mk.
Dekorat. Tician-Plüsche Mtr. 4 Mk.
130—160 cm Portièren-Friese Mtr. 1,90—4 Mk.
Portièren-Stoffe meterweise v. 0,65-2 Mk.
Portièren, abgepaßt, Paar 3,50—120 Mk.
Möbel-Damaste Mtr. 1,25—4,50 Mk.
Möbelripse und Crêps Mtr. 2,75—4,50 Mk.
Seiden-Damaste Mtr. 5,75—18 Mk.
Phantasie-Möbel-Stoffe Mtr. 1,35—15 Mk.

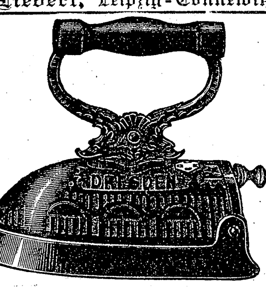
Schweizer u. engl. Tüll-Gardinen.
Linoleum, einfarb., Parket- und Teppich-Muster.
Granit-Linoleum.
Elsässer bedruckte Möbel-Crêps.
Teppiche, Läufer, Tisch- und Bettdecken.

Das Angebot von **Restern** und **fehlerhaften** Waren **beruht auf Täuschung des Publikums.** Nach meinen Grundsätzen müssen **gute** und **reelle** Waren **billig** sein.

Nervenleidenden

gibt ein Geheilter aus Dankbarkeit kostenfreie Auskunft über ein sicher wirkendes Mittel.

W. Liebert, Leipzig-Connewitz.



Mädchen oder Frau,

die die Beschwerden des Plättens kennen, werden sich glücklich schätzen, mit Glühstoff (Patent Martin) zu plätten, bei dem Ofenhitze und Kohlendunst vollständig wegfällt und mit welchem ein ununterbrochenes sauberes Arbeiten bewirkt wird. Unser Glühstoff ist in Cartons zu 40 Pf., unser Patentplätteisen zu M. 3,50 in allen besseren Hausgeräte- und Eisenhandlungen zu haben. Man verlange aber ausdrücklich unsere echten Fabrikate. Wo nicht erhältlich, versenden wir als je ein Postpaket 4 Cartons Glühstoff und ein Plätteisen ab hier. Zu jedem unserer echten Plätteisen wird gratis ein Anglühapparat und eine Zange geliefert.

Deutsche Glühstoff-Gesellschaft, Dresden.

Prämiirt: **Brüssel** 1876, **Stuttgart** 1881, **Porto Alegre** 1881, **Wien** 1883.

Burk's Arzneiweine

In Flaschen à ca. 100 Gr. „ „ 260 „ „ „ 700 „

C. H. BURK STUTTGART. Schutz-Marke.

Gleiche Preise in ganz Deutschland.

Mit edlen Weinen bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.

Von vielen Aerzten empfohlen:

Burk's Pepsinwein (Essenz).

Verdauungsflüssigkeit. In Flaschen à ℳ 1,—, ℳ 2,— u. ℳ 4,50.

Burk's China-Malvasier.

Ein delikates Tonicum. In Flaschen à ℳ 1,—, ℳ 2,— u. ℳ 4,—.

Burk's Eisenchinawein,

wohlschmeckend u. leicht verdaulich. In Flaschen à ℳ 1,—, ℳ 2,— u. ℳ 4,50.

Zu haben in d. Apotheken Deutschlands u. vieler grösseren Städte d. Auslands.

Man verlange **ausdrücklich:** **„Burk's Pepsinwein", „Burk's China-Malvasier"** etc. und beachte obige Schutzmarke u. die Firma: **C. H. Burk, Stuttgart.**

= Export nach überseeischen Ländern. =

Dampfpflüge

Strassen-Locomotiven
Dampf-Strassenwalzen

liefern in den vollkommensten Constructionen und zu den mässigsten Preisen

John Fowler & Co., Magdeburg.

Darmstadt,

Haupt- u. Residenzstadt des Großherzogtums Hessen, mit ca. 62000 Einwohnern, liegt am Fuße des **Odenwaldes** u. an der **Bergstraße,** 2 Stunden vom Rhein entfernt, und ist seiner breiten, luftigen Straßen, stattlichen Plätze, der besonders reichen **Parkanlagen** und schönen, in unmittelbarer Nähe geleg. **Laub- und Nadelholzwaldungen** halber, sowie überhaupt wegen seiner vorteilh. Lage in d. Mittelrheingegend, welche lohnende Ausflüge zu geschichtl. und malerisch interessanten Punkten leicht ermögl., als **gesunder u. angenehmer Aufenthalt** hochgeschätzt. Darmstadt empfiehlt sich ferner durch seine treffl. **Kunst-, Unterrichts- u. Bildungsanst., Sammlungen u. Sehenswürdigkeiten (Gemäldegalerie, Hoftheater, Konzerte** u. s. w.), **billigen Miets- u. mäß. Lebensmittelpreise, günst. Steuerverhältnisse,** sein reges Vereinsleben u. s. w., und namentlich solchen, welche das Leben einer mittelgroßen Stadt dem geräuschvollen einer Großstadt vorziehen. Darmstadt ist ein sehr geeigneter Wohnsitz für Rentner u. Pensionäre. Auskunft über Wohnungs- und Mietsverhältnisse, Bildungsanstalten, Verkehr ꝛc. erteilt der **Verein** zur Förderung **gemeinnütziger Zwecke in Darmstadt,** Rheinstraße 25.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

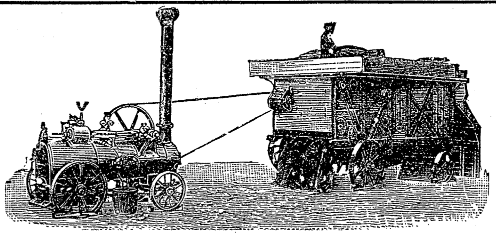
TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**

Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS. 33. Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Garrett Smith & Co.



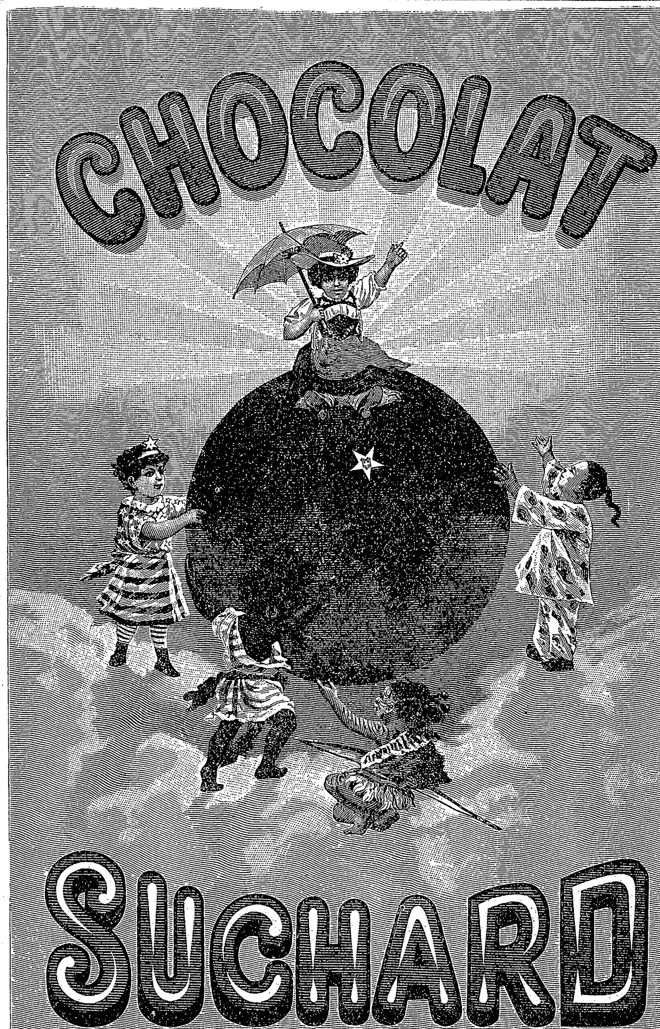
Deutsche Dampf-Dresch-Sätze,

neueste Unterwind-Dampfdreschm. mit Kaff-Siebung und Expans.-Lokomobilen.

Kohlenverbrauch ca. 5 Ztr. pro Tag. 5jährige Garantie für ausziehbare Feuerbuchsen. 600 neuere Zeugnisse etc. gratis und franko.

Gebaut von **Garrett Smith & Co., Magdeburg.**

Garrett Smith & Co.



Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 40.

74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894–1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag ℳ. 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Pave, der Sünder.

Eine Geschichte aus Dalmatien

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

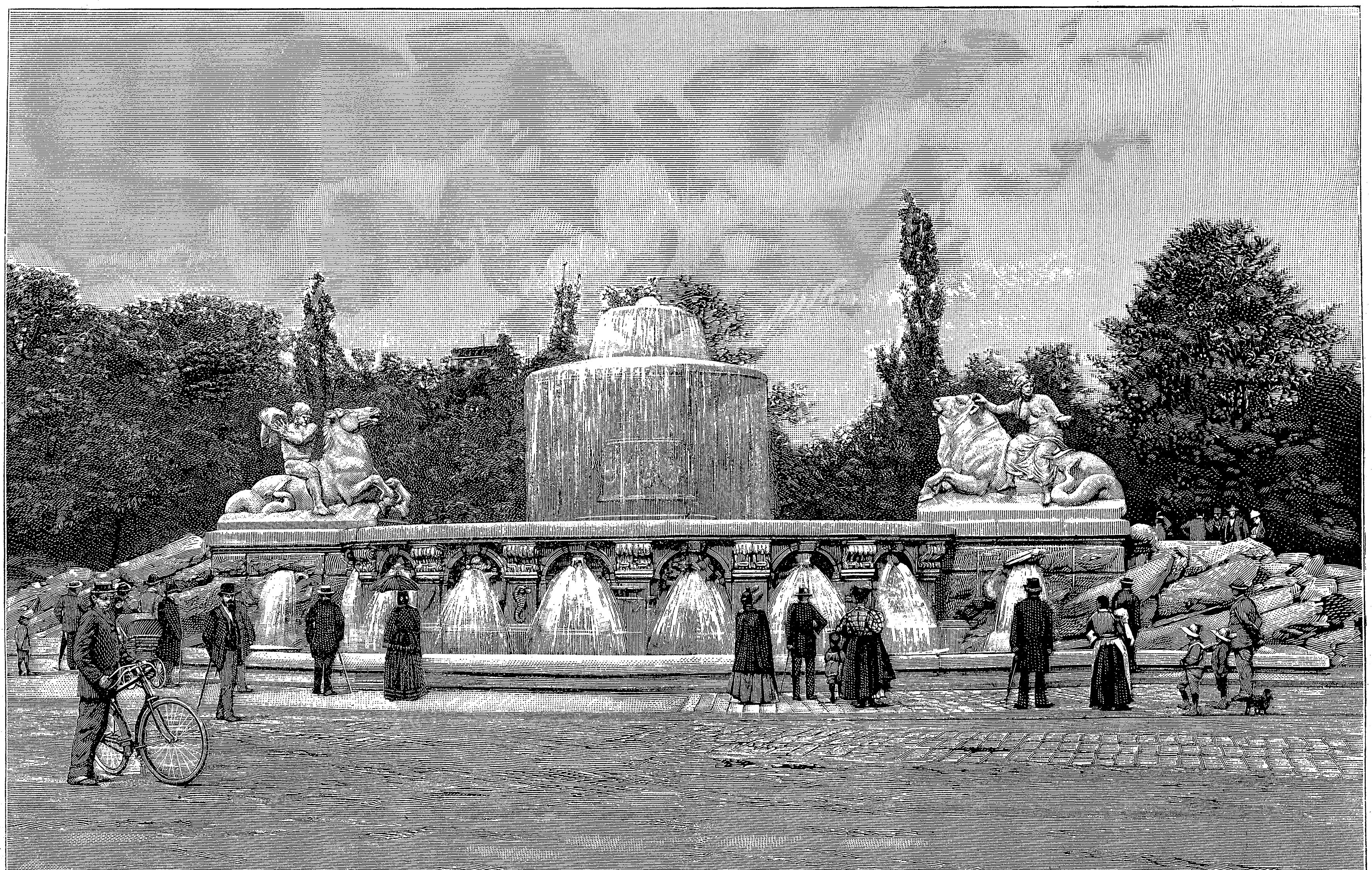
I.

Dume Slavora, Fischer Jovic' Weib, ging, seit dem frühen Morgen schon, in Trau umher und suchte Hilfe für Milica, ihr sterbenskrankes Töchterchen von vier Wochen.

Der Stadtarzt war bereits vor Hahnenschrei hinauf nach Pancovic zu einem Freunde geholt worden, der sein Haus bestellen mußte, weil der Knochenmann mit der Hippe auf seiner Schwelle stand, und die weise Frau, die alle Krankheiten und den Tod besprechen konnte, fand am heutigen Tage durchaus keine Muße für Dume Slavoras Anliegen.

Als das arme Fischerweib an ihre Thür pochte, setzte sie ihrer Mare, die in einer Stunde mit des Baders Sohn getraut werden sollte, eben die Brautkrone auf ihr prächtig gezöpftes Haar. Sie nahm deshalb die Störung als eine persönliche Beleidigung. Der Tod mochte doch warten, bis ihr gelegenere Zeit kam, ihn zu bannen oder, falls er sich nicht erweichen ließ, noch auf ein Weilchen beiseite zu treten, ihn mit gebührendem Klaggeschrei zu empfangen, gegen Zahlung eines guten Silberguldens natürlich. Sie kehrte Dume ihren breiten Rücken zu und wiederholte nur immer, unter dem festlichen Geknister der Brautkronflittern:

„Geh! geh! geh! — Mache Dich davon! — Später — ein andermal. — Oder sprich bei meinem Freunde und Schwäher ein; bei Vicko Subolic, dem Bader vor dem Thore. Aber halte ihn ja nicht auf, denn er ist der Hochzeitsvater, daß Du's nur in aller Ordnung weißt."



Nach einer photographischen Aufnahme von Ferd. Finsterlin in München.

Der Monumentalbrunnen auf dem Maximiliansplatze in München. Nach dem Modell von Prof. Adolf Hildebrand.

Digitized by Google

So wendete Dume in der Thür ihren Schritt und begab sich zu Vicko Subolic, dem Bader vor dem Thore. Dem jedoch schaute der dunkle Küstenwein, mit dem er seit gestern abend seinem Sohne, dem Bräutigam, Mut und Heil zugetrunken hatte, allzu deutlich aus den geröteten Augen. Seine Zunge lallte und sein Kopf nickte von einer Seite zur andern.

„Was willst Du Dir Kosten machen und mir den fröhlichen Tag vergällen, Weib,“ meinte er, lüftete die silbernen Westenknöpfe ein wenig und schnaufte pustend, weil ihm der Atem schwer ging. „Gottes Zorn möge mich züchtigen, wenn ich jemals ein elenderes Gewürm vor Augen gesehen habe als das Deinige! Am besten lässest Du es leben oder sterben nach seines Schutzengels Belieben —“

„Hast Du keinen Trank? — kein Pflaster in die Herzgrube? Ich zahle Dir's —“ sagte das arme Weib mit matter Stimme, holte einen Guldenzettel, der kaum mehr zusammenhing, zwischen den Wickelbinden ihrer Kleinen hervor und zeigte ihn dem Bader mit Thränen in ihren Augen.

Der Bader schob die Unterlippe vor und schielte auf den Schein, aber sein Sohn zupfte ihn am Aermel: „Es ist Zeit!“

„Wohl, wohl!“ entgegnete der Bader und fuhr mit beiden Armen zugleich in seine „Kapora“, den langen Rock, dessen Schlußteile rot ausgenäht und betroddelt waren. „Was stehst Du?“ herrschte er Dume an und nahm ihr den Guldenzettel aus der Hand. „Der Aufenthalt, den Du mir verursachst, ist mehr als einen Gulden wert; ich aber will Großmut üben und Dir sogar die Hälfte des Deinigen zurückgeben. Hast Du einen halben Silbernen bei der Hand, Pero, mein Sohn? — Da, nimm, und wie ich Dir sagte: Ergib Dich, Weib, unsere Tage sind gezählt worden, ehe wir die Wände beschrieen haben, und jung sterben ist das ärgste nicht. Wenn ich Dir für Deine fünfzig Kreuzer einen Rat geben soll, so geh zum Sargschreiner in der dritten Gasse hinter dem Thore. Gehab Dich wohl — dobro jutro: guten Morgen.“

„Dobro jutro“, entgegnete die Arme mit erstickter Stimme und schlich traurig durch das malerisch berankte Thor in die Stadt zurück, nachdem sie ihren halben Gulden wieder zwischen die steifen Wickelbinden des Kindes geschoben hatte. Bis zur Brust war es fest in dieselben eingeschnürt, so daß es aufrecht wie eine Holzpuppe im Mutterarm getragen wurde. Der nackte, kleine Oberkörper und die welken Aermchen hingen schlaff, und der schwarzhaarige Kopf auf dem mageren Hälschen fiel hilflos gegen der Mutter Brust, dem schmachtenden Haupte einer verwelkenden Blume gleich. Zuweilen verzerrten sich die Züge des feinen Gesichtchens wie im Krampfe.

Neben der schweigenden Mutter mit ihrer leichten Last tappte Pave, ihr sechsjähriges Söhnchen, nur mit dem langen Hemde und rotem Gürtel bekleidet, folgsam über die spitzigen Pflastersteine auf seinen harten, nackten Sohlen.

Ein starkgebauter, kerniger kleiner Bursch mit großen, kohlschwarzen Augen und kohlschwarzem Gelock, das ihm unter der verschabten, roten Kappe hervor wirr und ölig in die kurze, gewölbte Stirn quoll. Am Hinterkopfe war es zu einem drolligen, abstehenden Zöpfchen geflochten, von dessen Ende ein Getroddel roher schwarzer Glasperlenschnüre herabfiel. Im übrigen hatte der Kleine ein herzgewinnendes Kinderantlitz. Flaumigweich die Wangen, der hübsche Mund frisch und rot, seine Winkel tief nach abwärts geschweift, wie gemacht zum Trotzen und Schmollen. Dabei jedoch sprachen die weitgeblähten, sehr beweglichen Nasenflügel von künftiger Leidenschaft und der stämmige Nacken, der den Rundkopf trug, redete von künftiger Stärke.

*

Die Mutter mit ihren beiden Kindern kam von Castel Sucurac herauf, dem südöstlichsten der sieben Fischerdörfer, die zwischen dem uralten slavischen „Troghir“ und der römischen Trümmerstadt Salona liegen, längs der „Castella“, der lieblichen „Riviera der sieben Burgen“. Von jenen Burgen, die einstmals, zur Venedigerzeit, zum Schutz wider die räuberischen Einfälle der Osmanen erbaut worden waren, klebte nur noch da und dort ein grauer Ueberrest an den Ausläufern des Cabanergebirges oder fand sich als verwitterter Rhombenbrocken in die Wallmauern gefügt, die ihren Ring um jede elende Hütte der sieben Fischerdörfer schlossen. Die hatten ihre klingenden Namen von den Burgen geerbt, und paradiesische Schönheit umgab ihre Armut und ihren Schmutz.

Der Sommertag war tropisch heiß. Man schrieb im Kalender den letzten des Juni und „Pauli Gedächtnis“, im Kometenjahr achtzehnhundertneunzehn, da Kaiser Franz I. noch am Ruder stand. Das ehrwürdige Trau lag so weltfern in seiner glatten, kornblumenblauen Meeresbucht, als sei es die auserwählte Heimstadt ewigen Friedens. Nach Spalato hinüber mußte der Wind gehen; denn vor seiner fernen Landzunge standen die vollen lateinischen Segel der Fischerbarken, rot und gelb: Punkte und winzige Dreiecke. Weißer Staub deckte alles Blattwerk in der Runde und dennoch erschien die ganze Landschaft von unbeschreiblicher Herrlichkeit, wie sie so schwamm im zitternden Goldbufte des Hochsommers.

Nur unter den düster schwärzlichen Bogengängen der Gassen von Trau gab es Schatten und eine schwere, dumpfriechende Kühle.

Außerordentlich still und leer, so, als seien sie verzaubert, kreuzten und dehnten sich diese bogenüberspannten Gassen. Unter den Steinwölbungen hingen in langen Zwischenräumen an Messingketten kahnförmige Schnabellämpchen mit trockenem Dochte, den erst zur kurzen, finsteren Winterszeit das Oel wieder speisen würde. Ihre antike Form gemahnte an die Tage der Vestalinnen und der alten Götter, unter deren Führung die siegreichen Kohorten der Römer ihren Fuß auch über die Mauerwälle des festen Troghir gesetzt hatten, das jetzt Trau hieß.

Kaum eine Menschenseele schritt an Dume vorüber, keine einzige darunter, die sie gewagt hätte anzusprechen. Wer hier draußen kein notwendiges Gewerbe suchte, streckte sich, bei der sengenden Hitze, lieber drinnen auf der Faulbank. Zu dieser Stunde beschränkte sich das geringe Treiben auf die Obala, den schmalen Hafenquai.

Weshalb sie noch immer umher wankte, Dume wußte es selber nicht. Vielleicht fürchtete sie die Glut des Heimganges, vielleicht hielt ein halb tierischer Instinkt sie in der Nähe so vieler menschlicher Wohnungen zurück. Allein die Hilfe, auf deren Erscheinen sie in stumpfer Ergebung harrte, trat aus keinem der schweigsamen Häuser zu ihr auf die Gasse.

Man las die Schüchternheit aus ihren verschämten Zügen, ihren sanften, einfältigen Augen. Sie stand schon in der Mitte der Vierziger, und außer dem Gehorsam gegen ihren Gatten und der Liebe zu ihren Kindern kannte sie nichts als saure Arbeit vom Leben.

Slavo Jovic, ihr Gatte, war Fischer und Barkenführer, wie seine Nachbarn auch. Ein echter Morlake. Riese von Leibesgestalt, unwissend wie ein Säugling, abergläubisch wie ein altes Weib, gewaltthätig da, wo seinesgleichen ihn auf den Fuß trat; und gegen solche, die ihm fremd und übermächtig erschienen, von jener wortkargen Scheu, die dem Hochmute zum Verwechseln gleicht, wiewohl die Furcht vor dem Unverstandenen ihr Urgrund ist. Vor allem jedoch fühlte er sich als der Gebieter seiner Gattin, und sie bebte vor ihm, obwohl er sie nicht allzu oft schlug und ihr und den Kindern treulich Brot schaffte im Schweiße seines braunen Angesichtes. Dafür diente Dume ihm als unterwürfige Sklavin und wünschte sich's nicht anders.

In der Stille aber murrte sie doch bis vor kurzem. Fünfundzwanzig Ehejahre hindurch hatte sie sich unabläßig eine Tochter gewünscht, die ihr in den Tagen des Alters die Last leichter machen würde, und immer umsonst. Vergebens, daß sie ihre kärglichen Sparpfennige heimlich in Bekümmernisherzen aus Silberlahn und bittend erhobene Hände aus Bienenwachs umwandelte und sie der Madonna zu Prednitz, hoch oben am Steilsturze der Insel Bua, opferte. Buben, nichts als Buben hatte Smilja Nikowa, die weise Frau von Sucurac, ihr gebracht, bis die Siebenzahl voll war.

Zwei von ihnen hatte Slavo, der Fischer, seinem Kaiser und Landesvater für die Kriegsmarine geschenkt, zwei fuhren für Zaratiner Schiffsrheder von einem Ende der Welt bis zum andern. Jefto und Stojan, der fünfte und sechste, ungeschlachte Kerle von vierzehn und zwölf Jahren, gingen vorläufig noch daheim dem Vater zur Hand; der siebente war Pave, ein Spätling. Seiner Mutter Goldkind und Augenstern, bis das heiß erflehte Töchterchen endlich herbeigebetet war und in der armseligen Hütte erschienen, so hold und fein wie das Christkindchen droben in der Prednitzer Weihnachtskrippe. Ach, kaum erst einen Monat hatte es den Seinen zur Freude gelebt, da fiel es die große Krankheit an, und nun wollte es schon wieder sterben für die Erdenwelt, weil die lieben Gottesengel über die Mauer des Paradiesgartens schauten und ihm winkten: „Komm zurück zu uns!“ So wußte es Pave aus der Kinderlegende, und gern hätte er die goldene Mauer hinter den höchsten Wolken auch einmal gesehen.

Unermüdlich klopfte Dume mit ihrer verarbeiteten Rechten leise den Rücken des kranken Kindes. Dessen bläuliches Mündchen kniff sich schmerzlich zusammen; seine dunklen Augäpfel rollten sich bald hoch empor, bis sie ganz unter den Lidern verschwanden, bald starrten sie mit vergehendem Blicke ins Leere. Dazu winselte es wie ein armes Hündchen, das ein roher Fuß getreten hat. Pave graute sich wirklich ein bißchen vor seinem Schwesterchen mit dem verzerrten Gesichte.

Er taumelte bereits vor Müdigkeit und hatte schläfrige Augen. Zuweilen weitete sich seine kräftige, kleine Brust zu einem unterdrückten Seufzer. Dann warf er einen raschen Blick erdenwärts zu den mütterlichen Füßen, die noch stetig dahinschritten in ihren starken Opanken, den Bundschuhen, und aufwärts zum Antlitze des Wickelpüppchens in Mutters Arm. Jetzt glich es dem häßlichen Christkinde, das auf den Schultern des hölzernen Christophorus ritt, auch droben in der Prednitzer Klosterkapelle. Dort hinauf war Pave mit der Mutter geklommen, zwei Tage vor Milicas Geburt. O, welch mühseliges Wandern, felsan, durch den Sonnenbrand des Mittags! Das letzte, steilste Streckchen hatte die Mutter ihren stämmigen Buben geschleppt unter Seufzen und Stöhnen. Vor der Madonna jedoch war sie nicht mehr müde gewesen. Gefleht, gebetet, getrotzt hatte sie um das Engelchen für ihr Haus. Es war gerade so erschienen, als sei nun ihre Geduld mit der versagenden Gebenedeiten erschöpft nach all der Plage mit den sieben Söhnen.

Paves Herz ward immer bänger. Er mochte das traurige, kosende Gemurmel: „Seelchen! mein Liebchen — Allerschönstes!“ — nicht mehr anhören. Krampfhaft hielt er den Zipfel von Dumes grobem, buntwollenem Viereckschurze gefaßt; plötzlich versteckte er sein Gesicht gegen das mütterliche Knie, zog die Mutter mit allen seinen Kräften an sich und begann laut in den Schurz hinein zu schluchzen.

Gleich darauf saß Dume mit ihren beiden Lieblingen auf den niedrigen Stufen der schönen antiken Säulenreihe, die abbröckelnd und ohne Architrav inmitten des Gassengewinkels stand, umwuchert von blaugrünem Blattgerank, das um diese Jahreszeit große, feuerfarbene Trompetenblüten trug. Sie legte sich ihr wimmerndes Kleinstes in den Schoß und wiegte es hin und her auf den gespreizten Knieen. Dann drückte sie Pave mit einem Arme eng an ihre Seite und weinte mit ihm zusammen, rückhaltslos und hoffnungslos, wiewohl bei den Morlakinnen das Weinen nicht Mode war.

*

Indem kam der ehrwürdige Zupnik, der Pfarrer Don Basil Smicchia, eine der Bogengassen entlang und geradewegs auf die übergrünte Säulenreihe zu.

Er hatte soeben im Dom eine stille Messe gelesen, Sankt Pauli zu Ehren, und fühlte sich Gott wohlgefällig in seiner neuen, leichten Sutane, der hellblauen Halsbinde und dem alten Dreieckhute. Gemächlich faltete er die Hände über dem Bauche um Meßbuch und Rosenkranz, und im langen Schatten des Hutes focht ihn die Sonne nicht an. Sein rechtes Auge lag erblindet und eingetrocknet in seiner Höhle, das linke thränte von Zeit zu Zeit, aber es blickte klug und lebhaft über der gelbblassen Hängewange. In reicher Fülle lockte sich sein eisengraues Haar bis auf die Schultern nieder und ein runder Hornkamm hielt es säuberlich im Nacken zurück.

Vor der schönen Säulenreihe hemmte er den Schritt und heftete sein sehendes Auge, aus dem eine große Thränenperle rollte, auf die weinende Frau mit ihrem Kinderpärchen. Dies einfältige

Digitized by Google

Gesicht hatte sich seinem Gedächtnisse doch schon irgendwo und -wann eingeprägt.

Richtig: nun erkannte er sie. Dume Slavora war's, Fischer Jovic' Weib aus Castel Sucurac; die Mutter der sieben Söhne, und dem kräftigen Knäbchen neben ihr, das so erbärmlich weinte, hatte er ja selbst die Nottaufe gespendet und ihm den Namen Paulus gegeben, weil es der Tag Pauli Bekehrung gewesen war, Ende Januar vor sechs Jahren. Damals hatte er den erkrankten Amtsbruder in der Castella vertreten, und noch weit elender stand ihm jenes Neugeborene in der Erinnerung als dieses Kleine, um dessentwillen sich die Mutter heute in Gram auflöste.

Verweisend schaute er sie an, indem er ihr seine weichgepolsterte Hand zum Kusse hinstreckte.

„Dume Slavora, zum zweitenmale lässest Du Dich verzagt von mir finden!“

Sie drückte ihre schluchzenden Lippen inbrünstig auf die priesterliche Hand und benetzte sie mit heißen Thränen:

„Herr — ach Herr! Ach, Gospodin — mein Kind stirbt mir!“

„Der Heiland stärke Deinen Unglauben mit Gelassenheit und lehre Dich Ergebung, Dume Slavora. Was hilft es, wider den Stachel zu löcken und zu murren unter dem Kreuze? Laß sehen: ist es eine Tochter?“

Er beugte sich zu dem schwach wimmernden Kinde nieder und legte ihm die Hand fest gegen das fiebernde Köpfchen. „Gedenke, Weib, an Jaïri Töchterlein und an die sieben Schmerzen der allerseligsten Mutter; harre in tröstlicher Hoffnung auf die Wunderkraft des Herrn. — Ei, sieh an: ist dies der Paulus, den ich euch im Winter vor sechs Jahren getauft habe, und er zog kaum noch den Odem in sich? Für den Du die Sargschachtel bereits neben die Wiege gestellt hattest? Blicke auf, Pavcica — reiche mir Deine Hand. Schlage in Dich, Dume; bedenke, wie Sankt Paulus Deinen Unglauben beschämt hat durch diesen Deinen Sohn! Ein junger Goliath ist er geworden. Also, weshalb vergießest Du abermals Thränen um die Tochter? Ist das gläubig — christlich, Dume? Und was willst Du mit dem Kinde hier in der Stadt beginnen? Spiro Matjevich, der Arzt, ist heute nicht daheim.“

„Ich weiß es, Gospodin, mein Vater. — Ich hörte es. Ach! Ach! hilf mir — hilf Du mir!“

Dume weinte immer heftiger. Mühsam erhob sie sich. Ihre Glieder waren steif und schmerzhaft. Fast hätte sie das Kind zu Boden fallen lassen. Jetzt hielt sie es im rechten Arm dem Geistlichen entgegen, mit der freien Linken zog sie einen Zipfel seiner Soutane gegen ihre Lippen und küßte ihn demütig.

„Ach, hilf mir, Gospodin, mein Vater!“

„Einen Größeren mußt Du zuvor anrufen; den Herrn vor seinem Diener. Hast Du das gethan? Hast Du mit Fleiß um des Herrn Hilfe gebetet?“

„Ich habe es vergessen, Gospodin —“

„Wie? Was? Kein Ave? Kein Paternoster? Kein Stoßseufzer um das göttliche Erbarmen?“

„Nichts, Gospodin —“

„Hm, hm! — So, so! — Und Du begehrst Hilfe von oben für nichts? — Wo ist Dein Rosenkranz?“

„Ach! — ach — ich weiß es nicht, Gospodin, mein Vater!“

Er wiegte mißbilligend den Kopf hin und her. Sie suchte unterdessen, das Kind angstbefangen an sich pressend, mit der linken Hand in ihrem breiten, bleiverzierten „Litar“, dem Ledergürtel, von dem herab Schlüssel, Schere und Nadel an Schnüre geknüpft hingen. Aber anstatt des Rosenkranzes fand sie zwischen Gürtel und Hemd nur ihren „Zapi“, einen geschriebenen Talisman, den ihr die türkische Bosniakin zugesteckt hatte, zum Dank für einen Trunk Ziegenmilch auf der Wanderschaft. Erschrocken und hastig schob Dume das runenbedeckte Papierchen zurück, brachte eine leere, zitternde Hand hervor, und murmelte gesenkten Hauptes:

„Ich habe meinen Rosenkranz daheim vergessen über der Not um das Kind, Gospodin.“

„Geschah es nicht aus Trägheit des Herzens? Redest Du die lautere Wahrheit?“

Dume nickte zweimal rasch hinter einander, ohne den Kopf zu erheben, und Vater Basil schaute streng herab auf sie, die in ihrer Demut und Armut vor ihm stand.

„Der Herr, Dein Heiland, der für Dich gelitten hat, neigt sich gnadenvoller zu Dir, als Du es verdienst, Dume Slavora,“ sprach er nach einer beträchtlichen Pause und nahm vorsichtig eine Prise aus seiner Tabaksdose. „Zum guten Glück für Deine kranke Tochter kommt es mir in die Gedanken, daß eine der Klosterfrauen von der heiligen Barmherzigkeit eben heute bei meiner Haushälterin verweilt, drunten in meiner Wohnung, da sie Einkäufe für die Klosterküche bedenken muß. Die Sora wird Dich, unter gnädiger Beihilfe der allerseligsten Mutter, besser beraten als Spiro Matjevich, der weltliche Helfer, zu dem ihr Thörinnen zuvörderst lauft mit jeglichem Leibesgebresten. Wisse: Leben und Erkranken, Genesen, Sterben und Auferwecken vom Tode sind Gottes, und Gottes allein ist auch die Ehre. Nun geh und folge mir nach, Dume.“

Damit ergriff der Zupnik ohne weiteres Paves Hand, hieß ihn sich die Thränen von den Wangen wischen, wo sie lange Schmutzrinnen gebildet hatten, und leitete ihn vorwärts von Gasse zu Gasse.

Schweigend, ihr krankes Kind am Herzen, folgte die Mutter mit müde stolpernden Schritten.

Ohne Unterlaß strengte sie ihr schwerfälliges Denken an: sie wollte beten, um den Erbarmenden und dennoch Zürnenden in Soutane und Dreieckhut zu versöhnen. Aber ach — Worte des Gebetes fand sie nicht, nur unaussprechliche Seufzer ohne Zahl zu dem, ohne dessen Willen kein Haar von ihrem Haupte fiel. Für Dumes Einfalt war er eine Art Heidengott, dem man etwas wiedergeben mußte für das, was er gab. Und sie hatte nichts zu verschenken, sie, der Aermsten eine.

Von neuem rang sie gegen das Schluchzen in ihrer trockenen Kehle und wankte weiter, dem Zubnik und ihrem Bübchen Pavcice nach.

II.

Pave meinte, die Wanderung gehe bis ans Ende der Welt.

Der Zupnik hielt seine Hand sehr fest und redete kein Wörtchen mit ihm. Dann und wann schlich eine Thräne an seiner Wange nieder, und dennoch war sein Gesicht nicht im geringsten betrübt, wie das der Frau. Im Gegenteil: er lächelte freundlich vor sich hin, tupfte die Thränenspur sorgsam ab mit seinem großen gelbseidenen Taschentuche und nieste mehrmals tönend hinein, denn er war ein starker Schnupfer. Pave fürchtete sich nicht geradezu vor ihm, aber er empfand ein lebhaftes Mißbehagen in seiner Gesellschaft. Niemals hätte er's gewagt, diesem heiligen Manne, dessen Adlernase so imponirend hinter der eiergelben Flagge trompetete, den Gehorsam zu verweigern.

Endlich ließen sie das Dunkel der Bogengassen hinter sich und schritten zum Stadtthore hinaus. Da war's eine neue, frohe Welt, die sie heute früh kaum bemerkt hatten. Zur Linken hohe Baumreihen, ein wappengeschmückter Palazzino im Liliengarten und die große Heerstraße landeinwärts. Zur Rechten das blaue Meer, in dem sich die mächtige Ruine des venezischen Hafenkastells spiegelte mit Bastion und Rundturm, davor ein grünumbuschtes Inselchen und im Hintergrunde der weite Halbkreis der Castella, nach dem vorgeschobenen weißleuchtenden Spalato hinüber. Silberweiß leuchteten auch die Gebirge in der Runde. Lauter Felsriesen: der nahe Vlaska und der Carban, der in Terrassen aufstieg; darüber der Gipfel des Koziak und fern, gen Osten, der zackige Mossor, den das Volk den goldenen nannte, und in dessen Einsattelung die alte Römerfeste Clissa klebte wie des Adlers Horst.

Dies alles flimmerte, einem schönen Trugbilde des Märchens gleich, durch den blendenden Strahlenschleier der Mittagssonne. Die armen Todmüden von Castel Sucurac waren glücklich, als sie endlich das Schlupfpförtchen knarren hörten und dann in Vater Basils ummauerten Garten traten, dessen Feigen und Limonen die Hitze an der glühenden Wand reif kochte. Gleich darauf langten sie im kühlen Steinflur der Pfarrei an, der von Sauberkeit blinkte.

„Anka!“ rief der Zupnik, „Ancica!“

Im Thürrahmen der gewölbten, aufgetreppten Küche, die voll rotschimmernden Kupfergerätes hing, erschien die Haushälterin und hinter ihr ward das jugendliche Madonnengesicht der Klosterfrau sichtbar im Rahmen seiner Schleierbinden.

„Ich bringe Dir Gäste ins Haus, Ancica; ich bitte Dich, melke sogleich die Ziege,“ sagte Vater Basil, der großen Respekt vor seiner mürrischen Haushälterin hatte, sanften Tones. Darauf wendete er sich der Klosterfrau zu und deutete auf das Kind in Dumes Armen. „Wir bedürfen Deiner, Sora. Ich hoffe, Du wirst noch ein Weilchen bei uns verziehen, zur Hilfeleistung an diesen Unschuldigen.“

Die Nonne neigte bejahend das Haupt und kam mit schwebenden Schritten und niedergeschlagenen Augen die Stufen herab, ihre frommen Hände über der Brust zusammengelegt.

Dume Slavora knixte tief vor ihr, als sei sie die Muttergottes auf dem Altare in eigener Person. Sie bekreuzte sich und murmelte ein paar unverständliche Sätze. Dann versagten ihr plötzlich die Kräfte. Es ward ihr wie einer Sterbenden. Uebermannt von der Kühle hier drinnen nach dem stundenlangen Umherirren in der Hitze dort draußen, ließ sie sich willenlos auf das Bänkchen der Bittenden im Flur niederfallen und ihr hageres Gesicht färbte sich so grau, wie die Tünche der Wand, gegen die sie es mit geschlossenen Augen und offenem Munde zurückwarf.

Rasch nahm ihr die Klosterfrau das wimmernde Würmchen in den Wickelbinden ab. Die Haushälterin schob Pave unsanft beiseite und fuhr der halbohnmächtigen Frau mit einem Besen aus herbriechenden Myrtenreisern zur Reinigung über die weißbestaubten Opanken. Dann tunkte sie den nämlichen Besen tief in eines ihrer kupfernen Wassergefäße und spritzte damit so kräftig gegen Dumes graublasses Gesicht, daß es der Aermsten zwar den Atem versetzte, ihr aber ins Leben zurückhalf. Sie raffte sich von der Bank auf, nach einem Halt tastend, bis Anka ihren wohlgenährten Arm um die schwache, wankende Gestalt schlug und sie ohne weitere Umstände treppauf in die Küche brachte.

Vater Basil hielt die Nonne, die folgen wollte, noch einen Augenblick zurück.

„Sora,“ sagte er zu ihr, die das klagende Kindchen geschweigte, „lasse Dir Anka zur Hand gehen. Du weißt, ihr Weigern und Keifen ist nur äußerliche Geberde. Nimm Dich nicht nur des Unschuldigen in Deinen Armen an, sondern auch des Weibes, seiner Mutter. Sie muß gespeist werden, leiblich und geistlich. Sie ermangelt des besten, der gewissen Zuversicht im Glauben — sie ist stumpf wie eine Blöde. Thue an ihr als an einer schlafenden Seele, Sora, die zu erwecken verdienstlich ist. Den Knaben Paulus werde ich mit mir hinein nehmen, Anka mag mir eine Schnitte Feigenkuchen für ihn bringen.“

„Es ist gut, mein Vater, ich habe verstanden,“ entgegnete die Klosterfrau und begab sich schwebenden Schrittes wieder zur Küche.

Durch diese und die anstoßende Kammer der Haushälterin verbreiteten sich alsbald die feinen Düfte des Karmelitengeistes und des Rosmarinwassers, das von der nahen Insel Lesina kam und hoch geschätzt wurde. Während die Klosterfrau, geschickt zu Liebeswerken, sich mit kundiger Sorgfalt und leisen Tritten um Mutter und Kind bemühte, ging Anka, immer vor sich hin murrend, hinaus, um die Ziege zu melken, wie der Gospodin Basil es geboten hatte.

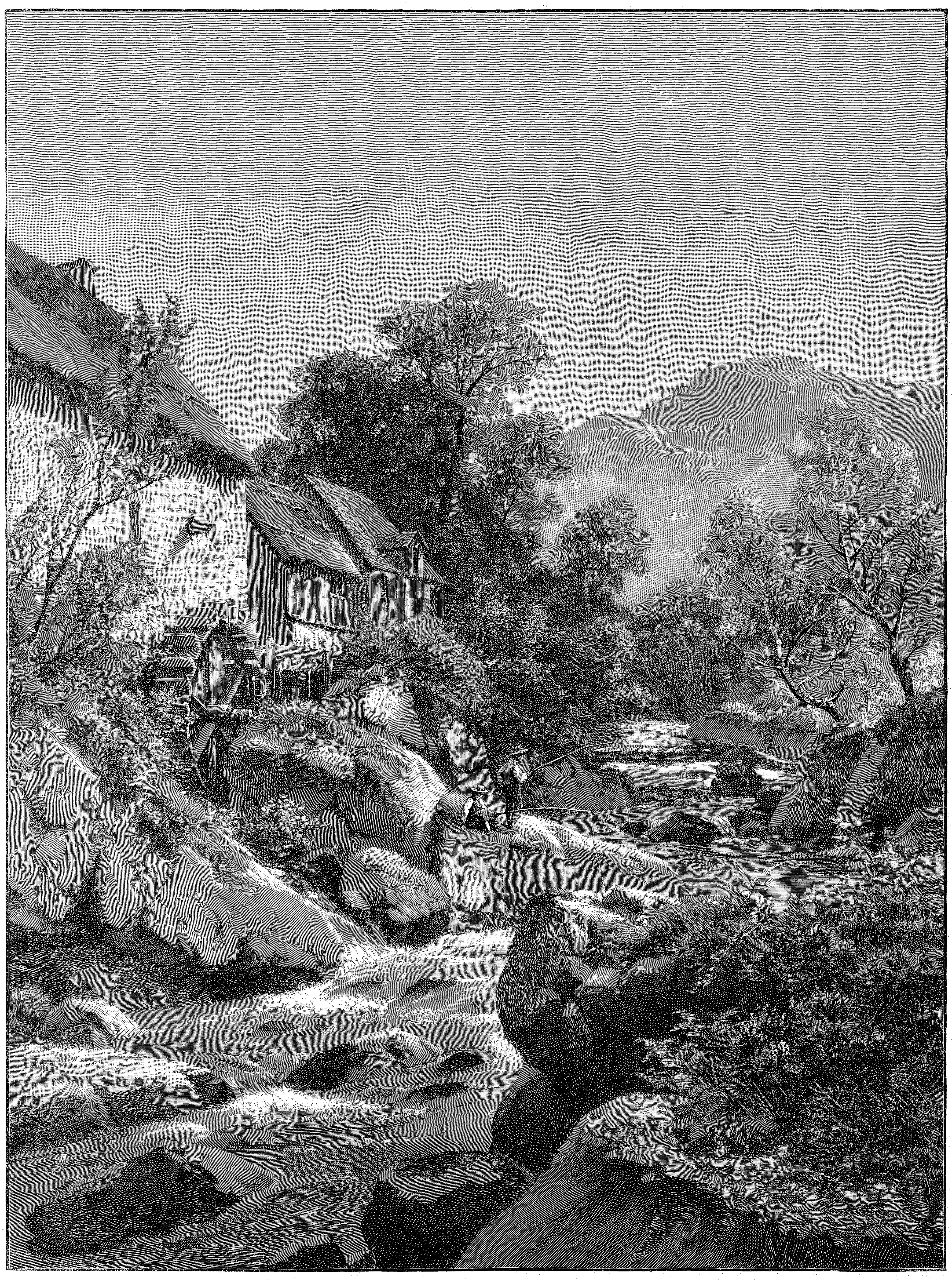
Pave stand unterdessen und rieb sich die nackten, staubigen Füßchen eins nach dem andern gegen das grobe Leinen des langen Hemdes, bis Vater Basil ihn sacht an der Schulter faßte und vor sich her in den langen, niedrigen Raum schob, der ihm als Wohngemach, Speise- und Arbeitszimmer diente und erfüllt war von kühler, dämmeriger Stille.

Dem Knaben machte dieser Raum einen überwältigenden Eindruck von Größe und geheimnisvoller Pracht. Die getäfelte Holzdecke mit dem geschnitzten Pinienzapfen inmitten jeder Kassette, die grüngestrichenen Wände, an denen ein goldgrundiges Heiligenbildchen neben dem andern hing, der breite Ofen auf Löwenfüßen in einer Ecke und das hohe Kruzifix in der andern — für alle Zeit prägte sich's dem Kinderherzen ein, namentlich das Kruzifix. Da hing der beinweiße, ausgemergelte Heiland blutüberströmt am schwarzen Kreuze, zu dem drei abgerundete Stufen emporführten, deren unterste die Inschrift trug: „Mons Golgatha“. Dann aber entdeckte Pave noch ein zweites Wunder; das war ein Käfig aus goldenen

Digitized by Google

Theodor Volz: Das Frühlingsfest in der Gewerbehalle zu Stuttgart.

Digitized by Google



Paul Weber: Motiv aus North-Wales (England).

Digitized by Google

Stäben, an dessen Außenseite sein Bewohner, ein schneeweißer Kakadu mit lichtgelber Federhaube, emsig hin und her kletterte.

Indessen, er durfte nicht länger schauen. Don Basil wies ihm einen Sitzschemel vor dem ungefügen Tische an, der die Stubenmitte einnahm. Zur größern Hälfte war er mit Büchern bepackt, die kleinere bedeckte ein bunt ausgenähtes Leintuch. Hier speiste der Zupnik und sollte auch heute sein kleiner Gast mit ihm speisen. Kaum saßen die beiden, so trug Anka bereits auf; die Mehlpasta, mit Oel gemengt, das runde Brot und die frischen Sardellen, nebst einer Flasche Sabionceller Pecenowein. Für den Knaben brachte sie einen Krug Milch und eine Schnitte Feigenkuchen; die Milch jedoch schob ihr Vater Basil wieder zu.

„Er ist sehr abgemattet. Ein Tropfen Wein wird ihm gedeihlicher sein, denke ich. Bringe ein zweites Glas, Ancica, meine Gute. — Nun? und wie steht es um die Frau und das Kind?"

Anka hob die Achseln bis zu den Ohren und schnitt ein sauertöpfisches Gesicht. Ohne ihrem Herrn zu antworten, schlurrte sie mit der verschmähten Milch hinaus und wortlos brachte sie auch das verlangte Glas für den verlumpten Dorfbuben, dem ihr hochwürdiger Gospodin so viel Ehre anthat.

Don Basil achtete nicht weiter darauf. Er zog die Schüssel heran und legte dem Knaben vor. Als dieser jedoch sofort mit der Hand in seinen Teller fuhr, drohte er ihm mit erhobenem Finger.

„Nun — nun: was ist das? Gemach, mein Sohn!"

Pave blickte ihn von unten herauf mit seinen schwarzen Augen an und hielt seine feiste Sardelle am Schwänzchen fest.

„Bist Du ein Heide, mein lieber Sohn? Was thut ein Christenkind vor dem Speisen?"

Aengstlich suchten Paves Augen im Kreise umher; dann kehrten sie zum Teller mit der fetten Paste und den Sardellen darauf zurück.

„Nun? was thut ein Christenkind, Pavcice?"

Vater Basil faltete die Hände, und Pave schob seine sonnenverbrannten Pfötchen gleichfalls ineinander.

„Recht so — gut, Pavcice. Und jetzt beuge Dein Haupt und bekreuze Dich. — Du kannst es nicht? Hat Dich Deine Mutter nicht dazu angehalten?"

Pave zog die ungewöhnlich dicken Brauen über dem kindlich breiten Näschen zu einem einzigen kohlschwarzen Striche zusammen und seine gebräunten Wangen röteten sich, während er eifrig nickte. Den ehrfurchtgebietenden Gospodin unverrückt im Auge, schlug er ihm mit äffischer Possierlichkeit das Kreuz nach, sein linkes Däumchen dazu benützend.

Darauf betete der Zupnik laut und langsam das kroatische Vaterunser und Pave bewegte, ihn aufmerksam betrachtend, seine Lippen zu vernehmlichem Geflüster. Das schwieg nach der vierten Bitte. Lebhaft und neugierig durchschweiften die Schwarzaugen den ganzen Raum, bis sie auf dem gehäubten Wundervogel haften blieben. Der hatte seinen Käfig verlassen und lief jetzt unter wackelnden Bewegungen über den mattenbelegten Estrich hin. Bald schwang er sich zu einer der Truhen empor, bald zum Ofensimse.

(Fortsetzung folgt.)

Umwälzungen in der Beleuchtungstechnik.

Von C. K.

Durch die Tageszeitungen lief vor kurzem die Notiz, daß sich Kaiser Wilhelm eine Spirituslampe habe vorführen lassen, welche geeignet sei, eine ganz außerordentliche Verbesserung und gleichzeitig auch Verbilligung unserer häuslichen Beleuchtung herbeizuführen, und daß das preußische Staatsministerium der Angelegenheit reges Interesse zuwende, weil in der That eine Erfindung von großer Tragweite vorliege.

Die Aufmerksamkeit des Publikums ist damit auf eine Frage gelenkt, welche um so größere Wichtigkeit gewinnt, je mehr die Kartellirung der großen amerikanischen und kaspischen Petroleumgesellschaften Arm wie Reich mit einer bedeutenden Verteuerung des uns allen so notwendigen Leuchtstoffes bedroht. Ob die betreffenden Gesellschaften auch nur einen Schein von Recht haben, das Petroleum zu verteuern, so lange sie noch so stattliche Dividenden erzielen, mag dahingestellt bleiben. Thatsache ist aber, daß noch keine Staatsverwaltung den Mut gehabt hat, in das Wespennest der Kartelle und Ringe zu greifen und daß das Publikum von der Verteuerung des notwendigen Beleuchtungsmaterials bedroht ist, so lange es nicht gelingt, andere Stoffe mit Vorteil zur Beleuchtung zu verwenden.

Als im Verlaufe der letzten fünfzehn bis zwanzig Jahre das elektrische Licht eine immer steigende Verwendung in der Beleuchtung der großen Städte erfuhr, bemühte sich auch die Gasindustrie, die Beleuchtungstechnik wesentlich zu verbessern. Das vorzüglichste Produkt dieses Wetteifers war das allgemein bekannte Gasglühlicht, welches an Helligkeit und Billigkeit das gewöhnliche Gaslicht um das Doppelte übertrifft. Wie bekannt, besteht das Glühprinzip darin, daß über dem Gasbrenner ein feines Netz von der mathematischen Gestalt eines unten und oben offenen Cylinders aufgehängt ist, dessen Fasern mit den Salzen der seltenen Metalle Cer, Thorium und Lanthan imprägnirt sind. Wird nun das dem Brenner entströmende Gas vorsichtig entzündet, so gerät der darüber hängende sogenannte Glühstrumpf ins Glühen und strahlt ein blendendes Licht aus, welches dem gewöhnlichen Gaslicht weit überlegen ist. Es wird also ein weniger intensiv leuchtendes Brennmaterial durch Anwendung des Glühkörpers heller leuchtend gemacht. Dieses Prinzip ist nun auf alle Beleuchtungsmaterialien anwendbar, und seine Anwendung auf den Spiritus bezweckt die oben genannte Spirituslampe. Zum Verständnis derselben ist es jedoch, bevor die Konstruktion derselben beschrieben wird, notwendig, die theoretische Frage zu berühren, warum verschiedene Leuchtstoffe verschieden hell brennen.

Das in den Gasanstalten durch Destillation der Steinkohle im großen gewonnene Gas ist kein einheitlicher Körper. Es enthält außer Wasserstoffgas noch die verschiedensten Kohlenwasserstoffe, also Verbindungen von Kohlenstoff und Wasserstoff und zwar vorzugsweise Methan, Aethan, Aethylen, Acetylen, welchen in der ebengenannten Reihenfolge die chemischen Formeln CH_4, C_2H_6, C_2H_4, C_2H_2 entsprechen. Untersucht man nun diese Gase getrennt auf ihre Leuchtkraft und ihre Heizkraft, so findet man, daß das wasserstoffreichste Gas, das Methan CH_4, den größten Heizeffekt, aber die geringste Leuchtkraft ergibt, daß dagegen die kohlenstoffreicheren, aber wasserstoffärmeren Gase eine geringere Heizkraft, aber eine stärkere Leuchtkraft entwickeln. Die verbrennenden Wasserstoffatome, deren Flamme fast nicht leuchtend ist, geben eine sehr große Hitze und mit Hilfe dieser verbrennen die Kohlenstoffatome, welche ihrerseits in intensivstem Lichte erstrahlen, wenn genügend Wasserstoff zur Vorwärmung vorhanden ist. Beim Acetylen, welches zwei Wasserstoffatome und zwei Kohlenstoffatome enthält, reicht der Wasserstoff zur Erhitzung der Kohle sogar nicht mehr aus. Es gibt zwar eine stark leuchtende Flamme; dieselbe rußt jedoch, weil sich fortwährend unverbrannter Kohlenstoff ausscheidet. Man wird hiernach leicht einsehen, daß das Gasgemisch in unserem Leuchtgase vorteilhaft ist. Denn die wasserstoffreichen Gase liefern die Wärme zur Verbrennung der stark lichtgebenden, kohlenstoffreichen Gase. In ganz analoger Weise sind aber auch die schwachleuchtenden Gase vermöge ihrer starken Hitzentwicklung vorzugsweise geeignet, Glühkörper zum Leuchten zu bringen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung nun wieder zum Spiritus zurück. Der Spiritus, ein Derivat des Aethans, enthält sechs Wasserstoff-, aber nur zwei Kohlenstoffatome im Molekül; er brennt infolge dessen mit schwach leuchtender, aber sehr heißer Flamme und müßte also nach der Theorie sehr geeignet sein, Glühkörper zum Leuchten zu bringen. Daß dies in der That auch der Fall ist, bestätigen die Versuche mit der Spirituslampe, deren Einrichtung nunmehr beschrieben werden soll. In einem den Bassins unserer Petroleumlampen ganz gleichen Behälter befindet sich der Spiritus; auf den Behälter ist ein Deckel aufgeschraubt, welcher in der Mitte durchbrochen ist, um den Docht durchzulassen, aus welchem der Spiritus mit kleiner Flamme brennt. Auf den Deckel ist eine cylinderförmige Metallhülse aufgesetzt, welche durchbrochen ist, damit die erforderliche Luft zu der innerhalb der Metallhülse brennenden Spiritusflamme Zutritt hat. Innerhalb dieser Hülse sind nun im Kreise um das Flämmchen dünne, senkrecht stehende Metallröhren angebracht, welche nach beiden Seiten offen sind und mit dem unteren Ende in den Spiritus hinein reichen. Nach oben enden sie sämtlich in einem auf die cylindrische Blechhülse aufgesetzten Glascylinder, in welchem der mit Metallsalzen imprägnirte Glühkörper hängt. Zündet man nun die Spiritusflamme an, so erwärmen sich die Metallröhrchen und ziehen aus dem Spiritusbehälter einen schon vorgewärmten Spiritusdampf empor, welcher unter und in dem Glühkörper mit großer Hitzentwicklung verbrennt und diesen in hellstem, weißem Lichte erstrahlen läßt. Der Spiritusdocht und damit die Entwicklung des Spiritusdampfes und die Helligkeit der Lampe können regulirt werden. Löscht man die Dochtflamme aus, so erlischt die ganze Lampe.

Das so erhaltene Licht ist gleichmäßig, hat eine viel weißere Farbe als unser Petroleumlicht und kann niemals rußen; das umständliche Beschneiden des bei unseren Rundbrennern zur Anwendung kommenden langen Dochtrandes fällt weg; auch verbreitet der dabei benützte, denaturirte Spiritus keinen üblen Geruch, weil die Verbrennung die denkbar vollständigste ist.

Bei einem Spiritusverbrauch von etwa zwei Pfennig für die Brennstunde erhält man ein Licht, welches reichlich doppelt so stark ist, wie dasjenige eines mittleren Petroleumrundbrenners. Will man aber nur die Leuchtkraft unserer bisherigen Petroleumlampen erreichen, so stellt sich der Spiritusverbrauch nahezu um 30 Prozent billiger als derjenige von Petroleum.

Diesen Vorzügen steht nun freilich die Zerbrechlichkeit des Glühkörpers und die Explosionsgefahr gegenüber. Unsere oft wenig rücksichtsvollen Küchenfeen würden mit dem immerhin empfindlichen Glühkörper recht zart umgehen müssen. Massiver und widerstandsfähiger läßt er sich nicht konstruiren, wenn nicht die Leuchtkraft beeinträchtigt werden soll, welche ein möglichst geringes Gewicht des Glühkörpers bei großer Oberfläche erfordert. Bei einiger Vorsicht läßt sich aber mit dem Glühkörper immerhin ganz gut hantiren, wie die tägliche Erfahrung beweist. Ueberdies ist die ganze Vorrichtung so reinlich, daß unsere Hausfrauen mit ihren geschickteren Händen die Wartung der Lampe ganz gut übernehmen können, ohne sich die Hände zu verunreinigen. Was aber den zweiten Einwand betrifft, so wird es zweifelsohne bald gelingen, eine Spirituslampe herzustellen, bei der jede Explosionsgefahr ausgeschlossen ist. Bei der Einführung der Petroleumlampen war es ja seinerzeit ebenso; doch gelang es der Industrie bald, den Gebrauch des Petroleums ganz ungefährlich zu machen.

Die nationalökonomische Seite der Spiritusbeleuchtung ist von weittragender Bedeutung. Deutschland zahlt zurzeit weit über 100 Millionen Mark für Petroleum an das Ausland. Gelingt es den Syndikaten und Ringen, den Preis des Petroleums auch nur um zwei Pfennig pro Kilo zu treiben, so kostet das dem deutschen Volke schon mindestens 15 Millionen Mark mehr als bisher. Welche wohlthätigen Folgen hätte es da für die notleidende Landwirtschaft, wenn der Spiritus statt des Petroleums Leuchtmaterial würde, die oben genannten Summen im Inlande blieben und die Rentabilität des Kartoffelbaues sich wieder höbe.

Ein merkwürdiger Zufall hat es gewollt, daß fast gleichzeitig mit der eben beschriebenen Erfindung noch eine zweite zu stande gekommen ist, welche zwar nicht so folgenschwer wie die erste, aber doch geeignet ist, uns von der Macht der Petroleumkönige unabhängiger zu machen. Es wurde schon oben die starke Leuchtkraft des Acetylengases hervorgehoben, aber auch erwähnt, daß es im gewöhnlichen Brenner stark rußt. Läßt man es aus einem Brenner mit feinstem Schlitze oder ganz kleinen Löchern brennen, so stellt es selbst das Auersche Glühlicht und das elektrische Licht in den Schatten, indem es ein intensives Licht vom wärmsten, goldigsten Sonnenglanze gibt. Es wurde ferner dargelegt, daß das gewöhnliche Leuchtgas seine Leuchtkraft dem Umstande verdankt, daß es neben dem Hitze gebenden Methan und Aethan auch die lichtgebenden Kohlenwasserstoffe enthält. Auch wenn man das Acetylen mit dem zehnfachen Volumen Luft oder schwachleuchtendem Kohlengas vermengt, brennt es noch um 50 Prozent heller als das gewöhnliche Leuchtgas. Der Gedanke war daher sehr naheliegend, schwach leuchtendes Kohlengas mit Acetylen zu bereichern, scheiterte jedoch an der mühsamen und teuren Darstellung des Acetylens, welches bisher dadurch gewonnen wurde, daß man den elektrischen Lichtbogen zwischen Kohlenstäben von Armesdicke überspringen ließ. Neuerdings ist es nun zwei Amerikanern, Willson und Wyatt, gelungen, das Acetylen auf äußerst billige Weise herzustellen. Indem sie nämlich Aetzkalk und pulverisirte Coaks in einem elektrischen Ofen bei einer Hitze von etwa 3000 Grad Celsius zusammenschmolzen, gelang es ihnen, „Calcium carbid" oder gut deutsch „Kalkkohlenstoff" herzustellen, einen Körper, der zwar schon seit nahezu sechzig Jahren bekannt ist, aber bisher sehr teuer war und zwei Atome Kohlenstoff mit einem Atom Calcium im Moleküle vereint enthält. Wenn man dieses stark nach Knoblauch riechende, in armlangen Stangen in den Handel kommende Calciumcarbid mit Wasser übergießt, so entwickelt sich Calciumoxyd und Acetylen. Nach den jetzigen Erfahrungen dürfte sich Calciumcarbid in den Kohlengegenden Westfalens und Oberschlesiens für etwa 70 Mark pro Tonne à 1000 Kilogramm herstellen lassen, und nach einer Berechnung, die hier zu weit führen würde, könnte man damit ebenso viel Licht liefern, wie wenn man um 130 Mark Steinkohlengas verbrennt.

Man kann nun nicht nur die Leuchtkraft des gewöhnlichen Leuchtgases durch Beimengung von Acetylen auf billige Weise bedeutend erhöhen, sondern auch das reine Acetylen in zweckmäßigen Brennern als Leuchtmaterial verwerten. Ob es gelingen wird, Lampen zu konstruiren, in welchen sich aus Calciumcarbid und Wasser Acetylengas entwickelt, welches sofort zur Verbrennung gelangt, ist zweifelhaft. Dagegen läßt sich das Acetylen, ähnlich wie Kohlensäure, unter hohem Druck und Temperaturerniedrigung verflüssigen und in Metallflaschen versenden. Man wird daher unabhängig von den Gasfabriken der Städte und deren Röhrenleitungen überall, wo man es wünscht, eine bequeme und billige Gasbeleuchtung einführen können, welche an Leuchtkraft unser gewöhnliches Gas weit übertrifft.

Acetylen wirkt zwar, wenn es eingeatmet wird, als Gift, verrät sich aber durch seinen Knoblauchgeruch, so daß von dieser Seite keine Gefahr zu gewärtigen ist. Dagegen wird man eine andere Vorsicht beobachten müssen, nämlich daß man Kupfer, Messing und alle kupferhaltigen Metalllegirungen von den Röhrenleitungen und Gefäßen fern hält, weil Acetylen mit Kupfer eine sehr explosive Verbindung eingeht.

Digitized by Google

Don Juan im Dorfe.

Eine Ehegeschichte

von

Robert Misch.

(Schluß.)

Jetzt hat Loisl sein Haus erreicht. Die Gaststube ist leer. Er stürzt die Treppe hinauf, die Schlafkammer ist verschlossen.

Er donnert mit der Faust gegen die Thür.

„Mach' auf, Franzel — i bin's, der Loisl!"

Mit verweinten und verwunderten Augen öffnet ihm sein Weib. Die rauhen Worte, die er ihr hat sagen wollen, kommen ihm nicht über die Lippen, als sie so vor ihm steht.

„Warum hast g'weint?"

„Ach ... so!"

„Hast viellei Ursach' dazu?"

„Mögli!"

„So?" ... Er traut sich nicht, weiter zu sprechen, der starke Mann; das Gewissen schlägt ihm.

„Is wer hier g'wen?"

„Wo?"

„Wo? Unten in der Gaststub'."

„Ja."

„Wer denn?"

„Der Briefbot'!"

„Und sonst koaner?"

„Sonst —?"

„War net der Lump hier, der Landstreicher, der Sensenmuckl? Hast Di net von ihm abbusseln lassen?" schreit er in plötzlich ausbrechendem Grimm. „Schamst Di net, Du —?"

Die Frau erwidert nichts — kein Wort, sie sieht ihn nur fest an, ohne die Augen niederzuschlagen.

Da übermannt ihn der Zorn, die Stirnadern schwellen ihm an, wie zwei Stränge so dick; er schlägt ihr mit der geballten Faust ins Gesicht, daß sie zurücktaumelt.

„Du elendig's Weibsbild, Du ..."

Sie hält sich an der Bettlade fest, keine Thräne tritt ihr ins Auge über diese rohe Mißhandlung, nicht mit der Wimper zuckt sie.

„Schlag Di selba!" sagt sie kalt.

„Leugnest's no, daß der Muckl Di busselt hat?"

„Nein, i leugn' es net!"

„O Du! ... Schamst Di net?"

„Scham Di selba!"

„Was willst von mir?"

„I will nix mehr ... mei ganzes Leben lang nix mehr von Dir ... aber die Burgei ..."

Er fährt erschrocken zusammen.

„Was willst mit der Burgei?" stammelt er verlegen.

Sie dreht ihm den Rücken zu und sagt gar nichts, aber es ist deutlicher als eine laute Anklage. Stumm und beschämt schleicht er sich zur Kammer hinaus.

Auf dem Felde warten sie heute vergeblich auf den Wirt. Der sitzt in der Gaststube beim Bier, das er sich abgezapft, und brütet finster vor sich hin.

Die Franzel kommt mit einem Päckchen, das sie in ein buntes Tuch geknotet, mit ihrem roten Regenschirm und dem Hut auf dem Kopf zur Thür hinein, tritt dicht vor ihn hin und sagt kalt und gelassen:

„I geh' zu meinem Vatta zurück! Meine Sachen laß i hol'n."

„Franzel, um Gottes willen ... was hab' i Dir 'than? Dös mit der Burgei is an dumm's Gered ... net wahr is!"

„I bin Dir nachgang'n ... i hab's g'sehn im Entlacher Forst ... unter der großen Eiche!"

Vor dem ruhigen, klaren Blick der Franzel schlägt er den seinigen zu Boden. Ohne Zorn klagt sie ihn an, ohne Haß, aber jedes ihrer Worte dringt wie ein spitzer Pfeil in seine Seele.

„I hab' Di g'nommen, weil i Di gern g'habt hab' — nein, sag nix — 's is do net wahr! — Du hast mi net g'mocht von Anfang an. Nur weil mei Vatta der reiche Jochbauer is, deshalb hast mi g'nommen, weiter nix! Aber i hab' 'glaubt: 's wird scho kommen ... nix is 'kommen! ... Da is mei Lieb kalt wor'n und immer kälter, bis's ganz aus g'wen is. Aber i hab' no immer nix g'sagt ... koan Wörtel, wie weh mir's 'than hat, aber daß D'mi schlagst ... Aus is jetzt!"

Ihr kaltes, starres Weh löst sich in bitteren Thränen auf, laut schluchzend legt sie den Kopf an den Thürpfosten. Da steht der Loisl neben ihr und streichelt sie und spricht ihr gut zu.

„Geh Franzel ... sei guat ... gel, die Schand' thust mir net an, daß Du fort gehst?"

„Die Schand'! — An weiter denkst nix! Nur daß die Leut' nit reden und sich's Maul zerreiß'n ... wo i bin, das is Dir glei!"

„So mußt net sprech'n, Franzel! Sixt es, i hab' Di gern —"

Aber das Wort stockt ihm auf den Lippen, so finster und stolz blickt ihn die Franzel an.

„Laß guat sein! I glaub's do net! Wir zwoa wissen jetzt, wie ma mit anand' stehn!"

Damit dreht sie sich um und geht hinaus, aber nicht auf die Straße, sondern die Treppe hinauf, in die Schlafkammer zurück, wie der ängstlich lauschende Mann hört; er hört auch, wie sie die Thür hinter sich verriegelt.

Wenigstens geht sie nicht gleich fort, denkt er aufatmend.

Ihn hatte ein seltsames Gefühl beschlichen, als sie so stolz vor ihm stand, Kläger und Richter in einer Person — ein Gefühl, das er noch nie empfunden. War das wirklich die kleine, sanfte, fügsame Frau, die er bisher kannte? Sie wuchs förmlich in die Höhe, als sie ihm sein Vergehen vorwarf. Ingrimmig kaute er an seinem Schnurrbart. Was nun? Ja, was nun? Soll er dem Muckl die Knochen im Leib entzwei schlagen? Am liebsten thäte er es auf der Stelle, aber das Geschehene macht er nicht ungeschehen, nur die Leute aufmerksam darauf, daß zwischen ihnen etwas vorgefallen ist.

Die Franzel weiß also, daß er und die Burgei ... Nun ist ihm klar, warum sie so kühl gegen ihn gewesen in den letzten Wochen, und warum sie sich hat abbusseln lassen vom Muckl. Aus Rache, um Vergeltung zu üben. Denn was sollte es sonst sein? Verliebt in das „latschete" Mannsbild, den Muckl, wenn sie einen Kerl wie ihn zum Mann hat — unmöglich!

Daß er sie geschlagen hat, das thut ihm ja jetzt leid. Bei anderen Bauern kommt das wohl öfter vor, aber in seiner Ehe war es das erstemal. Die Franzel war gar so eine Feine.

Und erst jetzt fällt es ihm schwer aufs Herz, daß er ihr bitteres Leid angethan hat. So lieb hat sie ihn also — gehabt, jetzt wohl nicht mehr! Die Franzel war eben immer so still und kühl; man konnte es ihr nie anmerken, wie es in ihrem Herzen aussah. Wenn sie nun doch fortginge, was wollte er dagegen thun? Sein Haus kam ihm plötzlich bei diesem Gedanken verödet und leer vor. Er hatte sich gar so sehr „gewöhnt" an sie.

Und was das mit dem Muckl betrifft, dahinter wird er schon noch kommen. Er wird jetzt aufpassen. Und die Franzel soll nicht fortgehen, darf nicht fortgehen ... er leidet's nicht, „partu net"! Er ist doch noch immer der Mann und der Herr im Haus. Und heftig stößt er den Maßkrug auf den Tisch.

Oben in der Kammer liegt die Franzel auf ihrem Bett und weint, weint heiße Thränen ...

Als am Abend die Knechte und Mägde müde und hungrig heimkehren, finden sie den Tisch gedeckt und alles wie sonst. Bauer und Bäuerin sprechen und essen, wie sie's an jedem Abend gethan. Dem schärfsten Beobachter wäre nichts Besonderes aufgefallen. Aber hungrige Knechte und Mägde sind keine scharfen Beobachter. Sie lassen sich's gut schmecken und merken nicht einmal, daß der Bauer der Frau ein Zettelchen in die Hand drückt. Als alle zu Bett gegangen sind, öffnet die Franzel es und liest die mit ungelenker Hand mühsam gekritzelten Worte: „I will net, daß Du fortgehst ... i leid's net!"

Er selbst ist schon in die Schlafkammer hinaufgestiegen und hat sich ins Bett gelegt. Aber er schläft nicht. Er horcht auf die Franzel. Er hört sie unten im Hause herumwirtschaften. Dann ist plötzlich alles still. Jetzt wird sie gleich kommen. Aber sie kommt nicht. Eine Viertelstunde wartet er — sie ist immer noch nicht da! Jetzt wird ihm angst. Schnell fährt er in seine Gamsledernen, zündet Licht an und tappt leise die Treppe hinunter. Unten ist alles dunkel, die Franzel nirgends zu finden. — Ein jäher Schreck durchzuckt ihn. Sie wird doch nicht etwa in die Nacht hinausgelaufen sein, zu ihrem Vater zurück?

Aber die Hausthür ist ja verschlossen. Er selbst hat den Schlüssel, wie jeden Abend, abgezogen. Leise schleicht er wieder hinauf. Aus einer Thürritze schimmert Licht.

Er legt sein Ohr daran und hört ein leises Rascheln. Es ist die Franzel, die sich eben entkleidet.

„Ah, Kruzitürken!" Jetzt geht ihm ein Licht auf. Sie will die Nacht in einer der beiden Kammern zubringen, die für etwaige Gäste bestimmt sind. Aber wenigstens ist sie nicht fortgelaufen, das beruhigt ihn. Er schleicht sich sacht in seine Kammer zurück und legt sich aufs Ohr.

Am andern Morgen ist die Bäuerin wie immer die erste, die aus den Federn kriecht. Sie versorgt die Dienstleute mit Speise und Trank für das Feld. Der Loisl zieht sonst in der Frühe mit ihnen hinaus; diesmal kommt er erst heruntergestiegen, als die schon fort sind. Er setzt sich zu seinem Frühstück, das die Franzel wortlos vor ihn hinstellt. Er will reden, er öffnet ein paarmal die Lippen, aber das Wort bleibt ihm in der Kehle stecken. Die Frau räumt eben den Tisch ab, als er auf sie zutritt:

„I will net, daß Du fortgehst — hörst, i will's net, und i leid's net, und i befehl' Dir's."

„Du hast mir nix mehr z'befehl'n!"

Der Loisl will heftig antworten, aber er bezwingt sich; er ringt mit einem schweren Entschluß. Endlich sagt er leise: „I bitt' Di recht schön ... hörst, i bitt' Di, 's g'schieht sonst an Unglück!"

„Dös is scho g'schehn!"

„Di Burgei ... i versprech' Dir's ... i will nix mehr von ihr wissen!"

Die Franzel sagt gar nichts. Schweigend räumt sie den Tisch ab, schweigend geht sie hinaus.

Forderte die Ernte auch noch so dringend die Anwesenheit des Bauern auf dem Felde, der Loisl rührte sich nicht mehr aus dem Hause fort, als wenn ihn hier unsichtbare Ketten festhielten. Und wenn er den Erntewagen entgegen in seine Scheunen ging, mehr als ein Stündchen litt es ihn nicht fern vom Haus. Mit der Regelmäßigkeit einer guten Uhr kehrte er nach dieser Zeit wieder zurück. Einmal — Franzel kam gerade von der Küche in die Gaststube, wo sie lauschend an der Thür stehen blieb — hörte sie, wie der Loisl einen kleinen Buben grimmig anfuhr, der ihm ein Briefchen von der Burgei brachte. Er las es, zerriß es in kleine Fetzen, die er sorgfältig in die Tasche steckte, und sagte, er möge nur bestellen, die Burgei solle ihn künftig ungeschoren lassen. Ganz bestürzt und verständnislos zog der Kleine mit der Botschaft ab.

Eine merkwürdige Freundschaft entstand in der Zeit zwischen dem Loisl und dem Höfelnazi. Sie saßen zusammen in der Gaststube, der stolze Lechnerwirt, der den verkommenen Menschen ehedem verächtlich über die Achseln angesehen, und der Dorflump. Der Nazi ließ sich's wohl sein bei dieser Freundschaft, die ihm umsonst zu einem Rausche verhalf. So wenig als möglich ließ sich die Franzel blicken, sobald die beiden zu karteln anfingen und dazu aus ihren Pfeifen dampften.

Ueberhaupt beschränkte sie den Verkehr mit ihrem Mann auf das notwendigste. Was zur Wirtschaft gehörte, besprach sie mit ihm vor dem Gesinde. Aber auf die Dauer ließen sich die Leute nicht täuschen, besonders nicht die Mägde. Die hatten es schon nach wenigen Tagen bemerkt, daß zwischen dem Wirt und der Wirtin etwas vorgefallen sei. Wenn auch Franzel als die letzte zu Bett ging: daß sie in der Fremdenkammer schlief, blieb nicht verborgen. Natürlich bemächtigte sich bald das ganze Dorf des interessanten Gesprächsstoffes, mit den üblichen Ausschmückungen und Uebertreibungen.

Der Muckl war der Franzel anfangs aus dem Wege gegangen; doch bald zog es ihn wieder mächtig nach dem Wirtshaus hin. Anstatt mit seinen Sensen im Land umher zu ziehen, kam er oftmals des Vormittags hierher. Die Franzel plauderte dann sehr freundlich mit ihm und war so unbefangen und harmlos, als ob nichts vorgefallen sei. Doch wunderte es ihn, daß er jedesmal den Höfelnazi und den Wirt selbst antraf. Der Loisl warf ihm wütende

Blicke zu und ließ allerlei anzügliche Redensarten hören. Aber dann trat die Franzel zu ihm heran, stemmte die Arme in die Seite und blickte den Riesen fest an, bis er verstummte:

„Willst Deine Gäst' in Ruh' lassen!"

Der Lechnerwirt brummte etwas in den Bart, sagte aber kein Wort mehr. Dem Muckl war's jedoch unheimlich geworden; er begriff nicht recht, was der Bauer zur Erntezeit am hellen Vormittag daheim zu suchen habe. Da fiel ihm ein, daß der Loisl vielleicht auf ihn eifersüchtig sei. Er hatte gerade das Wirtshaus verlassen, als ihm plötzlich der Gedanke kam. Unwillkürlich rückte er die Spielhahnfeder nach vorn; vor dem Loisl fürchtete er sich noch lange nicht, und dem Loisl geschäh' nur sein Recht, wenn ihm einer jetzt heimzahlte, was er an den anderen ehedem gesündigt. Auch schien die Franzel nicht sehr glücklich mit ihrem Mann zu leben; das hatte sie ihm klar und deutlich zu verstehen gegeben. Und was den Loisl betrifft, so munkelten die Leute im Dorf allerlei. Jedenfalls wollte er zunächst im Dorf bleiben und seine Wanderschaft bis später verschieben.

*

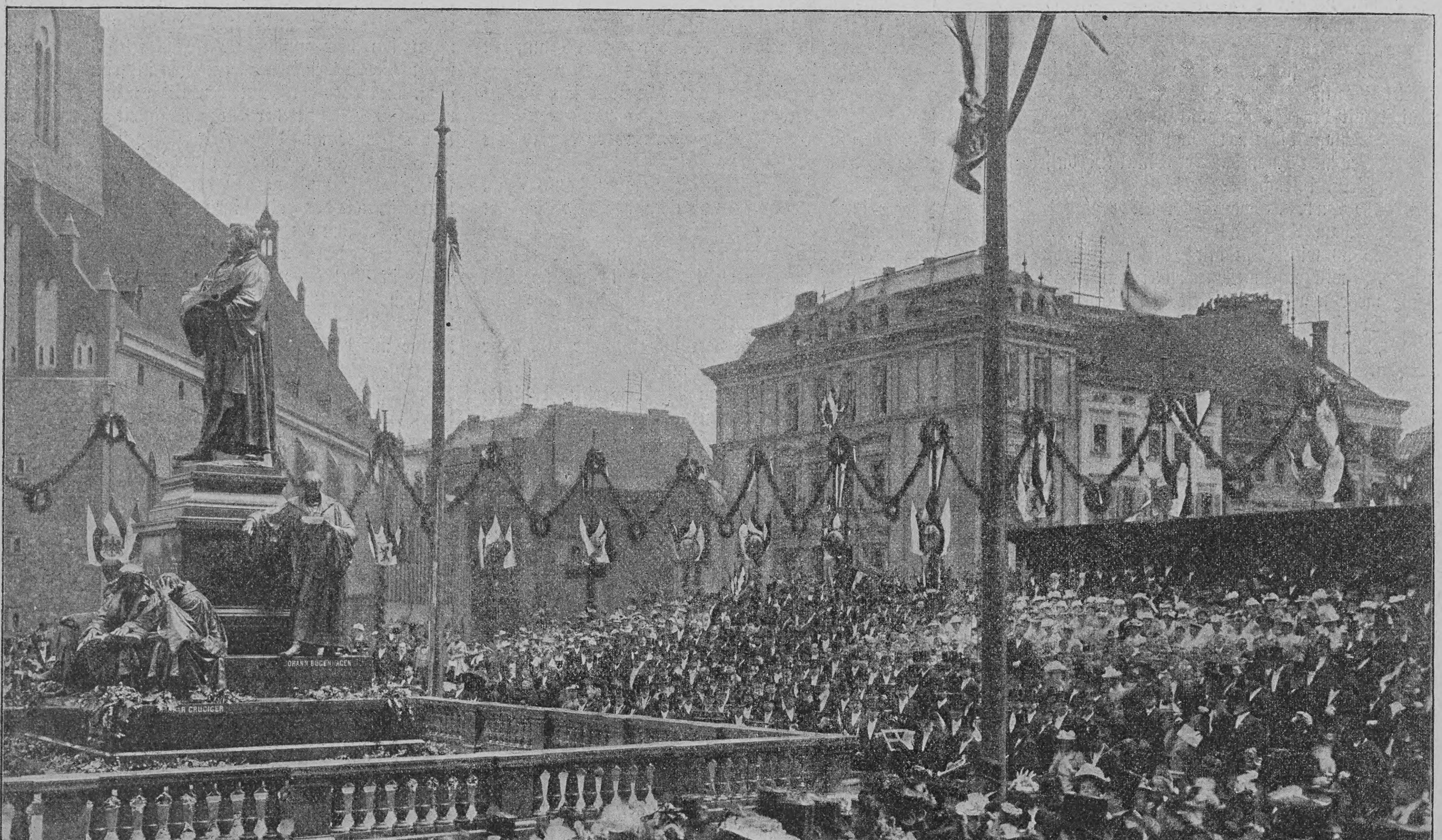
So viel Korn hatte man schon seit Jahren nicht mehr in die Scheuern gefahren. Das waren schwere Tage gewesen, aber endlich war die Ernte unter Dach und Fach. Man rüstete sich zum Feste. Am Morgen des großen Tages dankte man dem Herrgott und allen Heiligen recht schön für den reichen Segen, dann trank und stopfte man sich toll und voll — im ganzen Dorf roch es nach Gans- und Schweinebraten — und zuletzt zog man ins Wirtshaus und auf den Tanzboden. Für den Lechnerwirt war heute ein doppeltes Erntefest — auch seine Scheuern sind zum Bersten voll, und dann kann er heute daheim ernten, was die Bauern in den letzten Wochen zusammengespart haben. Heute lassen die Bursche 'was draufgehen. Das ist ein Geschrei und Gestampfe, ein Gesinge und Gejohle, daß man den Lärm bis ans andere Ende des Dorfes hört.

Das Kaiser Friedrich-Denkmal zu Pasewalk.
Nach einer Photographie von Paul Block daselbst.

Der Wirt und die Wirtin haben alle Hände voll zu thun. Aber der Loisl war trotz des guten Geschäftes schlechter Laune; am liebsten hätte er alles zusammengeschlagen, und er hoffte auch, daß es noch dazu kommen würde. Dann wollte er seinen Fäusten freien Lauf lassen, besonders gegen einen gewissen Jemand, der ein seelenvergnügtes Gesicht machte und bereits zweimal mit der Franzel schuhplattelt hatte. Dazu hat sie sich doch die Zeit genommen, trotzdem sie behauptet, sie wisse nicht, wo ihr der Kopf stehe vor lauter Arbeit. Anderen Burschen hat sie's rundweg abgeschlagen; nur der Muckl war der Begünstigte. Als ob das den Leuten nicht auffallen müßte! Der Loisl hatte auch schon allerlei anzügliche Redensarten hören müssen. Heute wollte er abrechnen mit dem Muckl und dem Burschen einen Denkzettel geben, den dieser sein Lebtag nicht vergessen solle. Aber auch auf die Franzel war er fuchtig. Was that er denn der zum Tort an? Eben dachte er daran, als die Burgei dahergeschritten kam. Das üppige Weib wiegte sich kokett in den Hüften und sandte ihm aus ihren dunklen Augen einen brennheißen Blick zu. Bisher hatte er sich geflissentlich von ihr fern gehalten; jetzt trat er auf sie zu, forderte sie auf, sich zu ihm zu setzen, gab ihr zu trinken und wich nicht mehr von ihrer Seite.

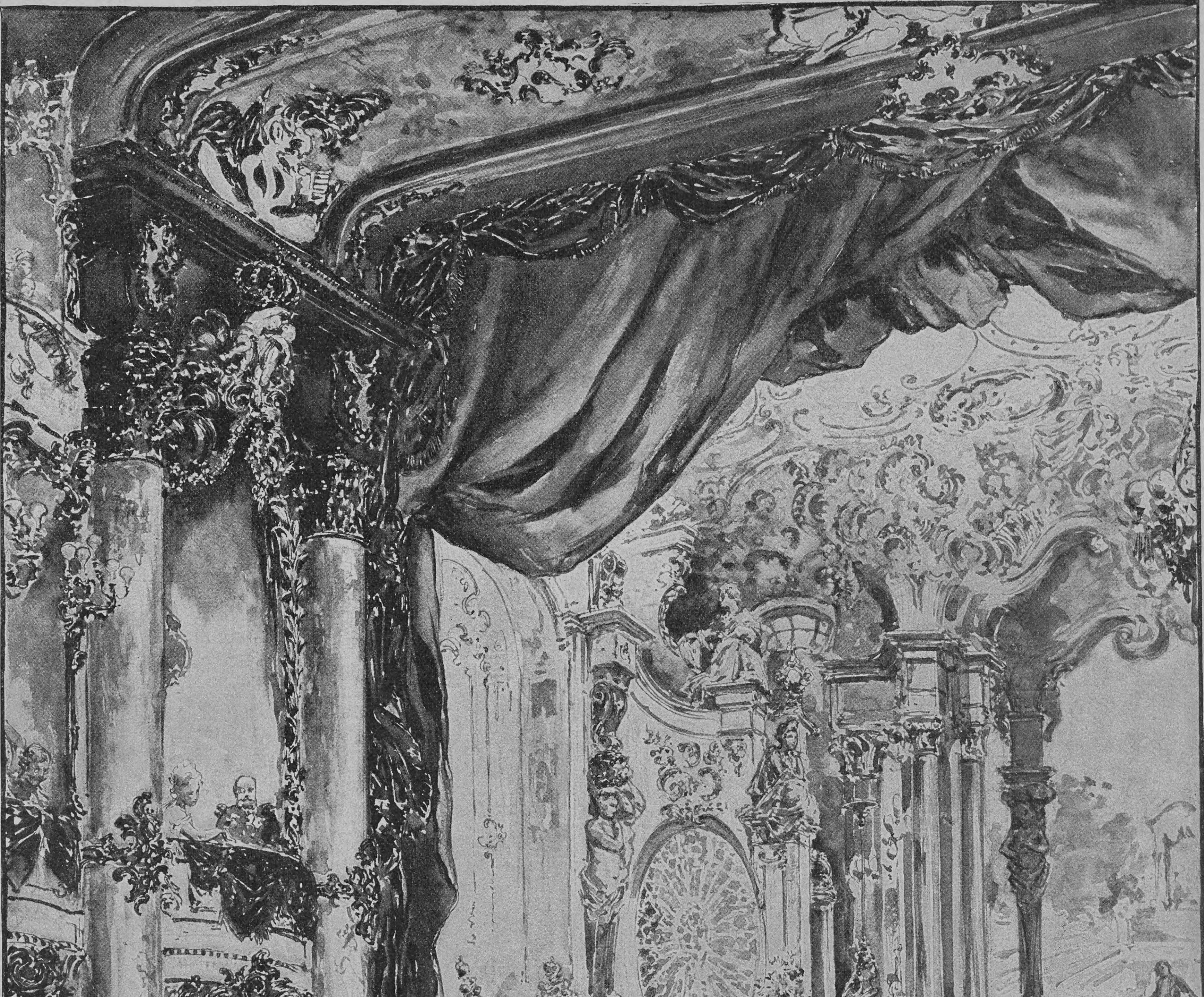
Die Bäuerin war die Zeit über in der Küche gewesen. Als sie in den Saal zurückkam und die beiden zusammen sitzen sah, wurde sie so weiß wie die Decke. Der Loisl that, als bemerke er es nicht, trank mit der Burgei aus einem Glase, tanzte mit ihr und ließ sich dann wieder neben ihr nieder. Sie flüsterten und tuschelten mit einander und lachten dabei, als ob sie die wichtigsten Geheimnisse hätten.

Die Franzel verriet mit keiner Miene, wie weh ihr die Kränkung that; denn das ganze Dorf wußte ja, wie die beiden mit einander gestanden hatten. Es war ein Schimpf, den er ihr anthun wollte. Aber als der Muckl von neuem auf sie zukam, setzte sie sich mit ihm auf die andere Seite des Saales und that mit dem Muckl, wie der Loisl mit der Burgei. Jetzt war es offenbar für das ganze Dorf,



Einweihung des Luther-Denkmals in Berlin. Nach einer photographischen Aufnahme von Hugo Rudolphy daselbst.

Digitized by Google



A. Schmidhammer: Rokoko-Inscenirung des „Figaro" im königlichen Residenztheater zu München: Hochzeitsfeier, III. Akt.

Digitized by Google

was man sich schon so lange ins Ohr flüsterte. Dem Loisl gönnten es die Burschen, der Franzel aber, die als hochmütig verschrieen war, die Weiber. Als der Lechnerwirt merkte, wie die Leute sich über ihn und sein Weib lustig machten, schwollen ihm die Stirnadern mächtig an vor Zorn. Er warf wütende Blicke hinüber nach dem Tisch, wo die Franzel und der Muckl saßen; aber die kümmerten sich nicht darum und tranken weiter aus einem Kruge, tanzten, lachten und flüsterten, ganz wie er es gemacht.

Plötzlich wurde die Wirtin von einer Magd abgerufen; sie ging schnell hinaus. Der Loisl ließ seine Begleiterin sitzen, ohne ein Wort an sie zu verlieren, und eilte der Frau nach. Er erwischte sie gerade vor der Küchenthür.

„Wo willst hin?“ schrie er und versperrte ihr den Weg.

„In die Kuchel,“ erwiderte sie kalt und hielt ruhig seinen drohenden Blick aus.

„So? Kümmerst Du Di endli wieder um die Wirtschaft? Dös is brav, daß Du's net ganz vergißt bei Dei'm Muckl oben!“

„I kümmer' mi so vüll wia Du selba um unsere Gäst'! Und jetzt geh aus'm Weg!“

„Und i sag' Dir, Du sprichst net mehr mit dem Lackl, dem Muckl, sonst —“

„Sonst?“

„I befehl's Dir, i — Dei Ma!“

„Du hast mir nix mehr zu befehl'n! Geh zu Dei'm Burgei ... darum kümmer' i mi aa net!“

„Franzel,“ sagte der Loisl so weich, wie sie es noch nie von ihm gehört, „dös hab' i bloß 'than, weil i zornig g'wen bin auf De und 'n Muckl. I bitt' Di ... i bitt' Di recht schön, sprich net mehr mit 'm Muckl, dann sprech' i aa net mehr mit der Burgei! So vüll mach' i mir aus der!“

Und er schnipste mit den Fingern in der Luft.

Die Franzel gab ihm keine Antwort und ging in die Küche, wo die Mägde im Schweiße ihres Angesichts kochten und brieten.

Der Loisl machte ein ganz verblüfftes Gesicht, als sie ihn so plötzlich und wortlos verließ. Unschlüssig blieb er stehen. Dann ging er langsam davon. An der Küche vorbei führte ein langer, dunkler Gang direkt in den hinteren Gemüsegarten. Hier war es ziemlich still und einsam; der johlende Lärm der Trinker und das Stampfen der Tänzer schallte nur gedämpft herüber. Ihm war das Geschrei plötzlich zu laut; es schlug ihm auf die Nerven, obwohl der Loisl das Wort „Nerven“ sicher noch nie gehört oder gar ausgesprochen hatte. Am liebsten hätte er seine Gäste vor die Thür gesetzt und wäre mit der Franzel allein geblieben. Da das nicht anging, wollte er sich hier ein Weilchen von dem Treiben erholen, das ihm plötzlich lärmend und wüst vorkam. Er setzte sich auf die unterste Stufe der kleinen Treppe, die von dem Gang in den Garten führte. Da sie etwas beiseite lag, so konnte er von hier aus ungesehen die Küche beobachten. Er zweifelte nicht, daß der Muckl seinem Weib nachschleichen würde. Vielleicht konnte er endlich dahinter kommen, ob sich die Franzel wirklich etwas aus dem Burschen machte, oder ob sie sich nur an ihm hatte rächen wollen.

Wie gründlich hatte er sich in der Franzel getäuscht! Die ließ sich nichts bieten, die war resolut wie nur eine. Wie du mir, so ich dir! Das imponirte ihm mächtig. Ueberhaupt, wie hatte er sie nur so ganz, auch im Aeußeren, verkennen können?! Jetzt, wo sie sich ihm versagte, bemerkte er erst, wie hübsch sie war: so fein und zart von Gesicht und Gestalt. Eigentlich war sie doch die Hübscheste im ganzen Dorf, und ein Paar blaue Augen hatte sie! ... Wo hatte er nur die seinen gehabt, daß er so lange gleichgiltig neben ihr dahin gelebt?

Jedenfalls war sie tausendmal hübscher als die Burgei. Der sah man ihre Jahre auch schon an, und daß sie ihr Leben lang hatte schwer arbeiten müssen. Was die für tiefe Falten um den Mund hatte, und wie quittengelb sie vom Sonnenbrande war. Und wie aufdringlich sie sich gegen ihn benahm, trotzdem er doch ihre letzten Botschaften ohne jede Erwiderung gelassen und ihr seitdem aus dem Wege gegangen war! Da war die Franzel doch anders. Die hatte ihren Stolz und wußte sich zu versagen.

Herrgott, er hatte sein Weib unbändig lieb, so lieb, wie er es selbst nicht gewußt — das merkte er erst jetzt, wo er ihr nachspürte. Und statt vergnügt mit ihr zu tanzen, saß er hier auf der finstern Treppe und lauerte auf ihren Liebhaber. Es durchzuckte ihn ganz heiß bei dem Wort.

„Heilige Muttergottes, nur das net ... nur net untreu laß sie sein, Muttergottes!“ betete er still vor sich hin.

Aber dem Muckl wollte er die Angst, die er jetzt um seinetwillen ausstand, ein- für allemal anstreichen.

Jetzt war's aus mit seiner Geduld, jetzt nahm er keine Rücksichten mehr, auf die Franzel nicht und nicht aufs Dorf. Und wenn sich der Lump, der Muckl, nur noch einmal an seine Frau heranmachte, wollte er ihm alle Knochen im Leibe zerschlagen und seinen dicken Schädel dazu.

Holla, da kam der Bursche eben angeschlichen und strich in der Nähe der Küche umher. Der Loisl drückte sich ganz in die Treppe hinein und blieb mäuschenstill sitzen. Es dauerte auch nicht lange, da kam die Franzel wieder aus der Küche heraus. Als sie den Muckl in dem dunklen Gang stehen sah, stieß sie einen leisen Schrei aus — ob vor Schreck oder vor Freude, das konnte der Loisl nicht genau unterscheiden.

„Was machst denn hier, Muckl? Was schleichst mir denn nach?“ sagte sie schnell und trat weiter zurück in den Korridor, um nicht gesehen zu werden. Die beiden standen jetzt dicht an der Treppenecke, hinter welcher Loisl atemlos lauschte.

„O Franzel ... i bin Dir nachganga, weil i Dir 'was z'sagen hätt', was i Dir alloan —“

„Wir zwoa beid' haben nix alloan z'dischkurir'n!“

„So? Moanst? Denkst gar, i woaß net, wia Du und der Loisl mit anand stehn? 's ganze Dorf spricht scho drüber!“

„Was geht mi denn 's Dorf an! Und was geht denn Di das an, was i und mei Ma —?“

„A Schand' is, was er Dir anthuat vor alle Leut' ... mit der Burgei, die früher scho ... woaßt ... hm, ja! ...“

Jetzt entstand eine Pause. Offenbar war der Bursche verlegen. Der Loisl krampft die Hände zusammen. Wenn er jetzt vorstürzt, kein Knochen im Leibe bliebe dem Muckl ganz. Aber er bezwingt sich und spitzt die Ohren.

„Traust Di net z'sagen, was D' von mir willst,“ erwidert die Franzel spöttisch. „I hab's aa so verstanden. Dös g'fiel Dir so, gel? Aber i will Dir was sagen, Du Dalk, Du! Was i und der Loisl mit anand haben, dös kümmert niemand, als uns zwoa alloan. Und jetzt machst auf der Stell', daß D' weiter kimmst! Marsch, 'naus aus mein' Haus — sonst sag' i's dem Loisl, daß er Dir den Marsch blast! Da schau her, so aner bist Du? Bist mir net guat g'nug g'wen zum Heiraten, und moanst, mit der Franzel könnt' ma so anbandeln? Du Lump, Du sakrischer!“

Und dann hörte der Loisl sie die Küchenthür hinter sich zuschlagen, daß es krachte. Vorsichtig lugte er um die Ecke. Der Muckl stand da wie ein Lohgerber, dem die Felle weggeschwommen sind. Jetzt hätte er ihm ja noch einen Denkzettel mit auf den Weg geben können; aber jetzt hat der Loisl keine Lust mehr dazu. Sein braves Weib hatte das für ihn besorgt.

Der Loisl ist auf einmal so seelenvergnügt; aufjauchzen möchte er. Aber er verhält sich ganz mäuschenstill und sieht schmunzelnd, mit diabolischem Lächeln dem Muckl nach, der langsam Kehrt macht und gerade an ihm vorbei in den Gemüsegarten schleicht, von wo ein Thürchen auf die Gasse führt.

Als der Loisl die Thür krachend ins Schloß fallen hörte — der Muckl war auf und davon — ging er in den Garten hinaus und setzte sich in die Laube. Die Franzel mußte sich mit ihm aussöhnen, noch heute. Und von heute an gab es auf der Welt kein anderes Weib mehr für ihn ... Aber wenn die Franzel nun nichts von Versöhnung hören will, auch wenn er sie um Verzeihung bittet wegen des Schlages und seines falschen Verdachtes und der Burgei und seiner Vernachlässigung, und was er sich ihr gegenüber noch sonst vorzuwerfen hat? Plötzlich fällt ihm etwas ein, worüber er laut auflachen muß. Na warte, Franzel!

Als er in den Tanzsaal zurückkam, war es schon ganz dunkel geworden; man zündete eben die Lampen an, die von der Decke hingen. Der ganze Raum war in eine Wolke von Rauch und Staub gehüllt, so dampften und stampften die Burschen, und die Dirnen schwenkten sich im Kreise, daß die Röcke nur so in die Höhe flogen. Gekreisch, Gejuchze, Gefiedel! Mitten drin eilte die Franzel von Tisch zu Tisch, scherzte mit den Gästen und sorgte für ihre Bedienung, da der Wirt verschwunden war. Der Loisl tippte sie auf die Schulter und sagte leise:

„Komm her, Franzel, woll'n uns aa 'mal schwenken!“

„Hab' koa Zeit!“

Und damit drehte sie ihm den Rücken zu.

Hm, so schnell geht das natürlich nicht, das war voraus zu sehen. Eben kommt auch wieder die Burgei angetänzelt und will ihn entführen.

„Hab' koa Zeit!“ sagt er barsch und dreht ihr ebenfalls den Rücken zu. Die Franzel hat es gehört und gesehen und wird ganz rot. Und die Burgei wird auch rot, aber sicher aus einem andern Grunde, denn sie ist plötzlich aus dem Saal verschwunden. Es wird immer später, die Lust steigt immer höher, das Geschrei und Gestampfe wird immer lauter.

Auch eine kleine Rauferei hat's unten gegeben, aber ehe sie sich ausbreiten kann, hat sich der riesenstarke Wirt zwischen die Kämpfer geworfen und erst die eine Partei zur Thür hinausbefördert, dann die andere — ganz unparteiisch.

Um ein Uhr packen die Musikanten ihre Instrumente zusammen und gehen nach Haus. Ein Pärchen nach dem andern schleicht sich davon — nicht immer nach Haus. In der Gaststube sitzen die standhaftesten Männer noch eine Weile und karteln; aber endlich trollen sie sich auch davon.

Der Loisl hat seine Knechte und Mägde ins Bett geschickt, und die Franzel ist auch längst verschwunden. Er schließt hinter den letzten Gästen die Hausthür zu, bringt die Kasse in Ordnung, macht die Lichter aus, und nun reckt und dehnt er sich behaglich und lacht sich vergnügt ins Fäustchen. Heute kann ihm die Franzel nimmer auskommen.

Die beiden einzigen Gastkammern, von denen sie die eine bisher als Nachtquartier occupirte, sind vermietet an die beiden Hausirer, die sich zum Feste eingestellt. Das ist ein Strich durch der Franzel ihre Rechnung. Das war's, was ihm am Abend in der Laube eingefallen ist, und worüber er hat lachen müssen. Der Lechnerwirt reibt sich schmunzelnd die Hände. Er zündet eine Kerze an, verschließt die Gaststube und stapft die Treppe hinauf nach seiner Schlafkammer. Aber zum Teufel, die ist verschlossen! Er rüttelt an der Thür, er pocht. — Keine Antwort!

„Franzel, mach auf — Franzel ... i bin's ja.“

Keine Antwort, nur ein silberhelles Lachen tönt ihm entgegen, schelmisch und übermütig.

Sakra, das Teufelsweib hat ihn überlistet.

„Aba i bitt' Di ... wann D' mi net einlaßt, muaß i auf der Ofenbank schlafen!“

Da tönt das silberhelle Lachen noch einmal, noch lauter und schelmischer. Daß er nicht früher daran gedacht hat! Jetzt hat sie sich eingeschlossen, und er kann sich auf die harte Bank legen!

Er beugt sich zum Schlüsselloch nieder.

„Franzel, i bitt' Di recht schön, mei herzliaber oanziger Schatz, mach mir auf! I will Dir treu sein mei Lebe lang! I schwör's Dir bei mein' Schutzpatron und der heiligen Jungfrau und ...“

Wieder das Lachen! Aber er läßt nicht nach. Bei allen Heiligen, die er einzeln aufzählt, von St. Franziskus, ihrem Schutzpatron, bis zu dem seinigen, dem heiligen Aloys, schwört er ihr Treue, Liebe und Unterwerfung.

Da endlich öffnet sich leise die Thür. Im Dunkeln sieht er etwas Weißes aufblitzen, zwei weiche Arme schlingen sich um ihn, zwei weiche Lippen pressen sich auf die seinen. Da hat er kein Wort mehr gesagt.

Einen treueren, sanfteren, zahmeren Ehemann als den Loisl hat's von der Stund' an auf der ganzen Welt nicht gegeben.

Digitized by Google

Alltags Geschichten

Bilder aus dem deutschen Familienleben

Emanuel Spitzer

Ehestandsvorbereitungen.

Wenn die Natur in ihrem reichsten und herrlichsten Gewande prangt und ihre volle Schönheit offenbaren will, zieht es den Menschen unwillkürlich hinaus in Wald und Feld. Eine allgemeine Völkerwanderung beginnt; jedermann, der nicht mit unzerreißbaren Fesseln angeschmiedet ist, sucht den vier Wänden zu entfliehen. Und doch gibt es, wie überall, auch hier Ausnahmen von der Regel. Ein glückliches Brautpaar, für das die Welt ohnehin ganz anders gestaltet ist, will im Gegensatze zu der Mitwelt gerade jetzt die vier Wände aufsuchen. Um diese vier Wände drehen sich seit Wochen alle Gedanken und Sorgen: wie wird man die Sache einrichten, daß man sich ein elegantes, gemütliches, beneidenswertes Heim schafft?

Das ist keine kleine Arbeit. Zuerst war es die Wohnung selbst, welche das junge Paar die volle Qual der Wahl kosten ließ. Das war ein Wandern durch die Straßen, ein Treppenaufundabsteigen, ein Berechnen und Erwägen! Dann, als das Nest gefunden war, mußte doch alles ganz neu hergerichtet werden. Tagelang saß die künftige Gebieterin des Hauses vor dem dicken Tapetenmusterbuch, bis sie etwas recht Wirksames für die einzelnen Gelasse gefunden hatte. Dann handelte es sich um das Ausmalen der Zimmer, und da mußte man immer hinterher sein, damit die Sache nicht verzögert oder nicht verfehlt gemacht würde. Das liebliche Bräutchen, welches bisher von der dekorativen Verschönerung durch Zeichnung und Farbe keinen Dunst hatte, entwickelte auf einmal einen Kunstsinn, der jedem Professor Ehre machen würde. Die Mama geht noch weiter, die sagt den Malern, Töpfern und Schreinern gleich, wie sie es machen sollten, daß die Sache gut und richtig wird. Von den umfassenden Kenntnissen einer Schwiegermama hat eben die Welt nur sehr unvollkommene Begriffe.

Der Bräutigam selber trägt ein maßvolles Benehmen zur Schau; er hat nämlich einen Maßstab gekauft, ein Ding, das er früher kaum dem Namen nach gekannt, er hat die geometrische Arbeit übernommen, worauf eine schwere Verantwortlichkeit ruht. Er muß ganz genau berechnen, ob hier zwei Betten, dort eine Kommode, am Fenster ein Sekretär und dergleichen Platz haben, denn wenn einmal das Einziehen losgeht, muß jedes Stück seinen genau bezeichneten Platz haben.

Papa, beziehungsweise Schwiegerpapa, beteiligt sich mehr im auswärtigen Dienst an den geheimnisvollen Vorbereitungen. Er besorgt Dinge, welche ihm zu irgend einem angenehmen Gange auch noch Zeit lassen. Er hat bei einer öffentlichen Auktion ein Prachtstück gesehen, das er den jungen Leuten zum Geschenk machen möchte: ein Kanapee mit pfirsichrotem Damast überzogen, ein geradezu „zuckeriges“ Stück Möbel. Mit dem Aufwand seiner ganzen Großmut hat er das Meistgebot gethan und den Zuschlag erhalten; der kostbare Gegenstand soll nun sofort an Ort und Stelle transportirt werden. In Ansehung des prächtigen Stoffes wagt er es nicht, die Führung unbekannten Händen zu überlassen, und engagirt zwei robuste Dienstmänner, welche das Kleinod fein säuberlich und vorsichtig in die Wohnung bringen sollen.

Nachdem er ihnen die peinlichste Sorgfalt auf die Packträgerseelen gebunden hat, geht er noch schnell ins Café, um dort seine durch die finanzielle Operation erschöpften Nerven durch einen „Schwarzen“ zu stärken. Die Lektüre von ein paar Zeitungen beruhigt sein Blut und gemütlich macht er sich auf den Weg, um möglichst bald den schwimmenden Gut nachzukommen und sich an der freudigen Ueberraschung der Seinigen zu weiden. Er durchquert einige Straßen, eilt über einen Platz — da entrollt sich vor seinen Augen ein Bild, welches ihn geradezu mit Entsetzen erfüllt. Kaum traut er seinen Augen: dort steht das zierliche, zarte, feine Kanapee mitten auf der Straße und beide Herren Dienstmänner haben in Erkenntnis der praktischen Bedeutung des ihnen anvertrauten Möbelstückes darauf Platz genommen. Sie thun sich ordentlich gütlich auf den weichen Polstern; der eine raucht seine Pfeife, aus welcher Funken und Aschenfragmente in reichem Sprühregen herausstieben; der andere saugt an einer dicken Cigarre, deren heiße Glut ebenfalls die Befürchtung einer Brandstiftung aufkommen läßt.

Papa stürzt auf die Missethäter los wie ein Tiger; wie wird der zarte Stoff aussehen! Für Leute in solchen Kostümen hätte der Möbelfabrikant jedenfalls für den Ueberzug des Kanapees eine andere Farbe und ein derberes Material gewählt! Mit gerade nicht gewählten Worten donnert er die Schuldigen an, welche nicht begreifen können, wie man einem braven Arbeiter, der sich den ganzen Tag quält wie ein Hund, nicht einmal das bißchen Rast auf dem weichen Plätzchen gönnen kann. Es gibt ein erregtes Wortgefecht, in dem aber Papa den kürzeren zieht, weil er nicht im stande ist, der Wucht der gegnerischen Ausdrücke die gleiche Kraft entgegen zu setzen. Ja, noch mehr! Die gekränkten Söhne des Volkes wollen, auf schnöden Lohn verzichtend, das Kanapee auf der Straße stehen lassen — er solle es selber an den Ort der Bestimmung tragen. Papa muß den lodernden Grimm im Innern erlöschen lassen und noch dazu gute Worte geben, um dem drohenden Streike vorzubeugen. Endlich kommt es zu einem Friedensvertrag; der Transport wird fortgesetzt und glücklich beendigt. Papa weicht nicht von der Seite, bis das Kanapee geborgen ist; das Brautpaar ist überglücklich — aber Papa empfindet nicht mehr die Rückwirkung dieser freudigen Bewegung in seiner Brust, denn in ihm kocht noch stille Wut und er kann den Gedanken nicht los werden, daß es für die Eltern eigentlich mehr Leid als Freud' bringt, wenn sich die Jungen ihr eigenes Nest bauen.

B. Rauchenegger.

Ehestandsvorbereitungen.

Spruch.

Wir glauben unser Gewissen oft am besten zu beruhigen, indem wir unsere Fehler recht strenge — an anderen beurteilen.

H. H.

Digitized by Google

Ein angenehmer Auftrag.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Der Wittelsbacherbrunnen in München.

(Hiezu das Bild Seite 753.)

Die am 13. Juni erfolgte Enthüllung des Wittelsbacherbrunnens auf dem Maximiliansplatz in München bedeutete den Schlußstein des großartigen Werkes der Wasserversorgung von Isar-Athen. Eine Schöpfung des Bildhauers Professor A. Hildebrand, befindet sich der Brunnen, der sein Wasser aus den Quellen des Mangfallthales bezieht, am Südwestende der herrlichen Maximiliansanlagen. Von der erhöhten Seite derselben hat man das obere Bassin vor sich, das eine Weite von 25 Meter besitzt. In der Mitte erhebt sich ein Aufbau mit einer Schale von $5\frac{1}{2}$ Meter Durchmesser und letztere wird überragt von einer kleineren Schale, aus welcher das Wasser sich in die größere und von dieser in das Bassin ergießt. Die Schalen, sowie der Sockel und das Halbrund des Bassins sind elliptisch und fügen sich dadurch in die Breitenwirkung des Brunnens ein. Zu beiden Seiten des Halbrundes und in einer Achse mit dem mittleren Aufbau sind zwei Sockel angebracht, welche Kolossalgruppen tragen, in denen die zerstörende und die fruchtbringende Kraft des Wassers dargestellt ist. Die Gewalt des tosenden, Steingeröll mit sich führenden Gebirgswassers ist durch einen Titan versinnbildlicht, welcher auf einem Wasserpferde reitet und einen Felsblock schleudert, während das befruchtende Naß durch ein Weib, das auf einem Wasserstiere sitzt und eine Schale in der Hand trägt, verkörpert wird. Jede dieser Gruppen ist 4 Meter lang und 3 Meter hoch. Der vordere Rand des Bassins, das die beiden Gruppen verbindet, trägt auf der Innenseite Fischmasken, die das Wasser einzuschlürfen scheinen. Auf die elementare Gewalt des Wassers hindeutende Masken mit Festons, wie die Wappen der vier bayerischen Stämme, zieren den Sockel der großen Brunnenschale. Zu beiden Seiten des Brunnens schließen sich Rasenböschungen mit Felsgestein an, das auf den Ursprung der Leitungsquellen, das Gebirge, hindeutet. Das Halbrund, welches das obere Bassin trägt und den Abfluß des Wassers nach unten vermittelt, hat zum Motiv Nischen, die von Pfeilern flankirt werden. In den Nischen sind Köpfe von Wassertieren angebracht, welche das Wasser in große Muscheln speien, von denen es in das untere Bassin fließt. Auf den Pfeilern, die mit Fischen in Relief verziert sind, tragen Doppelkonsolen den oberen Bassinrand. Die ganze Brunnenanlage erstreckt sich auf eine Breite von 40 Meter. Das Material ist harter, goldrötlicher Muschelkalk, während die Gruppen aus Untersberger Marmor geformt sind.

Die feierliche Weihe erfolgte am 13. Juni in Gegenwart des Prinz-Regenten Luitpold und vieler anderer Mitglieder des bayerischen Königshauses, wie zahlreicher Vertreter von Staat und Stadt. Die schwungvolle Festrede des Bürgermeisters Borscht erwiderte der Prinz-Regent mit herzlichem Dank, in welchem die warme Anerkennung für die Stadtverwaltung und ihre Bestrebungen zur Hebung der Volksgesundheit zum Ausdruck kam.

Das Frühlingsfest in der Gewerbehalle zu Stuttgart

vom 5. bis 8. Juni 1895.

(Hiezu das Bild Seite 756.)

Zu wohlthätigen Zwecken sind selbst dem Philister Extravaganzen erlaubt; die Gewerbehalle in Stuttgart hatte sich deshalb nicht gescheut, zu Gunsten der Volkskinderküchen und der Augenheilanstalt für Unbemittelte sich in ein Gewand zu stecken, das ihr zwar etwas fremdartig, aber nicht unkleidsam stand: sie kam auf italienisch und eine ganze Straße von Lugano hatte in ihrem weiten Leibe Platz gefunden. Dort gab es ein Postamt, einen Zeitungskiosk, eine Limonadia, eine Fischbraterei „Zur lustigen Forelle", eine Osteria, ein Raritätenkabinet, eine Arena, eine Sekthalle „Zum kühlen Brunnen", eine Waffelbude, ein Tiroler Wirtshaus, einen Blumenkiosk, ein Caroussel, ein Bräustübl, einen Zirkus und verschiedene Schenken; in den oberen Regionen aber, zu denen ein Kraxlsteig in vielfachen Windungen emporführte, kam man zunächst auf alpines Gebiet und die Jamthalhütte nahm die Wanderer auf; an diese an schlossen sich ein Café Belvedere, eine Rennbahn mit Totalisator, eine Kegelbahn, ein photographisches Institut und verschiedene Schenk- und Speisewirtschaften. Auf der einen Seite führte die Straße auf den Luganersee hinaus, auf der andern Seite in das Hochgebirge hinein; zwei große Prospekte des rühmlichst bekannten Theatermalers Wilhelm Plappert, dem Leiter der Ausstattung, schlossen sie ab. Verblüffend wirkte besonders die Riesenleinwand des Luganersees, die so eng und geschickt mit den Einbauten an den Seitenwänden sich verband, daß besonders bei gefülltem Saal der Uebergang nur schwer zu entdecken war und man mit einiger Illussionsfähigkeit wohl des Glaubens sein konnte, auf eine ungeheure Seefläche hinauszublicken. Inmitten dieser italienischen Natur und Architektur bewegten sich die zahlreichen Mitwirkenden in italienischer Tracht, und ein ungemein farbenreiches, fesselndes Bild entrollte sich in der Lichtflut der Bogenlampen, wenn eine fröhlich angeregte Menge zwischen den Buden plaudernd, lachend und kokettirend sich drängte. Betäubend freilich war der Lärm, und nur selten ließ für den Freund eines guten Tropfens und beschaulicher Betrachtung ein behagliches Plätzchen sich finden, aber für die elegante Welt Stuttgarts wird das Frühlingsfest in der Gewerbehalle stets eine freundliche Erinnerung bleiben, zumal es auch an dem pekuniären Erfolge nicht fehlte und noch am letzten Tage allein 10,000 Mark für die Ueberschwemmten in Balingen erübrigt wurden.

Die Blumen an die Kinder.

Ein Sommergruß

von

Julius Lohmeyer.

Flur und Heide hold zu schmücken,
Kahlen Strand und ödes Feld
Zu erfreuen, zu entzücken,
Rief uns Gott in seine Welt.

Bergt das Korn in Dach und Scheuer,
Bergt im Keller Frucht und Wein, —
Aber, Kinder, euer, euer
Wollen wir, die Blumen, sein!

Offen stehen Feld und Garten,
Stehen Heide, Wald und Flur —
Kinder, kommt, die Blumen warten,
Warten eurer Freude nur!

Ach, nur kurze Sommerstunden
Duften wir an Halm und Strauch:
Kinder, kommt, eh' wir entschwunden —
Freut euch eurer Ernte auch!

Sommer schüttet euch, als Erben,
Duft'ge Garben in den Schoß!
Ach, es wär' ein schmerzlich Sterben,
Achtlos sterben, freudelos!

Komme, kleine Schar, und pflücke!
Trag den Sommersegen ein,
Kinderjubel, Kinderblicke
Sollen Dank und Lohn uns sein!

Roten Mohn und blaue Glocken
Rafft zum Strauß und schlingt zum Kranz!
Windet in die goldnen Locken
Lachender Cyanen Glanz!

Aber kehrt ihr duftbeladen,
Beutefroh und lustbeglückt,
Eilt, uns Dürstende zu baden,
Sorgt, daß Labung uns erquickt!

Und eh' ihr euch schickt zum Beten
Und die müden Aeuglein schließt:
Denkt, ob achtlos und zertreten
Kranz und Strauß ihr sterben ließt!

Das Kaiser Friedrich-Denkmal in Pasewalk.

(Hiezu das Bild Seite 760.)

Am einhundertundfünfzigjährigen Jahrestage der Schlacht bei Hohenfriedberg, 4. Juni, erfolgte in Pasewalk die Enthüllung des Denkmals für Kaiser Friedrich, der einst viele Jahre lang der Chef des im genannten Städtchen garnisonirenden Kürassierregiments gewesen war. Der gegenwärtige Chef des Regiments ist die Kaiserin Auguste Viktoria, die unter Glockengeläute und an der Seite ihres hohen Gemahls zu Pferde ihren Einzug in die Stadt hielt. Vor der Front des in Parade aufgestellten Regiments wurde zunächst der Ehrenbrief verlesen, mit welchem dasselbe einstmals von König Friedrich dem Großen ausgezeichnet worden war. Nachdem hierauf der Kommandeur, Oberstlieutenant von Vietinghoff, ein Hoch auf das Kaiserpaar ausgebracht hatte, fiel die Hülle von dem Denkmal, das den verewigten Kaiser Friedrich in der Uniform seines einstigen Regiments darstellt. Nachdem noch im Namen des Kaiserpaares der Generaladjutant von Plessen einen Kranz am Sockel des Monumentes niedergelegt hatte, schloß die Feier mit einem Parademarsch des Regiments. Eine besondere Ehre erwies der Kaiser diesem durch Verleihung eines Brustschildes mit dem Namenszuge König Friedrichs II. Bei dem Festmahle im Offizierkasino sprach die Kaiserin als Regimentschef dem obersten Kriegsherrn den Dank für diese Auszeichnung aus, und der Kaiser erwiderte mit einer bedeutsamen Rede, in welcher er, anknüpfend an die Kämpfe seines großen Ahnherrn, auf die vor fünfundzwanzig Jahren auf französischem Boden erkämpfte deutsche Einheit und auf das Freundschaftsbündnis zwischen dem neuen Reiche und Oesterreich-Ungarn hinwies.

Das Lutherdenkmal in Berlin.

(Hiezu das Bild Seite 760.)

Das Lutherdenkmal auf dem Neuen Markt in Berlin ist die Schöpfung zweier Künstler. In dem 1885 ausgeschriebenen Wettbewerb ging Professor Paul Otto als Sieger hervor, und es war ihm noch vergönnt, die Figur des Reformators im Modell für den Guß zu vollenden, doch 1893 wurde er vom Tode dahingerafft, und mit der Fertigstellung des Denkmals betraute man nun den Bildhauer Robert Toberentz, der sich dieser Aufgabe mit nicht geringerem Geschick erledigte wie sein Vorgänger. Neben einigen der Eckfiguren ist auch der Kopf Luthers sein Werk. Da es darauf ankam, Luther in Beziehung zu Berlin zu bringen, mußte auf die Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg hingewiesen werden, und somit ist Luther in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahre dargestellt. In Ueberlebensgröße geformt, steht er so da, wie er im Bewußtsein des evangelischen Volkes lebt, im faltigen Priestergewand, den rechten Fuß auf einen Stein gestellt. Die linke Hand hält die aufgeschlagene Bibel, während die rechte wie bekräftigend darauf gelegt ist. Auch der Ausdruck des Gesichtes steht hiermit im Einklang: „Das Wort sie sollen lassen stan."

Die Figur ruht auf einem viereckigen Granitunterbau, zu dem eine breite Treppe hinanführt, auf deren Wangen die Gestalten Huttens und Sickingens sitzen. Auf den Stufen am Sockel sitzen, im Disputiren begriffen, Spalatin und Reuchlin, auf der andern Seite Justus Jonas und Cruziger; an den rückwärtigen Ecken des Sockels stehen, in Nachdenken verloren, Melanchton und Buggenhagen, die letzteren beiden noch von Otto modellirt. Sämtliche Figuren sind in echter Bronze hergestellt. Der Eindruck des Ganzen ist packend, während freilich die Umgebung damit nicht besonders harmonirt, denn der „Neue" Markt gehört zu den älteren Stadtteilen Berlins und weist nur unscheinbare Häuser auf; auch ist die Marienkirche im Hintergrunde des Denkmals im Aeußern ein sehr schlichter Bau. Der Enthüllung des Denkmals am 11. Juni wohnte Prinz Friedrich Leopold in Vertretung des Kaisers bei, und auch der Reichskanzler Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, die Mehrheit der Minister und die Spitzen der Behörden beteiligten sich an der Feier.

Rokoko-Inscenirung des „Figaro" im königlichen Residenztheater zu München.

(Hiezu das Bild Seite 761.)

Ein frischer, thatenfroher Geist pulsirt im Münchener Hoftheater, seit Possart mit zielbewußter Energie das Steuer führt. Als erfahrener Bühnenpraktiker weiß er, was das Publikum will, als gelehrter Dramaturg und Künstler aber auch, wie das Erwünschte geboten werden soll, um „Kurzweil mit Bildung zu gatten" und sowohl die ästhetischen wie ethischen Anforderungen der Schaubühne zu befriedigen. Bei der bedauerlichen Minderwertigkeit der meisten Novitäten wendet er seine Aufmerksamkeit dem bewährten Guten zu, in dem Bemühen, es durch möglichst vollendete Darstellung der Nation neu zu gewinnen. So ward der „Lohengrin" mustergiltig neuinscenirt und, da der Erfolg in jedem Sinne sich einstellte, dem populärsten Werke Wagners die liebenswürdigste Schöpfung Mozarts gesellt.

Für „Figaros Hochzeit", ein Werk, das man stile Louis XV. par excellence nennen kann, bot das Münchener Residenztheater, ein Prachtbau aus der Glanzzeit des Stils, von dem berühmten Cuvilliers 1750—1753 geschaffen, den denkbar passendsten Rahmen. Possart beschloß demgemäß, die Oper in das seit langem nur noch dem Lustspiel dienende „kleine Haus" zu verlegen, in dem einst Mozart persönlich den Taktstock geschwungen und vor hundert Jahren derselbe „Figaro" auf der Tagesordnung gestanden hatte. Nun aber sollte er erst in dem ihm zugehörigen Kostüm, der Scenerie des Rokoko und dem aus Staatsweisheit ihm seinerzeit fürsichtig beigegebenen, aber höchst kleidsamen spanischen Lokalkolorit einziehen. „Echt" war natürlich nach gutem Münchner Künstlerbrauch das Schlagwort. Das Theater selbst mit seinem reichen, reizenden Schnitzwerk, den von breitschulterigen Riesen getragenen Galerien, den

Digitized by Google

über zierlich verschnörkelte Bogenbrüstungen in künstlichem Faltenwurf herabfallenden rotschimmernden goldbefransten Holzdraperien, mit all seinen mannigfaltigen, fein skulptirten Zieraten, mit seiner entzückenden Patina, die das Funkeln des vielen Goldes und das Leuchten der roten Folie samt dem weißen Grunde malerisch abdämpft, stellte die höchsten Ansprüche an Geschmack und Sorgfalt der Bühnenausstattung. Es galt, völlig neue, dem Charakter und Farbenton des Zuschauerraums sich harmonisch einfügende Scenerien zu schaffen. Das ist dem technisch und künstlerisch gleich hervorragenden Geschick Lautenschlägers mit Hilfe der Theatermaler Frahm und Mettenleiter auch vollkommen geglückt. Bereits haben wir in unserem Vorbericht in Nr. 27 von „Ueber Land und Meer" die Vorzüge der Rokokoaufführung des „Figaro" nach scenischer und musikalischer Hinsicht im allgemeinen gewürdigt. Heute aber vermitteln wir unseren Lesern den prächtigen Haupteffekt der Vorstellung in einer bis auf jede Einzelheit genau dem Originale folgenden Illustration, die zugleich einen Blick auf die unvergleichlich schöne architektonische Umfassung des Bühnenbildes gestattet.

Rechts vergegenwärtigen die Prosceniumslogen, in denen eben die Mitglieder des königlichen Hauses sich des neuen heimischen Bühnenerfolges freuen, den reichen Stil Cuvilliers, der sich in dem Prunksaal der Scene gewissermaßen fortsetzt. Durch das traditionelle œil de boeuf, das mächtige Rundfenster des Rokoko, ergießt sich ein weiches, flimmerndes Licht über die herrlich gegliederten Gebälkträger und das üppige goldene Schnörkelwerk des verschwenderisch ausgestatteten Festgelasses. Zur Hochzeitsfeier geschmückt, thront das Grafenpaar in glänzenden Staatsgewändern auf der Estrade. Susanne kniet vor dem Grafen, der ihr den Brautschleier aufs Haupt heftet und dabei nach dem verstohlen neben den Flechten emporgestreckten Briefchen hascht, während niedliche spanische Tänzerinnen sich graziös im Fandango schwingen und aller Blicke anziehen. Nur Figaros Eifersucht vermögen sie nicht abzulenken. Argwöhnisch beugt er sich vor und auch der Page in seiner drolligen Mädchenverkleidung kommt näher, an der Spitze der mit Blumen huldigenden Dorfschönen. Figaro erscheint in spanischer Nationaltracht, wie sie dem ursprünglichen „Picaro", freilich nur zu guter Stunde, wenn das Glück dem Schelm just hold war, eignete. Der Doktor trägt einen schwarzsammetnen Mantel, Barrett, hohe Lockenperücke. Das Spazierrohr, dessen Knopf die fleißig benützte Tabatière birgt, sowie der Fächer, der sich in aller Händen bewegt, fehlen dem Alten nicht. Der Musikmeister stolzirt im knappen, kanariengelben Frack mit langem, wohlgedrehtem und wohlbebändertem Zopf. Jede Falte, Schleife und Quaste ist durch genaue kunst- und kulturgeschichtliche Studien sozusagen sanktionirt. Im großen und kleinen aber wahrt Possarts Regie, die in unermüdlichen Proben sich auf alles erstreckte, den leichten, anmutigen Fluß und den heiteren geistsprühenden Ton des vornehmsten musikalischen Lustspiels, das wir in „Figaros Hochzeit" besitzen.

So sehr nun das Auge sich an der malerischen Schönheit der Scenerie und Kostüme, an dem künstlerischen Gesamteindruck von Bühne und Zuschauerraum ergötzte, so geschah es durchaus nicht auf Unkosten des Ohres, das vielmehr gerade im kleinen Hause, wo Stimmen und Orchester eine Art Kabinetwirkung erzielen, zu seinem vollen Rechte gelangte. Der Zudrang des Publikums zu dem von Woche zu Woche vorher ausverkauften „Rokoko-Figaro" war so groß, daß, um die vielen Wiederholungen zu ermöglichen, die meisten Rollen mehrfach besetzt werden mußten.

Alex Braun.

Die neunte Wanderausstellung der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft zu Köln.

Von

Joh. Ludw. Algermissen.

In den schweren Zeiten, welche die Landwirtschaft gegenwärtig durchzukämpfen hat, ist es geboten, daß der Landwirt nicht nur nach Staatshilfe ausschaut, sondern selbst leistet, was er kann. Ich will aber auch versprechen und glaube dazu befugt zu sein, auch im Namen der Regierung und des Kaisers, daß, soweit eigene Kräfte nicht reichen, der Landwirtschaft die Reichs- und Staatshilfe nicht versagt werden wird."

Diese mahnenden, aber auch trostreichen Worte sprach am 6. Juni 1895 bei Eröffnung der Wanderausstellung zu einer vieltausendköpfigen Menge hervorragender Vertreter aller Stände der preußische Landwirtschaftsminister von Hammerstein-Loxten. Und er hat ein Recht dazu, so zu sprechen; denn er stammt aus Hannover und hat bis zu seiner Ernennung zum Minister hervorragend gewirkt in dieser Provinz, welche ohne Zweifel die gesundesten landwirtschaftlichen Verhältnisse im ganzen Reiche aufweist. Aber diese stammen nicht von heute und gestern, sie bestehen seit mehr als fünfzig Jahren und wurden geschaffen, als die Provinz noch ein selbständiges Königreich war, das zwar keine Großmachtspolitik trieb, dafür aber sich desto eingehender mit dem materiellen und geistigen Wohle der Staatsangehörigen beschäftigte, ohne Schulden zu machen.

Bei der Einverleibung in Preußen hatte Hannover trotz seiner niedrigen Steuern noch nicht 100 Millionen Mark Schulden, deren Zinsen durch die vorhandenen Staatsbahnen doppelt gedeckt wurden. In der Landwirtschaft hatte der englische Einfluß früh sich geltend gemacht. Schon vor vierzig Jahren gab es dort Maschinen, großartige Landwirtschaftsausstellungen und Tierschauen, besonders im südlichen Teile (Kalenberg, Grubenhagen, Hildesheim, Göttingen), der Kornkammer von Norddeutschland. Die Latifundienwirtschaft von jenseits der Elbe war verpönt; zwar gab es viele Staatsdomänen, aber alle hatten mäßigen Umfang, 100 bis 500 Hektar; viele waren seit Generationen von derselben Pächterfamilie bewirtschaftet, fast in Erbpacht, nicht zum Schaden des Staates; denn der Raubbau blieb dabei ausgeschlossen. Alle Güter und größeren, selbst die mittleren und kleinen Bauernhöfe vererbten sich geschlossen auf den ältesten Sohn; die Geschwister wurden mäßig, aber gerecht abgefunden mit dem Gelde, das die Eltern erspart hatten. Sie konnten das, da die Höfe gar nicht oder nur wenig verschuldet übernommen waren und der Bauer noch stolz darauf war, Bauer zu sein und dem entsprechend gut, aber einfach zu leben. Selbst kleine Handwerker und Tagelöhner auf den Dörfern erfreuen sich eines gewissen Wohlstandes, jede Familie hatte ihr eigenes Haus, einige Morgen Land, auf denen gezogen wurde, was der Haushalt brauchte, und das nötige Geld wurde durch Arbeit verdient. Landarme konnte man am hellen Tage mit der Laterne suchen.

Früh bethätigte sich das Genossenschaftswesen, besonders bei der Einführung von Maschinen. Der einzelne Bauer hat dort 50 bis 150 Morgen unter dem Pfluge, da kann er für sich allein größere Maschinen weder kaufen noch gewinnreich beschäftigen. Zuerst waren die Engländer, welche damals die landwirtschaftlichen Maschinen ausschließlich lieferten, bei der Hand und verliehen ihre Maschinen von Dorf zu Dorf. Aber bald merkten die Bauern, daß ihnen diese Benützung der hohen Kosten wegen wenig helfe. Die Bauern eines großen Dorfes oder von mehreren benachbarten kleinen vereinigten sich, meist mit dem Domänenpächter zusammen, kauften die Maschinen und ließen sie von Hof zu Hof wandern. Später kamen Meiereien, Bauern-Zuckerfabriken, Darlehenskassen, landwirtschaftliche Vereine und so weiter, kurz, der Bauernstand der Provinz ist so gut organisirt und so gestellt, daß der Provinziallandtag die vom Abgeordnetenhause im vorigen Jahre beschlossenen Landwirtschaftskammern dankend ablehnen konnte, ebenso wie dies Westfalen und die Rheinprovinz gethan haben. An all diesen Gebilden hat der jetzige Landwirtschaftsminister seit einem Menschenalter hervorragend mitgewirkt; er weiß, was Selbsthilfe leisten kann.

In annähernd gleicher Lage befindet sich der ganze Westen und Süden des Reiches — sie sind zufrieden, wenn sie vom Staate nicht geschädigt werden. Was in der Landwirtschaft trotz der bestehenden Krisis geleistet werden kann, besonders wenn Stadt und Land einträchtig zusammenwirken, zeigte die jüngste Kölner Ausstellung. Die Veranstalterin derselben, die deutsche Landwirtschaftsgesellschaft, ist eine kleine Macht; 1885 gegründet, zählt sie heute 10,500 Mitglieder, die jährlich je 20 Mark Beitrag zahlen; aus diesen und sonstigen Einnahmen ist in zehn Jahren ein Barvermögen von 700,000 Mark angesammelt, obwohl bereits neun große Ausstellungen (in Frankfurt, Breslau, Magdeburg, Straßburg, Bremen, Königsberg, München, Berlin und jetzt in Köln — die nächste in Stuttgart —) abgehalten sind, die jedesmal bedeutenden Zuschuß erforderten, und praktische Versuche viel Geld verschlungen haben. Die Düngerabteilung, welche den direkten Verkehr zwischen Erzeuger und Verbraucher vermittelt, hat in neun Jahren an 11 Millionen Doppelzentner Kalisalze den Landwirten geliefert — das ist wirkliche Selbsthilfe!

Das Ausstellungsfeld lag nordwestlich von Köln, 800 Meter außerhalb der neuen Stadtumwallung, und bestand aus den Gebäuden des neuen Viehhofes, sowie Holz- und Zeltbauten nördlich und südlich desselben. Den Viehhof mit daran schließendem Schlachthof hat Köln für 7 Millionen Mark gebaut, um der Landwirtschaft den Zentralmarkt von Westdeutschland und seinen Bewohnern den Bezug guten Fleisches zu sichern. Alle Tiere, mit Ausnahme von Geflügel, Fischen und Bienen, waren in den Verkaufshallen und Ställen untergebracht, also so geschützt und für die Besichtigung bequem aufgestellt wie auf keiner Ausstellung zuvor. Zu den 95 Reit- und Wagenpferden deutscher Edelzucht stellte die Rheinprovinz 30 und Hannover 36, der Rest fiel auf Oldenburg, Schleswig-Holstein und Westfalen. Besondere Anerkennung darunter fand eine Sammlung von 23 hannoverschen Zuchtstuten. Die Militärpferde (Kavallerieremonten und ein vollständiges Artilleriegespann), 42 Stück, waren aus rheinischen Regimentern entnommen und zeigten dem Züchter, welche Anforderungen hier gestellt werden. Von 214 Arbeitspferden stellte die Rheinprovinz 194, durchweg Urweltskolosse kalten Blutes, die trotzdem in sausendem Carrière vorbeirannten, und zwar ein Achter-Gespann (2 Stangen-, 3 Mittel- und 3 Vorderpferde), das einen 130 Zentner Eigengewicht habenden Lastwagen zog. Gespann und Wagen dienen der kölnischen Maschinenfabrik zum Transporte ihrer Fabrikate, darunter Dampfkessel, die 900 Zentner wiegen, so daß dann jedes Pferd an 130 Zentner ziehen muß, oft auf schwierigen Wegen.

Von 693 Rindern, alles Prachtexemplaren, gehörten 442 zu den Niederungs-, 251 zu den Gebirgs- und Höhenschlägen Deutschlands. Woll- und Fettschafe in tadelloser Ware waren nur 134 ausgestellt — ganz natürlich, da in West- und Süddeutschland wegen der fehlenden Domänen und großen Güter, sowie der großen Zersplitterung des Bodens die Schafzucht von ganz geringer Bedeutung ist. Dagegen bürgert die genügsame Ziege, das Haustier des kleinen Handwerkers, Tagelöhners und Fabrikarbeiters, auf dem Lande sich immer mehr ein; 126 Stück schöne und gute Tiere waren meist von den Besitzern ausgestellt; keins der Tiere hat Hörner, während im Hannoverschen fast nur gehörnte Tiere gehalten werden. In der Schweinezucht stand Westfalen mit 139 Stück oben an; dann folgten: Hannover 89, Oldenburg 70, Rheinprovinz 75 und so weiter, im ganzen waren 556 ausgestellt, ohne die Ferkel. Von letzteren fanden wir bei einzelnen Sauen 8 bis 12, bei einer sogar 14 Stück, alles Prachtexemplare. Gehört die Schweinezucht zu den ergiebigsten Zweigen der Landwirtschaft, so kann man dies von der Geflügelzucht nicht behaupten; hier wird, wie die ausgestellten 444 Stämme Tauben, Hühner, Enten und Gänse zeigten, noch immer zu viel Sport getrieben. Wie kann der Bauer einen Stamm Hühner mit 50, 80, 100, 150, 200, ja 300 Mark bezahlen? Er will viele und große Eier, schwere und saftige Schlachttiere, nicht aber tadelloses Gefieder züchten. Noch immer zahlt Deutschland jährlich über 60 Millionen Mark für Eier und Geflügel an das Ausland — bei vernünftiger Zucht könnte dieser Betrag ganz gut im Lande bleiben.

In der Fischereiabteilung waren Forellen aller Art, Bachsaiblinge, Aale und Karpfen in jeder Größe vertreten. Eine Anzahl Regenbogenforellen von 6 Pfund und 6 mächtige Brutkarpfen, deren jeder 25 Pfund wog, wurden allgemein angestaunt; ein Bassin enthielt Krebse, die vierzig Jahre alt sein sollen. Leider ist der Fluß- und Bachkrebs im letzten Jahrzehnte in Deutschland fast ganz ausgestorben; was in Köln an Oderkrebsen noch verkauft wird, kommt aus — Finnland.

Bienen, Sämereien, Lehrmittel, Dungstoffe und so weiter waren zwar gut vertreten, für sie interessirt sich aber meist nur der Spezialfachmann, das große Publikum beachtet diese an sich unscheinbaren Dinge zu wenig, so daß ein Erwähnen von Einzelheiten an dieser Stelle zwecklos sein dürfte.

Die Geräte und Maschinen mit 3516 Nummern zeigten eine selten erreichte Vollzähligkeit. Angestaunt wurden die mächtigen Maschinen für Bodenbearbeitung, Sähen, Mähen und Dreschen, welche englische und amerikanische Firmen nach den Riesenfarmen der großen Getreidestaaten liefern. Der Landwirt in Mittel-, West- und Süddeutschland würde dieselben nur ausnahmsweise verwenden können, da es ihm an genügender Arbeit dafür fehlt; er braucht kleinere Maschinen, die weniger Kraft verlangen, und diese waren durch deutsche Fabrikanten reichlich vertreten.

Nach der letzten Viehzählung waren im Handel, in der Industrie und bei den großen Verkehrsanstalten Deutschlands nur 593,000 Pferde beschäftigt, während die Landwirtschaft 2,384,000 Pferde, über vier Jahre alt, und 500,000 Zugochsen benützte. Das Tier arbeitet nicht nur viel teurer als mechanische Kräfte, sondern muß auch unterhalten werden in den Zeiten, wo es nichts thut, und das belastet unsere deutsche Landwirtschaft mit einer jährlichen Mehrausgabe von 286 Millionen Mark gegenüber der Industrie. Ueberall, wo es irgend angeht, sollte man die tierischen Kräfte durch mechanische ersetzen, um die Erzeugungskosten herabzumindern; hier läßt sich noch viel sparen.

Motoren aller Art, getrieben durch Dampf, Elektrizität, Gas, Petroleum, Benzin und Spiritus mit Kraftübertragungen aller Art wurden in vollem Betriebe vorgeführt. In anderen Abteilungen standen 140 Schrotmühlen, 127 Häckselmaschinen, 122 Dreschmaschinen mit Göpelbetrieb, auch solche mit Strohelevatoren, 103 Göpel, 74 Drillmaschinen, 72 Eggen und zweischarige Pflüge, 58 einscharige, 53 Grasmähmaschinen, zahlreiche Getreidemähmaschinen mit Handablage, selbst ablegend und selbst bindend, Geräte für Brennereien, Brauereien, Molkereien, für Garten-, Obst-, Weinbau und so weiter.

Nicht vergessen werden darf die Kosthalle für Traubenweine, in der 204 Sorten aus allen Weinbaugebieten des Reiches, durchweg in kleinen und Mittelweinen, flaschen-, beziehungsweise glasweise verabreicht wurden. Die Könige der Weine, die bei den diesjährigen Versteigerungen einmal 1000 Liter mit 9300 Mark und ein andermal 1000 Liter mit 12,400 Mark bezahlt sind, verirren sich nicht auf Ausstellungen, sie wandern von den Erzeugern direkt in die Privatkeller von Millionären oder in Hotels, in denen nur solche verkehren. Neue und dem Kölner fast unbekannte Getränke wurden geboten in der Obstwein-Kosthalle, die sich des größten Andranges erfreute, besonders aber der Stand der Obstverwertungsgenossenschaft in Obernburg am Main. Ueber die Güte und Preiswürdigkeit dieser Apfelweine, Apfelweinchampagner, Apfelcognacs und Zwetschgenbranntweine herrschte nur eine Stimme des Lobes. Noch vor fünf Jahren waren die Bauern dieser Gegend zwischen Odenwald und Spessart, deren einziger Erwerb der Obstbau ist, froh, wenn ihnen der Händler für den Zentner 60 Pfennig

Digitized by Google

zahlte; jetzt zahlt ihnen die Genossenschaft für jeden Zentner 3 Mark; im vorigen Jahre hat sie für 500,000 Mark Erzeugnisse verkauft und hofft, dies Jahr 600,000 Mark zu überschreiten. Das ist Selbsthilfe, ohne Staatsunterstützung, wie sie der Minister empfiehlt; aber die Bauern jener Gegend wären nie so weit gekommen, wenn nicht ein uneigennütziger Geistlicher, der Benefiziar Benkert, dem die Not der Leute zu Herzen ging, unter Einsetzung seiner ganzen Mittel und seiner ganzen Arbeitskraft die Genossenschaft gegründet und zu hohem Gedeihen gefördert hätte. Möge sie weiter blühen und anderen mit Obst gesegneten Strichen ein Vorbild sein.

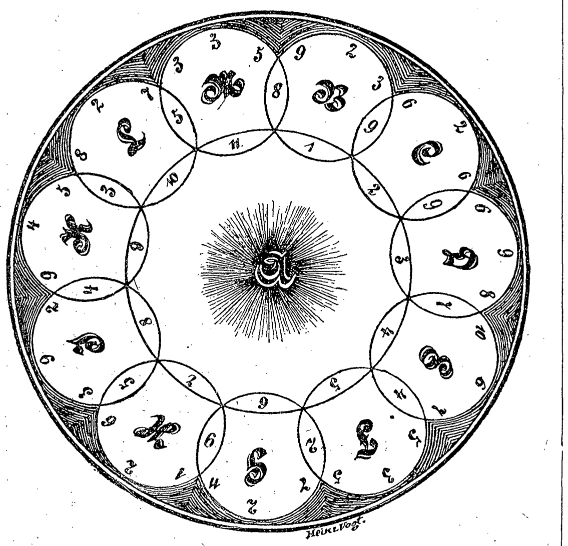
An Preisen wurden 112,000 Mark bar, 26 Ehrengeschenke, 273 Preismünzen und 400 Mappen mit Tierbildern verteilt. Manche Aussteller haben ihre Preise erst erhalten, nachdem ihre Geräte mehrere Jahre hindurch geprüft waren, können also mit Recht stolz auf die Anerkennung sein. Die Tierbilder sind photographische Aufnahmen der auf den letzten Ausstellungen preisgekrönten Tiere aller Arten; sie sollen den Besitzern ein genaues Bild geben von den Anforderungen, welche der Form nach an gute Rassen gestellt werden, mithin ein zuverlässiger Ratgeber beim Ankauf und bei der Zucht sein.

Richard Genée.

Nach langem Leiden ist am 15. Juni in Baden bei Wien Richard Genée, der erfolgreiche Komponist und Librettist, gestorben, nachdem ihm vor kurzem erst sein Freund und Genosse Walzel im Tode vorangegangen. Richard Genée war ein Sproß der bekannten, jetzt noch durch seine Schwester Ottilie und seinen Bruder Rudolf vertretenen Theaterfamilie Genée. Er wurde am 7. Februar 1827 als Sohn des Sängers Genée in Danzig geboren und ging von dort, wo er seine erste Vorbildung erhielt, nach Berlin, um Musik zu studiren. Im Jahre 1848 widmete er sich als Kapellmeister der Bühnenlaufbahn, die ihn mit den verschiedensten Uebergangsstationen von Reval nach Mainz, von Riga nach Wien brachte. Mit dreiunddreißig Jahren wurde er schon als erfolgreicher Komponist genannt. Seine komische Oper „Polyphem oder ein Abenteuer auf Martinique“ ging mit Erfolg Lortzingschen Spuren nach, wurde aber von dem Werke des Jahres 1857 übertroffen, das die von ihm auch textlich geschaffene Oper „Der Geiger von Tirol“ brachte. „Der Seekadett“, „Nisida“, „Rosina“ und andere Arbeiten hielten den Namen Richard Genée in dauernder Verbindung mit der Bühne, am meisten jene 1877 komponirte Operette „Nanon, die Wirtin vom goldenen Lamm“, die ihre prickelnde Musik mit lebhaftester Wirkung in die Herzen der Mitlebenden eingeschrieben hat. Auch viele Lieder und humoristische Männerchöre entströmten der reichen Erfindung Genées. Seine Hauptstärke lag indes in der Abfassung von Textbüchern, in denen quellende Laune, sprühender Situationswitz und flotte Behandlung des Dialogs sich zu einem wirkungsvollen Ganzen vereinigten. Er bearbeitete mit Zell die französischen Libretti zu mehreren Offenbachschen Operetten, dann textirte er die Operetten „Fatinitza“, „Der lustige Krieg“, „Boccaccio“, „Karneval in Rom“ und „Der Bettelstudent“, durchwegs Treffer ersten Ranges. Sein letztes Buch war „Der Millionen-Onkel“, das der Kapellmeister des Theaters an der Wien, Adolf Müller, komponirte.

Für müßige Stunden.

Kreis-Arithmogriph.



Die Ziffern obiger zwölf Kreise ergeben, durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, eben so viele Wörter und zwar in der Weise, daß der Kreis A die Anfangsbuchstaben der Wörter der übrigen Kreise enthält. Es nennt: Kreis A ein Giftgewächs, B eine Stadt an der Donau, C ein türkisches Vilajet, D eine schottische Grafschaft, E ein Pelzwerk, F eine volkstümliche Bezeichnung für eine unüberlegte Handlung, G ein Vorgebirge der Krim, H einen Schiffsraum, J einen Rastort, K einen biblischen Wüstendämon, L einen Vornamen, M ein Geschirr.

Palindrom.

Wie sich mein Köpfchen präsentirt,
Ob länglich, rund, leer oder voll,
Der Schönheit Zauber nie es ziert,
Und doch wird der Bewundrung Zoll

Ihm oft begeistert dargebracht,
Erscheint's in zahlreichem Verein
Und hauchte ihm die Wundernacht
Der Kunst Gefühl und Leben ein.

Auch in der hohen Politik
Ist meine Rolle von Belang,
Und diplomatisches Geschick
Durch mich schon manchen Sieg errang.

Sobald das Wörtchen umgedreht,
Gewinnt es völlig andern Sinn,
Und zu der Stadt, die nun ersteht,
Führt übers Meer der Weg dich hin.

Gar mancher, der voll Geisteskraft
Den höchsten Zielen nachgestrebt,
Hat eifrig dort der Wissenschaft
In froher Jugendzeit gelebt.

(M. Sch., Kassel.)

Mittelbuchstabenrätsel.

Wer jemals Farben trug, der kennt mein Wort,
Wer jemals Farben mischte, kennt mich auch;
Nimmst kecklich du heraus die Mitte mir,
So kennt der König, wie der Bauer mich.

Du süßes Träumen, wonnevolle Zeit,
Was birgt, mein Wort, des sel'gen Hoffens nicht?
Nimmst du die Mitte ihm, was birgt es dann
So viele Lieblichkeit, so argen Sinn!

Lehn dich daran, wenn immer treu du kannst,
Und wenn's dir treu und lieb entgegenlehnt;
Fehlt meinem Wort die Mitte, ist's ein Ding,
Bald hoch, bald nieder, aber stets gerecht.

Von mir wurd' wenig Schönes noch gesagt,
Bist du in mir, so läßt es blicken tief;
Reiß mir das Herz aus und dem Sachsen wird
Es warm ums Herz, wohl gar auch in dem Kopf.

Dem Architekten bin ich wohl bekannt,
Geweihter Teil von altem Gotteshaus;
Die Mitte weg, an früh're Zeiten mahnt
Das Wort, an Kultus längst geschwundnen Tags.

Durch Nachbarland fließ' ich vom stolzen Fels
Durch reiche Gauen hin zum stolzen Meer;
Nimm mir die Mitte, und zur Symphonie
Wird meiner Woge rauschender Gesang.

Ich bin ein Uebel, ein notwendiges,
Und bin ein Gott, weh dem, der mich erkor;
Reiß ihm heraus die Mitte — hörst du nicht
Die Welle murmeln, sonntagsernsten Klang?

Bald drück' ich dich, bald nimmst du leicht mich auf,
Bald siehst du mich in bergestiefem Grund;
Fehlt mir die Mitte, hast du mehrfach mich
So groß wie klein und in der Mitte auch.

Ein farbenbuntes Bild beut dir mein Wort,
Es rauscht der Strom, die Palme wiegt im Wind;
Hinweg die Mitte, blickt es treu dich an —

Und ruht in deiner Hand, wie's Glück es will.
Nun setz die Mittelstücke mir in eins,
Ein Schloß entsteht, erinn'rungsvoll wie keins,
Noch sagt der Name, was war sein Beruf
Für den, der sich's zum Sorgenfrei erschuf.

Logogriph.

Mit S vernichtet's Leben ohne Zahl
Und doch empfand es nie der Reue Qual.
Wenn rauh der Herbstwind durch die Wipfel fegt,
Er oft mit E es dir zu Füßen legt.
Blieb auch uns Deutschen nichts sonst in der Welt,
Mit M es ewig treu sich zu uns hält.

(M. Sch., Kassel.)

Auflösung des Bilderrätsels Seite 736:

Hast du genug und Ueberfluß,
Denk auch an den, der darben muß.

Auflösung des Rätsels Seite 736:

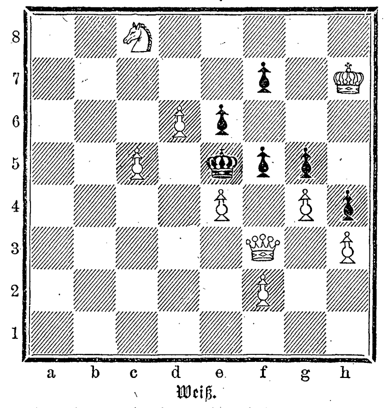
Beresina.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 34.

Von Johann Karel in Prag.
(„Zlata Praha“.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 31 S. 704:

W. 1) Kg5—f5
S. 1) Sd1—e3:†
W. 2) Kf5—g5!
S. 2) Se3—g4: oder beliebig
W. 3) Se6—c7 matt.

A.

S. 1) Sd1—f2: oder beliebig anders
W. 2) Lg4—f3!
S. 2) e4—f3: oder S beliebig
W. 3) Te3—e5, bezw. Lf3—e4: matt.

Richtige Lösung zu Nr. 29 erhielten wir ferner von Dr. G. in Nordhorn.

Partie Nr. 16.

Gespielt zu New-Jersey am 22. Februar 1895.

Spanische Partie.

Weiß: J. Lißner. — Schwarz: J. S. Loyd.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	**e7—e5**	15) Lc1—e3	Dc8—a8:
2) Sg1—f3	**Sb8—c6**	16) Tf1—d1	b7—b6
3) Lf1—b5	d7—d6 [1])	17) Dg3—g5†! [7])	Sg8—f6 [8])
4) d2—d4	e5—d4:	18) e4—e5	h7—h6
5) O—O [2])	Lc8—d7	19) Dg5—h4	g7—g5
6) c2—c3 [3])	d4—c3:	20) Le3—g5:	Th8—g8
7) Sb1—c3:	Sb6—e5	21) Lg5—f6:†	Kd8—e8
8) Sf3—e5:	d6—e5:	22) g2—g3	Tg8—g4
9) Dd1—d5	c7—c6	23) Td1—d7:! [9])	Tg4—h4:
10) Dd5—e5:†	Dd8—e7 [4])	24) Ta1—d1!	Lf8—e7 [10])
11) De5—g3 [5])	c6—b5:	25) Td7—e7:†	Ke8—f8
12) Sc3—d5	De7—c5	26) Te7—d7	Kf8—g8
13) Sd5—c7 † [6])	Ke8—d8	27) Td7—d8† und Schwarz gibt die unrettbare Partie auf.	
14) Sc7—a8:	Dc5—c8		

[1]) Die übliche Fortsetzung ist Sg8—f6 oder zuvor a7—a6. Der Textzug ergibt in der Regel ein gedrücktes Spiel für Schwarz.

[2]) Eine Neuerung, die noch der Prüfung bedarf. Sonst geschieht hier Sf3—d4: oder auch Dd1—d4:.

[3]) Mit 6) Sf3—d4: konnte Weiß noch jetzt in das gewöhnliche Geleise einlenken. Er zieht es aber vor, im Interesse der schnelleren Entwicklung den Bauern zu opfern.

[4]) Auf Lf8—e7 kann 11) D 5—g7: Le7—f6 12) Dg7—g3 mit ähnlicher Fortsetzung wie im Text die Folge sein.

[5]) Mit dem Opfer des Läufers eröffnet Weiß einen Angriff, den er meisterhaft durchführt.

[6]) Vielleicht war hier 13) Lc1—e3 Dc5—c8 14) Ta1—c1 Dc8—b8 15) Sd5—c7 † Ke8—d8 16) Le3—f4 bezw. 14) .... Ld7—c6 15) Sd5—c7 † Ke8—d8 16) Tf1—d1† eine noch stärkere Fortsetzung.

[7]) Dies leitet den entscheidenden Schlußangriff ein.

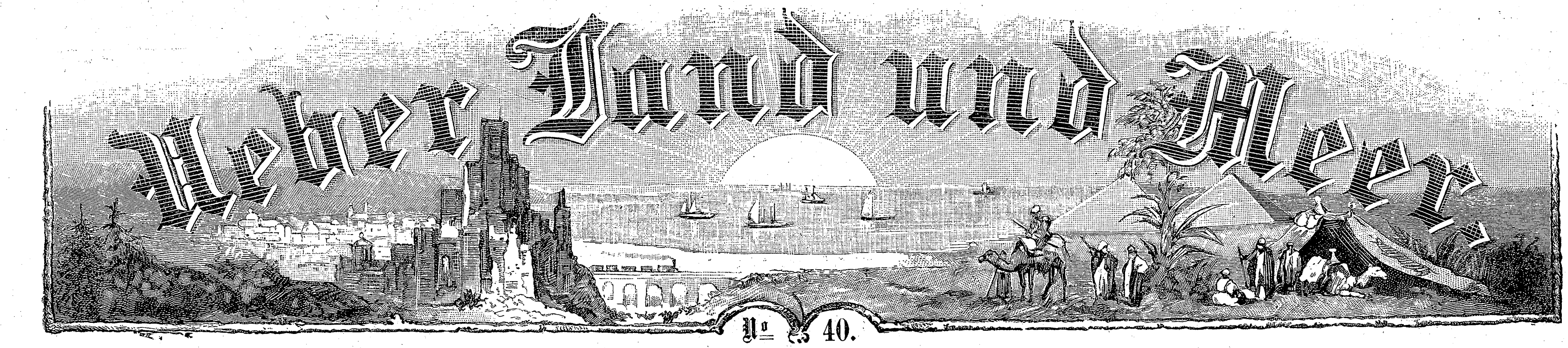
[8]) Auf f7—f6 folgt 18) Dg5—g4! Da8—c8 19) Td1—d7:†, auf 17).... Kd8—e8 sofort 18) Td1—d7: Ke8—d7: 19) Ta1—d1† 2c.

[9]) Dieser ausgezeichnete Zug setzt der bisherigen vortrefflichen Führung des Angriffs die Krone auf.

[10]) Es ist nur eine Galgenfrist, die Schwarz noch gewinnen kann.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

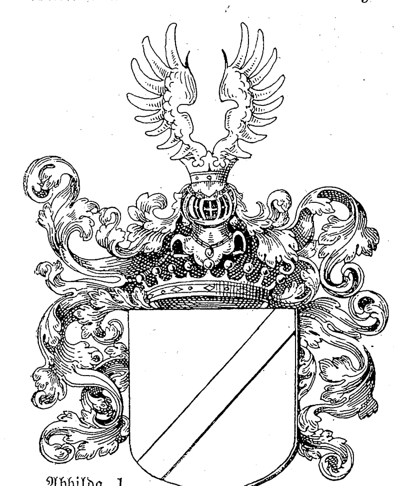


№ 40.

Unter uns.

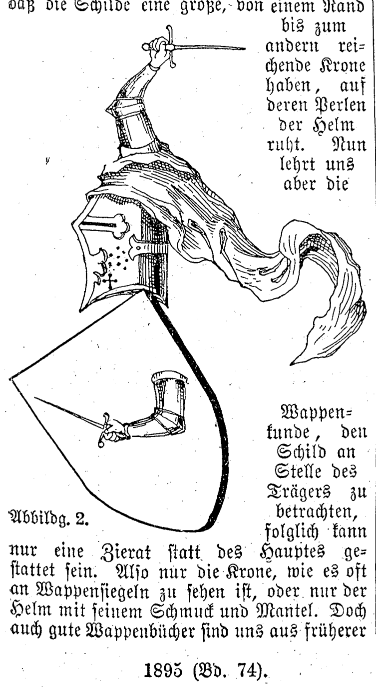
Einiges über Heraldik.

In den letzten Jahrzehnten, in welchen das Kunsthandwerk einen so bedeutenden Aufschwung genommen hat, hat auch die Wappenkunde oder Heraldik das ihr zukommende und in früheren Zeiten so rege Interesse wieder gefunden. In derselben gediegenen Art, wie wir in den Kunstgewerbemuseen den alten Wappenschmuck an Schränken, Truhen, Stühlen, gemalten Fenstern, Gläsern und so weiter angebracht sehen, finden wir ihn heute wieder beim Kunsthandwerk verwendet. Die alten Vorbilder, die sich besonders auch an Grabdenkmälern in schönster Ausführung erhalten haben, sind wieder hervorgesucht worden. Doch nicht nur das Handwerk macht sich mit Erfolg die Wappenkunst dienstbar. Viele Dilettantenkünste verwenden ihre schönen Formen. Man denke an Lederpunzen, Brennen mit dem Platinastift, Schnitzen, Malen auf dem verschiedensten Material und an die schönen, mit Seide und Metallfäden ausgeführten Plattstichstickereien. Wem fällt im Gegensatz dazu nicht der Unterschied mit den Dilettantenarbeiten aus dem Ende des vorigen



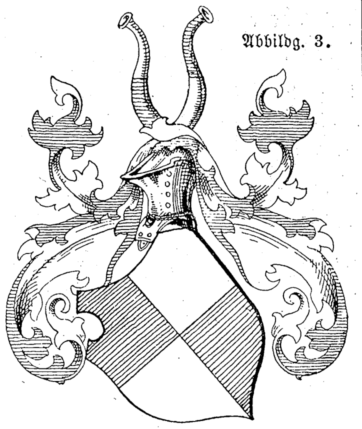
Abbildg. 1.

und dem Anfang dieses Jahrhunderts auf. Meist sind es sehr mühsame und leider geschmacklose Kreuzstichstickereien, die sich aus der Zeit finden, und entdecken wir hier oder dort ein gleichaltriges, geschnitztes oder gemaltes Wappen, so zeigt es die gröbsten Fehler in der Zeichnung und ganzen Anordnung. Diese Fehler sind starke Verstöße gegen die Lehren der Heraldik und werden leider auch jetzt noch von vielen, die die Kunst zu ihrem Vergnügen treiben, gemacht. Um ganz sicher zu gehen, hat sich wohl mancher schon mit seiner Zeichnung streng an die Abbildungen eines alten Wappenbuches gehalten, aber wie unzuverlässig sind dieselben! Vor mir liegt eines aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, es zeigt die Wappen des bayerischen Adels in feinster Ausführung, aber gleich fällt es in die Augen, daß die Schilde eine große, von einem Rand bis zum andern reichende Krone haben, auf deren Perlen der Helm ruht. Nun lehrt uns aber die



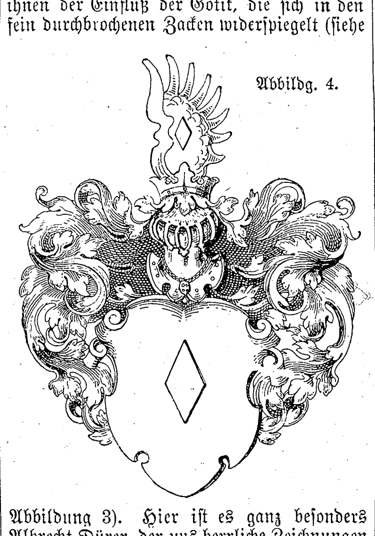
Abbildg. 2.

Wappenkunde, den Schild an Stelle des Trägers zu betrachten, folglich kann nur eine Zierat statt des Hauptes gestattet sein. Also nur die Krone, wie es oft an Wappensiegeln zu sehen ist, oder nur der Helm mit seinem Schmuck und Mantel. Doch auch gute Wappenbücher sind uns aus früherer Zeit erhalten, wie zum Beispiel das von Joh. Siebmacher (sonst Weigel), Nürnberg 1772—1806, das in vielen guten Bibliotheken



Abbildg. 3.

vorhanden und geschätzt ist. Ein Hauptaugenmerk hat man beim Zeichnen — „Aufreißen", wie es die Fachsprache nennt — darauf zu richten, daß man die verschiedenen Stilarten nicht vermengt. Es sind drei Hauptstufen, in die sich die Wappenkunst, in Bezug auf ihre Entwicklung, einteilen läßt. In den ältesten Zeiten finden wir den einfachen Dreieckschild, der auch zum Gebrauche diente. Er erfordert die damals im 12. bis 13. Jahrhundert übliche, schlichte Form des Topfhelms als Ergänzung. Statt des ornamentalen Mantels der späteren Jahrhunderte, bekleidet ihn nur ein Tuch oder Band, das auf einer Seite flattert. Mit einigen Uebergängen schließt sich an diese frühgotischen Wappen die Reihe der spätgotischen, die besonders durch den Tartschenschild und den Stechhelm gekennzeichnet sind. Beide, Helm und Schild, sind im Kampf gebraucht worden, sie halten zwischen der strengen Einfachheit und überladenem Prunk die Mitte, und zeigen auch in den Mänteln die edelsten Formen. Unverkennbar ist an ihnen der Einfluß der Gotik, die sich in den fein durchbrochenen Zacken widerspiegelt (siehe



Abbildg. 4.

Abbildung 3). Hier ist es ganz besonders Albrecht Dürer, der uns herrliche Zeichnungen geliefert hat, die nicht genug zum Vorbild empfohlen werden können. Noch sei bemerkt, daß bei diesen Wappen des 13. bis 15. Jahrhunderts auch die oben geraden, unten abgerundeten Schildformen sehr gebräuchlich sind. Der mit dem Ende des 15. Jahrhunderts eingetretene gänzliche Verfall des Rittertums hatte auch großen Einfluß auf die Wappenkunst. Die Schilder, ihrem wahren Gebrauch enthoben, nahmen die phantastischsten Formen an, wie sie in der Renaissance und im Rokoko begründet liegen. Sie sind mit dem sogenannten Spangenhelm geschmückt oder mit dem im Sehausschnitt quer vergitterten Rosthelm. Die Mäntel sind groß und schwer und bilden einen dichten, nicht durchbrochenen Hintergrund für den Schild; sie sind, wie auch die Mäntel der anderen Stilarten, in Farbe und Metall gehalten, die Farbe außen, das Metall innen, wie dies an den Abbildungen durch dunkel und hell angegeben ist. Die Zeichnungen 2, 3 und 4 geben ein klares Bild von den drei Hauptstilarten, wie sie eben besprochen wurden; möchte das Gesagte dazu dienen, unrichtige Wappenzeichnungen zu vermeiden. Wer sich näher mit der Wappenkunst befassen will, findet eine kurze und sehr gute Anleitung in dem „Heraldischen Handbuch von Wernecke", dessen großes Wappenwerk gewiß manchem Leser bekannt ist. Rühmlich verdient um die Neubelebung der Wappenkunst machte sich auch die Zeitschrift „Der deutsche Herold", die in Text und Abbildung Vorzügliches leistet. Wer diese Zeilen mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, dem wird es als selbstverständlich erscheinen, die verschiedenen Stilarten der Wappen nach den Möbeln u. s. w., die sie schmücken sollen, zu wählen. So wird er die frühgotischen Wappen nur an Möbeln von der schlichten Einfachheit des altdeutschen Stils verwenden, mit den spätgotischen aber die reicheren Formen der gotischen Blütezeit versehen. Die Rokoko- und Renaissancemöbel verlangen natürlich auch die ihnen entsprechenden Wappen.

M. v. H.

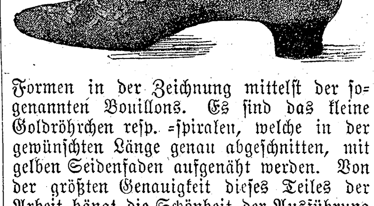
Reisevorbereitungen.

Vielen Menschen ist es beschieden, ins Volle greifen zu können, und eine Reise mit den dazu erforderlichen Mittel ist für sie kein Gegenstand langen Erwägens. Aber ungleich mehr Leute gibt es, denen das Brot sozusagen vorgeschnitten ist, und die das ganze lange Jahr hindurch ein Pöstchen in ihrem Etat mitführen, das für die Ferienreise eingesetzt wird. Da ist es nun dem Gatten nicht gelegen, wenn vor der Abreise die Frau ihm noch mit verschiedenen Ausgaben für eben diese Reise naht. Um also die Vorfeststimmung nicht zu stören, beobachte ich seit Jahren ein Verfahren, das ich meinen jungen Leserinnen empfehlen möchte. Erste Hauptbedingung ist, um wirklich den Vollgenuß einer Reise zu haben, nicht so viel unnötiges Gepäck mitzunehmen; allen Firlefanz lasse man zu Hause. Ich habe mir ein Verzeichnis angelegt, auf dem alles aufgeführt ist, was wir zu unseren Ausflügen benötigen; das nehme ich jedes Jahr zur Hand und vergesse so niemals etwas Nötiges mitzunehmen. Weiter habe ich mir einen „eisernen Bestand" angelegt, der jedesmal nach meiner Rückkunft hübsch zusammengelegt und für das folgende Jahr aufgehoben wird. Mein Mann und ich haben je einen leichten Staubmantel, der besonders auf größeren Reisen gute Dienste leistet; auch einige farbige Hemden, sowie ein Lodenhut für den Gatten und für uns beide ältere Regenschirme finden sich in meinem Archiv. Noch dürfen nicht fehlen: leichte Hausschuhe, ein Paar waschbare Hirschlederhandschuhe, desgleichen ein Paar leinene Halbhandschuhe, eine flache Flasche nebst Glas, eine kleine Kleiderbürste und eine einfache, leichte Tasche, um Eßvorrat nebst Flasche und Glas (für die längeren Bahnfahrten) darin unterzubringen; auch ein Nähzeugtäschchen, gefüllt mit Knöpfen, Steck- und Nähnadeln, Faden, Bändchen, Schere und einigen Stücken Schnur, endlich ein Apothekchen, enthaltend Opiumtropfen, Heftpflaster, ein Fläschchen mit Cognac, ist nicht zu vergessen. Kommen wir von unserem Ausfluge zurück, untersuche ich Koffer und Reiseriemen, setze diese, wenn nötig, wieder in guten Stand und erspare mir so mit meiner Vorsorge für das kommende Jahr all das Hasten, Denken und die Ausgaben, die meist einer Reise vorausgehen. Dafür tausche ich mir die Anerkennung meines Gatten ein, der sehr erfreut ist, so ruhig, gemütlich und kostenlos packen zu können, und vollbefriedigt, in bester Laune, treten wir dann unsere Reise an.

S. A.

Gestickter Hausschuh.

Eine leichte, aber dankbare Arbeit, welche sich noch im letzten Augenblick vor dem Festtage ausführen läßt, ist vorliegende Goldstickerei: Nachdem das Muster auf Sammet, Tuch oder starken Seidenstoff übertragen ist, beginnt man mit dem Ausfüllen der dichten

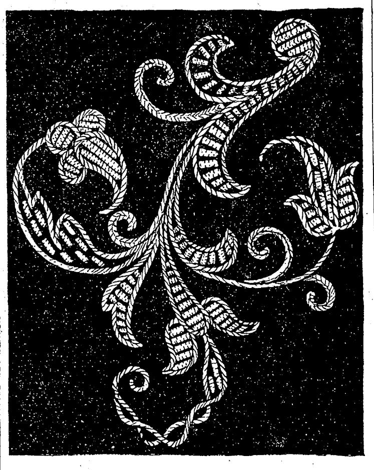


Formen in der Zeichnung mittelst der sogenannten Bouillons. Es sind das kleine Goldröhrchen resp. -spiralen, welche in der gewünschten Länge genau abgeschnitten, mit gelben Seidenfaden aufgenäht werden. Von der größten Genauigkeit dieses Teiles der Arbeit hängt die Schönheit der Ausführung ab. Sind alle Formen wie in der Vorlage ausgefüllt, so umrandet man dieselben mit einem Goldschnürchen, welches auch die Stiele bildet. Das Schnürchen wird fest auf die Zeichnung gehalten und mit gelbem — nach Geschmack auch braunem resp. schwarzem — Seidenfaden aufgenäht, so zwar, daß das Schnürchen nicht durchstochen wird.

L. v. Sp.

Wie soll man während der heißen Zeit leben?

Eine Grundregel, welche aber wohl von den wenigsten wird befolgt werden können, lautet: Während großer Hitze ist absolute Ruhe, möglichste Bewegungslosigkeit zu beobachten. Eine zweite Grundregel aber, welche jedermann befolgen kann, lautet: mäßiges Leben. Kein Uebermaß von Speise und Trank, vor allem kein Uebermaß an



Gestickter Hausschuh: Abbildung 2.

Alkohol, weil dieser die Widerstandsfähigkeit des Organismus bedeutend herabmindert. Das beste und gesundeste Getränk ist Wasser. Wer ein gesundes Herz besitzt, kann unbedenklich große Mengen von gutem Wasser trinken. Die Temperatur des Wassers soll aber nicht unter 7 Grad über Null betragen. Kältere Getränke und Speisen sind im Uebermaß und gewohnheitsmäßig genossen schädlich; sie erzeugen Magen- und Darmkatarrhe. Deshalb ist Bier während großer Hitze nicht zu empfehlen, wenn es zu kalt getrunken wird. Sodawasser ist in zweiter Linie zu empfehlen. Frappirter Champagner ist, mit Maß genossen, unschädlich wegen der großen Menge von Kohlensäure; Pflanzensäuren, wie sie in Fruchtsäften, zum Beispiel im Himbeersaft, enthalten sind, regen die Schleimhäute an, erscheinen daher empfehlenswert, ebenso wie Obst, vor allem saure Früchte. Kalte Bäder, Waschungen mit kaltem Wasser haben eine vorzügliche Wirkung. Flanellwäsche ist zum Tragen in der Stadt als zu schwer weniger geeignet, dagegen empfiehlt sich leichte Leinwand, wie Battist, am besten ungestärkt. Leuten, die empfindlich sind, ist das Schlafen bei offenen Fenstern nicht anzuraten. Mit großer Sorgfalt und Schnelligkeit muß man Leute behandeln, die vom Hitzschlag getroffen sind. Eine übermäßige Rötung des Gesichts ist das erste Anzeichen; Flimmern vor den Augen, Ohrensausen, Atembeklemmungen gesellen sich in ernsteren Fällen dazu, von denen viele, wenn nicht rasche Hilfe vorhanden ist, mit dem Tode enden. Die erste Regel bei der Behandlung von Hitzschlägen ist: sofortiges Einstellen jeder Thätigkeit, sei es nun Gehen, Marschiren oder irgend eine andere Arbeit. Der Patient muß unbedingte Ruhe haben. Man bringe ihn in den Schatten, entferne und löse alle beengenden Kleidungsstücke, wie Hemdkragen, Gürtel oder bei Frauen das Mieder. Ist der Kranke bei Bewußtsein, so soll man ihm möglichst viel kaltes Wasser zu trinken geben. In jedem Fall mache man kalte Umschläge, Abreibungen mit kaltem Wasser und Uebergießungen. Bei schweren Fällen, welche mit Bewußtlosigkeit verbunden sind, muß die künstliche Atmung eingeleitet und wenn der Kranke allmälich wieder zum Bewußtsein kommt, müssen belebende Mittel, etwas Champagner, schwarzer Kaffee und dergleichen gegeben werden.

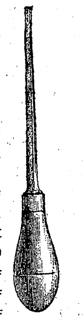
Dr. Schm.

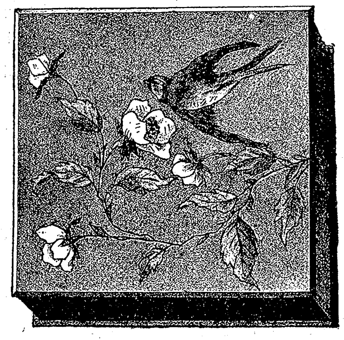
Mittel gegen Brennen.

Ein vortreffliches Mittel gegen Schmerzen, die durch das Brennen oder Verbrühen entstehen, ist eine Mischung von Leinöl und Kalkwasser, beides in jeder Apotheke, ohne Rezept, sogleich erhältlich ist. Das Mittel stillt umgehend den Schmerz und läßt keine Blasen entstehen.

Die Leder-Gravir-Arbeit.

Diese seit kurzem beifällig aufgenommene Neuheit gehört in das Gebiet der leichtern Dilettantenbeschäftigungen und ist auch für Kinder ausführbar. Eine Menge von Gebrauchs- und Ziergegenständen aller Art ist mit einer Substanz (Leder-Imitation) überzogen und wird mit darauf gezeichneten Verzierungen versehen. Diese neue Arbeit soll einen Ersatz für die teure, echte Lederschnitzerei bieten und erinnern die Gegenstände im Aussehen an dieselbe. Man gebraucht nur ein Werkzeug, den Gravirstichel. Mit diesem, der mit voller Hand am Griff umfaßt und in nicht sehr steiler Richtung gehalten wird, gräbt man mit leichtem, schiebendem Druck die vorgezeichneten Linien der Verzierungen aus, so daß an Stelle der letzteren Rinnen entstehen, gleich den Schnittlinien der echten Lederschnitzerei. Hierauf wird die ganze gravirte Fläche mit Grundlack überstrichen (lederbraun, olivgrün oder juchtenrot). Der Lack muß hierbei gut in die Rinnen eindringen, welche dadurch dunkler hervortreten. Der Gegenstand ist nun fertig. Meistens werden wir denselben noch mit Emailöl oder Bronze und Wasserfarben ausmalen, wobei einzelne Teile (Blumen, Vögel) noch durch Aufstreuen farbigen Glimmers in die nasse Farbe reizvoller gestaltet werden können. Ebenso können die Gegenstände mit Brandmalerei verziert werden. Als Beispiele bringen wir einen Taschentuchbehälter und einen Wandteller, deren Muster nach vollendeter Gravirung mit Oelfarben ausgemalt sind. Der Deckel des Taschentuchbehälters zeigt einen graziösen Zweig, Heckenröschen und eine Schwalbe. Die Farbe ist sehr verdünnt aufgesetzt, so daß in den Schattenpartien der Ledergrundton durchscheint. Hierdurch erhält die Malerei etwas Zartes. Nur die Lichtseiten der rosenfarbenen Röschen und einige Spitzen der blaugrünen Blätter sind stärker, mit Weiß gemischt, aufzusetzen. Für das Gefieder der Schwalbe wird blauer Ultra-





marin mit etwas gebranntem Ocker und Schwarz ebenfalls ganz dünn aufgelegt; Bauch und Kropf sind durch Weiß und Gelb, das leicht in das vorige übergehen muß, aufzuhellen. Die gelben Tazetten auf dem Wandteller behandelt man in gleicher Weise: für die Schatten ganz dünnes Kadmium; im Licht dasselbe stärker, wohl auch mit Weiß gemischt. Die Blätter bläulichgrün: Chromoxyd feurig, mit Krapp, etwas Weiß und Kadmium. Da die Blätter vor den Blumen zurücktreten sollen, so werden diese gleichmäßig in mitteldunklen Tönen überlegt und nur gemäßigtes Licht auf dem Stiel links und dem vornliegenden Blatte aufgesetzt; starke Lichte sind ganz zu vermeiden. Die

Erfinder der Leder-Gravir-Arbeit Horn & Frank, Berlin SW. Königgrätzerstraße 44, haben Gegenstände für dieselbe in großer Auswahl vorrätig.

A. Br.

Digitized by Google

Neues über die Heilung der Blutarmut.

Von
Dr. P. Z.

„Blut ist ein ganz besonderer Saft", läßt unser Altmeister Goethe den Mephisto sagen und spricht damit eine seit unvordenklichen Zeiten geltende Ansicht aus, denn die Alten verlegten den Sitz des lebenden Prinzips, ja sogar die Seele selbst in das Blut. Diese hohe Schätzung des Blutes war eben aus der Beobachtung entsprungen, daß jede irgendwie erheblichere Verminderung der Blutmenge im Körper schwere Störungen der Gesundheit nach sich zieht und selbst zum Tode führen kann. Aber nicht nur direkte Blutverluste sind zu fürchten, sondern auch Veränderungen, die in den inneren Bestandteilen des Blutes eintreten, da auch sie mehr oder minder schwere Krankheitserscheinungen erzeugen. Bevor wir auf diese näher eingehen, wird es nötig, das Blut in seiner Zusammensetzung etwas genauer kennen zu lernen. Auf den ersten Blick erscheint uns frisches Blut als eine dicke, rubinrote Flüssigkeit; bringen wir aber einen Blutstropfen unter das Mikroskop, so sehen wir, daß derselbe keine gleichmäßige Flüssigkeit bildet, sondern daß in einem gelblich durchsichtigen Fluidum, dem sogenannten Blutplasma, eine ungeheure Menge von sehr kleinen, festen, rundlichen Körperchen schwebt, die zum Teil eine rote Farbe aufweisen, zum Teil farblos sind. Die roten Blutkörperchen sind die Träger des für die Atmung so wichtigen Blutfarbstoffes oder Haemoglobin — die weißen Blutkügelchen, welche nach neueren Untersuchungen ihre runde Form selbstthätig verändern können, spielen bei der Blutbildung eine große Rolle und sind auch insofern von Interesse, daß sie nach der Ansicht des russischen Forschers Metschnikoff die bei Infektionskrankheiten in den Körper eindringenden krankheitserregenden Pilze auffressen und so unschädlich machen sollen. Die Zahl der roten Blutkörperchen beträgt beim Manne über 5 Millionen, bei Frauen gegen 4 Millionen im Kubikcentimeter Blut. Die Zahl der weißen Blutkügelchen wechselt erheblich. Im Mittel kommt auf 350 bis 500 rote Blutkörperchen ein farbloses. Sowohl das Mengeverhältnis als auch die Beschaffenheit der beiden Arten von Blutkörperchen sind sehr wichtig für die Beurteilung der Blutarmut, von der wir zwei Arten unterscheiden, nämlich die Blutleere (Anaemie) und die Bleichsucht (Chlorose). Bei ersterer ist die Zahl der roten Blutkörperchen vermindert und es findet zugleich eine Verringerung des Haemoglobingehaltes statt; dieses Leiden schließt sich entweder dauernd oder nur vorübergehend an erschöpfende Krankheiten oder Blutverluste an. Die Bleichsucht tritt, wie bekannt, fast ausschließlich bei jungen Mädchen auf, die sich in einem gewissen Entwicklungsstadium befinden; sie zeigt als hauptsächlichstes Merkmal eine Verminderung des Farbstoffgehaltes der roten Blutkörperchen.

Es würde uns hier zu weit führen, alle Mittel aufzuzählen, welche die praktische Medizin gegen die Blutarmut und Bleichsucht ins Feld führt. Eines der Hauptmittel ist und bleibt auch heute immer noch das Eisen, dem seit langer Zeit erfahrungsgemäß bei diesem Leiden die Rolle eines spezifischen Heilmittels zuerkannt wird. In kleinen Mengen wirkt das Eisen im Gegensatz zu anderen Schwermetallen nicht schädlich auf den Organismus ein, ja, es ist ein wichtiger Bestandteil desselben, da bestimmte Teile des Blutes ohne Eisen gar nicht gebildet werden könnten. Dieses Metall kommt fast ausschließlich in den Blutkörperchen, zumeist aber in den roten, als unzertrennlicher Bestandteil des Blutfarbstoffes vor und zwar steht der Eisengehalt des Blutes im genauen Verhältnisse zu dessen Haemoglobingehalt. Da nun fortwährend eine gewisse Menge von Eisen aus dem Körper durch die natürlichen Wege ausgeschieden wird, so muß dem Körper immer neuerdings Eisen zugeführt werden, damit sich derselbe auf seinem normalen Eisenbestande erhält. Dies geschieht durch die Nahrung, in der sich stets mehr oder weniger Eisen vorfindet. Bei Blutarmut oder Bleichsucht fehlt aber entweder dem Organismus weit mehr Eisen, als ihm durch die Nahrung zugeführt werden kann, oder es wird wenigstens das Eisen der Nahrung nicht in dem Maße ausgenützt, als für das Wohlbefinden des Organismus nötig wäre. Man hat daher den blutarmen Kranken zum Ersatz des fehlenden Eisens größere Mengen metallischen Eisens oder verschiedene Eisensalze nehmen lassen, welche in der That eine außerordentlich günstige Wirkung auf die Krankheitserscheinungen ausübten. Dies mag uns wundernehmen, da andererseits festgestellt worden ist, daß das so eingeführte Eisen gar nicht vom Körper aufgenommen, sondern von diesem wieder vollkommen ausgeschieden wird. Wie soll man sich nun die anerkannt günstige Wirkung der Eisensalze bei Bleichsucht und Blutarmut erklären? Zur Lösung dieser Frage hat man verschiedene Theorien aufgestellt, deren wahrscheinlichste dahin geht, daß das Eisen und die Eisensalze die blutarmen und daher wenig aufnahmsfähigen Schleimhäute im Darme der Bleichsüchtigen reizen, röten und sie dadurch aufnahmsfähiger für das Eisen der später eingeführten Nahrungsmittel machen.

Die Zahl der organischen und unorganischen Eisenverbindungen, welche der Medizin zur Behandlung der Blutarmut zur Verfügung stehen, ist nicht unbedeutend. Die am meisten gebrauchten sind die sogenannten Blaudschen oder auch die Valletschen Eisenpillen, welche kohlensaures Eisen enthalten; ferner Eisenzucker, die Verbindungen des Eisen mit Phosphor-, Zitronen-, Milch-, Äpfel- und Weinsäure, sowie gereinigtes metallisches Eisenpulver. Wie vorzüglich auch diese Eisenmittel vielfach wirken, so unangenehm ist der Geschmack und sind die Nebenwirkungen, welche sich hauptsächlich in Störung der Verdauung, Kongestionen, Schadhaftwerden der Zähne und so weiter kundgeben. Wie viele unserer Leserinnen werden mit Unbehagen an jene Zeit zurückdenken, in der sie gehalten waren, eine Eisenkur zu gebrauchen? Man hat daher versucht, diese Eisenmittel durch leichter verdauliche und ungefährliche Verbindungen zu ersetzen. So stellt man Pepton- und Eiweißverbindungen des Eisens dar, die sehr angenehm schmecken, die aber auch mit allen vorerwähnten Mitteln die Eigenschaft teilen, nicht direkt aufnahmsfähig zu sein. Das Bestreben der Heilmittellehre war deshalb schon lange darauf gerichtet, Eisenverbindungen herzustellen, welche vom Organismus direkt aufgenommen werden können, und so gelangte man dazu, das Blut selbst, das ja alle natürlichen Bedingungen eines Eisenmittels darbot, zu verordnen. Wie bekannt sein dürfte, haben die Pariser Damen vor etwa zwanzig Jahren Ochsenblut noch warm, wie es den Körpern der geschlachteten Tiere entströmte, getrunken. Diese Kur erfreute sich jedoch infolge ihrer Unappetitlichkeit nur eines kurzen Daseins und an ihre Stelle trat der gereinigte Blutfarbstoff, das Haemoglobin, das man nun infolge verbesserter chemischer Methoden in reiner Form darstellen konnte.

Obgleich leicht resorbirbar, schmeckt leider aber auch diese Substanz nichts weniger als angenehm und belästigt zudem den Magen, so daß sie für Personen mit schwacher Verdauung geradezu schädlich ist. Ein geschmackloses, leicht verdauliches und direkt aufnahmefähiges Eisenmittel war daher ein Bedürfnis und mußte als ein wesentlicher Fortschritt auf dem Gebiete der arzneilichen Behandlung der Blutarmut angesehen werden. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß durch den Prof. Kobert in Dorpat ein Stoff entdeckt wurde, der allen Anforderungen der modernen Medizin entspricht. Dieser Forscher widmete sich seit geraumer Zeit mit einer Reihe von Schülern dem Studium der Eisenfrage, und es gelang ihm im Verlaufe seiner Forschungen, aus dem Blute zwei neue eisenhaltige Körper zu gewinnen, das Haemogallol und das Haemol, die vom Organismus ohne weiteres aufgenommen und ausgenützt und nach langsamer Wanderung durch den Körper zum Teil auf dem natürlichen Wege wiederum abgeschieden werden, so daß man sie in den Auswurfsstoffen mit Hilfe chemischer Methoden in Gestalt wohl bekannter Eisenverbindungen nachzuweisen vermag. Nachdem diese Thatsachen durch Versuche an gesunden Menschen festgestellt worden waren, lag die Vermutung nahe, daß der blutarme Organismus nicht wie der des gesunden das im Haemol und Haemogallol zugeführte Eisen binnen wenigen Tagen wieder abgibt, sondern energisch zurückbehält und zur Neubildung des mangelnden Blutfarbstoffes verwendet. Die praktischen Versuche an Bleichsüchtigen haben diese Vermutung bestätigt und besonders ergeben, daß das Haemogallol und das Haemol weder die Verdauung stören noch sonstige Unannehmlichkeiten bedingen. Auffällig ist bei dem Gebrauche dieser Mittel, daß die mangelnde Eßlust der Kranken sehr rasch wiederkehrt; namentlich empfehlenswert ist das Haemogallol, da es vollkommen geschmacklos ist, somit auch von Kindern und sehr sensiblen Kranken gern genommen wird.

Neben dem Eisen hat man in neuester Zeit auch noch andere Mittel zur Behandlung der Bleichsucht und Anaemie herangezogen, darunter die Massage und Elektrizität, den Aderlaß, warme Luftbäder 2c. verbunden mit Brunnen-, Bade- und sogenannten Mastkuren. Jede dieser Behandlungsweisen hat in der ärztlichen Welt begeisterte Anhänger und Verfechter gefunden, keiner ist es jedoch gelungen, die seit Jahrhunderten bewährte Behandlung mit den von der Chemie dargebotenen Eisenverbindungen aus dem Felde zu schlagen. Zwar hat erst vor kurzem wiederum ein namhafter Gelehrter auf dem zu München abgehaltenen Kongresse für innere Medizin empfohlen, die Blutarmut nur mit dem Eisen zu bekämpfen, das in den Nahrungsmitteln, vorzugsweise im Fleisch, in Erbsen, Linsen, Spinat, enthalten ist, doch vermochte er mit seiner Ansicht nicht durchzudringen, und der Kongreß hat sich auf Grund der bisher am Krankenbette gesammelten Erfahrungen einmütig für die bewährte Eisenbehandlung ausgesprochen. Auch wir bekennen uns zum Eisen, besonders in den neuerdings gefundenen Formen Haemogallol und Haemol, sie bedeuten einen wirklichen Fortschritt in der Behandlung der Bleichsucht, bei welcher heute mehr denn je das Dichterwort Geltung hat:

„Denn nur Eisen kann uns retten
Und erlösen kann nur Blut."

Digitized by Google

Bühne.

— „Des Scepters Schwere“, dramatisches Märchen in 4 Akten von Karl Lichtenfeld, erlebte am 14. Juni seine Erstaufführung auf der königlichen Hofbühne zu München. Der Grundgedanke des Werks, daß in der Wage ernster Prüfung „Des Scepters Schwere“ die menschenbeglückenden Träume des Prinzen Gautama in die Höhe schnellt und Zucht und Gesetz allein die vielumsprochenen Menschenrechte gewährleisten, entbehrt des dramatischen Reizes nicht, aber die Gestaltungskraft des Verfassers reichte nicht zur Charakterisirung der Könige und Helden aus, wenngleich ihm die derb gehaltenen Volksscenen recht gut gelangen. Das Stück wurde mit großer Pracht ausgestattet und von dem zahlreich aufgebotenen Personal, namentlich Stury (Prinz) und Basil (Fabulist), mit einem Fleiße gespielt, der den Dank des spärlich erschienenen, aber beifallsfreudigen Publikums verdiente. A. B.

Briefmappe.

S. Th. in Beaconsfield, Diamondfields, Südafrika. Wegen der Mineralien wenden Sie sich am besten an das Geodätische Institut in Berlin. Wenn Sie mit dieser Stelle in Verbindung getreten sind, wird sich mit derselben auch wohl der Gegenstand Ihrer zweiten Frage erledigen lassen. Werke über Mineralogie können Sie durch jede deutsche Buchhandlung beziehen, die Ihnen auch mit Aufschluß über die neuere Fachliteratur dienen wird. Zu empfehlen wären dann die Werke: Quenstedt, Handbuch der M., 3. Aufl. Tübingen 1877, Naumann, Elemente der M., 12. Aufl., Leipzig 1885, M. Bauer, Lehrbuch der M., Berlin 1886.

A. M. in N. Wir selbst vermögen Ihnen leider die gewünschte Auskunft nicht zu geben, wenden uns aber zur Erzielung einer solchen gern an unseren Leserkreis und legen diesem hiemit die Frage vor, in welcher Stadt Ostpreußens sich am zweckmäßigsten und günstigsten selbstgefertigte Handarbeiten, wie Malereien und Brenn- und Schnitzarbeiten, verkaufen lassen?

C. G. in Berlin. Eine verschiebbare eiserne Bettstelle, die beliebig jeder Größe angepaßt werden kann, hat Uhrmacher J. Behr in Holzappel erfunden. Näheres darüber können Sie von diesem oder auch von dem Patentbureau Richard Lüders in Görlitz erfahren.

D. E. in München. 1) Rückporto wird vielfach bei Einsendung von Manuskripten beigelegt; allgemein üblich ist es nicht, es dürfte sich auch nur bei kleineren Arbeiten empfehlen, jedoch auch bei diesen lediglich in dem Falle, wenn der Einsender Wert darauf legt, sein Manuskript zurückzuerhalten. Derartige Arbeiten sollten indes nur in Abschrift eingereicht werden, da es vielfach der Redaktion beim besten Willen nicht möglich ist, für die Aufbewahrung, beziehungsweise Zurücksendung derartiger Manuskripte Sorge zu tragen. 2) Ob Sie das Recht haben, im Falle der Annahme und des Abdrucks eines Roman- oder Novellenmanuskripts über dessen eventuelle Weiterbegebung zu verfügen, hängt lediglich von dem Vertrage ab, den Sie in diesem Falle mit der annehmenden Stelle abgeschlossen haben. Tageszeitungen erwerben in der Regel nur das Recht zum einmaligen Abdruck, doch empfiehlt es sich, auch bei Abmachungen mit ihnen hierüber, genauere Vereinbarungen zu treffen. 3) Ein Werk, wie Sie es wünschen, kennen wir nicht; Sie finden indes die einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen in Kürschners „Literaturkalender“; auch die Zeitschrift „Das Recht der Feder“ wird Ihnen manche Auskunft geben.

A. N. in O. (Schlesien). Dankend abgelehnt.

Richtige Lösungen sandten ein: „Die kleine Ella“ in Hamburg (3). Fr. Emilie Schmelz in Grojec (2). Karl Isenthal in Münster i. W. Dr. Sch. in Lissa. M. Krutgen in Halle (5). [Wir verzichten dankend.] Kamill Heller in Innsbruck-Wilten (3). Ida Sommerfels in Kairo (4). „Studio auf einer Reis'“, Arnstadt. Theodora v. Pf.-B. in W. (2). „Gigerl“ in Prag. Waldemar Bion in Zürich. „Tante Lore“ in Danzig (3).

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer“** (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neues photographisches, alpines Kunstwerk!

Soeben ist erschienen die **zweite** Lieferung von

Wanderbilder aus den Dolomiten.

Naturaufnahmen von Theodor Wundt.

Aquarelle von Maler Professor G. Herdtle.

Herausgegeben von der **Sektion Berlin** des Deutschen und Oesterreich. Alpenvereins.

Vollständig in vier Lieferungen, enthaltend 16 Lichtdrucktafeln in Imperial-Format, davon 8 in vielfarb. Aquarelldruck, von W. Rommel & Co. in Stuttgart, mit erläuterndem illustrirtem Text.

Preis pro Lieferung 6 Mark 50 Pfennig.

Alle zwei Monate wird eine Lieferung ausgegeben.

Komplet in künstlerisch ausgestatteter Mappe 30 Mark.

Inhalt der zweiten Lieferung:

Tafel 5: Die Palagruppe bei San Martino di Castrozza (in Farben). — Tafel 6: Monte Cristallo vom Schönleiten Joch. — Tafel 7: Auf dem Bande des Monte Cristallo (in Farben). — Tafel 8: Kletterer.

Ein Prachtwerk allerersten Ranges, welches das Entzücken aller Kunstfreunde, insbesondere aber der alpinen Kreise erregen wird.
Mitteilungen des Deutschen und Oesterreich. Alpenvereins, Berlin.

Eine vornehme Festgabe, die bei jedem Kunstliebhaber und Freunde des Hochgebirgs den lebhaftesten Beifall finden wird. *Schlesische Zeitung, Breslau.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

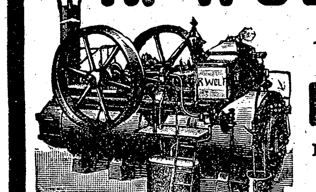
Haemogallol
und **Haemol**
neue Eisenmittel, wirken am sichersten und besten gegen
Bleichsucht.
Sie erregen den Appetit, enthalten das zur Blutbildung nötige Eisen in direkt aufnahmefähiger Form und beseitigen daher rasch alle Beschwerden, die durch Blutarmut entstanden sind.
Alleiniger Fabrikant: E. Merck-Darmstadt.
Käuflich in allen Apotheken in der Form von Tabletten, Pulver und Chocoladeplätzchen. — Literatur steht zu Diensten.

Seid. Bastrobe Mk. 13.80
bis 68.50 p. Stoff zu einer kompleten Robe — Tussors u. Shantung Pongees — sowie schwarze, weiße u. farbige **Henneberg-Seide** v. 60 Pfge. bis 18.65 p. Met. — glatt, gestreift, karrirt, gemustert, Damaste etc., ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins etc. — **Porto- u. steuerfrei ins Haus!** Katalog u. Muster umgehend.
G. Henneberg's Seiden-Fabrik (K. u. K. Hofl.) **Zürich.**

Foulard-Seide
sowie weisse, schwarze u. farbige Seidenstoffe jed. Art zu wirkl. Fabrikpreis. unt. Garantie f. Echtheit u. Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. Mtr. porto- u. zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungsschreiben, Muster frko. Doppelt. Briefporte nach d. Schweiz.
Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**
Königl. Spanische Hoflieferanten.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille
TAMAR INDIEN GRILLON
Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS. 33, Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Wasserheilanstalt zu Michelstadt im Odenwald.
Station d. hess. Odenwald-Bahn (Frankfurt a. M.) Hanau-Eberbach (Heilbronn-Stuttgart). **Heilanstalt für chronische Kranke** der verschiedensten Art, namentlich Nervenleidende (Geisteskranke sind ausgeschlossen). Rationelle Wasserkuren, Elektrizität (auch elektr. Bäder), Massage, Heilgymnastik, diätetische Kuren. — **Landaufenthalt für Erholungsbedürftige** und Rekonvaleszenten. — Die Anstalt ist das ganze Jahr hindurch geöffnet. Näheres durch Prospekt. — **Dr. Scharfenberg**, dir. Arzt.

R. WOLF, Magdeburg-Buckau.


Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands.
Locomobilen
mit ausziehbaren Röhrenkesseln,
v. 4–200 Pferdekraft,
sparsamste Betriebsmaschinen
für **Gross-** und **Klein-Industrie** sowie **Landwirthschaft.**
Export nach allen Welttheilen.

Es ist nicht nur möglich,
sondern wahr und durch 10jährige Erfolge bestätigt, daß **Crême Grolich** und **Grolichseife** die einzig verläßlichen Mittel sind, um Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte ꝛc. zu entfernen und den Teint bis ins Alter blendend weiß und jugendlich frisch zu erhalten. Preis ℳ 2,—.
Beim Kaufe verlange man ausdrücklich die preisgekrönte Crême Grolich und Grolichseife, da es wertlose Nachahmungen gibt. Hauptdepot in der **Engeldroguerie Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder nehmen Bestellungen an die größeren Apotheken und Droguerien.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.
Breslau, Hambg., Dresd., Leipz., Münch.
Dr. J. Schanz & Co.
Patente
billigst, reell, sorgfältig, schnell
Vergünstigungen
wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen auf Papier und direkt auf Holz gedruckt. Preiscourant mit 1200 Illustrationen auch über Werkzeug u. Materialien 30 Pfg. Briefmarken. **Mey & Widmayer** in **München.**

Für
Zuckerkranke!
In allen Stadien der Krankheit haben die nach **Dr. med. Weil, Berlin**, gefertigten
Pilulae Myrtilli Jasper
vorzügliche Erfolge gezeitigt. Erhältlich in d. Apotheken. Preis: Originalschachtel à 100 Pillen 2 Mk., Diät-Vorschrift und Gebrauchsanweisung beigegeben. **Nur ächt** mit dem Namen **„Jasper“**. Ausführliche Prospecte mit ärztl. Attesten gratis und franco durch die
Chem. Fabrik Max Jasper, Bernau b. Berlin.

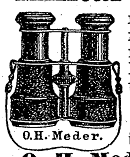
Hauptdepot der berühmten **Amerik. Carpenter-Orgel.**
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
Illustrirte Preisliste gratis.

Stottern heilt **C. Denhardt's** Anstalt **Dresden-Blasewitz** und die Zweiganstalt **Burgsteinfurt**, Westf. Honorar nach Heilung. Prospekte gratis. Herrliche Lage. **Aelteste, staatlich** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I.** ausgezeichn. Anst. Deutschlands.

Etwas Zusatz von
Echtem Feigen-Kaffee
ANDRE HOFER
k. u. k. Hoflieferant
Salzburg u. Freilassing
verbessert
jeden
Kaffee.

Pflege Dein Antlitz!

Man bestelle beim unterzeichneten Institut das in neuer Auflage erschienene Buch von Dir. Heinr. Simons:
„Das Gesicht und seine Pflege.“
(Durch Gesichts-Massage etc., System Simons. Patentirt i. a. Staaten.)
I. Teil. Die Lehre, jedes **Frauengesicht schöner** und **jugendlicher** zu gestalten und bis **ins hohe Alter** zu erhalten.
II. Teil. Die Lehre, jedes **Männergesicht schöner** und **interessanter** zu gestalten und bis **ins hohe Alter** zu erhalten.
Preis je 1 ℳ; franko im geschlossenen Couvert 1,20 ℳ (auch in Briefmarken), Nachnahme 1,50 ℳ
Dir. Heinr. Simons' Institut für Gesichtspflege, Berlin W., Potsdamerst. 20,
verbunden mit **Laboratorium für hygienische Toilette-Artikel.**
Spezialitäten Simons: Wasch-Crême, Griechische Gesichts-Crême, Gesichts-Massage-Crême, Puder je à 1 ℳ, Porto 30 ₰, Nachnahme 50 ₰, Ausland 1,80 ℳ **Nagelpulver** à 1 ℳ mit Bürstchen 1,50 ℳ, Porto 30 ₰, Nachn. 50 ₰, Ausland 1,50 resp. 2 ℳ **Parfums** 1,50, 3,— und 4,50 ℳ, Porto 50 ₰, Nachn. 70 ₰, Ausland 2,50, 4,— und 5,50 ℳ
Versand nur gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme.

Militär-Feldstecher,


rein doppelt achromatisch mit 8 Linsen, in vorschriftsmässigem, feldtüchtigem Futteral, für Reise, Jagd und Theater vorzüglich geeignet. Mk. 20,—.
Illustr. Preisliste über alle optisch. Artikel frko.
O. H. Meder, Optisches Institut, Leipzig, Markt 11. (Gegründet 1850.) Armee-Lieferant.

Buchführung
Kaufm. Wissenschaften besonders
sind die Grundpfeiler jeder Existenz.
Correspondenz Schönschrift Kfm. Rechnen.
Lassen Sie sich gratis und franco Prospekt u. Probebrief kommen.
Nachrichten über das Muster-Comtoir für mündlichen Unterricht in Berlin gratis
F. Simon BERLIN O. 27
vereidigter Sachverständiger für Buchführung etc.

Stellung. Existenz.
Prospect gratis. Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect. Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Inselbad-Paderborn. **Heilanstalt** für **Asthma** und verwandte Zustände, **Nasen- u. Halsleiden.** Prosp. gr. Spec.-Arzt Dr. Brügelmann, Director.

Hans von Bülow
fand die Pianinos aus der Fabrik von
W. Arnold, Aschaffenburg,
als die besten und wählte eins zum eig. Gebrauch.
Preisliste u. Bülows Original-Dankschreib. gratis.

100 seltene Briefmarken! v. Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costar., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaic., Java, Lomb., Luxemb., Mexiko, Monac., Natal, Pers., Peru, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei ꝛc. — alle verschieden — garant. echt — **nur 2 Mk.!!** Porto extra. Preisliste gratis. **Grosser ausführlicher Katalog mit über 10 000 Preisen nur 50 Pf.**
E. Hayn, Naumburg (Saale).

Digitized by Google

Solide schwarze Seide

garantirt unerschwert végétal gefärbt, das denkbar Schönste und Reinste, alles übertreffend, zu allen Zwecken das Beste,
von 2 Mark bis 12 Mark, glatt, gemustert, armurirt, direkt aus der Fabrik, meter- und roben-weise. Porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend franko.

Lasse sich der Konsument von den anscheinend billigen Apparenzstoffen nicht mehr einnehmen, die mit Metallen und Fetten beschwert sind, nach kurzer Zeit speckig aussehen und in den Falten Löcher bekommen. „Das Beste ist das Billigste und Schönste“. Man verlange stets unsere Muster, bevor man anderswo kauft.

Stehli & Co. in Zürich,
gegründet 1840.
Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien Obfelden und Arth und Filanda Germignaga (Lago maggiore).

Bleichsucht
Nervenschwäche
(Neurasthenie)

Herr **Dr. med. Meyer** in **Rotenburg a./Fulda** schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen wandte ich bei einer jungen Dame an, die seit mehreren Monaten an allen gewohnten Mitteln trotzender hochgradiger Bleichsucht litt. **Der Erfolg war ein geradezu ungewöhnlicher.** Alle Beschwerden schwanden in kurzer Zeit, die junge Dame bekam ein blühendes Aussehen und konnte als vollkommen geheilt betrachtet werden. Ich bin Ihnen zu grossem Dank verpflichtet und werde bei Bleichsucht jetzt nur noch Ihr Präparat anwenden.“

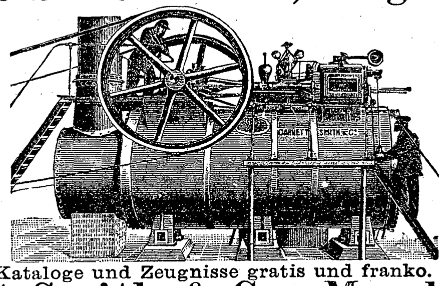
Herr **Dr. med. Erdmann** in **Charlottenburg**: „Von der vortrefflichen Wirkung von Dr. Hommel's Haematogen habe ich mich in meiner eigenen Familie überzeugt, wo durch Gebrauch von 4 Flaschen eine neurasthenische junge Dame, die ihre Ernährung durch anstrengendes Studium der Musik etc. total ruinirt hatte, ihren **früheren Appetit** und ihre **frühere Frische völlig wieder erlangt hat.**“

Dr. med. Hommel's Haematogen ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81391). Haemoglobin ist die **natürliche** organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W.** Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.
Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis** und **franko.**
Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

Dampfpflüge
Strassen-Locomotiven
Dampf-Strassenwalzen
liefern in den vollkommensten Constructionen
und zu den mässigsten Preisen
John Fowler & Co., Magdeburg.

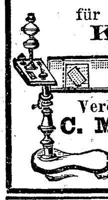
Technikum Hildburghausen. Getrennte Fachschul. für Maschinen- & Elektrotechniker, Baugewerk & Bahnmeister etc. Nachhilfecurse. Rathke, Herzogl. Direktor.

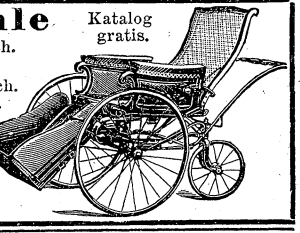
Garrett Smith & Co., Magdeburg.
Hochdruck- und Compound-Expansions-Lokomobilen bis 150 Pferdekräfte,



mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch genietet. Auszieh-Kesseln mit 5jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.
Kataloge und Zeugnisse gratis und franko.
Garrett Smith & Co., Magdeburg.

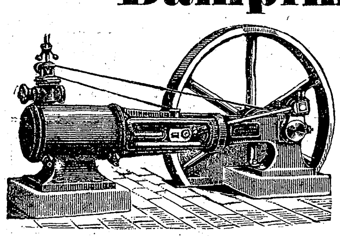
Kranken-Fahrstühle Katalog gratis.
für Strassen-, Zimmer- und Gartengebrauch.
Kranken-Möbel aller Art.
Krankentische, stellb. Keilkissen, mech. Schlafsessel. Tragstühle u. -Sitze.
Zimmerklosets u. Bidets.
Vereinigte Sanitätsapparate-Fabriken
C. Maquet, Hoflieferanten,
prämiirt m. 20 goldenen Medaillen,
Berlin W., Charlottenstr. 63,
und **Heidelberg.**





Gegen Harnleiden
(Blasen- und Nieren-Katarrh, Gries, Sand und Gicht 2c.) wird der
Radeiner Sauerbrunnen
von Aerzten vielfach empfohlen. Viele Kurerfolge. Ausführliche Brunnenschrift gratis an allen Verkaufsstellen oder direkt von der Kuranstalt in Bad Radein, Steiermark.
Depot: **Wien,** I. Fleischmarkt 8.

Dampfmaschinen
eincylindrig und compound
Wand- und Bockmaschinen
in allen gangbaren Grössen
auf Lager bei
Menck & Hambrock
ALTONA-HAMBURG.



ORIGINAL
Teer-Schwefel-Seife
Carbol-Teer-Schwefelseife
von **Bergmann & Co., Berlin** und **Frankfurt a. M.**
notorisch unvergleichliche u. unerreichte Produkte gegen alle Arten Hautunreinigkeiten, als Flechten, Finnen, rote Flecken, Mitesser, Sommersprossen etc. wie zur
Erlangung und Konservirung eines zarten Teints und einer weissen jugendfrischen Gesichtsfarbe.
Man hüte sich vor wertlosen Nachahmungen und achte genau auf die älteste allein echte Marke:
Dreieck mit Erdkugel und Kreuz.
Ueberall zu 50 Pfg. pro Stück käuflich.

Foulard-Seide
Mk. 1.— bis Mk. 4.50 der Meter.

Seidenbast	Meter Mk. 1,00–7,50
Pongeeseide	Meter Mk. 1,30–3,75
Damaste	Meter Mk. 1,75–18,00
Taffet changeant	Meter Mk. 2,00–6,80
Chiné Taffet	Meter Mk. 3,80–7,50
Gestreifte u. karirte Taffete	Meter Mk. 1,75–4,00

sowie alle schwarzen, weissen und bunten Seidenstoffe von den billigsten bis zu den schwersten Qualitäten.
Proben nach auswärts bei genauer Angabe des Gewünschten.
Seidenhaus Michels & Cie., Berlin, Leipzigerstrasse 43.
Königl. Niederländ. Hoflieferanten.

Heilanstalt für Hautkrankheiten.
Sorgfältige spezialärztliche Behandlung. Beste Verpflegung. Schöner Aufenthalt (Parkgrundst.). Ausführl. Prospekte frei.
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle.

Bad Ems
Illustrirte Prospecte, Wohnungs- und Pensionsverhältnisse umgehend franco durch Kurhaus **Schloss Langenau.**

Reithosen nach englischem Schnitt billigst. **Paul Breitmeyer, Stuttgart.**

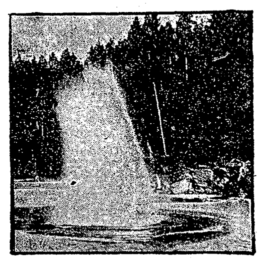
F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen sind die besten zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.

Indische Blumenseife
hochfeine Toiletteseife, 50 ₰ p. St.
PALMITIN-SEIFE
neutral - gut - billig.
Für Familien u. Kinder. Das Stück à 25 ₰ in allen Städten Deutschlands.
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.
Filiale: Wien I, Wollzeile 9.

Die zweckmäßigst. u. billigst. Holzwolle-Binden f. Hämorrhoidalleidende u. Damen liefert zu ℳ 1.20 u. 1.35 p. Dtzd. (bei 10 Dtz. 25% Rabatt), einf. Gürtel dazu 40 Pf., Gürtel n. Dr. Credé, Dr. Fürst, hygien. Beinkleid.
Schutz-Marke
Emil Schäfer, Verbandstoff-Fabrik, **Chemnitz.**

Eisenwerk Joly Wittenberg.
Feuersichere patent.
Treppen mit Holz- oder Marmorbelag
Haupttreppen.
Wendeltrepp.
Preisgekrönt auf den Weltausstellungen in Chicago u. Antwerpen.
Deutsch. Reichs-Patent.
Kataloge kostenfrei.

SKIZZEN
AUS DEM
WUNDERLAND.



Geyser im Yellowstone-Park.

Ein »TOURISTEN-FÜHRER« für 1895, welcher soeben von der NORTHERN PACIFIC EISENBAHN veröffentlicht wurde, enthält eine Beschreibung der Wunder des YELLOWSTONE-PARKS, des Landes der Geyser, heissen Quellen, Höhlen etc. — Der grösste Park der Welt. Saison vom 1. Juni bis 1. Oktober. Man verabsäume nicht, im Jahre 1895 hin zu gehen.

Gegen Einsendung von 40 Pfennig in Briefmarken an CHAS. S. FEE, General Passenger Agent der Eisenbahn in St. Paul, Minn. U.S.A., erfolgt Franko-Zusendung des Buches.

Wegen reich illustrirter Broschüren und Landkarten wende man sich an: CARL STANGENS REISEBUREAU, Nr. 10, Mohrenstrasse, Berlin W., Deutschland; SUTTON & CO., 22, Golden Lane, London; HENRY GAZE & SONS, 142, Strand, London; THOS. COOK & SON, Ludgate Circus, London; GEO. R. FITCH, General Agent, 319, Broadway, New-York; or CHAS. S. FEE, General Passenger Agent Northern Pacific Railroad, St. Paul, Minnesota, U.S.A.

Hygienische absolut säurefreie Präparate.
ZAHNWASSER, ZAHNPASTA, ZAHNPULVER.
DENTIFRICES
MARQUE DE FABRIQUE
DOCTEUR PIERRE
DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS
Berühmt durch ihre aromatischen und astringirenden Eigenschaften.
Ueberall erhältlich.

Linie Kassel-Frankfurt a. M.
Bad Nauheim
Saison 1. Mai bis 1. Oktober. Bäderabgabe 1. April bis 31. Oktober. Naturwarme, starke, kohlensäurereiche Solbäder und Trinkquellen. Solinhalation. Gradirluft. Medico-mechanisches Zander-Institut in besonderem Neubau. Terrainkur. Indikationen: Herzleiden, Rheumatismen, Gicht, Nerven- und Rückenmarksleiden, Skrophulose, Frauenkrankheiten. Wasserleitung. Kanalisation. Grosser Park mit See; elegantes Kurhaus; naher Hochwald. Vorzügliche Kapelle; Theater; elektrische Beleuchtung. Prospekte gratis. Frequenz über 11,000.
Grossh. Hessische Badedirektion Bad Nauheim.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 41.

74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Pave, der Sünder.

Eine Geschichte aus Dalmatien

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortsetzung.)

Vater Basil zwinkerte mit seinem thränenden Auge, drückte die Unterlippe heraus und nahm eine tadelnde Miene an. Indessen besann er sich sofort eines andern. Er ermahnte das unfromme Bübchen, wacker zuzugreifen, und ließ es Hunger und Durst vollauf stillen. Nachdem sprach er das Gratias, säuberte sich mit dem Schnupftuche umständlich Mund und Kinn und nahm seine gewohnte Prise. Deren wohlthuende Wirkung abwartend, wanderte er in schweigsamer Meditation hin und her durchs Gemach, die Hände beschaulich über dem Magen gefaltet.

Sich selbst überlassen, halb im Traume, hing der kleine Tischgast des guten Zupnik auf einem Eckchen seines Sitzes. Dennoch konnte er nicht einschlafen, trotzdem sein Köpfchen nickte, weil der weiße Vogel seine Neugier allzu rege hielt. Plötzlich richtete das Tier die Haube empor, sträubte sein Gefieder, flog mit lautem Flügelschlage zu Pave auf den Schemel und zwinkerte ihn an, gerade als ob er der Zupnik wäre. Dann sperrte er den krummen Schnabel auf und schrie mit der Stimme eines uralten, zahnlosen Männchens in Paves Ohr:

„Laus Deo! — Laus Deo!“

Eine entsetzliche Angst vor dem alten Männchen, das in eines Vogels Gestalt verzaubert worden war, packte das Kind.

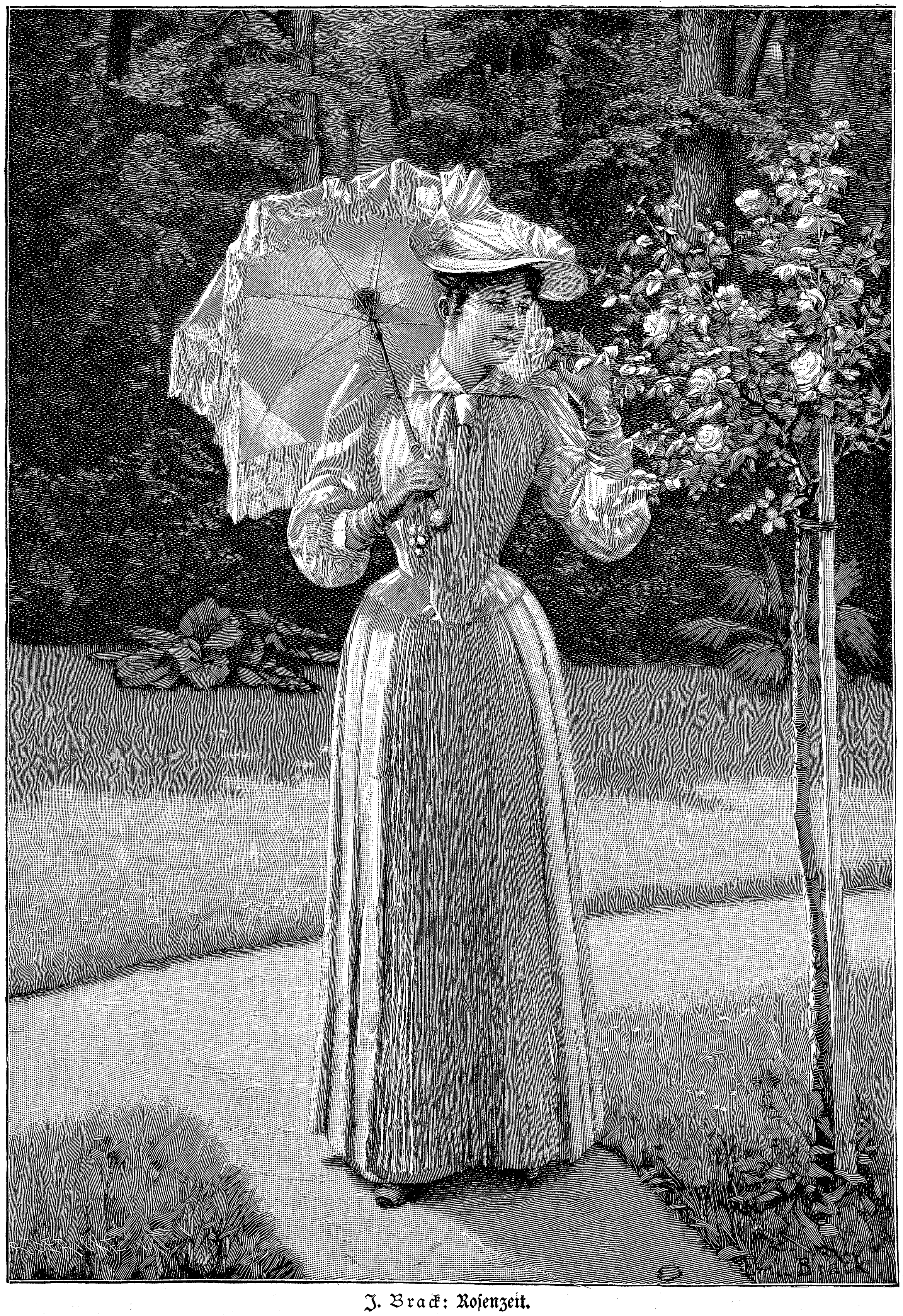
Als dann zu all dem Schrecknis auch noch Vater Basils gewaltiges Niesen die Luft erschütterte, fiel es einfach um, mitsamt seinem Holzsessel. Da lag es nun am Boden auf dem Gesichte, lang gestreckt, ganz still. Beide Fäustchen hielt es in die Augen gebohrt. Vor Grausen vermochte es keinen Laut von sich zu geben.

Der Zupnik stand einen Augenblick über ihm, die Arme verschränkt, und wiegte das Haupt.

„Saule! Saule! Exuat te Dominus veterem hominem cum actibus suis!“ sprach er vor sich hin. „Ja — mit des Herrn Hilfe wollen wir Dich des alten Adams und seiner Werke entkleiden und Dir den neuen Menschen anziehen. Ja — einen Paulus wollen wir aus Dir machen!“

Damit beugte er sich nieder, faßte den Kleinen unter den Achseln und hob ihn vom Boden auf. Allein Pave weigerte sich standhaft, die Hände aus den Augen zu nehmen. Der Zupnik mußte sie ihm mit Gewalt herabdrücken.

„Was fürchtest Du Dich, lieber Sohn?“ sagte er besänftigend, „Du, ein Mensch, vor einem unverständigen Vogel!“ Er sperrte den Kakadu, der sich ruhig heranlocken und im Nacken krauen ließ, wieder in seinen Messingkäfig und verhängte denselben,



J. Brack: Rosenzeit.

Digitized by Google

damit das Tier still sei. Sodann setzte er sich, schob seine hörnerne Schnupftabaksdose vorn in die Soutane und nahm Pave zwischen seine Kniee.

„Soll ich Dir sagen, mein Sohn, was der weise Vogel aus dem Morgenlande Dir zugerufen hat?“ fragte er, richtete den dunklen Knabenkopf am weichen Kinn empor und zwang so die lang befransten, sammetschwarzen Augen in sein einziges sehendes zu blicken. „Lob sei Gott!“ hat der weise Vogel Dir zugerufen, und er hat noch nicht einmal, wie Du, seine Nahrung empfangen. Dir aber ist Gottes Lob vor dem Speisen kein Bedürfnis und keine Lust gewesen. Denke nach, lieber Sohn: wenn das unverständige Tier seinem Gott-Schöpfer zweimal für nichts dankt, wie oft müßtest wohl Du, der Du reichlich gesättigt bist und nicht mehr dürstest, Deinem Gott-Vater für so vieles danken? Sprich, Pavcice.“

Pave öffnete das Mündchen, schlug rasch die Wimpern auf und nieder und rieb, wie zuvor, einen Fuß um den andern gegen das staubige, weiße Hemd. Diese verzwickte Frage machte ihn höchst verlegen. Endlich fiel es ihm ein, daß seine Brüder daheim jüngst triumphirt hatten, weil es ihnen in einer einzigen Nacht gelungen war, neun große Branzini mit der Fischharpune zu erlegen. So sagte er denn sehr zuversichtlich: „Neunmal — Gospodin!“

„Wohl also; das ist eine gute Antwort. Willst Du zum Lobe Gottes neun Ave beten, Pavcice?“

Pave schüttelte heftig den Kopf und wurde blutrot. Er faltete seine kleinen Hände fest zusammen mit einer rührenden Geberde der Ratlosigkeit.

„Das Ave ist mir zu schwer,“ bekannte er treuherzig, „Mutter spricht das Ave für uns.“

„O, o — ljubo — was lässest Du mich hören! Das ist durchaus nicht, wie es Gott wohlgefällt, mein lieber Sohn. Beten muß ein Christenkind eher lernen als Vater und Mutter sagen. — Nun — zum wenigsten aber wirst Du doch Dein Paternoster wissen?“

Pave nickte erleichtert und beglückt. Seine ängstlichen Augen wurden hell. Ohne Anstoß plapperte er das Gebet aller Christengebete herunter bis zur vierten Bitte. Der fügte er freudig das Amen hinzu und bekreuzte sich nochmals mit dem Daumen; ungeschickt, so, wie man eine kaum begriffene Lektion wiederholt.

„Ja — ich kann beten!“ bestätigte er mit einem tiefen Seufzer der Erlösung und strebte den Knieen des Zupnik zu entgleiten, die seinen schlanken Leib festhielten. Allein so sehr er sich auch drehte und wand, sie verschärften ihren Druck gegen seine Schenkel wie eine Klammer oder eine Fessel.

„Ich werde Dich jetzt die drei letzten Bitten lehren, mein Sohn, die vornehmlichsten, die Dir notwendiger sind, als das Gebet um Dein täglich Brot,“ entgegnete Vater Basil. „Den Bauch füllen, schlemmen und prassen, das ist unchristliches Thun, das sollst Du nicht! Weißt Du, daß Gottes Zorn über alle die kommen wird, die nicht beten können, sondern vor ihm wandeln, wie verabscheuungswürdige Türken und Heiden?“

„Aber die Türken sind gute Leute, Zupnik,“ warf der Kleine eifrig ein und strahlte den Ehrwürdigen mit seinen treuherzigen Augen an. Er dachte an Rumenilo, den hausirenden Händler aus Krschewo, der ihm letzthin ein Messerchen mit weißer, blechbeschlagener Schale geschenkt hatte, als der Vater sich einen neuen Handschar und einen Tschibuk erstand.

Der Zupnik zwinkerte ärgerlich mit dem Auge und verwies es Pave, daß er in den Gurt griff und sein kostbares Türkengeschenk hervorholte zum Beweis seiner apodiktischen Behauptung. „Die Türken sind unsere Todfeinde, so lange sie nicht beten, wie wir Christen. Gib nun acht auf das, was ich Dir vorsprechen werde.“ Deutlich und ausdrucksvoll betete er, abermals in Paves Muttersprache:

„Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben denen, die uns schulden,

„Und führe uns nicht in Versuchung,

„Sondern erlöse uns von allem Uebel. Amen.“

Kurz, derb und faßlich erklärte er seinem Schüler diese Bitten, die er für die Kardinalbitten hielt, an alltäglichen Beispielen, so, wie die sechsjährige Einfalt sie zu begreifen vermochte, und fügte hinzu:

„Möchtest Du wohl ein wirkliches Gotteskind werden, Pavcice?“

Pave, der mit dem Begriffe der Gotteskindschaft wahrscheinlich den unbeschränkten Genuß von süßem Feigenkuchen und gewässertem Pecenoweine verband, nebst dem Besitze eines weißen Zaubervogels mit gelber Haube hinter goldenen Stäben, sagte leuchtenden Auges „Ja!“, ohne sich auch nur für eines Wimperschlages Dauer zu besinnen.

Darauf ließ sich Vater Basil die drei letzten Bitten so oft wiederholen, bis der rote Kindermund sie ohne Anstoß nachschwatzen konnte.

Dann gab er Pave frei, erhob sich und führte ihn zum hohen Kruzifixe im Winkel, auf das die ewige Lampe ihren roten Schein warf. Vor dem „Berge Golgatha“ hieß er den Kleinen niederknieen und befahl ihm, seine neue Himmelsweisheit fleißig zu beten, bis er selber zurückkehre.

Sobald der Zupnik die Thür hinter sich geschlossen hatte, wendete das Kind sein Gesicht vom Gekreuzigten fort und zum gedeckten Tische hin. Gierig starrten die schwarzen Augen auf den Rest des Feigenkuchens und die Neige Wein in der dickbäuchigen Flasche. Leise stand der kleine Sünder von den Knieen auf und stahl sich zu diesen verlockenden Dingen, voll Angst vor dem weißen Zaubervogel, der hinter dem verhüllenden Tuche an seinen Goldstäben knabberte und zornig kreischende Töne ausstieß.

Der Näscher nahm ein paar große Brocken und einen tüchtigen Schluck aus der Flasche dazu. Befriedigt klopfte er sich die Herzgrube mit beiden Händen, pickte noch ein Krümchen vom Teller — immer unter scheuen Seitenblicken auf den Vogelkäfig, und huschte flugs zum Kruzifixe zurück.

Fürwitzig berührte er den heiligen Körper und die grellroten Blutströme, die der Malerpinsel reichlich über ihn hingespritzt hatte, mit seinen Schmutzfingerchen und begann alsbald gehorsam und beruhigt zu beten. Allein immer nur bis zur vierten Bitte kam er, darnach geriet seine Zunge regelmäßig ins Stocken. Die letzten drei hatte der ungewohnte Geist des Weines aus seinem Gedächtnisse hinweg getrieben. Sorgen machte er sich deswegen keine: um so öfter durfte er „Amen!“ sagen. Daran hatte er großen Spaß; er schnellte das Wörtchen jedesmal heraus wie einen Pfeil, der vom Bogen abspringt, und lachte über diese Unterhaltung, bis ihm die Augen schwer wurden und der Kopf allgemach vornüber gegen den Berg Golgatha sank.

Unterdes hatte der Zupnik mit Dume Slavora eine langdauernde Besprechung. Ueber eine Stunde lang saß sie, ganz zusammengekauert, auf dem Bänkchen der Bittenden und er stand vor ihr, in der Hand sein heiliges Buch mit dem Bilde des Gekreuzigten aufgeschlagen. Geduldig und eindringlich redete er in das einfältige, wegmüde Weib hinein. In dessen früh verwitterten Zügen ging ein stiller Kampf auf und ab. Die sanften Augen vergrößerten, die schmalen Lippen öffneten und schlossen sich, die gefurchte Stirn, die schwieligen Hände wurden feucht. Sie wollte mit dem Kopf schütteln und es ward unter den überredenden, inbrünstigen Worten des Geistlichen ein zögerndes Nicken daraus.

„Gott Dank opfern — der Gebenedeiten, der unbefleckten Mutter unseres Herrn, die ihr Einzigstes für die sündige Welt dahingab, den eingeborenen Sohn des ewigen Vaters — dieser nur einen kleinen Teil des eigenen Besitzes schenken: nur einen Sohn von sieben Söhnen — ist das so schwer, Dume Slavora? Hat die milde Gottesmutter ihre Hand nicht über dem Haupte Deines kranken Töchterleins gehalten und ihm wunderbar geholfen?“

Dume Slavora blickte ins Leere über sich; die Lippen blieben ihr offen und sie faltete die feuchten Finger fest in einander.

Die Klosterfrau brachte ihr das schlummernde Kleine. Ganz friedlich lag es nun in seiner Mutter Schoß, nichts Verzerrtes mehr in den blassen Zügen des verfallenen Gesichtchens. Der Krampf war „hinweggebetet“.

So sagte Vater Basil und mit tief innerer Genugthuung sah er einen Schimmer der Verzückung über das stumpfe Antlitz der Schwankenden hingleiten. Gottes heiliger Wille förderte sein Werk ganz augenscheinlich. Was war verdienstlicher hienieden, als dem Himmel eine Seele zu gewinnen, schon in der irdischen Hülle?

„Siehe auch noch den zweiten Fingerzeig von oben, Dume Slavora,“ redete er weiter. „Am Tage Pauli Bekehrung habe ich Dir Deinen Sohn getauft; heute feiern wir den Tag zu Sankt Pauli seligem Gedächtnis. Forderst Du etwa ein größeres Zeugnis für die Absichten Deines Gottes?“

Ein minutenlanges Zögern noch, dann hob sich die schwielige Hand langsam von den Wickelbinden des schlafenden Kindchens in die Höhe und legte sich gegen das Christusbild in Vater Basils aufgeschlagenem Gebetbuche.

„Ich gelobe ihn Gott,“ sagten die schmalen Lippen, und das Haupt, dessen Haar schon anfing, grau zu werden, neigte sich mit einem Ruck nach vorn.

„Amen,“ beschloß Vater Basil, schlug das Kreuz über ihr und reichte ihr das Buch zum Kusse.

Bald darauf trat sie, von Vater Basil geleitet, wieder zu Pave ein, ihr ruhig atmendes Jüngstes im Arme tragend; in der hinaufgeschlagenen Schürze die Arzneiflasche nebst weißem Brot und süßen Orangen aus dem Garten zur Wegzehrung. Am Gürtel zwischen Schere und Nadel hing ihr das Abschiedsgeschenk der guten Klosterfrau; ein Rosenkranz von rohen Korallenstückchen und Zinnkügelchen, den die Prebnitzer Madonna geweiht hatte.

Als sie aber ihr liebes Bübchen fest schlafend liegen sah, den Lockenkopf mit seinem starren Zöpfchen auf die oberste der Golgathastufen im Winkel gebettet, die runden Wangen purpurn und die langen Wimpern dagegen gedrückt — da trat ein Ausdruck jammervollen Widerstrebens in ihre sanften Augen und Thränen stürzten plötzlich über ihr mageres Antlitz.

„Sei getrost und unverzagt, Dume Slavora; der Tag wird kommen, an dem Du Dich selig preisest vor anderen,“ tröstete Vater Basil die Weinende und legte eine seiner großen weißen Hände auf ihren zuckenden Arm. „Ich werde, so oft ich kann, in Sucurac bei Dir Einkehr halten und nach Deinem Knaben sehen, der jetzt Gottes ist. Tritt ein wenig beiseite, damit er Dein Weinen nicht sieht. Ich will ihn erwecken.“

Schonend und allmälich ermunterte er Pave, sprach liebevoll mit ihm, segnete ihn und holte ein goldstrahlendes Heiligenbildchen hervor, das den lebhaften kleinen Burschen hoch beseligte.

Sorgsam nahm er es an einem Zipfelchen zwischen Daumen und Zeigefinger und sprang damit voraus in den Flur. Gar nicht satt sehen konnte er sich an Sankt Pauli erbsgrünem Mantel und rosenrotem Untergewande. Ach, und er hatte einen breiten Goldschein ums Haupt und Augen so himmelblau, wie das Meer in der Castellabucht.

Da sah er die Mutter aus des Zupniks märchenhaftem Heiligtum auf sich zukommen. Er lief ihr entgegen und das Bildchen entflatterte seiner Hand. Er achtete den Verlust nicht groß in seiner Freude darüber, daß es nun heimgehen sollte. Sankt Paulus im erbsgrünen Mantel war im Zugwinde hinter die offene Hausthür geflogen. Da fand Anka ihn wieder, hob ihn auf und legte ihn heimlich in ihr Gebetbuch. Solch ein Fund brachte Glück!

„Ich werde Dir anbefehlen, wenn es an der Zeit ist, daß Du Deinen Gatten in Kenntnis von Deinem Gelöbnisse über dem Bilde des Gekreuzigten setzest, Dume Slavora.“ So lauteten Vater Basils Abschiedsworte vor dem Schlupfpförtchen aus dem Garten ins Freie. „Vergiß nicht, was ich Dir anempfahl. Für jetzt Verschweigen und stilles Beharren bei dem, was Du heute lerntest als Gottes Absicht und Fingerzeig zu erkennen. Sieben Jahre geb' ich Dir noch; nütze sie wohl! Nun gehe in Frieden. Die gnadenreiche Mutter wolle Dir Deine Tochter erhalten und segnen um dieses Knaben Paulus willen, dessen Leben ich, für euch zum Heil, für ihn zur vollkommenen Gemeinschaft mit Gott, zu lenken hoffe.“

Damit entließ er die Mutter mit ihren Kindern auf den beschwerlichen Heimweg.

Dume nahm Paves braunes Händchen in ihre Hand und betrachtete sein hübsches, eigentümliches Kindergesicht wie ein Wunder, dessen Offenbarung ihr heute erst geworden war.

„Pavcice — mein goldenes Seelchen!“ murmelte sie ein paarmal mit kläglicher Stimme, wandte ihre Augen von ihm ab, als habe sie ein verbotenes Bild angeschaut, und weinte abermals heiße Thränen auf das lebende Bündelchen in ihren Armen nieder.

Digitized by Google

Ein Fremdling war ihr das geliebte Kind, ihr Benjamin unter den Söhnen, geworden; einer, an den sie ihr Mutterherz nicht mehr hängen durfte, und den sie doch nach besten Kräften hegen und pflegen sollte. Aber für einen Andern, Größern als des österreichischen Kaisers Majestät: für den allmächtigen Gott, der hoch da droben, über Mond und Sternen, thronte und regierte.

Ihm, der ihr des Töchterchens Leben neu geschenkt, hatte sie heute ihren Benjamin fürs Kloster gelobt.

Paulus, der auf slavisch Pave genannt wurde, war ein „Gotteskind" geworden, ohne daß er's ahnte.

III.

Vorläufig empfing Pave noch kein Bewußtsein von seiner Gotteskindschaft.

Ein rechtes Menschenkind war er, ein Erdenkind. Trotz Armut und kärglicher Nahrung wuchs und gedieh er wie ein starker junger Baum im fetten Boden. Was er nicht hatte, das schenkte ihm und den Seinigen der reichgesegnete Landstrich der Castella. Feigen und Pistazien, Orangen und Maiskorn, schwarze Trauben und braunrote Granatäpfel mit rosenrotem, duftendem Fleische, Kapern und grüne Oliven, aus welchen das Oel zum Bereiten der leckeren Fische gepreßt ward, von denen die blauen Tiefen der Adria wimmeln.

So litt er keine Not, der Prachtbube. Von Tagesanbruch bis zur Abendneige hätte er sich am liebsten in der Freiheit ausgetobt, unbeschadet, ob ihn die Bora umwarf oder der Sirocco ihn heimpeitschen wollte mit Regengüssen. Spielend lernte er das große, weite Meer kennen und verstehen. Wenn er sein Zeigefingerchen zwischen den Lippen netzte und hoch über sich in die Luft hob, vermochte er genau zu sagen, woher der Wind blies; er konnte den Morgenduft um die Felsenstirn des goldenen Berges Mossor deuten und die Abendglut über dem Gipfel des Koziak. Das Wandern der Wolken verstand er und Flug und Strich der Möwen, und er verfolgte das Kreisen der Adler um die zackigen Grate, ihr Schraubenziehen beim Niederstoßen auf ihre Beute: Fische, Taucher und anderes Getier, das zu Wasser und zu Lande heimisch war. Zwang und Aufsicht waren dem winzigen Manne schon ein Greuel und die Mutter übte beides, ohne zu sagen, warum.

Dunkel empfand es Paves frohes Kinderherz manch liebesmal, daß sie sein Thun und Treiben weit ängstlicher bewachte, als das der beiden älteren Brüder, die noch ein Weilchen im Elternhause leben würden, und er war doch gesund und wagelustig wie sie! Oft genug hörte er den wilden Jefto laut heraus wiehern und sah den stilleren Stojan unmutig kopfschütteln, wenn die Mutter sich so beharrlich weigerte, ihn mit hinaussegeln zu lassen nach Zirona piccola zu Grigor Pandupolu, dem Schwammfischer, oder an der vielgebuchteten Küste und den Scoglien hin, die als jähe Riffbrocken aus den blauen Wassern stiegen. Und seine Seligkeit war's doch, am Schleppnetze mitzuziehen und die kleine Hand mit an den langen Schaft des mächtigen Dreizacks zu legen, der in nächtlicher Meeresstille beim Feuerschein in die violette Tiefe niederfuhr und die zappelnden Fische aufspießte.

Slavo, der Fischer, fuhr die allzu Aengstliche jedesmal an und es gab einen Ehezwist.

„Hast Du einen Sparren hinter der Stirn, Weib? Hat der Bube ein Gesicht aus Wachs, das in der Sonne schmilzt, und Arme aus Lappen, die der Wind von einander zerrt? Wickle Deine Tochter in Schafwolle, aber nicht meinen Sohn!"

„Laß mir Pavcice daheim für ein stilleres Gewerbe," pflegte sie demütig zu bitten. „Sechs von den sieben, die ich Dir geboren, sollen Dein eigen sein für gut oder böse, wie Du befiehlst; aber Gott will, daß die Mutter auch ihr kleines Recht habe, für die großen Schmerzen, die sie um ihre Kinder erleiden muß. Laß mir Pavcice, ich bitte Dich."

„Recht — Recht! Was ist Dein Recht, Närrin?" antwortete Slavo, der Fischer, regelmäßig auf solche Anliegen. „Weiberrecht gibt es nicht und Schmerzen sind Weiber Los. Die Tochter ist Dein; lehre sie Spinnen und Weben — die Söhne gehören mir zu eigen und ich lehre sie meine Hantirung und thue mit ihnen, was mir am besten gefällt."

Dann schwieg Dume und schaute über den rohen Steinwall hinweg, der das Anwesen umhegte, hinter dem Hünen drein, wie er im braunen Kotzenmantel, die rote Cappa auf dem linken Ohre, zwischen seinen drei Söhnen fürbaß zum Strande schritt. Der Riese zwischen den Pygmäen, der kleinste noch im Hemdkittelchen. Halbe Stunden lang konnte sie wohl so dastehen, eine dunkle, heimliche Angst im Herzen und in ihrem trägen Gehirne die Frage hin und her wälzend:

„Wie sage ich es dereinst ihm, vor dessen harter Faust ich zittere, daß ich gegen ihn einen Bund mit dem Zupnik von Trau geschlossen habe, ohne sein Vorwissen? Wie nur? — wie? O, wenn er mich doch früge und mir meine Last von der Seele nähme!"

Allein er frug sie nicht. Er wollte überhaupt nichts zu schaffen haben mit der Geistlichkeit. Der Unfrommsten einer war er geworden seit dem Tage vor zehn Jahren, da der Pfarrer von Sucurac ihm die Absolution geweigert, weil er sich mit dem Handschar sein gutes Recht geschafft hatte.

„Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut!" Der finstere Brauch ging durchs Land von Ahn und Urahn her, und es sollte den Schwarzröckigen wohl sauer werden, den alten Brauch mit Stumpf und Stiel auszurotten, ob sie auch hundertmal die gestrengen Herren hießen in der Morlakei.

So dachte Slavo Jovic und so dachten viele mit ihm. Aber hinter ihrem Trotze, der sein hochfahrendes Haupt aufreckte, verbargen sich zwei, die noch mächtiger waren als der Trotz. Einer von denen hieß der Aberglaube; er trug ein Nebelgewand und vor seinen Tritten her hüpfte das Irrlicht über den Sumpf, und des Aberglaubens Genossin war die Furcht, die mit geschlossenen Gliedern einherging. Bei jeglichem Anlasse traten diese beiden doch vor den hochfahrenden Trotz, stießen ihn zurück und warfen sich auf ihre bleichen Angesichter, um knechtisch den Boden zu küssen, über den die Priester dahinwandelten, ihre Saat streuten und die Ernte einheimsten.

Slavos, des Fischers, Priesterhaß war nur ein erbärmliches Ding, eine Puppe mit werggestopften Fäusten.

*

Von der triebartigen Schlauheit der Einfältigen geleitet, hütete sich Dume Slavora davor, ihrem jähzornigen Gatten mit der Thür ins Haus zu fallen. Erst sollte das Töchterchen seinem Vater recht fest ans Herz wachsen, damit er die Hinopferung eines Kindes für das andere milder ansehen lerne.

Und wirklich, Milica, die liebliche Kleinste, wurde aller Augapfel, ein wahrer Sonnenstrahl in der armen Hütte. Um sie herauszuputzen, spann und webte Dume manch buntstreifiges Stück für das zierliche Geschöpfchen und ölte und kämmte ihm die schwarzen Ringellöckchen jede Woche einmal. Das war schon ein Aufwand wider die Dorfsitte und Smilja Nikowa, die weise Frau, machte ein Geschrei darüber bei den Nachbarinnen. Auch auf Pavcice verwendete die arme, eitle Mutter, je älter er wurde, desto größere Sorgfalt. Die Brüder hänselten ihn schon und nannten ihn Nestvögelchen und Schoßpüppchen, aber Dume ließ sich von keinem irre machen. Die Einfalt ist, innerhalb gewisser Grenzen, nicht nur schlau, sondern vor allen Dingen starrsinnig aus Trieb: Dume wollte ihr Gotteskind in allen Stücken vollkommen haben, damit es seines Gott-Vaters besondere Gunst und Beachtung auf sich lenke. Deshalb durfte es beileibe nicht mehr zerfetzt umherlaufen. Jeder Tag brachte es ja der Grenzmarke seines neuen, heiligen Lebens näher: der Klosterschule, die es besuchen sollte, sobald es dreizehnjährig sein würde. Der Zupnik gedachte sich für seinen Schützling um einen Freiplatz zu bewerben.

Sogar etwas, das gar nichts mit ihren frommen Plänen zu schaffen hatte, erstand die Mutter ihrem Benjamin: eine neue, brennend rote Cappa von Moschko, dem Handelsjuden. Als sie aber sah, wie der hübsche, kleine Schelm sich das mohnfarbene Filztellerchen in den Haarwust über dem straffen Zöpfchen drückte und durchs Dorf damit prunken ging, da ward ihr's wieder einmal sehr bange. Ihr Gewissen pochte; allein dem neuen jungen Pfarrer von Sucurac, der jedermann mit breitem Munde anlächelte aus lauter vortrefflichem Willen, konnte sie ihre tiefinnerste Not unmöglich anvertrauen. Ihm beichtete sie ihre alltäglichen Sünden, zu deren Feststellung sie sich oft lange abmühen mußte; das aber, was sie als Schuld und Verdienst zugleich empfand, wollte sie mit keinem beraten und klären als mit Vater Basil.

Nach Trau kam sie nicht wieder und sonderbarerweise verstrichen die Monde, einer nach dem andern, ohne daß der ehrwürdige Zupnik sich auch nur ein einzigesmal in Sucurac hätte blicken lassen, seiner Verheißung gemäß.

Dume Slavora hungerte förmlich nach ihm. Keine Ahnung hatte sie davon, daß er den ganzen Herbst und Winter hindurch, von Podagra schwer geplagt, thatenlos in seinem stillen Gartenhause sitzen mußte, die Füße in Katzenfell und wollene Decken gepackt, und daß der Bischof von Spalato ihm bis auf weiteres einen Helfer im geistlichen Amte zugeteilt hatte.

Nicht früher als mit den warmen Lenzlüften fing er an zu genesen und im hohen Sommer, ein Jahr nach Dume Slavoras Bittgang für ihr sterbendes Töchterchen, trat er eines Tages, um die Abendneige, zu den Jovic' ein.

Kaum ein Viertelstündchen verweilte er in der Hütte und seinen Schützling bekam er gar nicht zu Gesichte. Weiß der Himmel, wo der mit seinen Brüdern und Kameraden steckte. Auch Dume vermochte kein Wörtchen unter vier Augen mit dem Heißersehnten zu tauschen. Denn zum Unglück war Slavo, der Fischer, nun gerade heute einmal daheim geblieben und wich und wankte vorsätzlich nicht. Seitab von seinem schüchternen Weibe hockend, strich er mit dem rohen Bogen die einzige Pferdehaarsaite seiner rohen Gusla, deren eiförmiger Schallfänger von einem Hasenfelle überspannt war. In das gedämpfte Sprechen des Geistlichen hinein klangen die ununterbrochenen, halblauten Trillerketten des Sängers zu seiner murmelnden und flatternden Streichbegleitung. Trotzdem aber wendete er dem Redenden ein scharfes Ohr zu und wies dem mißliebigen Gaste mit seinen stolztrotzigen Blicken nur allzu deutlich die Thür.

Unverrichteter Sache mußte Vater Basil wieder von dannen ziehen; er nächtigte bei seinem Amtsbruder im nahen Castel Abbadessa, weil der Pfarrer von Sucurac abwesend war, und ließ sich vorderhand nicht ferner blicken. Er beschloß, eine gelegenere Zeit abzuwarten.

Von nun an klammerte sich Dume Slavora ganz und gar an äußerliche Frömmigkeit, um das zu beschwichtigen, was fort und fort an ihrer ungeschulten Seele nagte: die Heimlichkeit vor ihrem ahnungslosen Gatten. Wie ein Alp lag ihr Gelübde manchmal auf ihr, und anderemale, wenn sie beim festlichen Hochamt den Seelenhirten ihrer kleinen Kirche am Altar hantiren sah, ehrfürchtig unterstützt von seinem jungen Akoluthen, dann überkam ihr Mutterherz ein maßloser Stolz, den ihre Beschränktheit nicht bemeistern konnte. Bei solchen Anlässen sah man sie, ihr Töchterchen im Arme, ihren Pave neben sich, so nahe wie möglich vor dem Altare knieen, das geschnitzte Tabernakel unverwandt im Blicke. Wie sie sich auf und ab warf bei den Verneigungen — wie sie ihre gefalteten Hände vorstreckte und ihre Gebete flüsterte, als sei sie eine Verzückte oder eine große Sünderin, die fortwährend der Buße bedurfte! Alle Nachbarn wunderten sich über die große Wandlung, die mit der unscheinbaren Frau vorging.

Daheim lehrte sie Pave den Rosenkranz beten und füllte sein kindisches Verständnis mit den Wundern der Heiligen, so viel sie davon wußte, während klein Milica ihre winzigen Füßchen zu regen und in der armen Rohrhütte umher zu schwanken begann, unter Jauchzen und Lallen und weich klingendem Gestammel.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Von

A. Stier.

Wenn sie mit Recht die Schar der Dilettanten
Im Garten „Kunst" das schlimme Unkraut nannten,
So treibt mich doch Gerechtigkeit, zu sagen:
Manch Unkraut sah ich holde Blüten tragen.

*

Gemalte Grausamkeit ein Kunstwerk nennen?
Wenn sie in Farben morden, sengen, brennen,
So recht naturgetreu, daß beim Beschauen
Uns überrieselt eisigkaltes Grauen,
Ein nervenmarternd, zwecklos Unbehagen, —
Das soll sich noch mit wahrer Kunst vertragen?

Digitized by Google

Alex Kircher: Das neue Rathaus in Hamburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das neue Rathaus in Hamburg.

Von

H. W. Grube.

(Hiezu das Bild Seite 772 und 773.)

Viel früher, als man hätte erwarten dürfen, und viel eher auch, als es geplant worden war, ist der Prachtbau des neuen Hamburger Rathauses in Gebrauch genommen worden. Freilich nur provisorisch. Die eigentliche Einweihung wird erst mit der entgiltigen Indienststellung, wahrscheinlich im Jahre 1897, stattfinden, dem Jahre, das uns den hundertjährigen Gedenktag der Geburt des Heldenkaisers Wilhelm bringt, dessen erhabener Enkel dem Senat und der Bürgerschaft die Veranlassung gab, die Pforten des Hamburger Rathauses schon jetzt einmal zu öffnen, um ihm, dem Kaiser und seinen Gästen, in der alten Hansastadt an der Elbe einen würdigen Empfang zu bereiten.

Das neuerstandene Rathaus ist unstreitig nicht nur der größte, sondern auch der schönste Profanbau Hamburgs. An sich will zwar beides nicht viel sagen, denn die erste Handelsstadt des deutschen Reiches besitzt — wenn man von den Kirchen absieht — außer diesem Rathause kaum ein einziges Bauwerk, das sich in Bezug auf Schönheit und architektonische Pracht auch nur ein weniges über das Maß des Gewöhnlichen erhöbe. Auch nicht aus älterer Zeit ist Hamburg irgend ein hervorragendes Gebäude übrig geblieben, wie sich deren die Schwesterstädte Bremen und Lübeck und so manche andere ehemalige Hansestadt rühmen können.

Keine jener Städte aber, die auf eine jahrhundertealte Geschichte mit Stolz zurückblicken und Zeugen einer ruhmreichen Vergangenheit zu bewahren im stande waren, könnte solcher Denksteine leichter entraten als Hamburg, dessen Größe und Macht, wie die keiner andern Handelsempore, wesentlich der Jetztzeit entstammt.

Doch der dem Deutschen im allgemeinen und dem Hanseständer ganz besonders eigene Trieb, zurückzublicken in die Tage der Vorvorderen, ist auch im Hamburger mächtiger, als man denken sollte, und so erklärt es sich, daß das neue, in der ersten Zeit des jungen deutschen Reiches entstandene Rathaus in Hamburg in seinem Skulpturenschmuck fast nichts aufweist, was im Empfinden der Gegenwart wurzelt oder auf die Ereignisse der jüngstverflossenen, noch allen heut Lebenden in persönlicher Erinnerung stehenden Zeit hindeutet. Die Hamburger Ratsbaumeister haben dafür folgende Erklärung. Sie sagen: das Aeußere des Hamburger Rathauses soll die weit in die Vorzeit reichende Geschichte der Stadt zum Ausdruck bringen, doch soll der der schlimmen Witterung unserer Zone ausgesetzte Skulpturenschmuck nicht den Charakter bedeutender Denkmäler haben; im Innern dagegen sollen höhere Prinzipien walten.

Architektonisch ist nun, wie aus unserem Bilde ersichtlich, mit dem mächtigen neuen Staatsgebäude etwas wirklich Schönes und Wirkungsvolles geschaffen worden, und wenn die Haupträume im Innern des Rathauses dereinst mit gleicher Gediegenheit und künstlerischer Pracht ausgestattet werden, wie die vier Fassaden des Gebäudes durch Güte des Materials und saubere Ausführung des reichen skulpturellen Schmuckes sich auszeichnen, so wird das Hamburger Rathaus auf Jahrhunderte hinaus eine Sehenswürdigkeit bleiben, die Zeugnis ablegt von dem, was deutsche Kunst und deutsches Gewerbe im Zeitalter der ersten drei Kaiser des neuen Reiches zu leisten im stande waren.

Was Hamburg seit dem großen Brande von 1842 not that, war ein Regierungsgebäude, das neben den Sitzungsräumen für die beiden gesetzgebenden Körperschaften, Senat und Bürgerschaft, ausreichende, zweckmäßig eingerichtete und helle Räumlichkeiten für die verschiedenen Zweige der Verwaltung und der Behörden in sich vereinen würde, und je mehr sich der Mangel eines solchen Gebäudes im Laufe der Jahre bemerkbar machte, um so öfter erscholl der Ruf nach dem „neuen Rathause“; aber jeder neue Entwurf befestigte mehr und mehr die Ueberzeugung, daß bei dem Fehlen eines ausreichenden Bauplatzes die ursprünglichen Wünsche nicht annähernd in ihrer vollen Ausdehnung in Erfüllung gehen würden. Besonders erschwerend wirkte bei allen Projekten von Anfang an das starre Festhalten an dem einmal vorgesehenen Bauterrain, dem hinter der Börse liegenden „Rathausmarkt“, der bis dahin ein stattlicher, aber doch genau begrenzter, mit Rasen geschmückter Platz gewesen war.

Nachdem im Mai 1842 mit einem großen Teile der Stadt Hamburg auch das aus dem Jahre 1284 stammende Rathaus dem großen Brande zum Opfer gefallen war, wurde der Wiederaufbau der abgebrannten Stadtteile so schleunig wie möglich betrieben; die erste Konkurrenzausschreibung für Entwürfe zu einem Rathause erfolgte jedoch erst zwölf Jahre nach dem Brande, 1854. Es beteiligten sich daran vierundvierzig Architekten, von denen die Herren Scott, Meuron und Bohnstedt mit Preisen bedacht wurden, ohne daß man einem derselben die Ausführung des Baues übertrug. Die ganze Angelegenheit schlief vielmehr ein und wurde erst nach mehr als zwanzig Jahren wieder aufgenommen. Im Jahre 1876 wurde eine neue Preisbewerbung ausgeschrieben, aus der die Architektenfirma Mylius & Bluntschli als Sieger hervorging, während außerdem sieben andere Prämien erhielten, ohne daß die Vergebung des Baues erfolgen konnte. Doch schuf diese Bearbeitung des Rathausprojektes Klarheit darüber, daß eine befriedigende Lösung auf Grund der vorgeschriebenen Bedingungen mit dem gegebenen fest begrenzten Bauplatze überhaupt nicht zu erreichen sein würde.

Nun ereignete sich etwas, was von seiten der ganzen nicht selbst beteiligten Architektenschaft mit einigem Befremden aufgenommen, aber der Rathaussache doch sehr förderlich wurde: Es bildete sich ein Konsortium von neun Hamburger Architekten, die ganz in der Stille einen neuen Entwurf ausarbeiteten und diesen dem Senate im Jahre 1880 überreichten. Dieser neue Plan hatte gegen die früheren ganz bedeutende Einschränkungen erfahren und stellte das zu erbauende Rathaus im wesentlichen als ein für Senat und Bürgerschaft bestimmtes Geschäfts- und Prunkgebäude hin. Nur diesen beiden Körperschaften sollte der Bau nur noch wenigen Behörden zur Aufnahme dienen.

Dieser Entwurf wurde dann fünf Jahre später — hauptsächlich auf Befürwortung des Bürgermeisters Petersen, dessen Lieblingsprojekt die Wiedererrichtung des Hamburger Rathauses von jeher war — von Senat und Bürgerschaft genehmigt und die Ausführung, deren Kosten zunächst nur auf 4,600,000 Mark berechnet waren, beschlossen. Diese Summe ist im Laufe der Bauzeit durch Nachbewilligungen bedeutend erhöht worden und wird noch wiederholte Vergrößerungen erfahren müssen. Schon 1889 wurde die Baukostensumme auf 6,697,000 Mark angesetzt, ohne daß darin die Kosten für die künstlerische Ausschmückung durch Skulpturen, Malerei und dergleichen, sowie für Mobiliar- und Inventareinrichtung inbegriffen waren. Diese werden noch etwa 5 Millionen erfordern. Die Leitung des Baues wurde in die Hände jener Herren gelegt, die den Plan gemeinsam eingereicht hatten. Nachdem zwei derselben gestorben waren, behielten die Leitung des Rathausbaues die Architekten Grotjan, Haller, Hauers, Hanssen, Meerwein, Stammann, und Zinnow. Diesen von nun an als Rathausbaumeister zeichnenden Herren wurden die Ingenieure Hennicke und Goos beigeordnet und zur Leitung des Zeichenbureaus und der Bauführung der Architekt Geißler berufen.

Sofort nach Bewilligung des Bauplanes wurde die Ausführungsarbeit mit großer Energie begonnen und seitdem in flotter Weise fortgeführt, so daß die erste Benützung einzelner Rathausräume voraussichtlich noch vor Ablauf dieses Jahres möglich sein wird.

Ganz ungewöhnlich groß waren die Schwierigkeiten der Fundirung. Jenen Teil des Rathausmarktes, der zur Aufnahme des Riesenbauwerks bestimmt worden war, hatten früher der Alsterfluß und ein sogenanntes Fleeth — wie man in Hamburg die mit Lastkähnen und ganz kleinen Dampfern beschiffbaren Kanäle nennt — durchschnitten. Der Untergrund war deshalb immer noch von geringerer Festigkeit, als der an sich nicht besonders günstige Baugrund in Hamburg im allgemeinen zu sein pflegt. Dazu kam, daß man beim Ausschachten des Erdbodens auf die Reste uralter Fundamente stieß, die nur mit großer Mühe zu beseitigen waren. Man darf annehmen, daß es Ueberbleibsel der alten Hammerburg waren, die dort nach historischen Ueberlieferungen ihren Standort gehabt haben muß. Einen Begriff von der Gründlichkeit, mit der die ersten Arbeiten zur Herstellung des erforderlichen Baugrundes betrieben werden mußten, gibt die Thatsache, daß die Einrammung von nicht weniger als 4000 Pfählen, von teilweise 16 Meter Länge, erforderlich war. Sodann wurde eine 1 Meter starke Konkretplatte hergestellt, auf welche das Gebäude zu ruhen kam.

Der von den vereinigten Architekten entworfene erste Bauplan hat in seinem Aeußern eine Reihe bemerkenswerter Metamorphosen durchgemacht. Der erste rein akademische Entwurf von 1880, beziehungsweise 1881, welcher sich im Gewande französischer Renaissance zeigte, wurde 1885 vollständig umgemodelt und im Stile der Wiener italienischen Renaissance ausgearbeitet. Die darauf entworfene Zeichnung von 1886, welche dann endgiltig beibehalten worden ist, weist nur Motive reiner deutscher Renaissance auf. Von den ursprünglich angenommenen fünf Achsen der Vorderfront mußte auf acht Achsen übergegangen werden, wodurch sich der Maßstab entsprechend verkleinerte, da des scharf begrenzten Raumes wegen die Gesamtlänge der Front keine erhebliche Vergrößerung erfahren konnte.

Die Einteilung des Baues gliedert sich in drei Hauptgeschoße: Keller, Hochparterre und erster Stock oder, wie der Bauplan der Hamburger Architekten sich ausdrückt: Kellergeschoß, Ober-Erdgeschoß und Hauptgeschoß. Das Souterrain hat außer der Zentralheizungsanlage den künftigen Ratsweinkeller aufzunehmen, dessen Bewirtschaftung nach dem Muster des berühmten Bremer Ratskellers, mit einigen zeitgemäßen Abänderungen, eingerichtet werden soll. Die Anlage für elektrische Beleuchtung, welche anfangs in das Kellergeschoß gelegt werden sollte, fällt weg, da die Beleuchtung des Rathauses leicht von der unweit gelegenen städtischen Anstalt für elektrische Beleuchtung mittelst Kabels entnommen werden kann. Es wurde deshalb vom Rathausmarkt nach der elektrischen Zentralstelle in der Poststraße ein Tunnel durchgetrieben.

Das Hochparterre des Rathauses wird die Geschäftsräume der Justizverwaltung, der Domänenverwaltung, der Hauptstaatskasse und einige andere Bureaus und Diensträume enthalten. Das Hauptgeschoß ist fast ganz dem Senat und der Bürgerschaft reservirt. Den wesentlichsten Teil nehmen der große Rathaussaal, die Senatskanzlei und die Konferenzzimmer des Senates ein. Die Prunkräume dieses Stockwerkes gedenkt man auch künftig beim Besuch fürstlicher Personen, in erster Linie des deutschen Kaisers, bei festlichen Empfängen in Gebrauch zu nehmen. Auf ihre Ausschmückung soll deshalb auch ganz besonders Bedacht genommen werden, und durch Werke der Malerei und Bildhauerkunst beabsichtigt man der Jetztzeit in hervorragender Weise Rechnung zu tragen. Veranschlagt ist für die Kosten der inneren Ausschmückung einstweilen die Summe von 3,185,000 Mark. Für den jüngsten Besuch des Kaisers und seiner Umgebung wurden die Räume in Eile provisorisch ausgeschmückt.

Der äußere Schmuck des Rathauses ist vollendet. Die Auswahl der für die bildnerische Ausstattung der Fassaden von der Rathauskommission vorgeschriebenen Sujets ist vielfach bemängelt worden. Ein Teil der Hamburger Presse hat die Absicht, die Fassaden mit Kaisern des heiligen römischen Reiches, wie das abgebrannte alte Rathaus sie trug, und mit Heiligen, zu denen in protestantischen Landen niemand betet, zu schmücken, hart, aber vergeblich bekämpft. Daß für die Größen der Neuzeit, namentlich für die Schöpfer des neuen deutschen Kaiserreiches, kein Platz am Aeußern des Rathauses blieb, wird den meisten Beschauern immer unverständlich bleiben.

Die Reihe der für die Hauptfassade des Rathauses bestimmten Statuen zeigen folgende Kaiser: Karl der Große, Friedrich Rotbart, Otto II., Karl IV., Heinrich I., Lothar von Sachsen, Konrad II., Otto I., Heinrich III., Konrad I., Heinrich VI., Joseph II., Franz II., Ludwig der Fromme, Ludwig der Deutsche, Friedrich II., Rudolf I., Max I., Karl V., Max II.

Die in Nischen zwischen je zwei Fenstern des ersten Stockes aufzustellenden Kaiserstatuen sollten, dem Material des Baues selbst entsprechend, ursprünglich in Sandstein ausgeführt werden. In Anbetracht des rauhen Klimas, das den Sandsteinbildern nicht lange die Schärfe der Formen lassen würde — zumal an der Hauptfront des Rathausgebäudes, die, direkt gegen Norden liegend, allen bösen Wettern ausgesetzt ist — wurde später beschlossen, die Standbilder in Bronzeguß herstellen zu lassen.

Ganz Hervorragendes im künstlerischen Sinne haben die Konkurrenzen um die Kaiserbilder nicht hervorgebracht. Eine vornehme Auffassung und charakteristische Individualisirung lassen eigentlich nur die Modelle von Vogel (Otto I.), Thiele (Konrad I.) und Denoth (Franz II.) erkennen. Das übrige verläuft mehr oder weniger im Schablonenhaften, und die Kaisergalerie wird wohl kaum einen andern Eindruck machen als eine Compagnie mittelalterlich kostümirter Soldaten; bestenfalls ist es eine plastische Geschichtstafel für die Hamburger Schuljugend. Feinere Kunst weist die Rückseite des Rathauses auf, die nur durch einen Hof von dem aus dem Jahre 1839 stammenden Börsengebäude getrennt ist. Hier ist auch die Fassade besser vor den Unbilden des Wetters geschützt und verdiente auch deshalb edlere Schöpfungen der Künstlerhand für ihre Ausschmückung. Sie erhielt sechs Standbilder von Fürsten und Bischöfen der hamburgischen Geschichte.

Hoch oben auf den sieben Giebeln des Rathausgebäudes wurden die Heiligen Michael, Katharina, Nikolaus, Georg, Jakobus, Petrus und Paulus placirt. Sie symbolisiren die alten Kirchspiele, in welche die Stadt mit der Vorstadt St. Pauli aus katholischer Vergangenheit her noch eingeteilt ist.

Den Preis verdienen ohne Frage der heilige Nikolaus von Richard Thiele und die Figur des den Bösen in die Tiefe schleudernden St. Michael von August Vogel in Berlin. Meisterhaft sind auch die von Thiele geschaffenen drei Charakterköpfe: Geiz, Verschwendung und edle Maßhaltung, die als Schlußsteine der Fenster der Hauptstaatskasse an der Ostfront des Rathauses angebracht wurden. Demselben Künstler wurde nach einer Preiskonkurrenz, an der sich neunzehn Bildhauer beteiligten, mit seinem jetzt in Dresden lebenden Schüler Karl Garbers zugleich die Aufgabe, Entwürfe für vier sitzende allegorische Figuren zu schaffen, die die vier Enden des Rathausturmes zieren. Die Modellskizzen fielen nach Ansicht der Preisrichter so gleichartig aus, daß man beschloß, den Auftrag zu teilen und Thiele die Schaffung der „Tapferkeit“ und „Frömmigkeit“ zu übertragen, während Garbers die Statuen der „Eintracht“ und „Klugheit“ zufielen.

Von sonstigen Skulpturen, die zum Außenschmuck des Rathauses dienen, ist die von C. Börner-Hamburg entworfene Turmwächterfigur als vorzüglich gelungen hervorzuheben; sie wird durch einen schlanken gewappneten Jüngling verkörpert, der, mit der Linken sich aufs Schwert stützend, in der Rechten eine langschäftige, mit Fähnlein geschmückte Hellebarde hält. Ferner sind vier auf den Hofluknen als Bekrönungsfiguren aufzustellende Wappenhalter der hansischen Comptoire Brügge, London, Nowgorod und Bergen zu erwähnen, die von Professor von Kramer in München modellirt werden, sowie die vom Bildhauer Friedrich Offermann in Dresden geschaffenen Bekrönungsfiguren St. Johannis und St. Maria Magdalena, die zum Schmucke der an der Ostfront (Johannisstraße) belegenen Lukarnen

Digitized by Google

verwendet worden sind. Allgemeinen Beifall werden achtundzwanzig Halbfiguren finden, die lebensgroß in Sandstein ausgeführt, zur Bekrönung der Fensterverdachungen des Hauptgeschoßes dienen. Vom jetzt verstorbenen Bildhauer Denoth in Hamburg entworfen, sind die Figuren typische Darstellungen der hauptsächlichsten bürgerlichen Stände und Berufsklassen und das einzige am ganzen äußeren Skulpturenschmuck des neuen Rathauses, was der Gegenwart unmittelbar ein Denkmal setzt, indem der Künstler in den meisten seiner Figuren Porträts schuf, die an lebende Hamburger Persönlichkeiten erinnern.

Das Steinmaterial des neuen Rathauses ist, wie zum Schluß bemerkt sein mag, verschiedenen deutschen und ausländischen Sandsteinbrüchen entnommen. Die Gesimse, welche aus Cudowaer Steinen bestehen, sehen jetzt noch etwas heller aus, als die im Ton wärmeren Frontflächen, die aus Oberkirchener Sandstein hergestellt sind. Die Steine für den Sockel sind aus Bornholm in Schweden, die Rustika aus sächsischen, die Ornamente und feineren Gliederungen aus Oberkirchner, Cudowaer und Burgpreppacher Brüchen bezogen worden.

Nach der jetzigen Fertigstellung des Rathausbaues ist es, um den Platz, der nach ihm benannt ist, würdig herzurichten und ein ruhiges Beschauen des Baues zu ermöglichen, notwendig geworden, auch eine sehr gründliche Reform mit dem übrig gebliebenen Rest des Rathausmarktes vorzunehmen; zurzeit dient der frei gebliebene Teil desselben nämlich noch als Zentralbahnhof für eine lange Reihe von Straßenbahnlinien, zu denen jedes Jahr neue hinzutreten, und außerdem enthält er einen sogenannten Kindergarten, das heißt einen eingefriedigten, mit Sand bestreuten und mit Linden bepflanzten Platz, dessen zahlreiche Ruhebänke an trockenen Sommertagen von den Kinderwärterinnen dicht besetzt zu sein pflegen. Die Beseitigung dieser wohlthätigen Einrichtung wird bei den kindergesegneten Ehepaaren der Rathausumgebung sicherlich heftiger Opposition begegnen, aber schwerlich zu umgehen sein. Hat man sich dazu entschlossen, den schönen, ehemals mit Anlagen versehenen Platz dem Bau des Regierungsgebäudes zu opfern, so muß diesem künftig auch der ganze Platz allein überlassen bleiben. Die Verlegung des Straßenbahnsammelpunktes macht bei dem riesigen Verkehr, der in Hamburg herrscht, aber noch weit mehr Schwierigkeiten als die Einziehung des öffentlichen Kinderspielplatzes.

Reisegepäck.

Seit vorigem Jahre hat man sich, wenigstens während der Reisesaison, auf den großen Eisenbahnstationen entschlossen, das Gepäck der Reisenden zu „checken“. Diese Manipulation besteht darin, daß vermittelst Lederriemen an jedes einzelne Gepäckstück Messingmarken mit Nummer und Name der Aufgabestation befestigt werden, und daß der Reisende für jedes Stück ein Duplikat dieser Messingmarke erhält. Am Bestimmungsorte angelangt, erhält er gegen Herausgabe des Duplikats seine Gepäckstücke zurück. Diese Manipulation vereinfacht den bisherigen, besonders in Deutschland üblichen Gepäckverkehr außerordentlich. Es ist nicht mehr nötig, einen Gepäckschein auszufertigen, diesen wieder in ein besonderes Buch einzutragen und dann einen Coupon von dem Gepäckschein dem Reisenden auszuhändigen, der erst gegen Abgabe dieses Coupons sein Gepäck wieder erhielt. Das Bepflastern der Stücke mit Gepäckscheinzetteln fällt weg, und dadurch schwindet eine Hauptveranlassung zu Irrtümern, die dadurch entstehen, daß auf dem Reisegepäck alte Zettel kleben bleiben, deren Nummern und Aufgabeorte Verwirrung und falsche Expedition des Gepäcks hervorrufen.

Das „Checken“ ist eine amerikanische Erfindung und ein Beweis, wie eminent praktisch man dort ist und es auch versteht, den Reisenden von seiten der Eisenbahn entgegenzukommen.

Ach, wären wir doch erst so weit, daß man bei uns das Reisegepäck nach amerikanischem System behandelte! Es würden Tausende von Menschen mehr reisen, und viele Tausende, die jetzt schon reisen, würden einen viel erhöhteren Genuß haben. Leider wird es aber wohl noch viele Jahrzehnte dauern, bis man sich zu dem praktischen System der Amerikaner aufschwingt. Am Publikum aber liegt es, wenn es sich die Vorteile der amerikanischen Gepäckbeförderung nicht bald verschafft. Es muß es sich eben nicht weiter gefallen lassen, so behandelt zu werden, wie dies von seiten der deutschen Eisenbahnverwaltungen geschieht; es muß Protest erheben und dafür sorgen, daß diesem auch energisch Nachdruck in den Parlamenten gegeben wird.

Auf den amerikanischen Eisenbahnen hat jeder Reisende 150 Pfund Gepäck frei; nur auf den Pacificbahnen werden 100 Pfund Freigepäck bewilligt. Von kleinlicher Verwiegung aber ist auf keiner amerikanischen Eisenbahnstation die Rede. Das Gepäck wird einfach geschätzt, und wenn es anstatt 150 Pfund 180 oder 200 wiegt, so fällt es keinem Eisenbahnbeamten ein, deshalb Einspruch zu erheben. Sieht man, daß der Reisende wirklich nur Passagiergut bei sich hat und eine große Reise unternehmen will, so sagt man ihm auch kein Wort, wenn er selbst 250 Pfund Gepäck mit sich führt. Man spedirt ohne jedes Entgelt, denn man weiß, der Reisende braucht das Gepäck ebenso notwendig, wie irgend einen Körperteil.

Bei uns in Europa und speziell im lieben Deutschland hat man leider ganz andere Ansichten über das, was für einen Reisenden notwendig ist. Wenn jemand ihm sagen wollte: während du in der Eisenbahn fährst, brauchst du deine Beine nicht; es ist also gar nicht nötig, daß du deine Beine mitnimmst, und willst du dies doch thun, dann mußt du extra für sie bezahlen — wenn jemand dies sagte, so würde man ihn nicht mit Unrecht für geistesgestört halten. Gerade so notwendig aber, wie seine Beine oder irgend einen Körperteil braucht der Reisende sein Gepäck. Ohne solches kann man nicht reisen, wenn es sich nicht ausnahmsweise um eine Fahrt handelt, die innerhalb eines Tages zu erledigen ist. Trotzdem befördert man nicht ohne weiteres das Gepäck, sondern hält es für etwas Ueberflüssiges, ja für eine Art Frevel des Reisenden, welcher bestraft werden muß. Auf Rundreisebillets wird bekanntlich kein Freigepäck gewährt. Die Klagen, daß sich dadurch die Rundreisebillets bedeutend verteuern, weil Frachtgebühr für das Gepäck bezahlt werden muß, haben bisher nichts genützt. Es steht notorisch fest, daß selbst in der zweiten und ersten Klasse durch die Entziehung des Freigepäcks für die Rundreisebillets das Reisen zu einer wahren Plage geworden ist, weil die Reisenden so viel Gepäck mit sich in die Wagenabteile schleppen, daß man in der Bewegung arg beengt ist.

Es ist bekannt, daß man in Oesterreich-Ungarn einen minimalen Frachtsatz für die Beförderung von Reisegepäck eingeführt hat, und wer in der letzten Zeit in Oesterreich-Ungarn gereist ist, weiß, daß es infolge dieser Verbilligung des Frachtsatzes keinem Reisenden mehr einfällt, sein gesamtes Gepäck in das Coupé zu schleppen und damit seine Mitreisenden zu belästigen. Man verrechnet auf den ungarischen Bahnen bei Gepäck selbst auf Rundreisebillets nur eine Verwiegegebühr von 3 bis 5 Kreuzern, die allerdings auch überflüssig ist.

In welch subtiler Weise wird aber bei uns allein die Verwiegung des Gepäcks, das wir aufgeben und nicht in das Coupé mitnehmen dürfen, gehandhabt. Ein sorgfältiges Verwiegen liegt ja insofern im Interesse des Reisenden, als das Gewicht des aufgegebenen Reisegepäcks der einzige Maßstab ist, nach welchem ihm eine Vergütigung gewährt wird, wenn es zufälligerweise verloren geht. Auf das im höchsten Grade gewissenhafte Verwiegen folgt aber eine höchst merkwürdige Berechnung des Frachtsatzes. Auf den meisten deutschen Bahnen bezahlt man nämlich nicht die Kilogramm Uebergewicht, sondern angefangene 50 oder 100 Kilogramm werden stets als voll bezahlt, wenn man auch nur 5 Kilogramm Ueberfracht hat. Diese Berechnung erleichtert allerdings die Manipulationen bei der Gepäckabfertigung, ist aber doch eine schreiende Ungerechtigkeit. Wenn ein Privatmann es wagen wollte, mit seiner Kundschaft so umzugehen, würde ihm leicht ein strebsamer Staatsanwalt wegen Erpressung und Wucher auf den Hals kommen. Diese Berechnung ist ja auch nichts anderes, als die Ausbeutung der Notlage eines Reisenden, der sein Gepäck eben auf keine andere Weise, als durch die Eisenbahn befördern kann. Es scheint, als ginge man bei der Behandlung des Reisegepäcks von dem Grundsatz aus, daß jeder Mensch ein Gauner sei oder doch das Zeug zu einem Verbrecher in sich habe. Ehrliche Menschen gibt es für die Paragraphen unserer Verkehrsordnung nicht; das ganze System ist darauf aufgebaut, Unterschleife, Betrügereien und Bestechungen zu verhüten, und die deutschen Eisenbahnbeamten scheinen in der beständigen Angst zu schweben, daß die Reisenden nur darauf ausgehen, unter ihr Reisegepäck Frachtgüter zu schmuggeln, um so die Eisenbahn um den ihr zuständigen Frachtsatz für Stückgüter zu bringen. Wehe dir, wenn du ein Tönnchen mit dir führst! Ein solches wird als Reisegepäck zurückgewiesen, besonders wenn du nicht ein Rundreise-, sondern ein gewöhnliches Billet hast, auf welches man dir ein minimales Freigepäck von 20 Kilogramm gewährt.

Welch eine Gedankenlosigkeit liegt auch darin, daß das Freigepäck für alle Klassen der Eisenbahn dasselbe ist! Abgesehen davon, daß der Reisende in der ersten und zweiten Klasse bedeutend mehr zahlt, als der Reisende in der dritten Klasse, ist es doch auch selbstverständlich, daß der Reisende in den höheren Klassen eigentlich ein größeres Gepäck haben muß, als der Reisende der unteren, weil seine soziale Stellung, seine Lebensgewohnheiten es notwendig für ihn machen, größeres Gepäck mitzuführen. Im praktischen England hat man diesem Unterschiede auch Rechnung getragen. Man gewährt in allen Zügen und auf allen englischen Bahnen für die erste Klasse ein Freigepäck von 60 Kilogramm, für die zweite Klasse von 50, für die dritte von 30 Kilogramm.

Welche Beschwerden verursacht dem Reisenden aber auch das Gepäck bei der Beförderung zur und von der Eisenbahn! Selbst in den größten Städten findet man höchst selten Institute, welche rasch, billig und sicher das Gepäck von der Wohnung nach dem Bahnhof und umgekehrt am Ankunftsorte vom Bahnhof nach der Wohnung oder dem Hotel schaffen. Wo solche Institute vorhanden sind, arbeiten sie gewöhnlich recht kostspielig, sehr langsam, wenn auch sicher; man zahlt für die Spedition des Reisegepäcks vom oder zum Bahnhofe unverhältnismäßig viel Geld und muß halbe, ja ganze Tage lang auf die Abholung oder Ankunft des Gepäcks warten. Hat man das Gepäck aber mit bedeutend erhöhten Kosten vermittelst einer Droschke, eines Fiakers nach dem Bahnhofe gebracht, so beginnt in Deutschland sofort ein sehr unangenehmes Zahlungssystem für den Reisenden, indem er bei der Einfahrt nach dem Bahnhofe den Kofferträgern tributpflichtig wird, die für die geringe Mühe, die das Abladen der Koffer und das Transportiren bis zur Packkammer verursacht, ebenso bei Ankunft der Reisenden und beim Herunterschaffen vom Perron oder aus der Packkammer bis zur Droschke sich Summen von 50, 75 Pfennig und 1 Mark zahlen lassen. In dem praktischen England zahlt man dem porter, dem Kofferträger, auf dem Bahnhofe für jedes Stück Gepäck, ganz gleich, ob es leicht oder schwer, groß oder klein ist, einen Penny, 10 Pfennig, kommt mit dem Manne niemals in Differenzen, weil man ihm angeblich zu wenig gezahlt hat, und kann sich im voraus berechnen, was man auf dem Bahnhofe für das Gepäck auszugeben haben wird. Man sieht auf den englischen Bahnhöfen die porter nicht unter sich um das Gepäck der mit Droschke kommenden Reisenden kämpfen, wie man das hier und da auf deutschen Bahnhöfen beobachten kann.

In England und Amerika endlich wird den Reisenden von den Hotels bei der Ankunft das Gepäck ohne weiteres nach dem Hotel befördert. In den amerikanischen Zügen erscheinen vor der Erreichung der Bestimmungsstation in den Coupés Angestellte der Hotels und fragen die Reisenden, ob sie bei ihnen logiren wollen. Bejaht dies der Reisende, so erbittet sich der uniformirte Angestellte des Hotels die messingene Gepäckmarke, über die er eine Quittung ausstellt, und der Reisende, der auf dem Bahnhofe ankommt, braucht sich um das Gepäck dort nicht zu kümmern. Er geht zu Fuß nach dem Hotel oder benützt Omnibus und Pferdebahn, und tritt er in sein Zimmer, so findet er das Gepäck bereits vor, das mit außerordentlicher Geschwindigkeit durch die Angestellten des Hotels auf dem Bahnhof in Empfang genommen und nach dem Hotel geschafft worden ist.

Wo in Deutschland ähnliche Institutionen bestehen, machen sich die Hoteliers einer argen Ueberteuerung schuldig. Ein routinirter Reisender weiß, daß es eine Thorheit ist, einen Hotelomnibus zu benützen. Nur wenige Wirte sind so coulant, die Reisenden, die bei ihnen logiren, mit samt ihrem Gepäck durch den Hotelomnibus gratis abholen zu lassen. In den meisten Fällen berechnen sie für eine Fahrt in dem schlecht gebauten, klappernden Omnibus, in welchem eng zusammengepfercht die Reisenden sitzen, genau dasselbe, was eine Droschke kostet, in der der Reisende allein fahren und sein Gepäck nach Belieben ausbreiten kann, und für eine Fahrt von 10 Minuten vom Bahnhofe bis in das Hotel werden dem Reisenden schlankweg 75 Pfennig auf die Rechnung gesetzt. Hat er große Gepäckstücke, so berechnet man auch für diese womöglich noch eine besondere Fahrtgebühr. Amerikaner und Engländer, welche dieses Raubsystem gegen Reisende kennen lernen, sind gewöhnlich sprachlos und begreifen es nicht, wie das deutsche Publikum sich derartige Rücksichtslosigkeiten um seines Gepäcks willen gefallen läßt.

So ist das Reisegepäck unter den jetzigen Verhältnissen für jeden Menschen, der reist, sei es aus Geschäftsgründen, sei es zum Vergnügen, nicht nur eine Last, sondern in gewissem Sinne ein Unglück, und vor allem ein böses Anhängsel, das manchmal eben so viel Kosten verursacht, als das Reisen selbst.

Die Vorschläge, welche zu machen wären, um dem Publikum zu helfen, bestehen darin, daß bei den Eisenbahnverwaltungen das Verständnis für die Notwendigkeit von Reisegepäck durchzusetzen ist. Man braucht nicht den hohen Satz von Freigewicht der amerikanischen Bahnen zu fordern, sondern wenn der nach Wagenklassen abgestufte Satz der englischen Bahnen zur Anwendung käme, würde das Freigewicht für das Gepäck genügen. Dieses Freigewicht müßte aber für alle Züge und für alle Billetarten gewährt werden; sonst sind die Vorteile, die man zum Beispiel von Rundreisebillets hat, vollständig illusorisch. Es wäre endlich in den größeren Städten selbst von seiten der Eisenbahnen für Privatinstitute zu sorgen, die amtliche Unterstützung genießen und die Expedition des Reisegepäcks von der Wohnung nach dem Bahnhof und vom Bahnhof nach den Hotels billig und rasch ausführen; die Herren Hoteliers aber mögen in sich gehen und sich ihre englischen und amerikanischen Kollegen zum Muster nehmen, welche das Gepäck des Reisenden als ein Anhängsel desselben betrachten, um dessentwillen man ihn bemitleiden und erst recht gut behandeln muß, während man in Deutschland allgemein das Gepäck des Reisenden als einen erschwerenden Umstand betrachtet, um dessentwillen er energisch gestraft und „hoch genommen“ werden muß. In der Hand des deutschen Publikums liegt es, durch unablässiges energisches Protestiren gegen die jetzigen Zustände endlich Wandel und Besserung zu schaffen.

A. Berthold.

Der Kluge.

„Ei, was ist das ein kluger Mann!“ —
Er ist es; gilt dir schon für klug,
Wer es geschickt verbergen kann,
Wie ihn der Herr mit Dummheit schlug.

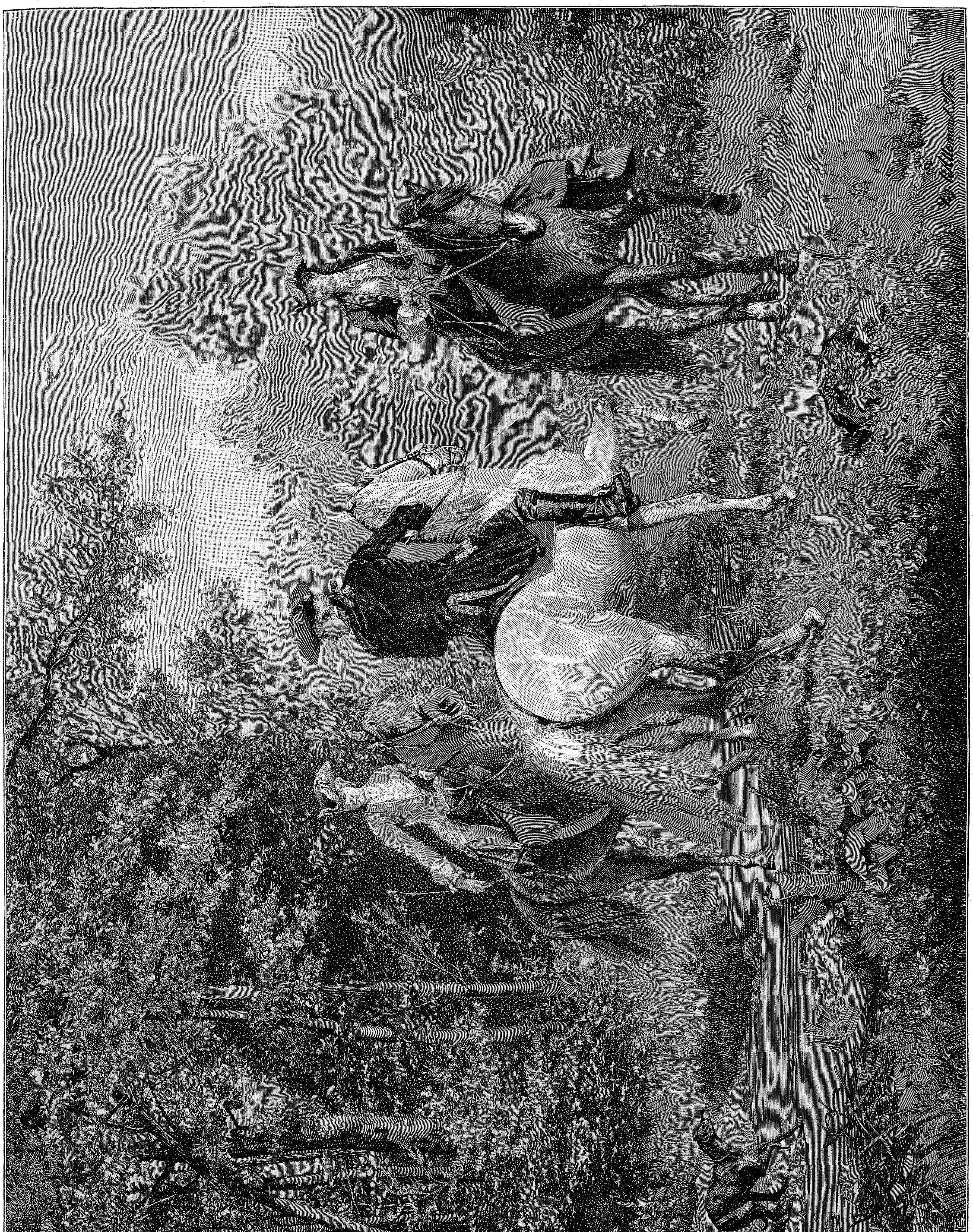
R. Krauß.

Digitized by Google

Photographie-Verlag von V. Angerer in Wien.

J. Valentiny: Zigeunerjugend.

Digitized by Google



Sigmund L'Allemand: Spazierritt.

Digitized by Google

Turandot.*)

Von

Sacher-Masoch.

Seit vielen Jahren war das kleine Schloß von Bär, das auf einem Felsenberg mitten im Tannenwald lag, nur von einem alten Kastellan bewohnt, der einem Märchenbuch entstiegen schien. Es erregte deshalb nicht geringes Aufsehen in der ganzen Gegend am Abhange des Gebirges, als eines Abends plötzlich alle Fenster erleuchtet waren und Rauch aus den uralten Kaminen emporstieg.

Man wollte anfangs an einen Spuk glauben, doch bald erzählten die Köhler und Holzhauer, die aus dem Walde kamen, daß der gegenwärtige Besitzer von Bär, Virgil von Horach, aus dem gelobten Lande heimgekehrt sei und sich auf seinem Ahnensitz einzurichten gedenke.

Der neue Nachbar gewann für alle die zahlreichen adeligen Familien, die ringsum begütert waren, noch einen besonderen Reiz dadurch, daß er nicht vermählt war, wie sein Diener Alex verraten hatte. Alle Väter hofften nun, alle Mütter beschäftigten sich mit den Garderoben ihrer Töchter, und in so und so viel Köpfchen schossen die romanhaftesten Ideen über den interessanten Fremden durch einander, denn fremd war er allen geworden die Jahre hindurch, welche er dem Kaiser als Offizier gedient und auf Reisen zugebracht hatte. Die einen schilderten ihn als eine Art Rochester, andere gefielen sich darin, Reminiszenzen an den Grafen von Montechristo wachzurufen, und die Gerüchte wurden immer phantastischer und ungeheuerlicher, als Virgil sich bei niemand blicken ließ und die Absicht verriet, ganz für sich in seiner Waldeinsamkeit zu leben.

Man fand den Schlüssel dieses Rätsels darin, daß er in der Levante eine schöne Sultanin entführt habe, die er den Blicken der Welt zu entziehen suche, und es gab sogar Leute, welche diese Scheherazade gesehen haben wollten, wie sie auf hohem Balkon stand und über die grünen Tannenwipfel hinweg in die weite sonnige Landschaft blickte.

Herr Urdan, Virgils nächster Nachbar, war allerdings besser unterrichtet; er wußte, daß diese Sultanin niemand anders war als Virgils Tante, die Schwester seiner Mutter, welche seinen Haushalt leitete. Seine Frau war einst in schönen Mädchenjahren ihre Freundin gewesen und rechnete daher bestimmt auf ihren Besuch. Vielleicht war ihr Neffe berufen, das Männerherz ihrer ebenso schönen als kapriziösen Tochter zu besiegen, welche zugleich der Stolz und die Qual ihrer Eltern war.

Barbara hatte es sich in den Kopf gesetzt, keinen Mann zu nehmen, und da sie ihre Eltern durch diesen Entschluß unglücklich machte, sich endlich herbeigelassen, einem jeden, der um sie warb, drei Proben aufzugeben unter der Bedingung, daß jeder, der sich vermesse, sie zu besiegen, sich im Falle der Niederlage der Strafe unterwerfen müsse, die sie über ihn verhängte.

Es fanden sich in den ersten Jahren zahlreiche Bewerber, da Barbara schön war und die reichste Erbin auf dreißig Meilen im Umkreise, doch keiner bestand die Probe, und ein jeder zog beschämt als lächerliches Opfer eines grausamen Mädchenmutwillens davon.

So hatte endlich niemand mehr den Mut, die Hand Barbaras zu begehren, und die stolze Schöne triumphirte zu nicht geringem Verdruß ihrer Eltern. Nun hofften sie auf Virgil von Horach, und wieder schienen sich ihre Erwartungen in Nebel aufzulösen, denn weder er noch die Tante, die ehemalige Jugendfreundin, ließen sich bei ihnen blicken.

Da faßte Frau Jadwiga einen heroischen Entschluß, ließ ihre Kutsche anspannen und fuhr nach Bär. Sie wurde von der Tante, Fräulein Lesnow, auf das herzlichste aufgenommen, aber Virgil ließ sich nicht blicken. Er sei im Walde, hieß es, und grabe.

„Was gräbt er denn?“ fragte Jadwiga erstaunt.

„Er sucht Altertümer, dort, wo sich der Sage nach Grabstätten der Heiden befinden sollen, die vordem hier wohnten.“

*) Aus dem Nachlasse des Verfassers.

Drei Tage später erwiderte die Tante den Besuch. Virgil war nicht mit ihr.

Barbara, gewohnt, daß jeder neue Ankömmling herbeieilte, um sie zu sehen und anzubeten, war durch diese unerhörte Gleichgiltigkeit gereizt und machte eine Bemerkung über Virgils seltsames Betragen.

„Ja, er ist seltsam, mein Neffe,“ sagte das gute alte Fräulein, „so herrlich auch sein Charakter ist und sein Herz, er ist einmal ein Sonderling. Er hat den Dienst quittirt, um zu reisen, und kommt jetzt eben aus dem Orient. Nun ist er vierzig Jahre alt geworden und hat wohl keine Lust mehr, den Seladon zu spielen. Er überläßt es den jungen Herren, den Damen zu huldigen; er zieht es vor, einsam für sich zu leben.“

„Und langweilt er sich nicht da droben in dem Eulennest?“ fragte Urdan.

„Ganz und gar nicht,“ erwiderte die Tante lächelnd; „wie käme er, bei seinem reichen Geist und Wissen, jemals in Verlegenheit, seine Zeit auszufüllen? Er liebt die Musik und ist mehr als ein Dilettant auf dem Piano; er zeichnet und malt und hat verschiedene Studien, die ihn beschäftigen.“

„Alles in allem ein höchst interessanter Mensch,“ rief Urdan, nicht ohne Absicht.

Barbara kaute ärgerlich an ihren Nägeln.

*

„Wo sind denn hier im Wald die alten Heidengräber?“ fragte Barbara heimlich am nächsten Morgen den Gärtner.

„Es sind verschiedene da,“ erwiderte der alte Mann, „am wenigsten entfernt sind wohl die beiden Hügel am Bärerwalde; dahin mag es eine gute halbe Stunde sein.“

Barbara zog rasch ein kokettes Jagdkostüm an, hing ihre Tasche und ihre Flinte um, rief den englischen Vorstehhund und machte sich auf den Weg. Im Walde traf sie eine alte Bäuerin, welche Holz suchte. Sie fragte nochmals, und nun hieß es: „Hier im Dickicht, nicht zweihundert Schritte weit. Sie werden bald die Spatenhiebe hören, denn Baron von Bär gräbt dort eben mit seinen Leuten.“

Barbara suchte nach einem Vorwand, um sich zu nähern, da zeigte sich wie gerufen ein Geier, der über den Wipfeln kreiste. Die schöne Amazone nahm ihn aufs Korn. Der Schuß fiel und fand ein lautes Echo in den Bergen, der geflügelte Räuber schien getroffen und flatterte zu Boden, erhob sich jedoch wieder und nahm die Richtung gegen die Heidengräber.

Barbara hätte aufjauchzen mögen. Der Himmel gab ihr ein günstiges Zeichen. Sie lud ihre Flinte und folgte rasch dem Raubvogel, entschlossen, jetzt ein edleres Wild zu jagen, und ihres Erfolges vollkommen sicher.

Virgil von Horach war in der That damit beschäftigt, den einen Grabhügel mit Hilfe seines Dieners und zweier Bauern zu öffnen, als der Schuß fiel und gleich darauf der Geier durch die Zweige heransegelte.

Er blickte um sich, und schon sah er Barbara herankommen. Wieder blitzte ihr Lauf, und diesmal sank der Vogel in das Moos.

Virgil grüßte das Fräulein, welches sich ihm mit einem Lächeln näherte.

„Das ist die Tochter des Herrn Urdan,“ murmelte der eine Bauer, „die alle ihre Freier mit Schande und Spott heimschickt.“

„Herr von Horach, wenn ich nicht irre?“ begann Barbara.

Virgil verneigte sich.

„So muß man Sie kennen lernen!“ fuhr sie fort, ihm die kleine Hand reichend. „Sie sind ja unter den Arabern und Persern rein zum Wilden geworden. Warum kommen Sie nicht zu uns? Unsere Mütter waren doch Jugendfreundinnen.“

„Ich passe nicht mehr in diese zivilisirte Welt,“ erwiderte Virgil lächelnd, „darin haben Sie mich sofort ganz richtig beurteilt, mein Fräulein, aber Sie selbst scheinen auch etwas von einer amerikanischen Hinterwäldlerin zu haben. Sie haben den Räuber da gut bedient.“

„Weichen Sie mir nicht aus,“ rief Barbara; „was haben Sie gegen uns?“

„Nichts, gewiß nichts, aber die einzige Gesellschaft, die mir noch taugt, sind diese Stillen, die seit tausend Jahren in der Erde liegen.“

„Das heißt mit anderen Worten, Sie würden es lieber sehen, die wilde Jägerin hätte sich ein anderes Revier gewählt.“

„Nein, mein Fräulein, hier im Walde sind Sie willkommen, nur vergeben Sie mir, daß ich Ihnen nicht auf Ihre persischen Teppiche folgen mag.“

„Also unverbesserlich,“ sagte Barbara seufzend, „und ich habe mir eingebildet, Sie an meinen Siegeswagen spannen und als Gefangenen in unser Haus führen zu können. Bin ich denn so häßlich, daß es gar nicht der Mühe lohnt, mir auf meine persischen Teppiche zu folgen?“ Sie stand vor ihm in dem ganzen stolzen Reiz ihrer Jugend und Schönheit, und Virgil mußte sich gestehen, daß er niemals ein liebenswürdigeres Mädchen gesehen hatte. In ihrem koketten, fußfreien Jagdkostüm aus grünem Tuch, dessen kurze, offene Jacke mit herrlichem Bleifuchs besetzt war, die zierliche Kosakenmütze auf den schwarzen Flechten, glich sie einer Beherrscherin des Waldes, und Virgil wäre kaum erstaunt gewesen, wenn sich die Bauern ihr geneigt und das Wild sich ihr zu Füßen gelegt hätte.

„Ich fürchte, wir werden uns nicht verstehen,“ gab Virgil nach einer Pause zur Antwort. „Sie haben das Leben vor sich, Ihnen gehört die Zukunft, lächelt das Glück. Ich bin einer von denen, die an der Schattenseite stehen und die nichts mehr zu erwarten haben und nichts mehr zu hoffen.“

„Wie traurig — aber Sie übertreiben.“

„Sie verlieren nichts, wenn Sie mich in Ihrem Kreise missen.“

„Jetzt, wo ich sehe, daß Sie nicht glücklich sind, jetzt bitte ich Sie, kommen Sie. Sie sind es ja noch meinen Eltern schuldig, die sich gekränkt fühlen.“

„Wann befehlen Sie also, daß ich komme?“

„Heute noch.“

„Also heute.“

„Und nun erklären Sie mir, was einen Mann von Ihren Erfahrungen, Ihrem Wissen an diesen Thonscherben interessiren kann, die Ihr Diener eben mit einer Miene präsentirte, als hätte er Diamanten gefunden.“

Virgil betrachtete die Stücke aufmerksam und erwiderte dann: „Das läßt sich nicht mit wenigen Worten sagen. Für heute nur so viel, daß es zu entscheiden gilt, woher unsere Bergbewohner stammen, ob sie direkt aus dem Kaukasus gekommen sind, wie einige Gelehrte behaupten, oder Abkömmlinge der Römer oder vielleicht ganz andern Ursprungs sind. Darüber können uns nur die Reste ihrer Vorfahren Aufschluß geben, und deshalb pochen wir mit den Spaten an die Thür der Unterwelt.“

Nun war Barbaras Neugierde erregt. Sie stellte immer neue Fragen, und je mehr sich Virgil erwärmte und auf den Gegenstand einging, um so gespannter lauschte sie ihm, und endlich nahm sie ihn bei den Händen und rief mit einer fast kindlichen Freude: „O! Sie prächtiger Mensch! Sie sind der erste Mann, von dem ich etwas gelernt habe, und Sie wollen mich für ewig unter diese hohlen Köpfe bannen, welche unsere Salons füllen? Nein, Herr von Horach, ich brauche Sie und ich gebe Sie nicht mehr frei, und wenn Sie mich auch häßlich finden, dumm bin ich nicht, das sollen Sie sehen, und wo vier graben, kann auch noch eine fünfte graben. Nächstens komme ich, nicht mit der Flinte, sondern mit dem Spaten, und da werde ich wohl willkommener sein als heute.“

*

Noch denselben Abend machte Virgil, wie er es versprochen hatte, seinen Besuch. Er kam zu Fuß und wurde schon am Gartenthor von Barbara begrüßt.

„Wissen Sie, daß Sie anfangen, mich ungeduldig zu machen?“ sagte sie, ihm die Hand reichend.

„Wodurch, mein Fräulein?“

„Weil ich immer nur Vorzüge und keine Schattenseiten an Ihnen entdecke. Sie halten Wort — das ist ja heutzutage unerhört.“

Urdan und seine Frau nahmen Herrn von Horach auf das beste auf. „Ich hoffe, daß Sie dieses Haus als das Ihre betrachten,“ sagte Urdan, „und ohne unsere Einladung abzuwarten, oft, ja täglich unser Gast sein werden.“

„Ich bin ein Mensch, der bald unangenehm wird,“ erwiderte Virgil, „ich lebe überhaupt gar nicht in der heutigen Welt, sondern in einer Gesellschaft, die mindestens tausend Jahre tot ist, manchmal aber

Digitized by Google

auch schon ein paar tausend Jahre in der Erde modert. Es würde Ihnen bald unheimlich werden, wenn ich Ihre Liebenswürdigkeit mißbrauchen wollte."

Während der Unterhaltung beim Souper zeigte Virgil sich auf jedem Gebiet so gründlich unterrichtet, daß Barbara ihn in der That wie einen Gast aus einer andern Welt anstaunte. Sie bewunderte zugleich die Klarheit, mit der er jede Frage zu erörtern verstand, und die Bescheidenheit, mit der er seine eigenen Meinungen vorbrachte.

Nach dem Mahle ging man in den Salon, und Barbara bat Virgil, etwas auf dem Piano vorzutragen. Er machte keinerlei Umstände, sondern setzte sich sofort an das Instrument und fragte, was sie befehle.

„Ihre Tante hat uns verraten, daß Sie so meisterhaft auf dem Piano phantasiren."

„Sie werden sofort sehen, daß meine gute Tante übertrieben hat," erwiderte er; „worüber soll ich also phantasiren?"

„Sie kennen gewiß das schöne Lied von Schubert: ‚Der Müller und der Bach'?"

Virgil begann sofort zu präludiren und dann über das gegebene Thema zu phantasiren. Alle lauschten mit Andacht, und als er zu Ende war, zeigte sich jedes in seiner Weise begeistert.

„Seit Liszt habe ich etwas Aehnliches noch nicht gehört," rief Urban.

„O! Sie haben entschieden Talent zum Komponisten," sagte Jadwiga, „und Ihr Spiel ist vorzüglich. Einige Monate Uebung, und der Virtuos ist fertig."

„Sie haben viel Gemüt," sprach Barbara, die plötzlich ernst und nachdenklich geworden war, „und — Sie sind nicht glücklich. Sie haben Töne angeschlagen, die mir in der Seele weh gethan haben."

Zum Unglück kamen eben mehrere junge Herren und Damen an und unterbrachen das Gespräch. Barbara wurde einige Zeit ganz von ihren Freundinnen in Anspruch genommen; als es ihr endlich gelang, sich für einen Augenblick loszumachen, war Virgil verschwunden.

Niemand hatte ihn gehen sehen, aber es war kein Zweifel, er hatte vor der eleganten Gesellschaft die Flucht ergriffen. Barbara war ärgerlich und ließ die jungen Kavaliere, die ihr begeistert huldigten, noch mehr als sonst ihre Bosheit und ihren Uebermut fühlen.

Am nächsten Morgen sendete sie ihren Jäger als Späher hinaus, und als dieser meldete, der Baron sei wieder wacker bei der Arbeit, machte sie mit feiner Koketterie Toilette und eilte dann, einen kleinen Spaten auf der Schulter, in den Wald.

Virgil war so in sein Heidengrab vertieft, in dem er übrigens bis an die Schultern stand, daß er Barbara erst bemerkte, als sie auf die herausgeworfenen Schollen trat und dieselben ins Rollen brachte.

„Da bin ich," sagte sie, „ich kann auch Wort halten; aber warum sind Sie denn gestern entflohen, abscheulicher Mensch, ohne nur Adieu zu sagen?"

„Sie wissen, daß ich in diese Art von Gesellschaft nicht passe."

„Sie haben recht," rief sie, „aber wie komme ich dazu, darunter leiden zu müssen? Ich finde so viel Vergnügen an Ihrer Unterhaltung, daß ich sie nicht mehr entbehren möchte."

„Wenn das wenige, was ich zu bieten vermag, irgend einen Wert für Sie hat," gab er zur Antwort, „so stehe ich stets zu Ihrer Verfügung, aber nicht in diesem Kreise, der Sie gleich einem Hofstaat umgibt."

„Das heißt mit anderen Worten: Sie gestatten mir, in den Wald zu kommen und Ihnen graben zu helfen."

„Auch das."

„Gut, ich bin hier mit meinem Spaten, um Ihnen zu helfen, aber wie soll ich das anfangen?"

„In dieser Toilette wollen Sie graben?" rief er, „das wäre doch schade."

Sie war in der That etwas kostbar angezogen, aber ihre stolze Schönheit konnte eine gewisse Pracht ganz gut vertragen. Sie schien ganz zu Hause in der silbergrauen Seidenrobe mit kurzer Schleppe und der Pelzjacke von granatrotem, mit Zobel besetztem und gefüttertem Sammet.

„Soll ich hinabsteigen?" fragte sie wieder.

„Wenn Sie mit arbeiten wollen, allerdings."

„Dann geben Sie mir die Hand."

Er reichte ihr die Hand und sie war mit einem leichten Satz unten.

„In diesem Anzug dürfte es Ihnen jedoch zu warm werden."

„Ganz richtig, mein lieber Weiser, aber ich habe diese Jacke deshalb genommen, um, wenn ich von der Arbeit erhitzt bin, in sie hinein schlüpfen zu können." Barbara warf die Jacke ab, hing sie an eine Baumwurzel, die sich gleich dem hageren Arm eines Kobolds über das offene Heidengrab ausstreckte, schürzte ihr Kleid und ihre Aermel auf und begann dann tapfer den Spaten einzusetzen.

„Welche Arme," dachte Virgil, „wie aus Elfenbein geschnitzt von der Meisterhand Cellinis."

Barbara hatte Glück. Nach einigen Spatenstichen stieß sie auf einen festen Gegenstand, und da sie vorsichtiger verfuhr als Alex und die Bauern, brachte sie nach kurzer Zeit einen vollständig erhaltenen Thränenkrug an das Licht.

„Ein prächtiger Fund," rief Virgil und wurde nicht satt, den Krug anzusehen, während Barbara mit leuchtenden Augen den Erläuterungen folgte, welche er ihr gab.

Nachdem sie wieder eine Viertelstunde garbeitet hatte, warf sie mit dem Spaten einen Menschenschädel heraus, den Virgil aufhob und untersuchte. Er war so gut wie unversehrt.

„Sie sind unter einem günstigen Stern geboren," sagte er lächelnd, „eine solche Mitarbeiterin lasse ich mir gefallen."

„Sind Sie mit mir zufrieden?"

„Sie beschämen mich, meine Freundin."

Und wieder klangen die Spaten. Noch manches Bruchstück kam zum Vorschein, aber nichts, was Barbaras Fund an die Seite zu stellen war. Als die Glocken Mittag läuteten, stellte Horach die Arbeit ein. Er stieg an das Tageslicht empor und half dann Barbara den Abhang des Grabes erklimmen. „Nun rasch Ihre Pelzjacke," sprach er, holte sie und gleich schlüpfte das schöne Mädchen mit anmutiger Bewegung hinein.

Alex ging voraus, dem Schlosse zu, und die beiden Bauern schlugen die Richtung nach dem Dorfe ein.

„Darf ich Sie geleiten?" fragte Virgil, nachdem er seinen Rock wieder angezogen hatte.

„Sie fragen noch!" rief Barbara. „Ich sehe jetzt, daß Sie mich nur zum besten haben. Zur Strafe sollen Sie mir den Arm geben."

Während sie sich in ihn einhängte, sprach Virgil lächelnd: „Sie haben eine angenehme Art zu strafen."

Am Waldesrand stand ein Kreuz. Barbara ließ hier Virgils Arm los und setzte sich auf die hölzernen Stufen zu den Füßen des Heilands.

„Ich bin doch ein wenig müde geworden," sagte sie. Er stand vor ihr und betrachtete sie.

„Was haben Sie," fragte Barbara, „worüber denken Sie nach?"

„Ich möchte Sie malen."

Barbara errötete. „Mein Porträt?" warf sie hin.

„Nein, ich möchte, daß Sie mir zu einem Genrebilde in der Manier der holländischen Schule sitzen."

„Also ist es nur meine Pelzjacke, welche Sie inspirirt."

„Nein, Sie sind es, in der Pelzjacke."

„Finden Sie mich denn schön?"

„Das haben Ihnen wohl schon andere oft genug gesagt."

„Menschen, die kein Urteil haben! Sie sind aber ein Maler, ein Kenner, das ist etwas ganz anderes."

„Ich mache keine Komplimente."

„Verlange ich denn ein Kompliment? Ich möchte gern einmal die Wahrheit hören, und ich gestehe es offen, ich wünsche schön zu sein. Ich möchte Ihnen Vergnügen machen, und da ich sonst nichts habe, möchte ich schön sein, denn einem Maler macht es gewiß Vergnügen, ein schönes Weib zu sehen."

„Ja denn, Sie sind schön, und mehr als schön. Keine jener marmornen Liebesgöttinnen, die uns kalt lassen; Sie sind zugleich schön, anmutig und reizend."

Diesmal wurde Barbara blutrot und blickte stumm zur Erde.

„Sie wollten die Wahrheit hören," rief Virgil, „und jetzt, wo ich Ihrem Befehl gehorsam war, sind Sie verletzt."

„Nein, nein," murmelte Barbara und sprang auf, „aber gehen wir, es ist Zeit."

Sie schritten eine Weile neben einander her, ohne ein Wort zu wechseln.

Endlich blieb die launenhafte Schöne stehen und sprach: „Ich will Ihnen also sitzen, aber da werde ich wohl zu Ihnen kommen müssen in Ihr Atelier?"

„Ich bitte darum."

„Mama wird mich gern begleiten, sie wird glücklich sein, wenn sie in die Mysterien Ihres Felsennestes eindringen kann. Also abgemacht."

Sie waren an dem Thore angelangt. Barbara reichte ihm die Hand und verschwand dann schnell in dem Laubgang. Sie sprang die Stufen der Terrassen empor und eilte in ihr Zimmer, um durch die Läden nach ihm auszuspähen. Er ging ruhig auf dem Wege dahin, auf dem sie gekommen waren, ohne sich zu beeilen, aber auch ohne sich umzusehen.

Barbara stampfte ungeduldig mit dem kleinen Fuße auf. Er reizte sie. Es zog sie etwas ganz Neues, Unbekanntes und Unfaßbares zu ihm hin und doch empörte sich auch etwas in ihr gegen diese Ueberlegenheit, die er sie, ohne Absicht, fühlen ließ. Sie fühlte sich gedemütigt und es gelüstete sie darnach, ihm etwas anzuthun.

Ja, sie wollte ihn strafen, aber wofür? — Sie wußte es selbst nicht!

*

Sie ließ sich in den nächsten Tagen nicht blicken, und wenn sie die Absicht hatte, Virgil damit zu strafen, so erreichte sie ihren Zweck allerdings, denn er vermißte sie in der That und blickte mehr als einmal aus seinem Heidengrabe durch die rötlichen Stämme des Nadelholzes nach ihr aus.

Als sie am dritten Abend das Fenster ihrer Stube schließen wollte, stand er plötzlich unten.

„Sie hier, Herr Baron?" rief sie spöttisch, „haben Sie vielleicht in der Nähe ein Heidengrab entdeckt?"

„Nein, ich wollte Sie sehen."

„Mich? Sie scherzen wohl?"

„Haben Sie Ihre eigenen Worte so schnell vergessen?"

„Was habe ich denn gesagt?"

„Daß es einem Maler Vergnügen macht, ein schönes Weib zu sehen."

„Richtig — ja — Sie haben recht —" fuhr sie fort, immer spöttisch und herausfordernd, „aber die Pelzjacke fehlt — soll ich sie anziehen? Und bin ich gut beleuchtet, oder wünschen Sie mehr Schatten, einen besonderen Lichteffekt?"

„Ich habe soeben eine neue Eigenschaft an Ihnen entdeckt."

„Welche?"

„Eine allerliebste Bosheit."

„Und nun hassen Sie mich?"

„Im Gegenteil, ich mag die Taubennaturen nicht."

„Aber, Baron," rief Barbara lachend, „nehmen Sie sich in acht, nun habe ich bereits zwei gefährliche Reize für Sie. Erstens die Schönheit."

„Unbestritten."

„Zweitens die Bosheit."

„Ebenso unbestritten."

„Wenn Sie so fortfahren, an mir Entdeckungen zu machen, kann es Ihnen am Ende noch begegnen, daß Sie sich trotz Ihrer Thränenkrüge und Urnen in mich verlieben."

„Nein, Barbara, die Zeit holder Träume ist für mich vorbei, und vor allem bin ich zu alt, um mich noch zu verlieben. Gute Nacht."

Er war noch keine drei Schritte gegangen, als sie ihn zurückrief.

„Sie befehlen?"

„Ich bitte, mir nicht böse zu sein. Ich war ungezogen."

„Barbara!"

„Ja, ja. Geben Sie mir Ihre Hand, oder besser, gedulden Sie sich einen Augenblick!" Sie verschwand vom Fenster, um sofort wieder, in ihre Pelzjacke geschmiegt, zurückzukehren. „So — jetzt geben Sie mir die Hand. Sie neigte sich heraus und streckte ihm den herrlichen Arm entgegen. Er nahm ihre Hand und küßte sie.

„Was thun Sie?" rief sie und zog sich zurück.

„Darf ich nicht?"

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so viel Sie

Digitized by Google

nur wollen, da" — sie gab ihm nochmals die kleine, kalte, bebende Hand. „Küssen Sie!"

Er führte ihre Hand noch zweimal an die Lippen und hielt sie dann fest.

„Und wann soll ich kommen?" fragte sie.

„Morgen."

„Vormittags?"

„Ja, und ich erlaube mir, Sie zugleich zum Frühstück einzuladen."

„Dann darf ich also auch den Nachmittag mit Ihnen verbringen?"

„Ich habe sogar auf den Abend gerechnet."

„Herrlich!" rief Barbara, „natürlich bleiben wir, bis es dunkel wird, und dann begleiten Sie uns, nicht wahr?"

„Gewiß, Barbara."

„Und jetzt —"

„Was noch?"

„Jetzt küssen Sie mir noch einmal die Hand."

Virgil gehorchte gern.

„Gute Nacht."

„Auf Wiedersehen, morgen." (Schluß folgt.)

Herr von Windheim,

der neue Polizeipräsident von Berlin.

Der neue Polizeipräsident der Reichshauptstadt steht in verhältnismäßig jugendlichem Alter, denn er zählt erst achtunddreißig Jahre. Zu Groß-Oschersleben in der Provinz Sachsen am 27. Juni 1857 geboren, studirte er die Rechtswissenschaft, wurde 1879 Gerichtsreferendar und 1881 Assessor. Im Jahre 1886 mit der kommissarischen Verwaltung des Landratamtes zu Ragnit im Regierungsbezirk Gumbinnen betraut, übernahm er bald darauf die definitive Leitung des Kreises und blieb in diesem Amte bis zum Jahre 1894. Nachdem er hierauf zu kommissarischer Beschäftigung in das Ministerium des Innern berufen worden, wurde er im April 1895 zum Polizeipräsidenten von Stettin ernannt. Dem Kaiser Wilhelm soll Herr von Windheim aus der Bonner Studienzeit wie aus seinem militärischen Dienstverhältnis bekannt sein; früher Reserveoffizier beim ersten

von Windheim.

Nach der neuesten Aufnahme von Hof-Photograph Jul. Braatz, Berlin W.

Garderegiment zu Fuß, ist er gegenwärtig Premierlieutenant im ersten Garde-Landwehrregiment.

Die Bezüge eines Polizeipräsidenten von Berlin sind nicht so hoch, als vielfach angenommen wird. Das Gehalt beträgt 11,400 Mark wozu noch 3600 Mark Ortszulage und 4800 Mark Wagengelder kommen — im ganzen 19,800 Mark. Außerdem hat der Polizeipräsident eine freie Dienstwohnung, die aus einundzwanzig vornehm eingerichteten Zimmern besteht.

Schwarzwaldthal.

(Hiezu das Bild Seite 781.)

Ein Idyll, von märchenhaftem Zauber umwoben, bietet uns ein Blick ins mittlere Kinzigthal. Die anmutig verschobene Bergkette, von stolzen Tannenwäldern bekränzt, auf hohen Felsen die epheuumrankte Ruine wie eine Sage aus grauem Altertum, unten aber im Thal der helle Silberstreifen des Flüßchens, das ungestüm brausend dem Rhein zueilt. Im Thal und an den Bergen zerstreut tauchen hier und dort Häuser und Bauernhöfe auf, die sich dunkel und kräftig aus ihrer baumreichen Umgebung herausheben. Vor solch einem ehrwürdigen Bau, der mit seinem weitüberragenden Strohdach oft schon jahrhundertelang Sturm und Wetter Trotz geboten, steht der Wanderer gern still und schaut mit Bewunderung, wie ein praktischer Sinn, gepaart mit unbewußtem Schönheitsgefühl, gewaltet hat, um dem Hause eine so eigenartige Gestalt zu geben. Es ist ein würdiger Vorwurf für den Pinsel des Malers, ein solches Gehöft in lieblicher Schwarzwaldlandschaft, einladend zu herzerfreuenden Wanderungen durch jene Gegenden, die von Gott mit so mannigfaltigen Naturschönheiten gesegnet sind. N. St.

Ein gefürchteter Holz- und Metallbohrer.

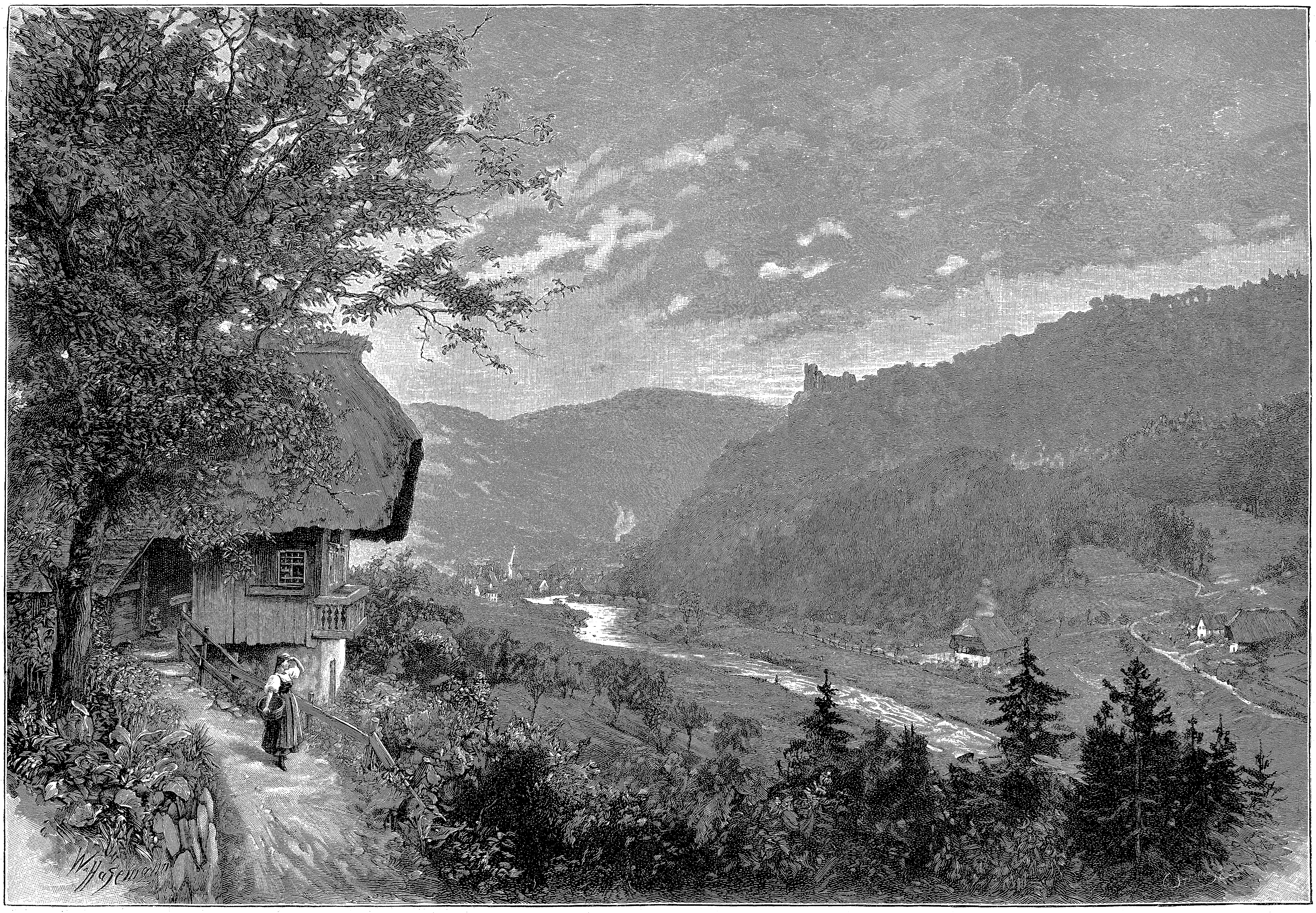
Von

L. Kaschert.

Es ist eine unleugbare Thatsache, daß die Bekanntschaft mit der Insektenwelt, die doch so gewaltig in unsern Wirtschaftsplan eingreift, auch heute noch nicht die Würdigung gefunden hat, die sie verdient. Mag man auch die Bienen, Hummeln und Schlupfwespen als willkommene Gäste begrüßen, so begegnen wir noch überall auf unseren Spaziergängen durch Flur und Wald den Ueberbleibseln kleiner,

Eduard Ravel: Die Spazierfahrt.

Digitized by Google



W. Hasemann: Schwarzwaldthal.

Digitized by Google

nützlicher Insekten als Zeugen von Gleichgiltigkeit und Unerfahrenheit. Mit den schädlichen Insekten verhält es sich durchaus nicht anders. Anstatt sie zu vernichten, geht man oft gleichgiltig an ihnen vorüber oder flieht sie wohl gar aus Furcht, von ihnen verletzt zu werden, selbst wenn sie völlig wehrlos sind.

Im vorigen Sommer wurde ich von einem Nachbar ängstlich eingeladen, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten, in der eine furchtbare, mit einem langen Stachel versehene Hornisse herumfliege, die jedenfalls durch ein offenstehendes Fenster eingedrungen sei. Frau und Kinder hatten sich in ein Nebenzimmer geflüchtet, um nicht mit dem Giftstachel dieses abscheulichen Insekts nähere Bekanntschaft zu machen. Auf den ersten Blick erkannte ich einen alten Bekannten; es war eine Riesenholzwespe (Sirex gigas), die noch schnurrend unter der Decke herumflatterte, und man war nicht wenig über meine Unvorsichtigkeit erstaunt, als ich das „schreckliche", doch völlig wehrlose Geschöpf mit bloßen Händen am Fenster wegfing und ruhig herumzeigte. Bald entdeckte ich auch die kreisrunde Oeffnung im Fensterbrett des erst seit einem Jahr erbauten Hauses, durch welche das gefürchtete Insekt zum Tageslicht hervorgedrungen war.

Betrachten wir dieses merkwürdige, leider noch zu wenig bekannte Geschöpf näher, so kennzeichnet es sich durch einen zwanzig bis vierzig Millimeter langen, rauhhaarigen und walzenförmigen Körper, der vorn am halbkugeligen Kopfe eine Paar lange fadenförmige Fühler trägt, während der walzenförmige Hinterleib nach der Spitze zu ein wenig verdickt ist. Die Flügel sind lang und schmal und zeigen an den Rändern viele parallellaufende Längsrunzeln. Die Beine besitzen nur eine mittelmäßige Länge und zeichnen sich besonders durch sehr kurze Schenkel aus, wodurch ihnen die Bewegung in den engen Holzgängen bedeutend erleichtert wird. Das Weibchen fällt außerdem durch einen rechtwinkelig aufrichtbaren und raspelartig mit feinen Stachelzähnen besetzten langen Legbohrer auf, der an der Unterseite des Bauches halb in einer Rinne und halb in einer zweiklappigen Scheide ruht.

Von den wenigen in Deutschland lebenden Arten dieser Wespengattung macht sich die Riesenholzwespe am meisten bemerkbar und verbreitet auch den meisten Schrecken. Sie ist tiefschwarz, doch ein großer Flecken hinter jedem Auge, die Fühler und fast die ganzen Beine sind gelb. Der Hinterleib des Männchens ist braunrot, am Ende schwarz und kurz zugespitzt, während der Hinterleib des Weibchens in einer ziemlich dünnen, sechs Millimeter langen Spitze endet und bis auf die sammetschwarzen Ringe in der Mitte zitronengelb gefärbt ist, wie die gemeine Wespe. Die lange, unschuldige Legröhre aber, die bei diesem Insekt bedeutend über die Spitze des Hinterleibes hinausragt, gibt ihm ein so verdächtiges Aussehen, daß alle, die es nicht kennen, davor die Flucht ergreifen.

Man kann sich die Aufregung denken, als einst an einem schönen Sommertag ein solches Geschöpf, das vielleicht soeben seiner dunklen Wiege entflohen war, durch das offenstehende Fenster einer Buchdruckerei in Witten geflogen kam und mit Summen und Schnurren der Flügel in dem Arbeitssaale herumsauste. Keiner der Arbeiter konnte sich entsinnen, jemals eine so furchtbare „Hornisse" gesehen zu haben, und jedermann suchte sich vor dem Ungeheuer zu retten, bis es endlich einem der Mutigsten gelang, dasselbe zu erlegen.

Ehemals glaubte man, die Holzwespen verursachten die sogenannte Knotenkrankheit des Wildes und könnten sogar dem Menschen durch ihren Stich gefährlich werden, indem sie eine Geschwulst erzeugten, die den Verwundeten in wenigen Tagen hinwegraffe. Daß sich diese Insekten, wie ja auch die Schlupfwespen, mit ihrem stachelähnlichen Legbohrer zu wehren suchen, wenn man sie ergreift, ist allerdings begründet; in diesem Falle entblößt sie ihr gefahrdrohendes Instrument, um damit die Haut der Hand zu durchbohren. Wenn ihr dies aber je einmal gelingen sollte, so wird der Stich doch niemals eine Geschwulst oder Entzündung, wie von einer Biene oder Wespe, zur Folge haben.

Will das Holzwespenweibchen seine Eier ablegen, so begibt es sich zu einer anbrüchigen Fichte oder Tanne, an einen bereits gefällten Stamm oder auch an schon behauene Balken und bohrt seinen Stachel senkrecht hinein, bis das Bohrloch die Länge des Stachels hat. Diese mühsame Arbeit geht immerhin rasch von statten, denn in fünf Minuten ist der Kanal fertig gestellt und ein Ei untergebracht. Welche gewaltige Muskelkraft und Energie aber gehört dazu, auf dieselbe Weise mehr denn hundert Eier abzulegen!

Allein die ganze Entwicklung des Insektes ist geeignet, seine Muskulatur zu kräftigen. Kaum ist die zarte, gelbliche Larve dem Ei entschlüpft, so arbeitet und bohrt sie sich aus der tieferen Holzschicht nach dem saftreicheren Splint unter der Rinde, steigt hier langsam gegen zwei Zoll empor und wendet sich, allmälich den Gang erweiternd, in einem Bogen nach dem Innern, wo sie in einer unregelmäßigen Spirale um die Markröhre herumzieht, bis sie sich einpuppt. Vom Ursprung bis zur Puppenhöhle ist der kreisrunde Gang mit den Auswurfstoffen der Larve ausgefüllt, die sich nur dadurch von der Holzfaser unterscheiden, daß ihnen der Harz- und Stärkemehlgehalt fehlt, welche Stoffe dem Tiere zur Nahrung dienten. In diesem Zustande verharrt die Larve wahrscheinlich mehrere Jahre, bis sie ihre vollständige Entwicklung erreicht hat und sich schließlich einpuppt.

Als Puppe zeigt sie bereits alle äußeren Teile des vollkommenen Insekts und ruht in einer am Ende des Larvenganges kaum etwas erweiterten Höhlung, von der aus das Insekt nach seiner letzten Verwandlung sich bisweilen noch mehrere Zoll weit durch das feste Holz einen Weg ins Freie bahnen muß. Wenn es endlich den ersten Hauch der erquickenden Luft eines schönen Juliabends empfindet, thut es noch einige kräftige Bisse und die letzte Schranke ist gefallen. Wie ein aus dem Wasser kommender Hund dieses von sich abschüttelt, sitzt dann unsere Holzwespe am Stamme neben dem Ausgange ihrer Klause, wedelt mit den Flügeln, putzt mit den Beinen den Holzstaub von sich ab und summt mit einer gewissen Schwerfälligkeit dem Abendhimmel zu.

Den Tag über pflegt sich die Holzwespe in irgend ein Versteck zu verkriechen und sich möglichst ruhig zu verhalten; nur ihre Fühler und Flügel befinden sich, wie bei der Schlupfwespe, fortwährend in zitternder Bewegung. Nach dem Untergange der Sonne wird sie lebendig, bricht dann aus ihrem Schlupfwinkel hervor und fliegt summend dahin, um die Bedürfnisse ihres leeren Magens zu befriedigen. Ihre Nahrung besteht aus dem Harz, das aus verwundeten Stellen der Nadelbäume hervorquillt, aus dem Safte mancher Waldbeeren und vielleicht auch zur Abwechslung aus kleinen Insekten, die es an Baumstämmen oder im Fluge wegfängt.

Uebrigens ist das Leben der Holzwespe, wie das der meisten Insekten, von kurzer Dauer. Kaum hat das Weibchen seine Eier gelegt, so verschwindet es und folgt dem schon verstorbenen Männchen nach. Manche Weibchen sind nicht einmal in der glücklichen Lage, sich vor ihrem Tode ihrer sämtlichen Eier zu entledigen. Ich habe diese Tierchen öfter beobachtet, wie sie durch die mühsame Herstellung der vielen Bohrlöcher so entkräftet am Stamme saßen, daß ich sie bequem ergreifen und wegnehmen konnte. Nicht selten hat man auch den Leichnam des Tierchens in der Hand, das der Last seiner Arbeit erlag.

Der Schaden, den die Larven der Holzwespen im Walde anrichten, ist selten von großer Bedeutung, da sie in der Regel nur beschädigte Stämme überfallen und nur selten gesunde Bäume angreifen und dadurch in einen krankhaften Zustand versetzen. Bei alledem sind die Verletzungen der Holzwespenlarven bei weitem nicht so nachteilig, als die der Käferlarven, die ihr Wesen vornehmlich unter der Rinde treiben, in der Gegend also, von der alle peripherische Bildung und das Wachstum ausgeht; doch können sie in solchen Revieren sehr empfindlich werden, wo ein starker Nutzholzabsatz stattfindet, indem die von Larvengängen durchkreuzten Stämme wohl zu Brennholz, nicht aber zu Bau- und Werkholz tauglich bleiben.

Trotzdem gelangt noch manches Bauholz in unsere Wohnungen, das von der Holzwespe heimgesucht wurde.

Bechstein erzählt, daß einst in der Buchdruckerei zu Schnepfenthal zehn Tage hinter einander jeden Morgen eine Menge Riesenholzwespen aus dem neugelegten Fußboden ausbrachen und an den Fenstern schwärmten. Einen ähnlichen Fall teilt Lenz in seiner Naturgeschichte mit: „Im Herbste 1834 ließ ich eine Stube mit Dielen auslegen, an denen man bis Juli 1835 durchaus nichts merkte, als sich unerwartet eine Menge Holzwespen herausnagten, runde Löcher hinterließen und an die Fenster flogen. Dasselbe ist auch bei meinen Bekannten bisweilen schon vorgekommen."

Ebenso erschienen im Hause eines Kaufmanns in Schleusingen aus den das Jahr vorher eingebrachten Unterlagen der Dielen Holzwespen, so daß sie sich auch durch diese hatten hindurch beißen müssen, bevor sie ans Tageslicht kamen. Auch in Bautzen, um noch einen Fall anzuführen, der uns zugleich Aufschluß über die Entwicklungszeit dieses Insekts gibt, kamen im August 1855 aus den Dielen sechzig bis achtzig gemeine Holzwespen (S. juvencus) zum Vorschein. Das Haus war seit zweieinhalb Jahren bewohnt und die zum Bau verwendeten Balken hatten vorher eine Zeit lang im Freien gelegen. Während dieser Zeit mögen die Eier abgesetzt worden und von da ab etwa drei Jahre vergangen sein, bis die Wespen die Dielen durchbohrten.

Aus all diesen Beispielen geht hervor, wie unangenehm und lästig die Holzwespen unter Umständen werden können. So groß aber auch ihre Ausdauer im Durchbohren starker Pfosten und Balken ist, so haben sie doch schon mehrfache Beweise geliefert, daß ihren scharfen Zähnen selbst Metall nicht zu hart ist. Im botanisch-zoologischen Verein zu Wien berichtete vor mehreren Jahren Herr Kollar, daß im neuen Münzgebäude ein Insekt nicht nur dicke hölzerne Pfosten, sondern sogar $1^2/_3$ Linien dicke Bleiplatten eines zur Aufbewahrung von Metalllösungen bestimmten Kastens durchbohrt habe. Männchen und Weibchen desselben, die man ihm vorgelegt, hätten sich ihm als Riesenholzwespen präsentirt. Aehnliche Durchbohrungen seien früher schon in den Bleikammern der Schwefelsäurefabrik zu Nußdorf beobachtet worden. Wie leicht konnten in diesen Fällen unschuldige Menschen in den Verdacht kommen, den Schaden verursacht zu haben.

Der merkwürdigste Fall dieser Art ereignete sich während des Krimkrieges. Nach Beendigung des Kampfes fanden die Franzosen bei ihrer Rückkehr in einer mit Patronen gefüllten kiefernen Kiste mehrere Bleikugeln von einem Insekt durchbohrt, das in mehreren Exemplaren tot zwischen den Patronen lag. Natürlich hatten die Franzosen die Larven dieses Insekts in der Bretterwand der Kiste erst mit nach der Krim hinaus befördert, wo sie dann ihre letzte Metamorphose vollzogen und die Kugeln durchbohrten. Die Pariser Entomologen, denen Marschall Vaillant die aufgefundenen Zerstörer zur Untersuchung einsandte, erkannten in denselben sofort die gemeine Kiefernholzwespe.

Aus alledem ersehen wir, daß unsere Holzwespe uns nicht bloß zu erschrecken vermag, wenn sie uns einmal wie eine Riesenhornisse umsummt oder tief unter der Erde beim Besuch eines Bergwerks plötzlich das Licht auslöscht und uns einer undurchdringlichen Finsternis übergibt, sondern daß sie auch in unseren Wohnungen und chemischen Werkstätten, sowie selbst in unseren Nadelwäldern großen Schaden anrichten kann, wenn sie namentlich einmal in großen Massen auftritt und sich mit anderen Baumtötern zu gleichem Vernichtungskampf vereinigt.

Schach.

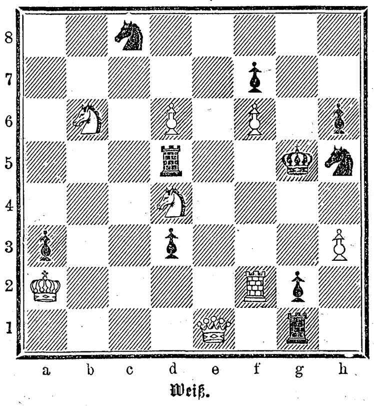
(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 35.

Von **Hans Braungart** in Großvichtach.

(„Sammler".)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 32 Seite 720:

W. 1) Sc6—e5
S. 1) Kd6—e5:
W. 2) Da8—d5†
S. 2) Ke5—f4, f6
W. 3) Sc3—e2, e4 matt.

A.

S. 1) Kd6-c7, g4-g3.
W. 2) Se5—d7
S. 2) beliebig
W. 3) Sc3—b5: matt.

B.

S. 1) Kd6—c5
W. 2) Se5—d3†
S. 2) Kc5—b6, d6, c4
W. 3) Sc3—d5, b5:, Da8—d5 [e4] matt.

C.

S. 1) b5—b4
W. 2) Se5—c4† ꝛc.

Ohne den nachträglich hinzugefügten weißen Bb2 scheitert vorstehende Lösung an dem Gegenzuge 1) .... b3—b2.

Berichtigung. In der **Aufgabe Nr. 32,** von J. Groß in Karlstadt (Kroatien), ist ein weißer Bauer auf b2 hinzuzufügen.

Schachbriefwechsel.

F. L. in Pontiac (Illinois). Dank für die Zusendung, die demnächst zur Aufnahme gelangt.

J. G. in Karlstadt (Kroatien). Die symmetrischen Aufgaben sind in der Regel sehr leicht, da der Anfangszug ein solcher sein muß, der die Symmetrie wahrt. Die Ihrige ist obendrein doppelt nebenlösig, durch 1) Se4—a5 e7—e5! 2) Se4—c5! und durch 1) Se4—g5 c7—c5! 2) Se4—e5!. Die Doppelaufgabe ist sehr einfach, wird aber vielleicht an anderer Stelle Verwendung finden.

F. L. in Wien. In Nr. 32 handelt es sich um eine einfache Weglassung; hoffentlich finden Sie nun, nach Hinzufügung des ev. Bb2, nichts mehr auszusetzen.

K. W. in Wien. Ihre Lösung zu Nr. 31 ist die beabsichtigte. Die Schönheit liegt im Hauptspiel mit dem doppelten Königszuge und wird durch die mehrfachen Möglichkeiten in den Nebenwendungen nicht beeinträchtigt.

Sechzehnjähriger in Königsberg (Preußen). Lösung zu 30 nicht ganz richtig. Auf 1)...h4—g3: genügt Ihr Damenzug wegen 2)... Ke5—d5 nicht.

Richtige Lösung zu Nr. 31 sandte ferner ein: M. W. in Bamberg.

Kathreiners Malzkaffee-Fabriken.

Die Verallgemeinerung des Kaffeekonsums hat die ärztliche Wissenschaft veranlaßt, sich mit diesem Genußmittel vom hygienischen Standpunkte aus zu beschäftigen und es ist heute allgemein bekannt, daß dem übertriebenen Kaffeegenusse manche Störungen des allgemeinen Wohlbefindens und eine unheilvolle Einwirkung auf die Nerven zur Last gelegt werden muß, wenn auch gute Wirkungen und vielseitige erfolgreiche Verwendung des Kaffees in der Heilkunde nicht verneint werden können.

Pfarrer Kneipp in Wörishofen bezeichnete in seiner 1890 erschienenen Schrift: „So sollt ihr leben," den Kaffee geradezu als Vergifter der Menschen. Er sagt: „Gebt euren Kindern und Frauen Brennsuppe, Milchsuppe, und wenn sie das Getränk Kaffee unter allen Umständen haben wollen, so macht ihnen ein solches aus geröstetem Braumalz — dann verschwinden die bleichen, blutarmen Geschöpfe!"

Diese Mahnung verfehlte ihre Wirkung nicht, die Industrie näherte sich sofort der praktischen Verwirklichung des Kneippschen Ausspruches, und es war das bedeutende Kolonialwaren-Handlungshaus Süddeutschlands, Frz. Kathreiners Nachfolger in München, welches begann, geröstetes Malz als Ersatz für Bohnenkaffee herzustellen und bereits im Frühjahr 1891 Kneippschen Malzkaffee in den Handel brachte.

Nicht zufrieden aber damit, ein der Kneippschen Anregung im allgemeinen entsprechendes Produkt zu bereiten, beschäftigte sich die genannte Firma mit der Verbesserung des Malzkaffees insofern, als sie suchte, eine Substanz zu erhalten, welche dem Geschmack des Kaffees gleichkomme und durch Aufsaugen dem Malzkorn einverleibt werden könne, so daß durch Vereinigung beider Stoffe — Malz und

Digitized by Google

Kaffee — dem Artikel die Bezeichnung „Malzkaffee“ in Wahrheit zuerkannt werden könne.

Nach langen, schwierigen und kostspieligen Versuchen gelang es, das Problem zu lösen, indem man als Stoff, welcher das Aroma des Kaffees besitzt, die beim Rösten des Bohnenkaffees entweichenden Dämpfe benützte, die in einem Kondensirapparat zu einer aromatischen Essenz umgewandelt wurden. Nachdem dem Malze der Keim abgebrochen und hierdurch eine Oeffnung im Korn hergestellt war, wurden die Körner zum Aufquellen gebracht und in diesem Zustand ließ man sie die Essenz aufsaugen. Später ersetzte man diese Essenz durch einen coffeïnfreien Extrakt aus der Kaffeekirsche, der frischen Frucht des Kaffeebaumes, und es lieferte diese Art der Fabrikation die besten Resultate.

Für den Leser dürften die hier beigegebenen Abbildungen von besonderem Interesse sein. Inmitten einer anmutigen Landschaft sehen wir auf Abbildung 7 ein Kaffee-Faktoreigebäude auf Ceylon. Eine Kaffeeplantage, wie sie auf der Insel Java angelegt ist, zeigt uns Abbildung 8. Die niederen Bäume dieser Anpflanzung tragen die Kaffeefrucht, die der Stift des Künstlers mit der Blüte dem Bildchen zum Rahmen gegeben hat. Bekanntlich ist es eine Eigentümlichkeit des Kaffeebaumes, daß er Blüte und Frucht zu gleicher Zeit am gleichen Stamme vereint.

Einen Bau, in welchem die Kaffeefrucht vom Fleisch, der Kern — die Bohne — von ihrer Umhüllung befreit wird, veranschaulicht uns Bild 9. Mit Gummiwalzen wird das Fleisch der Kaffeefrucht abgequetscht und dann aus dem Safte dieses Fleisches der Extrakt bereitet, welcher der Imprägnirung des Malzkaffees dient. Die Walzen, welche die Kaffeekirsche zu passiren hat, verletzen jedoch die pergamentartige Haut, welche die eigentliche Kaffeebohne umschließt, nicht; die Bohnen werden nach dem Abdrücken gewaschen, von den letzten Fleischresten gesäubert und dann zum Trocknen in der Sonne gebreitet, die das letzte Geschäft an der rohen Kaffeebohne, das Ablösen der Pergamenthaut, zu besorgen hat.

Das vorher geschilderte Verfahren der Verwertung des Kaffeefruchtfleisches, für welches die Firma Kathreiners Malzkaffeefabriken Patente in allen Kulturstaaten besitzt, entbehrt auch einer wirtschaftlichen Bedeutung nicht, denn die fleischige Schale der Kaffeebohne wurde bisher als unverwertbar weggeworfen.

Auch das Malz, welches zur Kaffeebereitung verwendet wird, erfuhr eine besondere Behandlung, die sich von der des Braumalzes wesentlich unterscheidet, denn das Kaffeemalz repräsentirt einen feinen, schwarzen, sogenannten Caramelkristall.

Aus bescheidenen Anfängen hob sich das Malzkaffeegeschäft zu rascher Blüte und schon im November 1892 hatte die Münchener Fabrik eine Tagesleistung von 200 Zentnern zu bewältigen. Eine Loslösung der Malzkaffeefabrikation von dem Kolonialwarengeschäft Frz. Kathreiners Nachf. schien im geschäftlichen Interesse geboten und es konstituirte sich deshalb unter dem Namen: „Kathreiners Malzkaffeefabriken München“ eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die am 1. April 1893 in Kraft trat.

Bald zeigte sich, daß die Münchener Fabrik dem stets zunehmenden Konsum des Kathreinerschen Malzkaffees nicht mehr zu genügen vermochte, und man schritt zur Erbauung eines neuen Etablissements, für das der niederrheinische Industrieort Uerdingen auserwählt wurde.

Vor kurzem ist die neue Fabrikanlage, welche eine Jahresleistungsfähigkeit von 100,000 Zentnern besitzt, dem Betrieb übergeben worden.

Vom Verkehrsstandpunkte aus ist die Lage dieses Etablissements sehr günstig. Das zum größten Teil auf Dampfern anlangende Getreide wird zunächst in die großen, luftigen Speicheranlagen aufgenommen. Von da geht die Gerste durch die Putzerei zum Waschen durch Wasserhochdruck in die Weichanlagen und erfährt hier die erste Präparation. Aus den Weichanlagen gelangt das gründlich gereinigte und vorbereitete Rohprodukt in die unterhalb befindliche pneumatische Mälzerei, die nach dem System Saladin eingerichtet ist.

Nachdem hier die Gerste den Keimprozeß durchgemacht, wird das Malz auf die Vortrockenräume befördert, woselbst die Keime abgebrochen werden und der Einsaugungsprozeß, mit dem früher schon erwähnten Kaffeeschalenextrakt, vor sich geht. Nachdem die Zuckerbildung stattgefunden, wird das Malz in der Röstereianlage während des Röstprozesses noch weiter mit Kaffeegeschmack imprägnirt und erhält zum Schluß noch einen schwarz-braunen, glänzenden Ueberzug.

Automatisch befördert, nimmt nun das fertige Produkt seinen Weg in den Kühlraum, um von da als versandtfähiger Malzkaffee mittelst Bandtransportes in den Vorratslagern aufgestapelt zu werden. Von hier wird das Fabrikat wiederum durch Bandtransport in den Packsaal geleitet.

Hunderte von fleißigen Mädchenhänden besorgen nun die Verpackung des Produktes. Schnell reiht Paket sich an Paket, jedes derselben wird noch zum Schutze gegen Fälschungen und dergleichen mit einer Plombe verschlossen. In den gleichen Räumen werden die fertigen Pakete in Kisten gebracht, die dann auf zwei über einander liegenden Bahngeleisen — die zur Ein- und Ausfuhr dienen — ihren Weg zur Bahn oder zu den Schiffen finden, um die Reise in alle Welt anzutreten.

Das Absatzgebiet für die süddeutschen Fabriken, denen eine Verkaufsfiliale in Berlin zur Seite steht, umfaßt eben nicht nur Deutschland, sondern auch Holland und Belgien, für welche Länder sich seit Jahren Generaldepots in Amsterdam und Brüssel befinden.

Für das weitere Auslandgeschäft machte die Zollgesetzgebung der verschiedenen Staaten früher schon die Gründung von Kartellfirmen nötig.

So wurde bereits 1892 eine Fabrik in Stadlau bei Wien, in Verbindung mit der ersten Wiener Exportmalzfabrik, eröffnet, im Jahre 1893 folgten die Fabriken in Basel und Mailand. Erstere wurde 1894 nach Solothurn verlegt und mit der dortigen Malzfabrik und Hafermühle vereinigt, letztere aber an die Compagnia Italiana di Caffè Malto in Genua abgetreten. In Frankreich und zwar in Blois besteht zurzeit eine französische Gesellschaft unter der Firma: Compagnie française du Malt Kneipp, deren Verkaufsdepot in Paris sich befindet. Gleiche Gesellschaften, welche Malzkaffee nach Kathreinerschem Patente herstellen, existiren bereits in Schweden und Finnland, während in anderen Staaten, darunter auch in Nordamerika, ähnliche Gründungen in Bildung begriffen sind.

Diese Thatsachen illustriren am besten die stete Ausdehnung dieses Industriezweiges, der zahlreichen Personen lohnenden Verdienst gibt. Der stetig zunehmende Absatz des Kathreinerschen Malzkaffees hat im Jahre 1894 schon die Höhe von 13 Millionen Pfund überschritten.

Diese Ziffer spricht ein beredtes Wort auch auf nationalökonomischem Gebiete: werden doch durch das Malzkaffeegeschäft unserer heimischen Landwirtschaft, deren Notlage seit Jahren die gesetzgebenden Kreise beschäftigt, neue große Absatzgebiete von nicht zu unterschätzender Bedeutung eröffnet.

Der Kathreiner Kneipp-Malzkaffee erhielt auf allen von der Firma seit 1891 beschickten Ausstellungen die höchsten Auszeichnungen; die höchststehenden Persönlichkeiten, wie Papst Leo XIII., das italienische Königspaar, Mitglieder des österreichischen und bayerischen Königshauses, wissenschaftliche Autoritäten deutscher Staaten und des Auslandes interessirten sich dafür und sprachen sich im günstigsten Sinne darüber aus; bei vielen deutschen und österreichischen Regimentern, in Klöstern und Spitälern ist der Kathreiner Malzkaffee eingeführt, und auch hervorragende Vertreter der naturgemäßen Lebensweise zollen ihm die ungeteilte Anerkennung.

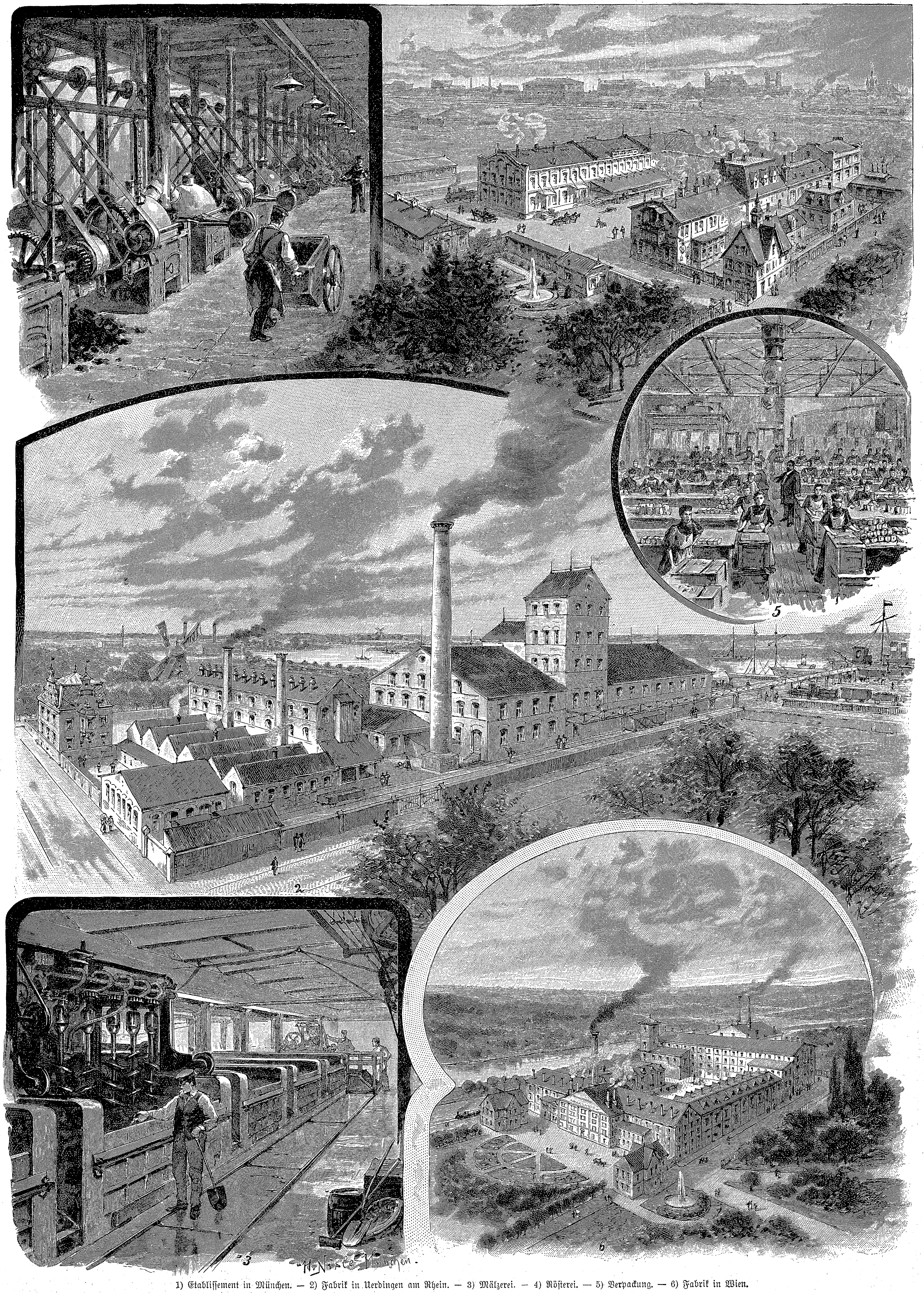
Dieser Erfolg und die Thatsache der beispiellos schnellen Verbreitung des Fabrikates, das sich in den Großstädten, wie in den entlegensten Dörfern eingebürgert hat, spricht am deutlichsten dafür, daß der Kathreiner Malzkaffee einem ökonomischen und hygienischen Bedürfnisse entspricht und die ihm zugewiesene Stelle als ebenso bekömmliches wie beliebtes Volksnahrungs- und Genußmittel mit Recht einnimmt.

V. Rauchenegger.

7. 8. 9.

7) Kaffee-Faktorei (Ceylon). — 8) Kaffee-Plantage (Java). — 9) Gewinnung des Extraktstoffes zur Imprägnirung des Malzkaffees.

Digitized by Google



1) Etablissement in München. — 2) Fabrik in Uerdingen am Rhein. — 3) Mälzerei. — 4) Rösterei. — 5) Verpackung. — 6) Fabrik in Wien.

Kathreiners Malzkaffee-Fabriken. Originalzeichnungen von H. Nisle.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Wilhelm Lauser** in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

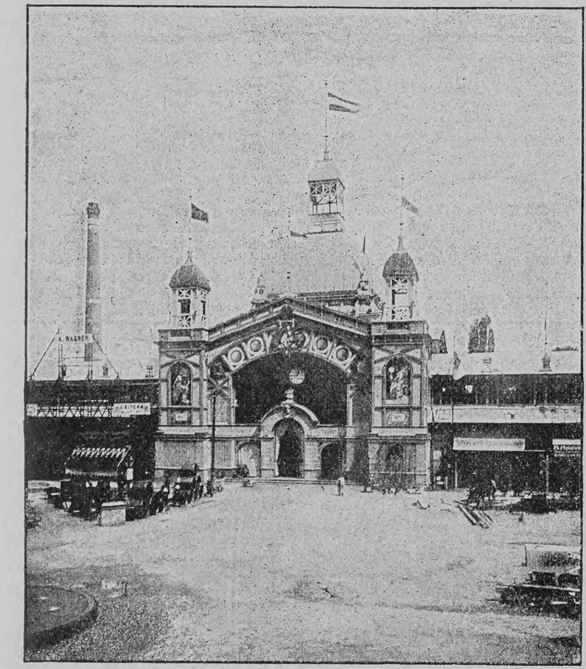
Ueber Land und Meer.

No 41.

Aus Zeit und Leben.

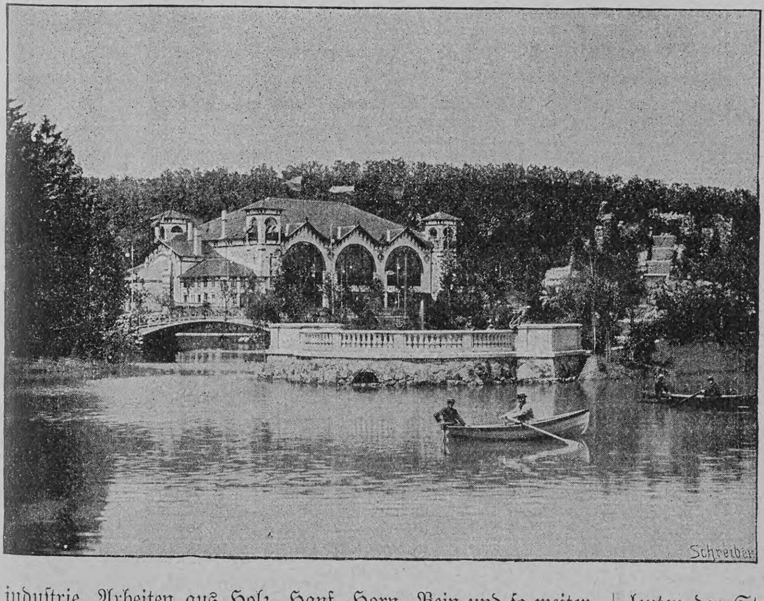
Die Straßburger Industrie- und Gewerbeausstellung.

Die seit Mitte Mai in Straßburg eröffnete Industrie- und Gewerbeausstellung für Elsaß-Lothringen, Baden und Pfalz ist von rund 1200 Ausstellern beschickt, wovon auf das



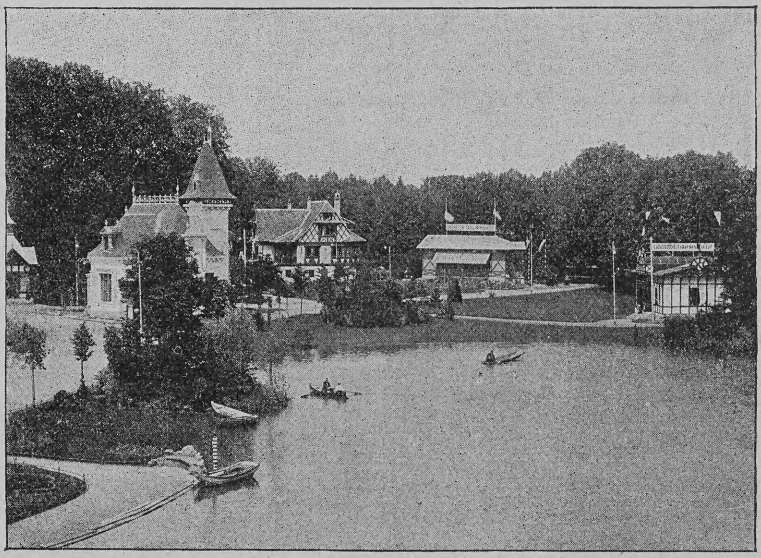
Reichsland circa 650, auf Baden 450 und auf die Pfalz circa 100 entfallen. Das eigentliche Ausstellungsterrain beträgt ungefähr 20,000 Quadratmeter, während die Gesamtfläche des Schaugebietes fast 21 Hektar einnimmt.

Die Gesamtausstellung ist in zweiundzwanzig Gruppen eingeteilt, welche land- und forstwirtschaftliche Rohprodukte, Bergbau und Salinen, Steine und Erden, Hüttenwesen, Maschinen und Werkzeuge aller Arten, Bau- und Ingenieurwesen, Chemische Industrie, Nahrungs- und Genußmittel, Textilindustrie, Bekleidungsindustrie, Papier-, Leder-, Gummi-, Thon- und Glas-



industrie, Arbeiten aus Holz, Hanf, Horn, Bein und so weiter, Wagenbau, Metallwaren, wirtschaftliche Instrumente und Feinmechanik, Polygraphische Gewerbe, moderne kirchliche Kunst, Unterrichts- und Sanitätswesen umfassen.

In jenen Stadtteil hat man die Schau gelegt, der infolge der bedeutenden Erweiterung des Festungsgürtels in zunehmender Vergrößerung und Verschönerung begriffen ist: direkt hinter die Orangerie, eine weithin bekannte und berühmte kunstgärtnerische Anlage. Dieselbe ist mit in das Ausstellungsterrain einbezogen und bildet gewissermaßen ihr prachtvolles Entrée, nach dessen Beschreiten wir in die große, aus uralten Bäumen bestehende Hauptallee gelangen, zu deren beiden Seiten die ganzen Anlagen sich befinden. Links von der Allee liegen die drei großen Ausstellungshallen, deren erste Gegenstände des Gewerbes, Wagenbaus, der Schulen und der Kunst enthält, während die zweite, mit zwei großen Seitenschiffen versehen, die industriellen Gegenstände aller Art, Textil-, Möbel-, Metall-, Glas-, Gummi-, Leder-, Buchdruck-, Uhren-, Bekleidungs-, Küchen- und Haushaltungsgeräte in reizender Darstellung birgt. Die dritte Haupthalle verrät schon durch das aus ihr tönende Schnurren und Rauschen die Maschinenhalle. Zwischen diesen Hallen befinden sich noch offene Gebäulichkeiten, in welchen Gegenstände der kirchlichen Kunst, der Thonindustrie und so weiter, Fässer von riesigem Umfange aufgestellt sind, während gewissermaßen im Vorhof zwischen den beiden letzten Hallen sich praktische Anlagen der verschiedensten Berufe, Pavillons aus Fayence, Steingut, Entwässerungs- und Brunnenanlagen befinden. Ueberhaupt ist bei der ganzen Anlage die praktische Verwendbarkeit der Artikel in erster Linie vor Augen geführt. Die Gegenstände sollen ein vergleichendes Bild der eigenen Industrie der Ausstellungsbezirke darstellen und es sind auch nur Aussteller zugelassen, welche Gegenstände der eigenen Erzeugung bieten.



Rechts von der obenerwähnten Hauptallee, an deren linker Baumreihe sich die großartige elsässische Brauereiindustrie in einer Anzahl reizend ausgeschmückter Kosthallen breit macht, liegt der dem ganzen Ausstellungsterrain das herrliche Gepräge verleihende See malerisch hingegossen, eine Wasserfläche von mehr als 6000 Quadratmeter. Mitten im See eine herrliche Felsgrotte mit Wasserfällen, unter welcher die Fischreservoirs angebracht sind, die teils mit den Erzeugnissen der kaiserlichen Fischzuchtanstalt in Hüningen, teils mit denen des elsässischen Großindustriehauses de Dietrich in Niederbronn bevölkert sind. Rings um den See erstrecken sich prächtige Wandelbahnen, schön angelegte Beete, und hoch auf der Terrasse liegt das wirkungsvolle Gebäude der Hauptrestauration, mit einem Festsaal von wunderbarer Akustik. Im Hintergrunde des Sees erhebt sich das architektonisch ein Schmuckkästchen bildende Verwaltungsgebäude, in welchem Verwaltung, Presse, Polizei und Post friedfertig mit einander leben. Den Rahmen dieses Bildes vervollständigen noch eine ganze Anzahl Nebengebäude in den verschiedensten Stil- und Bauarten, von denen hier insbesondere erwähnt seien das elsässische Bauernhaus, die Pavillons der kaiserlichen und der elsässischen Tabakmanufaktur, ein reizendes Renaissanceschlößchen in weißem Stuck, von Handwerksleuten der Stadt Straßburg als Ausstellungsobjekt dargeboten, weiter Tempel in maurischem Stil, in welchem die elsässische Konservenfabrik und Importgesellschaft ihre Erzeugnisse darstellt. Ganz am hinteren Ende des Sees liegt noch der im Blockhausstil aus rohen Baumstämmen errichtete Pavillon der Forstverwaltung von Elsaß-Lothringen, in welchem sich eine reichhaltige Ausstellung von Forst- und Jagdgegenständen befindet.

Rechts vom Haupteingang sehen wir die Sonderausstellung des roten Kreuzes, sowie das Panoramagebäude mit der Kreuzigung Christi im Innern, während sich im Hintergrunde aller oben beschriebenen Gebäulichkeiten der Vergnügungspark mit Restaurationen der verschiedensten Art ausbreitet.

Belustigungs- und Unterhaltungsanstalten der verschiedensten Art, Caroussels, russische Schaukel, Rutschbahn, Taucher, Irrgarten und Schießbuden fehlen auf der Straßburger Ausstellung auch nicht.

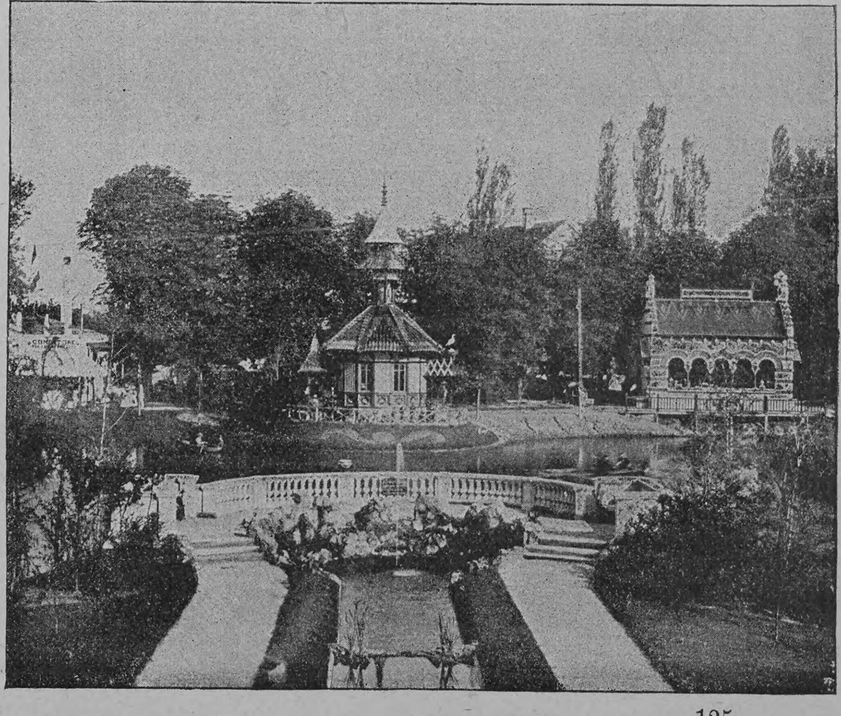
Es darf aber auch nicht vergessen werden, hervorzuheben, daß die leitenden Kreise des Unternehmens alles aufbieten, um den Besuch, der bis jetzt ein überaus starker genannt werden kann, auf der Höhe zu halten, und zu diesem Zwecke auch Kunst und wissenschaftliche Veranstaltungen ersten Ranges in reichster Abwechslung zu verschaffen bestrebt sind. Einen besonderen Glanzpunkt boten in dieser Beziehung seither schon die großartigsten Konzerte der drei altberühmten Musikkapellen „Philharmonie“ in Berlin, „Scala“ in Mailand und „Colonne“ in Paris.

Ebenso war die internationale Hundeausstellung, veranstaltet vom Verband der kynologischen Vereine, ein Anziehungspunkt für zahlreiche Besucher.

Am 1. Juli folgte dann im großen Saal des Orangeriegebäudes die Sonderausstellung für Kunst und Altertum, welche infolge zahlreicher Beteiligung aus dem ganzen Lande, insbesondere auch der kirchlichen Behörden mit ihren reichen und kostbaren Schätzen, einen Kunstgenuß besonderer Art bot. Kostüm- und Reiterfeste, Blumencorsos, ebenso wie Sommerfeste mit Konzerten der verschiedensten in- und ausländischen Musikkapellen sind geplant, um die Besucher stets zu fesseln und weitere Kreise anzuziehen.

Das Gesamtbild der Ausstellung mit ihren zahlreichen Türmchen und Tempeln genießt man am schönsten von der großen Terrasse vor dem Hauptrestaurant aus, und namentlich jeder, der längere Zeit in den neuen deutschen Landesteilen gelebt hat, empfindet beim Anblick von dieser Stelle aus eine hehre innere Befriedigung, hier altelsässischen und altdeutschen Industrie- und Gewerbefleiß so schön und harmonisch mit einander vereint vor sich zu haben.

C. M.



Digitized by Google

Literatur.

— Ein Büchlein, das hoffentlich weite Verbreitung findet, hat Professor Dr. O. Weise unter dem Titel „Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen“ (Leipzig, B. G. Teubner, 1895) erscheinen lassen. Wir Deutsche nehmen mit unserer Durchschnittsbildung eine ziemlich hohe Stufe ein; wir dürfen das sagen, ohne ruhmredig zu werden, allein in einem Punkte steht bei uns der Gebildete hinter dem anderer Nationen zurück, in der Kenntnis seiner Muttersprache. Unsere Bildung weist hier eine Lücke auf, der leider eine gleiche in unserm Schulwesen entspricht. Was wir über unsere Sprache wissen, müssen wir uns meistens auf dem Wege des Selbststudiums aneignen, so daß wir zum größeren Teile gerade auf einem Gebiete, auf welchem unsere einheimische Wissenschaft so Hervorragendes geleistet, Autodidakten und Dilettanten sind. Diesem Mangel kommt das Werkchen von Weise in erwünschter Weise zu Hilfe. Der Verfasser, der bereits eine so vortreffliche Charakteristik der lateinischen Sprache geliefert hat (Leipzig, Teubner, 1891), gibt uns in demselben in allgemein verständlicher und höchst anziehender Form Aufschluß über die Geschichte und das Wesen unserer Muttersprache, wobei er hauptsächlich sein Augenmerk auf unsere heutige Verkehrs- und Schriftsprache richtet. Nachdem er die Verhältnisse der älteren Sprachstufen dargelegt, schildert er die deutsche Sprache nach der Volksart, der Stammesart (Ober- und Niederdeutschland), dem Standesunterschiede (Mundart und Schriftsprache) und dem jeweiligen Stand der Gesittung und setzt dann ihre Eigentümlichkeiten im äußern und innern Leben der Wörter aus einander, dabei Lautwandel, Wortbiegung, Wortschatz, sowie Geschlecht, Wortbedeutung und Satzlehre berücksichtigend. Das Schriftchen ist vom deutschen Sprachverein mit einem Preise ausgezeichnet worden; ein größeres Verdienst noch würde der genannte Verein sich erworben haben, wenn er seine Verbreitung direkt zur Vereinssache gemacht hätte. h.

Briefmappe.

G. Sch. in Lohenstein, Oberösterreich. Ueber einen Ort Namens Klaude gibt weder Naumanns „Ortslexikon“ noch die jüngste (eben im Erscheinen begriffene) Auflage des „Ritter“ Auskunft. Gerne wenden wir uns auf diesem Wege an die Leser und Freunde unseres Blattes, namentlich in Preußisch-Schlesien, uns mit einem Aufschluß an die Hand zu gehen. Sollte uns eine befriedigende Antwort zugehen, so werden wir nicht verfehlen, Sie davon in Kenntnis zu setzen.

L. G. in Bernau. Zur Erlangung einer Gesandtschafts-Sekretär-Stellung ist die Verfolgung der diplomatischen Laufbahn erforderlich. Bezüglich der Konsulats-Sekretäre ist zu unterscheiden, ob dieselben bei einem staatlichen oder einem sogenannten kaufmännischen Konsulate eintreten. In ersterem Falle ist es wohl am besten, die Intendantur-Carrière zu verfolgen; im letzteren lassen allgemeine Angaben sich nicht machen, da die Anstellung persönliche Angelegenheit des betreffenden Konsuls ist.

M. H. in Wien II., C. B. in L., Percy H. in St. Dankend abgelehnt.

Elektra. Ueber Wesen und Art der Kugelblitze verbreitet sich fesselnd eine Schrift von Professor F. Sauter in Ulm. Dieselbe bildet das 220. Heft der trefflichen „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.“

Richtige Lösungen sandten ein: Die „kleine Ella“ in Hamburg (2). Milda Fallgatter in Waldenburg (4). Adele Hoffmann in Crefeld (5). Georg Gerlach in Jannowitz (6). „Abonnent am Pilatus“ (6). [Soll in Betracht gezogen werden.] Franka Edelzeimer in Wien. Olga Detloffer in Mainz. K. und R. in Ruhrort. Mad. in Triest. F. K. in St. Ingbert (2). Ludwig Steiner in Zürich. Sali K. in Prag. „Lolo und Tilde“ in Kreuznach. Arthur Scholl in Singapore (3). Wilhelmine Strittner in Biberach. Karl Gleßwitz in Gnesen (3). Dr. Z. in O. „Alter Abonnent“ in Milwaukee.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer“** (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Niobe.

Roman aus dem Norwegischen von

Jonas Lie.

Preis geheftet M. 3.—; elegant gebunden M. 4.—

Daß der Verfasser nicht nur ein guter Erzähler, sondern auch ein großer Künstler ist, beweist er aufs neue in diesem seinem letzten Werk, worin sich sein Talent zu dramatischer Kraft und Größe steigert. Der Roman ist psychologisch in hohem Grade fesselnd und interessant, besonders in den Partien, welche Seelenkämpfe schildern, der Schluß von erschütternder Wirkung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile **1 M. 80 Pf. Reichswährung,** für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Unter dem Protektorat eines Hohen Senates der freien und Hansestadt Lübeck

LÜBECK

21. Juni bis Oktober 1895

Deutsch-nordische Handels- und Industrie-Ausstellung

Kaiserl. Marine-Ausstellung. — Handels- u. Industrie-Ausstellung. — Maschinen-Ausstellung. — Dritte Deutsche Molkerei-Ausstellung. — Gartenbau-Ausstellung. — Deutsche Kolonial-Ausstellung. — Nordische Kunst-Ausstellung. — Grossartige Vergnügungen.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

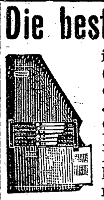
TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS. 33, Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

LIEBIG COMPANY'S FLEISCH-EXTRACT
Nur aecht, wenn jeder Topf den Namenszug J. v. Liebig in blauer Farbe trägt.

Carl Rissmann, Hannover,

Fabrikant der berühmten „Matchless“-Fahrräder. Seit 1879 eingeführt, wiederholt prämiirt. Bestes existirendes Fahrrad. — Billigste Preise bei coulanter Bedienung. Preislisten gratis.

Die beste Zither der Welt

ist meine patent. Autoharp (Wunderzither genannt) mit einlegbaren Notenblättern. Jedermann ist in der Lage, dieses Instrument sofort ohne Lehrer und ohne jegliche Notenkenntnis zu spielen. Auf keiner anderen Zither vermag man das Spielen so schnell zu erlernen als auf meiner Autoharp, was zahlreiche Anerkennungsschreiben beweisen. Preise 7, 9, 11, 13, 16, 35 M. Ausführliche Kataloge gratis u. franko. Versand geg. vorherige Kasse od. Nachnahme.
A. Zuleger, Leipzig, gegründet 1872.

Pädagogium Ostrau bei Filehne.
Höhere Lehranstalt auf dem Lande. Gymnas.- u. Realklassen Septima bis Secunda. Entlassungsprüfung berechtigt zum einjährigen Dienst. Prospekte durch das Direktorium.

Ist das Beste aller **Fleckenreinigungsmittel.**
Zu haben in Originalfl. zu 50 Pf. und 1 M. in allen einschlägigen Geschäften.
General-Depots in Oesterr.-Ung.: Reiner Lipót és Ferencz Budapest, Kiraly-Utcza 41. — Nägele & Strubell, Wien I, Graben 27.
Wo keine Verkaufsstellen versende direkt.
Chem. Fabrik Wilh. Roloff, Leipzig.

Der vollkomm. u. beste Fahrstuhl

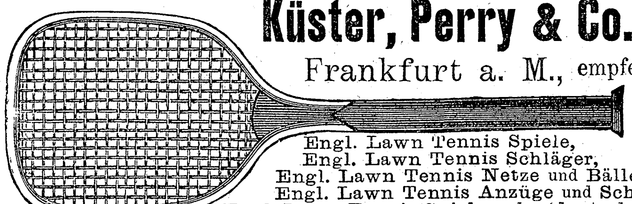
ist mein von Geheimr. Dr. **von Nußbaum** empfohl., in 20 verschied. Lagen leicht verstellbarer **Pat. Univ.-Fahrwagen,** Fahr-Fauteil, Fahr-Chaiselongue, Fahrbett rc., alles in Einem darstelld., zum Selbstfahren mit Gummiräder, sowie jede Art **Rollstühle** von M. 34.— an.
J. Schöberl, Hoflieferant, **München.**
Illustr. Preiscourant bei näherer Bezeichnung der Artikel auf Wunsch gratis u. franco.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.
Breslau, Hambg., Dresd., Leipz., Münch.
Dr. J. Schanz & Co.
Patente
billigst, reell, sorgfältig, schnell
Vergünstigungen
wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Stottern heilt **C. Denhardt's** Anstalt **Dresden-Blasewitz** und die Zweiganstalt **Burgsteinfurt,** Westf. Honorar nach Heilung. Prospekte gratis. Herrliche Lage. **Aelteste, staatlich** durch **S. M. Kaiser Wilhelm I.** ausgezeichn. Anst. Deutschlands.

Kein Feuer, keine Kohle,
sondern Glühstoff (Patent Martin) ist das einzige Mittel, um ununterbrochen und sauber ohne jede Belästigung im Zimmer wie im Freien plätten und bügeln zu können. Unser Glühstoff ist in Kartons zu 40 Pf., unser Patentplätteisen zu M. 3,50 in allen besseren Hausgeräte- und Eisenhandlungen zu haben. Man verlange aber ausdrücklich unsere echten Fabrikate. Wo nicht erhältlich, versenden wir als je ein Postpaket 4 Kartons Glühstoff und ein Plätteisen ab hier. Zu jedem unserer echten Plätteisen wird gratis ein Anglühapparat und eine Zange geliefert.
Deutsche Glühstoff-Gesellschaft, Dresden.

Kühlend, erfrischend und stärkend sind die Eigenschaften von **ROWLANDS' KALYDOR.**
für Gesicht, Hände und Arme der Damen und alle sonstigen der Sonne und dem Staube ausgesetzten Teile. Es verhindert und entfernt Sommerflecken, Sonnenbrand, Röte, Runzeln etc., lindert und heilt Entzündungen, Insektenstiche, Hautausschläge etc., macht die Haut zart und schön und verleiht einen reizenden Teint. Als unschädlich garantirt. Man verlange in den Apotheken und Parfümerien **ROWLANDS' KALYDOR,** 20, Hatton Garden, London, und vermeide Nachahmungen des Kalydor, die Mineralgifte enthalten, welche für Haut und Teint schädlich sind.

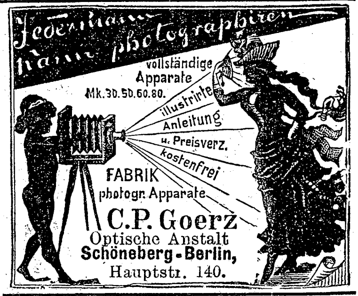

Küster, Perry & Co. Nachf., Frankfurt a. M., empfehlen:
Engl. Lawn Tennis Spiele,
Engl. Lawn Tennis Schläger,
Engl. Lawn Tennis Netze und Bälle,
Engl. Lawn Tennis Anzüge und Schuhe,
Engl. Lawn Tennis Spielregeln (deutsch) M. 0,50.
Illustrirte Preislisten gratis und franko.

Haemogallol und **Haemol**
neue Eisenmittel, wirken am sichersten und besten gegen
Bleichsucht.
Sie erregen den Appetit, enthalten das zur Blutbildung nötige Eisen in direkt aufnahmefähiger Form und beseitigen daher rasch alle Beschwerden, die durch Blutarmut entstanden sind.
Alleiniger Fabrikant: E. Merck-Darmstadt.
Käuflich in allen Apotheken in der Form von Tabletten, Pulver und Chocoladeplätzchen. — Literatur steht zu Diensten.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Die **beste und billigste Butter**

erhält man in 6—10 Minuten durch Selbstherstellung aus dem von der täglichen Caffeemilch angesammelten Rahm (Sahne) mit der ges. gesch **Haushaltungs-Buttermaschine**
Jährl. nachweisb. Ersparniss für den Haushalt ca. 100 M. In hocheleganter bester Ausführung mit
1 Liter Inhalt . . . . M. 4.50,
2,8 „ „ . . . . „ 7.—.
Für Landwirte etc.: Schnell-Buttermaschinen
nach demselb. bewährt. System von unübertroff. Leistungsfähigkeit zum Verbuttern von 3—30 Liter M. 12—45. Versandt geg. Nachn. Prospekte und Ia. Zeugnisse grat. und franco durch die Fabrik
R. v. Hünersdorff Nachf., Stuttgart.
Wiederverkäufern lohnender Rabatt.



Glafey-Nachtlichte,
unübertroffen seit 1808, 6 mal prämiirt, silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1882 „für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung.“
Ueberall vorräthig.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen auf Papier und direkt auf Holz gedruckt. Preiscourant mit 1200 Illustrationen auch über Werkzeug u. Materialien 30 Pfg. Briefmarken. **Mey & Widmayer** in **München.**

Billigste Bezugsquelle für
Teppiche!
fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à **5, 6, 8, 10** bis **100** Mark. Prachtkatalog gratis.
Sofastoff-Reste!!
einfarbig und bunt spottbillig. **Proben frko.**
Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 158.

Champagner-Kellerei
Gegründet 1826
Grempler & Co.
Grünberg in Schlesien
Erste Marken: Landkarte
„ „ Medaille
„ „ Gold
Zu beziehen durch alle Wein-Grosshandlungen

Beste und billigste Bezugsquelle für

Musikinstrumente.

Violinen, Bratschen, Cellos, Contrabässe, Flöten, Piccolos, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Symphonions, Polyphons, Orphenions, Musikautomaten, Aristons, Piano-Melodico, Phönix, Harmonikas, Mundharmonikas, Ocarinas, Drehpianos, Harmoniums, Saiten, Stimmgabeln, Metronome, Taktstöcke, Notenpulte, Noten.

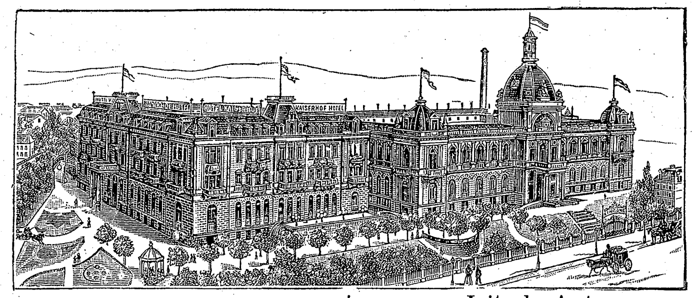
Jul. Heinr. Zimmermann,
Musikexport, **Leipzig.**
Neue illustrirte Preisliste gratis.

Hôtel Kaiserhof — Wiesbaden. — Augusta-Victoria-Bad

Neu eröffnet.
Haus **allerersten** Ranges mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattet, in gesunder, ruhiger und vornehmer Lage in grossen Parkanlagen, fünf Minuten vom Bahnhof und den Kuranlagen. Prachtvolle Aussicht auf die Stadt und Gebirge.

160 Fremdenzimmer und Salons.

Familien-Appartements (Salon, Schlafzimmer, Toilette- und Badezimmer), Gesellschaftssäle, Lese-, Conversations-, Musik-, Rauch-, Billardsäle. Wintergarten. Grosser Speise- und Restaurationssaal mit offener Terrasse. Fahrstühle. Elektrische Beleuchtung. Niederdruck-Dampfheizung. Lawn-Tennis und Croquet-Plätze.
Bei längerem Aufenthalt Arrangements.



Direktor des Hôtels **W. A. Autor.**

Leitender Arzt **Dr. med. R. Friedlaender** (früher Dietenmühle).

Neu eröffnet.
Wiesbadener Thermalbäder
(eigene Quelle u. Trinkhalle).
Anwendung sämtlicher
physikalischer Heilmethoden.
Hydrotherapie, Heilgymnastik (System Zander). Massage. Elektrotherapie.
Elektrische Bäder,
Inhalationen, Medizinalbäder, Römisch-irische, russische und Moor-Bäder.
Pneumatische Kammern.
Zwei Riesen-Schwimmbassins.
Das Hôtel ist mit dem Augusta-Victoria-Bad durch gedeckten Gang verbunden.

LIQUEUR-PATRONEN

Mit J. Schrader's Liqueur-Patronen lassen sich von Jedermann sofort feinste Tafel-Liqueure, Bitters und sonstige Haus-Geister, die sonst viel Geld kosten, wie **Chartreuse, Benediktiner, Maraschino, Curaçao, Bonecamp etc.** (ca. 30 Sorten), in einer den **besten Marken** gleichkommenden Qualität und ☛ enorm billig herstellen.
1 Patr. zu $2^1/_2$ Lit. Liqueur 60 Pfg.
— Genaue Gebrauchsvorschrift. —
☛ Man verlange Prospekte gratis.
J. Schrader, Feuerbach-Stuttgart.

Stottern

heilt gründl. **Rudolf Denhardt's** Anstalt **Eisenach** Honorar nach Heilung. Prosp. gratis
Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, zuletzt d. S. M.
Kaiser Wilhelm II.

Ostende

Schönstes und besuchtestes Seebad auf dem Kontinent, **Sommer-Residenz I. I. M. M. des Königs und der Königin der Belgier. „Jährlich 250,000 Badegäste".**

☛ **Bade-Saison vom 1. Mai bis November.** ☚ Künstlerisch ausgeschmückter Kursaal, herrlicher Meer-Damm. Theater. Täglich 2 Konzerte, Orchester von 70 Mann. Soirées dansantes im Kursaal. Häufig Konzerte berühmter Sänger und Sängerinnen. Ferner Orgel-Aufführungen, Bälle im Kasino, Regattas auf dem Meere. Pferderennen an 8 Tagen. Elegante Dampfer zu Lustfahrten. Feste aller Art. Fischsport. Seewasser-Heilanstalt. Fahrradbahn. Kunstausstellung. Wintersaison. Direkte Bahnverbindung mit allen Hauptstädten Europas. 3 Dampfer täglich nach Dover. Ueberfahrt in 3 Stunden.

Hunderte Nachahmer

gibt es, welche den wohlverdienten Weltruf meiner **Crême Grolich** und **Grolichseife** benützen, um allerlei wertloses Machwerk anzubringen, deshalb Vorsicht! **Beim Kaufe verlange man ausdrücklich die preisgekrönte Crême Grolich und Grolichseife, denn nur diese entfernen Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte etc. und erhalten den Teint bis ins Alter blendend weiß und jugendlich frisch. Preis Mk. 2,—. Hauptdepot** in der **Engeldroguerie Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren Apothekern und Droguisten.

Dr. von Hartungen's
Naturheilanstalt
RIVA am Gardasee.

Der Sommer die geeignetste Zeit für intensivere Sonnenlichtkuren bei Skrofulose, Blutarmut u. sonstig. Blutdyscrasien. — Näheres über Riva in Dr. von Hartungen's Handbuch der klimatischen Heilkunde bei Gustav Schuhr, Berlin, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ostsee-Bad und Hotel Bellevue — Düsternbrook bei Kiel.

Schönste Lage am Kieler Hafen, in unmittelbarer Nähe der Mündung des Nordostseekanals.
Telephon-Verbindung mit Hamburg, Altona und Flensburg.
Warme u. kalte Seebäder. - Zimmer zu mässig. Preisen. - Service u. Licht w. nicht berechnet.
Während des ganzen Jahres geöffnet. Bei längerem Aufenthalt Pension.
Illustrirte Prospekte sind zu haben vom Besitzer
H. Klicks, Hoflieferant Seiner Majestät des Kaisers und Königs.

Deutsche Waffen-Fabrik

Ferd. Drissen, Lüttich (Belgien).
Jeder Weidmann und Schütze verlange franko und gratis das reichhaltige Album mit 575 Waffen-Modellen und 141 künstlerischen Waffen-Zeichnungen.

Dr. Köllner's Kurh. u. Pens. auf d.
Hainstein
b. d. **Wartb. Eisenach,** Sommerfr. auch f. Nichtkurgebr. Prosp. gr. u. fr.

Schönste Nordsee-Insel.
Comfortable Wohnungen direct an der See.
Von Hamburg aus in ca. $6^1/_2$ Stunden, also am bequemsten von allen Nordseebädern zu erreichen.

Nordseebad FANÖ
Dänemark.

Directe Eisenbahnverbindung von Hamburg bis ans Dampfschiff in Esbjerg-Hafen in ca. 6 Stunden. Sofortige Ueberfahrt von Esbjerg unbeschadet Ebbe und Fluth in ca. 1/4 Stunde. Prospecte in allen Filialen der Firma RUDOLF MOSSE, sowie auch jede gewünschte Auskunft im Bureau Ness 7, Hamburg, oder durch die Seebade-Direction.

Blutarme

schwache nervöse Personen sollten **Dr. Derrnehl's** Eisenpulver versuchen. Glänzend bewährt seit 29 Jahren, ist es das beste Kräftigungsmittel, stärkt die Nerven, **regelt die Blutzirkulation,** schafft Appetit und gesundes Aussehen. Alle sind voll des höchsten Lobes; unzählige Dankschreiben. Schachtel M. 1,50. Gross. Erfolg nach 3 Schacht. Allein echt: **Kgl. pr. Apotheke z. weiss. Schwan, Berlin, Spandauerstr. 77.**

Bad Homburg

im Taunus. 1/2 Stunde von Frankfurt a. M.
Luftkurort ersten Ranges. Fünf Mineralquellen. Gut eingerichtetes Badehaus mit natürlichen kohlensauren Kochsalzbädern, Fichtennadel- und Moorbädern, sowie Inhalatorium. Wirksame Brunnenkur bei Katarrh, Atonie und Schwäche des Verdauungstractus, bei chronischer Stuhlverstopfung, Hämorrhoidal-, Frauen- und Leberleiden, harnsaurer Diathese, Gicht, Diabetes, Skrofulose und gewissen Herzleiden. Zwei Eisenquellen gegen Anämie und Folgen der Influenza. Winterkur. Elegantes auch im Winter geöffnetes Kurhaus mit grossartigem Park. Vorzügliches Orchester, Theater, Bälle, Réunions, Lawn-Tennis, Golf- u. andere Spiele. Internationale Spiel-Turniere. Hotels und Privathäuser bei grossem Comfort, den modernen hygienischen Anforderungen entsprechend.
— **Mineralwasser-Versand während des ganzen Jahres.** —
Broschüren und Prospekte durch die Kur- und Bade-Verwaltung.

soll Jedermann erfahren.
Revolver von 5 Mk. an,
Taschen-Teschin von 2,50 Mk. an,
Garten-Teschin von 7 Mk. an,
Jagd-Karabiner von 15 Mk. an,
Scheibenbüchsen von 15 Mk. an,
Centralfeuer-Doppelflinten von 32 Mk. an,
Einläufige Cal. 16 von 20 Mk. an,
Engl. Polizeiknüppel v. 1,50 Mk. an,
Luft-Pistolen von 3 Mk. an,
Luft-Gewehre von 8 Mk. an,
Schlagringe von 50 Pf. an,
Bulldogg-Messer von 1 Mk. an,
Ochsenziemer von 2 Mk. an
versendet gegen Postnachnahme. Umtausch gestattet.
Preislisten mit 300 Bildern gratis
Hippolit Mehles,
Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Im Besitz der Gemeinde Westerland.
Direction: Oberstlieutenant a. D. von Schöler.
Stärkster Wellenschlag der Westküste.
Heilkräftigstes Seebad Deutschlands.
Unvergleichlich schöner Strand.
Sommer- und Rundreisefahrkarten auf allen grösseren Stationen.
Prospecte mit Angabe der Reiserouten sowie der Fahrpreise versendet gratis die
SEEBADE-DIRECTION IN WESTERLAND-SYLT.

Königliches Nordseebad
Norderney.

Eröffnet am 1. Juni. — Geschlossen am 10. Oktober.
1894: 20790 Kurgäste.
Wasserleitung und Schwemmkanalisation. Elektrische Beleuchtung des Strandes und der Kuranlagen. Wandelbahn über dem Meere. Feste, ebener Strand, schöne Gartenanlagen, schattige Spaziergänge. Gut ausgestattete Badehäuser, grosses Kurorchester, neues Kurtheater. Lawn Tennis- und Kinderspielplätze. Gelegenheit zu Ausflügen, Schiessübungen, Lustfahrten in See u. s. w. Regelmässige Dampfschiff-Verbindungen mit Norddeich, Bremerhaven und Hamburg. Schnellzug-Verbindungen bis Norddeich mit Anschluss an die Dampfschiffahrt. Prospekte gratis und franko durch die
Kgl. Badeinspektion.

Automat. Einbanddecken (Patent-Selbstbinder), für Journale, Musiknoten etc. empf., 1 Muster (f. Postanw.-Coupons) gegen 30 Pfg. (Briefmarken,) frco. Prosp. gratis. Balduin Oehme, Leipzig 34 E.

Volle Mahlzeit — Magenleidenden — Sofortige Hilfe

Nach Meidung aller Medikamente, Mineralwasser, Salze und Speiseverboten! Nur nach Genuß aller der Menschheit zustehender Speisen vermag, „wie 10jährige unfehlbare Erfolge beweisen", mein Verdauung anregend und erhaltendes Speisepräparat

„Magenheil"

alle Magenbeschwerden (da solche nicht einmal krankhaft), in jedem Alter und Stadium vom Säugling bis zum Greise zu beseitigen und dauernd beschwerdelose Verdauung herzustellen! Broschüre gegen 3 Pfennig-Marke gratis und franko, à Dose M. 1.50 **nur** durch
Heinr. Senf, Köln, 23 Rheingasse 23.
Bei minim. 3 Dosen für Deutschland franko. Nachnahme extra.

Für Blutarme und Reconvalescenten.

D. R. P. No. 72168.

Einzige alkalische Therme Deutschlands 40° C. Arsen- u. Lithion-Gehalt.

Neuenahr.

Bade- und Trink-Kuren, Inhalationen, Massagen, Thermalwasser-Versand.
Grossartige Heilerfolge bei Katarrhen des Kehlkopfes (Influenza und Folgen), des Magens, des Darmes, der Blase, bei Gallensteinen, Nieren- und Leberleiden, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus und Frauenleiden. Mild lösend, den Organismus stärkend. **Broschüren gratis durch die Direktion.**
Reiseroute: Köln—Bonn—Remagen oder Koblenz—Remagen—Neuenahr.

Bergmann's Original-
Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Cie., Berlin u. Frankfurt a. M.
Nur echt mit der Schutzmarke:
Dreieck mit Erdkugel und Kreuz.
Anerkannt unvergleichlich in ihren Wirkungen für die Hautpflege gegen alle
Hautunreinigkeiten, Sommersprossen u. s. w.
wie zur Erlangung und Konservirung einer
zarten, blendend weissen Gesichtsfarbe.
Gesetzlich deponirte Schutzmarke.
Ueberall zu 50 Pfg. pro Stück käuflich.

HERRENALB

Klimatischer Kurort im württembergischen Schwarzwald
zwischen **Wildbad** und **Baden-Baden.** — 365 Meter über dem Meer.
Eisenbahnstationen: Gernsbach—Karlsruhe—Ettlingen (Bad. Staatsbahn).
" Neuenbürg—Höfen (Württemb. Staatsbahn).
Bäder jeder Art. Wasserheilverfahren. **Elektro-Therapie etc.**
Prospekte gratis durch Stadtschultheiß **Beutter.**

Digitized by Google

Lungenleiden

Herr **Dr. med. Egenolf** in **Kelkheim** a./Taunus schreibt: „Von Dr. Hommel's Haematogen kann ich nur Gutes berichten. **Bei beginnender Lungentuberkulose,** wo der Appetit völlig darniederlag und ich schon viele Stomachica erfolglos gebraucht hatte, hob sich der Appetit und das Allgemeinbefinden sehr. **Ausgezeichnete Resultate** sah ich bei Kindern, bei denen in Folge von Verdauungsstörungen grosse Schwäche eingetreten war."

Herr **Dr. med. Demme** in **Berlin:** „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in etwa 100 Fällen von Anämie, Skrophulose, **Schwindsucht,** Rekonvaleszenz, Schwäche angewandt und bin mit dem Erfolg **ausnehmend zufrieden. Ich verordne überhaupt kein anderes Eisen-Präparat mehr."**

Dr. med. Hommel's Haematogen ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81391). Haemoglobin ist die **natürliche** organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.–. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.–. ö. W.** Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.

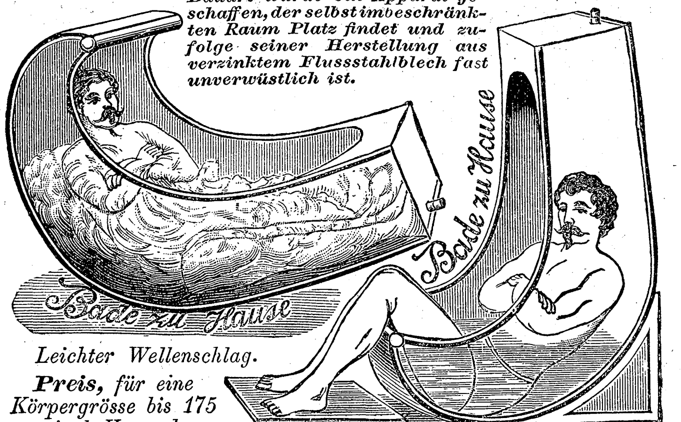
Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis** und **franko.**

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

Dittmann's patentirte

Wellenbadschaukel

vereint in sich die wichtigsten Badeapparate: sie bietet ein Voll-, Halb-, Sitz-, Kinder- und Dampfbad, sowie das nervenstärkende Wellenbad. Dieses Wellenbad wirkt so wohlthuend auf den Blutkreislauf und hinterlässt ein so unbeschreibliches Wohlbehagen, dass man sich geradezu verjüngt fühlt. Durch äusserst sinnreiche, ganz dem Körper angepasste Bauart wurde ein Apparat geschaffen, der selbst im beschränkten Raum Platz findet und zufolge seiner Herstellung aus verzinktem Flussstahlblech fast unverwüstlich ist.



Leichter Wellenschlag.

Preis, *für eine Körpergrösse bis 175 cm, incl. Verpackung*

42 Mark, **Dampferzeuger 10 Mark.** *Sitzbad.*

Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 123.

Kommandantenstr. 60. — Fabrik sämtl. Badeapparate.

Gegen **Stuhlverstopfung, Schwerverdaulichkeit, Hämorrhoidalleiden** empfohlen! **Wirkt mild, nicht heftig** wie Rhabarber, Senna, Tamarinde u. drastischere Stoffe, regelt die Verdauung ohne Beschwerde in jedem Alter. Da minderwertige Nachahmungen, fordere man ausdrücklich „Liebe's echt. Sagradawein"; ½ und 1/1 Flaschen in den **Apotheken.**

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte **photograph. Apparat**

Phönix

Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Momentaufnahmen).

Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich.

Preis mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.**

Prospekt und Probebilder kostenfrei.

Hess & Sattler, Wiesbaden.

Krankenfahrstühle,

bequem, leicht handlich, solid gebaut und von geschmackvollem Aussehen, liefert in verschiedenen Systemen und Größen zum Preise von 36–250 Mark die

Dresdner Kinderwagenfabrik

G. E. Höfgen, Dresden-N.,

Königsbrückerstr. 56.

Ausführl. illustr. Kataloge auf Verlangen gratis u. franko.

Wer sich nur einmal

mit Bergmann's Lilienmilch-Seife

gewaschen hat,

wird sich überzeugt haben, dass man nur beim Gebrauche dieser mildesten aller Seifen einen **zarten,** weissen, rosigen Teint erhält und nach kurzer Zeit sämtliche Sommersprossen sowie alle Hautunreinigkeiten verschwinden. Er wird diese

Bergmann's Lilienmilch-Seife

von **Bergmann & Co.,**

Zürich **DRESDEN-RADEBEUL** **Tetschen a/E.**

allen anderen Toilette-Seifen vorziehen.

Vorrätig à Stück 50 Pf. in den meisten **Apotheken, Drogerien, Parfümerie- und Seifengeschäften.**

Man verlange ausdrücklich mit

Schutzmarke:

Zwei Bergmänner;

Zwei Bergmänner

denn es existieren miserable Nachahmungen.

Das renommirte Versand-Warenhaus

Siegfried Schlesinger

Dresden

empfiehlt zu außergewöhnlich billigen **bisher unbekannten Preisen** alle in das

Möbelstoff- und Gardinen-

fach einschlagenden Artikel.

Man prüfe Preise u. Qualitäten

und stehen reichhaltige Kollektionen bereitwilligst franko zu Diensten, von

Glatte Möbel-Plüsche Mtr. 2,50–7 Mk.
Gepreßte Möbel-Plüsche Mtr. 3–5 Mk.
Gemusterte Möbel-Plüsche Mtr. 5,50–12 Mk.
Moquette-Plüsche Mtr. 5,75–12 Mk.
Dekorat. Tician-Plüsche Mtr. 4 Mk.
130–160 cm Portièren-Friese Mtr. 1,90–4 Mk.
Portièren-Stoffe meterweise v. 0,65-2 Mk.
Portièren, abgepaßt, Paar 3,50–120 Mk.
Möbel-Damaste Mtr. 1,25–4,50 Mk.
Möbelripse und Crêps Mtr. 2,75–4,50 Mk.
Seiden-Damaste Mtr. 5,75–18 Mk.
Phantasie-Möbel-Stoffe Mtr. 1,35–15 Mk.

Schweizer u. engl. Tüll-Gardinen.
Linoleum, einfarb., Parket- und Teppich-Muster.
Granit-Linoleum.
Elsässer bedruckte Möbel-Crêps.
Teppiche, Läufer, Tisch- und Bettdecken.

Das Angebot von **Restern und fehlerhaften Waren beruht auf Täuschung des Publikums.** Nach meinen Grundsätzen müssen gute und reelle Waren billig sein.

Universal-Knet- u. Mischmaschinen

Werner & Pfleiderer.

Cannstatt, Berlin, Wien, Paris, **London.**

Patentirt in allen Ländern.

74 nur höchste Auszeichnungen.

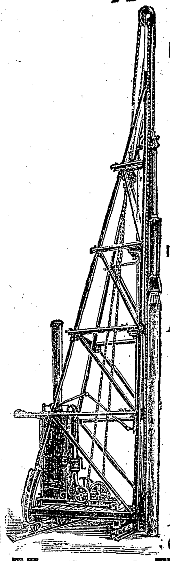
für die chemisch-pharmaceut. u. chemisch-techn. Industrie.

für Bäckereien, Konditoreien, Fleischereien, Hotels etc. etc.

Hans von Bülow

fand die Pianinos aus der Fabrik von **W. Arnold, Aschaffenburg,** als die besten und wählte eins zum eig. Gebrauch. Preisliste u. Bülows Original-Dankschreib. gratis.

Dampframmen.



Direct wirkende **Patent-Rammen.**

Direct wirkende ***Lacour'sche Rammen.***

Rammen mit endloser Kette.

Rammen mit rücklaufender Kette.

Kreissägen zum Abschneiden von Pfählen unter Wasser.

Spülvorrichtungen für Rammen.

Alle Systeme und Grössen auf Lager

MENCK & HAMBROCK,

ALTONA-HAMBURG.

Dampfpflüge

Strassen-Locomotiven

Dampf-Strassenwalzen

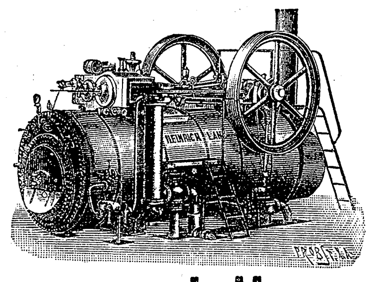
liefern in den vollkommensten Constructionen und zu den mässigsten Preisen

John Fowler & Co., Magdeburg.

HEINRICH LANZ,

MANNHEIM & BERLIN.

Welt-Ausstellung Antwerpen 1894 „Grosser Preis"



Einzige höchste Auszeichnung für Lokomobilen für industrielle Zwecke

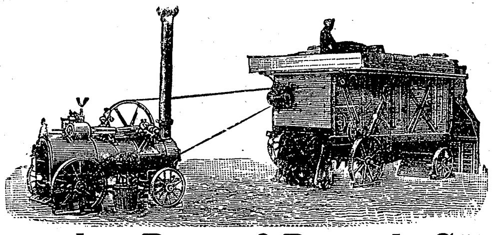
Lokomobilen von 2—150 Pferdekräften.

Special-Abtheilung für Industrie.

In den letzten zehn Jahren über 4000 Stück verkauft.

Im Brennmaterial-Verbrauch **nachweisbar erheblich sparsamer** wie stationäre Dampfanlagen mit eingemauerten Kesseln bei mindestens gleicher Leistungsfähigkeit, Dauerhaftigkeit und Betriebssicherheit.

Garrett Smith & Co.



Deutsche Dampf-Dresch-Sätze,

neueste Unterwind-Dampfdreschm. mit Kaff-Siebung und Expans.-Lokomobilen.

Kohlenverbrauch ca. 5 Ztr. pro Tag. 5jährige Garantie für ausziehbare Feuerbuchsen. 600 neuere Zeugnisse etc. gratis und franko.

Gebaut von **Garrett Smith & Co., Magdeburg.**

Garrett Smith & Co.

Technikum Hildburghausen. Getrennte Fachschul. für **Maschinen- & Elektrotechniker, Baugewerk & Bahnmeister** etc.

Nachhilfecurse. Rathke, Herzogl. Direktor.

SENFPFLASTER RIGOLLOT

Gegen **BLUTANDRANG, SCHMERZEN, KATARRH, INFLUENZA,** etc.

Für jede Familie unentbehrlich

Ist in Blechbüchsen von 10 Blatt in allen Apotheken der Welt erhältlich.

Man verlange auf jedem Blatt dem **Namen** und die **Adresse** des Erfinders.

P. RIGOLLOT, 24. Avenue Victoria, Paris.

Trockenanlagen

Uhland's Patent, für alle Zwecke der Industrie.

Grösste Leistungsfähigkeit, billigster Betrieb.

Einrichtung durch **W. H. Uhland,** Civil-Ingenieur, **Leipzig.**

Prämiirt mit 10 goldenen Medaillen und Ehrendiplomen auf allen Welt-Ausstellungen.

Bestätigt von der St. Petersburger Medizinalbehörde

A. ENGLUNDS

WELT- berühmter, allbeliebter BIRKEN-CREAM

entfernt in kurzer Zeit Sommersprossen, Fältchen, Sonnenbrand, rauhe Haut ꝛc. ꝛc. und gibt dem Gesicht ein frisches, jugendliches Ansehen. Gebrauchsanweisung ist bei jeder Porzellandose beigelegt.

Präparirt vom St. Petersburger Kosmetischen Laboratorium **A. Englund.** Preis per Porzellandose *M.* **2,50.** Postversand für ganz Deutschland unter Nachnahme *M.* **3.**

Zu haben in Deutschland in allen Parfümerie- u. Drogengeschäften.

General-Depot für Europa **Emil Behr, Hamburg.**

Vor Nachahmungen wird gewarnt, indem die geehrten Käufer gebeten werden, auf das Facsimile **A. Englund,** das sich in roter Tinte auf jedem Etikett befindet, zu achten, desgleichen auch auf die Trade-Marke der Firma.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Pave, der Sünder.

Eine Geschichte aus Dalmatien von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortsetzung.)

Gar manchen langen Tag hindurch, wenn draußen der Sirocco pfiff und die Wogen donnerten und Vater und Brüder Pavcice den Kleinen nicht mitnahmen aufs unsichere Meer, kauerte er neben der Mutter drinnen hinter der schwelenden Feuerstelle, deren Rauch Augen und Lungen beizte und bläulich an den Rohrwänden hinkroch, bis er den Ausweg durch die Thüröffnung glücklich gefunden hatte.

Dann ließ die Mutter ihre Spindel am Faden hüpfen oder warf das Webeschiff zwischen den straffgespannten Schnüren hin und her und erzählte ihrem müßigen Bübchen Legenden, eintönig und singend, so daß es sich darob die Augen rot rieb und gähnte in unbezwinglicher Schläfrigkeit.

Besonders oft mußte es die ausführliche Legende von Sankt Paulus (Sveti Pave nannten ihn Mutter und Söhnchen), seinem Schutzpatron, anhören, der im adriatischen Meere Schiffbruch gelitten, einst, da er reiste, vor vielen, vielen tausend Jahren — Dume nahm es nicht genau mit der christlichen Zeitrechnung. Einen ganzen Winter lang war Sveti Pave als Gast auf der Insel Meleda verblieben, hatte die heidnischen Dalmatiner, die einander erschlugen, wo sie nur konnten, zu lammfrommen Christen gemacht und die bösen Giftnattern, an denen Meleda reich war, zu sanftmütigen Würmlein: das heißt, die natürlich, denen er nicht mit seinem Schwerte den Kopf abhieb. Leider aber hatte es mit der Sanftmut der Meleder Nattern keinen Bestand gehabt: sie bissen und vergifteten nach wie vor und mehrten sich fröhlich.

Giftnattern! Pavcice zeigte sich aufs höchste interessirt. Sankt Pauli Nattern, Sankt Georgs Drache und die Schlange des Paradieses, die Versucherin, die am früchteschweren Baume der Erkenntnis emporzüngelte — sie alle waren in Pavcices reger Phantasie die gleichen riesigen Ungetüme.

„Ich will Sveti Pave werden!“ rief er einmal in heller Begeisterung und riß seine schläfrigen Schwarzaugen auf, daß sie sich urplötzlich in zwei funkelnde Leuchtkugeln verwandelten. „Ein Schwert will ich haben — ein großes, wie Vaters Wolfsschwert an der Wand, und dann geh' ich nach Meleda und erschlage die Giftnattern — dreimal so viele, wie Sveti Pave. Dann bin ich auch ein Held — ein junak!“

„Sveti Pave ist kein junak gewesen, sondern ein Zeltweber, dusice, mein Seelchen,“ verbesserte die gewissenhafte Mutterfrömmigkeit, „und später, wie Du weißt, ist er ein anbetungswürdiger Heiliger geworden und Dein Schutzpatron.“

„Aber es ist nicht wahr! Die Heiligen sind in der Kirche, und Sveti Pave hatte sein Schwert und erschlug die Giftnattern in Meleda!“ schrie der Kleine heftig. „Er war wohl ein junak, und so will ich einer werden — kein Heiliger!“

„Vielleicht doch ein Zupnik, mein Seelchen? wie? Bedenke sein kostbares Haus und den Orangengarten, und dann das gute Essen, das ein Zupnik verzehren darf.“

Die Mutter wollte ein wenig überreden, aber der Krauskopf mit dem Zöpfchen hintendran wurde energisch geschüttelt:

„Nein, nein — ein Zupnik nicht. Der Zupnik heißt Vater Basil und ich will Sveti Pave heißen!“

Dumes Weisheit wirbelte mit ihr im Kreise herum. Sie seufzte und stillte ihres Gotteskindes stetig wachsende Ungeduld.

Die pflegte zwischen dem schönsten Erzählen immer dringlicher und weinerlicher zu fragen:

„Wann kehren sie nur heim, der Vater und die Brüder? Warum bleiben sie heute so lange aus?“

*

Welche Lust, wenn sie dann alle drei nach endlosem Harren, um Nachtfall endlich hereinstampften, und mit ihnen der köstlich frische Salzdunst in die Rauchhöhle drang und das Seewasser von ihren schweren Mänteln zu Boden tropfte. Wie gut klang des Vaters rauhes Lachen und der Brüder lustiger Streit um die beste Leistung beim Segelstellen oder Fischfang.

Freilich höhnte der Vater allemal über die Duckmäuser am Herde, dann aber stieß er mit dem Fuße mitten zwischen die qualmenden Olivenknorren, daß es eine goldsprühende Lohe ward und Schwesterchen Milica hell aufjubelte.

Nun schwiegen die Legenden der Mutter. Der Vater hockte mit den Söhnen um den niederen Tisch, aß mit vollen Backen von Brot und Käse und that schlürfende Züge aus dem hölzernen Milchnapf dazu. Die Söhne — und ob sie ausgehungert waren wie die Wölfe zur Winterszeit — rührten Speis' und Trank nicht an, bevor ihr Gebieter vollauf gesättigt war.

Nach dem Essen gab's ein lautes Erzählen und Singen in der engen Runde. Bruder Jesto griff zur Gusla und strich sie leicht mit dem einfachen Bogen; Stojan blies auf seiner Doppelflöte, der Svirala, dazu, oder sang mit klarer, hoher Stimme und des Vaters tiefer Baß dröhnte darein. Der brennende Span leuchtete, wenn das karge Oel im Lämpchen etwa versiegt war; die Musizirenden nahmen klein Milica in die Mitte, nickten ihr zu, daß die roten Cappas wie Feuerrädchen auf und nieder gingen im Flackerschein, und sangen dem lachenden, vor Gesundheit strahlenden Herzblättchen eines der Koselieder, die im Volke entstanden — keiner wußte, wo und wann:

„Wem gehört nur dieser Zaun,
Wem gehört die Thüre?
Wem gehört das Täubchen süß,
Das da girrt im Garten?

Vater hat den Zaun gebaut,
Mutter schloß die Thüre —
Täubchen fliegt hinüber doch —
Nistet mir am Busen!“

Noch ein anderes Lied aber gab es, das die drei gewöhnlich vortrugen, wenn der Abend zu Ende

Wirklicher Geheimer Rat Otto Baensch,
der Erbauer des Kaiser Wilhelm-Kanals.

Nach einer Photographie von Erich Sellin & Co. in Berlin W. (Unter den Linden 19).

Digitized by Google

ging und Pavcice längst auf seiner Wolldecke über den trockenen Hülsen des Maiskorns hinter der dünnen Rohrwand lag und schlafen sollte.

Jedesmal begann sein Herzchen heftig zu pochen, wenn Jesto den gewissen zitternden Mollton auf der einzigen Saite seiner Gusla spielte und der Vater und Stojan näselnd im klagenden Tremolo das „neue Lied“ recitirten. Des Pfarrers Bruder, der bleiche Klosterschüler Rado, hatte es bei seinem letzten Besuche in der Castella von Sinj mit nach Sucurac gebracht und allabends am Strande vorgesungen.

Mit einem wahren Jammerschrei hob es an:

„U — petak se djace razbolelo! —“

„Freitag ist erkrankt der junge Schüler,
Samstag lag er noch erkrankt darnieder,
Sonntagmorgens aber schon verschied er!

Schön hat ihn die Mutter nun bestattet,
Seinen Sarg mit reinem Gold beschlagen
Und das Kreuz verziert mit reinem Silber.

Hat beim Grabe, an der einen Seite,
Einen kühlen Wasserquell eröffnet,
An der andern Grabesseite aber
Eingepflanzt die allerschönsten Rosen!

Hat dann Bänke aufgestellt im Kreise,
Daß den Müden sie zur Ruhe dienen,
Daß am Quell die Durstigen sich laben
Und die Jungen sich mit Rosen schmücken!“

Lautlose Stille: lang nachhallend verzitterte der letzte schmerzliche Ton und die Saite schwang und schwirrte nach.

Dann knisterte die Flamme, weil der Vater von seinem Sitze aus hineingespieen hatte.

„Möchte Gott sie alle vernichten, die Klöster und ihre Schüler!“ hörte Pave ihn sagen, und dann stieß er zur Bekräftigung obendrein noch mit dem Handschar unter die verkohlten Brände.

„Slavo, Gatte — hüte Deine Zunge und Deine Gedanken!“ warnte die Stimme der Mutter, die immer schwach und bebend klang. „Du wirst Dir die Qualen des Fegfeuers verdreifachen und die ewige Seligkeit verscherzen!“

Der Vater lachte sein rauhes Lachen.

„Pst! Du Gottesanbeterin, wahre Du Deinen Mund und laß Deine thörichten Gedanken nicht laut werden vor mir und meinen Buben. Wenn Du mit Deinen Priestern nicht etwa nachschürst, so will ich des Fegfeuers schon Herr werden und Sankt Peters auch. Er soll mir wohl aufschließen müssen, Du Närrin!“

„Lästere nicht! lästere nicht!“ bat die „Närrin“ mit aufgehobenen Händen; er aber war der König des Hauses und niemand durfte ihm den Mund verbieten unter seinem eigenen Dache!

Solche Reden und Gegenreden pflegten Paves kleines Gemüt so tief zu erschüttern, daß er sich auf seinem Lager gegen die Rohrwand herumwarf und den Pudelkopf in seinen erhobenen Armen versteckte in unverstandenem Angstgefühl.

Dann dachte er jedesmal aufs neue, daß es das Fürchterlichste von der Welt sein müsse, ein Klosterschüler zu werden, wie der bleiche Rado, und er freute sich darüber, daß sein Patron und Vorbild ein Held und ein Schlangentöter gewesen war, der übers große Meer fuhr und die Segel gestellt hatte, wie der Vater und die Brüder und alle richtigen Fischersleute es thaten.

Im Dunkel der Nacht bangte das Kindesherz sich schon wieder nach dem hellen Morgen und der blauen See. Die Begriffe „Kloster“ und „Tod“ jedoch verschmolzen ihm zu einem einzigen formlosen Schreckniſſe.

IV.

Abermals verstrich der Winter in der Castella. Immer weniger wurden der Tage, in denen der pfeifende Borasturm die Lüfte mit Eisnadeln erfüllte und den Oliven und Caroben die Wipfel kahl fegte. Anstatt der Bora fuhr der Sirocco auf Regenschwingen daher. Dann brüllte die See wie eine gereizte Löwin gegen die Steilstürze des Ufers auf und zischte, weißköpfig wie ein wütendes Schlangenknäuel.

Das waren die Zeiten, zu denen Dume Slavora dem netzestrickenden Gatten von früh bis spät mit ihrer bunten Handwirkerei gegenüber stand und stumm dem schweren Geständnisse nachsann, das sie ihm schuldete und doch mit keiner Macht in Worte zu kleiden vermochte. Zwischen ihnen spielte das zarte Töchterchen, das in aller Unschuld so viel Furcht und Zittern in seiner Eltern Hütte getragen hatte, und sich, unbekümmert darum, wie eine Frühlingsblume im Sonnenlichte entfaltete.

Endlich war der leuchtende Lenz wirklich wieder eingezogen. Rote Tulpen mit weißen Deckblättern, duftende Levkojen und Narzissensterne sproßten in den Triften zwischen Olivenhainen und Rebgärten, die der Feigenbaum und die stachlichte Opuntie einhegten. Veilchen und Asphodel deckten die spärlichen Wiesengründe der geschützten Thalmulden vor dem Berge Mossor hin, bis hinunter zum Biokovo und hinauf zur Feste Clissa mit den schnurrbärtigen Magyaren in des Kaisers Rock auf ihren Wällen und vor dem Schlupfpförtchen. Die Rosen warfen schon üppige Triebe aus und begannen im Laube zu glühen, die Myrte stand, weiß überschneit, in runden Büschen an den Felshängen; zweimal im Jahre öffnete sie ihre runden Knöspchen, und der Weinstock zeigte ein winziges Träubchen neben dem andern zwischen üppigem Blattwerk und krausen Ranken. Noch ein paar wärmegesegnete Nächte und die Knospenträubchen sprangen auf und die Weinblüte erfüllte die Castella mit ihrem herrlichen Wohlgeruche. Lang und heiß wurden die Tage. Die Fischerei brachte schönen Gewinn und allwöchentlich segelte Slavo Jovic als guter Hausvater zu Markt nach Spalato und Trau, seinen silberschuppigen Fang wohlverpackt in den tiefen Rohrkörben, mit ihrer kühlenden Schicht frischer Zweige bedeckt.

Dann endeten die Flottenmanöver droben zwischen Zara und Sebenico und drunten in der Bocche di Cattaro, um Castelnuovo her. Paves zwei älteste Brüder wurden auf Urlaub erwartet. Der dritte und der vierte waren weit draußen in den polynesischen Gewässern. Gott der Herr allein in seiner Weisheit bestimmte, ob und wann sie heimkehren würden. Jesto, der fünfte in der Reihe, hatte seine Ausrüstung für das Sebenicaner Jungenschulschiff schon fix und fertig im buntbemalten Holzkasten liegen (Raum für die geliebte Gusla hatte geschafft werden müssen im engen Behältnis) und nun genoß er in vollen Zügen den Rest seiner goldenen Bubenfreiheit mit Bruder Stojan, dem Vertrauten und Teilhaber ungezählter dummer und tollkühner Streiche, bei denen Stojan freilich meistens die passive Rolle spielte.

*

In der Frühe eines Maitages, kurz vor der Zeit, da sich Dumes Besuch bei Don Basil zum zweitenmale jähren würde, war Slavo schon beim Morgengrauen nach Trau zum Markte ausgesegelt und gedachte, eines unliebsamen Rechtshandels wegen, bis zum übernächsten Abend fort zu bleiben. Das Wetter war im Kampfe mit der Sonne, und als die um Mittag den Sieg davon zu tragen schien, lagen Slavos drei Buben in der kleinen Bucht von Sucurac ihrem Zeitvertreibe ob. Grell blitzte das himmlische Licht hernieder, aber um die Sonne her hing doch noch flockiges Wettergewölk, durchquert von fein ausfasernden Windstreifen, während am westlichen Horizonte ein bleicher Nebel lauerte und leise und gemach zum Zenith emporkroch. Der Sirocco war wieder im Anzuge.

Wenn die Sonne zur Rüste ging, würden die Wogen prachtvoll spritzen. O, was möchte Jesto, der schon jetzt aussah wie ein junger Pirat, wohl um irgend eine recht tolle Fahrt geben! Nur ein einzigesmal richtiger Barkenführer sein dürfen, so ganz selbständig mit den guten Segeln im Sturm, ehe es für ihn hieß, sich in des Kaisers Dienst zu ducken und zu schmiegen, mit hundert und mehr Kameraden in den engen schwimmenden Raum gepferchť!

Er saß, während er sich das wünschte, auf einem Felsbrocken am Strande — die Wellen wuschen daran hinauf — hatte den Arm mit der großen Tatze heftig um Bruder Stojans Nacken geworfen, zischelte ihm überredend in die Ohren und nickte dazu, daß sein kurzer, steifer Zopf auf und ab wippte, der nun bald unter das Schermesser kommen sollte. Denn des Kaisers Majestät und des Papstes Heiligkeit wollten keine Zöpfe.

Pave stand breitbeinig daneben; sein hübsches Kindergesicht war voll Glut und Eifer. Zwar konnte er nicht verstehen, um was es sich handelte, aber er bettelte dennoch mit richtigem Erraten:

„Laßt mich dabei sein! — O, redet doch lauter — sagt es mir! — Ich will auch mit dabei sein, Brüder!“

„Was? was denn? Es geht nicht! Die Vögelchen bleiben im Neste hocken und die feinen Schoßpüppchen in Mutters Rockfalten!“ neckte Jesto. Pave, der es nicht leiden wollte, daß der große Bruder ihn mit offenbarem Spott traktirte, geriet in Zorn, und Stojan, dessen Herz weicher war als dasjenige Jestos, legte sich bittend ins Mittel.

„Höre Du: schiebe den guten Kleinen nicht immer beiseite, ljubo, mein Lieber. Die Vögelchen müssen das Fliegen lernen und wir sollten dem unsrigen hier auch einmal den Willen thun.“

Ehe sie ihren Zank austragen konnten, vernahmen sie plötzlich ihrer Mutter Stimme.

„Pave — Pavcice — komm! komm!“ rief sie von fernher, und er sah sie vor dem Steinwall ihrer Hütte stehen und ihm mit der erhobenen Spindel winken.

„Da gibt's einen Zuckerbrocken für das süße Söhnchen,“ neckte der unverbesserliche Jesto weiter, aber Pave hatte keine Zeit, sich zu wehren.

„Wartet mir!“ schrie er zurück und sprang davon, der Mutter entgegen.

Als er herangelaufen kam und den Kopf in die Falten ihres Rockes stieß, wie ein lustiges Böckchen, fuhr sie ihm hastig mit dem harten Wollschurz über sein glühendes Gesicht und mit allen fünf Fingern durch das wüste Gekräusel in seiner Stirn. Dann zog sie ihm das Zöpfchen gerade und küßte seine Augen, preßte ihn an sich und nahm ihn, eiliger als sonst ihre Art war, mit sich hinein in die dumpfige Hütte.

Dort, auf der Mutter Spinnschemel, im halbdunklen Winkel, saß der Zupnik von Trau, hatte seine Soutane mit der Quaste über den Röhrstiefeln am Schaft gemächlich in die Höhe gezogen und die gelbseidene Schnupftuchflagge übers Knie gebreitet. Seine hörnerne Tabaksdose hielt er offen in der Linken und erwartete Pave.

Der beugte und bekreuzte sich diesmal ohne Tadel, küßte die priesterliche Rechte, deren Daumen und Zeigefinger die angenehme Prise zusammenfaßten, und wollte flugs wieder davonspringen. Aber der Zupnik nahm ihn, der ebenso hoch und breit empor zu schießen versprach, wie seine Brüder, auch heute eng zwischen seine Kniee, examinirte ihn eindringlich und zeigte sich sehr befriedigt vom Gebetaufsagen ohne Stocken. Auch plapperte das Gotteskind durchaus nicht mehr wie vordem, sondern legte in sein Paternoster — vornehmlich auf dessen drei letzte Bitten — einen unverkennbaren leidenschaftlichen Nachdruck, der sich in den lebhaften Kinderaugen widerspiegelte.

Vater Basil klopfte Paves Scheitel und kargte nicht mit seinem Lobe.

„Recht so — vortrefflich; ich muß dich rühmen, mein lieber Sohn. Der Strahl von oben hat Sauli Herz schon getroffen; der Paulus ist im Werden und das gefällt Gott und seinen heiligen Engeln gar wohl. Auch mit Dir bin ich höchst zufrieden, Dume Slavora, und wie ich sehe, hat der Herr Dir Deine christliche Bemühung sichtlich an Deinem Töchterlein gesegnet. Ein schönes Kind, ein liebes Kind — sorge, daß es reinen Herzens bleibt, Dume Slavora. Und nun, meine ich, ist es an der Zeit, daß Du offen mit Deinem Gelöbnisse vor den hintrittst, der auf Deine unverrückbaren Entschließungen sogar ein gewisses Anrecht hat — vor Deinen Gatten.

„Ach, Gospodin, mein Vater — ach — ich fürchte mich vor ihm!“ sagte Dume und hob die gefalteten Hände empor.

Er wiegte den Kopf, indem er mit zwei weichen Fingern Paves feste, braune Wange kniff; darauf nahm er seine Prise und schlürfte einen kräftigen Schluck des schwarzroten Landweines, den Dume ihm aus dem Fäßchen gezapft und dargeboten hatte.

„Menschenfurcht!“ antwortete er. „Menschenfurcht mußt Du überwinden als eine Satansklaue, wenn Du Gott ein Opfer bringst, Dume Slavora, und wenn Dein irdischer Herr Dich hart anläßt, so dulde um Jesu willen und bedenke, daß Du Deinem Sohne ein unvergängliches Heil damit bereitest.“

Pave horchte neugierig auf jedes der salbungsvollen Worte, die der Zupnik sprach; allein er wußte nicht, wer und was gemeint war, und das verdroß ihn lebhaft. Plötzlich faßte er Mut und fragte nach

Digitized by Google

dem weißen Zaubervogel im Goldkäfig: „Redet er noch immer wie ein altes Männchen ohne Zähne: „Lob sei Gott!"

„Sieh an — das also weißt Du noch, Pavcice, mein Sohn! — Ja: ‚Lob sei Gott!' — ein besseres Wort kannst Du Dir nicht einprägen," meinte der Zupnik, und erzählte Pave als Belohnung allerlei Erbauliches und Ergötzliches von seinem weißen Zaubervogel. Als er jedoch zur ferneren Aufmunterung aus den Tiefen der Soutanentasche ein leckeres Stück Feigenkuchen für das brave Gotteskind hervorholte, entsann dieses sich seiner Naschhaftigkeit zwischen den neun Paternostern vor des Zupnik gekreuzigtem Heilande.

Geschwind riß es sich los, puffte Schwesterchen Milica über den Haufen und rannte von dannen, den Feigenkuchen in der Hand und zurück in die Bucht zu den Brüdern.

Jefto schöpfte eben das beste von des Vaters beiden Fischerböten auf, während Stojan an den Segelschnüren knüpfte und ein Brotsäckchen nebst einer Flasche unter den Sitz versteckte, als sie den Kleinen daherstürzen sahen.

„Zivio! Zivio! Nun wollen wir fort!" schrie er, ganz außer Atem vom Lauf, schon von weitem. Jefto lachte ihm entgegen, daß es dröhnte.

„Möchtest Du mit, Schoßpüppchen? Möchtest Du mit nach Zirona piccola zu den Schwammfischern, mein artiges Vögelchen, mein weiches Ziegenlämmchen, he? Aber die Cappa, die gute, neue — die darf doch beileibe nicht Schaden leiden! Und schau, Vögelchen, wie lustig die See tanzt! Wenn ein Spritzer käme und die Cappa besudelte?"

Vorläufig war Paves Wunsch zehnmal größer als sein Aerger ob des brüderlichen Spottes.

Zu Haus saß der Zupnik und redete immerfort mit der Mutter, und ihn selbst erwarteten Schläge, so sicher wie der Posaunenschall am jüngsten Tage, weil er Milica umgestoßen und zum Weinen gebracht hatte. Wenn nun die Brüder ohne ihn auf die prächtige Fahrt nach Zirona piccola gingen und bei Grigor Pandupolu, dem Schwammfischer, vielleicht gar Hammelfleisch mit Knoblauch bekämen, was sollte er dann allein mit sich beginnen, berstend vor Neid? Jefto war ein Leckermaul und Pave handelte so klug er konnte, indem er ihm seine handbreite Schnitte Feigenkuchen hinhielt und beteuerte:

„Dies alles geb' ich Dir — kein Körnchen will ich davon, wenn Du mich mitnimmst. Willst Du? sage: willst Du?"

Sein Stimmchen schwankte und der rote Mund zog sich in den Winkeln abwärts, wie ein Viertelsmond. Alles Ernstes war er dem Weinen nahe und das Schamgefühl darüber vergrößerte seinen Kummer noch.

„Ho, ho! hohoho!" lachte Jefto und stieß ohne ein Wort der Erwiderung vom Lande ab.

Der Wind fuhr mit einem scharfen Blasen ins schlaffe Segel und füllte es zum Platzen. Stojan riß es herum. Tief tauchte die Barke ihren Schnabel in die großen, dunkelgrauen Siroccowellen, über die ein stumpfes Türkisblau hinlief und dann ein durchschimmerndes Ockergelb, und begann auf den schaumigen Kämmen zu tanzen, so leicht wie ein Federball.

Ein gellender Wutschrei brach von den Lippen des Kleinen am Ufer. Weit von sich, der Barke nach, schleuderte er sein Feigenbrot, breitete die Arme aus und sprang flugs hinterdrein, wie ein Toller. Aber die See war hoch und wild. Alsbald verlor er den festen Grund unter seinen Füßen und verschwand im weißen Gischt. Noch trugen ihn die Wellen. Er schlug, des Schwimmens unkundig, mit den Armen in die Luft, hatte den Mund voll Seewasser und die Augen waren ihm geblendet, in seinen Ohren sauste es. Als darauf die Brüder ihn und sein Feigenbrot, das er im Kampfe mit den Wogen wieder an sich gerissen, unter viel Lärm und Gepolter glücklich aufgefischt und in der Barke geborgen hatten, schrie er mit blauen Lippen und klappernden Zähnen sein „Zivio!" am allerlautesten. Allein keiner aus dem Dorfe vernahm es, denn die Obala war menschenleer.

Jetzt lobten ihn die Brüder, rangen ihm das Meerwasser aus Hemd und rotem Gurt, während er nackt dastand, ein barbarischer Amor aus lichter Bronze, und den Mast umschlungen hielt. Dann halfen ihm die Großen in seine zweifelhaften Hüllen zurück, streichelten ihn und nannten ihn einen richtigen junak, einen Helden. Darauf zerteilte Jefto mit seinem Messer aus dem Gurt das Feigenbrot, das nach Seesalz schmeckte, in zwei ungleiche Hälften, nahm selbst die größte, gab Stojan die kleinere und wies ihn an, dem junak Pavcice auch ein Bröckchen davon zukommen zu lassen.

Nun schmausten sie lustig bei ihrer Arbeit an Segel und Steuer und unterhielten sich seelenvergnügt zu dritt, obwohl Pave ein blaugeschwollenes Auge davontrug, weil er sich einmal nicht rasch genug bückte, als die Schoote jählings herumfuhr. Aber er durfte doch wirklich und endlich dabei sein; die großen Brüder behandelten ihn wie Ihresgleichen und sein Herz klopfte stärker vor Stolz.

„Ja, heute hat Dich die salzige See getauft und das ist wahr," sagte Jefto. „Von nun an mußt Du etwas Besseres thun, als in der Kirche knieen, den Rosenkranz drehen und Dir das Kinn gegen die Brust wachsen lassen beim Beten. Höre Du mich, Pavcice! Ein Ave am Morgen, ein Gratias zu Mittag, ein Paternoster zur Nacht. Damit ist der Heiland wohl zufrieden bei uns Armen und seine gelobte Mutter auch. — Backbord aho — i! Stojan."

„Doch wenigstens noch ein Ave, wenn sie das Angelus läuten?" fragte Pave zögernd, und half das Tau anziehen mit seinen derben, kleinen Händen. Jefto hatte augenscheinlich keine Zeit zum Antworten. Er machte die Stirn kraus, schnalzte verächtlich mit der Zunge gegen seine kerngesunden Zähne und kommandirte weiter.

Da sie aber gerade bei der Frömmigkeit angelangt waren, benützte Pave die Gelegenheit und erzählte den Brüdern von Vater Basils Besuch bei der Mutter.

Jefto, der in allem seines Vaters rechter Sohn war, riß die Augen auf, spie den Rest seines Feigenbrotes ins Wasser und rief laut:

„Verdamm' es Gott! Wenn unsere Mutter einen Schwarzrock und Duckmäuser aus Dir machen läßt, Pavcice, so speie ich Dich aus diesem meinem wahrhaftigen Bruderherzen hinweg, wie ich des Zupniks von Trau Feigenbrot aus meinen Zähnen hinweggespieen habe! — Daß euch beide die Fische verschlingen mögen!"

„Nein — nein — nein!" schrie der Kleine heftig abwehrend, „ich werde kein Zupnik! Ich werde ein junak, wie Sveti Pave!"

Paff! — Da klatschte ihm die luvwärts herumsausende Schoote zum zweitenmale gegen den Rundkopf, daß ihm der harte Schädel summte. Schärfer und schärfer kommandirte Jefto und polterte bald hierhin, bald dorthin in seinem Eifer. Stojan indes schielte verstohlen himmelauf zu den Wolken, die sich ballten, und murmelte:

„Heilige Muttergottes — Maria majka, Stern des Meeres, suche es nicht heim an uns, daß mein Bruder die süße Priestergabe in die salzige See gespieen hat. Heilige Maria, bitt' für uns!"

„Wirst Du schweigen!" unterbrach Jefto zornig; „wirst Du auf Dein Steuer acht haben oder nicht?"

So gelangten sie zwischen dem Kap der spalatinischen Landzunge und der östlichen Inselspitze von Bua in den Kanal von Spalato, der ein weites, geschütztes Becken bildet, und hielten mit vollem Segel auf Zirona grande zu, hinter dem sie Zirona piccola und das Häuschen des Schwammfischers Grigor Pandupolu wußten.

Sie kannten des strengen Vaters Gebot, die Brüder alle drei: niemals ohne ihn bei drohendem Sturm — Bora oder Sirocco — auszusegeln. Allein der Vater hatte ja, gottlob, seine große Streitsache in Trau auszufechten gegen Marko Tocilj, den Fischhändler; er gedachte vor morgen abend oder gar übermorgen nicht wieder daheim in Sucurac zu sein, und die Waghälse, seine Söhne, stach der Hafer.

*

Anfangs hatten die beiden, Jefto und Stojan, tausend Spaß mit dem Kleinen gehabt, der, so naß wie ein ersäuftes Kätzchen und seines blauen Auges gar nicht achtend, zwischen ihnen herum gekrochen und geturnt war und dazu geschwatzt hatte, was ihm an Sinn und Unsinn einfiel.

Nun aber brach mit dem Abend das schwere Gewitter wuchtig herein.

Kein Sonnenniedergang, nur ein Blutstreifen unter schwarzem Gewölk über dem schwarzen Zackenumriß von Zirona grande. Der rückte immer ferner und verschwand; von Zirona piccola nirgends eine Spur. Ein anderer, unbekannter Zackenumriß erschien, von Regennebeln verschleiert. Westlich und südlich hoben sich Scoglien aus den empörten Wogen, anzusehen wie die Köpfe und Leiber grauer Seeungetüme, umspritzt von Sprühe, umflogen von Schaum.

Fallen und Schooten fingen an, den Knabenhänden zu versagen. Die Dämmerung sank und die mondlose Nacht kam herauf. In das bläuliche Zucken der Blitze hinein schimmerten die Funken und Fünkchen naher und ferner Leuchtfeuer, halb tröstlich, halb verwirrend. Hohl brauste das finstere Wasser; der Donner rollte wie eine erschreckliche Gottesstimme und der pfeifende Wind, der schwül durch die Luft pfiff, ließ die arme, tanzende Nußschale mit den unmündigen Führern darin keinen der Häfen anlaufen.

Sie ward aus dem Kanal von Spalato südlich getrieben, hinunter ins Fahrwasser der großen Inseln, und der nebelnde Zackenumriß, der ihr unerreichbar zur Rechten blieb, war der Küstenstreif des honigreichen Solta.

Was wußten die Tollkühnen, die Brüder Jefto und Stojan, davon, wo der Sturm sie umherschleuderte? Jetzt verging ihnen das Lachen, jetzt spotteten sie nicht mehr über Pavcice, den Kleinen, das Schoßpüppchen und Muttersöhnchen, das nichts konnte, als in der Kirche knieen und den Rosenkranz drehen.

Jetzt hießen sie ihn Gott und die Jungfrau, der Jungfrau Sohn und alle Heiligen anflehen, und wenn er einen Augenblick Atem schöpfen wollte, oder vom Wogenstoß gegen die Bootswand geschleudert wurde, schrieen sie ihm zu:

„Bete! bete!"

„So lasse doch nicht nach, Pavcice!"

„Rette uns, Pavcice — wir müssen hinunter — wir müssen verderben!"

Und das arme Gotteskind erhob ohne Ermüden seine gerungenen Hände zu den nächtlichen Wetterwolken empor und rief unter Thränen sein „Ave" und „Pater" in das Heulen des Sturmes hinaus, mit aller Inbrunst seines zitternden kleinen Herzens.

V.

Spät am Abende nach diesem, in Sturm und klatschendem Regen kehrte Slavo, der Fischer, endlich heim von Trau nach Sucurac. Der Kopf quoll ihm über vom wilden Grimm gegen die rechtsgelehrten Blutsauger, die ihn zur Zahlung einer Entschädigungssumme an Marko Tocilj, seinen Widersacher, verurteilt hatten. Fünfzehn gute Silbergulden, der ganze Verdienst des Aprilmonats, auf den grünen Tisch des Advokaten! Wovon sollte man nun hausen? Wahrlich: Weib und Kind erschlagen und als Hajduk hinüber zu den verfluchten Albanesen gehen und ein Räuberleben führen, wie sie — der Ausweg erschien dem wütenden Slavo heute gar nicht schlecht.

Kaum, daß er in solcher Stimmung und nichts ahnend, den Fuß in seine Hütte setzte, stürzte ihm sein Weib entgegen in wahnwitziger Verzweiflung, anzuschauen wie eine Wilde mit ihren zerrauften Haaren und hervortretenden Augen, sich geberdend wie eine, die von Sinnen ist.

„Gatte! mein Gatte, hilf! Hilf suchen! Unsere drei verschwunden — Deine beste Barke verschwunden und der Sirocco zwei Tage und eine Nacht schon über Meer und Land!"

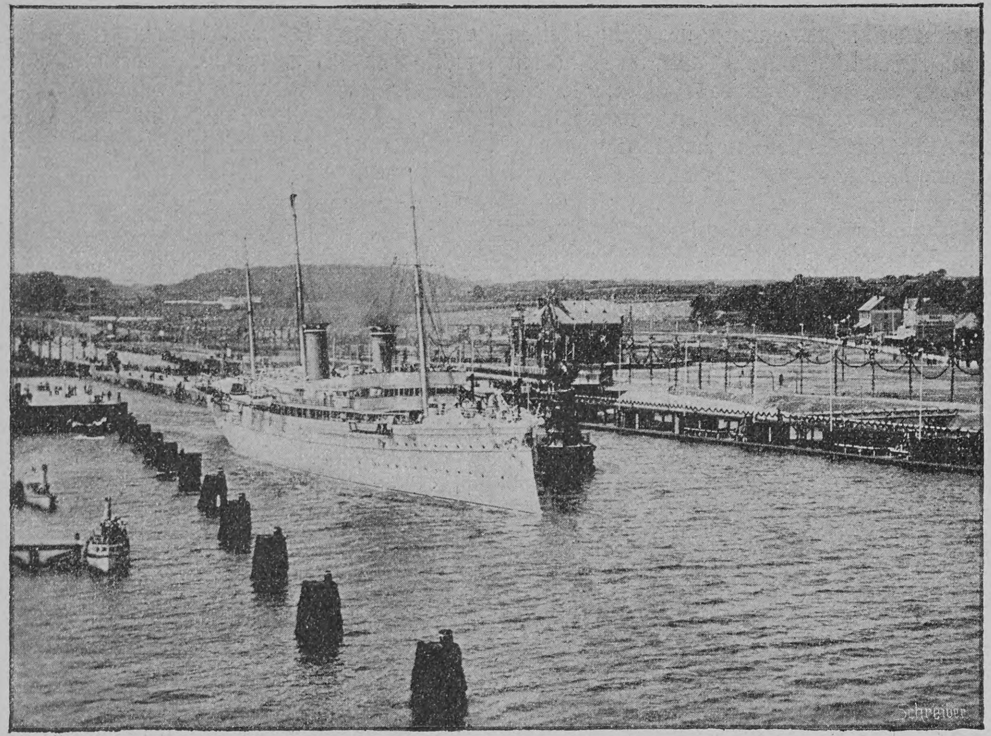
„Die Söhne! Die gottverdammten Buben!"

Slavo knirschte mit den starken, weit von einander stehenden Zähnen und holte mächtig aus, um seine blinde Wut an der Unschuldigen zu kühlen. Da kroch sie vor ihm auf den Knieen und schrie laut um Schonung und Gehör.

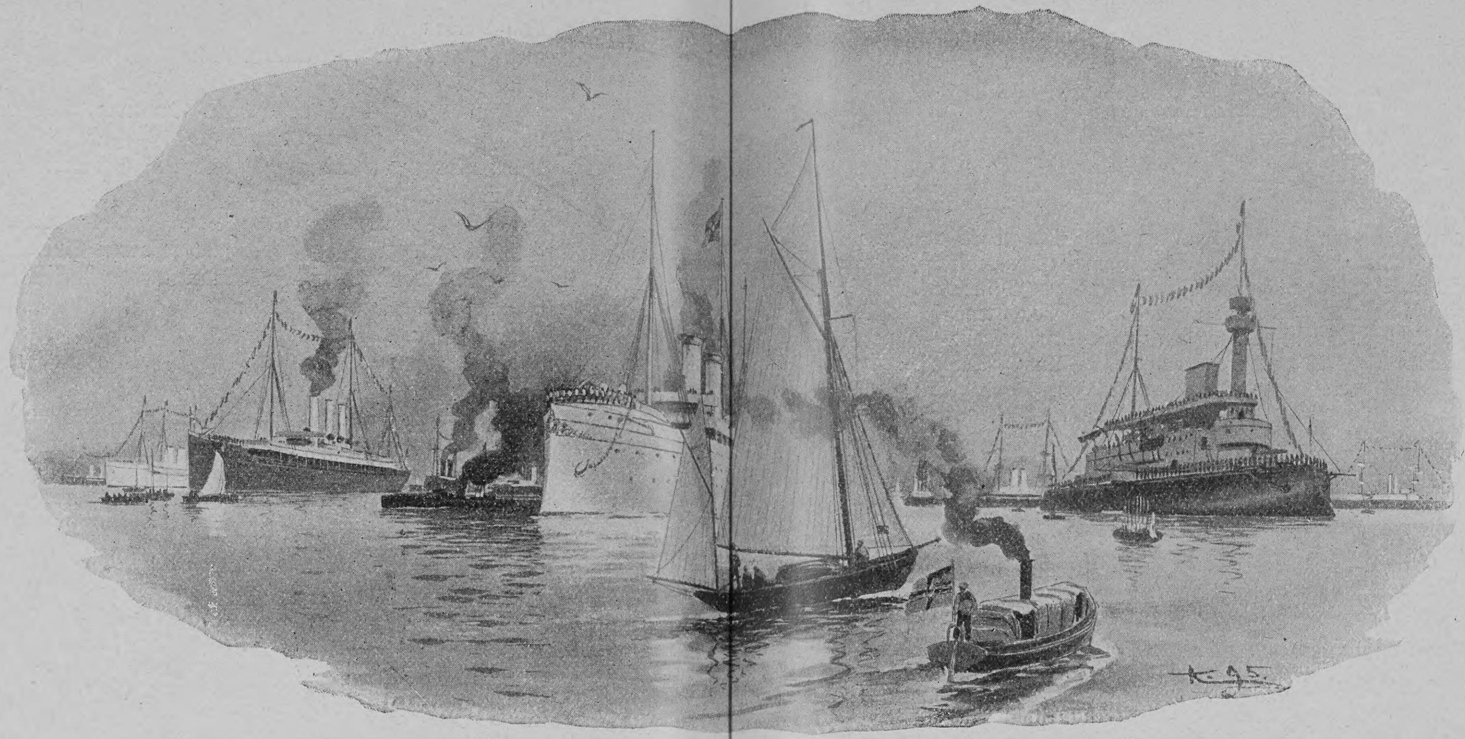
„Erbarme Dich, Gatte, erschlage mich nicht! Es ist genug, daß der Tod in meinem Herzen ist und des Himmels Zorn über mir! Erbarme Dich — ich habe Dir etwas verschwiegen — zwei Jahre lang — und nun — und jetzt — ach, erbarme Dich mein!"

Ehe sie ausreden konnte, hatte er sie bereits geworfen, und als sie ihm, heiser stammelnd, sich windend unter seinem eisernen Griffe, beichtete, daß sie ohne sein Vorwissen Pavcice dem Zupnik von Trau fürs Kloster gelobt habe, da fühlte er plötzlich, daß Gottes Zorn sich in seinen rohen Manneskräften

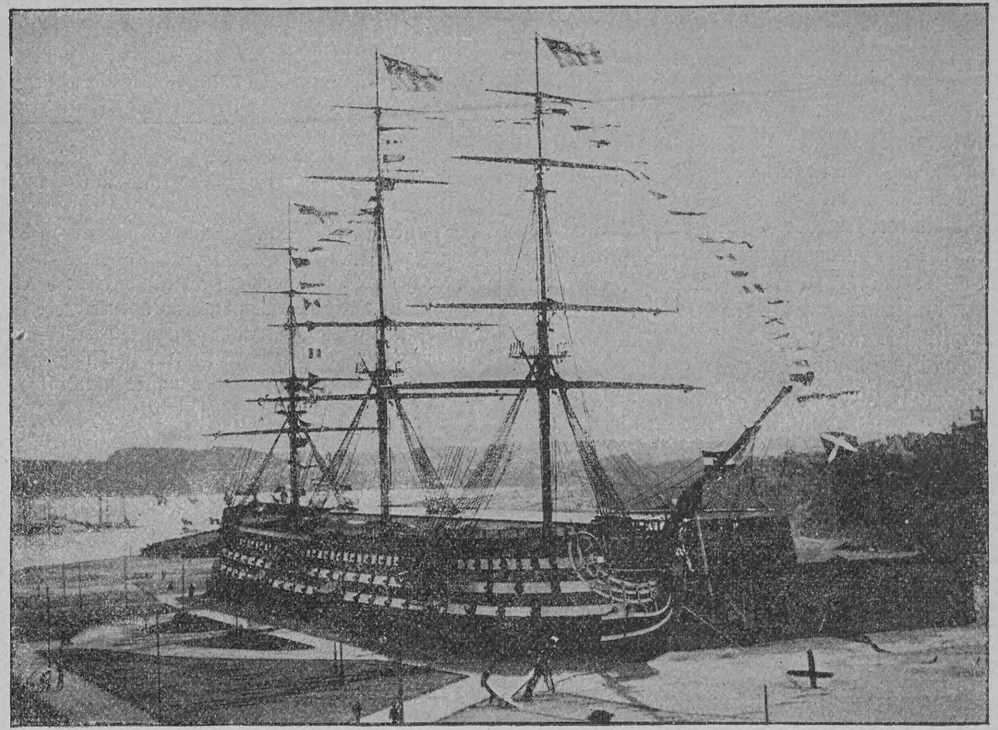
Digitized by Google



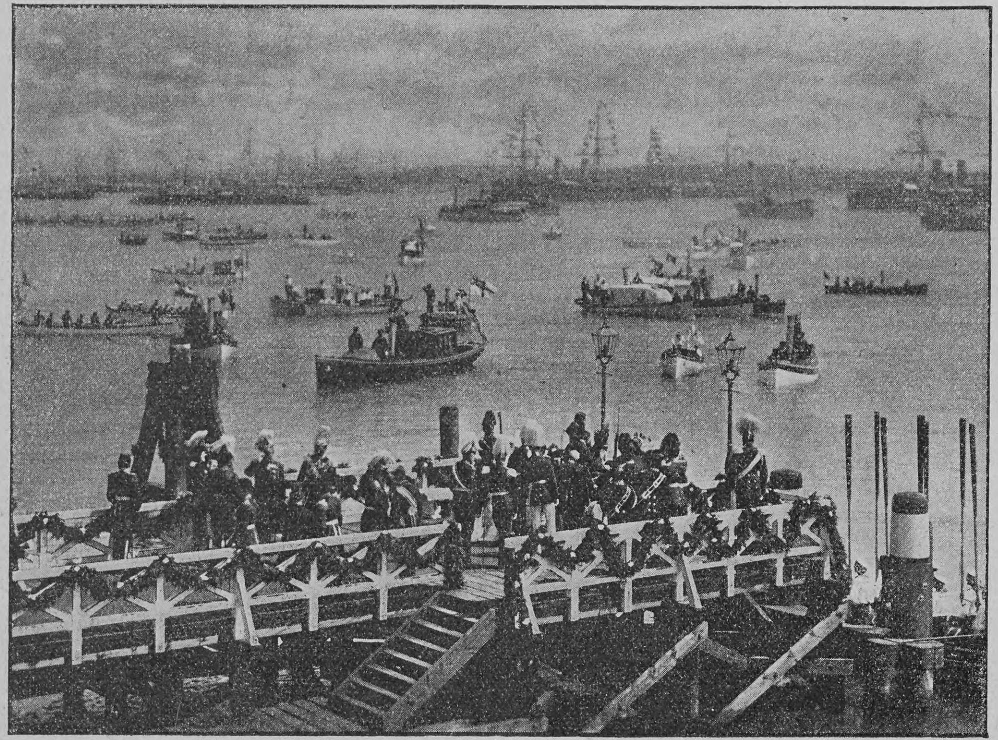
Die Hohenzollern, in den Kieler Hafen einlaufend.



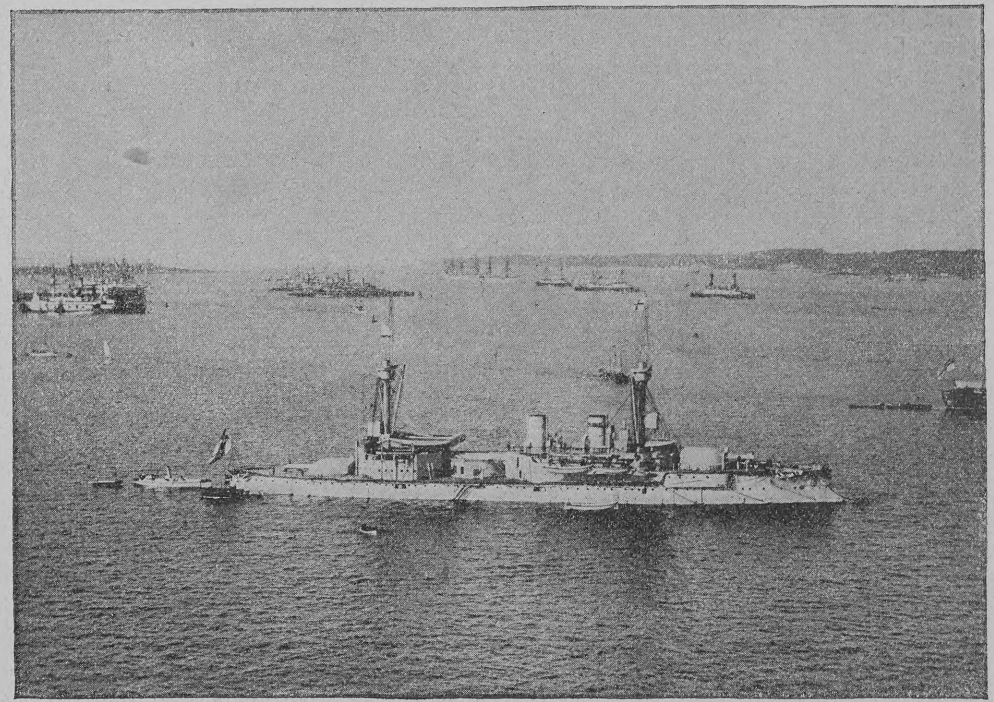
Die Flottenparade.



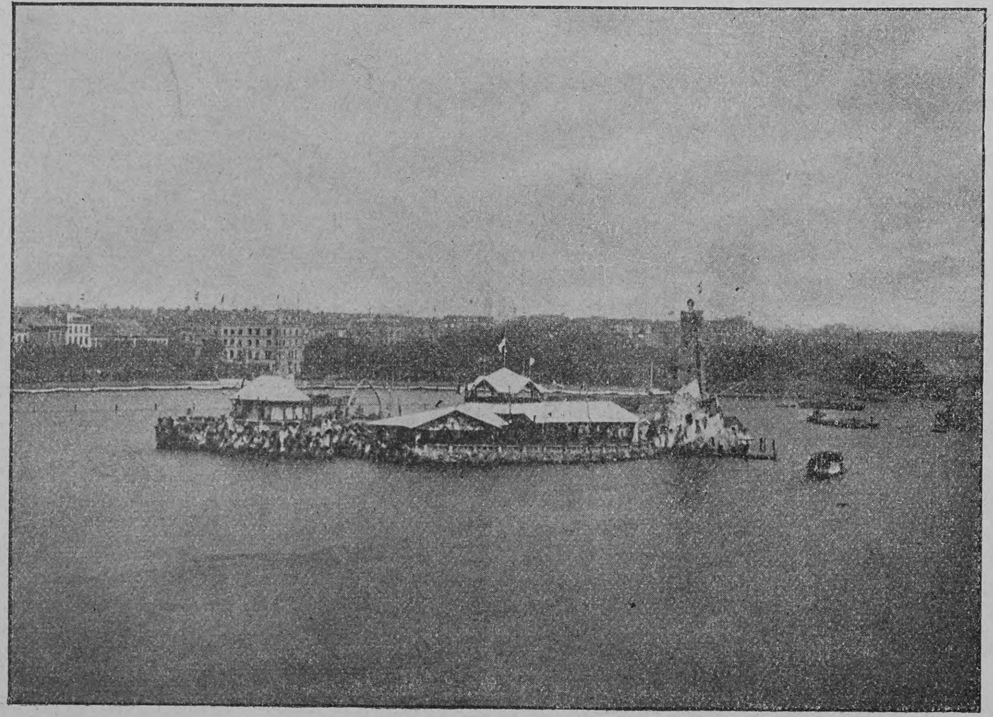
Die Niobe-Festhalle.



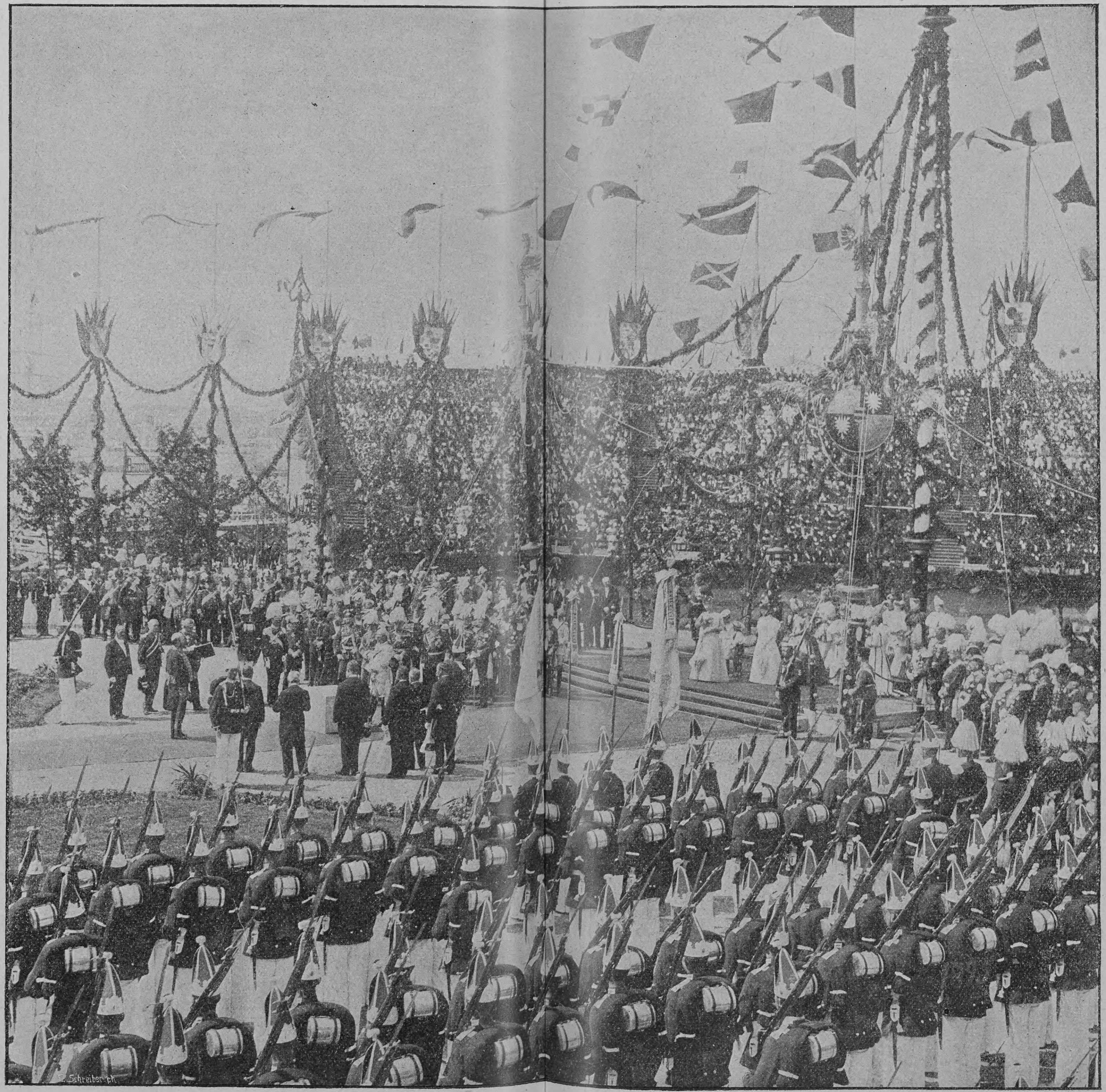
Ankunft des Kaisers.



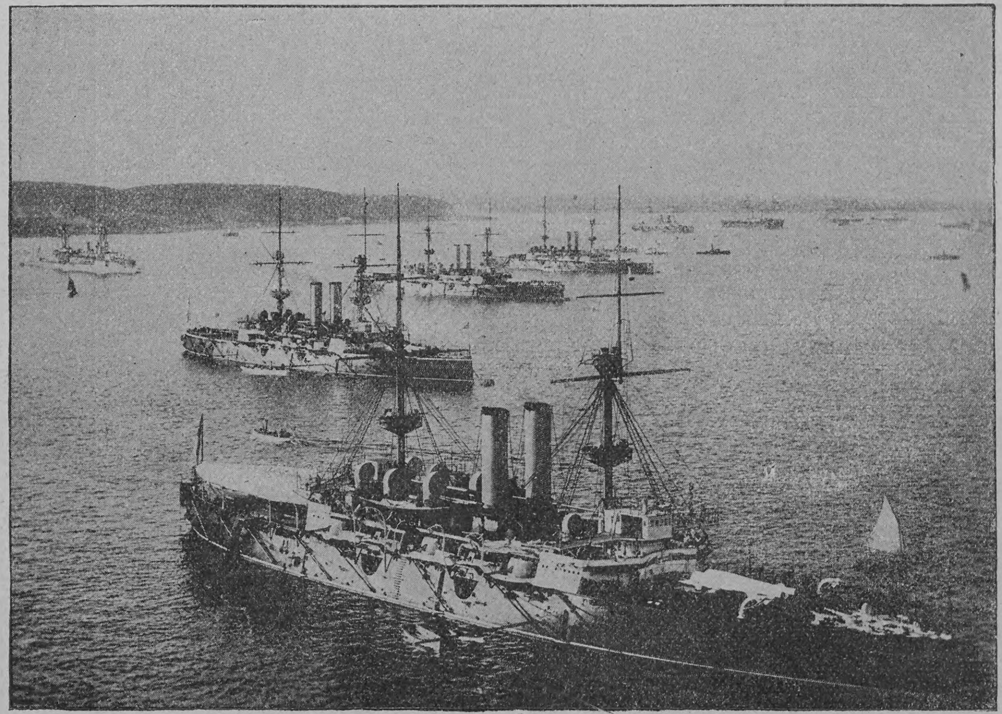
Internationale Flotte.



Festinsel im Alsterbassin.



Die Schlußsteinlegung in Holtenau.



Internationale Flotte.

Die Einweihung des Kaiser Wilhelm-Kanals. Nach Original-Aufnahmen.

Digitized by Google

Digitized by Google

verkörperte. Er hielt nicht inne, bevor Dume ohne Laut zu seinen Füßen lag. Ja, seinen Handschar würde er aus der Scheide gerissen und sie erstochen haben, für das, was sie ihm angethan, wenn nicht Klein-Milica angstweinend herzu gelaufen wäre und mit ihren schwachen Händchen auf des Vaters Hand geschlagen hätte, die das arme Haupt der Mutter wieder und immer wieder gegen die Steine und Erdbrocken des Fußbodens stieß.

Da ließ er endlich ab von seinem Opfer, stand schnaubend und keuchend davor und betrachtete es mit stieren Augen und verschloß dem Kinde das laut jammernde Mündchen mit seiner groben Hand, die von der Gewalt der erteilten Züchtigung wie Feuer brannte.

Sein Jähzorn verrauchte ebenso rasch, wie er emporgeflammt war.

Er wies die neugierig zusammengelaufenen Nachbarn und Nachbarinnen, Smilja Nikowa, die weise Frau des Dorfes, an der Spitze, über die Schwelle seiner Behausung; nur Stane Matjora, seines besten Freundes Jure Zivkovic' Schwester, durfte ihm aus dem Fäßchen ein wenig Wein in den Napf laufen lassen und das zitternde Kind in ihre barmherzigen Arme nehmen. Sein bewußtloses Weib trug er selbst auf den Bettsack, löste ihm mit ungeschickten Fingern die Kleidung, und was dem Zerren nicht nachgab, das zerschnitt er.

Reue empfand er nicht. Nur sein Herrenrecht hatte er vollzogen. Den Tod der Gattin, die ihm sieben kräftige Söhne geboren, wollte er nicht.

Ohne ihr ein Wort im Guten oder Bösen zu gönnen (denn sie regte sich schwerfällig und starrte ihm ins Gesicht), schob er ihr den Holzlöffel voll Wein zwischen die krampfhaft zusammengebissenen Zähne und flößte ihr so die Stärkung ein, nach der ausgestandenen bestialischen Mißhandlung. Darauf kühlte er die blutunterlaufenen Stellen ihres Leibes mit Wasser und bestrich sie mit Oel, band ihr den Kopf in Tücher und schickte Stane Matjora heim, trotz ihres Widerstrebens. Die ganze schwüle Regennacht saß er einsam neben seinem stöhnenden Weibe, Milica fest schlafend auf seinen Knieen und das Toben der See, das schaurige Winseln des Sirocco in seinen Ohren.

(Fortsetzung folgt.)

Füsilier Kutschke.

Von

Hans Wachenhusen.

Das war eine lustige Zeit, jenes kurze Vorspiel des Krieges 1870 gegen die Franzosen! In schnell gewonnener Ueberzeugung der Ueberlegenheit knallten sich die Feldwachen des einzigen in Saarbrücken liegenden Bataillons des 40. Hohenzollern-Füsilier-Regimentes mit denen ihrer Gegner herum, keck flatterten die Fähnchen der beiden Schwadronen des 7. rheinischen Ulanenregiments im Busch und auf den Höhen, und waren die Schüsse verhallt, so trat wieder tiefe Stille ein. Nur ein Vogel hob sich über dem Strohlager des Postens in die Luft, ein Fink sang im Ginster seine melancholischen Melodien und kam die Nacht, so schrie der Uhu im Wald, ein aufgescheuchter Hase, vor einem Fuchs über das trockene Leseholz der Lisière jagend, ließ den Posten das Gewehr an die Backe legen; ein dumpfes Rollen auf französischem Boden verkündete das Herandampfen neuer Militärzüge, ein dumpfes Hämmern das Schlagen von Brücken; sonst war noch nichts vorgekommen, als daß man einen französischen Chasseur, das erste Opfer dieses Krieges, vom Sattel geschossen.

Saarbrücken sollte nach Moltkes Disposition nicht gehalten werden; trotz der Schnelligkeit unserer Mobilmachung war es unmöglich, dem Feinde hier schon mit Erfolg die Spitze zu bieten. Das Häuflein der Garnison war also nur ein vorgeschobener Posten, der bei einem Angriff die Stadt zu räumen hatte. Kommen mußte dieser bald; inzwischen waren die unsrigen in bester Laune, wenn auch nicht hier die ersten Lorbeeren geerntet werden konnten.

Die Vierziger hatten sogar schon während der ersten Tage — es war Ende Juli — ihren Theodor Körner in ihren Reihen.

„Was kraucht da in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium,"

sangen sie auf den kurzen Märschen und auf Feldwache. Füsilier Kutschke hatte in seine Leier gegriffen. „Wer und wo ist der Sänger?" fragte ich die Offiziere und die Truppe, aber niemand wußte von dem sangbegabten Kameraden. Sein Lied war sogar schon weithin bekannt geworden. Ein Verein in Herzberg sandte ihm ein Ehrenhonorar von fünf Thalern. Aber: „wo ist Kutschke?" fragte auch die Feldpost vergebens. Er war nicht aufzufinden.

Inzwischen ward die Lage in Saarbrücken mit jeder Stunde bedrohlicher. Tag und Nacht vernahmen wir das Rollen schwerer Bahnzüge jenseits der Grenze. Am Abend des 1. August hörten wir ein tausendstimmiges „Vive l'Empereur!" von Forbach herüber schallen, und am Morgen des 2. bereits sprengten zwei Ordonnanzen von unserer Feldwache auf den Exerzierplatz herab mit der Meldung: „Angriff in Brigaden!" Unsere Feldwache dort nahm den Kampf auf und zog sich in die Stadt. Hier wehrten sich die tapferen Vierziger, während die Ulanen abzogen, bis 2 Uhr unter dem Mitrailleusengerassel von der Höhe herab, auf welcher auch Napoleon mit Lulu, seinem Sohn, dem Kampfe zuschaute. General Frossard hatte nur auf den Kaiser gewartet, um ihm diese Festlichkeit zu bereiten.

Der Sang war verstummt, denn auf der Höhe von Lebach, dem Rückzugspunkt, herrschte ein furchtbares Durcheinander der sich sammelnden Armeen. Am 6. August gab's schon die Schlacht von Spichern, wo unsere wieder vorgegangene Spitze so unerwartet mit dem Feinde zusammen traf, obgleich Saarbrücken selbst nicht vom Feinde besetzt worden, und darnach begann der Einmarsch in Frankreich, fanden schon um Mitte August die blutigen Schlachten unterhalb der Wälle von Metz statt. Der Sang verstummte auch unter der ferneren furchtbaren Arbeit des Krieges, aber das Lied war nicht verhallt, man sang es im ganzen Deutschland, und jetzt feiert es sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum.

Wer war nun der Dichter? Man stritt darüber. In einem zu Schwerin in Mecklenburg 1871 erschienenen Büchelchen: „Des wahrhaftigen Kutschke Lieder", bekannte sich der Präpositus Pistorius in Malchin als den Dichter. Als solcher galt er und starb er, bis im vorigen Jahre ein „Tagebuch vom Kriege 1870/71" einen Stationsassistenten Hoffmann als wirklichen Dichter des Liedes bezeichnete. Ich schrieb daraufhin an den Sohn des Verstorbenen, Herrn Pastor Pistorius in Schwerin, und dieser teilte mir mit, sein Vater, damals ein Mann von sechzig Jahren, habe ihn am 16. August 1870 gerufen, um ihm das Lied zu diktiren, das dann zum erstenmale in einer mecklenburgischen Zeitung erschienen sei.

Jetzt ward die Sache unklar. Unsere Vierziger und die 7. Ulanen sangen das Lied schon Ende Juli in Saarbrücken, auch in Deutschland war das Lied damals schon bekannt, Beweis dafür die Honorarsendung von Herzberg. Auch die Kreuzzeitung schrieb unterm 14. August, also zwei Tage früher, als Pistorius gedichtet: „Unter den vielen Liedern dieses Krieges ist der Heldengesang Kutschkes das beste", und schloß mit einem: „Hurra für Kutschke!" Daß das Lied gleich zu Beginn des Krieges entstanden, ist auch die Ansicht der Kreuzzeitung; es paßt auch nirgendwo so „in die Landschaft", als in Saarbrücken, wo wir die Chasseurs à cheval Tag und Nacht vor uns im Busch sahen.

Pistorius erklärt nun selbst in seinem kleinen Buch: woher die ersten, die beiden Stammzeilen, an die er sein Lied gefügt, und die Figur Kutschkes gekommen, das sei damals, 1871, noch nicht aufgeklärt; die Kreuzzeitung aber spricht von einem Heldengesang. Daß der Soldat sich nicht begnügt, nur zu singen: „Was kraucht da in dem Busch herum, ich glaub' es ist Napolium", das ist selbstverständlich; Pistorius selbst kannte aber nur diese zwei ersten Zeilen, an die er seine Verse gefügt; auch woher der Name Kutschke kommt, erklärte der „wahrhaftige Kutschke" nicht zu wissen; er hat denselben eben für sich adoptirt, seine Verse aber sind es, die durch jenen Abdruck in einer mecklenburgischen Zeitung in das Volk drangen, während die ursprünglichen, wirklich im Anfang des Krieges von den Soldaten gesungenen, mögen sie noch so kurz gewesen sein, vergessen sind.

Es liegt hier offenbar ein Anachronismus vor, der leicht aufzuklären wäre, wenn einer der damaligen Kombattanten sich jener Verse entsänne, denn am 16. August, an welchem Pistorius dichtete, wurde schon die Schlacht von Vionville geschlagen. Wahrscheinlich erklärt sich die Sache auch so: Pistorius druckte die zwei Anfangs- oder „Stammzeilen", wie er sie nannte, jedes Verses mit Gänsefüßchen und setzte jedem Verse zwei andere Zeilen hinzu. Darnach würde das ursprüngliche Soldatenlied gelautet haben:

„Was kraucht dort in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium.

Da haben sie im offnen Feld
Noch rote Hosen aufgestellt.

Mit den Kanonen und Mamsell'n,
Da knall'n sie, daß die Ohren gell'n,

Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm."

Daß nun, wie vielfach geglaubt wurde, dieses Lied aus früherer Zeit datiren könne, wie zum Beispiel das auch in jenem Kriege von den Soldaten gesungene „Napoleum, du Schustergeselle", das sich seit den Freiheitskriegen im Volke erhalten, ist ganz ausgeschlossen, denn die Mitrailleusen, die man „Mamsellen" nannte, wurden erst 1867 in Frankreich eingeführt und debütirten im Felde am Morgen des 2. August in Saarbrücken, unter Aufsicht Napoleons III. selbst. Das letztere aber ergibt nun wiederum einen Anachronismus.

Der wirkliche „wahrhaftige" Kutschke, der Füsilier der Vierziger, kann unmöglich schon vor der Räumung Saarbrückens am 2. August eine Mitrailleuse knallen gehört haben, denn das erste am 28. Juli (dem Tage, an welchem die Nachricht sich nach Deutschland verbreitete, Saarbrücken sei von den Franzosen in Brand geschossen worden) in der Stadt und zwar auf dem Exerzierplatz eingeschlagene Geschoß war eine regelrechte Granate, deren Verschluß ich heute noch besitze. Mit Kugelspritzen hätten die Franzosen, so lange sie nicht vom Thal heraufgestiegen, nichts ausrichten können. Aber das ist des Dichters Vorrecht! Kutschke hat im Geist die Sache so kommen gesehen, wie sie am 2. August geschah.

Die Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals.

(Hiezu die Abbildungen.)

Hamburg und Kiel bildeten während einer Woche den Mittelpunkt der Interessen nicht nur unseres Erdteiles, sondern auch vieler Völkerschaften jenseits des Weltmeeres. Im Hamburger Hafen und in der Kieler Bucht hatten sich die schwimmenden, gepanzerten Abgesandten fast sämtlicher Kulturmächte eingefunden, um durch ihre Anwesenheit die Teilnahme der einzelnen Nationen an dem großen Werke deutscher Geisteskraft und deutscher Arbeit, welches zwei Meere verbindet, auszudrücken, und die Worte, die bei dieser Gelegenheit der deutsche Kaiser gesprochen, sie haben auf dem weiten Erdenrunde ein begeistertes Echo gefunden, denn es waren Worte des Friedens und des Vertrauens in die hohen kulturellen Missionen des deutschen Volkes wie der übrigen Völker. Auch in diesem Sinne werden jene Festtage in der schönen Elbestadt und an der anmutreichen Kieler Föhrde hinüberleuchten noch in ferne Zeiten, in denen der Glanz der Feierlichkeiten längst verblaßt ist und nur noch in der Erinnerung zuweilen wieder hervortaucht wie ein phantastisch-schönes Märchengebilde.

Denn wie ein solches erschienen den Teilnehmern der Feste häufig jene Hamburger und Kieler Junitage, in denen fürstliche Machtentfaltung und bürgerlicher Prunk, sowie flammende Begeisterung weitester Volksschichten sich zu einem noch nie vorher erlebten Ganzen verschmolzen, wie es in dieser Tiefe und Ausdehnung doch eben nur in Deutschland möglich ist. Und noch andere Momente traten hinzu, der Eröffnung des Kanals eine besondere Bedeutung zu verleihen: stark und gewaltig, vollwichtig in jeder Hinsicht, zeigte sich unsere junge deutsche Marine neben denen der anderen großen Seemächte, in eindringlicher Weise trat die Zusammengehörigkeit der deutschen Fürsten und Stämme in die Erscheinung, stolz und mächtig stand das vor wenigen Jahren durch die verheerende Seuche scheinbar auf Dezennien hinaus vernichtete Hamburg da als Bild des bluhenden, kräftigen deutschen Bürgertums. Diese Eindrücke werden namentlich nach außen hin ihre Wirkung nicht verfehlen und gute Früchte tragen.

In Hamburg begann das pomphafte Vorspiel. Wie jugendfrisch hatte sich die alte Hammonia geschmückt, unter Guirlanden und Fahnen und Ehrenpforten fast verschwindend. Wochenlang vorher war an dem festlichen Gewande der Stadt gearbeitet worden und selbst auf dem Wasser, inmitten der Binnenalster, war ein Wunderwerk erstanden, eine künstliche Insel, mit hochragendem Leuchtturm auf klaffenden Felsen, mit Zelten und Pavillons, von denen aus der Kaiser und die Bundesfürsten dem Feuerwerke am Kaisertage, dem 19. Juni, zuschauen sollten. Welch jubelnder Empfang scholl an letzterem dem Herrscher entgegen, als er vom Dammthorbahnhofe her seinen Einzug in die Stadt hielt und später, nach dem Festmahle im Rathause, auf flinker Dampfpinasse jener Zauberinsel zustrebte, die mit einemmale wie von einem blitzenden Sternenschleier überstrahlt erschien; denn hunderttausende buntfarbiger Glühlichtlämpchen flammten plötzlich an dem Eilande auf, funkelten aus den Felsen und Büschen hervor, zogen sich in kunstvollen Linien bis zu der Spitze des Leuchtturmes hinauf und vereinten sich auf der Insel selbst zu feurigen Beeten und Arabesken, zwischen denen die Festteilnehmer wie in einem Flammenmeere dahinschritten. Dann ein Prasseln und Knattern, lodernde Funkengarben sprühten zum nachtdunklen Himmel empor und zeigten den Beginn des blendenden Feuerwerkes an, bei dessen von herrlichen Girandolen verbreitetem glühenden Geschimmer der Kaiser die Insel verließ, um sich zu seiner im Hafen liegenden Jacht „Hohenzollern" zu begeben, auf welcher er den Kanal durchfahren wollte. Einen flammenden Abschiedsgruß riefen ihm noch die Elbufer bis Blankenese zu, dann fuhr das weißleuchtende stolze Schiff die Elbe hinunter, dem fernen Zielpunkte entgegen.

Ein gänzlich anderes Bild am nächsten Tage. In heiterer Sonnenpracht liegt die Kieler Bucht da, auf ihrem blauen Wasserspiegel ruhen zahllose eiserne Kolosse, bestimmt, machtgebietend aufzutreten, wenn des Krieges Stürme entfesselt sind, hier aber zu friedlicher Feier vereint. Heiter lächelt uns die Umgebung der Holtenauer Schleuse an, in weitem Halbkreise, sich lebhaft von den bewaldeten Höhenzügen abhebend, die rot-weiß ausgeschlagenen Tribünen sich hinziehend, von zahllosen Menschen besetzt, und buntes Menschengewimmel auch dicht an der Schleuse, die von guirlandenumwundenen Flaggenmasten flankirt ist und deren granitene Mittelpfeiler mächtige goldene Reichsadler zeigen. Zu beiden Seiten der Schleuse waren militärische Ehrenwachen aufgestellt und hatten Kriegervereine mit wehenden Fahnen ihren Platz genommen. Linker Hand dehnte sich der Festplatz aus mit der aus dem Sande hervorragenden, coulissenartig gearbeiteten Breitseite des Schulschiffes „Niobe", dessen buntbewimpelte Masten dem gleichnamigen richtigen Schiffe entstammten, auf welchem eine große Zahl unserer heutigen Marineoffiziere ihre erste seemännische Ausbildung genossen haben; hinter jener schwarz-weißen

Digitized by Google

Breitseite, die am Bug eine kolossale vergoldete Germania mit der Friedenspalme und dem Herrscherstabe zeigte, erstreckte sich der Festraum für das große Kaisermahl am Tage der Schlußsteinlegung.

Unter den an der Schleuse harrenden vielen Tausenden von Zuschauern machte sich von Stunde zu Stunde eine wachsende nervöse Erregung bemerkbar. Bei derartigen Gelegenheiten fehlt es ja nie an Gerüchten aller Art, und so wurde denn eifrig hin und her erwogen, ob die „Hohenzollern“ und die ihr folgenden Schiffe glatt durch den Kanal kommen oder ihnen plötzlich Hindernisse erstehen würden, wie sie von trüben Propheten lange vorausgesagt waren. Immer sehnsüchtiger schweifen die Blicke den Kanal entlang, immer sorgenvoller werden vieler Mienen — da, horch, von fernher Hurrarufen und immer stürmischer anschwellendes Jubeln, in welches sich alsbald dröhnend der Kanonendonner der deutschen und fremden Kriegsschiffe mischt, Masten und Schornsteine eines gewaltigen Schiffes tauchen auf, jetzt, von einer unsichtbaren ungeheuren Gewalt getrieben, schießen die schweren eisernen Schleusenthore aus einander und langsam, hoheitsvoll gleitet gleich einem riesigen Schwan unter den feierlichen Klängen des von der Matrosenkapelle gespielten „Nun danket alle Gott“ die „Hohenzollern“ in die Gewässer der Ostsee ein. Auf der obersten Kommandobrücke steht in Marineuniform, mit dem Orangebande des Schwarzen Adlerordens, ganz allein der Kaiser, hinübergrüßend zu den paradirenden Schiffen, auf denen, die an den Reelings, beziehungsweise in den Wanten aufgestellten Mannschaften dreimalige Hurrarufe ausbringen, während man auf der Hauptbrücke die Könige von Württemberg und Sachsen, den Prinzregenten Luitpold von Bayern und die Großherzoge von Baden und Hessen bemerkt. Die Fahrt durch den Kanal war gelungen, und zwar in kürzerer Zeit, als man angenommen; das großartige Werk, an dem acht Jahre hindurch unermüdlich gearbeitet worden war, hatte seine Weihe erhalten.

Zwei Stunden nach Eintreffen des Kaiserschiffes nahm der Kaiser, der unterdessen, seine Gig selbst steuernd, Besuche auf dem Flaggschiffe „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ und dem Panzer „Wörth“ abgestattet hatte, die Parade über die in der Kieler Bucht vereinten Kriegsschiffe ab. Wiederum, das Fernrohr unter dem Arm und es häufig zum Auge führend, stand er auf der obersten Kommandobrücke der „Hohenzollern“, die diesmal sämtliche zu den Festen erschienenen Fürstlichkeiten an Bord hatte und die gelbe Kaiserstandarte im Großtopp führte, während die fremden Botschafter, der Reichskanzler Fürst Hohenlohe, die Minister und Gesandten der deutschen Staaten, die hohen Beamten und Offiziere, die Präsidenten der parlamentarischen Körperschaften und so weiter auf der „Grille“ folgten. Beide Schiffe dampften in mäßigem Tempo zwischen den einzelnen Schiffsketten entlang; überall säumten die Mannschaften im Paradeanzuge die Bordseiten ein und hatten sich in den Wanten postirt, überall zogen sich flatternde Flaggenguirlanden bis zu den höchsten Mastspitzen hin, überall schollen dem Kaiser bei der Vorbeifahrt donnernde Hurras und die schmetternden Weisen des „Heil dir im Siegerkranz“ entgegen. So ging bei goldigem Sonnenschein die Fahrt bis fast zum grauen Kieler Schlosse entlang und dann wieder zurück bis über Holtenau, vorbei zunächst an den russischen und italienischen Schiffen, an denen Spaniens und Schweden-Norwegens, dann vorüber an den niederländischen und österreichischen Dampfern, an welche sich die mächtigen Panzerkolosse Deutschlands, Frankreichs und Englands schlossen, bis die eisernen Abgesandten Amerikas und Dänemarks den Schluß bildeten, im ganzen nicht weniger wie sechsundachtzig der verschiedenartigsten Schiffe.

Die Offiziere der letzteren vereinten sich an demselben Abend auf dem vom Offiziercorps der deutschen Marine gegebenen glänzenden Ballfest, das in einem sich an die unmittelbar am Hafen liegende Marineakademie anschließenden Festzelte stattfand, welches durch Fahnen, Wappen, breitblätterige südliche Pflanzen und blühende Topfgewächse, durch abwechslungsvolle Draperien und rosettenförmige Gewinde prächtig ausgeschmückt war. Welch buntes Uniformengemisch, welch ein Durcheinander fesselnder Erscheinungen, welch babylonisches Sprachengewirr in dieser dreitausend Personen zählenden Versammlung, in der auch manch holde Frauen- und Mädchengestalt zu erblicken war! Kurz vor zehn Uhr ein Drängen und Schieben, dann ein Gassenbilden, denn unter dem Vortritt des Reichskanzlers erschienen die ersten Fürstlichkeiten, die Könige von Württemberg und Sachsen, denen sich in zwanglosen Gruppen bald die anderen fremden und deutschen Fürsten anschlossen. Und nun ein abermaliges Vorwärtsstreben, Sichhöherrecken und gleich darauf tiefes Verneigen: der Kaiser, in großer Admiralsuniform, hatte das Zelt betreten und durchschritt dasselbe nach verschiedenen Richtungen, nach allen Seiten hin freundlich grüßend und sich dann zu seiner Gemahlin gesellend, die von einer etwas erhöhten, baldachinartigen Abteilung dem Tanze zusah, der allerdings nur von verhältnismäßig wenigen Paaren ausgeübt wurde. Denn nach den Anstrengungen des Tages lockten die flüssigen und kompakteren Schätze der zahlreichen leckeren Buffets doch zu sehr; alte Bekanntschaften wurden zwischen den deutschen wie fremden Seeoffizieren wurden bei einem Glase Sekt wieder aufgefrischt und neue geschlossen, dann knatterten draußen die ersten Raketen empor und verkündeten den Beginn des Feuerwerkes, welches leider unter einem wolkenbruchartigen Gewitterregen sich nicht in der geplanten Weise entwickeln konnte. Dennoch war es reich an effektvollen Ueberraschungen in glühendem Feuerzauber, mit welchem die Beleuchtungen der Schiffe, an deren massigen Rümpfen und vielumfassenden Auftakelungen sich hunderttausende zierlicher, buntfarbiger elektrischer Lichtchen entlang zogen, würdig wetteiferten.

In der Nacht hatte der Regen mit kurzen Unterbrechungen fortgedauert und man fürchtete, daß die unfreundliche Stimmung des bis dahin so gutgelaunten Wettergottes auch am kommenden Morgen anhalten würde. Trübe und wolkenschwer dämmerte er herauf, aber mit jeder fortschreitenden Stunde gewann die Sonne siegreichere Gewalt und schien endlich klar und freundlich auf den Holtenauer Festplatz herab. Der war schon vom ersten Morgengrauen des 22. Juni an dicht besetzt; unzählige Fuhrwerke, oft der fragwürdigsten Art, und Hunderte von Dampfern hatten immer neue Menschenmassen hier hinaus gebracht, die sich auf den Tribünen und den nahen Höhenzügen verteilten, um der feierlichen Schlußsteinlegung beizuwohnen.

Für diese war das Plateau neben dem Leuchtturm gewählt, der sich in seinem roten Ziegelbau weithin sichtbar erhebt; wenige Meter landeinwärts war die Stelle des Schlußsteines, welcher zugleich den Grundstein für das hier zu errichtende Denkmal Kaiser Wilhelms des Großen bildete. Mehr nach der Schleuse zu hatte man das offene Kaiserzelt erbaut, aus hohen Flaggenmasten bestehend, die unter einander durch Guirlanden und Wimpelketten lustig verbunden waren; einen stattlichen Abschluß erhielt dasselbe durch eine große, rot-weiß verzierte Tribüne, auf der die festlich geputzten Gäste des Kaisers, darunter viele Damen in schmucken Frühjahrskostümen, Platz genommen hatten. Nahe dem Schlußstein stand die Leibcompagnie des ersten Garderegiments zu Fuß, die mächtigen Gestalten noch vergrößert durch die spitzen Friedericianischen Grenadiermützen; auf der andern Seite, jenseits des Leuchtturmes und nahe der zur Bucht gehenden Böschung, von der eine rot ausgeschlagene Treppe zu dem Anlegestege hinabführte, hatte eine Compagnie der Matrosendivision Aufstellung genommen. Diesseits des Leuchtturmes versammelten sich gegen zehn Uhr in ihren blendenden Uniformen und ihrem blitzenden Ordensschmuck die Großwürdenträger, die Flügeladjutanten, Hofmarschälle, Botschafter und Gesandten, Minister und Räte, Marineoffiziere und Senatoren, und von Minute zu Minute vermehrte sich die glänzende Gesellschaft, denn jener eben erwähnten Anlegestelle steuerten zahllose flinke Ruderboote und Dampfpinassen zu, welche die fremden Admirale und Kommandanten heranbrachten.

Allmälich treffen auch von Bord des „Kaiseradlers“ und der ausländischen Flaggschiffe mit ihren Barkassen die Fürstlichkeiten ein; hier sieht man die Könige von Sachsen und Württemberg mit dem Prinzregenten Luitpold von Bayern in angeregtem Gespräch, dort geleitet der Prinzregent von Braunschweig die Prinzessin Heinrich, die an der rechten Hand ihr in Matrosentracht gekleidetes Söhnlein, den Prinzen Waldemar, führt, zum Kaiserzelte; neben der stattlichen Figur des Herzogs von Genua wird der Herzog von York in der Uniform der Gardedragoner sichtbar; die sympathischen Gesichtszüge des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, der deutsche Admiralsuniform trägt, tauchen neben denen des Großherzogs von Sachsen-Weimar auf, dessen hohe Gestalt durch das Alter kaum gebeugt ist; dort sieht man die schlanken Großherzoge von Hessen und Oldenburg, die männlich-schöne Erscheinung des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen wird neben der des Großherzogs von Baden vielbemerkt, und nun treten, erst militärisch salutirend und gleich darauf freundlich lächelnd die Hand reichend, zwei winzige Lieutenants des ersten Garderegiments zu Fuß und ein kleiner Marineoffizier auf den Prinzen Heinrich zu, dessen gebräuntes, von blondem Vollbart umrahmtes Gesicht von mancher Seefahrt in Wind und Wetter zeugt: der Kronprinz des deutschen Reiches ist es mit seinen Brüdern Eitel-Friedrich und Adalbert.

Aller Blicke richten sich jetzt nach der vom Landungsstege heraufführenden Treppe — gleich muß das Kaiserpaar erscheinen, welches soeben unten vom Reichskanzler und dem Minister von Bötticher empfangen wurde. „Achtung, präsentirt das Gewehr!“ Die Trompeten schmettern, die Trommeln wirbeln, die silbergestickten, den fliegenden, schwarzen preußischen Adler in der Mitte tragenden Fahnen senken sich, tausendfach erschallt der Jubel der Zuschauer — gemessenen Schrittes, freundlich grüßend, führt der Kaiser, im weißen Koller der Garde du Corps, den blinkenden Adlerhelm auf dem Haupte, die Kaiserin, welche zu einem zarten fliederfarbenen Seidenkostüm ein kostbares, rotsammetnes, von goldenen Borten durchbrochenes Mantelet und zierliches, blumengarnirtes Spitzenhütchen trägt, zu dem Kaiserzelt, in und neben welchem die Fürstlichkeiten in weitem Halbkreise Aufstellung genommen.

Der Reichskanzler Fürst Hohenlohe, anstatt des mit Vorliebe getragenen schlichten Zivils diesmal in goldblinkender Uniform, trat heran und bat um die Genehmigung der Eröffnung der Feier; entblößten Hauptes verlas er darauf die in den Schlußstein zu versenkende Urkunde, in welcher dem Werke deutschen Fleißes und deutscher Geisteskraft das wärmste Lob gespendet und die Hoffnung ausgesprochen wird, daß es, ein Friedenswerk, nur dem Wettkampf der Nationen um die Güter des Friedens dienstbar sein möge, und unter zündenden Marschklängen der Musik des ersten Garderegiments wurde diese Urkunde nebst einer Sammlung Reichsmünzen dem Schlußstein einverleibt. An diesen trat jetzt elastischen Schrittes der Kaiser heran, der bayerische Bevollmächtigte zum Bundesrat überreichte ihm mit einigen Worten die Kelle, mittelst welcher der Herrscher Mörtel auf den Stein warf, und dann empfing er von dem Reichstagspräsidenten von Buol den Hammer, mit welchem er drei Schläge auf den Stein führte, dabei ausrufend: „Zum Gedächtnisse Kaiser Wilhelms I. des Großen taufe ich dich Kaiser Wilhelm-Kanal. Zum Ruhme des deutschen Reiches, zur Wohlfahrt aller Nationen!“ Aber die Worte verklangen in dem Kanonendonner einer Strandbatterie und der Schiffsgeschütze, in den Musikklängen der Nationalhymne und den Hochrufen der Hunderttausende — es war der ergreifendste, feierlichste, unvergeßliche Moment all dieser an großen Eindrücken überreichen Tage.

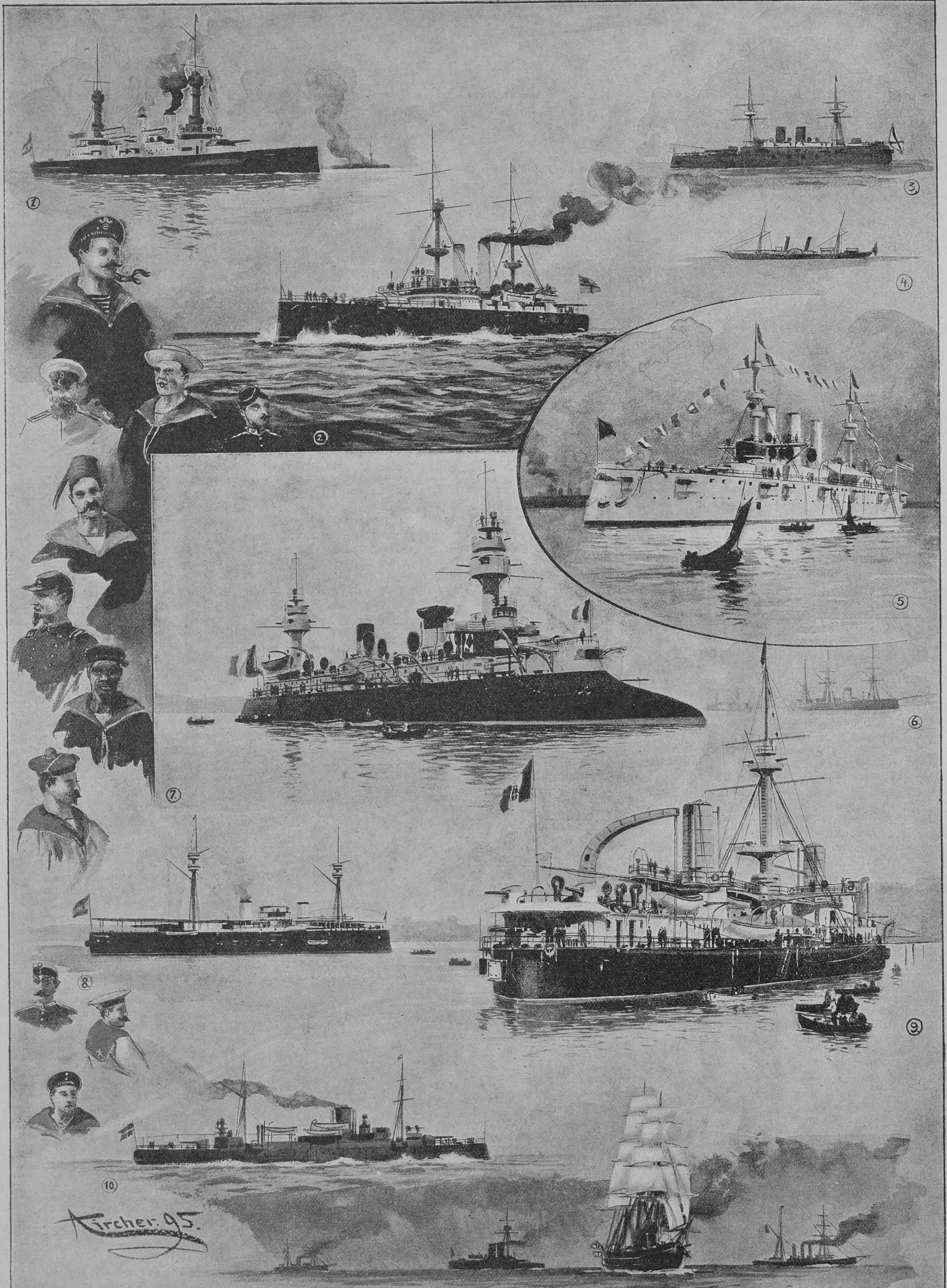
Während der Kaiser sich zu den Ehrengästen wandte und mit ihnen leutselig plauderte, vollführte die Kaiserin und nach ihr die kaiserlichen Prinzen und die deutschen Fürstlichkeiten, die Bürgermeister Hamburgs, Bremens, Lübecks, der Reichskanzler, die Minister, die Präsidenten des Reichstages, des Abgeordneten- und Herrenhauses und so weiter, die üblichen drei Hammerschläge, dann brachte Fürst Hohenlohe ein jubelnd aufgenommenes Hoch auf den Kaiser aus, der seiner Gemahlin, die nicht so wohl aussah, wie man es sonst an ihr gewöhnt, den Arm reichte und sie zu der am Landungsstege harrenden Gig der Jacht „Hohenzollern“ führte, die schnell der letzteren zuflog. Das denkwürdige Schauspiel war zu Ende!

Ein anderes, gleichfalls eindrucksvolles und prächtiges Bild bot der Abend desselben Tages dar in der sich hinter dem Schiffsrumpfe der „Niobe“ erstreckenden Festhalle, in welcher das große Kaisermahl abgehalten wurde. Der Festraum zerfiel in zwei Teile; der kleinere stellte das mit Steuerrad und allem sonstigen Zubehör versehene Oberdeck, der größere das überzeltete Freideck eines Kriegsschiffes dar. In der Mitte des ersteren hatte unter einer mächtigen, den Reichsadler auf goldenem Grunde zeigenden Kaiserstandarte der Kaiser seinen Platz; um ihn saßen die Fürsten, unten an Dutzenden von Tafeln die anderen Gäste; über alle gossen zahlreiche Bogenlampen ihren weißlich milden Schein aus, in welchem der Glanz der Uniformen noch mehr zu seinem Recht gelangte. Die friedlichen Worte des Kaisers, die der Telegraph längst bekannt gemacht, verfehlten ihres tiefen Eindruckes nicht, sie wurden oft von lauten Beifallsrufen unterbrochen und ernteten am Schlusse stürmische, jubelnde Zustimmung. Als das Mahl zu Ende war, ergossen sich in der lauen Sommernacht die sprühenden und glühenden Girandolen eines herrlichen Feuerwerkes über die Kieler Bucht und im funkelnden Flammenkleide standen plötzlich die Kriegsschiffe da. Möchte dieses den geschichtlich bedeutsamen Tag abschließende Strahlen und Glänzen eine gute Vorbedeutung für den Kaiser Wilhelm-Kanal sein, möchte er alle Erwartungen, die man in ihn gesetzt, erfüllen, möchte er im Sinne der kaiserlichen Worte den großen Kulturaufgaben unserer Zeit dienstbar sein und den friedlichen Verkehr der Nationen unter einander fördern. Hundertfach wird man dann den 22. Juni, den Tag seiner Einweihung, segnen und die spätesten Geschlechter werden seiner dankbar gedenken.

Paul Lindenberg.

Erinnerungsmedaille zur Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals.

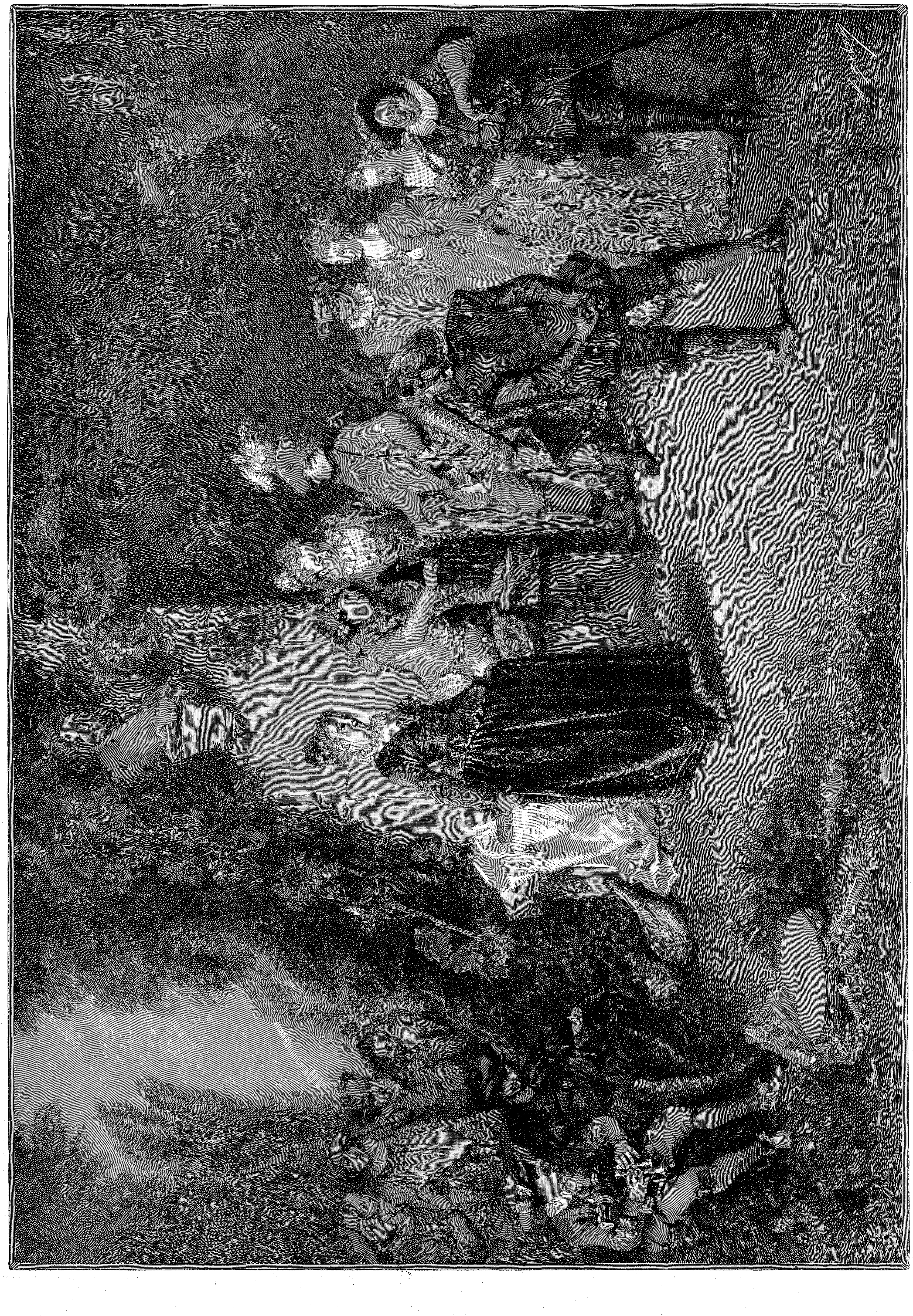
Digitized by Google



1) Maria Theresia [Oesterreich]. — 2) Royal Sovereign [England]. — 3) Alexander II. [Rußland]. — 4) Fuad [Türkei]. — 5) New-York [Amerika]. — 6) Elisabeta [Rumänien]. — 7) Dupuy Delome [Frankreich]. — 8) Pelajo [Spanien]. — 9) Ruggiero di Lauria [Italien]. — 10) Hekla [Dänemark]. — 11) Vasco de Gama [Portugal]. — 12) Thule [Schweden]. — 13) Alkmaar [Niederlande]. — 14) Wiking [Norwegen].

Die internationale Flotte bei Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals. Originalzeichnung von Alex Kircher.

Digitized by Google



Antoine Watteau: Das Menuet.

Turandot.

Von

Sacher-Masoch.

(Schluß.)

Schon um zehn Uhr vormittags fuhr der Wagen mit den beiden Damen in den Schloßhof von Bär. Virgil eilte herbei, um erst Jadwiga und dann ihre schöne Tochter herauszuheben. Die Kammerjungfer, welche neben dem Kutscher auf dem Bock saß, lud einen kleinen Korb ab.

„Was haben Sie da?" fragte der Schloßherr.

„Meine Toilette zu dem Bild," erwiderte Barbara. „Sie erlauben wohl, daß ich sie so lange dalasse, bis die Sitzungen zu Ende sind?"

„Sie behandeln mich also wie Helena den Faust?"

„Nur mit dem Unterschied, daß ich von Zeit zu Zeit kommen werde, um mein Gewand zu beleben."

Während Virgil in dem großen, prächtigen Atelier die letzten Vorbereitungen traf, kleidete sich Barbara mit Hilfe der Jungfer in dem anstoßenden kleinen Zimmer, das in japanischem Geschmack eingerichtet war, um. Als sie heraustrat, hörte man einen zweifachen Ausruf der Bewunderung. Virgil zeigte sich geradezu entzückt über ihren Anzug, und sie geriet in Ekstase über die bizarre, blendende Einrichtung seines Ateliers, das einem Museum glich.

Barbara, welche ihr schwarzes Haar ganz nach der Tracht des siebenzehnten Jahrhunderts geordnet hatte, trug einen faltigen Rock von weißem Atlas, ohne jeden Aufputz, und eine weite Jacke von Purpursammet, mit weißem Pelzwerk besetzt, das duftig, wie Schnee, um ihren Hals und ihre Arme lag.

„Sie haben für Ihren Anzug genau die Farben gewählt, welche für die niederländischen Kabinetstücke fast typisch sind."

„Es sollte eine kleine Ueberraschung für Sie sein."

Virgil neigte sich über ihre Hand und küßte sie.

„Nun erklären Sie mir aber, was Sie da alles an Schätzen haben."

Virgil begann die einzelnen Gegenstände zu erläutern und knüpfte hie und da eine kleine Geschichte, ein Abenteuer daran, um zu berichten, wie er jene erworben, und so wurde der Rundgang durch den weiten, herrlichen Raum zu einer Art Biographie des Barons. Nachdem Barbara die seltenen Tapeten, die kostbaren Teppiche, die Uhren, Vasen, Schilde und Helme, Panzer und Hellebarden, Bogen und Pfeile, Flinten, kleinen Geschütze, Instrumente, Fächer, ausgestopften Tiere, Götzen, Felle und noch hundert andere Dinge sattsam betrachtet hatte, wendete sie sich zu Horach und sprach: „Das Interessanteste bleibt doch immer der Sammler und Besitzer aller dieser Schätze! Ja, Sie sind einmal wirklich ein interessanter Mensch; doch ich vergesse, daß Sie mich malen wollen."

Sie ließ sich auf dem aus Polstern gebildeten und mit einem Tigerfell bedeckten kleinen, echt türkischen Diwan nieder, der mitten in dem Atelier stand. Während ihre Füße auf dem Kopfe eines Eisbären ruhten, streichelte ihre Hand unwillkürlich das weiche Fell, in dem sie saß.

„Lieben Sie denn eigentlich Pelzwerk so sehr?" fragte sie Virgil lächelnd.

„Ja."

„Ich vergöttere es," rief sie; „da stimmen wir also überein. Aber bei mir ist es Koketterie, ich weiß, daß der Pelz ein Weib schön macht, daß er uns etwas Stolzes und zugleich eine weiche Behaglichkeit verleiht. Sie haben wohl andere Gründe?"

„Ich liebe den Pelz, weil er malerisch ist, dann aber auch, weil es mir eine angenehme Empfindung bereitet, eine Frau, die ich liebe, in Felle weich und warm geschmiegt zu sehen, und deshalb liebe ich den Pelz vor allem zu Hause, wo er mir zum Symbol behaglichen Glückes wird."

„Sie sollten ein Buch schreiben, die Philosophie des Pelzes; aber wo bleibt unsere Sitzung? Wie wollen Sie mich malen?"

Virgil bat das schöne Mädchen, aufzustehen, und hatte in wenigen Augenblicken das Bild angeordnet. Barbara saß neben dem Kamin in einem Lehnstuhl aus dem siebenzehnten Jahrhundert, ihre Füße ruhten auf einem Pantherfell, das über einen persischen Teppich gebreitet war. Den linken Arm über den Kopf, lehnte sie sich träumend zurück, während die Rechte eine Hundepeitsche hielt.

Virgil stellte den großen Spiegel vor sie hin, so daß sie sich sehen konnte.

„Sehr hübsch und originell," sagte sie, „statt der üblichen ‚Dame mit der Laute' oder ‚mit dem Papagei' einmal eine ‚Dame mit der Peitsche'; aber was soll dies Pfand in meiner Hand? Ich verstehe die Beziehung nicht."

„Die Peitsche ist hier ein Symbol," sprach Virgil lächelnd, „der Dorn, der die Rose schützt und Sie selbst — Prinzessin Turandot. Ich denke an eine stolze Schöne, die an ihrem Kamin träumt und nicht zufrieden, ihre Verehrer durch die Rätsel, die sie ihnen aufgibt, zur Verzweiflung zu treiben, sich in die Stelle einer asiatischen Prinzessin träumt, welche mit Sklavenketten spielt und ihren Anbetern die Köpfe herabsäbeln läßt, als wären es Disteln."

„Wie boshaft! Aber Sie haben recht," rief Barbara, „ich habe es schon mehr als einmal bedauert, daß ich nicht Turandot bin und die Gartenmauer meines Vaters mit den Köpfen der Gecken schmücken kann, die dreist genug sind, um meine Hand zu werben." —

Bei der nächsten Sitzung vergaß Virgil einmal sein Bild und betrachtete Barbara lange mit einem tiefen, ruhigen Wohlgefallen.

„Was haben Sie denn?" rief sie, „malen Sie doch!"

„Ein schönes Modell!" sprach er.

„Wenn Sie mich wirklich so schön finden," versetzte sie, „so kann ich Ihnen nur einen Rat geben."

„Welchen?"

„Werben Sie um mich! Vielleicht gelingt Ihnen, was noch keinem gelang: mich zu bezwingen, und dann haben Sie Ihr Modell für immer."

„Sie haben wohl Lust, mich zu köpfen?"

„So etwas dergleichen."

Nach einer Pause begann sie wieder. „Ich erwarte, daß Sie schon aus Galanterie um meine Hand anhalten. Sie wären sonst der einzige hier, der es nicht gethan."

„Ich habe noch nie daran gedacht, eine Frau zu nehmen."

„Um so besser. Es ist ungleich lustiger, einen Nacken unter das Joch zu beugen, der noch niemals eines getragen."

„Schon wieder Turandot!"

„Ja, ich möchte Sie zu meinen Füßen sehen."

Ein anderesmal, als die Sitzung zu Ende war, zog Barbara Virgil zu sich auf den Diwan.

„Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen," flüsterte sie, „im Ernst."

„Das ist aber das Schlimme bei Ihnen, Barbara," gab Virgil zur Antwort, „daß man nie weiß, ob Sie scherzen oder ob es Ihnen Ernst ist."

„Diesmal ist es Ernst."

„Also?"

„Ich will, daß Sie um meine Hand anhalten."

„Barbara!"

„Ich scherze nicht."

„Wenn wir gute Freunde bleiben sollen," sagte Virgil, „so bitte ich Sie, mir gegenüber weder boshaft noch kokett zu sein, sondern einfach und ehrlich, wie ich es bin."

„Einfach und ehrlich, ich will, daß Sie um meine Hand werben, aber nur dann — wenn —"

„Wenn?"

„Wenn Sie mir ein wenig gut sind."

„Ich bin Ihnen von Herzen gut, Barbara," gab Virgil zur Antwort, „aber ich würde niemals eine Frau nehmen, die ich nicht liebe; und wie kann ich Sie lieben? Ich kenne Sie noch nicht genug dazu. Sie sind schön, geistvoll und eine reiche Erbin, drei Gründe für jeden andern vielleicht, Ihre Hand zu begehren, aber nicht für mich. Ich verlange mehr von dem Weibe, dem ich mein Leben, dem ich mich selbst ganz und für immer weihen soll."

„Also lernen Sie mich kennen. Aber Sie wollen nicht, Sie fürchten mich, ja, ja, Sie fürchten mich."

„Gut. Ich lerne Sie kennen und lieben. Und dann? Statt Sie durch meinen Wert zu erringen, sollte ich mich einer romanhaften Probe unterziehen, Drachen töten, Rätsel auflösen und vielleicht dem Zufall schließlich Ihren Besitz danken? Nein! Und erringe ich Sie nicht, soll ich für meine Liebe noch Spott zum Lohne ernten? Nein, nein! Sie wissen nicht, was ein Mann, was eines Mannes Liebe wert ist."

„Wie wenig kennen Sie mich!" rief Barbara aus, „ich würde mein Leben hingeben für eine einzige Stunde, wo ich lieben würde."

„Seltsames Mädchen!"

„Nicht so seltsam, als Sie meinen," fuhr Barbara fort. „Hätte ich mein Schicksal an einen dieser Männer ketten sollen, die zu meinen Füßen lagen und um Liebe flehten, weil meine Mitgift sie lockte, weil sie Schulden hatten oder nach einem lustig verbrachten Leben die Frau als Retterin betrachten?"

„Sie sind also noch niemals geliebt worden?"

„Doch, aber jeder, der in mich verliebt war, lag sofort zu meinen Füßen, ein Sklave, ein Götzendiener, und es reizte mich, ihn als Sultanin, als grausame indische Göttin zu behandeln. Geben Sie mir einen Mann, der auch dann noch Mann bleibt, wenn er mich liebt, den ich nicht zu meinem Spielzeug machen kann, und ich werde ihn lieben, ich weiß es."

„Sie sind also noch keinem Manne begegnet, den Sie lieben konnten?"

„Ja — Sie — Sie sind ein Mann — aber Sie lieben mich nicht."

„Es ist ein Unglück, Sie zu lieben, Barbara."

„Warten Sie," rief sie mit einem raschen Blick ihrer blitzenden Augen, „Sie verdienen eine Strafe. Sie werden mich lieben, und dann gerade so mein Sklave sein wie alle anderen."

„Damit Sie mich auslachen?"

„Ja, von ganzem Herzen."

*

Der Krieg begann mit einer Art Waffenstillstand. Barbara zeigte sich bei den weiteren Sitzungen zurückhaltend, aber ruhig und liebenswürdig, während Virgil sie mit der feinsten Galanterie behandelte. So wurde das hübsche Bild glücklich vollendet und fand allgemeinen Beifall.

Als Barbara von dem Atelier Abschied nahm, war es Winter geworden und Schnee und Frost erschwerten den Verkehr.

„Nun werden wir uns wohl im Frühjahr erst wiedersehen," sagte sie zu Virgil, „waren Sie doch schon zur Sommerzeit ein gar seltener Gast."

„Im Gegenteil," gab Virgil lächelnd zur Antwort, „ich will jetzt öfter kommen. Sie wissen, was Sie mir angedroht haben, schöne Turandot; ich muß Ihnen also beweisen, daß ich Sie nicht fürchte."

„Sie sind gar nicht galant mir gegenüber."

„Ich finde Sie schön, Barbara, das genügt Ihnen ja, nicht wahr?"

In der That kam Virgil nun fast jeden Tag und brachte sogar ganze Abende in dem Zauberschloß Turandots zu. Er blieb immer derselbe, ruhig, artig, verständig und bescheiden, während Barbara sich von Tag zu Tag feindseliger zeigte.

Eines Abends fand er sie in einem Kleide von weißem Atlas vor dem Kamin sitzen. Sie glich einem holländischen Bilde und er mußte es sich gestehen, daß sie hinreißend schön war, aber er sah die Absicht, die berechnete Koketterie und ärgerte sich zugleich. Zum Ueberfluß bat die Mutter Barbara, etwas zu singen, und sie verweigerte es kurz und rauh, schloß das Instrument und setzte sich zum Kamin.

„Wie egoistisch Sie sind," sagte Virgil leise zu ihr, „Sie denken nie daran, Ihre Laune dem Wunsche, der Freude anderer zu opfern."

„Ich bin auch herzlos, nicht wahr?" erwiderte sie höhnisch.

„Ja, auch herzlos."

Barbara stand auf, ging durch den Saal und blieb an der Thür stehen, die zur Terrasse führte. „Was ist dies für ein großer Stern?" fragte sie plötzlich Virgil.

Er näherte sich, blickte hinaus und sprach: „Der Mars."

„Kennen Sie alle Sterne?"

„Manche allerdings."

„Zeigen Sie mir einmal die wichtigsten, wollen Sie?"

„Ich stehe ganz zu Diensten."

Barbara verließ eilig den Saal.

Digitized by Google

Sie kehrte in wenigen Augenblicken zurück, in einen Pelz von weißem, goldgesticktem Atlas gekleidet, der mit Hermelin gefüttert und verschwenderisch ausgeschlagen war.

„Kommen Sie," rief sie Virgil zu, der diesmal Mühe hatte, seine Bewunderung zu verbergen.

Sie traten auf die Terrasse hinaus und Virgil bemühte sich, den raschen, mannigfaltigen Fragen Barbaras gerecht zu werden. Als er davon sprach, daß der Mond nicht von Menschen bewohnt sein könne, weil es dort an Wasser fehle, daß hingegen der Mars dieselben Lebensbedingungen besitze wie die Erde, rief Barbara: „Wie kann man das wissen, das sind Phantasien!"

Virgil suchte ihr Beweise zu geben. Sie begann zu lachen.

„Mein Fräulein," antwortete Virgil, „um Sie zu überzeugen, müßte ich an Dinge anknüpfen, die heute jedem Gebildeten bekannt sind, von denen Sie aber leider keine Ahnung haben."

„Ja, ich bin erschrecklich unwissend," rief Barbara. „Sie entdecken nach und nach alle meine schönen Eigenschaften, Egoismus, Herzlosigkeit, Mangel an Bildung, was noch? Helfen Sie mir doch!"

„Sie sind auch boshaft."

„Aber schön! das ist meine einzige gute Eigenschaft," sagte Barbara, indem sie in den Saal zurückkehrte. „Wie gefalle ich Ihnen in dieser Kleidung?"

„Sie sehen wunderbar aus," entgegnete Virgil, nachdem er die Thür der Terrasse hinter sich geschlossen hatte, „aber ich kann nicht sagen, daß Sie mir in dieser Tracht gefallen. Das ist ein Anzug für eine Frau, nicht für ein Mädchen. Wie soll ein Mann den Mut haben, ein Mädchen zu seiner Frau zu machen, welches jeden nur erdenklichen Luxus besitzt? Was hat er ihr noch zu bieten?"

„Virgil, Sie hassen mich," versetzte Barbara, indem sie ihn scharf in das Auge faßte.

„Nein, Prinzessin Turandot," sprach er lächelnd, „dazu sind Sie nicht bedeutend genug. Sie sind klein, beschränkt, alles ist Eitelkeit, Selbstanbetung an Ihnen. Glauben Sie, ich weiß nicht, daß Sie den Mars nur entdeckt haben, weil Sie einen Vorwand brauchten, um diesen königlichen Pelz anziehen zu können?"

Barbara sah ihn starr an. „Und wenn es wäre," murmelte sie, „so wäre es, um Ihnen zu gefallen."

„Gefallen ist nicht das Wort," entgegnete Virgil; „Sie wußten, daß ich Ihnen gut war, aber das genügte Ihrer Eitelkeit nicht; Sie wollten nur einen vollständigen Triumph haben, mich bezaubern, mich unterjochen und dann — auslachen."

„Nein, Virgil, nein!"

„Ja, Turandot, ja, denn Sie sind eine Kokette."

Barbara sprang auf, die kleinen Fäuste geballt, aber im nächsten Augenblick preßte sie die Hände vor das Gesicht und begann leise zu weinen.

Virgil stand verwirrt und fast beschämt vor ihr. Hatte er ihr unrecht gethan? Nein, es war nur eine neue Komödie.

Er nahm seinen Hut und ging ohne ein Wort des Abschieds.

*

Barbara konnte nicht schlafen. Sie hatte sich in ihrem Schlafzimmer eingesperrt und ging auf und ab oder saß am Fenster und blickte in die Nacht hinaus.

Sie war vernichtet. Erst fieberte ein wilder Haß in ihr, dann wurde sie ruhiger, sie begann nachzudenken, und mehr und mehr fühlte sie sich beschämt. Das schöne Haupt sank auf die wogende Brust und sie blieb lange stumm, ohne Thränen und ohne sich zu regen.

Dann stand sie auf. Sie hatte einen Entschluß gefaßt und fühlte sich mit einemmale befreit.

Langsam zeigte sich im Osten der bleiche Schimmer des jungen Tages, und als die weißen Wolken sich zu röten begannen, hüllte sich Barbara in ihren königlichen Pelz und trat hinaus auf ihren kleinen Balkon.

Der frische Wind, der um ihre Wangen spielte, that ihr wohl.

Da tönte von unten der Hufschlag eines Pferdes und sie sah Arpad, ihren Bruder, mit einem andern jungen Manne davonreiten.

„Was war das? was hatte dies zu bedeuten?" Von neuem bemächtigte sich ihrer eine unbestimmte Aufregung, sie eilte hinab, nahm die Dienerschaft ins Verhör und erfuhr, daß ihr Bruder noch gestern abend Virgil herausgefordert habe und daß sie sich jetzt schlagen würden. Ohne ihren Eltern nur ein Wort zu sagen, befahl sie, ihr Pferd zu satteln, zog rasch ihr Reitkleid an, setzte ihren Hut auf, schwang sich in den Sattel und sprengte davon.

Sie kam auf dem Kampfplatz an, als die Gegner eben, ohne Erfolg, die ersten Kugeln gewechselt hatten und von neuem geladen wurde.

Barbara sprang vom Pferde und kam, dasselbe am Zügel führend, heran.

„Meine Herren," sprach sie ruhig, aber entschieden, „der Ehre ist genug geschehen, ich gebe die Fortsetzung des Zweikampfes nicht zu."

„Von diesen Dingen verstehen Frauen nichts," erwiderte ihr Bruder.

„Aber ich verstehe soviel," sagte Barbara, „daß ich die Beleidigte bin, und so will ich auch selbst mit Herrn von Horach abrechnen."

„Welche bizarre Idee!" rief Arpad.

„Ich bitte Dich, mich mit dem Baron allein zu lassen."

Arpad zuckte die Achseln und entfernte sich mit den Zeugen und dem Arzt, denn er war ebenso gewöhnt, seiner Schwester zu gehorchen, wie alle anderen im Hause.

Barbara stand Virgil einige Zeit stumm, den Blick gesenkt, gegenüber, dann band sie ihr Pferd an eine junge Tanne, und erst jetzt wagte sie ihn anzusehen.

„Ich habe gefehlt," begann er.

„Nein, nicht im mindesten."

„Doch, mein Fräulein, ich habe Sie beleidigt und stehe zu Ihrer Verfügung." Er reichte ihr die Pistole, die sie mit einem schmerzlichen Lächeln zurückwies.

„Nein," sprach sie ernst, „Sie haben mir im Gegenteil nur wohlgethan. Gestern hätte ich Sie getötet, wenn Sie mir diese Pistole gereicht hätten, heute bin ich hier, um Ihnen zu danken. Ich war krank, Sie haben mich gesund gemacht. Ich bin in diesem Augenblick nicht mehr das eitle, grausame Geschöpf, das mit Ihnen gespielt, das einen Sklaven zu seinen Füßen sehen wollte und darüber einen Freund verloren hat. Ich werde ein neues Leben beginnen. Glauben Sie nicht, daß es eine neue Grille ist, die mir durch den Sinn fliegt. Sie werden sehen, daß es mir ernst ist, und mich dann vielleicht milder beurteilen. Leben Sie wohl."

Sie reichte ihm die Hand und drückte die seine wie ein guter Kamerad.

„Vergessen Sie mich," sagte sie, als sie bereits im Sattel saß, „ich werde Sie nicht vergessen." Dann ritt sie davon durch den Schnee, der in silbernen Funken auseinander stäubte und sie bald in einer schimmernden Wolke verschwinden ließ.

*

Virgil kehrte verstimmt und nachdenklich nach Bär zurück. Eine Stunde später war sein Koffer gepackt, er nahm Abschied von seiner Tante und flog im Schlitten davon zur nächsten Bahnstation und von dort in die weite Welt hinaus.

Ein halbes Jahr hörte er nichts von Barbara, da schrieb Fräulein Lesnow eines Tages, sie habe bei ihren Eltern einen Besuch gemacht und die ehemalige Turandot vollständig verändert aufgefunden.

„Barbara hat jeder Art von Luxus entsagt," hieß es in dem Briefe, den Virgil in Norwegen erhielt; „ihr Zimmer gleicht einer Studentenstube, Teppiche und Tigerfelle sind verschwunden, sie schläft auf einem Feldbett. Gekleidet ist sie fast wie eine Nonne, und — was wirklich jammerschade ist — sie hat sogar ihr prachtvolles Haar abgeschnitten."

Wieder verging einige Zeit und Virgil befand sich eben an den Ufern des Schwarzen Meeres, als er die seltsame Nachricht erhielt, Barbara habe die Prüfung als Volksschullehrerin abgelegt und unterrichte jetzt in der Volksschule.

Abermals war es Winter, wieder waren die Bergthäler ringsum mit Schnee gefüllt, als Virgil, ebenso plötzlich als er fortgereist war, nach Bär zurückkehrte.

Nachdem er beim Thee viel erzählt und manchem nachgefragt hatte, entstand eine Pause.

„Und Du fragst nicht nach Barbara?" sagte die Tante lächelnd.

„Was ist mit ihr?"

„Sie ist brav geworden."

„Wirklich?"

„Ja, wirklich. Natürlich geht es bei einem so eigenartigen Geschöpf wie sie nicht ohne etwas Phantasterei ab, aber sie ist der gute Engel der ganzen Gegend geworden, und das Landvolk betet sie geradezu an."

„Was hat sie denn gethan, um diese Begeisterung zu verdienen?"

„Sehr viel, mehr als Du für möglich halten wirst," fuhr die Tante fort. „Barbara hat von einer Verwandten ein kleines Vermögen geerbt, das sie ganz ihren Zwecken geweiht hat. Sie hat in diesen zwei Jahren, wo Du weg warst, die neue Straße gebaut und den Damm, sie hat die Feuerspritze gekauft, die das Dorf jetzt endlich besitzt, sie hat eine Dorfbibliothek gegründet, sie ist in den Gesetzen so zu Hause, daß sie besseren Ratschlag erteilt als irgend ein Advokat, und ist auf diese Weise das Orakel aller Ratbedürftigen, der Schutzgeist aller Bedrückten und Unglücklichen geworden. Sie hat ein Kinderhospital erbaut, einen Arzt angestellt und pflegt selbst die armen Kleinen, wenn es nötig ist."

„Das ist brav," sagte endlich Virgil, stützte den Kopf in die Hände und versank in Nachdenken, dann seufzte er auf, erhob sich und ging in sein Studirzimmer.

Zwei Tage später begegnete Barbara dem alten Kastellan von Bär. „Wissen Sie schon, gnädiges Fräulein," sprach er lächelnd, „daß unser Herr zurück ist? Da wird wohl das Graben bald wieder losgehen."

Barbara war rot geworden. „Er wird wohl nicht lange bleiben," sagte sie.

„Doch," erwiderte der Alte, „er bleibt."

Barbara nickte ihm freundlich zu und setzte ihren Weg fort. Sie trug jetzt nicht mehr die Nonnenkleider, von denen Fräulein Lesnow in ihrem ersten Brief gesprochen hatte, sondern war, unter den Bauern lebend, äußerlich selbst zur Bäuerin geworden. Die malerische Tracht der Bergbewohner kleidete sie ausnehmend gut; nur fehlten ihr die Zöpfe. Dieser Schaden war nicht so rasch wieder gut zu machen.

Jedesmal, wenn eine Peitsche knallte oder der Huf eines Pferdes ertönte, schrak sie zusammen. Sie fürchtete, Virgil zu begegnen, und doch wünschte sie es wieder. Während sie Schule hielt, mußte sie die Entdeckung machen, daß sie zerstreut war; sie dachte immer wieder an ihn, und sie war auch verwirrt, als sie einem Nachbar Auskunft erteilte in Bezug auf das Wasserrecht.

Beim Abendessen ließ sie den Kopf hängen.

„Was hast Du, mein Kind?" fragte Urban.

„Nichts," gab sie zur Antwort, „ich dachte über einen seltsamen Traum nach, den ich heute nacht hatte."

„Erzähl ihn mir," sagte die Mutter.

„Ich sah den Mond," versetzte Barbara, „voll und rot, und zugleich war es ein glänzendes Antlitz, das mir zulächelte."

Jadwiga begann zu lachen. „Weißt Du," sagte sie, „daß Virgil wieder da ist?"

„Ich weiß es," entgegnete Barbara, den Blick gesenkt.

„Das ist der Mond," rief Urban.

Barbara schüttelte traurig den Kopf und setzte sich dann an den Tisch, wo die Schulhefte lagen, die sie durchzusehen hatte. Emsig arbeitete jetzt die Feder in der kleinen Hand, und die schönen Lippen zählten leise vor sich hin.

*

Schon meldete sich der Frühling, und Barbara hatte Virgil noch immer nicht gesehen. War es ein Zufall, daß sie ihm niemals begegnete?

Sie hatte sich indes wieder beruhigt und alles ging seinen gewohnten Gang.

Eines Morgens war Barbara in das benachbarte Dorf zu einem kranken Kinde gegangen, und als sie durch den Wald zurückkehrte, rastete sie einen Augenblick im Holzschlag auf einem abgehauenen Baum.

Da kam ein Jäger aus dem Dickicht, einen erlegten Fuchs in der Hand, und sah sie an. Es war Virgil.

Digitized by Google

Barbara stand auf, grüßte ihn und ging fort. Jetzt erkannte er sie, nahm den Hut ab und sprach ihren Namen aus.

Seine Stimme hielt sie gebannt, und so stand sie jetzt da, den Kopf gesenkt, und kehrte ihm fast den Rücken.

„Warum fliehen Sie mich?" fragte Virgil, „zürnen Sie mir noch?"

„Ich habe Ihnen niemals gezürnt," erwiderte sie und wendete ihm den Kopf zu.

„Und doch hatten Sie alle Ursache dazu," sprach er, „denn ich habe Sie verkannt."

„Nein, Herr Baron, ich war thöricht und eitel. Ich habe mir eingebildet, daß ein ernster Mann wie Sie sich für mich interessiren könnte, und sehe jetzt erst ein, wie das alles nichts ist, was ich Ihnen zu bieten vermochte. Ich habe mich betragen wie ein verzogenes Kind. Aber vergeben Sie, ich begehe wieder denselben Fehler, und noch eins — diesmal war es keine Koketterie, sondern ein Zufall, daß Sie mich hier getroffen haben."

Sie neigte sich zum Abschied von ihm und war dann schon ein paar Schritte gegangen, als er ihr plötzlich folgte.

„Barbara," begann er, „es war doch kein Zufall, daß Sie mir begegnet sind, denn ich habe Sie gesucht und nicht zum erstenmal heute."

Barbara blieb stehen, sie war rot geworden, trotzdem sah sie ihm frei ins Gesicht. „Und zu welchem Zweck wollten Sie mir begegnen?"

„Um Ihnen zu sagen, daß Sie Wort gehalten haben, das ich Sie jetzt achte, ja — bewundere."

„Also bin ich kein unnützes Geschöpf mehr in Ihren Augen?"

„Ich wiederhole es Ihnen, Barbara," fuhr Virgil fort, „ich habe Sie verkannt und deshalb bitte ich Sie heute um Vergebung."

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben," sprach sie mit einem Lächeln, das wohl that.

Virgil verneigte sich stumm. Beide schwiegen einige Augenblicke.

„Wie lange bleiben Sie diesmal hier?" fragte dann Barbara.

„Das hängt von Ihnen ab."

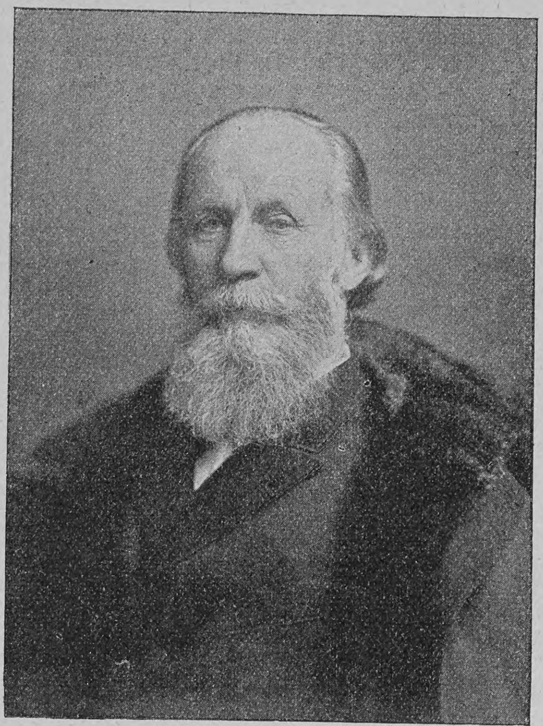
„Von mir? Sie scherzen."

„Ich bleibe nur dann, wenn Sie wirklich mit mir ausgesöhnt sind. Wenn ich Sie wieder sehen darf."

„Sie fragen noch," entgegnete sie sanft, „und ich habe Sie erwartet, seitdem Sie hier sind."

„Ich darf also kommen?"

„Virgil, jetzt sind Sie nicht ehrlich mit mir," gab sie ihm zur Antwort, „wozu diese Umschweife,



Professor Hermann Ende,

Präsident der Akademie der Künste zu Berlin.

diese halben Worte, wissen Sie denn nicht, was Sie mir sind?"

„Barbara!"

Sie sah, daß er ihre Hand fassen wollte und es nicht wagte, da reichte sie ihm diese kleine, jetzt so rauhe Hand, und er küßte sie, ehe sie es hindern konnte.

„Jetzt haben Sie Ihre Genugthuung," murmelte er.

„Wie das?"

„Sie haben recht behalten. Ich liebe Sie, Barbara, und Sie können mich jetzt auslachen."

„Virgil — das ist nicht möglich!"

„Sehen Sie das nicht?" rief er aus, „haben Sie es denn nicht damals schon gewußt? Soll ich als Sklave zu Ihren Füßen liegen, damit Sie es glauben? Lachen Sie mich nur aus! Sie sind die Siegerin und ich bin der Besiegte. Lachen Sie doch!"

Und wirklich, sie begann zu lachen, aber so glücklich, so von ganzem Herzen, daß es wie Musik der Engel klang. „Hier, Virgil," rief sie, „meine Hand. Sie gehört Ihnen, wenn Sie sie nicht verschmähen. Sie war ja damals schon für Sie bestimmt, denn ich habe Sie vom ersten Augenblick an geliebt, und nur meine Eitelkeit hat mich zu den Thorheiten verleitet, die ich beging. Sie haben mich erlöst, Virgil, Sie haben mir das höchste Menschenglück gegeben: die Liebe."

Virgil zog sie langsam an sich und küßte sie.

Es ging wie Frühlingsschauer durch ihren Leib, und dann, noch immer bebend und Thränen an den dunklen Wimpern, nahm sie ihn um den Hals und küßte ihn wieder.

Als sie Arm in Arm ankamen, rief Urdan, strahlend vor Glück: „Da kommt Barbara mit dem Mond."

Virgil bekam die Einwilligung der Eltern zu seiner Verbindung mit Barbara, ehe er sie noch verlangt hatte. Alle Welt war voll Freude, im Dorfe riefen sich die Leute die große Neuigkeit aus den Fenstern zu.

Als die Liebenden einen Augenblick allein waren, sprach Virgil: „Aber wo sind Ihre herrlichen Zöpfe geblieben, Barbara, und Ihre Pelzjacke?"

„Die Zöpfe sind abgeschnitten," rief sie lachend, „da ist nichts mehr zu ändern, und die arme Jacke wird irgendwo von den Motten gefressen, aber es steht Ihnen frei, sie zu suchen. Kommen Sie!"

Sie führte ihn in ihr Boudoir, das sie seit zwei Jahren fast gar nicht mehr betreten hatte, und schloß die Thür des anstoßenden kleinen Raumes auf, der ihre Garderobe enthielt.

„Hier, meine ganze Pracht und Herrlichkeit."

Schon hatte Virgil die Pelzjacke entdeckt und half ihr hinein.

Ernst Meißner: **Auf der Weide.**

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

F. Vezin: Nach dem Diner.

„Der Anfang des süßen Joches, welches Sie mir angedroht haben,“ sprach er scherzend.

„Ein wenig müssen Sie schon mein Sklave sein,“ erwiderte sie, während sie sich in einem der kleinen Fauteuils niederließ, „aber nur ganz im geheimen.“

„Vor aller Welt,“ rief Virgil und kniete vor ihr nieder, während ihre schönen Arme ihn glücklich umschlangen.

„Ach, Virgil,“ flüsterte Barbara, „jetzt weiß ich erst, wie ich Sie liebe, und wissen Sie, warum?“

„Warum?“

„Weil Sie mir auch jetzt noch gefallen, wo Sie zu meinen Füßen liegen.“

Unsere Bilder.

Otto Baensch, der Erbauer des Kaiser Wilhelm-Kanals, ist am 6. Juni 1825 in Zeitz als Sohn eines Postrates geboren. Nachdem er in Halle Mathematik studirt, besuchte er die Bauakademie in Berlin und wurde 1847 Bauführer; vier Jahre darauf legte er das große Staatsexamen ab. Nachdem er zunächst im Eisenbahn- und Brückenbau thätig gewesen, wendete er sich vornehmlich dem Wasserbau zu. In Stralsund begann er seine umfangreichen Studien über die Meeresströmungen und die Umbildung der Küsten, Arbeiten, die in ihrer Veröffentlichung bei den Fachgenossen Aufsehen erregten. Als Bauinspektor an die Regierung zu Köslin versetzt, leitete er den Ausbau der Häfen von Kolberg, Stolpmünde und Rügenwalde und wurde 1871 als vortragender Rat in das Ministerium der öffentlichen Arbeiten berufen. In diesem Amte erwarb er sich besondere Verdienste um die Regulirung der großen Ströme. Die Elbschiffahrt verdankte ihm einen bedeutenden Aufschwung, und auf das glücklichste löste er die Aufgabe der Main-Kanalisirung wie der Rheinregulirung. Während er weiterhin beschäftigt war, die schleswig-holsteinschen Küsten gegen die Angriffe des Meeres zu schützen, gewann der alte Plan, einen Verbindungskanal zwischen Nord- und Ostsee herzustellen, greifbare Gestalt, und Otto Baensch wurde mit der Oberleitung des Baues beauftragt. Ueber die Ausführung des gewaltigen Werkes haben wir bereits eingehend in unserer Nummer 34 dieses Jahres berichtet. Es ist ja richtig, daß Otto Baensch nicht der „Vater des Gedankens“ war und daß neben ihm noch eine Reihe anderer bedeutender Fachmänner mitwirkten, aber ein Hauptanteil gebührt ihm doch an dem herrlichen Gelingen.

Das Menuet. Wenn je ein Titel richtig verliehen wurde, so war es derjenige, welchen Jean Antoine Watteau, der berühmte französische Meister, bei seiner Aufnahme in die Akademie erhielt: „Maler galanter Hoffeste.“ Zwar danken wir seiner Kunst auch manche prächtige Schöpfung auf anderem Gebiete, aber der Nachwelt ist er doch am meisten bekannt durch seine Darstellungen der Festlichkeiten, wie sie von den Großen am Hofe Ludwigs XIV., des „Sonnenkönigs“, veranstaltet wurden. Ueppiger Reichtum verbindet sich mit Anmut und sonniger Heiterkeit, und in Watteaus Darstellungen ist nichts zu spüren von den düsteren Wolken, die schon zu Lebzeiten des großen Ludwigs am Horizonte Frankreichs emporstiegen. Wenn wir unser Bild richtig deuten, so hat die vornehme Gesellschaft im Park erst ein munteres Schäferspiel veranstaltet, und auf allgemeines Verlangen entschließt sich hierauf die Schönste der Schönen, noch ein Menuet, den neuesten Modetanz, vorzuführen. Freilich soll das Menuet schon lange vor dem großen Ludwig, und zwar besonders in der Provinz Poitou, getanzt worden sein, aber hoffähig wurde es doch erst unter ihm, und zwar derart, daß es beinahe den älteren Tanz, die Sarabande, verdrängte. Woher der Name stammt, darüber sind die Gelehrten noch nicht einig, doch spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß er von dem Worte menu (klein) abgeleitet ist, womit auf die zierlichen kleinen Schritte hingedeutet sein soll. Wie schwer es ist, mit wirklicher Grazie im Menuet zu schreiten, das weiß heute, wo der Tanz wieder zu Ehren gebracht ist, jedermann, wenngleich unsere Zeit nicht mehr so hohes Gewicht auf eine richtige, nach allen Regeln der Kunst vollkommene „Reverenz“ legt wie unsere Vorvordern. Wurde doch einst in Paris den berühmten Tanzmeistern allein für die Erlernung der tadellosen Reverenz ein Honorar von fünfundzwanzig Louisd'or gezahlt.

Geheimer Regierungs- und Baurat Professor Hermann Ende, der neuerwählte Präsident der Akademie der Künste in Berlin, ist am 4. März 1830 zu Landsberg an der Warthe geboren. Nachdem er die Berliner Bauakademie besucht und ausgedehnte Studienreisen durch den größten Teil Europas gemacht hatte, wurde er 1859 zum Baumeister ernannt und begründete in demselben Jahre gemeinsam mit Wilhelm Böckmann ein Atelier für Architektur, aus dem im Laufe der Zeit die Entwürfe für eine große Anzahl hervorragender Bauwerke in Berlin und in den preußischen Provinzen wie auch im Auslande hervorgingen. Namentlich sind aus der Reichshauptstadt zu nennen: das sogenannte „Rote Schloß“ an der Stechbahn, das Industriegebäude in der Kommandantenstraße, das Gebäude der Loge Royal York, die im Stil der Florentiner Paläste gehaltenen Bauten der Bodenkredit- und der Mitteldeutschen Kreditbank, wie der Darmstädterbank und der Diskontogesellschaft, der Prachtbau des Museums für Völkerkunde, das Landeshaus der Provinz Brandenburg und das Sedanpanorama, zu geschweigen von den zahlreichen Geschäftshäusern und Villen in und bei Berlin. Besondere Erwähnung verdienen indessen noch die reizvollen Bauten im zoologischen Garten, namentlich das Antilopen- und das Elefantenhaus, welche hervorragende Zierden dieser weltberühmten Anlage sind. Endlich nennen wir noch die im Auftrage der japanischen Regierung aufgeführten monumentalen Staatsbauten in Tokio. Seit vielen Jahren verbindet Hermann Ende mit der praktischen Thätigkeit auch den Lehrberuf: er ist Vorsteher der Meisterateliers für Architektur an der Kunstakademie und Professor an der technischen Hochschule.

Reisebilder.

Von

A. Stier.

I.

Von der Heerstraße.

Die Straße war's nach Welschland. Drunten zog
Die grüne Etsch durchs schöne Land der Reben.
Der Apfelbaum an riss'ger Mauer bog
Sich früchteschwer; im Schatten stand daneben
Ein hoher Karren, linnenüberspannt,
Armseliger Tiroler Obdachstätte,
Mit der sie wandernd ziehen durch das Land —
Oft ihre Wiege und ihr Sterbebette.
Ein großer Zughund lag gestreckt im Gras,
Ausruhend von des Tages Last und Hitze;
Doch späht' er wachsam ohne Unterlaß,
Ob auch kein Feind sich nah' dem Herrensitze.
Denn unter niederm Zweig auf einem Stein,
Da saß ein junges Paar. Er: schwarz und prächtig,
Ein Sohn der rauhen Berge; blond und fein
Das Weib, mit Gliedern kindisch noch und schmächtig.
Das Haupt an seine Schulter angelegt,
Greift mit der Hand sie in des Baums Geäste,
Und von den roten Früchten, die er trägt,
Wählt prüfend sie die strahlendste und beste.
Ein Biß hinein; der weißen Zähne Pracht
Blitzt leuchtend, dann mit schelmischer Geberde
Führt sie den Apfel ihm zum Mund und lacht
Und küßt ihn, daß der Bissen süßer werde.
— Und das ein Bettlerpaar? Des Mitleids wert?
Vergebens dacht' ich an Novemberschauer,
An Wanderelend ohne Heim und Herd
Und an das Grab an fremder Friedhofsmauer.
Mir blieb dies Bild mit hellem Sonnenglanz
Im Geiste haften lange nach dem Scheiden.
Ein Bild wie aus dem Paradiese ganz:
Welch königliches Bettlerpaar, die beiden!

II.

Am Hofer-Denkmal auf dem Berge Isel bei Innsbruck.

Ein markig Bild im rechten Rahmen!
Im Bergeskranz, der es umringt,
Da ruft ja Hofers schlichter Namen
Ein Echo wach, das nie verklingt.

Da lebt er heut noch, der Befreier,
Der Hüter für den deutschen Herd,
Der Märtyrer, den Stift und Leier
Dem Volke immer neu verklärt!

Am Schießstand drüben Büchsen knallen,
Und wie jetzt von der Felsenwand
Die Schüsse donnernd widerhallen
Rings um des Helden stillen Stand,

Da zuckt es in den mächt'gen Brauen,
Wie Wetterleuchten flammt's im Erz,
Und die gewalt'gen Augen schauen
Mit stolzem Blicke niederwärts.

Das sind die alten Kaiserjäger
Im schwarzen Rock und Federhut,
Des Vaterlandes Ruhmesträger,
Er weiß es ja: die schießen gut!

Die Treue, die er unterschrieben
Mit seinem Blut, man wahrt sie wohl:
Noch ist gut kaiserlich geblieben
Der rote Adler von Tirol!

III.

Der „Rosengarten“.

Vorhin noch grau die zarten Spitzen,
Nun angestrahlt vom Sonnenglanz,
Siehst eine Märchenwelt du blitzen:
Des Rosengartens Purpurkranz.

Und wie du schaust, wird auch inwendig
Die alte Sagenwelt so fern,
Die grau und farblos schien, lebendig:
Da steigt herauf Dietrich von Bern.

Das Etschthal hallt von Kampfgesängen,
Und Recken, schild- und helmbewehrt,
Mit deutschem Blondhaar, — in Gehängen
Das breite, mächt'ge Ritterschwert;

Sie nahn, die Jungfrau zu erretten,
Die fest Laurin, der böse Zwerg,
Gefangen hält in goldnen Ketten
Hoch droben auf dem Wunderberg.

Des Rosengartens Zauberdüfte
Wehn bis zu dir, und leise zieht
Ein rauschend Klingen durch die Lüfte:
Das alte, deutsche Heldenlied!

IV.

Auf dem Markusplatze.

Hier sah ich sie. Als ob sie Tizians Hand
Auf Goldgrund malte, stand die schöne Frau,
Umspielt vom Sonnenlicht, weiß das Gewand,
Goldrot ihr Haar, das Auge nordisch blau.

Doch an den langen Wimpern hing ein Hauch
Vergessner Thränen, und der feine Mund
Zuckt wie im Schmerz, — so zuckt wohl drinnen auch
Ein ungeheiltes Weh im Herzensgrund.

Maiskörner bot sie auf der flachen Hand
Des heil'gen Markus blauen Tauben dar,
Und schnell war rings der Platz, auf dem sie stand,
Ein Sammelpunkt für die begier'ge Schar.

Die Flügel hebend, rauscht der ganze Schwarm
Um sie herum, bald gar mit kühnem Satz
Huscht ihr die keckste auf den weißen Arm;
Das ist ein wonnesamer Ruheplatz!

Da lächelt sie. — Gewiß, o, glaube mir,
Des heilgen Markus Tauben bringen Glück!
So lächle weiter, und es kehrt zu dir
Auch die entflohne Freude bald zurück!

In hoher Luft.

So lange als der Mensch seinen Blick nach fernen Weltkörpern richtet, so lange schon mag es sein Wunsch sein, die Schwerkraft, die ihn an die Erde fesselt, zu überwinden und in das Reich der Lüfte, das sein Gedanke ungezügelt durchflog, sehend und fühlend einzudringen. Die Sonnenfahrt das Phaethon, der Flug des Ikarus sind nur ein zu Sagen verdichteter Ausdruck der Sehnsucht nach den unbekannten Räumen des Himmels. Von allen Versuchen, sich der Fesseln der Schwerkraft zu entledigen, haben bisher nur die Ballonfahrten Erfolg gehabt. Wenn auch nicht daran zu denken ist, dem Dunstkreis der Erde zu entfliehen, im Gegenteil, wenn die Ballonfahrten dargethan haben, daß die erreichte Höhe von einem luftatmenden Wesen nicht erheblich mehr überschritten werden kann, so ist es doch jetzt wenigstens gelungen, in den Bereich der höchsten Wolkengebilde, der geheimnisvollen Cirruswolken, einzudringen.

Von den zahlreichen Ballonfahrten, die bis zum Jahre 1894 in Europa unternommen wurden, sind die bemerkenswertesten die der Engländer Glaisher und Coxwell, 1862, und des Franzosen Tissandier, der 1875 mit zwei Begleitern aufstieg. Glaisher verlor in einer Höhe von 8500 Meter Sehkraft und Bewußtsein, und nur dadurch, daß sein Begleiter, der ebenfalls die Herrschaft über seine Hände verloren hatte, die Leine des Ventils mit den Zähnen erfaßte, retteten sie ihr Leben. Als Ursache der Ermattung und Bewußtlosigkeit erkannte man bald die Abnahme des Sauerstoffgehaltes der Luft mit der Höhe. Deshalb trat Tissandier seine Luftreise mit einem Sauerstoffapparat ausgerüstet an. Trotzdem verlor er schon in einer Höhe von 7000 Meter das Bewußtsein und seine Begleiter erstickten in einer Höhe von 8200 Meter. Als Tissandier erwachte, lagen seine Gefährten, aus Mund und Nase blutend, tot neben ihm. Der Ballon sauste mit rasender Geschwindigkeit zur Erde nieder und auch Tissandier wäre verloren gewesen, hätte er nicht im letzten Augenblick den Anker abgeschnitten und den Ballon aufgerissen.

Trotz solcher Gefahren wurden die Ballonfahrten ununterbrochen fortgesetzt, aber erst am 4. Dezember 1894 ist es dem Meteorologen Herrn Berson gelungen, mit dem, dem deutschen Verein zur Förderung der Luftschiffahrt gehörigen Ballon „Phönix“ die beiden genannten Fahrten nicht nur zu übertreffen, sondern zugleich überaus wertvolle meteorologische Beobachtungen zu machen. Wir entnehmen den „Annalen der Hydrographie“ die bemerkenswertesten Daten dieser Fahrt. Der Phönix war mit 2000 Kubikmeter Wasserstoffgas gefüllt und enthielt neben allen nötigen Instrumenten einen Apparat zur Sauerstoffatmung. Der Aufstieg fand am 4. Dezember, $10\frac{1}{2}$ Uhr früh, bei Leopoldshall-Staßfurt statt. Die Temperatur betrug 0 Grad. Der Ballon stieg rasch empor und war nach einer Viertelstunde bereits 2000 Meter hoch. Bis 1500 Meter hatte die Temperatur bis 6 Grad zugenommen, von nun an sank sie. Nach einer Stunde waren 5000 Meter erreicht, wo die Temperatur — 17,5 Grad und die Luft sehr trocken war. Leichtes Herzklopfen stellte sich ein. Bei 6000 Meter sank das Thermometer auf — 25,5 Grad. Um 12 Uhr in 6700 Meter Höhe angelangt, begann Herr Berson mit der Sauerstoffatmung, die vorzügliche Wirkung that. Um $12\frac{1}{2}$ Uhr überstieg er 8000 Meter bei — 39 Grad Celsius. Von jetzt an durfte er das Mundstück des Schlauches, der ihm den Sauerstoff zuführte, nicht auf mehr als ein paar Sekunden aufgeben, ohne Schwindel und Nachlaß der Kräfte

Digitized by Google

zu empfinden. Ein einzigesmal fielen ihm die Augen zu, er rüttelte sich mit lauten Scheltworten auf, die eigentümlich dumpf in der dünnen Luft schallten. Bei 8700 Meter tauchte der Ballon in die verwaschenen Cirruswolken ein, die seit dem Morgen sich am Himmel gezeigt hatten. Das Thermometer zeigte — 43,7 Grad Celsius. Zu seiner Ueberraschung fand Herr Berson diese Wolken nicht aus Eisnadeln, sondern aus wohlgebildeten kleinen Schneeflocken bestehend, die ziemlich dicht um ihn herumwirbelten. Bei über 9000 Meter ist die Wolke überwunden, doch erscheint der Himmel nicht tiefblau, sondern mattblau; offenbar schweben in noch größerer Höhe feine, dem Auge nicht erkennbare Dunstmassen.

Zweieindrittel Stunden nach dem Aufstieg schwebte der Ballon in 9150 Meter Höhe bei 47,9 Grad Kälte. Trotz guten Wohlbefindens mußte der Luftschiffer sich nun mit Rücksicht auf den Rest des Ballastes zum Absteigen entschließen. In 8500 Meter Höhe schwebend, überflog der Ballon bei Dömitz die Elbe. Nördlich der Elbe hatte alles Land schlechtes Wetter. Geschlossen lagen in ungeheurer Tiefe die Wolken, die Erde vollständig verdeckend. In langsamen Wellen ging es hinunter, unter immer neuem Ziehen des Ventils. Um 3 Uhr war der Luftschiffer noch 2800 Meter hoch und hatte die Erde seit zwei Stunden nicht gesehen. Die Ostsee fürchtend, zog er jetzt wiederholt das Ventil, um den Ballon rascher herunterzubringen. Durch die Wolken drang schwaches Hundegebell herauf. Jetzt ging es schneller hinab. Es wurde sehr warm, in 1400 Meter Höhe + 5,6 Grad, eine unerträgliche Hitze gegen die — 48 Grad oben. Näher und näher kam das geschlossene Wolkenmeer, einzelne Wolkenköpfe schossen scheinbar rapide empor, der Ballon setzte in einem Wellenthal des Nebelozeans auf, stoppte und begann zu schwimmen. Um $3^1/_2$ Uhr, als der Phönix noch in 500 Meter Höhe über dem Boden auf der Wolkenschicht schwamm, hörte Herr Berson Dampfpfeifen und das Geräusch einer großen Stadt unter sich. Erst in 250 Meter Höhe erschien plötzlich die graue Erde, auf der es schon zu dunkeln anfing. Hinter einem größeren Gehöft zeigten sich Feld und weite Heide. Das große Hauptventil wurde rasch geöffnet und mit Hilfe herbeieilender Landbewohner landete der Ballon ziemlich leicht und ohne jede Beschädigung der Instrumente um $3^3/_4$ Uhr auf einem Sturzacker in Schönwohld, westlich von Kiel.

So erfolgreich auch diese letzte große Ballonfahrt gewesen ist, so haben doch einerseits die Gefahren, die mit solchen Fahrten verbunden sind, andererseits die Gewißheit, daß eine erheblich größere Höhe der menschliche Organismus nicht zu ertragen vermag, es nahe gelegt, unbemannte Ballons mit Registrirapparaten aufsteigen zu lassen. Diese Apparate photographiren durch einen Spalt einer sich drehenden Trommel ununterbrochen Thermometer und Barometer, so daß die Photographien über den Verlauf der Temperatur und des Luftdruckes während der ganzen Fahrt genau Auskunft geben. Die Erfolge entsprachen vollständig den Erwartungen. Am 7. Juli 1894 erreichte der in Berlin aufgestiegene Ballon „Cirrus" eine Höhe von 16,000 Meter, das Thermometer zeigte hier — 53 Grad Celsius. Die seitliche Geschwindigkeit des Ballons betrug 100 Kilometer in der Stunde oder 28 Meter in der Sekunde. Am 6. September stieg der Cirrus 18,500 Meter hoch, die Temperaturangabe lautet hier — 67 Grad! Der Ballon hatte den Weg von Berlin bis zwischen Wilna und Minsk in Rußland in sieben Stunden zurückgelegt. Seine Geschwindigkeit betrug 38 Meter in der Sekunde! Sicher ist von weiteren Versuchen mit solchen unbemannten Ballons noch manche wichtige Aufklärung über den Zustand der Atmosphäre in Höhen, in die der Mensch ungefährdet nicht einzudringen vermag, zu erwarten.

W. St.

Chic.

Von

Richard March.

Der Ausdruck, den wir zur Ueberschrift dieser Zeilen gewählt, gehört seit einiger Zeit zu den meist gebrauchten im täglichen Leben. Man vernimmt und liest ihn allerorten. Jedermann will „chic" sein und gilt auch dafür, wenn er in der Art, sich zu kleiden, sich zu benehmen und zu leben, irgend einer eben herrschenden, mehr oder minder schönen, thörichten oder extravaganten Mode huldigt.

So ist es zum Beispiel der neueste und höchste Londoner Chic, daß die Damen der Aristokratie auf der Straße ohne Handschuhe erscheinen, welche nur noch für Visiten und Kirchenbesuche zulässig sind. In Wien hingegen schreibt der letzte, oder wie man daselbst sagt, der modernste Chic das gerade Gegenteil: lange, schwarze, stets zu tragende Handschuhe vor, auf denen entweder ein graues Spinnennetz samt Spinne und Fliege oder eine Schlange, gottlob nicht in natura, sondern bloß herrlich gestickt, zu sehen sein muß, ansonsten man, natürlich in seinen extravaganten Kreisen, nicht chic ist. Dasselbe gilt von Damen, welche einem 15 Centimeter breiten Ledergürtel keinen Geschmack abgewinnen können, die Maus nicht zu ihrem Lieblingstiere erkoren und deren „naturgroßes" Abbild nicht an ihrem Regenschirm statt des Knopfes angebracht haben, die es verschmähen, ihre Börse mittelst eines Riemens am Schirmgriffe befestigt zu tragen, sich weder runder Taschentücher noch dreieckigen Briefpapiers und, um nur noch eines zu sagen, während des Landaufenthaltes einer veritablen Kuhschelle als Armband nicht bedienen wollen. Sie alle sind ebenso wenig chic, wie die Pariserin, die nicht auf dem Rade fährt, wie die New-Yorkerin, die nicht fechten mag.

Nichts wechselt schneller als der Chic, seitdem darunter im Grunde genommen nichts anderes als das verstanden wird, was man vor wenigen Jahren ausschließlich modisch, fein oder elegant nannte und, falls man nicht mit dem Zeitgeiste fortrennen mag, noch heute so nennt. Und dies mit Fug und Recht, denn Chic ist bei Licht betrachtet keineswegs die Nachahmung jenes von irgend jemand eingeführten Verhaltens im gesellschaftlichen Leben, das man unter der Bezeichnung „guter Ton" begreift, Chic ist auch nicht, wie so viele glauben, und nach allem, was geschieht, glauben müssen, einzig und allein die Mode, das heißt die veränderliche, oft Staunen, Kopfschütteln, ja Heiterkeit erregende Art der Kleidung und der Anordnung alles dessen, was zum äußern Schmucke gehört, sondern etwas ganz anderes, einer Person Eigentümliches.

Dieses Etwas nun, das allerdings sowohl im Verhalten als auch in der äußern Erscheinung, oder in beiden zugleich liegen kann, wurde noch vor hundert Jahren in Frankreich entweder „aimable", das ist liebenswürdig, oder „le bon", wohl auch „le bel air", die gute oder schöne, stets eigene Art sich zu geben, in Deutschland aber kurzweg das „Air" genannt, bis die oben angeführten Ausdrücke üblich wurden.

Man konnte sie, wie schon gesagt, überall hören in unserem Vaterlande, nur die Wiener pflegten sich mit Vorliebe des von Genre (Art) abstammenden Wortes „Schan" zu bedienen, wenn es galt, das zu bezeichnen, was heute als Wiener Chic oder Mode angesprochen wird.

Von Chic wußte noch vor vierzig Jahren niemand etwas. Der Ausdruck war einfach unbekannt und hat, wie unter anderen auch die Pariser Schriftstellerin Gyp konstatirt, erst vor etwa dreißig Jahren Aufnahme in die französische Sprache gefunden. Unter welchen Umständen, das weiß niemand zu sagen, und auch über die Herkunft dieses Ausdruckes herrscht, wie die Franzosen behaupten, völliges Dunkel. Nun, die Herren und Damen von jenseits der Vogesen, die sich mit der Etymologie, das heißt mit der Lehre von der Abstammung der Wörter befassen, wissen mehr als sie sagen wollen. Es fällt ihnen eben schwer, zu bekennen, daß Frankreich so etwas Bezeichnendes, in aller Welt Gangbares, wie es der Ausdruck Chic ist, von den Deutschen und noch dazu von den Norddeutschen habe. Wie es dazu gekommen ist, ob durch Annexion oder Assimilation, muß allerdings dahingestellt bleiben, dagegen steht unzweifelhaft fest, daß Chic von dem deutschen, von „zu etwas geschickt sein", hergeleiteten Ausdrucke „das Schick", das ist die Art und Weise, etwas zu vollbringen, abstammt. „Elise putzt sich den ganzen Tag und doch hat ihr Anzug nicht das geringste Schick," schreibt ein dem Namen nach leider nicht bekannter Erzähler des 17. Jahrhunderts und will damit unzweifelhaft sagen, daß bemeldeter Elise die Fähigkeit oder Geschicklichkeit abgehe, sich geschmackvoll zu kleiden.

Der Chic könnte somit ohne weiteres als die zumeist angeborene, seltener erworbene Geschicklichkeit betrachtet werden, sich durch Kleidung, Benehmen, Lebensart angenehm bemerkbar zu machen, wenn dem nicht andere, gewichtige Ansichten gegenüber stünden. Da ist vor allem der vor einiger Zeit verstorbene große Pariser Konfektionär Monsieur Leonidas, derselbe, der in der Hauptstadt der Mode eine führende Stellung einnahm. Seiner Ansicht nach war Chic nichts anderes als der gute Geschmack, — eine Gabe, die er, Leonidas, in einem Maße besaß, dessen sich nicht so bald ein Sterblicher zu rühmen vermag. Seine Finger schnitten, nähten, drapirten wie die Finger einer Fee. Aus einem Nichts, einem einfachen Stückchen Band, einem Fetzen Seide schuf er „Gedichte" voll lyrischen Duftes. Seine Auge sah sofort, was seine Klientin am besten kleide. Und wenn alles fertig war, die Dame in vollem Glanze vor ihm stand, schlug er vor Entzücken die Hände zusammen und rief: „Gott, wie chic sind Sie! Sie müssen überall bewundert werden."

Eine wesentlich andere Anschauung hatte der gleichfalls hochberühmte Damenhutmacher Gindreau. Er pflegte nämlich zu sagen, daß der Chic an sich eine angeborene Eigenschaft sei und daher eigentlich nicht gemacht, sondern wie ein schönes Bild nur durch den Rahmen gehoben werden könne. Aehnlich dachte der Damenschneider Worth, dem man nachsagt, daß er den Pariser Chic geschaffen habe. Es gibt verschiedene Aussprüche des Meisters, keiner aber ist bemerkenswerter als jener, den er im Jahre 1862 der Gemahlin des Dichters Octave Feuillet gegenüber gethan, als sie ihre erste Robe bei ihm anfertigen ließ. Es war eine sogenannte Postarbeit und Madame Feuillet mußte, um ihr morgens bestelltes Kleid zu dem um sechs Uhr abends stattfindenden Diner in den Tuilerien zu erhalten, im Atelier des Kleiderkünstlers bleiben. „Denke Dir," schrieb sie von dort aus einer Vertrauten, „seit vier Uhr morgens bin ich auf den Beinen, um mir eine Toilette machen zu lassen… Ich schreibe Dir beim Näher, denn jetzt ist ein Mann der Kleidermacher der Modedamen… Dieser Herr Worth ist sehr liebenswürdig. Er macht mir viel Komplimente und schätzt sich glücklich, für mich arbeiten zu können. Er meint, ich sei hübsch gebaut und habe Chic. Dieses Wort hast Du vielleicht nie gehört. Es bedeutet persönliche Eleganz, eine Eleganz, die ihr besonderes Gesicht hat."

Sehr geistreich, aber nicht ganz verständlich gesagt, weshalb sofort hinzugefügt werden möge, daß der Franzose unter Eleganz sowohl Schönheit und Zierlichkeit, kurz eine Reihe von äußeren Vorzügen versteht. Gleichwohl kann, wie die schon erwähnte Schriftstellerin Gyp in ihrer Erklärung des Wortes Chic ausführt, selbst eine häßliche, ja eine dumme Frau chic sein, wenn sie sich zu tragen und zu geben versteht, kurz etwas an sich hat, was andere nicht haben. Eine Frau jedoch, die an Leib und Seele eine Null ist, kann, nach derselben Quelle, niemals chic sein, denn ein derartiger Nullzustand schließt jede Möglichkeit des Chic aus. Der Chic ersetzt jedoch durchaus nicht die Vornehmheit, denn er ist etwas ganz anderes, was selbstverständlich nicht hindert, daß ein Herr oder eine Dame sehr „chic" sein kann, ohne deswegen an „Distinguirtheit" einzubüßen. Die unerläßliche Bedingung für den Chic — mit oder ohne Vornehmheit — ist persönliche Eigenart. Man darf nicht dem Nachbar oder der Nachbarin ähnlich sehen; ebenso muß ein solches Chicmodell für den dasselbe bewundernden Nachbar oder die Nachbarin unnachahmlich sein. Man muß ganz „ich selbst", „ich ganz allein" mit ganz eigenen Vorzügen, Fehlern und Sonderlichkeiten sein. Vergebens werden die mit der Gabe des Chic nicht Begnadeten die Kostüme, die Wohnungseinrichtung, die Manieren oder Körperhaltung der Leute von Chic nachahmen; sie werden ins Groteske verfallen, aber chic — nein, das werden sie niemals sein.

Und sie waren's auch nicht, all die Pariserinnen, welche in den sechziger Jahren sklavisch die Fürstin Pauline Metternich kopirten, die, wie ein Beobachter des damaligen Lebens an der Seine schrieb, „der Chic in leibhaftiger Gestaltung war", so zwar, daß man wohl sagen durfte, das Wort Chic scheine ausschließlich für sie erfunden worden zu sein.

Erfunden? Von wem? Ja, wenn man das wüßte. Dem Manne oder der Frau würde, falls er oder sie bekannt wäre, gewiß ein pompöses Monument errichtet. Und wenn er oder sie heute, wo das Wort Chic solch eine kosmopolitische, in aller Welt verständliche Bedeutung erlangt hat, wie sie nur noch dem Worte „Mode" zukommt, könnte er oder sie sich im Glanze des Ruhmes sonnen und staunen, was alles chic war und ist. Sogar die Kahlköpfigkeit ist es, bei Diplomaten natürlich, seitdem Fürst Bismarck für den berühmtesten Staatsmann der Welt gilt.

Vor etwa zehn Jahren verfiel eine Pariser Schauspielerin auf die Idee, daß nur riesengroße Kammerjungfern chic seien, und entfesselte dadurch eine wilde Jagd nach Mädchen, die man auf gut deutsch Hopfenstangen nennt. Natürlich wurden der Abwechslung wegen später kleine, sodann schwarze und endlich Mulattinnen der höchste Chic. Uebrigens soll seitens einer besonders exzentrisch veranlagten Dame auch nach Indianerinnen Umschau gehalten worden sein, doch ist, wie es heißt, keine der „Squaws" zu bewegen gewesen, den heimatlichen Wigwam zu verlassen.

Da aber zu jener Zeit der Chic in irgend etwas Exotischem bestehen mußte, so verfiel eine Dame darauf, den ostindischen Chic, sich Hals- und Armbänder auf die betreffenden Körperteile malen zu lassen, in Paris einzubürgern. Desgleichen wurde das Tätowiren, ferner in Verbindung damit das Einspritzen des Parfüms unter die Haut chic.

In der Aufzählung dessen, was chic war, fortfahrend, finden wir, daß vor einiger Zeit dieselbe Schauspielerin, welche die großen Kammerzofen „kreirte", die Erklärung abgab, daß nicht mehr die von Schneidern und Konfektionären erfundenen, sondern nur jene Toiletten chic seien und sein können, welche dem eigenen Erfindungsgeiste ihr Entstehen verdanken. Infolge dessen erschien sie denn auch beim Rennen von Longchamps in nachfolgendem selbst erfundenen Kostüme. Der Hut stellte einen zierlichen Sattel aus rotbraunem Sammet dar, dem zwei Lederriemen, an dessen Enden winzige Steigbügel hingen, als Bindebänder dienten. In die Haare, welche gleich einem Pferdeschweife auf dem Rücken herabhingen, waren stählerne Maulketten eingeflochten. Der Rock aus kirschrotem Atlas war mit gestickten Hufeisen und Peitschen geschmückt, die Jockeyjacke aus gleichem Stoffe verfertigt, und den Gürtel bildete ein buntfarbiger Gurtriemen mit einem Hufeisen, das mit Stahlnägeln beschlagen war, als Schloß.

Da nun dieser Anzug ungeheure Sensation erregte und alle Damen der großen Welt, die chic sein wollten, sich ähnlich kleiden mußten, konnten die New-Yorker Theaterdamen, welche den Beschluß faßten, während der Ferien insgesamt in ein und dasselbe Seebad zu gehen, und daselbst die Kostüme, worin sie in ihren Lieblingsrollen aufzutreten pflegten, mit geringen technischen Aenderungen als Schwimmanzüge „chic" zu machen, auf einen sichern Erfolg ihres Unternehmens rechnen.

Derselbe stellte sich auch richtig ein. Die feine Damenwelt staunte nicht wenig, als sie Zerline, Papagena, Siebel, den kleinen Herzog und hundert andere, wohlbekannte

Digitized by Google

Operettengestalten, Boccaccio und seine Freunde nicht zu vergessen, fröhlich durch einander schwimmen oder sich auf dem Strande tummeln sah, und sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als den neuesten Chic nachzuahmen und zur herrschenden Mode zu machen, — ein Vorgang, der übrigens zu allen Zeiten üblich gewesen ist.

Beweise hiefür aus dem Altertume wären massenhaft zur Hand, indes wollen wir, um unsere Behauptung zu belegen, nur bis ins Jahr 1763 zurückgreifen. Aus diesem stammt nämlich der Brief einer in Paris weilenden deutschen Modedame, in dem es unter anderem heißt: „Das bon genre zu leben, verstehe ich schon. Um zehn Uhr stehe ich auf, frühstücke mit meinem Schoßhunde, lasse mich vor meinem Spiegel bis um ein Uhr ankleiden, speise bis drei Uhr, gehe mit meinem Arbeitsbeutel in Gesellschaft und erobere Herzen, spiele, und um Mitternacht gehe ich schlafen. Die Kunst zu lächeln versteht keine meiner jungen Zeitgenossinnen so gut als ich; ich kann gleichgiltig lächeln, ich kann bedeutend lächeln, ich kann höhnisch lächeln, ich kann versprechend lächeln, ich kann abschlagend lächeln. Diese Kunst kostet mich manchen Vormittag, den ich vor dem Spiegel zubringe und mich darinnen übe.“ Wie ganz anders im Jahre 1895. Die armen Pariserinnen, die seit Jahrhunderten gewohnt waren, zwischen zehn und elf Uhr vormittags die Schokolade im Bette zu nehmen, treibt der Gott weiß von wem empfohlene Chic schon zwischen sieben und acht Uhr morgens aus den Federn, denn um zehn Uhr muß jede Pariserin, die etwas gelten will, ihren Einzug im Bois de Boulogne halten. Mit dem Schlage der zwölften Stunde ist es jedoch chic, sich aus dem Gehölze wieder zu entfernen, um entweder in Gesellschaft zu gehen oder solche bei sich zu empfangen.

Nichts ist übrigens mehr chic als die Matinée mit Tanz. In einzelnen Häusern trifft man dabei in einem der Salons ein feines Buffet aufgestellt. Man nimmt an kleinen Tischen Platz und läßt sich, nach englisch-amerikanischem Chic, von den Herren der Gesellschaft serviren, welche nach gethaner Arbeit sich selbst versorgen und neben den Damen Platz nehmen. Zuweilen unterbricht man die Unterhaltung und walzt ein paarmal herum. An einem Klavier und einem Paar gefälliger Hände fehlt es selten. Paris ist nun eben, meint ein Kenner des modernen Babels, der Sammelplatz eleganter Müßiggängerei. Wir glauben daher schwerlich, daß dieser neueste Chic auch bei uns durchgreifen werde.

Ebenso wenig ist das Diner, bei dem nur das Fleisch preisgekrönter Ochsen, Hammel und so weiter aufgetragen werden darf, sowie der „five o'clock tea“, der Fünfuhrthee, bei uns üblich geworden. In Paris gilt jedoch, namentlich letzterer, für so chic, daß ihn niemand, der etwas auf sich hält, aufzugeben wagt. Im Gegenteil, der „five o'clock“ wurde neuestens durch allerlei Zuthaten bereichert, welche sämtlich chic sein wollten. Indes ist diese, wie die Herzogin von Uzès meint, „ehrenvolle Bezeichnung“ außer den mit dem Theetrinken verbundenen „Nähstunden“, wobei von weißen Fingern unter der Aufsicht von Nonnen allerlei nützliche Dinge für die Armen hergestellt wurden, nur noch den wissenschaftlichen, vornehmlich astronomischen Vorträgen, und zwar diesen in solch einem Maße zu teil geworden, daß ein bekannter Pariser Astronom in der letzten Saison so vergriffen war wie eine Primadonna. „Dank ihm sind auch,“ schreibt man aus Paris, „die eleganten Pariserinnen am Sternenhimmel schon so zu Hause wie in den Ateliers unserer Kleiderkünstler. Die galanten Herren, die heuer im Sommer in mondhellen Nächten am Meeresstrande oder sonstwo an der Seite schöner Frauen zu schwärmen gedenken, werden fortan einen schweren Stand haben, denn wenn sie sich nicht blamiren wollen, müssen sie nicht nur die jedem Liebenden bekannten Sterne, wie Venus, Mars und so weiter kennen, nein, auch die anderen Diamanten, die im Dunkelhaupt der Nacht glänzen, sollen ihnen vertraut sein. Es genügt nicht mehr für den Seladon, bei den Sternen zu schwören, er muß auch ihre Namen kennen, ihre Entfernung und Größe. Da werden sich natürlich viele Ziffern in die Liebesscenen mischen, was indes auch bei nicht astronomisch gebildeten Pärchen vorkommen soll.“

Wie man sieht, erstreckt sich der Chic auf alles, sogar die Uhr in der Westentasche ward von ihm bereits in Betracht gezogen. Vor Jahr und Tag schon mußte sie heraus und ohne Kette in die Hosentasche wandern, das Geld aus dieser aber wurde in die Gilettasche verwiesen, mit dem Beisatze jedoch, daß es für einen Gentleman nicht chic sei, Silber- oder gar Kupfermünzen bei sich zu führen. Alles bei und an ihm muß vielmehr von Gold sein, das Armband vor allem, das er sich noch immer, jedoch einzig und allein dem Prinzen von Wales zu liebe gestattet, der seit langen Jahren die Würde eines Großmeisters des Chic unbestritten behauptet.

Großmeisterin im edelsten Sinne ist, in Italien wenigstens, Königin Margherita, in Frankreich aber, nachdem Madame Carnot, die geschmackvollst gekleidete Frau dieses Landes, das öffentliche Leben verlassen hat, Baronin Madeleine Deslandes, geborene Comtesse Fleury. Ihre persönliche Eleganz, also ihr Chic ist maßgebend und somit Gesetz. Sie hat die kleinsten Füße von Paris und geheimnisvolle, traurige Augen in höchster Vollendung. Es gibt in Paris keine Dame, die sie nicht um diese Augen beneiden und, in Gesellschaft natürlich, nicht traurig dreinschauen würde, um chic zu sein.

Auch der bekannte Komponist Mascagni scheint nur den Wunsch zu kennen, chic zu sein, denn er tritt, wie aus Mailand berichtet wird, in immer neuen und originellen Anzügen auf, und niemand würde in ihm heute den einstigen Kapellmeister von Carignola erkennen, der 100 Lire Monatsgehalt hatte. Jüngst trug er einen Frack und weiße Weste, das Hemd mit großen, emaillirten Perlmutterknöpfen geschmückt. Seine Füße staken in seidenen Strümpfen, der eine himmelblau, der andere rot. Da nun die Lackschuhe stark ausgeschnitten waren, so sah man die Strümpfe von zweierlei Farbe. Dieser neueste Chic à la Mascagni wird natürlich von vielen Mailänder Gigerln nachgeahmt.

Die Idee eines amerikanischen Millionärs, den Hunden Strümpfe aus Seide oder Wolle anzulegen, die durch gold- und silbergestickte Bänder festgehalten werden, ist im Dollarlande ebenso rasch chic geworden wie der Einfall eines Yankees, der Anzeige von der Geburt eines Söhnchens dessen Körpergewicht beizufügen und somit den Elternstolz nach Gewicht, wie bei einer Ware, zum Ausdruck zu bringen.

Man darf sich daher nicht wundern, daß es in Amerika chic ist, Visitenkarten für Säuglinge anfertigen zu lassen, und daß die Londoner fashionable Mädchenwelt die derzeit üblichen Photographien als unfein verworfen und proklamirt hat, es sei fortan Pflicht eines jeden modernen Mädchens, sich nur im Gewande und in der Pose gewisser antiker Göttinnen verewigen zu lassen, ein Chic übrigens, gegen den von vielen Seiten lebhaft protestirt wird.

Doch, was wird's helfen? Gegen diesen und ähnlichen hirnverbrannten Chic ist kein Kraut gewachsen, und ihn bekämpfen, heißt Oel ins Feuer gießen, denn ihn kann nichts als irgend ein neuester Chic verdrängen. Es ist daher klüger, über ihn, den die Pariser Chicfabrikanten vor ein paar Jahren in „tschink“ umtaufen wollten, zu lachen, als sich zu ärgern oder zu lamentiren, daß die ihm huldigende Menschheit den Verstand verloren habe.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Silbenrätsel.

Die drei-vier fragt mich immerfort:
„Wann werd' ich doch dein ganzes Wort?“
Und ich darauf: „Eins, zwei, drei, vier,
Ein Amt ist nicht zu eigen mir,
Kann uns die eins-zwei nicht vereinen,
Ich dich nicht machen zu der meinen.“

Auflösung des Bilderrätsels Seite 752:

Man kann in wahrer Freiheit leben und doch nicht ungebunden sein.

Auflösung des Steigerungsrätsels Seite 752:

Hall—Haller, Tell—Teller, Wels—Welser, Schill—Schiller, Thal—Thaler, Spitz—Spitzer, Keil—Keiler, Heck—Hecker, Essen—Essener.

Auflösung des Silbenrätsels Seite 752:

Luftschiffahrt.

Homonym.

Gehörend zu den kleinen Potentaten
Besitze ich doch keinerlei Soldaten;
Nicht auf der Ehre Feld,
Nicht im Geräusch der Welt
Die Bahnen für die Mannen liegen,
So in Gehorsam sich mir fügen:
Sich selbst vergessen, dulden, tragen,
Fromm und ergeben, ohne Klagen,
Zu jedem Opfer, helfend, stets bereit —
Das heische ich von ihrer Tapferkeit.

Nun wende von der Ruh und Stille
Dich wieder zu des Lebens Fülle!
Bei frohem Fest, im grünen Wald,
Wie oft ein Lied von mir erschallt,
Das jeder sangesfreud'gen Brust
So gern entquillt in Lieb und Lust,
Weil meinen frischen Melodien
Der holde Zauber ward verliehn,
Daß sie dem Ohr verlockend klingen
Und tief auch in die Herzen dringen.

(M. Sch., Kassel.)

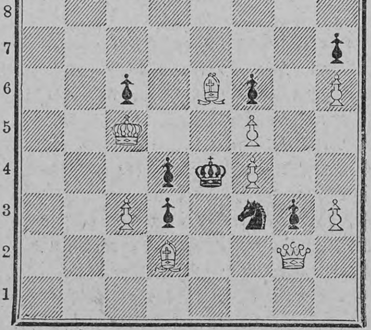
Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 36.

Von **Sigmund Steiner** und **J. Groß** in Karlstadt (Kroatien).

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 33 S. 752:

W. 1) Le8—g6
S. 1) Lh7—g6:
W. 2) Dh1—h8
S. 2) beliebig
W. 3) Dh8—c3:, d4, c8 matt.

A.

S. 1) e3—e2
W. 2) Dh1—g1† nebst
W. 3) Dg1—d4[:] matt.

B.

S. 1) beliebig anders
W. 2) Dg1—b1 nebst
W. 3) Db1—b4, b5 matt.

Partie Nr. 17.

In **Hastings** (England), woselbst am 5. August d. J. ein großes internationales Meisterturnier seinen Anfang nehmen wird, wurde am 14. März folgende interessante **Beratungspartie** gespielt, die wir nebst einem Teil der Anmerkungen dem „Field“ entnehmen.

Froms Gambit.

Weiß: Bird und Cheshire. — Schwarz: Blackburne und Chapman.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) f2—f4	**e7—e5** [1]	22) Df3—f2	Ld7—f5
2) f4—e5:	d7—d6 [1]	23) Lg2—f3	Df7—h7
3) e5—d6:	Lf8—d6:	24) Sb3—c1	a5—a4
4) g2—g3	f7—f5	25) Df2—h4	Sc6—a5
5) d2—d4	Sg8—f6	26) Te1—g1	c7—c5
6) Lc1—g5 [2]	O—O	27) Kb1—a1 [8]	c5—d4:
7) Lf1—g2	Sb8—c6	28) c3—d4:	a4—a3
8) c2—c3	h7—h6	29) b2—a3:	Dh7—c7 [9]
9) Lg5—f6:	Dd8—f6:	30) Dh4—h6:†	Lf5—h7
10) Sb1—d2 [3]	Lc8—d7	31) Td1—d2	Ld6—a3:
11) Dd1—b3† [4]	Kg8—h8	32) Td2—c2	Dc7—d7
12) O—O—O	Df6—g5	33) Tg1—g5 [10]	Te3—e6
13) Db3—d5 [5]	Ta8—e8	34) Dh6—h5	Dd7—d4:†
14) Sg1—h3	Dg5—e3	35) Ka1—b1	Sa5—c4
15) Th1—e1	g7—g5	36) Sc1—b3	Te6—b6
16) Dd5—f3	De3—e7	37) Tg5—g6	Tf8—c8 [11]
17) Sh3—f2 [6]	De7—f7!	38) Tc2—c4: [12]	Tc8—c4:
18) Sd2—b3	a7—a5	39) Tg6—g8† [13]	Kh8—g8:
19) Kc1—b1	f5—f4 [7]	40) Lf3—d5†	Kg8—g7
20) g3—f4:	g5—f4:	41) Dh5—f7†	Kg7—h6
21) Sf2—d3	Te8—e3	Weiß gibt die Partie auf.	

[1] Von dem kürzlich zu Kopenhagen verstorbenen dänischen Schachmeister S. From empfohlen und eingeführt. Schwarz erhält für den geopferten Bauern ein recht günstiges Angriffsspiel.

[2] Der Wert dieser Fesselung ist sehr fraglich; Weiß wird zum Abtausch genötigt und behält eine Schwäche auf e3. Es sollte e2—e4 vorbereiten, etwa durch Lf1—g2, Sg1—h3—f2, O—O, Sb1—c3 (d2) und eventell noch Dd1—d3 2c.

[3] Um f5—f4 mit Sd2—e4 zu beantworten.

[4] Den Vorzug verdient wohl Sg1—f3 nebst kurzer Rochade.

[5] Um auf f3 zu Hilfe zu kommen. Besser war jedoch 13) e2—e4 [f5—e4: 14) Sg1—h3 2c.].

[6] Mit Df3—h5 nebst e2—e4 [auch umgekehrt] könnte Weiß hier einen aussichtsvollen Angriff einleiten.

[7] Damit erlangt Schwarz ausgesprochenen Vorteil.

[8] Besser zuvor d4—c5:, um die c-Linie etwas geschützter zu erhalten.

[9] Der hiermit eingeleitete Schlußangriff wird von den verbündeten Führern der schwarzen Steine mit vollendetem Geschick geführt.

[10] Statt dessen sollte d4—d5 geschehen, womit zugleich Te3—e6 verhindert worden wäre.

[11] Nicht Tb6—g6: wegen 38) Dh5—g6:! [38) Sb3—d4:? Tg6—g1†!].

[12] Auf 38) Dh5—g4 gewinnt Schwarz mit Tc8—c7 39) h3—h4 Tb6—g6: 40) Dg4—g6: Sc4—d2† 41) Tc2—d2: Lh7—g6:; denn falls nun 42) Sb3—d4:, so Tc7—c1 matt.

[13] Falls 39) Tg6—h6:, so sehr einfach Dd4—b2 matt.

[14] Es droht Matt durch die Dame auf b2 und durch den Turm auf c1. Nur durch das Opfer der Dame auf h7 könnte Weiß das Matt um wenige Züge verzögern.

Schachbriefwechsel.

J. Gr. in Karlstadt (Kroatien). Soll die „Papierkorbaufgabe“ noch immer nicht zur wohlverdienten Ruhe kommen? Die jetzige Fassung scheitert an La2—c4 nebst g2—g1D [auch L]. Auch ist uns der Zweck des Ba6 unklar.

Richtige Lösungen sandten ein: Br. in Nordhorn zu 28 und 29 sowie zur Partie 12; R. H. in N. zu 30 und 31.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Ueber Land und Meer.
№ 42.

Aus Zeit und Leben.

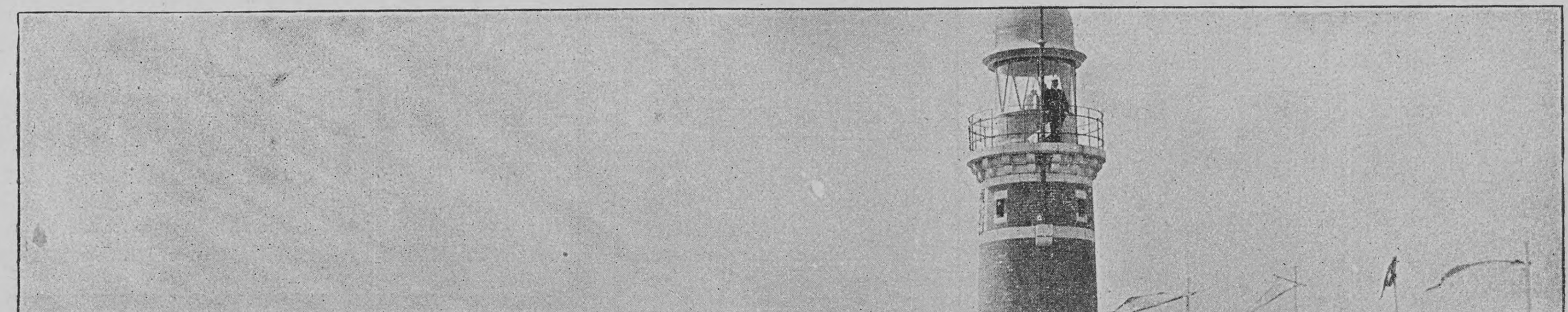
Die Ankunft des Kaiserpaares auf dem Festplatze in Holtenau.

Ein bedeutsames Moment bei der feierlichen Einweihung des Kaiser Wilhelm-Kanals bildete die Ankunft des Kaiserpaares in Holtenau. Reich geschmückte Tribünen, für die Gäste des Kaisers bestimmt, umgaben im Halbkreise den ausgedehnten Festplatz neben dem Leuchtturm; im größeren Halbkreise und immer höher aufsteigend, reihten sich gewaltige Stufenbauten für viele Tausende von Zuschauern an. Zwischen den Tribünenbauten hindurch fiel der Blick auf das Riesenschiff der Festhalle mit seinen turmhohen Masten, und den Hintergrund schlossen auf der Landseite die Hügel von Bellevue und die Silhouette der Stadt Kiel. Den eigentlichen Festplatz, auf dem später die Schlußsteinlegung erfolgen sollte, säumten ragende Flaggenmasten ein, unter einander durch Guirlanden verbunden und verziert mit den Wappen der deutschen Staaten. Auf diesem abgesonderten Raume war auch — auf unserem Bilde nicht mehr sichtbar — der zeltartige Aufbau aus Purpursammet errichtet, in welchem später das Kaiserpaar nebst den deutschen Fürsten und Bürgermeistern der freien Städte wie den Prinzen und Prinzessinnen Platz nahm. Einige Stufen führten zu dem Schlußstein hinab, in den die Urkunden und Münzen versenkt wurden; er ist, wie bekannt, dazu bestimmt, den Sockel eines Denkmals für Kaiser Wilhelm I. zu tragen.

An der Seite des Kanals, zwischen dem Fürstenplatz und dem Leuchtturm, war der Raum durch eine Compagnie Matrosenartillerie geschlossen, gegenüber durch die Leibcompagnie des ersten Garderegiments zu Fuß mit den silberblinkenden spitzen Grenadiermützen. Die vordere, offene Seite des Vierecks war dem Strande und der für den Kaiser und seine erlauchten Gäste bestimmten Landungsbrücke zugekehrt. Darüberhin erblickte man die in reichster Flaggengala prangenden Schiffskolosse der internationalen Flotte, die in hellstem Sonnenschein glitzernde, von zahllosen Barkassen und Booten durchfurchte Fläche.

In ununterbrochenem Zuge brachten nach und nach größere Dampfer die Ehrengäste zur Stelle; bisweilen schien es, als ob in dem Getümmel ein Unheil kaum zu vermeiden sei, aber alles ging glücklich von statten, denn jeder Schiffsführer kannte genau seine Anlegestelle. Bald wimmelte es auf dem engeren und weiteren Festplatz von blitzenden Uniformen — ein Chaos von Farbe, Licht und Bewegung. Die Mitglieder der parlamentarischen Körperschaften nahmen ihre Plätze auf der Haupttribüne ein — auf unserem Bild links — und davor stellten sich die Offiziere der Geschwader, soweit sie nicht an Bord Dienst thun mußten, wie diejenigen von Kiel und Friedrichsort, auf. In dem Artikel unseres Hauptblattes ist, im Zusammenhange der Schilderung aller Festlichkeiten, auch über das Eintreffen des Kaiserpaares und seiner hohen Gäste berichtet und es bleiben nur noch einige Ergänzungen zur näheren Erklärung unseres Bildes übrig. Von Kiel war zunächst die Prinzessin Heinrich mit ihrem Sohne, dem Prinzen Waldemar, eingetroffen — deutlich erkennen wir auf unserem Bilde die hohe Frau und den kleinen Prinzen in seiner schmucken Matrosentracht. Nicht lange darauf langten auch die drei ältesten Söhne des Kaiserpaares an, der Kronprinz und Prinz Eitel Friedrich in der Uniform der Leibcompagnie mit der spitzen Metallmütze, ihr Bruder Adalbert als Unterlieutenant zur See in Marineuniform. Während die beiden älteren Prinzen sich dem linken Flügel der Leibcompagnie anreihten — unser Bild läßt noch Schultern und Kopf des Kronprinzen erkennen — stellte sich Prinz Adalbert, deutlich auf unserer Darstellung zu unterscheiden, am rechten Flügel der Marineartilleristen auf.

Kurz vor elf Uhr stieß von der „Hohenzollern“, die wir hinter dem Leuchtturm gewahren, ein mit der Kaiserstandarte geschmücktes Ruderboot ab, von der in Parade aufgestellten Mannschaft des daneben liegenden „Kaiseradlers“ mit dreifachem Hurra begrüßt. Mit dem Schlage elf Uhr legte das Boot mit scharfer Wendung an der Treppe an, und unter dem Schmettern der Trompeten, dem Wirbeln der Trommeln stieg das Kaiserpaar an Land. Auf unserem Bilde sehen wir, wie das hohe Paar, zur Rechten der Staatssekretär von Bötticher, links, ein wenig rückwärts, der Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe, dem Platze zuschreitet, auf dem wenige Augenblicke darauf das weltgeschichtliche Werk seinen Abschluß finden sollte.



Die Ankunft des Kaiserpaares auf dem Festplatze in Holtenau.

Nach einer Original-Aufnahme.

Digitized by Google

Briefmappe.

E. v. F. Wir sind in der angenehmen Lage, Ihren Wunsch sofort erfüllen zu können. Zur Einweihung des Kaiser Wilhelm-Kanals ließ die Wilh. Mayersche Metallwarenfabrik in Stuttgart, Etablissement für kunstgewerbliche Gegenstände, Medaillen in vortrefflicher Ausführung anfertigen. (Siehe Seite 791). Das Porträt des Kaisers stammt von H. Dürrich-Kassel. Außer einer 90 Millimeter großen Medaille werden auch solche in Größe von 50 Millimeter und 36 Millimeter geliefert und zwar in echtem Silber und Gold, sowie in Bronze.

Wettende in Gundelsheim. Die Weltausstellung in Chicago war in ungleich größerem Maße beschickt als die in Antwerpen veranstaltete und reiht sich in dieser Hinsicht wie durch die ganze Art ihrer Veranstaltung den wirklich epochemachenden Weltausstellungen an. Ihre Ueberlegenheit über die Antwerpener kann gar nicht in Frage kommen.

P. N. in D. in Rußland. Abdrucken können wir Ihre Gedichte nicht, aber auch kritisiren möchten wir sie nicht.

B. M. in Berlin N., Ackerstraße. Für uns nicht geeignet.

Moltkeverehrerin in D. Wir stellen Ihnen gern das Geschichtchen zur Verfügung, das uns ein Freund und Leser unseres Blattes, Dr. A. K. aus New-York, übermittelt. Derselbe schreibt: „Ich finde auf Seite 301 ff. und 315 ff. des 73. Bandes Ihrer Doppelheftausgabe von ‚Ueber Land und Meer' eine so vollständige und treffende Charakteristik Moltkes, wie sie meines Wissens bisher nirgends existirt. Um mich für den daraus geschöpften Genuß dankbar zu erweisen, möchte ich Ihnen (und, wenn Sie es für angemessen halten, auch Ihren Lesern) ein wunderliebliches Moltkegeschichtchen mitteilen, welches, wenn mich nicht alles täuscht, ein thatsächliches Anekdoton ist, aber keine ‚Anekdote' im vulgären Sinne des Wortes, sondern vollständig beglaubigt. Also: Auf einem seiner gewöhnlichen Nachmittagsspaziergänge kam Moltke einst von Kreisau aus in das Wirtshaus eines benachbarten Dorfes und verlangte ein Gläschen des Schnapses, der dort allgemein als ‚Stonsdorfer' bekannt ist und das Gläschen zu 5 Pfennig verkauft wird. Als es zum Bezahlen kam, erklärte der Wirt, auf ein Zehnpfennigstück nicht herausgeben zu können, vermutlich in der angenehmen Hoffnung, die Differenz von 5 Pfennig von dem distinguirten Fremden geschenkt zu erhalten. Da kannte er indessen Moltke schlecht, denn dieser erwiderte mit gutmütigem Schmunzeln: ‚Nun gut, lieber Freund, dann werde ich in einigen Tagen wiederkommen und mein Guthaben abtrinken.' Und so geschah es."

Rosenfreund in Dresden-Altstadt. Die Marschall Niel-Rose hat sich bei uns seit Mitte der sechziger Jahre eingebürgert und darf heute noch als die Königin aller gelben Rosen gelten. Von besonderem Interesse dürfte es für Sie sein, zu erfahren, daß es neuerdings gelungen ist, auch eine weiße Varietät dieser schönen Rose zu erzielen. Dieselbe ist aus der bekannten Rosenzüchterei des Herrn Franz Deegen in Köstritz hervorgegangen und vorläufig noch nicht im Handel. Von zarter, weißer Färbung (die nach innen anfangs in ein feines Weißgelb und später beim völligen Erblühen in eine lichte Crêmefarbe übergeht), erinnert sie mit ihren langen, schöngeformten Knospen lebhaft an Niphetos. Im übrigen besitzt die neue weiße Varietät alle guten Eigenschaften der bekannten gelben Marschall Niel-Rose, kräftigen Wuchs, herrlichen Wohlgeruch, sowie schöne Belaubung. Sie ist ebenso gut als Hochstamm wie als Halbstamm und zum Treiben zu verwenden. Ausgangs August dieses Sommers dürften in den Rosenschulen des Herrn F. Deegen mehrere hundert kräftige Kronenbäumchen dieser Varietät ihre volle Blütenpracht zeigen, und es können sich alsdann alle Liebhaber daselbst von dem eigenartigen Reize dieser Neuheit überzeugen.

Dr. A. F. in Graz, J. Sch. in Berlin, A. K. in München, E. v. P. in Görlitz, F. Fl. in Hasselbach, Böhmen. Dankend abgelehnt. Bezüglich der Behandlung der Manuskripte verweisen wir auf unsere oft und dringend abgegebene Erklärung.

Richtige Lösungen sandten ein: Eugenie v. R. in Löbenau (2). Dr. Sch. in B. Gitty und Loli in Sigmaringen. Pia Wehrenschott in Austin, Texas. Margot Zeyer in Stuttgart (4). Jakob Germann in Rorschach. Irma Lassen in Charlottenburg. Anton Horlamer in St. Petersburg. Lotte B. in Kissingen (4). Die „kleine Ella" in Hamburg (3).

Gesundheitspflege.

L. M. in G. Die „rissigen Stellen" der Haut an den Händen und Füßen werden am besten mit Leinwandstreifen bedeckt, welche mit einfacher Diachylonsalbe bestrichen sind. Die Streifen werden täglich einmal erneuert und zwar so lange, bis die Risse geheilt sind.

S. A. Posen. Die Sommersprossen beruhen auf einer stärkeren Ablagerung von Pigment an kleinen, unscheinbaren Stellen in der Haut. Wenn es auch gelingt, dieselben zeitweise zu entfernen, in der Regel kehren sie, wenn auch oft erst im nächsten Sommer, wieder. Ein beliebtes Waschwasser zur Beseitigung der Sommersprossen ist folgendes: Bittermandelemulsion 300 Gramm, Sublimat 0,1 Gramm, Benzoetinkur 3,0 Gramm. Dasselbe wird abends auf die betroffenen Stellen aufgetragen und der Niederschlag erst am andern Morgen trocken abgewischt. Wenn Sie lieber sogenannte Hausmittel anwenden wollen, so mögen Sie folgende versuchen: 1) Man nimmt Johannisbeeren, die eben anfangen, sich zu röten, und preßt deren Saft aus, befeuchtet damit einen Theelöffel voll Schwefelmilch bis zu einem dünnen Brei und bestreicht mit diesem Brei die betroffenen Stellen vor dem Schlafengehen. Dies thut man vorsichtig vor dem Spiegel, damit nichts in die Augen kommt. Am andern Morgen wäscht man den Niederschlag mit einem reinen Läppchen und lauwarmer Milch wieder ab. Nach dem Gebrauch von 8 Tagen sollen die Sommersprossen fort sein. Oder 2) man nimmt die Blüten der großen Lilie, aber vorsichtig, damit nichts von den gelben Staubfäden auf die Blätter fällt, übergießt sie mit so viel Spiritus, daß sie gut bedeckt sind, und läßt das Ganze an der Sonne etwa acht Tage stehen. Die mit Sommersprossen bedeckten Stellen werden abends hiemit eingerieben. Auch dieses Mittel soll sehr wirksam sein.

K. R. in L. Ruhiges Liegen auf dem Rücken während des Nasenblutens ist nicht nur nicht schädlich, sondern sogar sehr zu empfehlen. Durch vornübergebeugte Haltung des Kopfes wird dasselbe vermehrt. Bei Neigung zu Nasenbluten müssen alle spirituösen und erhitzenden Getränke, sowie starke Körperanstrengungen, besonders bei großer Hitze, möglichst vermieden werden.

A. M. Abonnent. 1) Bei Gicht eignen sich zu Badekuren besonders die Quellen von Jachingen, Obersalzbrunn, Vichy, Karlsbad, Kissingen, Wiesbaden und andere; bei rheumatischen Leiden mehr die sogenannten indifferenten Thermen: Wildbad im württembergischen Schwarzwald, Gastein in Tirol, Warmbrunn, ferner die heißen Kochsalzquellen von Wiesbaden, Baden-Baden, sowie die Schwefelthermen Aachen, Burtscheid. 2) Im allgemeinen thut ein Gichtkranker gut, sich mehr an vegetabilische Nahrung zu halten, an Suppe, Gemüse, Obst und so weiter. Fleisch nur einmal am Tag; streng zu vermeiden ist zu vieles Essen. Eier und Eierspeisen in geringer Menge sind erlaubt, Bier, Wein, Kaffee und Thee aber möglichst zu beschränken.

P. S. in G. Gegen starkes Schwitzen der sonst gesunden Kinder bei Nacht empfehlen sich kühle Abwaschungen des ganzen Körpers abends vor dem Schlafengehen. Temperatur des Wassers etwa 16 Grad R. Dr. Schm.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer"** (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile **1 M. 80 Pf. Reichswährung,** für die **Schweiz, Italien** und **Frankreich Fr. 2.25.**

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

MACK'S DOPPEL-STÄRKE

Nur echt mit vorstehender Schutzmarke.

Bestes und zuverlässigstes Stärkemittel für Kragen, Manschetten, Hemden etc., steht in Bezug auf Güte und leichte Anwendung unerreicht da, enthält alle nötigen Zusätze, um die Wäsche mit wenig Mühe **blendend weiss, sehr steif und glänzend** zu plätten. — Jeder Versuch führt zu dauernder Benützung.

Vorrätig in allen Kolonialwaren-, Droguen- und Seifen-Geschäften.

Alleiniger Fabrikant und Erfinder Heinrich Mack in Ulm a. D.

Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Müsterchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage. Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort (namentlich glimmen die „Schußfäden" weiter, wenn sehr mit Farbstoff erschwert) und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht. Die **Seiden-Fabrik** von **G. Henneberg** (K. u. K. Hoflief.), **Zürich** versendet gern Muster von ihren echten Seidenstoffen an jedermann und liefert einzelne Roben und ganze Stücke **porto- und steuerfrei ins Haus.**

Illustr. Preisliste u. Notenverzeichn. gratis.

R. WOLF, Magdeburg-Buckau.

Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands.

Locomobilen

mit ausziehbaren Röhrenkesseln,
v. 4–200 Pferdekraft,
sparsamste Betriebsmaschinen
für Gross- und Klein-Industrie sowie Landwirthschaft.

Export nach allen Welttheilen.

Gegen Einsendung von M. 30.– versende 50 Liter weissen **Rheinwein** incl. Fass.
Friedrich Lederhos. Oberingelheim a. Rh.

Bruxelles.

Töchterpensionat,

geleitet von **Mmes Brossel,** vorm. Erzieherinnen der Königl. Prinzessinnen von Belgien. — Töchter erster Stände finden geeigneten Abschluß ihrer Erziehung.

Für 12 Mark verkaufe meine f. Stradivarius-Violine mit gutem Kasten, Bogen, Stimmpfeife sowie vorzüglicher Schule zum Selbstunterricht ꝛc.
Fr. Miether, Hannover, Steinthorfeldstraße 19.

Buchführung **Kaufm. Wissenschaften besonders** **Correspondenz** **Schönschrift** **Kfm. Rechnen.** sind die Grundpfeiler jeder Existenz. Lassen Sie sich gratis und franco Prospekt u. Probebrief kommen. Nachrichten über das Muster-Comtoir für mündlichen Unterricht in Berlin gratis **F. Simon** BERLIN O. 27 vereidigter Sachverständiger für Buchführung etc.

Handels-Akademie Leipzig *Dr. iur. L. Huberti.*
Kaufm. Hochschule. ✤ Eigene Fachschrift.
Verlange Lehrpläne u. Probe-Nrn.

Stottern heilt **C. Denhardt's Anstalt Dresden-Blasewitz.** Zweiganstalt **Burgsteinfurt** i. W. Prospekt gratis.

Schönheitsfehler

Sommersprossen, Finnen, Wimmerln, Mitesser. Wer davon befreit sein will, wende sich an mich. **Römhild i. Thür. Jos. Rottmanner,** Apoth.

Pflege Dein Antlitz!

Man bestelle beim unterzeichneten Institut das in neuer Auflage erschienene Buch von Dir. Heinr. Simons:

„Das Gesicht und seine Pflege."

(Durch Gesichts-Massage etc., System Simons. Patentirt i. a. Staaten.)

I. Teil. Die Lehre, jedes **Frauengesicht schöner** und **jugendlicher** zu gestalten und bis **ins hohe Alter** zu erhalten.
II. Teil. Die Lehre, jedes **Männergesicht schöner** und **interessanter** zu gestalten und bis **ins hohe Alter** zu erhalten.

Preis je 1 M.; franko im geschlossenen Couvert 1,20 M. (auch in Briefmarken), Nachnahme 1,50 M.

Dir. Heinr. Simons' Institut für Gesichtspflege, Berlin W., Potsdamerst. 20,
verbunden mit **Laboratorium für hygienische Toilette-Artikel.**

Spezialitäten Simons: **Wasch-Crême, Griechische Gesichts-Crême, Gesichts-Massage-Crême, Puder** je à 1 M., Porto 30 Pf., Nachnahme 50 Pf., Ausland 1,80 M. **Nagelpulver** à 1 M. mit Bürstchen 1,50 M., Porto 30 Pf., Nachn. 50 Pf., Ausland 1,50 resp. 2 M. **Parfums** 1,50, 3,— und 4,50 M., Porto 50 Pf., Nachn. 70 Pf., Ausland 2,50, 4,— und 5,50 M.

Versand nur gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme.

Andreas Saxlehner in Budapest,
kais. und kön. HOF-LIEFERANT.

Analysirt und begutachtet durch **Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.**

Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser ist einzig in seiner Art.

Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.
Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.

Saxlehner's Bitterwasser

Anerkannte Vorzüge:
Prompte, verlässliche, milde Wirkung.
Leicht und ausdauernd vertragen.
Gleichmässiger, nachhaltiger Effect.
Geringe Dosis. Milder Geschmack.

In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:

Saxlehner's Bitterwasser

Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung:
Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug **„Andreas Saxlehner."**

Digitized by Google

Solide schwarze Seide

garantirt unerschwert végétal gefärbt, das denkbar Schönste und Reinste, alles übertreffend, zu allen Zwecken das Beste,

von 2 Mark bis 12 Mark, glatt, gemustert, armurirt, direkt aus der Fabrik, meter- und roben-weise. Porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend franko.

Lasse sich der Konsument von den anscheinend billigen Apparenzstoffen nicht mehr einnehmen, die mit Metallen und Fetten beschwert sind, nach kurzer Zeit speckig aussehen und in den Falten Löcher bekommen. **„Das Beste ist das Billigste und Schönste".** Man verlange stets unsere Muster, bevor man anderswo kauft.

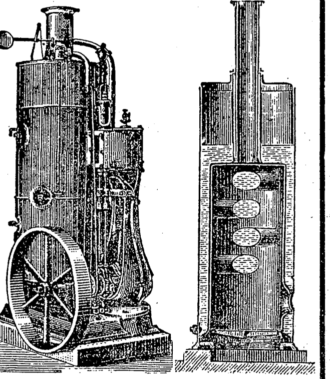
Stehli & Co. in Zürich,
gegründet 1840.
Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien Obfelden und Arth und Filanda Germignaga (Lago maggiore).

Dresden: Pragerstrasse 25.

FLÜGEL
„Schiedmayer" Pianofortefabrik
vorm. J. & P. Schiedmayer
Königl. Hoflieferanten
Instrumente allerersten Ranges
Weitgehendste Garantie
PIANINO HARMONIUM
STUTTGART Neckarstr. 12.
Stammhaus gegründet 1781
Grösste Fabrik dieses Namens.

Berlin: Königgrätzerstr. 81.

Stehende geschweisste
Querrohrkessel,
allein und mit stehender oder liegender Dampfmaschine combinirt



in allen Grössen auf Lager bei
Menck & Hambrock,
ALTONA-HAMBURG.

Militär & **M**arine Vorbildungsanstalt für Militär & Marine verbunden mit Pensionat.
Stuttgart, Hasenbergsteige Nro. 5.
Dirigent: **Osc. Hanke,**
Königl. Preuss. Ingenieur-Hauptm. a. D.

Stottern
heilt **Rud. Denhardt, Eisenach** i/Th. Einzige Anst. Deutschl., die mehrf. **staatlich** ausgez., zuletzt d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.** Prosp. grat. Honorar n. Heilung.

Prämiirt: **Brüssel** 1876, **Stuttgart** 1881, Porto Alegre 1881, **Wien** 1883.

Burk's
Arzneiweine

In Flaschen à ca. 100 Gr. „ „ 260 „ „ „ 700 „

Gleiche Preise in ganz Deutschland.

Mit edlen Weinen bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.

Von vielen Aerzten empfohlen:

Burk's Pepsinwein (Essenz).
Verdauungsflüssigkeit.
In Flaschen à ℳ. 1,—, ℳ. 2,— u. ℳ. 4,50.

Burk's China-Malvasier.
Ein delikates Tonicum.
In Flaschen à ℳ. 1,—, ℳ. 2,— u. ℳ. 4,—.

Burk's Eisenchinawein.
wohlschmeckend u. leicht verdaulich.
In Flaschen à ℳ. 1,—, ℳ. 2,— u. ℳ. 4,50.

Zu haben in d. Apotheken Deutschlands u. vieler grösseren Städte d. Auslands.

Man verlange **ausdrücklich: „Burk's Pepsinwein", „Burk's China-Malvasier"** etc. und beachte obige Schutzmarke u. die Firma: **C. H. Burk, Stuttgart.**
= Export nach überseeischen Ländern.

Haemogallol
und **Haemol**

neue Eisenmittel, wirken am sichersten und besten gegen

Bleichsucht.

Sie erregen den Appetit, enthalten das zur Blutbildung nötige Eisen in direkt aufnahmefähiger Form und beseitigen daher rasch alle Beschwerden, die durch Blutarmut entstanden sind.

Alleiniger Fabrikant: E. Merck-Darmstadt.

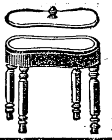
Käuflich in allen Apotheken in der Form von Tabletten, Pulver und Chocoladeplätzchen. — Literatur steht zu Diensten.

Anlage sowie Umbau von
Dextrinfabriken
übernimmt nach eigenem bewährten System
W. H. Uhland, Special-Ingenieur für Stärke-Industrie, **Leipzig.**

Bade-Einrichtungen,

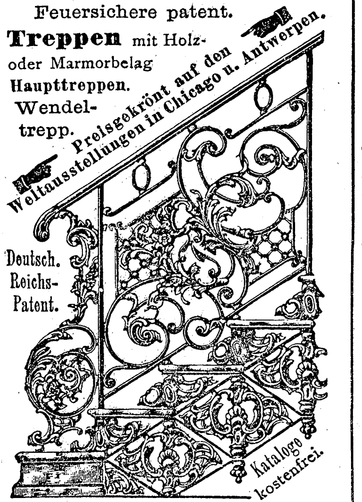
Patent-Gasbadeofen, Wannen, Zimmer-Douchen, Dampfbäder, Sitz-, Arm-, Fuss-, Abreibewannen,
Kinder-Badewannen, Zimmerklosets und Bidets.
Grosse Auswahl, elegante Formen.
Vereinigte Sanitätsapparate-Fabriken
C. Maquet, Hoflieferanten,
prämiirt mit 20 goldenen Medaillen,
Berlin W., Charlottenstr. 63, u. **Heidelberg.**

Kataloge franko.



Reithosen nach englischem Schnitt billigst. **Paul Breitmeyer, Stuttgart.**

Eisenwerk Joly Wittenberg.
Feuersichere patent.
Treppen mit Holz- oder Marmorbelag
Haupttreppen.
Wendeltrepp.



Deutsch. Reichs-Patent.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen auf Papier und direkt auf Holz gedruckt. Preiscourant mit 1200 Illustrationen auch über Werkzeug u. Materialien 30 Pfg. Briefmarken. **Mey & Widmayer** in **München.**

PATENTE
schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS,
Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Galvanische Niederschläge
von den in „Ueber Land und Meer" und „Illustrirte Welt" erschienenen Illustrationen werden zum Preise von 10 ₰ per □Ctm. abgegeben.
Deutsche Verlags-Anstalt.

Stellung. Existenz.
Prospect gratis
Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect.
Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

RICH. MAUNE,
Dresden-Löbtau.
Kranken-Fahrstühle für Zimmer & Strasse

Kranken-Selbstfahrer, Universalstühle, Ruhestühle, Tragestühle. Betttische, verstellb. Kopfkissen. Lesepulte, Fusslager, Zimmerclosets etc.
Grösste Auswahl! Katalog gratis!

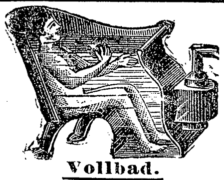
Hans von Bülow
fand die Pianinos aus der Fabrik von
W. Arnold, Aschaffenburg,
als die besten und wählte eins zum eig. Gebrauch. Preisliste u. Bülows Original-Dankschreib. gratis.

Etwas Zusatz von
Echtem Feigen-Kaffee
ANDRE HOFER
k. u. k. Hoflieferant
Salzburg u. Freilassing
verbessert jeden Kaffee.

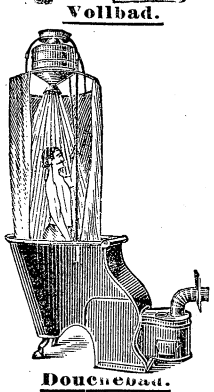
Reiseapparate - Hand Cameras - Touristen Cameras.
Vorzüglichste Photographische Apparate jeder Art.
Photographische Neuheiten
Rodenstock's Objective
BISTIGMAT Universal-Objective
WEITWINKEL BISTIGMATE

Fabrik u. Lager sowie Versandtgeschäft
BRACK & Co.
MÜNCHEN
3, Bayerstrasse-3.
Reich illustrirte Preisliste gratis u. franco.
Schüler Apparate.
Vergrösserungs-Apparate.
Taschen Apparate, Atelier u. Universal Apparate

Die Ungunst der Jahreszeit wirkt stets auf einen empfindlichen Teint ein, so daß im Sommer derselbe unter dem Einflusse der Sonne, ja selbst unter dem Einflusse der warmen Luft Sommersprossen oder Sonnenbrand zeigt, während die rauheren Jahreszeiten auch die Haut rauh, spröde und rissig machen. Die einzigen, seit mehr als einem Jahrzehnt gebräuchlichen Mittel dagegen sind **Crême Grolich** nebst **Grolichseife.** Dieselben erzeugen einen reinen, zarten und blendend weißen Teint. **Crême Grolich u. Grolichseife** kosten zusammen ℳ. 2.— und sind in den meisten Parfümeriehandlungen vorrätig. Versendung: Droguerie „zum weißen Engel" **Joh. Grolich in Brünn** in Mähren. (Betrag in Briefmarken nebst 40 ₰. für Porto.)



Vollbad.



Douchebad.

Mit
5 Pfennig
Kohle kann sich Jedermann
zu Hause
ein **Voll- und Douchebad**
(Regen- wie Strahldouche) verschaffen, welcher sich
Teichmann's
verbesserten heizbaren Badestuhl
kauft. **In jedem Zimmer sofort aufstellbar.**
Illustrirte Preisliste kostenfrei.

Kosch & Teichmann,
Berlin S., Prinzenstrasse 43.
Fabrik heizbarer Badestühle, Badewannen, Doucheapparate, Schwitzapparate, Eisschränke Zimmerklosets und Bidets.

Bitten genau zu beachten
Jeder von uns gekaufte Badestuhl kann sofort wie auch später **für Dampfbad** eingerichtet werden.

Allgemeine Renten-Anstalt
Gegründet 1833. zu Stuttgart Reorganisirt 1855.
unter Aufsicht der Kgl. Württ. Staatsregierung.
Gesamtvermögen Ende 1894: **ca. 74 Millionen Mark.**
Aller Gewinn kommt ausschliessl. den Mitgliedern d. Anstalt zu gut.

Rentenversicherung.
Jährliche oder halbjährliche Leibrenten, zahlbar bis zum Tode des Versicherten oder bis zum Tode des längst Lebenden von zwei gemeinschaftlich Versicherten, sowie aufgeschobene, für späteren Bezug bestimmte Renten.

Hohe Rentensätze. Alles dividendenberechtigt. Eintritt zu jeder Zeit und in jedem Lebensalter. Rentenberechnung vom Tage der Einlage ab. Im Jahre **1894** wurden rund **M. 1,800,000 Renten ausbezahlt.**

Auch Lebensversicherungen werden unter den **günstigsten Bedingungen** abgeschlossen.
Nähere Auskunft, Prospekte und Antragsformulare kostenfrei auf dem Bureau der Anstalt, Tübingerstraße Nro. 24/26 in **Stuttgart,** sowie bei den auswärtigen Vertretern.

Dampfpflüge
Strassen-Locomotiven
Dampf-Strassenwalzen
liefern in den vollkommensten Constructionen und zu den mässigsten Preisen
John Fowler & Co., Magdeburg.

Patent 20,927.
Gegen Blutarmut!
Dr. Pfeuffers Patent 20,927. *München,* den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn **Dr. Pfeuffer** bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:
Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige u. schwächliche Kinder ganz besonders
Jessler's Ludwigs-Apotheke zu **München.**
Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Patent.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen.
In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

Reelle Bedienung, zuverlassige und gediegene Arbeit:
Garantirt Eingeschossene

Revolver Kaliber 7 mm 6 Mk., Kal. 9 mm 9 Mk. — **Teschin-Gewehre** ohne lauten Knall Kal. 6 mm 8 Mk., Kal. 9 mm 15 Mk. — **Doppeljagdkarabiner** 30 Mk., einläufiger Jagdkarabiner 20 Mk. — **Westentaschen-Teschins** 4 Mk. — **Pürsch- u. Scheibenbüchsen** von 30 Mk. an. — **Zentralfeuer-Doppelflinten** prima Qual. von 35 Mk. an. — **Patentluftgewehre** ohne Geräusch 20 Mk. — **100 Zentral-Hülsen** 1,70 Mk. — Zu jeder Waffe 25 Patronen gratis. — Packung umsonst. — Preislisten gratis u. franko. — Umtausch kostenlos. — Katalog 64 Seiten.

Reelle Bedienung.

Georg Knaak, **Deutsche Waffenfabrik.** Lieferant aller Jagd- u. Schützenvereine. **Berlin SW. 12.** Friedrichstr. 212.

Digitized by Google

Kränkliche Kinder

Herr **Dr. med. Boeckh** in **Dinglingen-Lahr** schreibt: „Mit Dr. Hommel's Haematogen hatte ich bei Kindern, die an chron. Bronchialkatarrh, an Bronchialdrüsenschwellung, an Rhachitis und an sonstigen, eine Anämie bedingenden Krankheiten litten — mit Vergnügen schreibe ich es Ihnen — **ausnahmslos die besten Erfolge.** Wiederholt ereignete es sich, dass man mir, als ich meine Patienten nach 8—14 Tagen wieder besuchte, gleich an der Thüre zurief: **„Aber Herr Doktor, was haben Sie uns da ein ausgezeichnetes Mittel gegeben."** — Die frische Farbe, die gefüllten Backen, das entschieden gehobene Allgemeinbefinden und vor allem — der enorm gewordene Appetit liessen mich dann erkennen, dass es sich nicht um eine scheinbare, sondern um thatsächliche Besserung handelte."

Herr **Dr. med. Wolff** in **Karlsruhe**: „Ihr Haematogen habe ich **mit sehr gutem Erfolg** bei einem ganz herabgekommenen Kinde angewandt. **Das Kind hat innerhalb 8 Tagen um 540 Gramm zugenommen."**

Dr. med. Hommel's Haematogen ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81391). Haemoglobin ist die **natürliche** organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.—. ö. W.** Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.

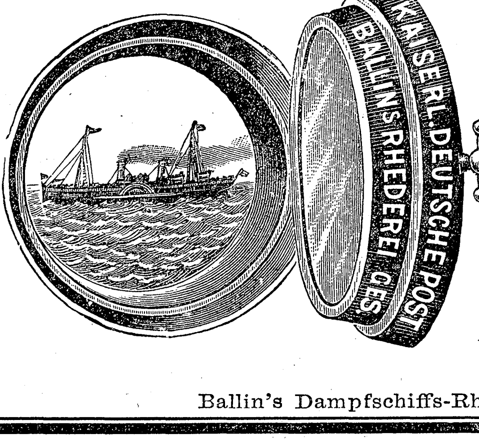
Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis** und **franko.**

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

Nach **Norderney u. Borkum** via Helgoland fährt die „**Cobra**".

Tägliche Verbindung vermittelst der Post-Schnelldampfer „**Cobra**", „**Ariadne**", „**Flamingo**" zwischen

Hamburg,
Cuxhaven,
Helgoland,
Amrum, Wyk auf Föhr,
Westerland auf Sylt,
Norderney,
Borkum.



Abfahrt von Hamburg 8 Uhr morgens und von Cuxhaven im Anschluss an den Schnellzug No. 284 der Unter-Elbeschen Eisenbahn.
Direkte Fahrkarten und **Fahrpläne** werden auf allen grösseren Eisenbahn-Stationen ausgegeben.
Nähere Auskunft erteilt
Ballin's Dampfschiffs-Rhederei, Hamburg - St. Pauli.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.
Breslau, Hambg., Dresd., Leipz., Münch.
Dr. J. Schanz & Co.
Patente
billigst, reell, sorgfältig, schnell
Vergünstigungen
wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Heilanstalt für Hautkrankheiten.
Sorgfältige spezialärztliche Behandlung. Beste Verpflegung. Schöner Aufenthalt (Parkgrundst.). Ausführl. Prospekte frei.
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle.

Technikum Eutin.
Bauschule mit Praktikum.

Bekanntmachung.

Die **Liebig's Extract of Meat Company, Limited, London,** bringt hierdurch unter Bezugnahme auf ihre frühere Ankündigung zur Kenntnis, daß sie nunmehr mit dem Verkauf ihres

Fleisch-Peptons

begonnen hat.

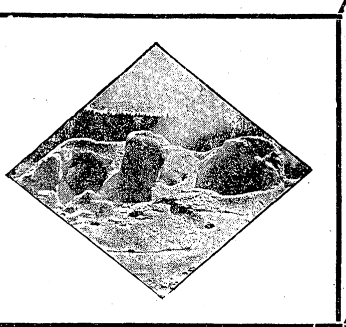
Das Fleisch-Pepton der Compagnie Liebig,
für Magenleidende ein diätetisches Nähr- und Kräftigungsmittel ersten Ranges,
wird nach **Prof. Dr. Kemmerich's** Methode hergestellt
unter steter Kontrolle der Herren **Prof. Dr. M. von Pettenkofer** und **Prof. Dr. Carl von Voit,** München.
Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS. 33. Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Eine Partie aus dem Yellowstone Park

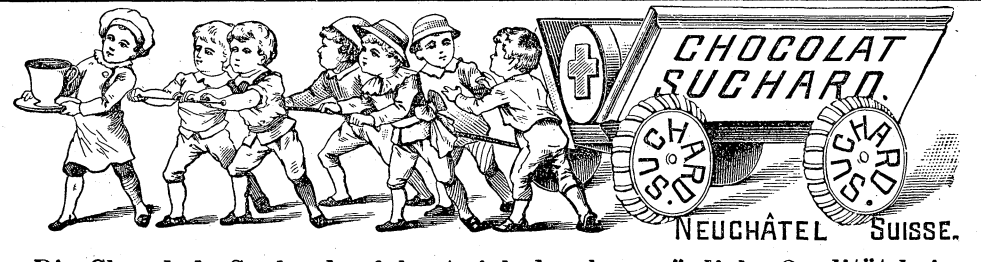


Die Northern Pacific-Eisenbahn veröffentlicht jährlich ein reich illustrirtes Buch über den Yellowstone Park und den Nordwesten der Vereinigten Staaten. Der Inhalt des Buches ist voll interessanter Beschreibungen.

Gegen Einsendung von 40 Pfennig in Briefmarken an Chas. S. Fee General Passenger, Agent der Gesellschaft in St. Paul, Minnesota U.S.A. wird Ihnen das Buch „Skizzen aus dem Wunderland" franko zugesandt.

Der Yellowstone Park gehört nicht nur den Vereinigten Staaten, sondern der ganzen Welt. Die Anzahl der Touristen aus anderen Ländern, welche den Park besuchen, vermehrt sich von Jahr zu Jahr.
Der Yellowstone Park kann erreicht werden
von Hamburg oder Bremen in 12 Tagen
von Liverpool in 11 Tagen
von New-York in 4 Tagen
Wegen weiterer Auskünfte u. Landkarten wende man sich an CARL STANGEN's Reisebureau No. 10 Mohren-Strasse, BERLIN W. Deutschland; HENRY GAZE & SONS, 142, Strand, LONDON; THOS COOK & SON, Ludgate Circus, LONDON; GEO R. FITCH, General-Agent, 319, Broadway NEW-YORK; or CHAS. S. FEE, General Passeng. Agent North. Pacific Railroad, ST. PAUL, MINNESOTA, U.S.A.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.



Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Gegen Verdauungskrankheiten
und katarrhalische Leiden wird der
Radeiner Sauerbrunnen
mit bestem Erfolge angewendet.
Viele ärztliche Gutachten und Atteste.
Ausführliche Brunnenschrift gratis an allen Verkaufsstellen oder direkt von der Kuranstalt in Bad Radein, Steiermark.
Depot: **Wien I. Fleischmarkt 8.**

Technikum Hildburghausen. Getrennte Fachschul. für ● **Maschinen- & Elektrotechniker,** ● **Baugewerk & Bahnmeister** etc
Nachhilfecurse. ● **Rathke,** Herzogl. Direktor.

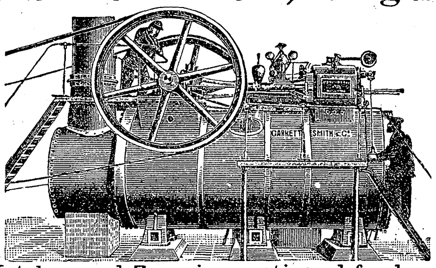
Gesundheits-Decken

ärztl. empf. Schlaf- und Reisedecken in schönen, soliden Mustern, 150 cm breit, 200 cm lang, Stück 4,75 *M.*, vers. gegen Nachn. oder vorherige Einsendung die Decken-Fabrik von **J. Brünn, Berlin,** C. Hackescher Markt 4. Frank. Versand von 2 Stück an. Für gute Qual. bürgt das Renommé meines seit 25 Jahren bestehenden Fabrik-Geschäftes.

H. Lehr & Co.
in Easton, Pa.,
älteste und bedeutendste Fabrikanten von
7 Oktav-Harmoniums.
Besondere Vorzüge der **Lehr-Organs:**
prachtvoller, großer Orgelton, außerordentlich leichter Anschlag, elegantes Aeußere, vereinfachte Konstruktion, sehr mäßige Preise. Illustrirte Kataloge gratis und franko.
Zentrale für das europäische Geschäft:
Carl Jungk, Bremen.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Hochdruck- und Compound-Expansions-Lokomobilen bis 150 Pferdekräfte,



mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch genietet. Auszieh-Kesseln mit 5jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.

Kataloge und Zeugnisse gratis und franko.

Garrett Smith & Co., Magdeburg.

ORIGINAL

Teer-Schwefel-Seife
Carbol-Teer-Schwefelseife
von **Bergmann & Co., Berlin** und **Frankfurt a. M.**

notorisch unvergleichliche u. unerreichte Produkte gegen alle Arten Hautunreinigkeiten, als Flechten, Finnen, rote Flecken, Mitesser, Sommersprossen etc. wie zur
Erlangung und Konservirung eines zarten Teints und einer weissen jugendfrischen Gesichtsfarbe.
Man hüte sich vor wertlosen Nachahmungen und achte genau auf die älteste allein echte Marke:
GESETZLICH DEPONIRTE SCHUTZMARKE.
Dreieck mit Erdkugel und Kreuz.
Ueberall zu 50 Pfg. pro Stück käuflich.

Indische Blumenseife
hochfeine Toiletteseife, 50 ₰ p. St.
PALMITIN-SEIFE
neutral - gut - billig.
Für Familien u. Kinder. Das Stück à 25 ₰ in allen Städten Deutschlands.
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.
Filiale: **Wien I,** Wollzeile 9.

Hygienische absolut säurefreie Präparate.
ZAHNWASSER, ZAHNPASTA, ZAHNPULVER.

Berühmt durch ihre aromatischen und astringirenden Eigenschaften.
Ueberall erhältlich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

No 43.

74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Pave, der Sünder.

Eine Geschichte aus Dalmatien von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortsetzung.)

Erst gegen Morgen, als das arme Weib die Augen ein wenig zuthat, legte Slavo Jovic das schlummernde Töchterchen in seinen gewohnten Winkel hinter dem elterlichen Lager, vergrub das struppige Haupt mit den scharfen, verwachten Zügen in beide Hände, stützte die Ellenbogen auf die Kniee und gab sich, von Dume abgekehrt, seinen finsteren Gedanken hin.

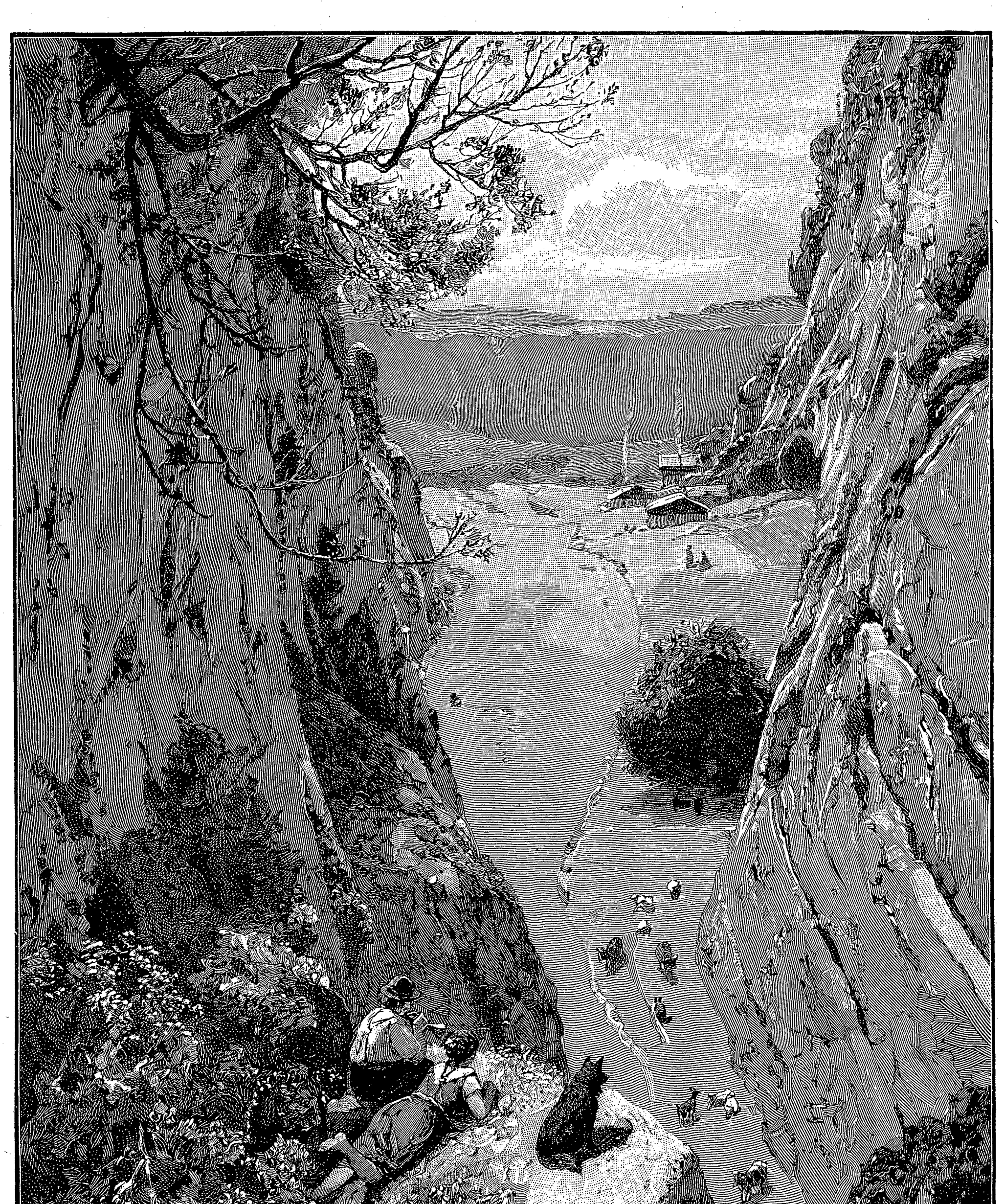
Pave ein Mönch!

Sein freier Sohn ein Unfreier, eine webende Spinne im Netzwerk der geistlichen Macht, deren Glieder unzählige waren, heimlich und öffentlich, die ihre starken Fäden kreuz und quer durch die Morlakei zog, sie festhaftend an Unwissenheit und zitterndem Fürchten. Die unüberwindliche Macht, die demütig und sanftmütig im Lande wandelt, nach Christi Beispiel, die jeden Fehl erkannte und alle Geheimnisse sah mit gesenkten Augen; die allein, an Gottes statt, segnen und verfluchen konnte, die dem freien Manne seine angestammte Waffe entwinden und sich unterfangen wollte, in seinem Hause Recht zu sprechen und den Kindern Vater, dem Eheweibe Freund zu sein.

Ein unartikulirter Laut rang sich aus des Fischers Brust; ohne sein Antlitz zu heben, krallte er beide Hände ins zottige Haar unter der Cappa und wiegte den Oberkörper auf und ab.

Was hätte seine Unwissenheit wohl besser erfaßt gehabt als dies eine: daß er ohnmächtig war der gewaltigen Macht gegenüber. Leichter würde es ihm sein, dem eigenen Leibe die Eingeweide zu entreißen, als seinen Sohn den Händen der Geistlichen, denen sein unseliges Weib ihn überliefert. Unglück würde ihn und sein Haus befallen, wenn er den Dienern Gottes, die er tausendmal mehr fürchtete, als den rätselhaften Gott selber, seinen Jüngsten aus der stolzen Siebenzahl weigerte. An einem Gelübde über dem Bilde des Gekreuzigten ließ sich nicht rütteln.

Für wen, für was wurde Pavcice ein Mönch? Um der nutzlosen Tochter willen, die dereinst eines fremden Mannes Namen tragen und ein fremdes Geschlecht in die Welt setzen würde. Was lag an Milica? Wie durfte ihretwegen einer seiner sieben Söhne zum unfruchtbaren Ast am Baume werden? Wie durfte der Zupnik von Trau ihn eines Teils seiner Enkel berauben, die der Starke sich wünscht, so zahlreich, wie den Sand des Meeres?



R. Schuster: Hirtenthal.

Wenn er Selbsthilfe übte — den Zupnik von Trau überfiele und erstäche?!

Umsonst! — Gott würde schon sorgen, daß die Sonne an den Tag brächte, was seinem Diener Basil widerfahren wäre, und dann?

Dann winkten dem Thäter die Ketten und die Kerkermauern von Capodistria.

Kümmerte sich der Gott, den die Priester verkündeten, auch um die Armen?

Und wenn er's wirklich that, warum ließ er sie arm und machtlos sein?

Hoffnungslos verstrickte er sich in seine Grübeleien und murmelte im Dunkel der Nacht seine ungestümen Forderungen an die Heiligen, die Vermittler zwischen ihren sündigen Erdenbrüdern und Gott.

„Sveti Petar — Sveti Jure — gebt mir meine Söhne wieder, die beiden Ungehorsamen, daß ich sie züchtigen kann, wie sich's gebührt! Hört ihr's? Habt ihr eure Ohren aufgethan? Wo nicht, so zerschlage ich eure Bilder und zünde Feuer damit an!

„Den dritten — den Kleinen — fordere ich nicht; nehmt seine Seele hinauf zu euch in die ewige Seligkeit. Höre es, heiliger Cosmas, höre es, heiliger Damian — hört es, alle heiligen Märtyrer! Ich will keinen Teil haben an einem Werkzeuge der Schwarzen — ich will es ausstreichen aus diesem meinem Herzen! Fluch über die Schwarzen — Gott möge sie verderben mit seiner Hand!"

So flüsterte und zischelte er erbittert vor sich hin und immer von neuem rann ihm das

Digitized by Google

Bewußtsein jammervoller Ohnmacht eisig durch sein heißwogendes Blut. Er ballte die groben Hände und drohte ins Leere gen Himmel. Was half's? Seine Fäuste erschlafften, sein Geflüster verstummte.

Als der Morgen graute, ergab er sich, reckte die Glieder, ging an sein Tagewerk und sann über die Strafe nach, die er Jefto und Stojan auferlegen wollte, wenn die Heiligen ein Einsehen hatten und sie ihm zurückgaben.

In der kleinen Hafenbucht, einen Steinwurf von der Hütte entfernt, rüstete Jure Zivkovic, der Patron des Trabakels, das zwischen Sucurac und Almissa fuhr, trotz des Windes, der gewaltig sauste, zum Aufbruch. Er war mit Slavo Jovic von Jugend auf durch das stärkste Band verknüpft, das der Morlake kennt, die „Bruderfreundschaft", nach einer gemeinsamen Waffenthat in den Prologbergen.

Mit diesem seinem „pobratim", dem Bruderfreunde Jure, besprach sich Slavo wegen der beiden älteren Söhne. Paves Name kam nicht über seine Lippen, allein gerade Pave war Jures Liebling.

„Deinen Jüngsten, das schuldlose Lamm, haben sie Dir verleitet, die Buben," sagte er, während er den letzten Packen seiner Ladung ins Schiff staute. „Stane Matjora wird wiederkommen und Dein Weib pflegen, nachdem Du Dich an ihr vergriffen hast: — dafür Du in Dich schlagen solltest, mein Bruder! Zuvor aber will sie der barmherzigen Mutter eine Kerze anzünden für unseren Pavcice, und es wäre billig, mein Bruder, wenn Du desgleichen thätest."

Slavo antwortete nicht. Er gab seinem Freunde die Hand, senkte das Haupt tief gegen die Brust und biß sich hart auf die Unterlippe. Stumm kehrte er sich ab und ging langsam zwanzig Schritt weiter nach rechts, dorthin, wo sein eigenes Boot im seichten Wasser schaukelte.

„Besser doch, daß ihn die See verschlänge — besser — besser!" dachte er ohne Aufhören; „und wenn er dennoch wiederkehrte — er soll mein Sohn nicht mehr heißen, so wahr ich sein leiblicher Vater bin!"

*

Gleich dem Schneckenkriechen schleppte sich ein Tag nach dem andern hin. Ohne Nahrungsbedürfnis, ohne Regung lag Dume Slavora unter dem zerschlissenen Mantel ihres Gatten. Sie dachte nicht darüber nach, was ärger sei, der Gram, der ihre arme Seele zernagte, oder die Schmerzen, die ihren Körper marterten. Unablässig bat sie Gott um ihre verlorenen Kinder. Niemand ließ sie ihre Wunden sehen und betasten, mochte auch Smilja Nikowa, die Neugeborene holte, Kranke versorgte und Tote wusch, in Slavos Abwesenheit täglich dreimal kommen mit Salbentopf und trockenem Salbei. Einzig der Gatte durfte den Mantel heben und nach den schwärenden Stellen sehen, wenn er abends hereinkam.

Nicht vom Fischfang pflegte er heimzukommen, sondern nur vom Strande. Dort stand er stundenlang, ein Riese im flatternden Mantel, die Kapuze über dem Kopfe, selbst anzuschauen wie einer der Mönche, die er verfluchte, und spähte und suchte durch die peitschenden Strähnen des Siroccoregens nach den Verlorenen in die wütende See hinaus.

Die Nachbarn und Fraubasen kamen und gingen, redeten klug und thöricht. Slavo ersparte sich das Antworten. Er reckte die dräuende Hand gen Himmel und schlug sich damit vor die trotzige Stirn.

In der Hütte waltete Stane Matjora, versorgte den Herd und das Töchterchen Milica, sprach der Kranken zu und weihte der heiligen Jungfrau eine zweite Kerze für Pave und seine Brüder.

Als zum fünftenmale der Morgenpurpur über Castel Sucurac und dem fernen Trau stand, hatte der Sirocco sich ausgetobt, das Meer glättete sich und blaute unter dem klaren Himmel, und durch die Castella duftete die Rebenblüte.

VI.

Vielleicht geschah es wirklich nur dem Gotteskinde zu liebe, daß die Vorsehung sie alle drei, nach jener furchtbaren Nacht voll Angst, Arbeit und Geschrei, das fahle Morgenlicht auf wildbewegter See wieder schauen ließ; ihre Barke wrack, sie selbst halb tot.

Da, wo am Stretto di Spalato das Fahrwasser sich gabelte, einen Arm nach der bergigen Insel Brazza auswarf und den andern nach dem milden Lesina und dem waldreichen Curzola, erbarmte sich endlich eine vorübersegelnde Zaratiner Brigg der ungehorsamen Burschen, nahm sie selber an Bord, ihre beschädigte Barke ins Schlepptau und brachte sie vorläufig nach Lesina, wohin ihre Ladung an die Adresse eines griechischen Großhändlers ging.

Vier Tage lang, bis der Sirocco ausgestürmt und auch das „mar' morto", die tote See, sich in ihren Tiefen vollends beruhigt hatte, beherbergte und verpflegte Spiridion Samachi, der Empfänger des Zaratiner Frachtgutes, die schiffbrüchigen Nichtsnutze in seinem schönen Hause über der Obala und der entzückenden Loggia, die Meister Sanmicheli, der Veronese, vor drei Jahrhunderten an diesem weltentlegenen Inselgestade erbaut hatte.

Den reichen, lebhaften Griechen belustigte das scheue Kleeblatt aus der Castella, das Mund und Augen aufsperrte und sich im Vorhofe des Paradieses wähnte. Wie ein Häufchen Schafe beim Gewitter drängten sich die jungen Wilden in die Ecken der großen Gemächer mit ihren seidenen Vorhängen und Kissendiwans, sobald der Hausherr oder Kyria Efrosyni, seine jugendschöne Gattin, nur eintraten und sie ansprachen. Ein wenig erleichtert fühlten sie sich, wenn sie, trotz Regen und Wind, hinausgehen konnten und umherstreifen. Freilich lernten sie nicht mehr als ein winziges Stückchen der Insel kennen, die sie gastlich aufgenommen hatte. Sie kamen nordwärts nicht über Cap Pelegrino hinaus, zu dem der Pfad zwischen violetten Rosmarintriften führte, die betäubend und herbe im warmen Regen dufteten, und südwärts nicht über das Kapuzinerkloster am Meeressaume, das wie ein friedlicher Traum unter seinen dunklen Caroben lag, umsproßt von Aloën, die ihre schlanken Blütenleuchter gen Himmel trieben.

Einmal nur nahmen sie Pavcice mit und das war eine langwierige Expedition; denn sie mußten den kleinen Bruder zwischen sich führen und schleichen um seinetwillen, wie die Schildkröten, weil er vor Schwäche und Müdigkeit weinte.

Den ganzen dritten Tag saß er blaß und fieberisch im Winkel, halb hinter den Vorhangsfalten eines Fensters. Gar zu gern hätte Kyria Efrosyni das hübsche Bübchen dabehalten und zu eigen angenommen als ein Himmelsgeschenk für ihr kinderloses Haus. Allein Pavcice verstand weder ihr Griechisch noch ihr Italienisch und begehrte auch immer sehnlicher nach seiner eigenen Mutter zurück. Denn etwas anderes konnte der jammernde kroatische Ruf schwerlich bedeuten, den Kyria Efrosyni am Abend jenes dritten Tages vernahm, als sie auf den Zehenspitzen an die Thür schlich, hinter der das Kind mit seinen Brüdern schlafen sollte. Es schlief aber nicht; mit glühendem Haupte lag es wach bis über die Mitternachtsstunde und rief sein klagendes:

„Majka! — Majka moja! — Mutter — meine Mutter!"

Was war zu thun? Wenn das „Vögelchen", das sich aus dem Neste verflogen hatte, nicht sterben sollte vor Heimweh, mußte man es freilassen aus dem vergoldeten Käfige der Gastfreundschaft. So reiste Pave mit seinen Brüdern ab. Die Zaratiner Brigg wollte wieder Kurs nach Nordosten nehmen und ihr wurde das Knabenkleeblatt samt seiner lecken Barke, deren Riß notdürftig verstopft worden war, abermals anvertraut. In Spalato sollten die drei blinden Passagiere abgesetzt werden und selbst für ihre Weiterbeförderung sorgen; dennoch ließ Kyria Efrosyni sich den Patron vor der Abfahrt ins Haus kommen und band ihm den kranken Kleinen ganz besonders auf die biedere Seele, ihm und seiner Mannschaft.

Der Prahlhans Jefto saß während der langen Fahrt wie angepicht auf der Regeling am Heck, baumelte mit den Beinen und strich beim sanften Wellenschaukeln die Gusla des Patrons. Zu seiner selbsterfundenen Weise pfiff er seine starken Triller, als wäre er die Nachtigall im Rosenbusch, und sagte sich zwischen Pfeifen und Bogenstreichen innerlich immer trotziger vor:

„Wenn der Vater mich schlägt, schlage ich wieder, und greift er in den Gurt, greif' ich in den meinen. Sein Handschar ist nicht schärfer als mein Messer!"

Stojan verhielt sich sehr ernst. Er stand stumm beim Piloten am Steuer, die niedere Stirn gefaltet, beide Hände in den bunten Gurt geschoben. Er dachte nicht ans Messerzücken — die Reue nagte an ihm.

Pavcice lag still und elend hinten auf Deck, zwischen Tauen und aufgestapelten Ketten. Ein Stück Segelleinwand, das der Kapitän spannen ließ, warf ihm Schatten. Er mochte nicht essen, nicht aufstehen; nur übermäßiger Durst peinigte ihn unaufhörlich. Eine Limone nach der andern sogen seine trockenen Lippen gierig aus, und der älteste Matrose, ein plumper Seebär, legte ihm im Vorbeischwanken mitleidig einen triefend nassen Lappen auf die Stirn, als er um Mittag gar zu rot und heiß aussah.

Während des gemächlichen Segelns beim weichen Fächeln des Libeccio aus Südwesten, längs der Inselgestade von Brazza und Solta, durch den Stretto und dann gerade hinauf nach Spalato, über das stille, lichtblaue Meer, lebte das schwerkranke Kind in Visionen.

Traumbilder umgaukelten es von Lesinas Rosmaringefilden und schlanken Dattelpalmen, deren gefiederte Häupter der Wind auf und ab schaukelte, von den Blütenschäften der Aloën, die still und stolz emporragten, von den runden Schattenkronen der Johannisbrotbäume. Vor denen lag das Kloster; es spiegelte sich im Meere, und zwischen dem Regengewölk hindurch blitzte ein Sonnenstrahl in seinen kleinen Fenstern. Eine sonderbare, plattgedrückte Cypresse schaute über die Gartenmauer und aus dem Garten kam herrlicher Orangenblütenduft mit jedem weichen Windstoße. Dann versank das schöne Bild plötzlich in lauter kreiselndem Rot vor Paves geschlossenen Augen, und nun hörte er die Klosterglocke mit starkem, tiefem Klange läuten — der schwoll und schwoll und machte sein Herz schlagen und rasen vor Angst.

*

„. . . Samstag lag er noch erkrankt darnieder,
Sonntagmorgens aber schon verschied er!
Schön hat ihn die Mutter nun bestattet!
Seinen Sarg mit reinem Gold beschlagen,
Und das Kreuz verziert mit reinem Silber.
Hat beim Grabe, an der einen Seite,
Einen kühlen Wasserquell eröffnet —"

So sangen jetzt beide Brüder, wie Vögel auf der Stange sitzend, mit einander zur Gusla des Kapitäns. Aber sie näselten und quetschten die Töne nicht wie sonst, sondern sie sangen laut und eindringlich, um sich den Mut zu stärken, weil das weiße Halbrund der Häuser von Spalato und sein hoher, dunkelbrauner Glockenturm schon in Sicht waren. Zur Linken, lose daran gereiht, die Bucht von Salona und die Hütten von Vranizza, die auf dem Meeresspiegel schwammen wie ein Stückchen Venedig auf der Lagune. Hinter Vranizza bog sich das Ufer scharf gen Westen, und goldflimmernd, vor ihren gewaltigen Gebirgszügen, dehnten sich die Gelände der Castella nach Trau hinüber.

Die beiden eifrigen Sänger hielten mitten im Vers inne und nickten einander ernsthaft zu. Sie hatten sich sauber gewaschen hinten in der Kombüse am Kübel, ihre Haare glänzend gefettet aus des Kapitäns Oelflasche, ihre Kleider gereinigt und Gurt und Opanken festgeschnürt. Pavcice, das arme Vögelchen, ließen sie ruhig, wie es da war, und sangen ihre Strophen vom jungen Schüler zwei-, dreimal hinter einander zur Gusla.

Pave drängte seine fieberheiße Wange gegen die kühlen Glieder der Eisenketten, an denen er lag. Ihm war's, als sei es so etwas wie sein eigener kleiner Sarg „mit reinem Gold beschlagen", von dem die Brüder sangen.

Ach — wie ging doch das Lied so traurig! Wie freute es ihn, daß er kein Schüler werden mußte — kein junger Priester wie Rado, schwarz gekleidet, den Raben gleich, die ob Sucurac in den Bäumen horsteten. Raben — so hieß der Vater die Frommen. Nein — immer draußen auf dem Wasser bleiben — schaukeln — ein Fischer sein, im blauen Hemde und roter Weste — und einen langen Mantel tragen — ein Messer im Gurt oder zwei, und eine Cappa, deren schwarze Troddelfransen recht buschig aufs Haar fielen vom mohnfarbenen Deckel. Und braune Wangen — starke Arme; denn Paves Netze würden immer schwer sein von reichlichem Fange: silberne Fische mit roten Kiemen — goldene mit purpurnen Flossen —

Das kranke Kind dämmerte abermals ein über seinen Phantasien.

Digitized by Google

Da faßte Jefto es plötzlich unter beide Achseln, hob es empor wie eine Feder und half ihm auf die Füße zu treten. Dann sagte Stojans Stimme:

„Komm, Pavcice, komm! Werde wach, ljubo. Mit Gottes Hilfe sind wir wieder in Split angelangt. Ermuntere Dich nun und siehe zu, daß Du uns ein Paternoster oder Ave betest um eine gelinde Strafe vom Vater, wenn wir heimkehren."

Pave aber blickte den Bruder aus glasigen Augen an. Heute wußte er nicht, was Ave hieß und was Paternoster. Nur immer schlafen dürfen und weiter träumen.

*

„Split" nannten die Kroaten das dalmatinische Spalato. Dort, vor dem Hafen, an der Punta Stefano, bereitete sich Schiffer Prokljan, der zurück nach Branizza mußte, eben zur Abfahrt. Er rief die drei Buben an und hieß sie mitsegeln, band das Boot, dessen Mast in Splittern hing, an seine Barke und schob es in Branizza einstweilen auf den Uferstreifen vor seiner Hütte. Da war es wohl bewahrt und bewacht, bis Slavo Jovic sich melden und sein Eigentum, das Havarie erlitten hatte, zurückholen würde.

Dann machten sich die Brüder auf ihre Wanderschaft. Ueber Salona fürbaß, immer hart am Saume des Meeres hin, durch den wundervollen Maiabend, der eigentlich ein glühender Sommerabend war. Von den Dörfern fern und nah klang das Angelusläuten durch die reine, heiße Luft und das späte Sonnenlicht fiel schon ins Rötliche.

Die beiden großen Burschen fühlten doch, wie ihnen die Herzen allgemach sanken, obwohl Jefto ausdauernd pfiff, das Lustigste, was er erdenken konnte, Schelmenliedchen und hüpfende Weisen zum Kolo, dem heimatlichen Reigentanz. Mit verwogenen Geberden rückte er dazu an seiner schäbigen Cappa, bis sie ihm, kecker als die des ärgsten Spalatiner Gassenstutzers, auf dem linken Ohre saß.

Stojan blieb um Paves willen hinter Jefto weit im Nachtrabe. Der Kleine setzte nur mühselig einen Fuß vor den andern und atmete keuchend. Seine Wangen waren fahl und schlaff; das Kraushaar hatte von seinem Glanze eingebüßt; seine Handteller brannten und von Zeit zu Zeit sanken ihm die Lider über den trüben Augen zusammen. Nach einer kurzen Strecke schon taumelte er so stark, daß Bruder Stojan Mitleid verspürte und ihn sich auf den Rücken lud.

Da schränkte Pave ihm die Arme um den Hals, ließ sein Gesicht gegen das brüderliche Haupt sinken und fiel in Schlummer, in jenen abgrundtiefen, aus dem der Fieberkranke doch bei der leisesten Störung aufzuschrecken pflegt.

So schrak auch Pave jählings empor, als Castel Sucurac erreicht war und er des Vaters Stimme vernahm; als des Vaters Gestalt, gleich der eines zornigen Riesen, vor ihm aufstieg aus den Nebeln seines Fiebertraumes. Blutunterlaufene Augen hatte die entsetzliche Gestalt; bleiche, nach innen gezogene Lippen, und diesen verzerrten Lippen entfuhr ein Sturm von Verwünschungen, wie das Kinderohr deren noch niemals vernommen hatte.

Das ganze Heimatsdorf, das stille Meer und die Berge, alles schwamm im warmen Rubinglanze des Sonnenunterganges; die blühenden Reben und Rosen an Hütten und Steinen dufteten im süßen Streite mit Nelke und Basilikum, und die langen, purpurnen Staubfäden der Kapernblüte, deren zierliches Laub um die Felsen rankte, wehten wie Elfenhaar im weichen Abendwinde.

Stojan ließ, als er den Gestrengen herankommen sah, den kleinen Bruder rasch hinter sich zur Erde niedergleiten, damit die aufgereckte väterliche Faust ihn nicht treffe und gefährde. Jefto, in dem die gleiche Furcht für Pavcice aufsprang, warf den Körper vor und empfing den ersten wuchtigen Schlag ins Gesicht. Das Blut schoß ihm aus der Nase; er holte mit der Rechten aus zur Abwehr, aber der Vater packte ihn ums Handgelenk und Stojan in den Halsbund der Weste, so daß er gurgelnde Töne ausstieß, wie ein Gewürgter.

Mit den Knieen und Füßen, sinnlos tobend, stieß der Vater seine unbotmäßigen Söhne vor sich her, durch diese schöne, kleine Welt am Strande, vorüber an den Nachbarn und Gefreundeten, die sich vor Steinwall und Hütte des Abendfriedens nach gethaner Arbeit freuten.

„Seht doch den brüllenden Stier — o, der Schande!" riefen die Weiber einander zu und hielten die tanzende Spindel an. „Will ihm denn keines Sohnes Vater die Greuelthat wehren?"

Allein die „Väter der Söhne" ließen ihre braunen Hände im Gurt neben den Waffen stecken, hörten nicht auf die Weiber, sondern sagten laut:

„Das ist ein Vater — ein Beispiel! Ja, so muß man Zucht halten!"

Nur Jure Zivcovic, der Junggesell, stimmte nicht mit ein. Er wendete sich ab, stapfte in sein Häuschen und warf die Thür hinter sich zu. —

Pave, der am Boden liegen geblieben war, ein wenig abseits von den Wohnungen, da, wo der Steilpfad zum Gebirge abbog, versuchte sich aufzurichten. Jeftos Blut, das er rinnen gesehen, erfüllte sein Gemüt mit Schaudern der Angst. In seiner Haltlosigkeit griff er blindlings ins Gestachel des Feigenkaktus am Wegsaum und sank mit einem Weheschrei seitwärts in den weißen Staub des Sträßchens, der ihm Kleider und Haare puderte. Mühsam arbeitete er sich noch einmal zur sitzenden Stellung empor und starrte dem Vater nach und den Brüdern, die durchs Dorf Spießruten liefen. Drei verwaschene Gestalten waren's; zwei davon erschienen ihm kopflos, der dritten zog sich das Gesicht in die Länge und schrumpfte plötzlich zusammen. Ob dieser Schreckgespenster begann Paves Herzschlag zu jagen; er zitterte am ganzen Leibe, schüttelte ihn der Frost, und ein Funkenregen sprühte vor seinen Augen. Dann stieß er einen zweiten Jammerschrei aus, sank wieder in den Staub und in die Stacheln zurück, und da blieb er liegen.

Nun bemerkten ihn endlich die Dorfleute. Ihrer fünf oder sechs liefen herzu, beugten sich über ihn und begannen ihn zu schütteln und auszufragen. Blöde schweiften seine Augen von einem zum andern; plötzlich verfiel er in ein schluchzendes Lachen, so daß die Mitleidigen zurückwichen. Er mußte wohl vom Bösen besessen sein.

Zuletzt erbarmte sich Smilja Nikowa, die weise Frau, seiner. Sie nahm ihn in den Arm, klopfte ihm den Staub von den Kleidern, ergriff seine Hand und ermahnte ihn, einen wackeren Anlauf zu nehmen.

Allein das vermochte er nicht. Er bebte wie Espenlaub und packte schwindelnd Smilja Nikowas Schurz mit beiden Händen.

Darauf war er geritten oder geflogen — welches von beiden, das blieb ihm unklar, bis dahin, wo vor dem Steinwalle am Wasser das lange Schleppnetz mit seinen vielen Körken und Anhängseln in der Abendsonne zum Trocknen ausgespannt hing, und zwischen den Pistazienbüschen und unordentlich am Boden schleifenden Reben in die Hütte.

Da tobte ein Chaos von Wüten, Heulen und Stockschlägen und aus irgend einem der Winkel, in die Paves getrübtes Auge nicht zu dringen vermochte, klang des Schwesterchens helles Weinen drein und Stane Matjoras hohe Stimme, die vergebens zum Frieden sprach.

Auf der Thürschwelle ließ Smilja Nikowa Paves Hand los, schob ihn vorwärts und machte sich selbst aus dem Staube. Pave aber taumelte, in wahrer Höllenfurcht vor dem wilden Lärmen, über den unebenen Boden, an den Wänden entlang bis zu der Stelle, wo er die Lagerstatt der Mutter wußte; denn sonst nirgends fand er seinen natürlichen Schutz. Da sah er unter dem zerfetzten Mantel die schweigende Gestalt liegen. Ihr Haupt war mit alten Lappen umwickelt, ihr Antlitz, über das Thräne um Thräne schlich, verschwollen und entstellt, und die knochigen Hände hielt sie vor sich auf dem Mantel gefaltet.

Neben dem Lager stand Stane Matjoras dürre Figur im kurzen Rocke und weitärmeligen Hemde. Sie war eben dabei gewesen, frisches Geflecht aus Hanfspagat in ihres Bruders neue Opanken zu knüpfen. Jetzt schwang sie ihre Arbeit kampfbereit über dem Kopfe; denn Slavos Wüten verdarb ihr den Gleichmut, mit dem sie sonst in allen Lebenslagen gesegnet war.

„Bist Du ein Räuber? Bist Du ein Mörder? eine Bestie? Gott wird Dich strafen — halt ein, es ist genug! So halte ein!" rief sie schrill und erfolglos zwischen den Kampf und die Kämpfenden hinein.

Dann gewahrte sie Pavcice: „Unser Lämmchen, das gesegnete — da ist es, Dume Slavora!"

Sie warf ihre Arbeit beiseite, streckte dem stolpernden Kinde beide Hände entgegen und zog ihm das Hemd vom Leibe, half seinen bebenden Gliedern kräftig nach, damit es zur Mutter unter den Mantel kriechen konnte.

Da schmiegte es sein fieberglühendes Körperchen eng gegen ihren zerschlagenen Körper und krümmte sich im Bogen zusammen, weil der Frost es wieder schüttelte.

„Majka — majka moja — meine Mutter!" brachte es mühsam zwischen den klappernden Zähnen hervor, und sie antwortete dumpf stöhnend, kaum vernehmbar für seine Ohren:

„O, mein Seelchen — Pavcice!" —

Den ganzen Abend und bis in die späte Nacht hinein redeten die Dorfleute über den Vorfall in der Hütte der Jovic'.

„Was schaust Du sauer drein, Smilja Nikowa, als wenn Slavo, mein Bruder, sich mit Deinem Fleische und nicht mit dem seinigen befaßt hätte?" sagte Jure Zivkovic zur weisen Frau, als sie an seiner Thür vorüberkam, vor der er segelflickend saß. „Stanes Kerzen haben wohl gebrannt; Pavcice, das Söhnchen, ist vom Unglück errettet worden, und die großen Buben, seine Brüder? Die haben nur erhalten, was ihnen gebührt. Gedenke des Wortes, Smilja Nikowa: ‚Wen sein Vater lieb hat, den züchtiget er mit starken Streichen!' Laß den Stojan seine ausgeschlagenen Zähne niederschlucken und verdauen, und des Jefto Nase bluten, so viel sie kann und mag: gut ist eine Lehre für den Ungehorsam, wenngleich sie, meines Erachtens, ein wenig sanfter hätte ausfallen dürfen. Vor fünf Tagen um diese Stunde hätte Dir's besser angestanden, sauer zu sehen, Smilja Nikowa. Denn sieh: wenn der Gatte sein Weib zu schanden prügelt und tötet sie ihren Kindern zur Unzeit, so dehnt er sein Recht um eines Fußes Breite weiter aus, als es in den Gesetzen liegt."

„Gesetze hin und her: was weiß ein Junggesell von Weibern zu reden?" gab Smilja Nikowa spöttisch zur Antwort und wollte ihres Weges weiter gehen; aber Jure Zivkovic streckte die Hand aus und hielt sie am weiten Aermel zurück.

„Verweile noch — laß mich die Wahrheit wissen," sagte er und schob das Segel, an dem er ausbesserte, beiseite. „Slavo Jovic ist mein Bruderfreund, mein probratim, und seine Ehre ist meine Ehre. Stane spricht, daß Dume Slavora nicht wieder aufkommen werde."

„O, die große Weisheit!" rief Smilja Nikowa und schüttelte den Kopf unter der ungeheuerlichen, weißen Schildhaube. „Hat ein altes Mädchen etwa Kenntnis von dem, was ein Weib erdulden und überstehen kann? Zumal eines, dem ich achtmal beigestanden habe, wenn seine schwere Stunde da war? Ein solches stirbt nicht an einer Tracht Prügel, das laß Dir sagen, Jure Zivkovic! Wenn die Reben Frucht ansetzen, wird sie wieder auf den Füßen stehen, und wer weiß, ob ich ihr nicht noch ein neuntes und ein zehntes Neugeborenes in den Arm legen werde. Gute Nacht und schlafe wohl, Jure Zivkovic."

„Er hat doch sein Recht zu weit gedehnt," sagte der Schiffer hinter der Hinwegschreitenden drein. —

Wieder heimgekehrt waren sie freilich, die ungeratenen Söhne; aber Pave lag zum Tode krank neben der todkranken Mutter und die beiden anderen litten hart unter des Vaters Strenge, bis die ältesten Brüder heimkamen, die Urlauber Petrov und Ivo, in der schmucken Matrosentracht. Allein nur wenige und trübselige Tage verlebten sie diesmal unter dem elterlichen Dache. Nach denen nahmen sie Jefto, den trotzigen Rebellen, und seinen buntgestrichenen Holzkasten mit sich, um ihn in Sebenico abzuliefern, auf ihrem Wege zurück nach Pola.

Er malte sich das Jungensleben aus, als werde er Selbstherrscher auf dem Schulschiffe sein.

Ivo lachte dazu und pfiff durch die weißen Zähne.

„Des Kaisers Dienst und der Neunschwanz werden Dich schon kirre machen, daß Du auch lernst aus der Hand zu fressen, wie anderes Raubzeug!" meinte er, als sie eines frühen Morgens davon gingen, auf Trau zu.

Digitized by Google

VII.

Slavo Jovic, der Fischer, schulterte sein Gerät, schob die beste Pistole zum Handschar in den Gurt, den Beutel mit Munition, die Tabaksblase und das Geldsäckchen dazu, und so schritt er von dannen, einen Morgen wie den andern.

„Was thut einer, der nicht mehr der Hahn im eigenen Neste ist? Ein solcher fliegt davon!“ sagte er. „In meinem Neste sitzt der schwarze Rabe und bebrütet das Ei seit Jahr und Tag. Mir ist er verhaßt und ich will nicht dabei sein, wenn sein Fittich meine Schwelle verdunkelt!“

Der Fischer handelte nach seinen Worten. Er fürchtete, dem Zupnik von Trau einmal wieder zu begegnen, und zudem: was sollte er in seinen vier Wänden, wo sein Weib wochenlang krank lag, und Pave, der Unglückssohn, mit ihr?

Eifriger als sonst ging er über Tag seinem Gewerbe nach und nahm nur abends seine Nahrung beim jungen Wirte der Schenke von Salona. Die lag hübsch an der Straße nach Spalato, ein leichtes, liederliches Gebäu, überrankt von Geißblatt und wildem Hopfen nach Art der süditalienischen Osterien. Das Haus des Wirtes stand dahinter, solide aus den weißen Hausteinen des Landes gebaut, sein Dach weiß gekalkt und in die Mauer der Front ein wunderschönes Relief aus Römertagen gefügt: Widderköpfe, von Blumenketten verbunden, und darunter tanzende Amoretten. Beim Wirte von Salona ward der Fischer heimisch, der besaß noch ein Faß Roten aus dem Kometenjahre neunzehn im Keller und Slavo Jovic hatte nichts dagegen, daß ihm der Neunzehner die Sorgen brach und er seinen Rausch hinter des Wirtes Rohrwand im Geißblattdufte verschnarchen konnte.

Seine Nachbarn in Sucurac sahen scheel auf ihn, seit er im Kreise der Seinigen die Faust geschwungen, als sei er ein Totschläger. Selbst Jure Zivkovic trat seinem Bruderfreunde mit Vorwürfen entgegen.

„Du kannst doch Dein Weib nicht umkommen lassen, wie eine räudige Hündin, mein Bruder! Ich werde einen Gulden neben den Deinigen legen und hinunter nach Trau segeln, um den Arzt zu holen oder zum wenigsten Vicko Subotic, den Bader. Meiner Gevatterin, Smilja Nikowa, hast Du auch die Thür gewiesen. Bist Du ein Unmensch oder ein Christ?“

„Smilja Nikowa soll bei ihren Kindbetterinnen bleiben und Du behalte Deinen Gulden in der Hand, mein Bruder, ich bitte Dich,“ erwiderte Slavo und machte sich davon.

Es zuckte ihm in den Fingern, er haßte jegliche Einmischung, und ein rechter Morlake redet möglichst wenig von einer so geringen Sache, wie es ein Weib ist. Jedoch einem Bruderfreunde den Bund aufzukündigen, der einst vor dem Altare geweiht und beschlossen worden — das wäre ärger gewesen als ein Ehebruch.

„Den Arzt — den Bader — die weise Frau!“ Slavo, der Fischer, hob im Dahinschreiten die Achseln bis zu den Ohren. Für Leibesschäden, die des Gatten gerechter Zorn schlug, geziemten sich verschriebene Tränke nicht; nur Zeit und Reue. —

Nun war die Hütte still und verödet und aller Frohsinn aus ihr hinweggeflohen; denn Stojan, der Ruhige, brachte kein Leben, seit Jefto ihn nicht mehr aufstachelte. Er fuhr wohl noch mit dem Vater zum Fischfang aus, noch lieber indessen half er den Rebgärtnern bei ihrer Arbeit, und es ließ sich an, als wolle er auch ein Abtrünniger vom althergebrachten Gewerbe zur See werden, wie Pavcice, das unschuldige Kind.

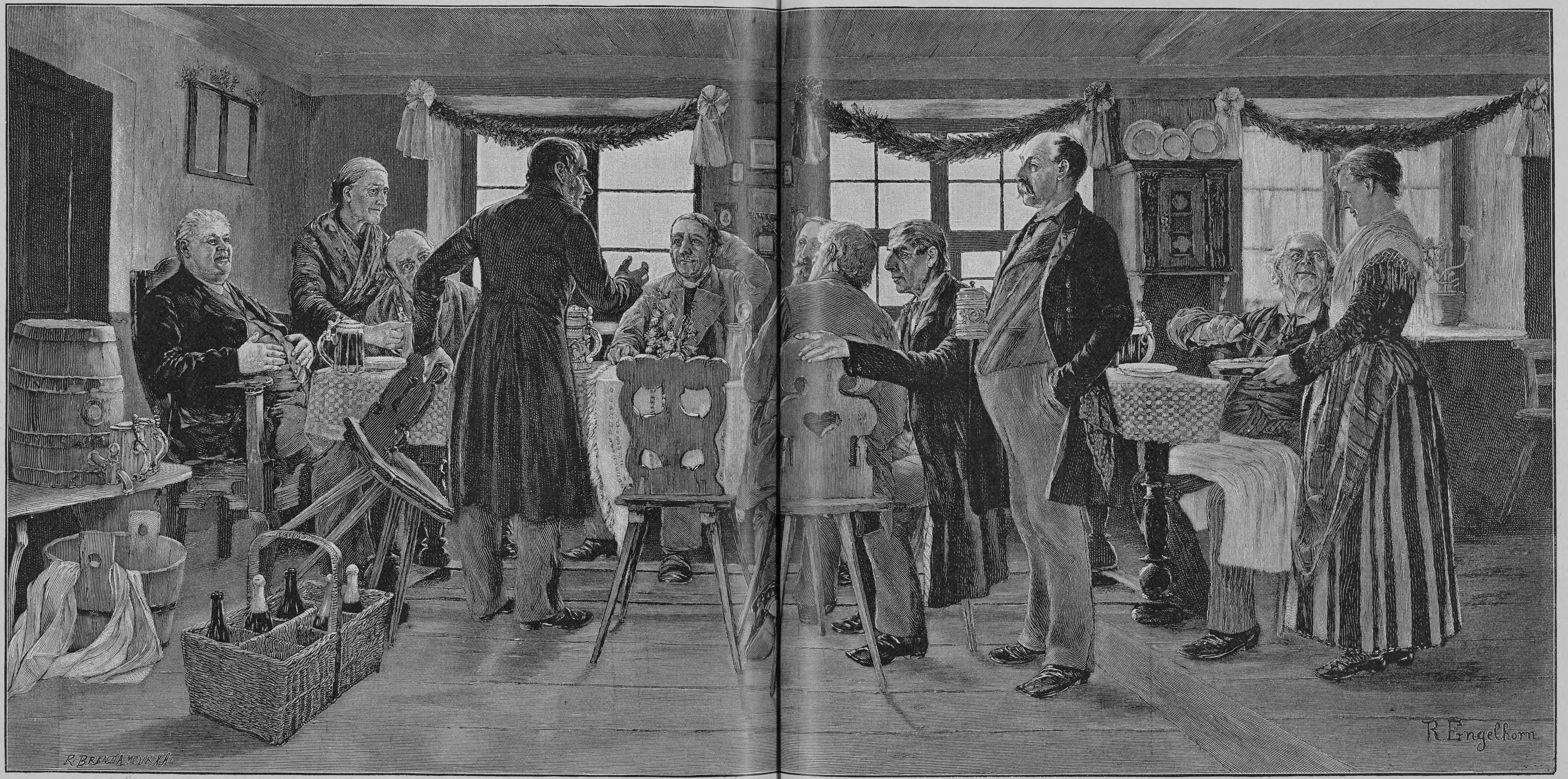
Die Sommersonne brannte sengend auf das Schilfdach der Hütte und warf Strahlenpfeile ins Innere, durch die Löcher und Fugen des Gemäuers. Slavos Großvater hatte es vor sechzig Jahren geschichtet von lauter rohen, ausgewitterten Naturblöcken. Seitdem hielt es zusammen, obgleich weder Lehm noch Mörtel es festigten. Vom gleichen Gestein türmte sich der Schutzwall; den aber verkittete das wüste Gerank, dessen niemand wartete als die Hausziege, und sie stutzte auch die ungepflegten Weinreben, die in rührender Anspruchslosigkeit volle Träubchen angesetzt hatten.

Drinnen in der Hütte schufen die rohrgeflochtenen Wände überall bräunliche Dämmerung. Aber durch die enge Hausthür blitzte doch das Goldlicht des Tages herein und ruhte in Streifen auf dem regungslosen Webstuhle der Hausfrau, an dessen Brustbaum der Rosenkranz hing. Oder es funkelte am blanken Laufe des Gewehres entlang, das scharf geladen daneben lehnte. Eins am Webstuhle, das zweite am Kohlfaß, aus dem ein säuerlich-fader Dunst aufstieg und sich mit dem durchdringenden Geruch der geronnenen Ziegenmilch mischte, die im aufgeblasenen Schlauche gor. Die dritte und beste Flinte jedoch lag, mit der Gusla, hinter dem zerwühlten Maisstrohhaufen, auf dem jetzt der Fischer nächtigte, das heißt, falls er überhaupt heimkam, einmal in der Woche.

Außer den Waffen, deren noch eine ganze Reihe an der Wand prangte, Erbstücke von Vater und Ahn, schön gehalten und kostbar genug, war nichts in der Hütte, was den Blick gereizt hätte. In einer Ecke der Herdstein, seitab davon der niedere Tisch, um den die Esser, nach Türkenweise, auf den Füßen kauerten, und hier ein Felsbrocken, dort ein Holzklotz zum gelegentlichen Niedersitzen. Selbst Dume Slavoras Spinnschemel war nur ein rohes Stammende der alten Olive, die ihre grauen Zweige jahraus, jahrein über die ärmliche Behausung gestreckt, bis die gewaltige Dezemberbora sie im letzten Winter vernichtet hatte. Wohin man sah, die Spuren orientalischer Bedürfnislosigkeit, und über dem Ganzen eine solide Schmutzkruste, die zu beseitigen niemand beifiel, weil sie zur lieben Gewohnheit gehörte. Dume Slavora hatte auch sonst genug und übergenug zu schaffen gehabt, so lange sie gesund war.

Dies alles hob die glanzvolle, südliche Sonne grell aus seinem Versteck hervor; nur die beiden Kranken, Mutter und Kind, steckten in steter Dunkelheit und vergaßen, daß der lichte Sommer im Lande war, heiter und farbenprächtig.

Gleich stummen Tieren im Lager drängten sie sich an einander, träumten, fieberten und wimmerten



R. Engelhorn: Festtag der Hagestolzen.

vor sich hin, wenn sie Schmerzen empfanden. Sobald draußen das Vesperglöckchen sein Gebimmel anhob, kam Stane Matjora herein, Milica an einer Hand führend, den Strick der Hausziege um die andere geschlungen. In der Hütte molk sie das Tier und die beiden Zickelchen sprangen lustig meckernd aus und ein, während sie über dem Feuer die Maismehlpaste bereitete. Stane buck auch das runde Brot, und das erste, was Pave nach längerer innerer Nacht wieder bewußt betrachtete, war die „pekka“, der eiserne Glockendeckel, den Stanes Hand über den rohen Brotteig auf dem Herdsteine stülpte und sodann glühende Kohlen um ihn her häufte, bis er ganz und gar unter der Glut verschwand. Nun fing er an zu genesen. Er warf sich auf dem Bettsack hin und her, daß die trockenen Maishülsen unter ihm raschelten, und eines Abends, als das Sonnenlicht rosig zur Hüttenthür hereinströmte, vernahm er die traurige Melodie vom kranken Schüler, die seine Fieberträume fort und fort geängstigt hatte.

Stojan blies sie draußen auf seiner selbstgefertigten Doppelschalmei, der Svirala. Man konnte mit ihr die zweite Stimme in der Terz zur ersten fügen, und der Ton war so schrill pfeifend, daß er dem Hörer durch Mark und Bein schnitt.

Pave rieb sich mit den Knöcheln die Augen, bis sie brannten, dehnte sich, daß seine Glieder krachten, und kroch behutsam, um die schlummernde Mutter nicht zu erwecken, unter seinem Mantelfetzen hervor.

Seine Sohlen waren weich und zart geworden und thaten ihm auf dem rauhen Hüttenboden weh. Mühsam, fast vergehend vor Uebelkeit und Schwäche, tappte er sich an den schwankenden Rohrwänden und dem niedrigen Tische zum Ausgange hin. Geblendet blinzelte er in die rötliche Flut des Sonnengoldes und sog die heiße Luft, die doch frisch war vom Odem des Meeres, mit zitternden Zügen in seine Brust.

Plötzlich nahm Stojan seine Svirala von den Lippen und sprang auf. „Bruder — Bruder Stojan!“ rief ein zirpendes Stimmchen kläglich, und da stand der Kleine, barfuß und nackt, und streckte dem Großen die mageren Arme entgegen.

Der Große hob ihn aufs Knie, erwischte sein Hemd und den Gürtelfetzen, die gerade zur Hand lagen und steckte ihn flugs hinein, so sorgsam, wie ein Mütterchen.

Pave verzog den blassen Mund zum Lächeln. Alles schlotterte um ihn her und war doch zu kurz geworden.

„Sieh doch, wie Du Dich gedehnt hast!“ rief Stojan. „Sitz auf, ljubico, so ist's recht. Ich trage Dich zum Strand hinunter, damit Du Dich gleich ein wenig belustigst. Mate Vrbanj macht heute Hochzeit.“

„Sind wir denn schon im ruian? Er wollte ja im ruian freien,“ fragte der Kleine verwundert. „Ruian“, der rote Monat, hieß der September im Volke, weil er das edle Rebenblut in die Kelter spendete.

Stojan lachte. „O, nicht doch, mein Vögelchen. Nur um vier Wochen sind wir weiter gekommen, während Du drinnen Schlaf hieltest, wie der junge Bär im Winter. Mates Schiff muß in drei Tagen den Anker heben und sein Weib nimmt er mit. Deshalb wartet er nicht bis zum ruian.“

Von Stojans Armen herab, das matte Haupt gegen seine Wange geschmiegt, schaute der Kleine schweigend und teilnahmlos der bunten Menge der Hochzeitsgäste zu, die dicht am blauen Wasser, unter den vier Oliven, Kolo tanzten.

In Reihen stampften sie vorwärts und rückwärts, verschlangen die Hände, neigten die Köpfe, drehten sich in Windungen um einander und hüpften federnd in die Luft. Pistolenschüsse knatterten drein; hier ein helles Aufjauchzen, dort ein summendes Taktgeben; Feuer, Lust und Leidenschaft über dem schönen Bilde, den malerischen Gestalten. Der Dudelsack quäckte, der „Slavich“, die paradiesisch einfache Rohrpfeife, schrillte, die Handtrommeln wurden mit raschen Schlägen gepocht.

In hohen Trillern sich ergehend, sang der Reigen:

„Igra kolo! burno, lako!“

„Kolo! Kolo! Tanz des Sturmes,
Wirf mir an die Brust mein Täubchen,
Daß ich, als der wilde Falke,
In mich sauge, in mich schlürfe
Seine herzblutheißen Küsse!

Kolo! Kolo! Tanz des Sturmes,
Neige mir das Rohr entgegen,
Neige mir's in meine Arme,
Daß es biege, daß es breche,
Meinem Willen sich ergebe!“

„Nimm mich hinweg — o, nimm mich hinweg!“ sagte das zirpende Stimmchen wieder zu Stojan, und er trug den kleinen Bruder zurück hinter den Steinwall der elterlichen Hütte, weit fort vom Lärmen der Freude.

Da saß er nun still zwischen Grün und Gestein. Der Bruder, dessen Musikwonne der Kolo verdoppelt hatte, lag vor ihm auf dem Bauche, halb unter dem Pistaziengestrüpp, und blies ein Liedchen nach dem andern auf seiner geliebten Svirala. Bald hauchte er nur ganz schwach hinein in die beiden Rohrflöten, daß die Töne einem aufgeregten Flüstern glichen, bald ließ er sie steigen und melancholisch weinen, und das genesende Kind lauschte mit halbgeschlossenen Augen, als träume es.

„Weißt Du noch, Pavcice,“ unterbrach Stojan sich selbst und setzte die Schalmei ab, „weißt Du noch, damals auf See, als wir zwischen Lesina und Brazza dahinfuhren? — U — u petak — se dja — ce razbole — elo!“

„Ach nein! Ach, das vom Schüler nicht!“ bat Pave und verstopfte sich die Ohren.

„Samstag lag er noch erkrankt darnieder,
Sonntagmorgens aber schon verschied er,“

neckte Stojan und sang näselnd noch eine weitere Strophe; dann that ihm das blasse Gesicht des kleinen Bruders leid. Dazu wußte er ja, was er wußte! Er hatte wohl gehört, was der Vater vor vier Wochen in der Nacht mit Ivo über Pave geredet hatte, während er Stojan schlafend wähnte. „Er ist den Schwarzen verkauft worden!“ hatte der Vater gesagt, und die Schwarzen, die er so bitter haßte, waren die Priester. Stojan hatte gar nichts gegen sie

Digitized by Google

Digitized by Google

einzuwenden; er war seiner stillen Mutter richtiger Sohn.

„Höre — wenn Du nun doch ein Schüler oder ein Priester würdest, mein Vögelchen, es wäre das Schlimmste nicht,“ sagte er, mit dem Bestreben, den Kleinen zu belustigen: „Du würdest ein weiches Bett haben und eine Köchin, die Dir alle Mittag einen Hammel am Spieß briete — höre: mit Salbei und Knoblauch; was meinst Du dazu, Pavcice?“

„Aber ich werde ja ein Held,“ entgegnete der Kleine weinerlich und blickte den Bruder herzbeweglich aus seinen feuchten Augen an. „Singe das von Marko Kraljevic, wie er die zehn Adler erlegte und seinem Rosse zuerst Speise gab und für sich nahm, was es ihm übrig ließ.“

„Gut, gut, gut! Wie Du magst, ljubico,“ lenkte Stojan ein und sang die Verse des endlosen Heldenliedes von Marko Kraljevic, dem Roland der serbischen Stämme, mit tremolirender Stimme, bis Pave darüber einschlief, die bleiche Wange an den weißlichen Stein gedrückt.

„Marko, der Königssohn, ritt auf dem Renner,
Ritt auf dem Rößlein, mit Golde beschlagen,
Hielt in den Händen lebendige Zügel,
Lebende Vipern, zum Knoten verschlungen,
Trug an den Schuhen der Vipern noch zweie,
Die mit dem Giftzahn den Renner ihm spornten!
Also nun ritt er zum Berge des Goldes.

Ritt auf den Mossor, der triefend vom Golde;
Zehn der Adler und zwanzig der Jungen
Horsteten droben auf ewigen Felsen,
Und es erlegte sie Kraljevic Marko,
Tötete zehn mit der Spitze des Schwertes,
Aber die zwanzig auch sanken zur Seite,
Da sie berührte des Tapferen Finger!
Glückliches Volk, das den Helden geboren!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Fest der Hagestolzen.

(Hiezu die Abbildung Seite 804 und 805.)

An den Montagabenden pflegte im Rössel seit unvordenklichen Zeiten eine Gesellschaft älterer Herren zusammen zu kommen, die keine schöneren Hälften besaßen. Sie nannten sich darum „die Einschichtigen“ und ihr Stammlokal „die Einschicht“. Dabei waren sie unbegreiflicherweise ganz aufgeräumt und schworen, wie sie es nannten, zum Sakrament des Cölibats. An den beiden großen Einsiedlertagen Paul und Anton — 10. und 17. Januar — richtete ihnen Frau Wiesgrill, die Einschichtwirtin, ein sogenanntes lediges Fest aus, mit grünen Tannengewinden, knusperigen Spanferkeln und den besten Tropfen aus Faß und Flasche. Ihrer Tochter Vesa, die bedienen half, mußte es eigens verboten werden, bei solchem Anlaß als weiß gekleidete Jungfrau zu erscheinen, sonst hätte sie es sicher gethan.

An einem dieser St. Antonstage nun fiel es dem Oebersten, wie der Obmann genannt wurde, Herrn Stiftsgüterdirektor Lehmann, ein, es sollte jeder Rechenschaft geben, warum er eigentlich unbeweibt geblieben. Dieser Befehl wurde mit auffallend gemischten Gefühlen aufgenommen, gewisse brummige Naturlaute erschallten, und Herr Forstmeister Haas rief mit rauher Kehle: „Ei was! seien wir froh, daß wir's sind!“ — „So ist's, reden wir von was Gescheiterem!“ krächzte der Steuereinnehmer, Herr Trost, und steckte seine keineswegs rote Nase — sie war nämlich schon mehr blau — tief ins Bierkrügel.

„So? Rebellion?“ rief der Oeberste entrüstet. „Kollege Trost hat das Wort ... und nicht genuckst!“ — „Trost! Trost!“ rief nun alles, „Trost soll reden!“ und so war der Anfang gemacht.

„Aber, meine Herren!“ rief Herr Trost, „ich bin ja nur Steuereinnehmer; wie kann denn so 'was heiraten? ... Gedacht hab' ich zwar dran, noch dazu mit Passion, aber ... Eine Zigeunerin hat mir aus meiner Hand gewahrsagt, daß wir elf Kinder haben würden. Meine Herren, elf Kinder und dazu ich und meine Frau, das hätte dreizehn gemacht ... Sie begreifen, daß ich mich auf diese Unglückszahl nicht einließ. Da wär' ich ja ein schlechter Staatsbürger gewesen!“

„Er hat recht,“ brummte es da und dort. Der Herr Güterexpeditor Stegmayer aber, der gewohnt war, jede Kiste auf allen sechs Seiten zu untersuchen, fuhr drein: „Was ist sie denn geworden ... diejenige, welche?“ — „Hm,“ räusperte sich Herr Trost, „Frau Kreisrichterin ist sie geworden ... und hat ein einziges Kind.“ Und plötzlich ausbrechend, fügte er hinzu: „Wenn ich jene verf ... Zigeunerin erwischen könnte, der sollt's schlecht gehen!“ Er schwang sein Krügel wie eine Keule, förmlich blutdürstig anzusehen.

Die Vesa stieß ihre Mutter an und kicherte leise: „Mir scheint, der alte Junggesell' wär' auch lieber 'was anderes!“

„Na, Franz, jetzt kommst Du!“ wandte sich der Herr Stiftsgüterdirektor an den Forstmeister. Scherzend fügte er hinzu: „Was bist denn Du eigentlich für ein Franz? Xaver? Oder Franz von Paula?“

„Ohne Paula, wenn ich bitten darf!“ rief Herr Haas unwirsch. „Sie hat wirklich Paula geheißen. Das ist eine lange Geschichte ... Ich hab' sie erschossen!“

„Was?“ riefen die Nachbarn entsetzt und rückten von ihm ab. Er sah sehr düster drein.

„Meine Vorstehhündin nämlich,“ ergänzte er mit dumpfer Stimme. „Ein Ideal, namentlich bei Federwild. Sie kannte jedes Nest in den Furchen und im Gebüsch und wich denjenigen aus, wo die Jungen noch nicht recht flügge waren. Sie war eine rationelle Spürerin und hatte sich eigene Feinheiten der Wildschonung angewöhnt. Sie verstand davon mehr als ich, und mein Revier wurde für Federwild klassisch ... O, ich liebte sie! Diana nämlich ... Paula behauptete, ich liebte Diana mehr als sie und konnte diese Nebenbuhlerin nicht ausstehen. ‚Ich will Ihr Herz nicht mit einem Hunde teilen,‘ sagte sie spitz; sie konnte sehr spitz sein. Um sie zu widerlegen, erschoß ich Diana vor ihren Augen. Erschreckt, entzückt öffnete Paula die Arme und rief: ‚Jetzt glaub' ich an Deine Liebe!‘ ... Aber als ich meinen treuen, braven Hund da liegen sah, den brechenden Blick auf mich gerichtet, da fühlte ich, daß ich jenes Weib nicht mehr lieben könnte. Ohne ein Wort ging ich von dannen.“

„Recht ist ihr geschehen!“ rief die dünne Stimme des Herrn Postmeisters Binder. „O, das ist eine blutgierige Bande!“ — „Was ist denn aus ihr geworden?“ fragte Herr Michel, der Großkrämer. — „Ja, was aus ihr geworden ist?“ wiederholte der Forstmeister sinnend; „meine Herren, fragt mich nicht! Laßt's genug sein!“ — Allgemeines „Oho!“ schnitt ihm das zaghafte Wort ab. Der Herr Stationschef Schottmüller, ein energischer Mann, war der lauteste. „Vesa,“ rief er, „keinen Tropfen mehr dem Herrn da, bis er nicht alles ausgesagt hat!“ — „Sperr Dich nicht, Franz ohne Paula!“ befahl der Oeberste, „sonst wird Dir das Bier gesperrt!“ — Schließlich bequemte sich der Forstmeister doch zur Forsetzung. Mit leiser, nachdenklicher Stimme sagte er: „Merkwürdig, sie hat nicht geheiratet ... sie wartet noch immer auf mich. Seit zwölf Jahren.“ — „Das ist lauter Bosheit,“ flötete der Herr Postmeister, „sie will nur Deine Diana ausstechen ... an Treue. Noch im Grab verfolgt sie das arme Tier.“ — Der Herr Forstmeister that einen auffallend langen Schluck.

„Mir scheint,“ wispelte die Vesa ihrer Mutter zu, „der wird noch zu seiner Paula zurückspazieren.“ — „Ja, bis er und sie recht alt sind, die armen Narren,“ entgegnete Frau Wiesgrill.

In die Stimmung hatte sich ein ernster Schatten geschlichen, der Oeberste mußte also aufmischen. „Apropos, Postmeisterchen,“ rief er munter, „warum haben denn Sie's gar so scharf auf die guten Weiber? Was ist denn Ihnen über's Leberlein gekrochen?“

„Ja ich,“ zwitscherte dieser Unversöhnliche, „wie sollte ich denn geheiratet haben, meine Herren? Ich, der ich auf der Höhe stehe, von der aus man den ganzen Schwindel übersieht! Ich war drei Jahre lang in der Hauptstadt Leiter der Abteilung für postlagernde Briefe. O, das sollten Sie kennen! ... Da hab' ich Mutter Eva gründlich kennen gelernt! Was für Korrespondenzen sind da durch meine anfangs ganz unerfahrenen Hände gegangen! Rosenfarbene mit Goldschnitt und feuerrote mit Pfauenaugen! Vergißmeinnichtblaue mit Marienkäfern und ...“ — „Strohgelbe mit Tintenklecksen!“ unterbrach ihn der Stationschef. — „Sehr richtig,“ fuhr Postmeisterchen fort. „Und diese Wohlgerüche! Und diese dicht verschleierten Damen mit ihren geräuschlosen Katzentritten! O Eva, Eva!“

„Was beliebt, Herr Postdirektor?“ fragte die Vesa; sie war in dem Irrtum befangen, er habe „Vesa“ gerufen.

„Kurz, ich habe mich dem nicht aussetzen wollen!“ rief der Postmeister entschlossen. „Ich ließ mich dann hierher versetzen, wo die Sittlichkeit auf unvergleichlich stärkeren Füßen steht.“ — „Auf Plattfüßen!“ unterbrach ihn schon wieder der Herr Stationschef. — „Holla! Plattfüße!“ meldete sich ganz unvermutet der Herr Schwimmschulbesitzer Hecht zu Worte; „da weiß ich eine gute Geschichte von einem aus dieser Tafelrunde.“ — „Von wem? von wem?“ rief es ringsum. — „Eine außerordentliche Geschichte,“ betonte Herr Hecht; „ich werde natürlich keinen Namen nennen, Diskretion ist Ehrensache.“

Alle Tafelgenossen sahen einander mit Blicken des Verdachtes an. Wer in aller Welt konnte der Held dieses Geheimnisses sein? Unwillkürlich hoben etliche einen Fuß in die Luft, um zu zeigen, daß sie keine Plattfüße hätten.

„Ach, es ist ja gar kein Plattfuß, nur ein Fuß schlechtweg,“ sagte Herr Hecht; „aber der Betreffende trägt an dem Fuße — ich habe es in meiner Schwimmschule bemerkt — an dem Ringfinger ... sagen wir richtiger an der Ringzehe des rechten Fußes einen ... goldenen Ehering!“

Das Aufsehen, das diese Enthüllung hervorrief, war ungeheuer. „Den Ehering an der Fußzehe tragen, das ist ja gottlos!“ entfuhr es Frau Wiesgrill, die sich in ihrem Ehrbarkeitsgefühl nicht beherrschen konnte. — „Wittib! Zunge gewahrt!“ rief ihr der Oeberste streng zu. Die Gesellschaft aber erging sich in aufgeregten Mutmaßungen. „Vielleicht hat seine Braut bei einem Eisenbahnunfall beide Arme verloren und hatte für den Trauring nur eine Zehe übrig.“ — „Vielleicht hat er eine Mohrin geheiratet von einem Stamme, der den vierhändigen Affen noch näher steht als wir.“ — „Vielleicht ist's eine heimliche Ehe, die unter dem Tische geschlossen wurde.“ — „Vielleicht trägt er seine Frau auf den Händen und besorgt, daß der Ring sie drücken könnte.“ Kurz, jeder gab sein bißchen Salz oder Pfeffer dazu. „Und was meint der Herr Oeberste?“ rief endlich der Stationschef.

„Ich will das Rätsel lösen,“ entgegnete dieser. „Ich selbst bin der Mann mit dem Ring an der Zehe.“ Ein Aufruhr ging über den ganzen Tisch, so daß das Tischtuch große Blasen warf. „Ja wohl, ich selbst! Ich leide nämlich an Gicht, die sich immer in eine Zehe setzt. Da riet mir ein Spezialist der sogenannten Metallotherapie, ich sollte an der schmerzenden Zehe einen goldenen Ring tragen, der innen mit Silber belegt ist. Und das thue ich ... und es hilft.“

Frau Wiesgrill atmete auf; es wäre ihr zu peinlich gewesen, gerade den Herrn Oebersten als gottlos betrachten zu müssen. „Uebrigens,“ fuhr dieser in geschäftsmäßigem Tone fort, „da ich einmal das Wort habe, will ich auch gleich mitteilen, warum ich nicht verheiratet bin. O, kein Roman. Ich habe nur, wie man zu sagen pflegt, die Ueberfuhr versäumt.“ — „Wie hieß denn der betreffende Fluß?“ fragte der vorlaute Stationschef; „Donau? Wolga? Kongo? Rhein?“ — „Ich weiß den Fluß,“ sagte der Herr Forstmeister; „Etsch! Etsch! Etsch!“ — „Du hast es getroffen, Bruder!“ versetzte der Herr Stiftsgüterdirektor und legte ihm die Hand weich auf die Schulter. „Da heißt's dann: etsch! etsch! etsch!“ Alle lachten, einige heller, andere etwas weniger hellauf.

Sonderbarerweise hatte die Neugierde auf die Geheimnisse der Genossen mittlerweile sehr abgenommen. Etliche der Herren entledigten sich ihrer Beichte ganz kurz. „Mir war sie zu blond,“ warf der eine hin. — „Und mir zu schwarz,“ der andere. — „So hätten Sie doch getauscht,“ flüsterte diesem die Vesa zu. — Der Großkrämer Michel schüttelte einen Frager ganz und gar ab: „Ach, laß mir meinen Frieden!“ Ueberhaupt schienen die älteren Herren nun weniger mitteilsam und fanden keinen rechten Spaß an der Sache. Der Herr Postmeister stellte die Stimmung einigermaßen wieder her, indem er seinen früheren Faden wieder anknüpfte: „Ja, sehen Sie, meine Herren, jene verdächtigen Briefchen haben mir's verleidet. Nur einer war darunter, der ließ mich wieder an das naive Prinzip glauben. Da kam einmal ein bildsauberes Mädel von sechzehn oder siebenzehn Jährchen an den Schalter und wollte ein Brieflein hinterlegen, ganz weiß und ohne jedes Parfüm, aber auch ... ohne jede Adresse. Ich mache sie aufmerksam: ‚Fräulein, da steht ja kein Name.‘ Sie wird blutrot und stammelt: ‚Aber ich bitte, es soll ja ... eine Freundin hat mir den guten Rat gegeben, ihn zu warnen ... durch einen anonymen Brief. Ich wußte gar nicht, was das ist, ein anonymer Brief. Da erklärte sie mir's: Das ist ein Brief ohne Namen ... Und da hab' ich ihm diesen Brief ohne Namen geschrieben.‘ Darauf erklärte ich ihr natürlich diese Sache vom Standpunkt des Postbeamten und sie schrieb wenigstens seinen Namen auf die Adresse, wobei die Warnung ja noch immer anonym genug blieb. Die Kleine mit ihrer verliebten Einfalt machte Eindruck auf mich und ich wollte sie schon fragen, ob es denn durchaus der Name sein müßte; aber da ich in amtlicher Funktion war, hielt ich mich zurück, aus Angst vor Disziplinaruntersuchung und dergleichen.“

So zechten die Einschichtigen denn behaglich fort bis in den späten Abend hinein, ohne aber weiter ihre Schicksale bloß zu legen. Wie alljährlich am Antonstage brachte auch wieder der Herr Amsregistrator Schulz den Trinkspruch aus, an dem kein Jota geändert werden durfte, da er ohnehin schon gut genug war. Er lautete nämlich: „Meine Herren und Freunde! Wir sind gottlob noch immer beisammen (Bravo!) und es geht uns nicht schlecht. (Zustimmung.) Aber wem verdanken wir dies? Den Frauen! (Bravo!) Jenen Frauen, die uns das Schicksal nicht beschert hat. (Bravo! Bravo!) Hätten wir diese bekommen, so ginge es uns besser oder schlechter, aber nicht genau so, wie jetzt. (Sehr richtig!) Darum erheben wir alle das Glas auf unsere Frauen! Sie leben hoch!“ Und alle stimmten in das Hoch ein, jeder wie es ihm eben aus der Kehle wollte. Begeistert klang es gerade nicht, die Gläser klangen weit heller, und die meisten schlürften dieses feierliche Glas unter allerlei besonderen Gedanken, die sie für sich behielten.

Ludwig Hevesi.

Abendstimmung.

Von

Maximilian Bern.

Vereinzelt zwischen Wolken stehn
Am Himmel glanzlos blasse Sterne,
Und durch die regenfeuchte Luft
Erklingt Musik aus weiter Ferne ...

Die bleichen Sterne mahnen mich
An Stunden, einst verträumt im Glücke, —
Und schwank aus Tönen baut sich mir
Zur Jugend eine goldne Brücke.

Digitized by Google

Die schönsten Gärten.

Von

F. A. Bacciocco (Wien).

Die Meinung ist vielfach verbreitet, daß die schönen Gartenanlagen in und bei den Städten zu dem Fortschritt und Vorzug der Neuzeit gehören. Indessen ist die Gartenpflege und Kunstgärtnerei ein Erbstück der menschlichen Kultur aus uralten Zeiten, und wenn wir nicht auf die „schwebenden Gärten der Semiramis“ zurückgehen wollen, so haben wir Beweise genug, daß die Griechen und Römer in der Gartenbaukunst ganz Außerordentliches leisteten, und die schöne altitalienische Gartenbaukunst kann als eine nahezu direkte Fortsetzung der altrömischen Kunst und Liebhaberei betrachtet werden. Neu ist in unserer Zeit nur die Verallgemeinerung der Kunst; das Bestreben auch der kleineren und kleinsten Städte, in demselben Zweige etwas zu leisten und den Bürgern und Fremden (Kurgästen) möglichst schöne Gartenanlagen zu bieten. Die Gartenbaukunst war zu verschiedenen Zeiten der Mode unterworfen, nicht immer zu ihrem Vorteil, wie die meisten menschlichen Liebhabereien, und auf dem Gebiete erlangten einzelne „Künstler“, wie Fürst Pückler-Muskau, einen Weltruf.

Es würde zu weit führen, wenn wir auf die Geschichte und auf die Wandlungen zurückgreifen wollten, welche die Gartenbaukunst, besonders im vorigen Jahrhundert, durchgemacht hat; näher liegt für uns die Frage und Untersuchung: Welche von den alten Städten auf dem Kontinent erfreut sich in unseren Tagen der schönsten öffentlichen Anlagen? Wir hören, allen voran, das Pariser Bois de Boulogne nennen, welches zusammen mit den Champs Elysées, als eine Art Vorgarten, gewiß auf dem Kontinent eine ganz hervorragende Stelle einnimmt. Dennoch dürften nicht wenige der Ansicht sein, daß in nicht allzu großer Entfernung von Paris diesen Anlagen in gewisser Hinsicht ein Rivale erstanden ist und zwar in dem herrlichen Bois de Cambre von Brüssel. Das Bois de Boulogne hat neben seinen großen, unleugbaren Vorzügen einige schwer in das Gewicht fallende Schattenseiten. Dazu gehören die zahlreichen „Ueberkünstelungen“, die ein rechtes Behagen und Wohlgefallen nicht aufkommen lassen.

Die schöne promenade autour du lac, die gezirkelten Wege, die ängstlich gehüteten, gepflegten, gesäuberten Boskets, die Gruppen, Brücken, das tiefgebettete Longchamps mit den Cascaden und der künstlichen Mühle und so weiter machen auf fast allen Punkten den Eindruck, als befinde man sich in den Coulissen eines Theaters und nicht in einem Naturgarten. Den Eindruck verstärkt die bedauerliche Wahrnehmung, daß man auf keiner Stelle des Bois den Gesang eines Vogels vernimmt.

Das ist doch im Brüsseler Bois de Cambre anders. An Kunst und Künstelei fehlt es auch hier nicht; an exotischen Pflanzen ist kein Mangel; aber die belgischen Gartenbaukünstler haben es verstanden, den großartigen, dichten Waldkomplex, vorwiegend Eichenbestand, in seiner vollen Urwüchsigkeit fortwuchern zu lassen. Die Bäume sind derart hoch und dicht, daß sie den gefiederten Sängern genügend Schutz bieten, und am Frühlingsmorgen erschallt in den tieferen Stellen des großartigen Hains überall der Schlag des Finken und der Sang der Nachtigall. Eine Fahrt durch das Bois macht daher den Eindruck, als fahre man auf bequemer Straße durch einen richtigen Wald und nicht durch eine künstlich gepflegte Anlage.

Mit dem Bois de Cambre kann man mit einiger Berechtigung jenen Teil des Berliner Tiergartens auf eine Stufe stellen, welcher von der ausgreifenden und übergreifenden Stadt noch nicht bedrängt und beeinträchtigt worden ist. Auch dort finden sich noch mehrere jener großen, romantischen Waldpartien, die das Entzücken der Naturfreunde bilden und die in ihren schönsten Teilen nur den Einheimischen bekannt sind.

Der Wiener Prater gehört ebenfalls zu den urwüchsigen „Anlagen“, läßt sich also mit dem Boulogner Gehölz nicht vergleichen. Was der Fremde in Wien vom Prater zu sehen bekommt: die geringen Anlagen, den Wurstlprater, die lange, nach der Freudenau führende Allee, das ist nicht der eigentliche Prater. Der letztere ist in den Auen zu suchen, mit ihrem tiefen Grün, den malerischen Baumgruppen, dieser vollständig regellosen Waldwildnis, in welche man sich nicht immer hineingetraut. Auch heute noch gibt es in diesen Auen Wild genug: Hasen, Rehe, Hirsche und Vögel die große Menge.

Es könnte hier eingeworfen werden, daß das ja kein „Stadtgarten“ mehr ist. Indessen ist der Prater der wirkliche Stadtgarten von Wien und die Auen sind in der That die Fortsetzung des Praters ohne jede Abschließung. Mit diesem seinem großartigen „Stadtgarten“ steht Wien wohl einzig da. Dafür haben die Gärten im Innern der Stadt nur geringe Bedeutung: der Stadtpark, der Volksgarten, Rathauspark, Augarten. Die schönsten Gärten sind Privateigentum und für das Publikum nur zeitweilig geöffnet: der herrliche Schwarzenberggarten, der Liechtensteinpark. Der botanische Garten ist nicht groß, aber berühmt durch die sorgfältige Einteilung der Bäume und Pflanzen und reich an exotischer Flora. Der eigentliche Kunstgarten Wiens, der Schönbrunner Park, ist Eigentum des Hofes, aber für das Publikum in fast allen seinen Teilen geöffnet.

Schon aus dem Mitgeteilten geht hervor, wie schwer die Frage zu beantworten ist, welche Stadt die schönsten Gärten besitzt. Die Beantwortung hängt vom Geschmack ab. Wer den „reinen“ Kunstgarten liebt, wird dem Boulogner Gehölz, wer in einem „Garten“ ein Teil Wildnis haben will, dem Prater den Vorzug einräumen.

Trotzdem haben wir in einigen Städten auf dem Kontinent Gartenanlagen, die so außerordentlicher Art sind, daß man ihnen bereitwillig eine Ausnahmestellung einräumen wird und sagen kann: sie haben ihresgleichen nicht! Wir denken hier an einige der weltberühmten Gärten Roms, aber vor allem an den giardino publico, die Anlagen an der Chiaga und am Posilipp in Neapel. Aehnliches hat keine andere Stadt der Welt aufzuweisen. Auch der schönste „englische Park“, der von so vielen als das Ideal der Gartenanlagen angesehen wird, kann sich mit diesem nicht messen. Die wundervolle Natur kommt den kunstreichen und kostbaren Anlagen zu Hilfe: am Fuße des klassischen Berges, dieser zum Teil einbezogen in den Garten, das Meer, den blauen Golf beherrschend, mit dem Ausblick auf die Insel Capri, dehnen sich dieselben in herrlicher Abwechslung aus — ein Paradies auf Erden. Was die Gärtner an exotischen, an subtropischen und tropischen Gewächsen auftreiben konnten, was im stande war, den Winter zu überdauern, wurde angepflanzt und gepflegt. Die reiche, üppige Mittelmeerflora bildet gewissermaßen die Umrahmung des exotischen Wachstums. Die Aloë, deren Stämme die Höhe eines Baumes erreichen und die mit ihrem Blütenschmuck wie ein mächtiger Kandelaber prangt; die Palme, die sich zu erstaunlicher Schönheit entwickelt; die Libanonzeder, deren herrliches Geäste weithin den Rasen beschattet; die Pinie und Cypresse, die Orange und Limone bilden kleine „Gehölze“. Dazwischen zierlich und lieblich eingeflochten Lianen und brasilianische Blüten, Blumen von den Ufern des Ganges, aus China und Japan, die fremdartigen Gewächse aus Australien und Neu-Guinea. Die Stadt Neapel setzt einen Stolz darein, diese Anlagen nicht allein in ihrer Pracht zu erhalten, sondern auch stetig zu bereichern. Nicht ohne Verdienst war dabei die deutsche Kolonie in Neapel, welche im Besitze der berühmten Versuchsstation für die Mittelmeerfauna ist, und es war besonders der kürzlich verstorbene Karl Vogt, welcher der Chiaga sein Interesse zuwandte, so oft er in Neapel weilte.

Die Stadt Palermo folgte dem Beispiele und wandte ihrem giardino publico ebenfalls vermehrte Teilnahme zu; mit jedem Jahr vergrößerte derselbe seinen Schatz an seltenen und kostbaren Pflanzen. Zwischen den beiden Städten ist, man kann sagen, ein botanischer Wettkampf ausgebrochen, welcher der Wissenschaft und der Kunstgärtnerei zu gute kommt, aber auch zur Belehrung des großen Publikums und der Jugend beiträgt.

Wenn wir diese Gärten im Süden der Halbinsel hors concours stellen möchten, so finden wir in der Stadt Rom wieder eine Anzahl von Gärten, deren Ruhm überall in Europa bekannt ist. Jeder, der Rom besuchte, hat in den meisten der Gärten gewandelt und einen tiefen Eindruck mit heim genommen. In vielen ist es eine gewisse, kaum näher zu definierende Mischung eines Nachklanges des Altertums, der antiken Römerzeit, mit der großen italienischen Renaissance und dem Geiste der Neuzeit, die diesen Eindruck hervorbringt. In dem schattigen Parke der Villa Borghese, in dem Garten der Villa Albani, auf dem Monte Pincio, in den hochgelegenen Parkanlagen von Pamfili, in den Gärten Farnesina, Maffei, Massimo grüßt ein Etwas aus uralten Zeiten herein und begleitet den nordischen Fremdling auf Schritt und Tritt. Uebrigens findet der einigermaßen Kundige bald heraus, daß für die Erhaltung vieler dieser klassischen Gärten sehr wenig gethan wird, nicht einmal zu ihrem Nachteil vom künstlerischen Standpunkt. Nur der Monte Pincio gehört zu den gepflegten Anlagen im modernen Sinne.

Es ist außer Frage, daß diese italienischen Anlagen, mit Einschluß Neapels, sich, was die Kostspieligkeit betrifft, doch mit den Pariser Gärten nicht messen können. Die Erhaltung und Pflege des Bois de Boulogne nimmt in jedem Jahre sehr große Summen in Anspruch. Der weltberühmte Jardin des Plantes, auch ein Pariser Stadtgarten, steht mit seinen botanischen Versuchsstationen und naturwissenschaftlichen Sammlungen noch immer einzig da. Der Jardin d'Acclimatation, eine echt moderne Schöpfung, ist in der Lage, die höchsten Preise für die seltensten Tiere zu bezahlen, desgleichen für seltene Pflanzen. Durch eine sonderbare Reklame, durch die exotischen Tierkarawanen, wurde sein Ruf in der Welt bekannt. Der Park de Monceau ist ebenfalls sehr schön; der größte Garten im Haußmannsviertel. Die großartigen Anlagen auf den Buttes de Chaumont, auf welchen vor einem Vierteljahrhundert die Commune ihren letzten Verzweiflungskampf kämpfte, waren für jene Arbeiterquartiere eine wahre Wohlthat.

Am schlechtesten aber ist in Paris in Bezug auf Gartenanlagen für die Bewohner des Zentrums der alten Stadt vorgesorgt. Die Umwohner der Zentralhallen, der Rue Faubourg Montmartre, Porte St.-Denis und so weiter müssen sich des Omnibus bedienen, wenn sie eine Fahrt in das Grüne machen wollen. Die sogenannten Squares bieten den Leuten nur einen höchst fragwürdigen Ersatz.

Eine Reihe von Städten in Deutschland, so Köln, Frankfurt, Dresden, besitzen neben kostspieligen Tiergärten ihre botanischen Gärten, welche das Bestreben haben, ihrem Publikum stets Neues aus der exotischen Flora vorzuführen. In einigen Orten, die im Mittelalter mit Mauern und Gräben umgeben waren, entstanden, nach Niederlegung der Mauern und durch Aplanirung, jene wertvollen Gartenanlagen, welche sich rings um die Stadt ziehen; das ist teilweise bei den alten Bischofsstädten Würzburg und Bamberg der Fall. Die Stadt Kassel verfügt heute, abgesehen von ihren eigentlichen schönen Anlagen, über die prachtvollen Waldgärten von Wilhelmshöhe, mit Schloß und Aussichtsturm, die in eine Waldlandschaft hinschauen, welche einzig in ihrer Art genannt werden kann.

Eine bevorzugte Stelle nimmt auch die Stadt Stuttgart ein. Die große Strecke zwischen Stuttgart und Cannstatt bildet einen herrlichen, großartigen Park, der nicht so bald seinesgleichen findet. Außerdem besitzen die Stuttgarter die schönen Anlagen auf der Silberburg. Einige Städte mußten sich ihre Stadtgärten „von Grund auf“ schaffen, so Amsterdam seinen Vondelpark und Budapest sein Stadtwäldchen. Der erstere erstand auf einem Sumpfe, der trocken gelegt werden mußte; der letztere auf einer Sandsteppe, die urbar gemacht wurde.

Eine ganz besondere Wahrnehmung machen wir bei den kleineren Städten, zumal bei vielen Badeorten. Dieselben sind durchweg besser daran als die großen Städte. So haben die Städte Baden-Baden und Wiesbaden, Homburg, Baden bei Wien und so weiter nicht allein ihre schönen Stadtgärten, sondern in Verbindung mit denselben weite Waldgebiete in der Nähe, die allmälich in großartige „Naturparks“ umgestaltet wurden. Die Stadt Aachen hat einen großen Teil des Aachener Waldes zu einem kunstreichen Park umgeschaffen. Dasselbe ist der Fall in den böhmischen Bädern Karlsbad, Marienbad und so weiter, bei welchen die Gärten geradezu eine Nebensache sind; die Hauptsache sind die Anlagen in den benachbarten Waldungen. In derselben Beziehung hat man es in einigen ungarischen Bädern noch weiter gebracht. In dem Badeort Teplitz-Trentschin braucht man nur eine halbe Stunde Wegs, um in den Schatten eines wahrhaften Urwaldes, des karpathischen Waldgebirges, zu gelangen. Fast in jedem Jahre wird in diesen Waldungen noch ein Bär erlegt. In dem polnischen Bade Truskawin, ebenfalls in den Karpathen, kann sich der Badegast das Vergnügen einer Wolfsjagd verschaffen. Im Winter kommen die Wölfe, zuweilen auch der Bär, in den Ort und auf die Promenaden; der Pfarrer, ein bekannter Nimrod, hatte in einem Kiosk seinen Jagdstand, von dem aus er den Wechsel der Wölfe bestreichen konnte.

Da vom Urwald als modernem „Stadtgarten“ die Rede ist, mag auch der „schönste Stadtpark der Welt“, wie er genannt worden ist, der Fairmountpark in Philadelphia, Nordamerika, genannt werden. Mit seinem Rest von Urwaldbäumen und den großartigen Wasserwerken soll er in der That seinesgleichen nicht finden. Dennoch ist es fraglich, ob nicht in den jungen Städten jenseits des Wassers nicht noch größere Urwaldpartien in die Stadtbereiche, als Promenaden und Spielplätze für die Jugend, einbezogen worden sind. Unsere Zeit, unsere Generation ist eine höchst anspruchsvolle geworden. Man mag zurückblättern in der Geschichte und in den Chroniken der Städte, man wird nicht finden, daß ein derartiger Wetteifer jemals da war: alle Städte und Ortschaften gewissermaßen in einer Konkurrenz in der Herstellung möglichst schöner Gartenanlagen zur Bequemlichkeit, Erholung und Bildung der Bürgersleute und der jeweiligen Besucher!

In dem großen, nahezu unübersehbaren Reichtum des Gebotenen wird die Frage nach den schönsten Gartenanlagen zu einer nahezu unmöglich zu beantwortenden. Es spielt dabei der Geschmack eine Rolle; die Vorliebe für diesen oder jenen Stil, die Frage der exotischen Flora, die Lage der Anlagen, die Verbindung von Architektur und Gartenbaukunst. Zuletzt darf auch vermutet werden, daß die merkwürdige Konkurrenz ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht hat.

Sprüche.

Von

H. H.

Gewöhnlich sind es die am wenigsten wahrheitliebenden Leute, die ihre Unhöflichkeit mit Wahrheitsliebe entschuldigen.

*

„Kinder und Narren reden die Wahrheit.“ Bleibe also etwas Kind, und sei ein wenig Narr.

*

Patrioten nennt man gewöhnlich Leute, welche an ihrem Vaterlande nichts bessern wollen.

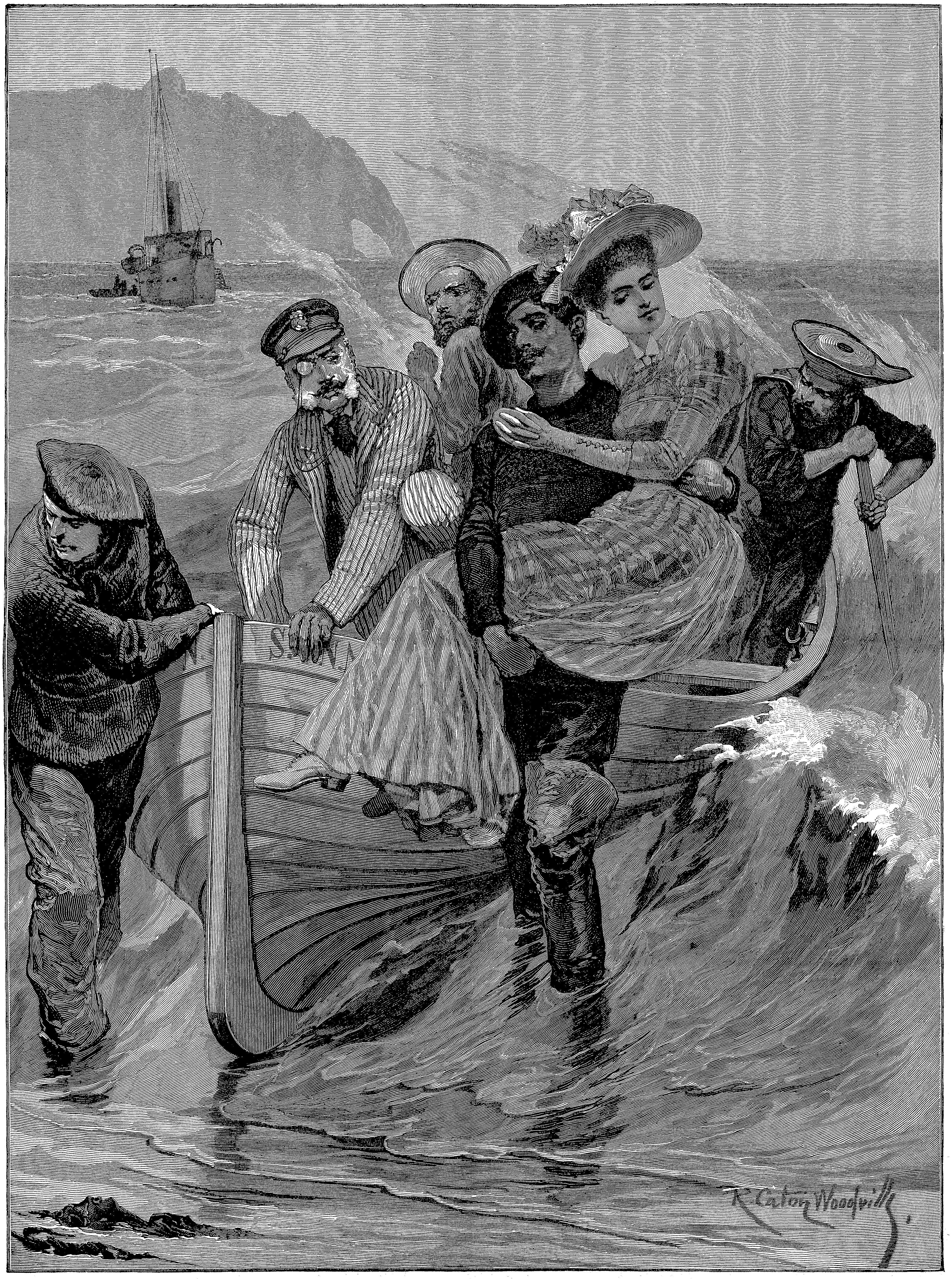
*

Man soll das Glück im Großen suchen, aber man muß es im Kleinen zu finden wissen.

*

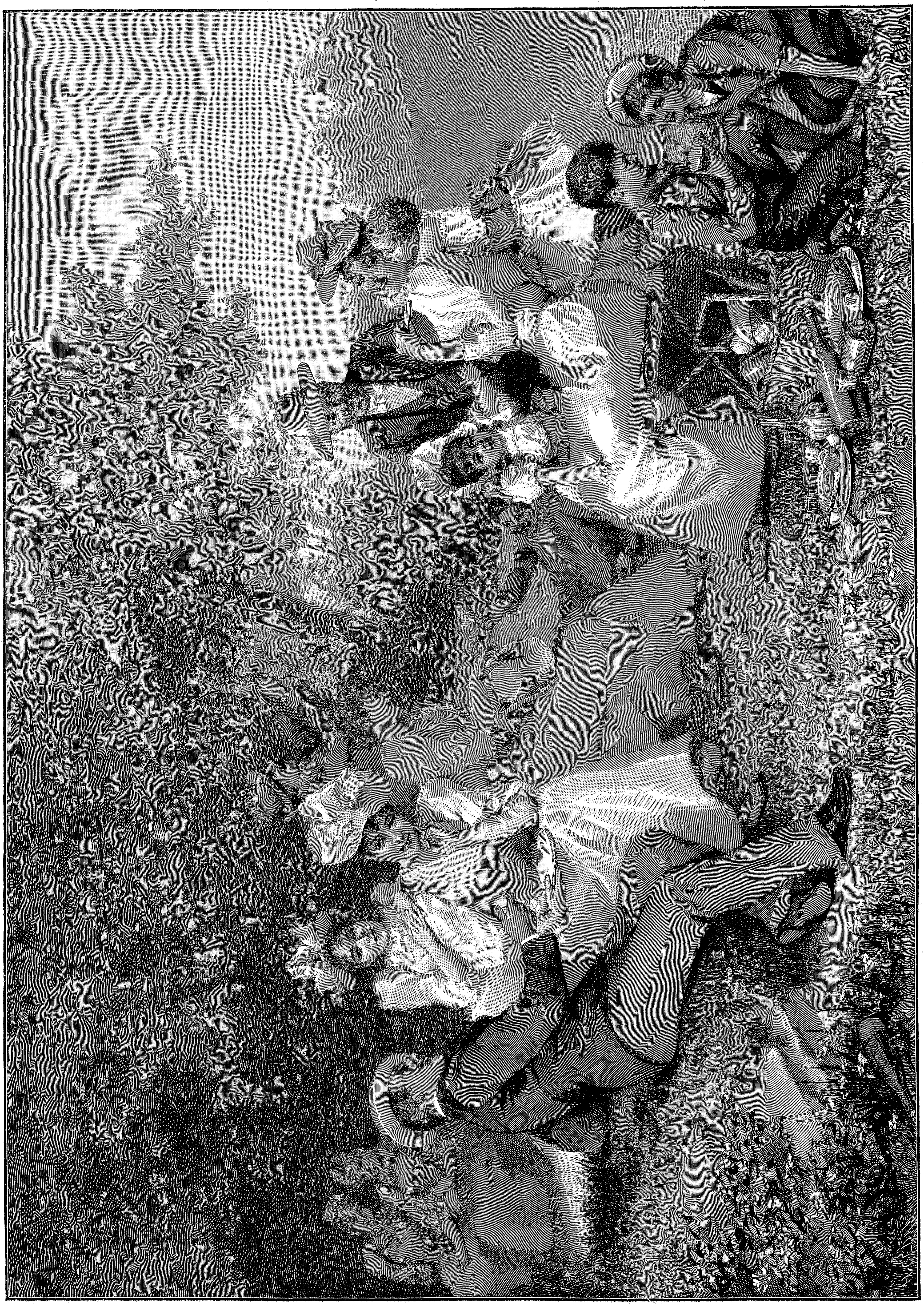
Egoisten ist die Höflichkeit Gesetz, guten Menschen ist sie Natur.

Digitized by Google



R. C. Woodville: Landung an der Küste der Normandie.

Digitized by Google



Hugo Elstan: Picknick.

Digitized by Google

Flittergold?

Novelle in Briefform

von

C. Schroeder.

An Melanie.

Pyrgos, im Januar 1892.

Der weite Saal war hochzeitlich geschmückt mit ernstfreundlichen Olivenzweigen, die brennenden Kerzen flackerten im Zugwind, denn alle Fenster und Glasthüren standen geöffnet. Auf den Balkons der Nachbarn drängten sich die Neugierigen und an den Wänden entlang reihte sich die liebe Verwandt- und Bekanntschaft, zum Teil — leider nur zum kleineren Teil — in der prächtigen griechischen Nationaltracht.

Es erschien der Kompári (Brautführer), ein junger Riese aus Argos. Wie würden seiner stolzen Gestalt der rote Fez und die Fustanella gut gestanden haben! Aber er hatte in Deutschland studirt und trug, als könnte es gar nicht anders sein, die steife Allerweltslivree der Königin Mode. Der Bräutigam freilich that dasselbe, doch den kleideten auch Frack und weiße Halsbinde ganz herrlich.

Dem Kompári auf dem Fuße folgten vier Popen — bärtige, langhaarige Gestalten in einer Pracht der Gewandung, daß die Braut, der aus mancherlei Gründen alles Gleißen und Flimmern ein bißchen bange macht, Herzklopfen bekam, allein wie sie des Bräutigams Auge begegnete, ward es ihr wieder selig still in der Brust.

Mit den Priestern war der Küster eingetreten, und nun nahm die Zeremonie ihren Anfang. Die Zeremonie, sage ich, denn von einer Feierlichkeit im ernst deutschen Sinne war eigentlich nicht die Rede, und wenn die Braut von der Heiligkeit des Moments nicht so bis in ihr tiefstes Innere hinein durchdrungen gewesen wäre, sie hätte bei dem bunten Vielerlei fremdartig frommer Gebräuche leicht auf Abwege geraten können mit ihren Gedanken.

Braut, Bräutigam und Kompári hielten brennende Kerzen, der Weihrauch stieg auf, die Priester sangen. Die aus weißen Wachsblumen gefertigten Brautkronen, die ein Atlasband verknüpfte, wurden gewechselt, die heiligen Bücher, Kreuze und Ringe wurden geküßt, und zum Schluß folgte ein schöner Brauch noch aus der heitern Althellenenzeit: Priester, Brautpaar und Kompári faßten sich an den Händen und umschritten dreimal die Tafel, indem sie sangen: „Lasset uns tanzen, singen und fröhlich sein, auf daß das Leben der Neuvermählten dahinfließe in eitel Gesang und Lust.“

Und dann? Ja, was dann noch geschah, sehe ich ein bißchen wie durch einen Nebel, aber ich meine, daß man nun vorerst Torten gegessen und mäßig Wein dazu getrunken, daß hierauf jeder Geladene ein mit Konfekt gefülltes Beutelchen erhalten hätte, aus demselben Tüll wie der Brautschleier, und daß endlich die ganze liebe, warmherzige Sippe in eine Reihe von Droschken gestiegen wäre, um dem jungen Paar bis zum Bahnhofe das Geleit zu geben. Es machte nämlich die Hochzeitsreise über Athen nach dem reizenden Seebade Pháleron.

Von Patras bis Athen war es manche lange Stunde, aber man fuhr am Golf von Lepanto entlang, schaute den schneebedeckten Parnaß und jenseits des Kanals von Korinth im blauen ägeischen Meer die schöne Insel Salamis und — Laß Dir keinen Sand in die Augen streuen, Melanie! — man sah so gut wie nichts von alledem, nein — man hob sich den Naturgenuß hübsch für die Rückreise auf, schaute unterwegs nur sein geliebtes anderes Ich, und die längste Stunde ward einem bei dieser Betrachtung noch zu kurz. — —

Was es am Anfang des unmenschlich dicken Briefes mit dieser griechischen Hochzeit und dem unbekannten Pärchen soll, möchtest Du wissen?

Ach, Lani, ich schäme mich fast, es einzugestehen, aber das Pärchen ist Dir nur zur einen Hälfte unbekannt, die andere Hälfte — die sogenannte bessere, in diesem Fall entschieden die schlechtere — ist mit Dir zur Schule gegangen, ist Dir stets eine treue Freundin gewesen, ist — ist, um es kurz zu machen, die Schreiberin dieser Zeilen.

Unmöglich! Unglaublich! Sophie — Sophie Friedrichs will einen **Griechen** geheiratet haben?!

Ja, das will sie.

Nun lachst Du — so, daß ich es über Länder und Meere weg deutlich höre.

Ich weiß, woran Du denkst. An meine Verzweiflung beim Abschied von Dir und von der Heimat, an meine schluchzende Versicherung, daß ich tausendmal lieber in Deutschland Magddienste verrichten würde, als gerade in Patras bei den kinderlosen Verwandten Tochter im Hause spielen.

Was ich denn speziell gegen Patras habe, fragtest Du.

Nur, daß es in Griechenland liege, antwortete ich.

Und gegen Griechenland?

Daß die Griechen dort daheim seien, ein Volk, das ich in den Tod nicht ausstehen könne.

Ich fühle noch, wie mir nach dieser heftigen Erklärung die Wangen plötzlich brannten, aber Du merktest zum Glück nichts. Das Gesagte erregte nicht so sehr Deine Neugier wie Deine Verwunderung.

„Nein, wie sich die Menschen ändern,“ kopfschütteltest Du bedächtig, „in der Schule gab es keine glühendere Griechenverehrerin als Dich. Als wir in der Geschichte den Trojanerkrieg hatten, durfte ich meine Sympathie für den armen Priam vor Dir niemals laut werden lassen, und späterhin, als Athen und Sparta sich in den Haaren lagen und ich den Bruderzwist zu verdammen wagte und den ganzen griechischen Nationalcharakter dazu — ha, ha, ha! Weißt Du noch?“ Ich wußte es noch. Meine sämtlichen Schreibhefte hatte ich Dir an den Kopf geworfen bei der Gelegenheit und Dir in bösen Worten die Freundschaft gekündigt. Hinterher dann freilich hatte mein Verstand Dir recht gegeben.

Mir selbst zum Trotz und zum Kummer hatte er gesagt: Deine Griechen — daran ist kein Zweifel — waren das genialste Volk der Erde, zugleich aber auch das launenhafteste, eitelste, undankbarste. Sie schufen Unsterbliches auf allen Geistesgebieten, sie siegten bei Marathon und Salamis, sie starben bei Thermopylä, aber sie schickten einen Aristides in die Verbannung, weil sie es müde waren, ihn den Gerechten nennen zu hören, sie ließen einen Miltiades im Kerker enden und zwangen einen Sokrates, den Giftbecher zu trinken. Allerorten überboten sich die Individuen in eitler Ruhmsucht, und jede einzelne Stadt wollte auf Kosten der andern groß sein. So verschlangen Neid und Mißgunst Bruder- und Vaterlandsliebe, führten zum Bürgerkrieg und zum endlichen Untergang. Vor dem römischen Charakter sank das griechische Genie in den Staub.

Ja, Lani, wohl oder übel hatte ich eine Illusion begraben müssen an dem bewußten Tage. „Die Tugend ist mehr als die Schönheit,“ hatte ich gleich nach dem Trauerakt in mein Notizbuch eingetragen, und diesem interessanten Gemeinplatz dann einige Monate später — ich weiß nicht mehr, auf Grund welcher bitteren Enttäuschung, die ich erlebt — noch für meinen Privatgebrauch die Warnung zugesellt: „Laß dich von dem Schönen nicht blenden. Das Schöne ohne das Gute ist wertlos wie Flittergold.“

Glaube aber nur ja nicht, daß diese Sprüche, die gleichsam brühwarm aus meiner jugendlichen Erfahrung auf das Papier geflossen waren, mich in der Folge oft vor Schaden bewahrt hätten, und, gute Seele, bilde Dir noch weniger ein, jetzt schon hinter das Geheimnis meines Griechenhasses gelangt zu sein!

Ach! mein Herz kam über die begrabene Illusion gar zu leicht weg. Charakterlos oder nicht, meine heiter-schönen, gottbegnadeten Griechen blieben mir teuer, bis — ich mich eines denkwürdigen Abends in einen ihrer Nachkommen verliebte.

Das klingt parador und bedarf der Erklärung! Nun, ich will Dir meinen kleinen Roman auch nicht vorenthalten. Gestatte nur, daß ich, statt mit dem Anfang, mit einem wichtigen Tage beginne.

*

In Patras war es, genau am 15. September des vorigen Jahres. Ich befand mich seit zwei Wochen am Ort und fing fast wider Willen an, mich recht behaglich zu fühlen. Der Luxus des kaufherrlichen Hauses that es nicht allein. Der Onkel verstand es vortrefflich, im Familienkreise den Zahlenmenschen abzustreifen, die Tante war die freundliche Gemütlichkeit selber, und Bruder Franz, den das Paar vor kurzem adoptirt hatte, ließ sich's angenehm deutlich anmerken, daß er herzensfroh war, mit seiner einzigen Schwester wieder vereinigt zu sein.

So weit die Deutschen — nun, was die Griechen betrifft! Mit echten Fustanellaträgern hatte ich noch keine Bekanntschaft gemacht. Was sich von Söhnen des Landes abends in unseren Salons versammelte, trug tadellosen Gesellschaftsanzug, wandte mir mit Artigkeit die Notenblätter um, sagte mir in korrektem Deutsch Schmeicheleien über mein Klavierspiel, war mit einem Worte so international gefärbt, daß es meinen Haß nicht aus dem Schlummer aufzurütteln vermochte, in den er sacht gesunken war.

Also am fünfzehnten September war es, um die Siestastunde. Auf dem Ruhebett in meinem Wohnzimmer lag ich, hinter geschlossenen Jalousien. Die dumpfe Schwüle der Luft, das Halbdunkel um mich her, das langweilige Buch in meiner Hand lockten den Schlaf, aber daß er sich zu mir hereinstehlen werde, war doch recht fraglich. Nun, daß ich ihn heiß herbeisehnte, konnte ich gerade auch nicht behaupten. Am liebsten hätte ich trotz des Sonnenbrandes den Hut aufgesetzt und wäre ein bißchen zum Thor der Villa hinausspaziert. Wohin? Nach Onkels Weinberg draußen vor der Stadt. Franz hatte bei Tisch eine gar zu entzückende Beschreibung von den Riesentrauben gemacht, die einem da oben reif in den Mund hingen. Daß er mich bei Gelegenheit hinführen werde, hatte er gnädigst versprochen, aber wann bot sich diese Gelegenheit einmal? Den größten Teil des Tages war er im Comptoir und in der Stadt beschäftigt. Abends kam er seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen nach, um diese Zeit schlief oder las er.

Wenn er nun gerade las, heute — mit Gähnen las, wie ich es gethan? Ob er mir da eine Unterbrechung der Langweile, einen Vorschlag zum Spazierengehen nicht vielleicht dankte? Es kam auf den Versuch an!

Rasch erhob ich mich, sacht stahl ich mich über den Korridor bis an seine Zimmerthür. Als auf mein Klopfen kein „Herein!“ erklang, öffnete ich geräuschlos. Da lag er, der gute Junge, lang ausgestreckt. Rock, Weste und Stiefel hatte er von sich geschleudert, zum Zeichen, daß er ernstlichere Absichten auf den Schlaf gehabt als ich. Es war ihm denn auch nach Wunsch ergangen. Er schlief ganz fest, schnarchte sogar ein bißchen dazu.

Mit einem leisen Seufzer hatte ich die Thür wieder in das Schloß gedrückt und mich umgewandt, da stand, wie aus der Erde gewachsen, das Pädi vor mir, Franzens halbwüchsiger Diener. Es blitzte mich mit den Flammenaugen an im Halbdunkel, daß es fast wie Herausforderung aussah, aber es war doch nur Schelmerei.

„Aha! Du bist hier als Schildwache aufgestellt,“ sagte ich, und es nickte vergnügt, denn es versteht schon gar nicht übel deutsch.

Lächelnd wollte ich in mein Zimmer zurück, da kam mir ein Gedanke.

„Weißt Du den Weg nach dem Weinberg, Alexandros?“ fragte ich.

Gewiß wußte er den.

Ob er mich hinführen wollte?

Er sprang von einem Bein auf das andere vor Freude über den Vorschlag.

Fünf Minuten später schritten wir Seite an Seite dahin durch die Sonnenglut, das Pädi und ich. Es war ein bildhübscher Bengel mit einem roten Fez auf dem Kraushaar und zwei Reihen glänzender Zähne, die lachend hervorschimmerten, so oft ich den Kopf nach ihm wandte. Diesem jungen Griechen gegenüber an Haß zu denken, wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen.

Ich hatte schon verschiedentlich Ausfahrten gemacht in Gesellschaft der Tante, aber zu Fuß war ich noch nicht durch Patras gewandert. Die Stadt lehnt an einer Anhöhe, die Anhöhe wird vom felsigen Gebirge überragt, das Ganze bietet, zwischen Himmel und Meer ein prächtiges Bild. Bunt und mannigfaltig ist das Treiben in den Straßen. Ein Maler fände zwischen den Krambuden oder auf offenem Markt, wo die Bauern in der farbenheitern Landestracht die Früchte ihrer Gärten ausgeschüttet haben, Bild auf Bild für seine Leinwand, jedoch die Maler, habe ich mir sagen lassen, sind in dem klassischen Lande der Kunst jetzt an den Fingern herzuzählen.

Wir ließen den Teil der Stadt, der sich an der

Digitized by Google

Schiffsrhede entlang zieht, mit seinen breiteren Straßen zur Seite liegen und wandten uns, aufwärts steigend, dahin, wo die Menschenwohnungen enger zusammengerückt stehen. Eigenartiger noch ward hier das Bild, aber auch holperiger das Pflaster und mühevoller das Gehen. Jetzt klemmte ich mir den Stiefelabsatz fest, jetzt kam ich mit der Zehenspitze heftig gegen ein steinernes Hindernis, jetzt mußte ich mit dem schmerzenden Fuß einen Sprung über einen kleinen Wasserfall wagen, denn ein lustiger Quell war ganz naiv, zwischen den Steinen hervor, uns über den Weg gesprudelt. Wer bei alledem aus dem Lachen nicht herauskam, war mein Pädi; es schien mit seiner roten, gelbgenähten, phantastisch geschnäbelten Fußbekleidung gefeit gegen alle Unannehmlichkeiten der Straße.

Nach einer Weile erreichten wir auf weit offenem Platz einen steinumfriedigten Brunnen.

„Türkisch,“ bemerkte grinsend Alexandros.

Er meinte vielleicht nur die Hieroglyphen, die die Brunnenmauer zieren, ich brachte das Wort in Gedanken gleich auf das ganze Bild in Anwendung. Die schattenden Olivenbäume ringsum, das mit überquellenden Wasserschläuchen beladene Eselein, die Frauen, die eifrig schwatzend Töpfe und Amphoren füllten, versetzten mich täuschend in das Morgenland. Daß eines der jungen Weiber Kinn und Mund mit einem Schleier umhüllt hatte, störte meine Illusion gewiß nicht, aber die alten hätte ich allesamt lieber verschleiert gesehen. So etwas von garstigen Hexen war mir im Leben nicht vorgekommen. Und dies sollte das Land der Schönheit sein, das Land, in dem die Urbilder all der herrlichen Göttinnen einst gewandelt waren, die wir in Stein gemeißelt in unseren Skulpturengalerien anstaunen?!

Förmlich entrüstet wandte ich der Gruppe, die mich überdies mit neugierigen Blicken spießen zu wollen schien, den Rücken, that ein paar Schritte und stand wie angewurzelt.

Quer über den Platz geschritten kam, an der Seite einer hochragenden Greisengestalt in schimmernder Nationaltracht, eine junge Helena, um die heute noch ein trojanischer Krieg hätte entbrennen können. Edelste Züge, wie aus mattfarbigem Elfenbein gemeißelt, Augen wie Demanten unter langbewimperten, stolzgeschweiften Brauen! Dazu ein Wuchs, ein königlicher Anstand und eine ebenso königliche Pracht der Gewandung. Ich konnte gar nicht wieder zu mir kommen, Lani, ich starrte sie an und starrte ihr nach in einer blöden, hilflosen Bewunderung, die etwas sehr Komisches haben mußte, denn als ich mich nach einer langen, verzückten Weile auf mein Pädi wieder besann, lachte es, wie es noch gar nicht gelacht.

„Ach so! Wir sind ja oben,“ sagte ich mit etwas verlegener Hast. „Ich danke Dir, Alexandros, jetzt werde ich den Weg nicht mehr verfehlen. Immer geradeaus die Straße entlang, nicht wahr? Durch einen Olivenhain und dann linker Hand durch ein Pförtchen in der Mauer?“

Das Pädi nickte Zustimmung, fuhr aber fort, ruhig Schritt mit mir zu halten. Ob es nicht heimkehren wolle, erkundigte ich mich endlich, stehen bleibend.

Heimkehren? Dieser Vorschlag veranlaßte es, mir alle seine glänzenden Zähne wieder zu zeigen. Heimkehren? Ha, ha! Was dann aus mir werden solle?

Ich sei gesonnen, allein weiter zu gehen.

Unmöglich! Eine Dame — allein?

Die Idee erschien dem Knirps nicht komisch, sondern anstößig. Ich sah es an seinem entsetzten Gesicht, es war entschieden nicht Landesbrauch, daß eine Dame allein promenirte. Aber ich war nicht geneigt, den Landesbrauch zu respektiren. Los werden wollte ich meinen Alexandros, und los ward ich ihn auch, indem ich ihm in grellen Farben die Entrüstung meines Bruders malte, wenn er beim Erwachen sein Pädi nicht vorfände.

So! Jetzt waren die blauen Pluderhosen, der letzte Zipfel des silbergestickten blauen Jäckchens in der Ferne verschwunden, jetzt befand ich mich allein — eine junge Deutsche im weißen Mullkleid, mit weißem Spitzenhut und Spitzenschirm mutterseelenallein auf der griechischen Landstraße. Wenn Du meinst, daß ich nun Angst verspürt hätte, dann irrst Du, Melanie. Es war ja auch heller Tag, und Räuber, die einen anfielen und in öde Felsschluchten fortschleppten, kamen nach des Onkels Versicherung nur noch in unglaubwürdigen Romanen vor. Nein, keine Spur von Angst, aber ein starkes Unbehagen über die Neugier der guten Menschen auf meinem Wege. Es hatte entschieden noch keiner von ihnen im Leben eine weißgekleidete Jungfrau gesehen. Wo sie gingen, da standen sie still bei meinem Anblick, und die Augen wollten ihnen aus dem Kopf vor Erstaunen. Zwischen den letzten, weinüberrankten Hüttchen war es ein förmliches Spießrutenlaufen, und als ich die Hüttchen hinter mir hatte, brachte ich eine ganze Karawane ins Stocken — ja wahrhaftig, einen Zug von Bauern, die mit ihren traubenbeladenen Eseln thalwärts zogen. Wer verdutzter dastand, die Tiere oder die Menschen, kann ich nicht sagen, aber urkomisch kam mir die Sache auf einmal vor, und wohl oder übel mußte ich lächeln. Da blitzten gleich unter all den grimmigen Schnauzbärten die weißen Zähne hervor, und einen freundlichen, wenn auch unverständlichen Gruß bekam ich mit auf die Wanderung.

Nach einer Weile krümmte sich die Straße und da — o Melanie, wenn Du das Landschaftsbild gesehen hättest, das sich mir darbot, Du würdest es im Leben nicht vergessen. Unter mir, an den Berg geschmiegt, die Stadt, zu ihren Füßen das Meer mit seinen Segeln, jenseits des Meeres ferne, blaue Höhen. Wie ein wonniger Schreck fuhr es mir in das Herz; aber aus der Wonne ward ein jähes Weh, das mir die Augen mit Thränen füllte. Sollte man es für möglich halten? Angesichts einer Erdenschönheit, wie ich sie nie geträumt, war mir das öde deutsche Heidestädtchen eingefallen, in dem ich geboren bin, und meine Gedanken klammerten sich mit plötzlicher heißer Sehnsucht an die Schiffe, die dort westwärts zogen! Schämen mußte ich mich, und ich versuchte es auch, aber meine Thränen flossen unaufhaltsam, bis mir Franz einfiel, mein einziger Bruder, und ich mir sagte, daß die Heimat überall da ist, wo teure Menschen uns lieben.

Dem herrlichen Landschaftsbild hatte ich den Rücken gekehrt, aber ein Stückchen bergab in dem ausgetrockneten Bett eines Gießbaches blühte es so verlockend, daß ich notwendig hinunter mußte und mir einen Strauß pflücken. Als ich, die Hände voll Oleander und Myrten, wieder emporgeklettert war, dachte ich: „Bei uns daheim fangen Feld und Wald bereits an, kahl zu stehen. Es ist doch schön im immergrünen Paradiese.“

So war aus meinem Schmerz unversehens die Freude geworden, die aber sollte sich jäh in Schrecken verwandeln. Denn denke Dir, kaum habe ich den Olivenhain, von dem mir Alexandros gesagt, halbwegs durchschritten, da — in der todesstillen Einsamkeit, Melanie! — tritt hinter einem der knorrigen Stämme ein Mann in der Landestracht hervor, ein großer, starkknochiger, graubärtiger — so eine Art Hadji Stavros, wie er in Edmond Abouts Buche steht. Dieses Buch und der abscheuliche Halsabschneider darin sind mir denn auch — des Onkels trostreichen Versicherungen zum Trotz — sofort gegenwärtig, lähmend fährt mir's in die Glieder, meine sämtlichen Blumen liegen mir zu Füßen. Und was geschieht? Mein Hadji Stavros sagt etwas auf griechisch, wozu ich nur hilflos blicken kann, tritt einen Schritt näher, beugt den alten, immer noch geschmeidigen Rücken und hat mir mit einem einzigen Griff seiner großen, rauhbehaarten Hand meinen Strauß wieder zusammengerafft. Nun überreicht er ihn mir mit der Würde und dem Anstand eines Granden von Spanien und geht seines Weges weiter, nachdem er zum altmodischen Gruß die Hand auf Stirn und Herz gelegt.

Ich beschloß, des fürchterlichen Abenteuers, als ich es glücklich bestanden, gegen niemand Erwähnung zu thun; sie hatten zu Hause an den Vorurteilen, die ich mit in dieses Land gebracht, schon übergenug zu spotten.

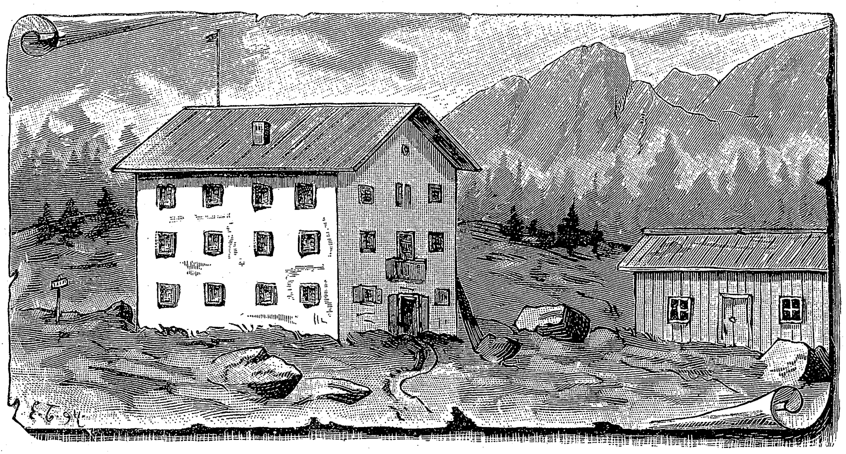
Weiter barg der Olivenhain keine Ueberraschungen für mich, und als ich ihn hinter mir hatte, erschien gleich rechts von der Straße eine lange Mauer — rechts, nicht links, wie Alexandros gesagt hatte; der gute Junge mußte sich versprochen haben, denn in der Mauer befand sich ein gewölbtes Thor, und so paßte sie genau auf die Beschreibung. Ich öffnete und trat ein.

Wie fiel das grüne Dämmerlicht mild auf die von der Sonne geblendeten Augen, wie kühl und herrlich war es hier! Von einem Weinberg hatte Franz gesprochen? Ein Garten war es, voll schattiger, rebenüberdachter Laubgänge.

Langsam, wie durch einen Traum schritt ich dahin unter dem säulengestützten Blätterdom, von dem die köstlichsten Früchte herabhingen — Weinbeeren, wie Pflaumen so blau und so groß. Lange widerstand ich der Versuchung natürlich nicht. Als mein Arm unter dem Gewicht der ersten Traube, die ich gepflückt, schwer herabsank, sah ich im Geiste auf einem Holzschnitt in unserer alten Bilderbibel die beiden israelitischen Kundschafter, wie sie, unter der Last einer Weintraube schwankend, aus dem Lande Kanaan zurückkehren. Lachend hob ich den Blick und suchte durch eine Lücke im Blattwerk oben den blauen Himmel. „Ich hatte es so recht nicht geglaubt,“ vertraute ich ihm an, „jetzt aber“, weiter kam ich nicht, denn dem Wunderbaren folgte das Märchenhafte direkt auf dem Fuß.

Aus dem Laubgang tretend, gelangte ich nämlich auf einen offenen Platz, der geradewegs aus Tausend und eine Nacht stammte. Mit blendenden Marmorfliesen war er belegt, einen kristallhellen Brunnen hegte er ein und zu einem Kiosk führte er hin, einem entzückenden Kiosk. Feine bunte Säulchen, die nach oben hin allerlei zierliches Holzspitzenwerk verband, trugen das leichte Dach. Das Fußbodengetäfel im Innern war Marmor, die gewölbte Decke Zedernholz in reicher Goldmalerei. Ein Ruhebett mit schwellenden Seidenpolstern stand mir bereit, ein Tischchen daneben nahm mir das Gewicht meiner Traube ab.

Ich war recht müde geworden, Melanie, durch meinen Gang in der Sonnenglut, müde und hungrig dazu. Ob ich trotzdem mit der Mahlzeit, die ich selbst mir vom Zweig gepflückt, mehr wie halb fertig ward, war doch noch fraglich — kam auf den Versuch an. (Fortsetzung folgt.)



Tofana-Hotel.

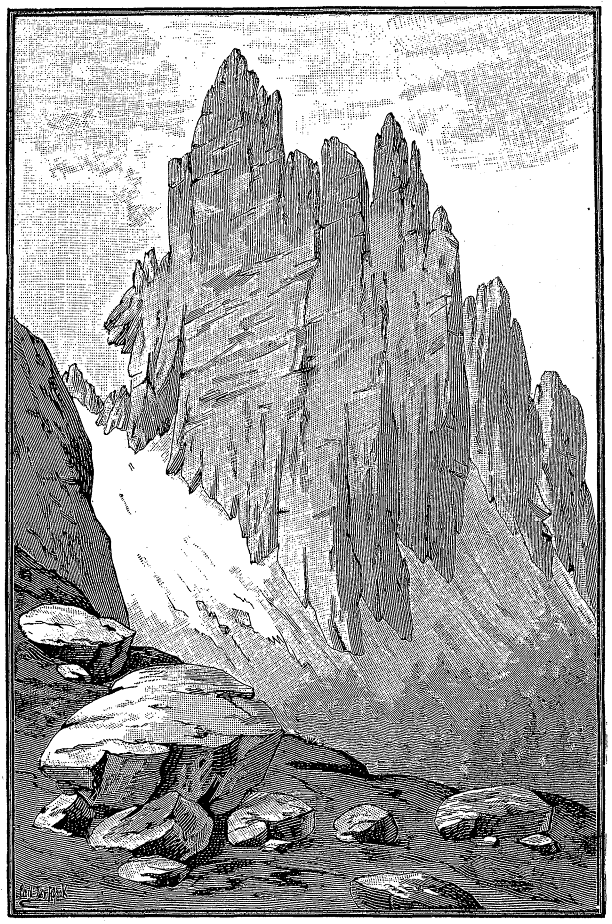
Croda da Lago (Ampezzo).

Text und Abbildungen von Emil Terschak.

Schon der Gedanke an Jochübergänge weckt bei jedem Hochtouristen ein gelindes Gruseln. Innerkofler nennt die Touristen für Jochübergänge „Jochhüpfer“; er teilt die Touristen überhaupt in vier Kategorien und zwar Nr. 1 Hotelschlange, Nr. 2 Thalschleiche, Nr. 3 Jochhüpfer und Nr. 4 Spitzenreiter. Veitl, ich, unsere Führer Innerkofler und Fistill, wir gehörten am 8. Juni leider zu den Jochhüpfern, und du wirst mir zugeben, lieber Leser, daß nach einer tags vorher erfolgten Besteigung des Winklerturmes eine „Jochhüpferei“ für den ganzen Tag etwas Erschreckendes ist. Zu Jochübergängen gehört ein ganz besonderes Wetter, zum Beispiel Sonnenschein, klarer Himmel und reine Fernsicht, aber nicht wie damals, wo wir einmal Sonne, einmal Regen hatten. Vier mißmutige Bergsteiger beim Kaffee sind stets ein sehr humoristischer Anblick, besonders wenn einer darunter, der sich die größte Mühe gibt, die anderen in heitere Stimmung zu bringen. Dieser eine war ich, aber leider war alles vergebens; selbst meine Bemerkung, die

Digitized by Google

Verhältnisse zu nehmen wie sie sind, wurde nicht im geringsten beherzigt. Im Grund genommen war ich froh, daß sich die anderen so „trauerweidenhaft" benahmen, nun brauchte ich mich selbst nicht mehr zu verstellen, konnte mich wirklich geben, wie mir an jenem Tag zu Mute war, nämlich wie einem Menschen, der nach rechts will, aber nach links muß. Die Spitze im Ampezzo drüben, welche wir besteigen wollten, wäre schon recht gewesen, hätten nur

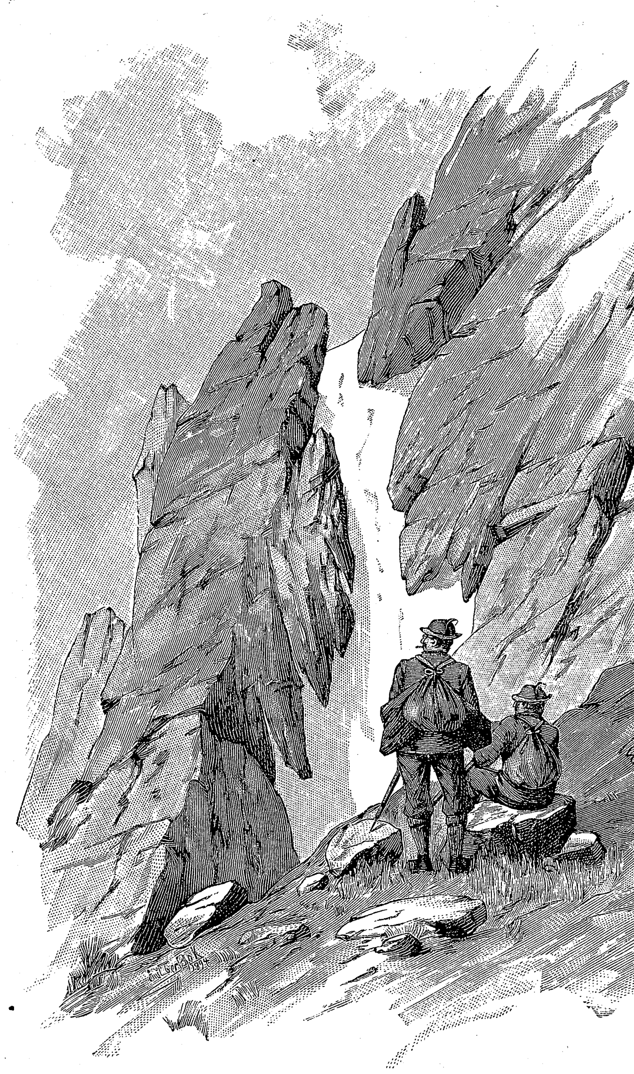


Croda da Lago (2687 Meter).

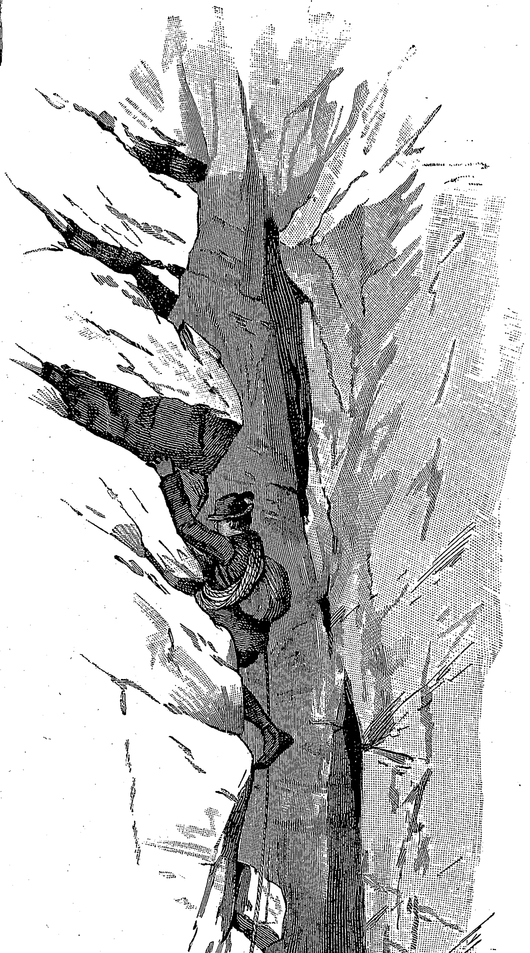
nicht diese zwei schrecklichen Jöcher für uns den Schlüssel bedeutet. Und doch ist der Uebergang lohnend, bei schönem Wetter sogar genußreich, aber man darf eben nicht vom Winklerturm kommen und auf die Croda da Lago wollen.

Also gut; nachdem wir die wieder recht unnatürlich hoch hinaufgeschraubte Rechnung Bernands beglichen — der Mann verdiente in der Schweiz, Ampezzo oder auf der Mendel ein Hotel zu besitzen — verließen wir um 6 Uhr 15 Minuten früh Campidello. Bleichsüchtiger Sonnenschein, wässerige Wolken am Himmel, und am Ufer des jungen Avisio schreiten vier Menschen dahin, traurig, mißmutig wie — wie — wenn ihnen die Hühner das Brot gefressen hätten. Jeder von uns ließ Bemerkungen fallen, welche die anderen zur größten Traurigkeit anstachelten; wie die Vorboten eines Leichenzuges gingen wir durch Canazei, wir ließen buchstäblich die Nasen hängen. Von Canazei benützen wir einige Zeit den Weg, der zum Sellajoch hinaufführt, bei der Wegteilung halten wir uns rechts im Thal herunten, erst bei den letzten Bauernhäusern gehen wir rechts ab über eine Brücke und haben nun den guten, ausgezeichnet markirten Weg, welchen wir über's Pordoijoch bis nach Araba in Buchenstein benützen. Ich sage ausgezeichnete Markirung, weil es jedenfalls „ausgezeichnet" ist, einen durch Wald und über Wiesen führenden Weg grün oder grüngelb zu bezeichnen; ein Tourist, welcher an dem chronischen Uebel leidet, sich bei jeder Gelegenheit zu verirren, oder fürchtet, daß bei jeder Wegbiegung ein Pfad links oder rechts abzweigt, wird sich genug „schauen" können! Wenn er dann einmal später gefragt wird, wie denn in landschaftlicher Beziehung der Uebergang über das Pordoijoch ist, so wird er jedenfalls entrüstet sagen: „Weiß nichts, mußte vier Stunden dreißig Minuten nach der Markirung suchen!" Auch die Stange einer Wegtafel habe ich traurig im Walde stehen sehen, warum? Was nützt eine Stange ohne Tafel? Aber natürlich, wo eine solche Markirung ist, genügen auch die Stangen, die Wegtafeln sind Luxus.

Nehmen wir einmal an, daß sich eine „Hotelschlange" so weit aufrafft, einen solchen Uebergang, welcher grün oder grüngelb markirt ist und auf welchem sich eine Stange ohne Wegtafel befindet, allein unternimmt; und ferner nehmen wir an, die Hotelschlange wird von Nebel und Sturm überrascht, wie leicht ist das Unglück fertig und Innerkoflers Kategorie Nr. 1 kann drei Meter vom Weg elend umkommen. Es ist gerade nicht immer nötig, eine wirklich gefährliche Tour zu machen, gar leicht ist es möglich, daß der Tod an einer ganz ungefährlichen Stelle streifend an einem vorübergeht, die alpine Unglückschronik ist leider nur zu reich an derartigen Vorkommnissen; nicht alle Menschen, die gefährliche oder auch ungefährliche Touren unternehmen, haben die nötige Erfahrung und Leistungsfähigkeit.



Unangenehme Aussichten.



Nun, es fängt ja ganz schön an. (Erste schlechte Stelle.)

Mäßig steil ansteigend führt der Weg der Höhe zu; rechts gegen die Marmolada war uns die Aussicht durch Wolken verhüllt, links die noch nebelfreie Pordoispitze 2951 Meter, im Rückblicke die herrliche, mich stets bezaubernde, dreigliederige Gruppe des Langkofels, der Fünffinger- und Großmannspitze, mit dem saftig grünen Vordergrund des Sellajoches. Um 8 Uhr 45 Minuten haben wir bereits die grasige Höhe des Pordoijoches, 2352 Meter, erreicht; Aussicht nur links gegen die Boespitze, das andere alles in Wolken und grauen Dunst gehüllt. Wir waren so früh an der Zeit, daß wir uns neben einem Heustadel größere Frühstücksrast gönnten. Gegen Ampezzo hinaus teilten sich die Wolken manchmal, und das, was wir sahen, war Neuschnee, in jenem Gebiet gerade keine Seltenheit; „der macht uns nichts," meinte Innerkofler, „wenn nur das Wetter bis morgen gut wird."

An diesem Rastplatz war's, wo Franzl wieder einmal seine Sympathie für das weibliche Geschlecht bethätigte; schon standen wir mit den Rucksäcken über dem Rücken, den Pickel in der Faust, zum Aufbruch bereit, da bemerke ich, wie Franzl mit indianergleichem Späherblick thalabwärts schaut. Aha, dachte ich mir, da kommt etwas, und richtig kommen zwei weibliche Wesen, mit großen Körben auf dem Rücken, herauf. Die Wiese, welche sich thalabwärts zieht, ist im oberen Teil stark mit kleinen Sümpfen durchsetzt, welchen man jedoch leicht ausweichen kann, indem man sich zwischen denselben förmlich durchschlängelt. Langsam schlängeln sich also die zwei weiblichen Wesen herauf, eilig schlängelt sich Franzl ihnen entgegen, den Blick leider ganz wo anders wie auf dem sumpfigen Boden, — da liegt auf einmal zwischen ihm und dem ihn so mächtig anziehenden Punkt ein Sumpf, und durch diesen getrennt gehen sie an einander vorüber. Der Ausdruck in Franzls Gesicht war gottvoll!

Es wurde immer trüber, so daß wir gar nicht mehr nötig hatten, nach der Aussicht zu schauen; natürlich verschärften wir nun das Tempo und kamen schon um 10 Uhr 15 Minuten nach dem kleinen Dorfe Araba in Buchenstein. Wir benötigten zu dem Uebergang von Campidello nach Araba drei Stunden und fünfundvierzig Minuten. In Araba hielten wir in dem einfachen Gasthaus von Finazzer fünfundvierzig Minuten Rast, um mit dem übrigens ganz guten Wein den glühenden Durst zu löschen. Um 11 Uhr verließen wir das kleine, von Touristen nur wenig besuchte Dörfchen und eilten auf gutem Weg durch das schöne grüne Buchenstein. Das Thal ist landschaftlich, botanisch und auch geologisch sehr interessant; leider konnten wir von der Aussicht bis kurz vor Pieve nicht viel genießen, da es stark regnete. Einmal waren wir gezwungen, bei einem Bauernhaus unterzustehen; mißmutig lehnten wir an der Mauer unter dem vorspringenden Dach und sahen in den klatschenden Regen hinaus, da saust um die Ecke herum ein Paar, wie es ungleicher nicht gedacht werden kann; sie ziemlich groß, mit dummgutmütigem Ausdruck im Gesicht, auf dem Rücken einen großen Pack, in der Hand einen kleinen Regenschirm, — er klein, beinahe wie ein Zwerg, mit schwarzem, struppigem Vollbart und einem Gesicht, als ob er die Welt aus den Fugen reißen wollte, auf dem Rücken auch einen umfangreichen Pack, in der Hand aber einen viel zu großen, roten Regenschirm; der Mann sah aus wie ein wandelnder Fliegenschwamm. Die beiden schossen also um die Ecke herum, mit der Absicht, an der gleichen Stelle vor dem Regen Schutz zu suchen, doch uns sehen, abschwenken und im schnellsten Tempo fliehen war eins, — dabei sah sich der Fliegenschwamm wütend nach uns um.

Kurz vor Pieve klärte sich der Himmel etwas auf und die neuschneebedeckte Civetta, 3220 Meter, ragte mächtig über die bewaldeten Vorberge empor. Schräge Sonnenstrahlen fallen ins Thal hinunter, auf die grünen Matten goldene Lichtstreifen zaubernd, immer mehr Blau erscheint am Himmel, nur die Sellagruppe und der rückwärtige Teil von Buchenstein ist in graue Wolken gehüllt; gegen Süden aber strahlt heller Sonnenschein.

Um 1 Uhr 30 Minuten erreichten wir das malerische Andraz. Wir hatten alle vier einen wahren Bärenhunger mitgebracht und sprachen dem Mittagessen, welches leider nur aus Konserven bestand, tüchtig zu; in der Saison bekommt man hier stets frisches Fleisch, damals aber waren die Leute noch nicht eingerichtet, Touristen zu bewirten; überhaupt beginnt die eigentliche Saison für Buchenstein erst Ende Juli.

Nach dem Mittagessen machte ich Notizen und schabte an einigen Zeichnungen herum; Veitl lag auf seinen Wettermantel

Digitized by Google

in der Ecke der Veranda auf dem Boden, rauchte und trank schwarzen Kaffee; die Unterhaltung wurde immer einsilbiger, bis er endlich einschlief, manchmal heftig zusammenfahrend; wahrscheinlich träumte ihm, daß er von der „wundergleichen Felsennadel“ im schönen Vajelekthal abstürze. Auch Fistill und Innerkofler schliefen irgendwo.

Ein langweiliges Stück Arbeit stand uns noch bevor, nämlich der Weg über den Falzaregopaß zum Tofanahotel,

Durch Reibung aufwärts.

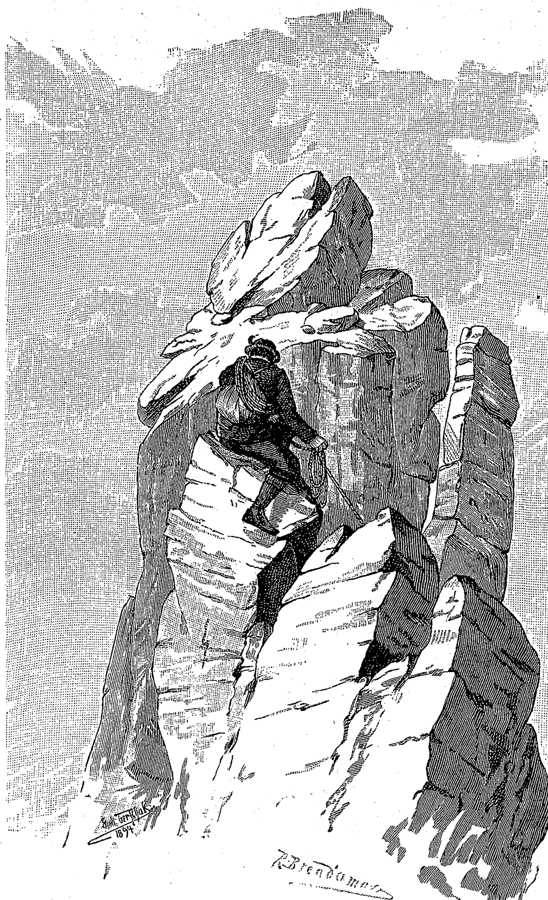
eine halbe Stunde von Cortina d'Ampezzo. Ja, wenn wir noch schönes Wetter gehabt hätten, aber so, Joch auf Joch ab, wie gesagt, es war zum Gruseln. Um 4 Uhr verließen wir Andraz. Die Sonne schien zwar manchmal, doch war das Wetter wieder recht zweifelhaft geworden, nur die nächste Umgebung trat auf Sekunden aus den Wolken hervor. Schon um 5 Uhr 55 Minuten war das Ospizio Falzarego, 2100 Meter, erreicht. Das Gasthaus wird immer schlechter! Wenn der Wirt da oben klüger wäre, zum Beispiel besseren Wein, Kaffee und so weiter und hauptsächlich mehr Reinlichkeit einführen würde, könnte er aus dem großen Verkehr, welcher über den Falzaregopaß stattfindet, großen Nutzen ziehen.

Als wir früh 6 Uhr 15 Minuten von Campidello fortgingen, meinte Innerkofler, daß wir am Falzaregopaß wahrscheinlich schon das Gefühl haben würden, wie wenn unsere Kniee vor Müdigkeit gebogen wären, und die Empfindung hätten, daß die Kniescheibe einige Kilometer vor uns wäre. Dem war allerdings so und dazu brannten die Fußsohlen erbärmlich, denn Bergsteigerfüße sind auf Straßen sehr empfindlich; nämlich vom Falzaregopaß führt eine sehr gute Straße bis nach Contina, welche uns aber manchen Seufzer erpreßte. Endlich um 7 Uhr 40 Minuten sind wir im Tofanahotel angekommen, ohne auf dem Weg die Croda da Lago auch nur mit einem Blick gesehen zu haben; bei klarem Wetter genießt man ungefähr halbwegs zwischen Falzaregopaß und Tofanahotel eine entzückende Aussicht auf diesen charakteristischen Dolomitgipfel.

Wohl, wohl, geht schon guat.

Das Tofanahotel besitzt landschaftlich eine prächtige Lage, die Verpflegung ist gut und, die Hauptsache für den Bergsteiger, die Betten sind ausgezeichnet; bei all diesen guten Eigenschaften sind die Preise mäßig. Ein nicht zu unterschätzender Charakterzug des Gasthauses (Hotel ist wohl zu viel gesagt) ist tadellose Reinlichkeit, dabei freundliche, rasche Bedienung, alles in allem eine ganz ausgezeichnete Unterkunft. Als wir nach 9 Uhr hinaussahen, hatte sich das Wetter derart verschlechtert, daß wir uns für die morgige Tour mit ganz geringen Hoffnungen zu Bette legten.

Am 9. Juni früh 4 Uhr weckte mich Franzl mit den Worten: „Komm einmal heraus und schau!“ Ich ging auf den Balkon hinaus, und was ich sah, war Sturm und Regen; um 6 Uhr standen wir zum zweitenmale auf, alles in Wolken gehüllt, doch hatten wenigstens Regen und Wind nachgelassen. Bis 9 Uhr 15 Minuten warteten wir noch und brachen dann trotz sehr zweifelhaftem Wetter auf, mit nur wenig Hoffnung auf Gelingen der Tour.



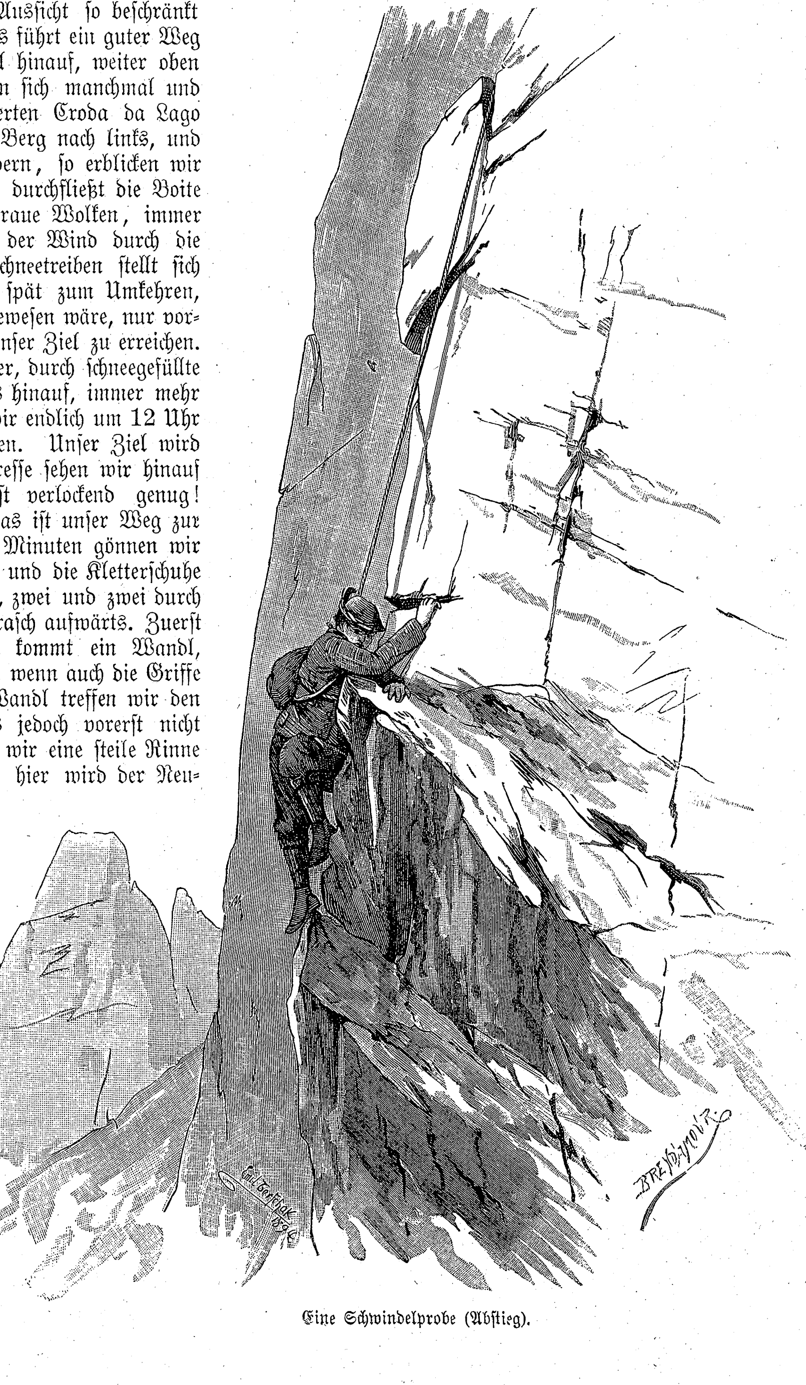
Gipfel der Croda da Lago.
Kommen Sie nur ruhig nach, der ganze Spitz wackelt.

Manchmal teilen sich die Wolken, und neuschneebedeckte Spitzen sehen ins grüne, regenfrische Thal herunter. Ein recht mühsamer Marsch ist es bis zum Beginn der eigentlichen Kletterei, besonders wenn die Aussicht so beschränkt ist, wie wir sie damals hatten. Anfangs führt ein guter Weg durch schönen Wald, teilweise sehr steil hinauf, weiter oben lichtet sich der Wald, die Nebel teilen sich manchmal und verschiedene Spitzen der schön gegliederten Croda da Lago werden sichtbar. Wir umgehen den Berg nach links, und kaum sind wir auf den breiten Bändern, so erblicken wir tief unten Cortina d'Ampezzo, blitzend durchfließt die Boite das weite grüne Thal. Ueber uns graue Wolken, immer tiefer sinken sie herab, stoßweise fegt der Wind durch die zerklüfteten Felsen und — leichtes Schneetreiben stellt sich vorübergehend ein. Schon war's zu spät zum Umkehren, und wenn das Wetter noch schlechter gewesen wäre, nur vorwärts, wir dachten nur noch daran, unser Ziel zu erreichen.

Ueber schneebedeckte Bänder, durch schneegefüllte Rinnen und Schluchten geht's hinauf, immer mehr umgehen wir den Berg, bis wir endlich um 12 Uhr am Beginn der Kletterei stehen. Unser Ziel wird wolkenfrei, mit größtem Interesse sehen wir hinauf — und was wir sehen, ist verlockend genug! Wände, Risse und Kamine, das ist unser Weg zur schwindelnden Höhe. Nur 5 Minuten gönnen wir uns Rast, um etwas zu essen und die Kletterschuhe anzuziehen, dann klettern wir, zwei und zwei durch das Seil verbunden, ziemlich rasch aufwärts. Zuerst über schroffige Felsen, dann kommt ein Wandl, welches gerade nicht leicht ist, wenn auch die Griffe gut und fest sind; ober dem Wandl treffen wir den ersten Schnee an, der uns jedoch vorerst nicht hinderlich ist. Nun benützen wir eine steile Rinne und kommen rasch aufwärts; hier wird der Neuschnee, sowie temporär auftretende Vereisung etwas unangenehm. Die schlechteste Stelle, rechts ein überhängender Felsen ohne Griffe, unter welchem man durch muß, und zwar über eine sehr steile Platte, macht uns wegen starker Vereisung viel zu schaffen; von hier nach links die Wand empor und abermals in einer steilen Rinne hinauf. Griffe und Tritte sind überall gut und fest, nur Schnee und Eis machen das Klettern mit den Händen unangenehm. Bald stehen wir in der Scharte, überklettern nach rechts eine Felsrippe, traversiren dann auf schmalem Band nach links um den eigentlichen Gipfel herum (kritisch wegen schlechten Gesteins und außerordentlich exponirt) und stehen um 1 Uhr 40 Minuten auf der steinmanngekrönten Spitze, 2687 Meter.

Ringsum Nebel, nur in nächster Nähe geringe Aussicht. Schwindelnd ist der Blick in die Tiefe; zeitweise zeigt sich tief unten der kleine, dunkelgrüne Bergsee, der dem Berg seinen Namen gibt: Croda da Lago, Wand am See. Immer mehr zogen die Wolken gegen uns heran, schnell machten wir die nötigen Notizen und traten um 2 Uhr 10 Minuten den Abstieg an. Trotz Schnee und Vereisung kletterten wir sehr rasch abwärts und kamen bereits um 3 Uhr 20 Minuten bei unserem Depot an, hier bis 3 Uhr 55 Minuten rastend, denn wir hatten starken Durst und Hunger.

Den weiteren Abstieg kürzten wir bedeutend ab, indem wir nach etwa halbstündigem Steigen eine breite, steile, schnee- und schuttgefüllte Schlucht zum Abfahren benützten. Das Wetter klärte sich immer mehr auf, so daß wir bei Sonnenschein um 5 Uhr 45 Minuten wieder im Tofanahotel anlangten. Nach einer strapaziösen Tour gibt es nichts



Eine Schwindelprobe (Abstieg).

Besseres als starken Kaffee oder Thee; wir hatten zwar keinen Grund, starken Kaffee als Anregungsmittel zu uns zu nehmen, tranken aber doch solchen, weil es eben einmal so Brauch ist. Um 6 Uhr 45 Minuten kehrten wir dem vorzüglichen Gasthaus den Rücken und gingen in 30 Minuten nach Cortina hinab. Hier herrschte schon ziemlich reges Touristenleben, wir vier sonnverbrannte, schmutzige Bergsteiger wurden mit neugierigen Augen betrachtet.

Am 10. Juni war halber Rasttag; wir standen spät auf und lungerten dann den Tag über vor dem Hotel Croce bianca herum. Es war ganz interessant, das Kommen und Gehen der Hotelschlangen und Thalschleichen zu beobachten; wie wichtig sich diese Menschen machten! Wenn sie im Wagen von Toblach nach Belluno fahren, glauben sie, das ganze Gebiet zu kennen.

Nachmittags um 5 Uhr 5 Minuten verließen wir Cortina, von dem Besitzer des Croce bianca wie gewöhnlich wieder um einige Gulden über das Normale erleichtert, und gingen in einer Stunde und 35 Minuten nach Tre Croci hinauf, um hier zu nächtigen, da wir am nächsten Tag Piz Popena besteigen wollten. Regnerischer, trüber Himmel am Morgen des 11. Juni, als wir früh 5 Uhr 35 Minuten von Tre Croci aufbrachen; wir kamen leider nur bis auf den Cristallopaß, 2600 Meter. Ringsum Nebel, und eisig kalter Wind fegte durch den engen, tiefeingerissenen Paß. Um uns zu erwärmen, tanzten wir im Schnee herum und warteten eine Stunde auf Besserung des Wetters, doch vergebens. Also Lebewohl Piz Popena, auf Wiedersehen ein anderesmal!

Im schlechten Schnee stiegen wir recht mühsam über den Cristallogletscher ins Val Fonda hinab und kamen um 11 Uhr 5 Minuten nach Schluderbach, gerade recht zum Mittagessen.

Der Hochstapler.

Eine Badegeschichte

von

Max Schmidt-Schiemfels.

Mit einer Gewandtheit, die auf große turnerische Uebung schließen ließ, schwang sich ein junger Mann, nachdem er einen kurzen forschenden Blick gegen beide Enden der Kurgartenstraße gesandt, über den hohen gußeisernen Gartenzaun der Villa Quisisana. Er eilte über den Lawntennisplatz dem stattlichen Gebäude zu, erkletterte unterhalb eines Fensters den Sims des Hochparterres, wobei die Beinkleider seines weißen Flanellanzuges zu Schaden kamen, und legte einen prachtvollen Rosenstrauß, in dem noch die Tauperlen des Morgens glitzerten, auf die Fensterbrüstung.

Dann trat der Eindringling rasch den Rückzug an. Als er sich bückte, den bei dem Unternehmen zu Boden gefallenen Schlapphut aufzunehmen, rief jemand:

„Bravo, Herr Graf! Ihre Leistung macht dem besten Artisten Ehre!"

In dem Fenster, welches soeben als Ziel der seltsamen Expedition gedient hatte, lehnte ein ältlicher Herr im Morgenkostüm. Als der junge Mann den Sprecher erblickte, färbte sich sein gebräuntes Gesicht dunkelrot.

Verlegen nahm er den eben aufgesetzten Hut wieder von dem schwarzen Haar. „Guten Morgen, Herr von Trenkwitz! So früh schon aufgestanden? Es ist erst fünf Uhr."

„Gerade früh genug, um den herrlichen Sommermorgen vollauf zu genießen und Ihnen für die mir erwiesene Aufmerksamkeit danken zu können. Ein prächtiger Strauß! Ich werde ihn sogleich ins Wasser stellen."

Mit einem spöttischen Lächeln ergriff Herr von Trenkwitz die Blumen und roch daran. „Oder sind die Rosen gar nicht für mich bestimmt? Ihrem Gesicht nach zu urteilen, scheint es so."

„Nein, der Strauß ist nicht für Sie, Herr von Trenkwitz," rief Graf von Dahlen ärgerlich hinauf. „Werfen Sie ihn wieder herab!"

„Nun, ich bin gern bereit, ihn an seine richtige Adresse zu befördern," erklärte der alte Herr, noch immer lächelnd. „Für einen Bewohner unseres Hauses ist er doch berechnet, nicht wahr? Wahrscheinlich für meine Tochter, die bis gestern nachmittag dieses Zimmer inne hatte. Da wir meinen Schwager und dessen Sohn zum Besuch erwarten, wie Sie wissen, haben wir eine andere Anordnung der Zimmer getroffen. Daß ich der glückliche Nachfolger meiner Tochter geworden, war Ihnen natürlich unbekannt; darum ist ein Irrtum verzeihlich. Um jedoch weiteren Irrtümern und einem Unglücksfalle auf dem für die Dauer der Badesaison mir gehörigen Grundstücke vorzubeugen und um meiner Tochter willen muß ich Sie ersuchen, Ihre Einfälle in dieses Gebiet künftighin zu unterlassen. Sie könnten außerdem mit dem Gärtner oder dessen bissigen Köter in unliebsame Berührung kommen."

Graf Roderich Dahlen steckte die Hände in seine Jaquettaschen, zog sie aber rasch wieder hervor und rückte mit der Rechten an seiner Krawatte, als wolle er sie lockern. Dann entgegnete er zögernd:

„Herr von Trenkwitz, es liegt mir selbstverständlich fern, zu Mißdeutungen Anlaß zu geben. Ich werde Ihnen den Beweis dafür erbringen —"

„Ich glaube es Ihnen auch ohne Beweis," unterbrach ihn der alte Herr. „Ihr Besuch, Herr Graf, wird uns immer angenehm sein, sobald er auf üblichem Wege und zu angemessener Zeit erfolgt. Auf Wiedersehen im Kurgarten."

Der Sprecher schloß das Fenster.

Graf Dahlen schwang sich abermals mit einer staunenswerten Behendigkeit über den Gartenzaun.

„Das war ein schmählicher Rückzug," sagte er zu sich, indem er die Kurgartenstraße entlang schritt. „Hoffentlich hält der alte Trenkwitz reinen Mund. Wäre ich Gabrielens Zuneigung nur gewiß, ich hätte den Alten auf der Stelle um die Hand seiner Tochter gebeten. Das Mädchen ist indessen so zurückhaltend, daß ich durchaus nicht weiß, woran ich mit ihr bin. Zuweilen scheint es, als ob Gabriele mich liebe. Gestern abend freilich, auf dem Reunionball, hatte sie kein einziges Cotillonzeichen für mich. Schmollt sie? Was könnte ich ihr gethan haben? Vielleicht gefiel es ihr nicht, daß ich auf der Terrasse vor einigen Bekannten den Yankee-Doodle sang. Spleenisch genug mag ich dabei allerdings ausgesehen haben. Wie die Dinge jetzt liegen, das heißt, nachdem der alte Trenkwitz meine Absichten kennt, muß ich Klarheit haben über Gabrielens Gesinnung —"

Roderich unterbrach seinen Monolog, da er sich von einem Herrn in Reisekleidern scharf ins Auge gefaßt sah. Der Fremde kam aus der Richtung des Bahnhofes und war jedenfalls mit dem Morgenzuge soeben angelangt. Er blieb stehen, als er den Grafen bemerkte.

„Was hat denn der Kerl zu gaffen?" meinte Dahlen mit einer unwilligen Schulterbewegung, als wolle er jemand fortstoßen. „Mißfallen ihm meine schmutzigen Beinkleider, oder hält er mich für einen heimkehrenden Einbrecher?" Er lachte kurz auf. „Die Zeiten sind vorüber, wo wir in mancherlei Gestalten einherwandelten. Jetzt bin ich Graf Dahlen und werde es bleiben, besonders seit ich hoffe, den Namen nicht mehr lange allein zu führen. Heute will ich mir darüber Gewißheit verschaffen."

*

Als Graf Dahlen am Vormittag im Kurgarten erschien, hatte er sein helles Kostüm mit einem dunkelblauen Promenadenanzuge vertauscht. Während er langsam zwischen den lachenden und plaudernden Gruppen der fashionablen Badegesellschaft dahinschritt, hier und da Grüße tauschend, suchte sein aufmerksamer Blick die Familie Trenkwitz.

Ein Leuchten ging über seine Züge, als er den Gegenstand seines Forschens auf der Terrasse entdeckte. Dort saß an einem der kleinen Tische Herr von Trenkwitz mit zwei Damen im eifrigen Gespräch. In dem großen, starken Herrn mit dem gesunden Gesicht und dem struppigen Vollbarte war unschwer der Landwirt zu erkennen; Trenkwitz war Rittergutsbesitzer. Seine Begleiterinnen jedoch machten in ihren Toiletten von geschmackvoller Einfachheit vollkommen den Eindruck von Weltdamen.

Die kleine Gesellschaft bemerkte den Ankömmling nicht früher, als bis er vor ihr stand und grüßte. „Ich hoffe, den Damen ist der gestrige Ball ausgezeichnet bekommen?" fragte er.

„Danke, Herr Graf. Wie Sie sehen, befinden wir uns vortrefflich," entgegnete die ältere Dame, eine stattliche Erscheinung. „Der Ball war gut arrangirt; fanden Sie nicht? Herr von Salza sagte uns vorhin, daß man bis zum Morgen getanzt habe. Wenigstens hat er um fünf Uhr von seiner Wohnung aus mehrere Herren heimkehren sehen."

„Soll das eine Anspielung sein?" fragte sich der junge Mann mit einem raschen Blick nach Frau von Trenkwitz.

„Ich selbst verließ das Fest bald nach Ihnen, gnädige Frau," bemerkte er so unbefangen als möglich, nachdem er auf einen Wink des Herrn von Trenkwitz zwischen diesem und Gabriele Platz genommen.

„Werden Sie sich heute nachmittag an dem Ausfluge beteiligen, gnädiges Fräulein?" wandte er sich an seine Nachbarin.

Die junge Dame, in ihren Stuhl zurückgelehnt, hob die ausdrucksvollen Augen zu dem Gesicht des Fragenden: „Wir verzichten darauf, da wir Besuch erwarten. Aber Sie werden nicht fehlen, Herr Graf?"

In den letzten Worten meinte Roderich einen leisen Spott zu entdecken. „Ich werde gerade durch meine Abwesenheit glänzen," versetzte er ein wenig unsicher. „Denn ich bin keineswegs ein Freund von Landpartien, die gewöhnlich mit einem Regenguß abschließen."

„Wie schade!" sagte das blonde Mädchen mit kühlem Lächeln.

„Weshalb?" fragte Roderich scharf. Sein Gesicht rötete sich. Er wollte mehr sagen, als die Kurkapelle zu spielen begann.

Der junge Mann strich mit dem goldenen Knopfe seines Stockes den dunklen Schnurrbart. „Sie behandelt mich heute ausgesucht schlecht. Ich glaube fast, sie hält mich für einen Hanswurst," murmelte er bei dieser wichtigen Beschäftigung.

Dahlen fühlte sich sehr unbehaglich. Er hatte das schöne Mädchen neben sich in dem Verdachte, daß es sich über ihn lustig mache. Das vornehme, kühle Wesen Gabrielens, welches ihm anfangs so überaus anziehend erschienen war, hielt er plötzlich für ausgesuchte Koketterie.

Drunten am Seeufer verkündeten Böllerschüsse die Abfahrt eines Vergnügungsdampfers. Fräulein von Trenkwitz erhob sich und trat an die nahe Balustrade, um die Abfahrt des Schiffes zu beobachten. Der Graf folgte rasch.

An ihre Seite tretend, sagte er ein wenig hastig: „Ich benütze den günstigen Augenblick, um eine Frage an Sie zu richten. Wollen Sie mich anhören?"

Die Angeredete wandte ihr Gesicht dem Grafen zu. Ihr klarer Blick, der stets Roderichs Trotz reizte, traf ihn, aber es lag darin nichts von Erstaunen, Neugierde oder gar Ermunterung.

„Sprechen Sie, mein Herr," sagte sie ruhig.

„Nun denn! Sie haben seit einigen Tagen mir gegenüber ein Verhalten zu beobachten für gut befunden, das mich tief betrübt. Wodurch habe ich mir Ihre Ungnade zugezogen? Es sollte mir leid thun, wenn ich Sie verletzt hätte."

Gabriele schüttelte ein wenig erstaunt den Kopf. „Sie haben mich nicht verletzt, und ich bin mir nicht bewußt, Ihnen anders begegnet zu sein als bisher."

„So habe ich mich getäuscht. Ich will mich ja so gern getäuscht haben," fuhr Dahlen fort. „Ihre Worte nehmen einen großen Druck von meinem Herzen; sie erleichtern es mir, das zu sagen, was ich Ihnen noch zu sagen habe. Wie Sie soeben erkannt haben werden, ist mir Ihre Meinung nicht gleichgiltig. Im Gegenteil, sie ist mir so teuer wie selten eine Meinung — denn ich liebe Sie. Fräulein von Trenkwitz, können Sie mir ein wenig Gegenliebe schenken? Wollen Sie mein Weib werden?"

Er hatte die Worte rasch und ruckweise hervorgestoßen, während seine Augen von einem Gegenstand zum andern irrten. Jetzt, da er schwieg, sah er Gabriele in zaghafter Erwartung an. In ihrem Gesicht war nicht die geringste Wandlung vor sich gegangen.

Sie antwortete, weniger kalt als bisher: „Ich nehme Ihre Werbung an und bin bereit, die Ihrige zu werden. Bitte, bleiben Sie ruhig," gebot sie, „man beobachtet uns."

Graf Roderich atmete tief auf. Vergebens bemüht, seine Erregung zu unterdrücken, sagte er: „Ich danke Ihnen, Gabriele. Sie machen mich sehr glücklich."

Er wagte nicht, die Hand des Mädchens zu fassen.

„Kehren wir jetzt zu meinen Eltern zurück," bat Gabriele, ihren Begleiter voll und innig ansehend. Er neigte zustimmend das Haupt und folgte der Voranschreitenden.

Nie war ein Geständnis förmlicher gemacht und erwidert worden von zwei Menschen, die eine gegenseitige heiße Liebe unter äußerer Gleichgiltigkeit verbargen.

*

Dahlen schritt an Gabrielens Seite dem Ausgange des Kurgartens zu. Der Rittergutsbesitzer folgte mit seiner Gattin. Dem Ehepaare hatte sich ein befreundeter Herr angeschlossen, ein alter pensionirter Polizeirat. Dieser brachte in seiner Eigenschaft als wandelnde Badechronik die Mitteilung, daß am Morgen zwei Geheimpolizisten eingetroffen seien, in der Absicht, einen gefährlichen Hochstapler abzufassen, der sich aller Wahrscheinlichkeit nach im Badeorte aufhalte.

Plötzlich trat aus einer Gruppe junger Leute, die durch ihre Kleidung von unangebrachter Eleganz den Talmikavalier verrieten, ein auffallend gekleideter Stutzer auf Graf Dahlen zu. Die strohgelb behandschuhte Rechte bietend, sagte er mit fremdem Accent:

„Ah, tschau, Kollege! Wie geht es Dir? Nicht schlecht, scheint es. Wo bist Du jetzt?"

Graf Dahlen wollte an dem Zudringlichen vorüberschreiten, als gehe ihn die sonderbare Begrüßung nichts an. Der andere aber trat noch einen Schritt näher, so daß Roderich unmöglich ausweichen konnte.

„Was wollen Sie von mir, mein Herr? Ich kenne Sie nicht," wies er den Fremden heftig zurück.

Der Unbekannte zog sein Clowngesicht in lange Falten. „Was, Du kennst mich nicht?" rief er herausfordernd. „Kennst Vigor Pressi nicht mehr, Deinen Kollegen vom Zirkus Salomonsky? Wir haben ja in Petersburg zusammen gearbeitet!"

Digitized by Google

„Der Mann scheint verrückt zu sein," wandte sich Dahlen an seine Begleiter, die den Auftritt mit peinlicher Unruhe wahrnahmen. „Das gehört auch zu den Bädermißlichkeiten, daß man den unangenehmsten Berührungen ausgesetzt ist."

Damit schickte er sich an, der voranschreitenden Gabriele zu folgen.

„Rody Henald!" schrie der Artist. „Du verleugnest Dich und mich. Aber Du bist es doch!"

Zum Glück spielte die Kapelle gerade ein sehr geräuschvolles Stück, so daß der kurze Vorfall ziemlich unbemerkt blieb und nur von den wenigsten verstanden ward. Die Familie Trenkwitz schien übrigens der Begegnung kein Gewicht beizulegen. Sogar der mißtrauische Polizeirat erblickte darin nur eine unliebsame Personenverwechslung; war doch für ihn Dahlen als der Sohn eines Staatsministers über jeden Verdacht erhaben. Roderich aber verblieb auf dem Heimwege in ziemlich gedrückter Stimmung.

Am Nachmittag ließ er sich in der Villa Quisisana melden. Auf seine Frage nach Herrn von Trenkwitz erklärte der Diener, daß die Herrschaften im Garten seien. Der Besucher ließ den Hausherrn nach dem Salon bitten.

„Keine Umstände, mein lieber Graf!" sagte der Rittergutsbesitzer lebhaft, den Gast bei der Hand fassend. „Kommen Sie hinaus in die Laube. Meine Damen werden sich freuen."

„Bevor ich von Ihrer gütigen Einladung Gebrauch mache, möchte ich Sie allein sprechen," sagte Roderich.

Trenkwitz stutzte. „Wie Sie wünschen," entgegnete er höflich. „Nehmen wir Platz. Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Eine äußerst wichtige Angelegenheit führt mich zu Ihnen," begann der Besucher. „Nach unserer — eigentümlichen Begegnung heute morgen werden Sie eine Aufklärung erwarten. Ich komme, Ihnen dieselbe zu geben. Es liegt ganz in Ihrer Hand, meinen Morgenausflügen erfolgreich entgegenzutreten, indem Sie mir erlauben, in Ihrem gastlichen Hause aus- und einzugehen wie ein — wie ein Bekannter."

Der alte Herr ließ ein kurzes Brummen hören, sagte aber nichts.

„Nein, nicht wie ein Bekannter," fuhr Dahlen fort, während er den Schweiß von der Stirn strich. „Ich fordere mehr .... Ach was, daß ich es kurz mache: Geben Sie mir Gabriele zur Frau. Sie wissen, ich bin Landwirt wie Sie. Sobald ich heirate, werde ich dem lange gehegten Wunsch meines Vaters entsprechen und die Bewirtschaftung der väterlichen Besitzungen übernehmen."

„Na, das war doch ein offenes Wort, was ich schätze," versetzte Trenkwitz. „Ich werde ebenso freimütig antworten. Sie sollen mir als Schwiegersohn willkommen sein, Herr von Dahlen, nur weiß ich nicht —" der Landedelmann kraute sich verlegen in seinem Barte — „ob meine Tochter Sie haben will. Das Mädchen ist so merkwürdig verschlossen —"

„Ist das Ihre ganze Besorgnis?" atmete der Werbende auf. „Gabrielens Jawort habe ich!"

„Wenn das ist, lieber Freund, so nehmen Sie auch das der Eltern," sagte der alte Herr, dem Grafen die Hand drückend. „Wir geben Ihnen unser einziges Kind. Gabriele ist nicht wie andere Mädchen; wer sie nicht näher kennt, hält sie für kalt und stolz. Aber in ihr schlägt ein warmfühlendes Herz. — Nun kommen Sie!"

*

Als Gabriele von der Laube aus die Ankommenden bemerkte, flog eine lebhafte Röte über ihr Gesicht. Sie erhob sich, indem sie zu ihrer Mutter sagte:

„Dahlen hat um mich angehalten. Ich habe ihn dazu berechtigt."

„Du?" fragte Frau von Trenkwitz erstaunt. „Und Hans?"

„Mein Cousin Hans ist mir ein lieber Jugenfreund, aber ich liebe ihn nicht, wie ich Dahlen liebe."

„Und was wirst Du ihm sagen, wenn er heute ankommt? Du kennst seine Absichten."

„Ich werde ihm nichts sagen — die Thatsachen sprechen."

Angesichts des vollendeten Ereignisses sah Frau von Trenkwitz ihre lange gehegte Hoffnung auf eine Verbindung zwischen Gabriele und ihrem Neffen Hans von Karlsdorff schwinden. Aber als verständige Mutter fügte sie sich in das Unabänderliche, um so leichter, als die nunmehrige Partie der Tochter ihrer Eitelkeit schmeichelte. Und so erteilte sie dem jungen Paare ihre mütterliche Zustimmung freudiger und herzlicher, als es nach der vorangegangenen Ueberraschung zu erwarten gewesen war.

„In fünzehn Minuten trifft der Zug ein, der unseren Besuch bringt," erinnerte Trenkwitz nach einem Blicke auf seine Uhr. „Es wird die höchste Zeit, daß wir nach dem Bahnhof gehen. Sie begleiten uns doch, Dahlen?"

Mit einem leuchtenden Blicke nach seiner Braut erklärte Roderich sich bereit; verlangte ihn doch darnach, sein Glück aller Welt zu zeigen.

Vor dem Aufbruch befanden sich die jungen Leute zum erstenmal seit ihrer Verlobung allein. Der Graf aber, dem es sonst keineswegs an Dreistigkeit mangelte, fand trotz seines heftigen Verlangens nicht den Mut, seine Braut zu küssen. Er war auch jetzt noch dem stolzen Mädchen gegenüber von einer fast knabenhaften Schüchternheit. Gabriele in ihrem stillen Ernste flößte ihm eine so achtungsvolle Scheu ein, daß er sie nicht einmal mit dem vertraulichen „Du" anzureden wagte.

Die Eltern kehrten zurück und man ging.

In der Nähe des Bahnhofes ward Graf Dahlen von einem stattlichen Herrn gegrüßt und angesprochen:

„Herr Anheld, Sie verzeihen," sagte der Fremde angenehm überrascht. „Ich freue mich, Sie zu sehen, hoffe jedoch, daß Sie nicht hier sind, um die Heilquellen zu gebrauchen. Ich habe Sie bereits heute morgen gesehen, glaubte indessen, mich zu täuschen."

Dahlen war bleich geworden. „Ich aber habe Sie noch nie gesehen, mein Herr, und täusche mich nicht," entgegnete er kalt.

Der Fremde trat sichtlich befremdet zurück, während er den Grafen starr und forschend ansah. Er murmelte etwas, das eine Entschuldigung sein konnte, und entfernte sich kopfschüttelnd.

„Welch ein sonderbarer Zufall, in wenig Stunden zweimal verkannt zu werden," bemerkte Fräulein von Trenkwitz. Lächelnd fügte sie hinzu: „Wenn ich weniger festen Glauben zu Ihnen hätte, würde ich vielleicht an Ihrer Identität zweifeln."

Dahlen lachte gezwungen. „Wäre nicht der, den Sie lieben, unter allen Verhältnissen für Sie derselbe?"

„Gewiß, wenn ich ihn achten könnte," erwiderte Gabriele.

Mittlerweile hatte man den Bahnhof erreicht. Brausend fuhr der Zug in die Halle ein.

Während die Verwandten einander begrüßten, hielt Roderich sich bescheiden im Hintergrunde. Gabriele winkte ihn heran, um ihn mit ihrem Onkel und dem Vetter bekannt zu machen.

„Anheld, Sie hier?" rief Hans von Karlsdorff, sobald er Dahlen erblickte.

„Du irrst, lieber Vetter," erklärte Fräulein von Trenkwitz, ein wenig aus der Fassung gebracht. „Dieser Herr ist Graf Dahlen, mein Verlobter."

Der junge Baron erbleichte. „Graf Dahlen? — Dein Verlobter?" fragte er in maßlosem Staunen, dicht vor den Grafen tretend. „Du bist verlobt — mit diesem Herrn?"

„Was soll das?" verwies der ältere Karlsdorff seinem Sohn. Doch er fand damit bei den übrigen Zeugen des Vorganges keine Unterstützung. Roderichs dumpfes Schweigen wirkte wie eine Selbstanklage. Sie erinnerten sich der eigentümlichen Verwechslungen, welche Dahlen in ihrer Gegenwart widerfahren waren. Zudem hatte Baron Hans den Grafen mit demselben Namen angesprochen, den vor einigen Minuten ein anderer gebraucht hatte.

Der junge Baron überlegte einen Augenblick; sollte er Gabrielens Verlobten zu einer Aussprache beiseite nehmen, um seine Verwandten zu schonen, oder war es besser, die Sache vor aller Augen zum Abschluß zu bringen? Seine Eifersucht gab den Ausschlag.

„Ich bedauere, euch eine schmerzliche Eröffnung nicht ersparen zu können," sagte er in erschreckender Ruhe. „Dieser Herr hier ist nicht Graf Dahlen. Ich kenne ihn sehr genau, da ich als Student ziemlich oft mit ihm verkehrt bin. Er ist der Schauspieler Roderich Anheld."

Gabriele sah ihren Verlobten mit einem langen, seltsamen Blick an. Roderich brach endlich das verurteilende Schweigen:

„Ich bin Graf Dahlen. Aber Herr von Karlsdorff hat dessenungeachtet recht: ich habe vor fünf Jahren, einer Laune nachgebend, unter dem Namen ‚Anheld' als Schauspieler gewirkt. Ich hoffe, Herr von Trenkwitz wird dieser Jugendthorheit kein Gewicht beilegen."

Der Rittergutsbesitzer sah seine Begleiter der Reihe nach an, als sei er unschlüssig, was er thun solle. Dann nahm er Gabrielens Arm und führte seine Tochter fort.

*

Gabriele sprach auf dem Heimwege kein Wort. Nach Hause zurückgekehrt, zog sie sich sogleich auf ihr Zimmer zurück, das sie erst am nächsten Mittag verließ.

Sie erschien ruhig wie immer. Nur ihre Mutter entdeckte in ihrem bleichen Gesicht die Spuren einer durchwachten Nacht.

Als energische Frau hielt sie es für angezeigt, die peinliche Angelegenheit durch eine unverzügliche Besprechung zu Ende zu bringen:

„Nach dem Geschehenen ist es am vorteilhaftesten, wenn Du Dich mit Deinem Cousin Hans verlobst. Wir begegnen damit wenigstens den häßlichen Klatschereien. Können wir unsere vormaligen Beziehungen zu dem — Schauspieler auf diese Weise auch nicht ungeschehen machen, so erscheinen sie doch harmloser. Ich habe bereits mit Deinem Vater darüber gesprochen; er ist einverstanden."

„Ich werde nicht in diese Verbindung willigen, um nach Deiner Ansicht den äußeren Schein zu retten," erwiderte ihre Tochter kühl. „Ich finde, Papa könnte ihm seine Jugendthorheit verzeihen."

„Unglückliches Kind, Du glaubst noch an ihn!" rief Frau von Trenkwitz.

„Ja, Mama. Der Schein ist gegen ihn, das gebe ich zu. So lange man indes keine Beweise gegen seine Ehrenhaftigkeit hat, werde ich nicht an ihm zweifeln."

„Diese Beweise sind bereits erbracht," versetzte die Mutter mit Genugthuung. „Man hat Dahlen heute vormittag verhaftet."

Gabriele schwankte.

„Das beweist noch nichts," sagte sie leise, sich gegen einen Lehnstuhl stützend. „Sie werden ihn wieder in Freiheit setzen, sobald er sich als Graf Dahlen ausgewiesen hat."

„Es fragt sich, ob er das kann. Und er kann es nicht," bestand Frau von Trenkwitz. „Alles spricht dagegen. Es handelt sich nicht allein um den Schauspieler Anheld, sondern auch um den Artisten Rody Henald. Der eine gewesen zu sein, hat er eingestanden, und der andern Rolle wird man ihn überführen. Uebrigens liegt die Bezeugung seiner Schuld bereits klar zu Tage: die Namen Henald, Anheld, Dahlen sind im Grunde genommen ein und derselbe. Die Buchstaben sind nur umgestellt."

„Ich würde darin eher einen Gegenbeweis erblicken," bemerkte das junge Mädchen. „Ich denke mir, wer auf Betrug ausgeht, wird bei der Wahl falscher Namen vorsichtiger verfahren und nicht bloß seinen Namen durch Buchstabenversetzen abändern."

Die Mutter setzte sich entmutigt. Sie sah ein, daß Gabrielens Ueberzeugung durch nichts zu erschüttern sei.

„O, Kind, Du verteidigst den Hochstapler, der Schmach über unser Haus gebracht hat! Du allein kannst sie abwenden und weigerst Dich dessen. Aber was soll denn geschehen?"

„Dahlen wird sich rechtfertigen."

„Rechtfertigen!" Frau von Trenkwitz lachte höhnisch. „Wie denkst Du Dir das? — Nun, dann bleibt uns nur ein Mittel, wir müssen abreisen."

*

Den ersten Anlaß zu Dahlens Verhaftung hatte Hans von Karlsdorff gegeben. Nachdem dieser durch seinen Onkel Trenkwitz von Roderichs auffälligen Begegnungen im Kurgarten und des Nachmittags vor dem Bahnhof Kenntnis erhalten hatte, zögerte er nicht, die Polizei unter möglichster Begründung seines Verdachtes auf den Hochstapler aufmerksam zu machen. Die Behörde verhielt sich anfangs seinen Angaben gegenüber ziemlich mißtrauisch und ablehnend, sah sich aber auf Karlsdorffs eifriges Betreiben hin genötigt, die Untersuchung einzuleiten. Während man noch damit beschäftigt war, die zur Erhärtung der angeführten Thatsachen nötigen Zeugen ausfindig zu machen, meldete sich derselbe Herr, den Dahlen am Bahnhof abgewiesen hatte, und machte Angaben über Anheld-Dahlen, die endlich seine Festnahme herbeiführten. Der Fremde wies sich als der Schauspieler Fritz Haller vom herzoglichen Theater zu D. aus und behauptete, mehrere Jahre lang ein Freund und Kollege des angeblichen Grafen gewesen zu sein.

Dahlen konnte sich den Polizeibeamten nicht legitimiren. Er erbat sich Zeit, um die zum Ausweis nötigen Papiere herbeizuschaffen. Man bedeutete ihn indessen, daß dieses unter den obwaltenden Verhältnissen unthunlich sei und daß demzufolge der Behörde die Feststellung seiner Person zufalle. Am nächsten Tage gelang die Auffindung des Artisten Vigor Pressi. Der Verhaftete wurde nunmehr den drei Zeugen gegenübergestellt. Das Ergebnis dieser Konfrontation war für Dahlen äußerst belastend. Zwei der Zeugen erkannten in ihm den Schauspieler Anheld wieder, und der dritte behauptete, den Drahtseilkünstler und Reckturner Rody Henald vor sich zu sehen.

Bleich und in finsterer Ruhe bestätigte Dahlen diese Angaben. „Die Herren haben sämtlich die Wahrheit gesagt," erklärte er. „Ich war an mehreren Theatern unter dem Namen ‚Anheld' engagirt und habe während meiner Bühnenlaufbahn sowohl mit Herrn Haller, als mit dem Baron von Karlsdorff vorübergehend in Verkehr gestanden. Da Herr Pressi behauptet, mich beim Zirkus Salomonsky in St. Petersburg gekannt zu haben, so muß es wohl wahr sein, obschon ich mich des Herrn nicht mehr erinnere. Thatsache ist jedoch, daß ich an jenem Zirkus als Drahtseilkünstler aufgetreten bin. Alle diese Umstände schließen jedoch nicht aus, daß ich wirklich Graf Roderich Dahlen bin."

Der Polizeikommissar lächelte überlegen. „Ein schönes Märchen! Aber wir kennen das. Sagen Sie uns doch, wie kamen Sie dazu, falls Sie wirklich Graf Dahlen sind, solch eine seltsame Carrière zu machen?"

Dahlen antwortete mit einem Anfluge von Trauer: „Mein Vater, der Staatsminister von Dahlen, hat immer nur wenig Zeit und infolge seines Amtes auch wenig Interesse für mich übrig gehabt. Meine Mutter starb früh, ich erhielt einen Erzieher — dann bezog ich die Universität. Die spärlichen Mitteilungen, welche damals zwischen meinem Vater und mir gewechselt wurden, hatten nur gegenseitig den Zweck einer Existenzmeldung. Nach Beendigung meiner Universitätszeit ging ich auf Reisen. Unser Briefwechsel beschränkte sich nunmehr meinerseits auf die Angaben des jeweiligen Aufenthaltsortes, von seiten meines Vaters auf kurze Begleitschreiben zu Empfehlungsbriefen. Späterhin erbat ich solche nicht mehr, da deren Beschaffung selbst meinem Vater Schwierigkeiten bereitet haben würde und ich selbst davon nicht mehr Gebrauch machen wollte. So hörte unser schriftlicher Verkehr beinahe vollständig auf. Mir selbst überlassen und jederzeit zum Abenteuerlichen neigend, schloß ich mich in Smyrna einer Zirkusgesellschaft an. Ich war jederzeit ein vorzüglicher Gymnastiker gewesen — so ward es mir nicht schwer, eine Anstellung als Artist zu erhalten. Späterhin trat ich wieder als Graf Dahlen auf, aber nicht lange. In Konstantinopel versuchte ich mich als

Digitized by Google

deutscher Coupletsänger. Die Bühne betrat ich zum erstenmal in Budapest durch Vermittlung eines Agenten. Die Erfolge als Schauspieler ermutigten mich, mein Glück selbst in Deutschland zu versuchen. Lediglich eine Laune veranlaßte mich, wieder zum Artisten hinabzusteigen. Ich trat in Wien, Petersburg und in Stockholm auf. Dort bezahlte ich alle diese Thorheiten des Jugendübermutes mit einem Armbruch. Nach meiner Wiederherstellung reiste ich weiter von Ort zu Ort, aber das Verlangen nach Abenteuern war gestillt. Das ist es, was ich zu meiner Rechtfertigung zu sagen habe."

„Sie bezeichnen sich als der Sohn des Herrn Staatsministers von Dahlen," bemerkte der Beamte. „Wagen Sie es auch, sich auf seine Excellenz zu berufen?"

„Wenn es kein anderes Mittel gibt, um mir Glaubwürdigkeit zu verschaffen, so sei es," entgegnete Roderich.

*

Am Abend vor der Abreise saßen die Bewohner der Villa Quisisana beim Scheine einer Tischlampe auf der Veranda. Vom Kurgarten herüber ertönte schwach das Abendkonzert.

Die Gartenthüre klappte — gleich darnach erschien der alte Polizeirat.

„Also, er ist es doch!" begrüßte er die Gesellschaft.

„Wen meinen Sie denn?" fragte der Hausherr, dem Ankömmling einen Stuhl bietend.

„Wen anders als den Grafen Dahlen," erklärte der alte Beamte. „Man hat ihn vor zwei Stunden mit vielen Entschuldigungen aus seiner Haft entlassen. Sein Vater ist angekommen, der Minister von Dahlen. Die Polizei hatte sich auf telegraphischem Wege um Auskunft an Excellenz gewandt. Die Folge davon war, daß der alte Graf heute nachmittag hier eintraf und den Inhaftirten als seinen Sohn rekognoscirte. Das ist eine schöne Geschichte! Aber Jugend will austoben. Heute ist er ein vernünftiger junger Mann."

Als der Polizeirat geendet, ließ der Rittergutsbesitzer ein verlegenes Brummen hören und schaute nach seiner Tochter.

Diese hatte sich erhoben und stieg langsam in den dunklen Garten hinab. Hans von Karlsdorff wollte seiner Cousine folgen, aber sein Vater hielt ihn zurück und flüsterte ihm zu:

„Folge nicht ihr, sondern meinem Rate und reise morgen ab, denn Du siehst wohl ein, daß nunmehr für Dich nichts zu hoffen ist."

Im Garten zirpten die Grillen. Plötzlich rauschte es neben Gabriele im Gebüsch. Aber sie schrak nicht zusammen.

Aus dem Blätterdunkel trat ein Mann.

„Roderich!" flüsterte das junge Mädchen, dem Ankommenden die Hand reichend. „Ich ahnte Dein Hiersein."

„Und ich glaubte, daß Du kommen würdest, Gabriele. Ist mein Vater schon da?"

„Nein!"

„Dann kommt er noch; ein alter Freund hielt ihn auf. Ich habe ihm unsere Verlobung mitgeteilt. Er freut sich aufrichtig darüber. Wir hatten eine lange Unterredung, die erste seit sechs Jahren! Die Polizei mußte ihn dazu rufen. Doch zürnte er nicht; ihm war es genug, seinen Sohn als Ehrenmann wieder zu haben. Er klagte sich an, nicht wie ein Vater zu mir gewesen zu sein. Das solle künftighin anders werden. Darum ist es gut, daß alles so gekommen ist."

Heinrich Keppler †.

Mit Heinrich Keppler, dem Oberregisseur des Münchener Residenztheaters, der auf der Sommerreise in Kufstein von einem jähen Tode ereilt wurde, hat die deutsche Schaubühne einen ihrer bedeutendsten Angehörigen verloren, und wie die Kunstfreunde das frühe Hinscheiden eines hervorragenden Darstellers und geschickten Bühnenleiters beklagen, so betrauern diejenigen, welche ihn näher gekannt haben, den Verlust eines hochgesinnten und ungemein liebenswürdigen Menschen. Im Gegensatz zu vielen anderen Bühnengrößen, denen auch jenseits der Bretter etwas von der Schminke und dem Flitter der Welt des Scheines anhaftet, übertrug Heinrich Keppler hiervon nichts in das Privatleben, sondern er blieb stets der schlichte, natürliche Mann von vornehmer Bescheidenheit.

In der alten Hansestadt Lübeck am 21. Juni 1851 geboren, sollte er auf Wunsch der Eltern Theologie studiren, und da ihm dies widerstrebte, wurde er zu einem Buchhändler in die Lehre gegeben, doch auch das Grübeln „über Büchern und Papier" behagte ihm nicht, und mit zwanzig Jahren schwor er zur Fahne Thalias. Die westfälische Fabrikstadt Oberhausen sah ihn im Oktober 1871 zum erstenmale vor den Lampen, und daß er dabei seinen eigentlichen, von den Vätern ererbten Namen „Kripgans" mit dem wohlklingenderen „Keppler" vertauschte, wird man ihm nicht verübeln.

Oberregisseur Keppler †.

Nach kurzem Wanderleben fand er ein Engagement am Leipziger Stadttheater, das damals unter der Leitung Friedrich Haases stand, und nicht ganz mit Unrecht hat man ihm nachgesagt, im Anfang seiner Laufbahn habe er diesen Virtuosen vornehmer Salonrollen sich zum Vorbild genommen.

Nur in kleinen Rollen beschäftigt, sah Keppler bald ein, daß er in Leipzig nicht vorwärts kommen könne, zumal ja „sein" Fach durch den Direktor selbst besetzt war. Aufs Geratewohl ging er im Sommer 1872 nach Berlin, und das Glück war ihm hold. Durch die plötzliche Erkrankung seines ersten Charakterspielers geriet das dortige Residenztheater in arge Verlegenheit, und da sofort kein anderer Ausweg zu finden war, mußte man aus der Menge der engagementslosen Mimen, die sich alljährlich in Berlin zur Sommerzeit sammeln und in den Vorzimmern der Theateragenten sich herumdrücken, aufs Ungefähr einen Ersatzmann herausgreifen. Die Wahl fiel auf Keppler, der wenigstens durch elegante Erscheinung vor seinen Mitbewerbern sich auszeichnete, und wenn man auch mit Zagen an das Wagnis ging, dem völlig Unbekannten eine führende Rolle anzuvertrauen, es mußte versucht werden.

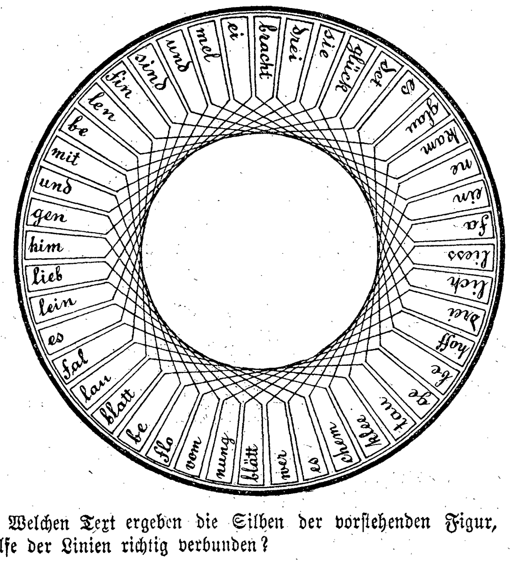
Und es gelang! Es handelte sich um die Aufführung des Lustspiels „Drei Staatsverbrecher" von Jean Baptiste von Schweitzer, der eben auf der Scheide stand, ob er noch weiter an der Spitze der deutschen Sozialdemokratie marschiren oder diese Würde mit der nicht minder profitablen Eigenschaft eines erfolgreichen Komödiendichters vertauschen solle — und in diesem Stücke sollte Keppler den alten Marquis spielen, der nicht einmal dulden will, daß die plebejischen Enten der Bauern in intimen Verkehr mit dem aristokratischen Federvieh des Schloßhofes treten, und der schließlich doch selber zu einer Art Staatsverbrecher wird.

Keppler zog sich mit Geschick aus der Affaire, und der „kleine Rosenthal" — so wurde der Direktor des Berliner Residenztheaters allgemein genannt — konnte sich wieder einmal rühmen, ein Talent entdeckt zu haben. Rosenthal war in der That ein Talententdecker, zugleich wußte er seine Leute auf den rechten Platz zu stellen, und das vorzügliche Zusammenspiel seines kleinen Theaters konnte den größeren Bühnen als Vorbild dienen. Binnen kurzer Frist entwickelte sich Heinrich Keppler zu einem bedeutenden Künstler, der namentlich in der Spezialität des Hauses, dem französischen Konversations- und Sittenstück, Hervorragendes leistete. Die Werke von Dumas, Augier und Sardou konnten in der männlichen Hauptrolle kaum einen besseren Vertreter finden, als sie ihn in Keppler erhielten. Dabei glückten ihm gleich gut die verlotterten Lebemänner, die greisenhaften Jünglinge wie die stutzerhaften Alten, und nicht minder packend wußte er die starke Männlichkeit gefestigter Charaktere zum Ausdruck zu bringen. Vornehmlich seiner markigen Darstellung des „Bernard" dankten in Berlin Augiers „Fourchambault" ihren großen Erfolg. Desgleichen stand er im modernen deutschen Drama, so weit es im Berliner Residenztheater zur Erscheinung kam, seinen Mann. Neben ihm traten besonders die anmutigen Schwestern Ramm hervor, deren ältere er freilich bald der Bühne entzog, indem er sie als Gattin heimführte.

Es bleibt ein Vorwurf für die großen Berliner Theater, daß keines von ihnen diesen hervorragenden, vielseitigen und umsichtigen Künstler — wie viel von der geschickten Inscenirung war nicht oft auf seine Initiative zurückzuführen! — für sich zu gewinnen suchte. Wohl wurden Unterhandlungen angeknüpft, auch seitens des Königlichen Schauspielhauses, aber bevor der leidige Instanzenzug erschöpft war, trug München den Sieg davon und Heinrich Keppler siedelte dorthin über. Hier hatte er gegen die Erinnerungen an einen allgemein beliebten Vorgänger zu kämpfen, aber in kurzer Frist drang er siegreich durch und wurde ebenso ein bevorzugter Liebling des Münchener Publikums, wie er es einstmals desjenigen an der Spree gewesen war. Welch ein mannigfaltiges, abwechslungsreiches Repertoir, von „Bolingbroke", „Kerbriand" und „Hüttenbesitzer" bis zu „Petrucchio" in Shakespeares wundervoller Komödie! Neben der darstellenden die prüfende, beobachtende, kritisirende Thätigkeit, denn schon ein Jahr nach seinem Eintritt wurde Heinrich Keppler mit der Regie des Residenztheaters betraut, ein Amt, das er gewissenhaft und zum besonderen Vorteile des ihm anvertrauten Instituts ausübte. Im vorigen Jahre erhielt er den Titel eines Oberregisseurs; in der Vollkraft des Könnens und Schaffens stehend, hat er gewiß geglaubt, mit seinem Fleiß und seinem redlichen Willen der deutschen Schauspielkunst noch fürder ein treuer Helfer zu sein, da raffte ihn jäh der Tod hinweg ... Alle diejenigen, die ihn von der Bühne her kennen, die an seiner schneidigen Charakterisirung sich ergötzt haben oder auch durch die packende Wiedergabe seelischer Erschütterung ergriffen worden sind, werden aufrichtig sein vorzeitiges Dahinscheiden beklagen; wer ihm aber je persönlich näher getreten ist, der wird mit Trauern bekennen: „Und mir war er mehr." Sch.

Für müßige Stunden.

Kombinationsaufgabe.



Welchen Text ergeben die Silben der vorstehenden Figur, mit Hilfe der Linien richtig verbunden?

Anagramm.

Ach, wie so lange geduldig harrt' ich der Heimkehr des Sohnes,
Eh sich der Sehnsucht die Furcht, schwer mich bedrückend, gesellt!
Aber der Sorge und Angst vereinte sich lindernd die Hoffnung,
Bis im Entschwinden der Zeit, treulos auch sie mich verließ.
Düstre Gewißheit, daß er, die Stütze, der Trost meines Alters,
Untergegangen und tot, war, was allein mir nun blieb.
Doch wenn am tiefsten gebeugt der Mensch von dem Zorne der Götter,
Zeigt ihre Gnade sich plötzlich im strahlendsten Licht:
Er, der Verlorengeglaubte, alle Gefahren besiegte
Und in die Heimat er kehrt, zu seinen Teuren zurück!
Als sich der Fremdmirgewordne gab zu erkennen dem Vater,
Drückt' ich ihn selig ans Herz, Kummer und Leid war verschmerzt.
Tauschen die Zeichen den Platz, entsteht, was dich eben beschäftigt
Und seit Erschaffung der Welt nimmer im Leben gefehlt.
Leicht wird Enthüllung dir hier, dort suchst du sie häufig verg bens,
Bis eine höhere Hand lüftet den Schleier vielleicht.

(M. Sch., Kassel).

Ausziehrätsel.

Ernennung — Grundrechte — Besessenheit — Kreditverweigerung — Lachgas — Kinderspott — Fragebogen — Rauminhalt — Marianne.

Aus obigen Wörtern sind je drei sich folgende Buchstaben auszuziehen, richtig gefunden und in gleicher Reihe an einander gesetzt, ergeben dieselben die letzten Zeile eines Gedichtes von Strachwitz.

Wer bringt

folgende Ungereimtheit in vier Zeilen Gereimtes?

„So aber mußt du Musik und Dichter, und Luft und Stein vernehmen, willst eben du ein Flut Feu'r sein in allen Klingen, das in Dingen steckt."

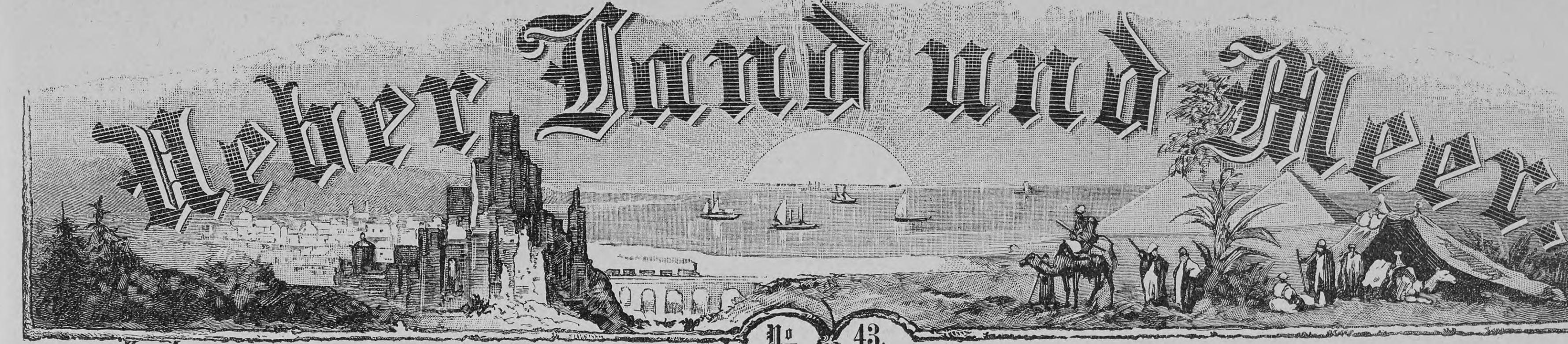
Auflösung des Kreis-Arithmogriphs Seite 768:			Auflösung des Mittelbuchstabenrätsels Seite 768:
Kreis	A.	Bilsenkraut.	T u **s** c h
„	B.	Braila.	B r **a** u t
„	C.	Janina.	W a **n** g e
„	D.	Lanark.	G o **s** s e
„	E.	Skunks.	A p **s** i s
„	F.	Eselei.	A d **o** u r
„	G.	Nikita.	B a **u** c h
„	H.	Kabine.	Z e **c** h e
„	J.	Relais.	K a **i** r o
„	K.	Asafel.	
„	L.	Ulrike.	Sanssouci.
„	M.	Teller.	

Auflösung des Logogriphs Seite 768:
Sichel, Eichel, Michel.

Auflösung des Palindroms Seite 768:
Note — Eton.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

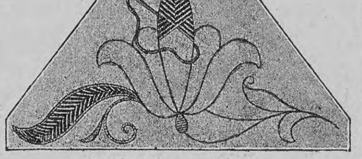


№ 43.

Unter uns.

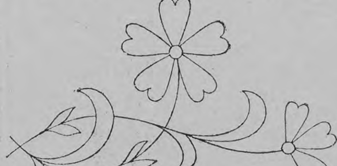
Die Kunst des Einmachens.

Einer der wichtigsten Zweige der gesamten Kochkunst ist das Konserviren der Nahrungsmittel, besonders der Früchte und Gemüse, für die Zeit, in der sie gar nicht oder nur zu hohen Preisen zu haben sind. Darum gilt mit Recht die Hausfrau, welche die Kunst des Einmachens richtig versteht und ausübt, als besonders umsichtig. Gut und praktisch einzumachen, ist nicht so leicht, als es nach den trockenen Angaben der meisten Kochbücher erscheint; denn wollen wir die Gewähr der Haltbarkeit haben, müssen wir einesteils die Gesetze kennen, auf denen die Kunst des Einmachens sich aufbaut, andererseits befähigt sein, nach diesen Gesetzen exakt zu arbeiten. Um die Nahrungsmittel vor dem Verderben zu schützen, müssen wir die Fäulniskeime töten und dann dafür Sorge tragen, daß keine neuen Pilze entstehen können. Die Wissenschaft der Küche — ich möchte sie kurz „Küchenchemie“ nennen — lehrt uns, daß die Pilze eingehen müssen: erstens bei andauernder Kälte, zweitens durch Entziehung der ihnen zum Gedeihen unentbehrlichen Feuchtigkeit, also des Wassers, drittens durch andauernde Erhitzung und Abschluß der atmosphärischen Luft, endlich viertens durch Anwendung antiseptischer Mittel. Die andauernde Kälte kommt zur Erhaltung von Obst und Gemüsen nicht in Betracht; anders verhält es sich mit anderen Nahrungsmitteln, besonders mit Fleisch, Fisch und Geflügel. Daß man dieses in gefrorenem Zustande frisch erhalten kann, so lange es eben gefroren ist, wissen wohl die meisten Hausfrauen, besonders die auf dem Lande, welche Eishäuser oder Eiskeller besitzen, in denen sie diese Lebensmittel aufbewahren. Sowie jedoch die Einwirkung der Kälte aufhört oder nur kurze Zeit unterbrochen wird, ist auch die Erhaltung der Nahrungsmittel zu Ende, welche sofort beginnen, in Verderbnis überzugehen und daher gleich verbraucht werden müssen. Durch die Entziehung von Feuchtigkeit konserviren die Hausfrauen Obst, Gemüse und manchmal auch Fleisch, ohne daß sie es meist wissen; denn wenige meiner Leserinnen werden beim Einmachen ihrer Früchte in Zucker und Salz bedenken, wie es zusammenhängt, daß durch die vorgenannten Zusätze die Sachen haltbar werden. Sie berücksichtigen nicht, daß diese Zusätze, welche zu ihrer Lösung Wasser bedürfen, das letztere den einzumachenden Sachen entziehen und dadurch den Fäulnispilzen eine notwendige Lebensbedingung nehmen. So erklärt es sich, daß eingekochtes Obst, welchem die Hausfrau aus hier falsch angebrachter Sparsamkeit zu wenig Zucker zusetzt, sich als nicht haltbar erweist und bald Schimmelpilze zeigt. Die Entziehung von Wasser zur Erhaltung der Früchte und Gemüse ist auch das leitende Prinzip beim Dörren dieser, sowie beim Eindicken oder Abdampfen, welches zum Beispiel beim Einkochen von Obstmus angewandt wird, welches daher um so haltbarer ist, je mehr Flüssigkeit verdampft, also je dicker es eingekocht wird. — Auf dem Grundsatz des Eintrocknens beruht auch die Methode mancher praktischen Hausfrau, beliebig eingemachte Sachen, speziell Früchte und Fruchtmus nach dem Einkochen und Einfüllen offen einige Stunden in einen heißen Ofen zu stellen, in dem sie nicht weiter kochen, wohl aber die Oberfläche völlig austrocknet, während unter ihr die Sachen ihre ursprüngliche treffliche Beschaffenheit bewahren. Die entstandene Kruste schließt das Obst völlig von der Luft ab, so daß neue Fäulnispilze nicht eindringen können, während sie selbst durch die Austrocknung völlig keimfrei geworden ist. — Die dritte Art, Früchte, Gemüse und so weiter zu erhalten, ist die für alle Hausfrauen wichtigste, einfachste und dem Wohlgeschmack der Sachen zuträglichste Methode. Es ist dies der völlige Abschluß der Luft, welche die Pilze neu einführt, bei vorheriger Tötung der vorhandenen durch anhaltende Hitze. Man nennt dies Verfahren nach seinem Erfinder das Appertsche System. Bekannt, wenn auch vielleicht nicht mit seinem Namen, ist es allen Hausfrauen. Es war bereits ungemein verbreitet, bevor die Industrie durch praktische, leicht luftdicht zu verschließende Gläser und Büchsen seine Anwendung bedeutend vereinfachte, gegenüber dem früher stets notwendigen Verlöten, und es gewinnt, seitdem die Hausfrau selbst leicht den luftdichten Verschluß besorgen kann, immer mehr Anhängerinnen. Ein Mißlingen ist bei einiger Aufmerksamkeit völlig ausgeschlossen; wo es im Haushalte eintritt, wird meist eine zu geringe Dauer der Erhitzung die Schuld tragen, da die verderbenbringenden Pilze erst längere Zeit der Hitze ausgesetzt werden müssen, bevor sie getötet sind. Will man ganz vorsichtig sein und sicher gehen, daß die Hitze genügend hoch zur Tötung der Fäulniskeime ist, so kann man das Wasser mit Salz versetzen oder, noch besser, mit Chlorcalcium, denn jedes Wasser, welches aufgelöste Stoffe enthält, kocht später, erreicht also einen höheren Hitzegrad als gewöhnliches klares Wasser. Man hat nachgewiesen, daß Salzwasser erst bei 86 Grad R. und mit Chlorcalcium versetztes Wasser sogar erst bei 100 Grad R. kocht, gegen 80 Grad R. des gewöhnlichen Wassers. Auch die Sparsamkeit macht die Appertsche Einmachmethode besonders bei den Früchten für die Hausfrauen empfehlenswert, da sie keinen oder nur geringen Zuckerzusatz verlangt, der niemals, in zu großer Menge zugefügt, zur Verbesserung der Früchte beiträgt, da er ihr natürliches Aroma verdeckt. — Auch die nach Appert eingemachten Gemüse sind den Salzkonserven bedeutend vorzuziehen; einesteils leidet ihr Geschmack nicht durch das starke Salzen, andererseits gehen keine Nährstoffe verloren, wie dies bei dem notwendigen Wässern der Salzgemüse der Fall ist. Letzteres vermeidet man übrigens in neuester Zeit durch Gebrauch des trefflichen Viktoria-Entsalzungsapparates von Dr. F. Meyer, welcher verhütet, daß beim Wässern die Nahrungsstoffe gesalzener Gemüse sowohl als auch von Pökelfleisch, Heringen, Sardellenund so weiter verloren gehen. — Neben der Appertschen Einmachmethode gibt es noch eine Art des Konservirens jeglicher Nahrungsmittel, die auf demselben Prinzip beruht, aber wenig bekannt ist, obgleich sie die Aufmerksamkeit der Hausfrauen wohl verdient. Es ist das Einfüllen völlig fertig bereiteter Speisen, also gekochter und gebratener Fleischgerichte, gedämpfter Gemüse und geschmorten Obstes in kleine Steinguttöpfchen mit luftdichtem Verschluß durch eine Fettschicht. Zu beobachten sind dabei folgende Punkte: Alle Speisen müssen gehörig erhitzt werden (mindestens eine halbe Stunde kochen), sie müssen kochendheiß in die tadellos sauberen Aufbewahrungsgefäße kommen; diese Gefäße müssen eine Viertelstunde mit kochendem Wasser ausgekocht werden; alle Geräte, die zum Einfüllen benützt werden, müssen 15 Minuten im Wasser kochen und das Fett zum Zugießen (am besten ist frisch ausgelassenes Schweinefett) muß ebenfalls eine Viertelstunde kochen, ohne jedoch Farbe anzunehmen. Die Wissenschaft nennt dies Verfahren zur Tötung der Pilze „Sterilisiren“. Wenn man die Regeln genau befolgt, erscheint ein Mißerfolg ausgeschlossen. Der Aufbewahrungsort muß kühl und trocken sein; man kann die Steinguttöpfchen oder Glasgefäße ohne weiteres hinstellen oder sie mit Papier überbinden. Jungen Hausfrauen wird beim Gebrauch die Entfernung der Fettschicht vielleicht Schwierigkeiten machen, denn einige Fettbröckchen bleiben auch bei behutsamem Abheben leicht zurück. Um sie zu entfernen, gießt man warmes Wasser in die Gefäße so daß sie überlaufen, wobei die Fettteilchen mit fortgenommen werden. Der größte Teil des aufgegossenen Wassers kann schnell wieder abgegossen werden. — Als viertes Mittel, Fäulniskeime zu töten, gelten die antiseptischen Mittel, die sich am wirksamsten erweisen, soweit sie überhaupt für den Haushalt in Betracht kommen können. Aber sie bestehen teils aus giftigen Substanzen, deren Anwendung sich von selbst verbietet, teils aus Mitteln, die den Geschmack der Sachen in unangenehmer Weise beeinflussen und daher untauglich sind. Nur wenige antiseptische Mittel bleiben übrig, die den Hausfrauen als solche bekannt sind, wie der Salpeter, welcher nur als Zusatz zum Salzen genommen wird, die Borsäure, die



Janinastickerei: Fig. 2.

bei den meisten Fleischkonservemitteln eine Hauptrolle spielt, das Kreosot, welches an Stelle des Holzes als künstliches Räucherungsmittel genommen wird, und endlich die vielgerühmte und viel angegriffene Salicylsäure. Als sie aufkam, erschallte ihr Lob in allen Tonarten, bald aber erhoben sich warnende Stimmen, die sie als gesundheitsschädlich verdammten (besonders ein französischer Arzt warnte eindringlich vor ihr), und ebenso rasch, wie sie Eingang gefunden, verschwand sie wieder aus den Haushaltungen. Eingehende Untersuchungen haben nun ergeben, daß die Salicylsäure in den geringfügigen Mengen, in denen sie doch immer nur im Haushalte gebraucht wird, völlig unschädlich ist und den Hausfrauen wohl empfohlen werden kann. Es wird ohnehin keiner Hausmutter einfallen, ihre Früchte in starker Salicylsäurelösung einzumachen, aber es ist sehr praktisch von ihr, wenn sie den Zuckerzusatz einschränken will, auf jedes Liter



Janinastickerei: Fig. 3.

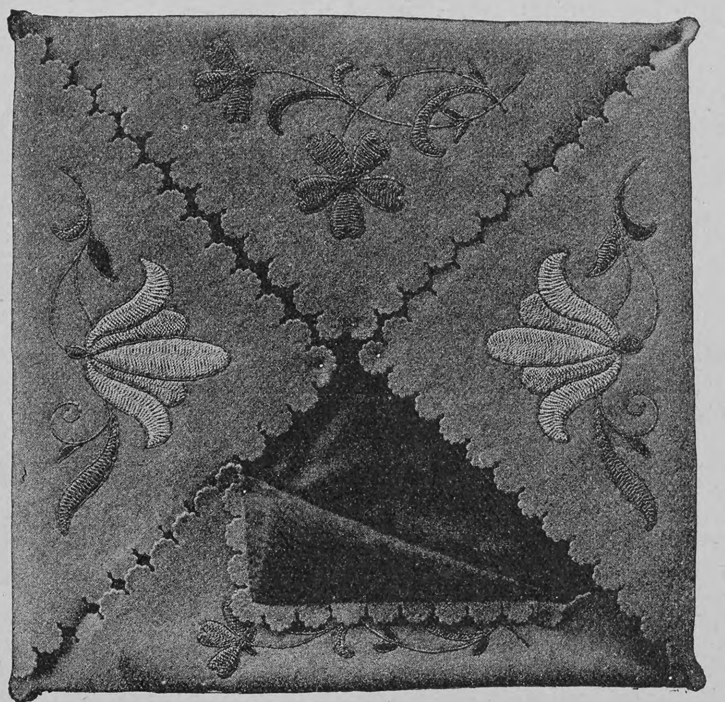
Inhalt etwa $1/2$ Gramm trockener Salicylsäure beizufügen, welche den Geschmack nicht im geringsten beeinflußt, wobei Papier, welches in eine alkoholische Salicylsäurelösung (1 Teil Salicylsäure, 4 Teile Spiritus) getaucht wird, zum Verbinden der Einmachgläser besonders empfehlenswert ist. Setzt man einer kalten Zuckerlösung (200 bis 400 Gramm Zucker in 1 Liter Wasser) 2 bis 3 Gramm Salicylsäure zu und überfüllt mit dieser Lösung rohe, frischgepflückte Früchte, um darnach das vollgefüllte Glas mit Salicylsäurepapier (wie oben angegeben) zu überbinden, so halten sich die Früchte an kühlem Orte ohne Kochen wohl ein Jahr; sie werden beim Gebrauch ganz wie frische Früchte behandelt. Ebenso gut halten sich ohne jeglichen Zuckerzusatz auch frischgepreßte Fruchtsäfte, wenn man jedem Liter $1/2$ Gramm Salicylsäure zusetzt, den Saft in mit alkoholischer Salicylsäurelösung ausgespülte Flaschen füllt, diese gut verstöpselt und verpicht und liegend kühl aufhebt. Richtig und mit Maß angewandt, ist also die Salicylsäure von großem Nutzen für das Einmachen.

L. H.

Janinastickerei.

Die Herstellung des mit Figur 1 dargestellten Sachets, welches zur Aufbewahrung von Taschentüchern bestimmt ist, erfordert ein in Zacken ausgeschlagenes Stück helldrappes Tuch oder Fries von 30 Centimeter im Quadrat, wovon die vier Ecken von der rechten Stoffseite auf die linke derart umgeschlagen sind, daß sich die Spitzen derselben im Mittelpunkt des Stoffes treffen. Mit der die vier Ecken verzierenden Stickerei veranschaulichen wir eine wenig mühevolle und zugleich lohnende Arbeitsart, deren technische Herstellung, wie durch Figur 2 ersichtlich ist, aus einer Kreuznaht besteht, die mittelst des Arbeitsfadens gebildet wird, indem die Nadel in schiefer Richtung einmal von links nach rechts, einmal von rechts nach links sich kreuzende Stiche arbeitet, welche die Mittelachsen der Formen durchschneiden. Das Material zur Herstellung der Janinatechnik ist scharf gedrehte Seide, Leinengarn oder auch Wolle; nach unserem Modell cordonnet de soie D. M. C. Nr. 40. Die fertig gestickten Formen sind mit mittelstarken Goldschnüren zu benähen und die Innenseite des Sachets mit rotem Seidenfutter, welches bis zum Einschnitt der Zacken reicht, auszustatten.

L. Sch.



Janinastickerei: Fig. 1.

Frischerhaltung von Fleischwaren.

Die Frage der Erhaltung von Fleisch beschäftigt um so mehr die Hausfrauen, je wärmer die Tage und je kürzer dadurch, wenigstens ohne Hilfsmittel, die Haltbarkeit des Fleisches wird. Praktische Hausmütter haben vielfach Versuche gemacht, frisches Fleisch vor dem Verderben zu schützen, aber wo dies gelang, geschah es fast immer auf Kosten der Nährkraft oder des Wohlgeschmackes des Fleisches. Ich erinnere hier nur an das Einlegen in Essig, in saure Milch, in Wasser, das man durch eine Oelschicht von der Luft abschloß, wie dies von den Japanern zu uns herübergekommen ist; in allen diesen Fällen wird das Fleisch seiner Nährsalze und Extraktivstoffe beraubt, es wird ausgelaugt. Mehr als die oben angedeuteten Verfahren empfiehlt sich der Luftabschluß durch Schließen der Fleischporen im kochenden Wasser und noch besser ist ein Eintauchen der Fleischstücke in zerlassenes, kochend heißes Fett, das an der Oberfläche erstarrt und das Fleisch mit einem luftdichten Mantel umgibt, aber keines der Hilfsmittel erreicht bei Einfachheit der Anwendung die Wirksamkeit eines chemischen Präparates der Wickersheimerschen Nahrungsmittel-Frischerhaltungsflüssigkeit. Man darf diese Flüssigkeit nicht mit der Leichenkonservirungsflüssigkeit des gleichen Erfinders verwechseln, die Arsenik enthält, während die Frischerhaltungsflüssigkeit nach Untersuchungen des Berliner Gesundheitsamtes völlig unschädlich ist. Die Anwendung des Mittels, das keinen irgendwie unangenehmen Einfluß auf Aussehen und Geschmack ausübt, ist außerordentlich einfach. Das frische Fleisch (Geflügel wird ausgenommen, Fische werden vorher gereinigt und eine halbe Minute in die Flüssigkeit getaucht) wird nur an allen der Luft ausgesetzten Teilen mittelst eines Pinsels mit der Flüssigkeit bestrichen und dann luftig aufgehoben. Im Frühling und Herbst halten sich die Fleischwaren dann ohne weiteres 8 bis 10, im Sommer 6 Tage, Fische etwas weniger lange. Soll das Fleisch länger aufbewahrt werden, muß man es zwei Minuten in die Flüssigkeit legen, dann dicht in ein Steingutgefäß packen und alle Lücken, sowie die Oberfläche 1 Centimeter dick mit geschmolzenem, nicht zu heißem Talg, dem pro Kilogramm 3 Löffel Flüssigkeit zugesetzt werden, übergießen. So behandeltes Fleisch hat sich in warmer Jahreszeit wochenlang völlig frisch erhalten. Auch fertige Braten kann man einstreichen und so im Sommer längere Zeit vor dem Sauerwerden schützen, und sehr empfehlenswert ist die Flüssigkeit auch zum Konserviren der Herbsteier für die Winterszeit, man taucht die Eier in die Flüssigkeit und hebt sie frei in Eierbrettern auf. Bezugsquelle der Flüssigkeit: Viktoria-Apotheke, Berlin SW., Friedrichstraße.

L. H.

Säuerlich gewordene Fleischbrühe genießbar machen.

Natürlich darf die Fleischbrühe nicht völlig sauer, also verdorben sein, in diesem Fall ist sie selbstverständlich fort zu schütten, sondern es handelt sich um Bouillon, der, wie man in der Küchensprache sagt, einen kleinen Stich hat. Oftmals hilft zum Aufheben des säuerlichen Geschmackes der Zusatz von etwas doppeltkohlensaurem Natrium, das man der kalten Brühe zusetzt und mit dem man sie dann langsam heiß werden läßt, ohne daß sie kochen darf; doch thut man gut, solcher Brühe eine wohlschmeckende Suppeneinlage zu geben, da der gute Geschmack der Brühe etwas gelitten hat. Angenehmer und ebenfalls probat ist jedoch das folgende Mittel. Man zerschlägt frische Knochen, fügt diese sowie eine Messerspitze voll Liebigs Fleischextrakt dem Bouillon zu und kocht diesen nun langsam 15 bis 20 Minuten. Der säuerliche Geschmack ist alsdann völlig verschwunden, die Suppe hat ihr volles Aroma erhalten und kann mit beliebiger Einlage servirt werden.

L. H.

Gegen Verschlucken.

Man bringt so oft ein Bröckchen Brot oder irgend einen kleinen Gegenstand bei dem Essen in die Luftröhre, mit einem Worte man „verschluckt“ sich, was immer einen Husten und das Gefühl des Erstickens hervorruft. Da ist ein sehr gutes Mittel, wenn man die beiden Arme rasch in die Höhe streckt. Der Gegenstand wird schnell herausgehustet werden und der Betreffende, sowie dessen Umgebung von der Angst erlöst sein, die bei solchen Fällen uns erfaßt.

S. A.

Frische Früchte mit Zitronensaft.

Ein delikates Dessert sind frische Früchte auf folgende Art zubereitet. Man schält und entkernt Zwetschgen, Aprikosen, Pfirsiche, schneidet saftige Birnen und eine Orange in Teile, nimmt je nach der Jahreszeit Erd-, Johannis- und Himbeeren dazu, einige Stücke einer Melone, die Beeren einer Traube und so weiter. Das Obst wird reichlich in Zucker gewendet, in eine Schüssel gelegt und der Saft von Zitronen darauf gegeben; vielleicht auf 1 Pfund Frucht eine saftige Zitrone. Dies läßt man einige Stunden im Keller stehen, ehe man es zu Tisch gibt. Selten wird diese Mischung nicht die vollste Anerkennung finden, da sie eben so wohlschmeckend als erfrischend ist.

S. A.

Russische Eier

bilden zur Zeit der frischen Eier eine dem Feinschmecker ganz besonders willkommene Schüssel. Man kocht möglichst große Eier hart, schneidet sie durch und entfernt das Eigelb. Eingemachter Hummer wird in kleine Stücke zerpflückt und mit dicker Mayonnaise vermischt, die mit etwas Krebsbutter rot gefärbt oder durch Würzung mit jungen, feinen Kräutern eine grüne Färbung erhält. Die Eierhöhlungen werden mit dem Salat glatt gefüllt, mit dem ausgelösten, zerriebenen Eigelb bestreut und mit einem Häufchen Caviar zuletzt bedeckt. Man rollt alsdann frische, feste Butter zu kleinen Kugeln, die man behutsam bergförmig in der Mitte der Schüssel anrichtet und um die man die gefüllten Eier kranzförmig stellt, während man frisch geröstete Weißbrotschnittchen nebenher reicht.

L. H.

Digitized by Google

Notizblätter.

Kunst.

— Die Schack-Galerie in München, bekanntlich das Eigentum Seiner Majestät des Kaisers, ist in einer ihres hohen Besitzers würdigen Weise durchgehends renovirt und mit Zuziehung früherer Wohnräume des Palais neu und weit günstiger geordnet worden. Am 18. Juni wiederum eröffnet, ist sie dem allgemeinen Besuche unentgeltlich zugänglich.

— Die Gesellschaft für christliche Kunst wird vom 10. August bis Ende September im Münchener Kunstausstellungsgebäude nächst den Propyläen ihre erste Ausstellung unter dem Präsidium des Reichsrats Prof. Freiherr von Hertling und des Bildhauers Georg Busch abhalten.

Jugend- und Volksspiele.

— Der Zentral-Ausschuß für Jugend- und Volksspiele hielt am 29. und 30. Juni unter dem Vorsitz des Abgeordneten von Schenckendorff seine diesjährige Versammlung in Magdeburg ab, nachdem eine vorbereitende Sitzung des Vorstandes bereits am 28. Juni vorausgegangen war. Aus den mannigfach erstatteten Berichten ergab sich ein sehr erfreulicher Fortschritt der Spielbewegung nach allen Richtungen und in allen Landesteilen, namentlich in Betreff der studentischen Spielkurse und der Kurse für Lehrer und Lehrerinnen. Studentische Kurse finden 1895 an den Universitäten Berlin, Bonn, Greifswald, Halle, Kiel, Marburg, München, Rostock, Tübingen und Würzburg statt, Lehrer- und Lehrerinnenkurse in 21 Städten. In der Rheinprovinz haben einige Groß-Industrielle in hochherziger Weise öffentliche Spielplätze eingerichtet und den Kommunen zum Geschenk gemacht.

Auswanderung.

— Die „N. Y. Handelszeitung" warnt wiederholt Buchhalter, Handlungsgehilfen und ähnliche Stellensuchende vor der Auswanderung nach Nordamerika, ohne vorheriges festes Engagement. Es gibt in diesen Branchen gegenwärtig hunderttausend Stellenlose und auf bessere Aussicht ist in nächster Zukunft nicht zu hoffen. Das betreffende Organ schreibt: Von amerikanischen Firmen werden dagegen sehr häufig Adressen von Personen als Agenten und Vertreter in allen Branchen für Deutschland, Oesterreich, Schweiz und so weiter, verlangt und ist das Sekretariat: Room 79, Whitehallstr. 15, New-York, gern bereit, an Reflektanten die Liste dieser Firmen und nähere Details kostenlos mitzuteilen.

Literatur.

— Wie bekannt, hat man in Leipzig im vorigen Herbst beim Abbruch der alten Johanniskirche und dem Fundamentiren der neuen den Versuch gemacht, die Gebeine des dort 1750 bestatteten Johann Sebastian Bach aufzufinden. Nachdem sieben Monate lang über die Angelegenheit nichts verlautete, hat nunmehr die von der Stadtbehörde mit den Untersuchungsarbeiten betraute Kommission durch Professor W. His Bericht erstatten lassen, und es darf nach demselben mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß thatsächlich die Grabstätte und die Gebeine des großen Thomaskantors aufgefunden worden sind. Dem Leipziger Stadtarchivar Dr. Wustmann gelang es, Näheres über die Art der Bestattung und der Stelle, wo dieselbe stattgefunden haben mußte, zu ermitteln. Die an letzterer aufgefundenen Gebeine wurden von dem Anatom der Leipziger Universität, Professor W. His, einer genauen Prüfung unterzogen, wobei es sich ergab, daß sie zu dem Alter Bachs stimmten und der Schädel in auffälliger Weise gewisse Eigentümlichkeiten der Bachschen Gesichtsbildung zu erkennen gab. Mit Heranziehung sämtlicher vorhandener Bachbildnisse gelang es dem Bildhauer Seffner, über einem Abgusse des Schädels eine Büste zu formen, die genau allen charakteristischen Merkmalen der Bachporträts entspricht. Der hochinteressante, der Leipziger Stadtbehörde erstattete Bericht ist nunmehr in vornehmer Ausstattung im Druck erschienen. — Johann Sebastian Bach, Forschungen über dessen Grabstätte, Gebeine und Antlitz. Bericht im Auftrage einer Kommission erstattet von Professor Wilhelm His, Leipzig, F. C. Wigand 1895 — und wird jedenfalls mit seinen wertvollen Beilagen (Abbildungen des Schädels, der wichtigsten Bachporträts und der Seffnerschen Modellirungen in tadellosen Photogravüren) eine äußerst willkommene Gabe bilden.

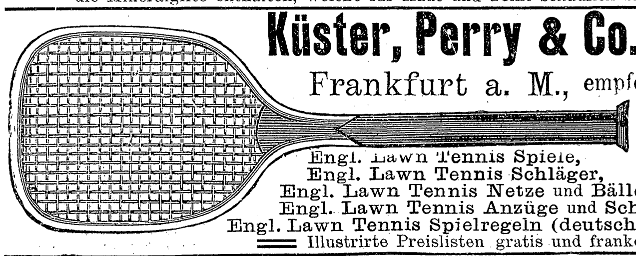
— Der Hochaltar und das Gestühl der Klosterkirche zu Blaubeuren, herausgegeben von Karl Baur. 23 Photographiedrucke. Blätter von C. Ebner in Stuttgart, mit einleitendem Text bearbeitet von Maler Max Bach in Stuttgart. Blaubeuren, Mangold. Der Blaubeurer Hochaltar, durch Wagner-Walthers Stich als eine der herrlichsten Schöpfungen der deutschen Kunst des Mittelalters schon in weiten Kreisen bekannt, ist hier auf dankenswerteste Weise im Bild zur Veranschaulichung gebracht, und zwar in Ergänzung durch die wertvolle Beigabe Zeitblomscher Tafelbilder vom Neubronner Altar in der Stadtkirche, sowie des dortigen Altdorferschen Kreuzigungsbildes. Nach der Absicht des Herausgebers soll der reine Genuß und das unbefangene Studium dieser künstlerischen Schöpfungen nicht durch Erörterung von Streitfragen über den Anteil eines Bartholme Zeitblom, Bern. Strigel, des älteren und des jüngeren Syrlin und anderen an dem Werke gestört werden. Deswegen hat er uns lediglich eine Uebersicht der Literatur und der einzelnen Urteile gegeben. Dafür hat er außer dem Hochaltare selbst das ganze berühmte Chorgestühle und den Oratorienausbau zur Anschauung gebracht.

— Der Stammbaum des württembergischen Fürstenhauses. Mit Benützung des königlich württembergischen Staatsarchivs, herausgegeben von Dr. J. Giefel, Th. Schön und Prof. H. Kolb. Farbendrucktafel und Textheft. Stuttgart, W. Effenberger, 1895. Diese genealogisch-heraldische Publikation dürfte sowohl wegen ihrer originellen, durchaus in künstlerischem Geiste gehaltenen Stammtafel wie wegen des nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen bearbeiteten Textheftes als ein mustergiltiges Vorbild Beachtung weit über die württembergischen Landesgrenzen hinaus finden. Die mit reichem buntem Wappenschmuck versehene, geschmackvoll in weißen, gelben und blauen Farbentönen gehaltene Stammbaumtafel weicht insofern von der üblichen Darstellung etwas ab, als die Aeste der einzelnen Linien nicht durchweg horizontal gezeichnet sind, doch dürfte bei dieser, teils durch das Raumbedürfnis, teils durch die künstlerische Anordnung gebotenen Form das Auffinden und Verfolgen der einzelnen Regentenlinien mit ihren Abzweigungen mindestens ebenso leicht sein wie bei der hergebrachten Form. Die Benützung der Tafel wird, namentlich für Schulen, wesentlich erleichtert durch die Beigabe des Textheftes. Dasselbe bringt nicht nur den Text der Schilder in erweiterter Form zum Abdruck, sondern enthält außerdem noch eine Linear-Uebersicht, ein alphabetisch geordnetes Namensverzeichnis, einen kurzen Abriß der Geschichte des württembergischen Fürstenhauses und Landes und eine solche des württembergischen Wappens. Letztere erhält einen ganz originellen Kommentar in der auf der Tafel wiedergegebenen Abbildung von acht verschiedenen Gestaltungen des württembergischen Wappens, aus denen sich wie aus einer Bilderschrift die ganze Landesgeschichte in kürzestem Abriß ablesen läßt. Die Verlagshandlung hat sich durch gediegene und sorgsame Ausstattung ein besonderes Verdienst um das interessante Werk erworben.

Briefmappe.

C. A. B. in Groden. Der Wortschatz der englischen Sprache ist geringer als der der deutschen, doch ist die Frage, welche Sprache überhaupt den größten und welche den geringsten Wortschatz besitze, schwer zu entscheiden, da ein großer Teil der hierfür erforderlichen wissenschaftlichen Vorarbeit noch aussteht. Jedenfalls ist der Wortschatz der deutschen Sprache ein erheblicher.

Kühlend, erfrischend und stärkend sind die Eigenschaften von ROWLANDS' KALYDOR.
für Gesicht, Hände und Arme der Damen und alle sonstigen der Sonne und dem Staube ausgesetzten Teile. Es verhindert und entfernt Sommerflecken, Sonnenbrand, Röte, Runzeln etc., lindert und heilt Entzündungen, Insektenstiche, Hautausschläge etc., macht die Haut zart und schön und verleiht einen reizenden Teint. Als unschädlich garantirt. Man verlange in den Apotheken und Parfümerien ROWLANDS' KALYDOR, 20, Hatton Garden, London, und vermeide Nachahmungen des Kalydor, die Mineralgifte enthalten, welche für Haut und Teint schädlich sind.


Küster, Perry & Co. Nachf., Frankfurt a. M., empfehlen:
Engl. Lawn Tennis Spiele,
Engl. Lawn Tennis Schläger,
Engl. Lawn Tennis Netze und Bälle,
Engl. Lawn Tennis Anzüge und Schuhe,
Engl. Lawn Tennis Spielregeln (deutsch) M. 0,50.
Illustrirte Preislisten gratis und franko.

Lebensversicherungs- & Ersparnis-Bank
STUTTGART gegründet 1854.

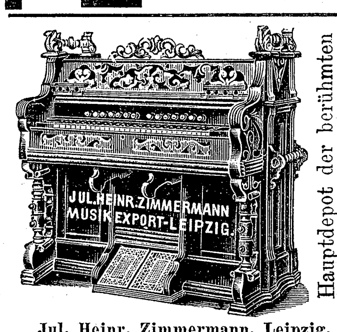
Aller Ueberschuss den Versicherten.
Dividende für die Versicherten: Nach Plan A II: 40% der ordentlichen Jahresprämie und extra 20% der alternativen Zusatzprämie. Nach Plan B: 3% aus der einbezahlten Gesamtprämiensumme.
Niederer Verwaltungsaufwand. Günstigste Versicherungs-Bedingungen (insbesondere bei Krieg, Selbstmord, Zweikampf, Unglücksfall, Zahlungsversäumnis etc. etc.)
(Ausführliche Prospekte unentgeltlich bei der Bank und den allerorts aufgestellten Vertretern.)
Unter Staatsaufsicht. Versicherungsstand: 425 Millionen Mark.
Bankvermögen: 118 Millionen Mark, darunter Extrareserven: 19 Millionen Mark.
Seit Bestehen der Bank bis Ende 1893 wurden Ueberschüsse erzielt: 53 Millionen Mark. Dividenden an Versicherte bezahlt: 36 Millionen Mark. Versicherungssummen ausbezahlt: 68 Millionen Mark.

Stottern heilt C. Denhardt's Anstalt Dresden-Blasewitz und die Zweiganstalt Burgsteinfurt, Westf. Honorar nach Heilung. Prospekte gratis. Herrliche Lage. Aelteste, staatlich durch S. M. Kaiser Wilhelm I. ausgezeichn. Anst. Deutschlands.

LIQUEUR lassen sich Mit J. Schrader's PATRONEN von Jedermann sofort feinste Tafel-Liqueure, Bitters und sonstige Haus-Geister, die sonst viel Geld kosten, wie Chartreuse, Benediktiner, Maraschino, Curaçao, Bonecamp etc. (ca. 30 Sorten), in einer den besten Marken gleichkommenden Qualität und enorm billig herstellen. 1 Patr. zu 2½ Lit. Liqueur 60 Pfg. — Genaue Gebrauchsvorschrift. — Man verlange Prospekte gratis. J. Schrader, Feuerbach-Stuttgart.

Nach Norderney u. Borkum via Helgoland fährt die „Cobra".
Tägliche Verbindung vermittelst

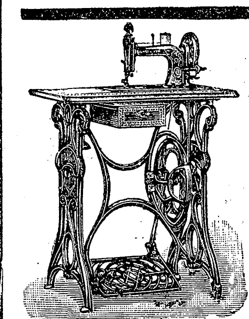
der Post-Schnelldampfer „Cobra", „Ariadne", „Flamingo" zwischen Hamburg, Cuxhaven, Helgoland, Amrum, Wyk auf Föhr, Westerland auf Sylt, Norderney, Borkum.
Abfahrt von Hamburg 8 Uhr morgens und von Cuxhaven im Anschluss an den Schnellzug No. 284 der Unter-Elbeschen Eisenbahn.
Direkte Fahrkarten und Fahrpläne werden auf allen grösseren Eisenbahn-Stationen ausgegeben.
Nähere Auskunft erteilt
Ballin's Dampfschiffs-Rhederei, Hamburg - St. Pauli.



Hauptdepot der berühmten Amerik. Carpenter-Orgel.
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig. Illustrirte Preisliste gratis.

Farbige Seidenstoffe
sowie schwarze und weisse jeder Art zu wirklichen Fabrikpreisen unter Garantie für Echtheit und Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. Mtr. porto- und zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungsschreiben, Muster frko. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz.
Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
Königl. Spanische Hoflieferanten.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89. Breslau, Hambg., Dresd., Leipz., Münch.
Dr. J. Schanz & Co.
Patente
billigst, reell, sorgfältig, schnell
Vergünstigungen
wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Junker & Ruh-Maschinen.

Vorzügliches Fabrikat von unübertroffener Leistung. — Geräuschloser u. sehr leichter Gang. — Grosse Dauerhaftigkeit. — Gediegene Ausstattung.
Illustrirte Kataloge u. Beschreibungen gratis.
Vorrätig in jeder bedeutenden Nähmaschinenhandlung.
Junker & Ruh, Nähmaschinenfabrik, Karlsruhe (Baden).

Reiseapparate - Hand-Cameras - Touristen-Cameras.
Vorzüglichste Photographische Apparate jeder Art.
Photographische Neuheiten. Utensilien Chemikalien.
Rodenstock's Objective

Bistigmat Universal-Objective
Bildgrösse 9·12, 13·18, 18·24; Preis Mk. 15, 17.50, 25.
übertreffen andere welche das 5-10 fache kosten.
Weitwinkel Bistigmate
Bildgrösse 9·12, 13·18, 18·24; Mk. 20, 25, 30.
Aplanate Weitwinkel, Landschafts-Objective, Objectiv-Satze.
Fabrik u. Lager sowie Versandtgeschäft
BRACK & CO. MÜNCHEN 3, Bayerstrasse 3.
Reich illustrirte Preisliste gratis u. franco.
Schüler-Apparate. Vergrösserungs-Apparate.
Taschen-Apparate. Atelier u. Universal-Apparate.

Deutsche Waffen-Fabrik
Ferd. Drissen, Lüttich (Belgien).
Jeder Weidmann und Schütze verlange franko und gratis das reichhaltige Album mit 575 Waffen-Modellen und 141 künstlerischen Waffen-Zeichnungen.

Fahrbare und feststehende Dampfwinden, Dampfkabel, Dampf- und Lufthaspel

bauen als Spezialität und halten auf Lager
Menck & Hambrock, ALTONA-HAMBURG.

Digitized by Google

H. W. in M. Die in Nr. 41 erschienenen Ansichten von der Industrie- und Gewerbeausstellung in Straßburg sind nach photographischen Aufnahmen von A. Hruschka in Straßburg im Elsaß angefertigt. Von Genanntem können die Aufnahmen bezogen werden.

M. J. M., Poststempel München. Aus dem Kreise unserer Leser geht uns zur Beantwortung Ihrer Anfrage folgende Mitteilung zu: „Dichter und Komponist des Liedes ‚Laß fahren die Sorgen‘ ist der Mechaniker Albert Krohn, in dessen Drama ‚König Edelherz‘ das betreffende Lied sich findet. Der eigentümlich begabte Mann hat seine Schulbildung auf dem Waisenhause in Hamburg erhalten; obwohl ohne musikalischen Unterricht geblieben, verfügt derselbe doch über ein so vortreffliches musikalisches Gehör, daß er jede gehörte Melodie sofort wiedergeben kann. Ebenso spielt er geläufig Klavier und Harmonium, ohne je Anleitung dazu bekommen zu haben.“

Sch. B., Poststempel Szaros. A. Z. in Finsterwalde. Dankend abgelehnt.

H. D., stud. jur. in Marburg. Ihrer „Muse Kind“ ist den Weg aller derartigen Kinder gewandelt, die in der gleichen unvorsichtigen Weise in die Welt hinaus gesandt werden. Neun Jahre lang sorgsam unter väterlicher Obhut halten! meint schon Ihr verehrter Kollege Horaz.

Angehender Schriftsteller in C. Wir haben kürzlich schon an dieser Stelle einige entsprechende Winke gegeben. Wollen Sie weiteres wissen, so verweisen wir Sie auf ein kleines Werkchen: „Praktische Winke für Schriftsteller“ von Heinrich Keiter, das in Regensburg im Selbstverlage des Verfassers (in diesem Jahre in 5. Auflage) erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen ist.

Moselblümchen. Ihre Erinnerung täuscht Sie nicht. Es war in der That einmal von einem Rübenwein die Rede, dessen Herstellung aus der deutschen Zuckerrübe ein Herr Kuhlgatz zu Einbeck in der Provinz Sachsen erfunden haben sollte. Die Nachricht von dieser Errungenschaft machte anfangs 1884 die Runde durch die Tageszeitungen, und natürlich fehlte es nicht an allerlei Späßen über die wichtige Entdeckung. Welche Umwälzung hätte sie allein in den feucht-fröhlichen Liedern der Deutschen herbeiführen müssen, wenn es ihr gelungen wäre, den Traubensaft zu verdrängen! In dem berühmten Noahliede von Kopisch hätte es nunmehr heißen müssen: „Da griff der Herr ins Paradies und gab ihm eine Rübe süß“, und der Stoßseufzer von Geibels fahrendem Schüler würde gelautet haben:

„Das Wandern macht mir Qual,
Ich wollte, Rübezahl
Er ließ' von seinem Besten
Mich trinken ganz nach Wahl.“

Nun, die Umwälzung ist unterblieben, denn seit länger als zehn Jahren hat man nichts mehr vom Rübenwein vernommen.

N. G. in K. Als Begleiter auf Ausflügen in das bayerische Gebirge können wir Ihnen Th. Trautweins Reiseführer „Das bayerische Hochland“ empfehlen, von dem soeben (Innsbruck, A. Edlingers Verlag) die siebente, von L. Purtscheller bearbeitete Auflage erschienen ist. Sie finden in dem recht handlich ausgestatteten und mit 24 Karten und 2 Stadtplänen versehenen Werkchen 35 verschiedene Routen angegeben, bei welchen auch Tirol, Salzburg und das Salzkammergut berücksichtigt sind.

M. G. in Mühlheim a. Rh. Eine gute Anleitung zum Erlernen der Buchführung dürfte das Werk „Mein und Dein“ von Gustav Schallehn in Magdeburg bilden. Dasselbe ist bereits in vielen Schulen eingeführt und erweist sich in denselben als äußerst praktisch, namentlich soweit die kaufmännische Buchführung für Handwerker und kleine Geschäftsleute in Betracht kommt. Besonders vorteilhaft dürfte sich seine Einführung in den Stundenplan aller Privat-, Volks- und Bürgerschulen erweisen, zumal der Verfasser allen Schulen, welche je 25 der sechs Schreibhefte zu je 15 Pfennig bestellen, das Lehrwerk selbst (dessen sonstiger Preis sich auf 8 Mark stellt) kostenfrei abgibt.

R. F., Poststempel Budapest. Der Spruch:

Im Glück nicht stolz sein und im Leid nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
Stets Gutes thun, an Edlem sich erfreun,
Das Leben lieben und den Tod nicht scheun,
Und fest an Gott und bessre Zukunft glauben,
Heißt leben, heißt dem Tode selbst das Bittre rauben —

stammt von Karl Streckfuß (1779—1844) und findet sich in seinen „Gedichten“ (Leipzig 1811).

Orientreise. Eine Reise nach dem Orient, wie Sie sie wünschen, wird für diesen Herbst von einem Privatkonsortium in Norddeutschland geplant. Dieselbe soll etwa sechs Wochen dauern und Korfu, Konstantinopel, Jerusalem, Suezkanal, Kairo, Alexandrien, Athen, Mykenä, Olympia und Venedig berühren. Die Kosten sollen für die Person 750 Mark betragen. Wegen näherer Auskunft wollen Sie sich an Herrn Pfarrer Zimmer in Neukirch, Kreis Marienburg, Westpreußen, wenden.

Richtige Lösungen sandten ein: F. K. in St. Ingbert (3). Johanna Satal in Prag. Wilhelm und Hermance Feiler in München. Olga Kranz in Ludwigshafen am Rhein (3). „Georgette“ in Cleveland, Ohio. „Zwei alte Jungfern“ in Göttingen. Manfred Isserthal in Wien. S. M. in Lindau in Baden. Botho v. S. auf Schloß S. (4). „Libelle“ in Sondershausen (2). Klara Bossi in Trient. Dr. M. in Treuenbrietzen. „Natalie und Gudrun“ in Elberfeld. O. St., stud. reg. in Tübingen (5).

Gesundheitspflege.

T. F. in Budapest. Der berühmteste Chirurg dürfte Prof. J. Lister in London sein, der Entdecker der antiseptischen Wundbehandlung, der die Chirurgie ja ihren ungeheuren Aufschwung verdankt. Der bedeutendste Operateur ist seit dem Tode Billroths in Wien Prof. Bergmann in Berlin. Die Werke und Arbeiten dieser Männer hier einzeln aufzuzählen, geht über den Rahmen des Briefkastens. Sie finden übrigens in jedem Katalog über medizinische Werke dieselben aufgezählt. Einen solchen bekommen Sie in jeder größeren Buchhandlung. Dr. F.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: Moritz Hecht (V. Arany Janosgasse 5).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Belletristische Novitäten!

Soeben ist erschienen:

Geschieden.
Roman von
Sophie Junghans.
2 Bände. Preis geheftet M. 8.—; fein gebunden M. 10.—

Mit ihrem neuesten Werke hat die gefeierte Verfasserin ein groß angelegtes, reich bewegtes Lebensgemälde geliefert, worin die sozialen Gesetze und Kämpfe unserer Zeit ebenso wirkungsvoll zur Erscheinung kommen wie die zartesten und verwickeltsten psychologischen Probleme.

So wachsen deiner Seele Flügel.
Roman von
Bernhardine Schulze-Smidt.
2 Bände. Preis geheftet M. 6.—; fein gebunden M. 8.—

Der Roman schildert mit verblüffender Naturtreue die Sitten des österreichischen Volkes am Gestade der Adria und die Gesellschaft des österreichischen Adels. Noch in keinem ihrer Werke hat sich die Verfasserin zu so sicherer Meisterschaft erhoben, wie hier in der Darstellung der Kämpfe einer edlen Frau um ihr Lebensglück und ihre persönliche Würde. Die Fremdartigkeit des Schauplatzes verleiht dem Buche einen neuen, mächtigen Reiz.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Königliches Konservatorium der Musik zu Leipzig.

Die Aufnahme-Prüfung findet **Mittwoch den 2. Oktober a. c.**, vormittags 9 Uhr statt. Der Unterricht erstreckt sich auf Harmonie- und Kompositionslehre, Pianoforte (auch auf der Jankó-Klaviatur), Orgel, Violine, Viola, Violoncell, Contrabass, Flöte, Oboe, Engl. Horn, Klarinette, Fagott, Waldhorn, Trompete, Cornet à Piston, Posaune — auf Solo-, Ensemble-, Quartett-, Orchester- und Partitur-Spiel — Sologesang (vollständige Ausbildung zur Oper), Chor-Gesang und Lehrmethode, verbunden mit Uebungen im öffentlichen Vortrage, Geschichte und Aesthetik der Musik, italienische Sprache, Deklamations- und dramatischen Unterricht — und wird erteilt von den Herren: Professor **F. Hermann**, Professor Dr. **R. Papperitz**, Organist zur Kirche St. Nicolai, Kapellmeister Professor Dr. **C. Reinecke**, Professor **Th. Coccius**, Universitäts-Professor Dr. **O. Paul**, Dr. **F. Werder**, Musikdirektor Professor Dr. **S. Jadassohn**, **L. Grill**, **F. Rebling**, **J. Weidenbach**, **C. Piutti**, Organist zur Kirche St. Thomä, **B. Zwintscher**, **H. Klesse**, **A. Reckendorf**, **J. Klengel**, **R. Bolland**, **O. Schwabe**, **W. Barge**, **F. Gumpert**, **F. Weinschenk**, **R. Müller**, **P. Quasdorf**, Kapellmeister **H. Sitt**, Hofpianist **C. Wendling**, **T. Gentzsch**, **P. Homeyer**, Organist für die Gewandhaus-Konzerte, **H. Becker**, **A. Ruthardt**, Kantor und Musikdirektor an der Thomasschule **G. Schreck**, **C. Beving**, **F. Freitag**, Musikdirektor **G. Ewald**, **A. Proft**, Regisseur am Stadttheater, Konzertmeister **A. Hilf**, **K. Tamme**.

Prospekte werden unentgeltlich ausgegeben.

Leipzig, Juli 1895.

Das Direktorium des Königlichen Konservatoriums der Musik.
Dr. Otto Günther.

Cäsar und Minka
(notor. bekannte grösste Europ. Hunde-Züchtereien)
Prämiirt mit gold. u. silbern. Staats- u. Vereinsmedaillen. Begründet 1868.
Zahna (Königreich Preussen).
Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers, sowie Sr. K. Hoheit des Grossfürsten Paul v. Russland, Sr. Maj. d. Gr. Sultans d. Türkei, Sr. Maj. d. Königs d. Niederlande, Sr. K. Hoheit des Grossherzogs v. Oldenburg, d. Herzogs Ludwig v. Bayern, Ihr. K. Hoheit Prinzess. Friedr. Carl v. Preussen, Ihrer K. Hoh. Prinzess. Albrecht v. Preussen, desgl. vieler Kaiserl. u. Königl. Prinzen, reg. Fürsten etc. etc.

offeriren ihre Spezialität in Luxus- und Wachhunden, vom grössten Ulmer Dogg- und Berghund bis zum kleinsten Salonhündchen.
→ Zur bevorstehenden Jagdsaison: ←
Vorsteh-, Jagd-, Dachs-, Brackier- u. Windhunde, ferm dressirte, als auch rohe und junge Tiere unt. weittragendster Garantie. Preisverzeichnisse mit Illustrationen in deutscher u. französ. Sprache frko. gratis. Eigene permanente Hunde-Verkaufs-Ausstellung von mehreren hundert Hunden. (Bahnhof Wittenberg.)

PATENTE schnell und sorgfältig durch RICHARD LÜDERS, Civil-Jngenieur in GÖRLITZ.

Für Blutarme und Reconvalescenten.
D. R. P. No. 72168.
Ferratin die Eisenverbindung der Nahrungsmittel.
In Originalflacons à 25 Gramm Mk. 3. — per Flacon.
Ferratin-Chocolade-Pastillen.
In Originalcartons à 50 Stück Mk. 3. 50 per Carton.
Zu beziehen durch die Apotheken und Detail-Droguerien.

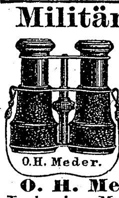
Erfrischende, abführende Fruchtpastille
TAMAR INDIEN GRILLON
Gegen VERSTOPFUNG
Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS. 33. Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Das beste u. berühmteste Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Glafey-Nachtlichte,
Night Candles. Bei G. A. Glafey in Nürnberg.
unübertroffen seit 1808, 6 mal prämiirt, silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1882 „für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung.“ Ueberall vorräthig.

Für 12 Mark verkaufe meine f. Straduarius-Violine mit gutem Kasten, Bogen, Stimmpfeife sowie vorzüglicher Schule zum Selbstunterricht ꝛc.
Fr. Miether, Hannover, Steinthorfeldstraße 19.

Militär-Feldstecher,



rein doppelt achromatisch mit 8 Linsen, in vorschriftsmässigem, feldtüchtigem Futteral, für Reise, Jagd und Theater vorzüglich geeignet. Mk. 20,—. Illustr. Preisliste über alle optisch. Artikel frko.
O. H. Meder, Optisches Institut, Leipzig, Markt 11. (Gegründet 1850.) Armee-Lieferant.

Billigste Bezugsquelle für
Teppiche!
fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtkatalog gratis.
Sofastoff-Reste!!
einfarbig und bunt spottbillig. Proben frko.
Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre**, BERLIN S., Oranienstr. 158.

Thüringisches
Technikum Jlmenau
Höhere u. mittlere Fachschule für: Elektro- und Maschinen-Ingenieure; Elektro- u. Maschinen-Techniker und -Werkmeister. Direktor Jentzen. Staatskommissar.

Hans von Bülow fand die Pianinos aus der Fabrik von **W. Arnold, Aschaffenburg**, als die besten und wählte eins zum eig. Gebrauch. Preisliste u. Bülows Original-Dankschreib. gratis.

Jünger & Gebhardt, Berlin
Riviera-Veilchen, Quintessenz
(Violetta odoratissima vera)
Wie ein frischer Strauss dieses Edelsten aller Veilchen köstlich und anhaltend duftend in Rococofl. M. 2 – M. 3 – M. 5 – in d. ersten Parfum.- u. Drogenhand. Preislisten kostenfrei.

LIEBIG COMPANY'S FLEISCH-EXTRACT
Nur aecht, wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in blauer Farbe trägt.

Das Fleisch-Pepton
der Compagnie Liebig,
ein diätetisches Stärkungsmittel ersten Ranges in allen Fällen darniederliegender Ernährung,
wird nach **Prof. Dr. Kemmerichs** Methode hergestellt unter steter Kontrolle der Herren **Prof. Dr. M. von Pettenkofer** und **Prof. Dr. Carl von Voit**, München.
Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.

Wer Betten anschaffen will, verwende unbedingt
Patent-Springfeder-Matratzen
90% Ersparniss gegen Sprungfeder-Matratzen
von **Westphal & Reinhold, Berlin 21,**
anerkannt die **besten** und **billigsten** im Gebrauch.
Illustrirter Katalog über **Bettstellen** in jeder Preislage gratis.
Wo keine Niederlagen, direkter Versand ab Fabrik.

Bruxelles.
Töchterpensionat, geleitet von **Mmes Brossel,** vorm. Erzieherinnen der Königl. Prinzessinnen von Belgien. — Töchter erster Stände finden geeigneten Abschluß ihrer Erziehung.

Pädagogium Ostrau bei Filehne.
Höhere Lehranstalt auf dem Lande. Gymnas.- u. Realklassen: Septima bis Secunda. Entlassungsprüfung berechtigt zum einjährigen Dienst. Prospekte durch das Direktorium.

Digitized by Google

Appetitlosigkeit

Herr **Dr. med. Kuipers in Mannheim** schreibt: „Die Wirkung von Dr. Hommel's Haematogen **ist einfach eklatant.** Schon nach Verbrauch einer Flasche ist Appetit, Stuhlgang und das sonstige Befinden so zufriedenstellend, wie es seit zirka drei Jahren nicht der Fall war. Alle vorher angewandten Eisenpräparate haben bei diesem Falle stets fehlgeschlagen, **und bin ich glücklich, hier endlich in Ihrem Haematogen ein Mittel gefunden zu haben, welches Heilung verspricht.**“

Herr **Dr. med. Seligmann in Berlin:** „Ich habe mit Dr. Hommel's Haematogen bei zwei meiner Kinder einen Versuch gemacht und kann nicht umhin, Ihnen mitzuteilen, dass ich **wahrhaft überrascht** bin von dem Erfolge. Vorhandene Appetitlosigkeit wich schon nach der ersten Gabe einem regeren Appetit, **fast Heisshunger,** und nach sechs Tagen konnte ich ½ Kilo Gewichtszunahme feststellen. Ich werde nach Kräften **dieses berühmte Mittel** empfehlen.“

Dr. med. Hommel's Haematogen ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81391). Haemoglobin ist die **natürliche** organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.—. ö. W.** Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.

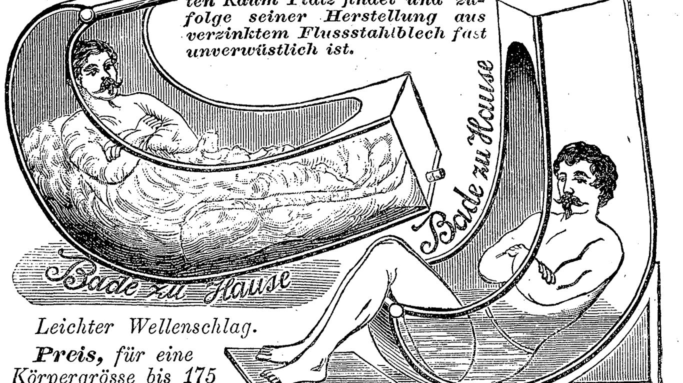
Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis** und **franko.**

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

Dittmann's patentirte

Wellenbadschaukel

vereint in sich die wichtigsten Badeapparate: sie bietet ein Voll-, Halb-, Sitz-, Kinder- und Dampfbad, sowie das nervenstärkende Wellenbad. Dieses Wellenbad wirkt so wohlthuend auf den Blutkreislauf und hinterlässt ein so unbeschreibliches Wohlbehagen, dass man sich geradezu verjüngt fühlt. Durch äusserst sinnreiche, ganz dem Körper angepasste Bauart wurde ein Apparat geschaffen, der selbst im beschränkten Raum Platz findet und zufolge seiner Herstellung aus verzinktem Flussstahlblech fast unverwüstlich ist.



Leichter Wellenschlag.

***Preis,** für eine Körpergrösse bis 175 cm, incl. Verpackung*

***42 Mark,* Dampferzeuger 10 Mark.** *Sitzbad.*

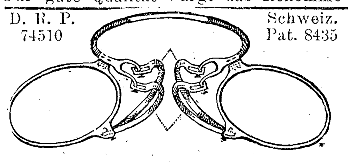
Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 123.

Kommandantenstr. 60. — Fabrik sämtl. Badeapparate.

!!! Gesundheits-Decken !!!

ärztl. empf. Schlaf- und Reisedecken in schönen, soliden Mustern, 150×200 cm, Stück **4,75 Mk.,** vers. geg. Nachn. oder vorherige Einsendung d. Betrages d. Decken-Fabrik von **J. Brünn, Berlin,** C. Hackescher Markt 4. Franko Versand von 2 Stück an. Für gute Qualität bürgt das Renommé meiner seit 25 Jahren bestehenden Fabrik.

D. R. P. 74510 Schweiz. Pat. 8435



Patent-Kneifer

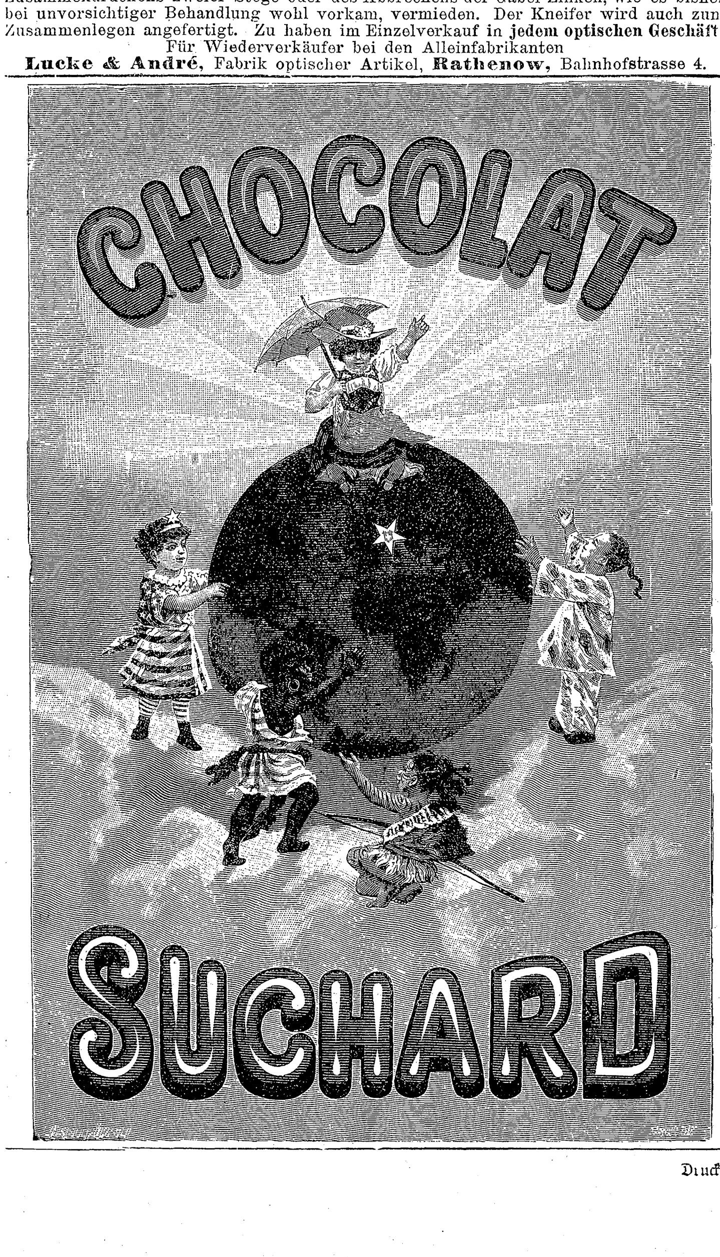
mit federnden Doppelklemmstegen

nach Dr. med. Seyffert.

Der Kneifer sitzt vorzüglich fest auf der Nase. Die Druckempfindung und zurückbleibende Druckspur auf der Nase verteilen sich durch die Doppelstege, sind daher äusserst gering. Der Kneifer passt auf jede Nase, ist stabil in Bezug auf seitliche Schwankungen im Gehen, Reiten oder Fahren. Die Gläser stehen, wie bei der Brille, gerade vor den Augen. Die Ausführung des Kneifers hat neuerdings eine **wesentliche Verbesserung** erfahren, indem jetzt jedes Stege-Paar aus einem Stück angefertigt wird. Dadurch wird die Gefahr des etwaigen Zusammendrückens zweier Stege oder des Abbrechens der Gabel-Zinken, wie es bisher bei unvorsichtiger Behandlung wohl vorkam, vermieden. Der Kneifer wird auch zum Zusammenlegen angefertigt. Zu haben im Einzelverkauf **in jedem optischen Geschäft.**

Für Wiederverkäufer bei den Alleinfabrikanten

Lucke & André, Fabrik optischer Artikel, **Rathenow,** Bahnhofstrasse 4.



Strassburg im Elsass 1895.

Industrie- und Gewerbe-Ausstellung

(Elsass-Lothringen, Baden u. Pfalz)

unter dem Protektorat

Seiner Durchlaucht des Fürsten Hohenlohe-Langenburg

Kaiserlicher Statthalter.

Vom 15. Mai bis 15. Oktober.

Ostende

Schönstes und besuchtestes Seebad auf dem Kontinent, **Sommer-Residenz I. I. M. M. des Königs und der Königin der Belgier. „Jährlich 250,000 Badegäste“.**

Bade-Saison vom 1. Mai bis November. Künstlerisch ausgeschmückter Kursaal, herrlicher Meer-Damm. Theater. Täglich 2 Konzerte, Orchester von 70 Mann. Soirées dansantes im Kursaal. Häufig Konzerte berühmter Sänger und Sängerinnen. Ferner Orgel-Aufführungen, Bälle im Kasino, Regattas auf dem Meere. Pferderennen an 8 Tagen. Elegante Dampfer zu Lustfahrten. Feste aller Art. Fischsport. Seewasser-Heilanstalt. Fahrradbahn. Kunstausstellung. Wintersaison. Direkte Bahnverbindung mit allen Hauptstädten Europas. 3 Dampfer täglich nach Dover. Ueberfahrt in 3 Stunden.

Bahnstation der Strecke Breslau-Halbstadt.

Kurort Salzbrunn

in Schlesien.

Saisondauer vom 1. Mai bis Ende September.

407 Meter **hoch;** mildes Gebirgsklima; weitgedehnte Anlagen; grossartige Milch- und Molkenanstalt (sterilis. Milch, Eselinnenmilch, Kefir); pneumatisches Cabinet; Badeanstalt; Massage etc.

Hauptquelle: der **Oberbrunnen,** seit 1601 bekannt und bewährt bei Erkrankungen des **Rachens** und des **Kehlkopfes,** der **Luftröhren** und der **Lungen,** bei **Magen- und Darmkatarrh,** bei **Leberkrankheiten,** bei **Nieren- und Blasenleiden, Gicht** und **Diabetes.**

Versand des Oberbrunnens durch die Herren **Furbach & Strieboll**

Jede weitere Auskunft über den Kurort durch die **Fürstlich Plessische Brunnen- und Bade-Direction in Salzbrunn.**

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1601 medicinisch bekannt. Aerztlich empfohlen bei:

Erkrankungen des **Rachens** und des **Kehlkopfes,** der **Luftröhren** und der **Lungen,** bei **Magen-** und **Darmkatarrh,** bei **Leberkrankheiten,** bei **Nieren-** und **Blasenleiden, Gicht** und **Diabetes.**

Zu haben in allen Mineralwasserhandlungen und Apotheken. — Brochüren gratis ebendaselbst und durch

Furbach & Strieboll, Versand der fürstl. Mineralwasser, Salzbrunn i. Schl.

Bad Ems

Illustrirte Prospecte, Wohnungs- und Pensionsverhältnisse umgehend franco durch Kurhaus **Schloss Langenau.**

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt

RIVA am Gardasee.

Der Sommer die geeignetste Zeit für intensivere Sonnenlichtkuren bei Skrofulose, Blutarmut u. sonstig. Blutdyscrasien. — Näheres über Riva in Dr. von Hartungen's Handbuch der klimatischen Heilkunde bei Gustav Schuhr, Berlin, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die billigsten

Baugründe für Villen

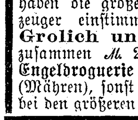
im schönsten Süden Oesterreichs, besonders geeigneter Aufenthalt für Lungenkranke, Nervenleidende, Blutarme, bei

Riva am Gardasee

den **Hesperien Deutschlands.** Auskunft über Preis, Lage erteilt gegen Einsendung einer 10 Pfennig-Marke

Villa Christophoro I in Riva.

Carl Rissmann, Hannover.

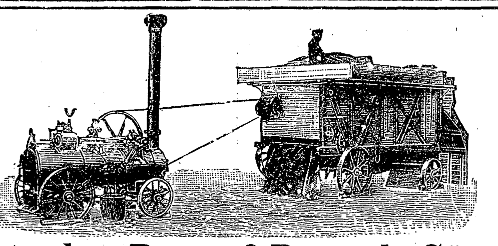


Fabrikant der berühmten „Matchless“-Fahrräder. Seit 1879 eingeführt, wiederholt prämiirt. Bestes existirendes Fahrrad. — Billigste Preise bei coulanter Bedienung. Preislisten gratis.

Hervorragende Männer

der Wissenschaft haben anläßlich der großen Ausstellung in Paris im Jahre 1889 einstimmig anerkannt, daß **Crême Grolich und Grolichseife** äußerst gelungene und demnach bei Sommersprossen, Leberflecken, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte 2c. vorzüglich wirksame Cosmetika sind, welche weder eine für die Haut noch für den Organismus nachteilige Wirkung ausüben, und haben die große goldene Medaille dem Erzeuger einstimmig zuerkannt. **Crême Grolich und Grolichseife** kosten zusammen *M.* 2.—. Hauptdepot in der **Engeldroguerie Joh. Grolich in Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren Apothekern und Droguisten.

Garrett Smith & Co.



Deutsche Dampf-Dresch-Sätze,

neueste Unterwind-Dampfdreschm. mit Kaff-Siebung und Expans.-Lokomobilen.

Kohlenverbrauch ca. 5 Ztr. pro Tag. 5jährige Garantie für ausziehbare Feuerbuchsen. 600 neuere Zeugnisse etc. gratis und franko.

Gebaut von **Garrett Smith & Co., Magdeburg.**

Garrett Smith & Co.

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte **photograph. Apparat**

Phönix

Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Momentaufnahmen).

Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich.

Preis mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.**

Prospekt und Probebilder kostenfrei.

Hess & Sattler, Wiesbaden.

Bergmann's Original-

Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Cie., Berlin u. Frankfurt a. M.

Nur echt mit der Schutzmarke:

Dreieck mit Erdkugel und Kreuz.

Anerkannt unvergleichlich in ihren Wirkungen für die Hautpflege gegen alle

Hautunreinigkeiten, Sommersprossen u. s. w.

wie zur Erlangung und Konservirung einer

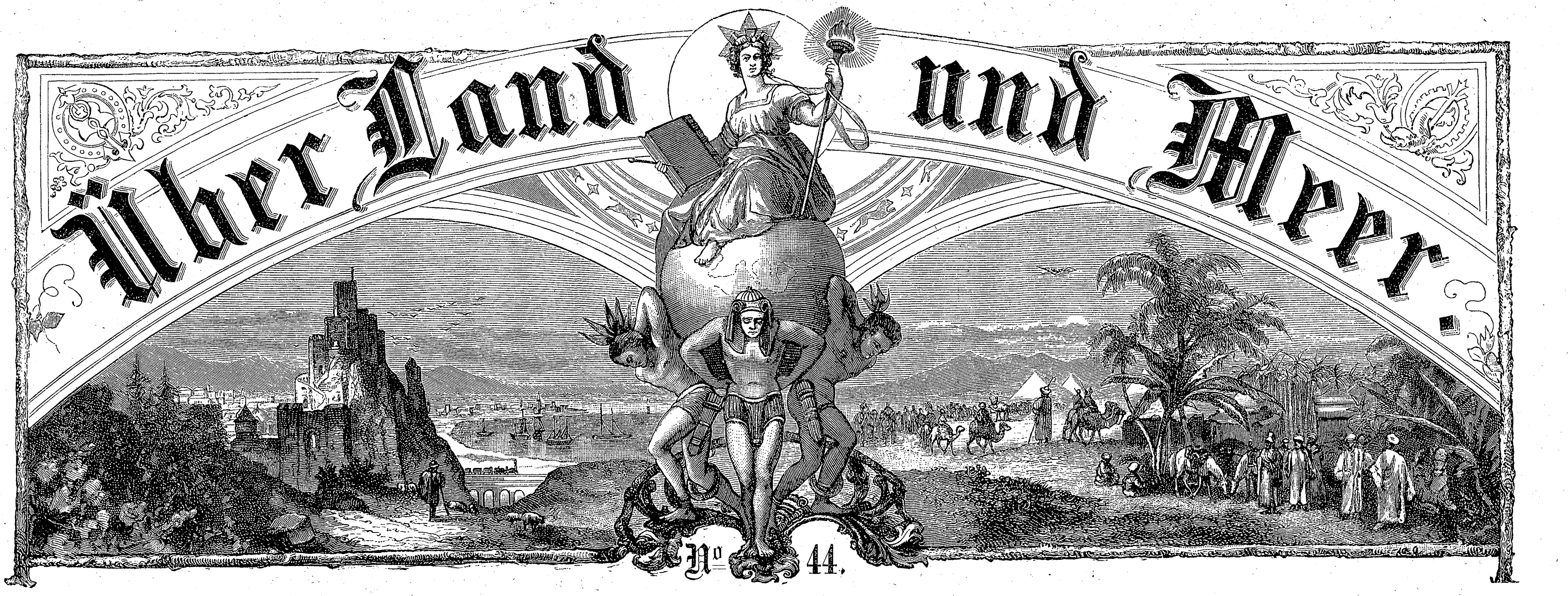
zarten, blendend weissen Gesichtsfarbe.

GESETZLICH GESCHÜTZTE SCHUTZMARKE.

Ueberall zu 50 Pfg. pro Stück käuflich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Pave, der Sünder.

Eine Geschichte aus Dalmatien

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

VIII.

Eine Woche später saß Dume Slavora, zum erstenmale nach ihrer schweren Krankheit, wieder in der Hüttenthür und sonnte sich.

Eben war Don Basil nach langem Besuche fortgegangen und bestieg hinter der Kirche sein sanftmütiges Eselchen zum Heimritt. Pave, der von neuem tapfer auf den Füßen war, hatte dem Zupnik die Strickschlingen, die den Steigbügel vertraten, um die Füße gelegt und ihm einen Olivenast zum Antreiben und Fliegenscheuchen vom Baum geschnitten. Sein Kr̆schevomesser, das er hütete wie einen Schatz, war ein bißchen stumpf davon geworden und er sprang der Hütte zu, um es auf dem flachen Steine neben der Thür zu wetzen.

Da rief ihn seine Mutter zu sich und stellte ihm, eine Hand auf seine Schulter gelegt, die gleiche Frage, die Stojan vor acht Tagen gethan hatte.

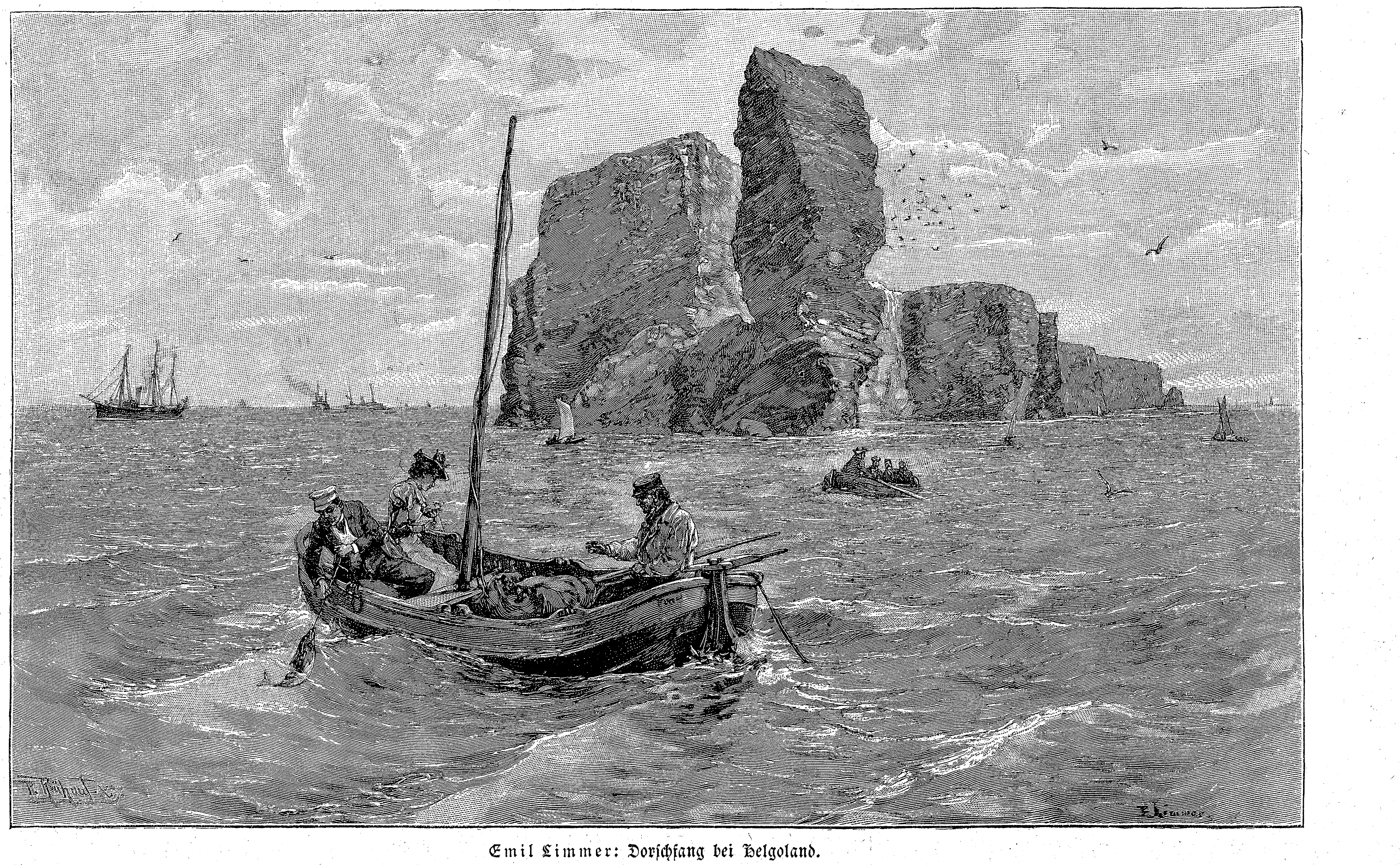
„Sage mir doch, Pavcice, mein goldenes Seelchen, möchtest Du nicht ein Gottesmann schon in dieser Welt werden? Ein Priester, wie Vater Basil, der selbst frei ist von jeglicher Sünde und sie den seinigen ablassen kann in Christi Namen. Auch seiner leiblichen Mutter, wenn sie etwa gefehlt hätte. Mein Seelchen, wie gefiele Dir das?“

Pave sah seiner Mutter starr ins Gesicht und überlegte. Mechanisch streichelte er die Hand, die mager und durchsichtig auf dem mütterlichen Knie ruhte. Dann aber bewegte er, entschieden verneinend, die Linke.

„Es gefällt mir nicht, Mutter. Vater Basil mag Dir die Sünden vergeben oder des Rado Bruder. Ich werde lieber ein Held, wie Du weißt, Mutter, einer, wie Marko Kraljevic, von dem Stojan singt, daß er die zehn Adler mit den zwanzig Jungen auf dem Goldberge Mossor erschlagen hat. Er kann noch viel mehr als Sveti Pave; und Adler sind auch besser als Nattern. Wenn ich erst so stark geworden bin, wie Marko Kraljevic, will ich Dich beschützen, Mutter, und Milica, weil der Vater doch einmal sterben wird und die Brüder auf dem Meere fahren.“

Dume wiegte den Kopf, hob ihre schwache Hand von des Bübchens Schulter und strich damit über sein lockiges Schwarzhaar.

„Mein Goldsohn, höre: Ewiger Gewinnst ist



Emil Limmer: Dorschfang bei Helgoland.

Digitized by Google

besser als eine tapfere Hand. Die vermodert im Grabe; das andere — nun sieh, vielleicht bliebe Dir gar das Fegfeuer erspart."

„Davor fürcht' ich mich nicht," fiel Pavcice ein. „Ich kann die Hand durch die Flammen ziehen und es sengt mir nur das Haar darauf."

Dume Slavoras Argumente gerieten ins Stocken. Sie bekreuzte sich und murmelte unverständlich vor sich hin. Als Pave ihr entlaufen wollte, hielt sie ihn am Aermel zurück.

„Mein Seelchen — werde doch ein Gottesmann, ich bitte Dich," sagte sie halb flehend, halb fordernd. „Vater Basil ist betagt, und es kommt die Zeit, zu der er nicht mehr da ist. Nun sieh, wenn ich Dich an seiner Stelle wüßte — einen Heiligen, den ich geboren hätte!"

„Nein doch, nein! Rede nicht mehr davon!" weigerte sich Pave standhaft, wetzte sein Messer eifrig auf dem Steine, prüfte es mit behutsamem Finger, ob es scharf genug sei, und zwirbelte dann unruhig an seinem verblaßten Scharlachgürtel ums Leinenhemd. Sein Knabenverstand, der gut und logisch war von Natur, suchte nach einer recht starken Beweisführung, um den Wunsch der Mutter, der ihn peinigte, gänzlich zu entkräften. Endlich hatte er etwas gefunden.

„Mutter —"

„Ja, mein Seelchen?"

„Mutter, nicht wahr, so ist es: eine Mutter muß ihren Kindern alles vergeben."

„Mein Seelchen, ja — alles."

„Auch das Aergste?"

„Wie Du fragst! Natürlich: das Aergste, wie das Geringste."

„Die sieben Todsünden auch?"

„Seelchen, ich bitte Dich: Was weißt Du von den sieben Todsünden?"

„Ich kann sie Dir hernennen," sagte der Kleine stolz; „soll ich's, Mutter?" Und er begann an seinen Fingern aufzuzählen: „Hochmut, Geiz, Wollust, Neid — nein, zuvor kommt ein anderes! Was ist es doch?" Ungeduldig stampfte er mit dem Fuße und richtete die Augen suchend ins Weite.

„Der Zorn kommt zuvor, und Du hast ihn jetzt," erwiderte Dume und zog ihn an sich. „Aber über den Zorn wird Gott Dir hinweghelfen für heute, weil Du schon einen guten Anfang gemacht hast. Wer hat Dich die Todsünden gelehrt, mein Seelchen?"

„Rado. Er ist wieder hier, drei Tage oder länger. Er kann die Todsünden auswendig sagen, vorwärts und rückwärts. Ich habe sie nur zum Spaß gelernt; ich brauche sie nicht, weil ich noch eine Mutter habe, die mir alles und alles vergibt, nicht wahr, Mutter? Rado hat keine mehr. Er hat nur Gott, so sagt er, und deshalb muß er jede Sünde einzeln kennen. Gott ist streng, er ist nicht wie eine Mutter."

„Ein Vater ist er, und wir müssen ihn am stärksten lieben," entgegnete Dume Slavora, schlug das Kreuz und faltete die Hände.

Da sprang der Kleine ihr plötzlich an den Hals, behende wie ein junges Raubtier, preßte ihr Gesicht so gewaltig gegen sein eigenes, daß es in allen seinen Muskeln erzitterte, und heftete dann seine dunklen Augen voll leidenschaftlicher Kinderzärtlichkeit in ihre verblaßten.

„Dich liebe ich am stärksten — Dich! So — so liebe ich Dich, Mutter! Gott kann ich nicht sehen — Gott habe ich nicht — Dich habe ich, Mutter!"

„Mein Goldsohn, wenn Du werden willst, wie Vater Basil, wirst Du Gott schauen und ihn haben. O, wie ich es mir wünsche, mein Seelchen Pavcice! Und dann — sieh — dann würde ich nur zu Dir in den Beichtstuhl kommen."

Eine heiße Blutwelle schlug über das Knabenantlitz hin und färbte es purpurn. „Mutter!" rief er heftig, „wie dürftest Du je vor mir knieen, hinter dem Gitter, auf den Steinen, und mich bitten: vergib mir meine Sünden! Mutter, Du!? — o nein, o nein!"

Sie legte beide Hände auf seinen Arm. „Zehnmal an jedem Tage möchte ich's am liebsten thun und mich selig preisen. Bedenke, Pavcice, mein Seelchen: jeder Priester auf Erden ist doch einer Mutter Sohn, gleich Dir, und der blutige Heiland ist seiner gnadenreichen Mutter Kind. Nur Gott ist aus sich selber geworden."

„Ich kann es nicht! Ich will es nicht! Laß mich los — laß mich gehen!" schrie der Kleine hocherregt und schüttelte die Mutterhände ab. Dann riß er sein scharf geschliffenes Messer vom Steine an sich, klappte es in die Schale, stieß es in den Gurt und stürzte fort, zur Bucht hinunter. Wohl hörte er, daß die Mutter ihm nachrief, allein er rannte unaufhaltsam. Fünf Minuten später ruderte er mit Jure Zivkovic, seinem Gönner, ins Meer hinaus. Vergessen die sieben Todsünden und der Streit um die Gottesliebe und Mutterliebe.

Nun war er, wie ehedem, kaum vom Wasser fort zu bringen. Die Krankheit hatte ihn sehr verändert, in die Höhe getrieben wie einen wilden Schößling, abgemagert wie einen hungrigen Schakal aus den Curzolaner Wäldern, seine Augen vergrößert unter den Haarzotteln, das Kinn spitz gemacht und die schmalen Lippen schärfer ausgeschweift. Dies fremde Gesicht blieb ihm und ein fremdes Wesen nahm er an. Die Rauflust des Barbaren keimte darin, und im schroffen Gegensatz dazu sprang eine sonderbare unkindliche Grübelsucht in ihm auf, eine Lust am Fragen bis auf den Urgrund der Dinge. Aber er fand keinen, der ihm antwortete; denn in jenen Tagen war das Lernen noch nicht an der Mode in der Castella. So bedrängten ihn seine eigenen Grübeleien, ungeachtet ihrer lächerlichen Bubennaivität, dergestalt, daß er ihnen förmlich entlief.

Lag er nicht auf dem Wasser, so strich er unermüdlich umher. Hirten und Jäger, Fischer und Rebgärtner, alle kannten ihn, der äußerlich seinem Bruder Jefto, dem Piraten in der Knospe, am meisten glich.

Nur sein leiblicher Vater wollte ihn nicht kennen. Er nahm ihn niemals mehr mit auf See; schon jetzt betrachtete er ihn wie einen Gestorbenen, von dessen Angedenken er sich zu entwöhnen strebte, weil es ihn allzu sehr schmerzte.

Der Zupnik hatte ihn eines Tages auf dem Markte zu Trau, rasch entschlossen, angesprochen und es mit seiner Klugheit fertig gebracht, daß der hochmütig blickende Hüne ihm durch den Sonnenbrand in die Pfarrei folgte, wie ein Lamm. Da redeten sie wohl zwei Stunden lang laut mit einander; der Fischer berührte den Wein im Glase nicht und schob dem Zupnik das Tabakskästchen wieder zu, ohne sich zu bedienen, und in der blanken Küche kreuzte und segnete sich Anka über dem dampfenden Fischhafen, denn der thranige Castellaner in ihres Ehrwürdigen Sanktissimum lärmte, als sei er ein entsprungener Tollhäusler.

Schließlich jedoch pilgerte er ganz sacht und sinnig von dannen, zur Obala zurück, wo seine Segelbarke schaukelte, mit den leeren Fischkörben und den abgewelkten Oelzweigen darin.

Er ergab sich endgiltig ins Unabänderliche. Hätte er's zuvor nicht gewußt, so wußte er jetzt, daß ein Gelübde an die Kirche nicht zum Umgehen gethan wird, sondern zum Erfüllen, es biege nun oder breche. —

Dume Slavora blieb siech. Sie schleppte beim Gehen den rechten Fuß nach und schlich so gebückt wie eine Greisin von neunzig Wintern an ihrem Krückstocke, obwohl sie die fünfzig erst kürzlich erreicht hatte. Ihr Haar zeigte sich reichlich von schneeweißen Strähnen durchzogen und Smilja Nikowas Prophezeiung erwies sich als hinfällig. Kein neuntes und zehntes Neugeborenes beschrie Slavo Jovic' Hüttenwände. Schwere Arbeit konnte Dume Slavora nicht mehr verrichten. Sogar Spindel und Webeschiff erpreßten ihr schmerzliche Seufzer, und ihr ärmliches Hauswesen, aus dem Friede und Freudigkeit längst gewichen waren, verfiel zusehends.

Nach dem Maße, wie sie durch ihre Gebrechen immer untauglicher zu allem andern Thun wurde, versank sie tiefer und tiefer in Frömmigkeit und Klagelieder. Ihr ganzes Lebenselend legte sie dem Zupnik von Trau in den Schoß, klammerte sich an seinen Trost und gelobte immer aufs neue ewige Dankbarkeit.

„Nicht mir danke, sondern Ihm, der mich würdig befunden hat, Deinem Sohne eine Gnadenzukunft auszuwirken," wehrte der Zupnik die Handküsse und Kniebeugungen der armen Einfalt ab, wenn er auch in seines Herzens Grunde auf einen besonders weich gepolsterten Sitz im Ehrensaale des himmlischen Jerusalem hoffte, zum Lohn für sein verdienstliches Werk.

Trotzdem — Eigennutz lag ihm fern: alles für die Kirche, seine teure, geistliche Mutter, der er mit Eifer diente. Er war ein seelenguter Mensch, ein treuer Hirte seiner versammelten Herde und der zerstreuten Schafe in der Diaspora, und wenn er sich in der Fischerhütte von Castel Sucurac einnistete, so geschah es in der lobwürdigsten Absicht, die Gott der Herr seiner kurzsichtigen Menschheit zum Verdienst anrechnen würde, wie er demutsvoll anzunehmen wagte.

Nach Kräften brachte er dem elenden Weibe klugen Rat und sänftigende Rede und ließ sich keine Mühe verdrießen. Er kam immer an solchen Tagen, da er Slavo, allein oder von Stojan begleitet, auf dem Markte zu Trau gesehen hatte, wenn er von seiner Frühmesse heimwandelte. So oft er bei seinen Besuchen Paves habhaft werden konnte, nahm er ihn, der alten Gewohnheit nach, fest zwischen die Kniee und gab ihm in seiner schlichten, eindringlichen Weise jedesmal eine Lektion aus der Christenlehre, um dergestalt ganz unmerklich in sein Herz und seinen Verstand keimkräftige Samenkörner des Glaubens für die beschlossene Zukunft zu legen.

Aber der lange Bube mit dem eisenfesten Knochengerüste und den stahlharten Sehnen war stärker als er, der wohlbeleibte Sechziger. Er pflegte sich zu stemmen und höchstens fünf Minuten still zu halten, während derer er dem Frager und Lehrer mit seinen glänzenden Schwarzaugen unverwandt ins Gesicht schaute.

Zuweilen entfuhr ihm eine Antwort, die den Nagel auf den Kopf traf, oder er zog in unbewußter Logik irgend einen überraschenden Schluß. Im ganzen aber blieb er ein scheues Wild für den Hegepark des Wissens. Lobte ihn der Zupnik, so entwand er sich ihm regelmäßig mit unvorhergesehenem Ruck und entwischte ins Freie zurück, wo sein Lebensodem wehte.

Dennoch fehlte er sehr selten zur rechten Zeit an der Kirchenmauer, wenn der alte Herr sich anschickte, mit einiger Mühe sein Grautier zum Heimritt zu besteigen. Schweigend, wie das erstemal, unterstützte er ihn, und es war eigen zu beobachten, wie während der stummen Dienstleistung das trotzige Selbstbewußtsein aus den lebensvollen Knabenzügen hinwegschmolz. Sagte dann der alte Herr sein freundliches:

„Gute Nacht, mein lieber Sohn," so antwortete Pave mit ehrerbietiger Neigung das vertrauliche:

„Gute Nacht, Gospodin, mein Vater!" —

„Das Fundament aller christlichen Liebe, die Demut hast Du schon, wenngleich Du sie nicht haben willst!" dachte der Zupnik mehr als einmal, während sein Eselchen unter ihm gemächlich am Saume des dunkelnden Meeres dahintrappelte.

„Das da bist Du, mein Sohn!" fügte er an einem jener stillen Abende, halblaut redend, seinem Gedankengange hinzu und wies, den Zügel lockernd, auf die schwarzen Wellen, in denen aus der Tiefe heraus Goldfunken flimmerten.

*

So waren abermals Jahre hingegangen, fünf an der Zahl. Pave trug Männerkleidung wie seine Brüder und er rauchte wie sie.

Slavo, der Fischer, hatte, nachdem Stojan als erster aus der Art geschlagen und drüben in Salona Weinbauer geworden war, sein Gewerbe mit dem des Bruderfreundes Jure zusammengeworfen. Sie betrieben jetzt im großen, neuen Trabakel den Güterverkehr zwischen Spalato und den jonischen Inseln und waren oft wochenlang unter Segel, fern von Sucurac.

Klein-Milica tummelte sich längst unter der Dorfjugend, ein feines, flinkes Dirnchen von bräunlicher Haut, eigenwillig und putzsüchtig — den Buben, vornehmlich den großen — mehr gewogen als den Mädchen.

Pave war nun dreizehnjährig, gefirmelt und beichtpflichtig. Ein rundköpfiger, junger Recke, von der Höhe eines Erwachsenen; seine kurze Stirn, an den Schläfen stark gebuckelt, die buschigen Brauen fest zusammengewachsen und sich erst unter den seitlichen Haarlocken ganz verlierend, die Nase, deren Rücken sich bereits scharf emporhob, gebogen wie ein

Digitized by Google

Weihenschnabel, während ihre weiten, lebhaft spielenden Flügel besser zu einer sarmatischen Stumpfnase gepaßt hätten. Entkleidet würde er das schönste Ephebenmodell abgegeben haben, vorausgesetzt, daß der glückliche Nachbildner seines Baues die Ansätze der Knochen im Marmor ein wenig verweichlicht hätte. Der Jüngling begann sich schon zu regen in ihm. Seine Stimme bekam einen rauhen, schwankenden Ton und in seinem Wesen trat jene herbe und bewußte Keuschheit zu Tage, jenes physische und psychische Schamgefühl, das dem Naturkinde mangelt, so lange es eben noch ein Kind ist.

Das, worüber er sich einst in Kummer verzehrt hatte, des Vaters rätselhafte Abkehr von ihm, empfand sein erwachter Stolz jetzt als eine Schmach, die ihm täglich neu angethan ward.

Er hielt sich schadlos, wie er konnte. Ganze Tage und Nächte blieb er fort und die Fischer von Salona und Abbadessa nahmen ihn willig mit hinaus zum Netzfang und Harpuniren. Trotzige Bitterkeit setzte sich in ihm fest, zugleich mit dem steten Bestreben, den Gehorsam zu umgehen.

Kam er dann heim und fand die Mutter, die er zärtlich liebte, in Angst und Sorge um ihn, so packte ihn das Gewissen. Er lief zur Beichte und betete den Rosenkranz mit ihr, aber glücklicher wurde er darum doch nicht.

In der letzten Zeit war das Ziel seiner Streifereien meistens Vranizza gewesen; denn dort hatte er einen Genossen gefunden, der zu ihm paßte, wie einst der helläugige Pylades zum ruhelosen Orest gepaßt hatte. Dieser Genosse nannte sich Milos Ublina, Schiffer Prokljans Schwestersohn und Gast seit Wochen, gleichalterig mit Pave.

Genau genommen war Vranizza eine Art Verbannung für Milos. Daheim, in Santa Domenica am Berge, anderthalb Wegstunden von der Stadt Lesina, am Südrande der Insel gelegen, hatte er nicht gut gethan und war von seiner Mutter zu ihrem Bruder geschickt worden, mit der Bitte, ihn als Jungen auf einen Spalatiner Segler langer Fahrt anmustern zu lassen.

Nun war die Sache so gut wie in Ordnung gebracht mit dem Kapitän des Monte Mossore, eines stattlichen Vollschiffes, das über die Levante nach Sumatra und weiter ging.

Kindisch freute sich Milos auf seine große Reise und Pave beneidete ihn heimlich. O, wie brennend sehnte auch er sich fort aus der Castella, und er ahnte nicht, wie nahe der Tag war, der ihm seine Sehnsucht stillen würde! Aber anders als er sich's wünschte und träumte!

IX.

Milos Ublina stand wartend vor Schiffer Prokljans Hüttenthür am schmalen Strande von Vranizza.

Ueber die Schulter hing ihm seines Oheims beste Flinte; ein Prachtstück mit reichen Intarsien: Arabesken aus Silber und Elfenbein. Die Knabenhand schloß sich fest um den verzierten Kolben, von dem ein sehr langer damaszirter Lauf ausging, der in einen Trichter endete. Aufmerksam spähte der jugendliche Waffenträger in den frischen, dunstigen Aprilmorgen hinaus, bald zur Linken den Pfad überblickend, der hinüber nach Salona und Sucurac führte, bald zur Rechten, empor gegen die nebelumflogenen Zacken und Grate des Mossorstocks. Um sie her zog ein schwarzes Pünktchen seine Kreise; ein anderes gesellte sich zu ihm und sie tauchten im Nebel unter, nach dem Carban zu. Das waren Adler, das alte Paar, das in sein Revier auf Beute flog. Hoch droben, da, wo über den vier Steinen die schauerliche Spalte klaffte, mußte der Horst zu finden sein, und die Jungen waren aus dem Ei, weil die beiden Alten, die Milos seit dem Februar beobachtet hatte, wieder gemeinsam auszogen und Atzung zum Horste trugen. Für ein erbeutetes Junges zahlte der Nacelnik, der Gemeinevorstand von Salona, fünfzig Kreuzer, für die frischen Fänge eines ausgewachsenen Vogels sogar zwei Gulden Schußgeld.

Das war Milos Ublina, seit er's wußte, nicht mehr aus den Gedanken gekommen. Er brannte darauf, das edle Wild zu jagen, aber nicht allein; denn Adler waren keine Möwen oder Spatzen, sondern die geharnischten Ritter des Hochgebirges.

Gestern hatte er sich in aller Eile mit Pave Jovic verabredet; heute war der Oheim wie gewöhnlich im Trabakel nach Spalato gefahren und hatte die Tante und das Bäschen Zanetta mitgenommen, weil sie bunte Wolle für ihre Handwirkerei einkaufen mußten. So fühlte sich Milos auf zwölf Stunden als Freiherr, übermorgen sollte der „Monte Mossore" in See stechen und jetzt, zum Abschiede, dem wirklichen Berge Mossor, der dort weißgrau und zerklüftet in die Nebelwolken ragte, ein Besuch gemacht werden.

Nun stand der kleine Lesinot, bis an die Zähne mit seines Oheims besten Stücken bewaffnet, seit einer Viertelstunde vergeblich auf der Lauer. Pave, der unpünktliche Jagdgenosse, kam und kam nicht! Von einem Fuße auf den andern trat Milos Ublina vor Ungeduld.

Das schlanke, geschmeidige Bürschchen in seiner weißen, weitärmeligen Dalmatika, den blauen Türkenhosen und dem krapproten, in Streifen zusammengenähten Kapuzenmantel, der Kabanizza, hatte selbst etwas vom Aar in seinem Gesichte. Das lag im Blicke der lichten, goldbraunen Augen, von jenem rötlichen Glanze durchschossen, der dem Adlerauge eigentümlich ist; und auch adlerscharf waren Milos' Augen.

„Am Mittag, wenn die Sonne mir im Scheitel steht, dann seh' ich neben ihr den Mond und die Sterne am Himmel!" prahlte er gern. Wer ihm jedoch einmal so recht in seine absonderlichen Augen schaute, der fand, daß wohl etwas Wahres an der Prahlerei sein müsse.

Augenblicklich warfen sie förmlich Funken aus dem bronzebraunen Gesichte, dessen edlem Eirund das ungezöpfte Haar, glatt und knapp gestutzt, anlag. Es spiegelte von Oel; der Staub hatte seinen Puder noch nicht gestreut, und der ganze kleine Mann erschien weniger verschmutzt — vornehmer als die Dörfler, den wackeren Oheim Prokljan nicht ausgenommen. —

Da endlich erschien die längst erwartete Gestalt an der letzten Biegung des weißen Pfades. Uebergroß und ungefügig war sie anzusehen gegen das Figürchen des Lesinoten. Eilends sprang der dem Kommenden entgegen auf seinen schmalen Füßen, unter deren Höhlung hindurch das rinnende Wasser weiterlaufen konnte, deren hohe Spannung jeder sofort bemerken mußte, trotz des Riemen- und Bändergewirrs der gelbledernen Opanken.

„Mein Bruder, mein Brüderchen! Dobro jutró! dobro jutro!" rief er schon von weitem mit großer Lebhaftigkeit. „Du hast mich warten lassen: weshalb? Wie viel Stunden hat der Morgen für Dich?"

„Eine der Stunden, die Dein sein sollten, ist mir gestohlen worden, mein Brüderchen," entgegnete Pave, in dessen Augen die Freude brannte. Er legte seine harten Hände breit auf die Schultern des kleineren Gefährten, für den er eine kindisch-ungestüme Zuneigung empfand, und küßte ihn heftig auf beide Wangen. „Nun, und weißt Du, wer der Dieb Deiner Stunde war? Natürlich der schwarze Rabe von Trau, wie mein Vater sagt. Mit der Morgenröte kam er uns ins Haus geflogen, kaum daß der Vater ausgesegelt war, und setzte sich auf meiner Mutter Spinnschemel. Da wird er noch immer sitzen — was gilt die Wette?"

Milos, der Zierliche, lachte sehr belustigt. Er war völlig daheim in des andern Angelegenheiten. „Ach, ach, ich kann mir's denken: der Gospodin Basil im Langrock," sagte er, zog eine Grimasse und fuchtelte mit der Hand hin und her in der Luft. „Du hast Dich vor ihm verkrochen und Dich darum verspätet. Weshalb verkriechst Du Dich nur vor ihm, sobald er kommt? Er trägt keine Waffen und seine Zunge redet heilig. Was will er von Dir, Brüderchen Pavcice?"

Pave warf den Kopf zurück und drehte ihn von einer Seite zur andern, als wehre er sich vergeblich gegen eine Fangschnur.

„Laß — laß sein!" rief er ungeduldig. „Ganz und gar will er mich, wenn er einmal da ist. Ich habe es satt! Er spannt mich in den Bock; er bohrt in mich hinein mit seinen Worten, er fragt mich und ich will mich nicht fragen lassen. Mir selbst gehören meine Eingeweide und mein Herz, und er soll keinen Teil daran haben — er —"

„Wie Du Dich hast um ihn! Komm nur," unterbrach Milos drängend und setzte sich in Trab. „Die Adler auf den Bergen haben ihre eigene Zeit und kümmern sich nicht um die unsrige. Bis zum Mittag rauben sie im Revier, meine beiden, dort hinüber zum Carban. Alle Morgen seh' ich sie streichen. Ehe sie zurück sind, müssen die Jungen unser sein. Da — teile das Brot und den Käse mit mir, Brüderchen Pavcice, und laß uns die Füße in die Hand nehmen."

Tapfer schritten sie aus und schwiegen, während sie, den Jadrabach links lassend, hinter Kacine ihren Aufstieg begannen. Milos dachte an nichts als an das bevorstehende Jagdabenteuer, dessen Erwartung ihm die leichten Sohlen noch mehr beschwingte. Seine Augen spähten bergan, dorthin, wo die schroffe Felszacke sich längst aus den Nebeln gelöst hatte, die zu Thal sanken und, in Sonnenlicht gebadet, in das tiefe Blau des Himmels hinein ragte. Auch Pave wanderte stetig; aber sein junges Antlitz blickte finster, und über den sammetschwarzen Augen lagen die Brauen zusammengezogen. Ihm flatterte der schwarze Rabe von Trau noch in den Gedanken umher und so oder so mußte er ihn hinausschaffen.

„Ich habe mich nicht vor ihm verkrochen: entlaufen bin ich ihm," kam er auf das leidige Thema zurück, als sie den Klimmpfad rauh und steinig unter ihren Sohlen spürten und hinter sich das Meer nur noch in weiter Ferne funkeln sahen. „So war es: höre mir zu. Hinter der Wand hab' ich gestanden und mir meinen Pulversack aus des Vaters Fäßchen gefüllt, von seinem Blei genommen und seine Büchse auch. Schau an, wie sie der Deinen gleicht. Ich wollte, daß sie mein wäre! Nichts hab' ich im Gurt, als das einzige Messer aus Krschewo! Du bist glücklich — Du trägst Waffen genug! Aber wenn ich ein Mann werden will wie meine Brüder, muß ich mir alles stehlen: Pulver und Blei und das Rohr dazu. Soll ich etwa kein Mann werden — ich? Sage mir's! Nichts — nichts thut mein Vater darum — nichts gibt er mir!" Die rauhe Knabenstimme erhob sich und ward schrill; glühend brach der Zorn aus den weit geöffneten Augen hervor. „Nun also: der Zupnik war bei meiner Mutter. Sie redeten und murmelten und ich vernahm ‚Pave und ‚Paulus' und ‚Ja' und ‚Nein'. Dann traten sie hinaus, suchten mich hinter dem Walle und riefen nach mir. Da hab' ich mich durch das vordere Thor davon gemacht."

„Recht so, Brüderchen Pavcice," sagte der Kleine, kauerte sich unter ein überhängendes Felsstück, klemmte seine schöne Flinte zwischen die Kniee und beschäftigte sich mit der Ladung. „Das Glück wird uns günstig sein und dann wirst Du Deine Wut auf den Raben vergessen. Es ist, als ob die Heiligen es so bestimmt hätten: Dein Vater auf See, mein Oheim auf See; Du mit Deines Vaters Büchse, ich mit meines Oheims Büchse! Ich bin fertig zum Schuß, und Du? Bist Du so weit? Dann schaue nach oben! Wenn das da, tausend Schritt von hier hinauf, kein Horst ist, so trage ich einen Kürbis zwischen den Schultern und nicht meinen Kopf!"

Pave antwortete nicht. Neben Milos in lässiger Haltung an das Felsstück gelehnt, ließ er sich das Pulver aus dem Lederbeutelchen in die Hohlhand rinnen, schüttete es in den Lauf und rammte den Papierpfropfen mit gewaltsamem Stoße des Ladestockes ein. Dann sonderte er ein Dutzend der gehackten Bleistücke von Rehpostengröße aus, ließ sie gleichfalls in das schlanke Feuerrohr gleiten und schob den Schlußpfropfen hinterdrein.

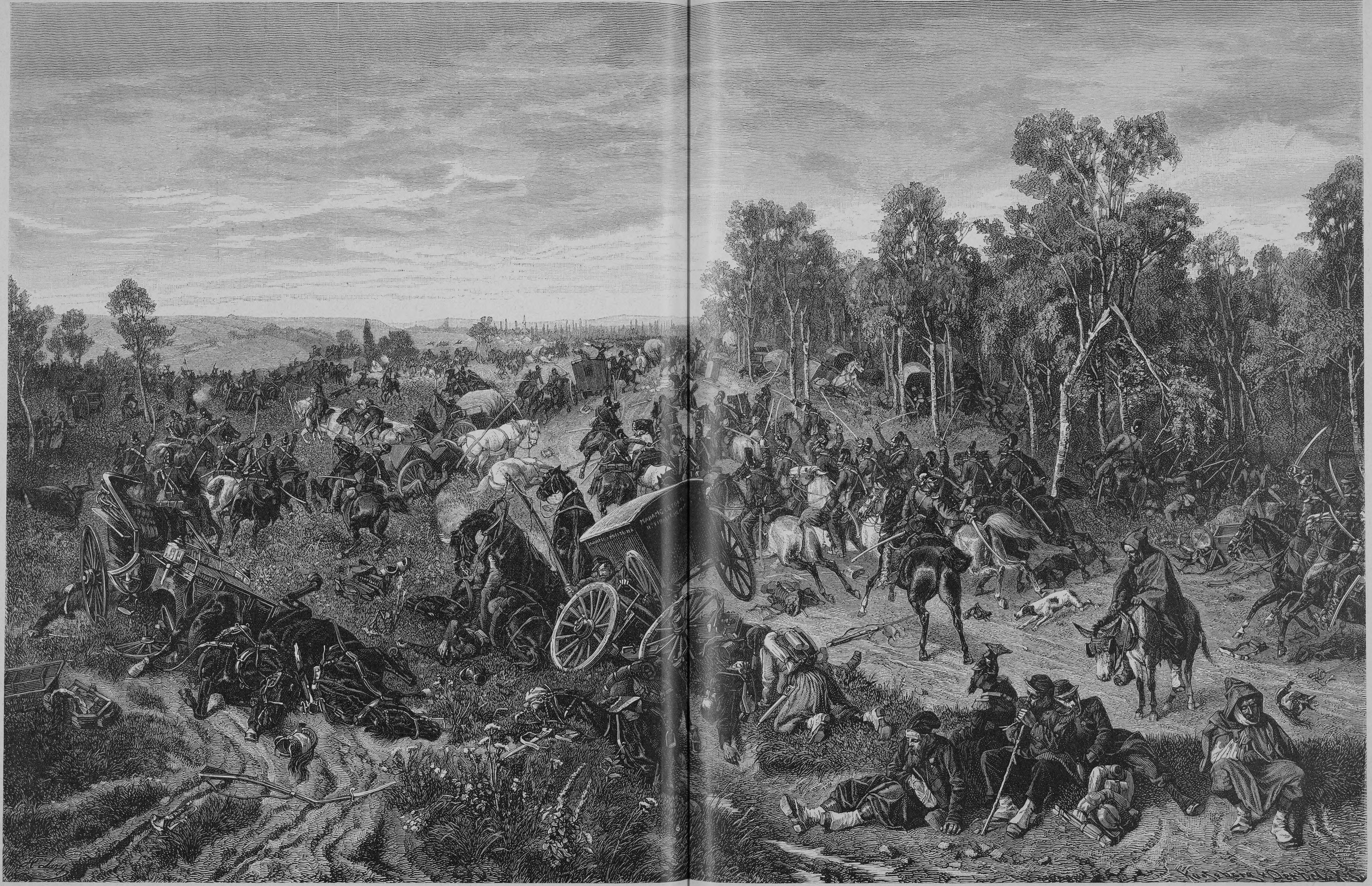
„So wahr mir mein Heiliger helfe," sprach er leidenschaftlich, während er den Pfropfen festrammte, den Ladestock in seine Hülse zurückschob und die Pfanne mit frischem Pulver versah, „wenn ich mir heute ein Stück Geld erjage, möcht' ich übermorgen mit Dir von dannen gehen: heimlich — nur fort von Sucurac. Ja! so wahr mir Sveti Pave, der Natterntöter, helfe!"

Der Kleine sprang in die Höhe, warf seine scharf geladene Waffe wieder über die Schulter und lachte hellauf: ein echtes, sorgloses Kinderlachen.

„Bist Du selber ein Rabe, daß Du so trübselig krächzest?" fragte er. „Weißt Du, was ich mit meinem Schußgelde thun werde? Ich werde Deiner Milica, der Süßen, eine tokka dafür kaufen, denn ich will sie dereinst zum Weibe; hörst Du? Vorwärts, vorwärts, Brüderchen Pavcice!"

Die tokka war das Prunkstück im überreichen

Digitized by Google



Heinrich Lang: Nach der Schlacht bei Wörth: Verfolgung des Feindes durch bayerische Chevauxlegers.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schmucke der morlakischen Mädchen; die Medaille, die zwischen Münzen, Perlen und Schnüren bis tief unter den Busen hing, an der maita befestigt, dem bunt gestickten Querbande, das die beiden goldglitzernden Riemen, den ploc, zusammenhielt, der vorn und rückwärts über die Achseln bis zum Gürtel fiel, wo er, beringt und betroddelt, endete.

Klein-Milicas ploc war ein erbärmliches Dingelchen, aus zerfasernden Leinenstreifen und blinden Messingknöpfen zusammengestichelt von der Mutterhand. Aber ein Andenken an Milos Ublina, den Freundlichen, der so gern küßte, besaß sie schon, ein dünnes Zindelkreuzchen, das, am blutroten Wollfaden baumelnd, ihr schlankes, braunes Hälschen zierte. Zwei türkische Para hatte Milos dem Krschewohändler dafür gegeben.

„Ich mag kein Weib und mich mag keines. Ich bin, wie Jesto, mein fünfter Bruder, ein junak und mehr nicht," sagte Pave, der dreizehnjährige Mann, im Aufsteigen zu seinem Kameraden, und der gab zurück: „So krächze nicht, sondern hebe Deine Füße über die Felsen!" —

Nichts weiter ward mehr laut in der felsigen Einsamkeit, als das Aufprallen der Opankensohlen, wenn die Füße von Stein zu Stein sprangen; das rasche Keuchen der Atemzüge, das leise Klirren der Flintenläufe gegen die Wände, da, wo sich die geschmeidigen Körper der Knaben hart an ihnen weiterschieben mußten, weil der Pfad lange Strecken aufhörte und dann gänzlich.

Ihr Gespräch war verstummt, sie lachten nicht und gaben einander keinen Zuruf. Weißes Geschotter hüpfte tanzend und polternd unter ihren Schritten abwärts, die weder zögerten, noch tasteten. Sicher und behend nahmen sie ihr Ziel von Stelle zu Stelle. Der glatt aufschießenden Wand rangen sie doch noch einen zollbreiten Raum ab zum Vorwärtsklimmen, während die kräftigen Hände am Felsen klebten, den die Mittagshitze durchglühte, oder über sich ins dornige Geginster griffen, das seine Wurzeln in die Risse klebte. Schwindelfrei, ohne Blinzeln, blickten die beiden Augenpaare empor zur freien Höhe, hinab in die nebelnde Tiefe.

Immer jäher, immer steiler hinauf. Die Luft rein und brennend heiß, bis sich allmälich der Höhenwind aufmachte. Der goldene Mossor, den die alten Römer Mons auri nannten, trug heute seinen Namen mit Recht. So wie damals, als Kraljevic Marko, der Königssohn und Held, auf seinem Renner emporritt, troff er vom Golde der Sonne. Es überzog ihn und floß in seinen Runsen; es glitzerte in den Quarzdrusen des Gesteins und thronte auf der Spitze. Da drunten, türkisblau, das Meer im Schoße der Castellabucht; wie ein graugrüner Teppichstreifen die Rebgärten und Oelwälder, wie Kinderspielzeug die Dörfer und das weiße Spalato und die graue Feste Clissa mit ihren Wällen von Zollhöhe und Fingerslänge.

Hier waren schon die „vier Steine" auf tischförmigem Vorsprunge, die sich, gleich den Wänden eines Naturtempelchens, gegen einander neigten, umwuchert und überdacht von Salbei und üppiger Glockenheide.

Nun noch ein gefährliches Stück in die Höhe, steil wie an einem Kamine empor, den furchtbaren Abgrund zu Füßen, und dann:

„Da ist es, Bruder — da — da!"

„Halt Dich an — hebe Dich —"

„Langsam, Brüderchen — hilf mir nach! — Zivio!"

„Zivio! Zivio!"

Einer drängte den andern vorwärts über den Wall von Gebein und Fischgräten und faulendem Aase, des Pestgestankes nicht achtend, den die Ueberreste vom Königsmahle des Adlers ausströmten. Außer sich vor wilder Freude hingen sie am mächtigen Horste „auf ewigen Felsen", von dem die Bergzacke sich in gewaltigen Linien abwärts schluchtete.

Schon hielt Milos das eine der beiden grauwolligen Jungen im Arm, ein quäksendes, schnabelhackendes Geschöpf mit grotesken Flügelstümpfen und vorquellenden Augen. Er warf es seinem Genossen zu und griff nach dem zweiten; da riß Pave plötzlich sein Gewehr an die Backe, schlug an und schrie laut:

„Der Adler! — Der Alte! — Duck Dich! — Wirf Dich nieder, ich schieße!"

Milos aber war vor allen Dingen auf die Bergung seines Raubes bedacht. Er drückte das kreischende Junge an sich, drehte ihm den nackten Hals um, warf den Kopf in den Nacken und spähte mit seinen rotdurchleuchteten Augen gen Himmel.

Da war er, scheitelrecht über seinem Horste. Jetzt ein schwebendes Vögelchen im Blau, kaum schwalbengroß — jetzt ein Vogel, der kreisende Spiralen zog, enger und immer enger — jetzt ein Untier, das seine Fittiche an den Leib legte. Jetzt stieß es mit sausenden Schwingen erdenwärts: hu — i — i — ih! pfiff's durch die Lüfte. Die gespreizten Fänge vor sich her gestreckt, kam's in schräger Linie herab wie eine dunkle Sturmwolke. —

Ein scharfes Knacken und noch eines. Blitz — Knall! Zwei Schüsse zu gleicher Zeit. Einer fuhr dem goldäugigen Raubvogel in den Leib, der andere lähmte ihm den Armknochen der Schwinge. Durch Mark und Bein ging sein gellender Schrei den Knaben; das Weltall wirbelte um sie her.

Da stürzte sich der todwunde Räuber auf Pave und saß auf ihm, die gesunde Schwinge gewaltig hin und her schlagend. Mit vergehender Kraft krallte er einen seiner Fänge um Paves Gurt und die rote Weste, den andern in die Schulter des Armes, den der Knabe über die Augen gedeckt hielt, instinktiv, um den edelsten seiner Sinne zu schirmen.

Der Aermel hing in Fetzen, rot sickerte es hervor — nun ein zweiter Schuß aus Milos' Flinte; die Fänge ließen los — ein krampfhaftes Flattern — ein ohrenzerreißendes Gellen: Paves Bewußtsein begann zu schwinden — wie aus weiter Ferne drang des Freundes schriller Angstschrei herüber:

„Bruder, o Bruder! Mein Bruder!"

Seine letzte Kraft raffte Pave zusammen. Keuchend in Wut und verbissenem Schmerze, griff er über sich nach dem Halse des Adlers und erwürgte ihn mit erkaltenden Fäusten.

Dann lag er ohne Regung zwischen dem Abgrunde und den eklen Ueberresten des Königsmahles, sein Gewehr an sich gepreßt und auf seiner Brust die zuckende Last des verendenden Königs der Bergöde.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegschronik 1870–71.

3. Juli. Die Pariser Regierung erhält durch General Prim die Mitteilung von der Kandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern für den spanischen Thron.

9. Juli. Im Auftrage seiner Regierung ersucht Graf Benedetti, der französische Botschafter, in Ems den König Wilhelm, er möge dem Erbprinzen Leopold die Ablehnung der Thronkandidatur anbefehlen, ein Ansinnen, das der König zurückweist.

11. Juli. Benedetti versucht erneut, eine Pression auf den König auszuüben, wird jedoch abermals abgewiesen. — Erbprinz Leopold leistet freiwillig Verzicht.

13. Juli. Benedetti stellt an den König das Ansinnen, er möge die Zusicherung erteilen, daß er niemals seine Einwilligung geben werde, falls die Frage der Thronkandidatur wieder aufleben sollte. Abermals zurückgewiesen, versucht Benedetti wiederholt eine Audienz beim König zu erhalten, empfängt aber den Bescheid, daß dieser ihm nichts weiter mitzuteilen habe.

15. Juli. Nach einer kriegerischen Rede des Herzogs von Gramont bewilligt die französische Kammer die von der Regierung geforderten Mittel. Lärmvolle Straßenscenen in Paris: „A Berlin, à Berlin!"

König Wilhelm kehrt nach Berlin zurück, stürmisch von der Bevölkerung begrüßt. Die Mobilmachung im Bereiche des Norddeutschen Bundes wird anbefohlen.

19. Juli. Der außerordentliche Reichstag des norddeutschen Bundes wird eröffnet. — Amtliche Ueberreichung der französischen Kriegserklärung in Berlin. Eine Verordnung des Königs Wilhelm bestimmt die Erneuerung des Eisernen Kreuzes für den bevorstehenden Kampf.

21. Juli. Der norddeutsche Reichstag bewilligt ohne Debatte die Kriegsvorlagen und wird darauf geschlossen. — Ein Erlaß des Königs Wilhelm ordnet für den 27. Juli einen außerordentlichen allgemeinen Bettag an.

23. Juli. Der erste Pfeiler der Kehler Rheinbrücke auf deutscher Seite wird in die Luft gesprengt, ein Versuch der Franzosen, die Eisenbahn zwischen Saarbrücken und Saarlouis zu zerstören, vereitelt. — Kaiser Napoleon geht zur Armee ab.

26. Juli. General von Steinmetz reist nach Koblenz, um das Kommando der ersten Armee zu übernehmen. Prinz Friedrich Karl von Preußen begibt sich nach Mainz, wo er den Oberbefehl über die zweite Armee übernimmt.

27. Juli. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, mit dem Kommando der dritten Armee betraut, hält an der Seite des Königs Ludwig seinen Einzug in München.

28. Juli. Kaiser Napoleon trifft in Metz ein und übernimmt den Oberbefehl.

31. Juli. König Wilhelm tritt die Reise zur Armee an und nimmt sein Hauptquartier in Mainz.

1. August. Die deutsche Heeresaufstellung an der Grenze ist vollendet.

2. August. Aufruf des Königs Wilhelm an die Armee. — Drei französische Divisionen greifen die Stadt Saarbrücken an, aus der sich die kleine preußische Besatzung zurückzieht. „Feuertaufe" des Prinzen Napoleon.

4. August. Erstürmung von Weißenburg und des Gaisberges durch Teile der dritten Armee. Der französische Divisionsgeneral Douay †.

5. August. Die Franzosen schießen den Bahnhof von St. Johann in Brand.

6. August. Glänzende Siege bei Wörth und Spichern. Rückzug der französischen Armee auf der ganzen Linie.

10. August. Die französische Hauptarmee sammelt sich vor Metz. Napoleon überträgt den Oberbefehl dem Marschall Bazaine.

Dorschfang bei Helgoland.

(Hiezu die Abbildung Seite 817.)

Zu den angenehmsten Unterhaltungen derer, welche die schöne deutsche Insel besuchen, gehört eine Segelpartie oder auch nur eine Ruderfahrt. Wer sich für Fischfang interessirt, staffirt sich wohl mit Angelschnüren und Würmern aus, um draußen auf dem Meere, in ziemlicher Entfernung von der Insel, dem Dorschfang obzuliegen. Die Würmer, welche man als Köder benützt, muß man, wie fast alles auf der Insel, teuer bezahlen, so daß die gefangenen Fische gewöhnlich nicht im Werte zu den Ausgaben stehen. Aber der Fang bereitet doch viel Vergnügen, und die Fische schmecken, von der Wirtin schön zubereitet, doppelt gut. Die Angelschnur ist ziemlich lang, hat ungefähr einen Meter vom Haken, woran der Köder hängt, ein Bleistück, und wird folgenderweise gehandhabt. Wenn man die Schnur ins Wasser gleiten läßt, so hat man, sobald das Bleistück aufstößt, den Meeresboden gefunden, und zieht nun die Schnur einen Meter wieder zurück, so daß der Köder auf dem Boden spielt. Gewöhnlich dauert es nicht lange, bis man einen munteren Fisch heraufzieht. Diese Freuden sind aber auch mit Leiden verknüpft. Meistens macht man sich tüchtig naß, und bekanntlich trocknet das Seewasser sehr schwer. Eine andere und schlimmere Sache ist aber die Seekrankheit, welche man sich sehr leicht dabei holen kann. Das immerwährende Hineinstarren in das bewegte Wasser und die Schwankungen des leichten Bootes sind oft die Ursachen, daß auch der scheinbar seetüchtigste Angler sich bald zur Umkehr gezwungen sieht.

Der Stubnitzforst auf Rügen.

(Hiezu die Abbildungen Seite 824.)

Rügen ist einer der schönsten Edelsteine in der Krone der preußischen Könige. Wer einmal auf seinen Höhen gestanden und wie mit einem Blick das meerumglänzte Eiland mit seinen zahlreichen Buchten und der Menge der Inseln gesehen hat, welche es, wie Trabanten ein Gestirn, umgeben, wer in seinen dunklen Wäldern mit ihren wunderbar schön gestickten Teppichen auf dem Boden gewandert ist, wer an seinen weißen, hochragenden Küsten geweilt hat, der nimmt unvergeßliche Eindrücke von dieser größten und schönsten der deutschen Inseln mit sich.

Für den, welcher sich nicht scheut, auch einmal dem Meergotte sein Opfer zu bringen, ist die interessanteste Fahrt die, welche von Swinemünde aus nach Saßnitz geht. Sie fährt geradewegs zu dem schönsten Teile des Eilands, zu der Halbinsel Jasmund, auf welcher Stubbenkammer, Saßnitz und Schloß Dwasieden, das sich die Kaiserin zum Sommeraufenthalte erwählt hat, liegen. Allmälich hebt sich die Küste aus dem Meere, aller Augen richten sich vorwärts, westwärts. Zur Linken liegt das Seebad Binz, von der Abendsonne erleuchtet, vor uns Saßnitz mit dem Schwesterdorfe Krampas im Schatten der bewaldeten Berge. Wie aus einer Spielzeugschachtel aufgebaut liegen die Fischerhäuschen, die Villen, die stattlichen Gasthöfe da. Alles überragend, erhebt sich auf einem Hügel die zierliche Johanniskirche mit ihrem schlanken Turm, und das anziehende Panorama abschließend, zieht sich im Hintergrunde der Stubnitzwald dahin.

Was Saßnitz vor allen anderen Badeörtern an der Ostsee auszeichnet, ist nicht der steinigte Strand, sondern der hinter ihm liegende Wald, der Stubnitzforst. Er tritt hart an die ganze nordöstliche Küste der Halbinsel Jasmund und bietet schattige, wechselvolle Spaziergänge auf trefflichen Wegen. Unmittelbar hinter Saßnitz erhebt sich der Fahrnberg. Von einer Lichtung aus sieht man sich zu Füßen den Ort mit seinen Gebäuden wie ein Gemälde, in grünem

Digitized by Google

Rahmen eingeschlossen, dann weiter das Meer in seiner grenzenlosen Ausdehnung. Wir gehen am Steinbach in die Höhe, dann links einen kleinen Pfad, durch den Hochwald einen Berg hinan; ein Merkzeichen an einer gewaltigen Buche weist uns zum Johannisblick.

Wenn wir auf die Höhe des Schanzenberges gehen und dann, auf ihr bleibend, ein Viertelstündchen weiter wandern, kommen wir zu einer einfachen Bank, auf die eine Hand verständnisvoll geschrieben: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh'!" Ja, so ist es hier. Wir schauen in die Thäler der Stubnitz hinein, stehen hoch über den Wipfeln, die der leise Wind bewegt. Wenige hundert Schritt von Saßnitz aus ist die Einsiedlerbank. Im Buchenwalde führt ein Seitenpfad zu einer kleinen Fichtengruppe, die dunkel und ernst unter den hellen Buchen dasteht — wir biegen die Zweige aus einander — ein lauschiger Platz mit einem Bänkchen für ein oder zwei Personen. Wer sich der Einsamkeit ergeben will, der ist hier ganz allein. Vom Schanzenberge aus gibt es allen anderen erwähnten Plätzen gegenüber einen völlig verschiedenen Blick. Man sieht die ganze 10 bis 15 Kilometer lange Küste entlang, über Saßnitz und Krampas mit der malerischen Unordnung ihrer Häuser hinweg, über den Hafen mit seinem geschäftigen Treiben hin, nach Dwasieden—Wäldchen und Schloß — bis die Kreisstadt der Insel, Bergen, mit ihrem spitzen Kirchturm und dem in großen Formen sich aufbauenden Arndt-Turme den Abschluß zur Rechten bildet.

Ein bequemer Fußpfad führt in sanfter Steigung nach dem Schloßberg in der Nähe der Oberförsterei Werder. Den Namen hat er offenbar von einer Umwallung erhalten, die am Rande des Berges selbst sich in einer Ausdehnung von über 700 Schritten hinzieht. Der Wall ist überall nur einfach, nach der Seite aber, wo der Berg nicht steil abfällt, sondern zugänglich ist, noch durch einen breiten Graben geschützt. Man braucht nur eine einzige slavische Befestigung in Norddeutschland zu kennen, um sogleich zu sehen, daß wir es hier mit einer Arbeit eben dieses Volksstammes zu thun haben. Darauf deuten schon die beiden kleinen Kugelgräber hin, die sich im Wallgraben selbst an zweien der Eingangsthore befinden. Den gleichen Charakter wie diese Umwallung tragen die anderen in der Stubnitz belegenen, die am Hingst und die sogenannte Herthaburg. Haben wir es hier unzweifelhaft mit Denkmälern des Altertums zu thun, so kann man gegenüber anderen angeblichen Resten aus der Heidenzeit nicht bedenklich genug sein. Opfersteine gibt's in Menge auf Rügen. Ob sie aber echt sind? Von den zweien, die in der Nähe des Schloßberges liegen, möchte man es glauben. Auf ihrer oberen, etwas abgerundeten Fläche befinden sich in zwei konzentrischen Kreisen kleine Vertiefungen, etwa von der Größe eines Markstückes. Man meint, diese dienten zur Aufnahme eines harzartigen Stoffes, welcher angezündet wurde, so daß dann zwei Kreise von Flammen auf dem Steine sichtbar wurden. Ist dies richtig, so scheint damit der Beweis geliefert, daß diese Steine am Schloßberge echte Opfersteine gewesen. Im übrigen bedarf die Stubnitz keines erborgten Schmuckes, und keiner falschen Altertümelei. Sie ist jedenfalls ein Heiligtum in vorhistorischer Zeit gewesen, sehr reich an alten Grabhügeln und Kegelgräbern. Drei von diesen sind besonders anziehend: das gewaltigste am Südwestrande des Dwasiedenwäldchens nach Mucran zu, eins auf dem Wege vom Dorfe Hagen nach der Herthaburg, das dritte, leider in neuester Zeit wesentlich zerstört, in der Nähe der sogenannten Waldhalle.

Meist richten sich, begreiflicherweise, die Augen der Saßnitz Besuchenden seewärts. Aber ein Punkt, der binnenwärts die Blicke wendet, darf nicht unbesucht bleiben: der Lenzberg. Man kann zu ihm entweder an der Waldkirche, das heißt an dem Platze vorbei, an welchem im Sommer im Freien, unter den Buchen, Gottesdienst gehalten wird, durch schattigen Wald gehen oder der Landstraße nach Sagard bis zu dem Kreidebruche folgen, der durch eine Seilbahn die rohe, gebrochene Kreide unmittelbar in die Schiffe befördert. Weit ins Land kann man schauen. Im Süden am Horizonte sind wie eine feine Bleistiftzeichnung die Türme von Greifswald sichtbar. Auf der Insel selbst sieht man ein mannigfach wechselndes Gelände: Wald, Wasser, Wiese, Acker in buntem Wechsel. Mitten inne liegt die Kirche von Vilmnitz mit der alten Putbuser Fürstengruft. Dann der große und der kleine Jasmunder Bodden, die Insel Pulitz, die Stadt Bergen, der Westewitzer See mit seinen Schwänen, das Dwasiedenwäldchen mit den Schloßtürmen, am Fuß die schmucken Gebäude des Ritterguts Lancken. Alles dies kann man wie auf einer Landkarte liegen sehen, und zur Rechten wie zur Linken wieder das unermeßliche Meer, diesmal mit den beiden Leuchttürmen, im Süden der auf der Greifswalder Oie, im Norden der auf Arkona.

Gewöhnlich führt der erste Ausflug, wenn's Wetter irgend nur günstig ist, von Saßnitz aus gleich nach dem berühmtesten Punkte der Insel, nach Stubbenkammer. Um den vollen Eindruck dieses unvergleichlich majestätischen Ortes zu haben, gehen wir hinauf den Waldweg, um herab nach Saßnitz den Uferweg einzuschlagen.

Im buntesten Gewirr durch einander kommen dort vor: Rotbuchen, Ulmen, Eschen, Espen, Vogelkirschen, Holzäpfel- und Holzbirnenbäume, und an Gesträuchen: Haselstauden, Weißdorn, Schlehdorn, Kornellen, Himbeeren, Schneeball, Louiseren, Seedorn und Stechpalme. Diese grünen Uferlehnen gewähren durch die krause und üppige Belaubung, wie man sie im Binnenlande niemals sieht, einen überaus schönen Anblick. Zwischen den Bäumen und Gesträuchen erscheinen, um das Dickicht noch undurchdringlicher zu machen, zahlreiche stachelige Brombeerarten und unsere norddeutschen Lianen, der Hopfen und das wilde, schön blühende und schön duftende Geißblatt. Beständig der feuchten Seeluft und auch den Seestürmen ausgesetzt, entwickelt sich alles ungewöhnlich kraftvoll und gedrungen. Auch für den Naturforscher, der nach Pflanzen ausschaut, ist der Wald von hohem Interesse. Eine ganze Anzahl Orchideen entzückt vor allem das Auge, unter ihnen die schönste unserer norddeutschen Orchideen, der Frauenschuh (Cypripedium Calceolus), durch Gestalt und Farbe gleich ausgezeichnet. Farnkräuter haben in diesem Inselklima eine besondere Kraft der Entwicklung. Der Schachtelhalm mit fingersdickem Stamm erreicht eine Höhe von 3 bis 4 Fuß, seine gedrängt stehenden Wirtel werden durch je dreißig bis vierzig zarte Aeste gebildet.

Der Fahrweg nach Stubbenkammer führt am Herthasee vorbei. Der Wagen hält bei der Herthabuche, ganz in der Nähe des Sees; sie steht auf einem freien Waldplatze und zeichnet sich durch den gleichmäßigen Wuchs ihrer Zweige aus, die, von fern gesehen, dem Baum die Gestalt einer großen Glocke geben.

Und nun liegt der Herthasee selbst mit seinem blinkenden Wasserspiegel vor uns. Keinem der Besucher ist wohl unbekannt, warum der Name der Hertha mit dem kleinen See verbunden ist. Tacitus sagt in seiner Germania, der Beschreibung unseres deutschen Vaterlandes: „Es ist auf einer Insel des Ozeans ein heiliger Hain und in demselben ein geweihter, mit einer Decke verhüllter Wagen, den allein der Priester berühren darf. Dieser erkennt es, wenn die Göttin" — die kurz vorher Nerthus, das ist die Mutter Erde (Hertha?) genannt ist — „sich in dem Heiligtum befindet und geleitet die von weiblichen Rindern Gezogene mit großer Ehrfurcht. Dann sind Festtage und feierlich die Orte, welche der gastlichen Aufnahme der Göttin gewürdigt werden, bis der Priester die am Verkehr mit den Sterblichen gesättigte Göttin wieder in ihren Tempel zurückführt. Dann wird Wagen und Gewand und, wenn man es glauben will, die Göttin selbst in einem verborgen liegenden See abgewaschen. Sklaven verrichten dies Geschäft, welche der See hernach verschlingt." Lassen wir dahingestellt, was die Gelehrten streitend über diese Worte geschrieben haben, wenn sie uns sagen, ganz unnachweislich seien Ozean und Insel, heiliger Hain und See, von denen Tacitus rede, und ganz gewiß sei der Name Hertha als falsche Lesart in die Germania hineingekommen. Keiner wird sich des tiefen Eindrucks erwehren können, den der Herthasee macht. Verschieden erscheint nur der runde Spiegel, ob man ihn am frühen Morgen oder bei sinkender Nacht, im hellen Sonnenschein oder bei trübem Himmel, in strömendem Regen oder bei zuckendem Blitze, mit grasgrüner Frühlingslaube oder in der dunklen, mannigfach gefärbten Herbstbelaubung sieht. Immer hat er etwas Feierliches, Romantisches und, da der Wald bis dicht an seine Ufer geht und die Zweige über das Wasser sich herüberstrecken, etwas Dunkles und Abgeschiedenes. Die weiße Seerose und die gelbe Mummel ruhen regungslos auf seiner, der Volksmeinung nach unmeßbaren Tiefe.

Die nördliche Seite des Sees berührt, gleichsam wie die Handhabe eines Beckens, ein wallartig gestalteter, fast halbkreisförmig gebogener Hügel mit seinen beiden Endpunkten. Die innere, dem See zugekehrte Böschung ist etwa 30 Fuß hoch, die äußere weit beträchtlicher, aber an verschiedenen Punkten sehr ungleich, von 80 bis 150 Fuß wechselnd. Vom höchsten, nordwestlichen Punkte hat man eine freie Ueberſicht über das Laubdach der Stubnitz hinweg auf das Meer, auf Arkona, ja sogar bei sehr günstiger Luft auf die fernen, wie ein weißer Punkt erglänzenden Kreideküsten der dänischen Insel Moen. Diese, offenbar durch Menschenhände künstlich aufgeschüttete Umwallung ist die Herthaburg; hier soll das Heiligtum der Hertha gestanden haben.

Doch eilen wir nun zum Meere hin. Der Blick ist einzigartig durch seine einfache Erhabenheit, den man von allen Punkten des Stubbenkammerschen Ufers hat. Während andere schöne Gegenden durch die Mannigfaltigkeit ihrer Gegenstände und das bunte Gemisch ihrer Farben ein mehr heiteres, lachenderes Gepräge an sich tragen, herrscht hier die größte Einfachheit. Denn so groß der Raum auch ist, den man überblickt, da man 387 Fuß über dem Meeresspiegel steht, so erfüllen ihn doch nur vier verschiedene Gegenstände und Farben, die aber durch ihre großen zusammenhängenden Massen, die einfachen und gleichmäßigen Farbentöne und durch ihre scharfe Abgrenzung gegen einander einen großartigen Eindruck machen. Tritt man an den Uferrand, so erblickt man unter und neben sich nichts als die blendend weißen, steil abstürzenden Kreidefelsen, gekrönt von dem schönen grünen Laubdache, welches die Stubnitz über sie ausbreitet, von der einzelne Ausläufer bis zum Strande sich hinabziehen; vor sich hat man in weitester Ausdehnung nur das dunkelblaue, wogende Meer.

Den höchsten Punkt des Ufers bildet der Königsstuhl, wohl wie der Droningestol (Königinnenstuhl) auf der Insel Moen wegen seiner majestätischen Gestalt so genannt. Die Aussichtsweite über das Meer beträgt beinahe 35 Kilometer; steil ist der Absturz zum Meere; wer aber glauben wollte, das scheinbar zu den Füßen liegende Meer mit einem Steinwurfe erreichen zu können, der würde von dem vergeblichen Versuche bald abstehen.

Zur Rechten des Königsstuhles führt eine bewaldete Schlucht, die ihn von Klein-Stubbenkammer trennt, zum Strande. Ein breiter, bequemer, in Windungen angelegter Fußsteig läßt den Abstieg und den Aufstieg leicht erscheinen. Erst vom Meere aus kann man den Königsstuhl in seiner ganzen imposanten, basteiartig aus dem Ufer hervortretenden Masse würdigen, seine breite Mächtigkeit und seine bedeutende Höhe, diese besonders, wenn am Himmel Wolken darüber hinziehen.

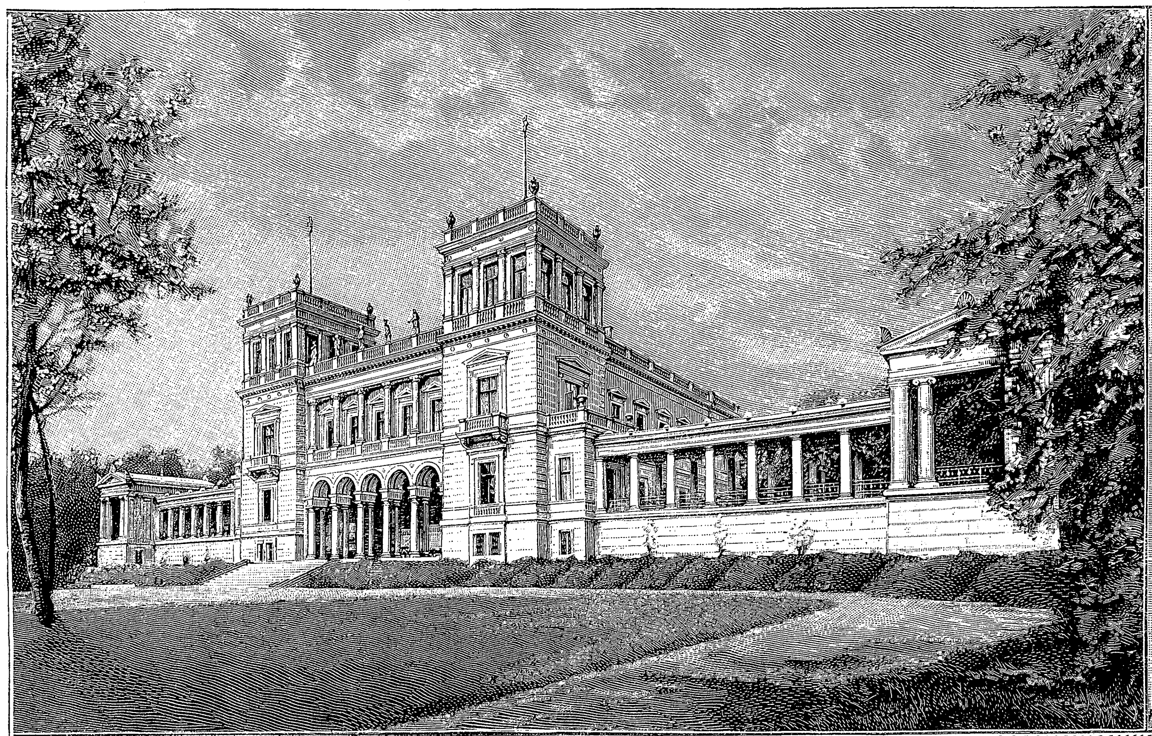
Wir steigen wieder hinauf nach Stubbenkammer, um nun von da aus den sogenannten Uferweg nach Saßnitz zu gehen. Er führt in zwei bis drei Stunden hierhin, immer am Ufer, mit den köstlichsten Ausblicken nach dem Meere zu, im Walde, meist auf der Höhe, nur selten bis zum Strande sich hinabneigend. Durch das Auf und Ab wird er beschwerlich, doch verlohnt er sich ungemein. Sind die Kreidefelsen von Stubbenkammer das große Thema, so bildet dieser Weg die Variationen dazu; darum ist es auch richtiger, zuerst Stubbenkammer zu sehen und von da aus die wechselvollen Bilder des Uferweges zu durchwandeln. Gleich hinter der letzterwähnten Schlucht geht's in die Höhe zur Wilhelmssicht; nach einer Inschrift von König Wilhelm I. so genannt, als er im Jahre 1865 bei Gelegenheit der fünfzigjährigen Jubelfeier der Vereinigung Neuvorpommerns und Rügens mit Preußen diesen Ort besuchte. Es folgt die nach der Kaiserin Friedrich genannte Viktoriasicht, hinter welcher die hohe Frau bei der gleichen Gelegenheit ein V in eine Buche geschnitten hat; eine Königskrone ist später über dem Buchstaben hinzugefügt worden. Viktoriasicht ist ein besonders wirkungsvoller Aussichtspunkt; der Beschauer steht auf einer starken Bohle wie in der Luft, zur Rechten und zur Linken die steilen Abhänge, zu seinen Füßen ein scharf abgegrenzter, nach dem Strande führender Grat einer Kreideklippe. Hochwald und Niederwald wechseln dann auf dem Wege; köstliche Ausblicke zur See werden dargeboten, bis wir auf Stufen zum Kieler Bach hinuntersteigen und an den Strand kommen. Zu beiden Seiten strecken sich da die Kreidefelsenwände am Meere entlang, gekrönt von dem Walde, der bis hart an den steilen Uferrand tritt; hier und da hängt schon einer seiner hohen Bäume über diesen herab, und es steht zu fürchten, daß der nächste Winter — oder gar der erste Sturm — seiner Herr wird und ihn in das brausende Meer hinunterwirft. Jährlich nagen so die Elemente an dem Lande. Wer nach Jahren die Küste wieder besucht, findet manches Merkzeichen davon. Nicht weit vom Kieler Bach, an dem hohen Ufer des Kolliker Baches, dem östlichsten Punkte der Halbinsel, liegt eine Tonne als Seebaake verankert, da, wo ein gewaltiger Felsblock, der Jasmundstein, unmittelbar unter der Meeresoberfläche liegt. Bis dahin hat sich einmal die Küste erstreckt. Ganz Rügen, besonders seine Ostküste von Arkona bis zum Vorgebirge Mönchguts, begleitet ein an manchen Stellen doppeltes Steinriff als die Grenze, bis wohin früher das Land der Insel gereicht hat. Am Kieler Bach kann man auch am besten das Charakteristische der Kreide von Rügen sehen. Es ist deren Reichtum an Feuersteinen, welche in Gestalt von zahllosen, länglich-runden, oft äußerst seltsam geformten Knollen, von Nuß- bis über Kopfgröße, lagenweise — die einzelnen Lagen in einem Abstand von ein Drittel bis zu einem ganzen Meter — das Gestein durchziehen und sich an dessen Steilwänden wie dunkle Perlenschnüre von dem weißen Grunde abheben.

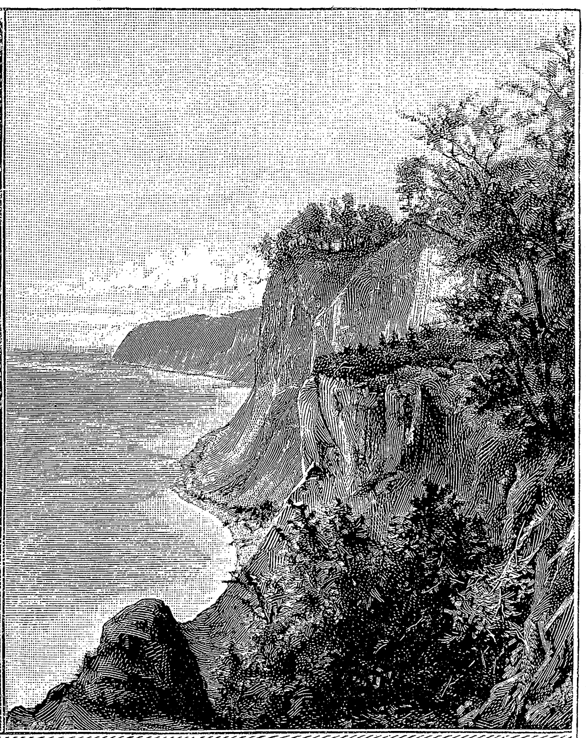
Zwei Drittel des Weges zwischen Stubbenkammer und Saßnitz liegt auf einem Waldplatze ein einfaches Restaurationsgebäude, die Waldhalle, ein beliebter Aufenthaltsort der Badegäste. Nach Saßnitz zu folgen als Aussichtspunkte die Wissower Klinten, steile Kreidefelsgrate, und der Hingst, die schon früher erwähnte Umwallung. Vom Hingst aus führt der Weg wieder zum Strande hinab und dann längs des Meeres an der Besitzung des Prinzen Friedrich Leopold, Uscan, vorbei nach dem freundlichen Saßnitz.

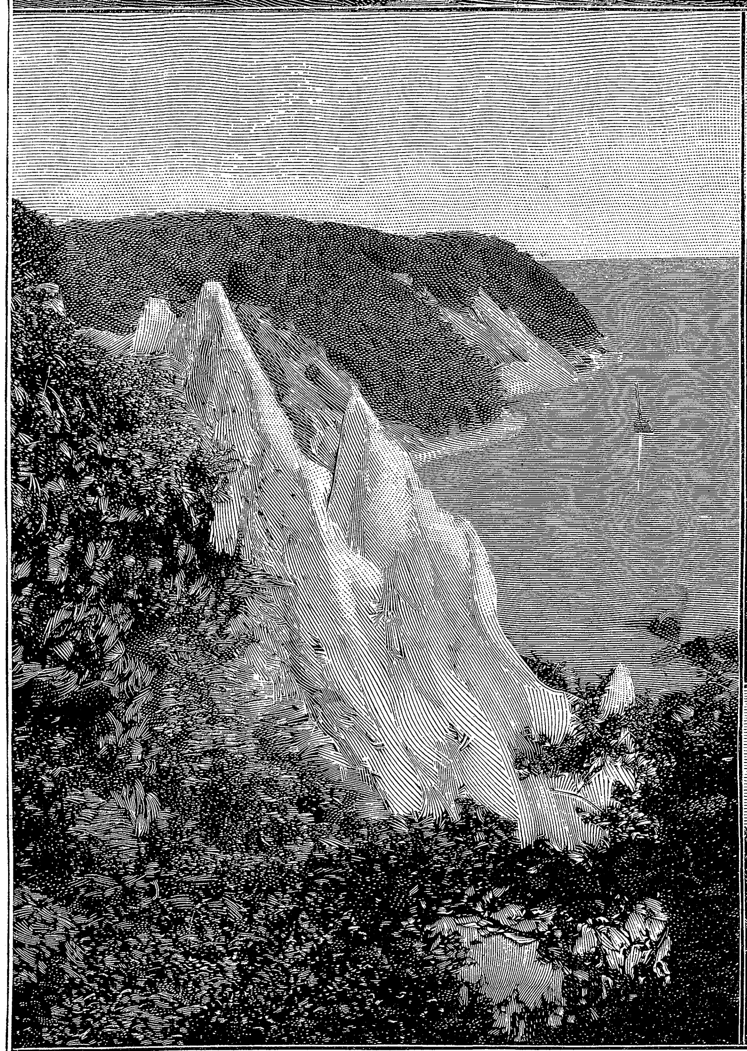
Ist nun so viel vom Lande gesprochen, so werde am Schlusse noch seiner Einwohner gedacht. Der pommersche Chronist Thomas Kantzow schreibt um 1540: „Die Einwohner dieses Landes sind ein sehr zänkisch und mortisch Volk, daß sich an ihnen schier das alte lateinische Sprichwort bewahrheitet: omnes insulares mali. Es gibt auch bei diesem Volk so vielen Rechtsgang, als im halben Lande zu Pommern. Leichtlich geraten sie an einander und wenn einer von ihnen sagt ‚Dat walde Gott un een kolt Jsen', so mag man ihm wohl auf die Fäuste sehen und nicht aufs Maul, denn er ist bald an einem." Der wenig später schreibende Chronist Berckmann setzt noch hinzu: „De Fruwen findt noch ärger als de Manes mit Drängende, wente (denn) Gierichheit iß dar de rechte Wörtel." Mit Lächeln kann man heute nur diese vor mehr als dreihundert Jahren geschriebenen Worte lesen, wenn man die freundlichen Gesichter der Saßnitzer und das zuvorkommende Wesen der Frauen bemerkt. Gerade hier besteht zwischen den Badegästen und den Einheimischen ein herzliches Verhältnis, das eine längere Dauer hat, als manche sogenannte Badebekanntschaft. Dafür zeugt, daß manche Familien wie Stammgäste immer wieder zu denselben Wirtsleuten zurückkehren. Auch die Kaiserin Auguste Viktoria, die im Jahre 1890 in Saßnitz geweilt, hat jetzt mit den jüngeren Kindern wieder dort ihren Aufenthalt genommen.

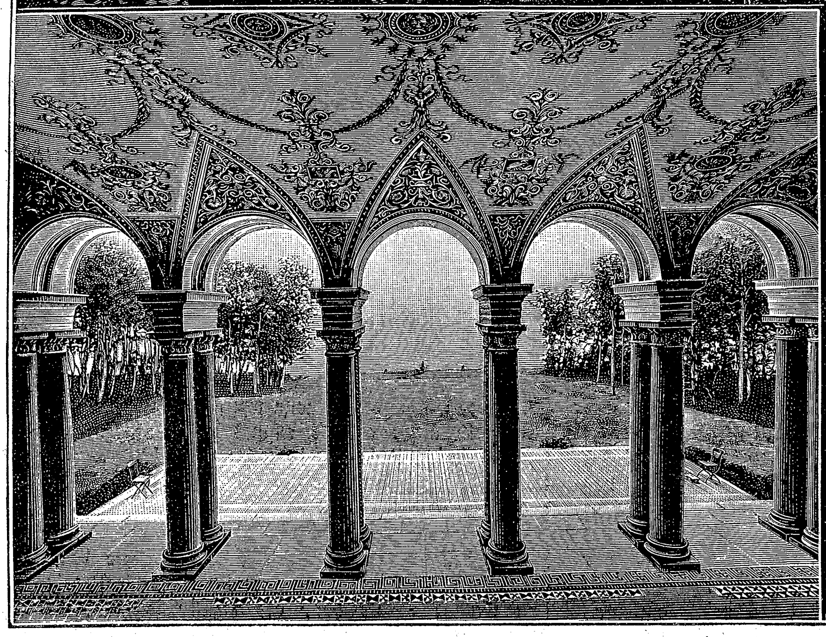
J. F.

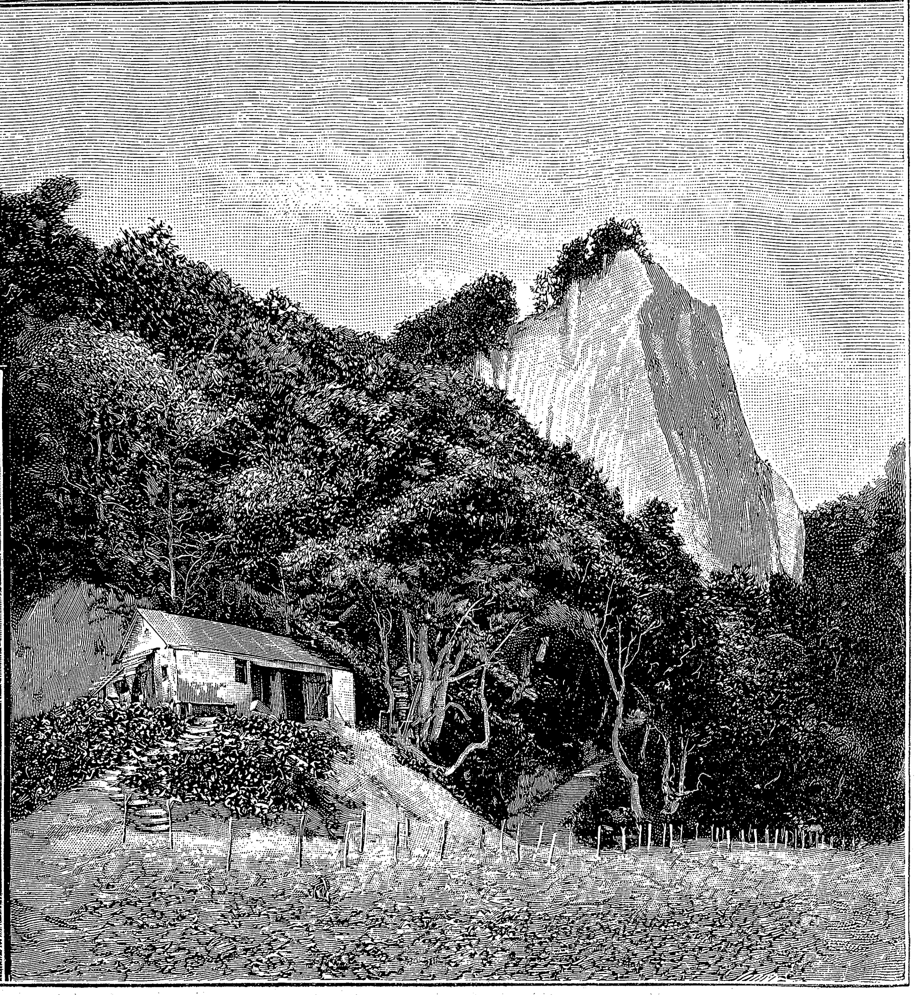
Digitized by Google









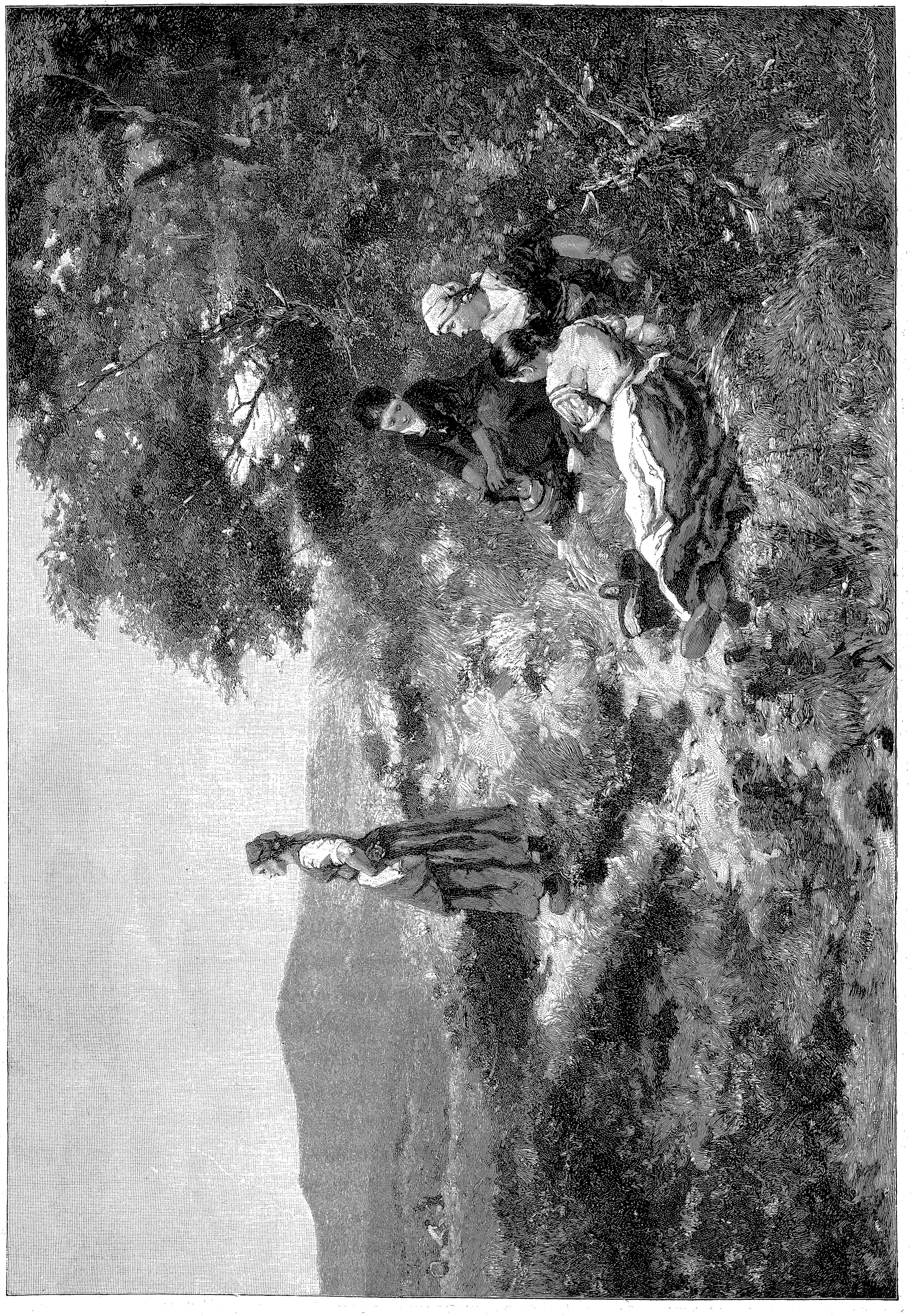


Schloß Dwasieden, die Residenz der Kaiserin.
Wissower Klinken, von Westen gesehen.
Halle im Schlosse Dwasieden.

Am Kollicker Bach, Stubbenkammer.
Rückseite des Schlosses Dwasieden.
Königstuhl und Fischerhütte.

Ansichten von Saßnitz auf Rügen.

Digitized by Google



Johann M. ten Kate: Mittagsruhe.

Digitized by Google

Flittergold?

Novelle in Briefform

von

C. Schroeder.

(Fortsetzung.)

Behaglich streckte ich mich in die Kissen, wohlig dehnte ich mich. Bei dieser Bewegung schob sich mir sacht der große, weiße Spitzendeckel vom Kopf und glitt zur Erde. Da lag er gut. Nun den Arm unter den Nacken gelegt, die Lippen geöffnet und an die Arbeit!

Eine wonnige Arbeit, Melanie! Von der Süße und dem Saft dieser Trauben machst Du Dir gar keinen Begriff, und wenn ich versuchen wollte, Dir beides zu schildern, ich würde mich mit jedem Worte lächerlich machen. So etwas schildert man nicht, so etwas schmeckt man nur. Langsam, mit Andacht so zu sagen, ließ ich nach der ersten Weinbeere eine zweite im Gaumen zergehen, nach der zweiten eine dritte, eine vierte, eine fünfte und — merkwürdig, daß einem ungegorener Traubensaft zu Kopfe steigt, ist doch eigentlich nicht anzunehmen, — aber schläfrig ward ich über dem sybaritischen Schlürfen, sonderbar schläfrig, und auf einmal waren mir die Augen darüber zugefallen. Ich merkte es sogleich und suchte mich in die Höhe zu richten, wollte mich mit den Blicken an irgend etwas klammern, um wach zu bleiben um jeden Preis, doch es gelang mir nicht. Die säulengetragene kleine Halle, der Brunnen draußen, der blaue Himmel, — keines hielt mir stand; wie der Blitz waren sie an meinen Augen vorüber und verschwunden.

Im Paradiese wandelte ich nun — im echten biblischen, meine ich. Nicht als moderner Mensch, ganz zufällig war ich hierher geraten, nein, ich war Eva und befand mich daheim. Wo Adam steckte? Das weiß ich nicht, der gute Mann war so fern von meinen Gedanken, als ob er auf der Welt nicht existirte. Einsam wandelte ich unter Wunderbäumen, zwischen Blumen von ungeahnter Pracht. Wie sie schwankten und sich neigten auf ihren feinen, hohen Stengeln, wie sie durch einander leuchteten — flammend rot, goldgelb und violett! Es war ein heißes Leuchten, es blendete mir die Augen — ein paarmal mußte ich sie schließen. Aber nun ward es Nacht, die tiefste, grünste Baumnacht, in die das blaue Himmelsauge nicht einen Blick mehr thun konnte, und das war gut, kam meinem Vorhaben zu statten. Meinem Vorhaben? Ich hatte doch nicht etwa die Absicht — I bewahre, essen wollte ich sie ja nicht, die verbotene Frucht, nur schauen. Sie hatten mir nämlich gesagt, daß sie ein Apfel sei, ein ganz gemeiner, dicker, pausbäckiger Apfel, und das konnte, das wollte — und gottlob! das brauchte ich auch nicht zu glauben! Denn da stand er ja, der hehre, der herrliche Baum! Seine Krone streifte die Wolken, seine untersten Zweige fegten den Boden. Und seine Früchte? Waren Trauben, wie ich mir immer gedacht, Weintrauben von drei Schuh Länge, mit Beeren wie Pflaumen so blau und so groß. Mir ward ganz wonnig wohl und doch auch ein bißchen feierlich bang zu Mute. Vorwärts zu schreiten wagte ich eigentlich nicht, aber ich that es doch nach einer Weile, langsam, Schritt vor Schritt, bis ich am Ziel stand. Pflücken durfte ich sie ja um Gottes willen nicht, die verbotene Frucht, aber sie ein bißchen anfühlen, ihr Gewicht auf der Hand prüfen — das durfte ich doch wohl? Zögernd, unter Herzklopfen streckte ich den Arm empor und — riß ihn erschrocken zurück! Etwas hatte mir den Hut vom Kopf gestoßen. Etwas? Eine Menschenhand war es gewesen, denn wie ich in Todesangst den Blick hob, da lachte mich aus den Zweigen das schönste Frauenantlitz an, ein Antlitz, wie aus mattfarbigem Elfenbein gemeißelt, mit Augen wie Demanten unter langen, seidenen Wimpern und edelgezeichneten Brauen. Wo ich doch dies Antlitz schon gesehen hatte? fragte ich mich staunend. Da öffnete es die rosigen Lippen und sprach — griechisch. So ging mir's immer! Wenn mir besonders daran lag, etwas zu verstehen, etwas genau zu wissen in diesem Lande, so sprachen die Leute griechisch. Es war zum Totärgern oder — zum Sprachstundennehmen! Mit einem Fußstampfen dachte ich's und sagte ich's. Da that sie sehr erschrocken vor meinem Zorn, verbarg das Gesicht hinter dem Blattwerk und war leise kichernd verschwunden.

Zugleich war aber auch der Baum verschwunden, aus den tiefen Schatten war helles Licht geworden, und in dem Licht — den letzten Strahlen der sinkenden Sonne — sah ich einen Tisch neben mir, hinter dem Tisch bunte Säulchen, die ein zierlich gemaltes, goldflimmerndes Schirmdach trugen, und an eines der Säulchen gelehnt —

Ich war ja wach — natürlich war ich wach. Ich erkannte den Kiosk, in dem ich eingeschlafen, wie ich den Traubenrest auf dem Tisch, den Hut neben mir auf dem Boden erkannte, trotzdem — wie ich den Mann da an dem Säulchen lehnen sah, war mir's erst, als ob ich träumte.

An ihm selbst war nichts Sonderbares — o nein. Er trug die Allerweltstracht, die die Mode dem Gentleman vorschreibt, wenn auch das warme Braun der Haut, das Rabenschwarz des kurz gehaltenen Haupt- und Barthaares, der edle Schnitt der Züge und nicht zum mindesten das hohe, stolze Ebenmaß der Gestalt ihn als Griechen kennzeichneten. Aber so wie er dastand, ungläubig, fast fassungslos dreinschauend vor Erstaunen, hatte er schon einmal dagestanden in meiner Erinnerung. Jetzt galt sein Erstaunen offenbar meinem Hiersein, damals hatte es einen andern Grund gehabt. Bei dem Gedanken daran stieg mir das heiße Blut ins Gesicht. Gleich hinterher aber schämte ich mich des dummen Erröten, ärgerte mich über den, der es verursacht, und sprang auf.

Die Bewegung riß ihn aus seiner Versunkenheit.

„Wie ist's möglich?“ murmelte er.

Ich hätte mit Fug dasselbe fragen können, denn wenn ich ihn auch aus Griechenland gebürtig wußte, daß ich ihn gerade in Patras, noch dazu bei meinem ersten Ausgang in Patras treffen mußte, war doch wunderbar genug.

„Wie ist's möglich?“ murmelte er und trat einen Schritt vor.

„Ich — ich habe Verwandte hier wohnhaft,“ stammelte ich, mich hastig nach meinem Hut bückend.

„So viel wußte ich,“ entgegnete er, „auch daß man Sie erwartete, war mir bekannt —“

Ein nettes Klatschnest, dies Patras, dachte ich.

„Aber,“ fuhr er kopfschüttelnd fort, „daß ich Ihnen gleich im Moment meiner Ankunft und —“ mit einem staunenden Blick im Kreise herum — „gar noch an diesem Orte begegnen würde, ließ ich mir nicht träumen!“

Wie er das gesprochen hatte! Wahrlich in einem andern Deutsch, als er es damals geradebrecht. Es klang ja noch ein wenig fremdländisch, aber doch nur eben fremdländisch genug, um sich angenehm in das Ohr zu schmeicheln. So dachte ich und dann erschrak ich, daß mir dieses Mannes Sprechweise überhaupt zu denken gegeben. Ich war doch hoffentlich, was schöne Organe, schöne Erscheinungen und sonstige Oberflächlichkeiten betraf, nicht mehr die Thörin, die ich vor vier Jahren gewesen? Eine Angst beschlich mich, und aus einem Gefühl heraus, als müsse ich mich gegen eine drohende Gefahr zur Wehr setzen, wiederholte ich mit viel schärferer Ironie als not that:

„Gar noch an diesem Ort? Ich denke, ich befinde mich in meines Onkels Weinberg!“ Mein Blick mochte ziemlich deutlich hinzusetzen: „Ihr Hiersein, mein Herr, und nicht das meine bedarf der Erklärung, wie Sie sehen!“ Denn er nahm, wie überrascht, die Unterlippe zwischen die Zähne, ließ den Blick noch einmal rasch im Kreise schweifen und versetzte mit einiger Verlegenheit, wie mir's schien:

„Die Weinberge — hm! — die Thore der Weinberge sind fast sämtlich unverschlossen hier zu Lande.“

„In der That? Gibt's keine Traubendiebe?“

Es schien mir durchaus nicht angebracht, daß er zu diesen Worten so eigentümlich lächelte, denn eine Anzüglichkeit hatte ich natürlich nicht beabsichtigt.

„Nein,“ kopfschüttelte er, „der Wanderer, den es im Vorübergehen nach Trauben gelüstet, der mag nach Belieben nehmen, wir betrachten ihn als unsern Gast.“

Das klang von seinem Standpunkt als Eindringling aus reichlich erhaben, fand ich. Es verdroß mich just ein bißchen. „Meinetwegen,“ dachte ich, „iß Du im Vorübergehen so viele Trauben, wie es Dir beliebt — ich empfehle mich gehorsamst.“

Mit einer höflichen Verbeugung wollte ich an ihm vorüber, aber mit beredten Blicken hielt er mich auf.

„Das Abendrot ist schon im Verglühen,“ sagte er, „und es wird rasch dunkel bei uns in Griechenland. Wenn ich mir erlauben dürfte, Ihnen auf dem Weg in die Stadt zurück meine Begleitung —“

Daß er hier abbrach, daran mußte wohl meine entsetzte Miene schuld sein. Mich überkam nämlich wieder die Angst. „Nur nichts riskiren,“ dachte ich, „nur um Gottes willen nichts riskiren, bis du deiner selbst sicher bist.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ stammelte ich, „aber — aber der Weg ist ja nicht so lang, und wenn ich rasch gehe — Ich bin auch gar nicht furchtsam — nein, nicht im geringsten furchtsam!“

Sich stumm verneigend, trat er zurück. Der Mann, sich aufzudrängen, war er auch damals nicht gewesen. Ein paar Sekunden später hatte sich das Thor des Weinbergs hinter mir geschlossen.

Gelogen hatte ich natürlich. Einen größern Hasenfuß, wie ich im Dunkeln bin, kann es auf der Welt nicht geben. Aber — furchtsam oder nicht — so viel ist gewiß, ich hätte mich doppelt gefürchtet in seiner Gesellschaft.

Warum? — Ja, warum? Je weiter ich fortkam aus seiner Nähe, desto weniger begriff ich es.

Ich war doch mit der Geschichte schon vor vier Jahren vollständig fertig gewesen. Vollständig? Nun, in einem gewissen Sinne wird man mit der größten Dummheit, die man je gemacht, niemals fertig. Man mußte sich ihrer schämen, so oft sie in die Erinnerung zurückkehrte. Und wie hatte ich mich ihrer geschämt die Zeit her, lieber Gott, wie schämte ich mich ihrer jetzt noch. Ein Stück meines Lebens, einen Teil meiner Schönheit, die Augen fast, die sie so sehr anschwärmten, hätte ich darum gegeben, um sie ungeschehen zu machen. Eine Dummheit aber, deren man sich bis zu diesem Grade schämte, die sollte man noch einmal machen? War das denkbar — war das möglich?!

Ich feiges, albernes Geschöpf — so im panischen Schrecken davon zu laufen! Nicht einzusehen, daß ich meinem Stolz etwas vergab, daß ich unendlich, ganz unendlich klüger that, ein höfliches Anerbieten mit kühlem Gleichmut anzunehmen!

Wenn der Mann jetzt neben mir herging, so konnte mir das ja nicht schaden, nur nützen. Er redete und ich hörte gelassen zu, oder hörte auch nicht zu, gerade wie es mir paßte. Wenn er aber fertig war, so nahm ich selber das Wort und ließ meine Konversation so leicht und lustig über die Oberfläche des Wassers hingaukeln und spielen, daß er sich wohl überzeugen mußte, wie in der Tiefe alles ruhig sei, wie still und fest dort das Vergessen schlummere. Trennten sich aber nachher unsere Wege, nun, so nahm er wenigstens einigen Respekt vor mir mit nach Hause.

Was er jetzt mitnahm, sah sicher mehr nach Geringschätzung aus. Ja, ich konnte mir's lebhaft vorstellen, zu meinem unwürdigen Gebaren hatte er natürlich hinter mir her den Kopf geschüttelt — vielleicht — wer mochte es wissen? — hatte er auch wohl lächelnd selbstgefällige Schlüsse daraus gezogen oder gar schon einen Vorsatz daran geknüpft, den Vorsatz, ein kleines Abenteuer, das er vordem nicht zur Zufriedenheit bestanden, nunmehr zu glücklicherem Ziel zu führen.

Mir ward heiß und kalt bei dem Gedanken. Ich stand — eben aus dem Olivenhain auf die Landstraße gelangt — schreckgelähmt still und blickte zu dem dämmrigen Himmel Griechenlands empor. Wenn der solch schlimmen Entschlüssen Vorschub leistete, dann — war es besser, ich wandte Patras den Rücken, kehrte in die Heimat zurück! Ob es nicht ohnehin besser war? In dem Taugenichtsleben, in dem Luxus, der meine Sinne gar so angenehm umschmeichelte, nahm über kurz oder lang meine Seele doch vielleicht Schaden und — ja, es war entschieden besser. Ein Glück, daß ich mich den Verwandten gegenüber noch mit keinem Wort gebunden, ein wahrer Segen, daß ich mein Lehrerinnenexamen glänzend bestanden hatte!

Digitized by Google

So dachte ich und schritt rasch weiter. Wenn Du aber meinst, daß mich die Aussicht auf nützliche Lebensarbeit nun recht ruhig und heiter gestimmt hätte, so irrst Du. Es war erstaunlich, wie ungern ich mich im Geiste von der behaglichen Faulenzerexistenz trennte, in der ich schon merkwürdig fest Wurzel geschlagen zu haben schien. Ja, ja, Lani, der sorglose Genuß sagte mir mehr zu, wie die ernste, edle Pflicht. Solch ein armseliger Dutzendmensch bin ich nur.

Inzwischen fingen die Schatten an, dichter zu fallen. Als ich die ersten Häuser der Stadt erreichte, war es bereits Nacht. Den Weg zu verfehlen, fürchtete ich nicht, der lief, wenn auch bergauf und bergab, doch immer ziemlich geradeaus. Die Menschen waren es, die mir bange machten, die Gestalten, die halb unsichtbar im vagen Sternenlicht an mir vorüberschritten oder huschten. Wie oft ich mich hinter einen Mauervorsprung drückte, um einer Begegnung auszuweichen, kann ich Dir nicht sagen. Ein Glück übrigens, daß auch mich das Dunkel gnädig umhüllte, von der peinigenden Neugier von heute nachmittag hatte ich so nur ein Beispiel. Eine Thür sprang nämlich auf, im Moment als ich vorüber wollte. Vor meine Füße fiel heller Lampenschein und in dem Lampenschein, breitspurig mir in den Weg gepflanzt, stand ein hochgewachsener Alter, die Beine in weißen Gamaschen, den rotgefütterten weißen Mantel über den Schultern. Daß mir das Herz zum Zerspringen klopfte, kannst Du Dir denken. Was geschah aber? Er sah mich an, der Alte, vom Kopf bis zu den Füßen, von den Füßen wieder bis zum Kopf, dann wiegte er in sprachlosem Erstaunen das würdige Haupt hin und her, trat zurück und ließ mich vorüber, mit väterlicher Besorgnis in der Miene. Ich hätte ihm wohl die Hand drücken, ich hätte, von meiner Angst befreit, wohl laut auflachen mögen, Lani, denn wenn sie mir nichts thaten, diese bärtigen, flammenäugigen, muskelstarken Gestalten, die wie aus einem Schauerdrama getreten schienen, wer sollte mir dann etwas anhaben?

Ein bißchen reichlich übermütig wurde ich nun, statt mich besonnen im Schatteen der Häuser zu halten, betrat ich die offene Straße. So erlebte ich denn im Handumdrehen wieder etwas. Ein Trupp junger Burschen stand da, heftig auf einander einredend. Die Stimmen klangen hoch und schrill, die Arme fuchtelten und fuhren mit einer Geschwindigkeit in der Luft herum, als sei es auf eine Schlägerei abgesehen. Im Nu war ich in meinen Schatten zurückgeschlüpft, aber bemerkt hatten sie mich doch, das bewies mir ihr jähes Verstummen — gottlob! nur ihr Verstummen, Lani. Sie hoben keinen Fuß in meiner Richtung, sie riefen mir nichts zu und schrieen mir nichts nach. Daß dem einen guten Jungen ein Lachen entfuhr, will ich ihm gern verzeihen.

„Zwei falsche Schreckschüsse," spöttelst Du „und nun — wahrscheinlich noch Nummer drei?"

Warte es nur ab, Jungfer Melanie, und thue nicht gar zu tapfer!

Die Straße verengte sich jetzt, ward häßlich schmal und dunkel, bekam auch Falten und Runzeln, Vorsprünge mit schwarzen Vertiefungen dahinter. Menschen traf ich gar nicht mehr. Ein Glück, meinst Du? Vor einer Viertelstunde hätte ich es vielleicht auch gemeint, jetzt fand ich es weit schlimmer, mit meiner Angst und meiner Phantasie allein zu sein. Denn als diese dumme, aufgeregte Phantasie keine Menschen mehr sah, da schaffte sie sich welche. In jedem düstern Winkel ließ sie einen raubsüchtigen Bösewicht lauern, hinter jedem gewölbten Thorbogen einen Mörder mit gezücktem Dolchmesser, unter jeder Kellerlucke einen langen Arm, der nur den Moment abwartete, mich in Nacht und Grauen hinabzuziehen. Ich kann Dir versichern, ich hatte im Geist schon mehrfachen Tod erlitten, bevor ich die öde, enge Gasse noch halb hinunter war und — nun kam es doch erst.

Es war mir nämlich plötzlich, als ob mein Schritt ein Echo wecke. „Um Himmels willen," sagte ich mir, „so tritt doch leiser auf!" Aber je leiser ich auftrat, desto hörbarer scholl mein Echo hinter mir drein — es war eben kein Echo, sondern der Tritt eines andern Menschen. Eines Verfolgers? Entsetzlicher Gedanke!

Was thun? Laufen, so rasch mich meine Füße tragen wollten — in eines der Häuser flüchten? Ich hatte Angst zu laufen und noch mehr Angst vor den Häusern.

Zitternd, strauchelnd ging ich — er aber ruhigen, gemessenen Schrittes. Ein Verfolger, der gar keine Eile hatte? — O! es gab solche! Mörderseelen, die kalten Blutes den günstigsten Augenblick abpaßten —

Aber die gingen nicht so. Nein, des Mörders Schritt war scheu, wie sein Thun. Auf Katzensohlen stahl er sich hinter seinem Opfer her, mit einem Raubtiersprung aus dem Hinterhalt erreichte er es. Der Schritt da mit dem stolz und sicher hallenden Klang war der Schritt des guten Gewissens.

Wie fest das auf einmal in mir stand, Lani! Es ist mir selbst noch wie ein Wunder, aber durch den bloßen Schall dieses Schrittes auf einmal vollständig beruhigt, trat ich zur Seite, den unsichtbaren Wanderer an mir vorüber zu lassen.

Kaum aber stand ich, so stand auch er. Ja, so lang ich hinhorchte, kein Laut kam aus seiner Richtung. Vielleicht war er in ein Haus getreten? Ich hob den Fuß — ich ging, da ging auch er, und je schneller ich ging, desto schneller ging er. Die Verzweiflung packte mich, gab mir Kraft. Ich fing an zu laufen, rannte vorwärts, blindlings vorwärts, einem Herrn in die Arme, schrie laut auf vor Entsetzen und weinte dann fast vor Freude. Der Herr war Franz, mein Bruder.

„Sieh einmal an! Das sind ja hübsche Geschichten!" begann er in strengrichterlichem Ton. „Ich komme nach Haus, frage nach Dir. Da heißt's: ‚Ja, seid Ihr denn nicht beide zusammen oben im Weinberg? Das Pädi hat die Sophie hinaufgeführt und wir meinten, Du seiest ihr nachgegangen.‘ Eine nette Ueberraschung! Ich nehme mir nicht einmal die Zeit, nach meinem Hut zu greifen, sondern stürze, was ich stürzen kann, und nun —"

„Ach! Franz," stammelte ich im wonnigen Gefühl des Geborgenseins, „was für ein Himmelssegen, daß Du da bist, Franz!"

„Hast rechtschaffen Angst ausgestanden?" lachte er auf. „Ist Dir schon gesund! Spielst uns den Streich sobald nicht wieder. Was hattest Du denn, so zu laufen?"

„Der greuliche Mensch war mir ja immer auf den Fersen," schauderte ich und wollte mich enger an den Bruder schmiegen, der aber schob mich mit einer raschen Geberde von sich.

„Was für ein Mensch?" fragte er und seine Augen tauchten scharf spähend in das Dunkel hinter mir.

„Sehen konnte ich ihn nicht," kopfschüttelte ich, „und Du wirst ihn auch wohl kaum — halt! Regt sich dort nicht etwas im Schatten der Mauer?"

Als ich es gesagt hatte, bereute ich es, denn mit einem Sprung war mein Heißsporn fort von meiner Seite.

„Franz!" rief ich, „Franz — um Gottes willen!"

Aber er stand schon am Ziel. Eine zornig herausgestoßene Frage seinerseits, darauf — schallendes Gelächter. Ein leise geführtes, kurzes Zwiegespräch, dann kehrte Franz zurück, immer noch lachend.

„Schwesterchen," rief er mir entgegen, „was sagst Du dazu, daß Dein Verfolger ein Beschützer war?"

„Unsinn!" versetzte ich kurz und scharf, aber mir ward bereits ungemütlich heiß, denn mir kam eine Ahnung.

„Durchaus kein Unsinn. Ein junger Don Quijote hat eine anscheinend landfremde Dame allein im Dunkeln lustwandeln sehen und es geraten gefunden, von weitem ein Auge auf sie zu haben."

„Das hat er Dir vorgelogen!"

„Manuel Chrysikópulos lügt nicht."

„Weißt Du das so gewiß?"

„Köpfen lasse ich mich drauf!"

Ein ungläubiges Lachen entfuhr mir.

Da faßte er meinen Arm, sah mir schelmisch in das Gesicht und sagte: „Schwesterchen, Schwesterchen, ich glaube gar, Du hast ihn im Verdacht —"

„Nun?"

„Als ob er Deinen schönen Augen nachgelaufen wäre!"

„Franz! Ich — ich bitte mir aus!"

„Na, na! Nur nicht so hitzig. Unnatürlich wäre er ja am Ende nicht — solch ein Verdacht, aber unbegründet jedenfalls. Manuel ist kein Don Juan — ich, als sein bester Freund muß das wissen — und dann hat er auch verzweifelt wenig Ursache, hübschen Mädchen nachzustellen — verzweifelt wenig!"

Hatte Franz seinen letzten Worten einen Seufzer folgen lassen? Es klang fast so, doch ich war zu erregt, um genau hinzuhören.

„Was willst Du damit sagen?" fragte ich atemlos.

„Daß er — die Allerschönste in Patras sein eigen nennt."

Diese Erklärung verursachte mir ein seltsames Unbehagen. Lachen wollte ich und konnte nicht, reden und konnte wieder nicht. Etwas wie einen Alp mußte meine Stimme erst von sich wälzen, bevor ich herauspressen konnte:

„Verheiratet?"

„Noch nicht."

„Verlobt aber?"

„Nun, ja doch!" versetzte Franz in ziemlich unwirschem Ton.

„Seit wann?"

„Herrgott noch 'mal! Wie ihr Frauenzimmer solch einer Sache auf den Grund geht! Seit wann? Ja, weiß ich's denn selber? Sagen wir, seit sechs Jahren."

„Seit *sechs* Jahren?!"

„Meinetwegen mögen es auch schon sieben sein. Aber ob es sechs sind oder sieben, wie in der Welt kann es Dich interessiren? Du kennst ja weder ihn noch sie!"

Das war mehr ein ungeduldiger Ausruf als eine Frage. Ich antwortete auch nichts darauf, aber wenn überhaupt irgend jemand, so hatte wohl ich ein Interesse daran, daß Herr Emanuel Chrysikópulos vor vier Jahren bereits ein verlobter Mann gewesen. Als mich damals nämlich sein Benehmen veranlaßt hatte, ungünstig auf seinen Charakter zu schließen, da war mir jene Warnung aus meinem Notizbuch eingefallen: „Laß dich von dem Schönen nicht blenden. Das Schöne ohne das Gute ist wertlos wie Flittergold." Diese oft verschmähte Warnung — damals hatte ich sie befolgt und heute konnte ich mir Glück dazu wünschen.

Ich that es denn auch, erklärte mich innerlich tief befriedigt, ließ mir aber nach außen hin nichts davon anmerken. Wenn Franz wortkarg war auf dem Rest des Heimwegs, so war ich einsilbig. Und wenn Franz später wenigstens im Salon seine gute Laune wieder fand, so geriet ich in eine immer schlechtere. Es war aber auch kein Vergnügen, ihn unausgesetzt von seinem Manuel schwärmen zu hören, diesem Ritter ohne Furcht und Tadel, der, kaum aus Pyrgos heimgekehrt, gleich die ersten Stunden seines kärglich bemessenen Urlaubs geopfert hatte, um ein „fahrendes Fräulein" zu beschützen und so weiter und so weiter. Wütend ging ich zu Bett.

Als mir auf dem Korridor das Pädi begegnete und mich mit Mund und Augen anlachte, wandte ich stirnrunzelnd den Kopf zur Seite. Zu leide gethan hatte mir der Bursche ja weiter nichts, aber er war ein Grieche und die konnte ich allesamt wieder nicht ausstehen.

Als ich eine Viertelstunde später vor dem Spiegel im eigenen Schlafgemach meine „Goldschlangenmähne" (wie Franz sie nennt) um mich ausgeschüttelt hatte, fiel mir die „Allerschönste in Patras" ein, und nun mußte ich selber lachen — so recht spöttisch.

(Fortsetzung folgt.)

Saarbrücken und Spichern.

Es war am 15. Juli 1870, als die „Saarbrücker Zeitung" durch Extrablatt die Kunde der Kriegserklärung verbreitete. Die Nachricht erwies sich bald als verfrüht, denn die offizielle Kriegserklärung langte in Berlin erst am 19. Juli an. Nichtsdestoweniger wurden noch am Abend des 15. die öffentlichen Kassen und überhaupt all das in Sicherheit gebracht, was man nicht gern in Feindeshänden sieht.

In der Nacht zum 16. Juli erhielt Oberstlieutenant von Pestel, der Kommandeur der in Saarbrücken garnisonirenden 7. Ulanen, seitens des Koblenzer Generalkommandos folgende Depesche: „Plötzlicher Angriff möglich. Die Ulanen von Saarbrücken sollen beim Rückzug hinter sich an vielen Stellen die Eisenbahn auf Bingen und Kaiserslautern unbrauchbar machen, hiebei jedoch keine größeren Bauwerke zerstören." Dem Befehl zufolge zogen die Ulanen ab, und die Saarstädte waren wehr- und waffenlos den Launen

eines vielleicht schon an ihren Mauern stehenden Feindes preisgegeben.

Aber die Franzosen hatten es nicht so eilig. Die Mobilmachung klappte nicht, trotzdem man den Vernichtungsschlag gegen Preußen schon von langer Hand vorbereitet hatte. Daher kehrten auch die Ulanen schon am nächsten Tage nach ihrer Garnison zurück, um hier im Verein mit dem gegen Abend eingetroffenen zweiten Bataillon des hohenzollernschen Füsilierregiments Nr. 40 Grenzwacht zu halten. Sie erstiegen sogleich die dicht hinter Saarbrücken liegenden Höhen, auf welchen sich das Gasthaus „Bellevue" und der alte Kavallerie-Exerzierplatz befinden und bezogen hier Vorposten.

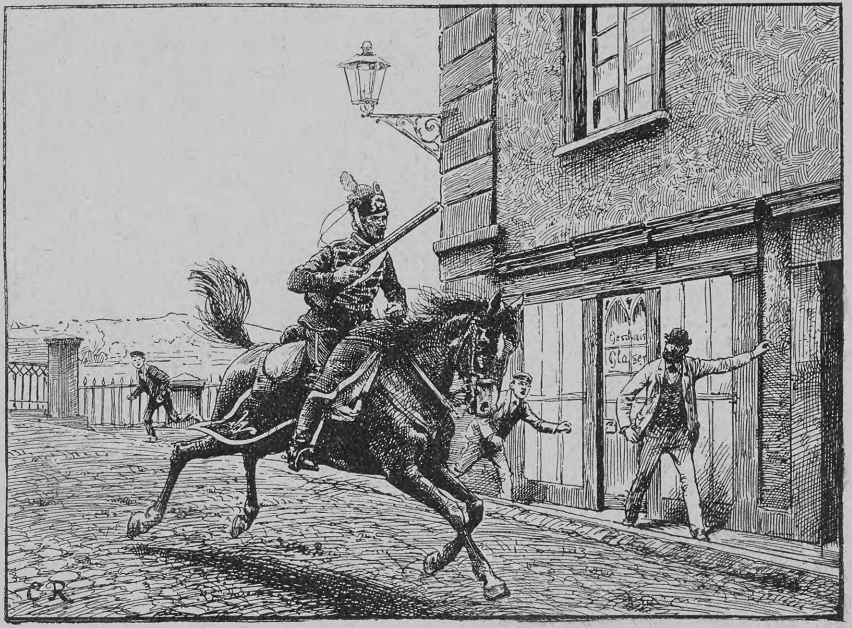
Am folgenden Nachmittage wurde alarmirt: „Die Franzosen kommen!" Im Laufschritt eilten die 40er auf der Saarbrücken-Forbacher Straße bis zur „Bellevue" vor, von wo aus man fast bis nach Forbach sehen kann. Die Bevölkerung der Städte befand sich in der größten Aufregung; man war auf das Schlimmste gefaßt. Denn was vermochte das kleine Häuflein 40er, was die wenigen Ulanen gegen einen Feind, welcher vermutlich in großer Uebermacht im Anmarsch begriffen war. Aber die Franzosen waren noch nicht so nahe, als man geglaubt hatte. Der Schreckensnachricht lag nur die Thatsache zu Grunde, daß sie in hellen Haufen von St.-Avold auf Forbach marschirten. Damit war aber auch die Fühlung mit dem Feinde gewonnen, und bald begann jener Teil des Krieges, der als der „kleine Krieg" bezeichnet wird, den man aber mit Rücksicht auf die ihn begleitenden Umstände und die heiteren Episoden, aus denen er sich zusammensetzt, auch den lustigen Krieg nennen könnte.

Französische Kartoffelsucher bei Saarbrücken.

Die Feuertaufe Lulus.
Nach einer zeitgeschichtlichen Karikatur.

Die Franzosen zeigten von Anfang an einen gewaltigen Respekt vor der kleinen preußischen Garnison. Wo ihre Patrouillen und Abteilungen nur von weitem einen Ulanen erblickten, ergriffen sie das Hasenpanier. „Nix Ulan, nix Vierzik?" war ihre ständige Frage, sobald sie an ein Gehöft kamen oder einem Bauern begegneten.

Ueber die Grenze kamen sie überhaupt erst am 19. Juli. Ein Regiment Chasseurs à cheval benützte nämlich das Gelände am Fuße der Spicherer Höhen, um nach Signalen einige Exerzitien auszuführen, was einen nicht weit davon bei seinem Rittmeister haltenden Trompeter, der auch hier sein gemütliches sächsisches Temperament nicht verleugnen konnte, zu der trockenen Bemerkung veranlaßte: „Denen ihre Drombeden stehen in Es!" Als er sich hierauf sogar erlaubte, einige Signale nachzublasen, kam bei den Franzosen die ganze Karre durch einander; das Regiment zog sich zurück und entwickelte — Plänklerketten gegen die zwei einzelnen Reiter Schließlich rückte sogar das ganze Regiment vor, worauf die beiden Deutschen zu ihrer an der Bellevue stehenden Schwadron zurückkehrten.



Der Braunschweiger Husar.

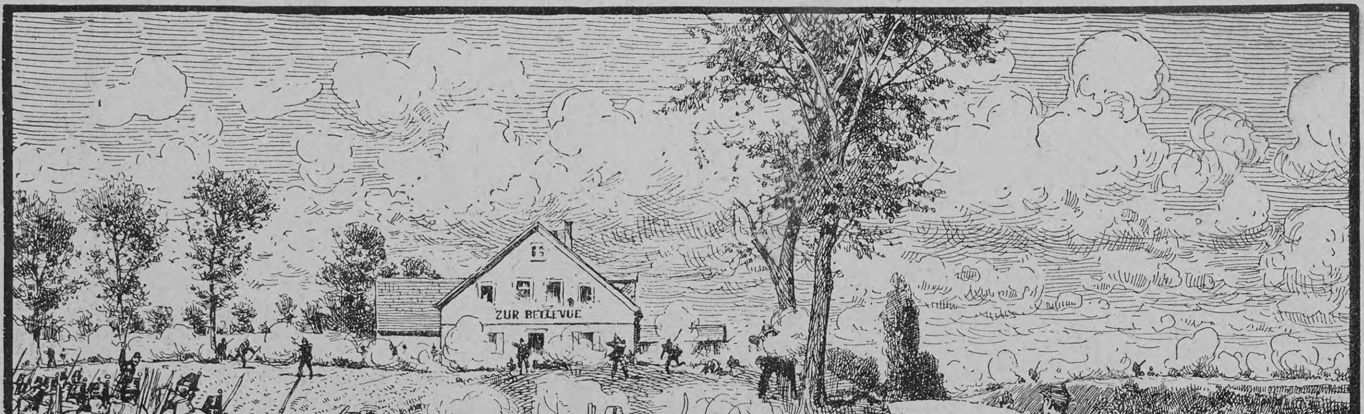
In den Städten St. Johann und Saarbrücken blieben die Läden in den ersten Tagen geschlossen, kaum die Beherzteren wagten sich auf die Straße. Die Furcht vor den Franzosen ließ jedoch bald nach. Schon wenige Tage nach der Ankunft derselben an der Grenze sah man die St. Johanner und Saarbrücker Bürgerschaft scharenweise zu dem hochgelegenen alten Exerzierplatz wandern, um von dem Treiben der Rothosen etwas zu erspähen. Diese hatten in der Nähe des auf französischem Gebiete, am Fuße der Spicherer Höhen gelegenen Wirtshauses „Zur goldenen Bremm" ihr Lager errichtet und man bemerkte, wie täglich Scharen von Franzosen den Kartoffelfeldern der Umgegend ihren Besuch abstatteten. Schnitter und sonstige Arbeiter auf dem Felde erzählten, wie die armen Tröpfe sie um Speise und Trank baten und dann das Dargereichte gierig verschlangen.

Bald trat jedoch auch der Ernst des Krieges vor aller Augen. Der Tod forderte sein erstes Opfer. Ein Schuß des Füsiliers Krause, der nachher selbst bei Spichern fiel, traf einen Franzosen ins Herz.

Die Vorpostenknallereien begannen jetzt lebhafter zu werden, wenn es auch immer noch nicht zu einem ernsten Rencontre kam. Erst am 23. und 24. Juli versuchten die Franzosen, die Saar unterhalb Saarbrücken zu überschreiten. Sie hatten offenbar die Absicht, die Bahnverbindung Saarbrücken—Saarlouis—Trier zu unterbrechen, sowie die bei Saarbrücken vermuteten Truppen rückwärtig abzuschneiden.

Unterdessen hatten die Franzosen auch die Spicherer Höhen besetzt und den nur mit wenigen Bäumen und Sträuchern bewachsenen, weit in die Ebene vorspringenden roten Berg durch Schützengräben verstärkt. Dies deutete offenbar auf die Absicht hin, sich in der für uneinnehmbar gehaltenen Stellung festzusetzen. Unsere Ulanen und 40er waren hiermit sehr zufrieden, denn sie wußten, daß sie den Feind am Vordringen nicht aufhalten konnten. Sie wußten auch, daß der Feind nicht vierzehn Tage darbend an der Grenze liegen bliebe, ohne sich der reichen Saarstädte zu bemächtigen, wenn er nicht fürchte, daß diese Saarstädte von den Deutschen stark besetzt seien. Das unvergleichliche Verhalten der kleinen Besatzung hatte also bis jetzt die Franzosen über die Stärke derselben getäuscht und daher mußte auch ihr ferneres Bestreben sein, dem Feinde keinen Einblick in die Besatzungsverhältnisse Saarbrückens zu gestatten. Daß ihnen dies auf das trefflichste gelang, beweist das komische Erstaunen des Generals Frossard, als er später von dem Saarbrücker Bürgermeister erfuhr, eine wie kleine Truppenzahl ihm während zwei Wochen gegenüber gestanden hatte.

Wie unsere Tapferen die Täuschung bewerkstelligten, erzählt Ruppersberg in der trefflich gehaltenen Saarbrücker Kriegschronik*) wie folgt: „Früh morgens, wenn Dämmerung und Nebel noch das Thal erfüllten, und abends bei Dunkelwerden wurden maskirte Ulanenpatrouillen ausgeschickt, die sich auf der ganzen Linie vom Schanzenberg bis nach St. Arnual hin den Franzosen zeigen mußten. Bald erschienen die Reiter, statt mit roten Aufschlägen und Kragen, mit



Die 7. Compagnie der 40er verteidigt die Höhe des Exerzierplatzes bei der Bellevue.

*) Verlag von H. Klingebeil in Saarbrücken, illustrirt von Karl Röchling.

Digitized by Google

Siegesnachricht von Weißenburg.

weißen oder gelben, die aus Papier sehr säuberlich hergestellt waren, bald ließen sie die Lanzen zu Hause, und nachdem sie statt des Czapkas Infanteriehelme aufgesetzt und die Waffenröcke von 40ern angezogen, patrouillirten sie mit aufgenommenem Säbel als Dragoner. Noch andere erschienen in ihren weißen Stalljacken mit den blanken Helmen der St. Johanner Feuerwehr als Kürassiere. Auf den St. Johanner Höhen vom Eschberg bis zum Rotenhof wurden Holzstöße aufgeschichtet und abends angezündet, um die Vorstellung von Biwakfeuern zu erwecken.“ Die lustige Täuschung gelang vortrefflich, da die französischen Zeitungen bald von preußischen Kürassieren und einer Kavalleriedivision bei Saarbrücken zu berichten wußten.

Das Verhalten der Franzosen änderte sich, nachdem am 28. Juli Napoleon in Metz eingetroffen war; alles ließ auf einen nahe bevorstehenden Angriff schließen. Vom Generalkommando war dem Oberstlieutenant von Pestel bereits mehreremale befohlen worden, sich zurückzuziehen, weil man befürchtete, ein ernstlicher Angriff müsse mit vollständiger Vernichtung seiner kleinen Schar enden. Aber Pestel forderte regelmäßig, seine Stellung halten zu dürfen, und noch am 31. Juli bat er in einer Depesche an Moltke um Zutrauen. Sein bisheriges mustergiltiges Verhalten rechtfertigte diese Bitte und sie wurde ihm gewährt.

Tod des Generals von François bei Spichern.

So war denn alles auf den Vorstoß gefaßt, welcher von Napoleon für den 2. August geplant war. Zu letzterem Zwecke hatten die Franzosen noch die Division Vergé nach Forbach gezogen, so daß am Morgen dieses Tages das ganze zweite Corps (26,084 Mann) zum Aufbruch gegen Saarbrücken bereit stand.

Zwischen neun und zehn Uhr erfolgte denn auch von unseren Vorposten Meldung auf Meldung. Der Doppelposten an der Löwenburg sah zuerst mehrere Bataillone, vor denen Schützen gingen, vom Spicherer Wald her über den roten Berg gegen die Folster Höhe vorrücken. Kurz darauf sah die auf dem Exerzierplatz aufgestellte Feldwache mehrere Regimenter den ersten Bataillonen folgen. Niemals ist wohl eine solche Truppenmasse gegen ein Bataillon Infanterie und drei Eskadrons Kavallerie in Bewegung gesetzt worden

Schnell hatten aber auch die Verteidiger Saarbrückens ihre Dispositionen getroffen, und nun begann ein Gefecht, in welchem die Unseren den gewaltigen Streitkräften und dem berühmten „élan“ der Feinde vier Stunden (von zehn Uhr morgens bis zwei Uhr nachmittags) standhielten.

Die siebente Compagnie der 40er hatte die Höhe des alten Exerzierplatzes (Bellevue) zu verteidigen. Dieser war von den Franzosen als Richtungspunkt für den Angriff ausersehen, und so hatte daher die Compagnie einen schweren Stand, da sie sich der Hauptmasse des Feindes gegenüber sah. Die Franzosen drangen in dichten Schützenlinien vor und eröffneten bereits auf 1200 Meter das Feuer. Hinter den Schützenlinien folgten die Compagnien in Linie, noch weiter rückwärts die geschlossenen Bataillone, deren Adler im Sonnenlicht glitzerten, und hoch oben auf den Spicherer Höhen hatte die Artillerie Stellung genommen. Der Anblick war überwältigend. Unter den Klängen der zahllosen Regimentsmusiken wälzte sich die Masse vor.

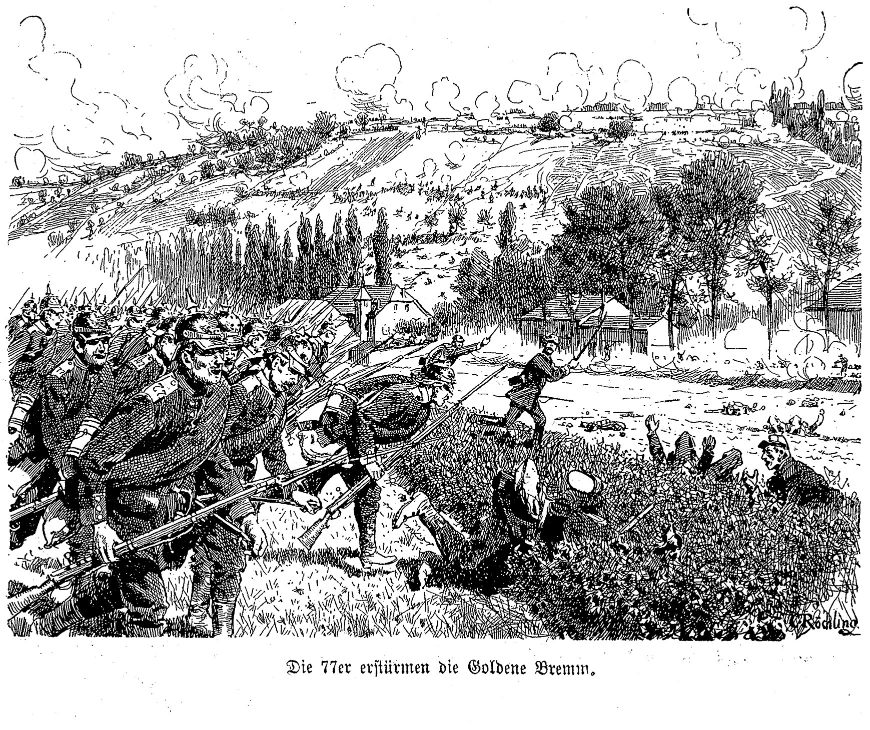
Die Preußen verhielten sich vorläufig ruhig. Hauptmann von Rosen hatte seinen Leuten streng Befehl gegeben, das Feuer nicht zu erwidern, und die vorzügliche Disziplin ließ sie ruhig im feindlichen Feuer ausharren. In der That traf auch keine einzige feindliche Kugel, alle flogen zischend und pfeifend über die Köpfe der 40er hinweg. Unterdessen gingen die französischen Schützen sprungweise vor, bis sie endlich auf 300 Meter herangekommen, von einem so wirksamen Gewehrfeuer empfangen wurden, daß sie sich auf den Boden warfen und lange Zeit nicht an ein weiteres Vorgehen dachten.

Als dann endlich Hauptmann von Rosen um zwölf Uhr dem ihm bereits zum drittenmale überbrachten Befehl, sich zurückzuziehen, Folge geben mußte, ließ er zur Sicherung einen Zug zurück, welcher sich noch lange der Franzosen zu erwehren vermochte. Als auch dieser zurückwich,

Das 1. und 2. Bataillon der 39er ersteigen den Abhang des Giefertwaldes bei Spichern.

gelangten die Franzosen auf die Höhe und sahen die wenigen Verteidiger durch eine enge Schlucht nach Saarbrücken zurückgehen. Nun bekamen sie Mut und versuchten einen Sturmangriff mit dem Bajonett; aber sie gaben dieses Vorhaben sofort wieder auf, als die drei letzten Sektionen des Zuges, 24 Mann, Front machten und ihnen mit Hurra entgegen eilten. Doch die Gefahr war noch nicht vorüber, denn das Defilé war noch zu passiren. Ohne zu zögern und ohne einen Befehl hierzu erhalten zu haben, sprang der Gefreite Laupsin hinter einen Baum und feuerte so sicher Schuß auf Schuß, daß die Franzosen den abziehenden Zug vollständig unbehelligt ließen und ihr Feuer allein auf den Gefreiten konzentrirten. Von siebenzehn Geschossen durchbohrt, brach Laupsin endlich zusammen.

Auf dem Winterberge kämpfte mit einem Zuge Premierlieutenant Garrelts. Die kleine Schar hielt mit wahrem Heldenmute die Höhe, die besonders dadurch gefährlich für die Verteidiger war, weil sie in ihrem Rücken nach der Stadt zu steil abfällt und von beiden Seiten eine Umgehung durch den Feind ermöglichte. Bald wurde Garrelts von fast allen Seiten beschossen, so daß er seinen Rückzug keinen Moment mehr glaubte hinausschieben zu dürfen. Er sah sich nach seiner Compagnie um, die vorher rechts von ihm im Thale gestanden und seine Flanke gesichert hatte: sie war verschwunden. Sie hatte sich um zwölf Uhr auf Befehl des Oberstlieutenants von Pestel zurückgezogen und es war ihr wahrscheinlich nicht mehr möglich gewesen, die Verteidiger des Winterberges hievon zu verständigen. Schnell entschlossen ließ Lieutenant Garrelts den Feind noch einmal mit Schnellfeuer überschütten und eine Sekunde später war er mit seinen Leuten den steilen



Die 77er erstürmen die Goldene Bremm.

Nordabhang hinabgeeilt. Auf der Landstraße sammelte sich das kleine Häuflein, schlug, da das nahe St.-Arnual, sowie der zu übersehende Teil Saarbrückens von Rothosen besetzt war, als einzige Möglichkeit des Entkommens den Weg zur Saar ein. Sie eilten das Flußufer entlang und es glückte ihnen, die alte Brücke zu gewinnen, wo sie von ihrer Compagnie mit Begeisterung empfangen wurden.

Das zweite Bataillon der 40er zog sich nunmehr nach dem etwa Dreiviertelstunden nördlich der Stadt liegenden Rastpfuhl zurück, wo das erste und dritte Bataillon, sowie eine Batterie Artillerie zu seiner Aufnahme bereit standen. Die Brücken blieben besetzt, um Nachzüglern den Uebergang frei zu halten.

Wer geglaubt hatte, die Franzosen würden ihren Sieg ausnützen und die Verfolgung der „zerschmetterten deutschen Armee" aufnehmen, der hatte sich getäuscht. Das einzige, was sie sich angelegen sein ließen, war, die Nachricht von der „bataille de Saarebruck" durch den Telegraphen der Welt zu übermitteln. Hiebei kam es ihnen auf eine Handvoll Phrasen und Entstellungen nicht an, und so berichteten denn bald französische Blätter über den ersten Erfolg: „Nach einem lebhaften Kampfe unter den Mauern von Saarbrücken, welcher von zehn Uhr morgens bis ein Uhr nachmittags dauerte, ist die Stadt von unseren Soldaten genommen worden. Die Division Frossard hat drei preußische Divisionen über den Haufen geworfen und niederkartätscht. Saarbrücken ist abgebrannt. Der Kaiser ist im Triumph nach Metz zurückgekehrt."

Napoleon hatte nämlich mit seinem vierzehnjährigen Söhnchen Lulu der „Schlacht" beigewohnt, und das Kind von Frankreich mußte, um seinen Heldenmut zu zeigen, eine Mitrailleuse abfeuern. An seine Gemahlin berichtete der liebevolle Vater hierüber: „Eben hat Louis die Feuertaufe erhalten; er war von bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit und ließ sich gar nicht aus der Fassung bringen. Eine Division des Generals Frossard nahm die Höhen, welche die linke Seite von Saarbrücken beherrschen; die Preußen leisteten einen kurzen Widerstand. Wir standen in erster Reihe, die Flinten- und Kanonenkugeln fielen zu unseren Füßen nieder. Louis hob eine Kugel auf, die ganz nahe vor ihm einschlug. Manche Soldaten weinten, als sie ihn so ruhig sahen."

Die Stelle, wo der Kaiser mit seinem Sohne stand, ist durch einen Stein gekennzeichnet, welcher bereits eine zweite Auflage erleben mußte, da der erste der Reliquiensucht der zahlreichen Schlachtfeldbesucher bald zum Opfer gefallen war. Der Volkswitz aber nannte diese Stelle, wo die Franzosen so viele Thränen vergossen haben, später die „Thränenpfütze" und die Situation erregte so sehr den Spott, daß zahlreiche Karikaturen entstanden, zu welchen dann die Soldaten das Lied sangen:

„Das ist der vive l'Empereur,
Der schreckliche Napoleon,
Er reitet bös daher
Mit der Eugenie, Sohn;
Jajuh jajoh,
Ja, lustig ist die Mitralljös
Und auch der Schassepoh . . ."

Wenngleich die Franzosen die Verfolgung der 40er nicht aufnahmen, sondern siegesfroh auf dem Exerzierplatze ihr Lager errichteten, so war doch noch nicht alle Gefahr beseitigt. Ihre Granaten reichten bis zum Rastpfuhl und belästigten die zurückgehenden und die dort stehenden Truppen. Sogar das hier befindliche Wirtshaus ging in Flammen auf. Gegen Abend zogen sich die Deutschen bis nach Guichenbach zurück. Die Städte selbst hatten unter dem Feuer des Feindes mancherlei Schaden genommen. Die Ziegel auf den Dächern, die Fassaden der Häuser, die Fensterscheiben waren vielfach zerstört durch Chassepotkugeln. Mehrere Gebäude waren, von Granaten getroffen, in Brand geraten.

In den Häusern befanden sich viele Verwundete, die von den Bürgern versteckt gehalten werden mußten, da die Franzosen in kleinen Trupps ihre Besuche abstatteten. Zerlumpt, ausgehungert schlenderten sie durch die Straßen. Ihr erstes Ziel waren die Bäcker- und Metzgerläden, welche sie wohlbeladen, die Brote auf die Bajonette gespießt, die Würste um den Hals gehängt, verließen. Am 3. August nachmittags erregte ein trunkener französischer Soldat die allgemeine Aufmerksamkeit der am St. Johanner Marktplatz wohnenden Bürger. Johlend und schreiend, das Gewehr über seinem Kopfe schwingend, wankte er einher. Endlich setzte er sich auf die Deichsel eines Wagens, belustigte sich durch Zielen auf die ihn umgebende Gassenjugend und trieb sonstige Allotria. Bald hatte sich eine zahlreiche Menschenmenge angesammelt, die sich an seinen Spässen so lange belustigte, bis sein Durst ihn in das naheliegende „Gasthaus zur Rose" trieb, wo er einige Genossen fand.

Ein in der Nähe unter Führung des Premierlieutenants Lange streifender Zug Brandenburger Ulanen wurde hiervon verständigt und wollte sich natürlich die Gelegenheit zur Vollführung eines ersten Reiterstückleins nicht entgehen lassen. Auf Schleichwegen, durch Hintergassen gelangten die Reiter bis in die Nähe des Gasthauses. Ein Teil der Ulanen stieg ab und drang in das Haus ein, während der andere mit gefällter Lanze vor Thüren und Fenstern Aufstellung nahm. Die Franzosen wollten sich zur Wehr setzen, aber sie hatten ihre Gewehre sorglos in die Ecke des Gastzimmers gestellt und wurden von den anwesenden Bürgern teils an dem Ergreifen derselben verhindert, teils nach kurzem Ringen wieder entwaffnet. Den Ueberlisteten blieb nichts übrig, als ihr Heil in der Flucht zu suchen. Einige liefen den draußen postirten Ulanen direkt in die Hände, anderen gelang es, eine kurze Strecke zu entkommen, bis sie eingeholt wurden.

Bei den Franzosen erregte dieses Bravourstücklein berechtigtes Aufsehen, und ein Offizier äußerte einem Bürger gegenüber: „Es scheint, daß wir nicht willkommen sind in diesem Lande; wenn unsere Soldaten sich in der Stadt zeigen, nimmt man sie gefangen. Wenn ich Kommandant wäre, würde ich diese Stadt behandeln, wie sie es verdient."

So sehr aber einige Bürger durch derartige Drohungen in Aufregung versetzt wurden, ebenso sehr beruhigte sie das plötzliche Auftreten der Brandenburger Ulanen, denn dies konnte nichts anderes bedeuten als das Herannahen der Befreier. In der That war die Mobilmachung des deutschen Heeres vollendet. In den Wäldern des Köllerthales, des Sulzbachthales, bis dicht bei St. Johann standen schon preußische Truppen, so daß man von hier aus die Vedetten erblicken konnte. Die freudige Stimmung, in welche die Bürger hierdurch versetzt wurden, wich jedoch bald wieder der gegenteiligen. Schon in der Nacht zum 4. August wurden sie durch heftiges Granatfeuer der Franzosen aus dem Schlafe geweckt. Ziel desselben war der St. Johanner Bahnhof. Am Vormittag des 4. und in der darauf folgenden Nacht setzten die Franzosen das Feuer so lange fort, bis sie den Bahnhof in hellen Flammen auflodern sahen. Ihre Absicht war besonders, die Telegraphenstation zu vernichten, was ihnen jedoch nur unvollkommen gelang. So konnte denn der Telegraph auch den St. Johann-Saarbrückern die frohe Siegesbotschaft von Weißenburg übermitteln.

Die Freude über diesen deutschen Waffenerfolg konnte sich um so mehr in den Städten ausleben, als in den Straßen von St. Johann zahlreiche preußische Kavalleriepatrouillen erschienen, während die Franzosen sich vollständig auf das andere Ufer der Saar zurückgezogen hatten. Von St. Johann aus spähten Ulanen, Kürassiere und Husaren hinüber, um das Treiben der Franzosen in den Straßen Saarbrückens zu beobachten. Diese kamen oft bis an die alte Brücke, lehnten sich an das Geländer und schauten in das fließende Wasser. „C'est le Rhin!" sagte dann wohl einer der gelehrtesten unter ihnen. „Dans huit jours nous serons à Berlin!"

Kurz darauf sprengte ein Braunschweiger Husar, der sich bei seinem Gastgeber einen kleinen Hieb geholt und deshalb beschlossen hatte, „sich einen Franzosen zu langen", über die Brücke und verschwand in den Straßen Saarbrückens. Mit lautem Hurra ritt er den Schloßberg hinan, wo ein ganzer Trupp Franzosen an dem Schloßbrunnen, die Chassepots zusammengesetzt, stand, um die Feldflaschen zu füllen oder sich zu waschen. Oben auf dem Platze waren Offiziere gerade in den Genuß eines opulenten Mittagsmahls vertieft. Da stürmten die von der Saarbrücke fliehenden Rothosen vorbei mit dem Rufe: „Les Prussiens, sauve qui peut!" Und nun liefen die tapferen Herren, daß sie die Schlappen verloren. Eimer, Gewehre, Eßgeräte, Mützen, alles blieb in wildem Durcheinander zurück. Der Husar schoß seinen Karabiner ab, wendete sein Pferd, und die lachenden Bürger froh begrüßend, ritt er noch in eine Seitengasse, wo eben einige Franzosen einem Kaufmann sechs Flaschen Wein „abkauften". Nachdem er auch diese vertrieben hatte, trabte er gemütlich der Brücke zu. Erst jetzt rafften sich einige Franzosen auf und schossen hinter dem Husaren her, doch dieser gelangte unversehrt nach St. Johann.

Als der Braunschweiger längst verschwunden war, kamen die Franzosen beschämt aus ihren Verstecken hervor, höhnisch begrüßt von der Saarbrücker Straßenjugend. Gute Miene zum bösen Spiel machend, stimmten sie endlich selbst in den Spott mit ein. Der Braunschweiger Husar aber spielt in der Saarbrücker Kriegschronik eine bedeutendere Rolle, als er selbst wohl je geahnt hat. Wenn die Väter in stillen Abendstunden ihren Söhnen vom Kriege erzählen, dann darf das soeben erwähnte Bravourstückchen nicht fehlen, welches der Erzähler dann mit den Worten einleitet: „Das Schönste war aber doch der Braunschweiger Husar!"

So wechselte in den drei Tagen der französischen Occupation Ernstes mit Heiterem.

Wie schon am 4. August aus St. Johann, so zogen die Franzosen sich am Abend des 5. auch aus Saarbrücken zurück. Hierbei hatten sie es so eilig, daß in St. Arnual ein paar hundert Schuhe stehen blieben und ein General die für ihn gebratenen Koteletten zu verzehren vergaß. St. Johann-Saarbrücken aber flaggte am nächsten Morgen und festlicher Jubel erfüllte die Bewohner. Jeden Augenblick konnten die deutschen Truppen aus den Wäldern hervorbrechen, um die weichenden Franzosen zu noch größerer Eile anzutreiben. Bald sprengte auch wieder preußische Kavallerie durch die Stadt, und unter den Klängen der Regimentsmusik folgten endlich, gegen 11 Uhr, die 39er. Nach kurzer Rast marschirte das Regiment weiter, hinauf nach der „Bellevue".

Ahnt wohl einer der Füsiliere, daß es heute zum Kampfe geht? Das Verhalten des Feindes läßt nicht darauf schließen. In Forbach auf dem Bahnhof stehen schon Züge bereit, um die französischen Regimenter hinweg zu führen; nur die Spicherer Höhen sind noch schwach besetzt, um den Rückzug des Feindes zu sichern. General von Kameke jedoch, der Führer der preußischen Avantgarde, beschloß, die Franzosen festzuhalten, den Rückzug derselben zu hindern und „den Kerls noch eins zu versetzen".

Das Gefecht war also zuerst als ein hinhaltendes gedacht. Vor allem sollte am 6. August keine Entscheidung herbeigeführt werden. Am 7. wäre dann die vorgeschobene Position des Generals Frossard auf beiden Seiten umgangen und ihm wahrscheinlich die Rückzugslinie abgeschnitten worden. Dieser Plan gelangte leider nicht zur Ausführung. Das Gefecht nahm eine Gestalt an, die für die preußischen Truppen so gefährlich war, daß alle Unterstützungen aus nah und fern herbeigezogen werden mußten, um die Entscheidung zu unseren Gunsten zu bewirken.

Das französische Corps Frossard stand auf den steilen Spicherer Höhen, von welchen der Verteidiger über die ganze Ebene freies Schußfeld hat. Sobald die 39er und die ihnen folgenden 74er aus dem Saarthal herauf kamen und sich bei „Bellevue" zeigten, eröffneten die Franzosen ein heftiges Feuer. Sie in der Front anzugreifen, wäre für die Deutschen ein tollkühnes Wagnis gewesen. Daher befahl der Generalmajor von François, der von General von Kameke den Auftrag erhalten hatte, die französische Artillerie vom roten Berge zu vertreiben, daß das 2. Bataillon 74er, sowie drei Compagnien 39er gegen die linke Flanke des Gegners über Drahtzug vorgehen, zwei Bataillone 39er aber die rechte Flanke desselben in dem Stiftswald angreifen sollten.

Die Fahnen der beiden Regimenter wurden entfaltet und die Truppen begaben sich auf die bezeichneten Plätze. Am schwierigsten war vorerst die Aufgabe der 39er im Stiftswald. Noch ehe sie dorthin kamen, wurden sie vom roten Berge aus mit Feuer überschüttet. Daher mußten sie auch eine Strecke von 5—600 Schritt unter schwerem Gepäck auf dem vom Regen durchweichten Boden im Laufschritt durcheilen. Dann legten sie das Gepäck ab und begannen die Höhe zu erklettern.

Die Franzosen hatten, wie bei Weißenburg und Wörth, auch hier vernachlässigt, Erkundigungen über den Feind einzuziehen; daher wußten sie auch nicht, daß ihnen zu Anfang des Gefechts nur zwei preußische Regimenter gegenüberstanden. Diese über die Saar zurück zu drängen, wäre ihnen ein Leichtes gewesen. Aber sie waren zu sorglos. Sie hielten es einfach für Wahnsinn, sie in dieser Stellung anzugreifen, und so kam es, daß ganze Compagnien überrascht wurden, während sie sich bei zusammengesetzten Gewehren ruhig unterhielten. So geschah es auch, daß jetzt die zwei Bataillone 39er die Höhe erklettern konnten, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen, und daß sie oben die Offiziere des 40. Linienregiments bei einem Champagnergelage überraschten. Wären die Verteidiger der Höhe nicht so zahllos gewesen, die zwei Bataillone hätten sie über den Haufen gerannt, aber so entspann sich ein heftiges, für die Preußen ziemlich verlustreiches Gefecht. Die Angreifer hatten die Franzosen beinahe im Herzen ihrer Stellung getroffen, aber die Uebermacht derselben machte sich bald so gewaltig fühlbar, daß die Preußen sich Schritt vor Schritt zurückziehen mußten. Aehnlich erging es unseren auf dem andern Flügel angreifenden Truppen. Anfangs wurden sie überhaupt nicht bemerkt, dann aber mit einem so heftigen Geschütz-, Mitrailleusen- und Gewehrfeuer überschüttet, daß sie auch hier unter schweren Verlusten der Uebermacht weichen mußten.

Der Angriff war also zunächst vollständig abgeschlagen. Die Situation war so verzweifelt, daß General von François sich entschloß, die Reservebataillone vorzuschieben. Infolge dessen konnte gegen 3 Uhr der Kampf wieder aufgenommen werden.

Inzwischen hatte es sich gezeigt, daß ein Flankenangriff nicht möglich war, ohne ein gleichzeitiges Vorgehen gegen den stark befestigten roten Berg. Von dieser bastionförmig in die Ebene vorspringenden Anhöhe hatten die Franzosen die Angreifenden wirksam in der Flanke fassen können und dadurch das Gefecht so verlustreich gemacht. Es galt also, die Franzosen durch Frontalangriff aus ihrer sichersten Position zu vertreiben. General von François selbst leitete die Abteilungen der 74er, denen diese Aufgabe zufiel. Schon im Vorgelände erlitten sie zahlreiche Verluste. Mehrere Granaten trafen die 9. Compagnie; die Kolonne schwankte. Da rief aus dem Glied ein Füsilier: „Denkt an Waterloo, Kameraden!" und weiter ging es. Bei der 10. Compagnie streckte ein Mitrailleusenschuß mehrere Rotten nieder. „Rechts heran!" kommandirte der Hauptmann, und es ging weiter. Endlich fanden die Füsiliere am Fuße des Berges Deckung. Gleichzeitig war es auch unserer Artillerie gelungen, die französische auf dem roten Berge zum Abfahren zu zwingen.

Während dessen hatten die Bürger in den Städten fürchterliche Stunden erlebt. Unaufhaltsam dröhnten von drüben her die Kanonen, dazwischen vernahm man das Geknarre der Mitrailleusen und das Geknatter des Gewehrfeuers. Die Städte füllten sich mit Verwundeten und glichen bald einem großen Lazaret. Viele St. Johann-Saarbrücker, selbst Frauen — unter denen sich besonders die später mit

Digitized by Google

dem Eisernen Kreuz belohnte „alte Kathrin", eine Dienstmagd, auszeichnete — eilten auf das Schlachtfeld und halfen unter dem heftigsten Kugelregen die Verwundeten bergen. Zurückkehrende erzählten dann den in banger Erwartung ihnen Entgegenkommenden von dem schlechten Stand der Dinge. „Wenn nicht baldige Hilfe naht, ist alles verloren! Unsere verschmachtenden, vom langen Marsche ermüdeten, vom langen Kampfe erschöpften Soldaten können nicht mehr."

Da hört man den Tritt neuer Bataillone. Im Eilmarsch ziehen sie durch die Stadt. Die Zeit drängt. Jede Minute Verzögerung kann verhängnisvoll werden. In langer Reihe standen vor den Häusern auf den Straßen Gefäße mit Erfrischungen aller Art. Da jedoch nicht gerastet werden durfte, konnten diese den Soldaten nur im Vorbeimarsch gereicht werden.

Preußischerseits standen jetzt die Brigaden François und Woyna im Gefecht. Die Franzosen erkannten offenbar erst jetzt unsere Schwäche und beabsichtigten demgemäß, unsere Flügel zu umfassen. Aber unsere Soldaten rafften sich von neuem auf und kletterten auf Händen und Füßen den steilen Felshang des roten Berges hinan. Sie gelangten wirklich bis zu dem vorderen Höhenrande, wo sie sich jedoch nicht zu halten vermochten. Die feindliche Uebermacht drängte sie wieder den Berg hinab. Aber noch einmal ging es hinauf, und diesmal gelang es, einen Schützengraben zu erobern und zu besetzen. General von François stellte sich an die Spitze der 9. Compagnie des 39. Regiments und eilte den eben wieder anstürmenden Franzosen entgegen. „Vorwärts, meine tapfern Neununddreißiger!" Mit erhobenem Degen zeigte er auf den Feind. Da traf ihn eine Kugel unter dem rechten Arm in die Brust, und zu Tode verwundet sank er nieder. Noch vier Mitrailleusenkugeln erreichten den Sterbenden, ehe er den Geist aufgab.

Erneute Vorstöße der Franzosen warfen die auf dem linken Flügel im Stiftswald kämpfenden 39er unter entsetzlichen Verlusten nach dem Winterberge zurück. Die ermatteten und unter der glühenden Sonnenhitze fürchterlich leidenden Leute mußten zum Teil von stärkeren Kameraden die Anhöhe des Winterberges hinauf geführt werden. Wo sie auf dem Wege einen Wassertümpel trafen, legten sie sich, selbst unter dem dichtesten Kugelregen, auf den Boden, um sich an dem Wasser zu erquicken.

Auch auf dem andern Flügel mußten die Preußen weichen.

In diesem kritischen Momente kamen von „Bellevue" her neue Truppen. In Neunkirchen hatten sich die Offiziere des 12. Regiments eben zum Frühstück niedergesetzt, um sich von dem Marsche — sie waren von Mittelbexbach gekommen — zu erholen, als Oberst von Reuter eiligst an ihren Tisch trat und rief: „Das erste Bataillon wird sogleich alarmirt werden; veranlassen die Herren Offiziere, daß die Leute noch schnell in den Quartieren essen. Wir fahren mit der Bahn nach Saarbrücken, wo ein Gefecht im Gange ist."

Nicht lange darauf fuhr das 1. Bataillon zum Kampfplatze, wohin ihm die anderen bald folgten. Dort trafen mittlerweile fortwährend Truppen ein, die durch den Donner der Kanonen angezogen worden waren. Wo gerade der Feind am stärksten drängte, wo der Kampf am bedenklichsten stand, dorthin sandte General von Goeben, der jetzt die Oberleitung hatte, die eintreffenden Bataillone. Die zuerst ankommenden Bataillone der 16. Division und die 9. Husaren wurden nach dem Galgenberge dirigirt, die 40er teils nach dem roten Berge, teils nach dem Giesertwald. Das jetzt eintreffende 1. Bataillon 12er nach dem roten Berge; dort war die Lage der 39er, 74er und 40er geradezu unhaltbar geworden.

Nunmehr trat wiederum ein Wechsel im Oberkommando ein. Der soeben angelangte rangälteste General von Zastrow übernahm den Oberbefehl.

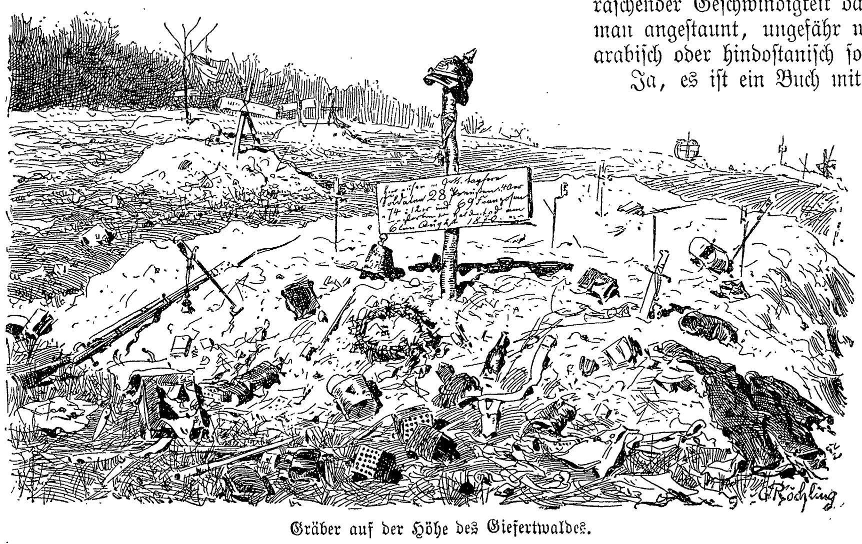
Durch den vorhin erwähnten ständigen Kräftezuwachs erreichten es die Deutschen, die jetzt überall vorgehenden Franzosen aufzuhalten und allmälich sogar zum Weichen zu bringen. Aber nirgends konnte eine Entscheidung herbeigeführt werden; hin und her wogte der Kampf. Die relativ noch schwachen preußischen Streitkräfte konnten die starken feindlichen Positionen nicht nehmen, der übermächtige Feind vermochte andererseits auch keine dauernden Vorteile zu erkämpfen.

Auf dem roten Berge hatte der französische General Laveaucoupet einen erneuten Vorstoß versucht. Unsere Truppen konnten hier auf eine Unterstützung der im Thal stehenden Artillerie nicht rechnen. Der Versuch, Geschütze auf die Höhe zu bringen, schien von vornherein aussichtslos, denn der weitaus leichter beweglichen Kavallerie war es kaum gelungen, die Position zu erreichen. Der Mangel an preußischer Artillerie auf der Höhe machte sich jedoch so fühlbar, daß man nicht länger zögern durfte, auch das für unmöglich Gehaltene zu versuchen. Die Pferde wurden angetrieben und die Geschütze unter Beihilfe der Mannschaften den Berg hinaufgeschoben. Den Kanonieren rann das Blut unter den Fingernägeln hervor; eine Kanone stürzte den Hang hinab; viele der Pferde fielen ermattet zu Boden. Die unvergleichliche Zähigkeit und Aufopferung der Artilleristen brachte jedoch das für unmöglich Gehaltene zu stande, und die überraschten Franzosen sahen sich mit Granaten beworfen.

„Ce ne sont plus des hommes, ce sont des diables!"

Neue Verstärkungen trafen ein und eine jede belebte den Mut der Angreifer, so daß sie weiter vordrangen, bis endlich die Franzosen mit Einbruch der Dunkelheit, nachdem sie noch einen dritten allgemeinen Vorstoß versucht hatten, den Kampf aufgaben. Hierzu sahen sie sich um so mehr gezwungen, als die Avantgarde der 13. preußischen Division, durch den Kanonendonner herbeigerufen, ihnen bei Forbach in die Flanke fiel und dadurch ihre Rückzugslinie gefährdete.

Die Deutschen hatten die Schlacht gewonnen. G. Köhl.



Gräber auf der Höhe des Giesertwaldes.

Kaiser Karl im Untersberg (1870).

Von

Georg Scherer.

Im dunklen Bergesschoße
Schläft wohl an tausend Jahr'
Schon Kaiser Karl der Große
Mit seiner Heldenschar.

Er sitzt auf einem Throne
Wie tief in sich gekehrt,
Auf seinem Haupt die Krone
Und auf den Knien sein Schwert.

Den Heldenleib umschließt ihm
Ein Panzer guter Art,
Und bis zur Erde fließt ihm
Wie rotes Gold sein Bart.

Die Bergkobolde schaffen
Und schmieden wohlbedacht
Viel seltenes Gewaffen
Zur großen Völkerschlacht.

Sie festen drein Karfunkel
Und Gold und Edelstein;
Das wirft im Bergesdunkel
Gar wunderbaren Schein.

Der älteste der Zwerge
Der prüft genau und mißt,
Wie lang dem Kaiser im Berge
Der Bart gewachsen ist.

Und horch! ein dumpfes Rollen
Dröhnt fernher durch den Schacht,
Wie starkes Wettergrollen
In dunkler Frühlingsnacht.

Da fährt empor vom Traume
Der kaiserliche Held
Und ruft: „Schon rauscht's im Baume
Dort auf dem Walserfeld;

„Die jungen Säfte steigen
Im dürren Stamm empor,
Bald bricht aus allen Zweigen
Der Blütenschmuck hervor.

„Ich höre fern Getöse,
Schlachtruf und Roßgestampf;
Es naht für Deutschlands Größe
Der letzte Völkerkampf.

„Drum will ich euch erwecken,
Ihr Schläfer in der Nacht:
Ihr Paladin' und Recken,
Der Kaiser ruft, erwacht!

„Nun ist es Zeit zu reiten,
Die Waffen in der Hand,
Die Freiheit zu erstreiten
Dem deutschen Volk und Land."

Aus Scherers „Gedichten", 4. Auflage.
(Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

Das Buch mit sieben Siegeln.

Fast bei jeder Reise hat man Gelegenheit, Männlein und Weiblein verzweifelt sich mit dem großen, gelben Reichskursbuch abquälen zu sehen und zu beobachten, wie sie sich vergeblich in diesem Buch mit sieben Siegeln zurecht zu finden suchen. Schon um dem Jammer ein Ende zu machen, erbietet der Kundige sich gewöhnlich, das im Buche nachzuschlagen, was die Herrschaften wünschen, und wenn man mit überraschender Geschwindigkeit das Gesuchte gefunden hat, wird man angestaunt, ungefähr wie ein Mann, der es versteht, arabisch oder hindostanisch so zu lesen wie deutsch.

Ja, es ist ein Buch mit sieben Siegeln, dieses Reichskursbuch, und doch kann heutzutage eigentlich kaum noch ein Reisender ohne dieses Buch auskommen. Wenn wir daher in den nachfolgenden Zeilen versuchen, die Siegel zu lösen und Leser und Leserin so weit zu bringen, daß sie wenigstens das Notdürftigste herausfinden, so hoffen wir, uns den Dank aller derjenigen zu verdienen, welche auf das böse Buch nun einmal bei Reisen angewiesen sind.

Stinde läßt seine Frau Buchholz an irgend einer Stelle ihrer Memoiren sagen: „Das Buch möchte ich sehen, das ich lesen kann und nicht verstehe." Aber auch an dem Reichskursbuch würde die Intelligenz der Frau Buchholz scheitern, wenn sie den Fehler machen würde, den die meisten begehen: wenn sie nämlich in dem Buch herumblättern, ohne sich vorher über seine Einrichtung unterrichtet zu haben.

Es ist ein heimtückisches Buch, das immer wieder neue Rätsel zu knacken aufgibt, wenn man nicht die zweite Seite des gelben Umschlages vor dem Gebrauche gelesen hat.

Für den gewöhnlichen Reisenden wird es im allgemeinen genügen, wenn er sich Nummer 2 der Gebrauchsvorschriften sorgfältig durchliest. Der Inhalt dieser Nummer 2 ist nicht so schwer zu merken. Er erzählt, daß die Abfahrtzeiten der Züge links von den Stationennamen nach unten, rechts von den Stationen in der Richtung nach oben gelesen werden müssen; daß die Nachtzeiten zwischen 6 Uhr abends und 5 Uhr 59 Minuten früh durch Unterstreichung der Minutenziffern gekennzeichnet sind, daß ein viereckiger Stern mit schwarzem Zentrum auf Anschlußfahrpläne unter derselben Nummer hinweist. Einfache Striche, Doppelstriche, fette Striche und punktirte fette Linien links von den Fahrzeiten zeigen die Wagenklasse an; Schnellzüge sind durch fetteren Druck der Fahrzeiten hervorgehoben. Mit diesen Daten kommt man schon unter gewöhnlichen Verhältnissen aus.

Sucht der Leser eine bestimmte Station in dem Reichskursbuch, so schlage er diese in dem alphabetischen Register nach, welches sich direkt hinter der Inhaltsübersicht befindet. Hinter dem Namen der Station steht die Nummer, und diese weist auf den Fahrplan hin. Für die Reisenden in Deutschland haben nur der erste, zweite und dritte Teil des Kursbuches Interesse. Im vierten Teil finden wir Oesterreich-Ungarn, im fünften die fremden Länder. Die sechste Abteilung ist auch für den Reisenden in Deutschland insofern wichtig, als hier die wichtigsten deutschen Reiseverbindungen alphabetisch geordnet aufgeführt sind.

Sehr instruktiv sind auch die Preise der Fahrkarten sowie der Rückfahrtkarten von den Hauptreisepunkten angegeben. Wir finden dann in diesem sechsten Teil die festen Rundreise- und Sommerkarten, ferner die Auskunft über Schlafwagen, über Reiseverbindungen zwischen europäischen Hauptstädten und über besondere Reiseeinrichtungen für Berlin.

Jeder Teil des Kursbuches ist für sich geheftet und kann für die Reise herausgenommen werden. Es empfiehlt sich jedoch bei großen Reisen, den sechsten Teil und den Umschlag mit der Einleitung und dem alphabetischen Register immer mit sich zu führen.

Auf der ersten Seite jedes einzelnen Teiles befindet sich eine kleine Orientirungskarte, auf welcher die Hauptbahnlinien mit stärkeren, die Nebenlinien mit schwächeren Strichen bezeichnet sind. Sucht man eine Station und von ihr aus Verbindung, so orientirt man sich bei kleineren Strecken auf dieser Karte der ersten Seite des Teils ganz vorzüglich. Neben den Eisenbahnlinien auf den Karten stehen die Nummern der Fahrpläne, und es ist daher leicht, nach diesen Nummern im Buche selbst wieder nachzuschlagen.

Eine sehr sorgfältige Arbeit und eine außerordentliche Gewissenhaftigkeit erfordert das Lesen der einzelnen Fahrpläne. Es genügt nicht, einen flüchtigen Blick auf einen solchen Fahrplan zu werfen und auf das Geratewohl eine Kolumne heraus zu greifen und eine Zahl abzulesen. Verfährt man in so leichtsinniger Weise, so wird man wahrscheinlich großen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein, indem man Zuganschlüsse verpaßt oder Züge benützt, mit denen man dann in irgend einem obskuren Orte liegen bleibt, ohne an diesem Tage weiter zu kommen.

Digitized by Google

Mit Rücksicht auf den beschränkten Raum und die riesige Fülle des Fahrplanmaterials sind die Fahrpläne außerordentlich kompreß gesetzt, und es ist leider sehr viel in sie hineingepackt worden. Wenn man daher im Reichskursbuch einen Fahrplan studirt und diesen wirklich lesen will, so ist man verpflichtet, schon bei der Ueberschrift zu beginnen und von da ab Zeile um Zeile zu lesen, ohne auch nur die geringste Kleinigkeit auszulassen. Kein Zeichen ist zu übersehen! Da gibt es kleine, unscheinbare stehende und liegende Kreuze, viereckige, dreieckige Sterne, runde Scheiben mit und ohne schwarzes Zentrum, kleine schwarze und weiße Quadrate, Halbmonde, Doppelpunkte, Paragraphenzeichen, und jedes dieser kleinen Merkmale hat seine besondere Bedeutung.

Stößt einem ein solches Merkmal auf, so suche man sofort, ob sich nicht auf dem Fahrplan selbst, korrespondirend mit diesem Zeichen, eine Anmerkung befindet, die gewöhnlich eine sehr wichtige Auskunft gibt. Findet man innerhalb des Rahmens des Fahrplans und auch auf dem freigebliebenen Rande rechts und links, oben und unten keine Hindeutung auf ein solches Zeichen, so schlage man sofort auf der Seite 2 des gelben Umschlages nach und suche dort das Zeichen auf. Am Schlusse dieser zweiten Seite gibt es eine besondere Zeichenerklärung, in welcher alle diese absonderlichen und von einander verschiedenen Zeichen übersichtlich aufgeführt sind. So heißt zum Beispiel ein kleines liegendes Kreuz, welches der flüchtige Leser übersieht, daß der Zug auf der betreffenden Station nur nach Bedarf hält, also wenn jemand ein- oder aussteigt. Ein kleines a, das man nur bei sorgfältigem Hinsehen neben der Abgangs- und Ankunftszeit im Fahrplane sieht, erklärt, daß auf der betreffenden Station der Zug nur zum Aussteigen hält. Ist man also leichtfertig und beachtet dieses Zeichen nicht, so wird man die Enttäuschung erleben, wenn man sich auf jener Station befindet, nicht einsteigen zu dürfen und sitzen zu bleiben. Natürlich ist das Lesen von Fahrplänen lediglich Sache der Uebung. Leser und Leserin aber werden gewiß, auch wenn sie zu Hause sind, manche Viertelstunde übrig haben, mit der sie nichts Rechtes anzufangen wissen. Es empfiehlt sich, in solchen Fällen das Kursbuch zur Hand zu nehmen und Uebungen im Lesen von Fahrplänen anzustellen. Man nehme nicht gleich die großen Fahrpläne, die über zwei Seiten des Buches gehen, sondern begnüge sich mit den kleinen Lokalfahrplänen. Hier beginne man aber sofort, ordentlich und gewissenhaft zu lesen. Man beobachte jedes Zeichen, jede Zahl, jeden Strich, jede Anmerkung und jeden Hinweis, und man wird sich schon nach kurzer Zeit davon überzeugen, daß es wirklich kein Kunststück ist, Fahrpläne zu lesen, wenn man nur aufmerksam dabei ist und sich mit den verschiedenen kabbalistischen Zeichen vertraut gemacht hat. Ohne Uebung aber im Kursbuch nachzuschlagen und sich zurecht zu finden, ist unmöglich.

Ist man im stande, größere Fahrpläne zu lesen, so kann man zur Uebung beginnen, Anschlüsse zusammen zu suchen. Das Auffinden derselben wird erleichtert durch den schon mehrfach erwähnten, so wichtigen Teil 6, dann durch die dem Kursbuch beigegebenen großen Eisenbahn-Uebersichtskarten von Deutschland und den angrenzenden Ländern, endlich durch die kleinen Orientirungskarten an der Spitze jedes einzelnen Teiles.

Beim Uebergehen von einem Fahrplan auf den andern sei man erst recht vorsichtig und genau. Man ist gezwungen, die Zahlen bald von unten nach oben, bald von oben nach unten zu lesen. Man achte sorgfältig darauf, ob man nicht in eine Kolumne gerät, wo die Minutenziffern schwarz unterstrichen sind, wo es sich also um Nachtzüge handelt. Man vergleiche lieber zwei- bis dreimal die korrespondirenden Zahlen der Anschlußnummern; man gerät sonst in eine ganz heillose Konfusion, aus der es keinen Ausweg mehr gibt.

Hat man sich durch Uebung auch mit diesen Schwierigkeiten vertraut gemacht, dann gelingt es auch, mit Hilfe des Kursbuches sich die umständlichsten Rundreisebillets zusammen zu stellen. Das Zusammenstellen eines solchen Fahrscheinheftes ist eigentlich eine Spielerei, viel leichter als das Lesen von Fahrplänen. Allerdings muß man wissen, welche Routen man einschlagen will, und man darf nicht leichtfertig nur etwa nach der Karte sehen und Ort auf Ort notiren. Man findet die einzelnen Orte, durch die man reisen will, ja mit Leichtigkeit im Verzeichnis der Stationen. Man überzeuge sich aber jedesmal durch Nachschlagen im Fahrplan, ob man auch mit diesen Zügen auf der Station Anschluß hat; sonst kann man in eine Art Sackgasse geraten, indem man mit dem Zug auf einer Station ankommt, von der es erst nach einer ganzen Reihe von Stunden Anschluß gibt. Besonders Süddeutschland besitzt mehrere solcher heimtückischen Stationen, auf denen man sich nachts um 1 oder 2 Uhr festfahren kann, um dann bis früh um 5 oder 6 Uhr als obdachloser Fremder herum zu sitzen. Man muß also bei Zusammenstellungen eines Fahrplanheftes stets einen bestimmten Zug im Auge haben, und unterbricht man die Fahrt und setzt man die Reise auf das Fahrscheinheft in einem andern Zuge fort, so überzeuge man sich vorher aus dem Reichskursbuch, wie die Anschlüsse sind und ob man glatt und sicher durchkommt, oder ob man vielleicht gezwungen ist, teure Zuschlagsbillets zu lösen und Fahrgelegenheiten zu benützen, die eine Klippe in den Reiseplänen bilden. Hat man sich erst durch Uebung in das Reichskursbuch hineingelesen, so macht es ein wahres Vergnügen, darin nachzuschlagen, und man lernt dann erst die riesige Arbeit schätzen, die in dem Buche steckt; man bewundert die Art und Weise, wie das ungeheure Verkehrsmaterial zusammengearbeitet und untergebracht ist.

Gewarnt mögen die Leser noch davor werden, aus Sparsamkeitsrücksichten auf Reisen alte Kursbücher zu benützen. Die großen, durchgehenden Züge halten ja gewöhnlich dieselben Fahrzeiten inne. Aber je nachdem man in der Sommer- oder Wintersaison lebt und je nachdem neue Anschlußstrecken gebaut und internationale Abmachungen über große Züge getroffen sind, ändern sich die Fahrzeiten. Wer daher eine größere Reise antritt, sollte die Ausgabe von 2 Mark für ein neues Kursbuch nicht scheuen. Er kann sich durch diese geringe Summe vor unnützen Ausgaben und vielleicht vor ernstlichen Geldverlusten bewahren.

Wenn es aber Feinde des großen gelben Reichskursbuches geben sollte — und daß manche Leser und Leserinnen vorhanden sind, die das Buch mit den sieben Siegeln gehaßt haben, ist selbstverständlich — so sei ihnen gesagt, daß auch andere Kursbücher ihre Mucken und Tücken haben. In jedes neue Kursbuch muß man sich erst hinein arbeiten, und da man im Reichskursbuch alles findet, was man nicht nur für inländische, sondern auch für ausländische und überseeische Reisen braucht, da es die vollständigste und erschöpfendste Auskunft über alles gibt, so ist es schon besser, sich mit ein klein wenig mehr Mühe in das Reichskursbuch hinein zu arbeiten, als sich mit kleinen Lokal- und Bezirkskursbüchern zu behelfen.

Es sei auch noch ausdrücklich erwähnt, daß es sich für die Reisenden empfiehlt, im Reichskursbuch den Auszug aus der „Verkehrsordnung für die Eisenbahnen Deutschlands“ durchzulesen, der auf sechs Druckseiten direkt nach dem alphabetischen Verzeichnis der Stationen, unmittelbar vor dem ersten Teil, untergebracht ist. Wer diese ziemlich klaren und deutlichen Bestimmungen durchgelesen hat, ist ganz vorzüglich orientirt und spart sich hundertfältige Fragen und Auskunftserbittungen beim Stationspersonal und bei den Schaffnern.

Auch das Reisen ist heutzutage eine Kunst, und wer eine Reise antritt, sollte das nicht thun wie ein Warenballen, der sich willenlos hin und her schieben und spediren läßt, sondern wie ein verständiger Reisender, der sich vorher in das Kursbuch vertieft und dann sicher und ohne unangenehme Ueberraschungen durch die ganze Welt fährt.

Max Schmitt.

Das Ohm-Denkmal in München. Sockelbild.
Nach einer Aufnahme von Hof-Photograph Teufel daselbst.

Das Ohm-Denkmal in München.

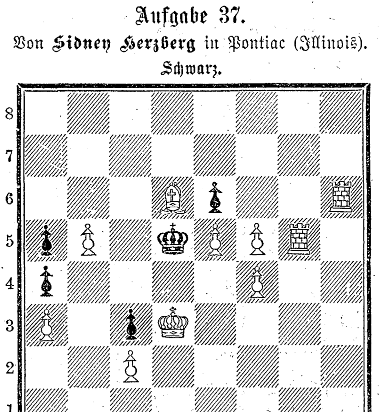
Am 6. Juli wurde in München gelegentlich der vom 4. bis zum 7. des gleichen Monats dort stattgehabten Elektrotechniker-Versammlung das dem Andenken des großen Physikers Georg Simon Ohm gewidmete Denkmal enthüllt. Dasselbe hat seinen Standpunkt vor dem an der Gabelsbergerstraße ausmündenden Gebäudeflügel der technischen Hochschule gefunden. Es ist eine Schöpfung des Bildhauers Professor Ruemann. Besonders wirkungsvoll ist die von diesem in Marmor ausgeführte Hauptfigur, die Ohm sitzend darstellt. Ein Relief an dem von Thiersch entworfenen Sockel zeigt Ohm als Knaben mit seinem Bruder, im Begriff, von seinem Vater, einem Schlossermeister, der in reifen Jahren sich zu wissenschaftlichen Kenntnissen durchgerungen, die erste Unterweisung in der Mathematik zu empfangen. Die Steinmetzarbeiten sind aus den Werkstätten der Münchener Firma Zwisler und Baumeister hervorgegangen; der Sockel ist aus geschliffenem Granit hergestellt, während zu dem Postament geschliffener Untersberger Marmor verwendet wurde. Dem Festakte wohnten Vertreter der staatlichen sowie der städtischen Behörde, die Vorstände der Universität und der technischen Hochschule und zahlreiche Gäste bei. Die Festrede hielt Universitätsprofessor Dr. Lommel; Kultusminister Ritter von Landmann übernahm namens des Prinzregenten das Denkmal in den Schutz und die Obhut der Staatsregierung.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 37.

Von **Sidney Herzberg** in Pontiac (Illinois).

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 34 S. 768:

W. 1) Sc8—b6
S. 1) f5—e4:
W. 2) Df3—f6†
S. 2) Ke5—f6:
W. 3) Sb6—d7 matt.

A.

S. 1) f5—g4:, Ke5—d4
W. 2) Df3—e3[†] und
W. 3) Sb6—d7 matt.

B.

S. 1) f5—f4
W. 2) Df3—c3†
S. 2) Ke5—e4:
W. 3) f2—f3 matt.

C.

S. 1) f7—f6
W. 2) e4—f5: und
W. 3) Df3—e3 matt.

Schachbriefwechsel.

C. W. in Leipzig. Die Aufgabe scheint in der neuen Fassung richtig zu sein; doch ist uns zweifelhaft, ob nicht die Bauern a4 und a5 einfach fehlen können. Die Aufgabe würde vielleicht sogar dadurch gewinnen. Auch bezüglich der Existenzberichtigung der Bauern h6 und h7 hegen wir Zweifel; bei deren Streichung ließe sich der Springer vielleicht besser auf h6 setzen. Erwägen Sie dies alles und legen uns die Aufgabe, entsprechend umgearbeitet, dann von neuem vor.

Partie Nr. 18.

Aus dem südkalifornischen Korrespondenzturnier. („Baltimore News“.)

Gambit Cunningham.

Weiß: W. Bennett. — Schwarz: D. F. Sheldon.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	**e7—e5**	15) Sg3—f2	f4—f3
2) f2—f4	**e5—f4:**	16) h2—h3	Lc8—g4
3) Sg1—f3	**Lf8—e7** [1]	17) g2—g3 [6]	Lg4—h3:†
4) Lf1—c4	**Le7—h4†** [1]	18) Kf1—g1	g5—g4 [7]
5) Ke1—f1 [2]	d7—d5 [3]	19) Dd1—d3	Dh6—g7
6) Lc4—d5:	Sg8—f6	20) Ta1—e1	Ta8—d8
7) Sb1—c3	Sf6—d5:	21) Dd3—c4	Dg7—d7
8) Sc3—d5:	O—O	22) Sd5—f6†	Tf8—f6:
9) Sf3—h4:	Dd8—h4:	23) e5—f6:	Sc6—d4:
10) d2—d3 [4]	Sb8—c6	24) Te1—d1	c7—c5
11) Lc1—f4:	f7—f5	25) c2—c3	Sd4—e2†
12) e4—e5	g7—g5 [5]	26) Kg1—h2	Dd7—c7
13) Lf4—g3	Dh4—h6	Weiß kündigt Matt in spätestens 7 Zügen an. [8]	
14) d3—d4	f5—f4		

[1] Eine gegenwärtig ganz ungebräuchlich gewordene Verteidigung des Königsspringergambits.

[2] Dies ist sicherer als das dreifache Bauernopfer durch 5) g2—g3 f4—g3: 6) O—O g3—h2:† 7) Kg1—h1. Weiß gewinnt nun den Gambitbauern mit gutem Spiel zurück.

[3] Ein wenig angebrachtes Opfer. d7—d6 nebst Lc8—g4 verdient den Vorzug.

[4] Nicht 10) Sd5—c7: wegen Sb8—c6 11) Sc7—a8: Sc6—d4 12) Sa8—c7 Lc8—g4, womit Schwarz einen guten Angriff erhält.

[5] Schwarz hat einen Bauern weniger und will den Angriff forciren; es gelingt ihm aber nicht.

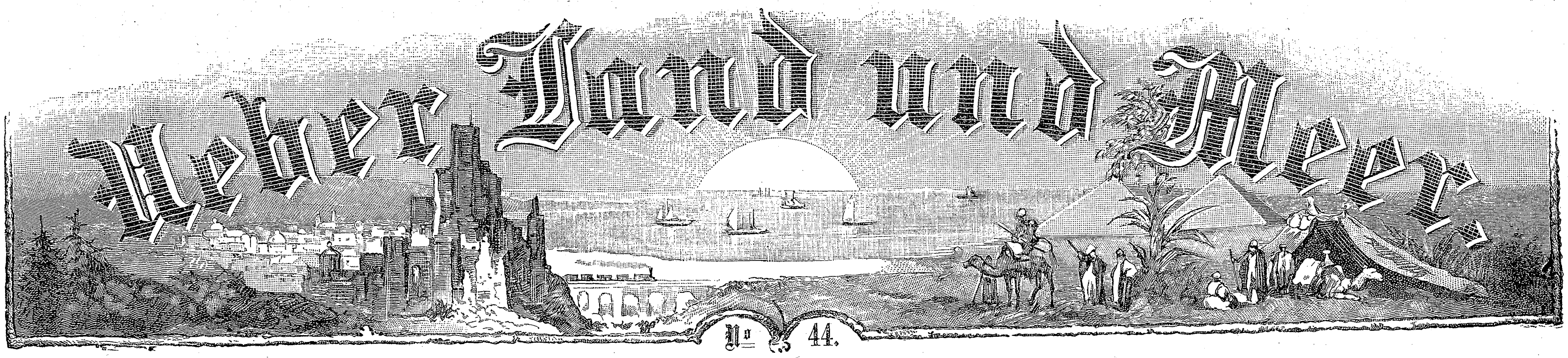
[6] Ein schöner Verteidigungszug. Die Stellung von Weiß ist stärker als sie aussieht.

[7] Falls Dh6—e6, so 19) Dd1—d2 h7—h6 20) Sd5—e3 De6—c8 21) Dd2—c3 mit ausgezeichnetem Angriff.

[8] Unseren Lesern als Aufgabe gestellt.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

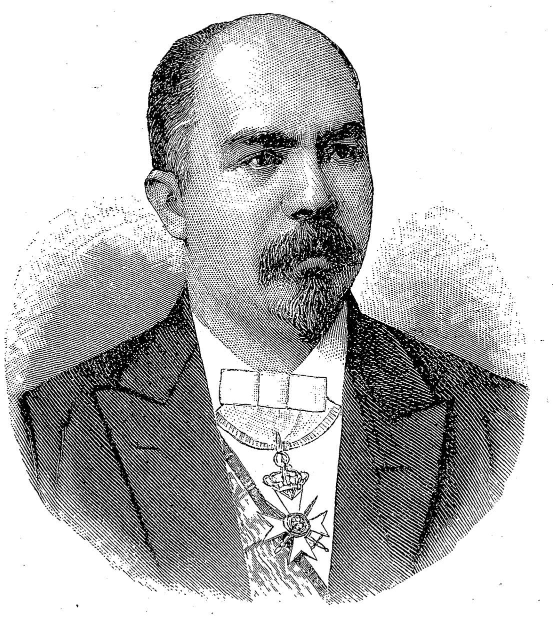
Digitized by Google



Aus Zeit und Leben.

Stefan Stambuloff.

Das Opfer eines nichtswürdigen Bubenstücks ist am 15. Juli in Sofia Stefan Stambuloff geworden, der frühere bulgarische Ministerpräsident. Als er am Abend des genannten Tages in Begleitung seines Schwagers Petkoff und eines Dieners



Stefan Stambuloff.

vom Unionklub, in welchem er geweilt hatte, nach Hause fuhr, wurde plötzlich von einer Mörderbande der Wagen angehalten und Stambuloff im Augenblick durch Revolverschüsse, Hiebe mit dem Handschar und Dolchstiche tödlich verwundet und grauenhaft verstümmelt. Die Hände, die er anscheinend zur Abwehr der gegen sein Gesicht gerichteten Streiche emporgehoben hatte, mußten ihm noch in derselben Nacht amputirt werden. Am 18. Juli erlag er den furchtbaren Verletzungen. Ob hier ein politisches Verbrechen oder ein persönlicher Racheakt vorliegt, hat sich noch nicht feststellen lassen. Der ehemalige Ministerpräsident, der „Bismarck Bulgariens“, wie man ihn auch nannte, hat nur ein Alter von zweiundvierzig Jahren erreicht. Zu Tirnowa 1853 geboren, studirte er auf russischen Universitäten die Rechte und kehrte dann in sein Vaterland zurück, wo er sich der auf Losreißung Bulgariens von der Türkei gerichteten Bewegung anschloß. Der Aufstand von Eski Sagra, 1875, war wesentlich sein Werk, und nach dem Fehlschlagen des Unternehmens mußte er ins Ausland flüchten. Nachdem er den Feldzug 1877—1878 als Freiwilliger mitgemacht, wurde er in die Sobranje und bald darauf zu deren Vorsitzenden gewählt. Nach der Abdankung des Fürsten Alexander, 1886, wurde er mit Mutkuroff und Karaweloff in die Regentschaft gewählt und hatte wesentlichen Anteil an der Wahl des Prinzen Ferdinand von Coburg zum Fürsten von Bulgarien, Juli 1887. Bis Ende Mai 1894 war Stambuloff Ministerpräsident und der eigentliche Leiter der bulgarischen Regierung.

Der Brand von Brotterode.

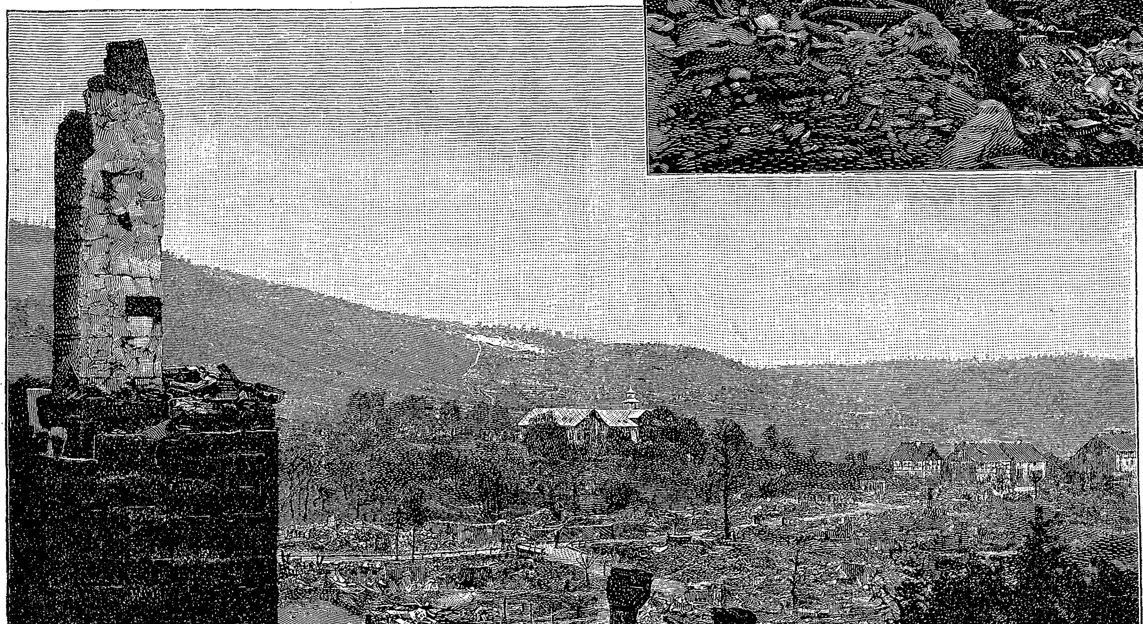
Nach photographischen Aufnahmen von G. Heinemann in Eisenach.

Von einem furchtbaren Unglück ist am 10. Juli der Marktflecken Brotterode, am Fuße des hochragenden Inselberges in Thüringen gelegen, betroffen worden. Aus bisher nicht aufgeklärter Ursache brach in einem Gehöft des sogenannten „Unterdorfes“ ein Feuer aus, das bei dem heftigen Südwestwinde und den eigentümlichen Verhältnissen des Ortes sich mit rasender Geschwindigkeit verbreitete. Die Häuser waren nämlich zum beträchtlichen Teile aus Holz erbaut oder mit Holz bekleidet und mit Holzziegeln gedeckt, die Hohlräume — zum Schutz gegen die bittere Winterkälte — mit Stroh gefüllt; außerdem lagen um die Mehrzahl der Gebäude die Stapel zum Trocknen aufgetürmten Holzes, dessen Bezug zu geringem Preise ein uraltes Waldrecht der Bürger von Brotterode ist. Wer je, auf dem Wege von der vielbesuchten Sommerfrische Friedrichroda zum Inselberg, durch den Flecken gekommen ist, wird sich erinnern, welchen merkwürdigen Eindruck die Umrahmung der Häuschen machte: ringsum vom Erdboden bis zur Dachfirst die aufgestapelten Hölzer, die nur den Raum für Thüren und Fenster freiließen. Wie verhängnisvoll unter solchen Umständen der Ausbruch einer Feuersbrunst werden mußte, liegt auf der Hand. Im Umsehen standen ganze Häuserzeilen in Flammen und die Bewohner hatten kaum Zeit, das nackte Leben zu retten. Die Spritzen verbrannten, bevor sie zur Thätigkeit gelangten, und auch die von auswärts herbeieilenden Feuerwehren waren dem entfesselten Elemente gegenüber machtlos. So wurden binnen vier Stunden über sechshundert Wohnhäuser,

Brotterode nach dem Brande.

Stallungen und Schuppen eingeäschert, darunter die Kirche mit allen Büchern und Schriften, die Post und das Amtsgerichtsgebäude mit sämtlichen Akten und Urkunden. Zwei hochbetagte Frauen kamen in den Flammen um. Mehr als tausend Menschen sind obdachlos und befinden sich, da sie alle Habe verloren haben, im tiefsten Elend. In Brotterode herrschte ein emsiger Hausbetrieb, Kleineisenindustrie, Drechslerei und Cigarrenfabrikation, aber die fleißigen Hände müssen nun feiern, da alle Werkzeuge, alle Rohmaterialien vernichtet sind. Der werkthätigen Menschenliebe bietet sich hier ein breites Feld; dem unglücklichen Brotterode mögen die Begüterten von ihrem Ueberfluß an Geld und Kleidungsstücken reichlich zuwenden und dabei den Grundsatz beherzigen: doppelt gibt, wer schnell gibt!

Brotterode ist eines der ältesten deutschen Gemeinwesen. Schon im neunten Jahrhundert soll es von dem Hersfelder Abt Brunward begründet und nach ihm Brunwardrode genannt worden sein. Urkundlich wird der Ort im Jahre 1360 zum erstenmale genannt. Betreffs der ausgedehnten, dem Orte gehörigen Waldungen heißt es, daß sie aus einer Schenkung des Kaisers Karl V. herrühren. Auf einer Reise begriffen, soll die Gemahlin des Kaisers in Brotterode einem Kinde das Leben gegeben haben, und zum Danke für die liebevolle Aufnahme und Pflege begnadete der Herrscher die Gemeinde mit mancherlei Vorrechten und den beregten Waldungen.



Brotterode nach dem Brande.

Digitized by Google

Literatur.

— Nikola Teslas Untersuchungen über Mehrphasenströme und über Wechselströme hoher Spannung und Frequenz. Von Thomas Commerford Martin. Autorisirte deutsche Ausgabe von H. Maser. Mit 313 Abbildungen. Halle an der Saale. W. Knapp, 1895. Wir begegnen in diesem Werke, dessen Erscheinen in deutschem Gewande nur als ein erwünschtes bezeichnet werden kann, einer authentischen Darlegung der Erfindungen und wissenschaftlichen Untersuchungen des in neuerer Zeit so viel genannten, in Amerika heimisch gewordenen Ungarn Nikola Tesla. Von ihm rührt die hochbedeutsame Erfindung des rotirenden magnetischen Feldes, oder, wie wir gewöhnlich sagen, des Mehrphasenstromes her, und er war der erste, der uns die geradezu an das Wunderbare grenzenden, mit Wechselströmen von hoher Frequenz und hoher Spannung erzeugten Erscheinungen gezeigt hat. Seine Untersuchungen über die Ströme dieser Art haben unsere gewohnten Vorstellungen über das Wesen der Elektrizität nahezu über den Haufen geworfen: wir sehen, daß bei diesen hochfrequenten Strömen Gase zu guten Elektrizitätsleitern, Metalle dagegen zu Isolatoren werden, daß Lampen und Motoren mit nur einem einzigen Stromzuleitungsdraht vom Generator, ja selbst ohne einen solchen betrieben und Glühlampen ohne eine andere elektrische Verbindung mit der Stromquelle als durch den menschlichen Körper hindurch zum Leuchten gebracht werden können, daß der menschliche Körper Spannungen von einigen hunderttausend Volt auszuhalten vermag, während Ströme niedriger Frequenz schon bei einigen hundert Volt Spannung für die Gesundheit und das Leben gefährlich werden. Die Aufschlüsse, die uns über alles das geboten werden, rühren von Tesla selbst her und zeichnen sich durch besondere Klarheit der Darstellung aus, so daß das Buch nicht nur für den Fachmann, sondern für jeden, mit dem Wesen der elektrischen Erscheinungen nur einigermaßen vertrauten Gebildeten ein anregendes und fesselndes ist. Für den Fachmann gestaltet das Werk sich zu einem doppelt interessanten durch die genaue Beschreibung der zu den Versuchen benützten Apparate und Hilfsmittel, die fast in allen Fällen eigens erfunden werden mußten, die zahlreichen Winke bezüglich der zum Gelingen der Versuche anzuwendenden Vorsichtsmaßregeln und die eingehende Erörterung der Ergebnisse jedes einzelnen Versuchs. Sehr dankenswert ist es auch, daß dem Buche ziemlich eingehende Notizen über den Lebenslauf des genialen Erfinders vorangestellt sind.

— Zur Psychologie des Schreibens. Mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschriften. Von W. Preyer (Hamburg Leop. Voß. Mk. 8). Für die Theorie, die wissenschaftliche Erkenntnis und auch zugleich als Rechtfertigung der Graphologie, ist dieses Werk epochemachend: ein Gelehrter von unbestrittenen Verdiensten, ein hervorragender Physiolog und Psycholog unternimmt es, das Schreiben zum Gegenstande streng wissenschaftlicher Untersuchung zu machen, wobei er namentlich auch die speziell graphologischen Fragen ins Auge faßt. Die Resultate sind vielfach überraschend, das bedeutendste liegt wohl in dem Nachweis, daß, populär gesprochen, die Schrift nicht von der Hand abhängt, sondern vom Gehirn. Auf einzelnes einzutreten verbietet uns der Raum. Nur das kann man sagen, daß Preyer selbst da, wo man ihm nicht zuzustimmen vermag, anregend und fruchtbar wirkt, schon darum, weil er überall streng methodisch Probleme stellt und meistens auch löst. Um einem Irrtum vorzubeugen, bemerken wir, daß das Werk kein eigentliches Lehrbuch der Graphologie ist und auch keines sein will, wenigstens nicht für den Laien. Dem Graphologen von Fach aber wird es ein unentbehrliches Handbuch sein.

Noch ein weiteres graphologisches Werk von einem gleichfalls auf dem Gebiete der Psychiatrie berühmten Verfasser liegt uns vor. Wir meinen: „Grafologia di Cesare Lombroso, Mailand, Hoepli." Lombroso hat sich speziell mit dem Studium der Handschriften von Verbrechern und Geisteskranken befaßt, die ihm in großer Zahl zur Verfügung standen. Seine Ausführungen sind sehr interessant, entbehren aber der positiven Ergebnisse (siehe mein ebenfalls in diesem Frühjahre erschienenes „Lehrbuch der Graphologie — Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft — Kapitel 8, 2. Teil, Seite 225, wo die Sache näher besprochen ist). Im übrigen, das heißt überall, mit Ausnahme des Kapitels über Verbrecherschriften, namentlich auch in demjenigen über pathologische Handschriften hält sich C. Lombroso an Michon oder Crépieux-Jamin, welch letzteren er vielfach ganz einfach übersetzt und dessen Clichés er auch teilweise reproduzirt. Es ist ihm offenbar darum zu thun, seinen Landsleuten, die, wie mich meine eigene Erfahrung lehrt, ein lebhaftes Interesse für Graphologie besitzen, in ihrer Muttersprache ein Resumé über den heutigen Stand dieser Wissenschaft und eine Anleitung zu deren Studium zu bieten. Allen denen, welche die Graphologie lieber in italienischer, als in deutscher oder französischer Sprache studiren, sei hiermit das Werkchen bestens empfohlen.

L. Meyer, Ragaz (Schweiz).

— Geschichte der Musik von den ältesten vorchristlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. Von J. Gebeschus (August Schultze, Berlin). Die Geschichtstabellen, die der Verfasser seiner in den drei Abteilungen des Altertums, des Mittelalters und der neuen Zeit erzählten Geschichte der Musik vorausschickt, zeigen den populären Zweck dieses Werkes, seine Bestimmung an, hauptsächlich Schüler und Musikfreunde mit der Entwicklungsgeschichte „der herrschenden der Künste" vertraut zu machen. Neben der Uebersichtlichkeit der geschichtlichen Darstellung ist ein Vorzug dieses Buches auch die in demselben gebotene Orientirung über die einschlägige Literatur und die Aufzählung aller hervorragenden Musikschriftsteller.

— Als ein politisches Bildungs- und Lehrmittel, als eine klassische Schule der Beredsamkeit und einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der deutschen Politik veröffentlicht Dr. Georg Mollat (A. W. Zickfeldt, Osterwieck) in einem starken Bande: Reden und Redner des ersten deutschen Parlaments. Bekannt durch seine Lesebücher zur Geschichte der deutschen Staatswissenschaft und der Staatswissenschaft des Auslandes, gibt uns der Verfasser hier ein unparteiisches Bild der Hauptverhandlungen in der Paulskirche und der Verdienste der hervorragendsten Redner und Parteiführer. Ein solches Bild wirkt wahrhaft erfrischend gegenüber dem öden Eindruck, den die Verhandlungen des gegenwärtigen deutschen Reichstages hinterlassen.

Radirungen.

— Im Selbstverlag des Vereins für Original-Radirung „vom Weyerberg" (O. Felsing, Berlin) ist als 1. Folge 1895 eine sehr geschmackvolle Mappe erschienen, die je drei Blätter von den Künstlern Hans am Ende, Fritz Wackensan, Fritz Overbeck, Heinrich Vogeler enthält. Von des ersteren Landschaften zeichnet sich durch tiefpoetische Stimmung der „Sommerabend" aus; Wackensans „Schlafende Alte" erwärmt durch Einfachheit und Kraft; voll sinnigen Humors sind die drei Märchenbilder von H. Vogeler, von dem auch das sehr ansprechende Titelblatt herrührt.

Briefmappe.

E. G. in Liebenstein. Verbindlichen Dank! Wie Sie sich freundlichst überzeugen mögen, haben wir Ihre Mitteilungen benützt. Ansichten der Brandstätte finden Sie in der vorliegenden Nummer.

M. K. in Danzig. Wir wollen versuchen, den Autor zur recht schnellen Erfüllung Ihres Wunsches zu veranlassen.

Julian in Florenz. Ihre Vermutung in Betreff des Uebersetzers ist richtig. Die deutsche Ausgabe des Buches können Sie durch jede deutsche Buchhandlung beziehen. Die betreffende Figur in dem Roman von E. ist eine freie dichterische Schöpfung. Für die angebotenen Uebersetzungen aus dem Figaro haben wir leider keine Verwendung.

E. G. in Schwäbisch Hall, R. Sieger in Stettin, R. K., Frankenfeld, E. M. in Friedrichroda. Dankend abgelehnt.

Cheristane. Aus Büchern ist die Schauspielkunst überhaupt nicht zu erlernen; wollen Sie sich der Bühne widmen, so wenden Sie sich an einen erfahrenen dramatischen Lehrer.

B. N. in Berlin. Die Ausführung des Patent-Kneifers nach Dr. med. Seyffert hat neuerdings durch die Anfertiger, Lucke und André in Rathenow, eine wesentliche Verbesserung erfahren, indem jetzt jedes Stegepaar aus einem Stück hergestellt wird. Dadurch wird die Gefahr des etwaigen Zusammendrückens zweier Stege oder des Abbrechens der Gabelzinken, wie es bisher bei unvorsichtiger Behandlung wohl vorkam, vermieden.

G. A. B. in Lübeck. Das Lied „Laßt fahren die Sorgen" von A. Krohn (Hans Holland) ist, soviel wir wissen, im Notendruck erschienen. Näheres dürften Sie von dem Verfasser (Uhlenhorst-Hamburg) oder Herrn Musikdirektor Sodemann in Barmbeck bei Hamburg erfahren. Das Schauspiel „König Edelherz" ist bei C. Meyer in Hamburg erschienen.

F. E. in R. Ihren Zwecken dürfte das „Vegetarische Kochbuch" entsprechen, das bei Hartung und Sohn zu Leipzig bereits in zwölfter Auflage erschienen ist. Das Büchlein enthält 350 Rezepte, und selbst diejenigen Hausfrauen, die nicht für „eingemüste" Vegetarier kochen, werden daraus manche schätzenswerte Anleitung schöpfen.

Braut-Seidenstoffe

weisse, sowie schwarze und farbige jeder Art zu wirkl. Fabrikpreisen unter Garantie für Echtheit und Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. Mtr. porto- und zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungsschreiben, Muster frko. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**
Königl. Spanische Hoflieferanten.

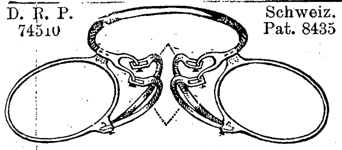
Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten.
Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie., Königl. Niederl. Hoflief., **Berlin,** Leipzigerstr. 43.

SENFPFLASTER RIGOLLOT

Gegen **BLUTANDRANG, SCHMERZEN, KATARRH, INFLUENZA,** etc.
Für jede Familie unentbehrlich
Ist in Blechbüchsen von 10 Blatt in allen Apotheken der Welt erhältlich.
Man verlange auf jedem Blatt dem **Namen** und die **Adresse** des Erfinders.
P. RIGOLLOT, 24, Avenue Victoria, Paris.

D. R. P. 74510 — Schweiz. Pat. 8435



Patent-Kneifer
mit federnden Doppelklemmstegen
nach Dr. med. Seyffert.

Der Kneifer sitzt vorzüglich fest auf der Nase. Die Druckempfindung und zurückbleibende Druckspur auf der Nase verteilen sich durch die Doppelstege, sind daher äusserst gering. Der Kneifer passt auf jede Nase, ist stabil in Bezug auf seitliche Schwankungen im Gehen, Reiten oder Fahren. Die Gläser stehen, wie bei der Brille, gerade vor den Augen. Die Ausführung des Kneifers hat neuerdings eine **wesentliche Verbesserung** erfahren, indem jetzt jedes Stege-Paar aus einem Stück angefertigt wird. Dadurch wird die Gefahr des etwaigen Zusammendrückens zweier Stege oder des Abbrechens der Gabel-Zinken, wie es bisher bei unvorsichtiger Behandlung wohl vorkam, vermieden. Der Kneifer wird auch zum Zusammenlegen angefertigt. Zu haben im Einzelverkauf in **jedem optischen Geschäft.**
Für Wiederverkäufer bei den Alleinfabrikanten
Lucke & André. Fabrik optischer Artikel, **Rathenow,** Bahnhofstrasse 4.

Kranken-Fahrstühle — Katalog gratis.
für Strassen-, Zimmer- und Gartengebrauch.
Kranken-Möbel aller Art.
Krankentische, stellb. Keilkissen, mech. Schlafsessel. Tragstühle u. -Sitze.
Zimmerklosets u. Bidets.
Vereinigte Sanitätsapparate-Fabriken
C. Maquet, Hoflieferanten,
prämiirt m. 20 goldenen Medaillen,
Berlin W., Charlottenstr. 63,
und **Heidelberg.**

Volle Mahlzeit **Magenleidenden** Sofortige Hilfe

Nach Meidung aller Medikamente, Mineralwasser, Salze und Speiseverboten! Nur nach Genuß aller der Menschheit zustehender Speisen vermag, „wie 10jährige unfehlbare Erfolge beweisen", mein Verdauung anregend und erhaltendes Speisepräparat

„Magenheil"

alle Magenbeschwerden (da solche nicht einmal krankhaft), in jedem Alter und Stadium vom Säugling bis zum Greise zu beseitigen und dauernd beschwerdelose Verdauung herzustellen! Broschüre gegen 3 Pfennig-Marke gratis und franko, à Dose M. 1.50 **nur** durch
Heinr. Senf, Köln, 23 Rheingasse 23.
Bei minim. 3 Dosen für Deutschland franko. Nachnahme extra.

Henneberg-Seide

— nur ächt, wenn direkt ab meiner Fabrik bezogen — schwarz, weiß u. farbig v. 60 Pfge. bis 18.65 p. Met. — glatt, gestreift, karrirt, gemustert, Damaste ꝛc., ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc. — **Porto- und steuerfrei ins Haus!** Katalog u. Muster umgehend.
G. Henneberg's Seiden-Fabrik (K. u. K. Hofl.) **Zürich.**

Harzer Jagdkorn, feinste Qualität, 2 M.
Alt. Klost.-Dopp.-Korn, sehr fein, 1,50 M.
Alten Kloster-Korn, fein, à 1,25 M.
Harz-Kräuter-Korn, passe-par-tout, 1,75 M.
Fein. Nordhäuser Getreide-Kümmel, 1,75 M.
Abt Holt. Egel's delik. Leibes-Pflege, 1,75 M.
à 1 Liter inklusive Flasche oder Gebinde versendet gegen Nachnahme oder Einsend.
Die Klosterbrennerei
in Kloster Walkenried
bei Nordhausen a. Harz.
Postcolli: Kiste = 2 Fl. od. Fäßch. 4 Liter.

Reelle Bedienung, zuverlässige und gediegene Arbeit:
Garantirt Eingeschossene

Revolver Kaliber 7 mm 6 Mk., Kal. 9 mm 9 Mk. — **Teschin-Gewehre** ohne lauten Knall Kal. 6 mm 8 Mk., Kal. 9 mm 15 Mk. — **Doppeljagdkarabiner** 30 Mk., einläufiger Jagdkarabiner 20 Mk. — **Westentaschen-Teschins** 4 Mk. — **Pürsch- u. Scheibenbüchsen** von 30 Mk. an. — **Zentralfeuer-Doppelflinten** prima Qual. von 35 Mk. an. — **Patentluftgewehre** ohne Geräusch 20 Mk. — **100 Zentral-Hülsen** 1,70 Mk. — Zu jeder Waffe 25 Patronen gratis. — Packung umsonst. — Preislisten gratis u. franko. — Umtausch kostenlos. — Katalog 64 Seiten.

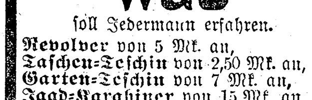
Reelle Bedienung.

Deutsche Waffenfabrik.
Georg Knaak, Lieferant aller Jagd- u. Schützenvereine. **Berlin SW. 12.** Friedrichstr. 212.

Hans von Bülow
fand die Pianinos aus der Fabrik von
W. Arnold, Aschaffenburg,
als die besten und wählte eins zum eig. Gebrauch.
Preisliste u. Bülows Original-Dankschreib. gratis.

Etwas Zusatz von
Echtem Feigen-Kaffee
ANDRE HOFER
k. u. k. Hoflieferant
Salzburg u. Freilassing
verbessert
jeden
Kaffee.

So



was
soll Jedermann erfahren.
Revolver von 5 Mk. an,
Taschen-Teschin von 2,50 Mk. an,
Garten-Teschin von 7 Mk. an,
Jagd-Karabiner von 15 Mk. an,
Scheibenbüchsen von 15 Mk. an,
Centralfeuer-Doppelflinten von 32 Mk. an,
Einläufige Cal. 16 von 20 Mk. an,
Engl. Polizeiknüppel v. 1,50 Mk. an,
Luft-Pistolen von 3 Mk. an,
Luft-Gewehre von 8 Mk. an,
Schlagringe von 50 Pf. an,
Bulldogg-Messer von 1 Mk. an,
Ochsenziemer von 2 Mk. an
versendet gegen Postnachnahme. Umtausch gestattet.
Preislisten mit 300 Bildern gratis
Hippolit Mehles,
Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Stellung. Existenz.
Prospect gratis — Probebrief franco. — Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect. — Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.
Breslau, Hambg., Dresd., Leipz., Münch.
Dr. J. Schanz & Co.
Patente
billigst, reell, sorgfältig, schnell
Vergünstigungen
wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Reiseapparate · Hand-Cameras · Touristen-Cameras
Vorzüglichste Photographische Apparate jeder Art.
Photographische Neuheiten — Utensilien, Chemikalien
Rodenstock's Objective
BISTIGMAT Universal-Objective
Bildgrösse 9·12, 13·18, 18·24 — Preis 15, 17,50, 25.
WEITWINKEL BISTIGMATE
Bildgrösse 9·12, 13·18, 18·24 — 20, 25, 30.
Aplanate, Weitwinkel, Landschafts-Objective, Objectiv-Sätze
Fabrik u. Lager sowie Versandtgeschäft
BRACK & Co.
MÜNCHEN
3. Bayerstrasse 3.
Reich illustrirte Preisliste gratis u. franco.
Schüler-Apparate — Vergrösserungs-Apparate
Taschen-Apparate, Atelier- u. Universal-Apparate.

Digitized by Google

R. v. S. Nach englischem Gesetz muß jeder, der sich in England verheiraten will, mindestens vierzehn Tage im Lande gewohnt haben. Dieser Vorschrift hat sich auch der Herzog von Aosta gefügt, der am 25. Juni in der kleinen Kirche zu Kingston an der Themse mit der Prinzessin Helene von Orleans getraut wurde. Der Herzog hatte für die gesetzliche Zeit in einem Hotel in Surbiton Wohnung genommen. Uebrigens war die St. Raphaelkapelle in Kingston schon wiederholt der Schauplatz von Familienfesten des Hauses Orleans. Hier wurden einst der Graf und die Gräfin von Paris getraut, und ebenfalls erfolgte bei der silbernen Hochzeit des Jubelpaares dessen erneute Einsegnung in dem kleinen Gotteshause. Eine Bronzestatuette des heiligen Ferdinand mit entsprechenden Inschriften erinnert hieran. Ferner sind in dem Kirchlein auch der Herzog und die Herzogin von Chartres getraut worden.

G. M. in Altötting. Aufschluß über die klimatischen wie alle sonstigen Verhältnisse von Saigon finden Sie in dem in dieser Hinsicht sehr zuverlässigen Werke „Asien" von Prof. Sievers (Verlag des Bibl. Instituts).

B. S. in Z. Die Höhe der sogenannten Doktorgelder ist auf den einzelnen Universitäten verschieden. Umsonst ist die Erwerbung des Doktorhutes nirgends, aber zum Glück in deutschen Landen nicht so teuer, wie einstmals auf der hochberühmten Universität Salamanka. Dort hatte noch zu Anfang unseres Jahrhunderts der Doktorand, abgesehen von anderen Leistungen, ein öffentliches Stiergefecht zu veranstalten. Von Ihrem „teuren" Sohn wird man nur einen bescheidenen Doktorschmaus verlangen, und auch ihn braucht er nicht zu geben, wenn er nicht will.

R. O. Kaufen Sie sich das Fahrhandbuch zum Selbststudium von Berthold Schoenbeck, Stallmeister des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen (Leipzig, Hartung und Sohn). Das Werk gibt über alle einschlägigen Fragen wie auch über Beurteilung, Pflege und Wartung des Pferdes eingehende Auskunft und begleitet seine Weisungen durch zahlreiche Abbildungen.

Radfahrer in L. „Dräsine" zu sagen ist natürlich falsch, da das Urbild des Fahrrades von einem guten Deutschen erfunden worden ist, dem badischen Forstmeister Freiherrn Karl von Drais († 1851). Man muß also das Wort aussprechen, wie es geschrieben wird: Draisine. — Der Vergleich des Radfahrers mit einem „wahnsinnig gewordenen Scherenschleifer" stammt aus den „Fliegenden Blättern", die vor ein paar Jahren einem Bauernjungen, der zum erstenmale einen Bicyclisten daherfahren sieht, den entsetzten Ausruf in den Mund legten.

Studenten-Jägertisch in Göttingen. Der Ausdruck „Jägerlatein" scheint allerdings, analog dem „Küchenlatein", von der „Jägersprache", das heißt den technischen Ausdrücken des Jägergewerbes (Lauf, Löffel, Behang, Licht, Lauscher) herzustammen. Thatsächlich wird er dagegen scherzhaft von den übertriebenen und aufgebauschten Erzählungen der Waidmänner von ihren Erlebnissen und Abenteuern auf der Jagd gebraucht. Näheren Aufschluß dürften Sie in zwei Schriftchen finden, die Sie jedenfalls interessiren werden: Gräße, „Jägerhörnlein, Jägerlügen", Dresden 1860, und: Keller, „Jägerlatein", 3. Aufl., Klagenfurt 1886.

Freifrau v. L. in S. Ihr Wunsch wird erfüllt werden, wahrscheinlich schon in nächster Nummer.

Deutscher in Bosnien. Als Termin für die Grundsteinlegung des Kaiser Wilhelm-Denkmals in Berlin ist der 18. August in Aussicht genommen. Die baulichen Arbeiten sind so weit gefördert, daß zur genannten Frist die Feier vor sich gehen könnte, aber bekanntlich hängt die Entscheidung von Kaiser Wilhelm II. ab.

Kunstfreund in E. Die Verlegung der Berliner Akademie der Künste aus den bisherigen unzulänglichen Räumen ist in der That geplant. Wie wir auf Erkundigung an unterrichteter Stelle erfahren, wird wahrscheinlich schon dem nächsten preußischen Landtage eine Vorlage zugehen, nach welcher auf einem dem Fiskus gehörigen Gelände in der Nähe des Bahnhofs Zoologischer Garten — also auf Charlottenburger Gebiet — ein neues Akademiegebäude errichtet werden soll. An der Zustimmung des Landtags ist, falls eine solche Vorlage eingebracht werden sollte, nicht zu zweifeln, selbstverständlich aber werden noch Jahre bis zur Herstellung des Neubaues vergehen.

R. H. B. Der am 13. Juni in Ostafrika verstorbene Oberführer der kaiserlichen Schutztruppe, Freiherr Edwin von Manteuffel, war der älteste Sohn des bekannten Heerführers und ehemaligen Statthalters von Elsaß-Lothringen. Bis 1891 war er Major und Bataillonskommandeur im ersten Garderegiment zu Fuß gewesen.

Palette. Robert Warthmüller, der jüngst verstorbene Maler, hieß mit Vatersnamen schlechthin Müller, aber zur Unterscheidung von seinen vielen Namensvettern nannte er sich nach seiner Geburtsstadt — Landsberg an der Warthe — Warthmüller. Da er zu dieser Aenderung die staatliche Erlaubnis erhielt, hatte er ein volles Recht, sich auch im bürgerlichen Leben des neuen Namens zu bedienen, und als „Warthmüller" erwarb er sich seine angesehene Stellung in der Kunstwelt. Seine Spezialität waren historische Genrebilder aus der Friedericianischen Zeit, in denen er auf den Spuren Adolf Menzels wandelte. Neuerdings hatte er sich auch Ruf als Porträtmaler erworben.

M. Z. in B. Die Ausgaben für die Pariser Weltausstellung 1900 sind auf 100 Millionen Franken veranschlagt. Davon trägt die Stadt Paris 20 Millionen, die vom Gemeinderat bereits bewilligt worden sind.

O. T. in B. Wir haben dieserhalb direkt in Elberfeld angefragt und erfahren, daß das dortige Bismarckdenkmal den Fürsten in dem Alter darstellen soll, in welchem er den Feldzug 1870/1871 mitgemacht hat. Demzufolge wird die Figur auch in der Kürassier-Interimsuniform erscheinen, welche der Fürst gewöhnlich zu tragen pflegte.

R. v. L. Brigitte von Wisby, die Heldin des Hans Hoffmannschen, von Richard Voß dramatisirten Romans, ist nicht ausschließlich ein Gebilde der dichterischen Phantasie. Die alten Chroniken berichten des Näheren von dem in Wisby eingewanderten dänischen Goldschmied und seiner schönen Tochter, die aus Rache wegen erlittener Beschimpfung dem König Waldemar Atterdag die Stadt verrieten. Natürlich aber haben die Dichter den Stoff frei gestaltet.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Henriette Helbling-Tschudy in Küsnacht (5). M. Krütgen in Halle (4). Pawluscha in Moskau. „Ernesta und Lolotte" in Charlottenburg. Die „kleine Ella" in Hamburg (4). Adele Hoffmann in Crefeld. „Abonnent am Pilatus" in Alpnacht (3). Egon Buttmann in Toronto. Julius Hansen in Tondern. Clara Foschkowitz in Sorau. P. M. Eberwein in Kiel. „Köbi" in Bern (4). G. R. Leidevans in Elmshorn. Jenny Straßer in Triest. Hermine Lindström in Umea. Gertrud v. S. in B. (3). R. F. in Bad Sylt (2). Jakobea Hanselmann in Freiburg i. B. (2).

Gesundheitspflege.

A. W. in Greifswald. Bei Hautkrankheiten ist es unmöglich, brieflich ärztliche Ratschläge zu geben, da man den „Ausschlag" gesehen haben muß, um zu einer Diagnose zu kommen, denn die Beschreibungen von Laien sind fast immer ungenügend. Wenden Sie sich deshalb an einen Arzt. Dr. F.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer"** (SW., Charlottenstr. 11)
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Belletristische Novitäten!

Soeben ist erschienen:

Aus dem Künstlernest.

Roman
von
F. Klinck-Lütetsburg.

Preis geheftet ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—

Dieser realistisch gehaltene Roman, der mit den einfachsten Mitteln die stärksten Wirkungen erzielt, ist in hohem Grade fesselnd durch Wahrheit und Naturtreue, durch das starke innerliche Leben, das jede Zeile durchhaucht.

Bühne des Lebens.

Ein neues Novellenbuch
von
Eugen Salinger.

Inhalt: Der vierzehnte Kriegsartikel. — Assessor Mack. — Das Blumenmädchen von Ariccia. — Sühne.

Preis geheftet ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—

Die vorliegenden Novellen sind ein neuer glänzender Beweis für die große, oft dramatische Darstellungskraft, womit der Autor hochinteressante psychologische Probleme und Konflikte zu behandeln weiß. Echte Blutwärme ist in den Menschen, die Salinger mit packender Wahrheit schildert. Stil und Sprache sind von der dem Autor stets nachgerühmten Sorgfalt und Vornehmheit.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile **1 ℳ 80 ₰ Reichswährung,** für die **Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.**
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

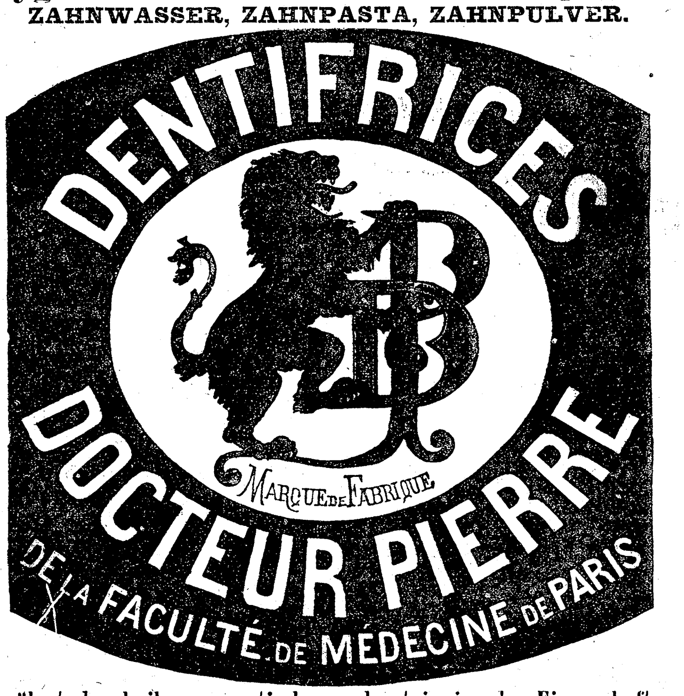
Solide schwarze Seide

garantirt unerschwert végétal gefärbt, das denkbar Schönste und Reinste, alles übertreffend, zu allen Zwecken das Beste,
von 2 Mark bis 12 Mark, glatt, gemustert, armurirt, direkt aus der Fabrik, meter- und robenweise. Porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend franko.

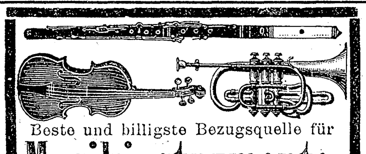
Lasse sich der Konsument von den anscheinend billigen Apparenzstoffen nicht mehr einnehmen, die mit Metallen und Fetten beschwert sind, nach kurzer Zeit speckig aussehen und in den Falten Löcher bekommen. **„Das Beste ist das Billigste und Schönste".** Man verlange stets unsere Muster, bevor man anderswo kauft.

Stehli & Co. in Zürich,
gegründet 1840.
Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien Obfelden und Arth und Filanda Germignaga (Lago maggiore).

Hygienische absolut säurefreie Präparate.
ZAHNWASSER, ZAHNPASTA, ZAHNPULVER.



Berühmt durch ihre aromatischen und astringirenden Eigenschaften.
Ueberall erhältlich.



Beste und billigste Bezugsquelle für
Musikinstrumente.
Violinen, Bratschen, Cellos, Contrabässe, Flöten, Piccolos, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Symphonions, Polyphons, Orphenions, Musikautomaten, Aristons, Piano-Melodico, Phönix, Harmonikas, Mundharmonikas, Ocarinas, Drehpianos, Harmoniums, Saiten, Stimmgabeln, Metronome, Taktstöcke, Notenpulte, Noten.
Jul. Heinr. Zimmermann,
Musikexport, **Leipzig.**
Neue illustrirte Preisliste gratis.

C. P. Goerz,
Berlin W-Schöneberg,
Hauptstr. 140.
Allein-Fabrikation von
Anschütz' Moment-Apparat.

Heilanstalt für Hautkrankheiten.
Sorgfältige spezialärztliche Behandlung. Beste Verpflegung. Schöner Aufenthalt (Parkgrundst.). Ausführl. Prospekte frei.
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle.

Champagner-Kellerei
Gegründet 1826
Grempler & Co.
Grünberg in Schlesien
Erste Marken: Landkarte
" " Medaille
" " Gold
Zu beziehen durch alle Wein-Grosshandlungen

Reithosen nach englischem Schnitt billigst.
Paul Breitmeyer, Stuttgart.

Bruxelles.
Töchterpensionat,
geleitet von **Mmes Brossel,**
vorm. Erzieherinnen der Königl. Prinzessinnen von Belgien. — Töchter erster Stände finden geeigneten Abschluß ihrer Erziehung.

Buchführung
Kaufm. Wissenschaften besonders
Correspondenz
Schönschrift
Kfm. Rechnen.
sind die Grundpfeiler jeder Existenz. Lassen Sie sich gratis und franco Prospekt u. Probebrief kommen.
Nachrichten über das Muster-Comtoir für mündlichen Unterricht in Berlin gratis
F. Simon
BERLIN O. 27
vereidigter Sachverständiger für Buchführung etc.

Für 12 Mark verkaufe meine f. Straduarius-Violine mit gutem Kasten, Bogen, Stimmpfeife sowie vorzüglicher Schule zum Selbstunterricht 2c.
Fr. Miether, Hannover,
Steinthorfeldstraße 19.

FESTES GEHALT u. Provision. Angenehme gesellschaftl. Stellung. Fachkenntnis nicht nötig. Ges. f. jed. Ort Agent (auch Dame). U. St. Press, 15 Whitehall Str. New York.

Die billigsten
Baugründe für Villen
im schönsten Süden Oesterreichs, besonders geeigneter Aufenthalt für Lungenkranke, Nervenleidende, Blutarme, bei
Riva am Gardasee
den **Hesperien Deutschlands.** Auskunft über Preis, Lage erteilt gegen Einsendung einer 10 Pfennig-Marke
Villa Christophoro I in Riva.

Weder dies noch jenes
wird Ihnen nützen, wenn Sie nicht die echte **Crême Grolich** und **Grolichseife** anwenden, denn nur die preisgekrönte
Crême Grolich u. Grolichseife
entfernen Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte 2c. und erhalten den Teint bis ins Alter blendend weiß und jugendlich frisch. Preis ℳ 2. — Vorsicht vor Nachahmungen! **Beim Kaufe verlange man ausdrücklich die preisgekrönte Crême Grolich und Grolichseife, da es wertlose Nachahmungen gibt.** Hauptdepot in der **Engeldroguerie Joh. Grolich** in Brünn (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren Apothekern u. Droguisten.

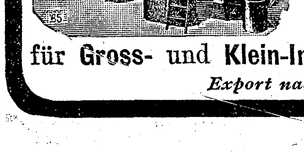
PATENTE
schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS,
Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Technikum Neustadt
Mecklenburg.
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Schule.
Maschinenbau.
Elektrotechn.
Elektrotechn. u. Maschinentechn. Praktikum
Baugewerk-
Bahnmeister-
Tischler-Fach-
Schule.

Ist das Beste aller Fleckenreinigungsmittel.
Zu haben in Originalfl. zu 50 ₰ und 1 ℳ in allen einschlägigen Geschäften.
General-Depots in Oesterr.-Ung.: Reiner Lipót és Ferencz Budapest, Kiraly-Uteza 41. — Nägele & Strubell, Wien I, Graben 27.
Wo keine Verkaufsstellen versende direkt.
Chem. Fabrik Wilh. Roloff, Leipzig.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille
TAMAR INDIEN GRILLON
Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS, 33, Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

R. WOLF, Magdeburg-Buckau.



Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands.
Locomobilen
mit ausziehbaren Röhrenkesseln,
v. 4–200 Pferdekraft,
sparsamste Betriebsmaschinen
für Gross- und Klein-Industrie sowie Landwirthschaft.
Export nach allen Welttheilen.

Digitized by Google

Statt Eisen
Statt Leberthran
wird
Dr. med. Hommel's Haematogen

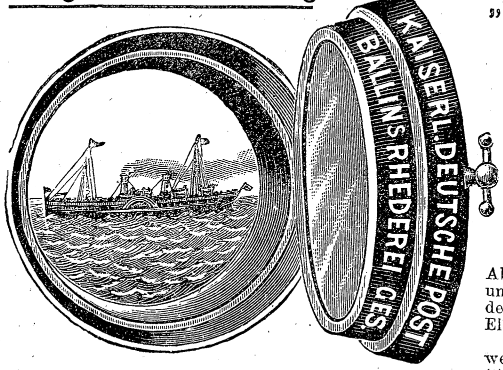
von Kindern und Erwachsenen bei **allgemeinen Schwächezuständen, Bleichsucht, Herzschwäche, Nervenschwäche** (Neurasthenie), **Lungenleiden, geistiger und körperlicher Erschöpfung, Appetitlosigkeit, Magen- und Darmkrankheiten, Influenza** — Erkrankungen, bei welchen der **Eisen-Mangangehalt** des Blutes stets vermindert ist, — ferner bei **Rhachitis** (sog. engl. Krankheit, Knochen-Erweichung), **Scrophulose** (sog. unreines Blut, Drüsen-Anschwellungen und -Entzündungen) — Leiden, bei denen ausserdem noch die **Blutsalze** stark reduzirt sind, **mit grossem Erfolge angewandt.** **Sehr angenehmer Geschmack. Mächtig appetitanregend.**

Dr. Hommel's Haematogen ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81391) in seiner leicht verdaulichsten **flüssigen** Form. **Haemoglobin ist die natürliche organische Eisen-Mangan-Salzverbindung der Nahrungsmittel**, also kein Spezialmittel gegen irgend eine bestimmte Krankheit, sondern ein aus Nahrungsmitteln gewonnenes Produkt, welches als **Kräftigungsmittel** für kränkliche und schwächliche Kinder, sowie Erwachsene, rein oder als Zusatz zu Getränken **ständig genommen werden kann.** Die ausserordentlichen Resultate, welche mit Dr. Hommel's Haematogen erzielt worden sind, beruhen auf seiner Eigenschaft, den Gehalt des Organismus an **Eisen-Mangan**, sowie an **Blutsalzen** automatisch zu reguliren resp. zur Norm zu ergänzen. ☞ **Von der grössten Wichtigkeit ist der Gebrauch desselben im Kindesalter und in den höheren Lebensjahren.** In **ersterem**, weil fehlerhafte Blutzusammensetzung in der Entwicklungsperiode von entscheidendem Einfluss für das ganze Leben ist, in **letzteren**, weil im Alter die blutbildenden Organe erschlaffen und einer Anregung bedürfen, **welche das Leben im wahren Sinne des Wortes zu verlängern im Stande ist.**

Preis per Flasche (250 Gr.) **Mk. 3.—. In Oesterreich-Ungarn Fl. 2.— ö. W. Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.** **Nicolay & Co.,** chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.** **Literatur** mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis und franko.**

Nach **Norderney via Helgoland** fährt jetzt die **„Cobra"** mit Anschluss-Verbindung nach **Borkum.**

Tägliche Verbindung vermittelst der Post-Schnelldampfer **„Cobra", „Ariadne", „Flamingo"** zwischen



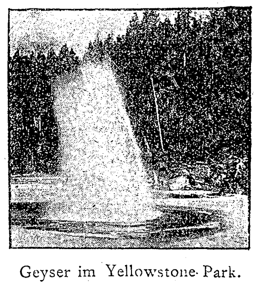
Hamburg,
Cuxhaven,
Helgoland,
Amrum, Wyk auf Föhr,
Westerland auf Sylt,
Norderney,
Borkum.

Abfahrt von Hamburg 8 Uhr morgens und von Cuxhaven im Anschluss an den Schnellzug No. 284 der Unter-Elbeschen Eisenbahn.

Direkte Fahrkarten und Fahrpläne werden auf allen grösseren Eisenbahn-Stationen ausgegeben.

Nähere Auskunft erteilt
Ballin's Dampfschiffs-Rhederei, Hamburg-St. Pauli.

SKIZZEN
AUS DEM
WUNDERLAND.



Geyser im Yellowstone-Park.

Ein »TOURISTEN-FÜHRER« für 1895, welcher soeben von der NORTHERN PACIFIC EISENBAHN veröffentlicht wurde, enthält eine Beschreibung der Wunder des
YELLOWSTONE-PARKS,
des Landes der Geyser, heissen Quellen, Höhlen etc. — Der grösste Park der Welt. Saison vom 1. JUNI bis 1. OKTOBER. Man verabsäume nicht, im Jahre 1895 hin zu gehen.

Gegen Einsendung von 40 PFENNIG in Briefmarken an CHAS. S. FEE, General Passenger Agent der Eisenbahn in ST. PAUL, MINN. U.S.A., erfolgt Franko-Zusendung des Buches.

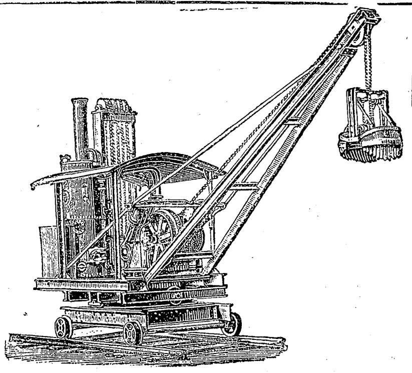
Wegen reich illustrirter Broschüren und Landkarten wende man sich an: CARL STANGENS REISEBUREAU, Nr. 10, Mohrenstrasse, BERLIN W., DEUTSCHLAND; SUTTON & CO., 22, Golden Lane, LONDON; HENRY GAZE & SONS, 142, Strand, LONDON; THOS. COOK & SON, Ludgate Circus, LONDON; GEO. R. FITCH, General Agent, 319, Broadway, NEW-YORK; or CHAS. S. FEE, General Passenger Agent Northern Pacific Railroad, ST. PAUL, MINNESOTA, U.S.A.

DETAILVERKAUF in allen besseren
Schuhhandlungen des In- & Auslandes.

Eisenwerk Joly Wittenberg.

Feuersichere patent.
Treppen mit Holz- oder Marmorbelag
Haupttreppen.
Wendeltrepp.

Verbesserter Priestman-
Greifbagger,
fahrbare,
und feststehende
Dampfkrähne
bauen als Spezialität und halten auf Lager



MENCK & HAMBROCK
ALTONA-HAMBURG.

Indische Blumenseife
hochfeine Toiletteseife, 50 ₰ p. St.

PALMITIN-SEIFE
neutral - gut - billig.

Für Familien u. Kinder. Das Stück à 25 ₰ in allen Städten Deutschlands.
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.
Filiale: Wien I, Wollzeile 9.

Bestätigt von der St. Petersburger Medizinalbehörde
A. ENGLUNDS
WELT- berühmter, allbeliebter **BIRKEN-CREAM**

Prämiirt mit 10 goldenen Medaillen und Ehrendiplomen auf allen Welt-Ausstellungen.

entfernt in kurzer Zeit Sommersprossen, Fältchen, Sonnenbrand, rauhe Haut 2c. 2c. und gibt dem Gesicht ein frisches, jugendliches Ansehen. Gebrauchsanweisung ist bei jeder Porzellandose beigelegt.

Präparirt vom St. Petersburger Kosmetischen Laboratorium **A. Englund.** Preis per Porzellandose ℳ **2,50.** Postversand für ganz Deutschland unter Nachnahme ℳ **3.**

Zu haben in Deutschland in allen Parfümerie- u. Drogengeschäften.

General-Depot für Europa **Emil Behr, Hamburg.**

Vor Nachahmungen wird gewarnt, indem die geehrten Käufer gebeten werden, auf das Facsimile **A. Englund**, das sich in roter Tinte auf jedem Etikett befindet, zu achten, desgleichen auch auf die Trade-Marke der Firma.

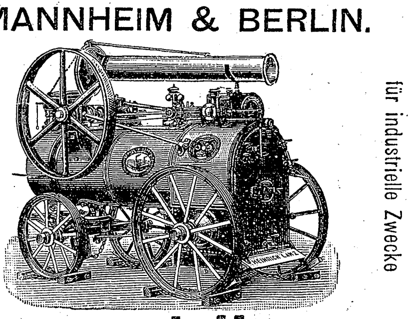
Vorzügl. Theemischungen à Mk. 2.80 u. 3 50 p. Pfd. in höchsten Kreisen eingeführt. (Kais. Kgl. Hofl.) Probepack. 60 u. 80 Pf.
Thee „MESSMER"
Baden-Baden u. Frankfurt a. M.

!!! Gesundheits-Decken !!!

ärztl. empf. Schlaf- und Reisedecken in schönen, soliden Mustern, 150×200 cm, Stück **4,75 Mk.**, vers. geg. Nachn. oder vorherige Einsendung d. Betrages d. Decken-Fabrik von **J. Brünn, Berlin**, C. Hackescher Markt 4. Franko Versand von 2 Stück an. Für gute Qualität bürgt das Renommé meiner seit 25 Jahren bestehenden Fabrik.

HEINRICH LANZ,
MANNHEIM & BERLIN.

Welt-Ausstellung Antwerpen 1894 „Grosser Preis"



Einzige höchste Auszeichnung für Lokomobilen für industrielle Zwecke

Lokomobilen von 2—150 Pferdekräften.

Special-Abtheilung für Industrie.

In den letzten zehn Jahren über 4000 Stück verkauft.

Im Brennmaterial-Verbrauch **nachweisbar erheblich sparsamer** wie stationäre Dampfanlagen mit eingemauerten Kesseln bei mindestens gleicher Leistungsfähigkeit, Dauerhaftigkeit und Betriebssicherheit.

Pflege Dein Antlitz!

Man bestelle beim unterzeichneten Institut das in neuer Auflage erschienene Buch von Dir. Heinr. Simons:

„Das Gesicht und seine Pflege."

(Durch Gesichts-Massage etc., System Simons. Patentirt i. a. Staaten.)

I. Teil. Die Lehre, jedes **Frauengesicht schöner** und **jugendlicher** zu gestalten und bis **ins hohe Alter** zu erhalten.

II. Teil. Die Lehre, jedes **Männergesicht schöner** und **interessanter** zu gestalten und bis **ins hohe Alter** zu erhalten.

Preis je 1 ℳ; franko im geschlossenen Couvert 1,20 ℳ (auch in Briefmarken aller Länder), Nachnahme 1,50 ℳ.

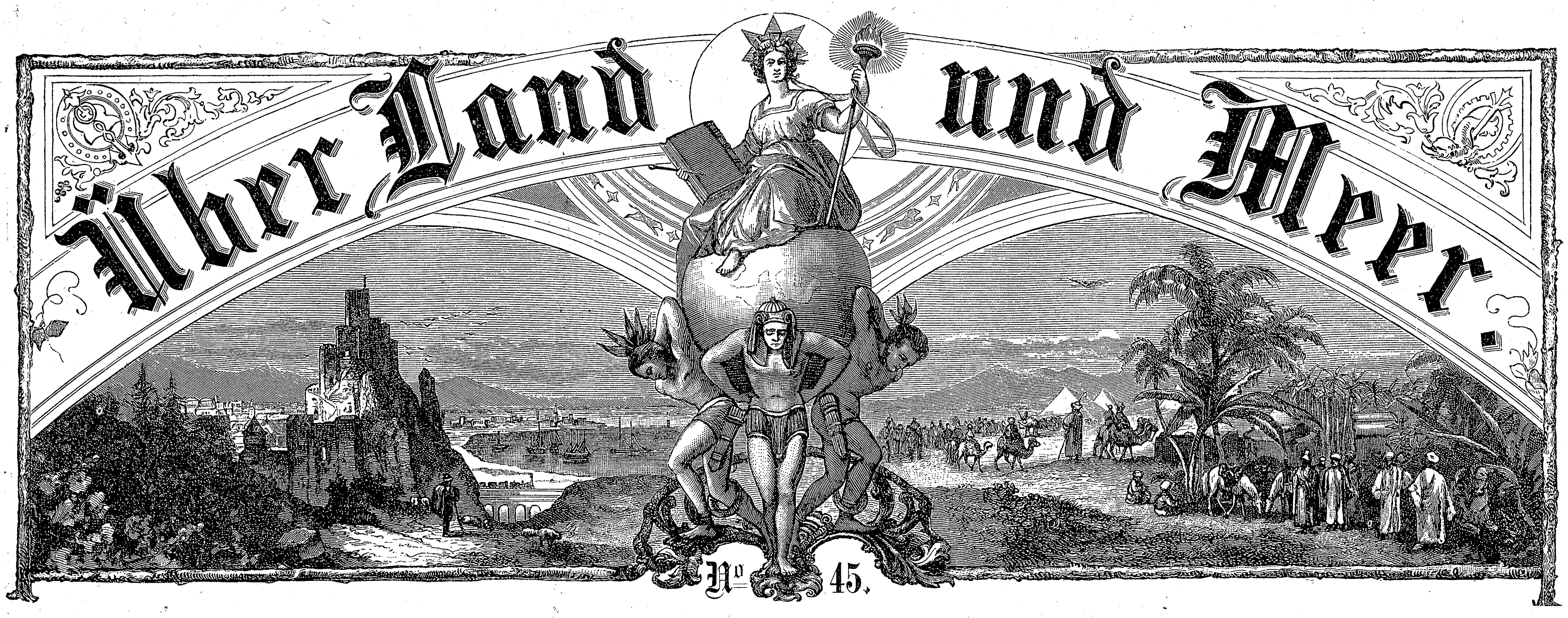
Dir. Heinr. Simons' Institut für Gesichtspflege, Berlin W., Potsdamerst. 20,
verbunden mit **Laboratorium für hygienische Toilette-Artikel.**

Spezialitäten Simons: **Wasch-Crême, Griechische Gesichts-Crême, Gesichts-Massage-Crême, Puder** je à 1 ℳ, Porto 30 ₰, Nachnahme 50 ₰, Ausland 1,80 ℳ. **Nagelpulver** à 1 ℳ mit Bürstchen 1,50 ℳ, Porto 30 ₰, Nachn. 50 ₰, Ausland 1,50 resp. 2 ℳ. **Parfums** 1,50, 3,— und 4,50 ℳ, Porto 50 ₰, Nachn. 70 ₰, Ausland 2,50, 4,— und 5,50 ℳ.

Versand nur gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme.
Ausland nur gegen Einsendung des Betrages.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Pave, der Sünder.

Eine Geschichte aus Dalmatien

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortsetzung.)

Langsam kehrte Pave die Besinnung wieder; elektrischen Schlägen gleich durchfuhr das Todeszucken des Adlers seinen eigenen Körper, schauerliche Gefühle überrieselten ihn. Er wollte einen Laut von sich geben und vermochte es nicht; als Milos das verendete Tier von seiner Brust hinwegzerrte, erschien auch er wie ein Toter; die Lider halb geschlossen, Wangen und Lippen wachsbleich.

Nur ein paar Pulsschläge lang. Dann siegte das lebensfrische, junge Blut. Es rann in die Wangen und die weißen Lippen zurück. Pave erhob sich, bezwang das Zittern seiner Glieder, lehnte gegen Milos, der ihm zur Seite stand, und als er gewahrte, wie rasche Thränen in die lichtbraunen Freundesaugen schossen, bedeckte er die seinigen mit der Hand. Ganz und gar ein Held wollte er bleiben, obwohl auch er am liebsten gegen Milos' Schulter geschluchzt hätte, wie Milos gegen die seine schluchzte:

„Bruder — wenn der Adler Dich mir getötet hätte!"

„Still! — Horch! — Was ist das?"

Ein ferner, schneidender Schrei, der in den Lüften nachgellte, weil das Echo sich seiner bemächtigte. Bei Gott! Da erschien der zweite schwarze Punkt und zog, von Carban herüber, seine großen Kreise.

„Der andere! — fort! fort!"

„Wohin? Was thun wir?"

„Hinunter zu den vier Steinen, da sind wir geborgen."

Pave schüttelte den Rest seiner Ohnmachtsschwäche ab. Er zerrte den erbeuteten Adler hinter sich drein beim eiligen Abstieg. Die ausgebreiteten Schwingen, die über den Felsgrund hinschleiften, gaben einen weichen Ton, wie von raschelnder Seide. Milos haschte flugs noch das lebende Junge, das krächzend seine häßlichen Flügelstümpfe bewegte und ungeschickt am Felsrande hinwatschelte, erdrosselte es gleichfalls und band es zu dem andern toten an den Flintenkolben.

Dann hinab, so schnell die Füße den Körper trugen.

Nun sahen sie, im sichern Schutze der vier Steine, umweht vom herben Dufte des Salbei, das Adlerweibchen seine Kreise um den verlassenen Horst dort droben ziehen und vernahmen sein wildes Klaggeschrei um das Männchen und die Brut.

„Ehe wir weiter abwärts steigen, hilf mir meine Wunde ein wenig kühlen, Bruder," sagte Pave, biß herzhaft seine Zähne zusammen und versuchte die Fetzen des Aermels über die blutenden Risse zu

A. Lüschwitz: Episode aus den Kämpfen der 35er um Vionville, 16. August 1870.

Digitized by Google

ziehen. Milos aber schob das grobe Leinen vollends beiseite von der Stelle, netzte den Zeigefinger seiner Linken mit Paves Blut und schrieb ihm und sich selbst das Zeichen des Kreuzes damit in die rechte Hand.

„Pobratim — Bruderfreund!“ sprach er feierlich. Pave wiederholte das Wort und legte die bekreuzte Hand mit festem Drucke in Milos' Hand. Dann küßten sie sich auf Mund und Stirn und in den Nacken, zum Zeichen, daß des einen Haupt sicher auf dem Halse stehe, so lange der andere für ihn lebe, und versprachen, einander treu und zu Diensten zu sein bis zum Tode. Darauf verband Milos Paves Arm mit den heilsamen Blättern des Salbei und einem Stücke, das er von seiner Dalmatika gerissen hatte, legte ihm seine rote Kabanizza zum Geschenk um die Schultern und Pave gab zum Tausch sein geliebtes Kršchewomesser.

Dann endlich kletterten sie den Schwindelpfad wieder thalab und gelangten aus der weiten Bergfreiheit hinunter nach Salona, als die Nacht schon ihren Sternenmantel entfaltete und der Vollmond rot aus dem Meere stieg.

In Salona ruhten sie nicht, bevor sie den behäbigen nacelnik aus dem ersten Schlafe gepocht hatten. Seines Murrens ungeachtet lieferten sie ihm die frischen Fänge des Adlers und die beiden getöteten Jungen ab und empfingen ihre gesetzliche Belohnung: drei Guldenzettel, die ihnen vor lauter Schmutz an den rauhen Fingern kleben blieben.

„Nimm Du das ganze Geld für Dich, mein Bruder; laß mir den Vogel,“ bat Pave. Milos war's zufrieden, schob seine Guldenzettel zu Pulver und Blei in den Gurt und zog sich nur eine der langen Schwungfedern aus dem unverletzten Fittiche des Adlers, zum Andenken.

„Wer weiß,“ sagte Pave, als sie noch ein Weilchen, eng an einander gedrückt, ausrasteten, ehe Pave das letzte Stück seines Weges zwischen die Füße nahm, „wer weiß, vielleicht faßt mein Vater doch ein Herz zu mir, wenn ich heimkomme und ihm den Adler bringe. Keiner der Brüder hat jemals einen Adler erlegt. Und sieh, mein Bruder, wenn mein Vater ein Herz zu mir faßt — wohl: dann schlag' ich mir das Fortgehen von Sucurac aus den Gedanken und bleibe. Vielleicht gar, daß er mir aus freien Stücken diese Flinte schenkt. Bitten werde ich ihn nicht darum; denn ich habe meine Kindertage hinter mich geworfen von heute an.“

„Morgen müssen wir unsere Waffen und unsern Bund in der Kirche weihen lassen,“ entgegnete Milos und band die krallenlosen Füße des Adlers so zusammen, daß Pave die Beute bequem hinter sich tragen konnte, über den Flintenlauf gehängt und diesen von vorn mit den Flachhänden gestützt.

„Auf ewig, mein Bruder!“ gelobten sich die Knaben zum Abschied für heute.

„Auf ewig!“ — Was weiß die Jugend davon, wie lang das Leben ist; zu welchen Ewigkeiten sich armselige, irdische Jahre dehnen können!

X.

Um die Mitternachtsstunde dieses Tages, als Slavo, der Fischer, noch schlaflos und einsam vor seiner Hütte am Steinwall lehnte, im Herzen den Grimm, im Gurt drei geladene Pistolen und das finstere Angesicht auf der flachen Hand, da erschien ihm eine seltsame Vision beim blendenden Vollmondschein, der auf dem spiegelglatten Meere der Castellabucht und den ernsten Gebirgen flimmerte.

Aus weiter Ferne sah sein Falkenauge eine dunkle Gestalt daherwandeln, an diesem silberglitzernden Meere hin. Ihr Haupt hielt sie tief gegen die Brust geneigt und sie trug etwas auf ihren erhobenen Händen, das ebenso gut die Posaune des jüngsten Gerichts darstellen konnte, wie eine Flinte mit trichterförmiger Laufendung. Ein Scharlachmantel, wie ihn die Heiligen hatten, fiel an ihr nieder und hinter sich breitete sie ihre Schwingen aus, deren dunkle Spitzen der Mondstrahl traf.

Langsam rückte die Erscheinung näher, vorbei an den ersten schlummerstillen Wohnungen des Dorfes. In weniger als zehn Minuten mußte sie Slavos, des Fischers, Hütte erreichen; denn die Behausungen lagen in langen Zwischenräumen zerstreut.

Sein abergläubisches Entsetzen verwirrte und blendete den Fischer. Er wich zur Seite in den schwärzesten Schatten der Nacht; die Hand wurde ihm eisig, der Finger steif, den er unwillkürlich an den Pistolenhahn legte. Er meinte, daß sich unter der Cappa sein Haar sträube wie Igelstacheln.

Wer war's, der da kam? Vielleicht einer der Seraphim oder Cherubim, von denen das Volk in der Kirche plärrte? Stieg er vom Himmel herab, um Slavo dafür zu strafen, daß er dem „Raben von Trau“ in seiner Hütte vor die Füße gespieen hatte (dreimal und so recht aus vollem Munde und Herzen), weil er heute gekommen war, um vom Marke seines Lebens für sich zu fordern? Frevelnd hatte der Fischer zum zweitenmale gewünscht, daß sein Sohn, der dem Priester verfallen war, niemals heimkehren möge.

„Sveti Petar — Sveti Jon — Sveti Jure —“ begann er hastig zu murmeln in seiner blinden Angst vor der Erscheinung und bekreuzte sich, ungeachtet seiner Abkehr von Kirche und Priesterschaft, zehnmal für einmal und wiederholte sein „Gospodi pomilui“ mit Inbrunst.

Siehe, da schob die Erscheinung urplötzlich ihre Posaune des Gerichts von rücklings her über die Schulter. Nun war's eine lange Flinte mit Trichterlauf und an ihr hingen die ausgebreiteten Fittiche. Allein zwischen denen wuchs der Leib eines Adlers und nicht eines Cherubs. Dann that die Erscheinung ihren Mund auf und rief mit wohlbekannter Stimme:

„Vater! Ich bin's — Pave!“

„Pave!“

Der Angerufene stieß den Namen heraus und stürzte aus dem Schatten hervor. Sein Pistolenschuß krachte in die Luft. Diese profane Lösung des Wunders aus der Heiligenlegende übermannte den Hünen. Er knickte in den starken Knieen zusammen, bebte von Kopf zu Fuß und ließ die Hand mit der rauchenden Waffe sinken, wie gelähmt. Aus leblosen Augen stierte er in seines Cherubs bräunliches Gesicht. Das verklärte und bleichte der zauberhafte Mondschein zu einer Schönheit und Reinheit, die es im Lichte des Tages nicht besaß, und zum erstenmale wieder seit Jahren suchte sein freudeleuchtender Blick den des Vaterauges.

„Vergib mir, mein Vater! Nimm Deine Flinte zurück. Ich hatte sie Dir heimlich entwendet, aber sie ist nicht entehrt worden. Vater, sieh her, was ich Dir von den Bergen heimbringe.“

Allein der Fischer kehrte sein Haupt fort von des Sohnes stolzer Jagdbeute, die ihm zu Füßen lag, nahm Pave das entwendete Gewehr ohne Vorwurf ab, schulterte es und sagte mit heiserer Stimme:

„Geh — es ist vorüber. Nie wieder wirst Du Waffen tragen und Wild erlegen!“

Damit wehrte er Paves Hand von sich, wendete sich ab und ließ den toten Adler mit ausgespannten Schwingen auf der Stelle liegen. Wortlos ging er hinweg gegen Abbadessa zu, und neben ihm lief sein Riesenschatten am Meere weiter über den weißen Strand.

„Die Mutter ist gestorben!“ Jählings schoß es durch die übermüdeten Gedanken des Knaben. Den Ausspruch des Vaters und seinen Sinn hatte er nicht erfaßt. Nun empfand er auch von neuem das Ticken und Nagen in der verwundeten Schulter, das er in seiner Vorfreude auf die Heimkehr mit der guten Beute ganz und gar während seines beschwerlichen Marsches vergessen hatte.

Mitten im wüsten Raum, zwischen Steinwall und Hütteneingang, blieb er stehen und lauschte, geöffneten Mundes, die Hände mit gespreizten Fingern vom Leibe abgestreckt, um sich her.

Wie alle seine Brüder in der Morlakei empfand er ein unbeschreibliches Grauen vor dem natürlichen Tode. Wem Stich und Kugel nicht durchs Herz fuhren und die kleine Seele darin vernichteten, der war auch nicht völlig tot im Glauben des Volkes. Der ging um als Gespenst und Alpdruck oder setzte sich als Vampyr auf des Feindes Brust und sog sein Blut. Die ganze Morlakei von Zara bis hinunter nach Spalato wimmelte von Gespenstern: ein Wunder, daß die Unholde ihre lebenden Sklaven in Cappa und Waffengurt noch nicht aus dem Küstenlande vertrieben hatten!

Heimlich knisterte es im Pistaziengebüsch, dort, wo Pave damals, kaum genesen, das traurige Lied vom kranken Schäler auf Stojans Svirale gehört hatte. Er hob die Hand steif in die Höhe und blinzelte aus furchtsamen Augen in den mondbeleuchteten Pistazienbusch, ohne Regung, bis das Knistern still geworden und das harmlose Nachttier, das es verursacht hatte, hinweggehuscht war. Keine Spur verriet, welcher Art es gewesen — vielleicht besaß es gar keine Gestalt — vielleicht war's der Mutter entfliehende Seele.

Eine rasende Angst überfiel den thörichten Buben und dann ein so ungestümes, unbegreifliches Sehnsuchtsweh nach seinen Brüdern und Milos, nach der See und den Bergen, als habe er das alles mit einem Schlage verloren. Wie ein Sinnloser rannte er hinweg aus dem Kreise des stummen Gesteins und flüsternden Laubes und stürzte in die Hütte, seiner Mutter zu Füßen.

Da war sie! Sie lebte noch — sie wartete auf ihn und sorgte sich! Wach kauerte sie am Boden auf dem Lager, ihr armes Gesicht ganz verweint und verstört. Als er hereingestürzt kam, riß sie ihre gerungenen Hände aus einander und streckte ihm beide Arme entgegen. Fest drückte er sich hinein und begann zu schluchzen, als bräche ihm sein Herz in Stücke. —

Die ganze Nacht hindurch saß er so neben ihr auf der elterlichen Lagerstatt; denn der Vater kam nicht herein, um seinen Ruheplatz zu fordern. In seiner Angst hatte Pave vorhin die Hüttenthür offen gelassen. Nun fiel ein breiter Mondstrahl herein. Der beschien die Mutter und ihren Sohn und den Mantelfetzen, der jetzt wie einst das Lager deckte, durch dessen Löcher und Risse sich die dürren Hülsen des Welschkorns hervordrängten. Er beschien auch die blanken Waffen des Vaters, die in langer Reihe hingen, und den Gast im schwarzen Priesterrocke, der unter ihnen zum Schlaf gestreckt lag, sein Antlitz gegen die Rohrwand gekehrt. Keines seiner silberweißen Haare, die sich tief im Nacken lockten, bewegte sich, und doch wußte nur Gott allein, ob er schlief oder wachte, träumte oder lauschte.

Dume Slavora und ihr Benjamin Pavcice aber schliefen nicht. Ihr zahnloser Mund flüsterte ohne Ablassen in sein Ohr. Dann und wann erhob sich ihre zitterige Stimme zu vernehmlichen Worten; dann und wann strich sie sich mit ihren schwach gewordenen Händen die grauen Haarsträhnen aus der Stirn zurück, um im Helldunkel der Sommernacht die Augen des Sohnes besser erkennen, deutlicher in ihnen lesen und forschen zu können.

O, mein Gott! Wie diese schwarzen Augen sie anstarrten! Zuerst entsetzt, ohne Verständnis. Dann dämmerte das Verständnis in der armen Kindesseele auf, die aus den Augen blickte. Die harten braunen Knabenhände schlugen sich davor und rangen sich in Verzweiflung. Anfangs kam kein Wort über die schmerzverzogenen Lippen; nur Stöhnen — trockenes Schluchzen, dem sich die lindernden Thränen versagten. Zwei- oder dreimal schrie er auf, als stäche der Feind ihm eine Wunde ins Herz. Die andere, die in seiner Schulter brannte, nicht eine Silbe redete er von ihr; ja, er fühlte sie kaum, so grausam zerfleischte ihm seiner Mutter dringliches Bitten und Flüstern sein Inneres.

„Lieber doch laßt mich sterben!“ sagte er immer von neuem und rang die Hände, da er die Sprache wieder gefunden hatte.

*

Als draußen der erste Morgenschein düster flammte, ergab er sich. Er faßte die mütterliche Hand, lehnte sein trübäugiges Gesicht einen Augenblick darauf und wendete es dann ab von ihr.

Nun sollte sie still sein — nicht mehr davon reden.

Er begriff ja, er verstand. Er wußte, daß sein Opfer Gott angenehm sein und denen zum Frieden dienen würde, die zu ihm gehörten wie die Glieder zur Kette. Und er wollte das Opfer bringen für seine Mutter, damit sie am Tage des Gerichts nicht als Wortbrüchige vor Gott dastünde.

„Ich habe Dich immer und immer geliebt, Mutter!“ sagte er. Seine Stimme brach; wieder das Schluchzen ohne Thränen in ihr, und dann saßen sie beide, ohne einander zu berühren, und schwiegen.

„Ich habe Dich immer und immer geliebt.“ Das Wort gehörte der Vergangenheit; und was war jetzt?

Der stumpfe Gleichmut seiner Rasse bemächtigte

Digitized by Google

sich des Knaben, dies Gemeingut und Erbteil der östlichen Völker an der Türkengrenze, zu denen hinüber Mohammeds Halbmond noch einen Strahl seines Lichtes warf. Der Haß gegen sein erzwungenes Los, der wie ein Panther in ihm aufgesprungen war, flüchtete zur Tiefe der wunden Seele hinab, aber da blieb er und fristete sein Leben weiter, um sich vom Herzblut dessen zu nähren, der ihm Wohnung gab, bis vielleicht, früher oder später, ein edler Bändiger erscheinen und ihn vernichten würde.

„Gott wird Dich tausendfältig segnen, Dich, Deiner Mutter bestes Kind," sagte Dume zuletzt, richtete sich an der gesunden Schulter ihres Gotteskindes empor und winkte ihm, leise, damit der ehrwürdige Zupnik nicht vorzeitig erwache, ihr hinaus zu folgen.

Da wehte der frische Morgenwind und frisch rauschten die Meereswellen. Die Möwen kreischten vor Lust und glühende Wölkchen schwebten über dem goldenen Mossor: die Feuerrosse des nahenden Sonnenwagens.

Pave sah nichts von der erhabenen Morgenpracht. Den Blick zu Boden geschlagen, die kalten Handflächen im Schoße gegen einander gepreßt, saß er auf dem Steinrande der verdeckten Zisterne und litt stumm, was er leiden mußte.

Seine Mutter stülpte ihm den Holznapf, mit dem sie aus ihrem verbeulten Zieheimer an der Kette Wasser schöpfte, über den Rundkopf, löste ihre rohe Schere vom Gurtriemen und beschnitt ihm sein Haar für den gottgeweihten Beruf. Niemand als sie selber sollte dazu die erste Hand an sein Haupt legen. Knirschend nahm das fühllose Eisen mit ein paar mühsamen Schnitten den starken Zopf hinweg und das eigenwillige Gelock aus der gebuckelten Stirn und um die eng anliegenden Ohrmuscheln.

Dann, als Dume Slavora nach gethaner Arbeit den Napf hob und in das fremde, ganz verschändete Antlitz ihres Sohnes sah, überfiel sie eine solche Reue, ein solcher Schrecken, daß sie ihre eingesunkene Wange auf Paves Hand drückte, sie mit Küssen bedeckte und laut zu jammern anfing: „Ach, Pavcice, mein goldenes Seelchen! Ach, mein liebstes Kind, vergib mir! O, was hab' ich Dir gethan!"

Da trat der Zupnik aus der Hüttenthür und zu den beiden.

XI.

Wieder stand Slavo, der Fischer, mit blitzenden Augen und eingekrümmten Lippen vor seinem Sohne. Aber er redete heute kein zorniges Wort. Schweigend beugte er seinen stolzen Nacken vor dem einäugigen Zupnik von Trau in der langen Sutane und den bequasteten Rohrstiefeln, mit der gewohnten Prise zwischen den gichtischen Fingern der Linken und dem alten Dreieckhute auf den silbernen Locken, die der runde Hornkamm zurückhielt.

An der Seite trug er ein gepacktes Täschchen und in der Hand den Reisestab. Er selbst wollte Pave hinauf nach Sinj in die Klosterschule führen, wo er ihm mit vieler Mühe und Beharrlichkeit den Freiplatz ausgewirkt hatte.

Was er that, das liebte er voll und ganz zu thun. So war auch das neue städtische Gewand für seinen Schützling und Firmpaten seine Sorge gewesen. Ein Großvaterrock aus blauem Tuche, viel zu weit und ein Gegenstand des Abscheus für das Kind der Berge. Nur seine Opanken durfte er an den Füßen behalten, des besseren Marschierens wegen; die Absatzschuhe fürs Kloster kamen in den Reisepacken, und statt der Cappa deckte ein Rundhütchen das häßlich verstutzte Haargezottel. Die Cappa hatte Pave am schwersten fortgegeben, sie und die rote Kabanizza, des Bruderfreundes Geschenk.

„Bringe sie ihm zurück, Vater, und noch eine Feder aus des Adlers Fittich und sage ihm alles — sag ihm, daß ich meine Treue halte auf ewig," bat er mit einer Stimme, in der das mühsam verhaltene Weinen bebte.

Sein Vater reichte ihm mit rauhem Drucke die Hand.

„Gott erbarme sich Dein!" entgegnete er, hob den Adler, der schon Verwesungsgeruch auszuströmen begann, am Kopfe vom Erdboden auf, schlug die Kabanizza um ihn her und schulterte ihn so. Ohne Lebewohl kehrte er sich trotzig ab von Priester und Zögling und ging seiner Wege zum Ländeplatz.

Pave drückte das liebliche Schwesterchen an sich, als es emporhüpfte, sich mit beiden Aermchen um seinen Hals hängte und über seine Vermummung lachte. Zitternd am ganzen Leibe, empfing er der Mutter Segen, und da der Zupnik zur Eile mahnte, weil der Morgen vorrückte und der Weg weit war, machte er sich, seinem Führer vorauseilend, bitterlich schluchzend von dannen.

Dume Slavora rief ihm nach; ihre schwache Stimme jedoch erreichte ihn nicht mehr und er wendete den Kopf auch nicht zurück. Wohl schickte sie sich an, ihren Liebling und den Zupnik noch einzuholen, aber sie keuchte und hinkte allzu mühselig.

Lange Zeit stand sie unbeweglich im grellen Sonnenscheine, gebeugt und verwittert an ihrem Krückstocke, und sah die schreitenden Gestalten kleiner und kleiner werden.

So winkte sie ihrem Gotteskinde den letzten Gruß nach auf seinem letzten Weg als des freien Mannes freier Sohn.

*

Ach — er hatte seine Kindertage noch längst nicht hinter sich geworfen, der arme Bursch! Mit erhobenen Händen, während ihm heiße Thränen über die Wangen rannen, flehte er den Zupnik an:

„Gospodin, mein Vater! Ich bitte Dich, laß mich nur ein Viertelstündchen in Vranizza verweilen und von Milos Ublina, meinem Bruderfreunde, Abschied nehmen."

Aber der Zupnik weigerte es ihm mit entschiedener Sanftmut.

„Hinfort, mein lieber Sohn, darfst Du nur einen Freund besitzen, der Dir teurer ist als Vater, Mutter und Geschwister," sagte er, „und das ist die süße Kreuzesblume von Nazaret, Dein Heiland Jesus Christ."

Das war richtig gedacht, aber nicht klug gesprochen in Ansehung dieser Stunde des herbsten Abschiedskummers für ein so junges, ungestümes Gemüt. Pave wiederholte seine Bitte nicht; in seinem Herzen jedoch rief es unablässig:

„Milos! Milos!" und Jesu Christi heiliger Name war für jetzt nur ein leerer Schall. Auch Stojan hatte er nicht mehr gesehen.

In Salona machten sie den ersten Halt vor Slavos, des Fischers, Schenke, dem Wirtshaus an der Straße, hundert Schritt jenseits der alten Römerbrücke über den Jadrabach. Sie traten unter das Vordach und forderten Brot und Milch. Alles Laub war weiß vom Staube des lebhaften Fahrweges; um die Latten des Vordaches drängte das Geißblatt seine Knospen, der Hopfen sproßte üppig und am Rain standen dunkelrote Anemonen und blaue Perlhyazinthen in dichten Trupps, untermischt mit Safran, der golden blühte.

Die Spalatiner Landstraße war ein Hinundher von Bauern in ungeheuren Wagen, mit klotzigen Rädern, und anderen auf Pferd und Maultier, von Türken und Rajahs aus Bosnien, von dürren Poglizanern und den schönen Gestalten der Castellaner; denn es war Markttag. Preislich thronten die Männer auf den schweren Holzsätteln, die Opanken in der Strickschlinge anstatt des Bügels, den Tschibuk zwischen den Zähnen oder zwischen Hemd und Körper in den Halsbund geschoben, so daß sein rauchloses Mundstück bis zum halben Schädel hinten aufragte. Die festgenähten Zechinen an den Vorderteilen der braunen, grünrot ausgezierten Jacken glitzerten mit den Waffen im Gurt um die Wette, um die Cappa wand sich das Turbantuch und der fettige Zopf hing in den Nacken. Die Weiber liefen zu Fuß nebenher, hochbepackt oder im Gehen am Rocken spinnend, der im Gürtel steckte, die Stirnen unter dem Jasmak schweißbedeckt.

Dann und wann machte eine dieser Gruppen vor der Schenke Halt und ließ sich Wein bringen. Die Weiber nahmen dem Wirte die Gläser ab und reichten sie an Pferd und Maultier hinauf; die Männer tranken. Die, welche etwa abstiegen und näher kamen, grüßten den Zupnik mit tiefer Verneigung, die Linke gegen die Brust gelegt, und sie grüßten auch Pave.

Der aber beschattete sein Antlitz mit der Hand und sah keinen an. Dazu brannte ihm die Schulterwunde wie Feuer.

Der Zupnik sah, wie seine Brauen sich vor Schmerz zusammenzogen, und obgleich Pave ihm nicht Rede stehen wollte, so verstand er doch zu fragen, als rechter Priester, der ein Gedankenleser und Menschenkenner sein soll. Dergestalt erfuhr er sehr rasch von Paves gestrigem Jagdabenteuer und dessen Folgen.

Darauf sprach er drei Worte mit dem Wirte, und der führte ihn und den Knaben hinüber in sein weißes Wohnhaus, in dessen Mauer das wunderschöne römische Relief eingelassen war. In dem Stübchen herrschten Ruhe und Sauberkeit; denn die Wirtin, die, mit ihrem Wochenkindchen vor sich auf der Decke, in einem richtigen Bette lag, war eine Spalatiner Städterin und hielt auf Ordnung.

Aus ihrem hübschen, noch ein wenig blassen Gesichte lächelte sie den Zupnik an und reichte ihm ihr Neugeborenes entgegen, damit er's segnen möchte. Nachdem er das gethan, ging er einen Augenblick hinaus, um sich für Paves Wunde ein gut gespültes Becken voll klaren Wassers zu holen, und als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, trat Pave hastig zum Bette der Wöchnerin.

„Was ist es?" fragte er, drängte sich gegen das Kopfkissen und nahm das geballte Fäustchen des Neugeborenen zwischen seine Hände.

Sie hielt ihn seiner städtischen Kleidung halber für ein Herrenkind, deshalb antwortete sie:

„Ein Sohn, Gospodcino, Gott sei gelobt!" und stolz fügte sie hinzu: „Wisse, Gospodcino, es ist unser erstes."

„Ich bitte Dich — mache nur keinen Priester aus ihm!"

Sie blickte ihn verwundert an. „Wie sollte ich denn, Gospodcino?"

„Ich muß ein Priester werden! — ich! — weh mir, ach, weh mir!" rief er heftig und begann abermals zu schluchzen, — „und Du sollst nicht Gospodcino zu mir sagen, so, als wär' ich's schon!"

„Ach, ljubo — Du Armer." In mütterlicher Teilnahme streichelte sie seine Hand; wie that sie's so gern in der Fülle und Dankbarkeit ihres Mutterglückes von drei Tagen! Dann seufzte sie leise; das Reden ermüdete sie noch, und flüsternd, immer seine Hand streichelnd, fuhr sie fort: „Höre, Lieber. Wenn Du nicht willst, so mache Dich los, ehe sie Dich einkleiden. Du mußt es, Lieber — dann und nicht später. Hast Du das Kleid und die Weihe, dann straft Dich Gott, wenn Du abfällst. Mein Bruder ist ein Geweihter, einer vom heiligen Benediktus. Sieh: ein guter Priester, der ist wohl ein Segen in froher und böser Zeit, aber einer aus Zwang? Mein Lieber, der gefällt Gott nicht."

„So muß ich zusehen, wie ich ihm wohlgefalle," sagte Pave und biß die Zähne zusammen, um sein gewaltsames Schluchzen zu bemeistern: „Vor sieben Jahren hat meine Mutter mich Gott gelobt — und ich wußte es nicht, bis heute!"

„O Armer, Armer!" wiederholte sie und hob sich auf den Ellenbogen, um ihn besser zu sehen. „Die heilige Mutter wird Dir schon hindurchhelfen, verzage nicht! Ich will sie auch anrufen um Deinetwillen. Eine Mutter erhört das Gebet der andern am leichtesten."

Sie drückte ihr eigenes Söhnchen innig an die Brust, legte sich matt in ihr Kissen zurück und dann trat der Zupnik mit dem wassergefüllten Becken ein.

Aus der Tasche an seiner Seite nahm er ein weißes Leinentüchelchen, zerschnitt es mit der Schere der Hausfrau in Streifen und verband Paves Wunde geschickt und sorgsam, nachdem er sie ausgewaschen und zum Oele auch einen Tropfen Limonensaft hineingeträufelt hatte, damit der das Wildfleisch im Riß hinwegbeize. Pave knirschte mit den Zähnen; er durfte doch keinen Schmerz laut werden lassen, denn die Wöchnerin, die ihm so wohl gethan hatte, schlummerte, mit der Wange des Kleinen an ihrer Wange.

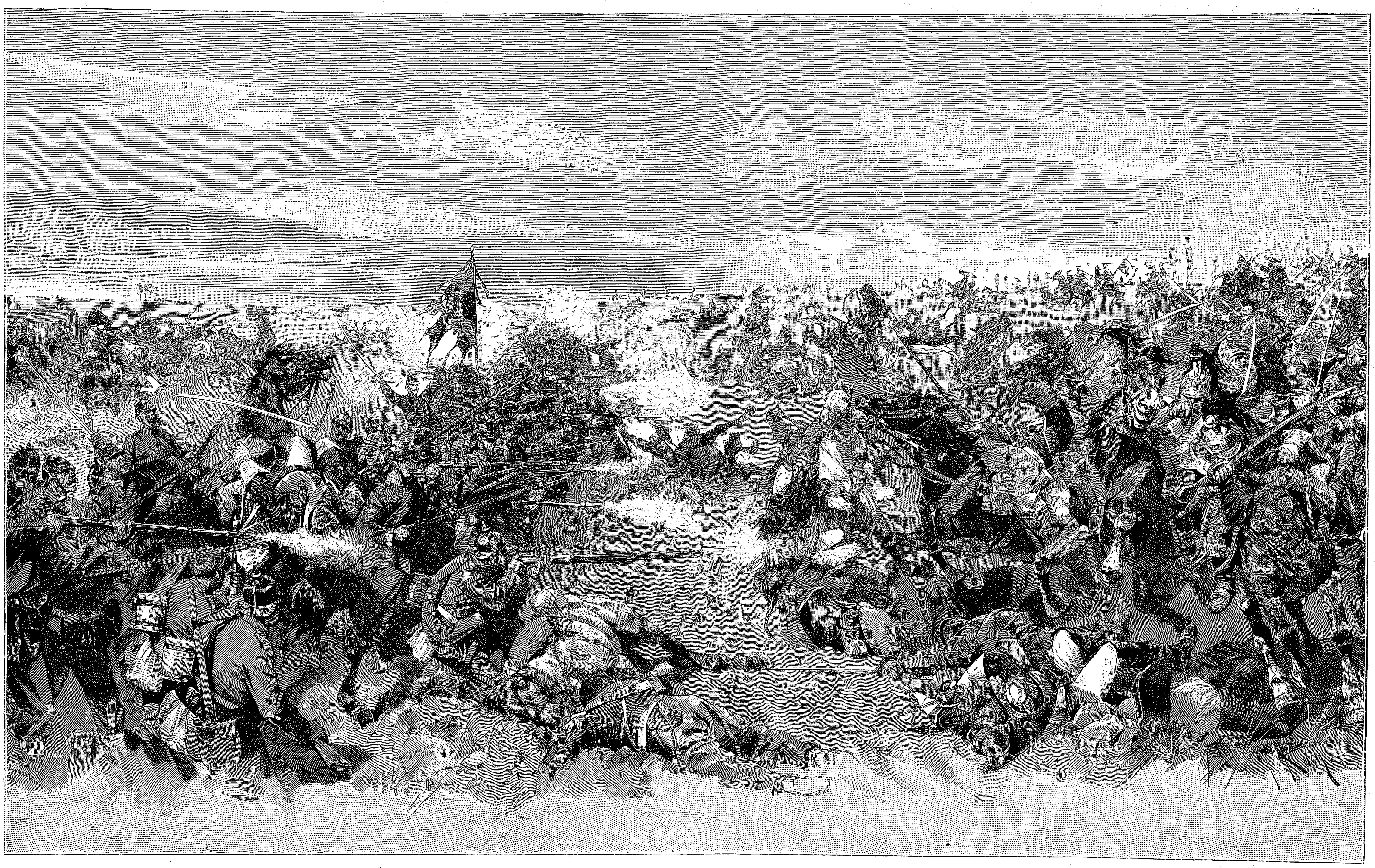
Auf den Zehenspitzen verließ er, dem Zupnik folgend, das stille Stübchen; Vater Basil zahlte die Zeche und fürbaß wanderten sie, zur Feste Clissa empor. (Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Wart' nicht, das Schicksal solle dir gestalten
Um dich herum den rechten Lebenskreis;
Im eig'nen Innern ruhn die Zwinggewalten:
Der klare Wille und der starke Fleiß.
Gebrauche sie und glaub', des Himmels Segen
Kommt helfend dir auf halbem Weg entgegen!

A. Stier.

Digitized by Google



Georg Koch: Schlacht von Vionville, 16. August 1870.

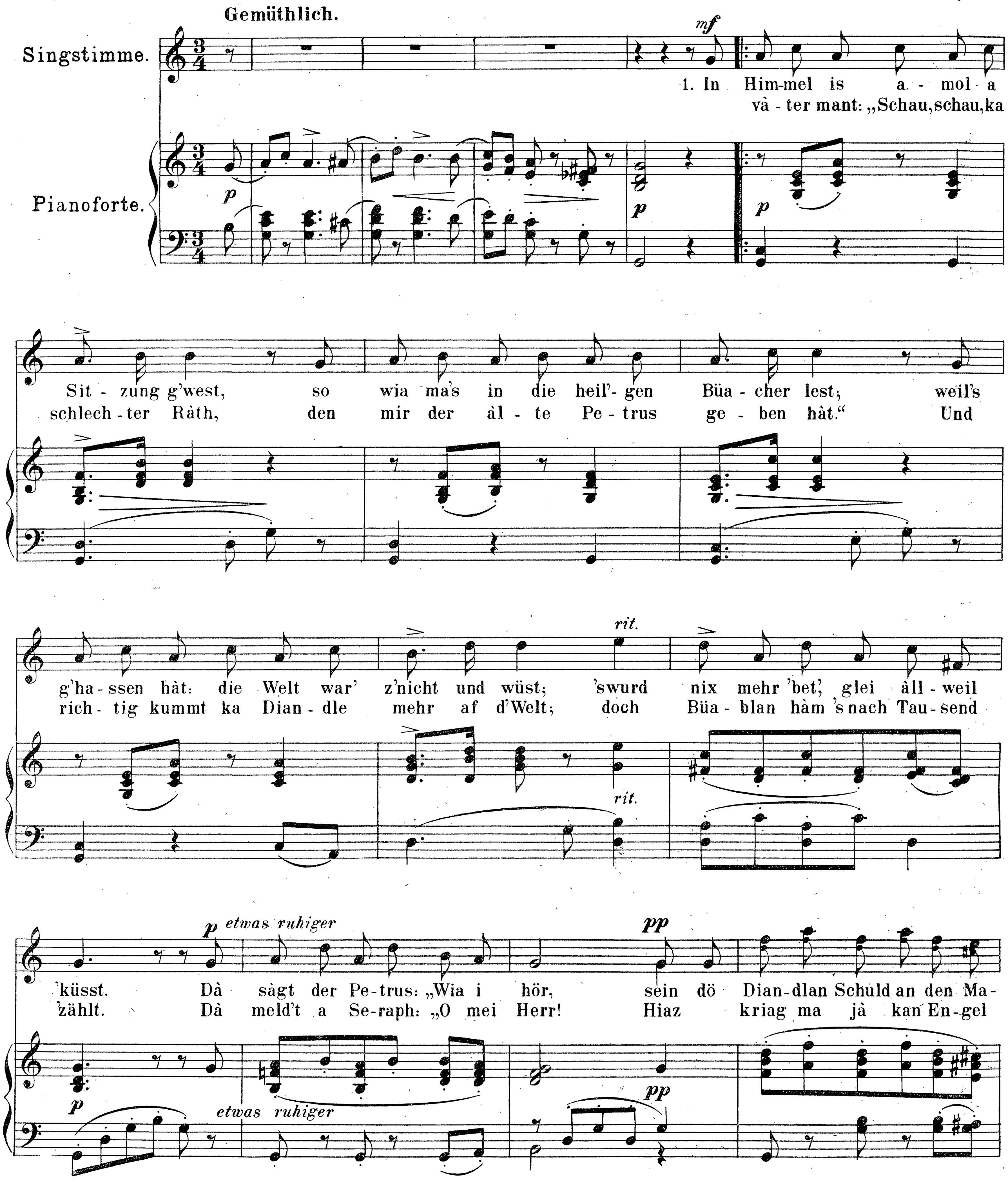
Digitized by Google

Zum Koschat-Jubiläum. Nach photographischen Aufnahmen von V. Lobenwein in Klagenfurt.

Digitized by Google

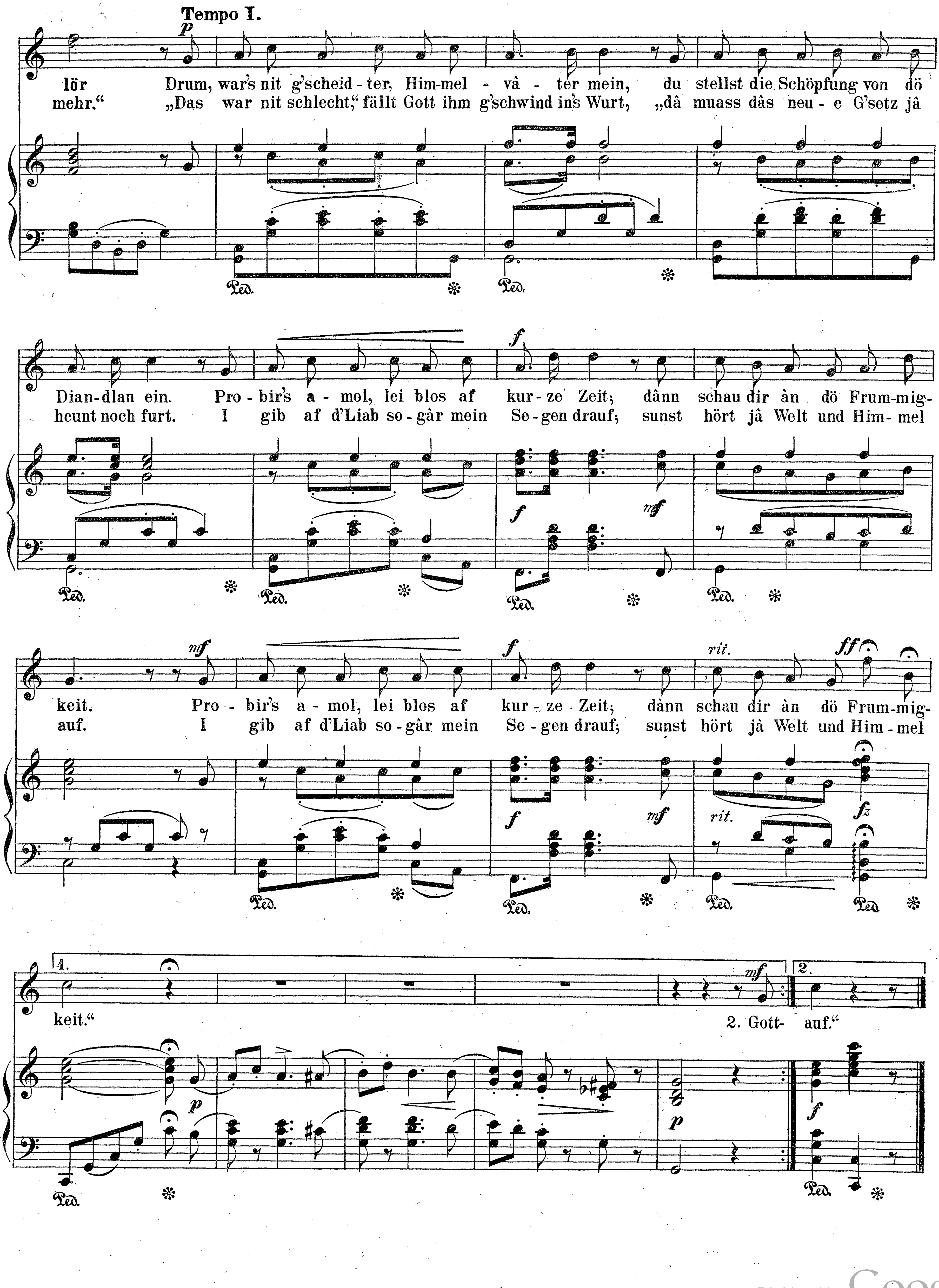
D'Liab in Himmel.

Thomas Koschat, Op. 99.



Mit Genehmigung des Original-Verlegers F. E. C. Leuckart (Constantin Sander) in Leipzig.

Digitized by Google

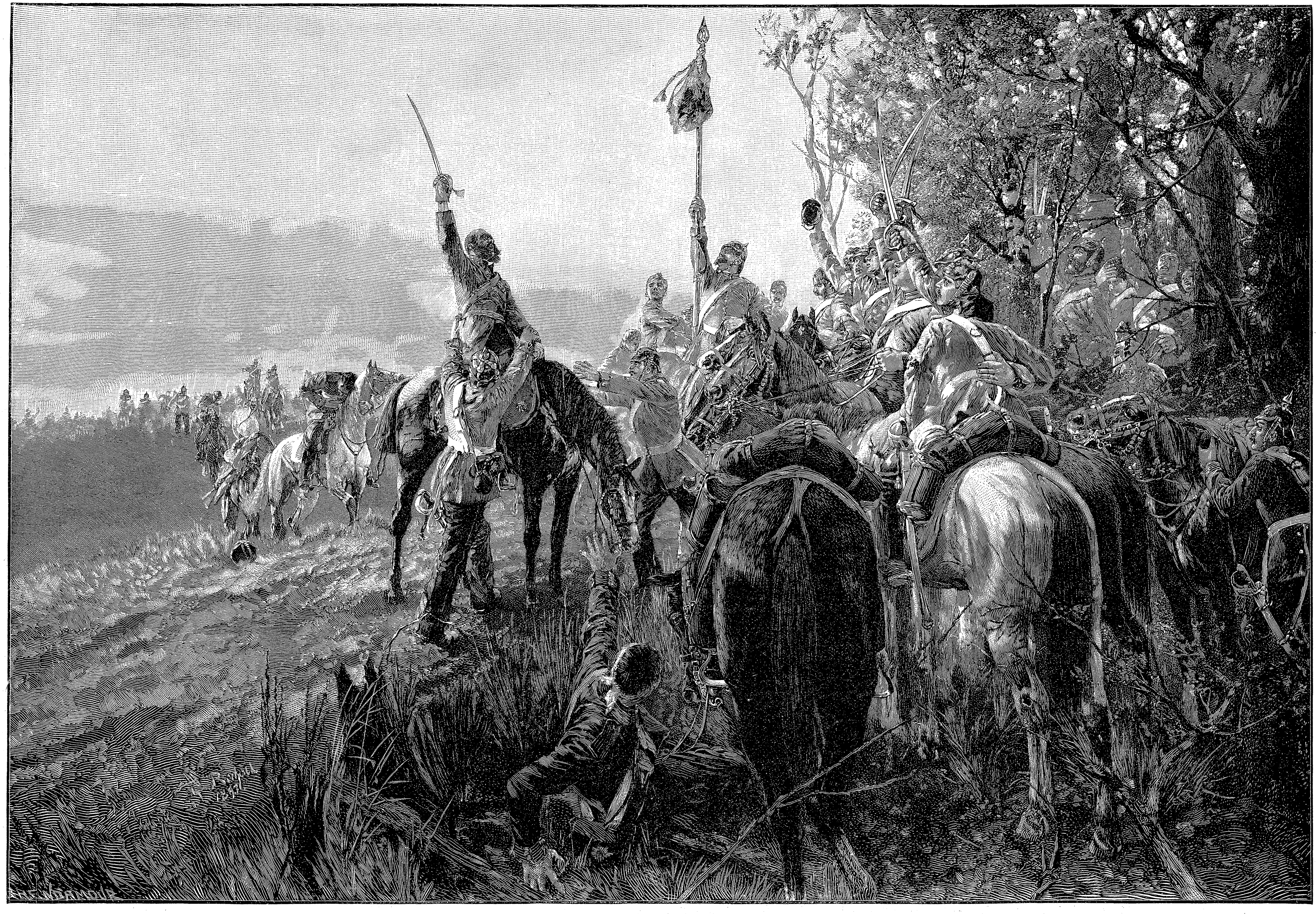


Digitized by Google

Photographie-Verlag von Jos. Albert in München.

Georg Wolters: Weidlaut.

Digitized by Google



Th. Rocholl: **Ein Hoch auf den König!**

Der in der Schlacht von Mars-la-Tour zum Tode verwundete Oberst von Auerswald, Kommandeur des 1. Gardedragonerregiments, bringt ein Hoch auf den König aus.

Digitized by Google

Flittergold?

Novelle in Briefform

von

C. Schroeder.

(Fortsetzung.)

Aller Anfang ist schwer, Lani, aber daß ich darum den Anfang meines Romans ganz an das Ende meines Briefes versetze, geht doch wohl nicht an? Du würdest böse — was? Bist vielleicht schon ohnehin wegen der vielen geheimnisvollen Andeutungen, wegen der wiederholten „Damals“ und „Vor vier Jahren“ nicht mehr in der geduldigsten Gemütsverfassung? Nun denn, heraus mit dem Bekenntnis — fort mit dem Alp von der Seele!

Vor vier Jahren also war es, in unserm lieben heimatlichen Krähwinkel. Das arme, gute Mütterchen lebte noch. Meinen achtzehnten Geburtstag hatte ich bereits gefeiert. Daß ich trotzdem die Backfischschuhe noch nicht ausgetreten hatte, wirst Du mir bezeugen und gütigst als Milderungsgrund gelten lassen.

Du lagst, wenn ich mich recht entsinne, im Bett mit der Influenza und kamst so um das pomphafte Fest, mit dem der alte Peters seine neue Villa einweihte. Es begann mit Illumination und Feuerwerk und schloß mit einem Kostümball.

Ich hatte mich mit Lottis, meiner verheirateten Schwester, Hilfe als Wassernixe drapirt — durchsichtige, meergrüne, wallende Gewänder, ebenfalls wallende, mit Schilfgras und Teichrosen durchflochtene Haare. Der Effekt war ein bißchen nachlässig, aber doch im ganzen nicht übel.

Das Unglück wollte es, daß im Moment der Abfahrt die arme Mama ihre Migräne bekam. Sie bestand aber darauf, mir meine Freude nicht verderben zu wollen. So ward denn Lotti in aller Eile zur Ballmutter promovirt — eine nette Ballmutter die, mit ihren einundzwanzig Jahren!

Den Eindruck, den das Feuerwerk auf mein naives junges Gemüt machte, kann ich Dir heute nicht annähernd mehr schildern. Genug, daß er überwältigend war, daß ich bei jeder Rakete, die in die Luft flog, an orientalische Zaubernächte denken mußte und infolge dessen schon mit ziemlich verdrehtem Kopf in den Ballsaal gelangte.

Da es im Städtchen an tanzlustiger junger Mannschaft mangelte, hatte man aus H. Hilfstruppen requirirt. Eine Anzahl flotter Studenten vom Polytechnikum war gekommen. Unter diesen fiel ein Grieche sehr angenehm in die Augen — kein bloßer Kostümgrieche, sondern ein wirklicher Sohn des neuen Hellas, der bloß in seinen Koffer hatte zu greifen brauchen, um seine Nationaltracht herauszuholen. Diese Nationaltracht nun brachte mich rasch um mein letztes Restchen Verstand. Du weißt, wie viel lieber ich immer nach hübschen, leichtfertigen Uniformen hingesehen habe, wie nach ernsten, gediegenen Fracks, aber von der Art und Weise, wie sich meine Blicke an dem roten Fez, der goldgestickten Jacke und der weißen Fustanella festsogen, machst Du Dir gar keinen Begriff. Zum größten Teil hatte ich deshalb auch wohl selber Schuld, daß sich mir der Träger dieser Herrlichkeiten, kaum fünf Minuten nachdem ich den Saal betreten, in aller Form vorstellen ließ.

„Herr — der lange Name glitt mir aalgleich zu einem Ohr hinein, zum andern alsbald wieder hinaus — Fräulein Sophie Friedrichs.“

Er war erst seit einer Woche im Lande, radebrechte jedoch schon genügend deutsch, um mich zum Tanz auffordern zu können. Den ersten Walzer gewährte ich ihm freudig errötend. Bis dahin hatte ich auf meiner Bekanntenliste nur einen einzigen Ausländer gehabt, einen Briten, und nun die Wonne, Lani, einen Griechen hinzufügen zu dürfen, einen so schönen Griechen in Nationaltracht! Denn schön war er, ein prächtiger, dunkeläugiger Südländer, von nordisch hohem, schlankem Wuchs.

Er tanzte — einfach himmlisch! Er hatte es in Paris gelernt, zugleich mit dem Französischen, in das er nach einer Weile von seinem holperigen Deutsch sacht hinübergeglitten war. Es war ein Französisch, das mir ganz anders vorkam, als dasjenige, das ich selber mir aus dem kleinen und dem großen Plötz mühsam erworben hatte. Ich verstand es nur halb, aber was lag daran? Wenn ich es nur hören durfte! Ich weiß gar nicht, was ich entzückender fand — das Tanzen selbst, die sonore Stimme an meinem Ohr, die sprühenden Augen über oder die rote, goldflimmernde Jacke neben mir. Meine Blicke hielten sich mehr an die Jacke — Gott sei Dank, daß ich mir wenigstens so viel Schicklichkeitsgefühl bewahrte!

Was sagst Du, Lani? Schämst Du Dich schon in meine Seele hinein? Ach, Kind, es kommt ja noch so viel schlimmer!

Bei dem einen Walzer blieb es nämlich nicht. Eine gute Hälfte meiner Tanzkarte bedeckte der Grieche mit seinen Hieroglyphen und ich litt es — lächelnd. Was Lotti dazu sagte? Die geriet im Laufe des ganzen Abends nur ein einzigesmal in meine Nähe, und da nahm sie sich genau die Zeit, mir mitzuteilen, daß sie sich herrlich amüsire. Und die übrigen Ballmütter? Denen müssen in dem Gewühl und dem Gewimmel meine Missethaten wohl entgangen sein, sonst hätte unser liebes Klatschnest sicherlich wochenlang davon widerhallt.

Acht-, wenn nicht neunmal ließ ich mich von ihm durch den Saal wirbeln. Der letzte gemeinsame Tanz war auch zugleich der letzte des Abends. Gleich darauf erfolgte die Heimfahrt.

Von Mietfuhrwerken war alles zur Stelle, was der Ort aufzuweisen hat, das heißt die drei ehrwürdigen Kaleschen, die der Posthalter ausleiht, und der große Omnibus, den sich der Gesangverein für Ausflugszwecke angeschafft hat. In den Omnibus stiegen Lotti und ich, stiegen Amtsrichters und Doktors mit Töchtern und Söhnen, stieg ein Husarenlieutenant, ein Referendar und auch — die weiße Fustanella. Sie war im Handumdrehen im Hintergrunde verschwunden und es war eine Nacht, so schwarz wie ein Rabenfittich, aber gesehen hatte ich sie, und ein wildes Herzklopfen bekam ich.

Im Wagen herrschte bald eine Lustigkeit, daß keiner des andern Wort verstand. Da, wo die Holperigkeit des Pflasters uns mit den Köpfen zusammenfahren machte, war allemal das Gelächter am lautesten und da, wo der Rumpelkasten hielt, um sich eines Teils seines Inhalts zu entledigen, gab es ein Segenswünschen, ein „Schlaft wohl, Kinder! laßt es euch gut bekommen!“ ohne Ende.

Wiederholt hatte die allzeit fröhliche Lotti mir schon zugeflüstert: „Kleine, Du thust ja den Mund nicht auf! Fehlt Dir was?“ Aber ich konnte sie beruhigen, mir fehlte gar nichts, im Gegenteil —

Nach und nach ward es stiller, der Husarenlieutenant war der letzte, der sporenklirrend Abschied nahm. Nur Lotti blieb zurück und ich und —

Sie hatte keine Ahnung von seiner Gegenwart. Sie gab, vor ihrem Häuschen angelangt, ruhig das Haltezeichen und sagte:

„Ich würde Dich gern beim Mütterchen abliefern, Kleine, aber ich fürchte, mein Adolf möchte mir ungeduldig werden, und — na, passiren kann Dir ja auch weiter nichts!“

Damit drückte sie mir den Gutenachtkuß auf die Wange, hüpfte in die Dunkelheit hinein und verschwand.

„Passiren kann Dir ja auch weiter nichts“ — da hatte sie gut reden gehabt! Denn kaum daß sich die Wagenthür hinter ihr geschlossen, saß er auch schon neben mir — nicht doch, er lag mir zu Füßen, bekannte mir glühend seine Liebe — auf französisch, Melanie! Es war ein himmlisches Französisch, aber es waren noch viel himmlischere Worte. Sie schmeichelten sich in mein Ohr, sie stahlen sich in mein Herz, sie nahmen es mit Sturm. Angeschmachtet war ich ja schon worden von dem einen und dem andern, angedichtet auch, aber mit so überzeugender Leidenschaft hatte mir noch keiner gesagt, daß ich für ihn der Inbegriff aller Seligkeit sei, daß mein Ja ihm Leben und daß mein Nein ihm Tod bedeute.

Ich wollte ja seinen Tod nicht, ach! Lani, ich wäre ja viel lieber selber gestorben. Ob ich so dumm war, ihm dies zu sagen? Ich hoffe nicht, aber gemerkt hatte er es doch bald, denn er saß auf einmal neben mir und hatte den Arm um mich geschlungen. Ich war wie berauscht, das Herz wollte mir die Brust zersprengen mit seinen jubelnden Schlägen, der dumme Kopf war mir so schwer, so schwer, ich trug ihn nicht mehr, ich ließ ihn sacht sinken auf seine Schulter, Lani, auf die berühmte rotgoldene Jacke. Ja, so ungemein leicht machte ich es seinen Lippen, die meinen zu finden. Und dann? Dann hielt der Wagen — mitten in der Wonne dieses ersten Kusses! Ich glaube, ich habe dem Schicksal im Dunkeln eine Faust geballt, so wütend war ich drauf. Aber es half nichts. Geschieden mußte sein.

Er sprang zuerst hinaus, um mir beim Aussteigen behilflich zu sein.

„A demain, ma bien-aimée,“ flüsterte er, und ich sah die freudige Flamme in seinem Auge beim Schein der Lampe, mit der unsere alte Marie den Pfad beleuchtete.

Eine grundgute Seele, die alte Marie, aber ein fatales Stück Prosa und so taktlos dabei. Sie wartete ja jetzt nicht einmal, bis der Wagen mit meinem Griechen sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, bevor sie so recht laut und vernehmlich sagte:

„Ein Mann mit einem weißen Unterrock? Na, da hört denn doch alles auf!“

Ich verwies ihr, kaum in den Flur gelangt, den weißen Unterrock mit einer Heftigkeit, daß ich heute noch darüber lachen muß, und dann hatte ich genug zu thun, mich gegen Mama zu verteidigen, die nicht begreifen konnte, die die Hände über dem Kopf zusammenschlug vor Entsetzen darüber, daß ich allein mit einem Mann — Unterrock oder nicht — die nächtliche Fahrt gemacht hatte. Wie unpassend das gewesen, was in der Welt Lotti sich dabei gedacht haben könne und was wohl morgen die Leute dazu sagen würden — auf alle diese hervorgejammerten Ausrufe mußte ich eine beruhigende Entgegnung ersinnen, dann erst durfte ich meinen Leuchter nehmen und in mein Schlafzimmer hinaufsteigen. Ach! Melanie, ich war ja bereits gründlich von meinem Himmel auf die Erde versetzt, aber es ging noch tiefer hinab.

Du erinnerst Dich des kleinen Raumes voll zusammengestoppelter alter Möbel, den ich pomphaft mein Boudoir getauft hatte? Den wollte ich betreten, da prallte ich zurück, denn vom Sofa erhob sich eine dunkle Gestalt. Ein rasches: „Still! Ich bin's — Franz,“ erstickte mir den Angstschrei in der Kehle.

Er war es wirklich — Franz, mein geliebter Bruder, aber kaum wieder zu erkennen. Alle Lebensfreude war wie weggewischt aus dem sonst so heitern Antlitz, aschgrau erschien es und qualverzerrt.

Ich solle die Thür zumachen, den Schlüssel im Schloß umdrehen, zischte er mir zu, es wisse keiner um sein Hiersein und solle auch keiner darum wissen. Ich gehorchte, setzte mit bebender Hand meinen Leuchter hin und — o Lani, die furchtbare Nacht! Ich brauche bloß daran zurück zu denken, dann schüttelt es mich schon wie Fieberfrost.

Ich kniete neben dem armen Jungen nieder, ich nahm seine Hand und bat und flehte, er möge doch reden — doch nur reden! Und endlich, unter Zähneknirschen und Stammeln und Stöhnen kam es denn auch heraus, das jammervolle Geständnis.

Sein Geheimnis ist nicht das meine, Melanie. Es muß Dir genügen, daß der gute, der liebe Junge, an dem ja sonst kein Falsch und kein Arg ist, in schlechte Gesellschaft geraten und schlimmen Versuchungen erlegen war. Von heute auf morgen eine namhafte Summe herbeizuschaffen, eine Summe, die für unsere Mittel ganz unerschwinglich war, darum handelte es sich.

O Gott! wie ich mir den Kopf zerbrach, wie ich hin und her riet, um das fürchterliche „Ehre verloren — alles verloren! Ich schieße mir eine Kugel in die Schläfe!“ nicht hören zu müssen. Ich wußte ja, daß es kein bloßes Gerede war, ich wußte es an mir selber. Ich hätte den Verlust meiner Ehre auch nicht überlebt. Aber wenn ich auch gestorben wäre, er sollte mir doch nicht sterben — mein Franz!

Immer wieder wollte er fort in seiner Verzweiflung, aber ich hielt ihn umklammert. Mir mußte ja doch noch etwas einfallen.

Mir fiel auch etwas ein — endlich. Die Sonne war schon auf — ich sehe sie noch über mein grünes Ballfähnchen hinflimmern, über die zerzausten Schilfgräser und Teichrosen, daß mir vor dem faden Putz ekelte — da fiel mir ein, daß der selige Vater dem alten Peters einmal einen Dienst geleistet hatte, solch

Digitized by Google

einen Dienst, den ein dankbares Gemüt nicht vergißt. Ob er dies dankbare Gemüt aber besaß? Es ward viel für und viel gegen den Mann gesprochen. Die einen rühmten seinen Wohlthätigkeitssinn, die anderen meinten, es stecke nur Eitelkeit und Prunksucht dahinter, doch ob er aus diesem oder jenem Grunde gab, uns armen Kindern konnte es gleich sein, wenn er nur gab, uns von unserer Angst und Qual befreite.

Als der Morgen weit genug vorgeschritten war, ging Franz zu ihm hin. All meine Hoffnungen, meine heißesten Wünsche gab ich ihm mit auf den Weg und in Gedanken folgte ich ihm die Treppe hinunter, zur Thür hinaus, die Straßen entlang bis vor Peters Haus und dann hinein. Ob er wohl die rechten Worte fand, der arme Junge, dem reichen Mann das Herz zu rühren? Ich hatte sie, die Worte; ich wußte es, wenn ich sprach, dann widerstand er nicht. Aber ich durfte ja nicht sprechen, durfte ja nicht dabei sein, mußte hier stehen und mir den dummen Ballstaat vom Leibe reißen!

Buchstäblich, Lani, riß ich mir ihn vom Leibe, daß die Fetzen flogen. Dann ballte ich ihn zu einem Knäuel zusammen und stopfte ihn in eine Schublade. Fort damit!

War er nun fort? Ja — aber was lag da vor der Lade am Boden?

Ein aus einander geklapptes Tanzkärtchen mit Namenszügen beschrieben und unter den Namenszügen einer, der immer wiederkehrte.

Lani, ich war ganz allein, als mir die Erinnerung kam, aber das Blut schlug mir wie eine Flamme in die Stirn und beide Hände mußte ich vor das Gesicht pressen, damit die Sonne meine Beschämung nicht sah.

So, mit verhülltem Gesicht, kniete ich lange am Boden, und wie ich da kniete, hielt ich Einkehr in mich selber, stellte ich Vergleiche an. Sie hatten immer viel von der Aehnlichkeit zwischen Franz und mir gesprochen, wie sprang diese Aehnlichkeit jetzt in die Augen! Ihn hatten leichtfertige Genußsucht, die Liebe zum falschen, flimmernden Schein an den einen Abgrund geführt — mich an den andern. Er redete schon von verlorener Ehre — war es mein Verdienst, daß ich noch nicht davon zu reden brauchte? Hätte gestern nacht im Moment, als die Wagenräder stockten, der Grieche, seinen Vorteil wahrnehmend, mir rasch noch zugeflüstert, er wolle meiner im Garten harren, ich solle heruntersteigen zu ihm, ob ich wohl „Nein“ gesagt hätte — ob —?

Meine schamglühenden Wangen gaben Antwort auf die Frage, Lani. Ach! ich wußte es, so wie ich — aller guten Sitte, meinem eigenen abmahnenden Gewissen zum Trotz — dem Mann im Laufe des Abends alles gewährt hatte, was er verlangte, so hätte ich ihm auch dieses gewährt, ohne Zögern, mit Frohlocken.

Und — aus Liebe? Ja, wenn ich noch die Rechtfertigung gehabt hätte! Aber wie konnte ich einen Menschen lieben, den ich nie zuvor gesehen, den ich nicht einmal dem Namen nach kannte, von dem meine kurze Erfahrung mir nur sagte, daß er skrupellos sein Ziel verfolge, daß er sich durchaus nicht scheue, ein Mädchen zu kompromittiren, auf das er Jagd mache?

Nein, wahrlich nicht aus Liebe, nur aus einer jäh und wild auflodernden Leidenschaft. Wofür? Für eine wohlgeformte Gestalt, ein blitzendes Auge, ein sonores Organ und — daß Gott erbarm! — ein hübsches Französisch und eine bunte Jacke!

„Laß dich von dem Schönen nicht blenden. Das Schöne ohne das Gute ist wertlos wie Flittergold“ — was nützte mir nun solch ein Weisheitsspruch, wenn er nur im Notizbuch stand und mir im geeigneten Moment niemals einfiel? Kam Franzens Unglück nicht wie ein eisiger Wasserstrahl über meine heiße Flamme, dann — ich schauderte, zu denken, was dann heute geschah oder morgen.

Ich schauderte, Lani, und that ein Gelübde. Nicht, daß ich von dem Griechen lassen wollte, ach! das wäre des Gelobens kaum wert gewesen, meine Gedanken nahmen nur noch widerwillig seine Richtung — nein, daß ich, so oft mir wieder die Versuchung nahte, der Angst und Qual dieser Nacht gedenken wollte. Die sollte mir schon einfallen, wenn auch der dumme Notizbuchspruch ausblieb.

Dann stand ich auf, mein Morgenkleid überzustreifen. Bevor ich den letzten Haken befestigt hatte, war ich mit all meinen Sinnen und Sorgen wieder bei Franz. Wie lange er ausblieb — wie furchtbar lange, und was doch dazu gehörte, einem Millionär ein paar lumpige Tausende auszureden!

Ruhelos wanderte ich hin und her, immer hin und her zwischen Fenster und Thür — jetzt einen Blick auf die Straße zu werfen, jetzt in den Flur hinunter zu horchen.

Als endlich Männerschritte laut wurden, flog ich mehr als ich ging bis an die Treppe. Aber langsam, wie vor einem Gespenst, wich ich in mein Zimmer zurück. Der da, von Marie geführt, heraufgestiegen kam, war ja nicht Franz, sondern — der Grieche.

Auf ein Briefchen, eine heimliche Botschaft von ihm war ich gefaßt gewesen; daß er mir da so ruhig bei hellem Tag in das Haus spazierte, wollte mir zu dem Bilde meines Don Juan nicht recht passen, doch ich besann mich — bah! er war, wie sich's herausstellte, noch ein gutes Stück frecher, als die übrigen seines Schlages.

Seine Visitenkarte, die mir Marie einhändigte, warf ich ungelesen in den Nähkorb auf meinem Tisch. Ich hatte genug zu thun, mich zu sammeln, mir zu vergegenwärtigen, was ich von der Folterqual der letzten Stunden ihm verdankte. Als er über die Schwelle trat, war ich kampfgerüstet.

Er trug einen einfachen grauen Anzug. Damit sei sein ganzer Mensch ins Gewöhnliche übersetzt, redete ich mir frohlockend ein; wäre er mir gestern nacht ohne den bunten Firlefanz erschienen, nicht hingesehen hätte ich nach dem langen, braunen, hageren Gesellen.

Ich weiß nicht, welchen französischen Ausruf ihm die Freude des Wiedersehens entlockte, ich hörte nur das Französische und dachte: „Pfui! Die Sprache des Erbfeindes — und dafür hast du als deutsches Mädchen dich begeistern können?“

Mit strahlendem Gesicht wollte er auf mich zu, aber im Nu hatte ich mich hinter den Tisch zurückgezogen.

„Sie wünschen, mein Herr?“ fragte ich in einer Stimme, die nicht einmal bebte.

Sein Fuß stockte. Er sah mich an — erst erstaunt, plötzlich erschrocken.

„Sie haben geweint, Sophie!“ rief er mit Ueberzeugung.

„Ich sollte meinen, ich hätte Ursache gehabt,“ entgegnete ich bitter.

„Ich will nicht hoffen, daß man gewagt hat, Sie zu beleidigen?“ fuhr er auf.

„Doch!“ stieß ich zornig hervor. „Man hat es gewagt. Man hat mich achtmal hinter einander zum Tanz aufgefordert, sich dann in den Wagen gestohlen, der mich nach Hause führte, und —“

Was „man“ weiter noch gewagt hatte, dafür fehlten mir plötzlich die Worte. Es war schade, bis hierher hatte ich mir eine so schöne Sicherheit bewahrt, jetzt war sie dahin. Das dumme Blut flammte mir in die Wangen, ich wußte nicht, wohin mit meinen Blicken.

Ein Trost noch, daß er nichts merkte, denn für den Moment war er selber fassungslos.

„Achtmal hinter einander?“ murmelte er. „Und das verargen Sie mir — jetzt auf einmal verargen Sie mir's? Aber, Sophie —“ er wandte mir in heller Verwunderung das Gesicht zu — „da Sie mich nicht zurückstießen, wie wäre ich da nicht mit Wonne immer wieder gekommen? Und daß ich zu Ihnen in den Wagen stieg? Lieber Gott, ich mußte ja hinein, ich konnte ja gar nicht anders! Die Liebe will sein, wo die Liebe ist. Gestern nacht fanden Sie auch nichts Schlimmes daran, gestern nacht — Ich möchte wissen, wer Sie so rasch andern Sinnes gemacht hat?!“

„Ich bin einfach zu Verstande gekommen,“ versetzte ich schon wieder mit der schroffen Heftigkeit von vorhin. „Was ich in einem Wahnsinnsanfall gestern nacht nicht sah, das sehe ich jetzt deutlich, nämlich, daß Ihr rücksichtsloses Thun mich zum Gespött und Gerede der Leute gemacht hat.“

Nun erst schien ihm klar zu werden, wo ich hinaus wollte, und sein bis dahin etwas verstörter Gesichtsausdruck machte einem ruhig heitern Platz.

„Ah so!“ nickte er, „die Leute, meinen Sie, werden daran auszusetzen finden, daß ich achtmal hinter einander mit Ihnen tanzte? Ja, das ist allerdings möglich — daran hatte ich nicht gedacht. Aber wissen Sie was, Sophie? Die Leute sind ebenso rasch zum Schweigen, wie zum Reden gebracht. Wenn Sie mich Ihnen heute als Ihren Verlobten vorstellen, dann thut keiner den Mund mehr auf.“

So ruhig sagte er das, so selbstverständlich, mit einem so treuherzigen Blick seiner Augen, daß ich die meinen niederschlagen mußte.

Es schien, ich hatte ihm unrecht gethan. Ein Don Juan war er nicht. Don Juan will bloß lieben, sich binden will er nicht.

Daß er darum viel größer dastand, wie ich selber, wollte und konnte ich übrigens nicht einsehen. „Wenn auch kein Don Juan,“ sagte ich mir, „ein leichtfertiger Mensch ist er doch, das Geschöpf heiraten zu wollen, das du gestern nacht gewesen.“ Ich versuchte, es ihm anzudeuten.

„Wie können Sie sich mit mir verloben?“ fragte ich.

Er sah mich groß an.

„Sie wissen ja nichts — aber auch gar nichts von mir, als höchstens, daß ich tanzen kann!“ lachte ich spöttisch heraus.

„Ich weiß, daß ich Sie liebe,“ entgegnete er mit einer ernsten Ueberzeugung, die mich reizte.

„Das ist's ja gerade,“ fuhr ich auf. „Wie in der Welt können Sie mich lieben? Vor ein paar Stunden ahnten Sie noch nicht einmal, daß ich überhaupt existirte!“

„Daß die Liebste, die Beste, die Einzige irgendwo existire,“ versetzte er einfach, „das ahnte ich schon, ich wußte nur nicht wo, bis mir bei Ihrem Anblick die innere Stimme sagte: ‚Die ist's.‘“

„Ich fürchte sehr,“ stieß ich halb grollend, halb beschämt hervor, „die innere Stimme hat Ihnen gelogen.“

„Sie kann nicht lügen!“

„Ich fürchte doch. Die Liebste, die Beste, die Einzige wird sich wohl anderwärts aufhalten, denn ich — ich tauge nichts.“

„Sophie!“

Es war etwas in dem Klang seiner Stimme, vor dem ich nicht hastig genug den Kopf abwenden konnte.

„Daß Sie sich in meinen Augen schlecht zu machen suchen, Sophie — es kann doch wohl keinen — keinen besonderen Zweck haben?“

Das angstvolle Beben in den Tönen — o lieber Gott, was hatte ich angerichtet!

„Sie werden doch unmöglich so grausam sein, die lieben Worte — zurücknehmen zu wollen, die Sie mir gestern nacht sagten?!“

Die Finger krampfhaft in einander flechtend, stand ich da. Wie die Tücke und Falschheit selber kam ich mir vor.

„Sophie!“

„Ich — ich sagte es Ihnen schon,“ stieß ich gefoltert heraus, „ich war wahnsinnig gestern nacht — nein, die Entschuldigung habe ich nicht einmal — ich war einfach leichtfertig und abscheulich!“

„Soll das heißen, daß Sie — Ihr Spiel mit mir getrieben?“

Es war auf einmal kein Beben mehr in seinen Worten, sie klangen kalt und schneidend. Ich wagte nicht nach ihm hinzusehen, aber ich wußte, daß er hoch aufgerichtet dastand, Zorn und Verachtung in jeder Miene. Das ertrug ich nicht.

„O nein — nein,“ stammelte ich, „ich glaubte ja, daß ich Sie — ich hatte es den ganzen Abend geglaubt, aber —“

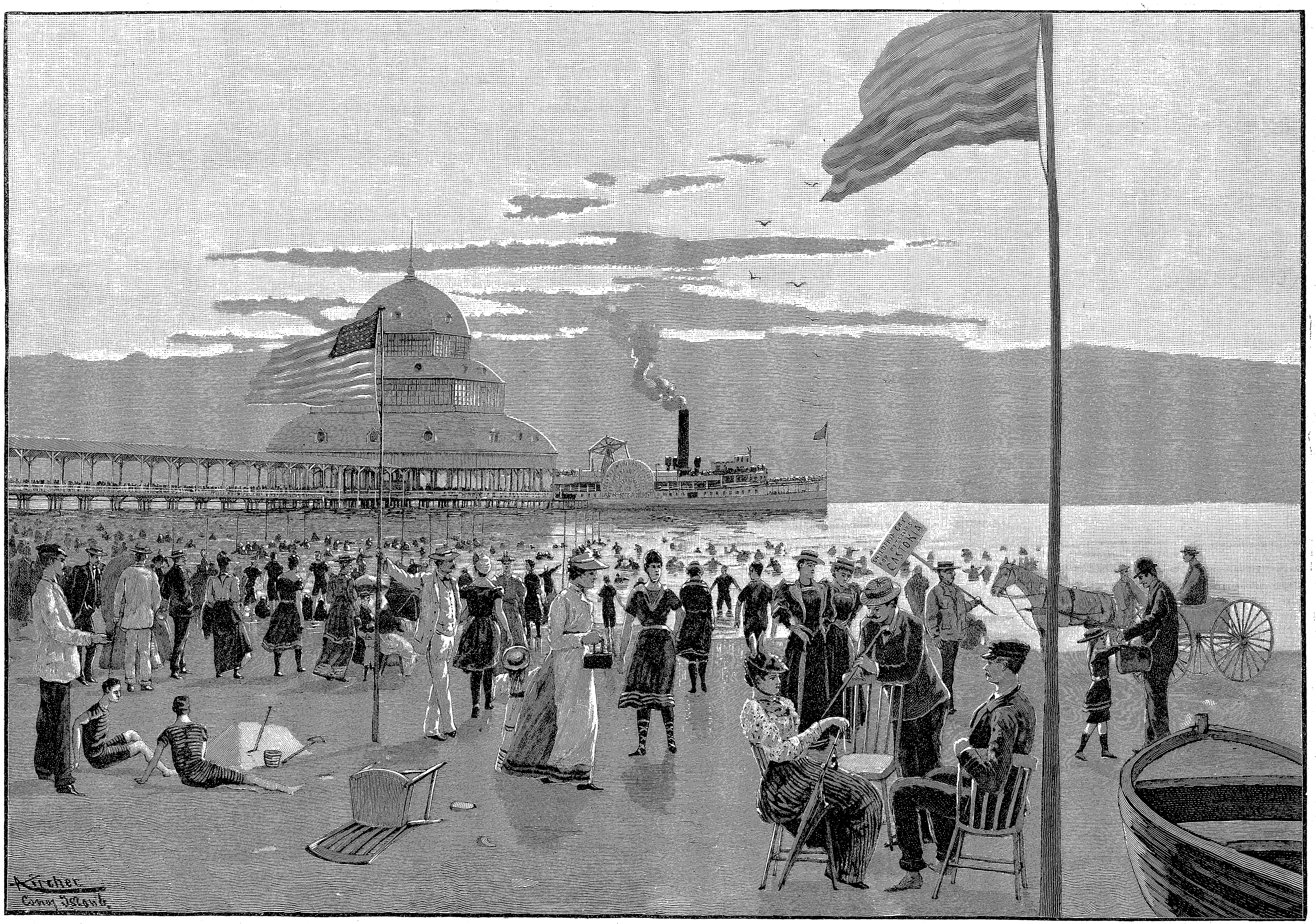
„Sie glaubten, daß Sie mich liebten?“ Sein Ton war viel milder. „Erst hinterher — erst jetzt sind Ihnen Zweifel gekommen?“

Ich nickte.

„Das ist etwas anderes. Darin sehe ich keine Leichtfertigkeit — überhaupt keine Schuld auf Ihrer, vielmehr eine auf meiner Seite. Ich bin zu ungestüm vorgegangen, ich hätte mir Zeit nehmen sollen mit meiner Werbung.“ Er schwieg einen Moment, dann plötzlich mit heißem Flehen: „Lassen Sie es meine Aufgabe sein, Ihre Zweifel zu zerstreuen, Sophie — Fräulein Sophie! Gestatten Sie, daß ich mitunter in Ihr Haus komme, Sie zu sehen, zu sprechen. Von H. bis hier ist's nicht weit, in ein paar Stunden —“

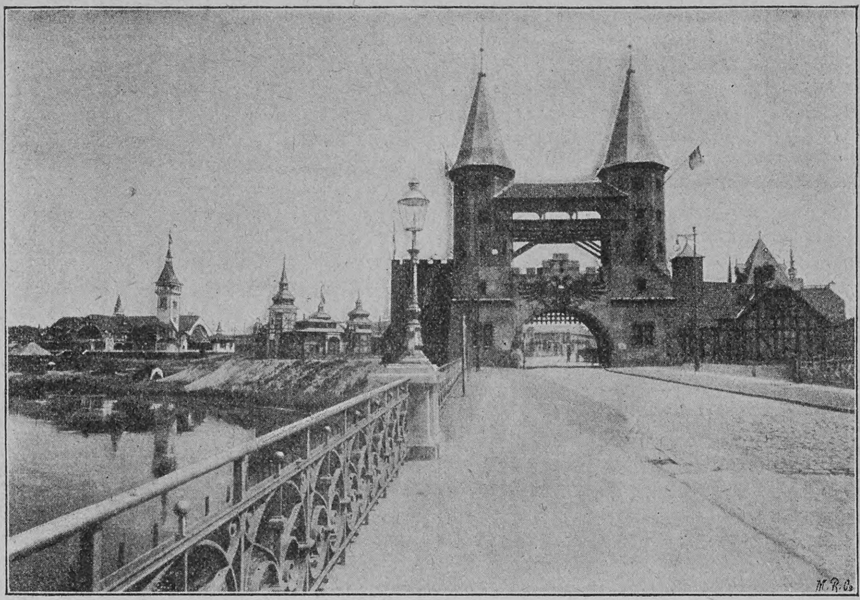
(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



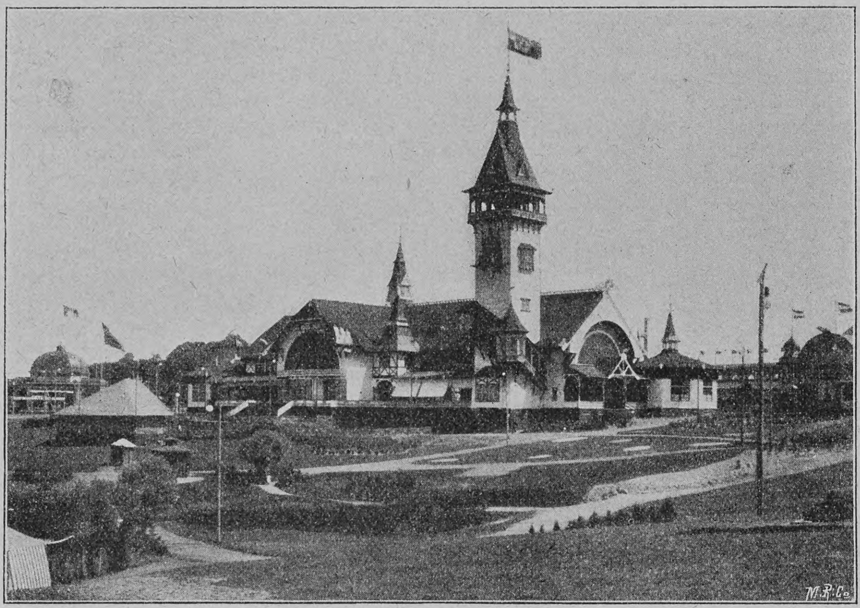
Alex Kircher: Das Seebad Coney Island bei New-York.

Digitized by Google

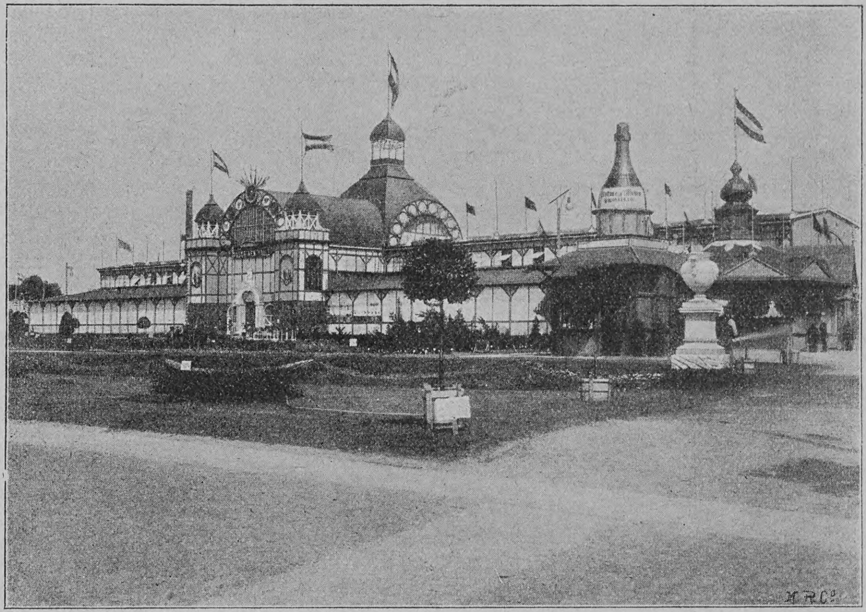


Eingangsthor.

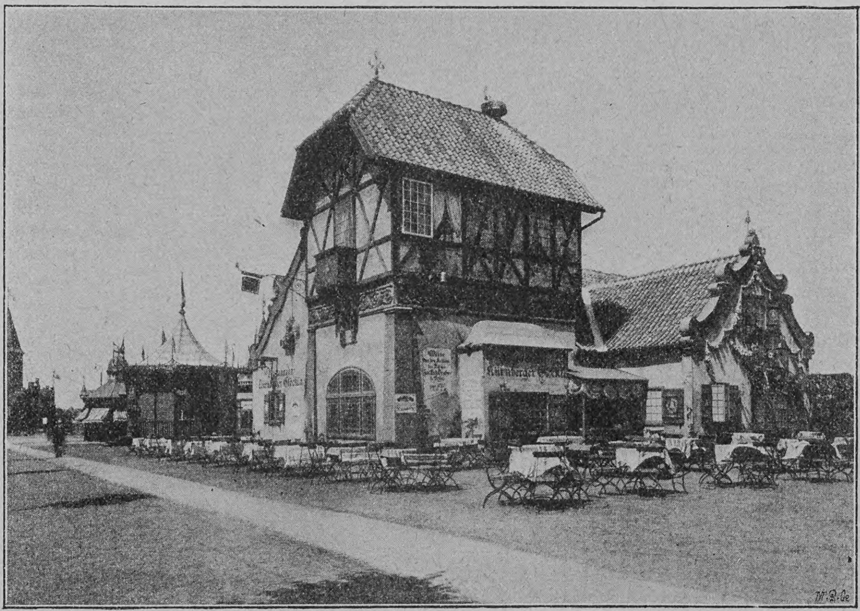
Haupthalle.



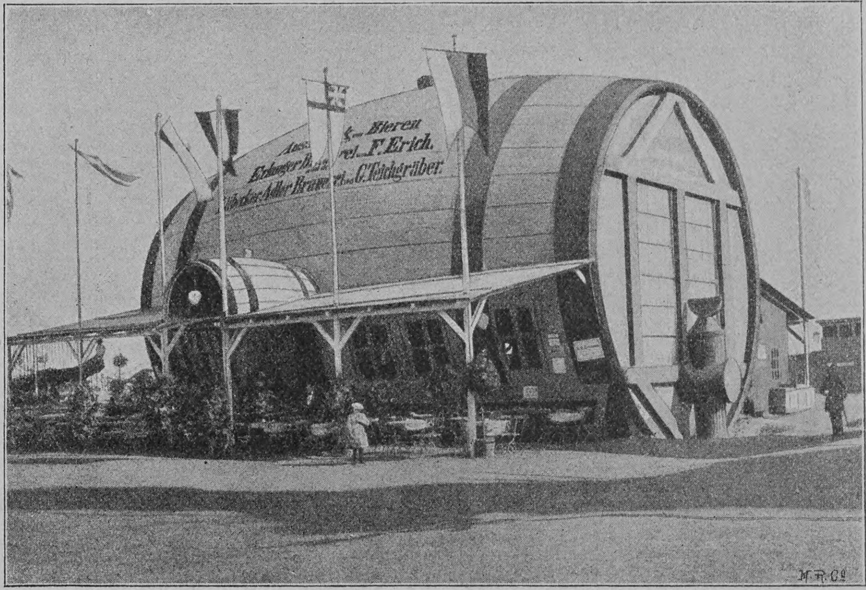
Hauptrestaurant.



Maschinenhalle.



Zum Nürnberger Glöckla.



Das große Faß.

Ansichten von der Deutsch-Nordischen Ausstellung in Lübeck. Nach photographischen Aufnahmen von J. Nöhring daselbst.

Die Deutsch-Nordische Ausstellung in Lübeck.

Bei der vor kurzem in Lübeck eröffneten Deutsch-Nordischen Ausstellung kam es wesentlich darauf an, ein möglichst umfassendes Bild von dem Aus- und Einfuhrhandel zwischen Deutschland und den nordischen Reichen zu bieten, mit denen ja Lübeck als einer der bedeutendsten Ostseehäfen stets rege Beziehungen unterhalten hatte; daneben galt es aber auch, einen Begriff von dem Handel und Wandel des gewaltigen Hinterlandes der alten Hansestadt zu geben, und dieses Hinterland, mit dem Lübeck bald noch viel enger durch den in Angriff genommenen Elbe-Trave-Kanal verbunden sein wird, umfaßt fast das gesamte Elbegebiet und dehnt sich bis zu Westfalen und den Rheinlanden aus.

Das war die ernstere Seite dieser Ausstellung. Unser bereits etwas ausstellungsmüdes Publikum hätte sich damit allein aber kaum begnügt, für die großen Massen der Besucher mußten noch andere Anziehungsmittel in Betracht kommen, denn man verlangt jetzt von den Ausstellungen nicht nur Belehrung, sondern auch Unterhaltung. Da führte nun zunächst Lübeck sein oft erprobtes eigenes Bild ins Feld: diese vom stolzen Geiste der Hansa noch heute durchwehte Stadt mit ihren uns oft unmittelbar ins Mittelalter versetzenden alten Straßen und Häusern, den sturmerprobten, halb verwitterten und doch noch so trotzig dreinschauenden Türmen und Thoren, dem wundervollen Rathause und den herrlichen Kirchen, dem wechselvollen Hafengetriebe und den auf den ehemaligen Wällen entstandenen schönen Parkanlagen, endlich der nahen prächtigen Umgebung mit den rauschenden Buchen- und Eichenwäldern und dem wellenbespülten Strande der Ostsee.

In diesen weiten Rahmen aber fügt sich auf das würdigste der engere der Ausstellung und diese selbst ein. Von der Stadt ganz abgeschlossen, erstreckt sie sich mit ihrem parkartigen, waldigen Hintergrunde unmittelbar an den blauen Gewässern der Wakenitz, eines lieblichen Nebenflusses der Trave. Und wie farbenfroh und abwechslungsvoll ist sie aufgebaut, in ihrem äußeren Gewande die früheren Zeiten mit den heutigen verschmelzend, denn während ein Teil der Gebäude ganz im mittelalterlichen Stile gehalten ist, ist der andere in der heiter-gefälligen schwedischen Holzbauart errichtet, die so liebenswürdig-anmutig zu Wald und Wasser paßt.

Schon das Haupteingangsportal fesselt in hohem Grade unser Interesse; es ist einem leider nicht mehr bestehenden Stücke Alt-Lübecks getreu nachgeahmt, dem 1577 erbauten und 1851 abgebrochenen Mühlenthore. Zwei etagenförmig mit einander verbundene Türme erheben sich stark über dem massigen Grundbau, über dessen breitgespanntem Eingange, der durch ein Fallgitter gesperrt werden kann, der Lübeckische Doppelaar mit dem rot-weißen Herzschilde weit seine Fänge

Digitized by Google

entfaltet. Zu beiden Seiten der Türme erstrecken sich noch Befestigungsanlagen und allerhand verwitterte und vom Zahn der Zeit schon arg benagte Häuser und Häuschen, wie sie sich früher gern an die Stadtmauern schmiegten; auch nach innen, wenn wir das Portal durchschritten haben, stoßen wir auf derartige altertümliche niedrige Gebäude mit breit hervorragenden Ziegeldächern, hölzernen Bogengängen und niederen Thüren. Hinter diesen sieht es allerdings moderner aus, denn da liegen die Verwaltungsräume, die Postanstalt und die Sanitätswache.

Jetzt breitet sich die Ausstellung wirkungsreich vor uns aus: tiefer zurück in der Mitte die über zehntausend Quadratmeter bedeckende Haupthalle mit imposantem, von zierlichen Türmen flankirtem Kuppelaufbau, dann dahinter linker Hand die große Maschinenhalle und noch mehr nach der Wakenitz zu die weiße Tembe, das afrikanische Gouverneurhaus, welches die Kolonialausstellung birgt; ebenfalls nach dem Flusse zu eine Reihe von Erfrischungsstätten, jede anders gestaltet, jede durch ihr originelles Gewand anziehend, namentlich das Nürnberger Glöckla, dann das Hauptrestaurant mit seinem hoch emporstrebenden Turme, von welchem man eine herrliche Aussicht hat, und das gemütliche Niederwaldlokal mit einem hübschen Rheinlandpanorama vom Nationaldenkmal aus. Rechts liegt zunächst die Halle zur Garten- bau- und Landwirtschaft, hinter ihr die zweite Haupthalle mit der Marineausstellung, diese schon durch die bis in die geringste Einzelheit getreue Nachbildung des Rothensander Leuchtturmes (zwischen Cuxhaven und Helgoland) kenntlich, und endlich das Ausstellungstheater. Zahllose kleinere Pavillons sind über das Ausstellungsgebiet verstreut und dienen zur weiteren Belebung des farbenbunten Ganzen.

Was nun den Inhalt der Ausstellung selbst anbelangt, so umfaßt derselbe in sorgfältiger Auswahl die zahllosen Erzeugnisse der Industrie und des Gewerbes und berücksichtigt neben der Landwirtschaft und dem Gartenbau noch das Unterrichts- und Erziehungswesen, das Architektur- und Ingenieurfach und auch die Gebiete der Chemie, sowie des Hausfleißes und der Frauenarbeit. Von den nordischen Ländern ist Finnland am stärksten vertreten. Eine größere Zahl der verschiedenartigsten Boote erzählt uns von dem Leben auf dem Meere, von der Stärkung nach harter seemännischer Arbeit daheim plaudern enorme Flaschenbatterien mit duftigem Punsche und von weiten winterlichen Wanderungen Schneeschuhe und Rennwölfe. Besonders interessant sind die in einer zu Helsingfors bestehenden Arbeitsschule für Krüppel angefertigten Gegenstände. Viele Photographien zeigen uns, wie verstümmelt die Armen sind, und wie manche von ihnen, denen mehrere Gliedmaßen fehlen, die Zähne gebrauchen müssen, um allerhand Flechtwerk zu stande zu bringen. Sehr schön, schon durch die anziehenden Muster, sind die Fabrikate der finnländischen Webeschulen, von denen wir auch in der schwedischen Abteilung eine beträchtliche Auswahl finden. Schweden sandte ferner Eisen und Stahl, dann natürlich seine Sicherheitszündhölzer, künstlich bearbeiteten Granit, Scheren- und Messerwaren, Schiffsmodelle, Sämereien und, gleich Finnland, Punsch, viel Punsch, sehr viel Punsch! Auch Rußland stellte sich mit Liqueuren ein, daneben mit den Erträgnissen der Getreidefelder, mit Musikinstrumenten, die bekanntlich unser östlicher Nachbar sehr liebt, mit den nicht minder bevorzugten Cigarretten, den schmackhaften, aber schweren Krimweinen und mit seinen vielbewährten Schuhwaren aus Gummi und Leder.

In der Maschinenhalle finden wir den Wettstreit zwischen Dampfkraft und Elektrizität verkörpert; das ist ein heißer Kampf, denn der ältere Gegner sucht sein Gebiet gegen den jüngeren mit nur allen denkbaren Mitteln zu verteidigen. Der jüngere „elektrische“ aber schreitet von Sieg zu Sieg, mit seinen kleineren beweglichen Motoren unterstützt er fördersam das Handwerk, welches unter der Massenproduktion der Großindustrie schwer zu leiden hat, und er dringt auch mit allerhand nützlichen Erfindungen schon in das Reich der Küche und Toilettenstube ein, ganz zu schweigen von seinen größeren und bedeutsameren Erfolgen im Verkehrswesen (mit Straßenbahnen und Motorbooten) und auf dem Beleuchtungsgebiete.

Vertritt diese maschinelle Abteilung die Kraft des stärkeren, so jene des Hausfleißes und der Frauenarbeit die Anmut und Kunst des schöneren Geschlechtes. Mehr wie zweihundert über ganz Deutschland zerstreut wohnende Damen haben sich zusammengefunden, um zu zeigen, was zarte Hände auf künstlerischem und kunstgewerblichem Felde zu leisten vermögen und wie sie in den meisten Fällen sehr gut im stande sind, ihren Besitzerinnen eine gesicherte Existenz in dem immer schwerer werdenden Daseinskampfe zu schaffen. Man weiß nicht, wohin man in dieser Abteilung zuerst die Blicke bewundernd richten soll: hier treffliche Werke der Oel- und Aquarellmalerei, zum Teil unter Verwendung von Ofen- und Wandschirmen, Porzellan, Krügen, Möbeln, Körben und so weiter, dann hunderte kunstvoller Handarbeiten, wie zartester Stickereien, Webereien, Anfertigung von Teppichen, Vorhängen, Möbelbezügen und so fort, ferner zahllose Schnitzarbeiten in Holz und Leder, geeignet, selbst die luxuriöseste Wohnungsausstattung zu zieren. Wer sie noch nicht hatte, der wird hier hohe Achtung vor den „Feenhänden“ bekommen, die nicht nur nach dem Dichterworte himmlische Rosen ins irdische Dasein zu flechten verstehen, sondern die auch so Kunstvolles zu schaffen und damit ihre Inhaberinnen vor den Sorgen des Lebens zu schützen wissen.

Wiederum einen ganz andern Eindruck empfangen wir in der Marinehalle, deren heller, ebenso hoher wie weiter Raum einen lustigen Flaggen- und Wimpelschmuck erhalten hat. Machtgebietend, Respekt heischend, tritt uns hier unsere junge deutsche Marine entgegen; wir werden eingeweiht in das Leben auf den Kriegsschiffen, wie es in den Mannschafts- und Offiziersräumen unter Deck ausschaut, und welche eherne Sprache die zwölf und mehr Meter langen Geschütze im Ernstfalle zu sprechen wissen, die wir hier neben den glänzenden, spitzförmigen Torpedos erblicken. In zahllosen Modellen wird uns unsere Kriegsflotte früher und jetzt vor Augen geführt; welch ein Unterschied zwischen dem hölzernen Admiralschiffe von 1738 und dem modernen schwimmenden Eisenkoloß, nicht minder groß wie zwischen den Kauffahrern der ehemaligen und den palastähnlichen Handels- und Passagierschiffen der jetzigen Zeit, die wir gleichfalls in kleineren Nachbildungen sehen, wie wir ferner ihren Bau auf den Werften des „Vulkan“ und der „Germania“ von der Kiellegung an bis zum Stapellauf verfolgen können. Auch das Rettungswesen lernen wir genau kennen und werden dabei mit Bewunderung für jene Braven erfüllt, die im Heulen des Sturmes und im Gischt der Wogen das eigene Leben für fremdes aufs Spiel setzen.

Wenige Minuten genügen, um uns in eine völlig andere Umgebung zu versetzen: breitblätterige Palmen beschatten uns und dehnen sich über niedere, aus Schilf und Rohr geflochtene Hütten aus, an deren Pfosten Panther-, Antilopen- und Zebrafelle, sowie allerhand fremdartige Waffen hängen. Darüber hinweg schweift der Blick zu üppigen Triften, starren Felshängen und den schneegekrönten Gipfeln des Kilima-Ndscharo, dessen Panorama, von Rudolf Hellgrewes Meisterhand gemalt, den Mittelpunkt der Kolonialausstellung bildet, die an wechselvollen Dekorationsstücken aus den reichen Sammlungen von Dr. F. Peters, H. von Tippelskirch und Kapitän Spring eine große Auswahl enthält und uns auch neben diesen ethnographischen Seltenheiten mit den Landesprodukten unserer Kolonien näher bekannt macht.

Wenden wir uns nun — ja, wohin jetzt, wo es noch so viel zu schauen und zu prüfen gibt, was wir bei der Kürze der Zeit doch nicht bewältigen können? — also wenden wir uns denn zum Schluß, zumal eben die Ausstellungskapelle dort in dem eleganten Musiktempel ihre flotten Weisen erschallen läßt. Ah, wie hübsch sitzt es sich hier draußen, wo uns munteres geselliges Leben und Treiben umgibt und sich nicht nur der Magen an allen möglichen guten Dingen, sondern auch das Auge an dem wundervollen Anblicke Lübecks da drüben erfreuen kann. Dem Wohle der lieben alten Hansastadt und ihrer Ausstellung gilt unser erstes Glas — möchten alle Erwartungen in Erfüllung gehen, die sich für die Zukunft der Stadt und ihrer Bewohner mit dieser deutsch-nordischen Ausstellung verbinden.

Paul Lindenberg.

Kriegschronik 1870–71.

11. August. Die badische Division langt vor Straßburg an, um diese Festung einzuschließen. — Das große Hauptquartier wird nach St.-Avold verlegt.

12. August. Besetzung von Nancy durch deutsche Truppen. — Die Bergfestung Lichtenberg ergibt sich nach kurzer Beschießung den Württembergern.

13. August. Beginn der Feindseligkeiten vor Straßburg. — Verlegung des Hauptquartiers nach Herny. — Die französische Regierung verfügt die Ausweisung aller Deutschen aus Paris.

14. August. Schlacht bei Colombey-Nouilly (Courcelles). — Die Einschließung von Straßburg vollendet, General von Werder zum Kommandeur der Belagerungstruppen ernannt. — Beschießung von Pfalzburg.

15. August. Die Festung Marsal nach kurzer Beschießung von den Bayern genommen.

16. August. Schlacht bei Vionville (Mars-la-Tour). — Kaiser Napoleon verläßt Metz und begibt sich nach Chalons. — König Wilhelm nimmt sein Hauptquartier in Pont-à-Mousson. — Ein Ausfall der Besatzung von Straßburg wird zurückgeschlagen.

17. August. Seegefecht des preußischen Avisos „Grille“ und dreier Kanonenboote mit vier französischen Panzerfregatten bei Hiddensee. — General Trochu zum Gouverneur von Paris und zum Kommandeur aller daselbst befindlichen Truppen ernannt.

Thomas Koschat.

(Hiezu die Abbildungen Seite 837 und das Lied Seite 838 und 839.)

Wem klingen nicht flotte Weisen im Ohr bei Nennung dieses Namens, wer denkt dabei nicht an das schöne, das liederreiche Kärntnerland! Almfrische „Deandln“ und „Buabn“, firngekrönte Bergriesen, gewaltige Felskolosse, tiefdunkle Wälder, aber auch blumige Matten und gemütliches Sein steigen in unserer Erinnerung auf, wie sie uns schon oft und immer aufs neue vor das geistige Auge gekommen, wann und wo auch wir den bald übermütig-kecken, bald einschmeichelnd-süßen Lauten der Koschatschen Kärntner Lieder gelauscht.

In diesen Tagen begeht der Dichterkomponist, der Wiedererwecker des alten kärntnerischen Volksliedes, ein Jubiläum. Er wird im August fünfzig Jahre alt, und zugleich sind es fünfundzwanzig Jahre her, daß er als Dichter und als Komponist an die Oeffentlichkeit getreten. Natürlich wollte man in der Musikstadt Wien diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne ein bißchen kärntnerisch zu jubiliren, und so bildete sich schon im Winter ein großes Komite, das Thomas Koschat ein Jubelfest ausrüstete, so lustig und so glänzend, wie es ihm gebührt. Dem Festausschusse gehörten die Vertreter von einundvierzig der hervorragendsten Wiener Gesangvereine an, und die verdientesten Chormeister, Eduard Kremser vom Männergesangverein und der wackere Kirchl vom Schubertbund schwangen den Taktstock, als am 23. Juni im großen Dreherschen Park zu Meidling bei Schönbrunn das Kärntner Lied zu Ehren Koschats, seines „Finders“ und Verbreiters, ertönte.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Koschat so recht aus dem Herzen seiner Landsleute heraus gedichtet und gesungen hat, so liegt er wohl darin, daß Koschats selbst geschaffene Kärntner Lieder im Kärntnerlande ebenso gern und oft gesungen werden wie die alten, vererbten Volkslieder. Das konnte doch wohl nur der Fall sein, wenn er wirklich aus der Volksseele, aus dem Boden seiner Heimat heraus geschöpft; nur so konnte seinen Liedern das Heimatsrecht in Kärnten werden.

Thomas Koschat ist am 8. August 1845 in Viktring, einem hübschen Orte bei Klagenfurt, als der Sohn armer Eltern geboren. Nur unter Schwierigkeiten und Entbehrungen konnte er die Gymnasialstudien absolviren und dann die Wiener Universität beziehen. Er hat dies außer seiner eigenen Beharrlichkeit edlen Gönnern, vornehmlich aber der im Kärntnerlande hoch angesehenen, kunstsinnigen und gemeinnützig wirkenden Familie Moro zu danken.

Die Neigung zum volkstümlichen Gesang war bei Koschat frühzeitig hervorgetreten. Mit einer prächtigen Baßstimme begabt, pflegte er schon in seiner Heimat und dann in Wien mit besonderer Vorliebe das Kärntner Lied, dessen Schönheit und musikalischer Wert damals noch kaum über die Grenzen Kärntens hinaus bekannt geworden waren. In Wien trat Koschat zuerst in Konzerten von Gesangvereinen auf. Er wurde dadurch bekannt und dies ebnete ihm den Weg in die Hofoper; später wurde er Mitglied der Hofkapelle und der Domkapelle. Ueber seinen Berufspflichten aber vergaß er nicht seiner heimatlichen Lieder. Sein Kompositionstalent begann sich zu entfalten, und es stand unter dem Einflusse des kärntnerischen Volksliedes, das er von Jugend auf gehört und gesungen. Indem er das Kärntner Lied dem Verständnis und dem Geschmack weiterer Kreise zugänglich machte, gestaltete er dasselbe unter Wahrung seines melodischen und dialektlichen Reizes und des wahren, sinnigen Volkstones, mit feinem musikalischen Verständnisse weiter aus. Als genauer Kenner des heimatlichen Dialektes, der Sitten und Gebräuche seiner Landsleute verstand er es stets, seinen Liedern volkstümliche Frische und das ursprüngliche Kolorit zu verleihen, denen sie ihre große Popularität in erster Linie verdanken. In seinen Liedern spiegelt sich Leben und Lieben des wackern deutschen Volksstammes, der in dem kärntnerischen Berglande wohnt, und durch ihn wurde in allen Landen, wo man deutsch singt und sagt, das Interesse für das schöne Ländchen und seine Bewohner in den weitesten Kreisen wachgerufen. So sind denn Koschat und Kärnten fast untrennbare Begriffe geworden, und wo immer man von ihnen spricht, begegnen sie warmer Sympathie, erwecken sie herzliche Freude.

Was nun das eigentliche Schaffen unseres Dichterkomponisten betrifft, so muß betont werden, daß der größte Teil seiner Schöpfungen in musikalischer und textlicher Beziehung sein volles geistiges Eigentum, durchaus selbständig gestaltet ist. Dabei hat er allerdings einige der schönsten kärntnerischen Volkslieder, die er auf seinem Wege fand, einrangirt und in größere Tondichtungen verflochten, wenn dies zum besseren Kolorit seiner musikalischen Bilder aus dem kärntnerischen Volksleben dienen konnte.

Wenn wir die Lieder Koschats Revue passiren lassen, so muß an erster Stelle das berühmte „Verlossen bin i“ genannt werden, dem kein anderes an Popularität gleichkommt. Diese ergreifende Melodie hat die Runde um die Welt gemacht, und es wird kaum einen Gesangverein geben, dessen Repertoire es nicht einverleibt wäre; es steht an Beliebtheit keinem deutschen Volksliede nach. Auch hier hat Koschat wieder aus seiner Heimat geschöpft. Die ersten Textzeilen: „Verlossen bin i, wia a Stoan auf der Stroßen, ka Diandl mag mi“ sind nämlich einem alten kärntnerischen Volksliede entnommen, aber die Melodie und der weitere Text sind eigene Erfindung. Das Lied ist schon im Jahre 1872 als Opus 4, wie sämtliche Kompositionen Koschats im Musikverlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig, erschienen. Außer diesem ans Herz greifenden und stets gern gehörten Liede haben die meiste Verbreitung gefunden die Kompositionen: „Beim Fensterln“, „Der verliabte Bua“, „Hamkehr“, „Karntner Gmüat“, „Mei Zartele“, „'s Röserl vom Wörthersee“, ferner die größeren Tongemälde in Walzerform: „Am Wörthersee“, „Ein Sonntag auf der Alm“, „Eine Bauernhochzeit in Kärnten“. Wohl mehr als tausend Gesangvereine haben schon den Walzer „Am Wörthersee“ gesungen, und die Zahl

Digitized by Google

jener Sangeskörper, welche überhaupt Koschatsche Lieder ihren Programmen einverleibt haben, beträgt sicher über zweitausendachthundert. Aber auch im Familienkreise, im kleinen intimen Zirkel von Musikfreunden ist Koschat gar wohl gelitten; das beweist die Verbreitung des bekannten Koschat-Albums, das in einer Auflage von hunderttausend Exemplaren in die weite Welt ging und auch mit englischem und italienischem Text erschien, wie denn überhaupt Koschatsche Lieder heute schon in allen lebenden Sprachen verbreitet sind. Mit besonderer Vorliebe wurden die Kinder der Muse unseres Jubilars selbstverständlich von den Wiener Gesangvereinen gehegt und gepflegt, allen voran der Wiener Männergesangverein und der mit diesem rivalisirende Schubertbund; fast auf keinem Programm einer Liedertafel fehlt der Name Koschat, und wenn auch nur eine seiner duftigen Gaben eingestreut ist.

Koschat selbst, der nimmermüde Sängersmann, hat übrigens selbst das Seinige dazu gethan, seine Lieder zu popularisiren, und zwar durch die von ihm ins Leben gerufenen Vokalquintette; wir nennen nur das ehemalige Kärntner Quintett der Wiener Hofoper und das heute noch bestehende gemischte Koschat-Quintett, welches mit ganz besonderer Meisterschaft seine Lieder zur Geltung zu bringen versteht und auf seinen Reisen in Oesterreich und Deutschland, in Konzerten bei Hofe und in den besten Gesellschaftskreisen wahre Triumphe feierte.

Auch auf dem Gebiet der Literatur hat sich Thomas Koschat nicht ohne Erfolg bethätigt. Er veröffentlichte unter dem Titel „Hadrich“ eine Sammlung von Gedichten in kärntnerischer Mundart; weiter erschienen von ihm „Dorfbilder aus Kärnten“, „Erinnerungsbilder“ und in der Tagespresse verschiedene Feuilletons, in welchen der Autor Sitten und Gebräuche seiner Landsleute, sowie eigene Erlebnisse in humorvoller Weise schilderte.

Eng mit dem Theaterleben verknüpft, versuchte er sich auch auf der Bühne nicht ohne Glück. Er schuf eine Reihe artiger Singspiele, von denen wohl „Am Wörthersee“ als das gelungenste bezeichnet werden kann; außerdem stammen von ihm: „Der Bürgermeister von St. Anna“, „Aus den Kärntner Bergen“, „Der Schreckschuß“. Auf vierundneunzig deutschen Bühnen sind diese Singspiele über sechshundertmal aufgeführt worden, „Am Wörthersee“ im Wiener Hofoperntheater allein zweiunddreißigmal in trefflicher Besetzung und Ausstattung.

Die Anerkennung für so eifriges Schaffen blieb nicht aus; Koschat wurde vom Kaiser Franz Josef durch Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone ausgezeichnet. Er ist ferner Ritter des sachsen-ernestinischen Hausordens und besitzt die goldene Medaille, die ihm Herzog Emanuel in Bayern verliehen. Dem bescheidenen und liebenswürdigen Künstler werden aber wohl die liebsten Ehrungen diejenigen sein, die ihm dargebracht werden, soweit die deutsche Zunge klingt. Der noch ungemein jugendfrische, echt kärntnerisch-gemütliche Mann war denn auch bei der Jubiläumsfeier, die im größten Etablissement Wiens, im Dreherschen Parke, stattfand, der Gegenstand herzlichster Aufmerksamkeit. 1400 Sänger von 14 Gesangvereinen brachten seine besten Chöre zu Gehör, und der Gratulationen aus allen Weltgegenden war kein Ende.

Koschats neuestes Werk — Opus 100, also noch ein Jubiläum — das Walzeridyll „Auf der Brautschau“ beweist, daß der Quell seiner Melodien noch lange nicht erschöpft ist, daß er noch so frisch und humorvoll sprudelt wie in den Jugendjahren, und so dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß uns noch viele schöne Gaben seines Talentes beschieden sein werden. Eine der schönsten, das als Opus 99 entstandene und bisher noch nicht veröffentlichte Lied: „D' Liab in Himmel“, sind wir in der Lage, unseren Lesern als eine jedenfalls erwünschte Gabe zu bieten. Ernst Schultheiß.

Das Seebad Coney Island.

(Hiezu das Bild Seite 844.)

Coney Island, der westliche Teil der Sandbank von Long Island, ist ein Streifen klaren weißen Sandes von mehr als fünf englischen Meilen Länge und einer Breite von einer viertel bis zu einer Meile. Von Long Island ist es durch einen kleinen Wasserlauf und von Rock away Beach, dem nächsten Teile der Sandbank, durch eine schmale Einfahrt getrennt, die sich auf Jamaica Bay öffnet. Coney Island ist das größte Seebad der Welt, und zum Beweise dieser Behauptung erwähnen wir, daß es während der Saison, die vom Juni bis in den September dauert, über zehn Millionen Besucher zählt, wobei allerdings diejenigen, welche nur zu kurzem Aufenthalte eintreffen, mitgerechnet sind. Natürlich erklärt sich diese ungeheure Frequenz zum wesentlichen Teile durch die Nähe von New-York. Abgesehen von der Eisenbahnverbindung, verkehren stündlich zwei Dampfer zwischen dem Seebade und dem Haupthandelsplatze der Vereinigten Staaten. Der Ort Coney besteht zum weit überwiegenden Teile aus Gasthöfen und Vergnügungslokalen, und in beiden ist dem Geschmack wie dem Geldbeutel ein weiter Spielraum gelassen. In den wohlfeilen Wirtshäusern kann man schon für 50 Cents speisen, während in den vornehmen Restaurants Diners zu 50 Dollars das Gedeck nichts Außergewöhnliches sind. Die Belustigungen gehen, echt amerikanisch, ins Gigantische hinaus. Hier finden wir die größten Rutschbahnen und den größten Elefanten der Welt, der gewaltig über dem Häusergewirr hinwegragt, in seinem Bauche eine große Restauration birgt und auf dem Rücken ein Häuschen trägt, von dem man eine prächtige Rundsicht genießt. Noch imposanter ist natürlich die Umschau von dem ragenden Aussichtsturm, auf dessen Höhe man durch einen elektrischen Aufzug gelangt.

Aus großer Zeit.

Erinnerungen eines Nichtkämpfers.

I.

Wer, der die großen Tage von 1870 in Berlin miterlebt hat, könnte ihrer je vergessen? Berlin war noch nicht die Reichshauptstadt, aber doch schon der Vorort des norddeutschen Bundes, und der richtige Spreeathener kam sich etwas vor. Warum sollte er auch nicht? Schon zwei siegreiche Feldzüge hatte Preußen seit sechs Jahren hinter sich, von etwa 600,000 Einwohnern im Jahre 1864 war die Stadt auf rund 800,000 angewachsen und die Anfänge des weiteren, überraschend schnellen Aufblühens machten sich schon deutlich bemerkbar. Von der Bühne des Wallnertheaters sang Helmerding jenen Coupletvers, der auf manchen Stadtteil wirklich zutraf:

> Ja, die Häuser und die Straßen, ja sie wachsen wie im Schlaf,
> Und auf jedem Dache sitzt ein Photograph.

Und mochte auch dem jungen Riesen das ungestüme Wachstum hier und da Gliederschmerzen bereiten, ein großes Stück der alten Gemütlichkeit, von der heute nur sehr spärliche Reste erhalten sind, war noch vorhanden.

Natürlich wählten die Berliner aus angeborenem Oppositionsgeist immer demokratisch, aber wenn es darauf ankam, zeigten sie doch, wie gut monarchisch sie im Grunde gesonnen waren. Das sollte in den Julitagen vor fünfundzwanzig Jahren sich wieder offenbaren. Welche Entrüstung, als die Nachrichten aus Ems kamen, welche Empörung, als man von der „Brüskirung“ des Königs vernahm! Der Krieg schien unvermeidlich, und obwohl bange Sorge manches Herz beschleichen mochte, festen Mutes sah man dem Kommenden entgegen.

Es war am Mittag des 15. Juli. Im Redaktionsbureau des Blattes, an dem ich mir die ersten literarischen Sporen verdiente, hatte ich die Wache, sogar Doppelwache, denn ich harmloser Jüngling, dem sonst die Politik ein Buch mit sieben Siegeln war, mußte den in Urlaub befindlichen „politischen“ Kollegen vertreten, der alle Aufforderungen, doch angesichts des drohenden Unwetters schleunigst heimzukehren, mit unerschütterlichem Schweigen beantwortet hatte. Du lieber Himmel, welche Schmerzen hatten mir schon General Prim und die spanische Thronkandidatur, Ollivier und der Herzog von Gramont bereitet, und wieder kaute ich an der Feder, für das Abendblatt noch einige „unpassende Worte“ über die Lage — so pflegte sich witzig der Herr Chefredakteur auszudrücken — zu finden.

Da — der Telegraphenbote, der sonst schweigend seinen „blauen Wolff“ auf den Tisch zu legen pflegte, sagt beim Eintritt mit rauher Stimme: „Der Krieg.“ Ja, es war so. Mit zwei Zeilen verzeichnete Wolffs Telegraphenbureau die Meldung der Agence Havas: „Der Krieg ist erklärt.“ Thatsächlich geschah das erst vier Tage später, aber der Blitz, der nur leuchtete, zündete doch in den Gemütern, als hätte er schon eingeschlagen.

Nicht um die Welt hätte ich diese Depesche den Händen eines leichtfertigen Druckerjungen anvertraut, sondern ich selber stürzte damit in den Setzersaal, und die von ihren Kästen aufblickenden Männer brauchten mich nur anzusehen, um die Botschaft zu wissen. Zum Entsetzen des harthörigen und kurzsichtigen alten Faktors brauste es auf einmal „Hurra, hurra!“ durch den Saal.

Aber nun schnell noch für das Abendblatt die berühmten „unpassenden Worte“ zur Paraphrase der welterschütternden Kunde! Ja, woher im Chaos aufregender Empfindungen die rechten Worte nehmen? ... Ein glücklicher Einfall, ein Sprung nach der Redaktionsbibliothek und rasch aus einem abgegriffenen Bande ein Blatt herausgerissen. Es machte sich sehr gut, und der Herr Chefredakteur klopfte mir nachher anerkennend auf die Schulter, denn während die anderen Zeitungen sich in der Eile mit einigen unbehilflichen Redensarten abgefunden hatten, prangte an der Spitze unseres Abendblattes in großen Lettern Theodor Körners Gedicht: „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen.“ Es paßte ja nicht ganz auf die neuen Zeitverhältnisse, aber dem rechnete im Sturme lodernder Begeisterung niemand nach.

Und nun der Abend des 15. Juli! Nur im Schritt konnte stellenweise der Wagen des von Ems heimkehrenden Königs sich den Weg durch die jubelnde Menge bahnen, und bis zu später Stunde drängte sie sich um das Palais Unter den Linden, an dessen Eckfenster von Zeit zu Zeit mit gütigem Kopfnicken und beschwichtigender Handbewegung der König erschien. Indessen nicht allzu lange durfte der Lärm währen, denn der König hatte zu arbeiten, und der Adjutant, der mit schallender Stimme dies von der Rampe verkündete, fand williges Gehör. Aber durch die Straßen wogte es weiter, und die Gastwirtschaften wollten sich nicht leeren. Vaterländische Lieder erschallten, und hier und da nahm, auf den Tisch steigend, ein Redner zu zündender Ansprache das Wort. Noch etliche Stunden später, und durch die Stille der Morgendämmerung sprengten uniformirte Reiter daher — die Ordonnanzen, welche den Mobilmachungsbefehl seiner Bestimmung zutrugen. Manche von denen, die eben noch den Becher geschwungen hatten, eilten, ihr Köfferchen zu packen, und reisten ab, ohne die Ordre zu erwarten, denn sie wußten ja, wo sie sich zu stellen hatten.

Die Werkstätten und Arbeitssäle, die Comptoire und Bureaux von Berlin leerten sich, aber für die Abziehenden kam schnell Ersatz, denn es begannen die großen Truppendurchmärsche und mit ihnen kamen ganz ungewohnte, eigenartige Erscheinungen. Die eingezogenen Reservisten wurden scharf angefaßt und in starken Uebungsmärschen in der Nähe Berlins auf die Strapazen im Felde vorbereitet. Rührend nun war es zu sehen, wie die Bevölkerung der Straßenzüge, durch welche die Erschöpften zurückkehrten, sich ihnen hilf- und liebreich erwies. In langen Reihen stand Jung und Alt mit Speise und Trank bereit, und wenn die Krieger auch nicht anhalten durften, ein Schluck im Marschiren, ein Bissen aus freier Faust waren erlaubt, und wenn hier und da ein Durstiger das Trinkgefäß mitnahm, um es den Kameraden weiterzureichen, wer hätte dem nachlaufen mögen?

Manche Truppenteile blieben, bis die Eisenbahn für sie frei wurde, über vierzehn Tage in Berlin, und zwischen ihnen und der Bevölkerung bildete sich ein besonders herzliches Verhältnis, ja es entstanden gewisse „Hauptquartiere“, in denen sich allabendlich beim kühlen Trunk die Krieger mit den Bürgern verbrüderten. Wohl das merkwürdigste dieser Hauptquartiere war Röckes Biergarten, Kommandantenstraße 20, heute bis auf ein Minimum von Gärtchen zugebaut, damals aber ein großer, luftiger Aufenthalt, ein wirklicher Baumgarten, der Hunderten Raum gewährte. Diese Oase im Innern der Steinwüste Berlins gestaltete sich geradezu zum „großen“ Hauptquartier in der Zeit der Truppendurchmärsche, und das kam so. Wohl jeder unserer Tafelrunde bei Röcke hatte einen Bruder, einen Vetter, einen lieben Schulkameraden im Heere, die Freunde im Waffenrock machten wieder ihre militärischen Kameraden aufmerksam, und so wuchs der ursprünglich kleine Kreis mit lawinenartiger Geschwindigkeit zu langgedehnten, mehr als die Hälfte des Gartens umfassenden Tafeln an. Comment suspendu oder in unserm Falle: Rang und Stand aufgehoben! Neben dem Hauptmann der Soldat, der nur den höheren Grad der Gemeinheit erlangt hatte, das heißt ein Gefreiter, der im Zivilverhältnis vielleicht Refendar oder Oberlehrer war, neben dem Lieutenant der Linie der noch nicht einmal eingekleidete Rekrut, das heißt jemand, der, obwohl schon über die Ersatzreserve hinaus, sich freiwillig zum Eintritt gemeldet hatte und nun bis zur Lieferung der Uniform stramm im Zivil exerziren mußte. Mit ihren von den Hintermännern abgetretenen Beinkleidern sahen diese Zivil-Freiwilligen ruppig genug aus, aber was ihnen fehlte, war doch auch auf dem Altar des Vaterlandes geopfert.

Nicht minder lustig ging es an den Stätten der zehnten bis zwanzigsten Muse her, jenen ungemein zahlreichen Wirtshäusern, in denen neben dem Gerstensaft auch musikalische Vorträge verzapft wurden und das Publikum den Refrain der Lieblingslieder mitsingen durfte. Im Umsehen war das alte Repertoire der Gassenhauer durch vaterländische Lieder verdrängt, die Weisen der Freiheitssänger von 1813 lebten wieder auf und zu ihnen gesellten sich neue. Die Führung in dem brausenden Chor übernahm bald die „Wacht am Rhein“, den Sangesbrüdern in Karl Wilhelms Komposition längst vertraut, aber in weiteren Kreisen unbekannt. Wie mit einem Zauberschlage gewann dieses Lied, das schon dreißig Jahre vorher gedichtet und komponirt war, jedoch ohne den rechten Widerhall zu finden, eine ungeheure Volkstümlichkeit. In jedem Konzertsaal, in jedem Biergarten wurde es stürmisch verlangt, es erklang auf allen Klavieren und allen Leierkasten, und man wurde seiner nicht müde.

Doch damit greife ich ein wenig vor, denn das Lied nahm erst von der bedrohten Grenze, wohin die ungeheuren Truppenmassen sich wälzten, seinen Weg nach Berlin, und vorher habe ich noch des denkwürdigen 19. Juli zu erwähnen ... Der Präsident Simson eröffnet die Sitzung des norddeutschen Reichstages mit geschäftlichen Mitteilungen, darunter die, daß die Generale von Moltke und von Steinmetz — damals waren noch Angehörige des Heeres wahlfähig — ihre Abwesenheit mit „dienstlicher Unabkömmlichkeit“ entschuldigt hätten. Die Tribünen sind überfüllt, fieberhafte Erregung hält alle Anwesenden in ihrem Bann. Da tritt Graf Bismarck ein, der Präsident beendet nur den angefangenen Satz und erteilt dem Bundeskanzler das Wort: „Ich teile dem hohen Hause mit, daß mir der französische Geschäftsträger heute die Kriegserklärung ...“ Das weitere geht in dem ungeheuren Tumult, der sich erhebt, verloren. Die Abgeordneten und die Mitglieder des Bundesrats, die Journalisten und die Zuschauer, alle sind sie von ihren Sitzen aufgesprungen, brausende Rufe erschallen, die Frauen wehen mit ihren Tüchern, und in der Diplomatenloge vermag der greise Bancroft, der berühmte Geschichtsschreiber und Gesandte der Vereinigten Staaten, den vorstürzenden Thränen nicht zu wehren.

Ach, im stillen floß manche Thräne, denn wenn auch niemand am Siege der gerechten Sache zweifelte, welche Opfer würde er fordern! Nun, über das erste Bangen kamen wir schnell hinweg. Wohl berührte es nicht angenehm,

Digitized by Google

daß der Feind überhaupt deutschen Boden betreten hatte, bei Saarbrücken, aber das war schnell vergessen unter den Siegesbotschaften, die nun Schlag auf Schlag einander folgten. Auf die Kunde von Weißenburg erscholl abermals der brausende Jubel unter den Linden; immer wieder mußte die Königin Augusta vom Balkon des Palais für die stürmische Begrüßung danken. Und in die Freude über den ersten Sieg klang schon die Kunde der zweiten, noch größeren Waffenthat hinein mit dem Zusatz: „Es soll Viktoria geschossen werden!“ Häufig sind noch während des Feldzuges die Kanonen im Berliner Lustgarten erdröhnt, aber einen lauteren Widerhall haben sie kaum in den Herzen erweckt als nach Wörth, wo unwiderleglich der Beweis geliefert war, daß Kugelspritze und Chassepot vor der deutschen Tapferkeit doch nichts bedeuteten. Und gar ein zweiter Sieg, der bei Spichern, war an dem gleichen Tage erfochten worden — fürwahr, die Berliner kamen aus dem Feiern nicht mehr heraus.

Gar erst wir in unserem „Hauptquartier“. Natürlich hatte der Wirt auf die Wolffschen Depeschen abonnirt, und die blauen Hüllen wanderten zuerst zu unseren Tischen. Der mit der lautesten Stimme war ein für allemal zum Vorleser ernannt, und auch sonst hätte zum Herold kein Besserer erwählt werden können als der Vizefeldwebel M., heute würdiger Stadtrat und Baumeister in der Stadt Colberg. Sobald dieser Hüne mit dem wallenden blonden Vollbart nur auf den Tisch stieg, eilten von allen Seiten die Menschen herzu, um zu hören, was es Neues vom Kriegsschauplatze gab.

Ja, alle konnten sich der fortschreitenden Erfolge der deutschen Waffen freuen, nur mir mischte sich ein bitterer Tropfen in den Becher, denn ich hatte den „Krieg“ zu redigiren, von dem ich ungefähr so viel verstand wie vom Harfenspiel. Nun, auch anderswo wurde mit Wasser gekocht und das Ergötzlichste leistete in jenen Tagen die Berliner Presse dadurch, daß sie, aufgefordert, einen gemeinsamen Berichterstatter ins Hauptquartier zu senden, hierzu einen Kollegen ernannte, der für dieses Amt sich dadurch empfahl, daß er ein Reitpferd hielt. Eilends reiste er auch auf Generalunkosten ab, schickte ausführliche Beschreibungen der Kathedralen Frankreichs, und für die Berliner Blätter war es ein Glück, daß die Franzosen ihn bald wegfingen und erst nach dem Friedensschluß wieder freiließen.

Gefangene zum Auswechseln hätten wir genug gehabt. Gleich nach den ersten Schlachten trafen sie ein, um nach Spandau und weiter verschickt zu werden. Natürlich wurden am meisten die braunen Turcos und Zuaven angestaunt, aber sie kamen nur im Beginn des Krieges, denn schon bei Weißenburg und Wörth war mit ihnen aufgeräumt. In der Pflege der gefangenen und verwundeten Franzosen that man auf den Berliner Bahnhöfen eher zu viel als zu wenig, aber hiervon profitirten doch auch die deutschen Begleitmannschaften und die durchfahrenden Truppen. Große Verdienste erwarb sich um deren Verpflegung der Verein Berliner Volksküchen, der sich in eine Art Kriegsbereitschaft gesetzt hatte, und wenn auch Frau Lina Morgenstern in ihrer improvisirten Uniform mit den dicken Schützenmajorepauletten sich ungemein komisch ausnahm, Gutes that sie doch.

Bald kam auch die Gelegenheit, den Braven im Felde Liebes zu erweisen. In das vorschriftsmäßige Feldpostpaket ließen sich ein paar Würste und eine hübsche Anzahl Cigarren verpacken, und an solchem edlen Werke beteiligten sich selbst Individuen, denen man es nicht zugetraut hätte: Geschäftsmänner, die gegen gute, sehr gute Zinsen Geld an leichtsinnige junge Leute ausliehen. War auch ihr verhärtetes Gemüt von dem allgemeinen großen Zuge berührt worden, oder wurden sie nur von dem Gedanken geleitet, daß ihre Hörigen bei Kräften erhalten werden müßten? Ohne Rücksicht auf vorberechtigte Forderungen hatte die Mobilmachung zahlreiche junge Männer zu den Fahnen berufen und damit einer Gefahr ausgesetzt, für welche die Lebensversicherungspolice keine Deckung gewährte.

Nun brachen die Tage des heißen Ringens um Metz an. Die Erstangekommenen unserer militärischen Freunde waren schon abgerückt — ohne Frage hatten sie teil an den blutigen, immer erneuten Kämpfen. Wer von denen, die mit uns fröhlich den Becher geschwungen, die nach den ersten Siegesbotschaften zornig gescholten hatten, daß sie nicht mit dabei gewesen, mochte schon unter dem Rasen ruhen oder verstümmelt in Schmerzen sich winden? Es dauerte geraume Zeit, bis die Verlustlisten kamen, dann aber waren sie lang, unselig lang, und manchem umflorte sich beim Lesen das Auge. Im soldatischen Volksliede aber, das schnell seinen Weg nach Berlin fand, klang es:

„Es brüllt die Schlacht von Mars la Tour
Und hagelt Blei und Tod,
Dort stehn die Brandenburger nur
Und leiden große Not . . .

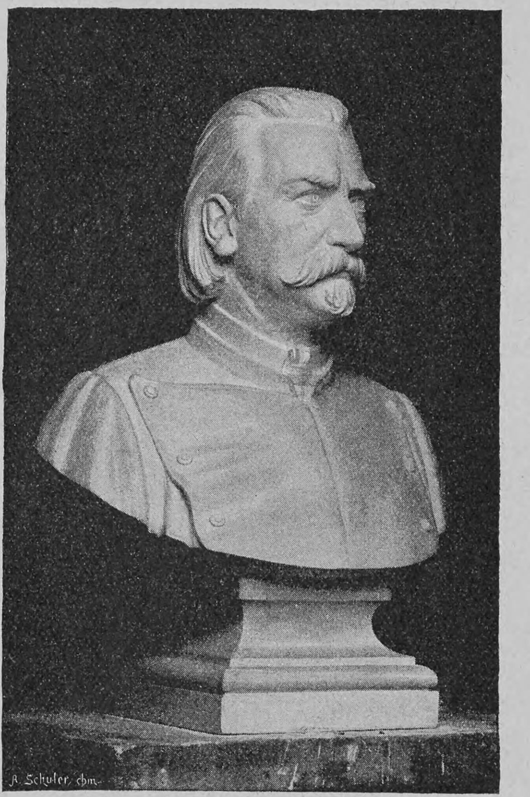
Da liegen sie, da schlafen sie
Den ehrenreichen Schlaf,
Wie sie der Blitz der Batterie,
Der Säbelhieb sie traf.

Doch über ihren Häuptern fliegt
Die Fahne hoch im Wind,
Und König Wilhelm hat gesiegt
Und Deutschland, das gewinnt.“

E. Sch.

Das Georgii-Denkmal in Eßlingen.

Mit dem elften deutschen Turntag, der in Eßlingen, der ehemaligen deutschen Reichsstadt, abgehalten wurde, war am 21. Juli die feierliche Enthüllung des Denkmals für Theodor Georgii, den schwäbischen Turnvater und langjährigen Vorsitzenden der deutschen Turnerschaft, verbunden.

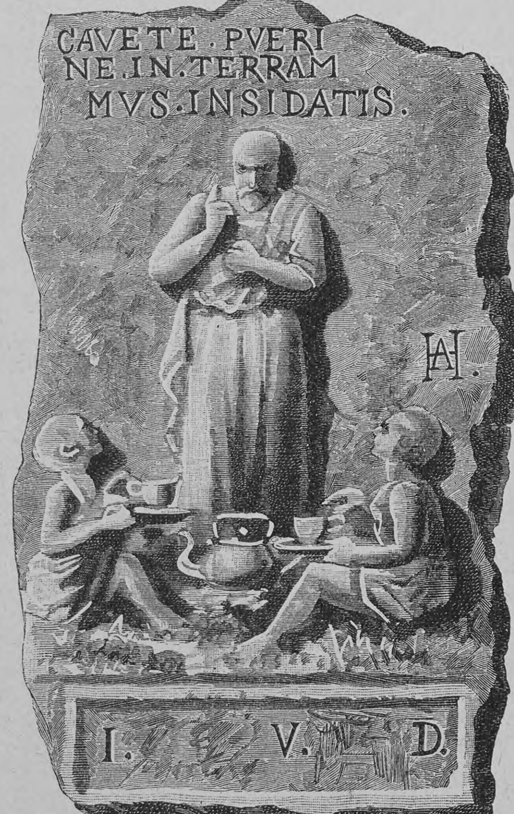


Das Georgii-Denkmal in Eßlingen.

Das Monument, das die Turnerschaft ihrem Mitbegründer gestiftet hat, ist ein Werk des Bildhauers Professor Gustav Kietz in Dresden, wo auch der Guß der Büste erfolgte. In anderthalbfacher Lebensgröße ausgeführt, gibt sie die markigen Züge des verdienten Mannes in außerordentlicher Naturtreue wieder. Einschließlich des aus Odenwald-Syenit geformten Sockels hat das Denkmal eine Höhe von vier Metern; die Vorderseite trägt den Namen des Verewigten, die Rückseite die Widmung der deutschen Turnerschaft. In seiner Festrede gab Dr. Götz-Lindenau, der Geschäftsführer der Turnerschaft, einen fesselnden Ueberblick über Leben und Wirken des Gefeierten. Zu Eßlingen am 9. Januar 1826 geboren, brachte Theodor Georgii schon als junger Student der Turnsache lebhafte Teilnahme entgegen und blieb, aller Ungunst der Verhältnisse zum Trotz, ihr treu. Die Begründung eines deutschen Turnerbundes hatte in ihm einen eifrigen Vorkämpfer, und daß der Gedanke im Jahre 1860 zur That wurde, daran hatte er einen wesentlichen Anteil. Volle siebenundzwanzig Jahre stand er an der Spitze der Turnerschaft, und erst als er die Beschwerden des Alters zu fühlen begann, 1887, legte er sein Amt nieder. Zu Wilhelmsdorf bei Ravensburg ist er am 25. November 1892 entschlafen. Einen Tag vor der Enthüllungsfeier ist auch am Geburtshause des Verewigten eine aus weißem Marmor gefertigte Tafel mit Inschrift angebracht worden. Die Tafel befindet sich am sogenannten Klösterle an der Burgsteig in Eßlingen.

Für müßige Stunden.

Rätselhafte Inschrift.



Vorstehendes Bruchstück, aus einer antiken Vase, wurde beim Ausschachten eines Brunnens in dem Dorf Odersbach, Kreis Oberlahn (Nassau) in einer Tiefe von 1½ Meter aufgefunden. Das darauf befindliche Relief stellt zwei im Gras sitzende Knaben vor, die, anscheinend jeder, eine Tasse in der Hand halten, vor ihnen eine Art Kaffee- oder Theekessel, hinter welchem eine männliche Figur aufrecht mit erhobenem Zeigefinger steht. Die wohl erhaltene Inschrift in lateinischer Sprache bietet der Uebersetzung keine Schwierigkeit. Für Latein-Unkundige folgt sie hier: „Hütet euch, ihr Knaben, daß ihr euch nicht auf dem Boden auf eine Maus hinsetzet!“ Nun ist diese Inschrift an und für sich nicht gerade merkwürdig, wenn nicht unter dem Relief noch die drei Buchstaben I. V. D. ständen, was doch ohne Zweifel heißen soll: I(n) V(sum) D(elphini), jene bekannten drei Worte, mit denen zur Zeit Ludwigs XIV. die Klassiker, die für den Unterricht des Kronprinzen (Dauphin) bestimmt waren, bezeichnet wurden. Es wäre höchst interessant, wenn uns jemand über diesen auffallenden Anachronismus Aufschluß zu geben vermöchte.

Auflösung des Silbenrätsels Seite 800:

Eheliebste.

Silbenrätsel.

Als noch die zweit' die erste war,
Da waren sie und ich die eins,
Die ganze Welt rundum so schön,
So voll des Maiensonnenscheins.

Heut, sie und ich — das eins, wo blieb's?
Es nahm's uns, Schritt für Schritt, die drei;
Und doch blieb uns getreu die eins,
Wir wahrten's uns, ich, wie die zwei.

Und mit einander möchten wir,
So Gott will, noch eins, zwei, drei sehn,
Und aufwärts tragen soll es uns
In reine, himmelslichte Höh'n.

Homonym.

Ein Jäger schreitet durchs Geheg
Auf schmalem, grünumlaubtem Steg,
Er ist ein junges, frisches Blut,
Wenn auch das Wort nur ist sein Hut.
Von fern erblickt er da ein Reh.
Doch hat er sich das Wort. o weh.
Indes er noch sich selber schilt,
Sieht er ein schönes Edelwild: '
Die Lippen frisch, die Augen klar,
Die Wangen rot und blond das Haar.
Und zu der Maid zieht es ihn fort,
Denn lange ist er schon das Wort.
Wie sie ihn grüßt und schelmisch lacht —
O, Jäger, nimm dein Herz in acht!

Dreisilbige Charade.

Gar vielfach wir die erste nützen,
Doch die ursprünglich sie besitzen
Nie sie freiwillig geben,
Zugleich nur mit dem Leben.
Ob kostbarer die andern beiden
Sogar als Gold? wer mag's entscheiden!
Der Hüter fragt, die Zwerge,
Im dunklen Schoß der Berge!

Sieht man die Koffer, Schachteln, Kisten,
Die unsre heutigen Touristen
In den Waggon begleiten,
Erkennt man, daß die Zeiten
In nebelgraue Ferne schwanden,
Als noch an meinem Ganzen fanden
Die Reisenden Genügen
Auf ihren Wanderzügen.

(M Sch., Kassel.)

Auflösung des Bilderrätsels Seite 800:

Halt allezeit offen die Ohren,
Halt allezeit geschlossen den Mund,
So wird dir des andern Thorheit,
Den andern die deine nicht kund.

Auflösung des Homonyms Seite 800:

Abt.

Schachbriefwechsel.

G. E. in B. Wir finden an der Aufgabe jetzt nichts mehr auszusetzen; aber ein Abdruck ohne Namen erscheint uns unthunlich. Wir bitten um die Erlaubnis, über die Aufgabe Ihren Namen und Wohnort setzen zu dürfen.

Sechzehnjähriger Schachfreund in Königsberg in Pr. Nr. 32 lösen Sie richtig. In Nr. 31 scheitert Ihr Versuch 1) Te3—c3 an Sd1—f2: 2) Tc3—c4 Sf2—h3†.

R. H. in Na. Nr. 33 und 34 richtig. Schade, daß in letzterer die Hauptvariante [Damenopfer auf f6] durch Ihre Fortsetzung 2) Df3—c3† Ke5—f4 3) Dc3—f6 matt umgangen werden kann. Uebrigens läßt sich der Fehler unseres Erachtens durch die Streichung des Bh3 leicht beseitigen.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: O. v. B in Dresden-Blasewitz zur Partie 12, M. W. in Bamberg zu Nr. 32 und 34.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

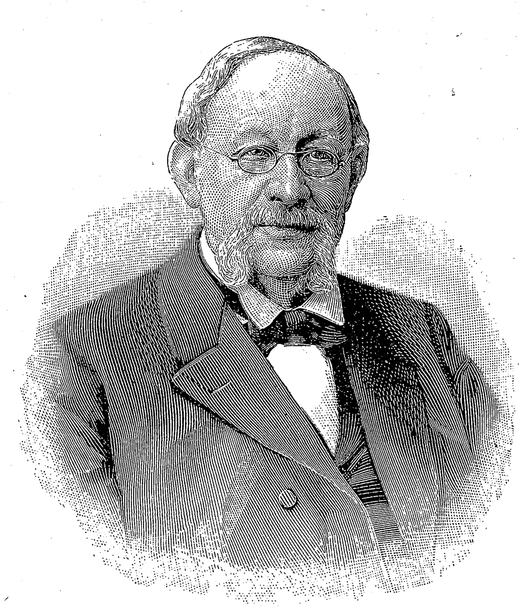
Ueber Land und Meer.

№ 45.

Aus Zeit und Leben.

Rudolf von Gneist †.

In seiner Vaterstadt Berlin ist am 22. Juli der berühmte Staatsrechtslehrer Wirklicher Geheimer Rat Professor Dr. Rudolf von Gneist gestorben. Am 13. August 1816 geboren, studirte er in Berlin die Rechte und wurde 1836 Auskultator. Drei Jahre darauf habilitirte er sich als Privatdozent, blieb aber auch in der juristischen Praxis thätig und wurde Hilfsrichter beim Kammergericht, sodann beim Obertribunal. Im Jahre 1844 zum außerordentlichen Professor ernannt, entfaltete er nun eine ungewöhnlich reiche und fruchtbringende literarische Thätigkeit auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft. Wiederholt führten ihn Reisen nach Italien, Frankreich und England, mit deren Institutionen er sich vertraut machte, und namentlich vertiefte er sich in die Gesetzgebung und Rechtsprechung des letzteren Landes. Die Früchte dieser Studien waren eine Reihe Schriften, welche weit über die juristischen Kreise hinaus Aufsehen erregten und in Großbritannien beinahe noch mehr Anerkennung fanden als in Deutschland. Besonders sind zu nennen: „Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht“ (1857—1863), „Budget und Gesetz nach dem konstitutionellen Staatsrecht Englands“ (1867), „Englische Verfassungsgeschichte“ (1882), „Das englische Parlament“ (1886). Im Jahre 1858 in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt, wurde Gneist einer der Hauptredner der Fortschrittspartei und spielte eine hervorragende Rolle in der Konfliktszeit. Nach 1866 schloß er sich der neubegründeten nationalliberalen Partei an. Seine Fachgenossen ehrten ihn 1869 durch die Wahl zum Präsidenten des deutschen Juristentages, ein Amt, das er bis zu seinem Tode bekleidet hat. Und wie Gneist nach der Neubegründung des Reichs einen bedeutenden Anteil an der Umgestaltung der deutschen Justizgesetze hatte, so blieb er auch den sozialen Fragen der Zeit nicht fremd. Er war Präsident des Zentralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen und Mitbegründer des Vereins für Sozialpolitik. Besonderer Wertschätzung erfreute sich Gneist bei dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der ihn mit dem Unterricht seines ältesten Sohnes, des künftigen Thronerben, im Staats- und Verwaltungsrecht betraute. Gleich nachdem der Kronprinz als Kaiser Friedrich den Thron bestiegen



Rudolf von Gneist.

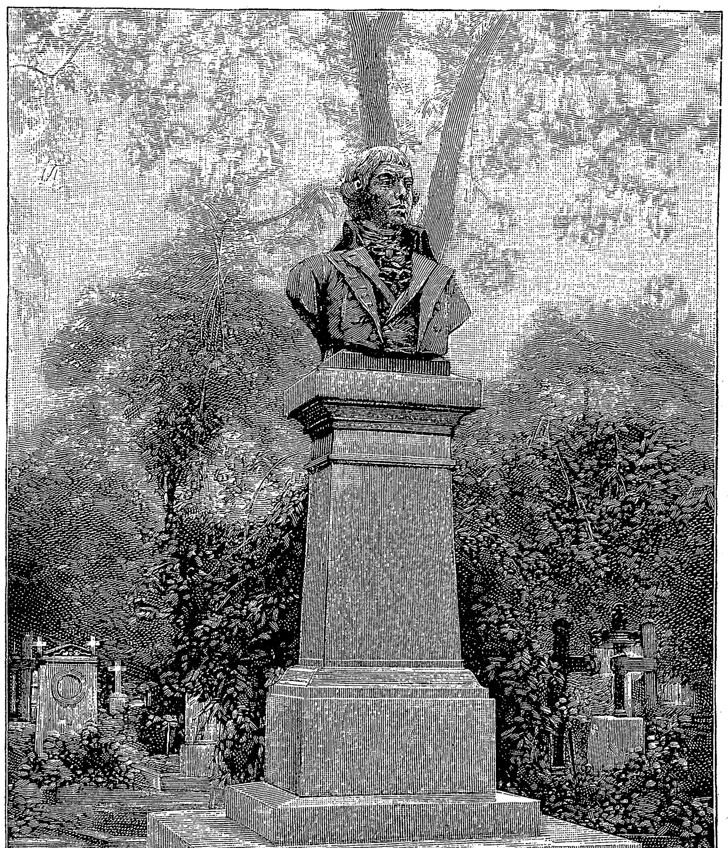
hatte, verlieh er Gneist den erblichen Adel, und wäre diesem Herrscher eine längere Regierungszeit verliehen gewesen, so würde Gneist voraussichtlich noch zu einer bedeutenden Stellung in der Staatsverwaltung berufen worden sein. Kaiser Wilhelm II. verlieh seinem ehemaligen Lehrer den Titel des Wirklichen Geheimen Rats mit dem Prädikat Excellenz. Wie hoch auch Fürst Bismarck den Verewigten geschätzt hat, geht daraus hervor, daß er durch ihn seinen Sohn Herbert im Staats- und Verwaltungsrecht unterrichten ließ.

Das Kriegerdenkmal in Apolda.

Die Stadt Apolda in Thüringen besaß bereits seit 1872 ein Erinnerungszeichen an den großen Krieg, aber es war nur ein bescheidener, von einem Adler gekrönter Stein, und die Bürgerschaft hegte längst den Wunsch, dieses unscheinbare Denkmal durch ein würdigeres zu ersetzen. Nun ist, dank der Opferwilligkeit der Einwohner, namentlich der Kriegervereine, dieser Wunsch in Erfüllung gegangen, und Apolda hat die 25jährige Gedenkfeier der gewaltigen Kämpfe, aus denen die Wiedergeburt des deutschen Reiches hervorging, mit der Enthüllung eines Kriegerdenkmals gefeiert, die am 14. Juli in Gegenwart des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar stattfand. Das Denkmal, eine Schöpfung des Bildhauers Ferdinand Lepke in Berlin, stellt eine lebhaft bewegte Gruppe dar. Im heißen Kugelregen ist der Fahnenträger, in die linke Brustseite getroffen, zu Boden gesunken; die ihm anvertraute Fahne hält er noch, trotzdem schon der Todesschmerz sein jugendliches Antlitz durchzuckt, mit der rechten Hand umklammert, aber die Kräfte verlassen ihn. Ein Kamerad hat ihn stürzen sehen, eilt herbei, und indem er das Gewehr fallen läßt, reißt er das Wahrzeichen empor, um es im Sturmeslauf den Kämpfenden voran zu tragen. — Der Schöpfer des Denkmals, Ferdinand Lepke, ist am 23. März 1866 in Coburg geboren. Ein Schüler Fritz Schapers, wurde er in weiteren Kreisen zuerst dadurch bekannt, daß ihm 1892 in Berlin der große Staatspreis verliehen wurde, der ihm einen einjährigen Aufenthalt in Italien ermöglichte. Eine von ihm modellirte Statue, „Der Bildhauer“, wurde 1894 für die Nationalgalerie in Berlin angekauft. Für das chemische Laboratorium daselbst bildete er die Statuen von Marggraf und Achard, den Begründern der Zuckerindustrie in Preußen, und für die Wittenberger Schloßkirche arbeitete er die Figur von Justus Jonas, dem Freunde Luthers. Unsere Abbildung ist nach einer Liebhaberphotographie des Herrn Lehrers Tränkler in Apolda hergestellt.

Das Bürger-Denkmal in Göttingen.

Auf dem Friedhofe vor dem Weender Thore in Göttingen erhebt sich seit kurzem ein Denkmal für Gottfried August Bürger, der in dieser Stadt einen Teil seiner Jugendzeit und seine letzten Lebensjahre zugebracht hat. Die Errichtung und Enthüllung des Monuments war eigentlich schon für den hundertjährigen Todestag des Dichters, 8. Juni 1894, anberaumt, aber verschiedene Umstände verzögerten die Feier, und zwar durchaus zum Vorteile der Sache. Der Bildhauer Professor Gustav Eberlein in Berlin war nämlich nur mit der Herstellung eines Medaillonporträts betraut worden, das einem Obelisken auf dem Grabhügel eingefügt werden sollte, aber verzichtend auf jeden Gewinn, schuf der Künstler eine Büste in anderthalbfacher Lebensgröße, welche jetzt den aus polirtem grauen Granit gefertigten Obelisken krönt. Die in Erz gegossene Büste ist nach den besten uns erhaltenen Bildnissen des Dichters modellirt und kann somit Anspruch auf volle Lebenswahrheit erheben. Auf Sandsteinstufen aufragend, verzeichnet das einfache, aber würdige Monument neben dem Namen des Dichters die Daten seiner Geburt und seines Todes.



Das Bürger-Denkmal in Göttingen.

Das Kriegerdenkmal in Apolda.

Digitized by Google

Notizblätter.

Kunst.

— Berlin in farbigen Naturaufnahmen von Otto Troitzsch. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Die elegant ausgestattete Mappe enthält 20 wohlgelungene, künstlerisch ausgeführte Ansichten hervorragender Bauwerke und Anlagen der Reichshauptstadt wie des benachbarten Charlottenburg. Mit dem Reichstagshause beginnend, gelangen wir zu der in nächster Nähe aufragenden Siegessäule, hierauf durch das geschichtlich denkwürdige Brandenburger Thor in die Triumphstraße unter den Linden, woraus uns das Café Bauer und die gegenüberliegende „Kranzlerecke“, das Palais weiland Kaiser Wilhelms I., das berühmte, von Rauch geformte Denkmal des großen Friedrich, die Universität mit den Monumenten der Brüder Humboldt und das Opernhaus, mit einem Blick auf den Kuppelbau der St. Hedwigskirche, vorgeführt werden. Ueber die mit Marmorgruppen in antikem Stile gekrönte Schloßbrücke wenden wir uns nun durch den Lustgarten dem Museum zu, vor dem die Reiterstatue des Königs Friedrich Wilhelm III. sich erhebt, und gelangen von dort in unserer systematischen Wanderung, wie sie der Fremde nicht praktischer vornehmen könnte, zur Nationalgalerie. Noch eine kurze Strecke, und der Prachtbau der Börse liegt vor uns, und wieder ein paar hundert Schritte weiter, so stehen wir vor dem altersgrauen Königsschlosse, vor dem der Neptunbrunnen seine Wasser spielen läßt. Von der Königstraße grüßt der imposante Ziegelbau des Rathauses herüber. Nun freilich haben wir eine gute Strecke Weges bis zum Schauspielhause auf dem Schillerplatz, und von dort bis zum Potsdamer Bahnhof ist's wieder eine reichliche Viertelstunde. In den Süden der Stadt gelangen wir über die Bellealliancebrücke und bewundern den herrlichen Wassersturz des Viktoriaparks, über welchem das Kriegerdenkmal von 1813 aufragt. Wer Berlin besucht, wird nicht versäumen, auch einen Abstecher nach dem nahen Charlottenburg zu machen, allein um des Mausoleums willen, das sowohl in seiner Außenansicht wie in seinem weihevollen Innern vorgeführt wird. Mit diesen zwanzig Blättern sind zwar die Sehenswürdigkeiten Berlins nicht erschöpft, aber es wird doch eine mit gutem Griff getroffene Auswahl daraus geboten. So ist die Mappe für diejenigen, welche Berlin bereits kennen, ein schönes Erinnerungsalbum, wer aber die Reichshauptstadt noch nicht kennt, der erhält daraus ungefähr einen Begriff von ihren Schönheiten. Ein besonderer Vorzug dieser farbigen Naturaufnahmen ist noch der wohlfeile Preis.

— Im Anschluß an den offiziellen Bericht der von der Stadt Leipzig eingesetzten Kommission zur Nachforschung über die Grabstätte Johann Sebastian Bachs veröffentlicht Edwin Bormann in Leipzig ein in seinem Besitz befindliches Originalporträt des großen Tonmeisters (Photogravüre, Leipzig, Selbstverlag des Herausgebers). Das Originalbild hat dieselbe Größe wie die Nachbildung und ist, leicht mit Wasserfarben getönt, mit Bleistift auf ein steifes, mit Kreide und Leim präparirtes Pergament gezeichnet. Das Original hat mehreren Sachverständigen, darunter auch den Mitgliedern der Leipziger Kommission, vorgelegen und ist von allen für ein unzweifelhaftes Bild Bachs erklärt worden.

Denkmal.

— Die Errichtung des Völkerschlacht-Denkmals bei Leipzig dürfte demnächst ihre Verwirklichung erleben. Der „Deutsche Patriotenbund“ schreibt eine Vorkonkurrenz zur Erlangung von Skizzen für dasselbe aus. Dem Preisrichterkollegium sind 5000 Mark zur Verfügung gestellt. Die Entwürfe sind bis zum 15. November an die Geschäftsstelle des Patriotenbundes zu Händen des Herrn Clemens Thieme in Leipzig einzusenden.

Briefmappe.

A. L. in Prag. Mit dem Roman von Ossip Schubin werden wir den neuen, am 1. Oktober beginnenden Jahrgang von „Ueber Land und Meer“ eröffnen.

Bergfex. Der deutsche und österreichische Alpenverein hält seine diesjährige Generalversammlung am 8. September in Salzburg ab. Ob die Wünsche aller Sektionen befriedigt werden können, ist sehr die Frage, denn die Forderungen für Wege- und Hüttenbauten belaufen sich auf 114,000 Mark, während noch nicht die Hälfte dieser Summe zur Verfügung steht. Also wird es ohne eine gewisse Enttäuschung nicht abgehen.

Dr. M. Sch. in Berlin W. Nachweisungen über Kurplätze im Schwarzwald finden Sie fast in jeder Nummer der in Freiburg i. B. erscheinenden Zeitschrift „Der Schwarzwald“. Sie lassen sich wohl am besten von der Redaktion dieses Blattes die seit Mai d. J. erschienenen Nummern zuschicken.

R. G. in Leipzig. Der Anfang des Kutschke-Liedes: „Was kraucht da in dem Busch herum“ stammt thatsächlich aus der Zeit der Befreiungskriege oder einem diesen kurz folgenden Zeitraume und ist eine Anleihe aus dem bekannten Spottliede „Immer langsam voran!“ Letzteres Lied ist in einer Unzahl von Varianten über ganz Deutschland verbreitet; eine sehr originelle, in schlesischem Dialekt gehalten und nur mit einer Kleinigkeit österreichisch und hochdeutsch untermischt, wird uns von einem Leser zur Verfügung gestellt. Wie sie von dem Einsender „vor mehr als vierzig Jahren beim Wandern mit lustigen Kumpanen“ gesungen worden ist, lautet sie:

„Immer langsam voran, immer langsam voran,
Daß die östreich'sche Landwehr nachkommen kann!

Wir Oestreicher sein goar prave Leit',
Wir marschiren des Tags in holbe Meile weit.

Das Marschiren nimmt halt goar kan End',
Weil kener der Uffziere die Landkoarten kennt.

Inser Hauptmann is a kreuzpraver Moan,
Ok schoade, doß he ke Pulver riechen koan.

Inser Leitnant, doas ist a grußer Held,
Der hoat sich im Gefecht hinger de Frunt gestellt.

Hoat denn kener a Fähndrich mit der Foohne nich gesehn?
Ma weß ju goar nich, wu der Wind här thutt wehn.

Inser Fahndel hoat nur zwee Ellen Tofft,
Su a Ding is bale wieder oageschofft.

Herr Hauptmann, mei Hingermoan giht immer su im Dropp,
Dar Karle tritt merr noch die Obsätze oab.

Och, Guste, gib a mol de Kimmelpulle här;
Denn im Kriege do durscht mo doch goar zu sähr.

Itz kumm bärr gewieß glei uff Spanien nein,
Durt sohl der Schnops ganz bitter sein.

Der Bauer zur Frau: Du, Mutter, lä ock itze de Kließla ei,
Wenn de Landwehr kimmt, wird se hungrig sein.

Ei der Festung woars doch goar zu scheen,
Da kunnt ma a Feind durch de Guckleber sehn.

Und wulde su a Karl über de Mauer etwan rein,
Do kunnte man doch gleich um Hilfe schrein.

Bei Leipzig, do woar euch die Sache tumm,
Do schloppt bärr oll' is Harze in a Hosen rum.

Bei Leipzig, do homm bärr a mol lusgedruckt,
Dernochter homm bärr ins glei eis Grabla geduckt.

Bei Leipzig, do is a mol inne Bumbe geplotzt;
Olle Hagel, wie sein bärr do ausgekrotzt!

Denn wenn su a Ding uffs Ende enn derwischt,
Do nutzt emm där ganze Feldzug nischt.

Do lob' ich märr su an bayerischen Kloß;
Su a Ding, doas giht doch su leichte nich los.

Bei Leipzig woar anne gruße Schlacht,
Do hoan bärr zähn Tute zu Gefangenen gemacht.

Woas schleicht ock durt im Pusche rum?
Doas is gewieß där Napolium.

Reißt aus, reißt aus, reißt olle, olle aus!
Durt stiht a feindliches Schilderhaus!

Kühlend, erfrischend und stärkend sind die Eigenschaften von **ROWLANDS' KALYDOR.**

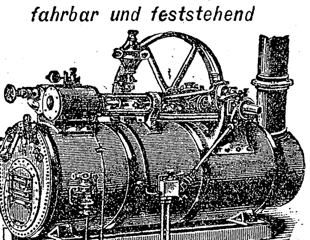
für Gesicht, Hände und Arme der Damen und alle sonstigen der Sonne und dem Staube ausgesetzten Teile. Es verhindert und entfernt Sommerflecken, Sonnenbrand, Röte, Runzeln etc., lindert und heilt Entzündungen, Insektenstiche, Hautausschläge etc., macht die Haut zart und schön und verleiht einen reizenden Teint. Als unschädlich garantirt. Man verlange in den Apotheken und Parfümerien **ROWLANDS' KALYDOR,** 20, Hatton Garden, London, und vermeide Nachahmungen des Kalydor, die Mineralgifte enthalten, welche für Haut und Teint schädlich sind.

RICH. MAUNE, Dresden-Löbtau.
Kranken-Fahrstühle für Zimmer & Strasse
Kranken-Selbstfahrer, Universalstühle, Ruhestühle,
Tragestühle. Betttische, verstellb. Kopfkissen.
Lesepulte, Fusslager, Zimmerclosets etc.
Grösste Auswahl! Katalog gratis!

Seidenstoffe
direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten.
Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie., Königl. Niederl. Hoflief., **Berlin,** Leipzigerstr. 43.

Im wahren Sinne des Wortes
einen reinen „wie aus einem Ei geschälten“ Teint erlangen Sie bei Gebrauch der **Crême Grolich** und **Grolichseife,** denn nur **Crême Grolich u. Grolichseife** entfernen Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte 2c. u. erhalten den Teint bis ins Alter blendendweiß und jugendlich frisch. Preis M. 2,—. Hauptdepot in der **Engeldrogerie Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren Apothekern und Droguisten.

Locomobilen
mit verbessertem ausziehbaren Röhrenkessel, fahrbar und feststehend



bauen als Spezialität und halten auf Lager
MENCK & HAMBROCK,
ALTONA-HAMBURG.

Billigste Bezugsquelle für
Teppiche!
fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtkatalog gratis.
Sofastoff-Reste!!
einfarbig und bunt spottbillig. **Proben frko.**
Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 158.

Musikwerke
Symphonion
JUL. HEINR. ZIMMERMANN MUSIKEXPORT, LEIPZIG.
Illustr. Preisliste u. Notenverzeichn.: gratis.

Konservatorium für Musik zu Stuttgart.
Protektor S. M. der König von Württemberg.
Aufnahmeprüfung: 12. Oktober. Beginn des Winter-Semesters: 17. Oktober. **Unterrichtsfächer:** Solo- und Chorgesang, Klavier, Orgel, Violine, Violoncell, sowie die sonstigen Orchester-Instrumente, Tonsatz und Instrumentationslehre, Deklamation und italienische Sprache, vollständige Ausbildung für die Oper. 39 Lehrer, 5 Lehrerinnen. In der **Künstlerschule** unterrichten die Professoren: **Ferling, Keller, K. Krüger, S. de Lange, Lemcke, Linder, Pischek, Pruckner, Seyerlen, Singer, Skraup, Speidel, Wien,** Hofkapellmeister **Doppler,** Kammersänger **Hromada,** Hofmusikdirektor **Mayer,** Kammermusiker **Seitz, Cav. Cattaneo.** Prospekte und Statuten gratis.
Stuttgart, August 1895.
Die Direktion: **Prof. Hils.**

Stottern heilt C. Denhardt's Anstalt Dresden-Blasewitz. Zweiganstalt **Burgsteinfurt** i. W. Prospekt gratis.

BERLIN W., Zietenstrasse 22,
im eigenen, nur für Unterrichtszwecke eingerichteten Hause
Militär - Pädagogium
von **Dir. Dr. FISCHER,**
1888 staatl. concess. für alle Militär- u. Schulexamina. Unterricht, Disziplin, Tisch, Wohnung **vorzüglich empfohlen** von den höchsten Kreisen. **1894 bestanden** 3 Abiturienten, 135 Fähnriche, 19 Primaner, 2 Obersekundaner, 7 Einjährige, 1 Untersekundaner, meistens **nach 1 bis 3 Monaten.**
Prospekte unentgeltlich.

Die zweckmäßigst. u. billigst. **Holzwolle-Binden** f. Hämorrhoidalleidende u. Damen liefert zu M. 1, 1.20 u. 1.35 p. Dtzd. (bei 10 Dtz. 25% Rabatt), einf. Gürtel dazu 40 Pf., Gürtel n. Dr. Credé, Dr. Fürst, hygien. Beinkleid.
Emil Schäfer, Verbandstoff-Fabrik, Chemnitz.
SCHUTZ MARKE

PATENTE schnell und sorgfältig durch **RICHARD LÜDERS,** Civil-Ingenieur in **GÖRLITZ.**

100 seltene Briefmarken!
v. Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costar., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaic., Java, Lomb., Luxemb., Mexiko, Monac., Natal, Pers., Peru, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei 2c. — alle verschieden — garant. echt — **nur 2 Mk.!!** Porto extra. Preisliste gratis. **Grosser ausführlicher Katalog mit über 10 000 Preisen nur 50 Pf.**
E. Hayn, Naumburg (Saale).

Epilepsie (Fallsucht).
Krampfleidende erhalten gratis Heilungs-Anweisung von Dr. philos. Quante, Fabrikbesitzer in Warendorf i. W. Referenzen in allen Ländern.

LIQUEUR-PATRONEN Mit J. Schrader's
lassen sich von Jedermann
sofort feinste Tafel-Liqueure, Bitters und sonstige Haus-Geister, die sonst viel Geld kosten, wie
Chartreuse, Benediktiner, Maraschino, Curaçao, Bonecamp etc.
(ca. 30 Sorten), in einer den **besten Marken** gleichkommenden Qualität und enorm billig herstellen.
1 Patr. zu $2^1/_2$ Lit. Liqueur 60 Pfg.
— Genaue Gebrauchsvorschrift. —
Man verlange Prospekte gratis.
J. Schrader, Feuerbach-Stuttgart.

Müller-Akademie Worms.
Beginn: 1. Okt. 1895.
Direktion: Fritz Engel.

Technikum Neustadt Mecklenburg.
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Schule.
Maschinenbau.
Elektrotechn.
Elektrotechn. u. Maschinentechn. Praktikum
Baugewerk-
Bahnmeister-
Tischler-Fach-
Schule.

Stottern
heilt gründl. **Rudolf Denhardt's** Anstalt
Honorar nach Heilung. **Eisenach** Prosp. gratis
Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, zuletzt d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.**

Für Blutarme und Reconvalescenten.
D. R. P. No. 72168.

Dresdn. Strickmaschinen
Fabrik, Löbtau-Dresden
empf. Masch. z. Anftg. v. Strümpfen, Jacken etc. für Gross-, Hausindustrie u. Familiengebr.
Wiederverk. ges. Katalog frco.

Andreas Saxlehner in Budapest,
kais. und kön. HOF-LIEFERANT.

Analysirt und begutachtet durch
Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.

Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser
ist einzig in seiner Art.

Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.
Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.

Saxlehner's Bitterwasser

Anerkannte Vorzüge:
Prompte, verlässliche, milde Wirkung.
Leicht und ausdauernd vertragen.
Gleichmässiger, nachhaltiger Effect.
Geringe Dosis. Milder Geschmack.

In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:

Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung:
Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug **„Andreas Saxlehner.“**

Saxlehner's Bitterwasser

Digitized by Google

Polyglott. Wie Sie sehen, genügen wir sofort Ihrem Wunsche und sind auch in der Lage, nähere Angaben über Leben und Wirken des Verewigten zu bringen. Professor Dr. Césaire Villatte, der verdienstvolle, im Alter von 79 Jahren zu Neu-Strelitz in Mecklenburg verstorbene Lexikograph, war der Sohn eines französischen Emigranten, der vor der Revolution aus seiner Heimat

Professor Dr. Césaire Villatte.

nach Deutschland geflüchtet war, sich als Sprachlehrer in Neu-Strelitz niedergelassen und eine Deutsche geheiratet hatte. Césaire Villatte studirte in Göttingen und Berlin alte und neue Sprachen, ging dann auf längere Zeit nach Paris und übernahm hierauf den französischen Unterricht auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Hand in Hand mit dieser Lehrthätigkeit, die sich bald auch auf einige andere Schulen erstreckte, gingen literarische Arbeiten auf sprachlichem Gebiete; unter anderem unternahm er den Versuch, Schillers Wallenstein-Trilogie im jambischen Versmaß ins Französische zu übersetzen. Mit Daniel Sanders befreundet, dem trefflichen deutschen Sprachgelehrten, der ebenfalls in Neu-Strelitz wohnt, wurde Villatte 1870 auf dessen Empfehlung zur Mitarbeiterschaft an dem großen Wörterbuch berufen, das unter der Bezeichnung „Sachs-Villatte" zur Berühmtheit gelangte und vorbildlich wurde für viele Werke gleicher Art; der zweite, deutsch-französische Teil war fast ausschließlich von Villatte verfaßt. Von seinen ferneren Werken, die gleich dem vorgenannten sämtlich im Langenscheidtschen Verlage zu Berlin erschienen, nennen wir das französisch-deutsche Supplement-Lexikon, das Hand- und Schulwörterbuch, Langenscheidts „Notwörterbücher" der französischen und deutschen Sprache, endlich die „Parisismen", ein Wörterbuch des Pariser Argot.

Jodler. Für den Bau der Jungfraubahn ist das Kapital auf neun Millionen Franken angesetzt. Noch im August dieses Jahres soll mit dem Bau der Strecke Scheidegg-Eigergletscher begonnen werden.

B. Z. in B. Der eigentliche Name der Romandichterin „Miß Braddon" ist Mrs. Maxwell. Die Dame hat sich noch nicht ausgeschrieben, denn erst kürzlich war in Londoner Zeitungen zu lesen, daß sie ein neues Werk unter der Feder habe, dessen Handlung in der Zeit der englischen Restauration spiele.

Salomon P. in Z., Russisch-Polen. Es ist kein Wunder, wenn Sie mit derartigen Anfragen bei Redaktionen kein Glück gehabt haben, da deutsche Blätter nicht gleichzeitig Agenturen in Cheviots, Kamm- und Streichgarnen unterhalten. Sie hätten sich allenfalls an den „Konfektionär" in Berlin wenden sollen.

F. F. in F. a. O. Wenn Ihnen mit einer ganz kurzen Kritik gedient ist: Nicht wiederthun!

Richtige Lösungen sandten ein: Ada v. St. in Emden (2). John Nellenborgh in Mangalur. Wilhelm und Thusnelda Buttmann in Düsseldorf (3). Auguste Engländer in Wien. O. und Ida Heidner in Hamburg. Gottlieb Schneider in Rosenberg i. S Dr Pf. in Flensburg. „Ariadne" auf Sylt. R. Carstensen in Kiel. Robert Keller in Zürich (2). Luise v. D. in Stuttgart. Eduard Schaumecke in Fürstenwald. „Auf der Hochzeitsreise" in Bergen.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer"** (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile **1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich** Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Interessante Novität!

In unserem Verlage beginnt zu erscheinen:

Am Schluß eines Jahrhunderts

Allgemeine Rundschau der europäischen Völker- und Staatenkunde mit Hinblick auf die Hauptfragen der Gegenwart

von

Karl Vogel

Kabinetsrat a. D., Mitglied gelehrter Gesellschaften u. s. w

Das Unternehmen, welches auf 10 zwanglos erscheinende Bände berechnet ist, wird eine Sammlung von Handbüchern bieten, worin sich der bekannte Nationalökonom die Aufgabe stellt, die Gesamtbilder der politischen und kulturellen Verhältnisse der europäischen Staaten und Völker in scharfer Skizzirung ihrer Eigentümlichkeiten, unter genauer Berücksichtigung der Geographie und Ethnographie, Geschichte, Statistik und Volkswirtschaft vorzuführen.

Soeben wurde ausgegeben der **erste Band** unter dem Titel:

Die dritte französische Republik bis 1895.

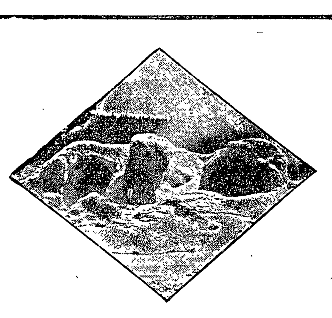
Mit dem Bildnis des Präsidenten Felix Faure.

Preis geheftet ℳ 7.50; in Original-Einband ℳ 9.50.

Das Wesen und die Wandlungen der dritten französischen Republik bis zum Regierungsantritt ihres jetzigen Staatsoberhauptes Felix Faure werden in dem Werke auf Grund verläßlichsten Quellenmaterials und langjähriger Beobachtung an Ort und Stelle mit photographischer Treue und strengster Gegenständlichkeit geschildert.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Eine Partie aus dem Yellowstone Park



Die Northern Pacific-Eisenbahn veröffentlicht jährlich ein reich illustrirtes Buch über den Yellowstone Park und den Nordwesten der Vereinigten Staaten. Der Inhalt des Buches ist voll interessanter Beschreibungen.

Gegen Einsendung von 40 Pfennig in Briefmarken an Chas. S. Fee General Passenger, Agent der Gesellschaft in St. Paul, Minnesota U.S.A. wird Ihnen das Buch „Skizzen aus dem Wunderland" franko zugesandt.

Der Yellowstone Park gehört nicht nur den Vereinigten Staaten, sondern der ganzen Welt. Die Anzahl der Touristen aus anderen Ländern, welche den Park besuchen, vermehrt sich von Jahr zu Jahr.

Der Yellowstone Park kann erreicht werden
von Hamburg oder Bremen in 12 Tagen
von Liverpool in 11 Tagen
von New-York in 4 Tagen

Wegen weiterer Auskünfte u. Landkarten wende man sich an CARL STANGEN's Reisebureau No. 10 Mohren-Strasse, BERLIN W. Deutschland; HENRY GAZE & SONS, 142, Strand, LONDON; THOS COOK & SON, Ludgate Circus, LONDON; GEO R. FITCH, General-Agent, 319, Broadway NEW-YORK; or CHAS. S. FEE, General Passeng. Agent North. Pacific Railroad, ST. PAUL, MINNESOTA, U.S.A.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

!!! Gesundheits-Decken !!!
ärztl. empf. Schlaf- und Reisedecken in schönen, soliden Mustern, 150×200 cm, Stück **4,75 Mk.,** vers. geg Nachn. oder vorherige Einsendung d Betrages d. Decken-Fabrik von **J. Brünn, Berlin,** C. Hackescher Markt 4. Franko Versand von 2 Stück an. Für gute Qualität bürgt das Renommé meiner seit 25 Jahren bestehenden Fabrik.

Glafey-Nachtlichte, unübertroffen seit 1808, 6 mal prämiirt, silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1882 **„für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung."** Ueberall vorräthig.

H. R. Heinicke
Chemnitz
Wilhelmplatz 7.
Fernsprecher Nr. 439

Spezial-Geschäft für Schornsteinbau und Dampfkessel-Einmauerungen.

Errichtet runde u. eckig. Schornsteine, erst. a. gelb. wetter und säurefesten Radialthonsteinen.

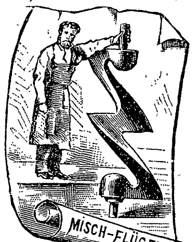
Führt Dampfkesseleinmauerungen durch eigene Leute aus. Liefert rauchverzehrende Roste.

Prospecte und Anschläge kostenfr.

Höchst. Schornstein d. Welt v. 140 m H. ausgeführt.

Universal-Knet- u. Mischmaschinen
Werner & Pfleiderer,
Cannstatt, Berlin, Wien, Paris, **London.**

Patentirt in allen Ländern.



74 nur höchste Auszeichnungen.

für die chemisch-pharmaceut. u. chemisch-techn. Industrie. | *für Bäckereien, Konditoreien, Fleischereien, Hotels etc. etc.*

Gegen Einsendung von M. 30.— versende 50 Liter weissen **Rheinwein** incl. Fass.
Friedrich Lederhos. Oberingelheim a. Rh.

Die Erkrankung des Kehlkopfes, des Halses, der Lungen

in ihren mannigfachen Formen und Erscheinungen werden nach autoritativem ärztlichem Urteil durch Trinkkuren mit

Sodener Mineralbrunnen

Prämiirt auf der Weltausstellung Chicago 1893

am erfolgreichsten behandelt.

Warmbrunnen (Quelle Nr. III)

Angenehm im Geschmack, und mild in seiner Wirkung, wirkt er ***lösend*** *auf die* ***Schleimsecretion,*** *lindert den* ***Husten,*** *hebt* ***rauhen Hals*** *und* ***Heiserkeit,*** *und übt vorzügliche Wirkung auf die Funktionen des* ***Magens*** *und der* ***Därme,*** *was sowohl bezüglich der Ernährung als auch der Ausscheidung speziell bei* ***Lungenkranken*** *von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.*

Erhältlich in allen Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Drogerien.

Jede gewünschte Auskunft erteilt gerne die ***Brunnenverwaltung Bad Soden a. T. (Ph. Herm. Fay & Co.)***

Prospekte und Broschüren gratis und franko.

Nach **Norderney via Helgoland** fährt jetzt die **„Cobra"** mit Anschluss-Verbindung nach **Borkum.**

Tägliche Verbindung vermittelst der Post-Schnelldampfer **„Cobra", „Ariadne", „Flamingo"** zwischen

Hamburg,
Cuxhaven,
Helgoland,
Amrum, Wyk auf Föhr,
Westerland auf Sylt,
Norderney,
Borkum.

Abfahrt von **Hamburg** 8 Uhr morgens und von **Cuxhaven** im Anschluss an den Schnellzug No. 284 der Unter-Elbeschen Eisenbahn.

Direkte Fahrkarten und **Fahrpläne** werden auf allen grösseren Eisenbahn-Stationen ausgegeben.

Nähere Auskunft erteilt
Ballin's Dampfschiffs-Rhederei, Hamburg - St. Pauli.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Digitized by Google

Allgemeine Schwäche

Herr **Dr. med. Rosenfeld in Berlin** schreibt: „Bei einem sehr herabgekommenen Patienten, der lange Zeit verschiedene Eisenpräparate ohne irgend welche Besserung angewandt, habe ich Ihr Haematogen mit so gutem Erfolge gebraucht, dass nach der ersten Flasche der Appetit, welcher ganz darniederlag, und der Kräftezustand sich merklich besserten. Namentlich hob der Kranke den angenehmen Geschmack des Präparates sehr hervor. **Nach der zweiten Flasche waren die Kräfte bereits so weit gehoben, dass er seinem Berufe, dem er sich seit langer Zeit hatte entziehen müssen, wieder vorstehen konnte.**“

Herr **Dr. med. Lichtenstein in Liegnitz**: „**Bei reinen Schwächezuständen ohne nachweisbare Organveränderungen** leistet Dr. Hommel's Haematogen **Ausserordentliches.** Dem grössten Teil derjenigen, die ihr Heil an einer Eisenquelle suchen und kaum für ein paar Wochen finden, dürfte der Gebrauch desselben mit den notwendigsten hygienischen Massnahmen schweres Geld ersparen und dauernde Genesung bringen.“

Dr. med. Hommel's Haematogen ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81391). Haemoglobin ist die **natürliche** organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.–. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.–. ö. W.** Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.

Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis** und **franko.**

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen VERSTOPFUNG

Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS. 33. Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Dittmann's patentirte

Wellenbadschaukel

vereint in sich die wichtigsten Badeapparate: sie bietet ein Voll-, Halb-, Sitz-, Kinder- und Dampfbad, sowie das nervenstärkende Wellenbad. Dieses Wellenbad wirkt so wohlthuend auf den Blutkreislauf und hinterlässt ein so unbeschreibliches Wohlbehagen, dass man sich geradezu verjüngt fühlt. Durch äusserst sinnreiche, ganz dem Körper angepasste Bauart wurde ein Apparat geschaffen, der selbst im beschränkten Raum Platz findet und zufolge seiner Herstellung aus verzinktem Flussstahlblech fast unverwüstlich ist.

Leichter Wellenschlag.

***Preis**, für eine Körpergrösse bis 175 cm, incl. Verpackung*

42 Mark, **Dampferzeuger 10 Mark.** *Sitzbad.*

Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 123.

Kommandantenstr. 60. — Fabrik sämtl. Badeapparate.

Alleinig. Fabrikant für Oesterr.-Ung. Carl Becker, Wien V. Traubengasse d.

Krankenfahrstühle,

bequem, leicht handlich, solid gebaut und von geschmackvollem Aussehen, liefert in verschiedenen Systemen und Größen zum Preise von 36–250 Mark die

Dresdner Kinderwagenfabrik

G. E. Höfgen, Dresden-N.,

Königsbrückerstr. 56.

Ausführl. illustr. Kataloge auf Verlangen gratis u. franko.

Ostsee-Bad und Hotel

Bellevue

Düsternbrook bei Kiel.

Schönste Lage am Kieler Hafen, in unmittelbarer Nähe der Mündung des Nordostseekanals.

Telephon-Verbindung mit Hamburg, Altona und Flensburg.

Warme u. kalte Seebäder. - Zimmer zu mässig. Preisen. - Service u. Licht w. nicht berechnet.

Während des ganzen Jahres geöffnet. Bei längerem Aufenthalt Pension.

Illustrirte Prospekte sind zu haben vom Besitzer

H. Klicks, Hoflieferant Seiner Majestät des Kaisers und Königs.

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte **photograph. Apparat**

Phönix

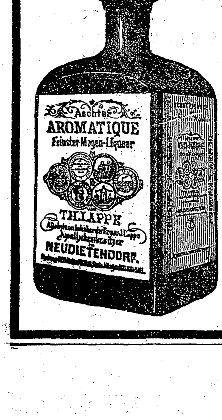
Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Momentaufnahmen).

Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich.

Preis mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.**

Prospekt und Probebilder kostenfrei.

Hess & Sattler, Wiesbaden.



Aromatique

feinster Magenliqueur.

Allein echt fabrizirt seit dem Jahre 1828

von **Th. Lappe,** Apothekenbesitzer, Neudietendorf in Thüringen.

Höchste Auszeichnung Weltausstellung Chicago 1893.

Prämiirt

in Merseburg 1865 goldene Medaille, Wittenberg 1869, Eger 1871, Breslau 1877, Sydney 1879, Porto Alegre 1881, Amsterdam 1883, Antwerpen 1885, **Halle 1881,** der **einzige preisgekrönte von sämtlichen ausgestellten Liqueuren, London. Deutsche Ausstellung 1891 Ehrendiplom, Gotha 1893, Erfurt 1894 silberne Medaille.**

Zu haben in den meisten feineren Kolonialwaren- und Delikatessenhandlungen.

Vor allen Nachahmungen wird gewarnt.

Bitte geschützte Etiquette und Fabriksiegel zu beachten.

Prämiirt: Brüssel 1876, Stuttgart 1881, Porto Alegre 1881, Wien 1883.

Burk's Arzneiweine

In Flaschen à ca. 100 Gr., „ „ 260 „, „ „ 700 „

C. H. BURK STUTTGART. Schutz-Marke.

Gleiche Preise in ganz Deutschland.

Mit edlen Weinen bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.

Von vielen Aerzten empfohlen:

Burk's Pepsinwein (Essenz).

Verdauungsflüssigkeit.

In Flaschen à *M.* 1,–, *M.* 2,– u. *M.* 4,50.

Burk's China-Malvasier.

Ein delikates Tonicum.

In Flaschen à *M.* 1,–, *M.* 2,– u. *M.* 4,–.

Burk's Eisenchinawein.

wohlschmeckend u. leicht verdaulich.

In Flaschen à *M.* 1,–, *M.* 2,– u. *M.* 4,50.

Zu haben in d. Apotheken Deutschlands u. vieler grösseren Städte d. Auslands.

Man verlange **ausdrücklich:** **„Burk's Pepsinwein“, „Burk's China-Malvasier“** etc. und beachte obige Schutzmarke u. die Firma: **C. H. Burk, Stuttgart.**

— Export nach überseeischen Ländern. —

Die billigsten

Baugründe für Villen

im schönsten Süden Oesterreichs, besonders geeigneter Aufenthalt für Lungenkranke, Nervenleidende, Blutarme, bei

Riva am Gardasee

den **Hesperien Deutschlands.** Auskunft über Preis, Lage erteilt gegen Einsendung einer 10 Pfennig-Marke

Villa Christophoro I in Riva.

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt

RIVA am Gardasee.

Der Sommer die geeignetste Zeit für intensivere Sonnenlichtkuren bei Skrofulose, Blutarmut u. sonstig. **Blutdyscrasien.** — Näheres über Riva in Dr. von Hartungen's Handbuch der klimatischen Heilkunde bei Gustav Schuhr, Berlin, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Klimat. Kurort Schömberg bei Neuenbürg im Württembergischen Schwarzwald.

Heilanstalt für Lungenkranke.

Sommer- & Winterkur. Beste Verpflegung. Mässige Preise. Leit. Arzt: **Dr. Baudach.** **Prospecte frei d. die Direktion.**

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.

Breslau, Hambg., Dresd., Leipz., Münch.

Dr. J. Schanz & Co.

Patente

billigst, reell, sorgfältig, schnell

Vergünstigungen

wie von keiner anderen Seite.

An- und Verkauf von Erfindungen.

Allgemeine Renten-Anstalt

Gegründet 1833. zu Stuttgart Reorganisirt 1855.

unter Aufsicht der Kgl. Württ. Staatsregierung.

Gesamtvermögen Ende 1894: ca. 74 Millionen Mark.

Aller Gewinn kommt ausschliessl. den Mitgliedern d. Anstalt zu gut.

Rentenversicherung.

Jährliche oder halbjährliche Leibrenten, zahlbar bis zum Tode des Versicherten oder bis zum Tode des längst Lebenden von zwei gemeinschaftlich Versicherten, sowie aufgeschobene, für späteren Bezug bestimmte Renten.

Hohe Rentensätze. Alles dividendenberechtigt. Eintritt zu jeder Zeit und in jedem Lebensalter. Rentenberechnung vom Tage der Einlage ab. Im Jahre **1894** wurden rund **M. 1,800,000 Renten ausbezahlt.**

Auch Lebensversicherungen werden unter den **günstigsten Bedingungen** abgeschlossen.

Nähere Auskunft, Prospekte und Antragsformulare kostenfrei auf dem Bureau der Anstalt, Tübingerstraße Nro. 24/26 in **Stuttgart,** sowie bei den auswärtigen Vertretern.

Königl. Sächsische Bergakademie

zu Freiberg.

Die **Vorträge** und **Uebungen** des **130. Lehrjahres beginnen am 1. Oktober.**

Bei der Direktion, Adresse: **Freiberg i. S., Bergakademiegebäude,** kann **gratis** bezogen werden: Das Statut der Königlichen Bergakademie, mit den zugehörigen Spezialregulativen, sowie das Programm für das Lehrjahr 1895/96. Die erstgenannten Drucksachen enthalten das Nähere über die Organisation der Bergakademie und über die Anforderungen bei der Inscription.

Freiberg, den 16. Juli 1895.

Der Direktor der Königlichen Bergakademie

Dr. Theodor Richter.

Darmstadt,

Haupt- u. Residenzstadt des Großherzogtums Hessen, mit ca. 62000 Einwohnern, liegt am Fuße des **Odenwaldes** u. an der **Bergstraße,** 2 Stunden vom Rhein entfernt, und ist seiner breiten, luftigen Straßen, stattlichen Plätze, der besonders reichen **Parkanlagen** und schönen, in unmittelbarer Nähe geleg. **Laub- und Nadelholzwaldungen** halber, sowie überhaupt wegen seiner vorteilh. Lage in d. Mittelrheingegend, welche lohnende Ausflüge zu geschichtl. und malerisch interessanten Punkten leicht ermögl., als **gesunder** u. **angenehmer Aufenthalt** hochgeschätzt. Darmstadt empfiehlt sich ferner durch seine treffl. **Kunst-, Unterrichts-** u. **Bildungsanst., Sammlungen** u. **Sehenswürdigkeiten (Gemäldegalerie, Hoftheater, Konzerte** u. s. w.), **billigen Miets-** u. **mäß. Lebensmittelpreise, günst. Steuerverhältnisse,** sein reges Vereinsleben u. s. w., und namentlich solchen, welche das Leben einer mittelgroßen Stadt dem geräuschvollen einer Großstadt vorziehen. Darmstadt ist ein sehr geeigneter Wohnsitz für Rentner u. Pensionäre. Auskunft über Wohnungs- und Mietsverhältnisse, Bildungsanstalten, Verkehr 2c. erteilt der **Verein** zur **Förderung gemeinnütziger Zwecke in Darmstadt,** Rheinstraße 25.

Patent 20,927.

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeuffers Patent 20,927. *München,* den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn **Dr. Pfeuffer** bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:

Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).

Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige u. schwächliche Kinder ganz besonders

Jessler's Ludwigs-Apotheke zu **München.**

Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Patent.

Preis 3 M., ausreichend für 3–4 Wochen.

In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

Einzige alkalische Therme Deutschlands 40° C. Arsen- u. Lithion-Gehalt.

Neuenahr.

Bade- und Trink-Kuren, Inhalationen, Massagen, Thermalwasser-Versand.

Grossartige Heilerfolge bei Katarrhen des Kehlkopfes (Influenza und Folgen), des Magens, des Darmes, der Blase, bei **Gallensteinen,** Nieren- und Leberleiden, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus und Frauenleiden. Mild lösend, den Organismus stärkend. **Broschüren gratis durch die Direktion.**

Reiseroute: Köln–Bonn–Remagen oder Koblenz–Remagen–Neuenahr.

Wer Betten anschaffen will, verwende unbedingt

90% Ersparniss gegen Sprungfeder-Matratzen

Patent-Springfeder-Matratzen

von

Westphal & Reinhold, Berlin 21,

anerkannt die **besten** und **billigsten** im Gebrauch.

Illustrirter Katalog über Bettstellen in jeder Preislage gratis.

Wo keine Niederlagen, direkter Versand ab Fabrik.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

Nº 46.

74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag ℳ 3.50.
Chef-Redakteur:
Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart.

Pave, der Sünder.

Eine Geschichte aus Dalmatien

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortsetzung.)

Ohne viel Worte belud sich der Zupnik mit Paves Reisepacken zum seinigen und schritt dann so neben seinem Schützlinge, daß er ihm Schatten warf. Hartnäckig schwieg das Gotteskind, aber in der Stille wirkte doch das schlichte Beispiel dienender Christenliebe, das der alte Mann ihm gab, wie der erste schwache Hauch des Tauwindes, der über den vereisten Bach dahinfährt.

Von Clissa kamen sie allmälich wieder zu Thal und wanderten nordöstlich weiter nach Sinj, durch die große Ebene der Catina, in der das junge Korn wogte wie ein silbergrünes Meer.

Der Zupnik ließ Pave nicht aus den Augen. Mit unverdrossener Geduld suchte er bis auf den Grund der kummervollen Knabenseele hinab zu steigen. Dem felsenharten Trotze stellte er das ersprießliche, bequeme Wandeln im Garten gleichmäßiger Frömmigkeit verlockend vor und sprach mit der Beredsamkeit eines Jünglings von den himmlischen Gnadengaben, die dem Gottseligen, dessen Herz und Wandel rein erfunden werden, schon hienieden zufallen. Umsonst — die geschlagene Wunde blutete noch allzu frisch. Was war dem ruhmdürstenden Kinde der Freiheit, das gestern erst den erbeuteten Aar von der Bergesspitze herab und heim getragen hatte, heute die Aussicht auf himmlische Gnadengaben, auf ideelle Güter, die es nicht packen, halten, bezwingen konnte mit seinen leiblichen Händen? Als es einmal hoch über ihm im Aether schrie: „Ka — i! ka — i! hi — eff!“ genau wie gestern, als Milos Ublina ihm an den vier Steinen das Kreuz in die Rechte malte und das beraubte Adlerweibchen zum verödeten Horste niederstieß, da warf Pave jählings den Kopf herum, peinvoll schoß ihm das Blut ins Gesicht. Ein letzter Blick zum Mossor zurück, und bitterlich weinend schritt er weiter, keinem Trostworte mehr zugänglich. —

Endlich sahen sie die Schneekuppen der dinarischen Alpenkette längs der türkischen Grenze gegen Osten vor sich, und im fernen Süden ragte der wild zerklüftete Stock des Birkovo dunkelblau über das wellige Vorland empor. Langsam wälzte sich die graue Catina durch ihre flache, sumpfige Thalmulde.

Olga Wisinger-Florian: Am Morgen.

Digitized by Google

Alles so ganz anders als drunten am Meere, in den gesegneten Gefilden der Castella.

Urplötzlich erhob sich ein steiler Felsberg mitten im Thale und eine Burg, grau wie Fels und Gestein, kauerte auf ihm. Zu seinen Füßen lag Sinj im Sonnenschein: das Ziel.

XII.

Trümmerhafte Gehöfte, über deren Gemäuer Oleander ihre Zweige streckten, auf deren Dächern fetter rosa Lauch und gelbes Sedium in Fülle zwischen den Fugen hervorwucherten. Allerorten der betäubende Wohlgeruch der Akazie und des persischen Flieders; Sonnenglanz und Schmutz, Mensch und Vieh in idyllischer Gemeinschaft.

Darunter mischte sich eine Art Zivilisation, die der von Spalato oder gar Trau in nichts glich. Wohin man sah, Spuren des Türkenregiments und der Verwüstungen häufiger Invasionen, die zu beseitigen das Volk viel zu indolent war. Hier ein orientalisches Haus mit Dachaltan, niederem, sehr festem Eingangsthore und feingegitterten Cafesi vor breitgezogenenen Fenstern, dort ein Medjid: eine verfallene Betstätte des Islam, von den Christen zur Kapelle umgestaltet. Sein schlankes Minaret, der Galerie für den singenden Muezzin beraubt, ein zersplitterter Palmschaft von Stein; die Kupferkuppel zerborsten unter der giftgrünen Patina. Da, wo einst das träge Wässerchen in flacher Rinne schlich für die Fußwaschungen der Gläubigen, stand jetzt ein Häuflein Bazarbuden, aus denen der Duft des Sandelholzes und des Tabaks aufstieg, vermischt mit dem der Rosenperlen an langer Schnur, die der gravitätische Händler zwischen den Fingern drehte.

Weiterhin nüchterne Kleinstadthäuser in langen Zeilen — fast alle verkommen, mit bröckelndem Bewurf und schadhaften Dächern, und reger Handelsverkehr auf zweiräderigen Karren, schellenbehängten Saumtieren und flinken, zottigen Pferdchen aus den Bergen, zu denen ostwärts der rauhe Paß von Billibrig nach dem herzegowinischen Liwno führte und dann die Straße zum bosnischen Serajewo wies. —

Vater Basil leitete Pave, ehe er Rast machen durfte, noch zum stillen Gebet in die Kirche des Franziskanerklosters.

Die Metten waren eben vorüber, der kleine Schwarm Andächtiger hatte sich zerstreut, die Mönche sich zurückgezogen, um ihr bescheidenes Nachtmahl zu halten.

Tiefstes Schweigen in der Kirche. Vom Hauptaltar schaute die wunderthätige, byzantinische Madonna, die im Türkenkriege, vor hundert Jahren, schützend über der Trutzburg von Sinj geschwebt hatte, mit ihrem holdselig-glatten Antlitz auf den halb gezähmten jungen Wilden nieder. Sie konnte, so erzählte Vater Basil dem Knaben mit gedämpfter Stimme, lächeln, weinen und erröten, je nachdem Glaube oder Unglaube, des Spötters Knie oder ein unwilliges Herz sich vor ihr beugte.

Scheu blickte Pave zuerst auf seinen väterlichen Freund, der jetzt, in Andacht versunken, neben ihm kniete, die rechte Gesichtshälfte mit der leeren Augenhöhle ihm zuwendend. Ein regungsloses Steingebild, so bedünkte es den Knaben, und ein herzbeklemmendes Gefühl der Einsamkeit überkam ihn. Dann richtete er seine Augen auf die Heilige, nach Hilfe suchend. Da sah er deutlich, daß ihr Antlitz von Glut übergossen war: ja, sie errötete ob seines unwilligen Herzens.

Er erhob sich von seinen Knieen und stand vor dem altersblanken Gestühl; die Beine unter ihm wankten, müde vom langen Marsche, seine Hände zitterten, die Wunde schmerzte dumpf. Das Gesicht in den Hut gepreßt, verharrte er so, ohne zu beten, während ein Weh sondergleichen in seiner pochenden Brust aufquoll.

Plötzlich ertrug er's nicht länger: es wollte ihn zersprengen. Vorstürzend umklammerte er den nächsten der steinernen Pfeiler, schlug den Kopf dagegen und schrie sein: „Majka! majka moja!“ so laut, daß es wie ein vielfacher Ruf von den Bogenwölbungen zurückhallte.

„Das geht nicht an, mein lieber Sohn. Du bist in Gottes Heiligtum. Sei ehrfürchtig,“ sagte der Zupnik, trat zu Pave, legte den Arm um ihn und versuchte ihn fortzuziehen. Da wendete sich Pave unversehens gegen ihn mit geballten Fäusten. Ehe er aber den gelassen Dastehenden treffen konnte, taumelte er rückwärts, warf sich dann dem alten Manne zu Füßen und preßte mit einem ächzenden Laute sein Gesicht gegen die Kniee des Ehrwürdigen.

„Saule, Saule! Exuat te Dominus veterem hominem cum actibus suis!“ sagte der Zupnik halblaut, wie damals vor sieben Jahren; hob ihn auf und führte ihn hinweg.

Die Abendsonne, die flammend durch ein rotes Fensterglas auf den Hauptaltar geschienen hatte, war vollends hinunter; blaß und holdselig, wie zuvor, lächelte das Madonnenbild hernieder, und fahles Grau begann die Kirche zu erfüllen.

Draußen, auf den Stufen sitzend, mußte Pave seine Opanken mit den städtischen Schuhen vertauschen, und zum Nachtgebet betrat er die Klosterschule, ein großer, linkischer Bursch, auf stolpernden Füßen und mit finsteren Mienen.

In der Frühe des nächsten Tages — die Klosterschüler kamen gerade vom Morgengebet und Allerheiligenlitanei aus der Kirche — rüstete Vater Basil sich zur Heimkehr in die Castella, und Pave stand vor ihm im Sprechzimmer, verwacht, das Gesicht gedunsen vom stundenlangen Weinen im Dunkeln.

„Dein Vater und Deine Mutter verlassen Dich, aber der Herr nimmt Dich auf,“ sprach der alte Mann zum Abschied, seine große, verkrümmte Hand zum Segen auf Paves Scheitel legend, und diesmal schlürfte das verstörte Knabengemüt die biblische Tröstung durstig in sich hinein.

Eine Botschaft an die Seinigen in der Castella gab er dem Zupnik nicht mit auf die Reise, und der Zupnik hütete sich wohl, Botschaft zu fordern...

Die Entzündung in seiner Schulterwunde warf den neuen Klosterschüler mehrere Tage lang aufs Lager. Der Pater Guardian ging fleißig aus und ein in der dämmerigen Krankenzelle, und da er sah, daß Pave sich zu seinem Fieber auch noch in Heimweh verzehrte, brachte er ihm gleich in der ersten Rekreationspause einen Besuch. Das war Tomo Bosdari, ein Ragusaer Conte und Neffe des Bischofs von Lesina. Er lebte nur vorübergehend, als Gast seines kleineren Vetters, im Kloster zu Sinj; er selbst besuchte die bischöfliche Schule zu Ragusa und hatte, eines Umbaus halber, Vakanz.

Wie das Kind einer besseren Lichtwelt erschien er Pave, als er sich neben sein Bett setzte, die fieberige Hand voller Schwielen in seine feine Hand nahm und das helle, freundliche Gesicht mit den schönen Augen tief zum Strohkissen niederbeugte, um Paves Antlitz besser erkennen zu können, das sich hin und her warf in Schmerz und Ungeduld.

Sehr herzlich plauderte er mit dem armen, bäuerischen Burschen und erzählte ihm mit der Miene eines kleines Fürsten, daß er Dominikaner werden wolle:

„Ein weißes Kleid, ein weißes Herz — ein weißes Leben!“

„Ach — wie könnte ein ganzes Leben weiß sein?“ sagte der Kranke matt und zweifelnd zu diesem Gemisch von werdender Mönchsekstase und knabenhafter Prahlerei, und der andere drückte seine Hand:

„Es wird weiß sein, so wie der Schnee, bevor er vom Himmel fällt, wenn wir unsere hohen Vorbilder im Auge behalten,“ antwortete die helle Stimme im Tone innigster Ueberzeugung. „Welcher von uns — Du — ich — wir alle — möchte nicht sehnlich wünschen, ein Heiliger zu werden und die Glorie zu tragen vor der Nachwelt?“

„Wenn ich nicht werden kann wie der Heiland selbst, will ich ein Mensch bleiben,“ entgegnete Pave mit schwerer Zunge, wendete sich gegen die Wand und fiel in seinen Schlaf zurück, den Tomo Bosdaris Eintritt unterbrochen hatte.

Tomo Bosdari stand eine Minute wie angewurzelt auf der Stelle; dann hob er abwehrend die Hand und schlug das Kreuz.

„Apage! — Hinweg!“ sagte er hastig, beugte sich über den regungslos Daliegenden, horchte auf sein rasches Atmen und faßte nochmals seine Hand.

„Und doch zieht es mich zu Dir,“ flüsterte er. —

*

Die Wunde war geheilt, Tomo Bosdari abgereist.

„Zu Deiner Profeß komme ich so gut, wie zu der meines Vetters,“ hatte er Pave versprochen.

An dem nagte das Heimweh fort und fort, aber es machte sein Herz auch weicher und gefügiger, und das benützten sie wohl, die frommen Söhne des seraphischen Vaters Franziskus.

Am Heimweh faßten sie ihn mit geduldiger Liebeshand und thatkräftiger Klugheit.

Sein innerstes Wesen wühlten sie auf mit den starken Schaufelstößen ihrer Beredsamkeit, der Pflugschar stündlichen Gebetes. Sie glätteten und regelten es durch die Eggenstriche der Belehrung. Spitze Steine sonderten sie aus, schädliches Gewürm zogen sie im Beichtstuhl ans Tageslicht und töteten es mit Bußen und Fasten.

Darauf bestellten sie den umgebrochenen Acker mit geheimnisvoller Saat. Welche Blüten, welche Früchte verhießen sie, wie wußten sie die Seligkeit dort droben für den Stand der Gottgeweihten hienieden auszumalen, mit welchen Tönen sangen sie das Lob der drei priesterlichen Tugenden: der Armut, des Gehorsams und der vornehmsten unter ihnen: der Keuschheit.

Ehe noch ein Jahr verstrichen, trieb in Paves Herzen, das sich so heiß nach Ersatz für Verlorenes gesehnt, die religiöse Mystik bereits üppige Sprossen. Die Gedanken des Saulus, der sich in den Paulus verwandeln sollte, füllten sich mit den Gestalten der Heiligen und Märthyrer in blauen und purpurnen Gewändern, abgehoben vom Goldgrunde des himmlischen Zion, der hochgebauten Stadt. Sie erschauerten unter Wundern und Zeichen und ergaben sich dem brünstigen Kult des seraphischen Vaters Franziskus.

Es war ein Stadium in diesem Jünglingsleben, in gewisser Weise analog der Sturm- und Drangperiode eines weltlich geschulten Daseins und doch sehr verschieden davon. Ein Stadium der Morgendämmerung, deren Nebelgewoge die reinen Höhen des Geistes umschleierte. Man wußte noch nicht, was für ein Tag sich aus den Schleiern hervorkämpfen würde, ob ein stiller oder ein wetternder; ob ein warmer im Glanz der Liebessonne oder ein kaltgrauer.

Sehr langsam gewöhnte sich Pave an die weiten, kirchlich anmutenden Klosterräume, an das Dormitorium und seine eng gereihten Lagerstätten, die keine bräunliche Rohrwand von einander trennte, unter deren derben Leintüchern keine trockenen Welschkornhülsen raschelten. Noch langsamer fügte er sich in die pedantische Ordnung und stete Aufsicht, in die Zucht der Oberen und die Uebung strenger Selbstzucht. Dann aber kam eine starke Umkehr in sein ganzes Wesen. Es war, als sterbe sein altes, aufrührerisches Ich ab und aus den Sterbetüchern schälte sich eine neue Kreatur, die eine herrliche Auferstehung verhieß.

So äußerte sich der Guardian Paves Lehrern gegenüber mit besonderer Befriedigung.

Aber ein einzigesmal ging das wilde Knabentemperament doch noch mit dem Gelobten durch.

Das ereignete sich im zweiten Schuljahre, als Ilja Bosdari, Tomos harmloser Vetter, während einer Rekreation im verwilderten Teile des Klostergartens zufällig mit seinem dünnen Falsettstimmchen das nie vergessene, traurige Lied vom kranken Schüler zu singen anhob.

Vorüber am jungen, Aufsicht führenden Pater hastete Pave hinweg aus dem Bereiche der unseligen Töne, lief in den leeren Studiensaal und schlug sich, gegen die harte Wand, eine Beule vor seine Stirn.

Der junge Aufsichtspater, der ein warmes Herz für die Knabenschar in der Brust trug, drückte ein Auge zu und ließ es bei einer Rüge bewenden, als der Leidenschaftliche totenblaß zurückkehrte; Pave jedoch diktirte sich selbst eine Buße, deren Ausführung an das Gebaren der indischen Fakire erinnerte. In die sorgsam gestaltete Schablone der Gewissenserforschung zwängte er so viel Uebertreibung hinein, wie sie nur irgend fassen konnte.

Das aber bot doch den ersten Anlaß zur Durchgeistigung der Schablone und zur Beseelung des Buchstabens, der ein totes Gut ist, ein Gesetz ohne nachwirkende Kraft. In seiner grüblerischen Weise schritt Pave vorwärts.

Insgeheim wagte er sich sogar schon an selbständige Lösungsversuche schwieriger Probleme und fertigte allerhand naive Niederschriften, an denen er so lange tiftelte und feilte, bis sie ihn verwirrten

Digitized by Google

und mit sich selbst entzweiten. Besonders anhaltend beschäftigte ihn das Kapitel von den Todsünden, wie Petrus Lombardus sie nach dem ersten Johannisbriefe schematisirte. In seinen Stunden einsamer Betrachtung mühte er sich oft und vergebens damit ab, weshalb in der Siebenzahl der Todsünden jene eine Sünde nicht mitenthalten sei, die sein Gewissensinstinkt als die größte von allen erkannte: die Lüge.

So sehr peinigte ihn diese Frage, daß er's nach langen Kämpfen über sich gewann, sie dem Beichtvater vorzulegen, eines Samstags, als er, der letzte von der ganzen Schar, im Gitterstuhl kniete.

„Die Lüge ist die Mutter der Sünde, mein Sohn," erhielt er als kurze Antwort.

Eine Polemik an dieselbe zu knüpfen, dazu war er viel zu schüchtern und zurückhaltend geartet. Die einfache Erklärung aber trieb ihn nur noch tiefer in seine Grübeleien, anstatt ihm heraus zu helfen, wenn auch in ihm der Panther des Hasses gegen sein Los versank und ertrank.

*

Die Studienjahre und das Jahr des Noviziats neigten sich dem Ende zu. Der Jüngling sollte seinen Bund mit Gott und der Kirche machen und seiner Daseinsaufgabe klar und fest ins Auge schauen. Paves Profeßablegung nahte heran.

Sinj hatte er während dieses langen Lebensabschnittes nicht verlassen und keinen von seiner Familie wiedergesehen. Wie eine schöne, traurige Sage lag seine Jugend und ihre zügellose Freiheit dahinten. Auch nichts Direktes hörte er von Mutter und Geschwistern. Die Fischer dort drunten in der Castella waren des Schreibens und Lesens unkundig und Vater Basils Briefe kamen in weiten Zwischenräumen. Die letzte Pause war von mehr als eines Jahres Dauer gewesen. Durch den Zupnik erfuhr Pave seines Vaters jähen Tod, gemeinsam mit dem Jure Zivkovic' auf sturmtosender See, zwischen den Bocche di Cattaro und Budua. Er erfuhr, daß auch zwei seiner Brüder auf dem Grunde des stillen Ozeans ihren letzten Schlaf hielten, daß die übrigen noch immer unstät die großen Meere durchsegelten und daß Mutter und Schwester jetzt in Salona bei Stojan, dem Weinbauer, hausten.

Merkwürdig, wie flach die Eindrücke waren, die diese Familiennachrichten in Paves Seelenleben hinterließen. Er dachte kaum über die Thatsache nach, daß während des ganzen Noviziatjahres keine Zeile kam. Den gichtischen Fingern des alten Zupnik fiel das Schreiben schwerer und schwerer und von Diktat mochte er nichts wissen.

„Unmittelbar soll das Herz des geistlichen Vaters zum Herzen des Sohnes reden," pflegte er zu sagen und so schwieg er lieber bis auf eine besonders wichtige Gelegenheit. Die bot sich auch endlich dar. —

Unvermutet — es war an einem tropischen Tage, dem ersten des August — sah Dume Slavora, die sich vor ihrem Häuschen sonnte, die beleibte Gestalt ihres Seelsorgers die staubige Landstraße daherreiten, schwerfällig auf des Esels Rücken hängend.

Schon von fern winkte er mit der verkrümmten Hand und als er näher kam, erkannte die Witwe, wie sein altes Gesicht, das klein und weißhaarig geworden war, von Freuden strahlte.

„Gott zum Gruß — Friede sei mit Dir, Dume Slavora!" rief er, während er vorsichtig tastend abstieg, weil niemand bei der Hand war, um ihm zu helfen. „Ein Brief von unserem Sohne, unserem Gottgeliebten!"

„Ach, ach! — ist er wohl auf? Hat er's noch weit bis zum Pater Guardian, Gospodin, mein Vater?" fragte die arme Einfalt in der Witwentracht.

„O sancta Simplicitas!" entgegnete Vater Basil und hinkte hinter der Hinkenden drein in den Schatten des Häuschens aus weißen Hausteinen. Dort waren sie ungestört, denn Stojan und Milica schwangen die krummen Messer beim Rankenstutzen im Rebgarten.

Auf einem der heißen Steine sitzend, erquickte der alte Mann sich zunächst an einem Trunke angesäuerter Ziegenmilch. Sodann holte er den gestern empfangenen Brief nebst der hörnernen Dose, nach lieber Gewohnheit, aus der Soutane hervor, breitete den Bogen auf den Knieen aus einander und las den Inhalt bedächtig und feierlich, weil er ihn für seine Zuhörerin ins Kroatische übertragen mußte.

Der Brief war in lateinischer Sprache abgefaßt. Große Schrift in lauter Druckstrichen, die sich nach rückwärts schrägten. Kurze Sätze, bilderreiche Ausdrucksart, trotz der Knappheit. Stellenweise drastisch, wie in unmittelbarster mündlicher Rede. Dessen ungeachtet ging für den, der zwischen den Zeilen lesen konnte, eine mühsam unterdrückte Schwermut, eine zerknirschende Sorge, des ernsten Schrittes würdig genug befunden zu werden, hindurch, und über dem Ganzen lag deutlich die Rücksicht auf den Zensorenblick der Oberen. Der „ernste Schritt", die Profeßablegung, stand nicht, wie bräuchlich, erst am nächsten Quatembersamstage, sondern, durch ein außerordentliches Breve des Papstes, bereits zu Mariä Schneefeier, am fünften August, bevor, da der Bischof von Lesina dringend wünschte, zur Profeß seines Neffen als Gast anwesend zu sein.

„Zu S. Mariae ad nives werden wir acht Brüder unsere Gelübde thun," las der Zupnik langsam. „O, mein Vater! welcher Tag des Bebens und der seligsten Lobpreisung zugleich. Gottes Allmacht wolle die Inbrunst meines Herzens annehmen, die Wahrheit meiner Vorsätze. O, mein Vater, Du hast meinen Eingang gesegnet. Falte auch über dem Ausgange aus der Lehre am fünften hujus Deine ehr- und liebenswürdigen Hände. Bitte für mich."

„Und meine Fürbitte? Was spricht er von mir?" fragte die Mutter dazwischen.

Der Zupnik sah in den Brief und nahm eine Prise. Kein Wort für die Mutter fand er in all den Zeilen.

„Seine Gedanken sind da, wo sie einzig sein sollen. Bei Gott allein," antwortete er ernst.

Sie schwieg, legte ihre Stirn in die Hand und schüttelte, stumm bis zum Schlusse des Briefes, den grauen Kopf. Dann hoben ihre dürren Finger einen Zipfel von des Zupniks Soutane an die Lippen.

„Ich will hinauf wandern," sagte sie, „dorthin wo er ist, und ihn an seinem Gottestage ehren." Sie machte eine Pause und vollendete in tiefster Demut: „Vergib mir, daß ich es erwähne, Gospodin, mein Vater: ich habe ihn geboren."

XIII.

„Ach, ich bitte euch, laßt mich auch ein wenig sehen! Nur ein einzigesmal laßt mich hindurchschauen; ich bitte euch!"

So bettelte die schwache, weinerliche Frauenstimme unermüdlich und ganz umsonst. Niemand hatte Zeit und Lust, ihr Gehör zu schenken. Wahrscheinlich verstand sie auch kein Ohr, weil gerade, zum Beschlusse der großen Feierlichkeit am Hochaltare, die mächtigen Klänge des Ambrosianischen Lobgesanges durch die Klosterkirche zu Sinj brausten.

„Te Deum laudamus!
Te Dominum confitemur!
Herr Gott, dich loben wir
Dich, Herr, bekennen wir!

Klar und hell sang es der Chor der Klosterschüler; die vielen Stimmen schmolzen in einen einzigen jauchzenden Ton zusammen. Wie ein himmlisches Lied schwebte es unter den Bogenwölbungen des Langhauses hin und verhallte zart in den Seitenschiffen.

Alles kniete. Nur Dume Slavoras arme, verkrüppelte Gestalt vermochte weder zu knieen noch sich zu regen. Verlassen und ratlos steckte sie in der dicht gedrängten Masse des betenden Volkes, das von nah und fern herbeigeströmt war. Gegen einen der Steinpfeiler gedrückt, ihren Krückstock krampfhaft festhaltend, aus Furcht, er möge ihr entgleiten, stand sie da. Myrtenkränze umschlangen den Pfeiler in großen Windungen, und gleich Schneeflocken rieselten weiße Blütenblättchen und Staubfäden aus dem schwarzgrünen, starren Laube hernieder auf das graue Haupt, dessen pergamentenes Antlitz die Witwenhaube umschloß.

Es war heute in Wahrheit Mariä Schneefeier; denn nach einer lauen Regennacht blühten seit gestern die Myrten im Lande zum zweitenmale.

Die ganze Kirche schmückten sie, im Verein mit ihren keuschen Schwesterblumen, den weißen Lilien, die als volle, steife Sträuße in den gehenkelten Altarvasen bis empor zur byzantinischen Madonna dufteten. Deren holdseliges Angesicht sah man kaum zwischen seinen bräutlichen Myrtenkränzen.

„Ach, so laßt mich nur einmal hindurchschauen zum Altar, ich bitte euch tausendmal," wiederholte Dume Slavora.

Thränen hingen an ihren Wimpern. Mit letzter Kraft hielt sie sich aufrecht. Das Gemisch von Lilienduft und Weihrauchduft und den menschlichen Ausatmungen um sie her benahm ihr die Sinne. Ihre beiden Kinder, in deren Begleitung sie gekommen war, hatte sie verloren.

Freilich, Stojans braunes Gesicht erblickte sie, dort, rechts von ihrem Platze, unter anderen braunen Gesichtern; aber Milica?

Hätte sie's doch nur wissen können, wie nahe sie ihr war. Fünf Schritte von ihr, gleich um die Pfeilerecke, stand das graziöse, dreizehnjährige Ding in seiner bunten Castellaner Tracht, Hand in Hand mit einem wildfremden Sinjer Stadtbuben. Den schaute es von unten auf mit den dunkelgrauen Augen an, die bei der leisesten Erregung kohlschwarz wurden. Mit ersichtlichem Vergnügen ließ es dem Buben seine kleine Hand, eben weil er ein Bube und kein langweiliges Mädchen war. Ja, die anmutige Gestalt lehnte sich ihm auch noch an den Arm, so daß es ihm warm zu werden begann unter dem festtäglich reinen Hemde und der buntgestickten Miederweste.

Endlich gelang es Stojan, sich einen Weg zu seiner Mutter hin zu bahnen, ohne Aufsehen zu erregen, gerade als sie von neuem zu tauben Ohren flehte.

Ohne ein Wort zu sagen, beugte er sich nieder, hob sie sorglich auf seinen kräftigen Arm, ließ die Menge staunen und kopfschütteln und hielt seine alte Mutter, so wie sie ihn einst als Kind gehalten und getragen hatte. Sie preßte ihre Krücke an sich, schlang den andern Arm um des Sohnes Nacken, blickte mit ihren trüben Augen vor sich, hinüber zum Hochaltare, der von Weihrauch dergestalt umhüllt war, daß seine brennenden Kerzen als rote Punkte durch den bläulichen Dunst schienen, und weinte so hörbar, daß die, welche umher standen und knieten, sie stirnrunzelnd betrachteten.

Stojan neigte sich einem seiner Nachbarn zu.

„Es ist meine Mutter. Sie hat einen Sohn am Altar unter denen, die Profeß thun. Sieben Jahre lang sahen wir ihn nicht," sagte er leise.

Alsbald ging's ebenso leise von Mund zu Mund:

„Eine Mutter — die Mutter!"

„Wen sucht sie dort?"

„Einen unter den Novizen am Altare."

„Und dieser, der sie trägt — ist er auch einer ihrer Söhne?"

„Ja, ja, er sagte mir's."

„Seht nur, wie er sie hebt in seinen Armen, der Gute, der Sorgsame!"

„Ei, so macht ihm doch Platz! Jug, Vladeta — tretet beiseite, und Du, schiebe Dich ein wenig hinweg, Jane!"

Aus dem Unwillen war herzliches Mitgefühl geworden. Unbeschadet ihrer Andacht wetteiferten sie möglichst geräuschlos, wer der Mutter und dem guten Sohne Raum schaffen solle. Endlich standen die beiden, fern zwar, aber dem Altare gegenüber, im Mittelgange, so günstig, wie man's ihnen gewähren konnte, im Gedränge.

Stojan indes war noch immer nicht beruhigt.

„Das Schwesterchen ist nicht mehr da, unsere Milica, die Kleine," flüsterte er wieder und ließ seine Augen mit ängstlicher Geberde in der Kirche umherschweifen, während die Mutter, die das Kind im Augenblicke vollständig vergessen hatte, unverwandt geradeaus starrte.

„Ich weiß, ich habe sie gesehen, Deine Kleine. Sorge Dich nur nicht; ich bringe sie herbei," versicherte das freundliche alte Jüngferchen in städtischen Kleidern, das vorhin „Jane" genannt worden war. Sie tauchte sogleich im Gewühl unter und kam mit Milica zurück. Augenscheinlich hielt sie ihr eine geflüsterte Strafpredigt, denn ihr eigener Brudersohn war's gewesen, mit dem sie das böse Dirnchen liebäugelnd angetroffen hatte.

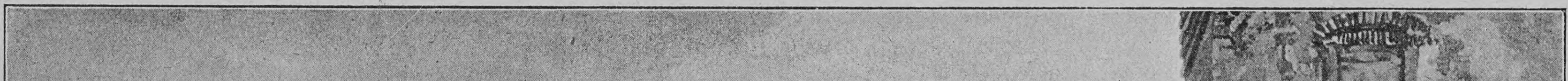
Sie nahm Milica auch, neben Stojan verharrend, in ihren besonderen Schutz und nun störte nichts Irdisches mehr die Andacht und das schmerzliche Glück der Mutter.

Droben am Hochaltare war's, im geheimnisvollen Schleier des Weihrauchnebels, ein Hinundher

Digitized by Google

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

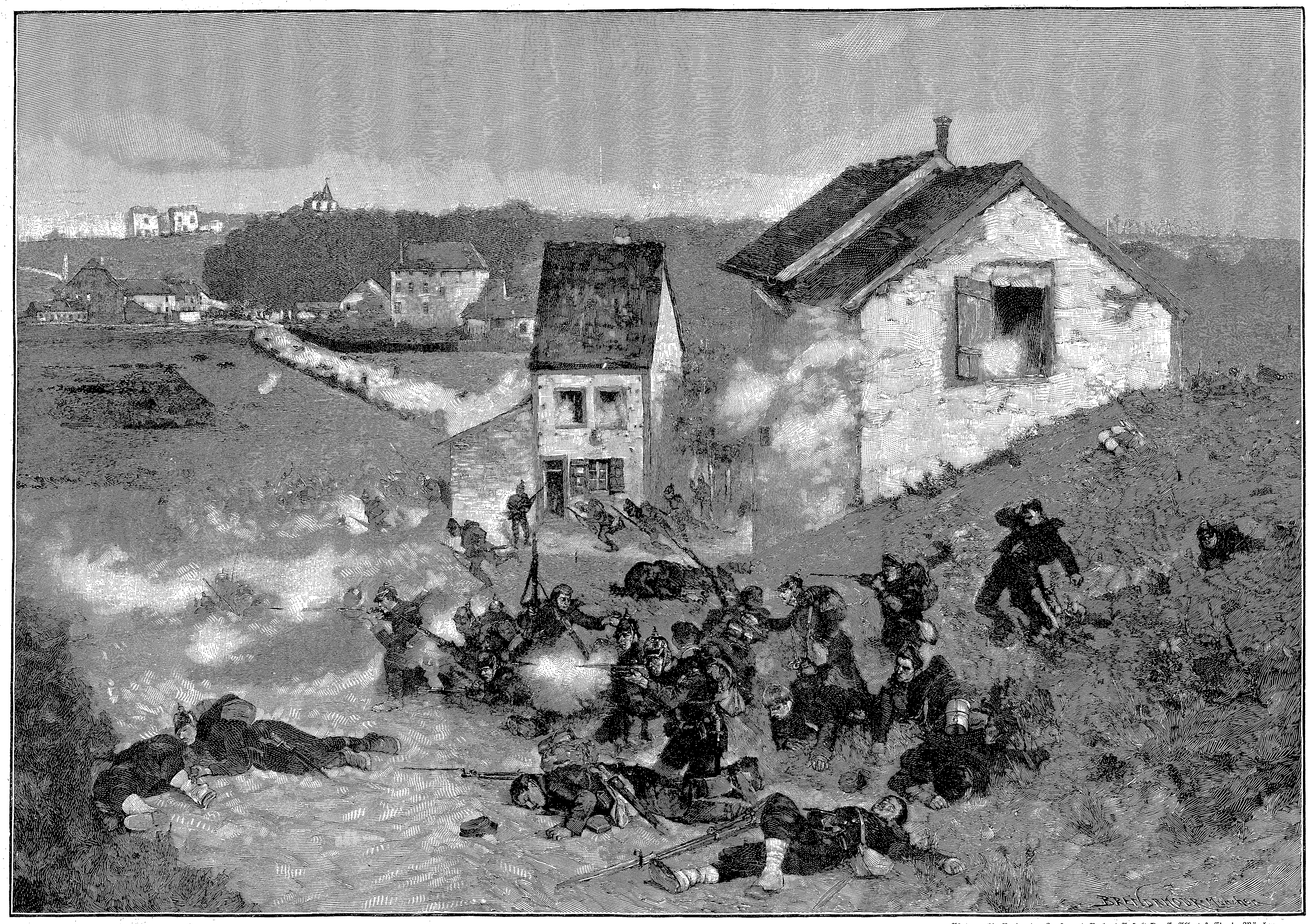
G. Bleibtreu: Kronprinz Albert von Sachsen in der Schlacht bei Gravelotte.



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

E. Kolitz: Gefangenentransport bei Metz.

Digitized by Google



Photographie-Verlag der Kunst- und Verlags-Anstalt Dr. E. Albert & Cie. in München.

L. Putz: St. Privat.

Digitized by Google

von rotgeröckten Chorknaben mit schwingenden und dampfenden Fäßchen an blanken Ketten; von brennenden Kerzen, bald da, bald dort, von feinem Geklingel, Stimmengesumm und Gewandwechsel: Franziskanerkutten, Stolen aus starrendem Silberbrokat, Stolen aus weißem Atlas mit ausdrucksvoller Hochstickerei und Goldauflagen. In einer Reihe knieten die Neugeweihten vor ihrem Novizenmeister, in dessen Hände sie ihre Profeß ablegten. Acht tief geneigte, jugendliche Häupter neben einander; volle Haarkränze um die weiß schimmernden Tonsuren, Holzsandalen unter den nackten Füßen. Die härenen Kutten, gegürtet vom Lendenstrick, flossen in breiten, braunen Falten nieder. Jede einzelne dieser Jünglingsgestalten wie zerbrochen in der Ekstase ihrer Anbetung. Neben ihnen zog der weißbärtige Provinzial aller Blicke auf sich. Seitwärts vom Altare füllte die unbeschäftigte Geistlichkeit das altersdunkle Chorgestühl. Ganz vorn saß der Ehrengast, um dessentwillen diesmal so viel Pomp entfaltet wurde: der Bischof von Lesina, dessen jüngster Neffe Ilija heute als einer der acht Profeß that, um dann ins Sinjer Kloster selbst einzutreten. Scharf trat das vornehme Profil des bischöflichen Kopfes aus dem schwärzlichen Hintergrunde des Holzes hervor. Neben dem Oheim stand sein älterer Neffe, der ehedem Tomo Conte Bosdari geheißen hatte und jetzt, seit Jahresfrist, Frater Marcolin, der Bekenner, hieß. So schön und licht erschien er, wie einer von Fra Angelicos ernsten Engelknaben: blondhaarig und blauäugig im schneeigen Dominikanerkleide.

„In te, Domine, speravi; non confundar in aeternum!"

„Auf dich, Herr, habe ich gehofft; in Ewigkeit werde ich nicht zu Schanden werden!" psaltirte der Schülerchor; dann endete der hehre Lobgesang mit dem dreifachen „Amen" und den Responsorien. Wieder klingelte das feine Glöckchen und neue Weihrauchwolken wirbelten empor.

„Oremus! Lasset uns beten!" sprach der Priester am Altare und hob sein Buch.

Alles Volk sank zum murmelnden Gebete auf die Kniee nieder. Auch der Sohn mit der Last in seinen Armen beugte sich unbeholfen, ohne seine Mutter von sich zu lassen.

„Siehst Du ihn? Erkennst Du ihn?" fragte die Mutter hastig, als er sich schwerfällig wieder erhoben hatte, Schweißperlen vor der Stirn und um die Nasenflügel. Er fühlte ihr heftiges Zittern durch seinen eigenen Körper beben.

„Noch hab' ich ihn nicht gefunden. Gedulde Dich, Mutter; laß mich suchen."

Sie bog den Kopf ein wenig gegen seine Schulter zurück, damit er besser ausspähen könne, schloß ihre Augen, vor denen Goldfunken und Feuerflecke tanzten, und betete ihre heißesten Bitten zu Gott für ihren Liebling und Benjamin, den selbst ihr Mutterauge nicht wieder zu finden vermochte nach sieben ewigen Trennungsjahren.

Plötzlich öffnete das umstehende Volk den beiden eine schmale Gasse, und Milica neben sich, trug der Sohn seine Mutter bis dicht vor die Stufen und das Gitter, die den Hochaltar abschlossen. Da droben küßten die jungen Mönche, einer nach dem andern, die Füße des gekreuzigten Heilandes, zum Zeichen, daß sie sich selber gering achteten als die demütigsten Knechte ihres göttlichen Herrn und Erlösers.

„Ach, Stojan, mein Sohn! ach, sage mir's doch: welcher ist es?"

Sie hatte flüstern wollen und sprach laut in der Angst, ihr Kind, das dort am Altare, wie durch eine ganze Welt von ihr getrennt, kniete, möchte von hinnen gehen, ohne ihr sein liebes Antlitz nur einmal zugewendet zu haben.

„Mutter! Still — still — um Jesu willen!" raunte Stojan erschrocken und wich mit ihr zurück, Milica sich nachwinkend; denn der Bischof von Lesina hatte sich im Chorstuhl zuerst vorgebeugt, dann halb aufgerichtet, und musterte die rührende kleine Gruppe, die sich von allen anderen aussonderte, mit seinen lebhaften Augen. Wie freundlich und gütig diese Augen waren, das sah Stojan nicht. Er sah nur, daß ihr rascher Blick von seiner Person hinweg und über die Reihe der jungen Mönche hinlief. Auf demjenigen unter ihnen, der am höchsten gewachsen erschien, haftete der Blick.

„Mutter — ich weiß es," begann Stojan. In der nämlichen Sekunde aber erhob sich die geweihte Jünglingsschar von den Knieen, trat in eine andere Reihenfolge, so daß Stojan den kaum Gefundenen wieder verlor, und dann schritten sie, ohne daß einer von ihnen sein Angesicht gewendet oder aufgerichtet hätte, durch die eiserne Thür rechts vom Altare in den Kreuzgang hinaus, von Weihrauchduft und Kerzenträgern geleitet. Für eine kurze Minute flimmerte grüner Glanz von draußen herein: an den Säulen des Kreuzganges strebten Rose und Aristolochia, sonnendurchleuchtet, in Fülle empor.

Hinter dem letzten der Patres, die ihren jüngsten Brüdern auf dem Fuße folgten, ward die Eisenthür, trotz ihrer Schwere, geräuschlos ins Schloß gedrückt. Der Priester am Altare teilte dem Volke, das schon aus einander zu strömen begann, den Segen aus.

„I—i—i—te; mi—i is—sa e—est!" erklang es zum Schlusse in näselnden Kadenzen. Die Feier war beendet, die Kirche leerte sich im Nu.

Der junge Akoluth und einer der Diakonen, seine Stola noch über der linken Schulter hängend, warteten ehrerbietig, jedoch ungeduldig. Sie sollten den Bischof ins Kloster zurückgeleiten; er aber verzog ungebührlich lange. So wenigstens dachten die beiden frommen Seelen.

Der Bischof war vom Altare ins Schiff der Kirche herunter getreten. Er suchte nach dem großen Castellaner Burschen mit dem lieblichen, malerisch gekleideten Kinde und der gebrechlichen Mutter, die geweint und ihre gefalteten Hände gegen den Altar ausgestreckt hatte, als die eben Geweihten im Kreuzgang verschwanden. Wenn jene drei nicht mit Frater Paulus nahe zusammenhingen, so täuschte ihn nicht nur sein scharfes Auge, sondern auch sein Talent, Aehnlichkeiten zu entdecken. Der Castellaner war Frater Paulus, ins Alltägliche übersetzt.

Gern hätte er den armen Leuten geholfen, denn er war ein sehr warmherziger hoher Herr, der sich persönlich der liebevollsten aller Mütter erinnerte. Allein er fand die Gesuchten nicht und auch der Akoluth, den er zum Ausgang schickte, kehrte unverrichteter Sache zurück.

Er bedauerte das Mißlingen der guten Absicht und begab sich eilends ins Kloster hinüber. Der Provinzial war sofort nach dem Hochamte wieder abgereist; seine Inspektion hatte er gestern schon vollendet und er mußte noch drei andere Klöster im Lande besuchen. —

Während der Bischof Nachforschung hielt, saß Stojan mit Mutter und Schwesterchen längst in einem bescheidenen, halb türkischen Speisehause der Nebengasse und zwang die arme Mutter, die in ihren emporgeschlagenen Viereckschurz hinein schluchzte, unter ruhigem Zureden zur Annahme eines Imbisses.

„Du mußt essen, Mutter; versuche es wenigstens," sagte er wohl zwanzigmal und hielt ihr mit unermüdlicher Geduld den dampfenden Löffel entgegen.

„Ach! ach! ach! Wie kann ich essen! Mein Kind, mein einziger Sohn, mein Pavcice!" Weiter brachte sie nichts zu stande.

„Er ist nicht Dein einziger, Mutter! Ich bin auch da und noch drei sind in der Welt außerdem, die teil an Dir haben, Mutter."

Stojan nahm ihr Hand und Schürze von den weinenden Augen und umschloß ihre widerstrebenden Finger mit den seinigen; Milica, das hübsche Kätzchen, duckte sich an sie. Darauf aß die Mutter, verschluckte sich am ersten Bissen, weinte von neuem und that schließlich alles, was die Kinder verlangten.

„Und ich habe ihn nicht einmal gesehen!" Das schob sie in hilflosem Kummer zwischen jeden zweiten und dritten Löffelvoll ein.

„Aber Du wirst ihn sehen, gewiß, Mutter, ganz gewiß," tröstete Stojan. „Sieh, hier ist das heilige Buch, das ich unserem Pave vom Ehrwürdigen aus Trau zum Geschenk bringen soll. ‚Lege es ihm selber in seine Hand,' so hat mir der Ehrwürdige aufgetragen, als er mir's gab. Das werde ich dem Pförtner sagen. Ein wenig später, nach der Vesper, geh' ich zum Kloster und poche herzhaft an. Sie müssen mich doch zu ihm hinein lassen, den Bruder zum leiblichen Bruder."

„Nun, so wollen wir mit Dir gehen, mein Sohn," sagte Dume Slavora, schob den thönernen Napf mit den Kichererbsen in heißer Brühe von sich ab und faltete die Hände im Schoß. „Meine Augen haben ihn zuerst erblickt, als er die Wände beschrie, meine Augen sollen ihn auch vor den eurigen schauen, da er jetzt in Gottes Reich hineingeboren ist. Wir gehen mit einander."

„Gut, Mutter. Dein Wille ist heute auch der meine," antwortete Stojan, und so saßen die beiden am vergitterten Fensterchen des Speisehauses, dessen minder armselige Gäste in fettem Pilaf mit Hühnerfleisch schwelgten; sie redeten kaum, sondern warteten auf das Vespergeläut vom Turm der Klosterkirche herab. Milica spielte unterdessen mit Kate, der getigerten Mausekatze des Wirtes, so lustig, als sei sie hier ganz daheim.

„Gott wird geben, daß ich nicht sterbe, bevor ich ihn wiedergesehen habe," sagte die Mutter.

Da hob die Vesperglocke zu läuten an.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegschronik 1870–71.

18. August. Schlacht bei Gravelotte (St. Privat); die Armee Bazaines von ihrer Verbindung mit Paris abgeschnitten und auf Metz zurückgeworfen. — Französischerseits wird die Blockade der deutschen Seeküsten proklamirt.

19. August. Das große Hauptquartier in Rezonville.

20. August. Die Einschließung Bazaines in Metz vollendet. Prinz Friedrich Karl von Preußen übernimmt den Oberbefehl der Zernirungstruppen, der Kronprinz Albert von Sachsen denjenigen der neugebildeten vierten Armee. — Die Belagerung von Toul beginnt.

21. August. Mac Mahon, bei dem sich auch der Kaiser Napoleon befindet, bricht von Chalons auf und marschirt auf Rheims, wendet sich jedoch auf Befehl der Pariser Regierung nach Metz, um Bazaine zu entsetzen.

23. August. Das Bombardement von Straßburg nimmt seinen Anfang. — In der französischen Kammer, in der noch am 22. Graf Palikao erklärt hatte, daß die Nachrichten von Bazaine gute seien, schleudert Gambetta heftige Angriffe gegen das Vertuschungssystem der Regierung.

24. August. Beschießung von Verdun.

25. August. Die auf dem Vormarsch nach Chalons begriffene Maasarmee (4. Armee) wendet sich nach Norden, Mac Mahon entgegen. — Die Festung Vitry genommen. — Das große Hauptquartier in Bar-le-Duc.

26. August. Auch die dritte Armee rückt nach Norden ab. Das große Hauptquartier wird nach Clermont verlegt. — Ein Versuch Bazaines, in der Richtung nach Thionville durchzubrechen, wird von der Division Kummer abgeschlagen.

27. August. Die deutsche Maasarmee verlegt Mac Mahon den direkten Weg nach Metz. Reitergefecht bei Busancy.

Das Karl-Olga-Denkmal in Stuttgart.

(Hiezu die Abbildung Seite 861.)

Am 25. Juni, dem Tage der Thronbesteigung des verewigten Königs Karl von Württemberg, wurde in Stuttgart das dem Andenken des heimgegangenen Königspaares Karl und Olga gewidmete Denkmal enthüllt. Dasselbe hat seinen Standort in dem sogenannten botanischen Garten der königlichen Anlagen gefunden. Es ist nach den Entwürfen von Professor Helmhuber und Hofbildhauer Curfeß ausgeführt und zeigt im wesentlichen die Gestalt einer von Pfeilern getragenen, mit umlaufender Ruhebank versehenen Nische, die aus Kehlheimer Sandstein hergestellt ist. In der Mitte der Hinterwand sind, bekrönt von einem den ganzen Aufbau überragenden kränzespendenden Genius, die Reliefmedaillons des Königs Karl und der Königin Olga angebracht. Die Pfeilerreihe läuft an beiden Seiten in Eckpfeiler aus, welche mit Emblemen des Kriegs und des Friedens bekrönt sind. Auf den vorgelagerten Stufen ruhen die Wappenhalter des württembergischen Staatswappens, Hirsch und Löwe. Die Figur des Genius und die Medaillons sind in Bronzeguß hergestellt. Die Kosten des Denkmals belaufen sich auf etwa 50,000 Mark; hiervon sind 30,000 Mark von der Bevölkerung des Landes und der Residenzstadt Stuttgart aufgebracht worden.

Aphorismen.

Von

Joachim von Dürow.

Wir umgehen den Mann, der uns übel will, aber weit größer ist der Bogen um den, dessen Wohlthat uns drückt.

*

Die Würde im Tragen, die sich den Schicksalsschlägen gegenüber bewährt, hält nicht stand vor den kleinen Dingen, die den permanenten bitteren Geschmack im Munde geben.

Digitized by Google

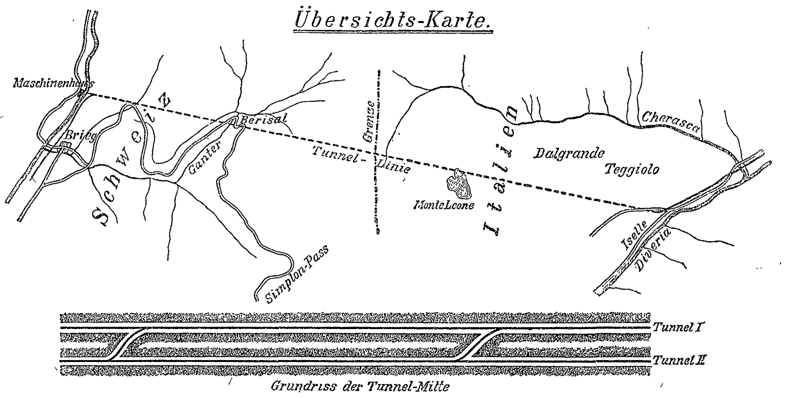
Der Simplontunnel.

Von

A. von Engelnstedt.

Jedes große Unternehmen, sofern es von Erfolg begleitet ist, pflegt Schule zu machen. So haben der Suezkanal den Panama-, Nicaragua- und Nordostseekanal, die Pacific- und transkaspische die sibirische Bahn, die Donauregulirung die gleiche Arbeit beim Dnjeper, der Mont-Cenis-, Gotthard- und Arlbergtunnel endlich den Bau des Simplontunnels gezeitigt, nachdem man sich fast ein volles Jahrhundert mit einer einzigen fahrbaren Straße, der auf Veranlassung Napoleons I. in der Zeit von 1804 bis 1806 erbauten Straße über den Simplonpaß aus dem Rhonethal über die penninischen Alpen in das Thal des Po, begnügt hatte.

Allerdings war die Notwendigkeit dieses Tunnelbaues schon lange erkannt worden, bisher hatten aber französischer



Grundriss der Tunnel-Mitte

Einfluß, handelspolitische, strategische und technische Schwierigkeiten immer hindernd entgegen gestanden. Erst als es einem Syndikat von Bankiers gelungen war, einen großen Teil der Jura-Bern-Luzerner und Suisse-occidentale-Simplon-Eisenbahn, bei denen bisher französisches Kapital überwiegend vertreten gewesen, käuflich zu erwerben und die französische Interessen vertretenden Direktionen durch andere zu ersetzen, wurde das Unternehmen ernstlich aufgenommen und verschiedene Projekte zur Verbindung der Linie Martigny-Brieg, von letzterer Station aus mit der Station Domo-d'Ossola der Linie Domo-d'Ossola-Novara zur Eisenbahn Mailand-Turin aufgestellt.

Sie gingen indessen meist von der Absicht aus, die Bahn im Zickzack bis zu einer bestimmten Höhe des Gebirgskammes zu führen und diesen letzteren selbst mittelst eines entsprechend kurzen Tunnels zu überschreiten, waren also von Haus aus schon nicht lebensfähig, weil sie unter diesen Bedingungen eine Konkurrenz mit den übrigen Alpenbahnen überhaupt nicht aufzunehmen vermochten. Um dieser Anforderung genügen zu können, war es nötig, die Bahn in gleicher Höhenlage mit den beiden Stationen beginnen und endigen zu lassen, deren Verbindung sie vermitteln sollte.

Auf dieser Basis schloß die Gesellschaft am 20. September 1893 mit den Herren Brandt, Brandau & Comp. den Vertrag für die Ausführung des Baues des Simplontunnels ab und reichte einen ausführlich bearbeiteten Entwurf mit allen Plänen und Belegen der Schweizer Regierung ein, welche das Projekt einer Kommission von Ingenieuren zur Prüfung vorgelegt und von deren Gutachten begleitet gegen Ende des Vorjahres zurückerhalten hat.

Darnach soll der Tunnel etwa einen Kilometer oberhalb Briegs vom linken Ufer der Rhone (siehe Uebersichtskarte) ausgehen und in der Richtung von Nordwesten nach Südosten unter dem Monte Leone das Gebirge durchbrechen, im Norden in einer Höhenlage von 687,3 Meter über dem Meeresspiegel beginnen, in seiner Mitte sich auf 705,3 Meter erheben und bis zu seinem Südausgang auf dem linken Ufer der Diveria wieder bis auf 633,9 Meter Meereshöhe senken. Die Gesamtlänge des Tunnels wird $19^{3}/_{4}$ Kilometer betragen, die italienisch-schweizerische Grenze ihn genau in der Mitte, 2133 Meter über seiner Mittellinie, kreuzen.

Die Höhenlage des Nordendes wurde durch den höchsten Wasserstand der Rhone bestimmt, wogegen es sich als zulässig erwies, den südlichen Ausgang auf gleiches Niveau mit der dortigen Fahrstraße zu verlegen. Als geringste zulässige Steigung, welche noch einen freiwilligen Wasserabfluß sichert, war im Interesse eines zweiseitigen Wasserabflusses vom Nordende bis zur Tunnelmitte mindestens das Verhältnis von 2:1000 für nötig erachtet worden, wogegen in der südlichen ein solches von 7:1000 erreicht wurde.

Der Tunnel soll mit kurzen Kurven beginnen und endigen, im mittleren Teile genau in gerader Linie laufen und in seiner Mitte, zwischen dem Aufstieg der nördlichen und dem Abstieg der südlichen Hälfte, eine horizontale Strecke von 41,6 Meter erhalten. Vergleichsweise wollen wir nur erwähnen, daß der Gotthardtunnel bei einer Länge von fast 15 Kilometer eine höchste Steigung von 5,42:1000, der Arlbergtunnel bei 10,74 Kilometer Länge eine solche von 15:1000 und der Mont-Cenistunnel bei 13 Kilometer Länge sogar eine solche bis zu 22:1000 besitzt.

Der Simplontunnel wird sich von allen anderen Alpentunnels wesentlich dadurch unterscheiden, daß er aus zwei Paralleltunnels mit 56 Fuß Abstand von einander bestehen wird, deren jeder bei einem Querschnitt von 250 Quadratfuß für ein einziges Geleise berechnet und, je nach Beschaffenheit der verschiedenen Gebirgsschichten, welche er durchbricht, mit einer nach Stärke, Konstruktion und Material verschiedenen gewölbten Bekleidung versehen sein wird.

So lange **ein** Tunnel (Tunnel I) dem Verkehr genügt, wird nur dieser auf die vorstehenden Abmessungen ausgebaut, dabei in Abständen von 100 Meter kleine Nischen zum Ausweichen für Bahnarbeiter, in Abständen von 1 Kilometer größere Räume zur Aufnahme von Signalapparaten und Lampen, endlich auf der ganzen Strecke verteilt vier große Räume zur Aufbewahrung der Materialien (Schienen und so weiter), Vorräte und des Handwerkszeuges der Bahnarbeiter enthalten.

Der Paralleltunnel (Tunnel II) erhält **vorläufig** nur in der Mitte, auf einer Strecke von 800 Meter Länge, ein Geleise, dieselben Abmessungen und gleiche Bekleidung wie der Haupttunnel; lediglich um das Kreuzen von Zügen innerhalb des Tunnels zu ermöglichen, wird dagegen in den Endteilen vorläufig nur auf einen Querschnitt von 86 Quadratfuß ausgebaut. Eine Bekleidung erhält er in diesen Teilen nur da, wo die Gebirgsformation dies nötig macht, denn er soll — ebenfalls vorläufig — nur der Ventilation dienen und den Hauptkanal für den Wasserabzug aufnehmen, in welchen die Wasserabzüge des Haupttunnels übergeleitet werden. Erst wenn der steigende Verkehr das Bedürfnis nachweist, auch den zweiten Tunnel in Betrieb zu nehmen, wird er wie Tunnel I ausgebaut, ist indessen schon von Haus aus in Abständen von 200 Meter durch Quergalerien (siehe Grundriß) mit diesem verbunden.

Die zu durchbrechenden Gesteinschichten sind der Bearbeitung mit Bohrmaschinen im allgemeinen recht günstig, auch sind Zwischenfälle, wie sie sich beim Bau des Gotthardtunnels ereignet haben, nicht wahrscheinlich; dagegen wird man auf der ersten, $1^{1}/_{2}$ Kilometer langen Strecke der Nordseite unter dem Thale der Ganter und auf der Südseite unter den Thälern der Cherasca, ebenso zwischen Pizzo Valgrande und Feggiolo, auf Wasser rechnen müssen.

Auch die Temperaturen, auf die man treffen wird, dürften sehr hoch sein, namentlich werden sie im mittleren Teile, etwa $6^{1}/_{2}$ Kilometer vom Nordausgange bis 2 Kilometer vom Südausgange, über die beim Gotthardtunnel vorgekommenen höchsten Temperaturen von 87 Grad Fahrenheit hinausgehen, wahrscheinlich sogar 104 Grad erreichen. Es ist indessen dafür gesorgt, daß den Arbeitsstellen in jeder Sekunde 1770 Kubikfuß Luft, außerdem unter hohem Druck Wassermassen zugeführt und letztere daselbst zu reichen Sprengungen verwendet werden können, so daß auf diese Weise eine angemessene Temperaturermäßigung sichergestellt ist.

Die Luft wird ebenfalls unter starkem Drucke in den an den vorletzten Quergalerien durch Thüren geschlossenen Tunnel II eingetrieben und streicht infolge dessen durch die Quergalerien und durch den Tunnel I, der auf diese Weise ausgekühlt wird.

Die nötige Wasserkraft liefert für den nördlichen Teil des Simplontunnels die Rhone und der Steinenbach, für den südlichen der Zwischenbergbach, die Cherasca und die Diveria. Auch sie wird, wie die Luft, durch Tunnel II geleitet und dient, neben Kühlzwecken, zugleich zum Fortschwemmen der Steinsplitter. Der Steinenbach wird bei Berisal durch ein 700 Meter tiefes Bohrloch in den Tunnel II geleitet und führt demselben in jeder Sekunde etwa 100 Liter Wasser zu. Während im Tunnel I die gefüllten Arbeitslowrys verkehren, benützen die geleerten den Tunnel II.

Der erste Tunnel soll innerhalb $5^{1}/_{2}$ Jahren beendet sein, wogegen die Bauzeit für den zweiten Tunnel auf vier Jahre, vom Tage des Beginnes dieser Arbeit an gerechnet, bemessen ist. Die Arbeit muß Tag und Nacht, an Sonn- und Wochentagen ununterbrochen weitergeführt werden, und es sind mit den Unternehmern folgende Baukosten vereinbart worden:

1) für die Vorarbeiten	5 000 000	Mark,
2) „ „ Hauptlinie mit Parallelgalerie	38 000 000	„
3) für die Vollendung der zweiten Linie	12 000 000	„
Summa	55 000 000	„

Nicht eingeschlossen sind in diese Summe die Kosten für den Erwerb von Grund und Boden für Gebäude, für den Bau dieser letzteren und für die Materialien zum Legen der Schienen, beziehungsweise für die Beschotterung des zweiten Geleises. $^{3}/_{4}$ Kilometer vom Nordeingange des Tunnels soll eine neue Station Brieg erbaut werden, welche als Zollübergangsstation designirt ist und mit entsprechenden Baulichkeiten und Einrichtungen ausgestattet werden wird (8 Schienengeleise). Ebenso wird, 400 Meter vom Südeingange entfernt, eine Station Iselle, als Kreuzungsstation mit 4 Geleisen versehen, eingerichtet werden.

Als Sicherheit haben die Unternehmer schon jetzt die Summe von 800 000 Mark hinterlegt, welche mit Beginn der Arbeiten durch Einbehaltung von 7 Prozent des Betrages der Monatszahlungen für Fertigstellung des kontraktlichen Monatsaccords nach und nach auf 4 Millionen Mark erhöht, nach Abnahme des ersten Tunnels auf 1 600 000 Mark, nach zwei Jahren auf 800 000 und nach weiteren drei Jahren auf 400 000 Mark ermäßigt werden soll. Diese letztere Summe bleibt noch zwei volle Jahre nach Beendigung der ganzen Arbeit als Garantie deponirt.

Sobald der Bau des zweiten Tunnels begonnen ist, wird das Depositum in bisheriger Weise abermals bis auf 1 200 000 Mark erhöht und 400 000 Mark bleiben noch volle zwei Jahre, nach Beendigung aller Arbeiten, als Garantie deponirt.

Für jeden Tag späterer Fertigstellung der Arbeit zahlen die Unternehmer eine Buße von 4000 Mark, aber sie empfangen die gleiche Summe auch für jeden Tag früherer Beendigung.

Der Vertrag erlischt, sobald die Unternehmer zurücktreten oder zu irgend einer Zeit durch eigenes Verschulden hinter dem kontraktmäßig festgesetzten Arbeitspensum zurückbleiben, und in diesem Falle verfällt die Kaution. Dagegen sollen die Unternehmer nicht verbindlich sein im Falle eines Krieges zwischen Italien und der Schweiz, infolge einer Epidemie oder eines allgemeinen Strikes.

Endlich können die Unternehmer keinerlei besondere Ansprüche aus Anlaß unvorhergesehener Schwierigkeiten erheben, als da sind: Einbruch von Wasser, hohe Temperaturen oder ungünstige Bodenverhältnisse. —

Sommerabend.

Flimmernde Schwüle schläft über dem Thal,
Purpurn lodert der Tag zur Neige;
Grüßend noch huscht ein verlorener Strahl
Durch die hängenden Haselzweige;
Lüftern von flötendem Werbelaut
Bläht sich im Flieder die Nachtigallbraut.

Ueber den Nelken noch flirrt es empor:
Sonnenmüde zwei Schmetterlinge!
Leise zittert der Abendflor
Ueber die leuchtenden Flügelringe.
Drüben am Weiher in bläulichem Glanz
Schlingen die Mücken den Abendtanz.

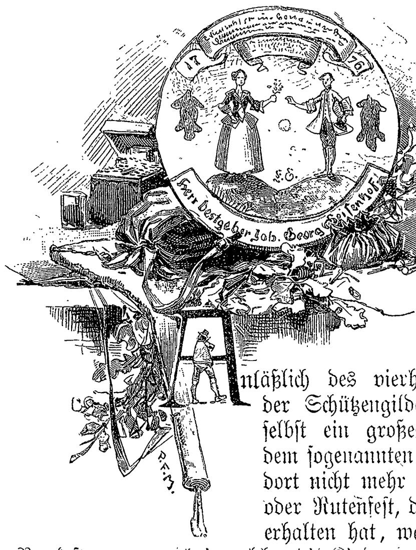
Heilige Stille . . . Ich halte Rast
In der dämmernden Geißblattlaube;
Neben mich schmiegt sich ein lieblicher Gast,
Frieden im Auge, mein Kinderglaube.
Duftige Lüfte, so schwül und so weich,
Kosen . . . . . Ich sitze im Himmelreich!

Paul Grotowsky.

Das Rittenfest in Landsberg am Lech.

Text und Abbildungen von

P. F. Messerschmitt.



Anläßlich des vierhundertundfünfzigjährigen Bestehens der Schützengilde in Landsberg am Lech fand daselbst ein großes Schießen statt, verbunden mit dem sogenannten Rittenfest, das seit fünfzehn Jahren dort nicht mehr gefeiert worden war. Das Ritten- oder Rutenfest, das sich seit mehreren Jahrhunderten erhalten hat, war ursprünglich eine Frühlingsfeier, bei welcher die Kinder, mit grünen Zweigen geschmückt, vor die Thore der Stadt zogen.

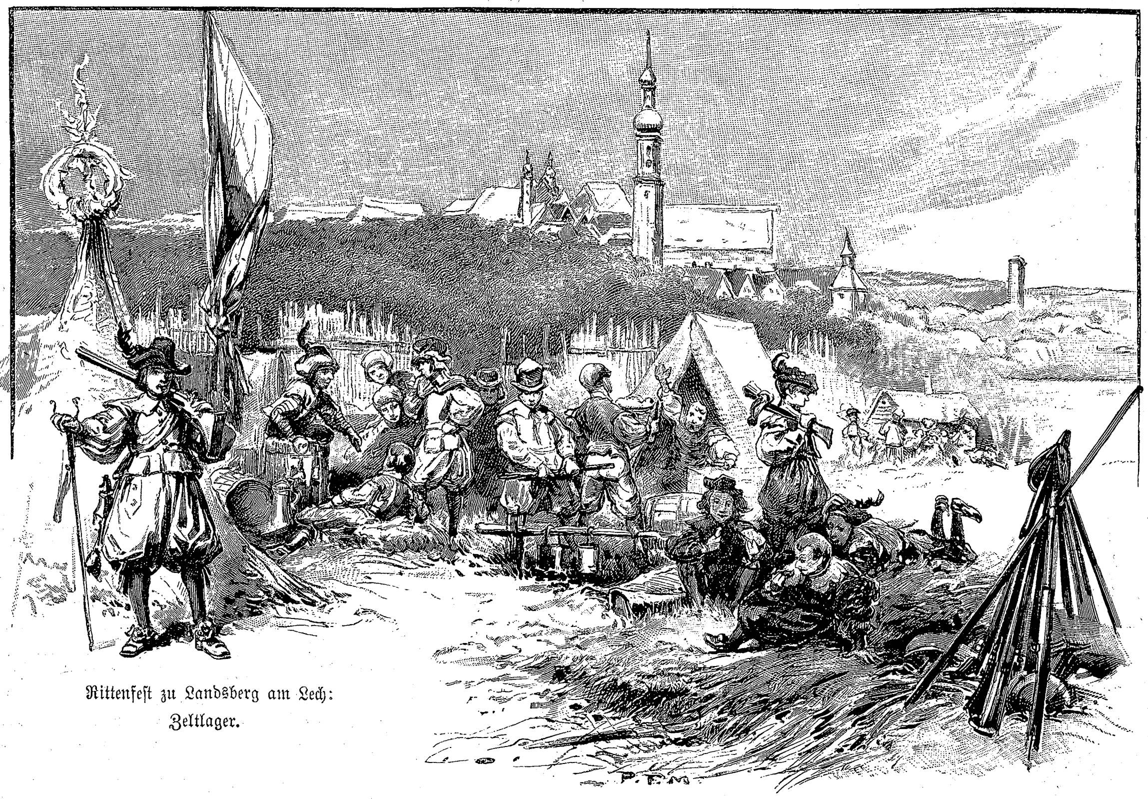
Schon mehrere Tage vor dem eigentlichen Hauptfesttage begann das Leben in der Stadt; aus allen Teilen Bayerns strömten die Schützen herbei, um mit scharfem Aug' und sicherer Hand nach der Scheibe zu schießen. Den Siegern winkten eine große Menge Ehrengaben, welche im alten Rathaussaale vorderhand zur Schau standen und einen Wert von über sechstausend Mark repräsentirten. Schützenhaus und Schießstand sind zum Festplatz umgewandelt, reich dekorirt mit Fahnen, Tannen, Scheiben, worunter die originellste,

Digitized by Google

aus dem vorigen Jahrhundert stammend, die Anfangsvignette mit vorstehender Inschrift zeigt:

„Erwählt ein Gerber mich zur Braut,
So kriegt er eine gute Haut;
Ich wär' ihm aber gar nicht hold,
Wenn er mein Leder gerben wollt'.

Weil du mir bist die Liebste hier,
So hast jetzt diesen Ring von mir;
Weil ich dir bin die Liebste hier,
So hast du gleich die Ros' von mir."



Kinderfest zu Landsberg am Lech: Zeltlager.

Landsberg ist der rechte Ort, Feste zu feiern. Herrlich an den Ufern des Lech gelegen, hat es sein ehrwürdiges Aussehen durch Jahrhunderte bewahrt und seine alten Mauern und hochaufragenden Türme sind Denkmäler aus längst verflossenen, ereignisreichen Zeiten. Die hohen gotischen Häuser mit Treppengiebeln, die stattlichen Renaissancebauten und die Häuschen aus der beweglichen Zopfzeit, das alles war noch mannigfaltiger geworden durch den prächtigen Schmuck, welchen die Einwohner ihren Behausungen gegeben hatten. Guirlanden, Kränze, Fahnen gaben den Straßen ein festliches Gepräge, dazu ein kolossaler Zuzug von fröhlichen, schaulustigen Menschen.

Der hauptsächlich aus Kindern (über sechshundert) bestehende Festzug stellte in seinem ersten Teil die Zeit vor Erfindung des Schießpulvers dar, während die zweite Abteilung Bilder aus dem Schützenwesen nach Erfindung desselben enthielt. — Eröffnet wurde der Zug durch Festreiter und einen Knaben zu Pferd als Herold, der das Panier der Stadt trug, gefolgt von dem Frühlingswagen. Dieser war reich mit grünen Zweigen geschmückt, und reizende als Blumen und Schmetterlinge verkleidete Mädchen umtanzten den in der Mitte prangenden Maibaum. In eine Ecke unter Eis und Schnee hatte sich griesgrämig der Winter zurückgezogen, während die Sonne stolz als Siegerin auf hohem Throne saß. Dann kamen in farbigen Gewändern, Barette auf den Köpfen, die Bogenschützen, die Armbrust auf den Schultern, in den Gürteltaschen die Stahlbolzen. Auf einem Wagen war zu sehen der beste Bogenschütze, wie er nach dem Apfel auf dem Haupte seines Knaben zielt — Wilhelm Tell. Hierauf folgte der Wagen des heiligen Hubertus, ferner kamen verschiedene Scenen aus dem Leben Rudolfs von Habsburg zur Darstellung.

Festwagen.

Der zweiten Abteilung voran zog ein Fähnlein Landsknechte, geführt vom Hauptmann zu Pferd; Trommler und Pfeifer spielten die charakteristischen Weisen alter Landsknechtsmärsche.

Hieran schloß sich ein Jagdzug aus dem vorigen Jahrhundert. Die kleinen Rokoko-Herren und Damen in weißen Perücken und in farbigen, gestickten Kostümen, umgeben von Piqueuren, Schützen und Jagdspießträgern, gewährten ein ungemein frisches Bild. Den Kriegswagen, ausgerüstet mit Kanonen und Schießbedarf, belebten eine Menge jugendlicher Krieger aus der Neuzeit; doch schon die Aufschrift des Wagens sagte, daß die Soldateska weit weniger gefährlich sei, als sie aussah, denn:

Jagdzug.

„Ich bin ein Schütz',
Sag's unumwunden,
Doch hab' ich's Pulver
Nicht erfunden."

Nunmehr folgte ein Wagen mit einer Almhütte, eine Episode aus dem Jagdleben des Prinzregenten Luitpold von Bayern, eine Waldmesse darstellend. Den Schluß machten eine Huldigungsgruppe und Volk. Dies letztere wurde gebildet von Kindern, die im Zuge keiner besonderen Gruppe zugeteilt waren, und hier sah man die reizendsten ländlichen Kostüme aus allen Gauen Bayerns in mehreren sehr hübsch aufgeputzten Wagen.

Soldatentypen.

Nach Beendigung des Aufmarsches zog Alt und Jung hinaus auf den Schafbräukeller, der, herrlich gelegen unter schattigen Bäumen, ein prächtiges Panorama der an den Höhen sich hinziehenden Stadt bildet. Hier wurden den Kleinen die wohlverdienten Erfrischungen gereicht, denn der Tag war heiß und die Kinder wegen der ungewohnten Anstrengung müde. Nichtsdestoweniger entwickelte sich alsbald ein reges Leben. Dem Glückshafen, den Caroussels und Schaukeln wurde fleißig zugesprochen, und bis in den Abend hinein dauerten Spiel und Gesang. Einen eigenen Reiz bot das von den jugendlichen Landsknechten aufgeschlagene Lager. Vor Zelten standen Fahnen, Waffenpyramiden, Trommeln und sonstiges Kriegswerkzeug, herum lagerten auf Stroh die Söldner, hier friedlich geeinigt Wurst und Brot tapfer verzehrend.

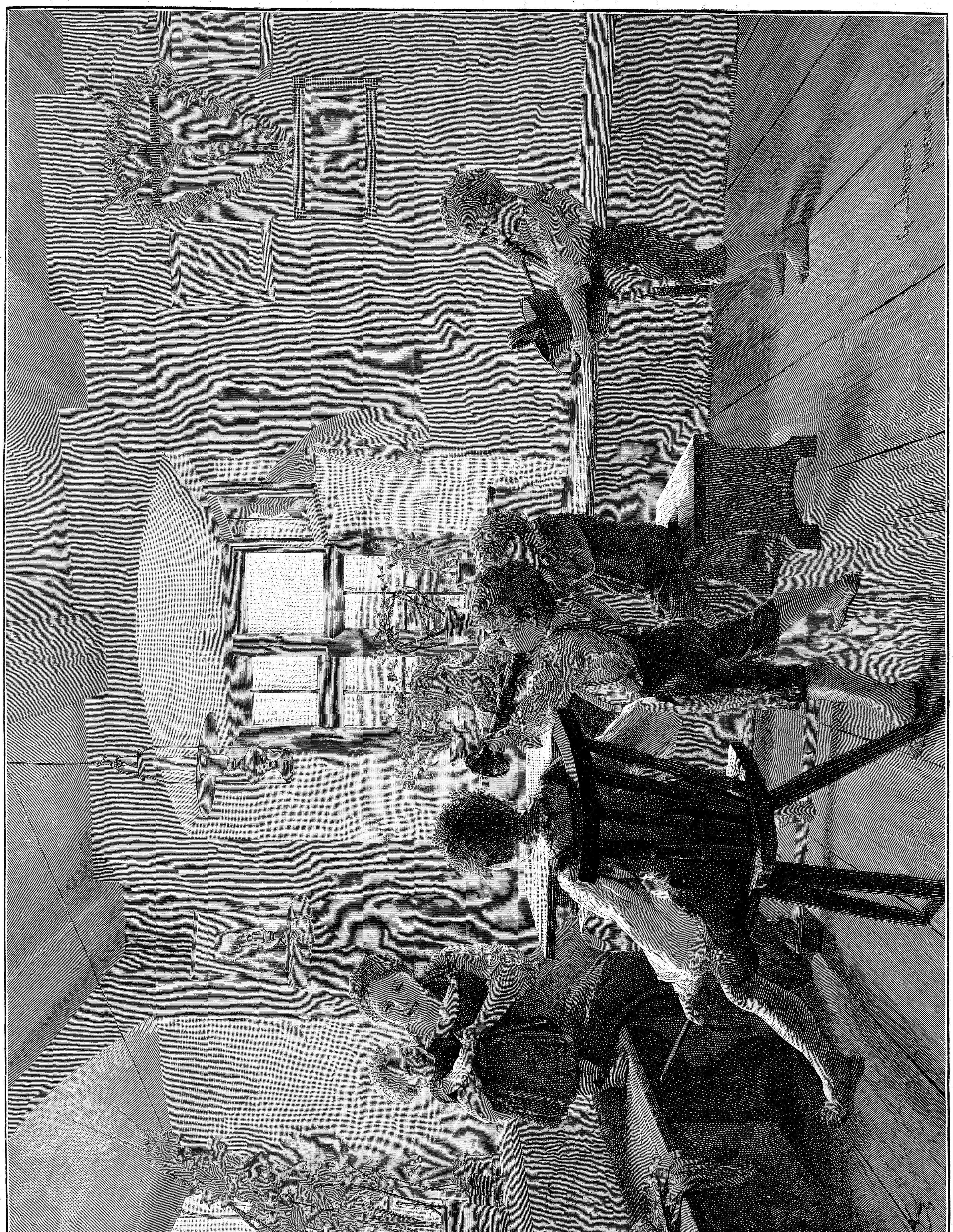
Das Fest war in allen Teilen ein gelungenes, und sicher werden die Teilnehmer wie die Zuschauer sich mit Vergnügen der angenehm verbrachten Stunden erinnern. Das Fest soll in Zukunft in ähnlicher Weise alle fünf Jahre stattfinden.

Spruch.

Murillo bot — erzählt man — arm von Haus,
Auf off'nem Markt die Erstlingswerke aus.
Noch heut darf mancher, der sich durchgeschlagen
Gleich ihm, die volle Lorbeerkrone tragen;
Und andre, die des Glückes Arm umschlungen,
Sie haben kaum ein Zweiglein sich errungen.

A. Stier.

Digitized by Google



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Von der diesjährigen großen Berliner Kunstausstellung: G. Jakobides: Die Hauskapelle.

Digitized by Google

Flittergold?

Novelle in Briefform

von

C. Schroeder.

(Fortsetzung.)

Ich unterbrach ihn mit erschrockenem Kopfschütteln. Ich durfte es ja nicht leiden, daß sich der arme Mensch so ohne denkbaren Erfolg weiter quälte und mühte.

„Sie wollen nicht, Sophie?"

„Es würde ja nichts nützen!"

„So grausam sicher sind Sie Ihrer Gefühle auf einmal — so für alle Zukunft sicher?"

Ob er mir jetzt auch vollständig gleichgiltig war, sein Schmerz ergriff mich doch, Lani. Wer kann auch einen Menschen leiden sehen?

„So für alle Zukunft sicher?" fragte er, und als ich nur stumm mit dem Kopfe nickte: „Wie ist es möglich?"

Entsetzlich peinlich war es, aber mit irgend einer Erklärung mußte ich heraus.

„Was — ich an Ihnen — liebte — zu lieben glaubte," stotterte ich gesenkten Antlitzes, mit glühenden Wangen, „war — waren Dinge — oberflächliche Dinge, die jetzt — die für immer ihren Wert für mich verloren haben."

„Ich verstehe Sie nicht," entgegnete er dumpf.

Es wäre auch ein Wunder gewesen, wenn er mich verstanden hätte, aber sollte ich ihn beleidigen und mich in den Staub erniedrigen durch das Bekenntnis, daß ich im Grunde an ihm nicht viel mehr geliebt hatte, als die bunte Jacke, die er getragen? Das that ich nicht — um keinen Preis!

Er wartete eine Weile. „Deutlicher wollen Sie mir's nicht machen?" fragte er dann in bitterem Ton.

„Ich kann nicht," murmelte ich.

„Und damit soll ich gehen — auf Nimmerwiederkehr gehen?!"

„Ich — bitte Sie darum!"

Er that mir den Gefallen. Langsam löste er den Blick von meinem Antlitz, zum stummen Abschiedsgruß neigte er den Kopf.

Es war etwas in der Geberde, das mich tiefer beschämte, als die heftigsten Vorwürfe es gethan hätten. Und wie er jetzt zur Thür hinausschritt, war etwas in seiner Haltung, in seinem Anstand, etwas Edelstolzes, Königliches, daß ich „den langen, braunen, hageren Gesellen" durchaus nicht mehr in ihm sehen konnte. Es verursachte mir ein seltsames Unbehagen, ich tastete in Gedanken nach meinem Spruch. „Das Schöne ohne das Gute ist wertlos wie —"

Aber mein Spruch paßte auf einmal so merkwürdig schlecht. Das Gute hatte dem Schönen ja gar nicht gemangelt im vorliegenden Fall, das vermeintliche Flittergold war echtes Edelmetall gewesen. So ehrlich die Werbung, so treuherzig jedes Wort, jeder Blick, der sie begleitete.

Und diesen ehrlichen, ernsten Bewerber hatte ich mit kurzen, kühlen Worten fortgeschickt. Für seine bunte Jacke hatte ich mich begeistert, das Herz, das darunter schlug, hatte mich kalt gelassen. So war ich — solch ein leichtsinniges, oberflächliches, unwürdiges Geschöpf. Der flimmernde Schein that mir's an; für das Gute, wenn sich mir's bot, hatte ich kein Verständnis.

Das sagte ich mir und vergoß über meine eigene Wertlosigkeit eine Thräne, während unten die Hausthür schlug.

Da ging er hin, quer durch das Gärtchen. Ich wünschte ihn nicht zurück. Ich liebte ihn nicht und würde ihn niemals lieben, aber ich hätte jetzt auf einmal so unbeschreiblich gern seine Verzeihung gehabt.

Freilich — wenn er mir in Worten auch verzieh — im Grunde der Seele trug er doch die Verachtung fort, die ich verdiente und die er ein Recht hatte zu fühlen.

Ich sah sie ja jetzt schon deutlich genug, diese Verachtung — in seinem stolzen, gelassenen Schritt sah ich sie, in der Art und Weise, wie er den Kopf trug, in der raschen Bewegung, mit der er aus der Pforte bog, ohne den Blick noch ein einzigesmal zurückgewandt zu haben.

Niedergeschmettert warf ich mich auf einen Stuhl, das Gesicht barg ich in den Händen, und während meine Thränen unaufhaltsam zu fließen begannen, fragte ich mich, ob auf der Gotteswelt wohl noch ein zweites Mädchen meines Schlages existire, ein Mädchen, das sich in das Aeußere eines Mannes leidenschaftlich verliebte, das sich aber von ihm wandte, auf einmal alles Interesse an ihm verlor, sobald sich's herausstellte, daß zu des Mannes Aeußerem das Innere harmonisch stimmte.

Ich gelangte zu dem Schluß, daß ich wohl einzig in meiner verkehrten Art sei, und hatte mich wegen dieser Thatsache noch nicht halbwegs beruhigt, als irgend ein Gegenstand, der am Boden lag — ein Stock, ein Handschuh, ich weiß nicht mehr, was es war — mir meinen Franz in das Gedächtnis zurückrief.

Nun kam ich mir vollends wie ein verlorenes Geschöpf vor. Meinen Bruder, meinen einzig geliebten, mit seiner Not und Pein hatte ich vergessen können über einem Fremden, über mir selber!

Außer mir sprang ich in die Höhe. Wieder wie vorhin begann ich das Zimmer zu durchmessen, ruhelos, wie ein Tier in seinem Käfig.

Eine alte Uhr in der Ecke pendelte den Takt zu meinen Schritten, eine grausam unerbittliche Uhr. Immer wieder war sie mit einer Viertelstunde fertig und holte zu schrillen Schlägen aus, die wie Hohn auf meine Angst klangen.

Ich ertrug es nicht länger. An meinen Schrank stürzte ich und riß Hut und Mantel heraus. Was ich wollte? Hinaus — ihn suchen. Es war ja ganz unmöglich, daß er noch bettelnd bei dem reichen Mann saß, aber es war möglich, daß —

Er hatte gesagt, daß er den Verlust seiner Ehre nicht überleben werde, und draußen vor der Stadt war ein Wiesengrund mit einem erlenumschatteten, schlängelnden Bach. An dem Bach hatten wir als Kinder oft gespielt und dort war es einsam und still. Wenn er es that, dann that er es da und wenn ich nicht eilte, dann kam ich zu spät.

Ich flog, mehr als ich ging, auf die Thür zu, aber noch bevor ich sie erreichte, ward sie weit aufgerissen und der, den ich schon im Geiste mit einer Kugel in der Schläfe hatte daliegen sehen, stand auf der Schwelle — bleich zwar noch immer, aber mit einem frohen Leuchten in den Augen.

„Franz!" schrie ich auf und wollte ihn in die Arme fassen, aber die unbändige Freude benahm mir die Kräfte und ich sank schluchzend an ihm nieder.

Er hob mich empor und trug mich auf das Sofa.

„Nur still," tröstete er, mir mit bebender Hand die Haare streichelnd, „es ist ja gut — alles gut jetzt."

„O, der edle, edle Mann!" schluchzte ich an seiner Schulter. „Und ich habe ‚dem Geizhals, dem alten Peters', wohl ein dutzendmal eine Faust geballt, während ich hier in qualvoller Ungeduld im Zimmer herumraste!"

Der Bruder sah mich an mit einem sonderbaren Lächeln.

„Ach! ich möchte es ihm abbitten," fuhr ich reuig fort, „ich möchte hin und ihm danken — auf den Knieen, Franz!"

„Das laß nur hübsch bleiben," lautete die trockene Entgegnung. Und als ich verwundert aufsah: „Der edle Mann wünscht keinen Dank." Dann nach einer Pause, mit einem tiefen Atemzuge, in ernstem Ton: „Es war ein furchtbarer Alp, nun ist er fort und nun gelobe ich's hier in Deine Hand, Schwester: Nie im Leben rühre ich wieder eine Karte an!"

Er hat den Schwur gehalten bis zu dieser Stunde, und er wird ihn weiter halten, das weiß ich.

Als wir am Nachmittag jenes denkwürdigen Tages in unserer Geißblattlaube saßen — die Septembersonne schien noch so warm — und die Mutter sich, nichts ahnend, der seltenen und darum doppelt beglückenden Gegenwart ihres Sohnes freute, entschlüpfte mir plötzlich ein Lachen. Ich hatte in meinem Nähkorb gekramt und war auf eine Visitenkarte gestoßen.

„Was gibt's?" erkundigte sich Franz, von seiner Kaffeetasse aufblickend.

„Gar nichts," log ich, die Karte hastig wieder beiseite schiebend. Daß mir der Gedanke, ich hätte unter Umständen einmal Frau Emanuel Chrysikópulos heißen können, so unbeschreiblich komisch vorgekommen war, durfte ich ihm doch nicht sagen.

Dies war und blieb übrigens meine einzige Heiterkeitsanwandlung in jener Richtung, Lani. Ich mochte mir's noch so oft wiederholen, daß es vollkommen gleichgiltig sei, ob in einem obskuren Ländchen, da ganz unten in Europa, ein Mensch meiner mit Verachtung gedenke, es half mir gar nichts. Der Grieche blieb ein wunder Punkt in meiner Erinnerung. Ich hatte mich schlecht gegen ihn benommen. Weil ich mich aber schlecht gegen ihn benommen hatte und deshalb jedesmal, wenn er mir einfiel, einen unangenehm roten Kopf bekam und ein noch viel unangenehmeres Gefühl im Herzen, deshalb haßte ich ihn schließlich — ihn, seine ganze Nation und das obskure Ländchen da unten in Europa dazu.

Was sagst Du, Lani? Ein schlechtes Zeichen, das Merkmal einer unedlen Seele, wenn wir einen Menschen hassen, weil wir ihm unrecht gethan haben? Ja, Kind, das sah ich in verständigen Momenten auch sehr wohl ein, aber mein Haß wich und wankte darum doch nicht.

Und nun? Nun konnte ich mir ja gratuliren, daß er sich tapfer gehalten hatte! Don Juan war ja, wie sich's herausstellte, wirklich Don Juan gewesen. Bereits seit mindestens zwei Jahren mit einer andern verlobt, hatte er sich gütigst auch noch mit mir verloben wollen. „Andere Städtchen, andere Mädchen," hatte er gedacht. „Wenn ich zu meiner Allerschönsten zurückreise, werde ich das deutsche Gretchen schon los."

Ich gratulirte mir auch, Lani. Ich war stolz auf meinen Haß und stolz auf mich, als ich mich am Abend nach dem Weinbergabenteuer auf mein Lager streckte. Daß ich bei aller Selbstzufriedenheit so gar nicht zum Schlafen kam in jener Nacht, das schob ich auf die Hitze, auf meine von den vielen eingebildeten Gefahren, vor denen ich gezittert, noch zu erregten Nerven . . .

*

„Wie heißt sie denn eigentlich, Deine Allerschönste von Patras?" Mit diesen etwas spöttisch herausgestoßenen Worten hielt ich Franz am nächsten Morgen auf, als er im Begriff stand, das Zimmer zu verlassen, in dem wir gemeinsam gefrühstückt hatten.

„Meine Allerschönste?" fuhr er stirnrunzelnd herum.

„Oder besser, die Deines ritterlichen Freundes?"

„Du legst einen verteufelt sarkastischen Nachdruck auf das Beiwort!" grollte er mit ungewöhnlich gerötetem Gesicht.

„Wo denkst Du hin? Wie sollte ich unwürdiges Geschöpf mir wohl erlauben —"

„Sophie, willst Du mich ärgern?"

„Gott bewahre, ich will nur wissen, wie sie heißt."

Mit einem Ruck hatte er sich umgedreht. „Irene Melás," brummte er, während er die Thür hinter sich ins Schloß fallen ließ.

Irene Melás also. Das nähere über sie bekam ich im Laufe des Tages aus der Tante heraus.

Ob sie wirklich so schön sei? O ja, ein recht niedliches Mädchen, aber vor allen Dingen reich — enorm reich, meinte die Tante. Der Vater habe in früheren Jahren tüchtig Wein gebaut und exportirt, nun sitze er in einer Marmorvilla und zähle seine Millionen. Als einfacher Bauernjunge sei er übrigens auf die Welt gekommen, der alte Melás, Schulbildung besitze er nicht für einen roten Heller. Ob man trotzdem mit ihm verkehre? O ja, doch, Standesunterschiede existirten ja nicht im Lande, der Arme duze sich ganz ungenirt mit dem Reichen, der Ungelehrte mit dem Gelehrten. Und so ein Grieche, wenn er wie dieser aus Prinzip oder aus Klugheit bei seiner Nationaltracht bleibe und bei seiner Landessprache, dann sei er auch präsentabel — merkwürdig, wie präsentabel er dann sei, selbst in den feinsten Salons. Daß ich Vater und Tochter noch nicht getroffen habe, die Zeit her? Nun, sie seien verreist gewesen, nach Korfu hinüber, wo die ärmliche Verwandtschaft wohne, für die der Alte allzeit eine offene Hand habe. Ja wohl, ein guter Mensch, ein gediegener Charakter. Ich würde ihn ja kennen lernen — heute abend wahrscheinlich schon. Sobald

Digitized by Google

sich der junge Chrysikópulos am Ort befinde, sei es zwischen den beiden Familien ein tägliches zwangloses Hinundher von Besuchen. Ein Neffe des Alten — der Manuel — das heißt ein leiblicher Neffe wohl im Grunde nicht, der Sohn irgend eines korfiotischen Vetters. Ein prächtiger Freund für den Franz, ein ernstes, ruhiges Gegenstück zu diesem. Ein kluger Kopf nebenbei. Für den Handel habe er sich nicht begeistern können. Griechenland mit einem Schienennetz durchziehen zu helfen, damit es auch, was die Verkehrswege betreffe, hinter keinem andern Lande Europas zurückstehe, das sei die Aufgabe, der er zur Zeit seine Kräfte widme. Ein recht gutes Brot, das so ein Eisenbahningenieur verdiene — zu großem Reichtum gelange man freilich nicht auf dem Wege. Aber der Reichtum liege ja auch in Manuels Fall schon bis zum Uebermaß gehäuft im Geldschrank des alten Melás, dessen einzige Tochter und Erbin ihm bereits von ihren Kinderjahren an verlobt sei . . .

Die Tante ist eine herzensgute Frau, aber wenn sie einmal einen Gesprächsfaden erfaßt hat, dann spinnt sie ihn fort und fort bis in die unerträglichste Langweiligkeit hinein. Da hilft alles nichts, man muß schon dazwischen fahren, um ihn zum Reißen zu bringen. Das that ich denn auch in diesem Fall. Ich weiß nicht mehr, was ich sagte, um von dem ewigen Manuel weg zu kommen, aber ich sagte etwas, und dann ging ich in mein Zimmer und ließ meine Abendtoiletten Revue passiren.

Der Onkel hatte mir ein reizendes Kleid geschenkt, von ganz blaßblauer indischer Seide, daunenweich und in eine Nußschale zu pressen. Es ließ Hals und Arme unbedeckt, glitt in schimmernden Falten an mir nieder und in sanften Schlangenwindungen noch ein Stückchen über das Parket hinter mir drein.

Ich gefiel mir in dem Kleid und ich zog es an.

Franz war der erste, der mir im Salon begegnete.

„Alle Wetter!" rief er in hellem Erstaunen, den Kopf in den Nacken biegend. „Ist's auf einen Ball abgesehen?"

„Unsinn!" versetzte ich kurz und schritt weiter.

„Entzückend!" äußerte der Onkel bei meinem Anblick. „Blau, wie der Himmel Deutschlands! Habe ich nicht recht?" wandte er sich an den Herrn, mit dem er sich unterhielt.

Es war ein junger Grieche mit gelbem, frühzeitig bartüberwuchertem Gesicht. Papakiridopulos hieß er. Das fiel mir, nun ich einige Wochen im Lande zugebracht hatte, gar nicht mehr komisch aufs Ohr. Die Namen, die allabendlich in unserem Salon durch die Luft schwirrten, endigten fast sämtlich auf opulos und waren wie mein Arm so lang.

Da das Blau auf meinem Kleid nur wie ein bläßlicher Hauch lag, so geschah dem Himmel Deutschlands eigentlich unrecht, aber der Vergleich war für beide Teile schmeichelhaft gemeint, das bewies des Onkels Miene und das verzückte Augenverdrehen, mit dem Herr Papakiridopulos, der bis vor kurzem in Bonn studirt hatte, seine Zustimmung gab.

Franz, der hinzugetreten war, fühlte sich gleichwohl berufen, für den deutschen Himmel eine Lanze zu brechen und dann, nach einem kurzen, spöttischen Seitenblick auf mich, mit brüderlicher Grobheit zu erklären: „Vergißmeinnicht in Milch gestippt, ist mein Eindruck."

„Schäme Dich!" lachte der Onkel und die Tante tröstete:

„Ach was! Das ist gar sein Ernst nicht, Sophie, Du kannst es mir glauben."

Ich glaubte es ihr, ich glaubte es meinem Spiegel oben, ich glaubte es am allermeisten den bewundernden Blicken, die mich von rechts und links her trafen, und ich geriet in eine immer fröhlichere Stimmung, schaute immer zuversichtlicher nach der Thür hin.

Endlich that diese sich auf und — von ihrem Vater und ihrem Verlobten begleitet — erschien Fräulein Irene Melás. Es durchfuhr mich mit plötzlichem Schreck, denn ich sah die schöne Helena, die mir gestern nachmittag vor der Stadt begegnet war.

Ob ich in Gedanken gar nicht auf sie gekommen war? O doch! aber die Tante hatte mich von meinem Argwohn abgelenkt, sie hatte diese Schönheit von Gottes Gnaden ja einfach ein „niedliches Mädchen" genannt. Sie war nur eine nüchterne Frau — die Tante — aber ich hatte doch noch mehr auf ihr Urteil gegeben, als auf das des Bruders, der in meiner Erfahrung schon hundertmal Göttinnen gesehen hatte, wo nur mäßig hübsche Backfische gewesen.

All meine stolze Sicherheit war auf einmal dahin. Ich kam mir reizlos und erbärmlich vor. Mein Kleid ward zum Aschenbrödelsack vor dem ihren, denn sie trug wie gestern das Nationalkostüm, nur in einer noch prächtigeren Ausgabe. Leuchtende Seidenröcke fielen über einander herab, kostbare griechische Spitzen zierten die Aermel, auf dem rabenschwarzen, üppigen Haar flammte ein roter Fez mit bis auf die Schulter herabhängender Goldquaste.

Seinen geliebten Manuel hatte Franz im Nu an der Thür abgefangen und in eine Fensternische gezogen. Der Alte und die Tochter wurden mir von der Tante zugeführt. Der geborene Bauernbursche hätte König von Griechenland sein können, so frei trug er den Kopf, mit solch stolzer Herrschermiene blickte er um sich. Die Märchenprinzessin an seiner Seite hielt die Lider so tief gesenkt, daß die seidenen Wimpern die elfenbeinfarbige Wange streiften. Es zuckte um ihren Mund, während sie ging. Von Hochmut?

Durchaus nicht — das sollte mir bald klar werden. Denn nachdem mich der Vater in volltönendem Griechisch — das mir die Tante übersetzte — im „geliebten Vaterlande" willkommen geheißen, wandte er sich weiter und ließ die Tochter bei mir zurück.

„Irenchen kann schon ganz nett deutsch," hatte die Tante rasch noch über die Schulter mit Gönnermiene versichert.

Irenchen! Es war mir doch gerade, als hätte jemand die Juno Ludovisi das Junochen genannt, und ich erwartete nicht anders, als daß sich die zuckende Lippe da vor mir in stolzer Verachtung kräuseln werde. Aber — sie kräuselte sich nicht, sie zog sich nur ein bißchen zurück von den blinkenden Zähnen und ließ ein kicherndes „Hihihi! Hihihi!" entschlüpfen.

Ich traute meinen Ohren nicht — der Ton stimmte so gar nicht zu der Erscheinung. Da hoben sich die gesenkten Lider, zwei schwarze Sterne flammten auf, verschwanden wieder und „Hihihi! Hihihi!" ertönte es abermals.

Ich weiß nicht, was für ein Gesicht ich zog, vielleicht ein entsetztes, wohl gar ein empörtes, denn das Gekicher hörte plötzlich auf, weiche Finger umschlossen mein Handgelenk und über klassisch geformte Lippen kam es in Schmeicheltönen und kindlich klingendem Deutsch:

„Ach! sei nicht böse — nein, bitte, sei gut! Es ist ja wirklich so komisch — so schrecklich komisch, denn gestern nachmittag — beim Brunnen auf dem Berg — als Du an uns vorübergingst, da sagte ich's gleich zum Vater: ‚Du sollst sehen,' sagte ich, ‚sie ist's' — und nun — hihihi! — bist Du's wirklich!"

Harmloser konnte nichts sein, aber auch nichts abgeschmackter. Aus dem Munde einer Göttin das albernste Kindergeplapper. Ich hätte ja schon der Höflichkeit wegen ein bißchen mitlachen sollen, aber ich brachte keinen Laut heraus.

Sie fuhr fort mit einem Triumphblitz in den Prachtaugen, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre: „Du meinst wohl, ich hätte Dich erkannt, weil Du mit dem Pädi gingst, dem Alexandros? Ach! nein, nein, ich sah's gleich am Gesicht und noch mehr an dem Haar, das ist ja wie aus Sonnenstrahlen gesponnen — genau wie bei ihm."

Dabei wandte sie den Kopf über die Schulter nach „ihm" — das heißt nach Franz — hin, der noch immer plaudernd mit ihrem Verlobten in der Fensternische stand. Es traf sich, daß Franz herübersah und ihren Blick auffing. Was hatte er nur, so rot zu werden dabei und uns so hastig den Rücken zu kehren? Ich begriff es nicht und Fräulein Irene war dadurch einen Moment lang vollständig aus dem Konzept gebracht, dann aber begann sie kichernd wieder:

„Ach! und nachher — als wir nach Hause zurückkehrten — das war doch noch komischer. Durch den Weingarten gingen wir — Manuel und ich — und da — ich mußte so lachen! — in unserem Lusthäuschen lagst Du und schliefst. Wir dachten an nichts, aber an gar nichts, und nun lagst Du auf einmal da — Dein Hut auf der Erde neben Dir — eine Traube auf dem Tisch — eine dicke Weinbeere in Deiner Hand. Ich mußte lachen — lachen, sag' ich Dir, daß Manuel schalt und Du aufwachtest. Da lief ich weg!"

Eine nette Bescherung und Beschämung! Das Blut schoß mir heiß ins Gesicht.

„In Ihrem Lusthäuschen — Ihrem Weingarten war's?" rief ich außer mir.

„Ja," nickte sie vergnügt. „Du hattest wohl nach Deines Onkels Weinberg wollen? Der liegt links von der Straße — ein Stückchen weiter bergauf. Hat Manuel Dir das nicht gesagt? Er hat wohl überhaupt nicht mit Dir gesprochen? Ich könnte mir's schon denken, denn er —" sie kicherte leise auf und beugte sich vertraulich ein bißchen näher an mein Ohr — „er redet nicht gern mit jungen Mädchen, er macht sich wenig aus ihnen, er —" Sie brach mit einem kleinen Schreckenslaut ab und wich zur Seite — der Besprochene war nämlich plötzlich herangetreten.

„Erlaube, Sophie, daß ich Dir Deinen unsichtbaren Beschützer von gestern abend, meinen Freund Manuel Chrysikópulos vorstelle," sprach neben mir Franzens Stimme mit spöttischer Betonung und vor mir fragten zwei ernstblickende, dunkle Augen: „Kennen wir uns nun bereits, oder kennen wir uns noch nicht?"

Ich zog vor, daß wir uns noch nicht kennen sollten, und deutete dies an durch meinen allerförmlichsten Knix.

Nachdem sich der Vorgestellte ebenso förmlich verbeugt hatte, sagte er: „Zu meinem Bedauern hörte ich, daß Sie mich für einen Verfolger gehalten, mein Fräulein."

„Konnte ich anders?" versetzte ich schroff.

„Ich fürchte, kaum," entgegnete er.

„Ihnen die Absichten, die Sie hegten, vom Gesicht zu lesen, dazu war's, meine ich, zu dunkel."

„Ich meine auch."

„Da aber diese Absichten gut waren, so könntest Du Dich nachträglich wohl ein bißchen erkenntlich dafür zeigen," polterte Franz ungeduldig dazwischen.

„O! gewiß — warum nicht?" entgegnete ich, bevor noch der Grieche höflich protestiren konnte, mit einem kühlen Achselzucken. „Ich danke Ihnen, mein Herr, ich danke Ihnen verbindlichst für Ihre gutgemeinte — Verfolgung." Hier eine rasche Wiederholung des Knixes von vorhin, dann drehte ich mich auf dem Absatz um und ging.

Ich sah noch des Bruders entrüstetes und der Allerschönsten entsetztes Gesicht. Als sei ich einer Gottheit zu nahe getreten, so schauten sie drein. Was die Gottheit selber für ein Gesicht machte, sah ich nicht.

Für den Moment war ich sehr zufrieden mit mir. Das Lachen, das mir Herr Papakiridopulos, mit dem ich im Handumdrehen in ein Gespräch geriet, entlockte, mußte sich lustig genug anhören. Allein meine Selbstzufriedenheit verlor sich im Laufe des Abends. Ich fand, daß ich meiner Würde etwas vergeben habe, dadurch, daß ich einem Mann, der nur eiskalte Verachtung von mir verdiente, offenbare Gereiztheit gezeigt hatte; ich begriff, daß ich mich abgeschmackt unfreundlich gegen das gutherzig alberne Gänschen, die kleine Irene (so nannte ich die schöne Helena im Geiste jetzt), die doch nichts gegen mich verbrochen gehabt, benommen habe, und ich sah zu meiner immer tiefer werdenden Betrübnis ein, daß ich Franz einen Verdruß bereitet, über den er nicht so bald wegkommen werde.

Wir hatten uns in unserem Leben schon viel gezankt — er und ich. Die Gleichartigkeit unserer Charaktere war wohl daran schuld. Was man an sich selber als Fehler erkannt hat, das läßt sich am lieben Nächsten so gemächlich tadeln. Wir hatten daheim kaum beisammen sein können, ohne an einander herum zu kritteln und zu mäkeln, uns gegenseitig zu erzürnen und wieder zu versöhnen. Das hatte unsere Liebe weiter nicht beeinträchtigt, uns jedoch manche schöne Stunde verdorben. Erst hier in Griechenland war Waffenstillstand eingetreten. In vierzehn vollen Tagen war die Sonne nicht ein einzigesmal über unserem Zorn untergegangen. Heute that sie es.

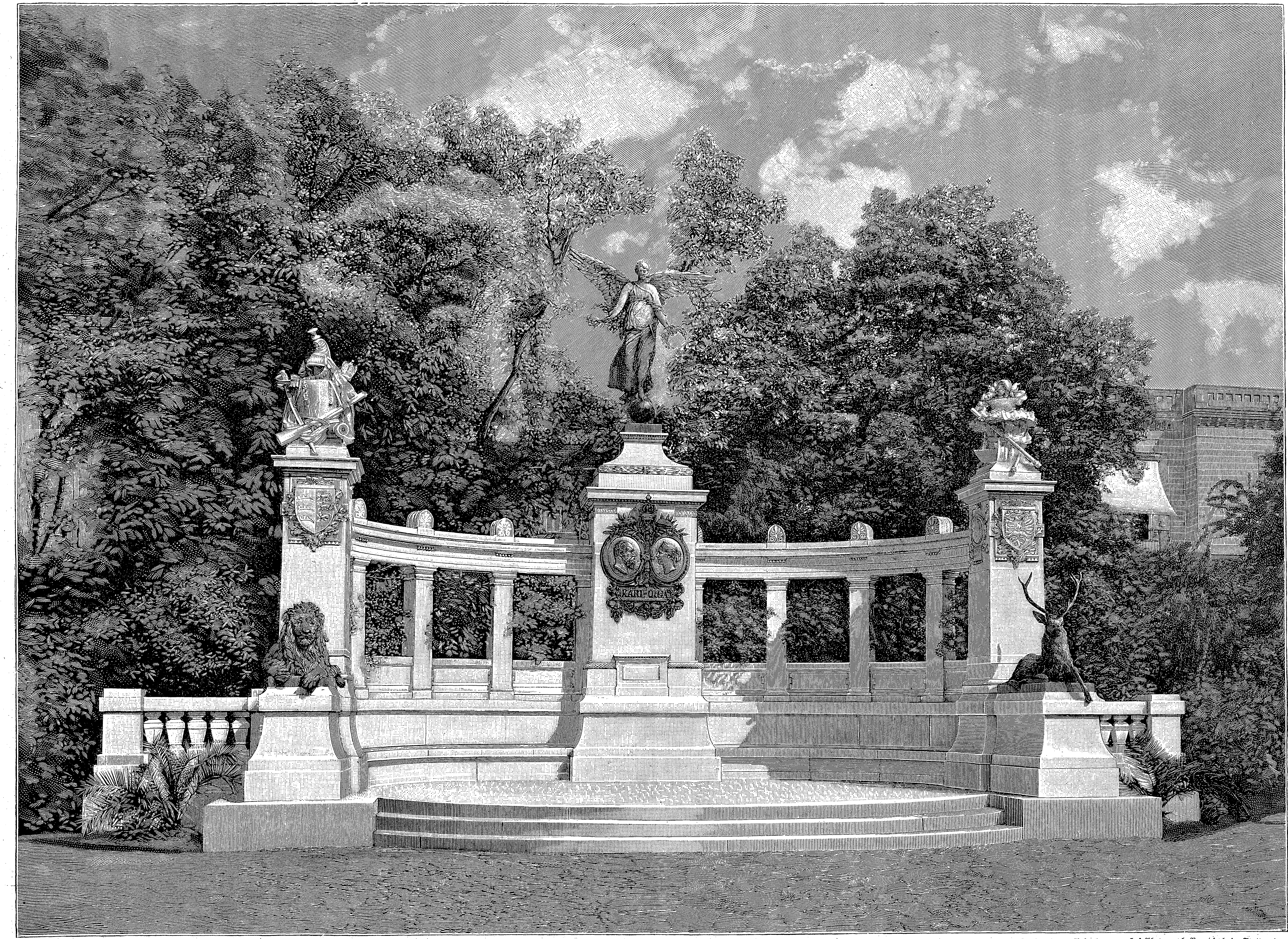
Mit Fräulein Irene hatte ich die Sache beim

Digitized by Google

C. Becker: Auf dem Balkon.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Digitized by Google



Nach einer Aufnahme von Hof-Photograph Brandseph in Stuttgart.

Das Karl-Olga-Denkmal im botanischen Garten zu Stuttgart. Nach den Entwürfen von Professor Helmhuber und Hofbildhauer Curfeß.

Digitized by Google

Abschied so ziemlich wieder ins reine gebracht. Sie hatte mit verschüchtertem Gruß an mir vorüber wollen, ich jedoch hatte nach ihrer Hand gehascht und sie in meiner liebenswürdigsten Weise gebeten, mich persönlich doch recht bald einmal aufzusuchen. Mit freudeverklärtem Gesicht und dem Versprechen, gleich morgen kommen zu wollen, war sie geschieden.

Franz aber stieß die Hand, die ich ihm auf dem Korridor, der unsere Zimmer trennte, bot, mit zorniger Heftigkeit zurück.

„Du solltest Dich schämen!“ grollte er.

Darauf entgegnete ich nichts, denn darin hatte er wahrlich recht.

„Ein Knix wie von einer schnippischen Kammerjungfer,“ fuhr er fort, „spitzige Redensarten, ein ganz abscheuliches Betragen!“

„Abscheulich?“ Ich zuckte die Achseln. „Nun, verkehrt war's jedenfalls,“ gestand ich hastig ein, als er aufbrausen wollte.

„Grundverkehrt und sinnlos obendrein, denn daß er keine Ursache hatte, Dir in verliebter Narrheit nachzulaufen, wirst Du doch jetzt hoffentlich einsehen.“

Jetzt — nun Du das Wunderwerk der Schöpfung, seine Braut geschaut, sollte das heißen. Ich kräuselte die Lippen, ich konnte es nicht gut lassen.

„Nun?“ rief er, Antwort heischend.

„Ja, ja, ich sehe es ein,“ stieß ich ungeduldig hervor.

„Und sonst kannst Du ihm doch nichts vorzuwerfen haben?“

Ich schwieg.

„Sprich,“ herrschte er mich an. „Was hast Du gegen ihn? Nur eine Laune, will ich wetten!“

„Nein,“ antwortete ich, trotzig den Kopf hebend. „Eine Antipathie — eine riesengroße Antipathie!“

„Gut,“ knirschte er ingrimmig, „gut, daß ich's weiß! So lange Dir mein Freund antipathisch ist, bist Du es mir!“ Damit war er in sein Zimmer getreten und hatte mir die Thür vor der Nase zugeschlagen.

Es war ja nur ein zorniges Gerede gewesen, eine ganz unausführbare Drohung. Das Gefühl, das ihn zu mir zog, konnte er nicht so ohne weiteres in das Gegenteil verkehren.

Aber ich grämte mich doch darüber. Ich setzte mich neben meinem Bett auf einen Stuhl und dachte an die schöne Harmonie, die gewesen und nun wieder zerstört war. Durch wen? Durch diesen Manuel, der eigens nach Patras gekommen zu sein schien, um mich mit den Meinen zu entzweien und in lächerliche Situationen zu bringen. „Ein Knix wie von einer schnippischen Kammerjungfer“, hatte Franz gesagt. Ach, lieber Gott! Zwei Knixe von der Sorte waren sogar zu verzeichnen gewesen. Wie mochte er sich im Geiste darüber belustigt haben, der fatale Mensch! Fast so sehr ohne Zweifel, wie er sich gestern abend über meine Angst belustigt hatte — aber noch nicht halb so sehr wie gestern nachmittag über... Nein, das war entschieden das abgeschmackteste, das ich geleistet hatte. In seines eigenen Onkels Weinberg hatte ich ihn als Eindringling betrachtet, eine eigenhändig gestohlene, halbverzehrte Monstretraube neben mir auf dem Tisch, hatte ich mich ironisch über Traubendiebe geäußert. Mehr konnte man der Spott- und Lachlust überhaupt nicht zu Gefallen thun.

Das fand ich, und weil ich es fand, deshalb beugte ich den Kopf auf mein Kissen und weinte bitterlich. —

Ich hatte erwartet, daß Franz mindestens ein paar Tage lang Luft sehen werde, wo ich war, und da trat er am nächsten Morgen mit heiterster Miene, als sei auf der Welt nichts zwischen uns vorgefallen, in das Zimmer zu mir — zu mir und zu Fräulein Irene Melás.

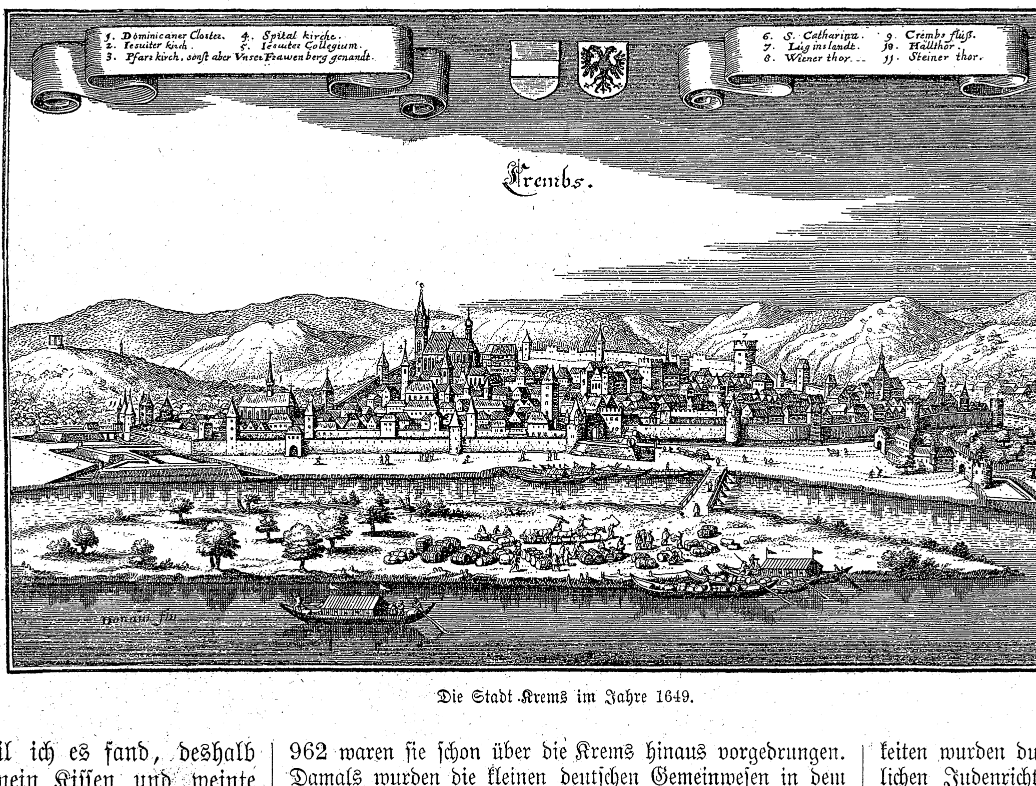
(Fortsetzung folgt.)

Die Jubiläumsstadt Krems in Niederösterreich.

Die Anfänge des im niederösterreichischen Donauthale gepflegten, weltbekannten Weinbaues reichen in das Ende des 3. Jahrhunderts, in die Zeiten des Kaisers Probus, des großen Nationalökonomen auf dem Throne, zurück. In dem wohlgeschützten Thale der Wachau und dem umfangreicheren, fruchtbaren Kremser Becken gedieh die aus dem Süden herverpflanzte Rebe besonders an den terrassirten südlichen Berghängen in solcher Fülle und Güte, daß dieses Gebiet vorzüglich des edlen Saftes wegen für die aus Ost und Nord vordringenden Völker begehrenswert erschien. Auch Karl der Große war kein Weinverächter und gönnte den von ihm in jeder Hinsicht geförderten Klosterbrüdern einen guten Tropfen; darum erhielt auch kurz nach Beendigung der Avarenkriege das bayerische Kloster Niederaltaich die

Stadtwappen von Krems.

Erlaubnis, im Thale der Wachau Güter in Besitz zu nehmen. Mögen auch in den Hunnen- und Avarenstürmen die Kulturen in der Ebene zerstört worden sein, die Anpflanzungen an den steilen Bergabhängen blieben von dem Reitervolke verschont, und dieser Umstand lockte nach Eintritt des Friedens sofort zu neuer Pflege der Weinstockkultur, die baldigen Gewinn versprach. Urkundlich nachweisbar blühte der Weinbau in der Wachau im Jahre 830, am Wienerwalde im Jahre 836, um Tulln 859 und bei Hollenburg 890. Auch die Hunnen dürften nicht zu viel vernichtet haben; denn unmittelbar nach der Lechfeldschlacht (955) besetzten schon wieder deutsche Ansiedler die Wachau und im Jahre



Die Stadt Krems im Jahre 1649.

962 waren sie schon über die Krems hinaus vorgedrungen. Damals wurden die kleinen deutschen Gemeinwesen in dem Winkel zwischen Donau und Krems, welche lange unter fremder Herrschaft geduldet hatten und zeitweise verlassen worden waren, neu gekräftigt und bevölkert und in Befolgung der von Heinrich I. für die Grenzorte getroffenen Anordnungen mit Mauern, Wall und Graben ringsum befestigt. Dadurch erhoben sich die beiden Orte Stein (-Burg) und Krems (nach dem Flusse genannt) über die anderen kleineren, offenen Ansiedelungen, stiegen im Ansehen und galten nach damaligen Begriffen als Städte, wie dies Kaiser Otto III. für Krems ausdrücklich bestätigt, indem er in einer zu Magdeburg am 16. August 995 ausgestellten Urkunde Krems als Stadt (urbs) bezeichnet.

Durch diese echte, im bayerischen Reichsarchiv verwahrte Urkunde ist demnach sichergestellt, daß Krems die älteste Stadt in Niederösterreich ist und jetzt das neunhundertjährige Stadtjubiläum mit Stolz feiern darf, um so mehr, als sie im Laufe der Zeiten stets eine ehrenvolle Stellung unter den Städten des Landes behauptete, von den Landesfürsten wiederholt in hervorragender Weise ausgezeichnet wurde und in den vielen Kriegsdrangsalen sich stets tapfer und rühmenswert erwies.

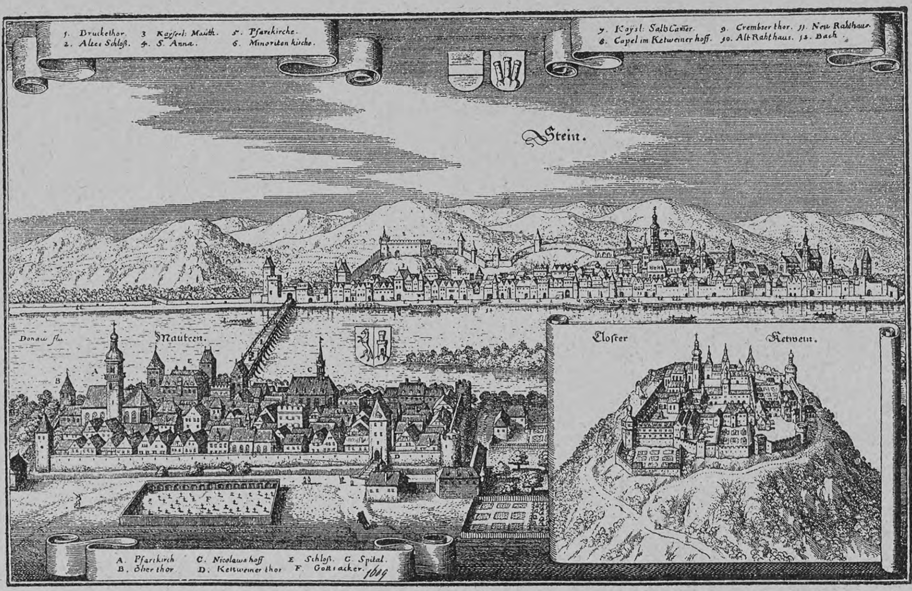
Die Haupterwerbsquelle der Bürger war stets der Wein. Die Kultur desselben und der Handel haben eine ganze Reihe von Handwerken schon frühzeitig zu blühender Entwicklung gebracht und Veranlassung zur Abhaltung großer Märkte gegeben, zu welchen nicht nur die Winzer aus der ganzen weiten Umgebung, sondern auch Kaufleute aus fernen Landen zusammenströmten. In Stein befand sich die erste Zoll-Legstätte an der Donau in Niederösterreich und die Stadt selbst war ein wichtiger und beliebter Ruhepunkt für die Donauschiffer. Die Mautstation in Krems, bei welcher die Schiffe den vorgeschriebenen Zoll entrichten mußten, war in dem sogenannten Herzogs- oder Schlüsselhof, der in der südwestlichen Ecke der Stadtmauer lag, an der damals die Donau knapp vorbeifloß. Wie blühend der Handel der Stadt schon in der Babenberger Zeit war, beweist am deutlichsten die Thatsache, daß die Zollverzeichnisse aus den Tagen Herzog Leopolds VI. (1177—1194) viele orientalische Waren verzeichnen und in Kaufverträgen aus den Jahren 1195 und 1196 Summen in Kremser Münze genannt werden. Daraus ist es auch erklärlich, daß nach dem Aussterben der Babenberger die neuen Landesfürsten sich um die Ergebenheit der mächtigen und geldkräftigen Stadt eifrig bemühten. Ottokar II. von Böhmen, der zunächst von Oesterreich Besitz ergriff, gewann die Bürger für sich, weil er ihren Handel kräftig schützte. Die Stadt erwies sich dankbar dadurch, daß sie das böhmische Wappen in ihr Insiegel aufnahm. Es ist dies das älteste Stadtsiegel in Niederösterreich, das aber sofort abgeändert wurde, als Rudolf I. das Land für das Reich zurückeroberte; an die Stelle des böhmischen Wappens wurde der habsburgische Helm mit dem Pfauenbusch gesetzt (1277). Rudolf stattete auch beide Städte, welche ihm in die Kammer genau so große Abgaben lieferten wie Wien, mit verschiedenen Rechten und Freiheiten aus, was in den beiden großen Stadtrechturkunden seines Enkels, des Herzogs Rudolf III., ausdrücklich erwähnt wird.

Diese beiden Handfesten aus dem Jahre 1305 sind von hoher Wichtigkeit nicht nur für Krems, sondern auch für Wien und die Kenntnis der deutschen Stadtrechte überhaupt. Die Kremser erhalten nämlich durch dieselben die Freiheiten, Ehren und Würden, wie sie Wien besitzt; die betreffenden Wiener Urkunden sind aber verloren gegangen, während die Kremser in wohlerhaltenem Zustande im Stadtarchive verwahrt werden. Facsimiles derselben in vorzüglichem Lichtdrucke sind in der Festgabe „Aus dem Kremser Stadtarchive“, herausgegeben vom städtischen Museum 1895, enthalten. Die Lektüre derselben ist äußerst interessant, da aus ihnen ein reiches, kulturhistorisches Bild einer Landschaft von Bedeutung uns klar entgegentritt. In 98 Artikeln sind zusammengefaßt die Bestimmungen über das Stadtregiment, den Richter und Rat, das Gerichtswesen in Kriminalfällen und Zivilangelegenheiten, die Rechte der Bürger und die Aufrechterhaltung des Stadtfriedens, außerdem Ordnungen für die wichtigsten Handwerker, den Handel, Weinbauangelegenheiten und das Schulwesen.

Der ausgebreitete Handel hat auch viele Juden nach Krems gezogen, die sich hier frei ansiedeln und Grundbesitz erwerben durften. Zwischen ihnen und den Bürgern herrschte ein friedliches Einvernehmen, etwa vorkommende Streitigkeiten wurden durch den vom Landesfürsten bestellten christlichen Judenrichter geschlichtet. Als in ganz Deutschland 1349 infolge des „schwarzen Todes“ eine allgemeine Judenverfolgung begann, griff dieselbe auch nach Oesterreich herein, und am 29. September 1349 wurden die in Krems zerstreut wohnenden Juden von dem Pöbel der beiden Städte überfallen und so mißhandelt, daß viele Juden es vorzogen, sich und ihre Häuser zu verbrennen; nur wenige retteten sich durch rechtzeitige Flucht. Herzog Albrecht der Weise strafte nicht nur die Rädelsführer mit Kerker und Galgen, sondern legte den Städten selbst eine hohe Geldbuße auf. Dieser letztere Umstand war wohl der Grund, daß in den

Digitized by Google

Bürgern auf lange hin ein gewisser Grad der Abneigung gegen die Juden festwurzelte. Der im Jahre 1471 bei dem Umbau eines ehemaligen Judenhauses gefundene Schatz, über den es zwischen dem geldbedürftigen Kaiser und den Bürger zu langen Auseinandersetzungen kam, mag wohl in jener Zeit verborgen worden sein. Wie ganz anders hatte sich im Jahre 1701 das Verhältnis gestaltet, in dem die Juden über Krems den Bann aussprachen und von den Märkten wegblieben. Ihr Ausbleiben schädigte die Gefälle so bedeutend, daß sie behördlich aufgefordert wurden, ihre Beschwerden vorzubringen. Erst nach langwierigen Verhandlungen wurde der Zwist beigelegt.



Stein, Mautern und Ketwein im Jahre 1609.

Das friedliche Stadtleben wurde noch öfter durch Kriegslärm gestört. Im Jahre 1231 verwüsteten die aufständischen Kuenringe die Umgegend und plünderten und sengten die Städte Krems und Stein; die Böhmen fielen wiederholt in das Land ein, und wenn die Hussiten sich auch nicht an die Städte selbst wagten, großen Schaden fügten sie Krems doch durch die Verwüstung der Ländereien und die Brachlegung des Landhandels zu. Bei der allgemeinen Unruhe durften es auch räuberische Adelige unternehmen, der Stadt auf die nichtigsten Vorwände hin Fehde anzukündigen. Durch die äußeren Verhältnisse ganz besonders in Anspruch genommen wurden aber die Bürger während der ganzen Regierungszeit Kaiser Friedrichs III. Zunächst hielten sie zu des Kaisers Mündel Ladislaus Posthumus als ihrem wahren Landesherrn, von dem sie auch durch verschiedene Gnadenbriefe geehrt wurden; nach seinem frühzeitigen Tode aber traten sie in dem Streit der Parteien, taub gegen alle Lockungen von seiten der Gegner des Kaisers, für diesen ein und harrten in unerschütterlicher Treue bei ihm aus. Damals errangen sie den unvergänglichen Ruhm, dem Ungarnkönig Mathias Corvinus, dem sich alle Städte Niederösterreichs beugen mußten, als er 1485 das ganze Land erobert hatte, allein so kräftigen und zähen Widerstand geleistet zu haben, daß alle seine wütenden Stürme gegen die Mauern der Stadt vergeblich blieben. Der Kaiser schüttete aber auch das Füllhorn seiner Gnade über sie aus. Nicht weniger als elf von ihm verliehene Privilegienurkunden sind noch, mit dem großen Münzsiegel des Kaisers bekräftigt, im Stadtarchive erhalten, darunter die Verleihung des kaiserlichen Adlers als Stadtwappen, das Recht der Bürgermeisterwahl, das Recht, Münzen zu schlagen, zur Förderung des Handels über die Donau eine Brücke bauen und von und nach Venedig frei handeln zu dürfen. Die Brücke über die Donau war die zweite in Oesterreich, und sie bestand, oft erneuert, in ihrer alten, schwerfälligen, die Schiffahrt hindernden Gestalt bis heute; eben wird sie zerlegt und beseitigt, da im Frühjahr neben ihr eine neue Stein- und Eisenbrücke dem Verkehr übergeben worden ist. (Vergleiche Abbildung und Text in Nr. 38.) Den Stolz der Kremser aber hat immer die ihnen vom Kaiser im Jahre 1493 verliehene Pancharta gebildet, in welcher vierundzwanzig ihm vorgelegte Freiheitsbriefe und Handfesten vollinhaltlich bestätigt werden, und die mit des Kaisers Monogramm, der eigenhändig geschriebenen Bestätigungsformel und der angehängten goldenen Bulle ausgestattet ist.

In der Reformationszeit gehörte Krems zu denjenigen Städten, welche der neuen Lehre mit Eifer sich zuwandten und einen Stützpunkt für deren Propagirung bildeten. Die alte Stadtschule war zwischen 1550 bis 1560 durchaus protestantisch geworden und erfreute sich eines so vorzüglichen Rufes, daß sie von vielen Ausländern besucht wurde; in Stein wirkte eine von den protestantischen Ständen gegründete Druckerei im Interesse der neuen Lehre. Damals standen die beiden Städte in hoher Blüte, so daß sie Kaiser Maximilian II. die vornehmsten Städte seiner Länder nach Wien nennt. Bald aber kam das Unglück in vielfacher Gestalt heran. Elementarunfälle: gewaltige Ueberschwemmungen, zerstörende Eisgänge, ausgedehnte Feuersbrünste und epidemische Krankheiten hatten durch ihre rasche Aufeinanderfolge das Volk kleinmütig gemacht; da wurde 1589 der kaiserliche Befehl verkündigt, daß alle Bewohner zur katholischen Religion zurückkehren müßten. Die darüber entbrannte Empörung zog für die Stadt schwere Strafen nach sich; die empfindlichste und nachhaltigste war die Verbannung der angesehensten und wohlhabendsten Bürger, die viele andere freiwillig begleiteten.

Noch schlimmere Zeiten erlebte die Stadt während des dreißigjährigen Krieges. Hatte man schon zu Anfang desselben einen gefährlichen Angriff der böhmischen Protestanten nur mit knapper Not abzuwehren vermocht, so war die zusammengeschmolzene Bürgerschaft nicht stark genug, dem im Jahre 1645 heranrückenden Torstenson mit Erfolg zu widerstehen. Nach hartnäckiger Verteidigung erlag die Stadt den schwedischen Kanonen, sie wurde von den Feinden besetzt und stärker befestigt, denn sie sollte ein Stützpunkt für die weiteren Operationen gegen Wien sein. Darum bemühten sich jetzt die Kaiserlichen, die Stadt wieder zu gewinnen, was ihnen 1646 erst nach einer heftigen, vieltägigen Beschießung gelang. Krems war nun wieder kaiserlich, aber fast ein Trümmerhaufen. Alles war verwüstet, was sparsamer Bürgerfleiß mühsam geschaffen an stattlichen, öffentlichen Bauten und an der Verschönerung der Wohnungen; der reiche, schöne Hausrat war vernichtet oder verschleppt, und was noch geblieben, das mußte jetzt notgedrungen veräußert werden. Manche Bauten blieben lange in ruinenhaftem Aussehen, die notwendigen wurden schnell und notdürftig in bewohnbaren Zustand gesetzt, ohne daß hierbei Schonung oder Schönheitsrücksichten zur Geltung kommen konnten. Damals verschwand das Krems des Mittelalters und der Renaissance, an das nur noch die vielen Reste im alten Stadtteile erinnern, die aber doch nur eine schwache Vorstellung von der früheren soliden Behäbigkeit geben.

Der alte winkelige, zumeist aus kleineren Häusern bestehende Stadtteil gruppirt sich um die Liebfrauenkirche auf dem Frauenberge, den „Hohen Markt" und die „Burg". Aus der unteren, ansehnlicheren Stadt führen steile Fahrwege, enge, gewundene und dunkle Gäßchen und offene und gedeckte Stiegen empor. Die Frauenkirche steht an der Stelle einer älteren Kirche; sie ist das schönste altertümliche Bauwerk der Stadt und zugleich eine der schönsten altdeutschen Kirchen Niederösterreichs. Das Schiff ist ein prachtvoller gotischer Hallenbau mit reichen Detailausschmückungen innen und außen; besonders zierlich ist das Hauptportal und daneben das Portal zur Gruft. Die hohen breiten Spitzbogenfenster zwischen den mächtigen Strebepfeilern zeigen schönes Maßwerk. An das Mittelschiff schließt sich das ältere, in noch strengeren Formen der Gotik gehaltene Presbyterium an. Ist schon von der Terrasse an der Südseite der Kirche der Blick über die Stadt, die sie von der Donau trennenden waldbedeckten Auen und auf die umrahmenden Berge entzückend, so gestaltet er sich überraschend, wenn man den Kirchturm besteigt, dessen mächtiger, viereckiger Bau oben um das Spitzdach vier kleine, spitze Türmchen trägt. Von der Aussichtsgalerie dort oben schweift der Blick weit über die Ebene abwärts, nur begrenzt von dem Wienerwalde und den kleinen Karpathen; der an vielen Stellen blinkende Donauspiegel und die vielen, durch ihre leuchtenden Kirchtürme sich bemerkbar machenden Ortschaften bieten dem Auge angenehme Ruhe- und Orientirungspunkte in dem ausgedehnten malerischen Gesichtsfelde, von Süden her aber grüßen über die schön geformten, waldbedeckten Vorberge der glänzende Gipfel des Schneeberges und seine Nachbarn lockend herüber.

Goldene Bulle Kaiser Friedrichs III., von der Pancharta aus dem Jahre 1493.

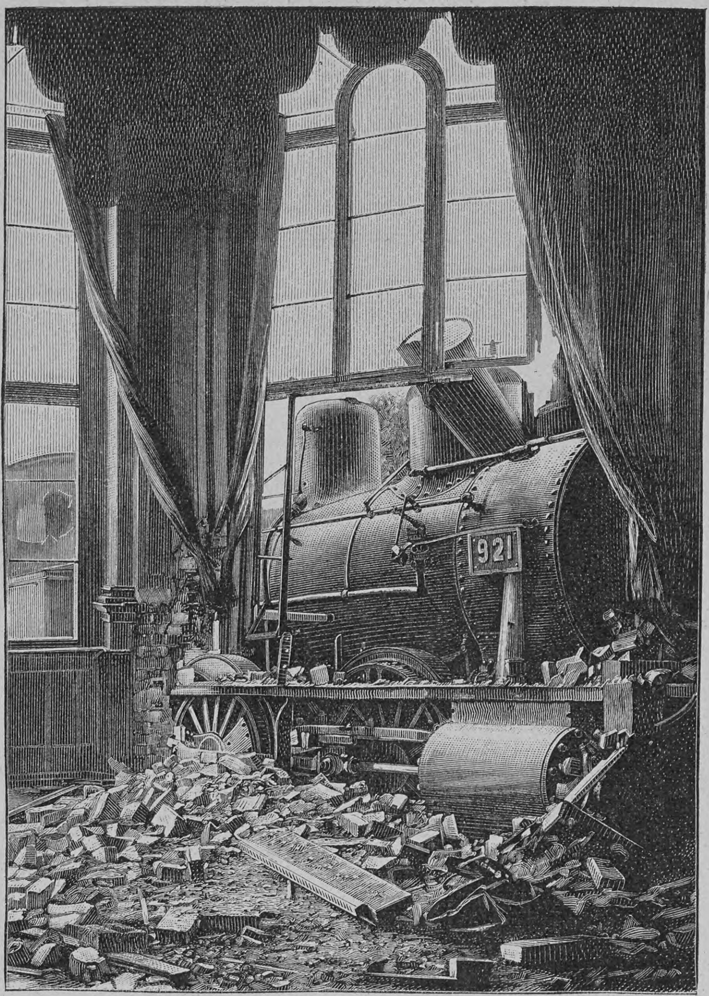
Auf dem hohen Markte, der in seiner Mitte einen von Bäumen umgebenen Brunnen mit einer Steinfigur aus dem 13. Jahrhundert besitzt, stehen unmittelbar an dem senkrechten Felsabsturz zur unteren Stadt das ehemalige Rathaus und der sogenannte Templerhof (die alte Burg), zwei hohe Häuser von winkeliger Bauart mit engen, galerieumgebenen Höfen, gewundenen Treppen und Gängen, in denen noch so manche interessante architektonische Einzelheiten zu finden sind, vor allen die Reste der gotischen Kapelle, die schon im 13. Jahrhundert genannt wird. Trotz der vielen in den letzten Jahrzehnten vorgenommenen Umbauten zeigen noch manche Häuser dieses Viertels mehr malerische als zum Bewohnen einladende Außenseiten, bieten aber dafür ihren Insassen nicht nur frische, freie Luft und herrliche Weitsicht, sondern auch die Freude eines wenn auch nur kleinen, versteckten Hausgärtchens, das in die Ecken und Winkel der alten Stadtmauer oder auf dieser selbst sich eingenistet hat. Hier steht auch protzig an der höchsten Stelle der ehemaligen Befestigungswerke der mächtige, mit einem Kegeldache versehene Rundturm „Lueg ins Land", welcher 1477 als Pulverturm erbaut wurde, und in seiner Nähe ragt aus einer Ecke des auf festen Fels gegründeten, zum Kremsthale tief und senkrecht abfallenden Stadtmauerrestes das Wahrzeichen der Stadt hervor, „das Mandl ohne Kopf", eine kopflose Steinfigur im Harnisch, an die sich eine Sage aus der Schwedenzeit knüpft.

Auch im unteren Stadtteile stoßen wir auf mehrere historisch und kunstgeschichtlich bemerkenswerte Bauwerke. Die Hauptkirche hat mehrfache Wandlungen erfahren, bis sie zu ihrem jetzigen pomphaften Spätrenaissancestil gelangte; dagegen verbirgt die Bürgerspitalkirche ihre zierlichen gotischen Stilschönheiten zumeist unter barbarischem Mörtelbewurf späterer Zeit, nur die Orgelchorbrüstung, das Fenstermaßwerk, die eigentümlich verschlungenen Gewölberippen und das Sakramentshäuschen mit den interessanten Flügelthüren aus Eisenarbeit verschonte man. Am schlimmsten erging es der ehemaligen Dominikanerkirche. Als das Kloster von Kaiser Josef II. aufgehoben worden war, wurden die Gebäude desselben geteilt an mehrere Private verkauft, welche sofort Umbauten vornahmen, wodurch die prächtigen Räume, in welchen während des fünfzehnten Jahrhunderts wiederholt Landtage abgehalten wurden, verschwanden. Mit der Kirche wurde schonungslos verfahren; quer durch das Schiff wurde eine Durchfahrt hergestellt, das Presbyterium zum städtischen Theater eingerichtet, die darunter befindliche Gruftkirche in Keller umgewandelt und das Schiff der Kirche als städtisches Kornhaus verwendet. Erst in den letzten Jahren wurde dieser Teil wieder einer edlen Bestimmung zugeführt, indem der schöne, altertümliche Raum für das historische Museum gewonnen wurde. Von dem ehemaligen Passauerhofe ist nur noch die dermalen auch als Getreideschüttboden benützte gotische Ursulakapelle übrig, und aus den Ruinen der früheren Tafelstube wurden zwei Wände bloßgelegt, welche mit Fresken aus dem 13. Jahrhundert bedeckt sind, die zwischen Blätterornamentik zwei Reihen Medaillons mit Darstellungen aus äsopischen Fabeln zeigen. Wenn wir noch auf das städtische Rathaus mit dem schönen Renaissanceerker und der alten, säulengetragenen Kreuzgewölbehalle und weiter auf die aus einem alten Patrizierhause am „täglichen Markt" erkerartig

Digitized by Google

vorspringende, in zierlichem gotischem Stile gehaltene Apsis einer ehemaligen Hauskapelle und endlich auf das einzige noch erhaltene Stadtthor hinweisen, so sind damit die hervorragendsten Baureste des mittelalterlichen Krems aufgezählt. Ueber sie und die anderen, weniger in die Augen fallenden, wenn auch nicht minder interessanten Altertümer enthält Ausführlicheres die Festschrift „Alt Krems, herausgegeben vom städtischen Museum“.

Das moderne Krems hat den düsteren Charakter seiner gedrängten Bauanlage abzustreifen sich bemüht; man suchte überall Licht und Luft zu schaffen, so viel als möglich zu ebnen und zu glätten, die Gassen und Gäßchen zu verbreitern und ihre Krümmungen und Winkel auszugleichen. Da dies aber nur schwer, kostspielig und langsam ins Werk gesetzt werden kann, so machte man sich rasch entschlossen daran, außerhalb der Umfassungsmauern zwischen breit angelegte, mit Alleen besetzte Straßen und um geschmackvolle Parks bequeme, den jetzigen Anforderungen entsprechende Häuserblocks zu bauen, die nun die alte Stadt freundlich umfangen und dem Ganzen den Charakter eines Gemeinwesens, das auf der Höhe der Zeit steht, aufdrücken. Die Donau, welche der Stadt viel Gewinn, aber auch viele Schäden brachte, strömt nun in ansehnlicher Entfernung vorbei. Durch Jahrhunderte hat sie ihr rechtes Ufer ausgewaschen und sich damit immer weiter von der Stadt gerückt, weil sie gleichzeitig die linke Seite ihres Bettes anschüttete und Inseln und tote Arme bildete, die durch rationelle Anpflanzungen und kostspielige Ausfüllungen in festen Boden verwandelt wurden, so daß ein breiter Saum gegen die Donau hin für Parkanlagen und Villenviertel gewonnen wurde, der durch einen mächtigen Schutzdamm gegen Ueberschwemmungen gesichert ist. Der Strom selbst ist weit auf- und abwärts regulirt und auf eine Breite von 320 Meter beschränkt, damit er gezwungen sei, seine Schuttmassen weiter abwärts zu führen und ein gleichmäßigeres Fahrwasser zu halten. Dr. Joh. Strobl.



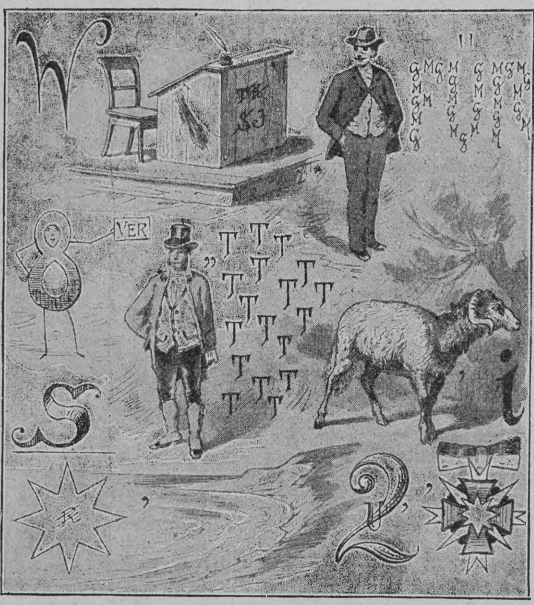
Das Eisenbahnunglück in Raudten.

Das Eisenbahnunglück in Raudten.

Welche zerstörende Kraft ein Eisenbahnzug ausüben kann, wenn im entsprechenden Moment die Bremse versagt, das offenbarte sich wieder am 24. Juli auf dem Bahnhof des Städtchens Raudten in Schlesien. Das Einfahrtsgeleis für die Liegnitzer Züge bildet ein sogenanntes totes Geleis (Kopfstation), welches über eine Drehscheibe führt und in einem Prellbock kurz vor dem Empfangsgebäude, und zwar vor dem in Form eines halben Achtecks erbauten Wartesaal 1. und 2. Klasse endigt. Der gegen 10 Uhr abends von Liegnitz fällige gemischte Zug lief auf dem erwähnten Geleis mit unverminderter Fahrgeschwindigkeit in den Bahnhof ein, raste über die Drehscheibe weg, zertrümmerte den Prellbock und stürmte über den schienenlosen Erdboden auf das Empfangsgebäude los. Die Lokomotive, eine schwere Güterzugmaschine, durchbrach die etwa einen Meter starke Mauer jenes Wartesaales und blieb sodann, da sie die seitliche Mauer vertikal traf, in derselben hängen. Lokomotive und Packwagen blieben in der Fahrrichtung stehen, wurden aber schwer beschädigt. Auf den dahinter folgenden Wagen 4. Klasse, welcher quer zu liegen kam, schob sich ein Wagen 1. und 2. Klasse; von dem nächsten Wagen 3. Klasse wurde der ganze Oberbau von den Rädern weggerissen. Der Wagen 4. Klasse war vollständig zersplittert und die übrigen Personenwagen waren zerstört. Hinter den Personenwagen folgten zwei offene Güterwagen, auf welchen zwei Schaubudenbesitzer ihre Habe verpackt hatten, welche vernichtet wurde. Der Bremser büßte sein Leben ein, und zwölf Personen wurden mehr oder weniger schwer verletzt. Gleich am andern Morgen nahm Photograph Großpietsch aus Raudten die Unglücksstätte auf, noch ehe mit den Aufräumungsarbeiten begonnen worden war, so daß alle Einzelheiten des Trümmerberges festgehalten sind.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Homonym.

Mit meinem Wort geschmückt, und auf dem Hute
Des Wortes Zier, geht zum Konzert sie hin.
„Noch heute muß,“ spricht sie in ihrem Sinn,
„Erringen ich mir ihn mit kühnem Mute.“
Und strahlend, siegfroh tritt sie in den Saal,
Durchwoget von des Wortes Zaubertönen;
Nun wappne dich zum Worte mit der Schönen,
Denn deinem Herzen bringt sie bitt're Qual.

Gleichklangrätsel.

Magst vor-, magst rückwärts du die Wörter lesen,
Ihr Klang wird immer gleich dir sein gewesen:
A: einer Bergbahn Endstation;
E: Segen bracht', auch Fluch ich schon;
I: Fließt durch westlich Russenland;
O: ist geschichtlich wohlbekannt;
U: Nachtgesellen stammverwandt.

Buchstabenumänderungsrätsel.

Von nachfolgenden Wörtern sind: vom ersten der Anfangs-, vom zweiten der Mittel-, vom dritten der Endbuchstabe und so weiter zu ändern, so, daß die richtig gefundenen Buchstaben neue Benennungen ergeben und, in gleicher Folge zusammengestellt, ein Citat aus Hamlet.

Heide — Sahne — Kreml — Aden — Leier — Rose — Oran — Leben — Hall — Tang — Spuck — Lech — Alm — Hotel — Dorf.

Buchstabenrätsel.

Wer endlich sich den 5, 6, 7
Erkoren hat zur 1, 2, 3,
Dem sei dort immer treu geblieben,
Was er in ihm ersehnt herbei.
1, 2, 3, 4 kann es ihm stören,
Kann kürzen der 1, 2, 3 Frist.
Doch immer wird sie ihm gehören,
Wenn 2, 3, 4 zu Ende ist;
Denn ob er da, ob dort vertrieben,
In 1—7, wie allwärts —
Ein andres 1/3, 5, 6, 7,
Gibt's noch für jedes Menschenherz.

Viersilbige Charade.

Der leuchtenden Ersten heiß lodernde Kraft
Verspricht ihrem Wirken Gelingen,
So wie sich die glühende Leidenschaft
Oft Siege versteht zu erringen.

Die Andern des Frühlings belebende Macht
Verkünden im neuen Gestalten
Und wecken ein Ahnen der üppigen Pracht,
Die bald uns Natur wird entfalten.

Sie fehlen auch nicht dem glücklichen Haus,
Wo fröhliche Stimmchen erklingen,
Wo trippelnde Füßchen gehn ein und aus
Und Aermchen so weich dich umschlingen.

Das Ganze steht mit den Ersten im Bund,
Doch wird's nicht wie jene gepriesen,
Und läßt es sich nieder auf zartem Grund,
Wer hätt' es nicht gern ihm verwiesen!

(M. Sch., Kassel.)

Auflösung der Kombinationsaufgabe Seite 816:

Vom Himmel kam geflogen eine Taube
Und bracht' ein Kleeblatt mit dreifachem Laube.
Sie ließ es fallen; glücklich, wer es findet!
Drei Blättlein sind es: Hoffnung, Lieb' und Glaube.

(Rückert.)

Auflösung des Anagramms Seite 816:

Laertes — Rätsel.

Auflösung des Ausziehrätsels Seite 816:

Nun grüße dich Gott, Frau Minne!

Auflösung zu „Wer bringt?“ auf Seite 816:

„So steckt Musik in Flut und Stein,
In Feu'r und Luft und allen Dingen;
Aber willst du vernehmen das Klingen,
Mußt du eben ein Dichter sein.“

Geibel.

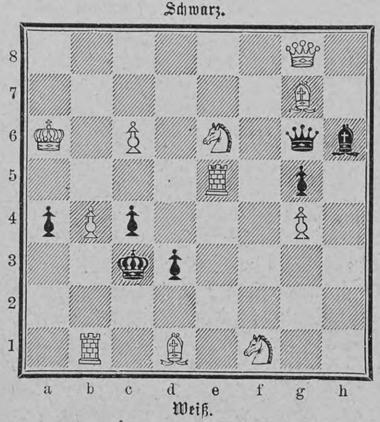
Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 38.

Von J. Jespersen in Svendborg.
(Im Problemturnier des „Chess Monthly“ preisgekrönt.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 35 S. 782:

W. 1) Tf2—f4
S. 1) Kg5—f4.
W. 2) De1—h4† und
W. 3) Sb6—c4 matt.

A.

S. 1) Tg1—e1:, Sc8—b6:
W. 2) Tf4—g4† und
W. 3) Sb6—d7 bezw. De1—e7 matt.

B.

S. 1) Sh5—f4:
W. 2) De1—g3†
S. 2) Kg5—f6:, h5
W. 3) Sb6—d7, Dg3—g4 matt.

Auf Kg5—g6 oder Td5—d4:, d6: führt 2) De1—e4† bezw. 2) De1—e5† zum Ziele.

Partie Nr. 19.

Gespielt zu Wien im Jahre 1854.

(Aus L. Bachmanns „Geistreiche Schachpartien alter und neuer Zeit“ — Ansbach, Verlag von C. Brügel und Sohn.)

Kieseritzky-Gambit.

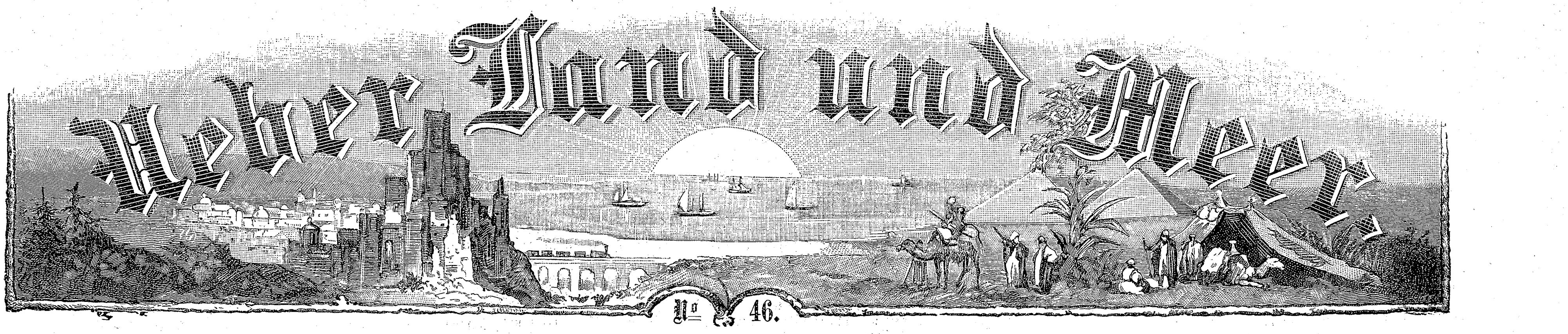
Weiß: Matschego. — Schwarz: Falkbeer.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	**e7—e5**	14) Sd5—c7:†	Ke8—d8
2) f2—f4	**e5—f4:**	15) Sc7—d5	f7—f5
3) Sg1—f3	**g7—g5**	16) Sc4—d6:	f5—e4:†
4) h2—h4	**g5—g4**	17) Kd3—e4:	Dg5—d5:†[5])
5) Sf3—e5	Sg8—f6	18) Kc4—d5:	Sh5—f6†
6) Sb1—c3[1])	d7—d6	19) Kd5—c4	Lc8—e6†
7) Se5—c4	Lf8—e7	20) Kc4—b5	a7—a6†
8) d2—d4	Sf6—h5[2])	21) Kb5—a4	b7—b5†
9) Lf1—e2	Le7—h4:†	22) Sd6—b5:!	a6—b5:††
10) Ke1—d2	Dd8—g5	23) Ka4—b5:	Ta8—a5†
11) Kd2—d3	Sb8—c6	24) Kb5—c6:	Le6—d5†
12) a2—a3	Lh4—f2[3])	25) Kc6—d6	Sf6—e8 matt.
13) Sc3—d5[4])	Lf2—d4:		

[1]) Bedeutend stärker ist hier 6) Lf1—c4, worauf Schwarz zu d7—d5 genötigt ist und demgemäß den Se5 nicht mehr vertreiben kann.
[2]) Schwarz gelangt nun schnell in entscheidenden Vorteil.
[3]) Schwarz führt den Angriff sehr geschickt und energisch.
[4]) Das Qualitätsopfer auf h5 (hier oder im nächsten Zuge) würde dem weißen Spiel etwas Erleichterung verschaffen, aber die Partie auf die Dauer auch nicht retten.
[5]) Mit diesem prachtvollen Damenopfer kündigt Schwarz ein neunzügiges Matt an.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Lauser in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



№ 46.

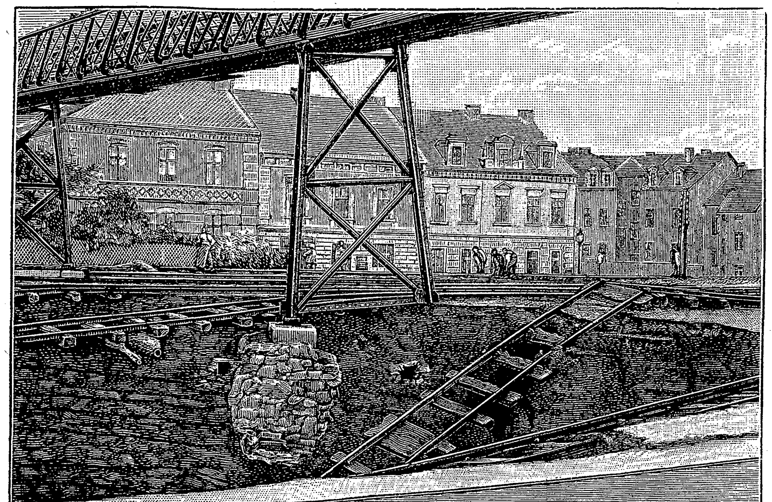
Aus Zeit und Leben.

Die Katastrophe in Brüx.

Von einem schweren Unglück wurde in der Nacht vom 19. zum 20. Juli die Stadt Brüx in Böhmen betroffen. Es war abends gegen halb zehn Uhr, als plötzlich alle Gasflammen

Gasgasse mit Direktionsgebäude der Brüxer Kohlenbergbaugesellschaft.

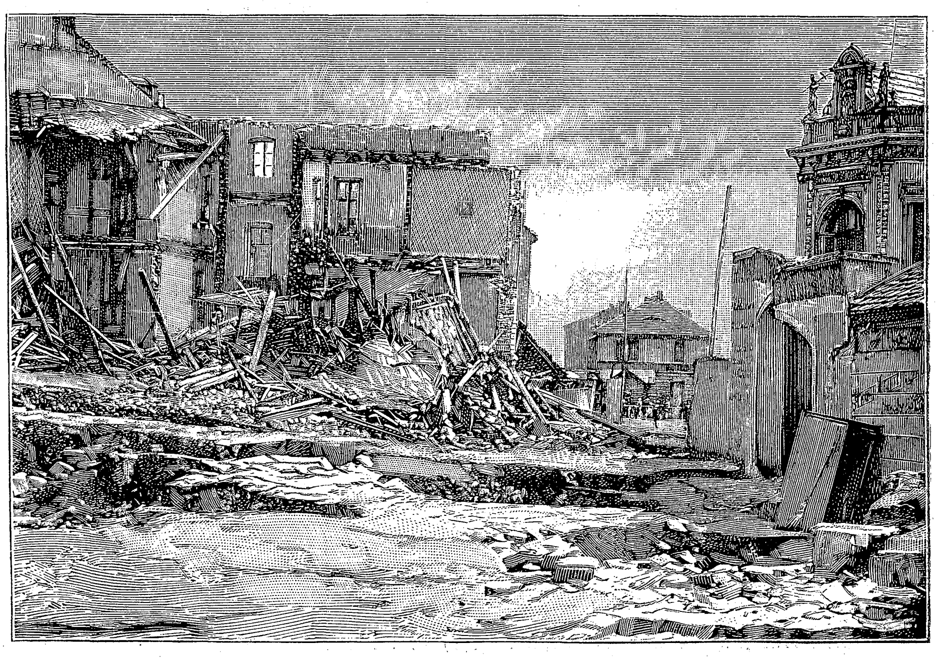
erloschen, und während man anfangs glaubte, in der Gasanstalt habe sich ein Unfall ereignet, verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Kunde, ein großer Teil der Bahnhofstraße sei eingestürzt. Die Nachricht bewahrheitete sich in trauriger Weise, ja, den



Der Bahnkörper in Brüx.

ersten Einstürzen folgten in Zwischenräumen bis drei Uhr morgens noch mehrere, und der Zusammenbruch des stattlichen Hotels Siegl führte zugleich, da das den geborstenen Röhren entströmende Gas sich entzündete, eine Feuersbrunst herbei. Bis zum Morgen des 20. Juli waren in der Bahnhofstraße und der benachbarten Johnsdorferstraße 25 Häuser ganz und 18 teilweise eingestürzt; außerdem zeigten 39 Häuser so bedenkliche Risse und Sprünge, daß sie von den Bewohnern geräumt werden mußten. Für beinahe 2500 Personen war Obdach zu schaffen, gewiß eine schwierige Aufgabe für eine Stadt, die nur etwa 9000 Einwohner zählt. Was die Katastrophe besonders schauerlich gestaltete, war der Umstand, daß sie bei strömendem Regen, in tiefer Finsternis sich abspielte; erst als hier und da aus einem der zusammengestürzten Häuser die Flammen emporloderten, erhellte sich einigermaßen der Schauplatz des Unglücks. Hunderte von Personen irrten, kaum mit dem Notdürftigsten bekleidet, in kopflosem Schrecken umher, bis sie in öffentlichen Gebäuden der inneren Stadt eine Zuflucht fanden. Daß die Katastrophe keine Menschenleben gefordert hat, grenzt beinahe ans Wunderbare, um so größer aber ist der Verlust an Hab und Gut. Viele der von dem Unheil Betroffenen haben ihren ganzen Besitz eingebüßt. Einzelne, wie der Eigentümer des Hotel Siegl, die bisher für reiche Leute gelten konnten, sind mit einem Schlage der bitteren Armut verfallen. Gewiß werden die Unglücklichen versuchen, die Brüxer Kohlenbergbaugesellschaft für den Schaden haftbar zu machen, aber ob es ihnen gelingt, die Anerkennung ihrer Forderungen zu erzwingen, das ist doch die Frage, und auf alle Fälle wird es ohne einen langwierigen Prozeß nicht abgehen.

Die Ursache der Katastrophe ist nach den bisherigen, allerdings noch nicht abgeschlossenen Ermittlungen in den nachstehend geschilderten Verhältnissen zu suchen. Der Einsturz der Erdmassen erfolgte im sogenannten Annaschacht-Hilfsbau, der von dem eigentlichen Annaschacht eine ziemliche Strecke entfernt ist. Diesen Hilfsbau, dessen Förderung zum größten Teile dem lokalen Bedürfnisse der Stadt Brüx und ihrer Bewohner diente, hatte die Brüxer Bergbaugesellschaft erst vor einigen Jahren von der Stadt erworben. Der Hilfsbau ist etwa 300 Meter von den ersten Häusern der Stadt entfernt und liegt an der Johnsdorferstraße, welche in die Bahnhofstraße mündet. In nicht zu großer Entfernung vom Hilfsbau befindet sich das Geleise der Aussig-Teplitzer Bahn. Am Abend des 19. Juli wurde an einer Stelle ein „Plan“, das ist ein kubusförmiger Kohlenblock, in der beim Bergbau üblichen Weise fertiggestellt. Als die Vorbereitungen für die Abtrennung des Blockes von der Decke getroffen waren und die Kohlenmasse nach Entfernung der Stützbalken zur Erde niederbrach, hörten die Arbeiter ein ganz ungewöhnliches starkes Rauschen und suchten entsetzt das Weite. Bald stellte es sich heraus, daß die Erdschichten oberhalb der abgebauten Stelle ins Rutschen geraten waren, und daß in die durch die Lostrennung entstandene Oeffnung Schwimmsand einströmte. Diese Bewegung teilte sich den Sandschichten in der Umgebung mit; der Untergrund der Johnsdorferstraße geriet ins Wanken, es bildeten sich große Erdeinrisse, und die rutschende Bewegung der losen, wasserreichen Sandgeschiebe setzte sich bis zur Bahnhofstraße fort, wo ihr eine größere Anzahl von Häusern zum Opfer fiel. Das Eindringen des Schwimmsandes zerstörte auch die Wasserleitung, und durch das zuströmende Nutzwasser wurde die Bewegung der sandigen Erdschichten beschleunigt. Einmal in Bewegung gesetzt, war das wilde Element nicht mehr zu halten und ergoß sich mit der größten Intensität in der Richtung gegen die Stadt zu; der Boden, auf welchem sich Gebäude befanden, wurde vollständig unterwaschen, gab dem Drucke nach und die Häuser stürzten mit dem Boden zusammen. Der Bahnkörper der Aussig-Teplitzer Bahn war auf einer Länge von 20 Meter 15 Meter tief eingesunken und die Bahn auf 50 Meter Länge unterbrochen. Die Bahnverwaltung leitete Schotterzüge ein, um den kraterförmigen großen Trichter zu verschütten, der sich unterhalb der Geleise gebildet hatte. Der Frachtenverkehr war nach allen



Die Johnsdorfer Gasgasse.

Richtungen hin gesperrt, da über 20,000 Kubikmeter Material herbeigeschafft werden mußten, um die Erdsenkungen im Bahnkörper auszufüllen. Für die Schächte der Nordböhmischen Kohlenwerksgesellschaft, für die staatlichen und die anderen in vollem Betriebe stehenden Privat-Kohlenschächte war diese Unterbrechung des Verkehrs eine große Kalamität, da das geförderte Material nicht abtransportirt werden konnte. Welche Kohlenmassen sich anhäuften, erhellt aus der Thatsache, daß in Brüx täglich an tausend Kohlenwaggons verfrachtet wurden.

Die Brüxer Kohlenbergbaugesellschaft erleidet einen positiven Schaden durch den Einsturz ihres Direktionsgebäudes, welches einen Wert von etwa 60,000 Gulden repräsentirt. Die in diesem Hause befindlichen Kassen, welche gleichfalls in die Tiefe versanken, enthielten nur relativ geringe Barmittel. In der Nacht zum Montag wurde hier ein Einbruchsdiebstahl versucht, die Thäter wurden aber von der Wache haltenden Feuerwehr verscheucht. Leider sind auch sonst an vielen Stellen Diebstähle vorgekommen, zahlreiche Verhaftungen mußten vorgenommen werden.

Unter den von der Katastrophe Heimgesuchten erleiden den schwersten Schaden der Hotelbesitzer Siegl, dessen Schwiegersohn Professor Rebhann, Hinke, der Besitzer des eingestürzten Gasthofes „zum goldenen Kreuz“ Dietl, der Steinsetzmeister Waschirowsky, dessen zweistöckiges Haus mit der gesamten Einrichtung vollständig im Erdboden verschwunden ist, der Hopfenhändler Fischer und Herr Vogel. Die Genannten und die Inwohner ihrer eingestürzten Häuser vermochten auch nicht das geringste zu retten.

Ecke der Bahnhof- und Johnsdorferstraße.

Digitized by Google

Versammlungen.

— Vom 18. bis 22. Juli wurde in Heidelberg der vierte allgemeine deutsche Journalisten- und Schriftstellertag abgehalten. Als Hauptergebnis der Verhandlungen ist die Begründung des bereits im vorigen Jahre in Hamburg beschlossenen Verbandes deutscher Journalisten- und Schriftstellervereine, sowie die Feststellung der Satzungen für diesen Verband hervorzuheben. Die Beratungen über den Entwurf eines Gesetzes über den Verlagsvertrag und die Reform des Gesetzes über die Presse vom 7. Mai 1874 gelangten nicht zu einem abschließenden Ergebnis, weshalb weitere Erörterungen über die beregten Gegenstände gelegentlich der nächstjährigen Versammlung stattfinden sollen. Die Stadt Heidelberg erwies sich den Teilnehmern als eine Gastgeberin von zuvorkommender Liebenswürdigkeit, wie das die Reihe der hauptsächlich von ihr den Gästen zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten bewies. Am 18. Juli fand abends eine feierliche Begrüßung der Festteilnehmer im Stadtgarten statt. Am folgenden Abend wurde im Stadttheater von dem süddeutschen Hoftheater-Ensemble unter Leitung des Intendanten A. Prasch zu Gunsten der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller eine Festvorstellung veranstaltet, in welcher das wenige Tage zuvor im Kurtheater zu Baden-Baden zum erstenmale in Deutschland gegebene Schauspiel „Mariana" von Echegaray zur Aufführung gelangte. Am 20. vereinigte ein solennes Mahl die Festteilnehmer im großen Saale des Bürgermuseums, an das sich gegen Abend eine Wiederholung des glänzenden Schloß- und Kellerfestes aus dem Jubeljahre der Heidelberger Hochschule anschloß. Der Vormittag des dritten Festtages war einer Gedenkfeier für Gustav Freytag gewidmet, welche in der Aula des Universitätsgebäudes stattfand und bei welcher Dr. A. von Hanstein aus Berlin die Festrede hielt. Am Nachmittag wurde ein Ausflug in das Neckarthal unternommen; gegen Abend versammelten sich die Teilnehmer in Ziegelhausen und traten die Rückfahrt in Kähnen an, um von dem Neckar aus den feenhaften Anblick eines von der Stadt veranstalteten Feuerwerkes mit bengalischer Beleuchtung des Schlosses und der alten Brücke zu genießen. Am Montag wurde ein Ausflug nach Baden-Baden unternommen, wohin der „Tag" von der Stadt Baden in freundlicher Weise eingeladen war. — Zum Vororte wurde für das laufende Geschäftsjahr wiederum Hamburg erwählt; über den Festort des nächsten Jahres, wofür Berlin in Vorschlag gebracht worden war, ist einstweilen noch nicht Beschluß gefaßt worden.

— Die 67. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wird vom 16. bis 21. September in Lübeck abgehalten. Zu Geschäftsführern waren in der Geschäftssitzung vom 26. September vorigen Jahres in Wien Senator Dr. W. Brehmer und Dr. Th. Eschenburg gewählt worden. Von diesen ist soeben die amtliche Einladung ergangen. Wegen Unterkunft können die Teilnehmer an der Versammlung sich bereits an den Vorsitzenden des Wohnungsausschusses, Dr. med. Wichmann, Lübeck, Holstengasse 19/21, wenden.

Literatur.

— Aus jenem Erlaß, in welchem Kaiser Wilhelm II. sich gegen den unnötigen Aufwand der Offiziere aussprach, hat ohne Frage Arthur Zapp den Vorwurf zu seinem Roman „Der tolle Schmettwitz" geschöpft (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Von vornherein verdient der Held, ein junger Lieutenant in einer kleinen Garnisonstadt, seinen Beinamen gar nicht, denn er muß sich mit einem schmalen Zuschuß behelfen, aber eine unerwartete Erbschaft bringt ihn in den Besitz reicher Mittel, und mit vollen Händen streut er das Geld aus. Das wäre noch nicht so schlimm, doch er gerät in das Netz einer berechnenden Kokette, und nachdem er sich betrogen sieht, sucht er sich im Strudel wilder Vergnügungen zu betäuben, und das Prädikat „toll" erhält seine volle Berechtigung. Indessen steckt ein guter Kern in dem jungen Manne, von einer echten Liebe erfaßt, kommt er zu sich und wird ein glücklicher Bräutigam. Die Geschichte ist fesselnd erzählt, aber darin versieht es der Autor, daß er schließlich seinen Helden mit allzu viel edlem Opfermut ausstattet. Sein ganzes Erbe brauchte Hans von Schmettwitz nicht milden Stiftungen zuzuwenden, und wir fürchten, als Familienvater wird ihm die Reue über das Uebermaß der Entsagung nicht erspart bleiben.

— Der interessante Roman „Dr. Biedermann und sein Zögling" von Gustav Schalk ist in zweiter Auflage im Verlage von W. Delmonzo zu Stolp in Pommern erschienen. Das neue, ansprechende Gewand dürfte dem Buche, das sich durch seine ideale Tendenz, seine anmutigen Schilderungen und den feinen, in seine ernste Darstellung verflochtenen Humor auszeichnet, weitere Scharen von Freunden gewinnen.

— In ihrem Roman „Tausend Thaler" behandelt Ada von Gersdorff die Schicksale eines armen Mädchens von vornehmer Herkunft (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). In ihrem Bemühen, ihrem alten, kränklichen und verbitterten Vater über die Dürftigkeit hinwegzuhelfen, arbeitet sie heimlich für Geld, und es gelingt ihr auch, seine letzten Lebenstage zu erheitern, aber nach seinem Tode erfährt sie, daß sie das Opfer einer Täuschung, daß ihr angeblicher Verdienst nicht viel mehr als ein Almosen war. Wie sie, in ihrem Stolz gekränkt, die Schuld zu tilgen sucht, und welche Gefahren das unbeschützte junge Mädchen zu bestehen hat, das bildet den Inhalt der Erzählung. Schließlich lernt die Heldin auch ihren Stolz bezwingen, und ihrem tapferen Ringen wird der Lohn nicht vorenthalten.

— Eine anziehende Erzählung aus der Pußta bietet Maurus Jokai, der berühmte ungarische Dichter, mit seinem Roman „Die gelbe Rose" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Der Titel ist doppelsinnig, denn wenn auch um eine gelbe Rose, die als Liebespfand gegeben wurde, sich der Streit der beiden Nebenbuhler entspinnt, so ist doch auch die kokette Dirne in ihrer zigeunerhaften Schönheit einer solchen Blume vergleichbar. Jokai gibt ein fesselndes Bild vom Leben der Pferde- und Rinderhirten auf der unermeßlichen Pußta, und mit der packenden Handlung verbindet er eine prächtige Naturschilderung.

Briefmappe.

R. G. in Mainz. Die beste Zeit zum Einsetzen von Laubfröschen sind die Monate Juli und August, in diesem Jahre namentlich der letztere. Es ist übrigens eine ganz irrige Vorstellung, wenn man meint, das Lebenselement des Laubfrosches sei das Wasser, und man müsse ihn daher in einem mit möglichst viel Wasser angefüllten Behälter aufbewahren. Es genügt vollkommen, wenn der Boden des Behälters mit feuchtem Moos ausgelegt oder nur wenige Centimeter mit Wasser bedeckt ist. Auch sollte man zu Behältern nicht, wie es so häufig geschieht, runde Wassergläser (Einmachgläser) verwenden, da die von der runden Glaswand aufgefangenen Sonnenstrahlen das zarte Tierchen leicht schädigen und sogar töten. Die beste Form eines Laubfroschbehälters ist unstreitig das Klodtsche Froschhaus, wie es von der deutschen Lehrmittelanstalt in Frankfurt a. M. hergestellt und vertrieben wird. Dasselbe besteht in seinen Hauptteilen aus Zink und hat flache Glaswände, die leicht herausgenommen und ebenso leicht wieder eingesetzt werden können, weshalb sie bei Beschädigungen ohne erhebliche Kosten und Mühe zu ersetzen sind. Ein weiterer Vorteil ist der unter dem in seiner Mitte vergitterten Boden angebrachte Futterplatz für Fliegen, welcher auf dem Tische aufliegt und der aufgestreuten Lockspeise wegen die Fliegen stets in großer Menge anzieht. Wir geben Ihnen beistehend eine Abbildung des Apparates, der in seiner niedlichen Ausführung einen recht hübschen Zimmerschmuck bildet. Näheres über denselben sowie Preisliste wird Ihnen auf Ansuchen die genannte Anstalt gern mitteilen.

A. K. in R. Der wirkliche Name der italienischen Schriftstellerin „Haydée" ist Ida Finzi. Die Dichterin, die erst 24 Jahre zählt, entlehnte das Pseudonym der bekannten Figur aus Lord Byrons „Don Juan".

Tragt echte Vigogne

von

Wagner & Söhne in Naunhof i. S.

EXCELSIOR. Waschecht & krimpfrei. Schutzmarke für Unterkleider.

Schutzmarke für Strickgarne.

Die **echten deutschen Vigogne-Strickgarne** dieser Firma und die aus deren echten Merinogarnen hergestellten **Excelsior-Unterkleider** haben sich als das Beste und dadurch Billigste auf dem Gebiete der Unterbekleidung bewährt. Darum

tragt echte Vigogne. Durch ihre Zusammensetzung aus feinster gekämmter Wolle und längster Baumwolle sind sie fast unverwüstlich haltbar, dabei weich, geschmeidig und angenehm selbst für die empfindlichste Haut, gehen beim Waschen und Tragen nicht ein, filzen nicht und werden nicht hart, sondern nach jeder Wäsche weicher und schöner. Erhitzen die Haut nicht, saugen den Schweiss auf, ohne zu erkälten und sind dadurch der beste Schutz gegen Erkältung und Rheumatismus. Bewähren sich ausgezeichnet auf Reisen, bei Märschen, beim Reiten und bei Ausübung jedes anderen Sports. Darum

tragt echte Vigogne. Im Sommer und Winter für Erwachsene und Kinder das Vorteilhafteste, was es gibt. Nur echte und unschädliche Farben, helle und dunkle Melangen, gebleicht-weiss und diamantschwarz.

Nur echt mit obigen Schutzmarken.

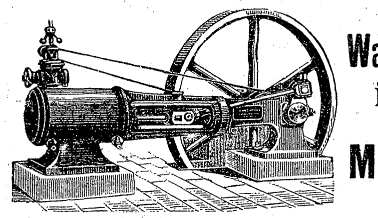
Zu haben in allen besseren Garn- und Wollwarenhandlungen. Wo nicht vorrätig, weisen wir die nächste Bezugsquelle bereitwilligst nach.

Foulard-Seide 95 Pf.

bis 5.85 p. Met., japanesische, chinesische ꝛc. in den neuesten Dessins u. Farben, sowie schwarze, weiße u. farbige **Henneberg-Seide** v. 60 Pfge. bis 18.65 p. Met. — glatt, gestreift, karrirt, gemustert, Damaste ꝛc., ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins ꝛc. — **Porto- und steuerfrei ins Haus!** Katalog u. Muster umgehend.

G. Henneberg's Seiden-Fabrik (K. u. K. Hofl.) **Zürich.**

Dampfmaschinen



eincylindrig und compound

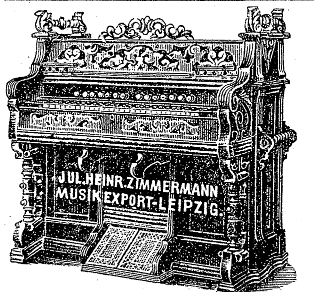
Wand- und Bockmaschinen

in allen gangbaren Grössen

auf Lager bei

MENCK & HAMBROCK

ALTONA-HAMBURG.



Preise 120, 140, 250, 275, 325, 350, 400, 500, 550, 650, 800 Mark.

Amerik. Harmoniums

der berühmten Carpenter Organ Co.

☞ Höchste Auszeichnung in Chicago.

General-Vertrieb für d. Europ. Kontinent:

Jul. Heinr. Zimmermann,

Musikexport, Leipzig.

☞ Illustrirte Preisliste gratis u. franko.

BERLIN W., Zietenstrasse 22,

im eigenen, nur für Unterrichtszwecke eingerichteten Hause

Militär - Pädagogium

von **Dir. Dr. FISCHER,**

1888 staatl. concess. für alle Militär- u. Schulexamina. Unterricht, Disziplin, Tisch, Wohnung **vorzüglich empfohlen** von den höchsten Kreisen. **1894 bestanden** 3 Abiturienten, 135 Fähnriche, 19 Primaner, 2 Obersekundaner, 7 Einjährige, 1 Untersekundaner, meistens **nach 1 bis 3 Monaten.** Prospekte unentgeltlich.

Heilanstalt für Hautkrankheiten.

Sorgfältige spezialärztliche Behandlung. Beste Verpflegung. Schöner Aufenthalt (Parkgrundst.). Ausführl. Prospekte frei.

Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle.

Dr. Köllner's Kurh. u. Pens. auf d.

Hainstein

b. d. Wartb. Eisenach, Sommerfr. auch f. Nichtkurgebr. Prosp. gr. u. fr.

Gegen Harnleiden

(Blasen- und Nieren-Katarrh, Gries, Sand und Gicht ꝛc.) wird der

Radeiner Sauerbrunnen

von Aerzten vielfach empfohlen. Viele Kurerfolge. Ausführliche Brunnenschrift gratis an allen Verkaufsstellen oder direkt von der Kuranstalt in Bad Radein, Steiermark.

Depot: **Wien**, I. Fleischmarkt 8.

!!! Gesundheits-Decken !!!

ärztl. empf. Schlaf- und Reisedecken in schönen, soliden Mustern, 150×200 cm, Stück **4,75 Mk.**, vers. geg. Nachn. oder vorherige Einsendung d. Betrages d. Decken-Fabrik von **J. Brünn, Berlin,** C. Hackescher Markt 4. Franko Versand von 2 Stück an. Für gute Qualität bürgt das Renommé meiner seit 25 Jahren bestehenden Fabrik.

Reelle Bedienung, zuverlässige und gediegene Arbeit:

Garantirt Eingeschossene

Revolver Kaliber 7 mm 6 Mk., Kal. 9 mm 9 Mk. — **Teschin-Gewehre** ohne lauten Knall Kal. 6 mm 8 Mk., Kal. 9 mm 15 Mk. — **Doppeljagdkarabiner** 30 Mk., einläufiger Jagdkarabiner 20 Mk. — **Westentaschen-Teschins** 4 Mk. — **Pürsch- u. Scheibenbüchsen** von 30 Mk. an. — **Zentralfeuer-Doppelflinten** prima Qual. von 35 Mk. an. — **Patentluftgewehre** ohne Geräusch 20 Mk. — **100 Zentral-Hülsen** 1,70 Mk. — Zu jeder Waffe 25 Patronen gratis. — Packung umsonst. — Preislisten gratis u. franko. — Umtausch kostenlos. — Katalog 64 Seiten.

Reelle Bedienung.

Georg Knaak, **Deutsche Waffenfabrik.** Lieferant aller Jagd- u. Schützenvereine. **Berlin SW. 12.** Friedrichstr. 212.

Stellung. Existenz.

Prospect gratis — Gratis Prospect. — Probebrief franco.

Brieflicher prämiierter **Unterricht.**

BUCHFÜHRUNG

Rechn., Correspond., Kontorarb. **Stenographie.** Schnell-Schön-Schrift.

Keine Vorherzahlung.

Gratis Prospect. — Sicherer Erfolg garantiert

Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut

Otto Siede — Elbing.

Das Fleisch-Pepton

der Compagnie Liebig,

vorteilhafte Anwendung im Verlauf von fieberhaften Krankheiten findend,

wird nach **Prof. Dr. Kemmerich's** Methode hergestellt

unter steter Kontrolle der Herren

Prof. Dr. M. von Pettenkofer und **Prof. Dr. Carl von Voit,** München.

Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.

Tüchtige Xylographen,

nur **erste** Kräfte, zu baldigem Antritt gesucht. Dauernde Stellung bei bester Honorirung. Proben erbeten.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

H. Lehr & Co.

in Easton, Pa.,

älteste und bedeutendste Fabrikanten von

7 Oktav-Harmoniums.

Besondere Vorzüge der **Lehr-Organs:**

prachtvoller, großer Orgelton, außerordentlich leichter Anschlag, elegantes Aeußere, vereinfachte Konstruktion, sehr mäßige Preise. Illustrirte Kataloge gratis und franko.

Zentrale für das europäische Geschäft:

Carl Jungk, Bremen.

Schönheitsfehler

Sommersprossen, Finnen, Wimmerln, Mitesser. Wer davon befreit sein will, wende sich an mich.

Römhild i. Thür. **Jos. Rottmanner,** Apoth.

Paris 1889 gold. Medaille.

500 Mark in Gold

wenn **Crême Grolich** nicht alle Hautunreinigkeiten als Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte ꝛc. beseitigt und den Teint bis ins Alter blendend weiß und jugendfrisch erhält. Keine Schminke. Preis ℳ 1,20. Man verlange ausdrücklich die **„preisgekrönte Crême Grolich"**, da es wertlose Nachahmungen gibt.

Savon Grolich, dazu gehörige Seife 80 ₰. **Hauptdepot J. Grolich, Brünn.** Zu haben in allen besseren Handlungen. **Leipzig:** Dr. E. Mylius, Engelapotheke. — **Basel:** A. Büttner, Apoth. — **Brüssel:** Eug. Nau, Apoth. Rue de Midi 13. — **Sofia** (Bulgar.): J. Komanoff, Hoflft. — **Bukarest:** M. Stoenescu, Drogist. — **Paris:** Hogg, 2 Rue Castiglione. — **Warschau:** J. Kalinowski.

Digitized by Google

K. T. in S. Die Milde des Geschmackes und das Aroma beim französischen Mastvieh werden lediglich durch die rationelle Art der Mästung erzeugt. Eine große Rolle spielen dabei das zur Fütterung verwendete Gras und Heu. Das unter dem Namen présalé berühmte normännische Küstenschaf zum Beispiel verdankt seinen Ruf, abgesehen von der sorgfältigen Wartung, den vortrefflichen Futterplätzen, sowie dem Umstande, daß bei ihm auch im Winter die Stallfütterung nicht platzgreift.

„Wenn der Funke sprüht“. Der vom Verbande deutscher Vereine für Feuerbestattung ausgeschriebene Preis (500 Mark) ist dem Sanitätsrat Dr. J. Albu in Berlin zuerkannt worden. Das Thema behandelt die Feuerbestattung in medizinisch-hygienischer Beziehung.

H. N. in B. Gottfried von Bouillon hat ein Denkmal in Brüssel, und zwar ein Reiterbild. Neuerdings ist es durch den Bildhauer de Groot mit Basreliefs versehen worden, deren eines den Helden im Kampfe mit Sarazenen darstellt, während das andere ihn als König von Jerusalem zeigt.

Eva. Die Straße „In den Zelten“ in Berlin führt ihren Namen daher, daß an dieser Stelle des Tiergartens einst Erfrischungszelte standen. Gerade vor 150 Jahren, im Sommer 1745, erhielt ein Refugié, der Conditor Thomassin, die Erlaubnis, dort ein Leinwandzelt zu errichten und Erfrischungen feil zu bieten. Später kamen weitere Zelte hinzu, und allmälich wandelten sich diese nur für den Sommer bestimmten Leinwandhütten in festere Bauten um, die dauernd stehen blieben. Heute sind die Zelte eine Straße von 23 Häusern, darunter mancher Prachtbau; in den ersten, zunächst der Spree belegenen Häusern befinden sich noch immer Gastwirtschaften.

L. H. in Salzburg. M. C. in Hamburg. H. R. in Nordhausen. L. F. in Wickrathberg. H. P. in Leipzig. Th. W. in München. H. B. in Lemberg. P. Z. in Höxter i. W. Dankend abgelehnt. — Wir ersuchen wiederholt und dringend alle Einsender nicht ausdrücklich von uns erbetener poetischer Beiträge, Abschrift von denselben zurückhalten zu wollen, da uns eine Rücksendung derartiger Manuskripte absolut unmöglich ist.

Richtige Lösungen sandten ein: Mina Wendel in Stade. Eugenie a. R. in C. (4). Dr. Köllermann in Berlin. Otto Sauer in Bregenz (2). Botho v. E. in K. Dr. Jaffé in Berlin. Ewald Heimburger in New-Orleans. Sarah Schmidtlein in Königsberg. „Drei muntere Bursche“ in Tübingen. Max Roth in Biesenthal. W. A. in Gemelingen. „Clementine“ in Brüssel.

Gesundheitspflege.

H. W. Freiburg. Wir können Ihnen die Anstalten: Brunnthal bei München, dirigirender Arzt Dr. Lahnsen; die Wasserheilanstalt in Kaltenleutgeben von Professor Dr. Winternitz bei Wien; das Sanatorium „Neues Kurhaus Bad Kissingen“ oder Sanatorium Schloß Niederlößnitz bei Dresden für Ihre Zwecke empfehlen. Schreiben Sie an die betreffenden Anstalten und lassen Sie sich Prospekte zusenden, die Sie sicher bereitwilligst bekommen werden.

Hausen. Verbieten Sie das Essen von Tünche Ihren Kindern. Wollen Sie Kalk zuführen, so geben Sie es in Form des officin. Kalkwassers, wovon man einen Kaffeelöffel voll mehrmals täglich in warmer Milch geben kann. Dr. F.

Handschriften-Beurteilung.

Abonnentin aus Passau. Ein zuverlässiger, pflichtgetreuer, fester und entschlossener Charakter, der sich keinen Illusionen und keinen Träumereien hingibt, sondern sich an das Positive hält und seine Interessen nicht in höhere Regionen rückt, aber etwas Gesundes und Wahres, Treues und Pflichtgetreues hat.

Ch. L. in St. P. M. Kein Himmelstürmer, aber gründlich in der Arbeit; nicht flink, aber fleißig, nicht genial, aber verständig. Alles in allem mehr ein tüchtiger als ein blendender Charakter.

R. B. in München. Sie scheinen schon Enttäuschungen oder sonst irgend etwas Schweres oder Deprimirendes erlebt zu haben und kennen melancholische Stimmungen, allein Sie begeistern sich doch immer wieder rasch. Sie halten auf Aeußerlichkeiten und Comfort, haben Erwerbsinn und schätzen einen mäßigen Genuß. Sie sind ein tüchtiger, braver und verständiger Charakter, aber keine besonders ausgesprochene Individualität. Ihre Bildung ist so ungefähr die eines Kaufmanns.

Polytechniker, Zurigo. Eine nervöse Lebhaftigkeit und Erregtheit, eine innere Unruhe raubt Ihnen das ruhige Gleichmaß, das einem Charakter harmonische Abrundung gibt und ihn sympathisch macht; Sie sind ein richtiger Südländer: Ein Kind des Augenblicks und rasch entschlossen. Eigensinn und Egoismus, Heftigkeit und Laune, Neigung zu Zweifel und der Mangel an Geradheit und Offenheit machen Sie zu einem schwierigen und unzuverlässigen Charakter. Dabei sind Sie nicht immer streng wahr.

Nichte Helene. Ein angenehmer Charakter, in welchem Verstand und Gemüt sich die Wage halten, weicher Regungen fähig, aber ohne Sentimentalität, gutherzig, aber nicht schwach, andererseits energisch, aber nicht bis zur Schroffheit. Sie sind stolz und selbstbewußt, aber Sie geben sich einfach und natürlich. Sie sind sehr wahr, sehr gerade, sehr zuverlässig, pflichtgetreu, ordentlich, vorsichtig, aber auch ein wenig mißtrauisch und zum Dominiren geneigt.

B. D. in Qu. bei R.; P. B. in Halle a. d. Saale. Korrekt, pünktlich, genau, bestimmt, wahr, treu, zuverlässig. Schönheitssinn, aber noch jugendlich unfertig und nicht emanzipirt von der Schulschablone.

☞ Anmerkung. Verhältnisse privater Natur zwangen uns, Lücken im graphologischen Briefkasten eintreten zu lassen; wir hoffen aber, dies in Zukunft vermeiden zu können. Die Eingänge werden wie bisher der Reihe nach erledigt, wir bitten aber um Geduld des großen Andranges wegen. Wer eilt oder eingehendere Besprechung wünscht, möge sich an mich direkt wenden. Das Honorar beträgt je nach Größe und Ausführlichkeit des Charakterbildes: a) ℳ 2,20; b) ℳ 4,20; c) ℳ 8,40. Mit Zeichenerklärung je das doppelte. Bei postwendender Erledigung kommt eine Zuschlagstaxe von je 50% dazu. Meine neuen Prospekte sind gratis und franko für jedermann zur Verfügung. Adresse: L. Meyer, Grapholog, Ragaz (Schweiz).

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer“** (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Berlin in farbigen Naturaufnahmen

von

Otto Troitzsch.

20 Farbenlichtdrucke mit dreisprachigem Text.

In eleganter Leinwandmappe Preis ℳ 5.—

Bei der Auswahl von Berliner Ansichten, die als Andenken oder zu Reisegeschenken ꝛc. dienen sollten, war der Besucher der Reichshauptstadt seither fast ausschließlich auf Photographien angewiesen. In diesem farbenprächtigen Album sind nun 20 der schönsten Ansichten von Berlin (Kartongröße 20×25 cm) vereinigt, die das rühmlichst bekannte Berliner Hofkunstinstitut von Otto Troitzsch in vielfarbigem Lichtdruck hergestellt hat, der eine feine, naturwahre Farbengebung mit der photographischen Treue verbindet, was den Bildern eine malerische Wirkung von unübertrefflichem Reize gibt. Die noble Ausstattung der Tafeln in Druck und Papier, wie der mit reichem Gold- und Farbendruck geschmückten Mappe verleiht dem Ganzen den Charakter eines kleinen Prachtwerks, das als

schönstes Erinnerungs-Album von Berlin

den unserer Reichshauptstadt alljährlich zu Hunderttausenden zuströmenden Fremden, wie überhaupt allen, die Berlin schon kennen oder erst kennen lernen wollen, bestens empfohlen sein möge.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Solide schwarze Seide

garantirt unerschwert végétal gefärbt, das denkbar Schönste und Reinste, alles übertreffend, zu allen Zwecken das Beste,

von 2 Mark bis 12 Mark, glatt, gemustert, armurirt, direkt aus der Fabrik, meter- und robenweise. Porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend franko.

Lasse sich der Konsument von den anscheinend billigen Apparenzstoffen nicht mehr einnehmen, die mit Metallen und Fetten beschwert sind, nach kurzer Zeit speckig aussehen und in den Falten Löcher bekommen. **„Das Beste ist das Billigste und Schönste“.** Man verlange stets unsere Muster, bevor man anderswo kauft.

Stehli & Co. in Zürich,
gegründet 1840.
Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien Obfelden und Arth und Filanda Germignaga (Lago maggiore).

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS. 33, Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Berliner Tageblatt

Als Zeitung großen Styls hat das täglich zweimal in einer Morgen- und Abend-Ausgabe erscheinende „Berliner Tageblatt“ in Folge seines reichen, **gediegenen Inhalts,** sowie durch die **Raschheit und Zuverlässigkeit** in der Berichterstattung (vermöge der an allen Weltplätzen angestellten eigenen Korrespondenten) die **stärkste Verbreitung im In- und Auslande** erreicht. Nicht minder haben zu diesem großen Erfolge die ausgezeichneten Original-Feuilletons aus allen Gebieten der Wissenschaft und der schönen Künste sowie die hervorragenden belletristischen Gaben, insbesondere die **vorzüglichen Romane** und Novellen beigetragen, welche im täglichen Roman-Feuilleton des „Berliner Tageblatt“ erscheinen. So erscheint gegenwärtig der reizvolle Roman: **‚Dantschenko: Auf verschiedenen Wegen‘,** dessen bis zum 1. September abgedruckten Theil alle neu hinzutretenden Abonnenten **gratis** gegen Einsendung der Postquittung erhalten. Die Romane und Feuilletons des **B. T.** erscheinen in **Deutschland zuerst allein** im **B. T.** und **niemals gleichzeitig** in **anderen Blättern,** wie dies jetzt vielfach üblich ist. Außerdem empfangen die Abonnenten des **B. T.** allwöchentlich folgende 5 höchst werthvolle Separat-Beiblätter: das illustrirte Witzblatt **„ULK“,** das feuilleton. Beiblatt **„Der Zeitgeist“,** die **„Technische Rundschau“,** das Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle“** und die „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft“.** Die sorgfältig redigirte, vollständige **„Handels-Zeitung“** des **B. T.** erfreut sich wegen ihrer unparteiischen Haltung in kaufmännischen und industriellen Kreisen eines besonders guten Rufes.

Für den Monat **September** abonnirt man bei allen Postämtern zum Preise von . . . **1 Mark 75 Pfg.**

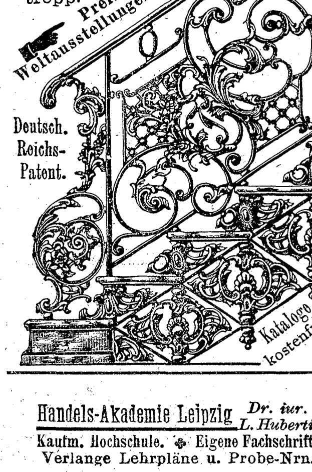
Inserate (Zeile 50 Pf.) finden erfolgreichste Verbreitung in allen Theilen Deutschlands, sowie im Auslande.

Probenummern mit allen Separat-Beiblättern versendet franko auf Wunsch die **Expedition des „Berliner Tageblatts“, Berlin SW.**

Die beste und billigste Butter

erhält man in 6–10 Minuten durch Selbstherstellung aus dem von der täglichen Caffeemilch angesammelten Rahm (Sahne) mit der ges. gesch **Haushaltungs-Buttermaschine**. Jährl. nachweisb. Ersparniss für den Haushalt ca. 100 M. In hochleganter bester Ausführung mit 1 Liter Inhalt . . . . M. 4,50, 2,8 „ „ . . . . „ 7.—.
Für Landwirte etc.: Schnell-Buttermaschinen nach demselb. bewährt. System von unübertroff. Leistungsfähigkeit zum Verbuttern von 3–30 Liter M. 12–45. Versandt geg. Nachn. Prospekte und Ia. Zeugnisse grat. und franco durch die Fabrik
R. v. Hünersdorff Nachf., Stuttgart.
Wiederverkäufern lohnender Rabatt.

Eisenwerk Joly Wittenberg.
Feuersichere patent. **Treppen** mit Holz- oder Marmorbelag **Haupttreppen.** Wendel-trepp.



Technikum Neustadt Mecklenburg.
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Schule. Maschinenbau. Elektrotechn. Baugewerk- Bahnmeister- Tischler-Fach- Schule.
Elektrotechn. u. Maschinentechn. Praktikum

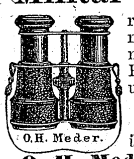
Handels-Akademie Leipzig *Dr. iur. L. Huberti.*
Kaufm. Hochschule. ❧ Eigene Fachschrift. Verlange Lehrpläne u. Probe-Nrn.

☞ Die billigsten ☜
Baugründe für Villen
im schönsten Süden Oesterreichs, besonders geeigneter Aufenthalt für Lungenkranke, Nervenleidende, Blutarme, bei
Riva am Gardasee
den **Hesperien Deutschlands.** Auskunft über Preis, Lage erteilt gegen Einsendung einer 10 Pfennig-Marke
Villa Christophoro I in Riva.

Harzer Jagdkorn, feinste Qualität, 2 ℳ
Alt. Kloſt.-Dopp.-Korn, sehr fein, 1,50 ℳ
Alten Kloster-Korn, fein, à 1,25 ℳ
Harz-Kräuter-Korn, passe-par-tout, 1,75 ℳ
Fein. Nordhäuser Getreide-Kümmel, 1,75 ℳ
Abt Holt. Egel's delik. Leibes-Pflege, 1,75 ℳ
à 1 Liter inklusive Flasche oder Gebinde versendet gegen Nachnahme oder Einsend.
Die Klosterbrennerei in Kloster Walkenried bei Nordhausen a. Harz.
Postcolli: Kiste = 2 Fl. od. Fäßch. 4 Liter.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.
Breslau, Hamburg, Köln, Dresden, Leipzig, München.
Dr. J. Schanz & Co.
Patente
billigst, reell, sorgfältig, schnell
Vergünstigungen wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Militär-Feldstecher,



rein doppelt achromatisch mit 8 Linsen, in vorschriftsmässigem, feldtüchtigem Futteral, für Reise, Jagd und Theater vorzüglich geeignet. Mk. 20,—.
Illustr. Preisliste über alle optisch. Artikel frko.
O. H. Meder, Optisches Institut, Leipzig, Markt 11. (Gegründet 1850.) Armee-Lieferant.

PATENTE schnell und sorgfältig durch **RICHARD LÜDERS,** Civil-Ingenieur in **GÖRLITZ.**

Buchführung, Kaufm. Wissenschaften besonders Correspondenz, Schönschrift, Kfm. Rechnen sind die Grundpfeiler jeder Existenz. Lassen Sie sich gratis und franco Prospekt u. Probebrief kommen. Nachrichten über das Muster-Comtoir für mündlichen Unterricht in Berlin gratis **F. Simon** BERLIN O. 27 vereidigter Sachverständiger für Buchführung etc.

Seidenstoffe
direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten. Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete **Michels & Cie.,** Königl. Niederl. Hoflief., **Berlin,** Leipzigerstr. 43.

R. WOLF, Magdeburg-Buckau.
Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands.

Locomobilen
mit ausziehbaren Röhrenkesseln, v. 4–200 Pferdekraft, sparsamste Betriebsmaschinen
für Gross- und Klein-Industrie sowie Landwirthschaft.
Export nach allen Welttheilen.

Digitized by Google

Lungenleiden

Herr Oberstabsarzt **Dr. med. Ruff** in **Möhringen** (Baden) schreibt: „Trotz der kurzen Zeit, während der ich das Haematogen in seiner Wirkung beobachtet, habe ich so auffällige Heil-Resultate wahrgenommen, **dass ich Ihr Präparat unter allen tonischen in die erste Reihe stelle.** Ich fand besonders eklatante Erfolge bei einem infolge chronischen Bronchialkatarrhs mit schlimmsten Erscheinungen ganz herabgekommenen 58jährigen Manne, der jetzt nach 4 Wochen fast nicht mehr hustet und wieder frische Gesichtsfarbe bekam.“

Herr Sanitätsrat **Dr. med. Nicolai** in **Greussen** (Thüringen): „Ich kann Ihnen nur wiederholen, dass Ihr Haematogen **speziell bei Lungenschwindsüchtigen** von **ausgezeichnetem und überraschendem Erfolge** war. Ich werde es gerne empfehlen, da die Empfehlung aus meiner vollen Ueberzeugung stammt.“

Dr. med. Hommel's Haematogen ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81391). Haemoglobin ist die **natürliche** organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.—. ö. W.** Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.

Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis** und **franko.**

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND Conditoreien.

Deutsche
Militärdienst-Versicherungs-Anstalt in Hannover.

Vermögensbestand Ende 1894: 60 Millionen Mark.

Zweck: 1) Wesentliche Verminderung der Kosten des Militärdienstes, Unterstützung von Berufssoldaten, Versorgung von Invaliden. Nur Knaben unter 12 Jahren finden in dieser Abteilung Aufnahme. 2) Versicherung von Kapitalien — fällig bei Erreichung eines bestimmten Lebensalters oder bei früherem Ableben (abgekürzte Lebensversicherung) — ; mit Kombinationen, welche jedem Familienvater Gelegenheit bieten zu **vorteilhafter** und **sicherer**

Kapitalanlage.

Von 1878 bis Ende 1894 wurden erledigt 259 397 Anträge über ℳ 299 502 000.— Versicherungs-Kapital.

Hygienische absolut säurefreie Präparate.
ZAHNWASSER, ZAHNPASTA, ZAHNPULVER.

DENTIFRICES

MARQUE DE FABRIQUE
DOCTEUR PIERRE
DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS

Berühmt durch ihre aromatischen und astringirenden Eigenschaften.
Ueberall erhältlich.

Pflege Dein Antlitz!

Man bestelle beim unterzeichneten Institut das in neuer Auflage erschienene Buch von Dir Heinr. Simons:

„Das Gesicht und seine Pflege.“

(Durch Gesichts-Massage etc., System Simons. Patentirt i. a. Staaten.)

I. Teil. Die Lehre, jedes **Frauengesicht schöner** und **jugendlicher** zu gestalten und bis **ins hohe Alter** zu erhalten.
II. Teil. Die Lehre, jedes **Männergesicht schöner** und **interessanter** zu gestalten und bis **ins hohe Alter** zu erhalten

Preis je 1 ℳ; franko im geschlossenen Couvert 1,20 ℳ (auch in Briefmarken aller Länder), Nachnahme 1,50 ℳ.

Dir. Heinr. Simons' Institut für Gesichtspflege, Berlin W., Potsdamerst. 20,
verbunden mit **Laboratorium für hygienische Toilette-Artikel.**

Spezialitäten Simons: **Wasch-Crême, Griechische Gesichts-Crême, Gesichts-Massage-Crême, Puder** je à 1 ℳ, Porto 30 ₰, Nachnahme 50 ₰, Ausland 1,80 ℳ. **Nagelpulver** à 1 ℳ mit Bürstchen 1,50 ℳ, Porto 30 ₰, Nachn. 50 ₰, Ausland 1,50 resp. 2 ℳ. **Parfums** 1,50, 3,— und 4,50 ℳ, Porto 50 ₰, Nachn. 70 ₰, Ausland 2,50, 4,— und 5,50 ℳ.

Versand nur gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme.
Ausland nur gegen Einsendung des Betrages.

Thüringisches
Technikum Jlmenau
Höhere u. mittlere Fachschule für: Elektro- und Maschinen-Ingenieure; Elektro- u. Maschinen-Techniker und -Werkmeister. Direktor Jentzen.
Staatskommissar.

Etwas Zusatz von
Echtem Feigen-Kaffee
ANDRE HOFER
k. u. k. Hoflieferant
Salzburg u. Freilassing
verbessert jeden Kaffee.

F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen
sind die **besten** zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.

Indische Blumenseife
hochfeine Toiletteseife, 50 ₰ p. St.

PALMITIN-SEIFE
neutral - gut - billig.

Für Familien u. Kinder. Das Stück à 25 ₰ in allen Städten Deutschlands.
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.
Filiale. Wien I, Wollzeile 9.

Lebensversicherungs- & Ersparnis-Bank

STUTTGART gegründet 1854.

Aller Ueberschuss den Versicherten.
Dividende für die Versicherten:
Nach Plan A II: **40%** der ordentlichen Jahresprämie und extra **20%** der alternativen Zusatzprämie.
Nach Plan B: 3% aus der einbezahlten Gesamtprämiensumme.

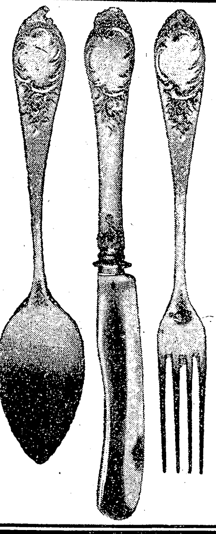
Niederer Verwaltungsaufwand.
Günstigste Versicherungs-Bedingungen (insbesondere bei Krieg, Selbstmord, Zweikampf, Unglücksfall, Zahlungsversäumnis etc. etc.)

(Ausführliche Prospekte unentgeltlich bei der Bank und den allerorts aufgestellten Vertretern.)

Unter Staatsaufsicht.
Versicherungsstand: 430 Millionen Mark.

Bankvermögen: 119 Millionen Mark, **darunter Extrareserven:** 19 Millionen Mark.

Seit Bestehen der Bank bis Ende 1893 wurden **Ueberschüsse** erzielt: 53 Millionen Mark.
Dividenden an Versicherte bezahlt: 36 Millionen Mark.
Versicherungssummen ausbezahlt: 68 Millionen Mark.



Hochelegante Neuheiten
in
Juwelen, Gold- und Silberwaren, Tafelgeräten, Uhren etc.
bezieht man zu Fabrikpreisen von

F. Todt, Pforzheim,
Gold- und Silberwarenfabrik.

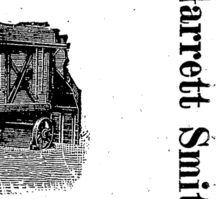
Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.

Reich illustrirter Katalog mit über **3000 Abbildungen gratis und franko! Firma besteht über 40 Jahre, auf allen Ausstellungen prämiirt,** letztmals auf der **Weltausstellung Antwerpen 1894.** Alte Schmucksachen werden modern umgearbeitet; altes Gold, Silber und Edelsteine werden in Zahlung genommen.

Tafellöffel oder Gabeln 12 Stück	ℳ	128
Tafelmesser 12 Stück	„	63
Dessertlöffel oder Gabeln 12 Stück	„	84
Dessertmesser 12 Stück	„	40
Kaffeelöffel 12 Stück	„	49
Gemüselöffel 1 Stück	„	22
Suppenschöpfer 1 Stück	„	45
Kinderbestecke in Etui	„	22

Bade-Einrichtungen,

Patent-Gasbadeofen, Wannen, Zimmer-Douchen, Dampfbäder, Sitz-, Arm-, Fuss-, Abreibewannen,
Kinder-Badewannen, Zimmerklosets und Bidets.
Grosse Auswahl, elegante Formen.
Vereinigte Sanitätsapparate-Fabriken
C. Maquet, Hoflieferanten,
prämiirt mit 20 goldenen Medaillen.
Berlin W., Charlottenstr. 63, u. **Heidelberg.**



Garrett Smith & Co.

Deutsche Dampf-Dresch-Sätze,

neueste Unterwind-Dampfdreschm. mit Kaff-Siebung und Expans.-Lokomobilen.
Kohlenverbrauch ca. 5 Ztr pro Tag. 5jährige Garantie für ausziehbare Feuerbuchsen. 600 neuere Zeugnisse etc gratis und franko. Gebaut von
Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Garrett Smith & Co.

Kartoffel. Weizen.
Stärkefabriken
unübertroffen in Leistungsfähigkeit.
Einrichtung und Umbau nach meinem vereinfachten
billigen und bewährten System.
W. H. Uhland, Special-Ingenieur für Stärke-Industrie, **Leipzig.**
Mais. Man verlange Prospecte! Reis.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 47.

74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Pave, der Sünder.

Eine Geschichte aus Dalmatien

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

XIV.

Im kühlen Refektorium stand der Speisetisch gedeckt, zwei Stunden später als es sonst üblich im Kloster.

Das lag wieder an des Pater Guardians bischöflichem Gaste und alten Studiengenossen von Ragusa her. Auch insofern war derselbe ein echter „großer Herr", als er voraussetzte, daß Zeit und Menschheit sich nach seinen Gewöhnungen und Bedürfnissen zu richten habe. Er pflegte stets mit zwei Dienern zu reisen und war ein abgesagter Feind der frühen Hauptmahlzeit. Dem Pater Guardian war das bekannt und deshalb setzte man sich auch heute erst nach der Vesper zu Tisch, während die Klosterzöglinge im benachbarten Schulhause ihre Studien betrieben bis zur Mette. Die acht, welche Profeß abgelegt, hielten strenge Fasten und Betrachtung droben in ihren Zellen. Nur einer von ihnen, Frater Paulus, hatte Erlaubnis erbeten, im menschenleeren Kreuzgange hin und her gehen und dort Selbstschau und fromme Lesung halten zu dürfen.

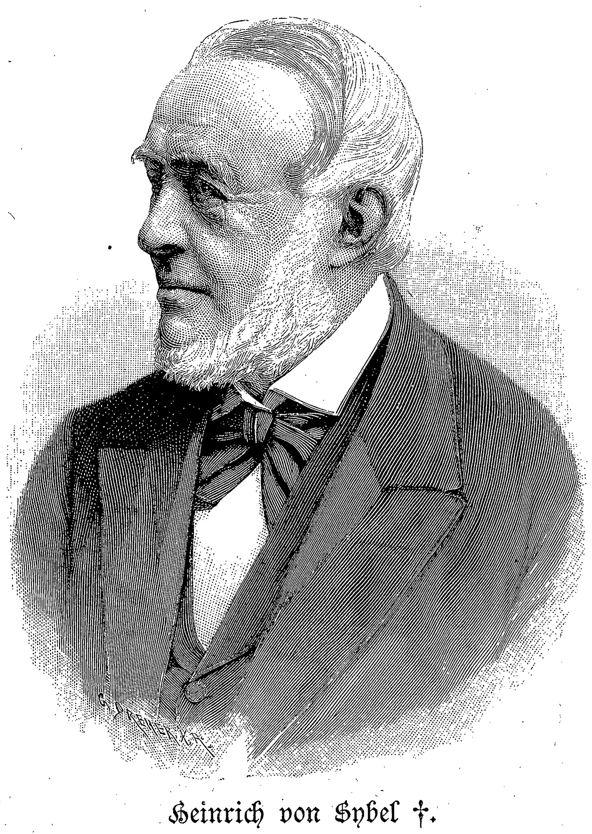
Die Klosterkost war außerordentlich einfach trotz des hohen Gastes. Eine Kräutersuppe, ein Fischgericht, eine Eierspeise. Die Patres tranken Wasser; vor dem Bischof stand sein Lieblingswein, eine Flasche Brazzaner Vugava. Der Lektor las einen Abschnitt aus der Nachfolge Christi, der Guardian sprach das Tischgebet und dann hub die Unterhaltung mit gedämpften Stimmen an. Außer dem Bischof und seinem Neffen gab es heute keine Tischgäste.

Das Refektorium war ein schlichter und traulicher Raum. Das „Silentium" an der getäfelten Wand verdeckten die blühenden Myrtenzweige ganz und gar, die zu seinen beiden Seiten in blauen Krügen standen. Durch die geöffneten Bogenfenster mit den violett und grün schillernden Rautenscheibchen kam der Duft des Gartens herein und am Ende desselben, dem Platze des Bischofs gerade gegenüber, ging Frater Paulus mit großen Schritten auf und ab. Die Gestalt nicht vornüber gebeugt nach mönchischer Gewohnheit, sondern hoch aufgereckt, nur das dunkle Haupt, mit den scharfen Zügen, gesenkt und die Hände um Gebetbuch und Rosenkranz gefaltet.

So weit holten seine Füße im Gehen aus, daß die Kutte sich hinter ihm drein schwang und die Enden des Strickes ihre Falten peitschten. Immer wieder mußte der Bischof hinaus blicken und dem Wandelnden folgen, wie er regelmäßig hinter der ragenden Lorbeerhecke verschwand und wieder auftauchte, um jedesmal mit den gleichen langen Schritten den beschränkten Raum zu durchmessen. Einmal blieb er am Beete stehen, ließ Buch und Perlenschnur sinken und wendete sich einer Staude leuchtendblauer Salvien zu. Behutsam nahm er eine der Rispen in die Hand, ihre schönen Lippenblüten betrachtend, ganz hingenommen von ihrer herrlichen Farbe. „Was sagt mir euer Blau? Woran gemahnt es mich, ihr Blumen?" schien er stumm zu fragen.

Auch der Bischof am Speisetisch stellte zur selben Minute eine Frage an den Guardian, seinen Gastgeber:

„Und wie hast Du über den Frater Paulus



Heinrich von Sybel †.

Nach einer Aufnahme von Hof-Photograph Albert Meyer in Berlin.

beschlossen? Es ist mir wieder entfallen, entschuldige mich."

„Ich denke ihn übermorgen zu verschicken, hinauf ins Gebirge zu den Kapuzinern von Strnica an der Grenze."

Der Bischof legte sich ein zweites der ölgebackenen Fischstücke auf den Teller, eine tüchtige Portion Lattich dazu und preßte die halbe Limone darüber aus. Vortrefflich schmeckte es ihm nach dem langwährenden Hochamte und dem kalten Bade, das sein Kammerdiener bei der Heimkehr schon für ihn bereit gehalten hatte. Er speiste mit dem starken Appetit des kerngesunden Mannes, und so schlank und elegant auch seine Gestalt erschien, die frischeste Gesundheit strahlte aus seinem liebenswürdigen Gesichte, dehnte wohlig die breite Brust mit ihren kräftigen Atemzügen. Er war der rechte Sohn seines Geschlechtes. Seit Jahrhunderten durfte ein Bosdari gar nicht anders sein wie er und seine Neffen.

Als er seinen Fisch verzehrt hatte, blickte er wieder zum Kreuzgang hinüber. Frater Paulus stand abermals sinnend am blühenden Beete. „Dieser müßte in ein Blumenfeld Gottes als Gärtner," dachte der Bischof bei sich; dann sagte er zu seinem Gegenüber, dem Guardian: „Der Frater Paulus dort drüben interessirt mich vor den übrigen Professen. Laß mich einiges von ihm hören. Wes Geistes Kind ist er?"

„Ein feiner Geist, bischöfliche Gnaden," bemerkte eine Stimme vom untern Ende der Tafel; Frater Marcolin jedoch wendete rasch sein blondes Haupt herum und widersprach:

„Nicht doch! Entschuldige, lieber Bruder, daß ich verbessere. Kein feiner Geist, sondern ein heftiger, Oheim. Das sage ich, obgleich ich ihn liebe als meinen Freund."

„Wohlgesprochen, Frater Marcolin," erwiderte der Guardian, aber sein Auge blickte Vorwurf zum mündlichen Lobe, weil gerade die zwei jüngsten Lippenpaare am Tisch gewagt hatten, sich, wider die Regel der Bescheidenheit, aufzuthun. „Ja, Euer Liebden, er ist eine Natur von cholerischer Anlage, zu der sich die schwarzblütige gesellt, so daß er die ewigen Dinge mit der rechten Zerknirschung empfangen darf und sie alsdann mit Petri Eifer von sich geben. Er gräbt langsam in die Tiefe, bis er auf den Feuerkern stößt; dann schlägt die Flamme empor und versengt und belebt, je nachdem. Große Schritte hat er gemacht, durch Gottes Gnade vorwärts, vornehmlich in der jüngsten Zeit."

Der Bischof lächelte, that einen Zug aus dem Kelchglase, hob es gegen das Sonnenlicht empor und weidete seine Augen am funkelnden Purpurrot der Neige, die seine Hand hin und her schwenkte.

„Also sehr viel verheißend. Ein kräftiges Werkzeug," meinte er. „Und seine Herkunft?"

„Die geringste. Eines Fischers Sohn vom Gestade der sieben Burgen."

„Das ist ein guter Schlag. Was weißt Du von seinem Vorleben, seiner Umgebung?"

„Herzlich wenig, Euer Liebden. Der Zupnik von Trau, Basilius Smichia nennt er sich, geleitete ihn zu uns und hat von einem Vater ohne Einsicht und einer Mutter berichtet, die in erhebender Frömmigkeit nach einer wunderbaren Krankenheilung ihren Sohn als Sechsjährigen —"

„Dem Kloster geweiht hat," fiel der Bischof ihm in die Rede und sein Antlitz, das so spärlich von Fleisch und so zart von Knochen war, wie der Kopf eines Araberhengstes, färbte sich dunkler; die vorliegenden, spiegelklaren Augen blitzten auf. „In der

Digitized by Google

Theorie bekenne ich mich gänzlich wider diese Kinderbelastung mit Gelöbnissen. Verbieten sollte man solche Oblationen! Angeborener Eifer — freie Wahl. Nur nichts Aufgedrungenes und Aufgepfropftes für den heiligsten Beruf."

„Der Allmächtige hat dieses Pfropfreis auf den Stamm seiner Kirche sichtbarlich gesegnet, Euer Liebden," entgegnete mit Salbung der Guardian, der den freien Standpunkt des streitbaren Kirchenoberen und Freundes insgeheim mißbilligte. Um der jüngeren Klosterbrüder willen warf er ihm einen halb warnenden, halb bittenden Blick zu. Der Bischof verstand sofort, tupfte sich die Lippen mit dem Mundtuche und schickte sich an, ein anderes Thema aufzuwerfen. Der Guardian aber neigte sich, seines Warnungsblickes unbeschadet, noch einmal zu ihm hinüber.

„Heute abend mit dem Nachttrunk werde ich Euer Liebden das Curriculum vitae des Fraters Paulus ins Schlafgemach senden," sagte er sehr gedämpften Tones und that seinem Gaste aus dem Wasserkruge Bescheid. „Ein merkwürdigerer Lebenslauf hat mir noch niemals vorgelegen, seit ich hier zu Sinj meines Amtes warte. Der Ausfluß eines brünstig kämpfenden —"

„Hochwürdiger Vater, es sind Leute draußen am Einlaß, die zum Frater Paulus begehren. Der Pförtner schickt mich," sagte bei dieser Wendung ein dienender Bruder, der unbemerkt eingetreten war, hart am Ohre des Guardians.

„Es ist gegen die Regel des heutigen Tages, Aemilian," gab der Guardian ebenso leise zur Antwort. „Weise die Leute an, daß sie morgen wiederkehren mögen, und nenne ihnen die übliche Stunde, zwischen Mittagbrot und Vesper, mein Sohn."

Der Gast machte eine aufmerksame Miene. Sein Gehör war sehr scharf.

„Hochwürdiger Vater, die Frau ist eine Lahme und sie hat ein Kind mit sich," fuhr der Laienbruder fort. „Morgen in der Frühe müssen sie davon und zurück nach Salona. Die Traubenernte sei nicht mehr fern, sagte der Mann, des Fraters Pauli eigener Bruder."

„Ungern verweigere ich —" begann der Guardian; da fiel ihm der Bischof lebhaft in die Rede.

„Mein Freund, verweigere nicht; mache eine Ausnahme. Ich gäbe Dir Dispens, hätte ich Dir gegenüber die Macht dazu. Vom Altare aus habe ich die drei erblickt; Du kehrtest ihnen den Rücken. Das ergreifendste Beispiel der Sohnesliebe und der Mutterangst. Sind uns Mutter und Sohn nicht ein hochheiliger Begriff? Angst und Schmerz der göttlichen Mutter; des göttlichen Sohnes unerschöpfliche Liebe. Gönne mir die Freude; ich selbst möchte die Armen hereinführen."

Ehe das verwunderte Oberhaupt des Klosters Widerspruch thun konnte, hatte sich sein Gast vom Sessel erhoben, eine Handbewegung gegen die Tischgenossen gemacht, daß niemand sich stören lassen dürfe, und war von dannen geschritten. —

„Sei ohne Furcht, meine Tochter, ich werde ihn zu Dir senden," sagte der Bischof.

Wahrlich, Dume Slavora wußte nicht, wie ihr geschah, als der „Höchstehrwürdige" in knisterndem Seidengewande, mit dem Kreuze auf der Brust und der veilchenfarbenen Schärpe, ihre rauhe Hand ergriff mit seiner glatten, an der ein breiter Goldring blitzte, und sie so voll Herablassung über die Marmorfliesen ins Sprechzimmer leitete. Dort that er ein paar Fragen mit jener herzlichen Güte, die sein ganzes Wesen dem geringen Volke gegenüber kennzeichnete. Allein das arme Fischerweib zitterte und stotterte zum Steinerbarmen in seiner Verwirrung, und was es hervorbringen wollte, blieb unklar. Der wohlwollende Bischof mußte es aufgeben. Stojan stand Rede, mit leiser Stimme, zwar, aber ohne Zögern, und nur Milica gab sich erstaunlich unbefangen. Als der Bischof, betroffen von dem außergewöhnlichen Liebreiz der Kleinen, sich zu ihr niederbeugte und sie väterlich in den Arm nahm, lehnte sie sich, ohne eine Spur von Scheu, gegen die Seide seines Gewandes und berührte mit einer Fingerspitze ihres neuen Gönners beringte Hand, süß dazu lächelnd, als wisse sie sich nichts Lieberes.

Dann schob der Bischof das anmutige Kind sanft zurück, nickte freundlich von einem zum andern und ließ die drei allein, während er den Pförtner zu Frater Paulus in den Kreuzgang abordnete mit einer persönlichen Botschaft — sofort auszurichten. Große Freude hatte er stets an solch kleinen Liebeswerken gehabt, die den Mächtigen hienieden so leicht zu thun sind und doch so selten von ihnen gethan werden.

Nachdem er sich entfernt hatte, stand Dume Slavora inmitten des halbdunklen Raumes, des einzigen im Kloster, der öde und traurig berührte. Keines der Bilder aus dem Leben des seraphischen Vaters Franziskus, die hoch oben an den Wänden hingen, unterschied ihr Auge, aber sie knixte, um ja des Guten genug zu thun, in alle vier Winkel, zog den Rosenkranz hervor und begann hastig ein Ave zu beten, während Stojan und Milica im Hintergrunde unter dem Gitterfenster standen und flüsterten. Nach den ersten drei Sätzen hielt die Mutter inne und drückte ihr Gesicht, auf dem die Tropfen der Angst und Ermattung perlten, in beide Hände.

Da that sich die Thür auf und die hohe, dunkle Gestalt, die vorhin den Kreuzgang durchwandelt hatte, trat ein.

Das war er! Jäh aus stundenlanger, frommer Betrachtung herausgerissen, ging er wie ein Traumwandler. Er hob die Wimpern nicht; die Augen, die sie verschleierten, schauten noch nach innen.

„Pax vobiscum," sagte seine tiefe Stimme. Dann, sich plötzlich besinnend, wiederholte er den Friedensgruß auf kroatisch, schlug die Lider empor und heftete seine Augen flüchtig in die seiner Mutter.

Die sammetschwarzen Augen! Die alten wohl und dennoch wie fremd, wie ernst. Nicht doch: wie konnte er denn fremd sein, ihr, der Mutter? Er war ihr Eigentum — ihr Gotteskind. Nein, nein — ihr Gottesmann; der größte und schönste ihrer sieben Söhne, deren zwei schon dahingeschieden; der Heilige, den sie mit Schmerzen geboren, der als ein hilfloses Kindchen in ihrem Schoße geweint hatte und sich von ihrem Leben genährt und der jetzt himmelhoch über sie hinausgewachsen war. Ach, was für ein rätselhafter Schwall heftiger Gefühle flutete durch dieses einfältige Mutterherz!

In den Erdboden hinein knixte sie vor ihm.

„Mein ehrwürdiger Sohn," stammelte sie. Das Wort „geliebter", das ihre Liebe stürmisch auszusprechen begehrte, unterdrückte sie, bemächtigte sich seiner wohlgepflegten Hand und küßte sie.

„O Mutter, nein — so nicht!" Unwillen und Verlegenheit glitten über das bräunliche Antlitz des Mönches, das bleicher als sonst war, von der tiefen Erregung dieses Tages. Er entzog seiner Mutter die Hand, legte sie leicht gegen ihre Schulter, führte sie zur Sitzbank und begrüßte die Geschwister. Diesmal gab sich auch Milica schüchtern und zurückhaltend, und Stojan wußte mit einemmale durchaus nicht, wie er es nur beginnen solle, diesem ernsten Manne, dessen Lippen sich so fein und herb auf einander schlossen, das Geschenk des Zupnik von Trau zu überreichen.

Nun saß die Mutter auf der Bank und neben ihr, die Hände ruhig auf den Knieen zusammengelegt, den Blick zu Boden geschlagen, wie vorhin, der wiedergefundene Sohn im Mönchskleide. Stojan weigerte sich, Platz zu nehmen. Er verharrte in ehrerbietiger Entfernung, die Rechte in den Gurt gesenkt, wo neben den Pistolen das Büchlein mit dem Briefe des Zupnik steckte. Milica stand vor ihm, mit den Fingern am Munde spielend.

„Ach, wenn er mich nur einmal küssen wollte," dachte die Mutter, „ich habe ihn doch geboren! — Pavcice, mein Seelchen, mein Kind," sagte sie plötzlich und schob ihre dürre Hand schüchtern auf sein Knie hinüber, neben die seinige. Ein wehmütiges Lächeln hob seine Mundwinkel, deren Abwärtsneigung sich noch weit stärker ausprägte als in Kindheitstagen; er legte seine kühle Hand auf die mütterliche und beugte ihr sein Gesicht entgegen. Aber küssen that er sie nicht.

„Hätte ich's nur nicht gesagt, ach, hätt' ich geschwiegen, ich Täppische," dachte sie und das Weinen stieg ihr in die Kehle. Ihre Finger bebten unter den seinen; da nahm er sie fester und wärmer und daran tröstete sie sich ein wenig. Dann rief er Milica:

„Tritt näher herzu; und Du, mein Bruder, stehe doch nicht so von weitem. Laßt uns mit einander reden; meine Zeit ist kurz."

Allein die Rede stockte den Gästen des Mönches. Dieser selbst bezwang die Verlegenheit, die ihn gleichfalls gepackt hielt, mit dem Wunsche, den Seinen wohl zu thun:

„Sage mir, kleine Schwester, ob Du ein frommes Kind bist?"

„Frage des Rado Bruder! Ich kann ein Tuch für die Hostie sticken, mit Gold und Wolle weben kann ich, und ich lese, was gedruckt ist."

„Wann bist Du gefirmelt worden?"

„Noch gar nicht, denke! Der Bischof verzieht und verzieht, und ehe ich nicht gefirmelt bin, darf ich nicht Kolo tanzen, sagt die Mutter."

„Nimm es nicht übel auf, mein ehrwürdigster Sohn," entschuldigte die Mutter, „sie hat einen frohen Sinn und einen leichten Fuß, unsere Milica. Schaue hin, wie klein er ist. Sie möchte glücklich sein."

„Gut sein ist besser," sagte der Mönch, und ohne das kleine Füßchen zu beachten, legte er seine rechte Hand fest auf Milicas Kopf, dessen dunkles Gelock sich wild in die niedere Stirn krauste und im Nacken unter der Cappa zum üppigen Zopfe gebändigt hing. Sie drehte den Kopf und schüttelte die Mähne, so wie es Pavcice einst zwischen den Knieen des Zupnik zu thun pflegte; die Bruderhand jedoch blieb, wo sie war.

„Höre mir zu, Milica, kleine Schwester," sprach der Mönch und faßte auch noch die schmalen Kinderhände mit seiner freien Linken zusammen; „zum leichten Fuße gesellt sich gar oft ein leichtes Herz. Dem sollst Du ein goldenes Gewicht anhängen: das Gebet. Lehre sie beten, Mutter; halte sie an, wie Du mich dazu anhieltest. Jahrelang habe ich dagegen gemurrt und mich empört. Heute vermag ich Dir's zu danken."

„Ach, mein heiliges Kind! Du solltest Deiner armen Mutter etwas zu danken haben? O nein, o nein — ich muß danken, Dir und dem, der über uns wohnt, samt seinem Sohne und der gebenedeiten Jungfrau." Sie faltete ihre Hände so inbrünstig, daß die Knöchel weiß unter der welken Haut hervortraten. „Und Du hast es wirklich überwunden, daß Du ein Diener Gottes geworden bist und kein junak?"

Er hob die Hand und streckte sie mit rascher Bewegung in die leere Luft; Feuerglanz flog durch seine ernsten Augen. „Ich bin glücklich," sagte er; „es gibt Helden von mancherlei Art!"

„So darfst Du eine Waffe tragen?" fragte die Mutter befremdet, und wieder umspielte das wehmütige Lächeln seine Mundwinkel.

„Gute Mutter! Das Wort wider den Unglauben, die Geißel wider meine eigene, irdische Sündhaftigkeit, das Gebet für mich und alle: das sind die Waffen, die ich trage! Und Du, mein Bruder, Du bleibst mir fern und schweigst?"

Stojan, der ganz benommen schien, von so viel Weisheit, schlug das Kreuz und trat näher; so steif und respektvoll, als nahe er sich dem Tische des Herrn, und er erfaßte die dargebotene Hand, als sei sie ein zerbrechliches Gut.

Die Fragen nach des Vaters Tode, nach den Brüdern und Milos Ublina (keiner wußte, wo der fuhr oder still saß!) beantwortete er langsam und wohlüberlegt, wie ein Schulbube, der vor dem Magister steht. Darnach nahm er des Zupniks Geschenk hervor und gab es ab mit einem umständlichen Berichte vom leidenden Zustande des Hochwürdigen und dessen schmerzlichem Bedauern darüber, daß er dem Ehrentage seines Firmpaten nicht habe beiwohnen können.

Das Büchlein, eine uralte Ausgabe der „Nachfolge Christi" in Pergamentband, hob der Beschenkte an die Lippen und küßte es. Der Kuß ging durch das Mutterherz, wie ein Stich.

„Ich werde meinem teuren geistlichen Vater schreiben, sobald ich nur eine Mußestunde erübrigen kann, droben in Strnica zwischen den Tannen," sagte der Mönch und stand auf, um Abschied zu nehmen, weil die Stunde für Mette und Laudes herankam.

„Eins noch liegt mir auf dem Herzen, mein würdiger Bruder," hielt Stojan ihn zurück. „Ich bitte Dich, sage mir, welches Deine wahre Meinung davon ist. Ich habe vor vier Tagen einen Kauf abgeschlossen; darüber muß ich zu Dir reden. Unser Weinwirt zu Salona, dort an der Straße nach

Digitized by Google

Split, hat sich ein Gasthaus und einen Rebgarten bei Sebenico erhandelt, da, wo sie den Tartaro keltern, und ich habe sein Anwesen für mich genommen. Bar gezahlt und gutes Geld, mein Bruder. Nun also werde ich der Wirt an der Straße nach Split sein und mit Gottes Hilfe ein Bescheidenes hinter mich legen für mich und die Meinen. Siehst Du, Ehrwürdiger, etwa ein Unrecht in meinem Gewerbe? Verzeih, daß ich Dich damit belästige."

„Der Weingarten gibt heiliges Blut und die Schrift erwähnt seiner mit Ehren; was also wäre sein Fehl?" entgegnete der Gefragte. „Das Wirtshaus an der Straße ist mir wohl bekannt; eine fromme Seele hat mir dort Gutes gethan am Tage des Elends. Halte Du nur Trunkenheit und Zuchtlosigkeit fern von Deinem Hause."

„O Herr!" rief Stojan, wie aus dem Schlafe erwachend, „Du kennst unsere Jäger und Fischer nicht, wenn sie heimkommen und dürsten, und die Soldaten von Split und von Clissa, der Feste, wenn ihnen über dem Glase das Herz zur Liebe warm wird!"

„Bruder Stojan — ich sollte sie nicht kennen? — ich?" Zum erstenmale lächelte der Ernste wirklich, fast wie in Jugendtagen. „Und sage: was nennst Du mich Herr?"

„Ja — aber — Gospodin — Ehrwürdiger," begann Stojan, und die bäuerische Verlegenheit kam abermals über ihn, dergestalt, daß er dunkel errötete und in Schweigen versank.

„Hüte, was Dein ist, wenn Du der Wirt an der Straße heißest," sagte der Mönch ernst und blickte mit raschem Wimperschlage gegen Milica hin, die, aus Mangel an anderer Belustigung, ihre kleine Hand mitten in den Goldstrahl aus tanzenden Sonnenstäubchen hielt, der von oben durch das Gitterfenster hereinfiel. „Ich habe den größten Teil an unserer Schwester; denn sieh, damit sie leben sollte, bin ich der Welt abgestorben nach langer Krankheit in mir und bin geworden, als was Du mich siehst."

Da schlug die Glocke an: drei feierliche Töne und ein hastiges Geklingel hinterdrein. Der Bruder Pförtner öffnete die Thür des Sprechzimmers, um den ländlichen Besuch, der schon ungebührlich lange verweilt hatte, zu entlassen; aber Frater Marcolin, der zweite Gast des Klosters, dem der Pförtner früher manch losen Streich des Uebermuts gespielt hatte, wenn er bei Vetter Ilija Vakanz gehalten, schob ihn sacht beiseite und trat herein. Er brachte mit eigener Hand ein Bündel goldgelber Frühtrauben, von der Südmauer des klösterlichen Obstgartens, für die Verwandtschaft seines Freundes. Mit solch sonniger Anmut teilte er aus, daß es war, als gleite das Licht selbst mit seiner weißen Gestalt hinweg, da die beiden nun Lebewohl sagen mußten.

Ein kurzes Lebewohl. Händedruck und Segen. — Der von den Seinen hinausging, war nicht mehr der Sohn und Bruder, sondern nur noch ein priesterlicher Jüngling unter priesterlichen Genossen.

„Mein Gottgesegneter ist heiliger als der andere," sagte Dume Slavora und gab auch ihre Traube in Milicas Hand; denn das Herz that ihr viel zu weh, um die Lippen letzen zu mögen.

„Aber der andere ist schöner," erwiderte Milica und pickte zierlich von ihren süßen Beeren, während der Pförtner sie alle drei hinausließ und die Klosterglocke in starken, eiligen Tonfolgen zur Mette rief.

„Er hat ein stolzes Wesen. Ich wollte doch, daß er mein Gefährte geblieben und kein Kluger geworden wäre," meinte Stojan.

Damit begaben sie sich in ihre ärmliche Herberge zurück, und während neben ihrem Lattenverschlage Würfel und Bretsteine klapperten bis tief in die Nacht hinein, lag die Mutter wach auf der Streu und faltete die Hände vor dem Munde, damit die Kinder ihr Schluchzen nicht hören sollten und ihre Bitten zu Gott:

„Laß mich bald sterben — heute laß mich sterben, o du himmlischer Herr; denn nie wieder wird er mein Kind sein!"

XV.

Totenstill lag das Kloster. Draußen funkelten die Sterne, und der Nachtwind, der die heiße Luft erquicklich durchschauerte, rauschte in den Kronen der alten Kloster-Ulmen und -Platanen und bog die spitzigen Wipfel der schwarzen Cypressen über den bemoosten Grabsteinen des kleinen Gottesackers.

In des Bischofs Schlafgemach, das ein langer, finsterer Korridor von der Zelle des Guardians trennte, brannte das Windlicht noch und beide Fensterflügel standen weit geöffnet, so daß surrende Nachtfalter gegen den hellen Schein taumelten und scheue Fledermäuse weichen Fluges im Zickzack vorbei schossen. Liliënduft und der des Würzgärtchens zog herauf, der starke Tau tröpfelte von Blatt zu Blatt, im Grase schrillten die Cikaden und aus den dunklen Gebüschen kam das dumpfe „Tu—u! Tuju!" des Ziegenmelkers.

Eine Nacht, in der sich alles regte und die Pulse der Schöpfung fieberten, weil die Sommerglut den Schlummer bannte.

Auch der Bischof konnte nicht schlafen. Er hatte seinen Kammerdiener, nachdem derselbe ihn entkleidet, ins Nebenzimmerchen zur Ruhe geschickt und saß nun am Tische im langen, weißen Nachtgewande aus krausem bulgarischem Gewebe, rote Schnabelpantoffeln an den strumpflosen Füßen, ein seidenes Käppchen auf dem Scheitel. Vor ihm lag ein Foliobogen mit breitem Rande, und die Ueberschrift der groß und steil geschriebenen Absätze, die des Bogens erste Seite und nicht mehr bedeckten, lautete:

„Curriculum vitae Pauli, postulantis."

Den Anfang des lateinischen Schriftstückes bildete der fünfzehnte Vers des sechsundzwanzigsten Psalms aus dem Psalterium des römischen Breviers:

„Quoniam pater meus et mater mea dereliquerunt me: Dominus autem assumpsit me." Und so reihte sich in geschlossener Folge ein Psalmvers an den andern, hier und dort willkürlich aus dem Ganzen herausgenommen und hingesetzt, ohne Zuthat. Nur zwei-, dreimal fand sich eine Zeitform oder ein Fürwort verändert. Im übrigen nichts, als das uralte Gesungene aus König Davids Tagen, und dennoch dies Uralte so innig und gänzlich verquickt mit des Schreibenden Wesen und Leben, daß auch der unbefangenste Leser diese persönliche Aneignung des Fremden hätte herausfühlen müssen; und nun erst der Bischof, der kein Unbefangener war.

Er legte seine gesenkte Stirn in die Hohlhand, so daß der weite Aermel seines Nachtgewandes ihm bis zum Ellenbogen über den Arm zurückfiel, und las vor sich hin, zuerst flüsternd, dann halblaut und immer ausdrucksvoller:

„Lebenslauf Pauli, des Postulanten.

„Denn mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf.

„Meine Freunde und Nächsten stehen wider mich; sie nahen herzu und stehen unerschüttert.

„Und lieben mich mit ihrem Munde und sagen mir mit ihrer Zunge Lügen.

*

„Aus der Tiefe rufe ich, o Herr, zu dir: Herr, höre meine Stimme.

„Meine Sünden sind mir über das Haupt gestiegen, sie beugen mich, gleich einer harten Bürde.

„Alle deine Wogen und Wasserwogen stürzen über mir zusammen, o Herr.

„Rauch entsteiget deinem Zorne, Feuer lodert auf vor deinem Angesichte, Gluten sind entfachet vor dir.

„Ein Abgrund rufet dem andern, wenn deine Stimme brauset in Wasserfällen.

*

„Denn Tag und Nacht liegt deine Hand schwer auf mir; in meiner Trübsal ward ich bekehret zu dir, da mich die Dornen durchbohrten.

„Denn es umgaben mich Leiden ohne Zahl, meine Sünden haben mich ergriffen, daß ich nicht sehen kann.

„Ihrer ist mehr, denn Haar auf meinem Haupte und mein Herz hat mich verlassen.

*

„Ich harrete des Herrn und er neigete sich zu mir und hörte mein Flehen und zog mich aus der Grube des Elendes, aus Kot und Schlamm,

„Und stellete meine Füße auf einen Felsen und leitete meine Schritte.

„Selig, wen du erwählest und annimmst, der wird wohnen in deinen Vorhöfen.

*

„Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen,

„Der dein Leben vom Untergange erlöset, der dich krönet mit Gnade und großer Barmherzigkeit!

*

„Ich liebe dich, o Herr, meine Stärke! Amen."

*

Der Bischof erhob sein Haupt. Tief aufatmend warf er's zurück, schob die gefalteten Hände unters Kinn und schlug seine Augen zur Deckenwölbung empor. So dachte er lange nach: die abgerissenen Gedanken einer erschütterten, mitfühlenden Seele.

„Ein Kreuzweg in fünf Stationen. Welcher Kampf, welche Leidenschaft! Sein Los hat er angesprungen wie ein Löwe, gekämpft mit Gott — in Zermalmung gelegen, gleich dem Weizenkorne zwischen den Mühlsteinen! Wer hat das Recht, außer dem Ewigen, ein Menschenlos in der Knospe zu zerknicken? Sein Los ist so zerknickt worden. Und nun? Erhebt er sich zur Wahrheit, die uns frei macht, dann wohl ihm! Aber droben in Strnica werden sie ihn zur Knechtschaft des Buchstabens erziehen — zum blinden Gehorsam. Notwendig ist Gehorsam, aber ein sehender! Wir müssen individualisiren: die Askese und die Beschwerden thun's nicht für alle. Was schafft ein heftiger Geist dort an der Grenze zwischen Bären und Wölfen? Denn etwas anderes als reißende Tiere sind sie droben nicht, und er könnte selber eines werden zwischen ihnen. Aus dem heftigen Geiste müßte ein feiner Geist geschliffen werden. Ich möchte ihn daheim bei mir auf der Insel haben, bei den Kapuzinern am Gestade."

Er zog das Glas mit seinem gewohnten Nachttrunke heran — stark gezuckertes Wasser, mit Orangenblüten gewürzt — leerte es in einem Zuge und blickte vor sich hinaus ins rauschende Dunkel der alten Bäume.

Drunten, der Erde nahe, schwebte ein verspäteter Leuchtkäfer langsam an der Lorbeerhecke hin, deren Büsche sich schwarz und dicht ballten. Nirgends fand er Ruhe. Er kreuzte und irrte eine ganze Weile hier und dort. Endlich setzte er sich ins Laub der Lilien auf dem Beete, unter des Bischofs Fenster. Da glomm er in Frieden weiter, ein Sternchen auf Erden.

Der Bischof lächelte, beugte sich vor und freute sich an dem Funken unter den schneeweißen Blumen. „Nun, siehst du, kleines Licht, da ist gut sein," dachte er, und dann sprach er laut: „Du sollst auch in den Liliengarten versetzt werden, Du menschliches Irrlicht, Du heftiger Geist! Nein, nicht nach Strnica, so viel ich dawider thun kann."

Er schlug das Schriftstück des Fraters Paulus zum zweitenmale auf und kopirte es genau in sein Taschenbuch. Dann erhob er sich vom Sessel — er war hell wach — und griff nach der Schelle auf dem Seitentische, als wolle er seinen Kammerdiener aus dem Nebengemache herbeirufen. Allein er besann sich eines andern, nahm das Windlicht in die Hand, öffnete seine Thür geräuschlos und schritt, so wie er da war, im langen, leichten Gewande, das Hals und Brust frei ließ, durch den Korridor, der eigentlich nur einen schmalen Gang mit arg ausgetretenen Dielen vorstellte.

Er pochte nicht erst bei seinem Freunde. Ohne weiteres gab die Klinke seinem leichten Handdrucke nach und er trat in die schwüle Zelle, die hermetisch verschlossen war gegen jeden Hauch der köstlichen Nachtluft draußen. Der Guardian, ein Tuch um den Kopf gewunden, lag, kräftig schnarchend, auf dem harten Strohsacke, die kleinen Augen geschlossen, den großen Mund weit geöffnet. Dazu blies er vor Luftmangel heftig aus den Nüstern.

Zu anderer Zeit hätte der schöne Mann, dessen persönlicher Vorzug neben vielen anderen auch die Grazie war, sicher lachen müssen über den unwiderstehlich drolligen Anblick des ruhesamen Klostervaters. Heute jedoch lag ihm die ernste Sache zu sehr am Herzen.

Deshalb berührte er sofort die Schulter des fest Schlafenden; als dieser sich nicht stören ließ, überflog Ungeduld sein Gesicht. Er stellte das Windlicht zur Seite aufs Fenstersims und rüttelte den ahnungslosen Träumer ein wenig.

Darüber fuhr der Guardian jäh empor, blinzelte aus verkniffenen Augen ins Licht und griff tastend nach seinem Rosenkranze, der hinter ihm auf der kargen Polsterung lag. Instinktiv bog er sich von der weißschimmernden Gestalt zurück:

„Wer Du auch seiest —" lallte er mit schlummerschwerer Zunge und bekreuzte sich.

Digitized by Google

„Gut Freund, Liebwertester, gut Freund! Ich bin's: Ivo — Bosdari!“ sagte da die wohlvertraute Stimme.

Nun erkannte der erschrockene Guardian den Bischof.

„Alle heiligen Märtyrer: Euer Liebden! Was ist geschehen?“ Er arbeitete sich in die Höhe, raffte die Wolldecke, die er der Gluthitze wegen abgeworfen hatte, vom Fußboden auf und zog sie über sich her. „Ich will nicht hoffen — Euer Liebden befinden sich doch wohl?“

„Vollkommen, ganz vortrefflich. Keine Sorge um mich,“ versicherte der Bischof, trat kaltblütig zum tief eingelassenen Fenster, stieß es auf und fächelte sich mit beiden Händen die linde Nachtluft zu. Dann schob er sich den einzigen Holzschemel herbei, neben die Lagerstatt des Freundes, hielt diesen mit einem Druck seiner Rechten zurück, da, wo er sich befand, und nahm Platz.

„Ich muß eine Gunst von Dir erbitten, jetzt gleich, denn sie läßt mich nicht ruhen,“ sagte er und blickte mit seinen lebendigen Augen in die schläfrigen des Guardians. „Morgen wär's schon zu spät, deshalb bin ich zu Dir herein genachtwandelt, ohne Bedenken. Meine Bitte geht den Frater Paulus

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

A. von Werner: General Reille überbringt dem König Wilhelm Napoleons Brief.

an. Wahrlich, wahrlich! Du darfst ihn nicht unter die Türken und Haiduken nach Strnica senden!“

Der arme Guardian kämpfte mit aller Macht gegen den Schlaf. „Ich hatte ihn ganz besonders für die Mission an der Grenze bestimmt,“ entgegnete er schleppend und rang mit unüberwindlichem Gähnen.

„Ich bitte Dich: und das nennst Du Einsicht?“ rief der Bischof. „Wie die Faust aufs Auge paßt er für Strnica! Nein, höre mich an, Lieber. Gib ihn mir zum Reisegenossen; laß ihn bei den Kapuzinern in unseren Konvent eintreten. Sein Curriculum hat mein Interesse an ihm verdoppelt; ja, ich habe es mir sogar kopirt für meine Sammlung charakteristischer Beiträge über den Stand der priesterlichen Jugend unserer Tage. Wenn es Dir möglich ist, erfülle meine Bitte.“

„Unter acht Professen haben wir nur zwei Kapuziner,“ wehrte sich der Guardian wider den Umsturz seiner Verfügungen. „Für das Kloster zu Lesina war Frater Eulogius auserwählt.“

„So tausche! Tausche getrost; traue meinem Urteil. Bei Deinem General werde ich mit meiner eigenen Person für die Aenderung eintreten; genügt Dir das? Und welcher ist Frater Eulogius? Jener

Zierliche vermutlich, der auf der Spitze seines Fußes wandelt und dessen Augen gen Himmel schmachten?“

Jetzt mußte der Guardian wider Willen schmunzeln. Die Schilderung war allzu treffend. „Er kniete neben Frater Paulus beim Segen,“ ergänzte er; „eine subtile Natur, voll der vorzüglichsten Ausweise christlicher Tugenden.“

„Nun, natürlich; neben Frater Paulus,“ wiederholte der Bischof. „Heiligste Mutter, welch ein Kontrast. Sieh — glaube mir: dem Zierlichen würde es zum Besten dienen, droben in Strnica ein Mann zu werden, und dem andern, dem Heftigen, wenn er unter den Lesinoten seine Cholerik dämpfen lernte und sein schwarzes Blut verbesserte. Ein großes Feld fände er bei uns draußen: die Insel, die Scoglien und reichliche Missionen auf dem festen Lande. Zudem ist der Superior das Vorbild eines feinen Geistes.“

„Das edelste Vorbild für einen feinen Geist wären Euer Liebden,“ fiel der Guardian ein und der Bischof streckte ihm lächelnd eine Hand hin, während die andere mit dem Finger drohte:

„Freund und Bruder in Christo: keine Komplimente. Was habe ich im Grunde mit den Kapuzinern zu schaffen? Was gilt der Bischof den Eximirten, die mit jeglichem Anliegen vor Sankt Petri Stuhl treten? Nein, gib Du meinem Schützlinge unbedenklich den Konfrater von Lesina zum irdischen Vorbilde und lasse ihn nicht in den Bergen verwildern. Ich fürchte sonst, daß er bald genug auf jenes alte, traurige Evangelium unseres Volkes zurückfallen könnte: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Bei eurem Zierlichen, dem Eulogius, hat es keine Gefahr damit.“ — Der Guardian sann eine ganze Weile, die Augen auf seine gefalteten Hände gesenkt.

„Euer Liebden Argument leuchtet mir ein,“ sagte er endlich. „Wann gedenken Euer Liebden aufzubrechen?“

„Nach der Messe, zwischen sieben und acht Uhr.“

„Wohl — so mag sich Frater Paulus rüsten, auf Euer Liebden Verantwortung.“

„So habe ich gesagt, mein Freund, und ich bitte, daß Du auch ihm ein Saumtier aufzäumen lässest. Ich möchte mit ihm und meinem Neffen gemächliche Unterhaltung pflegen. Da kräht schon der Hahn: nun will ich noch ein wenig Ruhe suchen, und Du verzeih, daß ich Dich zur Unzeit um die Deinige gebracht habe. Schlafe gut und nimm Dank.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

In und um Sedan 1870.

Von

Tanera.

(Hiezu die Abbildungen.)

Oefter wie in den vergangenen Jahren betrachtet heuer wohl jeder, der im großen Kriege mitgekämpft hat, seine Erinnerungen an jene unvergeßliche Zeit. Ist doch seitdem ein Vierteljahrhundert verflossen, und was wir damals mit Blut und Eisen geschaffen, hat sich bewährt.

So nahm auch ich eines Tages mein Album mit den während der Occupation in Sedan gekauften Photographien vor, sah sie einzeln durch und schwelgte in den alten Erinnerungen.

Der Kampf am 1. September neigte seinem Ende zu. Wir Bayern von der Tanns hatten in schwerem, schwerem Ringen zwölf Stunden hindurch das beste Corps Mac Mahons, seine Marinetruppen, in Bazeilles zuerst festgehalten, daß sie nicht Zeit fanden, westwärts abzumarschieren, und dann verhindert, dem Befehle Wimpffens gemäß, uns in die Maas zu werfen und ostwärts durchzubrechen. Alles schien für die französische Armee verloren. Da raffte ihr neuernannter Oberbefehlshaber von Wimpffen nochmals einige tausend Mann zusammen und wollte doch um jeden Preis nach Osten hin ein Loch in das schon zugezogene Netz reißen. Unterdessen hatten Hartmanns Bayern Balan, das dicht östlich Sedan gelegene Dorf, erobert. An ihnen zerschellte auch der letzte, etwas phantastisch unternommene größere Vorstoß des französischen Oberbefehlshabers.

Von der Citadelle aus verfolgte der Kaiser Napoleon den unüberlegten Versuch seines Generals mit dem Fernrohr. Er wußte genau, daß doch alles vergebens sei. Darum hatte er es abgelehnt, sich an die Spitze dieser letzten Wahnwitzigen zu stellen, und es vorgezogen, die Folgen der fürchterlichen Niederlage von Sedan zu tragen.

Nun traf ein, was er vermutet. Die ausgefallenen Truppen wurden von den bayerischen vierzehnern, fünfzehnern, sechsern, siebenern und achten Jägern abgewiesen. In wirrem Durcheinander strömten sie zur Porte de Balan zurück und drängten sich im Faubourg de Mesnil zusammen.

„Genug des Mordens! Alles ist verloren!“

Damit befahl der Kaiser das Aufziehen der weißen Flagge auf der Eckbastion der Citadelle. Er selbst mit seinem Gefolge kehrte in die ihm als Wohnung eingerichtete Präfektur zurück.

Sein General aber gab sich noch nicht zufrieden.

„Wer kann die weiße Fahne erheben lassen, wenn ich, der Oberbefehlshaber, es nicht anordne?“

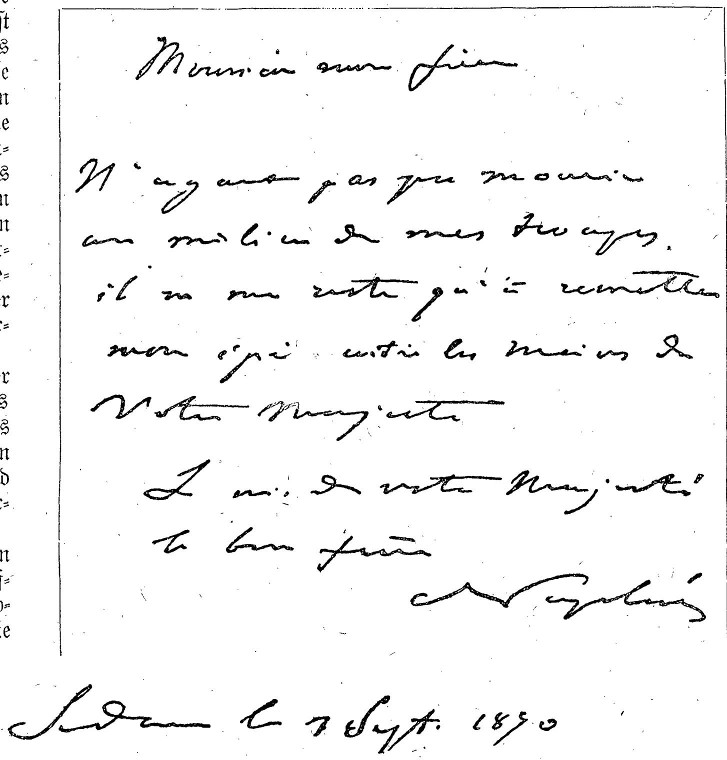
So wenig Disziplin besaß dieser Mann, daß er nicht einmal den Befehl seines obersten Kriegsherrn, des Kaisers, achtete. Nicht mehr wie ein Obergeneral, sondern eher wie ein Verrückter ritt er durch die Straßen von Sedan, forderte einzelne Offiziere und Soldaten der vollständig entmutigten Armee auf, ihm zu folgen, und brachte wirklich abermals etwa 2000 Mann der verschiedensten Abteilungen zusammen. Mit diesem bunten Haufen zog er zur Porte de Balan hinaus und drang wirklich bis zum Kirchenplatz von Balan vor. Er wollte, wie er stolz verkündet hatte, lieber die deutsche Linie vor den Generalen Lebrun und Ducrot sprengen, als sich in Sedan gefangen nehmen lassen. Selbstverständlich hatte der ordnungs- und disziplinlose Aufzug ebensowenig Erfolg wie die theatralischen Worte. Fast wären der General von Wimpffen und sein Begleiter Lebrun schon in Balan in deutsche Gefangenschaft geraten. Ihre zusammengewürfelte Schar wurde von den Bayern einfach zurückgeworfen, und nachmittags 5 Uhr trafen die nachstürmenden achten und dritten Jäger, siebenten, ersten, zehnten und Leibregimentsinfanteristen auf den Wällen gegenüber der Porte de Balan ein und feuerten in die Vorstadt. Jetzt stellten dort die französischen Soldaten die Gewehre nieder, winkten mit Taschentüchern, und endlich erschien auf dem Thor selbst die weiße Fahne.

Damit hatte sich die ganze Armee endgiltig ergeben. Bis zum folgenden Tag, bis die Verhandlungen wegen der Uebergabe abgeschlossen waren, betrat kein Deutscher die Stadt Sedan. Dann erst ritten Offiziere hinein und sahen das fürchterliche Elend, welches in der unglücklichen Stadt herrschte. Die ganze Kaserne des Faubourg de Mesnil war mit Verwundeten angefüllt. Nur wenig Aerzte walteten ihres Amtes. In der Vorstadt selbst konnte man kaum durchkommen, so war alles mit Kanonen, Wagen und Pferden verstopft. Eine der ersten Maßregeln nach Unterschreibung des Uebergabsvertrages war, daß alle erbeuteten französischen Geschütze in dem auf dem linken Maasufer gelegenen Brückenkopf von Torcy zusammengefahren wurden. Dort standen schließlich über 500 Kanonen und eine Menge von Armeefahrzeugen aller Art bei einander, ein stolzer, erhebender Anblick für die Sieger, ein niederdrückendes Bild für die unterlegenen Franzosen.

Nun erst war der Verkehr durch die Straßen etwas erleichtert. Die Protzen mit den noch daran gespannten Pferden brachte man vor die Stadt, auf die Ebene bei Glaires, und ließ sie dort stehen. Die armen Tiere blieben sich selbst überlassen. Sie fraßen schließlich einander Schwänze und Mähnen ab, viele brachen zusammen und verendeten, die meisten der übrigen erlöste einige Tage später eine Kugel von ihren Leiden. Ueber 2500 Pferde wurden von den Deutschen nach der Schlacht erschossen, weil es keinen Bissen Futter für sie gab und es nicht mehr möglich war, sie fortzuführen.

Zwei meiner Photographien nahm ich mit besonderem Interesse aus dem Album: die des kleinen Weberhäuschens bei Donchery und des Schlosses Bellevue. Welche Erinnerungen knüpfen sich an diese Gebäude!

Am 2. September früh 6 Uhr meldete man dem Grafen Bismarck, der französische General Reille wünsche ihn zu sprechen. Man hatte die mit der Aufstellung der Uebergabsverhandlungen verbrachte Nacht hinter sich. Trotzdem war der preußische Kanzler sofort bereit.


Monsieur mon frère

N'ayant pas pu mourir
au milieu de mes troupes,
il ne me reste qu'à remettre
mon épée entre les mains de
Votre Majesté

Je suis de votre Majesté
le bon frère

Napoléon

Sedan le 1 Sept. 1870

Facsimile des eigenhändigen Briefes Napoleons an König Wilhelm nach der Schlacht bei Sedan.

„Herr Graf, mein Kaiser bittet um eine Unterredung und befindet sich schon auf dem Weg nach Donchery.“

Sofort stieg Bismarck zu Pferd und ritt dem französischen Kaiser entgegen.

Welch ein bezeichnendes Bild!

In einem einfachen Mietswagen, begleitet von drei Adjutanten, kam Napoleon angefahren. Einige Offiziere ritten dem Wagen nach.

Ihnen entgegen trabte der mächtige eiserne Kanzler auf seinem hohen, breitbrüstigen Roß.

Der Kaiser und seine Begleiter stiegen aus dem Wagen. Gebückt stand der Herrscher Frankreichs vor dem vom Pferde gestiegenen Grafen Bismarck, dem er kaum zur Schulter reichte. Er bat um eine Zusammenkunft mit König Wilhelm.

„Seine Majestät der König ist in Vendresse, Sire. Wollen Eure Majestät mir nach Donchery folgen?“

Der Kaiser stieg wieder in den Wagen. Bismarck ritt voraus. Napoleon wollte aber den Ort nicht betreten und hielt vor dem kleinen Weberhäuschen. Bismarck und der Kaiser traten ein. Da letzterer ohne die Regierung in Paris keine Friedensverhandlungen schließen wollte, sprach man nur von der Kapitulation der Armee. Dazu ward auch Moltke herbeigeholt. Das Verlangen, die französischen Truppen nach Belgien überzuführen, lehnte Bismarck hier ab. Unterdessen stellte man das Schloß für den König von Preußen bereit.

Bismarck bot dem französischen Kaiser an, dorthin zu fahren und auf den König zu warten. Er that es, mußte aber lange harren. Man hatte deutscherseits nämlich bestimmt, daß die Zusammenkunft beider Monarchen erst stattfinde, wenn der Vertrag wegen der Uebergabe der französischen Armee und der Festung Sedan unterzeichnet sei. Das geschah um 11 Uhr in Donchery. Erst dann begab sich König Wilhelm nach Bellevue. Gebeugt, das Käppi in der Hand, trat ihm Napoleon entgegen. Beide Monarchen begaben sich in den Gartensalon. Was sie zusammen sprachen, weiß niemand genau. Beide waren aber im höchsten Maße ergriffen, denn Napoleon bemühte sich beim Abschied, die Thränen zu bekämpfen und auch dem König Wilhelm sah man die hohe Erregung an.

Als wir Bayern der zweiten Division nach dem Kriege anderthalb Jahre in Sedan als Occupation lagen, sind wir unzähligemale nach Donchery geritten. Wohl nie versäumten wir aber im Vorbeitraben einen Blick auf Bellevue und das Weberhäuschen zu werfen und dabei der großen Geschichtsmomente, die sich in den beiden so verschiedenartigen Gebäuden und im Dorfe Donchery abgespielt, zu gedenken.

Beim Weiterblättern kamen mir die Bilder von Bazeilles vor Augen. Welche ergreifende Erinnerungen wurden da wach gerufen! Das war ja einer unserer härtesten Kämpfe, jedenfalls der schaurigste gewesen.

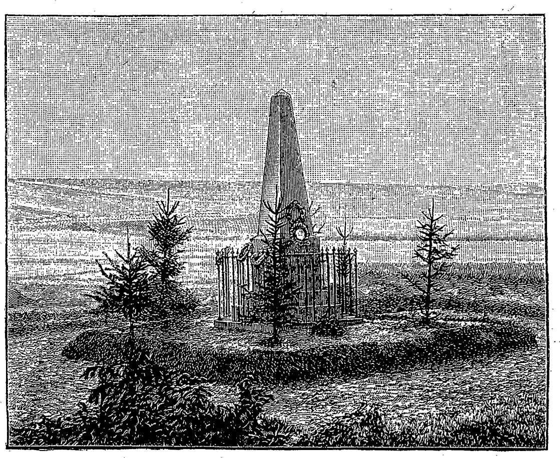
Stolz hatten wir beim Tagesgrauen das kleine Städtchen angegriffen, und mancher dachte wohl: „Das werden wir bald haben, es ist ja nicht groß.“

Und doch haben wir dort von früh 4 Uhr bis nachmittags 4 Uhr gekämpft und gerungen, viele Hunderte der Unseren geopfert und endlich nur mit größter Anstrengung den Sieg errungen. Dort standen eben die französischen Marineinfanteristen der Division Vassoigne, und die waren von ihren Schiffen her gewöhnt, eine besetzte Stelle nicht zu verlassen. Haus für Haus mußten wir mühsam erstürmen, Haus für Haus ging in Flammen auf und stürzte zusammen, oft während sich Bayern und Franzosen noch darin herumrauften, und endlich war ganz Bazeilles nur ein einziger zischender und brodelnder Krater geworden. Welch fürchterliche Bilder habe ich dort noch am 2. und 3. September gesehen, als wir uns bemühten, aus dem rauchenden Pfuhl wenigstens die Toten herauszuholen, um sie zu beerdigen ... Es zog Bild um Bild an mir vorüber. Am längsten haftete mein Auge auf dem Ruinenfeld der Ecke der Grande Rue de Doucy. Vor diesem Hause hat der Oberlieutenant Fricker mitten im Kugelregen, in Rauch und Flammen seine beiden Geschütze postirt, zwölfmal mit seinen Granaten die Hauptstraße abgefegt und versucht, das Thor der am Ende der Straße liegenden Villa Beurmann einzuschießen. Letzteres ist nicht gelungen. Warum? Weil ein Kanonier nach dem andern in seinem Blute dahin sank, weil nach den zwölf Schüssen niemand mehr übrig blieb, als der allein mitten in der Straße stehende und wie durch ein Wunder unverletzt gebliebene Oberlieutenant. Infanteristen haben später die verwaisten Geschütze zurückgezogen.

Ja, der Kampf in und um Bazeilles hat unserem schönen Corps schwere Wunden zugefügt. Nach der Schlacht haben wir die dort und im Park von Monvillers liegenden Toten zusammengetragen und in einem großen Massengrab hinter dem Park beerdigt.

Als wir nach dem Kriege im Spätherbst 1871 wieder in Sedan einmarschirten, um in dieser Stadt auf anderthalb Jahre Quartier zu nehmen, bis Frankreich die ihm als Kriegssteuer auferlegten 5 Milliarden abbezahlt hätte, dachten wir sofort an die Errichtung eines Denkmals auf jenem Grab. Wir brachten die nötige Summe zusammen, und am 1. September 1872 haben wir das einfache, aber würdige Denkmal feierlich enthüllt. Es ist eine aus schwarzem belgischem Marmor hergestellte hohe Pyramide, welche auf einem schweren, würfelförmigen Sockel steht. Auf der Vorderseite befindet sich ein von einem Eichenkranz aus Bronze umgebenes eisernes Kreuz und die Inschrift: „Hier ruhen 500 tapfere Bayern.“

Rückwärts sind ein Lorbeerkranz und die ebenfalls mit Bronzelettern geschriebenen Worte angebracht: „Den in der Schlacht am 1. September 1870 gefallenen Söhnen Bayerns.“ Das ist nur das Massengrab. Bei Balan, im Park von Dorival und bei la Moncelle findet man noch genug Bayerngräber, und zahlreiche Mitkämpfer von Bazeilles sind erst in Spitälern den Wunden erlegen. Das Denkmal, welches wir bei Sedan errichtet haben, mag verwittern und vergehen; die Erinnerung aber an das, was wir dort geleistet haben, wird dauern, so lange Menschen von deutscher Tapferkeit, deutscher Treue und deutscher Pflichterfüllung erzählen und lesen.



Bayerndenkmal bei Bazeilles.

Spruch.

Leuchtend Ziel auf allen Wegen
Sei die Losung, — folge ihr;
Gehst der Sonne du entgegen
Bleibt der Schatten hinter dir!

H. H.

Digitized by Google

Aus großer Zeit.

Erinnerungen eines Nichtkämpfers.

II.

Daß etwas Gewaltiges sich vorbereite, was die ruhmvollen, aber auch so blutigen Siege vor Metz noch in den Schatten stellen werde, empfand man in Berlin wohl und quittirte schon im voraus darüber. Eine von Tausenden besuchte Volksversammlung beschloß am Abend des 30. August eine Adresse an den König, worin derselbe aufgefordert wurde, „Zustände zu schaffen, welche die Einheit des gesamten deutschen Reiches begründen und gegen jede Anfechtung sicherstellen." Daß der erste Schlag zur Erreichung dieses Zieles bereits an demselben Tage geführt sei, wußte man noch nicht, aber die Blätter, die am 31. August über die Versammlung und ihre Beschlüsse berichteten, enthielten auch die Siegeskunde von Beaumont, meldeten die neue Niederlage Mac Mahons.

Da hatten die Leute von der Feder, die den Krieg redigiren mußten, diesen Sakermenter endlich wieder fest! Hin und her war er marschirt, so daß man gar nicht aus ihm klug werden konnte, und nun hatte er für seine Winkelzüge den gebührenden Lohn! Freilich, ganz war es mit ihm noch nicht aus, er hatte wiederum ein Schlupfloch gefunden, und irgendwo kroch auch noch Napolium im Busch herum. Doch wieder folgte dem ersten Schlage gleich ein zweiter. Am Abend des 1. September wurde in Berlin die Nachricht von der „siegreich fortschreitenden Schlacht rund um Sedan" bekannt, und wenn der Telegraph vorläufig auch weiteres schuldig blieb, nun, am andern Tage würden wir ja wohl erfahren, wie viel Dutzend Kanonen genommen und wie viel tausend Gefangene gemacht worden!

Auf alle Fälle gab es wieder was Besonderes zu feiern, und das wurde auch in unserem „Hauptquartier" in der Kommandantenstraße, von dem ich neulich erzählt habe, nach Kräften besorgt. Allerdings hatte sich unsere Tafelrunde arg gelichtet, und was speziell die militärischen Freunde anbetraf, die, auf dem Durchmarsch begriffen, hier ihre Erholung suchten, so waren es nicht mehr junge Springinsfelde, sondern ernste, gesetzte Männer — denn inzwischen war bereits die Landwehr stark herangezogen worden.

Aber auch unter uns Leuten von der Feder war manche Lücke entstanden, denn wen, der neben der Lust am Abenteuerlichen auch eine robuste Gesundheit besaß, hätte es nicht reizen sollen, als Kriegskorrespondent mit ins Feld zu ziehen? Da bekamen wir, wenn die Herren den Abschiedstrunk zu sich nahmen und natürlich zur höheren Weihe ihren vollen Feldzugswichs angelegt hatten, ganz Merkwürdiges zu sehen, aber ich will aus der Fülle der Gesichte nur die schnurrigste Gestalt herausgreifen. Jean Baptist — so hieß mit Vornamen der nach Berlin verschlagene Bayer — hatte die kecke Idee gehabt, sich bei einem ersten Blatte Wiens als Kriegskorrespondent zu melden, und da er einmal Offizier gewesen, später mit Ferdinand Lassalle in persönliche Beziehung gekommen war, kurzum als ein Mann galt, der sich auf seine Vergangenheit berufen konnte, so wurde sein Anerbieten angenommen. Freilich mit schwerer Beschränkung. Der ganze übrige Kriegsschauplatz war bereits vergeben — nur noch der Norden blieb frei, vorausgesetzt, daß die annektirte Provinz Hannover „sich erheben" oder die französische Flotte an der deutschen Küste zu landen versuchen sollte.

Als uns Jean Baptist seine Aussichten eröffnete, lachten wir ihn aus, aber er nahm die Sache furchtbar ernst und riß uns so weit mit, daß aus unseren Beratungen der gemeinsame Beschluß hervorging, er habe als erstes Requisit seiner neuen Stellung 300 Gulden Vorschuß zu fordern. Wider unser Erwarten traf der Mammon in üppiger Vollständigkeit ein, und Jean Baptist machte uns nun bittere Vorwürfe, daß wir ihm nicht eine höhere Summe votirt hätten. Es war in der That viel zu wenig. Allein die Ausrüstung, eine Art Piratenkostüm: Südwester, Wasserstiefel, Fernrohr, Revolver und Dolchmesser, verschlang einen beträchtlichen Teil des schönen Geldes, ingleichen waren die Spezialkarten der Nord- und Ostseeküsten durchaus nicht billig, und so erschien es nur gerecht, wenn Jean Baptist sofort um weiteren Vorschuß drahtete. Auch diesen erhielt er, denn der französische Admiral hatte die Blockade der deutschen Seeküsten proklamirt, und man konnte nicht wissen, was noch geschehen möge. Mit Eifer suchten wir darauf in den Spalten des Weltblattes nach Berichten vom nördlichen Kriegsschauplatz, im voraus uns ergötzend, wie unser Freund mit seinen Siebenmeilenstiefeln den deutschen Strand von Memel bis Hamburg abstreifen werde, um irgend etwas Neues zu erwischen, aber ach, unser Forschen blieb vergebens. Nur ein kurzes Korrespondenzchen aus Hamburg, welches meldete, daß dort alles ruhig sei, dann war der „nördliche Kriegsschauplatz" geschlossen. Wir hegten den Verdacht, unser Kamerad habe es gemacht wie die brave Strandwache auf Rügen, die, aus den ältesten Jahrgängen der Landwehr in Berlin ausgehoben, etliche Wochen ein herrliches Leben führte, wie es weniger poetisch als sachlich zutreffend im Soldatenliede geschildert wurde:

Nach der schönen Insel Rügen
Kommt 's Berliner Bataillon,
Um auf Lorbeern dort zu liegen,
Essen Fleisch, trinken Bouillon.

Doch ich habe ein wenig vorgegriffen und wende mich wieder dem Abend des 1. September zu, der die Nachricht von der siegreichen Schlacht rund um Sedan brachte. Mochten andere ihren patriotischen Kopfschmerz gemächlich ausschlafen können, ich mußte am andern Morgen den leidigen Krieg redigiren helfen, und so wanderte ich schon frühzeitig dem Redaktionsbureau zu. Was den Leuten nur einfiel, daß sie mich so anschmunzelten, indem ich die Kommandantenstraße aufwärts ging! Immer vergnügter werden die Mienen der mir Begegnenden, hier und da bleiben ein paar Menschen stehen, um sich herzlich die Hände zu schütteln — was haben sie nur? Ich gelange an das Ende der Kommandantenstraße, dicht am Dönhofsplatz, und hier drängt sich vor einem Schaufenster eine dichte Menschenmenge. Ich zwänge mich hindurch, und nun lese ich die am Fenster des Telegraphenbureaus ausgehängte Kriegsdepesche, die neben der Bestätigung des schon von gestern bekannten Sieges die Botschaft bringt, daß auch er mitgefangen ist, Napoleon!

Das massenhafte Ausstreuen von Extrablättern, wie es heute in Berlin zum argen Unfug ausgeartet ist, gab es damals noch nicht, und so dauerte es eine Weile, bis die große Kunde sich durch die Stadt verbreitete; dann aber begann ein Leben und Treiben, ein Gewimmel und Getümmel, wie es sich nicht beschreiben läßt. Die allgemeine Bewegung drängte nach den Linden, wo das Denkmal Friedrichs des Großen — Gott weiß, von wem — vom Sockel bis zur Spitze mit Rosen, Lorbeer und Eichenlaub geschmückt war, und an dem Monument hingen und klebten Berliner Jungen, so viel ihrer nur Platz hatten finden können. Den ersten der kecken Burschen, der die Höhe des Monuments erklommen, hatte die Königin Augusta vor sich entbieten lassen, ihn mit einem Geldgeschenk und einer schönen Tasse bedacht — und natürlich regte das die Nacheiferung an, bis endlich die Rücksicht auf das Monument, an dem die Nasen der berühmten Friedericianischen Feldherren schwere Gefahr liefen, Einhalt gebot. Aber am Sedantage, da durfte Jung-Berlin noch klimmen und klettern, und selbst dem Knaben, der dem großen Friedrich auf den Dreispitz stieg, gebot kein Schutzmann Einhalt.

Wahre Wallfahrten begannen nach dem Königspalais unter den Linden. Wie bei den Arbeitern plötzlich der Gedanke gezündet hatte: „Auf, nach den Linden!" so brachen sie von ihren Werkstätten auf, im Arbeitskittel, berußt, mancher das Werkzeug, das er gerade in der Hand gehabt, mit sich führend — nichts weniger als festlich gekleidet, aber gerade in dieser Erscheinung imposant. Zu Tausenden rückten vom Norden der Stadt die Maschinenbauer an, die Elite der Berliner Arbeiterbevölkerung, und in merkwürdigem Impuls hielten sie, dem Fürsten der Wissenschaft huldigend und ihre improvisirten Fahnen senkend, am Oranienburger Thor vor dem Hause inne, in dem Alexander von Humboldt seine letzten Lebensjahre zugebracht hatte. Einen eigenartigen Gegensatz bildete zu diesen Hünen ein anderer Zug, der sonst vielleicht komisch erschienen wäre, hier aber rührend wirkte: die armen alten Frauen und die Kinder, die in der großen Erbswurstfabrik beschäftigt waren und in aller Eile eine mächtige Wurst geformt hatten, die ihnen als Panier voraufgetragen wurde. An der Spitze jeden Zuges — es wurden ihrer viele hunderte — schritt eine Musikkapelle, und es ist mir noch heute ein Rätsel, wie auf einmal in Berlin so viel Musik hatte aufgebracht werden können. Freilich war sie stellenweise darnach, aber das Ganze gab doch eine wundervolle Harmonie.

Alle Bureaus schlossen sich, als sei plötzlich ein Feiertag angebrochen, alle Werkstätten machten Schicht, die Jungen stürmten aus der Schule, und der ganze ungeheure Menschenschwarm drängte den Linden zu, nach dem Palais des Königs, auf dessen Balkon wieder und wieder die Königin Augusta erschien, um sich mit glücklichem Lächeln zu verneigen. Hier und da trat auch ein Adjutant auf die Rampe, um im Namen der hohen Frau zu danken und die Depesche von der Gefangennahme Napoleons zu verlesen — o, eine ganze Reihe der Herren mußte sich heiser schreien. In der Stadt gab es wohl kein Haus, das sich nicht mit Fahnen schmückte, und neben der preußischen gewahrte man vornehmlich die alte schwarzrotgoldene Fahne, denn die schwarzweißrote des norddeutschen Bundes hatte außerhalb der amtlichen Kreise nur wenig Verbreitung gefunden. In dem Hervorsuchen des alten Schwarzrotgold gelangte von neuem die Forderung des Volksempfindens zum Ausdruck: „Das ganze Deutschland soll es sein."

Den Jubel in Berlin zu einer schier überschwenglichen Höhe zu steigern, dazu trugen wesentlich zwei Umstände bei. Nirgends war Napoleon mehr verabscheut als in der preußischen Hauptstadt, wo man ihn geradezu als den Inbegriff aller Niederträchtigkeit ansah, und welches Hochgefühl, daß nun „Er" in unsere Gewalt geraten war! Zu Dutzenden entstanden im Umsehen die Spottlieder, in die sich freilich schnell ein Mißklang mischte, denn allzu großmütig erschien es der Menge, daß dem Besiegten, dem man die Schuld an dem Blute von Tausenden deutscher Krieger gab, das prächtige Schloß Wilhelmshöhe als „Kerker" anwies. Den Unzufriedenen entging eben die feine Ironie, die darin lag, daß der Neffe jetzt als Gefangener dieselben Räume bezog, in denen einst sein Oheim Jerome als König von Westfalen residirt hatte.

Der zweite Faktor in der stolzen Steigerung des Siegesgefühls war der irrige Glaube, als sei nun das baldige Ende des Feldzuges gekommen, als könne man noch vor Weihnachten Väter, Brüder und Söhne wieder daheim erwarten. Warum auch nicht? Die eine Hauptarmee des Feindes war zerschmettert oder gefangen, die andere stak in der Mausefalle bei Metz und mußte über kurz oder lang ebenfalls die Waffen strecken. Ach, bis dahin währte es noch eine ganze Weile, aber das hatte in einer Art auch sein Gutes, denn wenn es schon schwer hielt, die 100,000 Gefangenen von Beaumont und Sedan nach Deutschland zu schaffen, wie wäre es möglich gewesen, gleichzeitig die beinahe doppelt so große Anzahl der Eingeschlossenen von Metz derart zu transportiren und unterzubringen, daß sie nicht eine ernste Gefahr im Rücken unserer Heere bedeuteten? Konnten doch jetzt schon die Etapenkommandos die Arbeit kaum bewältigen.

Der größte Teil der Armee Mac Mahons nahm seinen Weg über Berlin, und viele Tausende erhielten Unterkunft in einem Barackenlager bei Spandau, das zu besichtigen schnell zu einem Hauptvergnügen der Berliner wurde. Eine Zeit lang, bis eben Unregelmäßigkeiten vorfielen und eine Erschwerung des Zuganges bedingten, konnten die Bürger behaglich sich in den Zeltgassen bewegen und es entwickelte sich ein gemütlicher Verkehr zwischen ihnen und den Gefangenen. Ein paar der letzteren kamen sogar auf den Gedanken, eine Zeitung herauszugeben, die, handschriftlich verbreitet und mit Federzeichnungen versehen, reißenden Absatz fand. Natürlich durfte nichts Verfängliches darin stehen, und so bildeten den Inhalt lediglich Troupierscherze und derbe Späße „auf Badinguet", den entthronten Kaiser.

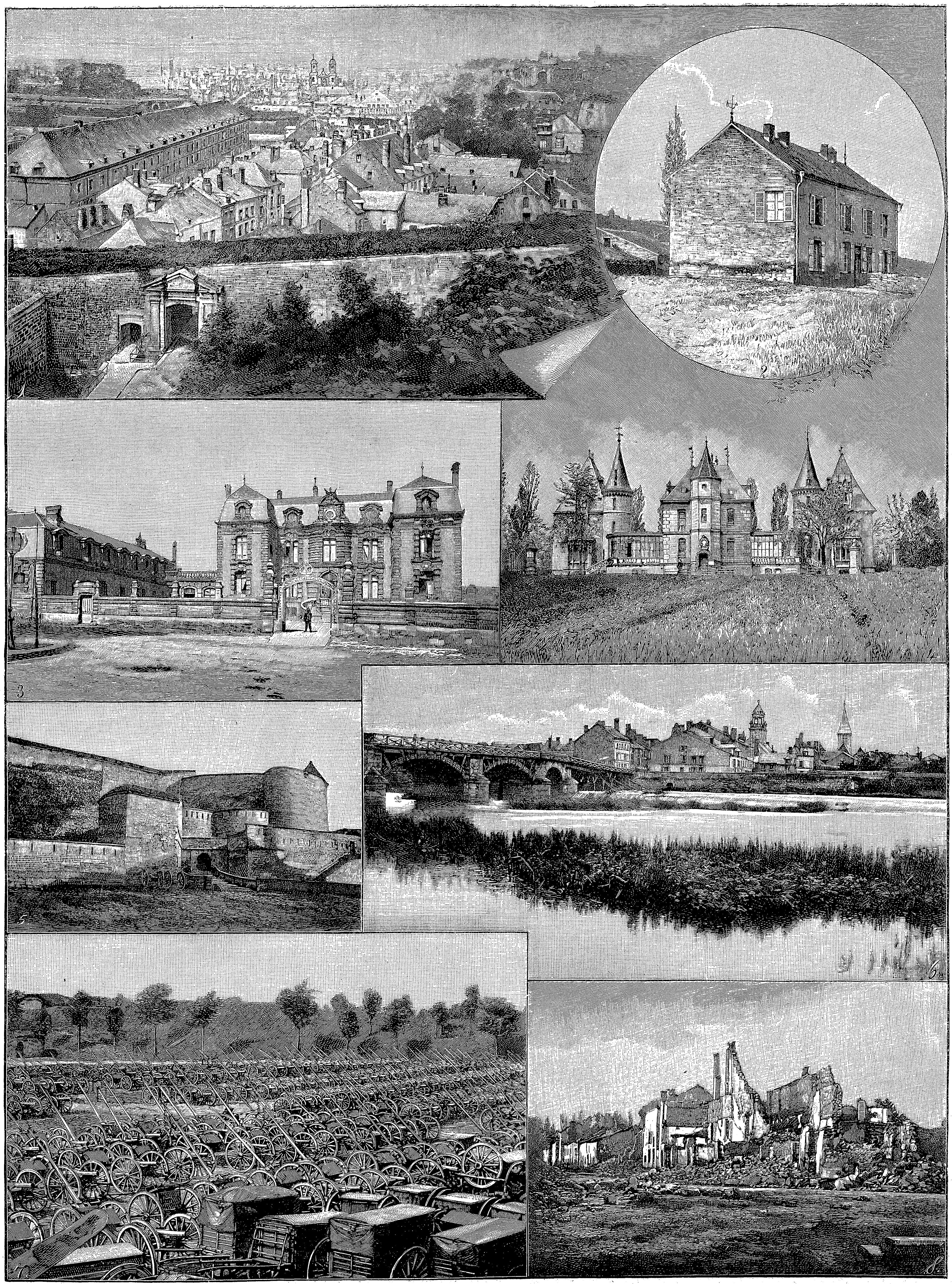
E. Sch.

Heinrich von Sybel †.

(Hiezu das Porträt Seite 865.)

In Marburg, wo er sich zum Besuche seines Sohnes, des Professors der Archäologie Ludwig von Sybel, aufhielt, ist am 1. August Heinrich von Sybel, der bedeutendste unter den neueren deutschen Geschichtsschreibern, gestorben. Als Sohn eines hervorragenden Juristen am 2. Dezember 1817 zu Düsseldorf geboren, bezog er mit siebenzehn Jahren die Universität Berlin, um Geschichte zu studiren, und hörte namentlich Leopold von Ranke. Schon seine Erstlingsarbeit, die er 1841 veröffentlichte, eine Geschichte des ersten Kreuzzuges, lieferte den Beweis gründlicher Studien, eines scharfen kritischen Auges und einer hervorragenden Darstellungsgabe. In demselben Jahre ließ er sich als Privatdocent in Bonn nieder und wurde 1844 außerordentlicher Professor. Die im gleichen Jahre herausgegebene Geschichte des deutschen Königtums trug ihm 1845 die Ernennung zum ordentlichen Professor in Marburg ein, wo er bis 1856 verblieb. Nunmehr folgte er einem Rufe nach München, wo König Maximilian II. von Bayern einen so auserlesenen Kreis von Gelehrten, Künstlern und Dichtern um sich sammelte. Sybel wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Sekretär der historischen Kommission, der er bis zu seinem Tode angehört hat. Auch begründete er das historische Seminar — das erste in Deutschland — rief die historische Zeitschrift ins Leben und veranlaßte die Herausgabe der deutschen Reichstagsakten. Endlich setzte er in München die schon in Marburg begonnene „Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800" fort, ein Werk, das für die historisch-wissenschaftliche Betrachtung dieses Zeitabschnittes von epochaler Bedeutung wurde. Als Nachfolger Dahlmanns 1861 nach Bonn berufen, wirkte Sybel daselbst beinahe anderthalb Jahrzehnte als Universitätslehrer, entwickelte aber zugleich auch eine politische Thätigkeit. Nachdem er schon dem Frankfurter Vorparlament und der kurhessischen Kammer angehört hatte, wurde er 1862 von der Stadt Krefeld in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt, wo er während der Konfliktzeit in scharfe Opposition gegen den Ministerpräsidenten von Bismarck trat. Die Ereignisse von 1864 und 1866 ließen ihn jedoch die großen Ziele des genialen Staatsmanns besser erkennen, und 1867 in den konstituirenden Reichstag des norddeutschen Bundes gewählt, schloß Sybel sich der nationalliberalen Partei an, in welcher Bismarck eine starke Stütze zur Neubegründung des Reiches fand. Im Jahre 1875 zum Direktor der preußischen Staatsarchive ernannt, siedelte Sybel nach Berlin über und war in seinem neuen Amte der Verfasser oder doch der Förderer höchst wichtiger Schriften, die über gewisse, bisher dunkle Abschnitte der Geschichte volles und klares Licht verbreiteten. Beispielsweise nennen wir die von Bailleu herausgegebenen Aktenstücke über die Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich während der Revolutionskriege und die von Poschinger herausgegebenen Berichte Bismarcks aus der Zeit seiner Gesandtschaft am Frankfurter Bundestag. Vor allem aber ist jenes Werk zu rühmen, welches die literarische Thätigkeit des Historikers Sybel krönt: „Die Begründung des deutschen Reiches unter Wilhelm I." Dieses großartige Werk, dessen Zuverlässigkeit Fürst Bismarck selbst wiederholt anerkannt hat, ist bis auf den letzten, den achten Band vollendet, oder vielmehr soll auch dieser bereits fertig vorliegen, indessen der Verfasser unter dem neuen Kurs an der Veröffentlichung behindert worden sei. Die Leiche des Verewigten wurde nach Berlin übergeführt und dort am 3. August unter großer Beteiligung der Staatsbehörden und der wissenschaftlichen Kreise auf dem Matthäi-Friedhofe bestattet.

Digitized by Google



1) Porte de Balan, östliches Thor von Sedan. — 2) Weberhaus, in welchem Bismarck und Napoleon die erste Konferenz hatten. — 3) Präfektur (am 1. September 1870 Wohnung Napoleons). — 4) Schloß Bellevue (Zusammenkunftsort König Wilhelms und Napoleons am 2. September 1870). — 5) Thor der Citadelle von Sedan und Eckbastion. — 6) Donchery. — 7) Inneres des Torcy-Brückenkopfes mit den eroberten Geschützen. — 8) Ecke der Grande Rue de Doucy in Bazeilles nach der Schlacht.

Ansichten von Sedan und Umgebung 1870.

Digitized by Google

J. Lieck: Grazia, Signore!

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Digitized by Google

Flittergold?

Novelle in Briefform

von

C. Schroeder.

(Fortsetzung.)

Irene hatte ihr Versprechen gehalten und war heute schon erschienen in strahlendem Putz und strahlender Schönheit. Ihre ganze kindliche Ungezwungenheit hatte sie mitgebracht, war bewundernd von einem Gegenstand zum andern geflattert, hatte neugierig in alle Ecken und Winkel gespäht und nach einem naiven: „Darf ich?" endlich sogar meinen Schrank geöffnet, um vor meinen nüchternfarbigen Kleiderfähnchen in Ekstase zu geraten.

„Ach! das dunkelgrüne da," hatte sie verzückt geseufzt, „und das braune mit den hochgebauschten Aermeln und dem Stuartkragen um den Hals! Wenn ich doch auch so etwas tragen dürfte — ach! wenn ich es doch nur einmal dürfte. Aber der Vater — er ist sonst so gut gegen mich. Alles — alles thut er mir zu Gefallen, nur daß ich mich anziehe wie andere gebildete Mädchen, das erlaubt er nicht. Die griechische Tracht sei die schönste, sagte er und Manuel meint" — hier hatte sie bitterlich zum zweitenmal geseufzt — „die Modekleider würden mir auch schwerlich stehen."

„Herr Chrysikópulos muß es allerdings wissen," war meine ironische Entgegnung gewesen.

Da hatte sie sich hastig umgedreht und gefragt: „Weil er so klug ist, willst Du sagen? Ja, aber Fräulein Sophia, es gibt auch noch andere kluge Leute auf der Welt und die behaupten — einer wenigstens hat einmal behauptet, ich möchte anziehen, was ich wollte, ich würde in allem schön sein!"

„Sieh einmal an! Sollte Herr Emanuel Chrysikópulos einen Rivalen haben?" war es mir durch den Sinn gefahren. Sie aber hatte ihren trotzig herausfordernden Ton alsbald bereut und, sich errötend abwendend, gemurmelt: „Aber klug ist er — darin hast Du recht. Als er wegreiste, da wußte er schon so furchtbar viel, und als er erst aus Europa wiederkam —"

Hier war ein dritter Seufzer heraufgestiegen, um ihr das Wort abzuschneiden.

„Aus Europa?" hatte ich, in der Meinung, daß sie sich versprochen, neckend wiederholt. „Ich hoffe, wir sitzen auch hier in Patras noch hübsch drin in dem alten Europa?"

„Patras liegt in Griechenland," hatte sie mich naiv belehrt.

„Und Griechenland liegt in Europa," war meine lachende Versicherung gewesen. „So wenigstens habe ich es in der Schule gelernt."

„Wirklich?" hatte sie gestaunt. „Ja, wenn Du es in der Schule gelernt hast, dann muß es wohl wahr sein. Ich bin nie in die Schule gegangen. Der Vater hat mir Lehrer gehalten. Die waren zu nachsichtig und ich zu dumm. Als Manuel wiederkam, da mußte er ganz von vorn mit mir anfangen. Er hat sich viele Mühe gegeben, aber — geholfen hat's doch nur wenig."

Das war so betrübt herausgekommen, daß ich mich entrüstet erkundigt hatte: „Wer sagt das?"

„Er nicht — Manuel nicht!" hatte sie erschrocken darauf erwidert. „Nein, gesagt hat er nie ein Wort, dazu ist er viel zu gut, aber bemerkt habe ich's doch — besonders in der deutschen Unterrichtsstunde — daß er den Mut verlor, daß er sich freute, als es mit der Quälerei aus war und er nach Pyrgos fort mußte."

Dieses seltsame Geständnis hatte mir ebenso seltsame Gedanken machen wollen, aber weil in des armen Dinges Stimme Thränen gebebt, hatte ich mich beeilt, auszurufen: „Besonders in der deutschen Unterrichtsstunde wollen Sie das bemerkt haben? Hahaha! Das ist zum Lachen! Fräulein Irene, ich werde glücklich — stolz werde ich sein, wenn ich erst halb so gut griechisch kann, wie Sie deutsch."

Da war das Naturkind auf mich zugeflogen, hatte mich umarmt, geküßt, gestreichelt und dabei geschluchzt:

„Ach, ist es Dein Ernst — aber wirklich Dein Ernst? Ja? Wie gut Du bist — wie lieb — wie lieb!" Dann hatte sie den thränenfunkelnden Blick durch das Zimmer schweifen lassen und mitten aus ihrer Rührung heraus hell aufgejauchzt: „Dein Album. Da auf dem Tisch! Wie drollig — nein, wie drollig, Fräulein Sophia! Es ist gerade so eines, wie mir Manuel aus Europa mitgebracht hat. Darf ich's besehen — ja, erlaubst Du's?"

Natürlich hatte ich es erlaubt und sie war neben mir niedergeglitten in die Ottomane, um sich mit fast befremdender Andacht in den Anblick meiner Photographien zu versenken. Volle zehn Minuten war sie über die erste Seite nicht weggekommen.

„Das ist Dein Vater," hatte sie geflüstert, ganz leise in frommer Scheu vor dem Tod, der ihn entrückt hatte, „und das ist Deine Mutter — arme Sophia!" Hier waren ihre weichen Finger liebkosend über meine Hand hingefahren. „Und das ist — er!"

„Wer?" hatte ich lächelnd gefragt, denn daß sie in dem weichen Babygesichtchen bereits einen „er" erkannt haben wollte, machte mich staunen.

„Aber, Fräulein Sophia! Dein Bruder natürlich, der Herr Franziskos, das sieht man doch gleich. Das Näschen ist schon ebenso gebogen, die Löckchen sind schon gerade so kraus und die Augen hat ihm der Photograph gleich blau angemalt. Nein, wie niedlich — wie niedlich! Das weiße gestickte Kleid und die blaue Schärpe um die kleine Taille! Wenn ich etwas liebe, Fräulein Sophia, so sind es Kinderbilder — so ganz kleine, süße. Und Du hast dieses hier gleich zweimal — warum denn zweimal, Sophia?"

Daß das eine Bildchen Eigentum der Mutter gewesen, hatte ich ihr erklärt, worauf sie gedankenvoll genickt und nach einem letzten langen Blick zögernd das Blatt umgeschlagen hatte.

Sofort war ihr wieder ein Jubellaut entfahren. „Aber da ist er ja noch einmal," hatte sie frohlockt, „und noch einmal — und noch einmal — immer ein bißchen älter und größer und — komisch! — was hat er da auf dem Kopf, Sophia — einen Fez?"

„Nein, eine rote Mütze, wie sie bei uns die Schüler tragen."

„Eine Mütze? Hm! Und hier — was hat er hier an?"

„Eine Soldatenuniform."

„Er will doch nicht in den Krieg?"

„Er würde vielleicht wollen, wenn Krieg käme."

„Sophia," hatte sie mich entsetzt beschworen, „das würde ich nicht leiden an Deiner Stelle! In den Krieg? Da könnte er Dir ja totgeschossen werden!"

„Nun, vorderhand ist ja noch Frieden."

„Ja, aber wer weiß? Wenn er nun Krieg machte, Dein Bismarck?"

„Bismarck?" hatte ich erstaunt aufgelacht. „Was wissen Sie von dem?"

„Er hängt bei uns an der Wand und sieht so böse aus. Wenn er nun Krieg machte, Sophia? Der Vater sagt, er kann's."

Daß Bismarck in den Ruhestand getreten sei und das undankbare Geschäft des Regierens jetzt anderen überlasse, hatte ich ihr aus einander gesetzt, worauf sie mit einem erleichterten Aufatmen noch ein Albumblatt umgewandt hatte. Aber was nun von Photographien ihr unbekannter Menschen an die Reihe gekommen war, hatte ihr Interesse nicht zu fesseln vermocht. Ueberraschend schnell war sie wieder bei der ersten Seite gewesen und bei Franzens Kinderbilde. Unverwandt hatte sie darauf hingestarrt eine ganze Weile. Ein paarmal hatte sie die Lippen geöffnet, um sie hastig wieder zu schließen. Plötzlich war ihr ein rasches „Sophia!" entfahren.

„Nun?" hatte ich gefragt.

Aber da war sie dunkel errötet und hatte von mir weggeblickt.

„So reden Sie doch!" hatte ich gedrängt.

Da war sie blitzschnell herumgefahren, hatte sich an mich geschmiegt und, das Gesicht an meiner Schulter verbergend, gestammelt:

„Sophia! Du thätest mir einen solchen — o, einen solchen Gefallen! Sieh, Du hast zwei — ganz überein und ich habe keins — kein so süßes Kinderbild, meine ich, in meinem Album — nein, nur lauter alte, erwachsene Leute. Wenn — wenn Du mir eines von Deinen — leihen wolltest, Sophia, nur für ein paar Tage — nur damit ich's sehe, wie sich's macht in meinem Buch, damit ich's dem Vater zeige und — und —"

„Welch eine thörichte Kinderei," war es mir durch meinen weisen Kopf, der gar nichts merken wollte, gegangen und dann hatte ich das eine Bildchen genommen und es ihr eingehändigt mit den Worten:

„Ich schenke es Ihnen, Fräulein Irene. Nein, bitte, kein Sträuben, ich thue es ja gern. Ich schenke Ihnen das meine und behalte das der Mutter. Was soll ich auch mit zweien? Da, bitte — bitte — ich werde den leeren Platz bald wieder ausgefüllt haben — so nehmen Sie's doch, Fräulein Irene!"

Sie hatte es genommen mit solch wonneverklärtem Gesicht, mit solch innigen Dankesworten, daß mir das Lachen nahe gewesen war.

„Die einzige Tochter des reichsten Mannes der Stadt," hatte ich gespottet in meinem klugen Sinn, „braucht bloß in die Tasche zu greifen, um sich Kinderbilder — die reizendsten von der Welt — bei Dutzenden zu verschaffen und stellt sich nun an, als wäre ihr das Glück in den Schoß gefallen mit diesem mittelmäßig gelungenen kleinen Conterfei."

Fräulein Irene hatte ihren neuerworbenen Schatz soeben in den seidenen Falten ihres Gürtels verschwinden lassen, als Franz eintrat.

Er zeigte, wie schon erwähnt, seine heiterste Miene, eine wahre Sonntagsmiene, begrüßte mich mit vertraulichem Kopfnicken und äußerte sein freudiges Erstaunen über die Anwesenheit der Braut seines Freundes. Daß er hiervon auch nicht die leiseste Ahnung gehabt, wiederholte er uns ein paarmal hinter einander.

Fräulein Irene saß derweilen, die Hand auf ihren Gürtel gepreßt und mit beredten Blicken mich anflehend: „Um Gottes willen, verrate mich nicht!"

„Aha! Nachträglich kommt sie sich nun doch kindisch vor," dachte ich, und um die Aufmerksamkeit von ihr abzulenken, erkundigte ich mich angelegentlichst nach Franzens Thun und Treiben.

Die Liebenswürdigkeit, mit der er einer, die er in Acht und Bann erklärt hatte, Rede und Antwort stand, war so erstaunlich wie erfreulich. Daß sein Gaul etwas lahme, daß er aus diesem Grunde heute morgen statt eines Rittes nur einen Spaziergang am Meeresufer entlang gemacht habe, daß er sich übrigens zu weit gewagt und von der heranbrausenden Flut zu einem lächerlich behenden Rückzug gezwungen worden sei, teilte er mir mit — speziell mir, denn an meiner Gefährtin sprach er in einer Weise vorüber, die kaum höflich genannt werden konnte.

Und sie? „Wie sie sich nun auf einmal schämt, das wunderliche, junge Ding," dachte ich und hatte Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken, denn da saß sie, ein ungewohntes Rot in den Wangen, starrte unverwandt in ihren Schoß und war wie auf den Mund geschlagen.

Erst als der Diener ihr ihren Wagen gemeldet hatte, fand sie die Sprache wieder, aber leise, im halben Flüsterton, als dürfe Franz nichts hören, fragte sie: „Nun kommst Du zu mir, nicht wahr? Morgen kommst Du. Ich werde einige Freundinnen laden und Manuel ein paar Freunde. Morgen nachmittag, Sophia — sag, daß Du kommen willst!"

Ich hätte aus allerlei Gründen viel lieber das Gegenteil gesagt, aber über ihre Schulter sah Franz mich an, mit einem Blick, in dem deutlich zu lesen stand: „Ich habe brüderlich verziehen, nun sieh zu, daß Du Dich dankbar erweisest."

Ich versprach also, was man von mir verlangte, worauf Fräulein Irene mich innig umarmte und sich dann schüchtern von meinem Bruder hinausgeleiten ließ.

„Wie ausgetauscht war sie, nicht wiederzuerkennen," dachte ich und trat lächelnd an das Fenster, um sie einsteigen zu sehen. Plötzlich ward aus meinem Lächeln ein leises Auflachen. Da hatte sie gesessen und gezittert und gebebt, daß ich sie verriete, und nun that es der grausame Zufall. In dem Moment nämlich, als sie den Fuß zum Trittbrett emporhob, entschlüpfte ihrem Gürtel die unglückliche kleine Photographie. Blitzschnell wollte sie sich darnach bücken, aber Franz kam ihr zuvor. Er hielt das Kärtchen, er reichte es ihr hin. Noch hatte er keinen Blick darauf geworfen; wenn sie rasch zugriff, dann war alles gut. Doch in der Verwirrung griff sie fehl und wie er ihr nun das Bild einhändigte, sah er es, stutzte und trat zurück. Sein Gesicht ward meinem Auge entzogen durch die Bewegung, aber sein Gesicht war mir für den Moment auch nicht das interessanteste.

Digitized by Google

Wie reizend sie war — wie überaus reizend mit dem warmen Rot in den Wangen, mit den tiefgesenkten Wimpern, mit den zitternden Lippen, die sich öffneten, um sich wieder zu schließen. Nein, sie kam nicht dazu, ihm von ihrer Passion für Kinderbildchen zu erzählen, sie stieg hastig ein und rollte davon. Nicht einen Abschiedsgruß nach ihm hinzunicken, fand sie mehr den Mut.

„Thörichte kleine Seele, sich so zu schämen!" dachte ich und wandte, immer noch in lächelnder Ahnungslosigkeit, meinen Blick auf Franz.

Da stand er, barhaupt in der glühenden Sonne und starrte ihr nach. „Er ist vor Verwunderung zur Salzsäule geworden," spottete ich. Doch das Spotten verging mir, als er sich umwandte und mit todblassem, verstörtem Gesicht der Hausthür zuschritt.

„Mein Gott! sollte es möglich sein?" fuhr es mir durch den Sinn, und auf den nächstbesten Stuhl sank ich hin und faltete erschrocken die Hände im Schoß.

Möglich — daß Franz Fräulein Irene und sie ihn liebte? Ja, warum eigentlich nicht? Er war ein lieber, guter, hübscher Mensch und sie — eine Göttin war sie nicht, aber doch, wie die Tante gesagt hatte, ein niedliches, ein sehr niedliches Mädchen. Wie sie sich heute morgen in meine Zuneigung hinein geplaudert und gelacht hatte, das ward mir jetzt hinterher so recht erst klar.

Sehr möglich — mehr als das, wahrscheinlich war es, daß sie sich liebten. Sie hatte sich, nun ich es bedachte, mit jedem Wort verraten, das sie gesprochen, und er hatte für Schönheiten mit mehr Herz wie Kopf von jeher eine Passion gehabt.

Nun — und wenn sie sich liebten? Dann war es ein Unglück? I, Gott bewahre! Dann mochten sie sich heiraten. Mir sollte es recht sein und wenn es Herrn Emanuel Chrysikópulos ärgerte, dann sollte es mir doppelt recht sein. Das hatte er nun davon, der Pedant! Seine große Bücherweisheit hatte er in ihr kleines Vogelgehirn zu trichtern gesucht. Es war ihm nicht gelungen, eingetrichtert hatte er ihr nichts, als die Angst und Scheu vor ihm selber.

Schadenfreude ist ein häßliches Ding, Lani, aber wie ich mich an dem Tage freute, davon hast Du gar keine Idee.

*

Ich war selbst am nächstfolgenden Tage noch in der rosigsten Laune. Mit den besten Absichten von der Welt stieg ich in den Wagen, der Franz und mich nach der Villa Melás hinausfahren sollte. Um keinen Preis wollte ich mich wieder lächerlich machen. Kam Herr Chrysikópulos in meine Nähe, so behandelte ich ihn höflich, aber kalt, so kalt, daß es ihn ordentlich eisig anwehen sollte. Dies war mein Programm. Daß es nicht zur Ausführung kam, daran war mein teurer Bruder schuld.

Der trug, im Gegensatz zu mir, seine finsterste Miene zur Schau. Flüche warf er den Kötern zu, die unser Gefährt umkläfften, Wutblicke dem unschuldigen Rosselenker, so oft unsere Räder über ein Steinhindernis wegsetzten und uns zu einem unfreiwilligen Luftsprung veranlaßten.

Er that mir leid — der arme Junge. Ich hätte ihm gern einen guten Rat gegeben, unbeschreiblich gern hätte ich ihm gesagt: „Sei ein Mann, Franz. Geh hin zu Deinem Freund mit offener Stirn und geradem Blick und sprich: ‚Ich liebe Deine Braut, ich weiß nicht, wie es gekommen ist, doch ich liebe sie und wenn es darum mit unserer Freundschaft nun aus ist, so muß es aus sein, ich kann es nicht hindern, aber — die Wahrheit war ich Dir schuldig.‘"

Da ich dies nicht sagen durfte und ihm mit einer oberflächlichen Konversation nicht lästig fallen mochte, deshalb schwieg ich, bis er — gegen das Ende der Fahrt hin — mich selbst aus meinem Schweigen riß, mit der in barschem Ton herausgestoßenen Frage: „Was gedenkst Du eigentlich zu thun?"

„Zu thun?" wiederholte ich verwundert.

„Ja wohl. Wirst Du Dich anständig gegen Manuel benehmen, oder nicht?"

„Anständig?"

„Laß das dumme Wortnachäffen!"

„Franz, wenn Du schlechter Laune bist —"

„Dann bist einzig und allein Du daran schuld mit Deinen sogenannten Antipathien!"

„Aha, er braucht einen Sündenbock," dachte ich achselzuckend. „Nun — meinetwegen!"

„Aber darauf sei gefaßt," fuhr er drohend fort, „ich stehe nicht ruhig dabei und lasse meinen Freund beleidigen, nein, ich dulde nicht, daß man ihm unrecht thue."

„Er ist sich bewußt, ihm selber schon zu stark unrecht zu thun," dachte ich, „seine Schwester muß notwendig die Liebenswürdige gegen ihn spielen, aber — sie bedankt sich."

Laut sagte ich mit lächelnder Ironie: „Ich schlage vor, Du bleibst mir den ganzen Nachmittag zur Seite und soufflirst mir, was ich thun und reden soll. Ich mache einen gehorsamen Papagei, Dein Freundesherz ist beruhigt und die Gesellschaft lacht."

Seine ganze Antwort war ein zornfunkelnder Blick, zum Sprechen blieb ihm auch nicht mehr Zeit, denn wir waren angelangt.

Da lag sie, die Marmorvilla, auf Bergeshöhen. Wie ein augenblendendes Kleinod hob sie sich von einem düsteren Hintergrund von Pinien, Cypressen und immergrünen Eichen. Ueber ihr wölbte sich der tiefblaue Himmel, unter ihr, tief unten, wo die Felsen jäh abstürzten, schimmerte der wunderherrliche, von grünen Bergketten umkränzte Golf.

„Wie schön," dachte ich, „wie schön!" und all meinen kleinlichen Unmut vergaß ich. Hellen Auges blickte ich der prächtigen Männergestalt entgegen, die da in bunter Märchentracht die Stufen der Eingangshalle herabgestiegen kam, um uns zu begrüßen.

Was er sagte, der alte Melás, davon hatte ich natürlich keine Ahnung, aber mit einer freundlich würdevollen Handbewegung gab er uns die Richtung an, in der wir zu gehen hatten.

Wir bogen um die Hausecke in den Garten. Ein Zaubergarten, Lani — eine Blumenpracht, wie ich sie nie geträumt. „Wenn der Reichtum Paradiese schaffen will," dachte ich, „so muß er nach Griechenland kommen," — da tauchte aus einem Seitenweg Herr Chrysikópulos auf.

Mir war so taubenhaft zu Mute, Lani, fast hätte ich ihn angelächelt, aber mein übereifriger Franz mußte dies natürlich hindern. Solch ein Despotenblick, wie er ihn mir zuwarf. „Denke an meine Worte!" stand drohend darin zu lesen. Ich dachte daran und aus meinem geplanten Lächeln ward halb und halb schon ein spöttisches Lachen.

Nun hatte er den Freund mit Händedruck begrüßt, nun sollte auch ich zeigen, daß ich Lebensart besaß. Franz erwartete es von mir und ich that es, machte keinen albernen Knix wie vorgestern, sondern eine ganz mustergiltige Verbeugung. Allein die befriedigte meinen Tyrannen noch nicht.

„Sophie!" rief er im Kommandoton.

„Franz?" entgegnete ich kindlich harmlos.

„Du hast vorgestern selbst gestanden, daß Du Dich schlecht gegen Manuel benommen — ich denke, Du wirst ihm jetzt die Hand reichen."

Diese Unverfrorenheit benahm mir fast den Atem. Ich weiß nicht, was ich darauf erwidert hätte, wäre das sichtbare Entsetzen des Herrn Chrysikópulos nicht gewesen. Der war einen Schritt zurückgefahren, stand da mit gerunzelter Stirn und sah zornfunkelnden Blicks auf den Sprecher. Dies veranlaßte mich, die Sache von der heiteren Seite aufzufassen.

„Ah so, ganz richtig," nickte ich, gegen Franz gewandt, „Du wolltest mir ja soufflieren." Dann hob ich meine rechte Hand, betrachtete sie mit einem Spottlächeln, ließ sie wieder sinken und erkundigte mich bei Herrn Chrysikópulos: „Kennen Sie die ‚Bezähmung einer Widerspenstigen‘ von Shakespeare, mein Herr?"

„Ja," antwortete er, ohne den grollenden Blick von seinem Freund zu nehmen, „aber ich finde das Stück durchaus nicht mehr zeitgemäß." Das Auge voll und ernst zu mir aufschlagend, setzte er hinzu: „Wenn Sie sich einmal entschließen könnten, mir freiwillig die Hand zu geben, mein Fräulein, so würde es mir eine Ehre und ein Glück sein — gezwungen nehme ich sie nicht."

Es war jedenfalls angenehm für alle Teile, daß gerade in diesem Moment Irene Melás zwischen den Blumenhecken herausgeflattert kam wie ein buntfarbiger Schmetterling. An Franz flog sie scheuen Auges vorüber, mir hängte sie sich an den Hals, jauchzend und frohlockend:

„Ach, wie gut — wie gut, daß Du endlich da bist, Sophia! Ich verlor schon die Geduld, ich sagte: ‚Ihr sollt sehen,‘ sagte ich, ‚sie hat's vergessen!‘ Aber nun — nein, wie schön Du wieder bist, Sophia! Ganz in Weiß!"

Sie war einen Schritt von mir zurückgetreten und betrachtete mein einfaches Kleid mit einer Bewunderung, die zum Glück keine Zuschauer hatte, denn die beiden Herren waren ihrer Wege gegangen.

„Ja, wenn man, wie Du, eine Haut hat wie aus Schnee und Rosen," schloß sie poetisch, aber nicht wahrheitsgemäß, „dann kann man weiße Kleider tragen." Worauf sie mich um die Taille faßte, um mich der Gesellschaft zuzuführen, die unter einer Platanengruppe Erfrischungen zu sich nahm.

Es war eine Gesellschaft ganz nach westeuropäischem Muster, die Herren und Damen mit mehr oder weniger — größtenteils mit weniger — Geschmack nach der neuesten Pariser Mode gekleidet. Ich fand die Leutchen närrisch, daß sie sich in die Allerweltzwangsjacke gesteckt hatten, während ihnen eine Nationaltracht zu Gebote stand wie die griechische. All diese gelblichen und braunen Gesichter bedurften des grellen Farbenaufputzes nach meiner Ueberzeugung. Die Haare hätten sich prächtiger gewellt und gelockt, die Augen hätten feuriger geflammt, meinte ich, unter dem roten Fez. Die Ahnung hiervon schien ihnen sehr fern zu liegen, der Neid fraß ihnen nicht in die Seele beim Anblick des Hausherrn und seiner reizenden Tochter. Matt schauten sie aus ihrem blassen Rahmen, allein sie schauten mit sich selbst zufrieden und — sie schauten freundlich auf mich. Sehr freundlich, Lani. Sie machten es mir hier wie überall, wohin ich kam, sehr schwer, sie als Nation zu hassen, die Griechen, denn sie waren als Individuen zu liebenswürdig.

So viele herzliche Dinge, wie sie mir sagten, die Chariklias, Kalomiras, Eulalias, Penelopes und anderen guten Freundinnen, die Irene mir gleich mit dem Taufnamen vorstellte. Ich schämte mich ordentlich, sie schlecht gekleidet finden zu müssen, und wenn ich mich aus ihrer Nähe fortsehnte, so war es nur, weil sich mein Französisch neben dem ihren absolut nicht hören lassen durfte. Das hatte ich nun davon, daß ich die Sprache der großen Nation nie — oder doch nur an einem einzigen Abend meines Lebens — hatte hübsch finden können. Nun floß sie den freundlichen Dämchen allen hier wie Wasser von den Lippen, während ich im Schweiße meines Angesichts Sätze herauspreßte, deren Konstruktion zum Himmel schrie.

Aber — gottlob! — es erbarmten sich meiner zwei Herren. Lekás hieß, wenn ich nicht irre, der eine, Spiliópulos der andere. Sie hatten beide in Deutschland studirt und begehrten nichts eifriger, als mir das Lob meines Vaterlandes zu singen. Sie waren, wie alle modernen Griechen, die begeistertsten Patrioten von der Welt, doch dicht hinter dem Lande ihrer Geburt stand für sie das Land, dem sie ihr Wissen und ihre Bildung verdankten.

Lob der Heimat in der Fremde — nichts hört sich entzückender an, Lani. Ich verbrachte denn auch einen recht angenehmen Nachmittag. Wir wurden die besten Freunde, Herr Lekás, Herr Spiliópulos und ich. Ich glaube fast, daß letzterer sich ein bißchen in mich verliebte. Mir wurde er weiter nicht gefährlich. Glänzende braune Augen hatte er ja — wer in Griechenland hat die nicht? — aber der Gesellschaftsanzug hing ihm gar zu schlecht an der schmalschulterigen, kleinen Figur. „Wer weiß, wenn er nun die Fustanella getragen hätte?" spottest Du. Nein, Lani, nein, dann hätte er einfach komisch gewirkt.

Ein Mann, mein Herz in Aufruhr zu bringen, war auch Herr Lekás nicht, obgleich er sich viel stattlicher präsentirte. Seine Rede hatte einen leicht humoristischen Anflug. Als Sohn eines Kaufmanns, der von Pyrgos aus Korinthen nach allen Himmelsgegenden versende, erzählte er, habe er schon in früher Jugend den Wunsch gehegt, auch einmal denselben Weg zu nehmen wie die Korinthen. Der Wunsch sei ihm erfüllt worden, die Welt habe er gesehen, die neue wie die alte. In Deutschland sei er am längsten hängen geblieben. Philologie habe er studirt einige Semester lang in Heidelberg. Nun aber — hier seufzte er — nun sitze er wieder in Pyrgos, in seines Vaters Comptoir, und frage sich, was die Philologie mit Korinthen zu schaffen habe. Glücklich sei nur der Mensch, der sich frei einen Beruf wählen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kriegschronik 1870–71.

29. August. Die sächsische Vorhut schlägt bei Nouart feindliche Truppen in die Flucht.

30. August. Schlacht bei Beaumont. Rückzug Mac Mahons zur belgischen Grenze. — Die Belagerer Straßburgs eröffnen die erste Parallele.

31. August. Ausfall Bazaines bei Noisseville, das von den Franzosen besetzt wird.

1. September. Schlacht bei Sedan, eingeleitet durch den Angriff der Bayern auf Bazeilles. — Die Division Kummer erobert Noisseville bei Metz zurück.

2. September. Die in und um Sedan eingeschlossene französische Armee (gegen 100,000 Mann) streckt die Waffen; Gefangennahme Napoleons, der im Schlößchen Bellevue bei Donchery mit dem König Wilhelm zusammentrifft. — Der Vormarsch nach Paris beginnt.

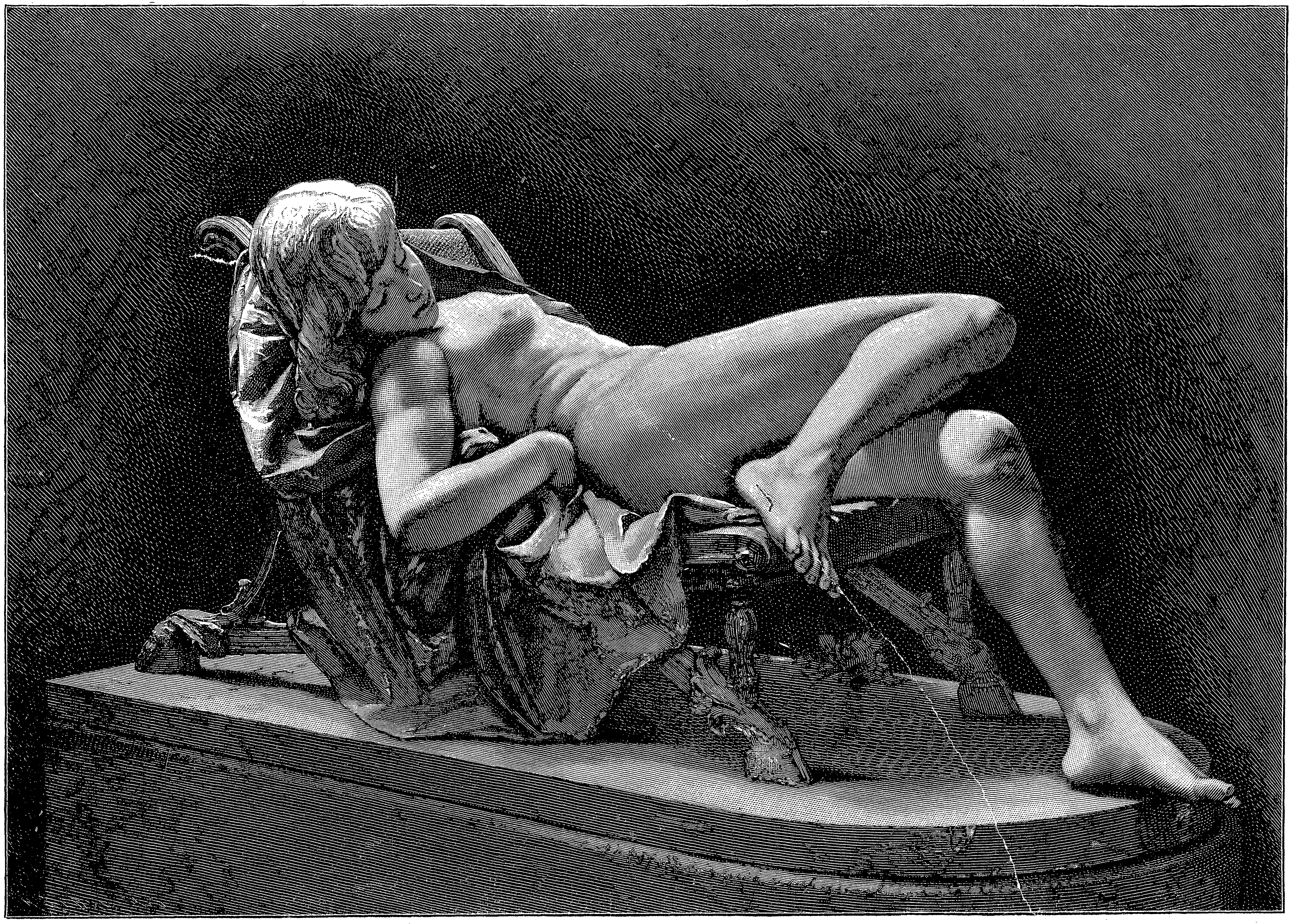
3. September. Napoleon tritt als Kriegsgefangener über Belgien die Reise nach Deutschland an.

4. September. In Paris wird die Republik ausgerufen und eine provisorische „Regierung der nationalen Verteidigung" eingesetzt. General Trochu erhält den Vorsitz und das Generalkommando von Paris; Jules Favre wird Vizepräsident und Minister des Auswärtigen, Gambetta Minister des Innern. — Die Kaiserin Eugenie flüchtig.

5. September. Das deutsche Hauptquartier in Rheims. — Ankunft Napoleons auf Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel.

Robert Toberentz †.

Im Alter von noch nicht 46 Jahren ist am 31. Juli Professor Robert Toberentz, der hervorragende Bildhauer, durch den Tod dahingerafft worden. Am 4. Dezember 1849 zu Berlin geboren, besuchte er mehrere Jahre die dortige Kunstakademie und siedelte dann nach Dresden über, wo er zwei Jahre in Schillings Werkstatt arbeitete. Ursprünglich war er im Sinne des von Rauch gepflegten Idealstils thätig. Aus dieser Zeit stammt ein überlebensgroßer Perseus und mehrere Büsten; doch brach er nach einem mehrjährigen Studienaufenthalt in Italien (1872 bis 1875) mit dieser Richtung und bildete fortan seine Werke im engen Anschluß an die Natur. Die erste Frucht seines Aufenthaltes in Rom war die Figur einer „Elfe" und des „Faun mit Amor", denen der „Ruhende Hirt", eine Bronzefigur, folgte. Als Leiter des Meisterateliers in Breslau, wohin er 1879 berufen wurde, schuf er einen monumentalen Brunnen für Görlitz. Toberentz hat sich auch besondere Verdienste um die Technik des Bildgusses erworben. Ihm gebührt das Verdienst, den sogenannten „Guß über Wachs" zuerst ausgeführt zu haben, der jetzt allgemein in Uebung ist; nach seinen Angaben ist auch ein Modell zu einer Marmorpunktirmaschine auf Staatskosten hergestellt. Von Amerika aus, wo Toberentz sich zu Anfang der achtziger Jahre niedergelassen hatte, sandte er Bronzearbeiten in die Heimat, die auch in kritischen Kreisen ungeteilten Beifall fanden. Nach seiner Rückkehr stellte er eine Marmorstudie „Die Bildhauerin" auf der Kunstausstellung aus und lieferte das Modell eines Reiterbildes Barbarossas für Goslar, das später in Kupfer getrieben wurde. Besonderes Aufsehen erregte auf der Berliner Ausstellung von 1893 die Figur



Schlafendes Mädchen. Modellirt von Robert Toberentz.

des „Schlafenden Mädchens", die wir hier nach dem Original wiedergeben. Nachdem der mit der Ausführung des Lutherdenkmals in Berlin betraute Bildhauer Paul Otto plötzlich verstorben war, wurde Toberentz mit der Vollendung des Standbildes beauftragt und löste seine Aufgabe zur größten Zufriedenheit. Vom Kaiser hierauf zum Professor ernannt, hatte er sich überhaupt des besonderen Wohlwollens des Monarchen zu erfreuen; im Auftrage desselben formte er die Marmorbüsten der älteren kaiserlichen Prinzen und das Modell zur Statue Friedrichs des Großen im Weißen Saale. Die Teilnahme an den Kieler Festlichkeiten sollte dem Künstler verhängnisvoll werden. Mit einer eigenen Jacht war er nach Kiel gesegelt und auf der Rückkehr bei heftigem Sturm auf den Strand geraten, wo er zehn Stunden ohne Hilfe ausharren mußte. Endlich mit seinem Schiffe frei geworden, lief er in Müritz (Mecklenburg) an, wo er in eine so schwere Krankheit verfiel, daß er nach der Klinik in Rostock geschafft werden mußte. Leider kam für den erschöpften Mann die sorgfältige Pflege zu spät.

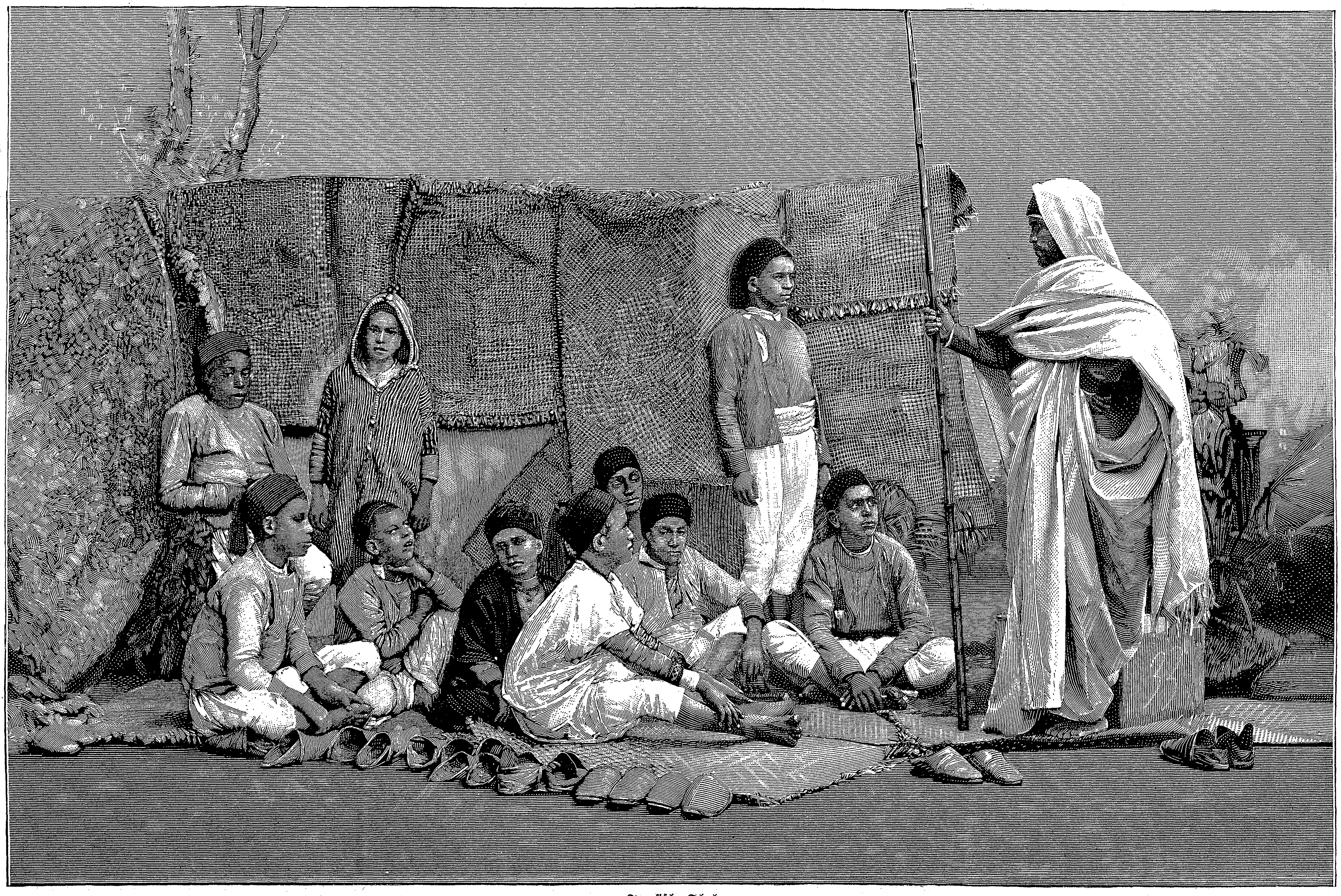
Tunis in Berlin.

(Hiezu die Abbildungen Seite 877.)

Ein Stückchen Tunis ist gegenwärtig in der Reichshauptstadt zu sehen, und zwar im Passage-Panoptikum, in das vor kurzem aus dem ehemaligen Barbareskenstaat eine Karawane von vierzig Personen ihren Einzug gehalten hat. Darunter befindet sich neben Männlein und Weiblein eine Schar von Knaben verschiedenen Alters, die uns zeigen, wie es in den dortigen „Volksschulen" hergeht. Auf dem Fußboden kauern und hocken die Jungen, ihre großen Tafeln auf die Kniee gestützt, und wiederholen schnatternd im Chor, was ihr Lehrer ihnen vorsagt. Ein mächtiger Rohrstock, der es ihm ermöglicht, auch die entferntesten zu erreichen, ist das Scepter und gleichzeitig die Waffe des Gestrengen, der sich auch auf die Erteilung der Bastonade vorzüglich verstehen soll. Auf die Darstellung aus dem tunesischen Schulleben folgen Vorführungen aus dem tunesischen Bazar. Man bekommt dort einige tunesische Frauen zu sehen, die sich dazu entschließen, wenigstens für einen Augenblick den weiten weißen Schleier und die schwarze Binde fallen zu lassen, die den unteren Teil des Gesichts verdeckt. Aus anderem Stoff als diese Spröden sind die Bauchtänzerinnen. Da aus Tunis keine zur Reise nach Berlin bewegt werden konnten, so mußten sie aus Algier gebracht werden. Ihren erotischen Ursprung sieht man ihnen nicht an, und sie scheinen auch daran gewöhnt, sich vor den Augen der Giaurs sehen zu lassen. Tanzende und heulende Derwische lösen die algierischen Schönen ab. Einer von ihnen, ein baumlanger Mensch, angethan in einem phantastischen, aus Tierfellen zusammengesetzten Kostüm, mit einer Tiermaske vor dem Gesicht und großen kastagnettenartigen Klappern in den Händen, führt tolle Sprünge aus. Dann kommen die Schlangenbändiger an die Reihe, die ihre Künste bei einer wahren Höllenmusik von Trommeln und Pfeifen ausführen. Die Männer lassen sich die Schlangen — Vipern, denen die Giftzähne ausgebrochen sind — um ihren Leib winden, sie stecken den Kopf der Tiere in den Mund, reizen sie zur höchsten Wut und lassen sie tanzen. Dieser Tanz besteht darin, daß das Tier, dem herumspringenden, schreienden und trommelnden Tunesen folgend, seinen Leib bis zu beträchtlicher Höhe vom Fußboden erhebt, ihn wieder senkt, dann wieder emporschnellt und, gelegentlich fauchend, mit weit geöffnetem Rachen auf den Bändiger losfährt.

Digitized by Google

Derwisch. Schlangenbändiger. Tunesischer Knabe. Derwisch.



Tunesische Schule.

Die Tunesen im Passage-Panoptikum zu Berlin.

Digitized by Google

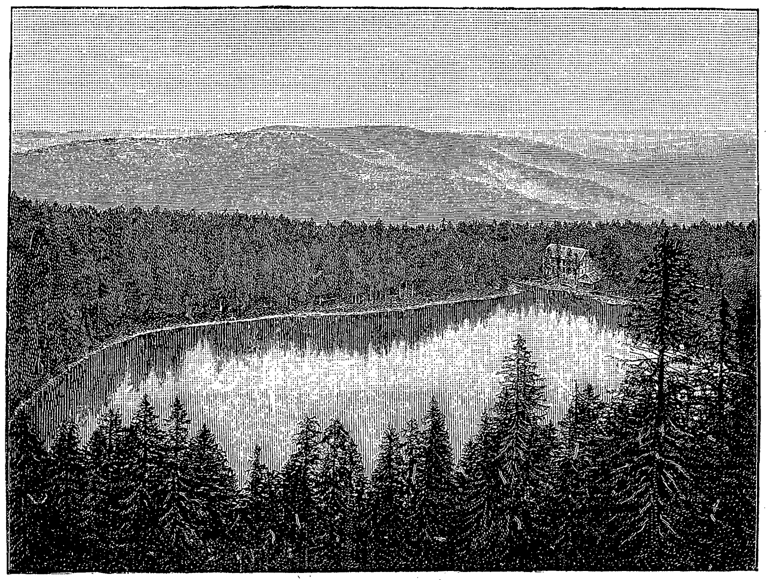
Die Hochseen des Schwarzwaldes.

Mit Bildern nach Aufnahmen von C. Clare, Hofphotograph in Freiburg i. B.

Die Fabel des Proteus ließe sich füglich übertragen auf das Wasser. Denn kaum ein zweiter Naturkörper wandelt seine Formen und Erscheinungsweisen wie dieses:

„Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es.
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd!“ (Goethe.)

Welch einen Unterschied findet das menschliche Auge zwischen den im Moose oder auf Wiesenthälchen des Gebirges sich sammelnden Wasseradern, den dem Felsenschoße entspringenden Quellen, dem ungestümen Wildbache, dem behäbigen Flusse und dem großen Strome des Flachlandes, zwischen kühnen Wasserfällen und verschlammten Tümpeln! Wie verschieden wird Flora und Fauna, ja auch des Menschen Sein und Treiben durch die Verschiedenheit der Wasserläufe bestimmt! Anders wirkt ferner auf Sinn und Gemüt des Naturfreundes der küstenlos weite Ozean mit seinen unendlich wechselnden Beleuchtungseffekten und seinen bald schmeichelnden, bald verderbendrohenden Bewegungen, anders der flachuferige blaue Binnensee, anders der oasenartige, von Buchen oder Kiefern umsäumte Teich der Mark, anders das hellgrüne „Meerauge“, in dem der Alpen Schneehäupter sich spiegeln, und abermals eigenartig berührt uns der düstere Hochsee des Schwarzwaldes, zu welchem uns ein mit tausend Wasserfällchen abstürzender klarer Forellenbach geleitet hat.



Mummelsee.

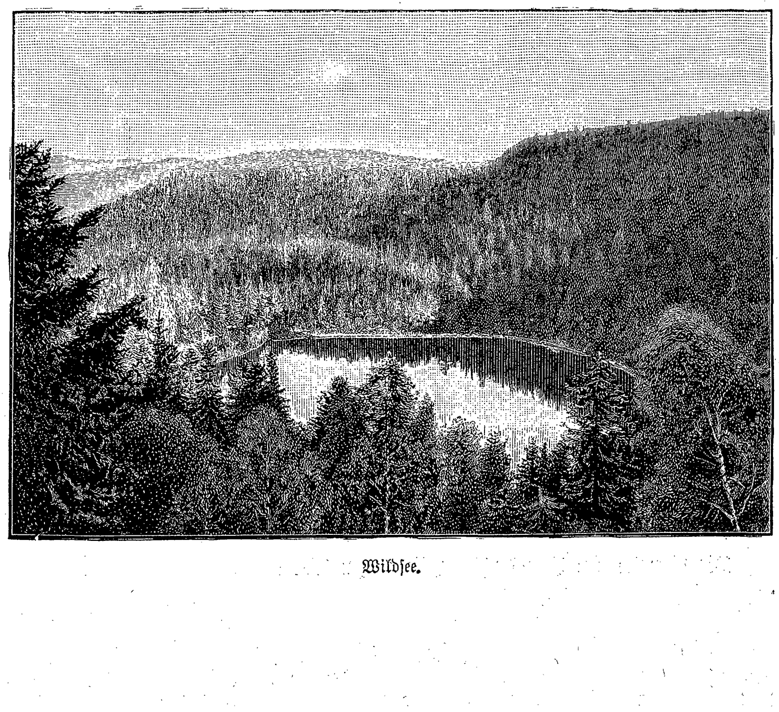
Wir sind durch hochstämmigen, feuchtkühlen, aus Rot- und Weißtannen, Kiefern und einzelnen Buchen oder Eichen gemischten Wald, dessen Bodendecke schwellende Moose, massenhafte Vaccinien, an trockenen Hängen auch Ginster, Besenpfrieme und Heidekraut bilden, 700 bis 1000 Meter hoch gestiegen und sehen plötzlich durch die magerer gewordenen und auf Manneshöhe zusammengeschrumpften Bäume — häufig sind es nur noch wetterzerzauste Rottannen oder wirre Legföhren — eine Wasserfläche glitzern, deren Ablauf eben der uns entgegenkommende Bach bildet. Verkümmerte Birken, struppige Heide, Zwergbinsen, Borstengräser, Binsen, Weiden, Torfmoose (Sphagnum), Sumpfheidelbeeren, Moosbeeren, Empetrum, Lycopodien, Sonnentau und Rosmarinheide überziehen in dichtem Gewirr den unter dem Fuße schwankenden Boden, und nur mit Vorsicht nahen wir uns dem Rande des Wasserbeckens. Dieses liegt nun, entweder ringsum oder zu etwa drei Vierteilen von der bewaldeten Berghöhe oder auch von schroffen Felsmassen umschlossen, vor uns. Tiefe Stille und melancholischer Ernst schwebt über dem dunklen, bleischweren, nur selten vom Windhauche leicht gekräuselten Gewässer und über dem düstern Walde; schauerliche Volkssagen, mit dem Orte verknüpft, tauchen auf in der Phantasie, trotz alledem aber durchzieht die Seele in dieser wilden Einsamkeit eine der Freude gleiche Bewunderung. Und wer erst die Mondsichel sich spiegeln sah im See, wer die nächtlichen Schatten der phantastisch geformten Krüppelkiefern und Wettertannen, das allmäliche Zurücksinken der Schwarzwaldkuppen in volles Dunkel betrachtete, oder wen der erste Strahl der Morgensonne in dieser hochromantischen Umgebung traf, wer dann die aus Nebelballen entrollten herrlichen Fernsichten über die zahllosen Bergreihen, über die gesegnete Rheinebene, auf die Dome von Speyer und Straßburg, zu den Ketten der Vogesen, der Pfälzer Hardt, des Odenwaldes, der schwäbischen Alb, endlich der Hochalpen selbst genossen, der wird unverlöschliche Eindrücke von dannen tragen.

Das höhere Tierleben fehlt auch nur scheinbar, denn dem Kundigen verraten zahllose Hochwildfährten, daß dem edlen Hirsch diese Wildnis ganz willkommen ist, da und dort mag ein stolzer Auerhahn oder ein zierliches Haselhuhn vom Boden aufrauschen, und in der Strichzeit fallen zuweilen Wildenten ein. Fische, namentlich die geschätzten Forellen, meiden freilich diese konzentrirten, gerb- und humussäurereichen Fluten, beleben jedoch deren Abflüsse, nachdem diese ihre im Sonnenlichte glanzvolle Topasfarbe abgelegt haben und durch Mischung mit süßerem Wasser milder geworden sind. Auch die größeren der Seen beherbergen Forellen, Hechte, Treischen, Barsche, Aale, Weißfische, seltener Karpfen.

Manche der Seen, zum Beispiel der eine halbe Stunde lange, eine Viertelstunde breite Titisee, der Schluchsee (drei Viertelstunden lang, eine Viertelstunde breit) zeigen eine ganz respektable Wasserfläche; andere, wie der von schauerlichen Felswänden umschlossene, vier Hektar große Feldbergsee, der zwischen Baden und Württemberg geteilte, flachuferige Wildsee, der Mummelsee, der Hutzenbachersee, der Elbachsee, der Schurmsee, der Herrenwiesersee, der Glaswaldsee, bilden nur große Teiche. Die volkstümliche Annahme ihrer Unergründlichkeit dagegen ist durch exakte Messungen widerlegt; sie zeigen sogar meistens geringe Tiefen (Hornsee 5,5, Mummelsee 12 bis 18, Schluchsee 28, Titisee 36 Meter). Trotzdem möchten die vielerwähnten Nixen den außerhalb gesicherter Stellen Badenden in ein feuchtes Grab hinabziehen, da der weiche Boden dem Fuße jeden Halt versagt. Mußte doch ein Tourist, dem das Hornseemoor den einen Stiefel abgezogen, sich entschließen, den über drei Stunden weiten Weg nach Wildbad in Strümpfen zurückzulegen.

Im allgemeinen zeigt der Schwarzwald die den Fremden höchlich überraschende Thatsache, daß seine Höhen gewöhnlich wasserreicher sind als seine Thäler. Auf 700 bis 1200 Meter hohen Kuppen und Hochflächen erscheinen, wenn nicht Seen oder Teiche, so doch Sümpfe, Moore oder Torflager mit ihrer eigenartigen, förmlich skandinavischen Vegetation, und selbst vom Gipfel des Gebirgsersten, des 1495 Meter hohen Feldberges, quillt unabläßig das Wasser herab. Dadurch werden die unbewohnbaren, ja gänzlich sterilen Höhen zu segensreichen Wasserreservoirs für die landwirtschaftlich und industriell thätige Thalbevölkerung. Somit hat nicht nur der naturschwärmende Romantiker und der in den Sagen der Volksseele suchende Kulturhistoriker, sondern auch der kühl rechnende Volkswirt allen Grund, die Erhaltung jener Hochseen und Hochmoore zu fordern. Und in der That hat man — durch den Nachlaß der Quellen und Wasserkräfte belehrt — die früheren Entwässerungsversuche in den Höhen allenthalben aufgegeben, welche ja außerdem an der Großartigkeit der ihnen entgegenstehenden natürlichen Verhältnisse scheitern mußten.

Viele derartige Seen trockneten ohnehin, weniger durch künstliche Entwässerungen als durch Ansiedlung von Pflanzen, im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr zu Sumpf, Moor und selbst zu festem Waldboden aus, und mancher noch bestehende zeigt unverkennbar einen derartigen Rückgang. So zum Beispiel der Buhlbachsee, der Hornsee, der Elbachsee, der Hohlohsee und andere. Auf einem Katasterblatte vom Jahre 1835 finde ich noch einen etwa 64 Meter langen, 39 Meter breiten See in einem mir benachbarten Bergwalde eingetragen, dessen sich auch die bekannten „ältesten Leute“ wohl erinnern, wo nach allmälicher Verlandung durch Wasserpflanzen heute eine dichte Rottannenkultur und als Nachwort ein intermittirendes Brünnlein die Mulde ausfüllt. Den Schluchsee, den Titisee und den sagenreichen Mummelsee haben Hotels, Pensionen und Gondeln „verpöbelt“, und pfeifende Lokomotiven, befrackte Kellner und angelnde Engländer zwangen Nixen und sonstige Poesie, Abschied zu nehmen von den heimatlichen Gewässern.



Wildsee.

Deren Betrachtung nun führt uns zur Erklärung der Frage nach dem Entstehen solcher Wasseransammlungen auf den Höhen. Unseres Erachtens haben sowohl Agassiz und die anderen Anhänger der Annahme, jene Hochseen seien Produkte urweltlicher Gletscher, als Fromherz und sein Jünger mit ihrer Theorie, sie seien zusammengeschrumpfte Reste ehemaliger gewaltiger Wasserbehälter, zugleich recht und unrecht. Denn sicher wirkten, geradeso wie nach Lyells epochemachender Auffassung bei der gesamten Erdbildung überhaupt, verschiedene, heute noch thätige Umstände und Kräfte zu ihrer Entstehung und Erhaltung zusammen. Gewiß ist, daß heute noch die aus den Verwitterungen der Gneiße, Granite, Porphyre, des totliegenden und des bunten Sandsteins hervorgegangenen Lehme über sehr viele Hochplateaus und Kuppen eine undurchlässige Schichte ziehen, welche das Regenwasser, sowie das aus Verdichtung der im kühlen Gebirgswalde häufigen Nebel entstehende, endlich das von dem dichten Pflanzenfilze nur allmälich abgegebene Wasser in soliden Becken, teils lehmiger, teils felsiger Natur, auffängt und hält. An einem minder widerstandsfähigen Punkte des Ufers hat sich dann allmälich ein Bach durchgefressen, das Niveau gleich erhaltend, ja die Tradition berichtet da und dort sogar von verheerenden Ueberschwemmungen durch Bruch der den Seen vorgelegten Naturdämme. Liegen solche Seen auf Kuppen oder Hochflächen, so heißen sie „Hochseen“, die an den Hängen der Berge liegenden dagegen: „Haldenseen“ (Muldenseen). Zu den ersteren gehört beispielsweise der Hohlohsee, der Hornsee, zu den letzteren der Feldbergsee, der Mummelsee. Der Hutzenbacher See liegt 746, der Herrenwieser See 830, der Titisee 855, der Wildsee (Schönmünz) 909, der Hornsee 911, der Schluchsee 951, der Hohlohsee 978, der Mummelsee 1032, der Feldbergsee 1113 Meter über dem Meeresspiegel.

Gegenwärtig hat die Gletschertheorie wieder Oberwasser. Es ist ihr von Herzen gegönnt, doch möchte ich nicht verhehlen, daß sich so manche angenommene „Mittel- oder Endmoräne“, so mancher „Gletschertisch“, so mancher „Zirkus“, so mancher „Gletscherschliff“ als Produkt der noch heute alljährlich konstatirten Verwitterung von Gesteinsunterlagen, Auswitterung und Auswaschung weicher, thoniger Schichten, Ausnagungen durch Wasser und Abrollung auffassen läßt. Jeder ausgedehnte Kahlschlag an Berghängen, jeder Schneeabgang des Frühlings und jedes Wildbachbett liefert uns Beispiele dafür in Menge.

Einige der zahllosen, an diese „geheimnisvollen“ Seen geknüpften Volkssagen sind durch die bekannten Fresken der Trinkhalle in Baden-Baden, andere in den „Schwarzwaldführern“ und in kulturhistorischen Sammlungen verewigt.

So trägt das Wasser, zudem noch die berühmten Wasserfälle von Triberg, Allerheiligen, Sankenbach, Geroldsau, Rauhmünzach und andere bildend und jedes Thal in malerischer Belebung durchrinnend, wesentlich zu Dr. von Seydlitz' Urteil bei: „Wer den Harz, Thüringen, die schlesischen Gebirge kennt, wird alles, was ihn dort vereinzelt entzückte, im Schwarzwalde vereinigt finden, und damit noch die alpenartige Großartigkeit mancher Landschaften, den fast schweizerischen Charakter mancher Thäler.“

Dr. W.

Das Edelweiß.

Wie es einzelnen Tieren gelungen ist, sich einen hervorragenden Platz in der Sage und im Volksglauben, ja schließlich in der Vorstellungswelt der Menschen überhaupt zu erobern, so haben auch einige vorragend schöne, oder wohlriechende, oder sonstwie ausgezeichnete Kinder Florens in besonderer Weise die Wertschätzung der Menschen errungen und sind zu deren Lieblingen geworden. Welcher Chorus von Dichterstimmen ertönte allein nur zum Lob der Rose! Schon Anakreon preist sie als die schönste Erscheinung des griechischen Lenzes:

„Kommt der Frühling hold gezogen,
Wird erweckt der Rosen Fülle
Von Chariten“

und die Griechen wie die Römer schätzten keine Blume höher als die Centifolie, die noch heute als Königin der Blumen gilt. Die Aegypter hinwieder weihten einen ähnlichen Kult der Lotosblume und die Japaner haben es im Chrysanthemum sogar zu einer Art Staatsblume gebracht. Neben diesen alten Lieblingen, zu welchen in Deutschland besonders das Veilchen gehört, obgleich es auch die Blume der Napoleoniden ist, tauchen natürlich von Zeit zu Zeit auch neue auf; die Wertschätzung dieser bleibt aber zumeist, wie bei den holländischen Tulpen oder neuestens bei der Tuberose, vorübergehende Modesache, und nur sehr selten gelingt es einer Blume, sich noch in unseren Tagen dauernd zum allgemeinen

Digitized by Google

Liebling aufzuschwingen. Dem Edelweiß ist aber doch der große Wurf geglückt.

Wie bekannt, erfreute sich diese schöne Alpenpflanze bei österreichischen Botanikern und Blumenfreunden, zum Beispiel bei Clusius, schon vor Jahrhunderten einer gewissen Beachtung, ja, man kultivirte sie sogar in Wiener Gärten. Auch in den Alpen ist sie seit alters als Hutzier der Männer und Busenschmuck der Mädchen gebräuchlich. In die Ferne drang jedoch der Ruhm des Edelweiß erst, als die Alpinistik und der Hochgebirgskultus aufkamen. Immer mehr Menschen lernten es an seinen, meist durch grandiose Naturschönheit ausgezeichneten Standorten kennen und trugen es als Andenken heim; als Vereinszeichen des deutschen und österreichischen Alpenvereins flatterte es in alle Lande und heute ist seine Wertschätzung fast international geworden, wie die Anpflanzungen und Versuche beweisen, die man in den fernsten Gebirgen, zum Beispiel den Alleghanies Nordamerikas, damit vorgenommen hat.

Aber

„Um der Füße Adlerflügel windet
Sich verräterisch die Gefahr,"

selbst bei den herzigen Edelweißsternen. Es gibt gegenwärtig wohl keine Pflanze, die alljährlich so viele Menschenleben fordert, als das Edelweiß. Allein in der Sommersaison 1883 sind nahezu ein Dutzend Edelweißsucher — meist junge Aelpler — der dämonischen Anziehungskraft der, wie Edelmetall seine Schönheit unvergänglich bewahrenden Blüte zum Opfer gefallen. Begreiflich, daß sich auch die Erwerbgier der allgemeinen Vorliebe für das Edelweiß schon an die Fersen geheftet hat. Bereits zu Anfang der achtziger Jahre nahm die Ausrottung des Edelweiß in den österreichischen Alpen solche Dimensionen an, daß 1886 die Bezirkshauptmannschaft Bregenz, 1892 sogar der Tiroler Landtag Verordnungen erließen, wornach das Ausrupfen des Edelweiß mit der Wurzel und der Verkauf bewurzelter Edelweißstöckchen bei Strafe von fünf bis zehn Gulden verboten wurde.

Zum Glück für die Fortexistenz der Pflanze auch in den den Menschen nicht absolut unzugänglichen Revieren hat sich schon vor Jahren eine Bewegung gebildet, die darauf abzielt, der steigenden Nachfrage nach Edelweiß durch Züchtung desselben zu genügen. Daß solche Züchtung möglich sei, wußte man, wie oben erwähnt, schon vor alters. Bereits der Hofbotaniker Kaiser Rudolfs II., Clusius, hatte im 16. Jahrhundert in Wien einen Alpenpflanzengarten angelegt, in welchem er auch Edelweiß zog. Es besteht ferner in Wien als Annex zum Belvedere ein aus dem vorigen Jahrhundert stammender Alpenpflanzengarten, in welchem eine ungeheure Anzahl von Gebirgspflanzen aus den Gebirgen der ganzen Welt kultivirt wird. In neuester Zeit endlich hat man fast überall in den Großstädten entweder als Abteilungen der botanischen Gärten oder selbständig Alpenpflanzenkulturen angelegt. Der Taunusklub zum Beispiel schuf in Frankfurt am Main eine solche und zog darin auch Edelweißstöckchen, die Jahr für Jahr zur Blüte gelangten. Es bildete sich ferner im Jahre 1884 in Genf eine Gesellschaft, welche nicht nur gesetzliche Schutzmaßregeln für den Bestand des freilebenden Edelweiß anstrebt, sondern in ihrem Jardin d'acclimatation auch Alpenpflanzen züchtet, um von dem Samen der acclimatisirten Gewächse an Private abzugeben.

In fast allen diesen Gärten zeigte sich die Erscheinung, daß das Edelweiß früher als auf seinen natürlichen Standorten blühte. Häufig degenerirte es aber auch, schoß zu sehr ins Kraut und zeitigte dafür nur kleine, unschöne Blüten. Es ist nämlich schwer, in der Ebene alle Bedingungen herzustellen, welche diese zugleich Kälte und Sonnenschein liebende und am besten auf steinigem Alpenboden gedeihende Pflanze erfordert. Indessen erzielen erfahrene Gärtner doch die schönsten Erfolge, indem sie in ihren Gärten künstliche Felsgebilde mit geeigneten sonnigen Nischen herstellen und durch Besprengung der Umgebung selbst an Sommertagen die Temperatur relativ niedrig erhalten. Sowohl in Deutschland als auch in England beschäftigen sich denn auch bereits Handelsgärtner mit der Edelweißkultur, welche im allgemeinen wie folgt betrieben wird. Gleich nach der Reife — im Juni und August — werden die Samen in Samenschalen ausgesät, auf welchen sich schon nach etwa vierzehn Tagen die jungen Pflänzchen zeigen. Nun hält man die Erde feucht und beschattet die Schalen, in welchen die Pflanzen den ganzen Winter über verbleiben. Erst im März setzt man sie in Töpfe und im Mai ins Freie, am besten auf Sandsteinboden und in das volle Sonnenlicht.

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß Nachrichten von diesen Kulturen auch in die Alpen drangen, deren Bevölkerung ja überdies auch vielfach Gelegenheit hat, sogenannte alpine Versuchsgärten zu sehen. Solche befinden sich zum Beispiel im steyrischen Hochschwabgebiete auf dem Brandhofe des weiland Erzherzog Johann, seit 1884 auf dem Wendelstein und an anderen Orten. So entstand schließlich in einigen spekulativen Köpfen die Idee, das Edelweiß in Lokalitäten zu züchten, welche seinen natürlichen Standorten vollkommen entsprachen, nämlich in der Alpenregion selbst, und thatsächlich existiren heute schon mehrere solcher Edelweißpflanzungen. In Unter-Preth in Kärnten zum Beispiel, zwei Stunden unter dem Predilpasse, findet der Wanderer an einem Hause die Tafel: „Andreas Jackls Edelweißhandlung". Tritt man nun ein, so zeigt sich, daß hier nicht etwa ein Verkauf von im Freien gesammeltem Edelweiß stattfindet, sondern daß der Besitzer hinter seinem Hause ganze Edelweißfelder hegt, von denen alljährlich Tausende von „Stöckel" und Hunderttausende von Blüten in die Fremde wandern.

Je mehr solche Kulturen entstehen, desto mehr ist natürlich das Edelweiß an seinen natürlichen Standorten vor Ausrodung geschützt, eine Thatsache, die jedem Alpenfreund und jedem Liebhaber der schönen, vermöge ihrer Haltbarkeit wirklich edlen Blume zur Befriedigung gereichen dürfte.

Das Edelweiß wird aber nicht nur vom ästhetischen Standpunkte aus hochgeschätzt, sondern es ist auch botanisch eine interessante Pflanze. Wie bekannt, gehört es zur Gattung der Ruhrkräuter, die eine Unterabteilung der Kompositen (Korbblütler) bilden, und unterscheidet sich durch seine wirklichen Blüten allein nicht sonderlich von anderen Arten seiner Gattung. Die Blüten bilden nämlich nur den inneren gelben Kranz, der gewöhnlich in der Mitte zweigeschlechtige und um diese herum weibliche Blüten enthält. Was die Edelweiß„blüte" auszeichnet, die schön weißen, wollfilzigen Blätter des Sterns, sind in botanischem Sinne nur Deckblätter des inneren Blütenköpfchens. Doch darauf kommt es ja dem unbefangen das Schöne genießenden Naturfreund nicht an. Wenn nur die Sterne schön weiß und groß sind. Aber wie groß werden Edelweißsterne eigentlich? wird mancher Leser fragen. Als Antwort mögen einige Daten über in weiteren Kreisen bekannt gewordene Edelweißexemplare dienen. Eines der größten, vom Zeiritz-Kampel (Steyermark) herrührend, wurde 1881 auf die Wiener alpine Kunstausstellung gebracht. Es hatte über acht Centimeter im Durchmesser und galt für ein wahres Riesenedelweiß. Dennoch wurde es weit von dem Exemplar übertroffen, welches die Bewohner des Sarnthals (bei Bozen) im Jahre 1891 dem Erzherzog Karl Ludwig spendeten. Dieses Edelweiß hatte nicht weniger als zwölf Centimeter im Durchmesser und neunundzwanzig äußere Zacken. So ungeheuerlich mutete es die Beschauer an, daß man für nötig hielt, seine Echtheit amtlich beglaubigen zu lassen!

Alpine Verwandte des Edelweiß sind die würzig duftende Edelraute und die Moschusschafgarbe; geradezu als Zwillingsbruder des Edelweiß aber muß das auf Bergwiesen, in lichten Wäldern, auf Heiden und so weiter überall verbreitete zweihäusige Ruhrkraut bezeichnet werden, welches durch seine kriechenden Stöcke, von welchen die beblätterten Blütenstiele senkrecht aufragen, durch seine silbergrauen filzhaarigen Blätter und durch seine weißen (männlichen) oder purpurroten (weiblichen) Blüten allgemein bekannt ist.

So groß ist die Habitusähnlichkeit zwischen dem zweihäusigen Ruhrkraut und dem Edelweiß, daß sie sich sogar in den Benennungen ausgeprägt hat. Denn das Volk nennt das Ruhrkraut sehr treffend „Katzenpfötchen", und die Namen, welche die Botaniker dem Edelweiß gaben, drücken nur eine Steigerung dieses Begriffes aus. Einer Zusammenstellung Professor della Torres zufolge wurde nämlich das Edelweiß genannt: Von Décandolle und Cassini: Leontopodium alpinum (Alpen-Löwenfuß); von Scopoli: Gnaphalium Leontopodium (Löwenfuß-Wollblume); von Linné: filago Leontopodium (Löwenfußfarnkraut). Auch in der Volksnomenklatur spielt die Analogie des Weichen an der Edelweißblüte mit dem Weichen des Katzenkopfs oder der Katzenpfote eine Rolle, wie die im Berner Oberland gebräuchliche Bezeichnung „Katzendäpli" beweist.

In Tirol heißt das Edelweiß Irlweiß, sonst ist fast im ganzen deutschen Alpenlande der Schriftausdruck gebräuchlich. Andere Nationalitäten dagegen haben Bezeichnungen, welche deutlich erkennen lassen, daß sie erst in verhältnismäßig neuer Zeit entstanden sind. So nennen die Ungarn das Edelweiß a gallerós gyopar (Papierblume mit dem Kragen) oder havasi gyopar (Schneepapierblume); der Rumäne übersetzt albuméla alpina; die Italiener nennen die Blüte fiore di rocia (Felsenblume), die Engländer live ever (Ewiglebende), die Franzosen Innocence des alpes (Alpenunschuld).

Natürlich ist damit die Reihe der Vulgärnamen des Edelweiß noch lange nicht erschöpft. Denn es kommt ja nicht bloß auf den europäischen Gebirgen vor. Keine Gattung der Compositen ist so groß und weitverbreitet wie die Ruhrkräuter, und speziell das Edelweiß ist im Westen der neuen Welt wie im äußersten Osten der alten Welt gefunden worden. In den Vereinigten Staaten entdeckte man es auf dem Tacomagebirge (Territorium Washington) in 2000 Meter Seehöhe zugleich mit der stachligen, schönblauen Alpenmannstreu, im chinesischen Nanschan aber wurde es von Oberst Przewalski in 4000 Meter Seehöhe in Gemeinschaft mit dem Katzenpfötchen gefunden.

Reinhard E. Petermann.

Cagliostro.

Zur hundertjährigen Wiederkehr seines Todestages.

Genau vor hundert Jahren, am 26. August 1795, starb in den Kerkern der römischen Inquisition auf der einsam auf unzugänglicher Bergeshöhe zwischen Urbino und Pesaro gelegenen Feste San Leone ein Mann, der die letzten vier Jahre seines Lebens unter Leiden und Qualen zugebracht hatte, vor denen jedes Menschengefühl schaudert. In ein in den Felsen eingesprengtes enges Verlies, eine wirkliche Grabeskammer, eingelassen, vermochte er, in stickender Luft und stets andauernder Finsternis, sich kaum zu bewegen, und nur wenn zu gewisser Tagesstunde sein Kerkermeister an langem Seil die karge Nahrung zu ihm herabließ, wurde er daran gemahnt, daß außer ihm noch lebende Wesen auf der Welt vorhanden seien. Zuletzt hatte den Gouverneur des Platzes ein menschliches Rühren erfaßt, und es vermochte der zu Tod erkrankte Gefangene, bevor er seiner Auflösung entgegenging, noch einige Monate in einer zur ebenen Erde gelegenen Zelle wenigstens der Wohlthat teilhaftig zu werden, verhältnismäßig reine Luft einzuatmen und das Licht des Tages zu erblicken. Der also Gemarterte war Giuseppe Balsamo, der unter dem Namen eines Grafen Alessandro Cagliostro einst die Welt durchzogen und Hunderte und aber Hunderte von Anhängern und Bewunderern, und darunter die höchsten und einflußreichsten Persönlichkeiten, zu seinen Füßen gesehen und sich von ihnen schließlich den Beinamen des „Göttlichen" hatte zulegen lassen. Mit zahlreichem Gefolge wandte er sich wie ein Fürst von Stadt zu Stadt fast durch alle Länder Europas. Kuriere, Läufer, Kammerdiener und eine Schar von anderen Dienern, alle in prächtigstem Aufputz, umgaben ihn. In Paris ließ er Livreen anfertigen, von denen jede Hunderte von Gulden kostete. Seine mit der größten Pracht ausgestatteten Wohnräume, seine köstliche, stets für viele gedeckte Tafel, sein und seiner Frau Aufzug, besonders aber seine Großmut und Freigebigkeit, setzten alle Welt in Erstaunen.

Und doch hatte Giuseppe Balsamo die harte Strafe, wenn sie auch aus verhältnismäßig geringfügigem Anlaß über ihn verhängt wurde — er wurde in Rom der Propaganda für die in den päpstlichen Staaten verpönte Freimaurerei überwiesen — vollauf verdient. Er war einer der größten Schwindler, die je die Welt unsicher gemacht, und wenn man ihn den „berüchtigten aller Schnapphähne und Beutelschneider des achtzehnten Jahrhunderts" und den „Fürsten aller Gauner und Betrüger" genannt, hat man ihm lediglich sein Recht angedeihen lassen. Gleichwohl ist seine Persönlichkeit interessant, und sie verdient, daß man von Zeit zu Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie hinlenkt, wenn auch weniger ihrer selbst wegen, als um der Thatsache willen, daß in ihr eine ganz bestimmte Richtung ihrer Zeit Ausdruck und, man möchte sagen, plastische Verkörperung findet. Es ist bekannt, welche Teilnahme ihm Goethe widmete, der im Jahre 1787 den Verwandten des Glücksritters in Palermo einen Besuch abstattete, über den er im zweiten Teile seiner (1814—1817 redigirten) „Italienischen Reise" eingehend berichtet, und der in seinem Lustspiele „Der Groß-Kophta" (1791) ihn selbst, wenn auch nur von der barocken Seite seiner Erscheinung erfaßt, auf die Bühne gebracht hat. Was Goethe zu der Persönlichkeit des berüchtigten Schwindlers hinzog, war eben der in ihr sich aussprechende typische Zug der Zeit; gesteht doch der große Dichter an anderer Stelle (in der Beschreibung der Campagne in Frankreich und in den Tages- und Jahresheften), daß die vielbesprochene Halsbandgeschichte, in der ja Cagliostro auch eine Rolle gespielt haben sollte, wenn ihm auch eine Mitschuld nicht nachgewiesen werden konnte, einen unaussprechlichen Eindruck auf ihn gemacht habe, daß sie ihn wie das Haupt der Gorgo erschreckt, und daß ihm in dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich in ihr eröffnet, die greulichsten Folgen gespensterhaft erschienen seien, deren Erscheinungen er geraume Zeit nicht habe los werden können.

Für uns gewinnt die Persönlichkeit Cagliostros ein doppeltes Interesse, weil die Zeit seiner Wirksamkeit, das Ende des vorigen Jahrhunderts, eine Uebergangsepoche war, wie ähnlich der Schluß des gegenwärtigen Jahrhunderts es auch ist, und beide Zeiträume, der Abschluß des vorigen wie der des gegenwärtigen Jahrhunderts, in ihren charakteristischen Merkmalen manches mit einander gemein haben. So entschieden, wie es seit den Tagen des Reformationszeitalters nicht mehr der Fall gewesen, begann man damals mit veralteten Anschauungen zu brechen, es vollzog sich ein Umschwung der Ideen, wie wir ihn in den letzten Jahrzehnten gleichfalls erlebt haben, nur daß es damals die philosophische Spekulation war, welche die Aufklärung herbeiführte, während zu unserer Zeit die Fortschritte der exakten Wissenschaften es gewesen sind, welche zu einer veränderten Anschauung der Welt und des Lebens geführt haben. Aber wie damals macht auch heute eine Reaktion gegen die fortschreitende Erkenntnis sich geltend, und wenn wir auch heutzutage von einer Wiederkehr des „Wunderglaubens" nicht reden können, so ist doch in dem geistigen Leben unserer Zeit vernehmlich genug eine Unterströmung zu bemerken — man denke nur an den Spiritismus und die neuesten Regungen des Occultismus in dem Du Prelschen Sinne — die sich vielfach mit jenem Sehnen nach der Geisteswelt berührt, in welchem die Volksbeglücker und Wundermänner von dem Schlage Cagliostros ihr Lebenselement fanden.

Ueber die Lebensschicksale Giuseppe Balsamos sind wir trotz eifriger Nachforschung immer noch nicht vollständig aufgeklärt, doch wissen wir genug von ihnen, um ein anschauliches Bild von seinem Werde- und Entwicklungsgang zu gewinnen. Am 8. Juni 1743 zu Palermo von wenig begüterten Eltern

Digitized by Google

geboren, wollte der junge Giuseppe, obwohl er mancherlei Anlagen verriet, in keiner Weise gut thun. Nachdem sein Vater, ein Kaufmann, gestorben war, wurde er in einem Alter von dreizehn Jahren dem General der barmherzigen Brüder anvertraut und von diesem nach der Sitte des Landes und der Zeit in ein Kloster, den Ordenskonvent in Cartagirona gebracht, wo er, dem Bruder Apotheker beigegeben, sich wenigstens einige pharmazeutische Kenntnisse erwarb. Sonst aber war von Lernen bei ihm ebenso wenig wie von der Gewöhnung an ein geregeltes und gesittetes Leben die Rede, und bald hatte er dem Kloster den Rücken gekehrt. Unter der Obhut eines Oheims stehend, widmete er sich in Palermo der Zeichenkunst, nahm es aber auch damit nicht ernst, und bildete in Wirklichkeit sich zu dem heran, was er die ganze Zeit seines Lebens geblieben ist, zu einem Tagedieb und Herumtreiber. Teilnahme an Schlägereien, Reibereien mit der Polizei, Vermittlung in Liebesangelegenheiten und hier und da auch eine kleine Betrügerei oder Fälschung waren seine Tagesbeschäftigung. Aus den kleinen Fälschungen und Betrügereien wurden mit der Zeit große, und so fand Giuseppe es bald geraten, das Weite zu suchen. Wo er sich die nächste Zeit herumgetrieben, ist nicht recht zu ermitteln; wenn wir ihm selbst glauben sollen, hätten seine Irrfahrten ihn nach Griechenland, Aegypten und Vorderasien geführt. Auf Malta will er sich dem Ordensmeister vorgestellt und von diesem, mit dem er alchimistische Studien getrieben, nach Rom empfohlen worden sein. Es scheint indes richtig zu sein, daß er auf diesen Fahrten sich nach einem Großoheim mütterlicherseits, von dem er auch den Vornamen Giuseppe bekommen, den Namen Cagliostro beilegte, den er während seines nächsten Lebensabschnittes abwechselnd mit seinem wirklichen Namen Balsamo führte.

Dieser nächste Lebensabschnitt zeigt ihn uns in Rom, wo er sich mit einem ungewöhnlich hübschen Dienstmädchen, Lorenza Feliciani, der Tochter eines Gürtlers, verheiratete. Mit der jungen Frau nahm er das alte Wanderleben wieder auf, das ihn nach Oberitalien und Deutschland, 1771 nach London, von da nach Paris, dann nach den Niederlanden, wiederum nach Deutschland und schließlich zurück nach Palermo führte. Er trieb dabei das regelrechte Gewerbe eines Landfahrers, verjüngende Lebenstinkturen, Universalessenzen und Schönheitswasser verkaufend, mit der Zeit sich auch auf Goldmacherei und Geisterbeschwörung verlegend, einen nicht geringen Teil seines manchmal kärglichen, manchmal aber auch recht beträchtlichen Einkommens durch die Ausbeutung der Reize seiner jungen Frau und deren offenbares Talent zur Anspinnung von Intriguen gewinnend. In Palermo namentlich wußte Lorenza es einem vornehmen Herrn, einem sizilianischen Principe, anzuthun, und nur dem Einflusse, über den dieser verfügte, hatte Balsamo es zu danken, daß er dem Kerker, in den ihn die Folgen seines Thuns und Treibens gebracht, entrissen wurde. In Palermo war nun für das Paar des Bleibens nicht mehr; nach einer Uebergangsepoche, während welcher er sich auf Malta, in Neapel und in Spanien herumgetrieben, kam Giuseppe Balsamo im Jahre 1776 zum zweitenmale nach London, um nun seine große und glänzende Lebensepoche zu beginnen. Er gab sich fortan mit „Kleinigkeiten" nicht mehr ab und trieb das Schwindel- und Gaunerwesen nur noch im großen, von jetzt an regelmäßig auch als „Graf" Cagliostro auftretend. Dies gelang ihm hauptsächlich dadurch, daß er Anschluß an die freimaurerischen Kreise suchte und durch die Aufnahme in eine der in London vorhandenen Logen auch fand. Das bestehende Maurertum bot aber seinen Zwecken keine Handhabe dar, er benützte daher einen in den Londoner Logen oder richtiger wohl den dort bestehenden freimaurerischen Klubs hier und da sich geltend machenden Zug nach dem Mystischen und Theosophischen hin, um ein eigenes maurerisches System, die durch ihn so berüchtigt gewordene „ägyptische Maurerei", zu begründen.

Nach diesem System sollte er ein Sendbote des Elias oder Groß-Kophta sein und gab sich später auch wohl für diesen selbst aus, doch diente ihm das ganze maurerische

Cagliostro.

Formelwesen nur zum Deckmantel für seine eigentliche Thätigkeit, die hinfort wesentlich die eines Wunderarztes und alchimistischen Adepten war. Es ist ganz merkwürdig und will uns heutzutage kaum mehr faßbar erscheinen, zu welchen Erfolgen er es mit diesem Schwindel brachte, und welche Gewalt er mit demselben auszuüben vermochte, und zwar nicht nur auf die Ungebildeten oder Halbgebildeten, sondern auf die auf den Höhen des gesellschaftlichen Lebens sich Bewegenden und sogar die wissenschaftlich Gebildeten. Hätte die moderne Wissenschaft uns nicht über das psycho-physische Phänomen der „Fascination" aufgeklärt und uns in den Sälen unserer Universitätskliniken über das Wesen der Suggestion und Autosuggestion unterrichtet, so müßten wir uns thatsächlich vergeblich nach einem Erklärungsgrunde umsehen, und ganz folgerichtig, wenn vielleicht auch unbewußt, läßt Goethe in seinem „Groß-Kophta" (erster Akt, Schluß des zweiten Auftritts) die Marquise (die betrügerische Lamothe) die lösende Formel aussprechen: „Der verwünschte Kerl! Er ist ein Phantast, ein Lügner, ein Betrüger: ich weiß es, ich bin's überzeugt; und doch imponirt er mir!"

Balsamo trieb nun zunächst sein Wesen im Haag, wo er die nüchternen Holländer beschwindelte, begab sich dann nach Venedig und über Berlin, wo es ihm nicht recht glücken wollte, nach Rußland, und zwar zunächst nach Mitau, wo selbst die hochbegabte Elise von der Recke unter seinen Bann geriet. Aehnliche Erfolge hatte er, wenn auch nicht immer in der gleichen nachhaltigen Weise, in Petersburg, Warschau und vor allem in Frankfurt am Main und in Straßburg. Der Jubel und Enthusiasmus, mit dem man ihn an letzterem Orte aufnahm, wo damals Magnetismus und Somnambulismus an der Tagesordnung waren und wo der Hauptsitz des geheimen Ordenswesens und der Maurer sich befand, glich nach F. C. Schlossers Wort einem augenblicklichen Wahnsinn. Hier war es auch, wo er die Bekanntschaft des Kardinals Rohan machte, die ihm kurz nachher in Paris, wo er, wie schon angedeutet, in den schmutzigen Halsbandhandel verwickelt wurde, so verhängnisvoll werden sollte. Konnte ihm auch eine Teilnahme an diesem Handel nicht nachgewiesen werden, so wurde er doch durch das Endurteil des Pariser Parlaments vom 8. März 1786 aus Frankreich verbannt. Damit erlosch der Stern seines Lebens; er begab sich erst nach Oberitalien und dann nach Rom, um dort der Inquisition in die Hände zu geraten und sein Leben in der von uns geschilderten Weise zu beenden, nachdem seine in ein Strafkloster gesperrte Gattin ihm, wie es scheint, schon um mehrere Jahre im Tode vorangegangen war.

Giuseppe Balsamo war unleugbar von mehr als gewöhnlichen Geistesgaben und seine Fehler waren, zum Teil wenigstens, die seiner Zeit. Große Menschenkenntnis und Gewandtheit sind ihm nicht abzusprechen. Von Person war er klein, beleibt und breitschulterig, aber er hatte ein feuriges, durchdringendes Auge und eine volle, weit tönende Stimme. Unser Bild gibt den einst so gefeierten Wundermann nach dem zur Zeit seines höchsten Glanzes während seines Straßburger Aufenthaltes angefertigten berühmten Stiche von Christian Guerin wieder.

Ludwig Holthof.

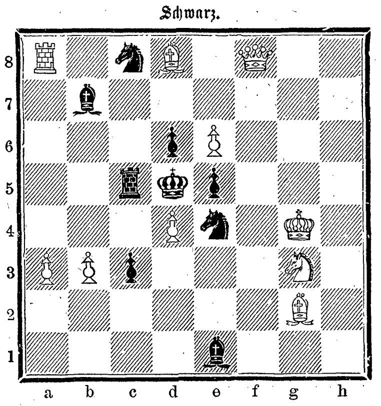
Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 39.

Von Dr. F. Binder in Weimar.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 36 S. 800:

W. 1) Le6–b3
S. 1) d4–c3:
W. 2) Dg2–e2†
S. 2) d3–e2:, Ke4–f5:
W. 3) Lb3–c2, De2–d3: matt.

A.

S. 1) Ke4–f5:
W. 2) Dg2–f3:
S. 2) Kf5–g6, d4–c3:, g3–g2
W. 3) f4–f5, Df3–d3: matt.

Partie Nr. 20.

Kürzlich im Schachklub zu Montreal gespielt.

Französische Partie.

Weiß: E. Sobernheim. — Schwarz: S. Langleben.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2–e4	**e7–e6**	14) Sg1–f3 [2])	a7–a6
2) d2–d4	d7–d5	15) Lb5–d3 [3])	Dd8–b6
3) Sb1–c3	Sg8–f6	16) b2–b3	Db6–b4
4) Lc1–g5	Lf8–e7	17) Kc1–b2 [4])	Db4–a3† [5])
5) Lg5–f6:	Le7–f6:	18) Kb2–a3: [6])	Sc5–a3:†
6) e4–e5	Lf6–e7	19) b3–b4 [7])	Tb8–b4:
7) Dd1–g4	O–O	20) Td1–d3: [8])	Tb4–b1† [9])
8) Lf1–d3	f7–f5	21) Ka3–a4	Lc8–d7†
9) Dg4–h3	c7–c5	22) Ka4–a5	Le7–d8†
10) d4–c5:	Sb8–d7	23) Ka5–a6:	Ld7–c8†
11) f2–f4	Sd7–c5:	24) Ka6–a7	Ld8–b6†
12) O–O–O	b7–b5 [1])	25) Ka7–a8	Lc8–a6 matt.
13) Ld3–b5:	Ta8–b8		

[1]) Ein durch den Erfolg gerechtfertigtes Bauernopfer zur Erlangung des Angriffs. Nimmt Weiß den Bauern nicht, so rückt er vor

[2]) Die „Schachzeitung". erklärt hier 14) Sg1–e2 für besser; es wird dadurch der Sc3 gedeckt. was sich bald als wünschenswert herausstellt, und es bleibt der Dame der Weg nach dem Damenflügel frei.

[3]) Besser aus demselben Grunde Lb5–e2 (nebst event. Sf3–d4).

[4]) Hier mußte Sc3–b1 geschehen. Das Uebersehen des nun folgenden Damenopfers ist allerdings verzeihlich.

[5]) Ueberraschend, glänzend und durchaus korrekt.

[6]) Bei 18) Kb2–a1 Sc5–b3:† 19) c2–b3: Tb8–b3: 20) Td1–b1 Tb3–c3: ist Schwarz ebenfalls im Vorteil; und bei 18) Kb2–b1 Sc5–b3: 19) c2–b3: Tb8–b3:† 20) a2–b3: Da3–b3:† 21) Kb1–a1 Db3–c3:† 22) Ka1–a2 Dc3–a3† 23) Ka2–b1 Da3–b3† 24) Kb1–c1 Db3–c3† 25) Kc1–b1 Lc8–d7 26) Kb1–a2 Tf8–b8 wird das Matt erzwungen.

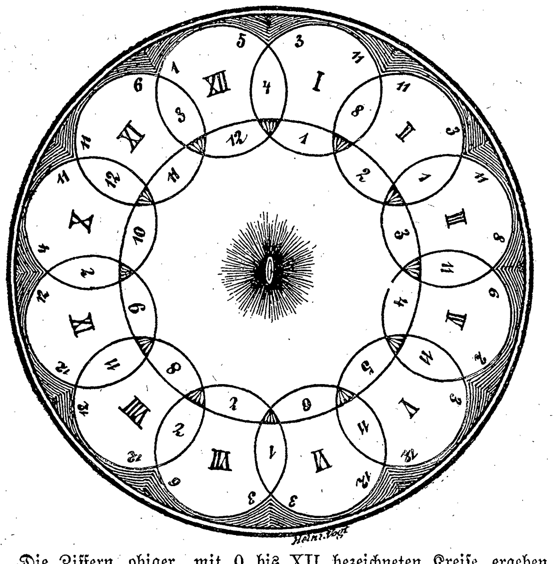
[7]) Notwendig! Auf 19) Ka3–a4 folgt Matt in zwei Zügen durch Sd3–b2†.

[8]) Falls etwa 20) Sf3–g5, so Tb4–b6† nebst Sd3–b2† ꝛc.

[9]) Noch hübscher wäre der Abzug nach b8. Die folgenden Züge blieben genau dieselben, nur daß im 25. Zuge Weiß noch den schwarzen Turm schlüge.

Für müßige Stunden.

Kreis-Arithmogriph.



Die Ziffern obiger, mit 0 bis XII bezeichneten Kreise ergeben dreizehn Wörter, und zwar in der Weise, daß der Kreis 0 die Anfangsbuchstaben der Wörter der übrigen Kreise enthält. Es nennt:

Kreis 0 einen eßbaren Pilz, I. ein Zeichen des Tierkreises, II. eine Wertangabe, III. einen Nebenfluß der Rhone, IV. eine wegen ihrer Schönheit bekannte Landschaft Altgriechenlands, V. einen Schriftabschnitt, VI. eine Zuckerart, VII. eine Stadt in Italien, VIII. eine mechanische Vorrichtung zum Lastenheben, IX. ein Musikinstrument, X. ein Gasthaus, XI. ein wohlriechendes Harz, XII. einen berühmten Klaviervirtuosen.

Umstellungsrätsel.

Asien — Laut — Haut — Altar — Ruth — Tang — Granat — Lear — Pirat.

Vorstehende neun Wörter sollen, durch Umstellung der Buchstaben, in andere Benennungen umgewandelt werden; so, daß die Anfangsbuchstaben der neu gefundenen Wörter, in gleicher Reihenfolge an einander gereiht, eine Stadt in Süddeutschland ergeben.

Buchstabenrätsel.

Mit 1, 2, 4 und 5 lieg' ich im Schweizerlande
Auf hohem Hügel, den die Rebe kränzt;
Mit 1 bis 5 lag ich am Meeresstrande,
In der Geschichte noch mein Name glänzt;
Mit 3, 4, 5 geb' ich dem Manne Ehrung
Nach fremden Landes Sitte und Gebrauch,
Geb' manchem Schiffermanne reiche Nahrung
Und manchem Reitersmann den Namen auch.
4/6 und 7, bitterböse Worte
Sie raubten manchem schon die Seelenruh' —
Besonders wenn 1/7 schloß die Pforte
Damit zu dem umworbnen Herzen zu!

Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 848:

Kaffee, Thee, pur? — J nein, der Rahm muß in! sieh, dat is jut. (Westfälischer Dialekt.)

Auflösung des Silbenrätsels Seite 848:

Jungfraubahn.

Auflösung des Homonyms Seite 848:

Verschossen.

Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 848:

Felleisen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

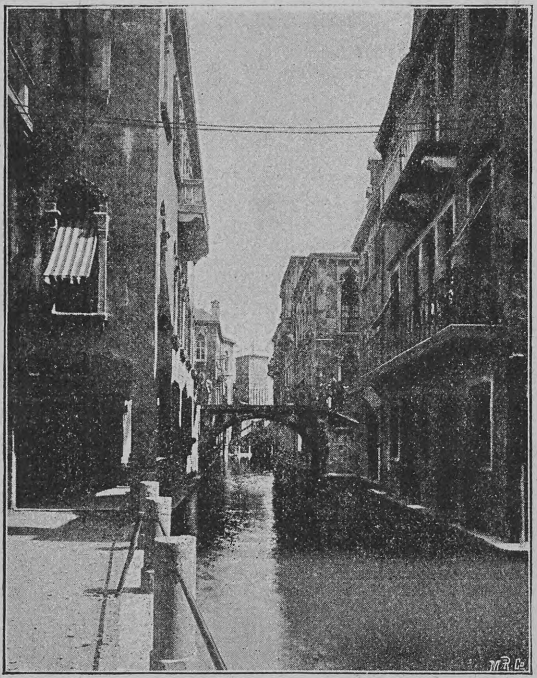
Ueber Land und Meer.

№ 47.

Aus Zeit und Leben.

Nach Aufnahmen von Hof-Photograph Fritz Luckhardt in Wien.

London, Berlin und Brüssel haben früher als Wien ihr modern abendländisches Städtebild mit einem italienischen Architekturtraum aufgeputzt, mit Ansichten und Häusergruppen von markant welschem Gepräge; aber Wien hat mit dem venetianischen Märchen im grünen Rahmen des Praterwaldes seine



Kanal-Durchblick auf die Osteria.

Vorgänger geschlagen. In jenem Teile des großen Volksparkes, der „Englischer Garten" heißt und in dem bis vor kurzem der Maler-Sonderling Diefenbach seine allzu tiefsinnigen Farbenphilosopheme pinselte, erhebt sich in Stein und Ziegeln, also in echtem Material, nicht in Holzblenden und Coulissenleinwand, eine ganze Stadt, ein Extrakt der wundervollen Dogenstadt, von dem Architekten Oskar Marmorek charakteristisch erfaßt und mit außerordentlichem Feingefühl für das Besondere der Details, für allen plastischen und malerischen Zierat und insbesondere für den Reiz des Verwitterten, die Patina der Ehrwürdigkeit aufgebaut. Wohl fehlt alles Große und Gewaltige, was Venedig sein eigen nennt, der Hafen vor allem, die große Lagune, der Markusplatz und der herrliche Dom San Giorgio Maggiore; aber das Eigentümliche dieses ewig klassischen Wunders, die alten Marmorhäuser und die schäbigen Nachbarbaracken, die sich kreuzenden engen Kanäle, mit ihren tiefen, engen Durchblicken und schwarzen Gondeln, die gleich schwimmenden Särgen dahingleiten, kurz, das Bild selbst ist echt und wahr und in dieser Wahrheit ein volles Kunstwerk, das gewiß auf die Bildung des Geschmacks der Wiener Bevölkerung und auf den Wiener Architekturstil nicht ohne Einfluß bleiben wird. Echt sind auch die Gondoliere, stramme venetianische Burschen, und echt die Sänger, Tänzer und Musikanten, welche ein Fragment des italienischen Volkslebens in dieses Donau-Venedig versetzen.

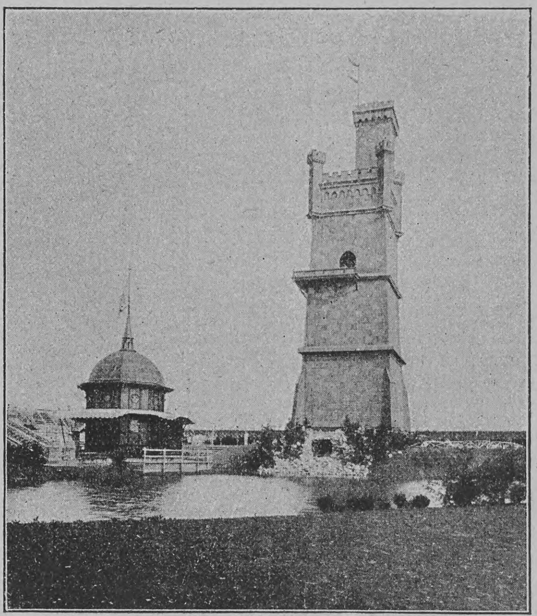
Straßensänger.

Die

Nord-Ostdeutsche Gewerbeausstellung zu Königsberg i. Pr.

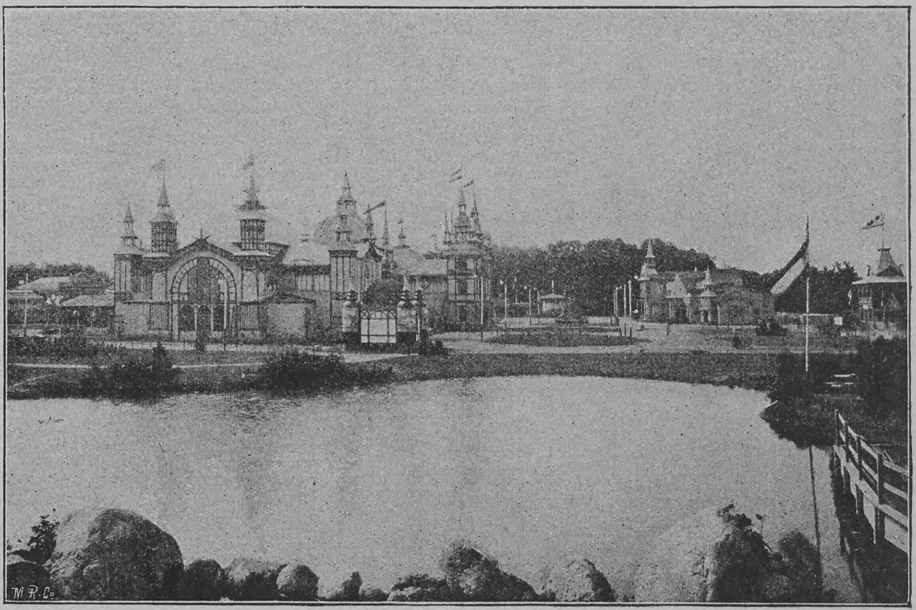
Nach photogr. Aufnahmen von L. Minzloff daselbst.

Die drei Grenzprovinzen Posen, Ost- und Westpreußen haben mit der kürzlich eröffneten Gewerbeausstellung ein Unternehmen von so bedeutendem Inhalt und geschmackvollem Aeußeren ins Leben gerufen, wie es bisher in diesen Gegenden noch nie veranstaltet war. Die überaus reiche Beteiligung ist ein Zeichen dafür, daß die Ausstellung nicht das Unternehmen einer Laune ist, sondern aus einem in jenen Grenzmarken allgemein tiefempfundenen Bedürfnis hervorgeht, sich mit seinem Können und Wollen der Kritik zu stellen und seine Kräfte im Wetteifer zu messen. Es ist erstaunlich, was die Nordostmark und insbesondere die alte Residenz am Pregel mit dieser Ausstellung, der durch das Protektorat des Prinzen Heinrich von Preußen noch eine besondere Weihe verliehen ist, geschaffen und geleistet hat. Der Begriff des Gewerbes ist, wie recht und billig, sehr weit gefaßt, und daneben haben auch Handel und Marine, Jagd- und Forstwesen, Kunst, Berg- und Hüttenwesen gebührende Berücksichtigung gefunden. Insbesondere ist die deutsche Marine, die mit ihrer Vertretung die kaiserliche Werft Danzig betraut hat, mit einer Sonderausstellung hervorgetreten, wie sie bisher noch nie und gegenwärtig nur noch in Lübeck ähnlich stattgefunden hat. Schon äußerlich gewährt das Ausstellungsgebiet einen recht anmutenden Anblick. Die Architektur, der Hauptsache nach ein Werk des Herrn Strehl, Lehrers an der königlichen Baugewerksschule zu Königsberg, ist sozusagen eine



Leuchtturm und Weinstube.

Ausstellung für sich und mit jener Liebe und Kenntnis behandelt, die eine Frucht der letztjährigen Weltausstellungen ist. Weit ragt über Gelände und Bauten das Wahrzeichen hinaus, ein gewaltiger, im normannischen Burgenstil gehaltener Leuchtturm, während der Industriepalast mit seinen 28 Türmen und Türmchen von fern gesehen einen wahrhaft märchenhaften Eindruck macht. Wenn unter den Besuchern der Ausstellung häufig Meinungsverschiedenheiten auftauchen, welcher von den verschiedenen Abteilungen der Preis gebühre, dann herrscht doch stets Einmütigkeit darüber, daß die Anordnung des Ganzen und die Verteilung



Blick vom Leuchtturm.

wie die Architektur der Gebäude ein unerreichtes Meisterwerk bedeuten. Es sind verschiedene Baustile angewandt, jeder Palast und jedes Häuschen macht einen originellen, selbständigen Eindruck, und doch stimmt alles in wundervoller Harmonie zusammen. Besondere Erwähnung verdient noch die bildliche Ausschmückung des Festsaales, nämlich eine Sammlung photographischer Aufnahmen, die an den Wandflächen ihre Stätte gefunden hat und ein anschauliches Bild, wenn nicht des ganzen Landes, so doch seiner bemerkenswerten Eigenschaften und Oertlichkeiten vorführt. In dem erfreulichen Verständnisse für dieses vaterländische Unternehmen haben die Fach- und Amateur-Photographen weder Mühen noch Kosten gescheut. Ihrem Gemeinsinn, der gegen 1500 Bilder zusammenbrachte, ist es zu danken, daß der erste Versuch einer solchen Gesamtdarstellung eines Landes in beachtenswerter Weise hat durchgeführt werden können. Auch ein Kunstsalon ist mit der interessanten Schau verbunden. Er besteht zum größten Teil aus Oelgemälden, die sich im Privatbesitz befinden, und bietet ein Gesamtbild der in Königsberg vorhandenen bedeutenden Kunstwerke, die sonst nur wenigen zugänglich sind. Das Gebiet, welches die Ausstellung mit den obengenannten drei Provinzen umfaßt, beträgt rund 91,500 Quadratkilometer, das heißt etwa ein Viertel von ganz Preußen und ungefähr ein Sechstel des deutschen Reiches.

Digitized by Google

Das Heinicke-Denkmal.

Es war am 15. Juli, als in Hamburg-Eppendorf das Samuel Heinicke-Denkmal enthüllt wurde und zwar unter besonderer Beteiligung von etwa 380 Taubstummen, welche aus allen Teilen Deutschlands herbeigeeilt waren, um ihrem Wohlthäter die Dankbarkeit, welche sie im Herzen tragen, auch zu beweisen. Dadurch erhielt dieser feierliche Akt den Stempel ganz besonderer Originalität. Die Reden, die dabei gehalten wurden, mußten von der Zeichen- und Geberdensprache begleitet sein, damit sie dieser stummen Gesellschaft verständlich werden konnten. Das aus den Beiträgen der deutschen Taubstummen sowie einzelner Gönner derselben gestiftete Denkmal besteht aus der wohlgelungenen Bronzebüste Heinickes und wurde von dem taubstummen Künstler Peter von Woettke modellirt. Das etwa zwei Meter hohe Postament besteht aus polirtem rotem schwedischem Granit und trägt folgende Inschrift:

„Samuel Heinicke,
geb. den 10. April 1727 zu Nautschütz,
gest. den 29. April 1790 zu Leipzig,
wirkte von 1768 bis 1778 in Eppendorf und begründete hier die erste deutsche Taubstummenanstalt nach der Lautsprachmethode."

Anfangs hatte Samuel Heinicke den Beruf seines Vaters gewählt, der Landmann zu Nautschütz, unweit Naumburg, war, trat dann aber zum Soldatenstand über. Als Soldat beschäftigte er sich gern mit den Wissenschaften und so konnte er später als Lehrer und Kantor nach Eppendorf bei Hamburg berufen werden. Da er als Soldat sich nebenbei mit der erfolgreichen Unterweisung eines Taubstummen beschäftigt hatte, so wurden ihm hier in Eppendorf mehrere Taubstumme zum Unterricht übergeben, und Heinicke erzielte so gute Resultate, daß nicht nur die Zahl der Schüler wuchs, sondern sich auch sein Ruf weit verbreitete. So vernahm auch der Kurfürst Friedrich August von Sachsen von ihm und berief ihn unter Gewährung eines angemessenen Jahresgehalts nach Sachsen, wobei er ihm die Wahl des Ortes zwecks Gründung einer neuen Taubstummenanstalt überlassen hatte. Heinickes Wahl fiel auf Leipzig, wohin er denn auch im Jahre 1778 mit neun taubstummen Zöglingen übersiedelte und, da bald die Schülerzahl wuchs, die Erweiterung der Anstalt beantragte. Dadurch wurde es ihm möglich, auch taubstumme Kinder aus weniger bemittelten Familien aufzunehmen. Freilich war Heinicke nicht der erste und einzige, der sich der Taubstummenbildung unterzog, da schon in den meisten Ländern edelgesinnte Männer einzelne Taubstumme unterrichtet hatten, aber es waren nur einzelne Versuche, die sich auf Schüler bemittelter Eltern beschränkten. Dies änderte sich mit Heinicke; er war der erste, welcher die Unterweisung der Taubstummen auch auf diejenigen ausdehnte, welche nicht mit Glücksgütern gesegnet sind, und denen es ehedem, sich selbst überlassen, mitten unter Menschen, unmöglich war, anderer Umgang und Ideen zu teilen, und so schließlich in sich selbst versanken. Heinicke erkannte, daß alle diese Unglücklichen zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft herangebildet werden können, da sie ungeachtet ihres Gebrechens geistiger Bildung fähig sind. Dabei fand er, daß diese Ausbildung am besten in besonderen, wohlgeordneten Anstalten geschehen würde, wo der Taubstumme unter liebreiche Menschen, unter Schicksalsgenossen, unter Lehrer, die ihr ganzes Dasein für sein Wohl aufopfern, tritt, wo er Ordnung, Arbeitsamkeit und Sittlichkeit sieht. Infolge dessen gründete er auch die erste deutsche Taubstummenanstalt dortselbst, wo ihn jetzt das schöne Denkmal ehrt, und begründete dort seine Methode, welche als die „Deutsche Schule" bezeichnet und in der die Lautsprache gefordert wird; gegenwärtig ist sie in ihren Grundzügen überall dem Taubstummenunterricht zu Grunde gelegt. — Daher ist Samuel Heinicke als der eigentliche Begründer der heutigen Taubstummenbildung anzusehen, und mit Recht verehren die Taubstummen in ihm ihren Wohlthäter. Denn ihm verdanken sie es hauptsächlich, daß sie durch einen geregelten Unterricht eine mehr oder minder vollkommene Sprache erlangen, womit ihnen zugleich die Fähigkeit verliehen wird, jede Belehrung aufzunehmen, durch eigenen Erwerb ihre Bedürfnisse zu befriedigen, eine gewisse Selbständigkeit zu erlangen, die menschliche Gesellschaft zu genießen und ein nützlicher Staatsbürger zu werden, da Heinicke, wie der Festredner mit Recht ausführte, „mit echt deutschem Fleiße, mit deutscher Zähigkeit und Festigkeit das Werk der Taubstummenbildung in seinem Entwicklungsgange festlegte und die Ziele derselben steckte". D. L.

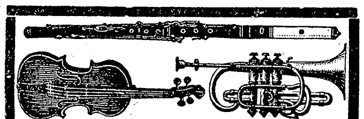
Das Samuel Heinicke-Denkmal.

FLÜGEL
„Schiedmayer, Pianofortefabrik"
vorm. J. & P. Schiedmayer
Königl. Hoflieferanten
PIANINO — HARMONIUM
Instrumente allerersten Ranges
Weitgehendste Garantie
STUTTGART Neckarstr. 12.
Stammhaus gegründet 1781
Grösste Fabrik dieses Namens.
Dresden: Pragerstrasse 25.
Berlin: Königgrätzerstr. 81.

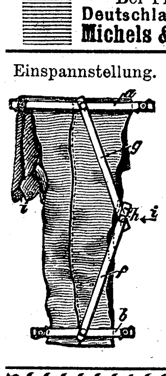
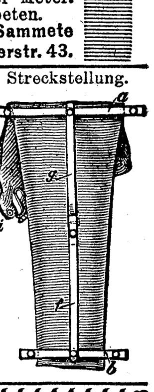
Stottern heilt C. Denhardt's Anstalt Dresden-Blasewitz. Zweiganstalt Burgsteinfurt i. W. Prospekt gratis.

BERLIN W., Zietenstrasse 22,
im eigenen, nur für Unterrichtszwecke eingerichteten Hause
Militär-Pädagogium
von **Dir. Dr. FISCHER,**
1888 staatl. concess. für alle Militär- u. Schulexamina. Unterricht, Disziplin, Tisch, Wohnung **vorzüglich empfohlen** von den höchsten Kreisen. **1894 bestanden** 3 Abiturienten, 135 Fähnriche, 19 Primaner, 2 Obersekundaner, 7 Einjährige, 1 Untersekundaner, meistens **nach 1 bis 3 Monaten.**
Prospekte unentgeltlich.

LIQUEUR-PATRONEN Mit J. Schrader's lassen sich von Jedermann
sofort feinste Tafel-Liqueure, Bitters und sonstige Haus-Geister, die sonst viel Geld kosten, wie **Chartreuse, Benediktiner, Maraschino, Curaçao, Bonecamp etc.** (ca. 30 Sorten), in einer den besten Marken gleichkommenden Qualität und enorm billig herstellen. 1 Patr. zu 2½ Lit. Liqueur 60 Pfg.
— Genaue Gebrauchsvorschrift. —
Man verlange Prospekte gratis.
J. Schrader, Feuerbach-Stuttgart.

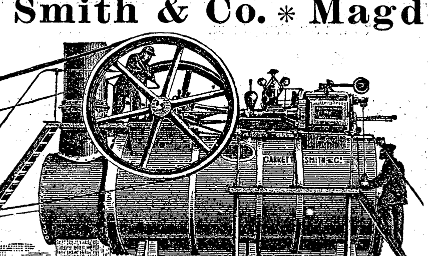

Beste und billigste Bezugsquelle für
Musikinstrumente.
Violinen, Bratschen, Cellos, Contrabässe, Flöten, Piccolos, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Symphonions, Polyphons, Orphenions, Musikautomaten, Aristons, Piano-Melodico, Phönix, Harmonikas, Mundharmonikas, Ocarinas, Drehpianos, Harmoniums, Saiten, Stimmgabeln, Metronome, Taktstöcke, Notenpulte, Noten.
Jul. Heinr. Zimmermann,
Musikexport, **Leipzig.**
Neue illustrirte Preisliste gratis.

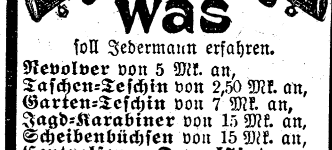
Seidenstoffe
direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter.
Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten.
Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie., Königl. Niederl. Hoflief., **Berlin,** Leipzigerstr. 43.


Einspannstellung.
!NEU! „BLITZ"
Hosenstrecker
— D. R. Patent —
bringt unansehnliche Beinkleider wieder in elegantes Fasson, erzeugt scharfe oder nur angedeutete (Plätt-) Längsfalten, ersetzt das Plätten der Beinkleider vollständig, ist blitzschnell in und ausser Betrieb zu setzen, bildet ein einziges zusammenhängendes Ganzes. — Preis **Mk. 2.—** Von 2 Stück an **frankirte** Zusendung überall hin; von ½ Dtzd. an 20% Rabatt. Briefmarken in Zahlung.
Hermann Hurwitz & Co., Berlin C., Klosterstr. 49.
Spezial-Geschäft für Patent-Artikel.

Streckstellung.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.
Breslau, Hamburg, Köln, Dresden, Leipzig, München.
Dr. J. Schanz & Co.
Patente
billigst, reell, sorgfältig, schnell
Vergünstigungen
wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

PATENTE
schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS,
Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Garrett Smith & Co. * Magdeburg.
Hochdruck- und Compound-Expansions-Lokomobilen bis 150 Pferdekräfte,

mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch genietet. Auszieh-Kesseln mit 5jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.
Kataloge und Zeugnisse gratis und franko.
Garrett Smith & Co. * Magdeburg.

So

was
soll Jedermann erfahren.
Revolver von 5 Mk. an,
Taschen-Teschin von 2,50 Mk. an,
Garten-Teschin von 7 Mk. an,
Jagd-Karabiner von 15 Mk. an,
Scheibenbüchsen von 15 Mk. an,
Centralfeuer-Doppelflinten von 32 Mk. an,
Einläufige Cal. 16 von 20 Mk. an,
Engl. Polizeiknüppel v. 1,50 Mk. an,
Luft-Pistolen von 3 Mk. an,
Luft-Gewehre von 8 Mk. an,
Schlagringe von 50 Pf. an,
Bulldogg-Messer von 1 Mk. an,
Ochsenziemer von 2 Mk. an
versendet gegen Postnachnahme. Umtausch gestattet.
Preislisten mit 300 Bildern gratis
Hippolit Mehles,
Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Bestätigt von der St. Petersburger Medizinalbehörde
A. ENGLUNDS
WELT- berühmter, allbeliebter **BIRKEN-CREAM**
entfernt in kurzer Zeit Sommersprossen, Fältchen, Sonnenbrand, rauhe Haut ꝛc. ꝛc. und gibt dem Gesicht ein frisches, jugendliches Ansehen. Gebrauchsanweisung ist bei jeder Porzellandose beigelegt.
Präparirt vom St. Petersburger Kosmetischen Laboratorium **A. Englund.** Preis per Porzellandose *M.* **2,50.** Postversand für ganz Deutschland unter Nachnahme *M.* **3.**
Zu haben in Deutschland in allen Parfümerie- u. Drogengeschäften.
General-Depot für Europa **Emil Behr, Hamburg.**
Vor Nachahmungen wird gewarnt, indem die geehrten Käufer gebeten werden, auf das Facsimile **A. Englund,** das sich in roter Tinte auf jedem Etikett befindet, zu achten, desgleichen auch auf die Trade-Marke der Firma.
Prämiirt mit 10 goldenen Medaillen und Ehrendiplomen auf allen Welt-Ausstellungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
In unserem Verlage beginnt zu erscheinen:
Am Schluß eines Jahrhunderts.
Allgemeine Rundschau der europäischen Völker- u. Staatenkunde
mit Hinblick auf die Hauptfragen der Gegenwart
von
Karl Vogel,
Kabinetsrat a. D., Mitglied gelehrter Gesellschaften u. s. w.
Das Unternehmen, welches auf 10 zwanglos erscheinende Bände berechnet ist, wird eine Sammlung von Handbüchern bieten, worin sich der bekannte Nationalökonom die Aufgabe stellt, die Gesamtbilder der politischen und kulturellen Verhältnisse der europäischen Staaten und Völker in scharfer Skizzirung ihrer Eigentümlichkeiten, unter genauer Berücksichtigung der Geographie und Ethnographie, Geschichte, Statistik und Volkswirtschaft vorzuführen.
Soeben wurde ausgegeben der **erste Band** unter dem Titel:
Die dritte französische Republik bis 1895.
Mit dem Bildnis des Präsidenten Felix Faure.
Preis geheftet Mark 7. 50; in Original-Einband Mark 9. 50.
Das Wesen und die Wandlungen der dritten französischen Republik bis zum Regierungsantritt ihres jetzigen Staatsoberhauptes Felix Faure werden in dem Werke auf Grund verläßlichsten Quellenmaterials und langjähriger Beobachtung an Ort und Stelle mit photographischer Treue und strengster Gegenständlichkeit geschildert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Notizblätter.

Versammlungen.

— Der diesjährige deutsche Weinbaukongreß in Neustadt a. d. Haardt wird im dortigen Saalbau vom 25. bis 28. August abgehalten, nachdem am Vorabend die gegenseitige Begrüßung der Teilnehmer stattgefunden hat. In der Feststadt ist man mit umfassenden Vorbereitungen eifrig beschäftigt, um den Kongreßbesuchern des Lehrreichen und Schönen möglichst viel zu bieten. Mit dem Kongresse ist eine bis zum 2. September dauernde Ausstellung von Geräten und Bedarfsgegenständen für Weinbau, Weinbehandlung und Kellerwirtschaft verbunden.

Bäder und Sommerfrischen.

— In Marienbad hat sich während der diesjährigen Kurzeit ein besonders reges Leben entfaltet. Von hohen Gästen suchte unter anderem unter dem Inkognito eines „Grafen und einer Gräfin Rhea" Prinz Karl von Baden nebst Gemahlin den altberühmten Badeplatz auf, den auch Prinzessin Luise von Preußen zu einer vierwöchentlichen Kur benützt hat. Im Juni trat dort eine Anzahl von Vertretern österreichisch-ungarischer, bayerischer und schweizerischer Eisenbahnen zur Verständigung über eine Tarifreform zusammen. Später verweilten die auf einer Studienreise begriffenen Mitglieder des ungarisch-österreichischen Generalstabes mehrere Tage daselbst. Einen Massenbesuch statteten gleichfalls Hörer der deutschen technischen Hochschule von Prag ab, um die im Bau begriffene Nutzwasseranlage zu besichtigen, bei welcher — in Oesterreich-Ungarn zum erstenmal — das Reservoiresystem zur Anwendung kommt. Das kürzlich eröffnete Kasino des Etrangers, ein Vergnügungsetablissement großen Stils, erfreut sich des lebhaftesten Zuspruchs.

— In Schwalbach war die Anzahl der Besucher im Juli bereits auf mehr als 4000 gestiegen. Es weilten unter anderen dort Prinz Nikolaus von Nassau und Großfürst Michael Michaelowitsch von Rußland mit Familie. Ein großes Kontingent zu der Zahl der Kurgäste haben diesmal England und Amerika gestellt. Zu den altbewährten Heilmitteln des beliebten Taunusbades, den Eisenquellen zur Trink- und Badekur, sind neuestens auch Moorbäder getreten, die so sehr in Anspruch genommen werden, daß die königliche Badeverwaltung kaum im stande ist, der Nachfrage nach diesen Bädern zu entsprechen.

— In Bad Salzbrunn ist zu den Neuschöpfungen der letzten Jahre, von denen vor allem der neue Theater- und Konzertsaal zu nennen ist, in dieser Saison eine neue eiserne Wandelbahn getreten, die wesentlich zu den Annehmlichkeiten des berühmten Kurplatzes beiträgt, zumal das angrenzende neue Brunnenhaus in seinen Einrichtungen kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Die große Anzahl der der Kurverwaltung gehörenden Logirhäuser ist durch den Ankauf und den Ausbau des „Wienerhauses" und den Neubau des „Posthofs" vermehrt worden.

— Für die zahlreichen Privatiers und Pensionäre des Bades Homburg dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, daß daselbst die Kommunalsteuer auf 90% herabgesetzt worden ist.

— Wie aus Bad Gossensaß am Brenner berichtet wird, halten jetzt daselbst die sämtlichen Tages- und Nachtschnellzüge der Südbahn.

— In St. Blasien hebt sich der Kur- und Fremdenverkehr von Jahr zu Jahr. Nach den Veröffentlichungen der Kurverwaltung betrug im Jahre 1892 die Zahl der Fremden 42,198, im Jahre 1894 dagegen 48,980; für das laufende Jahr ist auf eine noch größere Steigerung zu zählen. Wie schon seit Jahren, nahmen auch in diesem Sommer der Großherzog und die Großherzogin von Baden dort einen mehrwöchentlichen Aufenthalt.

Briefmappe.

H. L. Das Gewünschte werden Sie in einem der nachstehend bezeichneten Werke finden: Universalbuch der Reden und Toaste von J. Abel, Universalbuch für Polterabend und Hochzeit von Dr. E. Mensch und A. von Krane, beide Levy und Müller, Stuttgart; Der neue Hauspoet für alle Anlässe in Haus, Familie und Gesellschaft von Gertrud Triepel, Schwabachsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart; Das große Buch der Toaste und Tischreden von Edmund Wallner, Bartholomäus, Erfurt.

Frau E. A. in Kottbus. Br. U. in Leipzig. O. K. in Heidelberg. Dankend abgelehnt.

L. F. in D. Wenden Sie sich an den Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein (Zentralleitung Leipzig, Pfaffendorfer Straße 17). Derselbe hat nunmehr die Stellenvermittlung für seine Mitglieder selbst in die Hand genommen. Im verflossenen Jahre sind 738 Lehrerinnen- und Erzieherinnenstellen in Familien und Schulen des In- und Auslandes durch ihn besetzt worden. Selbst städtische Behörden wenden sich in immer größerer Zahl an den Verein. Alle Agenturen werden als Ehrenämter von Lehrerinnen geleitet, und es wird die Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis der Geschäftsführung nicht mit Unrecht als Grund der Erfolge des Vereins bezeichnet.

Baronin Liska. Zu Ihrem in Nr. 37 veröffentlichten Gedichte „Sommerfäden" ist uns eine Komposition zugegangen. Wir ersuchen freundlichst um Angabe Ihrer Adresse, damit wir Ihnen das Manuskript zustellen können.

Richtige Lösungen sandten ein: Gustav Mundt in Frankfurt a. M. Therese v. G.-M. in G. „Ignatia" in Plock. Benno Willern in Osterode. Karl Pfallert in Filehne (2). Ernestine Zimmermann in Milwaukee. Annette Recordon in Lausanne. „Pila" in Debreczin (3). Otto Wild in Zürich. Dr. P. in M. (2). J. Isgrig, Spring Hill, Pa. Vera Gelz in Kairo.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer"** (SW., Charlottenstr. 11)
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Erinnerungsbilder aus dem deutsch-französischen Kriege.

In unserem Verlage ist erschienen:

Ein Soldatenleben in Krieg und Frieden.

Von

Hermann Lüders.

Illustrirt vom Verfasser.

Preis geheftet *M.* 5.—; fein in Leinwand gebunden *M.* 6.—

In Lüders lebt der Geist des neuen deutschen Reiches und das gibt dieser großen Fülle von Bildern aus dem Soldatenleben in Kriegs- und Friedenszeit, welche der Künstler uns hier bietet, ihr besonderes und höchst charakteristisches Gepräge. Wir machen in diesem Werke die Feldzüge in Böhmen 1866 und in Frankreich 1870 mit, das ist der Kernpunkt. Dann aber werden wir auch eingeweiht in alle Leiden und Freuden des Soldatenlebens von dem ersten Anpassen des Rekrutenrockes bis zu den Goldborten des Oberjägers. Alles dies ist schlicht, wahr und mit warmer Liebe zum Soldatenstande, zu Kaiser und Reich beschrieben und gleichzeitig veranschaulicht durch prächtige Bilder, voller Kraft und Leben, überraschend naturwahr, photographisch treu und doch geistvoll, und von bedeutendem künstlerischem Wert, so daß wir in diesem Buche eines jener außergewöhnlichen Werke erhalten, das zur Unterhaltungslektüre gehört, dabei eine populäre und doch künstlerische Abspiegelung unseres deutschen Soldatenlebens gewährt und zugleich einen zeitgeschichtlichen Wert besitzt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile **1 *M.* 80 *₰.* Reichswährung,** für die Schweiz, Italien und Frankreich **Fr. 2.25.**

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Kühlend, erfrischend und stärkend sind die Eigenschaften von ROWLANDS' KALYDOR.

für Gesicht, Hände und Arme der Damen und alle sonstigen der Sonne und dem Staube ausgesetzten Teile. Es verhindert und entfernt Sommerflecken, Sonnenbrand, Röte, Runzeln etc., lindert und heilt Entzündungen, Insektenstiche, Hautausschläge etc., macht die Haut zart und schön und verleiht einen reizenden Teint. Als unschädlich garantirt. Man verlange in den Apotheken und Parfümerien **ROWLANDS' KALYDOR,** 20, Hatton Garden, London, und vermeide Nachahmungen des Kalydor, die Mineralgifte enthalten, welche für Haut und Teint schädlich sind.

Zurückgesetzte Seidenstoffe

mit Rabatt, sowie neueste farbige und schwarze Seidenstoffe jeder Art zu wirklichen Fabrikpreisen unter Garantie für Echtheit u. Solidität porto- u. zollfrei ins Haus. Beste u. direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungsschreiben. Muster frko. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**

Königl. Spanische Hoflieferanten.

Patent 20,927.

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeuffers Patent 20,927. *München,* den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn **Dr. Pfeuffer** bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:

Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige u. schwächliche Kinder ganz besonders

Jessler's Ludwigs-Apotheke zu **München.**

Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Patent.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen.
In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS. 33. Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Wer Betten anschaffen will, verwende unbedingt

90% Ersparniss gegen Sprungfeder-Matratzen

Patent-Springfeder-Matratzen

von

Westphal & Reinhold, Berlin 21,

anerkannt die **besten** und **billigsten** im Gebrauch.

Illustrirter Katalog über **Bettstellen** in jeder Preislage gratis.

Wo keine Niederlagen, direkter Versand ab Fabrik.

Nach **Norderney via Helgoland** fährt jetzt die **„Cobra"** mit Anschluss-Verbindung nach **Borkum.**

Tägliche Verbindung vermittelst der Post-Schnelldampfer **„Cobra", „Ariadne", „Flamingo"** zwischen

Hamburg, Cuxhaven, **Helgoland,** Amrum, Wyk auf Föhr, **Westerland** auf Sylt, **Norderney, Borkum.**

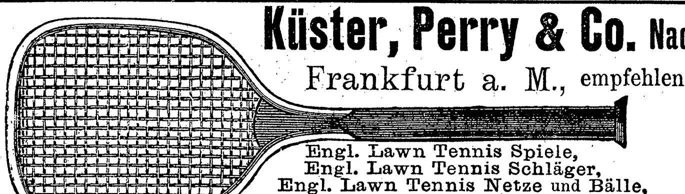
Abfahrt von **Hamburg** 8 Uhr morgens und von **Cuxhaven** im Anschluss an den Schnellzug No. 284 der Unter-Elbeschen Eisenbahn.

Direkte Fahrkarten und Fahrpläne werden auf allen grösseren Eisenbahn-Stationen ausgegeben.

Nähere Auskunft erteilt

Ballin's Dampfschiffs-Rhederei, Hamburg-St. Pauli.

Küster, Perry & Co. Nachf., Frankfurt a. M., empfehlen:



Engl. Lawn Tennis Spiele,
Engl. Lawn Tennis Schläger,
Engl. Lawn Tennis Netze und Bälle,
Engl. Lawn Tennis Anzüge und Schuhe,
Engl. Lawn Tennis Spielregeln (deutsch) M. 0,50.
Illustrirte Preislisten gratis und franko.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** erscheint soeben:

Koschat-Album.

Auswahl der beliebtesten Kärntner Lieder von **Thomas Koschat.**

Vierter Band. Ausgabe für eine Singstimme mit Pianoforte.
Elegant geheftet. Preis *M.* 3.— netto.

Die billigsten

Baugründe für Villen

im schönsten Süden Oesterreichs, besonders geeigneter Aufenthalt für Lungenkranke, Nervenleidende, Blutarme, bei

Riva am Gardasee

den **Hesperien Deutschlands.** Auskunft über Preis, Lage erteilt gegen Einsendung einer 10 Pfennig-Marke

Villa Christophoro I in **Riva.**

Die gehässigste Konkurrenz

muß kleinlaut eingestehen, daß nur einzig und allein **Crême Grolich** und **Grolich-Seife** Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte 2c. entfernen und den Teint bis ins Alter blendend weiß und jugendlich erhalten. Preis *M.* 2,—. **Beim Kaufe verlange man ausdrücklich die preisgekrönte Crême Grolich und Grolich-Seife, da es wertlose Nachahmungen gibt. Hauptdepot** in der **Engeldrogerie Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren **Apothekern und Droguisten.**

Dresdn. Strickmaschinen

Fabrik, Löbtau-Dresden
empf. Masch. z. Anftg. v. Strümpfen, Jacken etc. für Gross-, Hausindustrie u. Familiengebr. Wiederverk. ges. Katalog frco.

Pension dauernd od. vorüberg. in gebildeter Familie, Villa in prächt. Lage hoch a. Wald, m. j. Comf. 125—150 *M.* pr. Mon. Adr.: „Bellavista", Baden-Baden.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neue Gedichte von Sigmund Schott. Elegant gebunden *M.* 3.50.
„Ein reizendes Geschenkbuch." Bazar, Berlin.
— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Stottern

heilt gründl. Honorar nach Heilung. **Rudolf Denhardt's** Anstalt **Eisenach** Prosp. gratis

Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, zuletzt d. **S. M. Kaiser Wilhelm II.**

Digitized by Google

Rhachitis
(sog. englische Krankheit)
Scrophulose
(Drüsenleiden, sog. unreines Blut),

Herr **Dr. med. Merten** in **Berlin** schreibt: „Ihr Haematogen hat in **einem Falle von hartnäckiger Rhachitis** bei einem **zweijährigen Kinde vortrefflich** gewirkt. Das Kind, welches vordem nicht gehen konnte, begann schon nach Verbrauch einer Flasche zu laufen, und sein Schwächezustand besserte sich während des Gebrauches der zweiten Flasche zusehends."

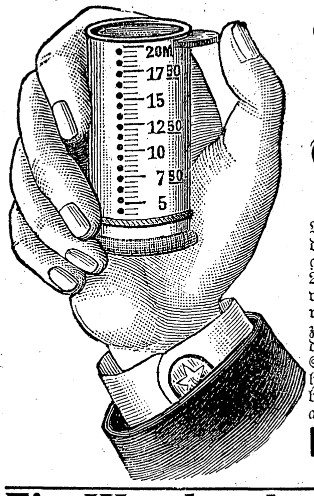
Herr **Dr. med. Weber**, Spezialarzt für Ohren-, Nasen- und Halsleiden in **Leipzig**: „Dr. Hommels Haematogen habe ich bei drei durch Ohrenfluss herabgekommenen Kindern angewendet. **Der Erfolg war ein geradezu eklatanter.** Die Kinder bekamen rote, frische Gesichtsfarbe, die Eiterung hörte auf; sie waren schon über ein Jahr in anderweitiger ärztlicher Behandlung."

Dr. med. Hommel's Haematogen
ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81391). Haemoglobin ist die **natürliche** organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.–. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.–. ö. W.** Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.

Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis** und **franko.**

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

Stern'sches Konservatorium der Musik.
Berlin SW., (gegr. 1850) **Wilhelmstrasse 20.**
Direktor: **Professor Gustav Hollaender.**
Aufnahme jederzeit. Beginn des Wintersemesters 1. Oktober.
Prospekte gratis. Sprechstunde 11–1 Uhr.



Sicherer Weg zum Reichtum!
Magische Taschen-Sparbank
Patentamtlich geschützt.

Sie schließt sich selbst, zeigt den darin befindlichen Betrag an und kann **erst dann** geöffnet werden, wenn dieselbe mit der **entsprechenden** Geldsorte vollständig gefüllt ist und zwar Nr. 1 nach Ansammlung von 20 Mark in 50-Pfennigstücken, Nr. 2 nach Ansammlung von 3 Mark in 10-Pfennigstücken, früher kann die Einrichtung unmöglich geöffnet werden und **nötigt** daher zum **Weitersparen**, bis sich Mk. 20 resp. Mk. 3 in der Sparbüchse gesammelt haben. Preis **75 Pfg.** per Stück. Von 2 Stück an **frankirte** Zusendung überallhin bei Voreinsendung des Betrages in Briefmarken oder bar, oder gegen Nachnahme unfrankirt; von ½ Dutzend an 20 pCt. Rabatt.

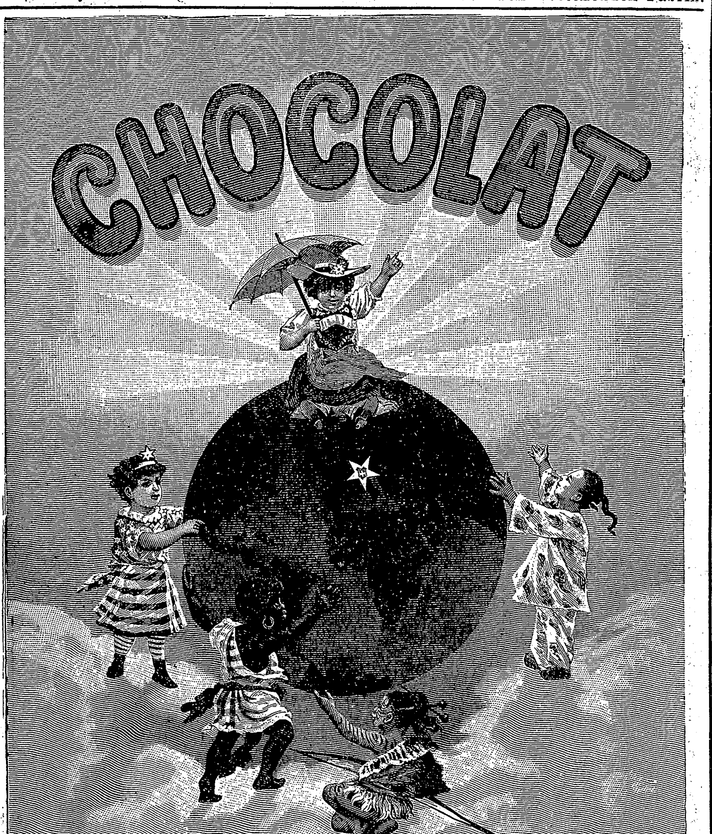
Hermann Hurwitz & Co., BERLIN C., Klosterstr. 49,
Spezial-Geschäft für Patent-Artikel.

Ein Wunder der Industrie
ist zu nennen der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte **photograph. Apparat**

Phönix
Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Momentaufnahmen).
Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich.
Preis mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.**
Prospekt und Probebilder kostenfrei.
Hess & Sattler, Wiesbaden.

Trockenanlagen
Uhland's Patent, für alle Zwecke der Industrie.
Grösste Leistungsfähigkeit, billigster Betrieb.
Einrichtung durch **W. H. Uhland, Civil-Ingenieur, Leipzig.**

!!! Gesundheits-Decken !!!
ärztl. empf. Schlaf- und Reisedecken in schönen, soliden Mustern, 150×200 cm, Stück **4,75 Mk.**, vers. geg. Nachn. oder vorherige Einsendung d. Betrages d. Decken-Fabrik von **J. Brünn, Berlin,** C. Hackescher Markt 4. Franko Versand von 2 Stück an. Für gute Qualität bürgt das Renommé meiner seit 25 Jahren bestehenden Fabrik.



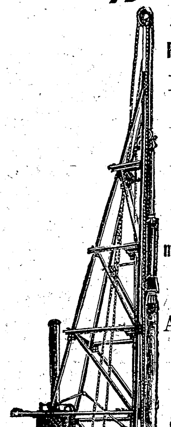
Für Blutarme und Reconvalescenten.

D. R. P. No. 72168.

Glafey-Nachtlichte,
unübertroffen seit 1808, 6 mal prämiirt, silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1882 „für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung."
Ueberall vorräthig.

Billigste Bezugsquelle für
Teppiche!
fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à **5, 6, 8, 10** bis **100** Mark. Prachtkatalog gratis.
Sofastoff-Reste!!
einfarbig und bunt spottbillig. **Proben frko.**
Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 158.

Dampframmen.



Direct wirkende **Patent-Rammen.**

Direct wirkende ***Lacour'sche Rammen.***

Rammen **mit endloser Kette.**

Rammen **mit rücklaufender Kette.**

Kreissägen zum Abschneiden von Pfählen unter Wasser.

Spülvorrichtungen für Rammen.

Alle Systeme und Grössen auf Lager

MENCK & HAMBROCK,
ALTONA-HAMBURG.

Plätte isolirt!!

Plätte isolirt! So heißt das in mehreren Staaten patentirte
Plätteisen mit Isolationsmantel
(Priebs' Patent)

dessen epochemachender Vorzug darin besteht, daß eine „nicht Wärme leitende" Umhüllung den Plättbolzen nach allen Seiten umgibt und nur den Boden
— wo ja allein die Hitze des Plättbolzens gebraucht wird —
frei läßt. **Hochinteressant** ist die sinnreiche Konstruktion dieses Plätteisens: Der Boden ist auswechselbar, so daß bei Beschädigung desselben nicht wie bisher das ganze Plätteisen unbrauchbar ist; man kauft dann eben für weniges Geld einen Boden als Ersatz.

Plätte isolirt **befreit die Plätterin von der Belästigung durch Hitze an Hand und Gesicht!!**
Während bei allen bisherigen Plätteisen die nach oben und den Seiten ausstrahlende Hitze peinlichste Belästigung hervorruft, wird durch den Priebs'schen Isolationsmantel diese Wärmevergeudung vermieden.

Plätte isolirt **bringt Ersparnis:**
an **Heizmaterial, Plättstählen** und **Mühe.**
Infolge der Wärmekonzentrirung durch den Isolationsmantel
hält der Plättbolzen die Hitze 3—4mal länger als sonst.
Derselbe braucht daher auch nicht mehr, wie bisher, übermäßig erhitzt zu werden, bleibt deshalb viel länger haltbar.

Das öftere Plättbolzen-Wechseln fällt weg!!
Plätte isolirt ermöglicht es, das doppelte Quantum Wäsche — als mit anderen Bügeleisen möglich — spielend zu bewältigen.

Zum Glanzplätten vorzüglich geeignet!
Plätte isolirt erhalten Sie in allen besseren Hausgerät- und Eisenhandlungen. Stück 5 Mark.
Wo nicht erhältlich, versende ich franko gegen Einsendung von 5,50 Mark.

Moritz Priebs, Dresden-A.
— Die Firma besteht seit 1860. —
Verkaufsstellen werden überall vergeben.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Schering's Pepsin-Essenz
nach Vorschrift v. Prof. Dr. Oskar Liebreich. Verdauungsbeschwerden, Trägheit der Verdauung, Sodbrennen, Magenverschleimung, die Folgen von Unmässigkeit im Essen u. Trinken u. s. w. werden durch diesen angenehm schmeckenden Wein binnen kurzer Zeit beseitigt. Preis per Fl. 1 Mk. 50 Pf. und 3 Mk. Bei 6 Fl. 1 Fl. Rabatt.
Schering's Grüne Apotheke Berlin N Chausseestr. 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und grösseren Droguenhandlungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

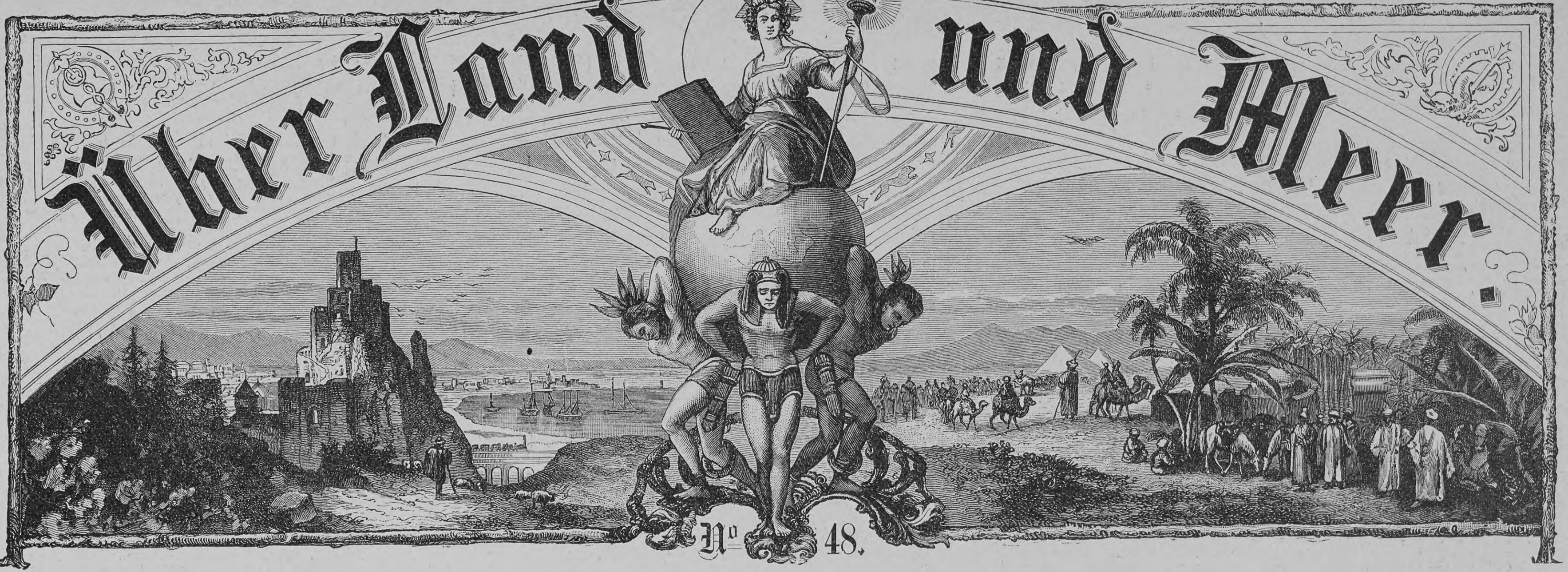
Interessante Novität!
Soeben wurde ausgegeben:
Erinnerungen
aus dem Leben von
Hans Viktor von Unruh
(geb. 1806, gest. 1886)
herausgegeben von
Heinrich von Poschinger.
Mit Bildnis Hans Viktor von Unruhs.

Preis geheftet Mark 8. —; in Halbfranz gebunden Mark 10. —

H. v. Poschinger hat in den Aufzeichnungen von Unruhs, welche die Zeit von Preußens tiefster Erniedrigung bis zur Neuerrichtung des Deutschen Reiches umfassen, eine Fülle von Beziehungen desselben zu Bismarck gefunden, welche in der rückhaltlosesten Anerkennung der Größe unseres Nationalhelden gipfeln und für den Bismarck-Biographen um so wertvoller sein mußten, als von Unruh auf politischem Gebiete ursprünglich in direktem Gegensatze zu Bismarck gestanden hat. Schlicht und sachlich, unterhaltend und belehrend, gibt das Buch gleichsam ein Wandelbild der ganzen Periode von Jena bis Sedan und später und wird deshalb in der Zukunft als wichtiges historisches Quellenwerk geschätzt werden. — Die „Unruh-Erinnerungen" werden in allen Kreisen und Schichten der denkenden Leserwelt großes Interesse erwecken, zur Klärung politischer Ansichten beitragen und jedem, selbst dem Gegner der Grundanschauungen des Verfassers, Genuß bereiten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google



74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894–1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Vave, der Sünder.

Eine Geschichte aus Dalmatien von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortsetzung.)

Auf leisen Sohlen durchschritt der Bischof zum zweitenmale den Gang. Seinem Windlichte gebrach das Oel; es verknisterte, bevor er seine Thür wieder erreicht hatte. Drinnen bei ihm war's köstlich frisch. Im Garten lag schon der gelbblasse Morgenschein zwischen dem Geäst; die Stimmen der Nacht waren still geworden und die ersten Singvögel des Tages zwitscherten zart und abgerissen.

Der Bischof faltete die Hände vor sich auf dem Simse und betete. Nicht an der Schnur, sondern aus dem Herzen heraus.

Dann streckte er sich zum Schlummer, hüllte sich ganz in die seidenstreifige Decke, die er auf Reisen mit sich führte, und schlief, eine Hand unter der Wange, so friedlich wie ein Kind, bis der Kammerdiener eintrat und die schmalen Fenstervorhänge zusammenschob, weil Gottes helle Sonne seines Herrn Antlitz beschien.

Da erwachte dieser und erhob sich eilends, um vor der Reise das Morgengebet und den entzückenden Gesang der Klosterschüler nicht zu versäumen, der eine Berühmtheit von Sinj war.

XVI.

Nun war die letzte Messe gelesen, das letzte

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

W. Camphausen: Kaiser Napoleon III. und Fürst Bismarck am Morgen nach der Schlacht bei Sedan.

Digitized by Google

Gebet gesprochen, der Reisesegen gespendet und der Abschied genommen. Paarweise zogen vier von den fünf jungen Mönchen, die nicht im Verbande des Sinjer Klosters blieben, von hinnen.

Altehrwürdigem Brauche gemäß, der sich in jenen Tagen, vor fast sechzig Jahren, zu Sinj noch erhalten hatte, verließen sie die Heimstatt ihrer frommen Studien nicht durch das hohe Gitterthor des Mittelgebäudes, das den Vorhof von der profanen Welt abschloß, sondern sie wählten ihren Ausgang durch das niedere Schlupfpförtchen im Rücken des Klosters. Tief mußten sie ihre Häupter darunter her beugen, als sie hinaus schritten; das war die Demutsmahnung, die das Kloster den Scheidenden mitgab. Gesenkten Hauptes wanderten sie auch ihres Weges fürbaß, das schmale Bündel an der Seite, den Stab in der Hand, die Perlenschnur am Gürtelstrick. Eine ganze Weile noch vernahm man das Klappen ihrer Holzsandalen auf dem unebenen Pflaster der Gasse, bis dahin, wo sie sich trennten.

Zwei von ihnen gingen gen Norden: nach Dragovic und Strnica, zwei gen Westen: nach Viscovac, an den Fällen der Kerka und nach Sebenico. Frater Paulus, der fünfte, der südwärts pilgern sollte, schritt noch wartend an der übersonnten Lorbeerhecke hin und wieder. Er hielt das Geschenk seines Firmpaten in Händen, das alte Pergamentbüchlein des gottseligen Augustiners Thomas von Kempen. Darin las er und suchte sich zu sammeln und zu fassen. Denn erst heute in der Morgenfrühe hatte ihn der Guardian von der veränderten Bestimmung über ihn in Kenntnis gesetzt.

Wie ein Schicksalsschlag war's auf ihn gefallen, unbegreiflich, ungerechtfertigt schwer. Heißer als zuvor hatte er sich seit gestern, seit dem Wiedersehen mit Mutter und Geschwistern gewünscht, hinauf nach Strnica in die Bergöde flüchten zu dürfen, weil sich das irdische Heimweh in ihm regte, weil die verlorene Freiheit ihn lockte mit solcher Gewalt, daß es ihn, wie eine Versuchung des Bösen, hin und her gerissen hatte, die ganze, lange Nacht hindurch in seiner einsamen Zelle. Die Brandung des Meeres, Möwenruf und Adlerschrei über Wogen und Felsen — alles war wieder auferstanden vom Tode, nachdem es Jahre hindurch eingesargt gelegen. „Schweigt, schweigt, ihr alten Stimmen!“ Was half's, daß der Menschenwille es ihnen zurief? Und ob dieser Wille die Geißel schwang und das Fleisch züchtigte, in dem er wohnte: die auferstandene Sehnsucht vermochte er nicht wieder zu töten in einer einzigen, kurzen Erdennacht.

Müde und innerlich zerschlagen war Frater Paulus zum Morgengebet treppab gegangen und jetzt wußte er, daß er, durch des Bischofs Gnade und Fürspruch, nicht empor in die düstere Bergöde geschickt wurde, sondern hinab an die lieblichsten Gestade der Adria, auf jene sonnige Insel, die wie ein Blumenkorb auf der blauen Flut schwamm — nach Lesina, an das sich eine erschütternde Kindheitserinnerung knüpfte.

> „Freitag war erkrankt der junge Schüler,
> Samstag lag er noch erkrankt darnieder,
> Sonntagmorgens aber schon verschied er —“

Er ließ das Buch in seiner Hand sinken; Thränen drangen in seine dunklen Augen und durch ihren Schleier starrte er ins Gewirr der eng verflochtenen Lorbeeräste. Ach, das Zwitschern der Vögel im Grün ward zu den schrillen, herzzerschneidenden Tönen der Svirala, die des Bruders Lippen bliesen.

Gestern hatte er diesen Bruder wieder gesehen: der Fremde einen Fremdling. Weshalb waren sie gekommen und versuchten seine gottgeweihte Seele?

Die Thränen fielen ihm von den Wimpern auf die gefalteten Hände, die das aufgeschlagene Büchlein hielten. Mit feuchten Augen las er weiter:

„Mein Sohn, zerbrich dir den Kopf nicht mit eitlem Forschen und Streiten über die geheimen Führungen Gottes,“ — dann, umblätternd, im letzten Hauptstück des dritten Buches: „Also auf dich allein setze ich meine ganze Hoffnung, du bist meine einzige Zuflucht. Dir stelle ich alle meine Angst und Beklemmung anheim —“

Er schloß sein Buch und neigte den Kopf. Ja, was frommte ihm seine innerliche Abwehr und Abkehr dem Beschlossenen gegenüber? Er hatte zu schweigen und bedingungslos zu gehorchen. In seinem bangen Herzen rief er um Hilfe zu Gott, so heftig, wie er einst als Knabe zu schreien und zu bitten pflegte. Allmälich ward er ruhiger und begann sich selbst zu fragen, ob die See wohl noch die alte geblieben sei? Wie die Minuten verstrichen, er merkte es nicht, während er so, mit seinen weit ausholenden Schritten auf und ab wandelte und zu guter Letzt den stillen Klostergarten überblickte, in dessen verschwiegenen Winkeln er vor Jahr und Tag so oft und hart gegen sein unwilliges Selbst gestritten hatte, wo er manch liebesmal von sündhaften Begierden angepackt und von Lichtgestalten aus der Pein erlöst worden war, die sein Auge in Wahrheit zu erschauen gemeint.

Ueber ihm regten die Platanen ihre Wipfel und im Schatten lag der Tau noch perlend auf den Gräsern. Vom fernen Spielplatz her kam das fröhliche Lachen der jüngsten Schüler, die gerade eine Erholungspause zwischen zwei Lektionen machten; in das Lachen hinein klang der scherzhafte Mahnruf des Aufsichtspaters.

Erquickender Morgenfrieden! Wie schwer wurde dem rastlos Hinundwiderschreitenden der Abschied von dem, was sieben Jahre lang sein eigen gewesen war. —

Der Bischof verzog noch im Refektorium beim Frühstück und wußte dem alten Freunde tausend Dinge zu sagen. Der Guardian saß auf Kohlen, und die beiden Laienbrüder, die bedienend aus und ein gingen, schmunzelten einander heimlich zu und zwinkerten mit den Augen.

Endlich erhob sich die kleine Tischgesellschaft und nun vernahm der Einsame im Garten die Hufschläge und das Schellengeklingel der Saumtiere, die von ihren Treibern unter lauten Zurufen vors Gitterthor geführt wurden. Dann ertönte des Bischofs ausdrucksvolle Stimme und die salbungsvolle des Guardians: jetzt mußte geschieden sein.

„Suche den Frater Paulus, Aemilian, und rufe ihn flugs herbei,“ sagte der Guardian zum dienenden Bruder; „wo verweilt er sich so lange?“

Der Vermißte hörte es wohl; dennoch beugte er sich, wie gestern, noch einmal über die Salvienstaude, faßte die leuchtend blauen Blütenrispen mit einer Hand zusammen und drückte das ganze Blumenbündel heftig gegen sein braunes Gewand.

„Blaues Meer — blaues Meer! — Dich werde ich wieder sehen — heute schon! — Wie es dein Wille ist, o Gott, so geschehe es.“

Da kam Frater Marcolin, zur Reise gerüstet, in aller Hast durchs Gartenthürchen, um ihn selbst zu holen:

„Du Träumer, erwache! Was botanisirt Du, wie ein Schüler von zwölf Sommern?“

Seinen Arm in den des viel größeren Genossen schiebend, zog er ihn eilends mit sich fort in den Vorhof.

So ereignete sich's, daß Frater Paulus, von Herkunft der allergeringste unter den jungen Mönchen seines Jahrgangs, durch die hohe Gitterpforte mit den vornehmen Klostergästen und ihrer Dienerschaft preislich abritt, an jenem wolkenlosen Augustmorgen, da „Mariä Schnee“ noch weiß und dicht auf den Myrtenbüschen lag, ein schönerer Schnee als jener, dessen Flocken vor vierzehnhundert Jahren im heiligen Rom die Stätte bezeichneten, auf der die große Marienkirche erbaut werden sollte.

Eine stattliche Kavalkade. Der Bischof im Reisekleide, das, wider Gewohnheit, seinen geschmeidigen Wuchs knapp umschloß und seinen geistlichen Stand nur für den Kenner und Eingeweihten markirte. Lebhaft und trefflich gelaunt, lenkte er sein starkes, troddelbehängtes Maultier mit der behandschuhten Rechten, zwischen denen der beiden Jünglinge. Die Dienerschaft mit dem reichlichen Gepäck ihres Herrn blieb im Nachtrabe.

Trotz der Kutte sah der Dominikaner nicht minder ritterlich aus als der Bischof, sein Oheim. Anmutig fiel ihm der schwarze Kragenmantel von den Schultern des weißen Untergewandes nieder und lag faltig auf der Kruppe des Reittieres; unter der breiten Krämpe des Rundhutes hervor schweiften die blauen Augen des schönen Johanniskopfes beim eifrigen Reden über die braungoldenen Kornfelder der Cetina-Ebene. Die Aehrenhäupter neigten sich schwer zu Boden, längst reif zum Schnitt. Wo aber blieb die Sichel in des Schnitters Hand?

„Die Ernte ist des Herrn und sie ist mein, weil ich das Kind des Herrn bin; mir wird nichts mangeln.“ So schien Frater Marcolins heller und zuversichtlicher Blick auf den goldenen Segen zu sagen. Er faßte das priesterliche Gelübde der Besitzlosigkeit sehr idealistisch auf. Der Bischof jedoch, dessen Gedanken in realerem Boden wurzelten, betrachtete das überreife Kornfeld mit kopfschüttelndem Unmute.

„Die Trägheit und Indolenz dieses Morlakenvolkes mit scharfen Worten zum Fleiße anzupeitschen, das laßt euch in euren Predigten vornehmlich angelegen sein, ihr zwei Jugendlichen. Aeußere Trägheit empfängt und gebiert die Trägheit des Herzens. Merkt euch's: vertröstet dies Volk nicht allzu sehr auf Zeichen und Wunder ohne sein Zuthun. Lehrt es erkennen, daß unser himmlischer Vater die treue und beständige Arbeit segnet und mit den herrlichsten seiner Wunder belohnt.“

„Aber da drunten am Meere, hinter den Gebirgen, thut der Herr wahrlich unverdiente Mirakel!“ rief Frater Marcolin, und wies geradeaus nach Süden, wo blauduftige Felsenketten am Horizonte standen. „Erinnerst Du Dich daran, Oheim, wie wir im vergangenen Herbste, um die Mitte des Weinmonats, mit der Karosse durch die Castella fuhren? Heiliger Urbanus, Oheim! Welche Trauben an den Rebstöcken von Salona und Sucurac!“

„Sucurac ist meine Heimat und zu Salona schenkt mein Bruder den Wein im Wirtshaus an der Landstraße,“ wollte Frater Paulus sagen; aber er biß sich die Lippen und verharrte im Schweigen. Demütig vorgebeugt, Trauer im Gesichte, ritt er dahin im bescheidenen Kapuzenkleide, das braune Käppchen auf der Tonsur; ganz und gar der arme Bettelmönch in Haltung und Ausdruck. Es dünkte ihn unmöglich, von seiner Heimat zu reden. Allgemach hielt er seines Tieres Schritt an, so daß es ein wenig hinter denen seiner Gönner zurückblieb. Die hatten sich derart in ihr Gespräch vertieft, daß sie seiner nicht achteten für den Augenblick.

Als sie Osoje, am Hügelrande, durchritten, sah Frater Paulus an der Uhr des verwitterten Kirchleins, daß es Zeit zur Sext war. Seinem Tiere die Zügel lockernd, las er einen Psalm und betete murmelnd, weit über die Stunde hinaus, so lange, bis die kleine Karawane westlich hinüberschwenkte, nach Dagopolje, abseits von der großen Straße. Dort wollte man im Terminshause speisen, absatteln und Mittagsrast halten, um später in der Kühle vollends hinunter nach Spalato zu reiten, wo die bischöfliche Segelbarke seit drei Tagen vor Anker lag.

Bei seinem Wunsche, mit dem jungen Kapuziner eine gemächliche Unterhaltung zu pflegen, hatte sich der menschenfreundliche Bischof gründlich verrechnet. Nichts, gar nichts war aus ihm herauszulocken. Beim schlichten Mahle saß er vor leerem Teller. Kaum daß er eine Brotrinde berührte und sein Wasserkrüglein an die stummen Lippen hob. Wie geistesabwesend blickte er durchs offene Fenster zu seiner Rechten, dorthin, wo jetzt nah und deutlich das starre Massiv des Mossor vor ihm aufstieg und immergrüne Waldung bis zur Bergmitte emporstrebte. Sein Herz zitterte in ihm; wie hätte er zu essen und zu trinken vermocht? Da drüben senkte sich der Hang des goldenen Mossor und bildete einen Sattel. Jenseits des Sattels erhoben sich die Felstreppen des Carban und zwischen beiden lag Clissa, das Geierneſt. Von Clissa aus würde man den ersten wundervollen Tiefblick haben, hinab zum Meere und zur Castella. Und dort — dort —?

Frater Paulus erhob sich vom Schemel und starrte, vorgeneigt, suchend hinaus. Ja, das war sie, die zähe Zacke, so steil und pfadlos wie ein Kamin, die er damals mit Milos Ublina, seinem Bruderfreunde, erklommen hatte, an der des Adlers Horst über schauerlichen Abgründen hing — ach, damals!

Er fiel auf seinen Schemel zurück und, seiner Umgebung vergessend, bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen.

Der Bischof sah vom Teller auf; das Mahl ging schon zu Ende.

„Fühlst Du Dich leidend, mein lieber Sohn?“ fragte er, schob einen Becher Wein über den Tisch neben das Brotrestchen des Kapuziners und faßte seine Hand. Die war kalt wie Eis. „Vielleicht bist

Digitized by Google

Du des Reitens ungewohnt? Gehe hinaus; laß Dir von meinem Diener eine Decke geben und ruhe und erwärme Dich ein wenig."

„Ich bin gesund, ich kann nicht ruhen," entgegnete Frater Paulus und schloß seine kalte Hand unter der warmen des Bischofs krampfhaft zusammen. In seiner Seele arbeitete und wogte eine wilde Aufregung beim Anblicke der heimischen Gebirge; eine Aufregung, die keinen genügenden Grund hatte.

So wenigstens dachte der Dominikaner bei sich. Der Bischof gewahrte sein leises Kopfschütteln und warf ihm einen fragenden Blick zu: „Ist dies eine Aeußerung des heftigen Geistes, von dem Du mir geredet hast? —" und der andere hob unmerklich die Achseln, während sein Oheim sich zu Frater Paulus zurückwandte, lautere Güte in Stimme und Augen.

„Was ist es denn, mein Sohn? Komm, laß mich Dir beistehen."

„O barmherziger Gott!" stieß der Mönch hervor und hob die Hände gefaltet gen Himmel, „ich fürchte mich vor dem Meere. Meine freie Jugend lebt in den Wellen..."

„Ah —!" Der Bischof schaute betroffen. „So hätte ich Dich nicht hinunter nach Süden ans Wasser nehmen sollen?"

„Nein!" sagte Frater Paulus ehrlich und sah dem Bischof gerade ins Gesicht mit seinen schwermütigen Augen.

„Das ist mir herzlich leid; denn ich hatte Gutes mit Dir im Sinne, mein lieber Sohn."

„Viele hatten es, und es ist immer erst nach Kampf und Not gut geworden."

„So wollen wir mit einander hoffen, daß es diesmal gut wird ohne Kampf und Not, im beständigen und andächtigen Aufblick zu Deinem ewigen Helfer."

„In dankbarem Aufblick," sagte der Mönch einfach. „Ich will alles thun, um mich der Güte wert zu machen, mein ehrwürdigster Herr und Bischof."

„Wünschest Du noch eine Lesung?" warf Frater Marcolin dazwischen und zog sich des Kapuziners Nachfolge Christi herbei, die neben der Brotplatte lag.

Der Bischof verneinte, betete den Dank, hob die Tafel auf, weil ihm die Augen zufielen, begab sich treppan zum leeren Gastkämmerchen und legte sich dort, in seine Decke gewickelt, ein wenig zum Schlafen auf den Holzschragen an der Thür, denn er war die Mittagsruhe gewohnt. Die jungen Mönche blieben allein.

„Lies Du uns einen Abschnitt," bat Frater Marcolin, und während sein Freund das wunderschöne Kapitel: „Was es sagen wolle, durchaus trostlos zu sein," aus dem Thomas von Kempen vortrug, ahnte seine Seele nicht, daß unter den Fenstern des Refektoriums drei wegmüde Wanderer auf der Steinbank rasteten. Eng an einander gedrängt lauschten sie dem gleichmäßigen Falle der unverstandenen lateinischen Worte, die gedämpft und einschläfernd von drinnen heraus tönten. Keiner von ihnen konnte zu den Lesenden hineinschauen; denn die vergitterten Straßenfenster lagen sehr hoch in der Mauer. Nur das seitliche, das über den grün umhegten Hof auf die südwestlichen Gebirge ging, war tiefer angebracht.

Nach einem Weilchen dämmerten zwei von den dreien ein. Die ältliche Frau ließ ihren Kopf gegen die sonnenheiße Hauswand sinken und der des kleinen Mädchens, dessen Tracht ein Durcheinander von verwaschenem Rot und Weiß, Schnüren und Knöpfen war, fiel schwer an die mütterliche Schulter.

Der Mann blieb wach. Die langen Füße in den staubigen Opanken breitspurig vor sich hingepflanzt, rauchte er zuvörderst seinen Tschibuk leer und zählte dabei sein Geld im Bocksledersäckel. Sodann zog er sich seine torba, den wollengewirkten Schnappsack, der ihm auf dem Rücken hing, herum, entnahm ihr Käse und Brot, holte seinen Handschar hervor und zerstückelte mit demselben die Lebensmittel in drei gleiche Teile. Zwei davon häufte er bedächtig auf die Bank neben seine schlafende Mutter; seinen Anteil verzehrte er langsam in großen Bissen, beide Unterarme auf die Kniee gelegt, den Blick voll orientalischer Gleichgiltigkeit geradeaus gerichtet.

Als er sein trockenes Mahl beendet hatte, spitzte er die Lippen und pfiff ein paar leise Töne vor sich hin; dann, da er sah, daß Mutter und Schwester sich nicht stören ließen, richtete er sich auf, griff wieder in den Gurt und brachte seine Doppelschalmei hervor. Die setzte er an, und in zitternden Trillerschwingungen hauchte sie zartflüsternd die melancholische Weise vom kranken Schüler:

„U — petak se djace raz—bole—lo!" —

„Denn die Stunde des Trostes ist bald vorüber und es kommt wieder eine Stunde der Versuchung hinten nach," las Frater Paulus.

Da vernahm sein Ohr den Ton der Svirala und sein Herz das alte Schmerzenslied.

Er wollte aufspringen, entfliehen oder den Urquell der zarten Töne suchen, aber er bezwang sein Verlangen und seine Feigheit und las weiter mit starker Stimme und heftigem Ausdrucke, um die Musik dort draußen zu übertäuben. Absatz um Absatz überwand er so, und je länger er las, um so mehr schwand die Schwachheit dahin; etwas wie Triumph wallte in seiner Seele empor, bis ihm das Schlußwort Dämpfung und Gleichmaß wieder gab.

„Noch ist das Fleisch nicht tot, noch schläft der Satan nicht; deswegen mußt du dich unablässig zum Kampfe rüsten. Denn es gibt Feinde genug zur Rechten und zur Linken, die nicht müde werden, auf Deinen Untergang zu lauern."

Er erhob seine Augen vom Buche. Frater Marcolin, den Rosenkranz im Schoße, das Gesicht an den Vorsprung der Wandnische gedrückt, war vom Schlummer befallen worden, und die Svirala drunten auf der Gasse schwieg.

Frater Paulus stand auf und ging, so leise, wie es seine Holzsandalen erlaubten, hinaus, um nach dem Spieler zu forschen; denn auch er hätte nicht durch das hoch gelegene Fenster schauen können.

Vor dem Terminshause machte die Gasse eine Krümmung. Hütten standen im Winkel, mannshohes Gemäuer säumte den Pfad und versperrte die Aussicht. Auf der Steinbank dehnten sich die bischöflichen Diener, hatten nebst dem Weine ein abgegriffenes Kartenpäckchen und eine Handvoll kleiner Münzen zwischen sich und die Hüte in die Gesichter gezogen, des Sonnenbrandes wegen. Der Kammerdiener warf seinen Hut geschwind über Geld und Karten und der Reitknecht goß seinen Wein mit einem Schluck hinunter, als der Mönch über die Schwelle zu ihnen trat.

„Hat einer von euch die Svirala geblasen?" fragte er, und die beiden verneinten.

„Wer saß vor euch hier drunten auf der Bank?"

„Lumpengesindel," antwortete der Kammerdiener verächtlich und der Reitknecht fügte hinzu:

„Wir haben sie hinweggetrieben, Gospodin; hier ist kein Rastort für dergleichen."

„So treibe ich euch hinweg, euch und eure Karten," versetzte der Mönch zürnend, und seine Brauen schoben sich über der Adlernase scharf zusammen, während seine Hand rückwärts zum Hofthürchen wies. „Seid ihr christliche Diener eines hochehrwürdigen Herrn? Wer den Armen und Matten die Ruhe raubt, ein solcher geht der seinigen in Gottes Reich verlustig! Fort! schaut nach den Tieren und dem Gepäck. Auch ihr habt genug gerastet."

Die Gescholtenen setzten überlegene Mienen auf und schlenderten zum Hofe hinüber. Der Mönch blieb noch ein Weilchen an der Steinbank stehen und betrachtete die Eindrücke der Opankensohlen im weißen Gassenstaube.

Eine halbe Stunde später — die Sonne neigte sich schon dem Westen entgegen — traten sie ihre Weiterreise an; der Bischof erquickt und ausgeruht, von zweifacher Güte und Liebenswürdigkeit, und diesmal ging die Unterhaltung über dogmatische und persönliche Fragen lebhaft zwischen den drei Vorausreitenden hin und her.

Die Straße, die bis Mialjevic stetig stieg, war um diese abendliche Stunde weniger belebt als in den Morgenstunden der Markttage von Spalato. Nur hier und da trabte ein zottiges Pferdchen vorüber, mit ungeheuren Ballen Heu belastet, zwischen dessen Halmen kaum noch Ohrspitzen und Hufe hervorschauten. Die Türken, die Wachs und Baumharz aus den Tannenwäldern von Livno hereinbrachten, fehlten ganz. —

Nun war die Kavalkade schon über Mialjevic hinaus. Vor ihnen, auf schmal und hoch emporgerecktem Felsstücke lag die Feste Clissa. Die magyarische Besatzung ließ sie ungehindert passiren; so ritten sie bis an die Wallmauer, in die da und dort ein steinernes Bruchstück mit römischer Inschrift gefügt war, hielten ihre Tiere an und schauten in die Landschaft nieder.

Der Bischof betrachtete verstohlen den jungen Kapuziner. Er sah, daß Röte und Blässe in seinen Zügen wechselten, daß sich die Hände in den braunen Kuttenärmeln fest in einander falteten und daß die Augen voll heißer Liebe zu Thal schauten.

Da war es wieder, das blaue, brandende Meer, so klar, so sonnig! In seiner tiefsten Bucht das weiße Spalato, von Duft umsponnen; da war das schwimmende Branizza und die lange Zeile der Castella, deren Burgtrümmer und Dörfer untersanken im Grün der Olivenhaine und Rebgärten. Da grüßten die Türme von Trau herüber und die Steilstürze der Insel Bua, an denen ein weißgraues Pünktchen klebte: das Prednitzer Kloster, umgeben von einer Sonnenglorie.

Plötzlich — sie wendeten eben ihre Tiere zum Weiterreiten, fiel des Mönches Blick dorthin, wo der Pfad sich, hart unter der Feste, nach Salona hinunter schlängelte. Da löste sich ein Kleeblatt menschlicher Gestalten aus dem Schlagschatten des Gemäuers, wo sie sich hingelagert hatten. Der Mann half der gebrechlichen Frauengestalt auf die Füße und gab ihr den Krückstock in die Hand; das Kind im roten Röckchen hielt einen welkenden Blumenstrauß in der herabhängenden Linken und schob seinen schmächtigen Körper matt an den Felsen hin.

Das Lumpengesindel der bischöflichen Diener, das seine staubigen Füße mühsam vorwärts schleppte. Des Mönches Augen begegneten denen des Bischofs.

„Mein Vater," sagte er laut und hastig, die Titulatur vergessend in seiner herzklopfenden Erregung, „die dort zu Thal wandert, ist meine Mutter! Sie geht und ist lahm — ich reite! Laß mich absitzen, ich bitte Dich, mein Vater!"

„Sitze ab und hebe sie in den Sattel, mein Sohn; das Tier ist Dein für heute." Der Bischof streckte ihm die Hand hin. „Gehe mit Gott, und auf der Straße nach Spalato oder am Hafen finden wir uns wieder. Ich steige gleich zu Schiff und um Mitternacht segeln wir. Marcolin reist weiter nach Ragusa."

Frater Paulus küßte den Dominikaner rasch zum Abschied, setzte seinem Tiere den Fuß in die Weichen und galoppirte bergunter, den müden und armseligen Wanderern auf der Landstraße nach.

Er wartete nicht ab, bis sie sich wenden und sein Kommen bemerken würden, sondern raffte die lange Kutte um seine Kniee zusammen, sprang leichtfüßig aus dem Sattel und eilte den dreien nach, sein Tier am Zügel hinter sich drein zerrend durch den wirbelnden Staub.

„Mutter — Mutter — meine gute Mutter!"

Sie kam halb von Sinnen bei dem seligen Schrecken, der sie durchfuhr, und er ließ ihr keine Minute Zeit zum Sträuben und Bedenken. Blitzschnell warf er Stojan die Zügel zu; mit seinen starken, jungen Armen hob er die magere Gestalt vom Boden auf, preßte sie voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit gegen seine Brust und küßte die welken Lippen, die runzelige Stirn und das graue Haar wieder und wieder unter Thränen und kindischen Liebesworten.

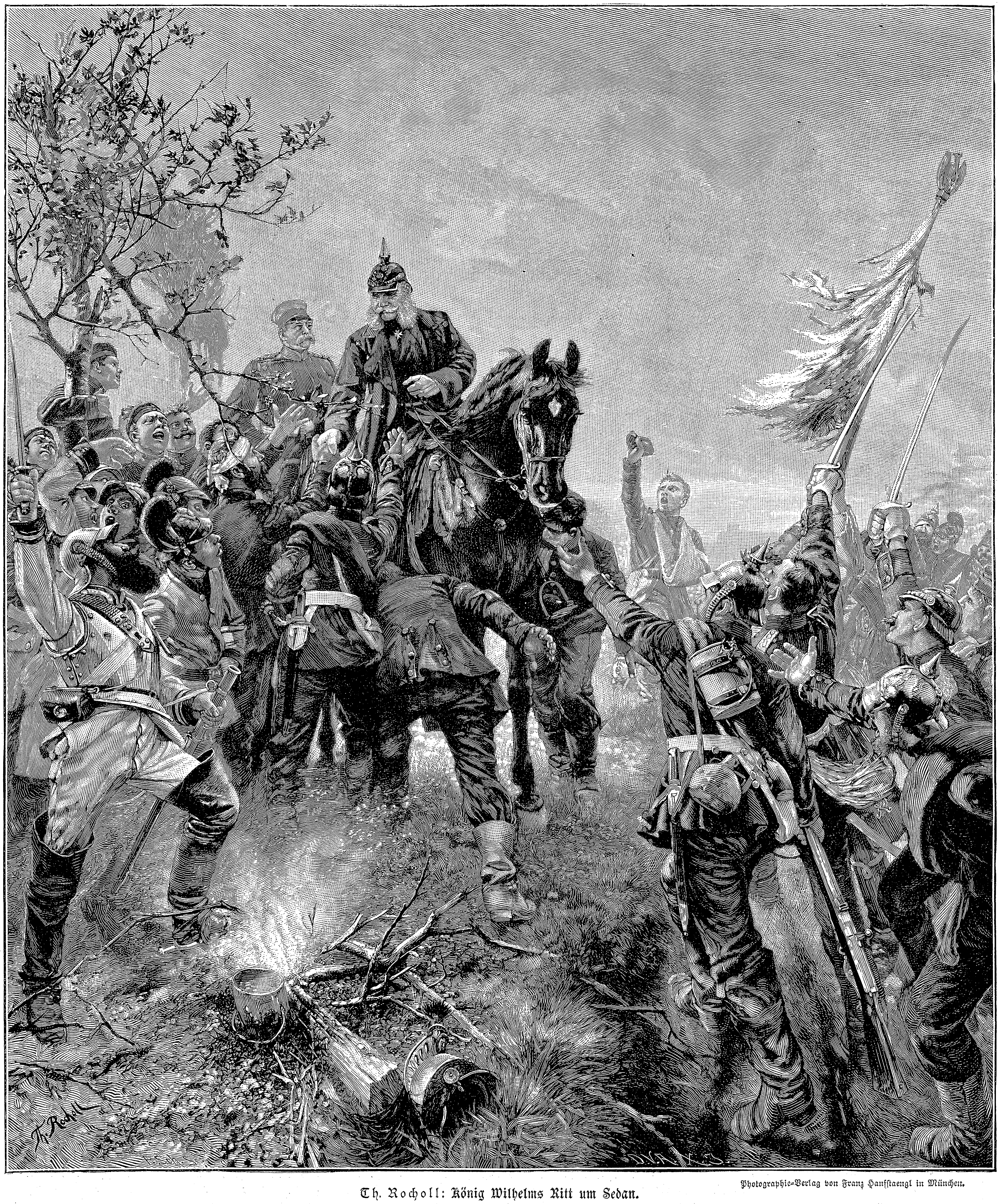
„O majka! — majka moja!" Immer noch einmal mußte er's sagen, seine weinenden Augen in ihre weinenden geheftet. Ach, Dume Slavora hätte zu dieser Stunde mit der Gottesmutter selbst nicht getauscht, nun ihr „heiliges Kind" sie so umfaßt hielt mit Weinen und Lachen.

Dann setzte er sie behutsam in den Sattel, Milica vor sie und klopfte und streichelte den Hals des Maultieres, damit es recht sanft und willig gehen möchte unter der leichten Last. Freudig schritt er daneben, mit der Linken die Kutte schürzend, mit dem Arme der Rechten seine Mutter stützend und umschlingend. Stojan leitete das Tier vorsorglich über die ebensten Stellen des Steinpfades und ihnen allen waren die Zungen gelöst. Durch die schöne, lächelnde Welt zogen sie mitsammen der sinkenden Sonne und der irdischen Heimat entgegen. —

„Zurück! Haltet an; wir wollen noch ausrasten," herrschte der Bischof seinen Dienern zu. Die kitzelten heimlich ihre Tiere mit den Gerten; gar zu gern wären sie dem Kapuziner nachgesprengt, um über ihn und seine Begleitung ihre Glossen zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Th. Rocholl: König Wilhelms Ritt um Sedan.

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Es zog von Westen
Der Unhold aus,
Sein Reich zu festen
In Blut und Graus;
Mit allen Mächten
Der Höll' im Bund
Die Welt zu knechten,
Das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Vom Rhein gefahren
Kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen
Der Held der Mark.
Die Banner flogen,
Und über ihm
In Wolken zogen
Die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Drei Tage brüllte
Die Völkerschlacht,
Ihr Blutrauch hüllte
Die Sonn' in Nacht.
Drei Tage rauschte
Der Würfel Fall,
Und bangend lauschte
Der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind!

Da hub die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen
Vom güldenen Stuhl
Mit Donnerkrachen
Hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Drum laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Emanuel Geibel.

Digitized by Google

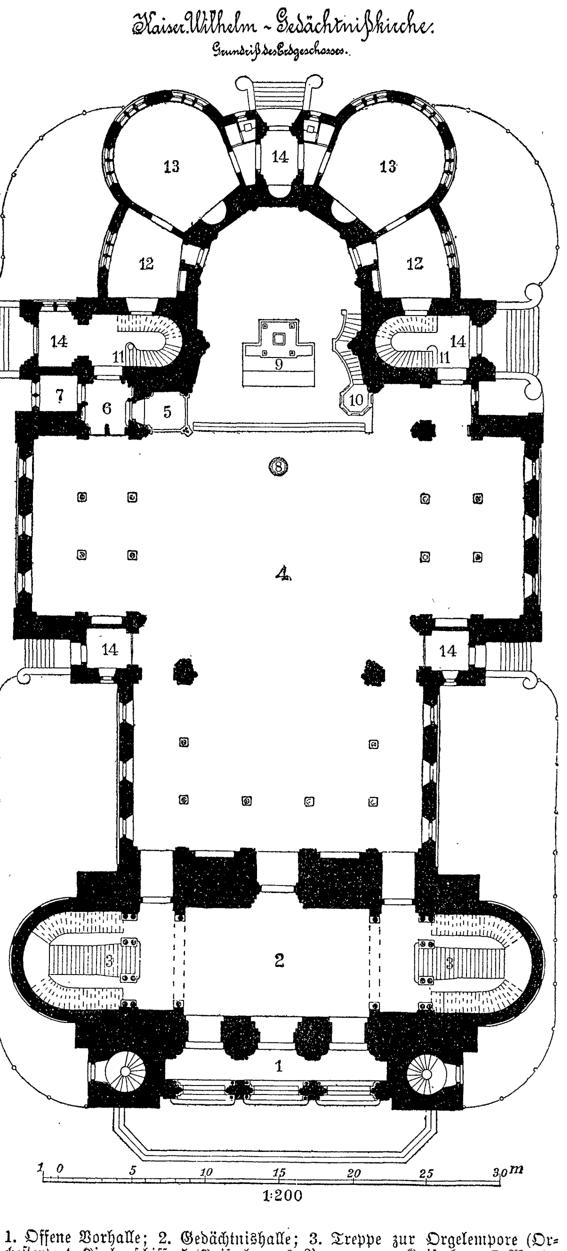
Die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin. Nach dem Plane von Baurat Franz Schwechten.

Digitized by Google

Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin.

(Hiezu die Abbildung Seite 885.)

Seit Monaten herrschte ein reges Treiben auf dem Augusta-Viktoria-Platz, der am Kurfürstendamm im äußersten Westen Berlins die nächste Umgebung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche bildet. Dieses durch den evangelischen Kirchenbauverein unter dem Protektorate der Kaiserin ins Leben gerufene Werk, zu welchem am 22. März 1891 der Grundstein gelegt wurde, ragt an Größe und Bedeutung weit über die bisher in Berlin neuerrichteten Kirchenbauten hervor. Ueber der Form des lateinischen Kreuzes steigt in reicher und wuchtiger Entwicklung das stattliche Gotteshaus empor, hoch überragt von dem stolzen Westturm, der den höchsten Punkt in der Silhouette der Reichshauptstadt bilden wird. Dieser Turm krönt in bezeichnender Weise die dem Langschiff vorgelegte Querhalle, die mit ihren Mosaiken und Bronzen dem Gedächtnisse an Kaiser Wilhelm I. geweiht ist. Die geschickte Orientirung des Chores nach Osten hat dem Altarraume das volle Morgenlicht gegeben und durch die mächtigen Rosen der Kreuzarme dringt das Tageshell breit in die große Halle des Langschiffs, das mit den Emporen 1600 Sitze bietet. Nur der Eintrittsraum liegt da in einer weihevollen Dämmerung, die zu der kunstreichen Gesamtwirkung beiträgt. Die freie Lage gewährt von allen Seiten ein gutes Bild des architektonischen Aufbaus, der in den reizvollen Motiven der rheinisch-romanischen Stilrichtung gehalten ist. Den polygonen Chor umgeben kreisförmig kapellenartige Räume; zwei Osttürme mit hohen, offenen Galerien legen sich zwischen den Chor und das Querschiff,



1. Offene Vorhalle; 2. Gedächtnishalle; 3. Treppe zur Orgelempore (Orchester); 4. Kirchenschiff; 5. Kaiserloge; 6. Vorraum zur Kaiserloge; 7. Warteraum für Gefolge; 8. Taufstein; 9. Altar; 10. Kanzel; 11. Treppen zu den Querschiffemporen; 12. Sakristeien; 13. Konfirmandensäle; 14. Vorhallen.

dessen gewaltige Fensterrosen zu den schönsten und größten dieser Art zu zählen sind. Weiter treten in der Gruppe die die Gedächtnishalle abschließenden Absiden auf, und hinter ihnen die den Frontturm begleitenden kleinen Westtürme.

Der Hauptturm, auf dessen Ausbildung großer Wert gelegt wurde, geht in Höhe des Gewölbes in das Achteck über und trägt über einer zierlichen Zwerggalerie mit Konsolenfries eine feingegliederte Glockenstube, über welcher der massive Helm mit einer leichten Streckung ansteigt. Der Vierpaß über den leichten Triforien legt sich sehr geschickt in das Liserenwerk der Giebel, zwischen denen Wasserspeier das Maßwerk beleben. So reiht sich alles in reichem Wechsel an einander, die Kunstweise des Mittelalters in freierer Form dem protestantischen Geiste dienstbar zu machen.

In einem echt monumentalen Sinne ist auch das Innere entworfen, das durch Glasmalereien und Mosaiken, durch Statuen und Schnitzereien der Bedeutung des Werkes entsprechen soll. Der kostbarste Schmuck ist für die Gedenkhalle vorbehalten, oberhalb deren die Glocken ihre ehernen Schläge erdröhnen lassen. Fünf Glocken sind durch die Gießerei von Ulrich in Apolda aus französischen Geschützen hergestellt und dort trefflich zu einander gestimmt worden. Die schönste derselben führt den Namen „Königin Luise und Kaiser Wilhelm I.“; sie wiegt rund 14,000 Kilogramm und ist nach der Kölner Kaiserglocke die größte in ganz Deutschland.

Die vornehme Erscheinung der ganzen Baugruppe beruht zum Teil auf der Wahl des rheinischen Tuffs, aus welchem die schönsten romanischen Kirchen in Köln, Bonn, im Lahnthal und im Ahrthal, sowie andere weiter nach Süden hin errichtet sind. Im Innern herrscht ein warmgetönter schlesischer Sandstein vor, von welchem sich Labrador und Marmormosaiken effektvoll abheben. Staunenswert ist die Feinheit der Bildhauerarbeit, die an den Portalen, an den Friesen und Kapitellen in allem Figürlichen und Ornamentalen auftritt. Die volle Würdigung der Kirche wird erst dann erfolgen können, wenn der endgiltige Schmuck, den beispielsweise zum Teil erst der Chor erhalten, alles Provisorische ersetzt hat. Jetzt aber darf es schon als eine Errungenschaft angesehen werden, daß hier die Berliner Mosaiken durch gute Arbeiten von erheblichem Umfange den venetianischen Wettbewerb beseitigt und auf diesem für monumentale Bauten so wichtigen Gebiete die deutsche Kunst selbständig gemacht haben. Durch das Zusammenwirken aller Techniken in den edelsten Stoffen wird diese Gedächtniskirche für immer ein Denkmalbau allerersten Ranges bleiben.

Ist somit das Gotteshaus in jeder Weise des großen Monarchen würdig gestaltet, dessen Namen es tragen soll, so ist das in der Hauptsache dem persönlichen Eingreifen des Kaisers zuzuschreiben, ohne dessen Hingabe an das Werk schwerlich mehr als drei Millionen so rasch zusammengeflossen wären. Ein nicht geringes Verdienst gebührt aber dem Architekten, der seinerseits den Absichten des Kaisers in geschickter Weise gerecht zu werden verstand und umgekehrt für seine eigenen Ideen den freien Raum sich zu schaffen wußte. Die feierliche Einweihung der Kirche ist auf den 1. September anberaumt.

Baurat Franz Schwechten, der merkwürdigerweise mit diesem Werk zum erstenmal im Kirchenbau auftrat, ist am 12. August 1841 zu Köln geboren. Nach Absolvirung des Gymnasiums trat er in das Atelier des jetzigen Dombaumeisters Raschdorff ein, studirte an der Bauakademie zu Berlin und ist seit 1869 als königlicher Baumeister thätig. Nach mehreren Reisen durch Italien wirkte er an der technischen Hochschule als Assistent Spielbergs, widmete sich dann aber ausschließlich dem Privatbau, in welchem er rasch bedeutende Erfolge errungen hat. Seine Hauptbauten sind: der Anhalter Bahnhof in Berlin (1875 bis 1880), das neue Konzerthaus in Stettin, das Ständehaus des Kreises Teltow, das Industriegebäude in der Beuthstraße, die Philharmonie, die Pauluskirche in Schöneberg, die Architektur der Kriegsakademie in der Dorotheenstraße, das Kreishaus und der Bahnhof in Wittenberg. P. W.

Die Jubelfeier der Schlacht bei Spichern.

(Hiezu die Abbildungen Seite 888.)

Selten hat wohl eine deutsche Mittelstadt ein Fest von dem Umfange und der Bedeutung gefeiert als St. Johann-Saarbrücken im Anfange dieses Monats. Der fünfundzwanzigste Erinnerungstag an Spichern hatte aus allen Gauen Deutschlands Tausende von ehemaligen Kriegern und sonstigen Festteilnehmern herbeigeführt; die Regimenter, welche an den Kämpfen um Saarbrücken und Spichern beteiligt waren, hatten Deputationen geschickt. Am Vormittage des 4. August kamen allein in 25 Extrazügen mehr als 25,000 Fremde in den Saarstädten an, zu welchen sich noch die zahlreichen Festteilnehmer aus der näheren Umgebung und die gesellten, welche mit den fahrplanmäßigen Zügen eintrafen.

Andere Städte von der Größe St. Johann-Saarbrückens (ca. 33,000 Einwohner) hätten sich diesem gewaltigen Fremdenandrang wahrscheinlich nicht gewachsen gezeigt, aber die außerordentliche Gastfreundschaft der Bevölkerung und die Vorbereitungen, die der rührige Festausschuß getroffen hatte, bewirkten, daß die Unterbringung der Fremden mit Leichtigkeit von statten ging. Alle, die den gastlichen Saarstädten ihren Besuch abgestattet hatten, sind des Lobes voll über die Anstrengungen, die von der gesamten Bürgerschaft gemacht wurden, um die Feierlichkeit würdig und erhebend zu gestalten. Schon äußerlich kennzeichnete sich diese Sorgfalt in der überaus prächtigen Ausschmückung der Straßen. Besucher, die Kiel und Hamburg bei Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals gesehen hatten, versicherten, daß die Straßendekoration in St. Johann-Saarbrücken bei weitem einheitlicher und deshalb wirkungsvoller sei. Bis zu den obersten Stockwerken waren die Fassaden mit Guirlanden behängt und die Straßen prangten im reichsten Flaggenschmuck. Außerdem hatten die Stadtverwaltungen die Hauptverkehrswege mit Guirlandenschmuck versehen und zahlreiche, künstlerisch vollendete Ehrenpforten errichtet.

Wenngleich die ungünstige Witterung der Festesfreude einigen Abbruch that, so nahmen die Veranstaltungen doch einen überaus glänzenden Verlauf. Erhebend waren die Gedächtnisfeierlichkeiten an den Gräbern der Gefallenen, besonders diejenige auf dem alten Friedhofe, wo ein Vorstandsmitglied des deutschen Kriegerbundes, Superintendent Gehrke aus Greifenhagen, im Jahre 1870 Divisionsprediger im zweiten Armeecorps, eine ergreifende Ansprache hielt. Imposant war auch die patriotische Kundgebung im Ehrenthale, wo beinahe 20,000 Männer der Gedächtnisrede des Präsidenten des Saarbrücker Kriegervereins lauschten. Das Ehrenthal ist der Militärfriedhof, in welchem etwa 500 Franzosen und Deutsche beerdigt sind. Es liegt in einer Thalmulde am Südfuße der Höhe des alten Exerzierplatzes, angesichts der Höhe von Spichern. Zahlreiche Denkmäler sind hier den Helden errichtet, die 1870 für das Vaterland geblutet haben. Besonders ins Auge fällt dasjenige des Freiherrn Roth von Schreckenstein, des Obersten der 7. Ulanen, welches von Bildhauer Cauner in Marmor ausgeführt ist. Am Eingang des Friedhofs erhebt sich der von einem Adler beschützte Obelisk, welchen das Infanterieregiment Nr. 53 seinen Tapfern errichten ließ. In der Nähe auf einem Hügel, von welchem aus unser Bild das Ehrenthal zeigt, steht die Erzgestalt der Germania. Ihr ausgestreckter Arm reicht einen Lorbeerkranz nach dem Thale hinüber. Innerhalb der Umfriedigung haben französische Staatsangehörige ihren Landsleuten einen Gedenkstein errichtet.

Den Glanzpunkt der Feier bildete der große Festzug, welcher sich am Nachmittage des 4. August unter Begleitung von 33 Musikkapellen durch die Städte nach dem Ehrenthale und hierauf nach dem Festplatze bewegte. An diesem Zuge, der eine Stunde zum Vorbeimarsch brauchte, beteiligten sich über 15,000 Krieger. Die in dem Zuge besonders marschirenden Mitkämpfer von Spichern und die Kämpfer von 1849, 1864, 1866 und 1870 wurden von der Menge begeistert empfangen. Nicht enden wollender Jubel begrüßte sie allenthalben auf ihrem Vorbeimarsch. Besonders ergreifend waren die Scenen, die sich während desselben innerhalb der Gruppe der Spicherer Kampfgenossen abspielten. Viele, die einander seit fünfundzwanzig Jahren nicht gesehen hatten und nun wiedererkannten, umarmten sich, andere schüttelten sich freudestrahlend die Hände und mancher konnte nicht verhindern, daß ihm Thränen der Rührung in die Augen traten.

Vor den einzelnen Gruppen des Zuges marschirten prächtig kostümirte Abteilungen, welche die historische Entwicklung des Heeres seit Friedrich dem Großen veranschaulichten. Bemerkenswert darunter sind die kurbrandenburgischen Reiter, die Garde Friedrichs des Großen, die Garde der Fürsten von Nassau-Saarbrücken, die Lützowschen Jäger, eine Gruppe Landwehr von 1813, eine Abteilung Düppelstürmer, ferner Abteilungen von 7. Ulanen und 40er in der Ausrüstung von 1870.

Am 5. August traf der Großherzog von Baden, der das Protektorat über die Festlichkeiten übernommen hatte, ein. Wo er sich zeigte, wurde er mit brausendem Hurra begrüßt, und durch sein freundliches Wesen gewann er sich aller Herzen. Besonders entzückt waren die Tausende von Kriegern, über welche der Großherzog auf dem Saarbrücker Schloßplatz Parade abhielt. Bei vielen erkundigte er sich nach ihren Verhältnissen und für jeden hatte er ein freundliches Wort.

Nach der Parade begab sich der Großherzog in den Saarbrücker Rathaussaal, in welchem sich die herrlichen Gemälde Anton von Werners befinden, welche Kaiser Wilhelm I. der Stadt Saarbrücken zum Geschenk gemacht hat. Während des Frühmahls wurde dem Großherzog eine Komposition des Musikdirigenten Faßbaender vorgetragen, die dieser ihm gewidmet hatte und die einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer ausübte. Nachmittags begab sich der Fürst auf den Festplatz, wo er das Rennen des rheinisch-lothringischen Reitervereins ansah. Nach Besichtigung des Schlachtfeldes, woselbst ihm ein Vortrag über die Schlacht gehalten wurde, kehrte er nach Karlsruhe zurück. Vom Kaiser waren während dieser Zeit zwei Depeschen eingetroffen, die der Großherzog sich beeilte, seiner Umgebung mitzuteilen, und die einen Jubel ohne Ende hervorriefen.

Neben den zahlreichen offiziellen Feierlichkeiten müssen wir auch mit wenigen Worten der Veranstaltungen gedenken, die das Fest zu einem wahren Volksfeste gestalteten. Auf dem Exerzierplatze am Fuße des Spicherer Berges war ein 100,000 Quadratmeter großer Festplatz errichtet worden; eine vollständige, prächtig ausgeschmückte Stadt war hier entstanden und bot jedem Gelegenheit, sich auf seine Art zu belustigen. Bis spät in die Nacht hinein blieben hier Tausende von Festteilnehmern versammelt; elektrische Bogenlampen erhellten den Platz. Auf den umliegenden Höhen brannten Freudenfeuer und ein elektrischer Scheinwerfer warf sein magisches Licht auf die monumentalen Denkmäler des Winterberges, des roten Berges, auf die „Goldene Bremm“ und alle Orte, die durch die Vorgänge von 1870 berühmt geworden sind. Am Fuße des roten Berges wurden prachtvolle Feuerwerke abgebrannt, unter welchen eine riesige

Digitized by Google

Germania, auf deren Sockel mit leuchtenden Lettern die Inschrift: „6. August 1870“ stand, besondere Bewunderung erregte.

Durch ein allgemeines Volks- und Kinderfest fanden die Veranstaltungen am 6. August ihren Abschluß. Bei Einbruch der Dunkelheit illuminirten die Städte. Zahlreiche Gebäude, die Ehrenpforten und öffentlichen Plätze wurden effektvoll beleuchtet. Das Winterbergdenkmal erstrahlte im hellsten Glanze.

G. Köhl.

Kriegschronik 1870–71.

6. September. Rundschreiben Jules Favres an die französischen Geschäftsträger bei den fremden Mächten, worin er den Standpunkt der Regierung der nationalen Verteidigung dahin feststellt: „Keinen Zoll unseres Landes, keinen Stein unserer Festungen.“

7. September. Die Cernirung von Verdun beginnt.

9. September. Uebergabe von Laon. Beim Einzuge der Deutschen werden durch die verräterisch herbeigeführte Explosion eines Pulvermagazins und den Einsturz der Citadelle Herzog Wilhelm von Mecklenburg und General Theremin, der bisherige Kommandant, verwundet, außerdem gegen tausend Personen, Soldaten wie Bürger, getötet oder verletzt.

10. September. Die Beschießung von Toul nimmt ihren Anfang. — Jules Favre fragt bei Bismarck an, ob dieser zu Verhandlungen geneigt sei.

11. September. Soissons cernirt.

12. September. Thiers begibt sich auf seine Rundreise, um die Einmischung der Großmächte zu Gunsten Frankreichs herbeizuführen. — Crémieux wird von Paris nach Tours entsandt, um von dort die Verwaltung der nicht von den Deutschen besetzten Landesteile zu leiten.

Aphorismen.

Von

A. Stier.

Das ist kein wahrhaft großer Mann,
Der andrer Größe nicht erkennen kann.

*

Nur kein Augenverdrehen
Ohne Verstehen!
Nur kein Tadel
Ohne Adel!

*

Das auszudeuten,
Was ein Genie in Kindeseinfalt fand,
Genügt oft kaum der weiseste Verstand
Von tausend klugen Leuten.

*

Die Phantasie hat sich nie verirrt,
Wo Unmöglichscheinendes möglich wird.

Der Bierstaatauszug der Burschenschaft Teutonia zu Jena.

(Hiezu die Abbildung Seite 889.)

Wir Teut LVI. von Gottes Gnaden Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zu Ziegenhain, König des heiligen Grabes von Vierzehnheiligen, Herzog von Lichtenhain, des heiligen Gambrinus würdiger Sprößling und so weiter geruhen hiermit Unsere vieledlen Ritter und Getreuen, Unterthanen und Barbaren zu Unserem am zweiten des Erntemondes stattfindenden Hof- und Reichstag in Unsere Residenz Ziegenhain gnädigst zu bestellen.“ So lautete die Einladung, die mich, der ich mich als Fremder zu den „Barbaren“ zählte, zur Teilnahme an einer der originellsten studentischen Veranstaltungen berechtigte.

Der Fremde, der nach Jena kommt, wird sicher das kleine, altberühmte Ziegenhain aufsuchen, das, hoch oben in einer Bergsenkung lieblich gelegen, einen der schönsten und lohnendsten Ausflugsorte bildet, und wenn er Glück hat, wird er vielleicht dort im Wirtshause zur Abendstunde gerade zu einer der „Exkneipen“ der Burschenschaft Teutonia eintreffen. Mitten im Hofe sitzen dort die Buntbemützten an langer Tafel, vor sich die blecherne Spritzkanne und die große Holzkanne und die „Waffen“, offene Holzgefäße von verschiedener Größe. Das dünne Weißbier, unter dem Namen „Lichtenhainer“ auch auswärts bekannt, fließt in Strömen; Lieder mit eigenartigem Text und eigenartiger Melodie, sonst wohl nirgends auf deutschen Hochschulen bekannt, werden gesungen, und wenn man genauer acht gibt, erkennt man, daß sich dort zwei Parteien mit heftigem Wettkampf zu Leibe gehen. Da wirft ein „Kurfürst“, wie er soeben angeredet wurde, einem „Erzbischof“ eine „halbe Batterie“, ein „Kardinal“ wünscht gegen einen „Reichsgrafen“ in die „Schranken zu reiten“; die „Waffen“ werden gefüllt und verglichen und dann unter eigenartigem Kommando hinunter gestürzt. Oben an der Tafel aber sitzt würdig der jeweilige Herrscher des Kaiserreichs Ziegenhain, der Teut, und ermuntert seine Mannen zum Kampf gegen die „Päpstlichen“.

Das ist das Bild der gewöhnlichen Exkneipen, die allwöchentlich einmal, Winters und Sommers, an einem bestimmten Tage und zu bestimmter Stunde stattfinden. Sie bilden nur das Vorspiel zu dem großen Hoftage, den der Teut am Ende des Semesters einberuft, und zu den Bierstaatauszügen, die, mehr oder minder glänzend, jeden Sommer von Jena aus nach Ziegenhain unternommen werden. Wie und wann diese Bierstaaten entstanden sind — es finden deren auch in ähnlicher Weise in Zwätzen und Ammerbach, wo die Arminen und Germanen, und in Lichtenhain und Wöllnitz, wo die Corps sich festgesetzt haben, statt — darüber streiten sich noch die Männer der studentischen Geschichtsforschung; in weiteren Kreisen bekannt geworden sind sie jedenfalls erst durch die großartigen Auszüge der Teutonen in den Jahren 1858 und 1865. Was sie vorführen, kann man ein Stück Mittelalter nennen, das glücklich bis in unsere Zeit hinübergerettet worden ist, allerdings mit einer guten Beigabe von studentischem Uebermut.

Die reich geschmückten Straßen Jenas waren am zweiten Tage des Erntemondes schon früh am Nachmittage von einer erwartungsvollen Menge Fremder und Einheimischer angefüllt, die alle mit Spannung dem diesmal als besonders glänzend angekündigten Bierstaatauszug nach Ziegenhain entgegensahen. Seit drei Tagen bereits feierten die Teutonen ihr fünfzigjähriges Stiftungsfest, und bisher war dieses, auch nach außen hin, auf das großartigste verlaufen. Der Bierstaat sollte den Abschluß der offiziellen Feier bilden.

Die Geduld der harrenden Menge ward auf eine ziemlich harte Probe gestellt. Endlich, gegen 5 Uhr, erschien die Spitze des Zuges, welcher, nebenbei gesagt, etwa 100 Reit- und Zugtiere und etwa 170 Kostümirte enthielt. Eröffnet wurde er durch einen Herold zu Pferde und eine Rotte Landsknechte. Spielleute in altdeutscher Tracht folgten. Dann kam der weltliche Bannerträger zu Pferde mit der Ziegenhainer Reichsfahne, begleitet von zwei trunk- und sattelfesten Rittern, wie es im Programm hieß. Umgeben von abgesessenen Ziegenhainer Ulanen in Wallensteiner Tracht, im sechsspännigen Wagen, mit Vorreitern und Leibhusaren und Pagen kam der Teut dahergefahren, mit dem Hermelinmantel über den Schultern, der Krone auf dem Haupt, dem Schwerte Karls des Großen in der Hand. Ehrfurchtsvoll begrüßte ihn die Menge der Barbaren. In vierspännigem Wagen folgte die Reichsprinzessin mit der Kammerzofe, mit Reichsmohr und Pagen. In prächtige Gewänder waren sie gehüllt, die hohen Damen; die überschminkten Schmisse im Gesicht vermochten die Lieblichkeit ihres Anblickes nicht im geringsten zu beeinträchtigen. Im nächsten Wagen erkennt man Walther von der Vogelweide, der der hohen Fraue begeisterte Minnelieder singt. Ihm folgt ein Wagen mit dem Ziegenhainer Reichskanzler — er hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit dem zweiten deutschen Kanzler — und mit dem Finanzminister. Und dann eine lange Wagenreihe mit hohen Würdenträgern: Kurfürsten, Herzogen, Grafen und Rittern; der Reichsmedikus mit Ausrufer, die beide das umstehende Volk mit Blumensträußchen und Konfekt und, wenn es ihnen gut schien, mit einem kalten Wasserstrahl bedachten, und in fahrender Laube, von Hunden gezogen, ans Bierfaß geschmiegt, die wohlgenährte Gestalt des Obermundschenks. Eine Anzahl Narren sorgte dazwischen für allerlei Scherz, während die bedächtig einherschreitende Gestalt des Reichsnachtwächters, eines der höchsten Würdenträger Ziegenhains, das ruhige Element verkörperte.

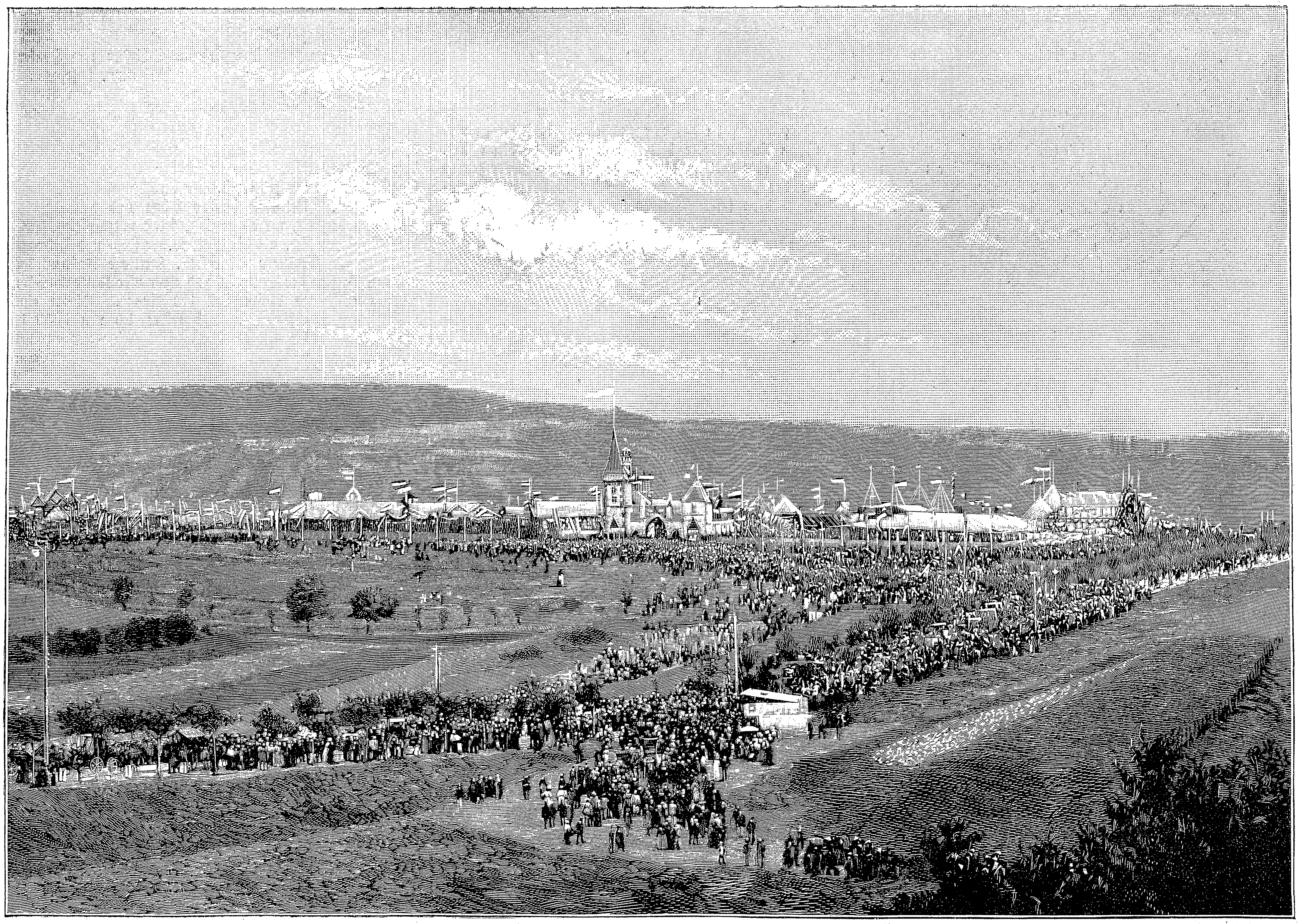
Hinter den Weltlichen kamen die Päpstlichen. Voran drei dicke Mönche zu Pferde mit dem päpstlichen Banner, dann „Pius“ selbst auf einem von sechs Ochsen gezogenen Leiterwagen, begleitet von Chorknaben. Segen spendend, ebenfalls auf Ochsenwagen sitzend, folgten Erzbischöfe, Bischöfe und Kardinäle, und zu Fuß hinterher der Jesuitengeneral und Kapuziner, welche Ablaßzettel in Gestalt von Bier- und Weinbons unter die Menge warfen. Lautes „Wehegeschrei“ kündete das Nahen der heiligen Vehme an, die, auf der „Himmelsziege“ sitzend, gräßliche Drohungen unter das Volk schleuderte. Wüst aussehende Schinder und Henkersknechte suchten sich Opfer aus dem Publikum, schleppten sie auf ihren Karren und simulirten Verübung von Körperverletzungen. Im Landauer folgten außerordentliche Gesandtschaften fremder Hochschulen, die geheime Botschaften überbringen sollten; wir sahen darunter den neuen Gott des Nord-Ostsee-Kanals. Ein „von der Sonne gestochener“ Engländer, der mit seinem Diener im Wagen folgte, machte den Schluß. Ueberall schallte Lärm und Lachen; das Publikum begann, wo es anging, selbst mitzuspielen. Der Beifall steigerte sich, als die Gruppe der Fest- und Ulkwagen vorüberzog. Berittene Chargirte, berittene Fahnenträger mit den Fahnen der Teutonia und ihrer vier Kartellburschenschaften eröffneten diesen Teil des Zuges. Hinter einer Gruppe Jenenser Burschen in den Trachten von 1550 bis 1850 kamen auf riesigem Floß die Tübinger Germanen, als Floßknechte und Bauerndirnen verkleidet, dahergefahren; die Heidelberger Allemannen hatten das Heidelberger Faß mitgebracht, der Wagen der Erlanger Germanen stellte ein Kellerfest am Eingang des Erichskellers dar, und Kieler Teutonen in schmucker Matrosentracht führten unter Aegirs Leitung Manöver auf einem Segelschiff vor.

Und wiederum brach neuer Jubel unter den Zuschauern aus beim Anblick der nächsten sechs Wagen. Sie brachten eine Darstellung der Verlegung der Universität Jena nach Ziegenhain. wie die Presse jenen beunruhigenden Artikel, durch den vor Monaten ängstliche Jenenser Gemüter in Aufregung versetzt wurden, verbricht, wie die Ziegenhainer Bauern-Ratsherren dann die Hochschule zu sich einladen und auch schon mit dem Bau der neuen Universität begonnen haben; das Notwendigste, der Karzer, ist bereits halb fertig. Und nun ziehen Studenten und Professoren aus, aber in Ziegenhain wird umgekehrter Comment herrschen, denn die Professoren sitzen auf Schulbänken und werden von jungen Füchsen unterrichtet. Man hatte sich erlaubt, von jeder Fakultät einen der beliebtesten und bekanntesten Lehrer möglichst getreu nachzubilden. Hinter dem Lehr- und Lernkörper folgt, hochragend auf seinem Postamente, der Liebling der Jenenser Studentenschaft, das Hannfried-Denkmal vom Markte, und ihm schließen sich bekannte Gestalten Jenenser Philister an. Dienstmänner schleppen schwere Pakete von bezahlten Rechnungen für Tinte und Kollegienhefte hinterher; sie werfen ängstliche Blicke auf den nachfolgenden Wagen, auf dem die medizinische Fakultät der Alexianer ihren Einzug in Ziegenhain hält. Laut schallt das Geschrei der untergetauchten Patienten; ernst und gewissenhaft walten Bruder Heinrich mit riesigem Hausschlüssel und der Bruder von der „schmutzigen Station“ ihres verantwortlichen Amtes. Damit schließt der Zug. Doch nein: ein Wagen folgt noch langsam. Ein großer Käfig steht darauf und in diesem Käfig kauert ein zerzaustes, übel zugerichtetes altes Weib. Dann und wann springt sie auf, rüttelt an den Stäben und droht mit der Faust nach vorn, als wolle sie den Umzug verhindern, aber ein lustiger Studio weist sie lachend zurück, und das Publikum begrüßt sie mit höhnischen Zurufen. Ueber dem Käfig prangt das Wort: „Umsturzvorlage“.

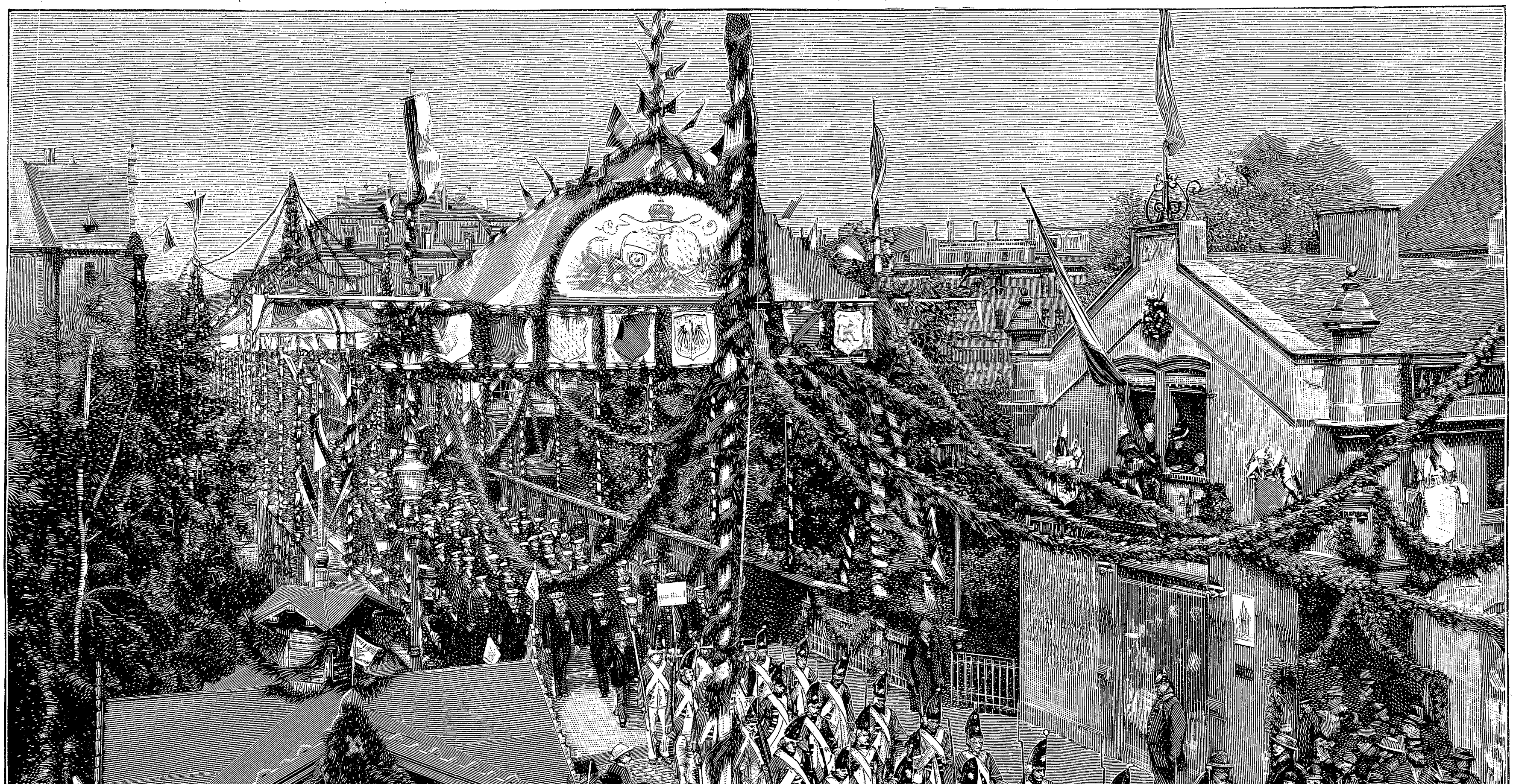
Auf dem altehrwürdigen Marktplatze von Jena hielt der Zug nach alter Sitte. Ein buntes, originelles Bild! Alle Fenster der hohen Häuser besetzt, Kopf an Kopf da unten die Zuschauermenge gedrängt, und darüber hinwegragend die Festwagen mit ihren singenden und trinkenden und mimenden Gruppen. Ich stand gerade vor dem ehernen Standbild des „Hannfried“, des Kurfürsten Johann Friedrich, Gründers der Universität, als der Ziegenhainer Nachtwächter zu mir trat und mir zuflüsterte: „Sehen Sie, wie er sich freut? Er lacht ordentlich übers ganze Gesicht.“ — „Wer?“ erlaubte ich mir zu fragen. — „Nun, unser Hannfried dort,“ war die Antwort. „Der freut sich immer, wenn wir so 'was machen.“ Ich muß wohl dabei etwas ungläubig ausgesehen haben, denn der andere that beleidigt. „Haben Sie überhaupt eine Ahnung von unserer Hannfriedspoesie? Wer das nicht kennt, für den ist der da oben allerdings nur ein totes Stück Erz.“ Und damit sah er mich noch einmal mitleidig an und trabte dann zum Wagen der Reichsprinzessin, um ihr auf seinem schrecklichen Tuthorn eiligst ein Ständchen zu blasen.

Mit Grün geschmückte Wagen hatten uns auf steilem Weg zur Kaiserburg nach Ziegenhain gebracht. Der Bierstaatauszug war bereits dort eingetroffen. In dem engen Hof, den man zur Feier des Tages überdacht hatte, wogte es von Kostümirten bunt durch einander, während die alten Herren der Teutonia mit ihren Damen von erhöhter Halle aus dem Treiben zuschauten. Teut und Papst waren noch nicht zu sehen. Da, drei Trompetenstöße: Landsknechte rücken heran und machen schnell Bahn, und der Kaiser erscheint mit der holdlächelnden Prinzessin am Arm, umgeben von allen seinen Würdenträgern, begrüßt vom Jubel seiner alten und jungen Unterthanen. Und hinter dem kaiserlichen Zug, geführt vom Küster mit gellender Klingel, kommt der Papst mit seiner Gefolgschaft. An zwei langen Tafeln nahmen die beiden Parteien Platz, nach Rang und Würde wohl geordnet, zu Häupten der Tafeln auf geschmücktem Throne die Oberhäupter. Und nun wieder ein Trompetenstoß: der Herold gebietet Schweigen, feierlich erhebt sich der Reichskanzler und eröffnet im Namen Seiner Majestät Teut LVI. den hundertsten Reichstag. Und die Reden beginnen. Der Kaiser läßt sich herab, selbst zu seinen

Digitized by Google



Festplatz mit Spicherer Berg. Nach einer photographischen Aufnahme von Karl Leibrock in Saarbrücken.



Saarbrücker Garde im Festzug. Nach einer photographischen Aufnahme von Otto Hiller in Saarbrücken.

Die Jubelfeier der Schlacht bei Spichern in St. Johann-Saarbrücken.

Digitized by Google

Unterthanen zu sprechen, der Papst erwidert darauf, und das Ende des Redeturniers bildet eine scharfe Forderung zwischen beiden auf „eine ganze Batterie“. Mit großer Feierlichkeit werden die Gefäße von den höchsten Würdenträgern gefüllt, mit Spannung verfolgt man die einzelnen Stadien des Wetttrinkens, und nicht enden will der Jubel der Kaiserlichen und das Wehegeschrei der Päpstlichen, als sich der Sieg zu Gunsten des Teut gestaltet. Nun erschallen Siegeslieder der Weltlichen und Spottlieder der Geistlichen; schon hat sich eine Gruppe Unzufriedener gebildet, aus deren Mitte alte Revolutionslieder angestimmt werden. Still hat sich unterdessen in einem Winkel die heilige Vehme niedergelassen. Und der Kaiser winkt, und Schinder und Henkersknecht stürzen sich auf das bezeichnete Opfer und zerren es an den Tisch, darauf beim flackernden Schein einiger Talgkerzen die gefürchteten Strafmittel der Vehme zu sehen sind, und hinter dem drei vermummte Gestalten ihres düstern Amtes walten. Wehe dem Armen, der in ihre Hände gerät. Der „Schwedentrunk“, ein Schnaps, der in der Apotheke aus allen möglichen übelschmeckenden Ingredienzien zusammengebraut ist, und der den Sündern eingeflößt wird, bildet noch nicht einmal das schlimmste der Strafmittel.

So verflossen wohl anderthalb Stunden. Von Tisch zu Tisch flogen die lauten Aufforderungen zum Trinkkampf, dumpf rasselten die Holzgefäße beim Aufschlagen, emsig waltete die Vehme ihres Amtes, und zwischen der Menge schlichen die Henkersknechte umher und suchten sich ihre Opfer. Da, wieder Trompetenstöße: der Herold kündet feierlichen Umzug durch die Gassen Ziegenhains an. Und wieder das bunte Bild des Aufzuges, aber diesmal alles zu Fuß. An jeder Straßenecke machte der Zug Halt: da wurden im Namen des Teut durch den Herold die ehrbaren Frauen und Jungfrauen Ziegenhains zu dem am Abend stattfindenden Hofball eingeladen. Die Hofburg war unterdes von den alten Herren und Damen geräumt, denn nun begann der ernstere Teil des Bierstaates: der Kampf um die Orden. Auf erhöhten Thronen im Saale saßen Kaiser und Papst und Prinzessin, und um sie herum drängte sich die Schar der Unterthanen. Je zu zweien engagirten sie sich zum Wettbewerb um die pomphaft klingenden Blechorden. Es war ganz still geworden; man schien das Trinken schon nicht mehr als Vergnügen, sondern eher als Arbeit aufzufassen. Gegen 10 Uhr waren alle vorhandenen Orden vergeben; schnell ward der Saal hergerichtet: die Ziegenhainer Schönheiten im Alter von fünfzehn bis sechzig Jahren rückten heran. Und während draußen der Papst die Füchse taufte und einsegnete, entwickelte sich drinnen im Saale das höchst originelle Treiben eines Hofballes. Das ward ein buntes Durcheinander! Wo es an Tänzerinnen fehlte, mußten Couleurbrüder, Ziegenhainer Bauern oder gar der eine oder

Gräfin Maria von Linden.

Nach einer Aufnahme von Hof-Photograph Hornung in Tübingen.

der andere der Couleurhunde herhalten. Dazwischen Gesang und lustiges Zechgelage bis tief in die Nacht hinein.

Im Osten fing es bereits an zu dämmern, als ich in Begleitung des Reichsnachtwächters, der sich mir angeschlossen, nach Jena zurückkehrte. Hinter uns, von der Hofburg her, schallte noch der frohe Lärm trunkfester Ritter, vor uns bewegten sich Gruppen mit brennenden Fackeln zu Thal.

„Kommen Sie noch 'mal mit auf den Markt?“ fragte mich mein Begleiter, „es ist Hannfriedtanz annoncirt.“ Natürlich ging ich mit. Still lag der Marktplatz da, nur schwach beleuchtet durch einige spärliche Laternen. Vor dem Hannfrieddenkmal hockten etwa fünfzig Burschen, die soeben aus Ziegenhain zurückgekehrt waren. Lautlos saßen sie da; aber allmälich kam Leben in die Schar; man erhob sich, man schloß einen Kreis um das Denkmal, Arme und Beine wurden im Takte gehoben und schließlich gingen die Bewegungen in einen wilden, grotesken, aber lautlosen Indianertanz über. Ratlos standen ein paar Nachtpolizisten daneben. Wohl zehn Minuten lang dauerte die stille Scene, dann plötzlich ein vielstimmiges, dröhnendes: „Gute Nacht, alter Hannfried!“ und nach allen Richtungen zerstob der Haufe. Ich allein war zurückgeblieben. Meine Augen hafteten an dem Erzbild, dem man da eben so wunderliche Ovationen gebracht. „Ja, wenn du empfinden könntest,“ dachte ich bei mir, „du dürftest dich mit Recht freuen über das altherrliche Burschenleben, das sich hier unter deinen Jenenser Musensöhnen noch erhalten hat.“ Und wie ich so dachte, kam es mir wirklich vor, als ob der Alte da oben lächelte. Es mag aber nur der flackernde Schein einer nahen Laterne gewesen sein, der über sein Antlitz huschte.

J. Ambus.

Gräfin Maria von Linden,

der erste weibliche Doktor der Universität Tübingen.

Gräfin Maria von Linden, die am 5. August an der Universität Tübingen den Doktorhut erwarb, ist am 18. Juli 1869 als Tochter des württembergischen Kammerherrn Grafen Edmund von Linden und seiner Gemahlin Eugenie, geborenen Freiin Hiller von Gärtringen, geboren. Nachdem sie sich am Realgymnasium in Stuttgart zur Maturitätsprüfung vorbereitet hatte, hörte sie an der Universität Tübingen Vorlesungen über Naturwissenschaft. Als Hauptfach studirte sie Zoologie, als Nebenfächer Botanik und Physik. An der naturwissenschaftlichen Fakultät erwarb sie mit einer Arbeit über die Struktur der Conchylien den Grad des Doktors cum laude und war damit die erste Dame, die an der genannten Hochschule eine solche Auszeichnung errang. Im nächsten Semester wird Gräfin Linden nach Zürich übersiedeln, um sich dort ausschließlich dem Studium der Medizin zu widmen.

Der Bierstaatauszug der Burschenschaft Teutonia zu Jena: Der Festzug auf dem Marktplatz. Originalzeichnung von O. Gerlach.

Digitized by Google

Flittergold?

Novelle in Briefform

von

C. Schroeder.

(Fortsetzung.)

Unglücklich sah bei alledem Herr Lekás nicht aus. Er suchte mir auch gleich hinterher sein Pyrgos in glänzenden Farben zu malen, denn er meinte, ich müsse doch notwendig einmal hinkommen, schon Olympias wegen, das ganz in der Nähe liege. Olympia und die Ausgrabungen seien doch für die Deutschen noch von ungleich höherem Interesse wie für die übrigen Ausländer, die jetzt angefangen hätten, mit Eifer dahin zu wallfahrten. Ja wohl, mit Eifer. Fast jede Woche komme — auf dem Wege nach Olympia — irgend ein fremder Prinz durch Pyrgos. Vor kurzem sei auch der Zarewitsch dagewesen, der für Frühstück, Diner und eine Logirnacht sechstausendfünfhundert Franken habe bezahlen müssen.

Ich schauderte gerade und erklärte lachend, daß ein Besuch in seinem teuren Pyrgos für meine Kasse wohl unerschwinglich sein werde, als Irene erschien und mich unter Schmeichelworten in das Haus lockte, an den großen Flügel, den ihr Vater ihr geschenkt. Ich müsse durchaus etwas spielen, meinte sie, die ganze Gesellschaft sei gespannt auf meine Kunst.

Dies schien auch wirklich so. Was an Gästen vorhanden war, hatte sich im Handumdrehen in dem weiten Gartensaal versammelt und bildete sitzend und stehend einen andächtig erwartungsvollen Kreis um mich herum.

Ich spielte, was mir zuerst in den Sinn kam, das Andante favori von Beethoven, ich spielte es so gut ich konnte auf dem besten Klavier, das ich je berührt hatte, aber ich spielte zur allgemeinen Enttäuschung. Kränken konnte mich dies weiter nicht, denn die Schuld war Beethovens. So leicht faßlich er sprach, der große Meister, in diesem Fall sprach er doch noch über das Verständnis meines Auditoriums weg. Ja, die Bemerkung, die ich im Salon der Tante schon wiederholt gemacht, machte ich wieder, Lani, daß nämlich die Töchter und Söhne des heutigen Hellas, was die Musik betrifft, noch auf einem kindlichen Standpunkte stehen.

Kein Herz hatte ich höher schlagen, kein Auge freudiger glänzen gemacht, aber die Schmeichelreden am Schluß sollten mir doch nicht fehlen. Die aufrichtigste kam von Irene.

„Nein, wie Du das kannst, wie prachtvoll Du das kannst," kopfschüttelte sie. „Deine Finger so über die Tasten fliegen zu sehen — mir ward ordentlich schwindelig dabei, Sophia!"

Sie thaten höflich geneigt, sich von mir noch weiter langweilen zu lassen, die guten Menschen, aber ich hatte Erbarmen. Ich verzichtete zu Gunsten des Fräulein Kalomira — einer titianischen Schönheit in einem fürchterlichen terracottafarbenen Kleid — und was für einen Gefallen ich der Versammlung damit gethan, davon konnte ich mich sogleich überzeugen.

Aus dem gezwungenen ward ein freudiges Aufhorchen, die Augen begannen zu strahlen, die Lippen zu lächeln, die Köpfe sich nach dem Takte der Musik zu wiegen. Was sie spielte? Ein Potpourri von den abgeleiertsten Operettenmelodien. Was man bei uns in Deutschland von keiner Drehorgel mehr erträgt, das nahm man hier von dem herrlichsten Erardschen Flügel mit Begeisterung entgegen.

Man mag es mir als blassen Neid ausgelegt haben, aber als „Anna, zu dir ist mein liebster Gang" an die Reihe kam, huschte ich aus der Fensternische, in die ich mich zurückgezogen hatte, hinaus in das Freie. Um die Hausecke bog ich und dann in einen der von Lorbeeren und immergrünen Eichen eingefaßten schlängelnden Pfade, die am Bergabhang hinunterführten. Als kein Ton aus dem Gartensaal mein Ohr mehr erreichte, stand ich still und sah mich um.

Aus den Anlagen schien ich hinausgeraten zu sein. Das Strauchwerk rechts und links vom Wege war von wucherndem Schlinggewächs umstrickt. Die wilde Rebe warf ihre grünen Ketten von Baum zu Baum oder spann sie netzartig über den Pfad, bildete hier ein Zeltdach, dort einen Teppich. Es war, als wolle sich die Natur schadlos halten für den Zwang, den man ihr da hinten im Garten angethan. Die mutwilligsten Sprünge machte, die tollsten Zusammenstellungen wagte sie. Fast bis in die Spitze eines mächtigen Feigenbaumes hatte sie einen schwerfälligen Kürbis hinaufklettern gemacht.

Plötzlich wich der Baumschatten hinter mich. Ich befand mich auf einem freien Platz, sah vor mir eine ragende Felswand, in Sonnenuntergangsglut getaucht, zu meinen Füßen eine Schlucht, durch die sich im Frühjahr ein wilder Gießbach stürzen mochte. Jetzt füllte sein ausgetrocknetes Bett eine üppige Vegetation von Oleandern, Lorbeeren und Myrten. Das tiefdunkle Grün, die prächtig leuchtenden Blumen lockten mich, gerade wie sie mich neulich gelockt hatten. Ich meinte auch, da unten, wo sich die Felsen aus einander thaten, müsse man das Meer hereinschimmern sehen, den Golf vom Abendrot überflammt. Der Weg war zwar sehr abschüssig, allein ich wagte mein Heil, sprang von Stein zu Stein, rutschte auch wohl ein bißchen aus auf dem Geröll, unterhielt mich aber prächtig, bis ein wunderliches Zischen meinen Fuß ins Stocken brachte.

Ich spähte rechts, ich spähte links, begriff gar nicht, woher der Laut gekommen sein konnte, wollte weiter schreiten, da wiederholte sich das Zischen und nun, wie ich den Kopf vorbeugte, gewahrte ich ein langes, schmales, mißfarbenes Etwas, das im Begriff war, sich aalartig an dem Stein vorbeizuwinden, auf dem ich stand.

Eine Schlange, Lani! Der Schrecken aller Schrecken für mich! Du kannst Dir denken, mit welcher Hast ich Kehrt machte, aber Du hast keine Ahnung, welche Mühe ich hatte, den halsbrecherischen Pfad wieder hinanzuklimmen. Zu guter Letzt wäre ich auch noch zu Fall gekommen, wenn nicht zwei Hände mich gefaßt und emporgezogen hätten.

Da stand ich nun auf festem Grund und Boden, und wer stand als Helfer in der Not vor mir? Herr Chrysikópulos.

„Dank!" preßte ich gezwungen heraus, während ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen stieg. Was mochte er gedacht haben bei meiner überhastigen Kletterpartie? Ich hatte ja nicht nötig, ihm eine Erklärung zu geben, aber ich that es.

„Da unten war eine Schlange," schauderte ich, „ein greuliches Ding — wohl so lang!"

Ich hielt meine Hände meterweit aus einander und wandte dann, mit mir selbst unzufrieden, den Kopf zur Seite. Was ging ihn die Länge des Wurms an?

„Es hatte keine Gefahr," versicherte er in tröstlichem Ton. „Es war nur eine Natter."

„Nur eine Natter?"

„Sie sind nicht giftig."

„Ah so!"

Da hatte ich mich also wieder einmal zu seiner Belustigung gefürchtet. Warum er eigentlich gerade immer zur Hand sein müsse, wenn ich mich lächerlich mache, hätte ich ihn in meinem Aerger bald gefragt, aber gottlob! ich bezwang mich, ließ ihn erst ein Weilchen stumm neben mir herschreiten — leider waren wir ja für den Rückweg auf denselben Pfad angewiesen — und erkundigte mich dann in nur leicht ironisch gefärbtem Ton:

„Wie kam es, daß Sie plötzlich da oben standen? Gesehen hatte ich Sie nicht."

„Ich langte auch eben erst an," antwortete er, und mit einem halben Lachen: „Ich befand mich auf der Flucht, müssen Sie wissen."

„Auf der Flucht?"

„Nun ja, ich hatte als einsamer Lauscher unter den Platanen gesessen und in den Tönen geschwelgt, die aus dem Gartensaal zu mir herüberklangen."

„Auch ein Operettenenthusiast," dachte ich und wollte schon spöttisch die Lippen kräuseln, da fuhr er fort:

„Es war Beethovens Stimme, die ich vernahm. Er sang mir eine Zaubermelodie, die meine Seele in den allerschönsten und allerunmöglichsten Traum wiegte. Es war ein Glück und eine Seligkeit, da schwieg der große Meister und statt seiner kam nun der Zauberlehrling zu Wort. Der — sage ich? Mindestens ein Dutzend waren es, die sich überschrieen. Ich ertrug den Lärm eine Weile — ich mochte mich von dem Plätzchen nicht trennen, das Abendrot sah so lieblich zwischen den Platanen herein — aber endlich mußte ich doch Fersengeld geben."

„Als ‚Anna, zu dir ist mein liebster Gang' an die Reihe kam?" fragte ich.

„‚Komm herab, o Madonna Theresa!'" schallte es mir, wenn ich nicht irre, nach," antwortete er.

„Da waren Sie doch noch standhafter wie ich," lachte ich auf.

Ja, ich lachte, Lani, ganz ungezwungen. Für den Moment sah ich über alle Mängel des Mannes weg. Er hatte Beethoven gelobt und in Beethoven mich selber, denn wenn meine Finger ungeschickt oder unfähig gewesen wären, wie hätte da die „Zaubermelodie" laut werden wollen? Was doch die Eitelkeit thut, Lani!

Da wandelten wir nun neben einander hin und ich bin überzeugt, hätte er ein harmloses Gespräch vom Zaun gebrochen, ich wäre harmlos darauf eingegangen, allein — er verfiel auf ein ganz unglückliches Thema.

„Erlauben Sie, daß ich eine Frage an Sie richte, mein Fräulein?" erkundigte er sich nach längerem Schweigen.

„O, gewiß — warum nicht?" entgegnete ich, obgleich ich am liebsten davongelaufen wäre.

„Nun denn, was ist es, das Sie gegen mich haben?"

„Ich meine," preßte ich unter wildem Herzklopfen hervor, „das müßten Sie sich selber sagen können."

„Eine Mutmaßung hege ich allerdings," versetzte er, „Sie sind der leidenschaftlichen Liebe eingedenk, die Sie mir gleich beim ersten Anblick einflößten, und Sie fürchten, ich möchte meinen einmal gescheiterten Annäherungsversuch jetzt erneuern. Ist es so?"

Ich zuckte statt aller Antwort nur die Achseln.

„Wenn dem so wäre," fuhr er fort, „so dürften Sie sich beruhigen. Ich habe Ihre Wünsche vier Jahre lang respektirt, es wird mir auch gelingen, sie weiter zu respektiren."

Das waren höfliche Worte, aber wie beleidigend sie mir klangen, davon hast Du gar keinen Begriff. Ich hörte nämlich mit Recht oder mit Unrecht sehr viel Ironie heraus und las sie im Geiste ungefähr so: „Ein erneuerter Annäherungsversuch hier — in Gegenwart meiner Braut — unter den Augen der ganzen Bekanntschaft? Bilden Sie sich doch ja nichts ein, mein Fräulein! Ich habe vier Jahre Zeit gehabt, Sie zu vergessen, und es ist mir gelungen — aber vollständig!"

Ich war so aufgebracht, ich mußte sekundenlang warten, um meine Stimme in die Gewalt zu bekommen, dann entgegnete ich mit schneidender Schärfe:

„Sie reden von einem gescheiterten Annäherungsversuch? Ich muß mich jetzt hinterher noch recht sehr wundern, daß Sie ihn zu machen wagten. Sie waren ja damals schon verlobt, wie ich höre."

„Nicht doch!" kopfschüttelte er unwillig. „Ich war ein freier Mann, als ich zu Ihnen kam. Die Verlobung bestand damals nur in dem Wunsch des Onkels und in dem Munde der Vettern und Klatschbasen, die es für unmöglich hielten, daß ein armer Schlucker die Hand der Tochter eines reichen Mannes ausschlagen könne. Nun, ich hatte sie ja auch nicht ausgeschlagen, aber Irene Melás war, als ich Griechenland verließ, noch ein Kind, das mit Puppen spielte. ‚Warten wir ab, was die Zukunft bringen wird,' sagte ich dem Onkel beim Abschied, und die Zukunft brachte mir eine große, ernste Liebe zu Ihnen."

Mein Zorn war wie verflogen, ein seltsames Gefühl schlich, während er sprach, in mein Herz. Ein Gefühl der Beschämung? Nein, eins, das schwerer lastete. Die Kniee bebten mir, ich kam so recht nicht vorwärts — „eine große, ernste Liebe zu Ihnen," da stand ich still und sah ihn an, hilflos, verstört.

Möglich, daß er Tadel aus meinem Blick herauslas, denn er fuhr hastig fort: „Aber das ist Ihnen eine lästige, alte Geschichte, Sie mögen nicht davon hören. Nun, wenn ich heute darauf zurückkam, ich thue es nicht wieder, weder im Wort, noch in der That. Ich sagte es Ihnen ja schon, Sie sind sicher vor mir, Fräulein Sophie, ganz sicher in jeder Beziehung!"

Digitized by Google

Ich ging jetzt wieder — ging mit ziemlicher Hast. Sicher war ich vor ihm? Nun, natürlich, das lag ja auf der Hand. Als er von Griechenland fortgereist war, da hatte Irene Melás noch mit Puppen gespielt, als er zurückgekehrt, war sie die Allerschönste von Patras gewesen. Da hatte er denn keine Ursache gesehen, sich noch lange gegen die Verlobung zu sträuben, die bis dahin nur in dem Wunsch des Onkels und in dem Mund der Vettern und Klatschbasen bestanden. Glücklicher Bräutigam war er nun und ich daher sicher vor ihm, ganz sicher in jeder Beziehung.

„Glauben Sie mir dies?" erkundigte er sich nach einer Pause.

„O, gewiß!" lachte ich spöttisch auf.

„Und wollen Sie Ihre Scheu nun fahren lassen und mich ein wenig besser behandeln?"

Es war fast etwas Scherzhaftes in seinen Ton hineingeraten; dies machte, daß ich, statt zu antworten, nur zornig die Unterlippe zwischen die Zähne kniff.

„Fräulein Sophie!"

Ich schwieg noch immer.

„Sie sind diejenige, die ich auf der Welt am höchsten schätze und verehre — ich kann es nicht ertragen, Sie zur Feindin zu haben!"

Ganz feierlich ernst war das herausgekommen, aber es klang mir unerhört, es brachte mich außer mir.

„Wie dürfen Sie so etwas sagen," stieß ich hervor, „hier auf diesem Grund und Boden?!"

„Warum nicht auf diesem Grund und Boden?" fragte er erstaunt. „Ueberall will ich es sagen, vor allen Ohren, die es hören wollen. Höher wie Sie, steht für mich kein Mensch auf der Welt, und ich werde nicht ruhen, bis wir Freunde geworden sind."

Ueber alle Maßen empörend schien mir's. Vor seinen Liebes- und Heiratsanträgen war ich nunmehr sicher. Er konnte ja besser thun, die Allerschönste von Patras war ja sein, aber meine Freundschaft wollte er sich gütigst gefallen lassen.

„Dann werden Sie in Ihrem Leben schwerlich zur Ruhe kommen," entgegnete ich ihm mit einem harten Lachen.

Wir standen beide jetzt. Mir brannte die Zornröte in den Wangen, er war sehr blaß geworden.

„Demnach," sagte er in dumpfem Ton, „wäre es nicht Scheu, was Sie gegen mich erfüllt, sondern Haß?"

„Nennen Sie es, wie Sie wollen!"

„Haß also. Und woher dieser Haß?"

„Nehmen Sie an, daß Ihr Anblick mir fatal ist, weil er jedesmal eine Erinnerung in mir weckt, eine Erinnerung, deren ich mich bis in die Erde hinein schäme!"

„Bis in die Erde hinein!" Er wiederholte es mit unendlicher Bitterkeit, öffnete dann die Lippen, schloß sie wieder, machte mir eine förmliche Verbeugung und setzte hinzu: „Dank für Ihre Aufrichtigkeit, mein Fräulein! Was in meiner Macht steht, soll geschehen, damit diese Erinnerung jetzt den ununterbrochenen ewigen Schlaf schläft."

Darauf entfernte er sich, den Kopf stolz und hoch tragend, in der Richtung der Villa, die in ihrer Marmorweiße durch die fallenden Abendschatten fast gespenstisch in den düster überwölbten Pfad hereinblinkte.

Ich ging auch, aber ich hatte Blei in den Gliedern und ein seltsames Gefühl im Kopf, ein Gefühl, als habe mir etwas einen schmetternden Schlag vor die Stirn versetzt und ich könne nun durchaus meine Gedanken nicht sammeln.

Plötzlich wich die Betäubung, ich hatte vom Hause her einen Ruf vernommen, ein jubelndes: „Manuel!" von Irenens Stimme.

Jetzt stand ich mit ein paar Schritten am Ausgang des Pfades und sah alles, was drüben vorging.

Die Allerschönste kam zwischen den Säulen des Porticus herausgeflogen, die Stufen der Freitreppe herab und auf ihren Verlobten zu.

„Manuel!" rief sie noch einmal und dann folgte ein langer Satz in griechischer Sprache. Den Satz verstand ich natürlich nicht, aber daß es sich um eine flehentliche Bitte handelte, merkte ich an dem Ton, in dem er vorgebracht wurde, und an den Gebärden, die ihn begleiteten. Wie wenn im Don Juan die Zerline ihren Masetto umschmeichelt, genau so sah sich's an. Die Holde bog das Köpfchen rechts, sie bog es links, sie schmiegte sich an die eine, sie schmiegte sich an die andere Seite ihres Verlobten, sie hob endlich ihre weiße Hand und strich ihm über die Wange. Da nickte Masetto Zustimmung, er konnte ja nicht gut anders, und nun, mit einem Freudenlaut, flog sie ihm an den Hals, erblickte über seine Schulter mich, jauchzte: „Sophia! Endlich — endlich!" und war im Handumdrehen bei mir.

Ich hätte sie ohrfeigen mögen — ja, das hätte ich! Es war ja offenbar, daß sie Franz liebte — und nun in solcher Weise dem andern schön zu thun!

Sie merkte bald, daß etwas nicht in Ordnung sei, trat verschüchtert einen Schritt zurück und sah mich betrübt an.

„Was hast Du nur, Sophia?" fragte sie. „Und wo kommst Du nun auf einmal her? Bis in den Weingarten hinein habe ich Dich gesucht. Sie wollten alle, Du solltest noch einmal spielen, aber finden konnte ich Dich nicht. Wo bist Du denn gewesen?"

Ich deutete mit einer kurzen, ungeduldigen Handbewegung auf den Pfad, aus dem ich getreten war.

„Hu!" schauderte sie. „In den alten, dunklen Weg wage ich mich ja bei hellem Mittag nicht einmal hinein. Er führt zu den Felsenlöchern, da nisten Schlangen drin und anderes häßliches Getier und früher, weißt Du —" hier trat sie wieder dicht an mich heran und senkte die Stimme zum Flüsterton — „nach dem Türkenkrieg, Sophia, da sollen Räuber drin gehaust haben, Räuber und gräßliche Mörder, die ihre Opfer —" Sie stockte, vom Grauen erfaßt, sah sich scheu um und haschte nach meiner Hand. „Es thut nicht gut, davon zu reden," meinte sie. „Komm, laß uns laufen, Sophia! Bei Nacht ist's immer schöner, wo Menschen sind."

„Finden Sie?" entgegnete ich, mich nur zu einem langsamen Schritt bequemend, in meinem unfreundlichsten Ton.

„Ja," nickte sie treuherzig, „und Du kannst doch auch nicht hier bleiben, Sophia, wir wollen ja tanzen; das heißt," verbesserte sie sich seufzend, „ihr sollt tanzen, wenn nur Manuel erst den Vater überredet hat — nicht unten im Saal, nein, oben auf dem Dach, beim Mondschein, zur Mandoline sollt ihr tanzen. Herr Lekás hat es vorgeschlagen, es ist eine reizende Idee und der Vater wird schon seine Zustimmung geben, er kann ja Manuel nichts verweigern."

„Ah so! Sie haben Ihren — haben Herrn Chrysitópulos beauftragt —?"

„Ich habe furchtbar betteln müssen," fiel sie mir schelmisch lachend in die Frage. „Er ist ja sonst so nett, aber eben sah er schrecklich finster aus. Die Sache war ihm auch langweilig, weißt Du, er tanzt ja selber nicht."

„Nicht?!"

„Niemals. Er habe in Deutschland die Freude daran verloren, sagt er, und der Vater hört dies gern, denn er findet nur den griechischen Reigen schön, so wie man ihn auf den Wiesen bei den Dörfern tanzt. Ich nicht — ich kann das alberne Hin- und Herschreiten mit dem dummen Gesinge dazu nicht leiden, ich — ach! Sophia, ich möchte für mein Leben gern einmal Walzer tanzen, mit einem Herrn, meine ich, mit einer Dame ist's ja kein Spaß. Aber der Vater erlaubt es nicht — nein, es nützt gar nichts, daß ich ihn darum bitte. Daß ein fremder Mann ein Mädchen um die Taille faßt und sich mit ihr im Kreise dreht, nennt er unpassend, unanständig, denke Dir nur!"

Der Schlußsatz hatte ein bißchen weinerlich geklungen, doch jetzt lächelte sie schon wieder. „Ich werde Dich tanzen sehen," nickte sie, „das ist auch ein Vergnügen. Komm nur mit, Sophia!"

„Ich kann nicht," kopfschüttelte ich, zwischen den Säulen der Vorhalle stehen bleibend, „ich muß nach Haus!"

„Nach Haus?" wiederholte sie im Ton grenzenloser Enttäuschung. „Und willst auch — Deinen Bruder mitnehmen?"

„O, durchaus nicht, ich kann sehr gut allein fahren."

„Aber er wird Dich nicht allein fahren lassen," rief sie in naiver Verzweiflung, „er wird mitwollen und dann — mögen die anderen nur auch ihre Hüte nehmen und gehen — dann ist's mit der Freude doch aus."

Sie war sehr deutlich in ihrem Groll. Ich fühlte mich gerührt und mußte doch lachen. Da stürzten ihr die Thränen über die Wangen. „O, Sophia!" schluchzte sie so vorwurfsvoll, daß ich mich schämte und zu bleiben versprach.

Sie hob ich in den Himmel mit dem Versprechen, mir selbst bereitete ich einen langen qualvollen Abend. Ich habe nichts gegen die Hausbälle beim Mondschein, auf dem Dach, Lani, wie sie hier im Lande üblich sind. Ich finde sie im Gegenteil sehr hübsch. Man denkt an Sommernachtsträume, an Elfenreigen, an allerlei Poetisches — wenn man zu derartigen Gedanken aufgelegt ist, heißt das. Ich war es nicht an dem betreffenden Abend. Ich dachte nur, daß doch eigentlich gar keine Ursache vorliege, warum ich Kopfweh haben solle und solch ein Gefühl in der Brust, solch ein unangenehm schweres Gefühl wie von einer Schuld, die ich begangen hätte. Ich hatte doch keine Schuld begangen. Ich hatte immer in gutem Glauben gehandelt und wenn ich in gutem Glauben jemand unrecht gethan, nun — dafür war ich eben ein Mensch und nicht allwissend!

Es sei ein ganz dummes, überflüssiges Gefühl, von der Seele hätte ich es mir wegtanzen sollen, fand ich, aber so oft sich mir eine Tanzgelegenheit nahte, sann ich entsetzt auf Ausflüchte. Uebergroße Müdigkeit schützte ich vor, daß der Abend gar zu herrlich sei und ich von meinem Winkel im Schatten der Balustrade so hübsch den Mond sehen könne, sagte ich. Das konnte ich auch, Lani. Hoch über den düsteren Baumwipfeln vor mir schwamm er im tiefblauen Aether und war von einem Glanz, wie wir ihn in unserem blassen Norden nicht einmal träumen. Ich hielt ihn doch nicht lange im Auge, er gefiel mir nicht auf die Dauer. Er hatte so etwas im Blick, das mir meine Seelenlast noch drückender machte. Nein, noch lieber als nach ihm sah ich nach den Tanzenden hin und wunderte und fragte mich, wie es nur möglich sei, daß man sich in einer so traurigen Welt so vergnügt drehen könne, nach dem Takt eines so fatalen Instruments wie die Mandoline noch dazu.

Herr Spiliópulos war es, der sie handhabte. Er hatte sich erst endgiltig überzeugt, daß ich heute nicht tanzen werde, und dann den kleinen Marterkasten mit einem Seufzer übernommen. Die schmachtenden Blicke, die er nach meiner Richtung warf, während seine Finger kratzten, hätten mir unter anderen Umständen vielleicht Spaß gemacht.

Wer auch nicht tanzte, war Franz. Er hatte sich eine Weile in Ecken und Winkeln herumgedrückt, jetzt stand er an die Glasthür gelehnt, die den Treppenausbau verschloß, und starrte — er mochte ja wohl glauben, es unbemerkt thun zu können in dem Gewühl — unverwandt auf Irene.

Sie hatte sich ein paarmal von ihren Freundinnen herumschwenken lassen und dann neben mir Platz genommen mit einem grollenden: „Ach, dies Getanze mit Mädchen, es ist doch gar nichts dran, es ist einfach langweilig, Sophia, ich thue es auch nicht wieder."

Da saß sie nun, den Ellenbogen auf das Knie, das Kinn in die Hand gestützt, und der Mond verklärte ihre Schönheit in einer Weise, daß ich mich über meinen Bruder nicht wundern konnte — und über einen andern auch nicht.

Plötzlich zuckte sie zusammen, aber nicht im Schrecken, denn während sie sich enger an mich schmiegte, erschien ein reizendes Lächeln auf ihren Lippen. Franz war vor uns hingetreten.

„Na, Alte," wandte er sich in scherzhaftem Ton an mich, „sitzest wohl hier und fängst Grillen, was? Bist mir noch böse wegen heute nachmittag, will ich wetten."

„O, durchaus nicht," beeilte ich mich zu versichern.

„Gut, dann komm her und laß uns ein Versöhnungstänzchen machen!"

„Ueberflüssig," kopfschüttelte ich. „Wie dürfte ich auch wohl mit Dir tanzen, nachdem ich es den übrigen Herren abgeschlagen habe?"

„Komm," beharrte er. „Nur einmal herum, sie werden es nicht sehen."

„Das fragt sich," entgegnete ich. „Ich habe nebenbei auch nicht die geringste Lust. Suche Dir eine andere Partnerin, an Damen ist kein Mangel."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bellos Porträt.

Zu den wichtigsten und hervorragendsten Gliedern einer Familie zählen unstreitig die lieben, guten Tanten, besonders wenn sie selbst noch jungfräulichen Standes und mit einem respektablen Bankdepositenschein begabt sind. Sie sind die Vizemütter der Herren Neffen und Nichten und treten in vielen Fällen als gütige Vorsehung derselben auf, wenn die leiblichen Eltern irgend etwas nicht einsehen wollen oder können. Einer ganz besonderen Verehrung hat sich die so beliebte Erbtante zu erfreuen, nicht etwa deshalb, weil von ihr nach deren Ableben etwas zu erwarten ist — so unzart ist die jüngere Generation heutzutage nicht — sondern weil sie dann und wann recht liebenswürdig sein kann; besonders bei Gelegenheit von festlichen Ereignissen, wie zum Beispiel bei Namens- und Geburtsfesten, Verlobungen und Hochzeiten. Je höher man bei der Tante in Gunst steht, desto besser. Ist die Konkurrenz bei der Bewerbung um das Wohlwollen der lieben Tante recht groß, dann muß man schon ein übriges thun, um sich einen Stein im Brett zu sichern.

Das dachte auch die kleine Frida, als sie die Stufe der Glückseligkeit erklommen hatte, das heißt, als sie die Verlobung hinter sich und die Hochzeit vor sich hatte. Tante Eugenie, Besitzerin verschiedener alten Brillanten, die sie nie trug, war zwar immer lieb zu Frida gewesen und hatte ihr schon die schönsten Geschenke gewidmet, aber Steine waren niemals dabei gewesen. Eine Braut könnte so etwas jedoch sehr notwendig brauchen, ja es kam der guten Frida manchmal vor, als ob sie sich ohne Brillanten gar nicht trauen lassen könne. Sie sann deshalb Tag und Nacht darüber nach, wie sie sich die Tante recht verpflichten könne. Endlich kam der Strahl der Erleuchtung! Tante Eugenie besaß einen Schatz, der ihr teurer war als alle Steine der Erde, und dieser Schatz hieß Bello. Es war der reizendste Mops, der je ein seidenes Ruhekissen benützt hatte; weiß, mit einer schwarzen Verzierung in dem lieben, nichtssagenden Froschgesichte. Frida war eine Künstlerin in Oel — zwar nur Dilettantin, aber die können's besser als die Berufskünstler, und deshalb beschloß sie, den reizenden Bello auf die Leinwand zu werfen oder, besser gesagt, sein säuberlich zu porträtiren und der Tante als ein Zeichen liebevoller Erinnerung zu widmen. Es war eine herrliche Idee! Tante Eugenie wird gerührt sein — sie wird nicht wissen, wie sie sich dankbar genug erweisen solle! — Die Leinwand war bald aufgezogen, die Palette spielte alle Farben, Frida stand mit der Kohle vor der Staffelei und sah auf ihr Modell, den hübschen Bello, den sie der schlummernden Tante auf einige Zeit zu entführen verstanden hatte. Leider war Bello kein Modellsteher von Beruf. Er hatte zuerst nach dem Genusse eines Extrabiscuits geruht, sich auf dem Kissen niederzulassen; als aber Frida die ersten Striche mit der Kohle auf die Leinwand zeichnete, verließ Bello seinen Platz, um sich einen passenderen Ort für seine Unterhaltung zu suchen. Frida lockte ihn mit den süßesten Schmeichelworten und Zuckerstückchen, welch letztere einen guten Eindruck auf sein Hundegemüt machten; Bello ließ sich wieder auf das Fauteuil setzen und hielt sich auch eine Viertelminute ruhig. Kaum aber wendete ihm die Künstlerin den Rücken, so drehte er sich nach alter Gewohnheit um die eigene Achse, um eine passende Stellung zum Ruhen zu finden. Frida verlor die Geduld und suchte mit Drohungen den Gehorsam zu erzwingen. Bello war zu unschuldig, um die Bedeutung einer Drohung zu kennen; sie ließ ihn vollständig kalt. Frida verzweifelte, und in der Verzweiflung, in der ja ein Mensch zu allem fähig ist, versetzte sie dem guten Bello einen richtigen Klaps. Eine solche unwürdige, barbarische Behandlung brachte die arme Hundeseele ganz und gar aus der Fassung. Bello stieß ein Jammergeheul aus, welches der guten Frida durchs Herz schnitt. Wenn das die Tante hörte! Die Folgen wären schrecklich gewesen. Sie beeilte sich, dem heulenden Mops so lange das Froschmaul zuzuhalten, bis er die Mißhandlung verschmerzt hatte; dann wurde er mit dem letzten Reste von Kuchen wieder gnädig gestimmt. Aber mit der Sitzung war's vorbei, denn nun mußte die Tante erwachen, und dann war Bello fest engagirt.

So ging's Tag für Tag; Bello zeigte immer mehr Abneigung gegen die ungewohnte Einladung und eigentümliche Behandlung; die Künstlerin hätte nie gedacht, daß ein solches Rabenvieh, wie sie ihn nannte, so schwierig zu porträtiren sei. Endlich war das Bild fertig — nach Ansicht der Künstlerin nämlich. Die Tante war hochbeglückt, nachdem ihr Frida geschworen hatte, das hundeähnliche Geschöpf im Goldrahmen sei das wohlgetroffene Porträt Bellos, und versprach, eine solche Liebenswürdigkeit nicht zu vergessen. Ob sie aber Fridas Wunsch erraten wird? Der Mops hat das Seinige gethan, weil er mußte; ob die Herrin auch das Ihrige thun wird, wie die Nichte erwartet, das ist eine Frage, welche der holden Braut noch manchen bangen Augenblick bereitet!

*

Lupus in fabula.

Lupus in fabula.

Die Herren sind halt immer besser daran wie die Damen, wenngleich ein großer Teil von ihnen das Knie vor den Vertreterinnen des schönen und nicht immer schwachen Geschlechtes beugt und eine Art Sklaverei gern auf sich nimmt. Hat Amor ein Unheil angerichtet und ein Männerherz bis zum Tode verwundet, dann ist der arme Mensch nicht genötigt, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und dort an der Wunde zu Grunde zu gehen. Er darf vielmehr kühn das Haupt erheben, darf sich seiner Niederlage rühmen, darf im Kreise der Freunde von derjenigen, die es ihm angethan, reden, darf ihre Schönheit, Anmut und Tugend rühmen und laut und öffentlich sagen, wie sehr er sie ins Herz geschlossen hat. Das darf

Digitized by Google

Bellos Porträt.

„Ueber Land und Meer".

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

so ein armes Mädchen aber nicht; der Anstand will, daß es sein Glück und seine Qual schweigend trage und der Mitwelt so wenig als möglich merken lasse, wie es ihn verehrt. Aber alles ganz in sich verschließen, das geht nicht, besonders wenn so eine junge Dame bereits zur Braut avancirt ist. Immer denkt sie an ihn, wo sie auch weilen mag, und immer möchte sie ihn vor sich sehen. Die Unruhe hat die holde Frida in den Garten hinausgetrieben; sie muß frische Luft schöpfen wegen der fortwährenden, gewiß sehr gefährlichen Herzbeklemmungen. Ihre treubesorgte Schwester Anna geht nicht von der Seite und ist gern bereit, nötigenfalls mit irgend welchen Hausmitteln beizuspringen. Sie setzen sich in die schattenspendende Laube, und weil bei Frida das Herzklopfen nicht aufhören will, wendet sie ein erprobtes Sympathiemittel an: sie holt eine Photographie aus der Tasche und sieht unverwandt darauf hin; das soll in solchen Fällen sehr gut wirken. Dabei erzählt sie ihrer Anna unwillkürlich von den Vorzügen des Originales dieser Photographie und lüftet den Schleier ihrer Herzensgeheimnisse, so daß ihr Denken und Fühlen offen zu Tage liegt. Ihm gegenüber würde sie so etwas nie andeuten, geschweige denn sagen. Er erfährt's aber doch. Denn die alte Erfahrung bewährt sich auch hier. Wenn man von jemand spricht, ist er meist nicht weit weg. Der glückliche Bräutigam steht längst auf der Lauer, hat die beiden Mädchen in der heiteren Absicht verfolgt, sie plötzlich zu überraschen, aber die Dinge, die er jetzt hört, sind so süß, so berauschend, daß er lauscht, so lange es geht. Endlich macht er sich bemerkbar, Frida stößt den üblichen Schrei aus und ruft: „Ferdinand, wie kommst denn Du plötzlich hieher?" Der aber sieht glückstrahlend in das hold errötende Mädchenantlitz und erwidert: „Du hast mich gerufen; Du hast nämlich von mir gesprochen und dadurch die geheime psychische Verbindung hergestellt, ein unbekanntes Etwas zog mich hieher, und so ward ich wider Willen zum Lupus in fabula."

B. Rauchenegger.

Niklas Becker und das Rheinlied.

Ein Erinnerungsblatt zum 28. August.

Eigen fügt es sich, daß die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr der großen Tage, welche unserem Volke die lang ersehnte Einheit brachten, zusammenfällt mit dem fünfzigjährigen Todestage des Dichters, dessen Sang unsere Väter in flammende Begeisterung versetzte, ihren lodernden Zorn wachrief gegen denselben Erbfeind, dessen Niederwerfen die Begründung des neuen deutschen Reiches zur Folge hatte. Indem wir uns jetzt erheben im Erinnern an die Ruhmesthaten, erscheint es wohl angebracht, auch jene Zeit wieder ins Gedächtnis zurückzuführen, in welcher die Deutschen sich gleichfalls einten zu einem gemeinsamen, mächtig erdröhnenden Heerrufe.

Es war im Sommer 1840. Mit seiner Orientpolitik hatte Adolf Thiers, der seit März an der Spitze der französischen Regierung stand, eine schwere Niederlage erlitten, denn über die Behandlung der ägyptischen Frage hatten England, Rußland, Oesterreich und Preußen sich unter Ausschluß der fünften Großmacht geeinigt. Empört wallte die „große Nation" auf, der Bestand des Kabinets war auf das äußerste gefährdet, und um der gekränkten Eitelkeit seiner Landsleute einen andern Weg zu weisen, warf Thiers die Frage des linken Rheinufers auf, das unsere lieben Nachbarn als die natürliche Grenze ihres Reiches beanspruchten.

Da geschah das Seltsame, Unerwartete. Ein einmütiger Schrei der Entrüstung erscholl, wie mit einem Zauberschlage schlossen sich die Risse und Klüfte, welche die deutschen Vaterländchen von einander trennten, und aufs neue bewahrheitete sich Friedrich Rückerts sinniger Vergleich: mochte auch die alte Weide arg zerklüftet sein, das Auge kaum noch wahrnehmen, daß all die vielen Stämmchen zu einem großen Stamm gehören — sobald der Sturmwind daherbrauste, da neigten sich die Zweige zusammen, und es war ein Baum, welcher der feindlichen Gewalt trotzte. Die Lieder aus der Zeit des Befreiungskampfes erschollen wieder, neue Poeten ließen ihre Gesänge ertönen, und in diesem Chor übernahm die Führung das Lied vom freien deutschen Rhein.

In der Trierschen Zeitung vom 18. September 1840 wurde es zuerst veröffentlicht, dann von der Kölnischen Zeitung und hierauf in sämtlichen deutschen Blättern abgedruckt. „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", erklang es in allen deutschen Gauen — freilich nicht in derselben Tonart, denn über zweihundert Komponisten setzten das Lied in Musik, einige sogar, wie Methfessel, mehrmals. Und lawinenartig rauschten auch durch die Spalten der Zeitschriften und Tagesblätter die anderen Rheinlieder, die durch jenes inspirirt worden waren, darunter Max Schneckenburgers „Wacht am Rhein", die damals ungehört verhallte und erst vor fünfundzwanzig Jahren in der Tonweise von Karl Wilhelm ihre fortreißende Gewalt erhielt.

„Sie sollen ihn nicht haben" — welche erstaunliche Wirkung erzielte das Lied! In Frankreich hatte man wohl nur an einen fröhlichen „kleinen Krieg" gedacht, so wie ihn dreißig Jahre später die Kaiserin Eugenie sich vorgestellt haben soll, an einen munteren Spaziergang, auf dem sich wenigstens ein hübsches Stück vom herrlichen Rheinufer gewinnen ließ. Und wer sollte daran die „große Nation" hindern? Bevor der deutsche Michel sich zur Abwehr aufraffte, trug man seine Beute schon lachend heim! Mit einemmale dieses zornige Aufbrausen in allen deutschen Landen, so daß es schien, als sollte die schnöde Herausforderung sofort durch einen thatsächlichen Angriff beantwortet werden — darauf war man nicht vorbereitet, und die Regierenden in Frankreich packte die Furcht. In den Pariser Blättern schlug freilich der Chauvinismus seine Purzelbäume. Nachdem der brave Lamartine mit seiner langatmigen „Marseillaise des Friedens" in der „Revue des Deux Mondes" die aufgeregten Gemüter zu beruhigen gesucht und Worte der Versöhnung gesprochen hatte, mußte das genannte Blatt, um die erzürnten Leser zu besänftigen, bei Edgar Quinet eine andere Dichtung bestellen, welche dem gekränkten Nationalgefühl besser Rechnung trug und dem „germanischen Geier" eins tüchtig auf den Schnabel gab. Und Alfred Musset schrieb im Salon der Madame Girardin, zwischen Nachttisch und Kaffee, sein freches Gedicht: „Nous l'avons eu votre Rhin allemand" — wir hatten ihn schon, euren deutschen Rhein!

Doch wie man auch in Paris bramarbasiren mochte, der Lärm war nur zur Verhüllung des Rückzuges angestellt, und schon Ende Oktober 1840 nahm Thiers seine Entlassung. Es wäre natürlich zu viel gesagt, wenn man behaupten

Niklas Becker.

wollte, daß allein das Lied vom freien deutschen Rhein die Kriegswolken zerstreut hätte, aber einen wichtigen Faktor bildete es doch, denn in ihm hatte die deutsche Volksstimmung ihren packenden Ausdruck erhalten, jenen bedrohlichen Ausdruck, vor dem der französische Chauvinismus zurückschreckte.

Wer war nun der Dichter des Liedes, das eine so ungeheure, dem verblüfften Frankreich kaum begreifliche Wirkung ausgeübt hatte? Ein schlichter, bis dahin völlig unbekannter Mann, der Gerichtsschreiber Niklas Becker zu Geilenkirchen in der Rheinprovinz. Mit Eifer gingen die Zeitschriften, nachdem er eine Berühmtheit geworden war, seinen Spuren nach, aber mit bestem Willen ließen sich nur dürftige Daten gewinnen. Am 8. Oktober 1809 als Sohn eines Kaufmanns zu Bonn geboren, studirte Niklas Becker daselbst Jurisprudenz und wurde 1838 in Köln Auskultator; aber auf dieser ersten Stufe der Beamtenlaufbahn blieb er schon kleben und war, als sein Name an die Oeffentlichkeit gelangte, mit seinen einunddreißig Jahren erst Gerichtsschreiber. Niemand war über seine plötzliche Berühmtheit erstaunter als er selbst, und es spricht sehr für ihn, daß er in dem Strudel der Begeisterung, in den er hineingezogen wurde, den Kopf nicht verlor. Von allen Ecken und Enden gingen ihm, zum Teil von kostbaren Geschenken begleitet, überschwengliche Huldigungen zu. Um nur das Bemerkenswerteste anzuführen, erwähnen wir den goldenen, von Schwanthaler modellirten Becher, den König Ludwig I. von Bayern als „Pfalzgraf bei Rhein" spendete — bei der Einweihung des Niederwalddenkmals, 1883, trank Kaiser Wilhelm daraus — ferner die Ehrengabe des Königs Friedrich Wilhelms IV., der, erst seit Juni 1840 an der Regierung, dem Dichter 1000 Thaler übersenden und ihm zugleich den Antrag machen ließ, sich auf die höhere Justizlaufbahn vorzubereiten; ihm sollten dafür auf fünf Jahre 300 Thaler Jahresgehalt bewilligt werden.

Wahrscheinlich war es die Rücksicht auf seine schwache Gesundheit, welche Becker bewog, diesen Antrag auszuschlagen; er blieb der schlichte Gerichtsschreiber. Nicht unempfindlich war er dagegen für den literarischen Ruhm, denn er überließ Freiligrath und Simrock auf deren Aufforderung einige Gedichte für ihr „Rheinisches Jahrbuch" und gab anfangs 1841 auch einen eigenen Band Dichtungen heraus. Dies hätte er unterlassen sollen, denn einmal war er wirklich kein Poet von Gottes Gnaden, und sodann war mittlerweile ein Umschwung eingetreten, wie er sich nicht selten an große und vielbeneidete Erfolge heftet. Thatsächlich war es des Guten zu viel geworden, das Uebermaß begann Verdruß zu erregen, und Hoffmann von Fallersleben seufzte:

In jedem Haus ein Klimperkasten,
In jedem Hause Stimm' und Hand,
In jedem Haus Enthusiasten
Fürs liebe deutsche Vaterland ...

Du stehest auf, du legst dich nieder,
Du hörst vom freien deutschen Rhein,
Du wachest auf und hörest wieder
Vom freien deutschen Rheine schrein.

Bald bemächtigte sich die Parodie der Sache. Ganz ernsthaft war noch der Vorschlag gemeint, das Rheinlied im Gegensatz zur Marseillaise die „Colognaise" zu nennen, aber ans Groteske streifte doch schon das Beginnen schlauer Theaterdirektoren, ihren schwachen Stücken dadurch einen guten Ausgang zu sichern, daß am Schlusse, gewaltsam herbeigezerrt, das Rheinlied gesungen wurde. Aller Ecken und Enden tauchten nun auch die Spottgedichte auf, und in deutschen Landen gab es wohl kein größeres Gemeinwesen, in dem man nicht irgend etwas oder irgend wen „nicht haben" wollte oder sollte. Kurzum, die ganze Welt war — auch dieser Scherz stammt aus jener Zeit — vom Soll-nicht-Haber gestochen! Leider richteten die spitzen Pfeile sich nicht bloß gegen den Ueberschwang, sondern auch gegen den unschuldigen Autor des Rheinliedes, und hierzu bot der oben erwähnte Gedichtband die Handhabe. Wäre er von einem Unbekannten veröffentlicht worden, so hätte man diesen Erstlingen eines jungen Poeten wohl freundliche Ermunterung gegönnt, da die lyrischen Ergüsse aber von ihm herrührten, der mit Gnaden und Ehren überschüttet worden, so ging man erbarmungslos mit ihnen ins Gericht, ja manche Rezensenten verstiegen sich in ihrem Neid und Groll bis zur offenen Brutalität.

Den Dichter mögen diese Verunglimpfungen schwer gekränkt haben, denn er schwieg fortan, und man hörte erst wieder von ihm, als die Nachricht von seinem Tode verlautbarte. Noch nicht sechsunddreißig Jahre alt, starb er am 28. August 1845 in demselben Hause zu Geilenkirchen, in dem er fünf Jahre zuvor sein Rheinlied gedichtet hatte. An diesem Hause will man jetzt eine Gedenktafel anbringen, und ein solches bescheidenes Monument hat Niklas Becker wohl verdient. Er war kein Sänger, dem der unvergängliche Lorbeer gebührte, aber einmal hatte er doch für das vaterländische Empfinden den packenden Ausdruck gefunden und sein Volk zu lodernder Begeisterung entflammt. Treffend charakterisirte Wolfgang Menzel, der sonst für junge Berühmtheiten nicht viel übrig hatte, im Stuttgarter Morgenblatt den Dichter und sein Lied: „Solche Gedichte muß man immer nur nach ihrem politischen, nicht nach ihrem poetischen Werte beurteilen. Sie gleichen einem Blitz, bei dem es nur auf Glanz und Schlag ankommt, und dessen im Augenblick vorüberfliegende Farben man nicht ängstlich analysiren soll."

E. Sch.

Der Vogelsang.

Von

F. A. Bacciocco.

In meiner Jugend machte ich mit meinem Bruder, in Begleitung eines Lehrers, einen Waldspaziergang. Ueber uns lautirten Finken und Sprosser.

Plötzlich fragte mein Bruder:

„Weshalb singen die Vögel?"

Ich brach in ein Gelächter aus.

„Ist das eine dumme Frage!"

„Weißt Du denn, weshalb die Vögel singen?" fragte der Lehrer.

„Weil sie Federn haben," sagte ich mit dem Stolze der unbefangenen Gedankenlosigkeit.

Der Pädagoge blieb stehen:

„Aber die Menschen haben keine Federn und singen auch!"

Wieder ein helles Gelächter, aber diesmal galt es meiner Weisheit.

„Wenn Du noch gesagt hättest, sie singen, weil sie Schnäbel haben," meinte der Lehrer.

„Aber die Gans hat auch einen Schnabel."

Ein neues Gelächter, in welches der Herr Lehrer einstimmte.

Viele, viele Jahre sind seit dem kleinen Erlebnis verstrichen, aber kein Jahr ist vergangen, in welchem ich desselben nicht gedacht hätte. So oft ich einen Garten oder einen Wald betrete, in welchem der Gesang eines Vogels ertönt, ja, oft genug im Zimmer, wenn der Kanarienvogel zu singen anhebt, mußte ich an die „dumme Frage" denken, und immer mit dem betrübenden Bewußtsein, daß ich in der Beantwortung derselben nicht viel weiter gekommen bin.

Digitized by Google

Schon die einfache Thatsache, daß nur zwei Arten von Lebewesen, die von Natur aus so unendlich verschieden sind, die Befähigung, Anlage, Lust und Liebe zum Singen und zum Gesange haben, der Vogel und der Mensch, ist im hohen Grade bedeutsam und anregend zum Nachdenken.

Wir können uns nicht dazu verstehen, die Daseins- und Freudenlaute zahlreicher Geschöpfe als Gesang zu bezeichnen. Das Gezirpe des Heimchens, das Quaken eines Frosches, das Gekreische der Affen, das Bellen und Winseln der Hunde, das Pfeifen einer Maus und so weiter sind doch himmelweit verschieden von dem melodiösen, abwechslungsreichen oder auch eintönigen Gesang eines Vogels.

Der Gesang gehört zum Vogel; er ist ein Zubehör oder ein Teil, sogar der wesentlichste Teil seines Seelenlebens, und im hohen Grade beachtenswert ist es, daß, je feiner und subtiler die physische Anlage und der Organismus des Vogels, um so feiner, reichhaltiger sein Gesang. Die plumpe Gans hat nur ihr Geschnatter, die Krähe ihr herbes Gekrächze, der Adler mit dem starken Knochengerüste und den harten Fängen nur seinen heisern Schrei, der stolze Hahn nur sein Krähen. Dagegen hat die Nachtigall mit dem zierlichen Leib, der geschmeidigen Bewegung, den großen, klugen Augen und dem dezenten Gefieder den schönsten Gesang. Der Sprosser, der die Stimmen der anderen Vogel nachahmt und außerdem ein Originalkünstler im Gesange ist, kommt der Nachtigall am nächsten in Bezug auf die äußere Gestalt; das Schwarzplättchen gehört wieder zu derselben Familie. Die Lerche, die wieder in ihrer Art ein Original und Unikum in der Sangeskunst ist, erscheint wohl kräftiger als die Nachtigall, aber sie gehört noch zu den feinen Vögeln der Gestalt nach; der Kanarienvogel, ein unendlich begabter Sänger, ist wieder ein höchst feiner und zierlicher Vogel. Die Amsel dagegen, rauher und stärker in der äußern Erscheinung, offenbart auch in ihrem Gesange eine größere Härte, einen gewissen Mangel an Melodie, den sie durch lauten Ton zu ersetzen sucht. Von den Finken sind Stieglitz und Blutfink die gewandtesten Sänger, und zugleich sind sie feiner als die anderen.

Wie immer man die Reihen der Vögel durchforschen mag, man wird immer finden, daß zu einem hohen, schönen, melodienreichen Schlag auch ein feiner, zierlicher, delikater Körperbau kommt.

Nur die Schwalbe, die Hausschwalbe, scheint eine Ausnahme zu machen. Man bezeichnet ihren Gesang auch einfach nur als Gezwitscher. Aber dieses ist vielleicht der merkwürdigste Vogelgesang, den wir überhaupt zu hören bekommen.

Sobald man sich genauer mit dem Gezwitscher der Schwalbe befaßt und mit demselben vertraut macht, wird man finden, daß man es mit einer ganz besonderen Aeußerung einer Vogelseele zu thun hat. Die Schwalbe ist ein überaus geselliger Vogel, und sie singt viel lieber in Gesellschaft mit ihresgleichen als allein, wie die anderen feinen Sänger. In der Gemeinsamkeit, auf dem Dachrande, nimmt der Gesang den Charakter einer eigentümlichen Unterhaltung an. Wenn Untersuchungen darüber angestellt worden sind, ob die Vögel sich mit ihrem Gesang unterhalten, mit einander Zwiegespräche führen, bestimmte Rufe und Laute tauschen, deren Sinn uns noch erst zum kleineren Teile klar ist, so müßte man die Schwalbe in erster Linie in Betracht ziehen. Vor der Paarung sitzen sie beisammen und scheinen förmliche Unterhaltungen zu pflegen, und abgesehen von dem Ton und von der Kraft der Laute muß man unwillkürlich an die Unterhaltung der Sperlinge und der größeren Gesellschaftsvögel, wie gewisser Papageienarten, denken, die ebenso hartnäckig und eindringlich ihre Unterhaltung pflegen. Was wir da hören, ist die reine Unterredung. Mit voller Berechtigung sagen die Landleute: „Die Schwalben sitzen auf dem Dach und unterhalten sich,“ oder: „Die Kinder schwätzen unter einander wie die Schwalben.“ Der Gesang der Schwalbe ist offenbar in einer andern Art ausgebildet und dem menschlichen Verständnis näher gebracht, als der Schlag der anderen Vögel.

In jedem Falle kann die Ansicht, daß eine gewisse Zusammenstimmung zwischen dem edleren Gesang und der feineren Gestalt vorhanden ist, durch den Schwalbengesang nicht als widerlegt erscheinen. Die Ausnahme würde auch der Regel keinen weiteren Eintrag thun. Eine Ausnahme bildet thatsächlich der Segler, die Mauerschwalbe, deren schriller Schrei schon in das Geschrei der Eule hineinzweigt, mit welcher ja auch die Kopfbildung so große Aehnlichkeit aufweist.

Aber wir lassen diese verwegenen und unerklärlichen Sprünge oder Uebergänge in der Natur beiseite und halten uns an diejenigen Beispiele, die mit einiger Berechtigung in Vergleich gezogen werden können.

Offenkundig ist, daß nicht die schöne, bunte, grelle Farbe bei dem Sänger in Betracht kommt, sondern die feine, delikate und leichte Gestalt, die Konstruktion. Offenbar auch wird durch dieselbe die feinere, beweglichere, sogar stärkere Kehlkopfbildung mehr begünstigt als durch die zähe, harte, knochige Bauart.

Die Schnabelbildung spielt jedenfalls auch eine Rolle bei den Sängern. Den feinen, scharfen und den fein gebogenen Spitzschnabel finden wir durchweg bei den edlen Sängern: Nachtigallen, Schwarzplättchen, Sprossern, Grasmücken; es ist der Schnabel der Fliegenfänger. Der kurze, dicke Schnabel, jener der Körnerfresser, erscheint bei den einförmigen Schlagern, den Finken. Der längere, leicht gebogene, bei den verschiedenen Amselarten, Merlen. Die Blauamsel, passero solitario, „der einsame Spatz“, der herrliche und improvisirende Sänger an der Küste der Adria, zeigt ein Mittelding zwischen Merlen- und Nachtigallenschnabel. Der Schwalbenschnabel ist kurz und breit, wie geschaffen zum breiten Geplauder. Der Schnabel des Kanarienvogels, dem Gefieder entsprechend weiß, ist auffallend stark; es ist ein ausdauernder Schnabel.

Werfen wir einen Blick auf den Schnabel der Papageien, dann erkennen wir sofort, daß er nicht zum Singen geschaffen ist, wohl aber zum Hervorbringen der verschiedensten Töne, und die seltsame, bewegliche Lederzunge hat dabei eine besondere Rolle zu spielen.

Für die Beobachtung des Vogels, während des Gesangs, steht uns der Kanarienvogel fast überall zur Hand. Es ist dabei leicht zu erkennen, daß zwischen diesen Sängern ein großer Unterschied besteht. Ein gewöhnlicher Kanari, der sich durch keine besonderen Eigenschaften auszeichnet, der kein starker, kein ausdauernder Sänger ist, kein Roller, kein Hohlroller und so weiter, absolvirt sein Pensum, zumal wenn er noch jung ist, ohne Eifer und ohne sonderliche Veränderung an Kopf und Gestalt. Anders verhält es sich mit einem „großen Sänger“, mit einem feinen Schlager. Dieser entwickelt einen Eifer und eine nervöse Aufregung „bei der Arbeit“, die erstaunlich ist. Die Kehle schwillt stärker und stärker an bei der Bildung und Auslassung der Töne; Kehle und Kopf gewinnen an Umfang, so daß sie fast nicht mehr im Verhältnis stehen zum Körper. Im Eifer des Gesanges streckt sich der Kopf weit vor, und oft hebt der kleine Künstler einen Fuß, als wolle er mit den Gliedern nachhelfen; oder er zuckt und schlägt nervös mit den Flügeln. Der Buchfink dagegen, der ausdauernd sein kurzes Zwitterwi wiederholt, sitzt unbewegt gerade und legt den Kopf leicht in den Nacken. Der muntere Star hüpft oder tanzt dagegen bei seinem plaudernden Gesange unruhig hin und her, und er wählt schon, um sich bewegen zu können, lieber als Standort einen flachen Dachstein als einen Baumast, an welchem er sich festhalten muß. — Wir wissen heute so viel, daß das Ausstoßen dieser Töne, der Vogelgesang, im Grunde nichts anderes ist als die Aeußerung der Liebeslust; es ist das Locken, das begehrende Anrufen. Die Sangeszeit beginnt und endigt durchweg mit der Paarungs- und Brutzeit. Im allgemeinen kann man den Satz als richtig gelten lassen. Doch liegen der Beispiele genug vor, daß der Vogel auch noch nach der Brutzeit singt. Die Lerche klettert noch singend zum Himmel empor, auch wenn die Jungen längst flügge sind; der wilde Fink schlägt im Spätherst und an einem hellen Tage auch im Winter. Und der gefangene Vogel zeigt uns am deutlichsten, daß der Gesang für den Sänger Selbstzweck werden kann. Der Sang wird für ihn ein Gegenstand der Unterhaltung, und fast kann man bei dem Kanarienvogel behaupten, daß der Sänger auch seine Zuhörer unterhalten will.

Hier haben wir es offenbar mit der Freudensprache, mit den Freudenäußerungen einer eigenartigen, melodischen Seele zu thun, die unendlich subtil angelegt ist. Und dieses große, wundersame Naturrätsel nähert sich, von diesem Standpunkt betrachtet, dem menschlichen Verständnisse dort, wo es einem menschlichen Empfinden entspricht.

Wenn wir ein recht gesundes, munteres Kind, auf dem Lande etwa ein Bauernkind, besonders ein Mädchen, antreffen, welches unbeachtet den Mund öffnet und irgend einen Gesang anhebt, dann hat dasselbe in dem Moment doch für nichts anderes Sinn und Aufmerksamkeit, als für die schönen oder weniger schönen Töne, die es ausstößt. Von einem Kunstgesang, welcher Zuhörer haben will oder auf Beifall wartet, ist hier nicht die Rede. Der Sang ist dem Kinde Selbstzweck, eine Aeußerung überquellenden Wohlbefindens. Offenbar verhält es sich beim Vogel nicht anders. Nur in einem höheren, für uns kaum zu ermessenden Grade. Es wird niemand dieser Ansicht — oder Vermutung — eine gute Berechtigung absprechen.

Aber dem Rätsel des Vogelgesanges sind wir damit noch nicht näher oder auf die Quelle gekommen.

Wir wissen nicht, weshalb die Finkenarten nur eintönige Sänger sind, die, mit wenig Ausnahmen, immer dieselbe Melodie wiederholen, und weshalb die Nachtigallen, mit einer ungleich vielseitigeren Begabung, einen wechselreichen Gesang haben, einen Originalgesang, der kunstreich wandelt und improvisirt.

Von einer vollständigen Lösung dieses Rätsels kann nicht die Rede sein, wohl aber kommen wir dem Verständnis der Sache ein wenig näher, wenn wir auf die physische Beschaffenheit zurückgreifen und diese mit der Psyche, mit der „seelischen Anlage“ in Zusammenhang bringen. Freilich haben wir da sofort wieder eine Steigerung der Schwierigkeit.

Daß die Verfeinerung der „Tierseele“ mit der Verfeinerung der körperlichen Beschaffenheit Hand in Hand geht, beweisen uns verschiedene Tiere im Haushalt des Menschen, vor allem die Hunde und die Vollblutpferde. Bei dem Vogel in der Freiheit entfällt die künstliche Nachhilfe durch Menschenhand. Die Verfeinerung ist sozusagen von Haus aus vorhanden. Stellt man einen präparirten Sperling oder einen Buchfinken neben eine Nachtigall, so fallen große und tiefgehende Unterschiede in die Augen. Bei der Nachtigall ist alles, jede Feder, jedes Glied, jeder Zug feiner, edler. Bei dem Nebeneinander der lebenden Vögel tritt der Unterschied noch viel deutlicher, greifbarer hervor. Das scheue, zarte, sozusagen seelische Wesen der Nachtigall, die mit ihren großen, runden, klugen Augen in die Welt schaut, läßt dieselbe als ein ungleich feineres Geschöpf erscheinen, als die verwandten Drosseln, als die Finken, Lerchen, Meisen und so weiter. Sie erscheint unbedingt als ein verfeinerter, höherer Vogel, als ein höheres Geschöpf, schon dem Aeußern nach. Und von der physischen Gestalt kann der Gesang nicht mehr getrennt werden. Die feinere Gestalt umschließt den feineren Kern, den edlen Gesang.

Wie aber ist es mit den bunt schillernden Vögeln, den prächtig gefiederten, die keine oder schwache Sänger sind? Ein genauer Vergleich ergibt, daß ihre Gestalt doch nicht so fein und delikat ist wie jene der Nachtigall, und der Ausdruck der Intelligenz tritt bei der letzteren ungleich stärker hervor. Erhebt die Nachtigall ihre Stimme, dann muß es, der Gestalt nach, eine edlere Stimme sein. Zweck und Bedeutung der Stimme sind dieselben wie bei den anderen Arten. Der Vogel braucht seine Stimme am häufigsten, um sein Weibchen zu locken oder die Sonne zu begrüßen. Wir können es täglich am Haushahn sehen. Wir können die Veränderungen und damit den Sinn oder den Zweck seines Rufes sogar genauer verfolgen. Noch deutlicher zeigt es der Auerhahn im Gebirg bei Sonnenaufgang.

Sein Locken, Rufen, Balzen ist teils für die Hennen berechnet, die sich am Fuße einer benachbarten Fichte zusammenfinden, teils gilt es dem Gegner, als Herausforderung und Kampfruf. Auf die unten geduckten Hühner übt indessen der Schrei einen intimen Eindruck aus. Er ist eine deutliche Voranzeige.

Ganz genau dasselbe ist bei den anderen Schlagern und bei unserer Nachtigall der Fall — nur in ihrer feineren, melodiösen Art. Sie sitzt auf ihrem Blütenzweig und singt ihr schmachtendes Lied, um Eindruck auf das Weibchen zu machen, welches am Boden, scheinbar gleichgiltig, nach Nahrung umhersucht. Plötzlich bäumt das letztere auf, in die Nachbarschaft des singenden Verehrers. Der Sänger schießt herab, und jetzt beginnt ein jähes Fliegen zwischen dem Gezweige, ein schnelles Necken und Haschen.

Nach einer Weile sitzt das Männchen wieder oben und hebt sanft, leise, langsam wieder zu singen an.

Wenn endlich die Eier im Neste sind, setzt das Männchen den Gesang noch eine Weile fort, offenbar auch mit Beziehung auf das Weibchen. Die Liebe aber ist die Hauptsache!

Und was tausend und aber tausend Poeten, Naturfreunde und Schwärmer behauptet haben, daß der süße Gesang, das Flöten, Klagen, Schluchzen der Nachtigall, die Aeußerung einer besonderen, melodischen Seele ist, muß als richtig bezeichnet werden, wenn man die Sache auch auf praktischem, anatomischem oder empirischem Wege verfolgt.

Bei den anderen Arten ist es nicht anders; eine jede leistet, was in ihren Kräften steht.

Zum Schluß mögen noch einige Zeilen über einen gar merkwürdigen Sänger am Platze sein, der erst durch die moderne Forschung als „Sänger“ erkannt worden ist, nachdem er lange Zeit in der Sage und Dichtkunst als solcher gefeiert worden: der Singschwan, cygnus musicus. Wahrscheinlich ist er der einzige Vertreter der großen Vogelarten, der in dieser Richtung sich auszeichnet. Er unterscheidet sich von den anderen Arten, die bei uns vorkommen: cygnus olor und minor durch eine nur schwache Andeutung eines Höckers am Schnabel. Ein schönes präparirtes Exemplar befindet sich im Naturmuseum im XXIX. Saale der zoologischen Abteilung in Wien. Die Sage und auch die Dichtung hat angenommen, daß der „Gesang“ des Singschwans eine Aeußerung seines Schmerzes, eine Art Klage sei, und diese Ansicht wird durch den Ornithologen Schilling bestätigt. Er schildert diese Gesangsgabe wie folgt: „Wenn bei starkem Frostwetter die Gewässer der See außerhalb der Strömungen nach allen Seiten mit Eis bedeckt und die Lieblingsstellen des Singschwanes, die Untiefen, ihm dadurch verschlossen sind; wenn diese stattlichen Vögel zu Hunderten in dem noch offenen Wasser der Strömung versammelt liegen und gleichsam durch ihr melancholisches Geschrei ihr Mißgeschick beklagen, daß sie aus der Tiefe das nötige Futter nicht zu erlangen vermögen: dann habe ich die langen Winterabende und ganze Nächte hindurch diese vielstimmigen Klagetöne in stundenweiter Ferne vielmals vernommen. Bald möchte man das singende Rufen mit Glockenlauten, bald mit Tönen von Blaswerkzeugen vergleichen; allein sie sind beiden nicht gleich, sondern übertreffen sie in mancher Hinsicht, eben weil sie von lebenden Wesen herrühren und unseren Sinnen näher verwandt sind, als die Klänge des toten Metalls.“

Vor einiger Zeit befand sich im Schönbrunner Tiergarten ein lebender Singschwan. Der Inspektor des Tiergartens, der bekannte Zoologe Kraus, beobachtete den Vogel häufig während des „Gesanges“ und bemerkte, daß jene Ansicht eine irrige sei, welche den „Sang“ bei dem Schwan durch die Oeffnung der „Nase“, unter dem Höcker, hervorströmen lassen will. Der Gesang kommt aus der Kehle, wie bei den anderen Vögeln; der Schnabel aber wird nur wenig geöffnet. Die Kehle habe augenscheinlich eine besondere, für die Bildung der Töne geeignete anatomische Formation.

Digitized by Google

Der zweite Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs.

Von

Dr. Ludwig Fuld.

Vor wenigen Wochen hat die Kommission, welcher die Aufgabe zugewiesen war, einen zweiten Entwurf für das künftige bürgerliche Gesetzbuch des deutschen Reiches aufzustellen, ihr Werk vollendet; in sechs Büchern liegt der Entwurf vor, und an die gesetzgebenden Faktoren des Reichs, an Bundesrat und Reichstag tritt nunmehr die Pflicht heran, für die Erledigung desselben Sorge zu tragen. Als der erste Entwurf veröffentlicht und damit der Kritik zur Aeußerung übergeben wurde, zeigte sich die nicht allgemein erwartete Thatsache, daß er nur in geringstem Maße Beifall fand. Der Ausstellungen, die gegen seinen Inhalt erhoben wurden, waren zahllose; Juristen und Laien vereinigten sich zum schärfsten Tadel, und nur vereinzelt fand die Ansicht Vertretung, daß er doch nicht so unbrauchbar sei wie man zu behaupten für gut fand, und daß sich, ohne allzuweit einschneidende Abänderungen, doch ein brauchbares, den praktischen Bedürfnissen des Lebens Rechnung tragendes Gesetzbuch aus ihm formen lasse.

Wenn die Kritik auch nicht selten an Uebertreibungen litt, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß die geringe Zufriedenheit, besser gesagt, die Unzufriedenheit der Nation mit dem nach so langer Zeit fertig gestellten Werke zum guten Teile wohlbegründet war. Die Aengstlichkeit der Verfasser des ersten Entwurfes vor kühnen Reformen hatte sie schließlich dahin geführt, das Ziel ihrer Aufgabe nicht in einer den heutigen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Verhältnissen entsprechenden Fortbildung des überlieferten und geltenden Rechts zu erblicken, sondern in einer Feststellung dessen, was gilt; der bekannte Satz, den Goethe dem Mephisto in den Mund legt, daß Gesetz und Recht sich gleich einer ewigen Krankheit forterben, konnte dabei wieder einmal als zutreffender Ausspruch anerkannt werden.

Die zweite Kommission faßte ihre Aufgabe etwas anders und minder ängstlich auf, und demgemäß weist auch ihr Werk, trotzdem es weit davon entfernt ist, auch nur den geringsten Teil der hochgehenden Erwartungen zu erfüllen, die so vielfach gehegt wurden, gegenüber dem Ergebnis der Arbeit der ersten Kommission zahlreiche Vorzüge auf, welche das Urteil über den zweiten Entwurf wesentlich günstiger gestalten dürften. Bei der Zusammensetzung der Kommission hatte man einerseits die verschiedenen wirtschaftlichen Berufe und Interessen, anderseits aber die großen politischen Parteien gleichmäßig berücksichtigt, zweifellos zum Vorteil für das zu schaffende Gesetzbuch. Was nun den Inhalt des zweiten Entwurfs betrifft, so ist zunächst zu bemerken, daß die Zahl seiner Paragraphen nicht unwesentlich vermehrt worden ist, er hat es glücklich auf 2265 gebracht; als man Friedrich dem Großen das preußische Landrecht mit seinen zahlreichen Paragraphen vor der Einführung vorlegte, äußerte er bedenklich, dasselbe sei aber „sehr dick“. Man könnte diese von feinem psychologischen Verständnis zeugende Bemerkung des großen Königs auch auf das künftige Gesetzbuch Deutschlands anwenden, es ist ebenfalls ein recht dickes Buch geworden, und die Hoffnung derjenigen, welche an ein kurzgefaßtes Gesetzbuch glaubten, das zu einem Volksbuch werden könne, ist gründlich getäuscht worden; ob mit Rücksicht auf die Komplizirtheit der heutigen Lebensverhältnisse die Schaffung eines kurzen und doch ausreichenden Gesetzbuchs möglich ist, muß allerdings dahingestellt bleiben.

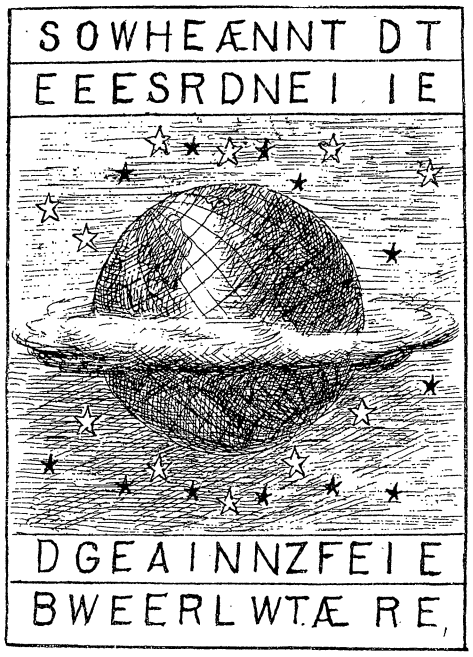
Der zweite Entwurf zeichnet sich vor dem ersten vor allem durch die Form aus, die Sprache ist verständlicher und einfacher geworden, man hat Wert darauf gelegt, Sätze zu vermeiden, welche an die Prophezeiungen der Pythia oder an die sibyllinischen Bücher erinnern mußten; schwer verständliche oder ganz unverständliche Ausdrücke sind in größerer Zahl beseitigt worden, und wenn man auch nicht behaupten kann, daß der neue Entwurf das Muster eines leicht und allgemein verständlichen Gesetzes sei, so gebietet doch die Gerechtigkeit, den Fortschritt vorbehaltlos anzuerkennen, welcher in formeller Hinsicht vorhanden ist. Erwägt man, daß in Deutschland von jeher auf die Form der Gesetze wenig Wert gelegt wurde, so wird man immerhin der Kommission dafür Dank wissen, daß sie es nicht unterlassen hat, auch diesem Punkte ihre volle Aufmerksamkeit zu widmen.

Aber auch inhaltlich unterscheidet sich der neue Entwurf vorteilhaft von dem ersten; zahlreiche Wünsche und Ausstellungen der Kritik sind beachtet und berücksichtigt worden, man hat die Einwendungen gegen den einen und andern Vorschlag sorgfältig geprüft, und wenn es unterlassen wurde, ihm Folge zu geben, so geschah dies nicht ohne eine gründliche und durchweg vorurteilsfreie Abwägung der für und wider sprechenden Gründe. Es kann selbstverständlich an diesem Orte hierauf des Näheren nicht eingegangen werden, es muß die Bemerkung genügen, daß der neue Entwurf auch für die sozialpolitische Aufgabe des bürgerlichen Rechts ein weit besseres Verständnis gezeigt hat wie der erste; wenn auch gerade vom sozialpolitischen Standpunkte aus mit Recht viel mehr erwartet werden durfte, so hieß es doch, das Bessere zum Feind des Guten werden lassen, wollte man das Gesetzbuch um deswillen verwerfen, weil es gerade in dieser Hinsicht nicht auf der Höhe unserer Zeit steht.

Ob der Entwurf bald als Gesetz verkündet werden wird und ob am 1. Januar des neuen Jahrhunderts in Wirklichkeit vom Kurischen Haff bis zum Bodensee, von der Eider bis zum Wasgau ein Gesetz in Deutschland herrscht, wird vor allem von der Stellung des Reichstags zu dem großen Werke abhängen. Es kann sich natürlich bei einem so umfassenden Gesetze nicht darum handeln, dasselbe Punkt für Punkt, Paragraph um Paragraph in einer fast vierhundert Mitglieder zählenden Versammlung zu erörtern und zu beraten; aber auch die Vorberatung durch eine Kommission des Reichstages würde, wenn man sich auf die Einzelberatung einlassen wollte, die Erledigung des Gesetzes für absehbare Zeiten ausschließen. Der Reichstag kann sich gegenüber dem Entwurfe nur die Frage vorlegen, ob derselbe in der Hauptsache den Ansichten der Mehrheit des politisch gebildeten deutschen Volkes in rechtlicher, wirtschaftlicher und sittlicher Hinsicht entspricht? Ist Grund zu der Bejahung vorhanden, so sollte das Gesetzbuch im ganzen und ohne jede Einzelberatung angenommen, im entgegengesetzten Falle aber abgelehnt werden. Große Gesetzbücher lassen sich nun einmal nicht in den Formen erledigen, welche einem kleinen Gesetze gegenüber angemessen sind. Trotz aller Mängel und Unvollkommenheiten im einzelnen bedeutet der Erlaß des bürgerlichen Gesetzbuches einen großen Fortschritt, nicht am wenigsten in nationalpolitischer Hinsicht, und die Mehrheit des deutschen Volkes wünscht deshalb lebhaft, daß die Arbeit eines Vierteljahrhunderts nicht ohne den äußeren Erfolg bleibt; sie wünscht dies um so mehr, als kein Zweifel darüber besteht, daß, wenn jetzt das einheitliche Gesetzbuch nicht zu stande kommt, in absehbarer Zeit keine Versuche mehr unternommen werden, die Rechtszersplitterung und Rechtsverschiedenheit durch die Rechtseinheit zu ersetzen. Die Annahme des bürgerlichen Gesetzbuchs auf der Grundlage des zweiten Entwurfs wäre die schönste Ehrung der Wiederkehr jener ernsten und folgenschweren Tage, an welchen vor einem Vierteljahrhundert das neue Reich begründet wurde.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Worträtsel.

Getrennet nenn' ich die Geliebte
Und ruf' sie in verschiednem Ton:
Als der Entzückte, der Betrübte,
Als auch der Vorwurfsvolle schon;
Vereinet nenn' ich dir ein Städtchen
Im Land, wo sie so „helle“ sind —
Beweist dies nun, ihr dort'gen Mädchen,
Und löst das Rätsel mir geschwind!

Fünfsilbige Charade.

1, 2, 3,
Ob wir daheim in Hütten,
Ob Kronen uns geschmückt,
Wohl jede hat gelitten,
Nicht jede war beglückt.

4, 5,
Wer kühn durch Blut und Eisen
Uns Straßburg neu errang,
Den mag im Grab noch preisen,
Des Münsters Glockenklang!

1, 2, 3, 4, 5,
Den Blick nach Osten wende,
Daß er die Stadt umschließt,
In fruchtbarem Gelände,
Wo Dom und Schloß dich grüßt.

(M. Sch., Kassel.)

Logogriph.

Die Wissenschaft, der viele sehr ergeben,
Muß, will sie den Gelehrten imponiren,
Erst unabänderlich den Kopf verlieren
Und nun in ungemessne Ferne streben.

(M. Sch., Kassel.)

Auflösung des Bilderrätsels Seite 864:

Was Jedermann für ausgemacht hält, verdient oft am meisten untersucht zu werden.

Auflösung des Homonyms Seite 864:

Strauß.

Auflösung des Gleichklangrätsels Seite 864:

Ala (Endstation der Brennerbahn). Ehe. Ili. Otto. Uhu.

Auflösung des Buchstabenumänderungsrätsels Seite 864:

Weide — Sa**a**ne — Krem**s** — **I**den — Le**s**er — Ros**t** — Ira**n** — Le**h**en — Hal**m** — **H**ang — Spe**c**k — Lec**k** — **U**lm — Ho**b**el — Dor**a**.

„Was ist ihm Hekuba?“

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 864:

Ruhrort.

Auflösung der viersilbigen Charade Seite 864:

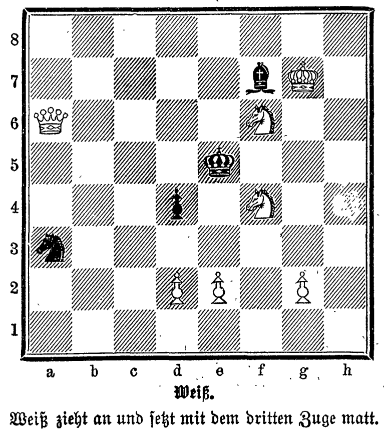
Sommersprossen.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 40.

Von **J. Mach** in Boleslav (Böhmen).
(„Světozor“.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 37 S. 832:

W. 1) Tg5—g2
S. 1) e6—f5:
W. 2) Tg2—d2
S. 2) c3—d2:
W. 3) c2—c4 matt.

Alle anderen Lösungsversuche scheitern an der sich alsbald ergebenden Pattstellung.

Richtige Lösungen sandten ein: Kalypso in Angers zu 33; Sechzehnjähriger in Königsberg (Preußen) zu 34; Br. in Nordhorn zu 34, 35 und 36; R. H. in N. zu 35 und 36.

Partie Nr. 21.[1]

Französische Verteidigung des Königsspringerspiels.

Weiß: E. Schallopp. — Schwarz: Direktor Hartig.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	**e7—e5**	16) e4—d5:	b7—b6
2) Sg1—f3	**d7—d6**	17) Th1—e1	Ke8—f7
3) d2—d4	e5—d4:	18) f2—f4	Se5—g4
4) Dd1—d4:	Sb8—c6	19) Le3—g1	Lf8—e7 [6]
5) Lf1—b5	Lc8—d7	20) Db3—g3	h7—h5
6) Lb5—c6:	Ld7—c6:	21) h2—h3	f6—f5
7) Lc1—g5 [2]	f7—f6	22) h3—g4:	h5—g4:
8) Lg5—e3	Sg8—e7 [3]	23) Dg3—c3	Le7—f6
9) Sb1—c3	Se7—g6	24) Lg1—d4	Ta8—c8
10) O—O—O	Lf8—e7	25) Ld4—f6:	g7—f6:
11) Dd4—c4	Dd8—d7	26) Dc3—d3	Dd7—a4
12) Sf3—d4	Sg6—e5 [4]	27) Kc1—b1	Kf7—g6
13) Dc4—b3	a7—a6?	28) Se6—d4	Th8—h5
14) Sd4—e6	Le7—f8	29) Te1—e7	Aufgegeben. [7]
15) Sc3—d5!	Lc6—d5: [5]		

[1]) Die Partie entstammt einem Massenspiel, welches E. Schallopp am 26. September 1894 im Barmer Schachverein zum besten gab. Er gewann 15 Partien und verlor 2; das Spiel dauerte insgesamt 4 Stunden.

[2]) Besser ist vielleicht 7) Sb1—c3 [um d6—d5 zu verhindern], etwa mit der Folge: Sg8—f6 8) Lc1—g5 Lf8—e7 9) O—O—O.

[3]) In Betracht kommt hier d6—d5. Zwar hat Weiß auch dann nach 9) e4—e5 anscheinend ein gutes Spiel; doch kann Schwarz nun mit 9) .... Sg8—e7 10) e5—f6: Se7—f5 11) f6—g7: Lf8—g7: 12) Dd4—b4 d5—d4 einen Ausfall versuchen.

[4]) Schwarz sollte hier [oder spätestens im nächsten Zuge] sofort rochiren, obwohl alsdann nach 13) Sd4—e6 Td8—g8 seine Türme vorübergehend nicht gut postirt wären.

[5]) Auch bei Ta8—c8 bleibt das schwarze Spiel überaus beengt.

[6]) Dies kostet eine Figur; doch wäre Weiß auch sonst durch seine bessere Entwicklung in Vorteil gelangt.

[7]) Falls etwa noch c5—c4, so 30) Sd4—e6 Da4—a5 31) Se6—g7 ꝛc.

Schluß der Partie Nr. 18.

Weiß (10): Kh2; De4; Td1, h1; Lf2; Ba2, b2, c2, f6, g3.

Schwarz (11): Kg8; Dc7; Td8; Lh3; Se2; Ba7, b7, c5, f3, g4, h7.

27) De4—e6† Kg8—h8!
Falls nach f8, so Matt in spätestens 4 Zügen durch 28) Lf2—c5:† oder 28) Td1—d8:†
28) De6—e5! Td8—d1:
Andere Versuche ermöglichen ein früheres Matt.
29) De5—e7: Td1—h1:†
30) Kh2—h1: Se2—g3:†
Um das Matt nach Möglichkeit hinzuhalten.
31) Lf2—g3: Lh3—g2†
32) Kh1—h2! beliebig
33) Dc7—g7 matt.

Schachbriefwechsel.

V. O. in Szegedin. Bezüglich der Partie Nr. 15 haben Sie ganz recht: Weiß brauchte nach 38) .... Dd2—c2: das Spiel nicht aufzugeben, sondern konnte es mit 39) Kg4—h5 [droht 40] Df6—h6:† Kh7—g8 41) Tf4—f8 matt) retten. Schwarz hätte sich dann mit ewigem Schach [Dd2—h2:† 40. Tf4—h4 Dh1—e2† 41. Th4—g4] begnügen müssen. Aber mit 38) .... Dd2—d1† 39) Kg4—h4 [h3] e3—e2 mußte Schwarz wohl unzweifelhaft gewinnen. — Der uns freundlichst übermittelte Zweizüger ist nebenlösig durch 1) Dh2—f4.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Ueber Land und Meer.

№ 48.

Das landwirtschaftliche Zentralfest zu Biedenkopf im Lahnthal.

Mit Bildern nach photographischen Aufnahmen von Max Stephani daselbst.

Mädchen von Simmersbach am Brunnen.

Bauerntracht aus Buchenau.

Große Tage waren mit der Zeit vom 21. bis 23. Juli dieses Jahres für die Stadt Biedenkopf im lieblichen Lahnthal gekommen. Der Verein nassauischer Land- und Forstwirte, der gegen 3000 Mitglieder zählt, hatte das freundliche Städtchen, das, einem Schwalbenneste gleich, an dem steilen Abhang des kegelförmigen Schloßberges aufgebaut ist, als Ort seiner 74. Generalversammlung ausersehen, und nach guter deutscher Sitte wurden die ernsten Beratungen hier und da durch festliche Veranstaltungen unterbrochen.

Festzug: Herold und Schulen.

Namens des Kreises und der Stadt Biedenkopf begrüßte am Abend des 21. Juli Landrat von Heimburg die Deputirten und Festgäste, und Landesdirektor Sartorius von Wiesbaden antwortete mit warmen Dankesworten, in denen er seiner Freude darüber Ausdruck gab, daß der Kreis Biedenkopf immer inniger mit dem Nassauer Lande verwachse. Der folgende Tag brachte die Generalversammlung des Vereins, welcher auch der Regierungspräsident von Tepper-Laski beiwohnte. Der Landwirtschaftsminister Freiherr von Hammerstein-Loxten und der Oberpräsident Magdeburg, die am persönlichen Erscheinen verhindert waren, übersendeten ihre herzlichen Grüße. Ein Festmahl beschloß den Tag, welchem am 23. Juli der große landwirtschaftliche Festzug sich anschloß.

Während bisher ungünstiges Wetter geherrscht hatte, lachte nun eine heitere Sonne hernieder, und eine nach Tausenden zählende Menschenmenge wohnte dem anziehenden Schauspiele, das durch die eigenartigen Trachten einen besonderen Reiz erhielt, bei. Kurz nach elf Uhr vormittags setzte sich der in sechs Gruppen geteilte Festzug, der zwischen Biedenkopf und Ludwigshütte Aufstellung genommen hatte, in Bewegung. Von Pagen begleitet, ritt ein Herold vorauf, lustige Fanfaren in die Luft schmetternd. Dann reihten sich die Schüler unter Führung ihrer Lehrer, die Festdamen, die Festgäste, der Gemeinderat von Biedenkopf und die Komitemitglieder an.

Einen feenhaften Eindruck machte der nun folgende Blumenwagen des Gärtnereibesitzers Ellenberger. Allerliebst sahen die unter frischem Grün hervorlugenden Kindergesichtchen aus, welche die majestätisch thronende Flora umringten. Interessant in ihrer Gruppirung waren die Braut- und Verlobungswagen von Hommertshausen, Dautphe, Mornshausen und Friedensdorf. Ganz originell erschienen die nach den einzelnen Trachten geordneten Mädchen vom Lande. Sehr hübsch und mit vielem Geschmack war der Erntewagen mit Bauernhof und Gärtnerei von Buchenau aufgebaut. Auch die Wagen von Elmshausen, Eckelshausen und Niederweidbach, welche die Bearbeitung des Flachses vorführten, gefielen sehr. Desgleichen erregten die Spinnstubenwagen von Frohnhausen, Wallau-Weifenbach und Oberasphe mit ihren unter fröhlichem Gesange flink das Rädchen drehenden Mädchen und neckenden Burschen allgemeines Interesse.

Mit großer Heiterkeit und lebhaften Zurufen wurde der Dreschwagen von Wolfgruben empfangen; durch nichts ließen sich die wacker darauf los dreschenden Burschen aus dem Takte bringen. Laisa und das Kirchspiel Hartenrod stellten Wagen mit Strickstuben, in welchen junge Mädchen unter heiterem Geplauder eifrig an farbigen „Zwickel-Strümpfen“ strickten. In eine Wiese mit frisch gemähtem Heu hatte Allendorf seinen Festwagen umgewandelt, und köstlich war es anzusehen, wie die kräftigen Burschen und drallen Mädchen ihre Arbeit verrichteten. Breidenstein hatte einen Wagen mit in die Ernte fahrenden jungen Leuten gestellt, welche alle möglichen landwirtschaftlichen Geräte mit sich führten. Steinperf war durch einen Viehwagen vertreten, welcher Zeugnis von dem schönen Viehbestand der dortigen Gegend ablegte. Bottenhorn hatte einen Grünsteinwagen entsandt, auf welchem emsige Hände die rohen Steine in eine Treppe verwandelten. Der mit vier Ochsen bespannte Wagen von Reddighausen, eine Nagelschmiede darstellend, führte das Gewerbsleben der dortigen Bewohner vor.

Künstlerisch und mit großem Verständnis angefertigt waren besonders auch die Baugewerbewagen von Gönnern und der Bergbau-, Cigarren- und landwirtschaftliche Wagen von Rodheim. Einen packenden Eindruck machte der Wagen von Gladenbach mit seinen auf der Burg Blankenstein zechenden Rittern, welche sich durch prächtige Kostüme auszeichneten. Biedenkopf stellte elf Festwagen, in welchen die einzelnen Gewerbe zur Darstellung gelangten. Wie schmuck sahen die Bäckergesellen und Metzgerburschen in ihren blendend weißen Blusen aus, ihre Erzeugnisse fortwährend unter die schauende Menge verteilend. Ein mächtiges Faß führten die

Digitized by Google

Bierbrauer auf einem Wagen im Zuge mit. Vorn saß Gambrinus, aus einem großen Humpen dem Publikum zutrinkend, während im Hintergrund zwei bayerische Kellnerinnen einen vorzüglichen Stoff kredenzten. Unermüdlich in seiner Arbeit war der auf diesem Wagen befindliche Küfer, welcher während des Festzuges ein Faß fix und fertig machte. In sinniger Weise wurde die Buchdruckerkunst zur Darstellung gebracht: im Vordergrund des Wagens die Huldigung der bildenden Künste an Gutenberg, welcher täuschend nachgeahmt war; im Hintergrund eine ganz aus Holz hergestellte altertümliche Presse, die von zwei Arbeitern bedient wurde. Hinter dem Wagen schritt der Altmeister, umringt von Kunstjüngern, die an das Publikum einen Festgruß verteilten. Diese Gruppe führte noch ein Prachtwerk der Buchbinderei in Gestalt eines Riesenhauptbuches, welches von vier Knaben getragen wurde, im Zuge mit. Lustiges Geknatter verkündete nunmehr das Nahen des Schützenvereinswagens, welcher besonders prächtig dekorirt war. Schreiner-, Schlosser- und Schuhmacherwagen erregten gleich großes Aufsehen und waren, dem jeweiligen Gewerbe angepaßt, kunstvoll ausgeführt.

Besonders gefielen auch der Seilerwagen und der Jagdwagen, auf welch letzterem Diana in zartem Grün, sowie ein Förster, einen Wilderer abfassend, untergebracht waren. Den Schluß des Zuges bildete der Grenzgangswagen mit Wettläufer, Mohr, Grenzsteinen und Grenzgangsfahnen.

Auf dem Festplatz hielt Landrat von Heimburg eine zündende Ansprache, in welcher er darlegte, in welch segensreicher Weise der Verein nassauischer Land- und Forstwirte, unterstützt von Staat und Kommunalverband, zur Hebung des Wohlstandes des Kreises Biedenkopf beitrage. Hierauf ergriff Regierungspräsident von Tepper-Laski das Wort, um als Vertreter der Staatsregierung und als Abgeordneter des Kreises namens der auswärtigen Festgäste ebenfalls warme Worte des Dankes an die Bevölkerung des Kreises zu richten. Wie der Vorredner, lobte auch er die Einfachheit der Sitten, die sich besonders in den Trachten auspräge. Daß das Fest ein glänzendes geworden, brauche nicht wunderzunehmen, da jeder wisse, wie sehr die Hinterländer Bevölkerung immer Anteil genommen habe an der Förderung von allem Nützlichen und stets durchdrungen gewesen sei von echt vaterländischer Gesinnung.

Literatur.

— Außerordentlich anziehende Beiträge zur neueren Geschichte des preußischen Staates wie auch zur Geschichte der Wiedergeburt des deutschen Reiches liefern die „Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh“, herausgegeben von Heinrich von Poschinger (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Der Verfasser der Erinnerungen ist der bekannte, 1886 verstorbene Parlamentarier, einst als Präsident der preußischen Nationalversammlung der „Gegenkönig“ Friedrich Wilhelms IV., wie der Monarch ihn einmal in guter Laune bezeichnete. Geboren als der Sohn eines Generals, der sich im Befreiungskriege ausgezeichnet hatte, war Unruh durch die knappen Mittel seines Vaters genötigt, einen Beruf zu ergreifen, in dem er schnell selbst für seinen Unterhalt sorgen konnte; er wählte das Baufach, und zwar wendete er sich speziell dem Wasserbau zu. Rücken diese Erinnerungen aus den jüngeren Jahren Unruhs uns das altpreußische Beamtentum mit seinen Mängeln und Vorzügen anschaulich vor Augen, so fesseln die Schilderungen noch lebhafter von dem Moment an, da der Verfasser eine politische Rolle zu spielen beginnt. Für seinen persönlichen Vorteil wäre es ohne Frage besser gewesen, hätte er sich der Politik fern gehalten, denn daß er als Beamter, wenn auch beurlaubt, in der Nationalversammlung sich zur Linken hielt und als Präsident der Körperschaft deren Gerechtsame auch gegen höheren Willen verteidigte, dafür mußte er hart büßen. Unter welchen Chicanen er zu leiden hatte, wie man seine bürgerliche Existenz zu vernichten suchte, davon erzählt Unruh Wunderdinge, und die Lektüre wäre eine unerquickliche, wenn der Verfasser es nicht verstanden hätte, seinen Erfahrungen auch eine gute Dosis Humor beizumengen. Als Otto von Bismarck an die Spitze der Staatsleitung trat, gehörte Unruh zu denen, die in dem „meistgehaßten“ Manne mehr erkannten als den rücksichtslosen Junker, wobei freilich zu erwägen bleibt, daß er schon früher mit Bismarck in persönliche Berührung getreten war und ihn vom rein menschlichen Standpunkte aus schätzen gelernt hatte. Mancherlei interessante Einzelheiten, die bisher unbekannt waren, weiß Unruh zu berichten, und sowohl zur Konfliktszeit, wie zur Wendung von 1866 und zum gewaltigen Umschwunge, der die Erneuerung des deutschen Reiches brachte, liefert er beachtenswerte Beiträge, von denen selbst der Historiker von Fach etliche beachten und für die zukünftige Darstellung benützen wird. Ein klarer und kluger Kopf hebt sich aus diesen Erinnerungen empor, und wenn man auch nicht überall mit den Anschauungen und Urteilen übereinstimmen mag, so müssen sie doch als die Aeußerungen eines ehrlichen Mannes gelten, dem es vergönnt war, aus nächster Nähe vieles zu sehen und zu hören, was andere nur aus weiter Ferne wahrnehmen. Es ist erfreulich zu beobachten, wie die außerordentlich wichtige Memoirenliteratur, die lange Zeit im deutschen Schrifttum nur spärlich bedacht war, neuerdings so frische Blüten treibt, und denjenigen Büchern, die den Werdegang vom „tollen“ Jahr 1848 bis zur Neubegründung des Reiches behandeln, reihen sich als eine reich sprudelnde Quelle der Ergänzung die Erinnerungen Unruhs an. s.

— Ein ergötzliches Buch bietet Albert Roderich mit seinen „Künstlerfahrten“ dar (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Ein Freundschaftsbund, wie er nicht inniger zwischen Orest und Pylades, Achilleus und Patroklos bestanden haben kann, vereinigt einen jungen Maler mit einem nicht viel älteren Humoristen. Was der eine schreibt, illustrirt der andere, und umgekehrt verfaßt der Held der Feder zu den witzigen Karikaturen seines Freundes den gleichgestimmten Text. Aber nicht bloß auf die gemeinsame Arbeit, sondern auch auf das sonstige Leben erstreckt sich das Bündnis, vor allem auf die Ausübung lustiger Streiche, und wenn die beiden gelegentlich auch einander einen Schabernack spielen, gegenüber den sonstigen Sterblichen sind sie ein Herz und eine Seele. Dabei haben sie das Glück, daß ihre übermütigen Scherze immer gnädig ablaufen, bis endlich die lockeren Schwerenöter von der Rache des Schicksals ereilt werden. Aber diese Rache ist süß, auch für die Betroffenen, die sich willig unter das Ehejoch beugen und ohne Frage solide Gatten und Väter werden. In gutem Einklang mit den humorvollen Schilderungen stehen die Abbildungen von C. Sellmer.

— In dritter Auflage erschien Karl Detlefs humoristischer Roman „Die geheimnisvolle Sängerin“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). R. Blumenau hat die lustige Faschingsgeschichte, welche ein fesselndes Bild von dem römischen Karneval entwirft und darin eine launige Ehestandskomödie verflicht, mit zahlreichen flotten Abbildungen begleitet.

Notizblätter.

Wohlthätigkeit.

— Um unter denen, die gesundheitshalber den Winter im Süden verbringen sollten, auch solchen den Aufenthalt zu ermöglichen, die weniger bemittelt sind, hat der vaterländische Frauen-Zweigverein von Nizza vor einigen Jahren in genannter Stadt ein Pflegehaus errichtet, in welchem deutsche Reichsangehörige, die erholungsbedürftig und weniger bemittelt sind, ein sehr gutes Unterkommen zu verhältnismäßig sehr billigem Preis finden können. Das deutsche Pflegehaus in Nizza ist offen vom 1. November bis 1. Mai. Die Aufnahmegesuche sind zu richten an die Präsidentin des Vereins: Frau von Zelewski-Denzin in Lauenburg, Pommern.

— Nach den Veröffentlichungen des Vereins für Handlungs-Commis von 1858 in Hamburg belaufen sich die besonderen Zuwendungen der Pensionskasse des Vereins bereits auf mehr als 240,000 Mark. Die Pensionskasse gewährt den Mitgliedern zurzeit schon jährliche Invalidenpensionen bis zu 1600 Mark. Auch trifft die Kasse Vorsorge für den Zeitpunkt, an welchem die Angehörigen ihres Ernährers beraubt sind, denn sie zahlt auch an die Witwen der Mitglieder eine Pension, und zwar bis zu 480 Mark jährlich. Die großen Vorzüge, welche die Hamburger Kasse den Mitgliedern bietet, werden mehr und mehr erkannt, denn es haben sich bisher schon etwa 6000 Mitglieder, einschließlich der Ehefrauen, an der Pensionskasse beteiligt.

Alpines.

— Allen Freunden der Alpenwelt und namentlich den regelmäßigen Besuchern der Alpenländer wird eine Einrichtung willkommen sein, welche der Alpine Klub in London eingeführt hat: ein internationales Notsignal, dessen sich Bergsteiger, welche Hilfe bedürfen, bedienen sollen. Das Wesen dieses Notsignals besteht darin, daß während einer Minute sechsmal irgend ein sichtbares oder hörbares Zeichen, dessen Art von den jeweiligen Umständen abhängt, abgegeben wird, worauf eine Minute pausirt, in der nächstfolgenden Minute das Zeichen abermals sechsmal wiederholt wird und so fort, bis eine Antwort gegeben wird, welche durch dreimalige Wiederholung eines Zeichens in der Minute erfolgt. Der deutsche und österreichische Alpenverein hat die betreffende Anleitung für die deutschen und österreichischen Alpen entworfen und dieselbe in Plakatform in seinem Arbeitsgebiete an die Schutzhäuser und Gasthäuser, sowie an sämtliche Führer verteilt. Die gleiche Instruktion haben auch der niederösterreichische Gebirgsverein und der österreichische Alpenklub in ihren Arbeitsgebieten verbreitet.

Ausstellungen.

— Die Ausstellung des Vereins bildender Künstler Münchens „Sezession“ ist nach Eintreffen der Werke aus den Pariser Salons nunmehr komplet. Die französischen Künstler sind, wie jedes Jahr, wieder sehr zahlreich erschienen und es sind ihre hervorragendsten Namen vertreten. Das Interesse des reisenden Publikums für die Ausstellung ist ein sehr reges. Verkauft wurden bis jetzt 72 Werke zum Gesamtpreise von 150,000 Mark.

— Eine interessante Ausstellung ist am 3. August in dem alten Schweizerstädtchen Stein am Rhein eröffnet worden. Dieselbe umfaßt Gegenstände der Kunst und des Kunstgewerbes aus dem Mittelalter, die durchweg aus Privatbesitz stammen und dem Publikum bisher so gut wie unbekannt geblieben sind. Einen eigenartigen Reiz gewährt dieser Ausstellung der für dieselbe gewählte Ort, das alte Georgenkloster, das mit seinen herrlichen Schnitzereien und originellen Wandgemälden, seinem prächtigen Kreuzgang und seinen malerischen Erkern eine wahre Perle mittelalterlicher Klosterbauten ist und namentlich seit seiner verständnisvoll durchgeführten Renovation das Entzücken aller Kunstfreunde bildet.

Verzeichnis
der Vorlesungen und Uebungen, welche auf der
Königlichen Bergakademie zu Berlin
im Wintersemester 1895/96 (vom 28. Oktober 1895 bis 28. März 1896)
gehalten werden.

Professor Franke: Bergbaukunde, I. Teil; Bergbauliche Uebungen. Geheimer Bergrat Professor Kerl: Allgemeine Hüttenkunde; Lötrohrprobirkunst; chemische Technologie. Dr. Pufahl: Allgemeine Probirkunst; Technische Gasanalyse. Geheimer Bergrat Professor Dr. Wedding: Eisenhüttenkunde. Geheimer Bergrat Dr. Wedding und Regierungsrat Brelow: Entwerfen von Eisenhüttenanlagen. Professor Schneider: Aufbereitung, I. Teil; Markscheide- und Meßkunst, I. Teil; Praktische Uebungen in der Markscheide- und Meßkunst. Professor Hörmann: Mechanik; Maschinenlehre; Metallurgische Technologie. Regierungsrat Brelow: Zeichnen; Darstellende Geometrie. Geheimer Oberbergrat Eskens: Bergrecht, I. Teil. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Post: Wohlfahrtspflege (Freiwilliger Arbeiterschutz). Bergassessor Haber: Verwaltungsrecht mit besonderer Berücksichtigung des Bergwesens. Geheimer Bergrat Gebauer: Baukonstruktionslehre. Professor Dr. Kötter: Analytische Geometrie der Ebene; Differentialrechnung; Mathematisches Repetitorium. Professor Dr. Scheibe: Mineralogie; Mineralogische Uebungen. Bezirksgeologe Dr. Koch: Petrographie; Petrographische Uebungen in Verbindung mit mikroskopischen Demonstrationen; Methoden der Gesteinsuntersuchung mit Demonstrationen und Uebungen. Landesgeologe Professor Dr. Beyschlag: Geognosie: Lagerstättenlehre. Landesgeologe Professor Dr. Ebert: Paläontologische Uebungen. Landesgeologe Professor Dr. Wahnschaffe: Allgemeine Geologie; Geologie des Quartärs; Praktische Uebungen in der Bodenuntersuchung. Professor Dr. Finkener: Qualitative und Quantitative Uebungen im Laboratorium für Mineral-Analyse.

Königl. Sächsische Bergakademie
zu Freiberg.

Die **Vorträge** und **Uebungen** des **130. Lehrjahres beginnen am 1. Oktober.**

Bei der Direktion, Adresse: **Freiberg i. S., Bergakademiegebäude,** kann **gratis** bezogen werden: Das Statut der Königlichen Bergakademie, mit den zugehörigen Spezialregulativen, sowie das Programm für das Lehrjahr 1895/96. Die erstgenannten Drucksachen enthalten Näheres über die Organisation der Bergakademie und über die Anforderungen bei der Inscription.

Freiberg, den 16. Juli 1895.

Der Direktor der Königlichen Bergakademie
Dr. Theodor Richter.

R. WOLF, Magdeburg-Buckau.

Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands.
Locomobilen
mit ausziehbaren Röhrenkesseln,
v. 4–200 Pferdekraft,
sparsamste Betriebsmaschinen
für **Gross-** und **Klein-Industrie** sowie **Landwirthschaft.**
Export nach allen Welttheilen.

Seid. Bastrobe Mk. 13.80
bis 68.50 p. Stoff zu einer kompleten Robe — Tussors u. Shantung Pongees — sowie schwarze, weiße u. farbige **Henneberg-Seide** v. 60 Pfge. bis 18.65 p. Met. — glatt, gestreift, karrirt, gemustert, Damaste etc., ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins etc. — **Porto- u. steuerfrei ins Haus!** Katalog u. Muster umgehend.
G. Henneberg's Seiden-Fabrik (K. u. K. Hofl.) **Zürich.**

Illustr. Preisliste u. Notenverzeichn. gratis.

Technikum Neustadt
Mecklenburg.
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Schule.
Maschinenbau. Elektrotechn.
Baugewerk- Bahnmeister- Tischler-Fach- Schule.
Elektrotechn. u. Maschinentechn. Praktikum

Es ist nicht nur möglich,
sondern wahr und durch 10jährige Erfolge bestätigt, daß **Crême Grolich** und **Grolichseife** die einzig verläßlichen Mittel sind, um Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte 2c. zu entfernen und den Teint bis ins Alter blendend weiß und jugendlich frisch zu erhalten. Preis ℳ 2,—.
Beim Kaufe verlange man ausdrücklich die preisgekrönte Crême Grolich und Grolichseife, da es wertlose Nachahmungen gibt. Hauptdepot in der **Engeldroguerie Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder nehmen Bestellungen an die größeren Apotheken und Droguerien.

BERLIN W., Zietenstrasse 22,
im eigenen, nur für Unterrichtszwecke eingerichteten Hause
Militär-Pädagogium
von **Dir. Dr. FISCHER,**
1888 staatl. concess. für alle Militär- u. Schulexamina. Unterricht, Disziplin, Tisch, Wohnung **vorzüglich empfohlen** von den höchsten Kreisen. **1894 bestanden** 3 Abiturienten, 135 Fähnriche, 19 Primaner, 2 Obersekundaner, 7 Einjährige, 1 Untersekundaner, meistens **nach 1 bis 3 Monaten.**
Prospekte unentgeltlich.

Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen. Vertreter an allen größeren Plätzen. Günstigste Bedingungen.

Eisenwerk Joly Wittenberg.
Feuersichere patent.
Treppen mit Holz- oder Marmorbelag
Haupttreppen. Wendeltrepp.

Gegen Einsendung von M. 30.— versende 50 Liter weissen **Rheinwein** incl. Fass.
Friedrich Lederhos. Oberingelheim a. Rh.

Buchführung
Kaufm. Wissenschaften besonders
Correspondenz Schönschrift Kfm. Rechnen.
sind die Grundpfeiler jeder Existenz.
Lassen Sie sich **gratis** und **franco Prospekt** u. **Probebrief** kommen.
Nachrichten über das Muster-Comtoir für mündlichen Unterricht in Berlin gratis
F. Simon
BERLIN 0.27
vereidigter Sachverständiger für Buchführung etc.

Gesichtshaare
u. ihre Heilung (Schrift v. Dr. Clasen) vers. geg. 130 Pf. Apoth. **Wegener, Rheinfeld i. H.**

Digitized by Google

Versammlungen.

— Die XXII. Generalversammlung des deutschen und österreichischen Alpenvereins findet in diesem Jahre in Salzburg statt und beginnt am 6. September. Die Vormittage des 7. und 8. September sind der Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten gewidmet. Am 7. wird (nachmittags von 4 Uhr an) in den sonst nicht zugänglichen und für diesen Zweck eigens hergerichteten Räumen der Festung Hohensalzburg ein großes Kostümfest abgehalten: „Ein kulturhistorisches Bild aus Salzburgs Vergangenheit".

Ausgrabungen.

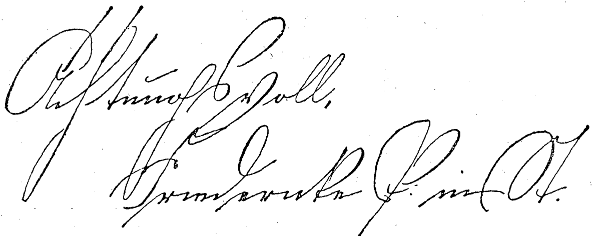
— Eine interessante archäologische Entdeckung, die Bloßlegung einiger noch fast ganz unversehrter punischer Gräber, ist im Bereiche der kürzlich wieder aufgefundenen Totenstadt des alten Karthago gemacht worden. Der Patriarch von Karthago durchwanderte nach einander die unterirdischen Gänge mit ihren zahlreichen punischen und christlichen Gräbern. Darauf ließ er in einem breiten, 600 Meter langen Schacht ein am Morgen desselben Tages freigelegtes punisches Grab, das 14 Meter tief eingesenkt war, öffnen. Der seitliche Stein wurde weggehoben, worauf sofort die Gebeine eines Erwachsenen zum Vorschein kamen. Die Zähne waren glänzend und wohlerhalten, der Kopf zeigte alle Merkmale des phönikischen Menschenschlages. Das viereckige Grab scheint dem sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung anzugehören, der schön bearbeitete Stein stammt aus den berühmten Brüchen der Bucht Aquilaria (Kap Bon). Die tiefe Lage wie die sorgsame Arbeit deuten auf das Grab eines Reichen. Im selben Schacht wurde dann ein anderes Grab eröffnet, das folgendes enthielt: eine Vase aus schönem schwarzen Thon, einen Becher aus rotem Thon mit schwarzen Streifen, einen in derselben Weise verzierten Untersatz eines Gefäßes, eine Räucherpfanne aus braunem Thon, eine punische Lampe, zwei Muscheln, einen Bronzespiegel, eine kleine Axt aus Bronze, zwei Alabastergefäße, Reste einer silbernen Halskette, Stücke Achat, Skarabäen, Perlen jeder Form und Größe, Bildnisse der Gottheiten Anubis und Phtah, eine kleine Göttin mit griechischer Mütze, eine Art Fäßchen mit den Händen haltend. Diese beiden Gräber werden als ganz besonders wichtig betrachtet.

— Seit dem berühmten Hildesheimer Silberfunde sind keine so bedeutenden künstlerischen und kunstgewerblichen Schätze aus der Zeit des Altertums zu Tage gefördert worden, wie kürzlich die Ausgrabungen bei Pozzo di Borgo im Bereiche von Pompeji sie ergeben haben. Wie bekannt, hat Baron von Rothschild in Paris diese Schätze erworben, um sie der Sammlung des Louvre zum Geschenk zu machen. Eins der prächtigsten Stücke ist eine große, flache Schale, eine sogenannte Patera, die reich mit feinziselirtem Blattwerk verziert ist und in der Mitte die Reliefbüste einer „Afrika" trägt: ein leicht bekleidetes junges Weib, dessen Haupt ein Elefantenfell derart bedeckt, daß sich die gewaltigen Stoßzähne nach Art eines zunehmenden Halbmondes um die Stirn legen. Um die Büste sind allerlei Embleme gruppirt, die sich auf die Fruchtbarkeit des afrikanischen Bodens und auf religiöse Ueberlieferungen des Landes beziehen. Eine zweite ebenso große Patera ist in der Mitte mit der Reliefbüste eines unbärtigen Mannes geschmückt. Die außerordentlich sorgfältige Behandlung des Antlitzes läßt auf ein Porträt, vielleicht das des Besitzers, schließen. Auf einem Kantharos (Trinkgefäß mit Henkel) von unbeschreiblich zarter Arbeit sehen wir einen von Soldaten umgebenen Imperator, dem sich Gefangene zu Füßen werfen, während ihm auf der andern Seite drei Göttinnen nahen, von denen die vorderste eine Statuette der Viktoria überreicht. Ein zweiter Kantharos von nicht minder auserlesener Arbeit, das Pendant zu jenem, ist mit einer Opferscene, einem Stieropfer vor dem Tempel des Jupiter Capitolinus, geschmückt. Die Verzierung zweier Trinkbecher behandelt ein sehr merkwürdiges Motiv: eine Anzahl Skelette in lebhafter Unterhaltung mit einander. Beigegebene Attribute und griechische Inschriften besagen, daß der Künstler die berühmtesten Dichter und Philosophen Griechenlands darstellen wollte. Rosenguirlanden, die sich ringsum schlingen, bilden einen starken Gegensatz zu jenen Skeletten. Fast möchte es scheinen, als ob das mittelalterliche „Totentanz"-Motiv auf diese Vorbilder zurückzuführen sei. Zwei reizende kleine Vasen sind mit der Darstellung von allerlei Nahrungsmitteln und Tischgerät geschmückt. In malerischem Durcheinander sieht man dort Eber, Gänse, Hasen, Granatäpfel, Trauben und andere Früchte nebst Vasen von allen Formen. Heute nennt man das ein Stillleben. Was diesen Vasen, abgesehen von der köstlichen Arbeit, besonderen Wert verleiht, ist ihre Bezeichnung mit dem Namen des Künstlers, Sabaïnos. Wahrscheinlich hat ein reicher Bürger diesen Schatz in aller Eile aus der Stadt nach seinem Landsitz geschafft, wo er von dem Ausbruch des Vesuv überrascht worden ist. Die italienische Behörde versucht jetzt, die Mitwisser aufzuspüren, durch deren Beihilfe der wertvolle Schatz ins Ausland verkauft ist. Unterdessen sind wieder eine große Zahl schöner Gegenstände aus Bronze, die bei den Ausgrabungen gefunden worden sind, nach Rom geschafft worden, darunter namentlich zwei große Badewannen aus Bronze, von denen die eine einfache Formen zeigt und ohne Schmuck oder Henkel ist, während die andere vier als bewegliche Ringe gestaltete Henkel aufweist, zwei an jeder Seite. Jeder Ring ist in einem wunderschön ziselirten massiven Löwenkopf befestigt, und sie sind sämtlich so wohl erhalten, als ob sie eben erst aus der Werkstätte des Künstlers hervorgegangen wären. Ein anderer bemerkenswerter Gegenstand ist ein runder Bronzetisch, der auf drei als Löwenklauen gestalteten Füßen steht; rings um den Rand der Platte zieht sich ein lesbisches Wellenornament.

Handschriften-Beurteilung.

Frau C. M. Sie scheinen sich dem Charakter Ihres Mannes angepaßt zu haben und, ins Weibliche übertragen, dieselben reellen und tüchtigen Eigenschaften zu besitzen, dagegen sind Sie etwas weniger scharf, wenn auch eigensinnig, und zum Dominiren in häuslichen Angelegenheiten geneigt. Eine sehr vertrauenswürdige, treue, zuverlässige, starke Frauenseele.

Friederike P. in St. Ein Zug zu Größe ist da, aber er ist stark in Schranken gehalten, durch Effekthascherei und Eitelkeit. Sie möchten nobel er-



scheinen, aber mit möglichst geringen Opfern. Sie haben Geschmack, entbehren aber der künstlerischen Durchbildung; Sie haben Phantasie, aber sie trübt die Klarheit ihres Blickes.

P. Sch., Mühlenbeamter, Zombor. Ein gemütswarmer, wahrer und gerader Charakter, umgänglich, im Verkehr angenehm, wahr — aber zu sehr von sich selbst eingenommen und etwas prätentiös und eitel angelegt. Man kann Sie nicht engherzig nennen, aber in manchen Dingen fehlt Ihnen die rechte Umsicht und Sie legen zu viel Gewicht auf Aeußerlichkeiten. Sie können sich leicht Menschen und Verhältnissen anpassen.

Rose aus dem Sachsenlande. Genau, pünktlich, fest, reell, zuverläßig; viel Sinn für Familienleben und Häuslichkeit, auch praktisch und verständig; dabei geistig sehr klar und sachlich im Urteil; im Empfinden warm, aber ohne Sentimentalität und so weiter.

L. Meyer, Ragaz.

Briefmappe.

R. G. in Groß-B.... Wenn Sie sich für die betreffenden Bestrebungen interessiren, können wir Ihnen die folgende Mitteilung zur Verfügung stellen, um deren Veröffentlichung wir ersucht worden sind: Die Untersuchung der deutschen Sprache in Bezug auf die Häufigkeit der Wörter, Silben, Laute und so weiter ist so weit vorgeschritten, daß auch die Abteilung 3 (Buchungen) beendet und die alphabetische Liste von 10,906,235 = 20 Millionen Silben fast vollendet ist. (Abteilung 4.) Es handelt sich nun neben der Fertigstellung der Liste um die Zerlegung der Wörter in die einzelnen Bestandteile, zu welcher Thätigkeit der Arbeitsausschuß noch 50 fleißige und zuverlässige Mitarbeiter gebraucht, welche vielleicht täglich eine Stunde der Förderung dieses für die weitesten Kreise unseres Volkes wichtigen Werkes widmen wollen. Wir zweifeln nicht, daß in dem großen Kreise unserer Leser sich Damen wie Herren finden werden, welche bereit sind, ein so wichtiges, der Gesamtheit unserer deutschen Nation zu gute kommendes Unternehmen durch freiwillige, thätige Mithilfe zu unterstützen, und ersuchen daher um gefällige baldige Einsendung der Anmeldung an den Vorsitzenden des Arbeitsausschusses für die Häufigkeitsuntersuchungen der deutschen Sprache, Herrn F. W. Käding in Berlin N., Krausnickstraße 1.

H. R. in R. 1. In England oder richtiger in Großbritannien ist eine allgemeine Wehrpflicht, wie sie in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich und so weiter besteht, nicht vorhanden; die Ergänzung der aktiven Armee beruht vielmehr auf Werbung. 2. Waffenfabriken, sofern sie Privatunternehmungen sind, nehmen Bestellungen auch von Privatpersonen an. 3. Wegen näherer Mitteilungen über die Maximsche Flugmaschine wollen Sie sich an die Redaktion des „Scientific American" in New-York wenden.

Besorgte Mutter in S. Mit Angaben von Adressen können wir Ihnen leider nicht dienen; die Angelegenheit ist auch zu heikel. Ein Adreßbuch von Luzern steht übrigens in allen größeren Städten auf den betreffenden Adreßbuchbureaux zur Verfügung. Hätten Sie Ihre liebenswürdigen Zeilen datirt, so hätten wir Ihnen in dieser Hinsicht wohl einen näheren Wink geben können. Der Poststempel auf Ihrem Briefumschlage ist nicht zu entziffern.

Entsetzter Angehöriger der „ritterlichen Serben-Nation." Nikola Tesla ist in dem betreffenden Artikel als Ungar charakterisirt worden, um seine Staatsangehörigkeit zu bezeichnen. In derselben Weise hätte etwa unter gleichen Umständen ein Wallone aus Malmedy als Preuße oder Deutscher bezeichnet werden müssen.

F. v. W. Das „Lehrbuch der Graphologie" ist von unserm graphologischen Mitarbeiter verfaßt und durch alle Buchhandlungen zu beziehen. L. Meyer ist Pseudonym, der wirkliche Name ist L. v. Albertini. Adresse wie bisher L. Meyer, Grapholog, Ragaz, Schweiz, oder auch L. v. Albertini, Ragaz, Schweiz.

Dr. O. R. in Ermatingen. Sie kommen leider mit Ihrem hübschen Beitrag zu spät; wir sind mit unseren Kriegserinnerungen bereits bis zum September vorgedrungen.

W. Z. Holland-Deventer. Ueber das Kutschke-Lied finden Sie einen Sie jedenfalls interessirenden Aufschluß in Nr. 45 unseres Blattes.

O. D. in H., E. F. in J.... Dankend abgelehnt.

Richtige Lösungen sandten ein: „Die kleine Ella" in Hamburg (4). Fr. Henriette Helbling-Tschudy in Küsnacht (4). F. K. in St. Ingbert (5). Anna Emerich in Krems. Florian Bokisch in Wien (2). Pila Sztraßak in Oedenburg. „Emmeline" in Interlaken. Agnes von Spateck in Köln. „Maus" in Hoboken, N. J. (4). Rudolf Hübner in Frankfurt a. M. „Mary und Florette" in Cannes (3). Dora G. in Arosa. ? in Paris. Franz Dolehsi in Warschau. Johanna Huber in Emmendingen (4).

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: Moritz Hecht (V. Arany Janosgasse 5).

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

Solide schwarze Seide

garantirt unerschwert végétal gefärbt, das denkbar Schönste und Reinste, alles übertreffend, zu allen Zwecken das Beste,
von 2 Mark bis 12 Mark, glatt, gemustert, armurirt, direkt aus der Fabrik, meter- und robenweise. Porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend franko.

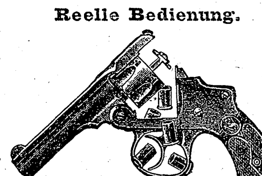
Lasse sich der Konsument von den anscheinend billigen Apparenzstoffen nicht mehr einnehmen, die mit Metallen und Fetten beschwert sind, nach kurzer Zeit speckig aussehen und in den Falten Löcher bekommen. **„Das Beste ist das Billigste und Schönste".** Man verlange stets unsere Muster, bevor man anderswo kauft.

Stehli & Co. in Zürich,
gegründet 1840.
Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien Obfelden und Arth und Filanda Germignaga (Lago maggiore).

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND Conditoreien.

Reelle Bedienung, zuverlässige und gediegene Arbeit:
Garantirt Eingeschossene
Revolver Kaliber 7 mm 6 Mk., Kal. 9 mm 9 Mk. — **Teschin-Gewehre** ohne lauten Knall Kal. 6 mm 8 Mk., Kal. 9 mm 15 Mk. — **Doppeljagdkarabiner** 30 Mk., einläufiger Jagdkarabiner 20 Mk. — **Westentaschen-Teschins** 4 Mk. — **Pürsch- u. Scheibenbüchsen** von 30 Mk. an. — **Zentralfeuer-Doppelflinten** prima Qual. von 35 Mk. an. — **Patentluftgewehre** ohne Geräusch 20 Mk. — **100 Zentral-Hülsen** 1,70 Mk. — Zu jeder Waffe 25 Patronen gratis. — Packung umsonst. — Preislisten gratis u. franko. — Umtausch kostenlos. — Katalog 64 Seiten.
Reelle Bedienung.



Georg Knaak, Deutsche Waffenfabrik. Lieferant aller Jagd- u. Schützenvereine. Berlin SW. 12. Friedrichstr. 212.

Etwas Zusatz von Echtem Feigen-Kaffee
ANDRE HOFER
k. u. k. Hoflieferant
Salzburg u. Freilassing
verbessert jeden Kaffee.

Ist das Beste aller Fleckenreinigungsmittel.
Zu haben in Originalfl. zu 50 Pf. und 1 M. in allen einschlägigen Geschäften.
General-Depots in Oesterr.-Ung.: Reiner Lipót és Ferencz Budapest, Kiraly-Utcza 41. — Nägele & Strubell, Wien I, Graben 27.
Wo keine Verkaufsstellen versende direkt.
Chem. Fabrik Wilh. Roloff, Leipzig.

PATENTE schnell und sorgfältig durch RICHARD LÜDERS, Civil-Jngenieur in GÖRLITZ.

Sensationelle Neuheiten.

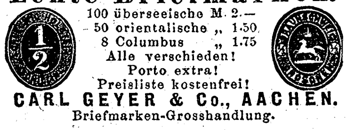
Elektr. Beleuchtung ohne Maschinen von 10 Mk. an. **Neu! Galvan. Säulen** (von 6 bis 60 Volts, nur 1 Zelle). **Neu! Erneuerb. Galvanophor.,** beste Elektrizitätsquelle ohne Säure. **Tragbare Lampen u. Velocipedlaternen. Taschen- u. Handlaternen** von M. 12 an. **Dynamomaschinen** von Mark 50 an (2—3 Lampen speisend). **Elektromotoren** f. Nähmaschinen etc. von M. 20 an. **Elektr. Uhrleuchter u. Nachtlampe** v. M. 8,50. **Feuerzeuge u. Taschenfeuerzeuge** (Westentaschenformat) 6 Mk. (Ersatz für Zündhölzer u. Lichte). **Simplexklingeln** z. Selbstlegen M. 8,50. **Telephone, Gaszünder, elektr. Busennadeln** etc. **Accumulatoren** aller Art.
Phonographen nach Edison m. Wachswalzen etc. v. M. 75 bis M. 500. **Photogr. Apparate** von M. 6.—. **Neu! Experimentirkästen** von M. 35 (mit gangb. Dynamo, Accum. etc.).
Elektrotechnische Neuheiten.
Wolff & Ricks, Berlin SW., Kochstrasse 75.
Prospekte gratis. Grosser illustr. Preiscourant gegen 30 Pfg. in Marken.

Stellung. Existenz.
Prospect gratis. Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect. Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Fabrik von sämtlichen **Musikinstrumenten** und **Musikwerken,**
Spieldosen mit auswechselbaren Notenscheiben spielt 1000 v. Stücke.

Harmoniums, Cottage-Orgeln Thuringia, das beste d. Welt
Haus I. Ranges.
Illustr. Prachtkatalog gratis und franko.
H. Behrendt's Musikhaus,
Berlin, Friedrichstrasse 160, parterre und I. Etage.

Echte Briefmarken.



100 überseeische M. 2.—
50 orientalische „ 1.50
8 Columbus „ 1.75
Alle verschieden!
Porto extra!
Preisliste kostenfrei!
CARL GEYER & Co., AACHEN.
Briefmarken-Grosshandlung.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.
Breslau, Hamburg, Köln, Dresden, Leipzig, München.
Dr. J. Schanz & Co.
Patente
billigst, reell, sorgfältig, schnell
Vergünstigungen wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Pension dauernd od. vorüberg. in gebildeter Familie, Villa in prächt. Lage hoch a. Wald, m. j. Comf. 125—150 M. pr. Mon. Adr.: „Bellavista", Baden-Baden.

Digitized by Google

Blutarmut Bleichsucht

Herr Geh. Sanitätsrat **Dr. med. Klein** in **Berlin** schreibt: „Die mir gesandten Proben Dr. Hommel's Haematogen sind mit dem erwünschten Erfolge angewendet worden und zwar bei einem Mädchen von 21 Jahren, das seit vorigem Winter **an allgemeiner zunehmender Schwäche, Verdauungsstörungen, grosser Blässe, überhaupt den Erscheinungen der Leukämie, auch beständigem Hüsteln,** mit Abmagerung gelitten hat. Nach Verbrauch von 4 Flaschen, die ohne die geringsten unangenehmen Nebenerscheinungen konsumirt wurden, hat sich der Zustand der Patientin auf's Erfreulichste gebessert, und kann ich sagen, dass dieselbe als ganz wieder hergestellt zu bezeichnen ist. **Ich habe mich von der Trefflichkeit des Mittels zu meiner grossen Freude auf's Ernsteste überzeugt** und werde selbstverständlich in geeigneten Fällen wieder zu diesem erprobten Mittel greifen."

Herr Geheimrat **Prof. Dr. med. Victor Meyer** in **Heidelberg**: „Ihr Haematogen hat in meiner Familie bei **Bleichsucht sehr gut gewirkt**".

Dr. med. Hommel's Haematogen ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81391). Haemoglobin ist die **natürliche** organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.—. ö. W.** Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.

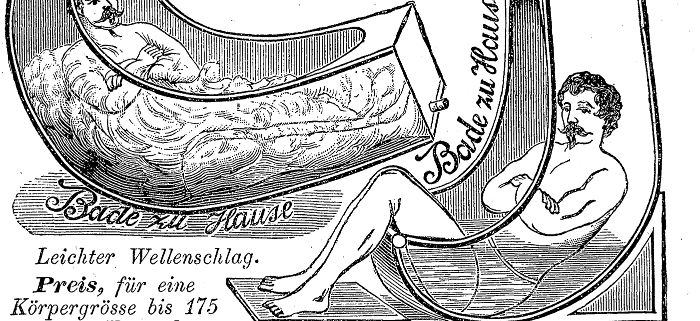
Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis** und **franko.**

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

Dittmann's patentirte

Wellenbadschaukel

vereint in sich die wichtigsten Badeapparate: sie bietet ein Voll-, Halb-, Sitz-, Kinder- und Dampfbad, sowie das nervenstärkende Wellenbad. Dieses Wellenbad wirkt so wohlthuend auf den Blutkreislauf und hinterlässt ein so unbeschreibliches Wohlbehagen, dass man sich geradezu verjüngt fühlt. Durch äusserst sinnreiche, ganz dem Körper angepasste Bauart wurde ein Apparat geschaffen, der selbst im beschränkten Raum Platz findet und zufolge seiner Herstellung aus verzinktem Flussstahlblech fast unverwüstlich ist.



Leichter Wellenschlag.

***Preis,** für eine Körpergrösse bis 175 cm, incl. Verpackung*

42 Mark, **Dampferzeuger 10 Mark.** *Sitzbad.*

Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 123.

Kommandantenstr. 60. — Fabrik sämtl. Badeapparate.

Alleinig. Fabrikant für Oesterr.-Ung. Carl Becker, Wien V, Traubengasse d.

Deutsche Lebensversicherung Potsdam.

Versicherungsbestand: **83½ Millionen Mark.** — Ausgezahlte Versicherungssumme: **16 Millionen Mark.**

Aktiv-Vermögen: 17½ Millionen Mark.

Jede Art Versicherung auf Todesfall, Erlebensfall und Rente.

Günstige Bedingungen. — Mäßige Prämiensätze. —

Der ganze Ueberschuß kommt den Versicherten zu gute. Steigende Dividende nach Höhe der Prämienreserve; sie gelangt im zweiten Jahre zur Verteilung und hat im vergangenen Jahre bis 48% der Jahresprämie betragen.

Prospekte und Auskunft durch alle Vertreter und die

Direktion in Potsdam.

Tüchtige Agenten und Aquisiteure finden lohnende Beschäftigung.

Hygienische absolut säurefreie Präparate.

ZAHNWASSER, ZAHNPASTA, ZAHNPULVER.

Berühmt durch ihre aromatischen und astringirenden Eigenschaften.

Ueberall erhältlich.

Kranken-Fahrstühle

Katalog gratis.

für Strassen-, Zimmer- und Gartengebrauch.

Kranken-Möbel aller Art.

Krankentische, stellb. Keilkissen, mech. Schlafsessel. Tragstühle u. -Sitze.

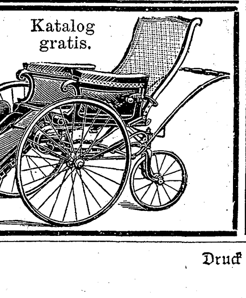
Zimmerklosets u. Bidets.

Vereinigte Sanitätsapparate-Fabriken

C. Maquet, Hoflieferanten,

prämiirt m. 20 goldenen Medaillen,

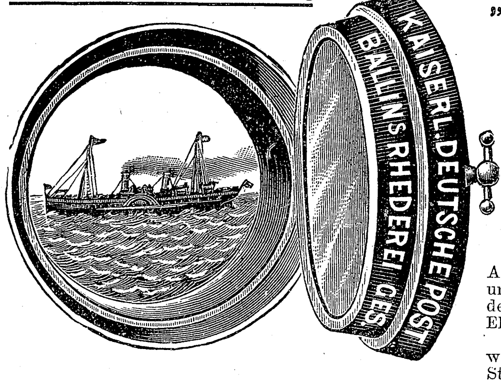
Berlin W., Charlottenstr. 63, und **Heidelberg.**



Nach **Norderney** via Helgoland fährt jetzt die **„Cobra"** mit Anschluss-Verbindung nach **Borkum.**

Tägliche Verbindung vermittelst der Post-Schnelldampfer „Cobra", „Ariadne", „Flamingo" zwischen

Hamburg,
Cuxhaven,
Helgoland,
Amrum, Wyk auf Föhr,
Westerland auf Sylt,
Norderney,
Borkum.



Abfahrt von **Hamburg** 8 Uhr morgens und von **Cuxhaven** im Anschluss an den Schnellzug No. 284 der Unter-Elbeschen Eisenbahn.

Direkte Fahrkarten und **Fahrpläne** werden auf allen grösseren Eisenbahn-Stationen ausgegeben.

Nähere Auskunft erteilt

Ballin's Dampfschiffs-Rhederei, Hamburg - St. Pauli.

F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen sind die besten zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.

Indische Blumenseife

hochfeine Toiletteseife, 50 ₰ p. St.

PALMITIN-SEIFE

neutral - gut - billig.

Für Familien u. Kinder. Das Stück à 25 ₰ in allen Städten Deutschlands.

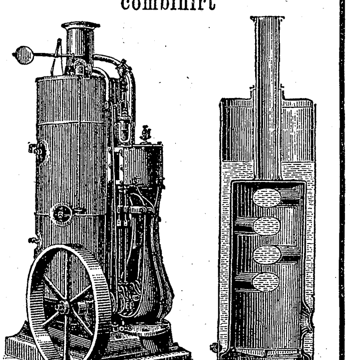
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.

Filiale: **Wien I,** Wollzeile 9.

Stehende geschweisste

Querrohrkessel,

allein und mit stehender oder liegender Dampfmaschine combinirt



in allen Grössen auf Lager bei

Menck & Hambrock,

ALTONA-HAMBURG.

Harzer Jagdkorn, feinste Qualität, 2 *M.*
Alt. Kloft.-Dopp.-Korn, sehr fein, 1,50 *M.*
Alten Kloster-Korn, fein, à 1,25 *M.*
Harz-Kräuter-Korn, passe-par-tout, 1,75 *M.*
Fein. Nordhäuser Getreide-Kümmel, 1,75 *M.*
Abt Holt. Egel's delik. Leibes-Pflege, 1,75 *M.*
à 1 Liter inklusive Flasche oder Gebinde versendet gegen Nachnahme oder Einsend.

Die Klosterbrennerei
in Kloster Walkenried
bei Nordhausen a. Harz.

Postcolli: Kiste = 2 Fl. od. Fäßch. 4 Liter.

MERAN

(Meran, Obermais, Untermais u. Gratsch.) **Saison September—Juni.**

Klimatischer Kurort im deutschen Süd-Tirol.

Prospekte durch die Kurvorstehung.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

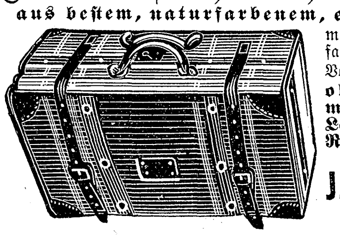
Gegen **VERSTOPFUNG**

Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS. 33, Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Unverwüstliche Schweinsleder-Handkoffer

aus bestem, naturfarbenem, echtem Schweinsleder gefertigt,



mit doppelten Eisenrahmen, Drellfutter, Wäschefalte und Patent-Sicherheitsschloß mit 2 Schlüsseln.

Vorrätige Größen:	55	60	65	cm
ohne Falten Stück	23	25	27	M.
mit „	24	26	28	„

Leichte Handkoffer von **2,75** bis **15 Mark.**

Rundreise-Koffer à 10 und **12 Mark** laut besonderer Preisliste (gratis und franko).

J. Bargou Söhne, Berlin C.

Jerusalemerstr. 19/20.

Vorzügl. Theemischungen à Mk. 2.80 u. 3.50 p. Pfd. in höchsten Kreisen eingeführt. (Kais Kgl. Hofl.) Probepack. 60 u. 80 Pf.

Thee „MESSMER"

Baden-Baden u. Frankfurt a. M.

SENFPFLASTER RIGOLLOT

Gegen **BLUTANDRANG, SCHMERZEN, KATARRH, INFLUENZA,** etc.

Für jede Familie unentbehrlich

Ist in Blechbüchsen von 10 Blatt in allen Apotheken der Welt erhältlich.

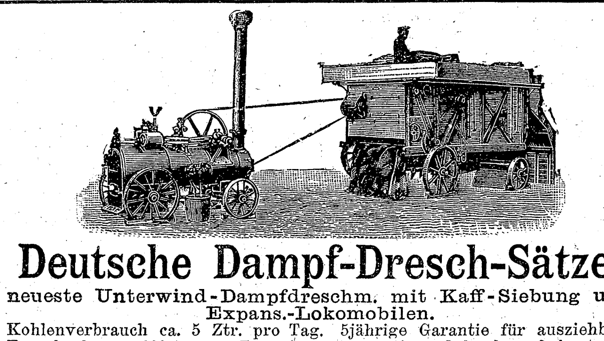
Man verlange auf jedem Blatt dem **Namen** und die **Adresse** des Erfinders.

P. RIGOLLOT, 24, Avenue Victoria, Paris.

!!! Gesundheits-Decken !!!

ärztl. empf. Schlaf- und Reisedecken in schönen, soliden Mustern, 150×200 cm, Stück **4,75 Mk.,** vers. geg. Nachn. oder vorherige Einsendung d. Betrages d. Decken-Fabrik von **J. Brünn, Berlin,** C. Hackescher Markt 4. Franko Versand von 2 Stück an. Für gute Qualität bürgt das Renommé meiner seit 25 Jahren bestehenden Fabrik.

Garrett Smith & Co.



Deutsche Dampf-Dresch-Sätze,

neueste Unterwind-Dampfdreschm. mit Kaff-Siebung und Expans.-Lokomobilen.

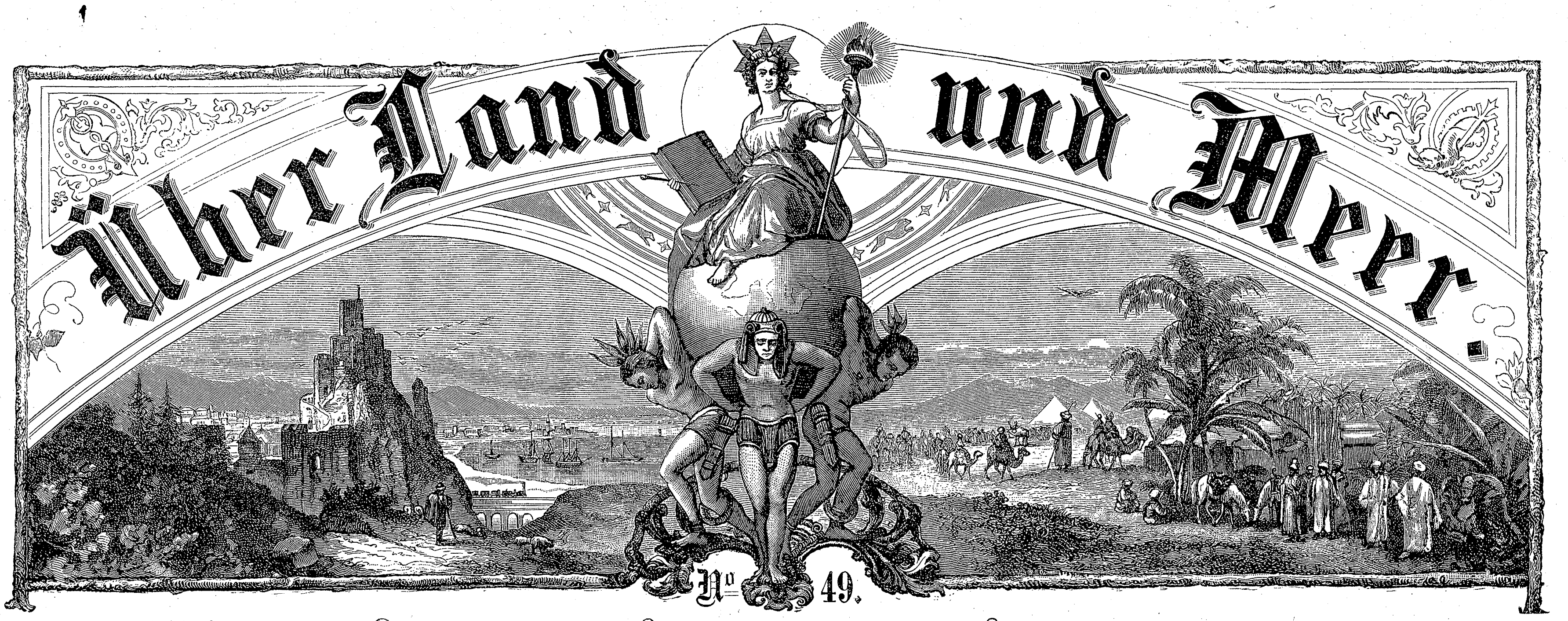
Kohlenverbrauch ca. 5 Ztr. pro Tag. 5jährige Garantie für ausziehbare Feuerbuchsen. 600 neuere Zeugnisse etc. gratis und franko. Gebaut von

Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Garrett Smith & Co.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

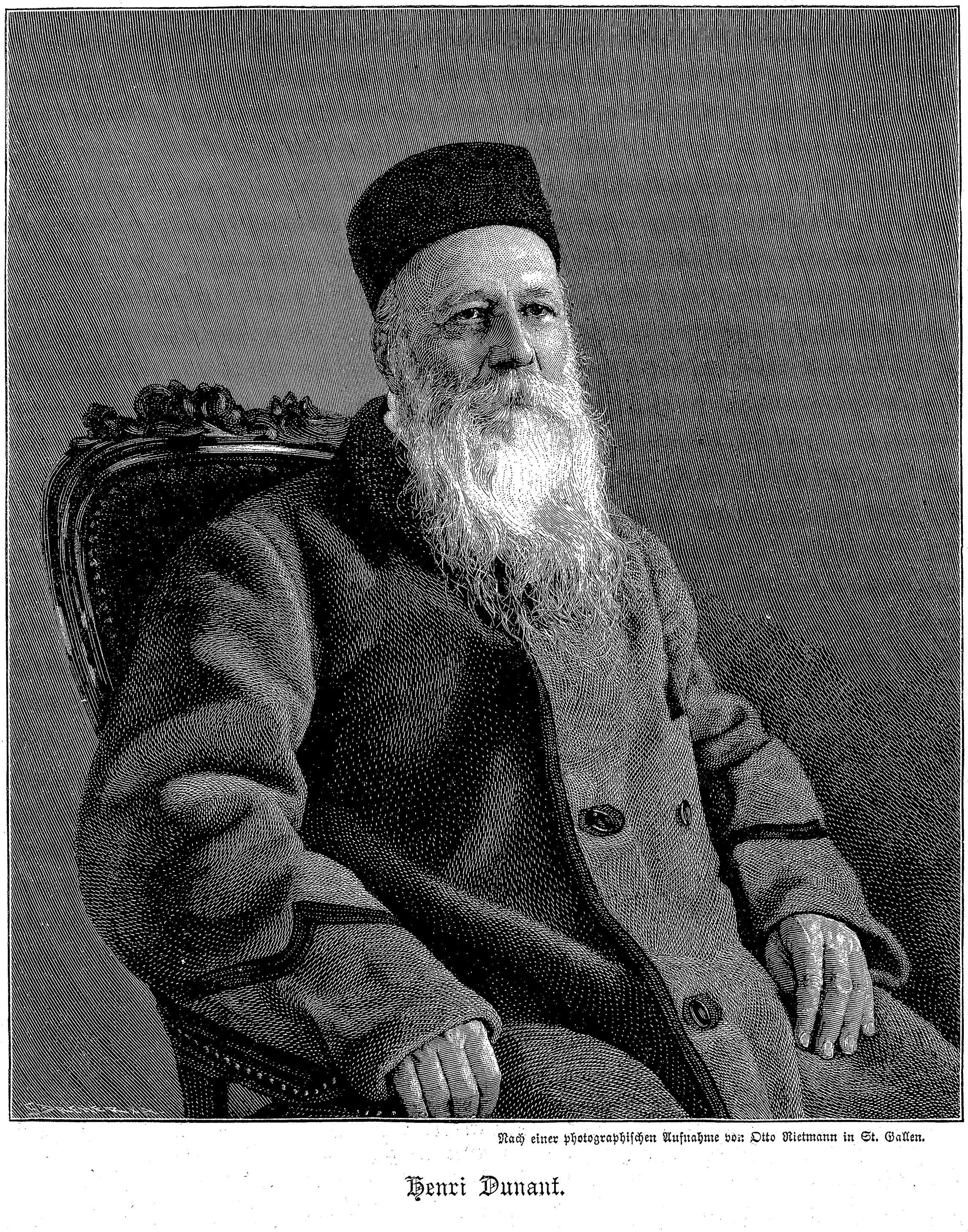
Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Henri Dunant,

der Begründer des „Roten Kreuzes“.

Es war am 7. August dieses Jahres, als ich nach dem lieblichen Kurort Heiden im schweizerischen Kanton Appenzell fuhr. Es galt, einem Manne einen Besuch abzustatten, der — heute ein halb Verschollener und Vergessener — ein Werk schuf, das, selbst unsterblich, auch seinem Schöpfer den Weihekuß der Unsterblichkeit auf die Stirn drückte: Henri Dunant. Der Weg zu ihm führte nicht in eines der zahlreichen comfortablen Hotels oder in eine der zierlichen Villen, die von behaglichem Menschendasein erzählen, sondern in das einfache Bezirkskrankenhaus, wo Dunant seit Jahren weniger als Patient, denn als Pfründner zu drei Franken Pensionspreis per Tag lebt. Eine Diakonissin führt mich in das Zimmer Nummer zwölf, die Wohnstätte des edlen Mannes. Es ist ein reinliches, lichthelles Zimmerchen mit zwei Fenstern. Ein Bett, ein Stehpult, zwischen beide eingekeilt ein Sofa mit verblaßtem Ueberzuge, und ein Schrank, zwei Stühle und ein Tisch bilden das ganze Mobiliar. Die Wände mit dem kalten Gipsanstrich muten eisig an. Kein Bild schmückt sie und kein liebendes Zeichen. Vorn über dem Tische hängt ein kleines Spiegelchen, wie man sie in Dienstbotenkammern findet, neben dem Bette ein Thermometer und an der Thür die „Hausordnung“. Nun muß ich hier gleich beifügen, daß diese Aermlichkeit nicht eine stumme Sprache des Vorwurfs an die Adresse der Anstaltsleitung führt. „Herr Doktor Altherr — der Anstaltsarzt — und die Diakonissinnen sind von den wenigen Freunden, die mir geblieben sind, die besten,“ sagte mir Herr Dunant. Er selbst begrüßte den Besucher auf das liebenswürdigste. Es ist eine prächtige Figur, dieser bald siebenzigjährige Herr, mit dem edlen, ausdrucksvollen Kopfe, dem zart inkarnirten Teint, der etwas Verklärtes im Farbenton hat, mit den silberweißen Haaren und dem silberweißen Barte. Die ganze Erscheinung hat etwas patriarchalisch Ehrwürdiges und doch wieder etwas Kavaliermäßiges in jeder Linie, in jeder Bewegung. Selbst im einfachen, braunen Schlafrocke, aus dem Manchetten in tadelloser Weiße hervorgucken, im schlichten Hauskäppchen, verleugnet sich des Mannes vornehme Abkunft und vornehmes Wesen nicht. Diese Eindrücke verstärken sich, je länger man mit Herrn Dunant spricht. Er redet das Französisch der großen Welt; jeder Ausdruck ist gewählt, wo es paßt, fein und geistvoll pointirt; bald nimmt die Unterhaltung die Form liebenswürdiger Causerie an, bald einen hohen Geistesschwung und -flug, das letztere jedesmal, wenn er auf die Schöpfungen und ihren Ausbau zu reden kommt, denen er Leben und Vermögen opferte. Die modulationsfähige, weiche, etwas hochliegende Stimme nimmt dann eine sonore, wuchtige Klangfarbe an, der Blick, der sonst lauter Güte zu strahlen scheint, leuchtet in machtvollem Funkeln auf und an den Nasenwurzeln zeigen sich jene Falten, die eine eiserne Energie verraten, und man begreift, daß dieser Mann eine Weltmission zu erfüllen im stande war. Und dabei ist er von kindlicher Bescheidenheit, von jener durchgeistigten Bescheidenheit, die das eigene Ich vor einer großen Lebensaufgabe und der Ergebenheit an sie vergißt.



Nach einer photographischen Aufnahme von Otto Rietmann in St. Gallen.

Henri Dunant.

Wer ist Henri Dunant? Nun, zum Teil habe ich es schon verraten. Er ist der Schöpfer jenes gewaltigen völkerrechtlichen Vertrages, der unter

Digitized by Google

dem Namen „Genfer Konvention" am 22. August 1864 zwischen der Schweiz, Baden, Belgien, Dänemark, Spanien, Frankreich, Hessen, Italien, Niederlande, Portugal, Preußen, Sachsen und Württemberg zu stande kam, dem sich auf der spätern Konferenz zu Berlin (1868) bereits dreiunddreißig Staaten angeschlossen hatten und welchem heute die zivilisirten Völker aller fünf Erdteile und selbst halbbarbarische Staaten, wie Siam und Persien angehören. Es war der erste große Weltvertrag, der abgeschlossen wurde, der erste völkerrechtliche im großen Stil, und er hat damit eigentlich für spätere ähnliche Verträge auf anderen Gebieten, wie den Weltpostvertrag, die Bahn gebrochen. In der Zeit großer Erinnerungen darf wohl auch das Gedächtnis an dieses Weltabkommen aufgefrischt werden, das im Kriege von 1870/71 ein Segen für ungezählte Tausende war.

Jean Henri Dunant wurde am 28. Mai 1828 in Genf geboren, als Abkömmling einer alten Patrizierfamilie, deren Mitglieder schon vor der Reformation eine bedeutende Stellung in der stolzen Stadt am Leman eingenommen hatten. Er gehörte in Genf einer Gesellschaft junger, vornehmer Leute an, die sich der Hilfeleistung an Arme und Unglückliche widmete, und schon 1849 tauchte ihm der Gedanke an die Gründung eines großen internationalen Bundes zur Linderung des Unglückes aller Arten auf. Der Gedanke erhielt festere Gestalt nach dem österreichisch-französischen Feldzuge. „Un souvenir de Solférino" betitelt sich das Büchlein, das 1862 als Frucht der Erfahrungen auf dem Schlachtfelde von Solferino erschien und in seinem Weckrufe an Fürsten und Völker die erste Anregung zur Genfer Konvention und zur Begründung des Roten Kreuzes gab. Es sind ohne Zweifel literarisch ebenso bedeutende Schlachtenbilder geschrieben worden, wohl auch farbensattere und künstlerisch vollendetere, aber keines so gewaltig im Aufschrei eines großen und edlen Mannesherzens, so hinreißend im Appell an die Menschenliebe und Menschenwürde, so erschütternd im ritterlichen Streite für die Menschlichkeit. Das war auch das Geheimnis der gewaltigen Wirkung dieses Buches, das, in kurzer Zeit in alle Sprachen der zivilisirten Welt übersetzt, zündende Funken in die Herzen der Besten aller Nationen warf und einen großen Zeitgedanken in hellen Flammen auflohen ließ, der bisher als unerreichbares Gut einer besseren Welt betrachtet wurde.

Von hoher und allerhöchster Seite erhielt der Verfasser Kundgebungen der Sympathie für seine Anregungen, und Aufmunterungen, sie zur Durchführung zu bringen. Aber schon vorher war er wieder in voller Aktion. Er korrespondirt 1862 mit dem Militärschriftsteller Oberst Lecomte in Lausanne betreffs einer einheitlichen Liebesfahne aller Nationen für die Verwundeten und das Sanitätspersonal. Inzwischen hat er auch den General Dufour für die Idee gewonnen, der ihr zwar vom ersten Anfang an sympathisch gegenüberstand, aber zuerst Zweifel in ihre Ausführbarkeit setzte, und auch die „Société genèvoise d'utilité publique" begann sich der Ausführung des einen der Vorschläge von Henri Dunant anzunehmen: der Bildung freiwilliger sanitärer Hilfscorps für die Armeen. In einer Versammlung dieses Vereins, welche unter dem Vorsitz von General Dufour am 17. Februar 1863 tagte, wurde denn auch beschlossen, ein Memorandum über diesen Gegenstand, mit dessen Abfassung Dunant betraut wurde, dem internationalen Wohlthätigkeitskongreß in Berlin vom Spätsommer des gleichen Jahres zu unterbreiten. Jener Kongreß kam aber nicht zu stande, und nun regten Dunant und Moynier, der Präsident jener Gesellschaft, die Einberufung einer internationalen Konferenz in Genf an. Von jetzt an entwickelt Dunant eine beinahe übermenschliche Thätigkeit; er eilt von Hof zu Hof, von Minister zu Minister, überall die Herzen für seine Ideen zu entflammen; die Großen im Reiche der Kirche, des Staates und der Wissenschaft sucht er überall zu mobilisiren; er kennt keine Schwierigkeiten, scheut keine Enttäuschungen, keine Opfer an Geld und an Zeit. Nur einer solchen Aktions- und Agitationskraft, gepaart mit dem edelsten Wollen und dem feinsten weltmännischen Takte, konnte es gelingen, den Kongreß zu stande zu bringen, denn an sich hatte ja die Idee etwas Unerhörtes, daß ein Privatmann mit einigen Freunden es wagen wollte, die Mächte Europas zu einem Kongreß zu versammeln. Im September 1863 eilte Dunant nach Berlin zum internationalen statistischen Kongreß, wo er mit dem Leibarzt des Königs von Holland, Dr. Basting, dessen Bekanntschaft er schon früher machte, und der als begeisterter Anhänger seiner Ideen zur Seele des Roten Kreuzes in Holland wurde, gemeinsames Quartier nahm. Die Sache kam zur Verhandlung in der vierten Sektion des Kongresses, welche sich mit einem Vergleiche der Gesundheits- und Sterbefällestatistik zwischen Zivilisten und Militärs befaßte. Dunant und Basting gaben kurze Berichte über die Projekte und die Art ihrer Ausführung. Die Sektion sprach einstimmig ihre Zustimmung in Bezug auf die Bildung freiwilliger Sanitätscorps in allen Staaten aus, hielt sich aber nicht für kompetent, über den angeregten Genfer Kongreß für Neutralisation der Verwundeten und der Verwundetenpflege ausdrücklichen Beschluß zu fassen; dagegen sprach der Gesamtkongreß in seiner Schlußsitzung den einstimmigen Wunsch auf gutes Gelingen jenes Kongresses aus, damit „alle Regierungen die Verwundeten und das militärische und freiwillige Aerzte- und Hilfspersonal als neutrale Personen anerkennen". Dunant ließ sofort ein Zirkular herstellen, das Mitteilung von dem Beschlusse machte und an alle Minister des Krieges und des Auswärtigen, sowie an hervorragende Männer aller Staaten versandt wurde.

Für die Idee des projektirten Kongresses war Dunant dann bei hohen Persönlichkeiten thätig. Kronprinz Friedrich Wilhelm, der sich seit dem Erscheinen des „Souvenir" mit Dunant in Korrespondenz gesetzt hatte, lud ihn zu einem Besuch nach Potsdam ein und ermunterte ihn, doch ja festzuhalten an seinen Projekten. Besonderes Interesse legte auch der preußische Kriegsminister von Roon an den Tag; am 17. September beschied er Dunant zu sich, unterhielt sich angelegentlich mit ihm und sagte beim Abschiede: „Ich unterstütze Ihre Ideen in Bezug auf Neutralisirung der Verwundeten und ihrer Pfleger so gut wie diejenigen auf Bildung freiwilliger Samaritercorps und auf Schaffung einer universellen Liebesfahne." Gleichzeitig wurde Dunant zum Bruder des Königs, dem Prinzen Karl, Großmeister der Johanniter, beschieden und zum Grafen von Stolberg-Wernigerode, um von beiden Persönlichkeiten ermuntert zu werden, energisch weiter zu arbeiten. Prinz Karl sagte unter anderem: „Seien Sie gewiß, daß niemand mehr Sympathien für Ihre Bestrebungen besitzt als der König und ich als Großmeister meines Ordens." Auch an anderen Höfen fand Dunant nunmehr freundliches Entgegenkommen.

Im April 1864 ließ dann Druin de L'Huys im Namen des Kaisers Napoleon die Note an die Mächte vom Stapel, welche eine Einladung zum offiziellen Staatenkongresse zum Abschlusse des internationalen Vertrages bedeutete. Den eigentlichen Weiheakt erhielt Dunants Schöpfung durch den Krieg von 1866, und er selbst berichtet darüber: „Es war im September 1866, da die Königin Augusta die Genfer Konvention und das Rote Kreuz in ihrem Schöpfer ehren wollte. Sie ließ eine Einladung an mich ergehen zur Teilnahme an den Festen zu Ehren der Rückkehr der siegreichen Truppen aus Böhmen. Ich nahm an und war Gegenstand von Auszeichnungen, die weit über mein Verdienst gingen und mich in Verlegenheit brachten, zumal als Berliner Blätter sich zu dem Kraftsatze verstiegen: ‚Noch nie ist ein Zivilist mit dieser Auszeichnung vom Hofe und in solchem Maße mit Ehren von seiten der königlichen Familie überhäuft worden, wie Herr Dunant.' Am Abend des feierlichen Einzugs der Truppen war ich zum großen Empfange im königlichen Palais eingeladen. König Wilhelm unterhielt sich lange mit mir und sagte zunächst mit gehobener Stimme: ‚Nun, Herr Dunant, sind Sie zufrieden mit mir? Ich habe jetzt Ihr Werk zur praktischen Ausführung gebracht.' Und gleich darauf sagte der König wieder, daß der ganze Hof es hören konnte: ‚Ich war der erste Monarch in Europa, der ohne Rückhalt und Zagen Ihre Ideen unterstützte, schon als Sie 1863 nach Berlin kamen. Freilich dachte ich damals noch nicht, daß wir dessen so bald nötig hätten. Wir haben für die verwundeten Oesterreicher gethan, was wir konnten. Sie waren besser verpflegt als unsere eigenen Verwundeten.' Die Königin Augusta äußerte zu mir: ‚Wissen Sie, daß ich Ihre Armbinde getragen habe und es mir zur Ehre anrechnete?'"

Die Staaten hatten ihre Aufgabe gelöst. Noch war diejenige der Freiwilligkeit, der Privatthätigkeit zu erfüllen. Wohl hatte diese sich gleichsam von selbst auf den Mahnruf Dunants hin emporgerafft. Aber wie viel, wie unendlich viel gab es in der Folge noch zu thun, wie viel zu korrespondiren, zu ermuntern, zu raten und zu thaten und Vorurteilen zu begegnen, selbst da, wo man es nicht hätte glauben sollen.

Noch ein anderes großes internationales Werk wollte Dunant schaffen, und zwar eine internationale Konvention über Kriegsgefangene, das heißt zur Besserung ihrer Lage. Die Idee faßte Boden, so daß Zar Alexander II. von Rußland 1872 das Protektorat für die Angelegenheit übernahm. Auf sein Betreiben kam dann 1874 eine internationale Konferenz in Brüssel zu stande. „Aber," bemerkte Dunant, „der Zar hatte kein Glück mit der Auswahl der Verfasser der Vorarbeiten gehabt. Seine Abgeordneten brachten einen Vertrag von 147 Paragraphen mit. Das war ein Vertrag für eine Beratung von Advokaten und nicht von Diplomaten; für sie taugt nur ein Vertrag von höchstens einem Dutzend Artikel." Die Brüsseler Konferenz schloß denn auch mit einem Mißerfolg, und seither ist in der Sache nichts mehr gethan worden. Möge aber auch hier die Zivilisation die Wege, die der große Genfer ebnete, zum schönen Ziele beschreiten.

Ich bin ausführlicher geworden, als es die Bescheidenheit des Mannes gestattet, dem diese Zeilen gelten, aber noch lange nicht ausführlich genug, um seinen Verdiensten und der Fülle des Hochinteressanten in seinem Leben gerecht zu werden. Ich werfe noch einen Blick auf den Tisch mit den Briefen von Kaisern und Königen, von Fürsten und Herzogen, Ministern und Feldherren, Kardinälen und Leuchten der Wissenschaft, mit Ehrendiplomen und Bewunderungsadressen aus einigen Dutzend Ländern, und dann auf die edle Gestalt neben mir, deren Brust Preußen einst mit dem Kronenorden zierte, Baden mit dem Zähringer Orden, Portugal mit dem Christusorden, Frankreich mit dem Kommandeurkreuz der Ehrenlegion, und Württemberg, Bayern, Sachsen, Italien und so weiter ebenfalls mit den vornehmsten ihrer Orden. Und ich sehe die Gestalt in den Zeiten ihres größten Weltglanzes, sehe den Mann das ganze Leben einer großen Weltidee opfern und das halbe Vermögen damit, auf das Glück einer Häuslichkeit und einer Familie verzichten, und dann durch Unglück auch noch die andere Hälfte des Vermögens verlieren. Dann zieht er sich still aus der Welt zurück, wird vergessen und ist verschollen, so verschollen, daß kürzlich ein Blatt seiner eigenen Vaterstadt Genf meldete, Henri Dunant sei ja längst gestorben.

In einem ländlichen Krankenhause, in ärmlichen Verhältnissen, sucht Dunant für die Zukunft ein Heim, ein vornehmer Mann auch dort, der zu stolz ist, an sich zu erinnern oder zu betteln, ein verlassener und armer, aber kein gebrochener und verbitterter Mann — trotzdem er Anlaß dazu hätte wie wenige. Still arbeitet er an seiner Schöpfung weiter! Dort in der Ecke liegen Hefte eines bald druckfähigen Werkes: eine Geschichte der Genfer Konvention und des Roten Kreuzes. Und daneben liegen andere Hefte; sie enthalten Studien über den Pauperismus in London, an denen er als jahrelanger Forscher auf diesem Gebiete ebenfalls arbeitet. Von der Welt nichts für sich verlangend, sondern nur von dem Wunsche erfüllt, daß sie sich seiner Schöpfungen zu ihrem Heil widme, erscheint der ehrwürdige Greis heute so groß, wie in Mitte seines edlen Wirkens. Aber hat die Welt darum keine Pflichten gegen ihn, weil er selbst ihr keine solchen zumutet? Wir glauben doch! Täuscht uns nicht alles, so wird Deutschland, dessen Fürsten und großen Männern ein ausschlaggebendes Verdienst am Zustandekommen der gewaltigen Schöpfung zufällt, auch zuerst auf dem Platze sein, da es gilt, dafür zu sorgen, daß dem Schöpfer derselben ein freundlicher und behaglicher Lebensabend zu teil werde, daß das Rote Kreuz auf der weißen Fahne einen milden Strahlenglanz auf die greise Gestalt niedersende.

Georg Baumberger.

Pave, der Sünder.

Eine Geschichte aus Dalmatien

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortsetzung.)

Droben, von der Höhe der Paßsperre, sahen die beiden, der Bischof und sein Neffe, dem kleinen Zuge dort unten nach, bis er, ganz überstrahlt und verklärt vom abendlichen Sonnenlichte, um die große Felsbiegung der Straße verschwand und den schmalen Saumpfad über Kacine nach Salona einschlug, der neben Stojans Wirtshause in den breiten Fahrweg nach Spalato ausmündete.

Der Bischof nickte den Verschwundenen nach und heftete seine klaren Augen, groß aufgeschlagen, ins leuchtende Abendrot über den Gestaden der Castella und Trau.

„Ewige Liebe, Leitstern der Welten," sagte er eintönig, wie aus dem Traume heraus, vor sich hin; dann wendete er sich rasch seinem Neffen entgegen und lächelte ihm zu. „Was schaust Du mich an, als zweifeltest Du an meinen gesunden Sinnen, Tomo, Du Ungläubiger?" fragte er scherzenden Tones, als sie sich langsam wieder in Trab setzten, ohne befürchten zu müssen, den Kapuziner und die Seinigen zu überholen und zu stören. So wollte es des Bischofs Feingefühl. „Bist Du noch ein Kind oder schon ein Eiferer, daß Du dem priesterlichen Stande selbst die Erdenrechte absprechen willst, die vor Gott so heilig sind wie seine Sakramente: das Sohnes- und Bruderrecht?"

Das schöne Antlitz des Dominikaners errötete. „Darf ich frei sprechen?"

„Aber gewiß, mein Sohn, gewiß!"

Frater Marcolin besann sich einen Augenblick. „Du stehst auf sicherer Höhe, Oheim," sagte er. „Du hast Deinen Gott gefunden und Deinen Tempel erbaut in Dir. Deshalb darfst Du nun Deine Arme gegen die Menschheit ausbreiten und ihr mit dem, was Du besitzest, Gutes erweisen. Wir aber, wir Anfänger und jungen Bauleute, sind noch Gottsucher und müssen Stein um Stein zum Tempel unseres Herzens zusammentragen. Deswegen meine ich, in gebührender Demut, Oheim, daß wir unsern Sinn für jetzt nur auf dieses Gottsuchen und Tempelbauen richten sollten und kein anderes Band kennen, als das eine zwischen unserer Seele und dem Himmel. Mir ist die Gnade geworden, daß mich das Irdische nicht mehr zieht; meinen Bruder Paulus jedoch kenne ich länger als Du, Oheim, und ich weiß, wie er unter der Last seiner Bausteine geseufzt hat. Er ist ein Erdenkind und muß der Erde enthoben werden, um sein Himmelserbe schon hienieden antreten zu können."

„Der Knabe gibt dem Greise eine Lektion in der Lebensweisheit, und der Greis bedankt sich dafür," entgegnete freundlich der Bischof, der durchaus nicht greisenhaft erschien in seiner frischen, kraftvollen Männlichkeit. „Ich bin der Ansicht, mein Sohn, daß eine solche Stunde warmen und reinen Glückes, wie wir sie unserem Bruder verschaffen durften, nicht vom Uebel ist. Im Gegenteil — ich glaube an ihre stärkende Macht, die schwere Lasten erleichtert. Du hast — Gott sei's geklagt — keine Mutter gekannt, wie ich eine solche gekannt und besessen habe. Das möge Dir alles Unverstandene in meinem Thun erklären. Wisse: wahrhaftige Liebe, in Dankbarkeit und Gottesfurcht gefaßt, ist ein Juwel ohne Preis, auf Erden wie im Himmel!"

„Verarge mir's nur nicht mehr, daß ich es gewagt habe, Dir Widerspruch zu leisten," antwortete Frater Marcolin. „Sicherlich ist wohlgethan, was Du thust." Im Grunde seines Denkens aber fühlte er sich nicht so ganz überzeugt. Unter des Oheims Augen aufgewachsen, wußte er von frühester Jugend an aus eigener Erfahrung und dem Munde dritter, daß seines Adoptivvaters großes und gutes Herz allezeit aus seinem Liebesschatze gab, da, wo es nur irgend den Trieb zum Geben verspürte; daß es niemals fragte, ob die Spende nicht viel zu reich für den Empfänger sei. Und aus dieser seiner Großmut heraus ward sein Liebesgeschenk manchmal zum Danaergeschenk. —

„Nein, wir wollen nicht an ihnen vorüberreiten, laßt uns den Fußweg nehmen," sagte der Bischof eine halbe Stunde später, da sie gemächlich zu Thal gekommen waren und das Wirtshaus an der Straße entdeckten, unter dessen hopfenumranktem Vordache der Mönch zwischen den Seinen saß, seiner Mutter ganz nahe, während die Geschwister und ein paar hinzugetretene Freunde sich respektvoll abseits von den beiden hielten und das Reittier abgezäumt daneben graste.

Die Diener murrten, daß sie den holperigen Wiesensteig und nicht die belustigende Fahrstraße einschlagen mußten; der Bischof ließ sie voraustraben und blieb mit verhängten Zügeln in der Nachhut. Mit stiller Freude betrachtete er das Bildchen unter dem Vordach der Schenke, dessen Stifter er war, und als Frater Paulus mit scharfem Auge ihn dennoch bemerkte und sich vom hölzernen Bänkchen erhob, winkte er eifrig hinüber: „Bleibe noch! Bleibe!"

Zögernd nahm der Mönch seinen Platz wieder ein und seine Hand mitsamt dem Rosenkranze stahl sich zögernd zwischen die Mutterhände zurück. —

Frater Marcolin reiste, kaum in Spalato angelangt, mit einem der Küstenfahrer über Almissa und Makarska nach Ragusa weiter, Frater Paulus betrat das bischöfliche Schiff, dessen Ankertaue schon gelöst wurden, erst wenige Minuten vor Mitternacht. Er schritt elastischer und freier und trug das Haupt erhoben. Seine Augen glänzten und wie fortgewischt war der gespannte Zug um seine Mundwinkel. Der Bischof erwartete ihn auf Deck und ließ sich berichten.

Viel freilich erzählte der Gefragte nicht, aber was er vorbrachte, klang glücklich und dankbar.

„Als ob er einen frischen Trunk gethan hätte," dachte der Bischof bei sich und er mußte sich zwingen, die nüchternen Auskünfte über Abendbrot und Verbleib des Reittieres zu fordern, ehe er sich zur Ruhe begab.

Alles in Ordnung. Feigen und Ziegenkäse hatte der Mönch im Kreise seiner Lieben genossen, den Wein abgelehnt und das Wasser aus der neuen Zisterne trefflich befunden. Das Reittier brachte seines Bruders Freund schon morgen nach Sinj zurück. Er selbst war zu Fuß gewandert, o, und wie schön diese Wanderung!

Dann zog sich der Bischof sehr nachdenklich in seine Schlafkabine zurück. Frater Paulus blieb allein auf Deck. Die ganze Nacht hindurch saß er dort auf den zusammengerollten Ankertauen und blickte in die geheimnisvolle Welt der emporsteigenden und versinkenden Sterne. Ueber der Castella flimmerten sie ihm am hellsten. Er gedachte seiner ersten Fahrt nach Lesina. Eine weiche, schmerzlose Sehnsucht umfing sein Herz und knüpfte es wieder an die schöne Erde. Des Bischofs Liebeshand hatte im Mönche den Menschen aufgeschreckt aus tiefem Schlafe.

XVII.

Er war wie der Mönch von Heisterbach, von dem die Legende redet. Die Zeit stand ihm still; denn die Strömungen der Außenwelt rauschten vorüber am Inselparadiese der Adria, ohne eine Woge oder auch nur ein Wellchen in die Klosterbucht am Gestade zu werfen. Als Wächter stieg zur Seite dieser Bucht ein klotziges Riff aus dem Wasser, von spärlichen Bergschafen beweidet; der letzte Ausläufer der spalmadorischen Inseln. Südwestlich davon stand, dunkelviolett auf himmelblauer Flut, der kecke Umriß von Lissa am Horizonte und ferner und duftiger, im Südosten, der langgestreckte von Curzola, dem waldigen Corcyra nigra der Alten, hinter dem kleineren Torcola. Dann und wann, wenn Pater Paulus, wie er's gern that, mit Gregor, dem Laienbruder, im Garten arbeitete und das Schlupfpförtchen in der Mauer öffnete, damit der kühle Seewind hereinstreiche, sah er die Fischerbarken unter Segel vorüberziehen, oder dort, wo Meer und Himmel sich einten, schwamm majestätisch der Umriß einer großen Brigg. Hinter dem Kloster stieg der Felsberg auf, zwischen dessen Steingeschiebe die alten Caroben wurzelten, neben Oliven und riesigen Euphorbien. Zu Füßen des Berges schlängelte sich der Kreuzweg mit seinen verwitterten Stationshäuschen, der sonnendurchleuchteten Stadt am Hange entgegen.

Pater Paulus ging auch unter dem Kreuze, jahrelang. Sein Geist wuchs und schüttelte das Erbe des Orients, die stumpfe Ergebung in den blinden Schicksalswillen, ab. Er verließ das Kloster nach kurzem Dortsein wieder, um seine theologischen und philosophischen Studien zu vollenden, und als er dann zurückkehrte, um fortan in strenger Beschaulichkeit und Entsagung sein Dasein auszuleben, widersetzte sich sein irdisches Teil dem, was der fromme Geist sich mit festem Willen zur Aufgabe machte. Das peinigte ihn oft und unsäglich; denn sein starkes Selbständigkeitsgefühl entschlief nicht wieder, nachdem des Bischofs Liebeshand es emporgeschreckt hatte aus seinem Scheintode. Hinfort schlummerte es nur noch leise weiter unter leichter Decke. Jeder Mondstrahl durch den Vorhangsspalt, jedes pickende Würmchen im Getäfel ließ es sich von neuem aufrichten in seiner Seele und mit trostlosen Augen um sich schauen.

Viele und große Anfechtungen erduldete er. Er wachte und weinte, fastete und betete, geißelte seinen Leib und brütete über den Büchern; alles mit dem heftigen Eifer, der seine Natur beherrschte. Der Beichte bedurfte er öfter als seine Klosterbrüder, die gröber besaitet und stumpfer geartet waren als er.

„Du bist reich begnadet mit der Erkenntnis Deines menschlichen Unwertes, mein Sohn," sagte Pater Athanasius, der Superior, in stillen Stunden zu ihm; „weshalb wehrst Du die Weihrauchwolken von Dir ab, die Dein Herr und Gott auf Dich niederwallen läßt, um Deine Seele gänzlich einzuhüllen?"

Das war's: er meinte oft, der Wolkenschwall, die Opferdämpfe beständiger Andachtsübung müßten ihn ersticken. Tapfer wehrte er sich dawider. Nicht nur der ausgereckten Satansklaue rief er sein: „Apage! hebe Dich hinweg!" entgegen, sondern auch den Gestalten von Bruder und Schwester, wenn sie zwischen ihn und seine Heiligen traten, der Stimme seiner Mutter, wenn ihr schwacher, zitteriger Ton in seine Gebete hineinredete: „Pavcice, mein Kind, mein goldenes Seelchen!"

Auch der gütige Freund mit dem Bischofskreuze auf der Brust und dem geweihten Ringe am Finger sah mit Verwunderung, wie sein Schützling ihm fremder und fremder gegenübertrat, weil er sonst des dumpfen Herzwehs nicht Herr wurde.

Oft genug wandelte der Bischof um die Abendkühle zum Kloster hinunter, um mit seinem „Vorbilde eines feinen Geistes", dem Superior, im Klosterhofe zu sitzen, unter der riesigen, plattgedrückten Cypresse, die, wider ihre eigentliche Natur, niedrig und in die Breite gewachsen war, so daß ihr Gezweig sich wie ein weitgespanntes Schutzdach über der Steinbank ausbreitete. Hier pflegten die Mönche zu tafeln an heißen Tagen, wenn es im ebenerdigen Refektorium, mit seinem Bilderschmucke vom Pinsel Palma Giovines und anderer Tintorettoschüler, allzu schwül war. Hier lauschten sie auch, in den kargen Erholungsstunden, dem Musiziren des Superiors auf der kostbaren Wiener Physharmonika, die des Bischofs Freundschaft dem Kloster gestiftet hatte. Droben im Oberstock stand sie, in einem der luftigsten Räume, wo auch Kapitel abgehalten ward.

An den Hof mit dem ehrwürdigen Baume und der tiefen Zisterne schloß sich der Garten: ein liebliches Eden in der Stille. Wenn der Bischof da war, suchte Pater Paulus heimlich dorthin zu entschlüpfen, mit Rechen und Bindebast. Wie es üppig sproßte und süß duftete aus dem rotbraunen, schweren Erdreich, das der Fleiß über den Felsgrund geschichtet hatte. Welche Lilien und Nelken, Trauben und Melonen! Wie gut gediehen die jungen Dattelpalmen, wie bogen sich die mütterlichen Zweige unter der Orangen- und Pfirsichlast, wie glühten die Paradiesäpfel am Boden unter dem Laube! — Das Obst für die Kranken, die Blumen für die Kirche.

Zu der schritten die Mönche durch einen luftigen Kreuzgang, den blaßgelbe Banksiaröschen mit Blüten überschütteten. Ein lichtes, farbenfrohes Kirchlein war's. Seine Kuppel wölbte sich golden über den stukkverzierten Marmoraltären und den nachdunkelnden Bildern. Züngelnde Drachen mit fletschenden Zähnen hielten die Lampen; über der, die ewig brannte im roten Glase, hing das Glöckchen zum Gebetsruf, und das Tabernakel stand zwischen Spiegeln und frischen Blumen. Blumen prangten auch vor Sankt Antonius, dem Heiligen, der sein slavisches Holzgesicht auf das Jesuskind in seinen Armen niederbeugte; die rund

Digitized by Google

Ferdinand Feldhütter: Die Kuhflucht in Oberbayern.

Digitized by Google

H. Knackfuß: Die Schlacht von Turin (1706). Nach dem Wandgemälde in der Ruhmeshalle zu Berlin.

Digitized by Google

vorliegenden Augen sollten seine Ekstase andeuten. Schwarzbraun vor Alter war das Chorgestühl samt Kanzel und Beichtstuhl, uralt auch die Grabsteine, über die der Fuß dahin wandelte.

Ungezähltemale stand Pater Paulus in den ersten Monaten nach seiner endgiltigen Rückkehr ins Kloster vor einem dieser Steine. Bald fünfhundert Jahre lag er an seiner Stelle und oberhalb des Wappens war in unvergänglicher Meißelschrift eingegraben:

„Semper fragilitatis humanae memor vixi."

„Immer eingedenk der menschlichen Gebrechlichkeit habe ich gelebt." —

Ach! warum konnte er dessen so schwer eingedenk bleiben? Warum fühlte er wieder und immer wieder, daß die Jünglingskraft sich in ihm aufbäumte, seinen Leib mit Feuerströmen durchschoß, seine Glieder zu Thaten reizte, die er nicht thun durfte? —

„Du bist eines Fischers Sohn; willst Du hinausrudern und hinter dem Scoglio mit Frater Gregor einen Netzzug machen?"

So schlug ihm Pater Athanasius eines Tages vor, weil es ihm nicht entging, daß die überschüssige Körperstärke nach Bethätigung drängte. Pater Paulus aber verneinte und bestieg keines der Klosterboote. Nur keinen Fischzug! Das Meer war die Sirene, deren Lockung er am ängstlichsten mied.

Nach zwei ferneren Jahren im Kloster schien endlich größere Entsagungsruhe über Pater Paulus zu kommen, den sein Superior den „Kämpfer" beibenannte. Gott sandte ihm die Vorboten und Wunder der Wiedergeburt im heiligen Geiste, wie er sich in seinen Aufzeichnungen ausdrückte, die er niederschrieb, um aus ihnen Nutzen für die Erweckung des Volkes zu ziehen.

Zum Segen für ihn mehrte sich seine Arbeit neben der Anbetung. Er war ein strenger Diener seines Ordens, sehr schweigsam, sehr wenig beliebt unter den Klosterbrüdern, seinem Superior besonders ans Herz gewachsen. In der Seelsorge bei Armen und Kranken gab er sich peinlich und schwerfällig und sein übergroßes Mitgefühl band ihm die Zunge. Das kam, weil seine eigene Seele der Sorge noch viel zu bedürftig war. Anders auf der Kanzel. Da schwebte sein Gott nahe über ihm und gab ihm ein, was er sagen sollte. Da lagen Fehl und Sünde, Buße und Heilsmittel sonnenklar vor seinem Geiste; der unvollkommene Erdenmensch versank, der Diener Gottes redete feurig aus seiner Eingebung heraus. Sich selbst rüttelte er auf mit seinen Zuhörern und dennoch, sowie er von der Kanzel herunterstieg auf den harten Boden der Wirklichkeit zurück, schwanden die Lichtmomente hinweg, wie die Sonne im dunklen Thale denen verschwindet, die sie auf der reinen Bergeshöhe kaum noch im Strahlenglanze sahen. Dann ward er abermals der Grübler, vor dem die eigene Unvollkommenheit gähnte wie ein finsterer Schlund. Das Volk drängte sich zu seinen Predigten, die in der Masse weiter arbeiteten, wie der Sauerteig im gleichgiltigen Brotmehl.

Den Bischof sah er immer seltener. Je länger, desto mehr nützte er jede Freistunde zu Studien droben in seiner einsamen Zelle aus, und seine Wege jenseits des Klosters führten ihn niemals an die Obala, wo die Weltkinder spazierten und dem vergötterten Kirchenfürsten die feine Hand und den Schärpenzipfel küßten, sondern inseleinwärts, durch lautlose Thäler und über steinige Bergpfade, wenn er nicht am Hange empor zu den verstreuten Hütten der Armut klomm.

Trotzdem kannten ihn die reizenden Lesinotinnen wohl und er hieß, unbeschadet der Schärfe seiner Züge, in ihrem Munde, zur Unterscheidung von seinen Brüdern, „dobro kaludjer", der schöne Mönch.

Auffallend hatte sich sein Aeußeres verändert. Sechsundzwanzigjährig, machte er den Eindruck eines hohen Dreißigers in der Vollkraft. Alles Nerv und Eisen bei ihm, an Gestalt und Gliedern. Seines Vaters Gladiatorenbau: schmaler Rücken und breiter Brustkasten zu schlanken Hüften und langer, starker Halssäule. Seine Kapuzenkutte kleidete ihn wie den Römer die Toga; er schritt, als habe er den Kothurn unter den Füßen, und sein Gesicht hatte jenen ausgeprägten Aposteltypus angenommen, den man häufig unter den türkischen Imams und Landleuten bemerkte, die gelegentlich über die Grenze kamen. Ja, mancher behauptete sogar, daß er einen Christuskopf auf den Schultern trage. Das jedoch war durchaus irrig. Kein Bild gab's, das den sanftmütigen Welterlöser mit trotzig gebuckelter Stirn und zusammengewachsenen Brauen über der Adlernase dargestellt hätte.

So waren nun seit dem Sommertage, der ihn in des Bischofs Gesellschaft nach Lesina ins Kloster gebracht, mehr als sechs Jahre verstrichen, ohne daß er je den Gedanken gefaßt hätte, vom Rechte der Annullation seiner Mönchsgelübde Gebrauch zu machen. Dieses Recht stand, binnen fünf Jahren, solchen zu, die, „ein Opfer der Gottverlobung im Kindesalter", wie er, ihren geistlichen Beruf nicht aus freiester Entschließung gewählt hatten. Zu jener Zeit war die Gottverlobung Unmündiger noch ein häufiger Frömmigkeitsbrauch in den halbzivilisirten Küstenländern des adriatischen Meeres. Uebrigens wußte Pater Paulus auch nichts von der Möglichkeit der Annullation.

Von den Seinen entbehrte er seit langem jeglicher Nachricht. Selbst der Zupnik von Trau schwieg nach zwei kurzen Briefen wehmütigen Inhalts. Sein linkes Auge begann gleichfalls an Sehkraft zu verlieren — er hatte einen ständigen Vikar und amtirte nur noch bei besonders feierlichen Anlässen. Von Dume Slavora und den Ihrigen hatte er nichts gesehen; das Reisen war zu beschwerlich. Sein lieber Sohn und Pate solle Gott allezeit vor Augen und im Herzen tragen und seine zarte und brünstige Jünglingsliebe der heiligen Mutter und ihrem „hochgelobten Jesulein" weihen. Dann noch ein kindisches Gekritzel von Milica, das von Tanz und Spiel redete und davon, daß die Mutter ihr allen Willen lasse, und ob sie der Klosterkirche ihres ehrwürdigen Bruders nicht ein Kelchtüchlein sticken dürfe?

Pater Paulus hatte bejahend zurückgeschrieben, aber eine Antwort auf seinen Brief war niemals gekommen und das versprochene Kelchtüchlein auch nicht.

Leise — unmerklich verloren sich die heimischen Gestalten im Nebel, und die heimischen Stimmen ließen ab, in die Gebete des Andächtigen hinein zu flüstern.

XVIII.

Es war im März, acht Tage vor Mittfasten, nachmittags zwischen Vesper und Komplet. Das strahlende Sonnenlicht verwandelte das silbergraue Lesina, das sich am Hange auftreppte, von seinen drei zerfallenden Forts gekrönt, in eine goldene Stadt mit diamantenen Fenstern. Allgemach glitt es um den westlichen Berg, drang in die schwarzen Tuffs der Caroben und wanderte von den hochstrebenden Agavenblüten zu den Palmwipfeln über den Hausdächern. Dann spähte es durch die luftigen Bogenwölbungen des Glockenturmes, strich an dem Purpurstreifen wilder Levkojen hin, der die Böschung des Forts Spagnuolo säumte wie eine Rubinenkette, und küßte ganz nebenbei den Palazzino mit dem Markuslöwen im Giebel, dessen Fenster verhängt erschienen. Einst hatten die Samachis darin gelebt, die längst auf ihre Heimatsinsel, das ägeische Syra, zurückgekehrt waren. Jetzt bewohnte ihn der Bischof. Unlängst jedoch war er zu seiner obligaten Romfahrt ausgereist, nachdem er vor drei Jahren einen Stellvertreter zum päpstlichen Stuhl entsendet. Man sagte, daß er erst nach Ostern zurückkehren und dem Weihbischof die Firmelungen überlassen werde.

Die Fischer in den Barken legten ihre schlaffen Segel um, griffen, des flauen Windes wegen, zu den Ruderstangen und steuerten dem Riffe vor der Klosterbucht zu. Dort, im Schatten der Felsen saßen sie, müßig schaukelnd, auf ihren Netzen und lauschten ein Weilchen, denn der ehrwürdige Superior musizirte gar zu schön.

Pater Athanasius saß droben vor seiner Physharmonika und übte an einem Requiem aus der Schule Scarlattis. Die Noten desselben hatte ihm ein durchreisender Rompilger jüngst aus der heiligen Stadt mitgebracht. — Er schwelgte!

Wie interessant der fugenartige „Introitus", wie sonderbar das „Dies irae"! Vom „Rex tremendae" an eine Folge schreiender Dissonanzen, die sich erst im zweiten Teile des „Lacrymosa" in sanfte Arpeggien auflösten. Schon jetzt brannte der Superior darauf, das herrliche Werk seinem kleinen, aber wohlorganisirten Kirchenchor einzustudiren. Vorläufig bewegte er sich noch im Eingange und intonirte dann und wann mit gedämpfter Stimme, in das Spiel hinein, das oft wiederholte: „Requiem aeternam dona eis" — „Gib ihnen die ewige Ruhe".

Die Mönche, bis auf Pater Paulus, hatten sich zurückgezogen. Einer der Laienbrüder mengte den Brotteig für die Woche in der Küche; der andere, ein hurtiges Bürschchen mit Rehaugen in einem Mulattengesichte, schöpfte Wasser aus der Zisterne und trug es behutsam, damit kein kostbarer Tropfen nutzlos verschüttet werde, in den Garten.

Im Garten grub Pater Paulus. Er rüstete ein langes Beet zu, um eine Lorbeerhecke nach dem Muster der Sinjer anzupflanzen. Seine Setzlinge lagen neben ihm unter einer Bastmatte. Es eilte ihm mit dem Fertigwerden; gleich nach der Mitternachtsmette sollte er eine neuntägige Missionswanderung antreten, von einem Inselende zum andern. Frater Gregor, der Laienbruder mit den Rehaugen, würde ihn begleiten, zum Empfangen der Gaben an Geld und Lebensmitteln, die er, der Priester, nicht annehmen durfte.

Er hatte die Kutte über der Brust geöffnet, den Gurtstrick ein wenig gelockert und die weiten Aermel von den muskulösen Händen zurückgestreift. Auf seinem gebräunten Gesichte, das ein dichter, schwarzer Gabelbart umkrauste, perlte der Arbeitsschweiß in großen Tropfen. Zuweilen hielt er mitten im Schaufelstoß inne, atmete schwer und faßte sich an die Brust. Dann reckte er sich und schaute mit Blicken, die nichts von der Außenwelt sahen, ins Ungewisse aus seinen schwarzen Augen. Die Gedanken an das, was er auf dieser seiner ersten größeren Mission zu sagen und zu erreichen wünschte, beschäftigten und erregten ihn; zudem griff das strenge Fasten der österlichen Zeit ihn jedesmal ernstlich an, wie es, seltsamerweise, sehr häufig gerade bei den körperkräftigsten Menschen der Fall ist. Es machte ihn schlaflos und das nächtliche Dunkel quoll über von Bildern und Gedanken. Deshalb nannte Pater Paulus die österliche Zeit seine Prüfungszeit und aus ihr heraus sollte er predigen.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegschronik 1870–71.

13. September. Ein Erlaß des Königs Wilhelm ordnet für die occupirten französischen Landesteile die Erhebung einer außerordentlichen Steuer zur Entschädigung der aus Frankreich vertriebenen Deutschen an. — In Straßburg wird die Republik proklamirt, vor der Festung die dritte Parallele vollendet.

15. September. Erste Gefechte vor Paris.

18. September. Versailles durch deutsche Truppen besetzt.

19. September. Die deutsche Cernirungslinie um Paris geschlossen. König Wilhelm nimmt sein Hauptquartier in Ferrières, wo Jules Favre zu den ersten Verhandlungen mit Bismarck eintrifft.

Die Kuhflucht in Oberbayern.

(Hiezu die Abbildung Seite 900.)

Schnell trägt uns der Münchener Frühzug am Starnbergersee vorüber, dem Gebirg entgegen. Rechts und links recken die zerklüfteten Bergriesen ihre nebeldampfenden Häupter in die klare blaue Luft. Duftige Wälder, Wiesen und Felder, dazwischen dunkeläugige Bergseen und schmucke Dörfer mit steinbeschwerten Schindeldächern, gleiten in anmutigem Formen-, Farben- und Stimmungswechsel vorüber. Station Oberau! Wir sind am Fuße der Alpen. Bald, nachdem wir bei Farchant die Loisachbrücke überschritten haben, ist das ungemein pittoreske „Mühldörfchen" — der Aufenthalt so manchen Münchener Malers, wie des bekannten Landschafters Zimmermann — erreicht. Unser Wanderziel führt uns nach den je eine Stunde von Partenkirchen und Garmisch entfernten Wasserfällen der „Kuhflucht". Wer am Rheinfall bei Neuhausen oder an den großartigen Sturzfällen der skandinavischen und Schweizer Alpen gestanden hat, dem mag freilich dies Naturspiel kaum imponiren. Und doch: das Rauschen der stürzenden Wasser hier in nächster Nähe klingt wie eine herrliche Symphonie. An diesen Fällen steigen wir in anderthalb bis zwei Stunden vorüber — eine beschwerliche Wanderung, aber unendlich lohnend. Sind wir oben angelangt, so schweift unser Auge nach dem wegen seiner rissigen Felsmassen und Schluchten berühmten Friecken, nach der Esteralpe und dem Krottenkopf hinüber. Tief unter uns quellen aus einem großen Loch unter einer schroff abstürzenden hohen Felswand ziemlich bedeutende Wassermassen hervor und nehmen donnernd ihren Lauf abwärts. Hier befindet sich die eigentliche „Kuhflucht". In den dreißiger

Digitized by Google

Jahren geschah es, daß fast sämtliche Wasser, selbst in der Loisach, versiegten, und das Vieh auf den Almen nahm nun seine Zuflucht zu diesen Wasserfällen. Daher der Name „Kuhflucht".

Im Winter bieten die Kuhfluchtfälle wegen ihrer wunderbaren Eisbildungen ein hochinteressantes Naturspiel, jedem unvergeßlich, der es einmal gesehen hat. In diesen gigantischen Felsrevieren, namentlich am wildreichen Friecken, hausen noch zahlreiche Gemsen; tiefer unten schweist der Hochlandshirsch. Aber über dem Wildstand wacht das Adlerauge Baptist Girsters, des kühnen, schneidigen Gemsjägers, dessen urwüchsige Art und Gestalt die kräftigste Folie zum Gebirge ist. Er beschleicht und holt die Gemsen am hohen, rissigen Felsgrat. Stürzen sie auch, vom tödlichen Blei getroffen, in die schaurigen Schluchten und Klammen, er weiß sie zu kriegen. Einmal stürzte eine Gemse über die steile Felswand der Kuhflucht in den Strudel hinab. Was that's? Girster holte sie hervor: ein Wagnis, das jeden, der die Scenerie an Ort und Stelle erwägt, schwindeln und staunen macht. Aber das sind die Söhne des Gebirgs! Ja, und so sind sie alle, die Bursche und Deandln. Wie mancher Maler weiß davon zu erzählen! Wie mancher, der dort mitgejodelt, mitgetanzt und mancher Schönen zu tief in die Augen gesehen!

Ernst Kolowski.

Ueber Kurz- und Weitsichtigkeit.

Von

Dr. Otto Dornblüth.

Es ist jedem aus der Erfahrung bekannt, daß ein sogenanntes Brennglas die hindurchgehenden Sonnenstrahlen in einer bestimmten Entfernung zu einem scharf begrenzten, kreisförmigen Lichtbilde vereinigt. Mit einem solchen Glase, das man wegen der bezeichneten Eigenschaft auch Sammellinse nennt, kann man das menschliche Auge vergleichen. Die Hornhaut und die zunächst hinter der Pupille liegende Kristalllinse des Auges wirken zusammen wie eine Sammellinse, und das normale Auge ist so eingerichtet, daß die aus weiter Entfernung kommenden Lichtstrahlen sich gerade auf der Netzhaut, im Hintergrunde des Auges, sammeln. Nur die Strahlen und Bilder, die gerade auf der Netzhaut zusammentreffen, geben ein scharfes Bild. Wären die lichtbrechenden Teile des Auges unveränderlich starr, so müßten alle dem Auge näherliegenden Gegenstände ihr Bild hinter der Netzhaut abgeben, denn wenn man einem Sammel- oder Brennglase die Lichtquelle nähert, rückt das Flammenbild auf der andern Seite des Glases weiter hinaus. Da hat nun das lebendige Auge eine ganz wunderbare Einrichtung. Durch die Thätigkeit eines bestimmten Muskels kann der Kristalllinse des Auges vorübergehend eine stärkere Krümmung gegeben werden, sie wirkt dann wie eine stärker sammelnde Linse und vereinigt auch Strahlen aus geringerer Entfernung auf der Netzhaut. Diese Thätigkeit, womit das im Ruhezustande auf Strahlen aus großer Weite eingestellte Auge sich auch geringeren Entfernungen zu scharfem Sehen anpaßt, nennt man Accommodation (Anpassung).

Nun sind aber nicht alle Augen, auch wenn sie sonst gesund sind, so eingerichtet, daß bei ruhender Accommodation die Lichtstrahlen aus weiter Entfernung wirklich auf der Netzhaut einfielen. Zuweilen ist die lichtbrechende Kraft des Auges so groß oder, was auf dieselbe Wirkung hinauskommt, das Auge so lang, daß die Vereinigung der Strahlen schon vor der Netzhaut stattfindet. In diesem Falle vereinigen sich also auf der Netzhaut die Lichtstrahlen von Gegenständen, die dem Auge nahe liegen. Man bezeichnet diesen Zustand als Kurzsichtigkeit. Für den Kurzsichtigen liegt also der Punkt, der bei ruhender Accommodation genau gesehen wird, nicht wie beim normalen Auge in großer Entfernung, sondern in einem meßbaren, nach dem Grade der Kurzsichtigkeit verschiedenen Abstande. Angenommen, dieser Fernpunkt läge bei einem bestimmten Kurzsichtigen in einer Entfernung von vierzig Metern, so ist darüber hinaus kein deutliches Sehen möglich, dagegen gestattet die Accommodation, das Auge für alle geringeren Entfernungen einzustellen. Also kann der Kurzsichtige innerhalb seines Fernpunktes durchaus scharfsichtig sein.

Ganz entgegengesetzt liegen die Verhältnisse bei dem Weitsichtigen. Bei ihm ist (in den meisten Fällen) der Augapfel im Verhältnis zu der Brechkraft der Hornhaut und der Linse zu kurz; im ruhenden Zustande des Auges vereinigen sich die aus weitester Entfernung kommenden Lichtstrahlen erst hinter der Netzhaut. Um sie auf der Netzhaut zu sammeln, muß also hier schon die Accommodation eintreten. Je näher der Gegenstand, der gesehen werden soll, dem Auge rückt, desto stärker muß natürlich accommodirt werden, schließlich reicht aber die Fähigkeit dazu nicht aus, und es entstehen von nahen Gegenständen undeutliche Bilder. Aehnliche Verhältnisse treten ein, wenn die Kraft des Accommodationsmuskels verringert ist oder die Kristalllinse wegen verminderter Elastizität nicht so geneigt ist, bei der Accommodation eine stärkere Krümmung anzunehmen. Diese beiden Veränderungen in der Leistungsfähigkeit des Auges treten regelmäßig in einem gewissen Alter auf, und zwar meist in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre, bei Weitsichtigen früher, bei Kurzsichtigen oft gar nicht. Die Wirkung der „Alterssichtigkeit" liegt also darin, daß die Augen bei den meisten Beschäftigungen — Lesen, Schreiben, Handarbeiten und so weiter — nicht mehr ausreichen, während im übrigen das Sehvermögen ungestört ist.

Die Alterssichtigkeit ist nach dem Gesagten ein Fehler, der mit den Lebensjahren, mit der allmälichen Abnützung des menschlichen Körpers zusammenhängt; die Weitsichtigkeit ist gewöhnlich angeboren, häufig von den Eltern ererbt. Auch bei der Kurzsichtigkeit kann eine angeborene und ererbte Neigung vorliegen, wodurch die Langform des Augapfels anatomisch erleichtert wird. Auch akute Krankheiten und schlechter Ernährungszustand begünstigen eine vermehrte Ausdehnung der das Auge umhüllenden Häute, wodurch das Auge länger wird. Den direkten Anlaß gibt aber die Ueberanstrengung des jugendlichen Auges durch Nahearbeit. Unkultivirte Nationen und Stände sind daher von Kurzsichtigkeit weit weniger befallen, und auf den höheren Schulen nimmt der Prozentsatz der Kurzsichtigen von Klasse zu Klasse zu. Besonders ungünstig wirken allzu große Annäherung an die zu betrachtenden Gegenstände, wozu insbesondere schlechte Beleuchtung antreibt, und starke Vornüberbeugung des Kopfes, die namentlich bei schlechten Sitzvorrichtungen eintritt; sie schädigt den Blutumlauf in besonderem Maße. Endlich ist alles schädlich, was eine unnatürliche Stellung der beschäftigten Augen hervorruft; hier ist auch wieder an schlechte Sitzvorrichtungen, sowie an Lesen im Bett zu denken.

Die Hilfsmittel für die Alterssichtigkeit und für die Weitsichtigkeit ergeben sich von selbst, wenn man sich ins Gedächtnis zurückruft, daß es bei beiden Abweichungen an einer stärkeren Sammlung der Lichtstrahlen fehlt. Man hat also eine Brille mit Sammellinsen, Konvergläsern (in der Mitte dicker als an den Rändern) zu wählen, die ein bequemes Sehen in der Entfernung ermöglichen, in der die Hauptbeschäftigung des Betreffenden liegt. Bei der Alterssichtigkeit sind allmälich stärkere Gläser notwendig. Beim Sehen in die Ferne wird einfach die Brille abgenommen. Für diese Fälle ist namentlich das Pincenez beliebt, weil es sich so bequem aufsetzen und abnehmen läßt.

Bei der Kurzsichtigkeit handelt es sich um weit schwierigere Verhältnisse. Allerdings ist der Fehler, daß die Lichtstrahlen zu stark gesammelt, zu bald zum Bilde vereinigt werden, ebenfalls ganz einfach auszugleichen, und zwar durch eine Zerstreuungslinse, ein Konkavglas (das in der Mitte dünner ist als an den Rändern), aber bei der Kurzsichtigkeit bedarf es besonderer Vorsichtsmaßregeln, um ihr Fortschreiten zu hemmen und sie womöglich zum Stillstand zu bringen. Gewöhnlich nimmt sie bis zur Mitte der zwanziger Jahre rasch zu und bleibt von da ab etwa auf gleicher Stufe. Ihr Fortschreiten kündigt sich nicht selten durch rasche Ermüdbarkeit, durch Flimmern vor den Augen, mouches volantes (Perlschnüre und ähnliche bewegliche Figuren im Gesichtsfelde) und dergleichen an, die der Ausdruck von Blutüberfüllung und Entzündung der inneren Teile des Auges sind. Namentlich zu diesen Zeiten muß den Augen völlige Ruhe gelassen werden. Auch für gewöhnlich soll die Anstrengung der Augen auf ein möglichst geringes Maß herabgesetzt, also in erster Linie das Nahesehen eingeschränkt werden.

Es ist kein Zweifel, daß hier das Haus oft viel mehr schadet als die Schule. In wie entsetzlich unzweckmäßigen Stellungen sieht man oft Schulkinder ihre häuslichen Arbeiten machen, weil kein bequemer Tisch dafür vorhanden ist, die Nase beinahe auf das Heft gedrückt, weil es dämmert oder weil für das Kind die älteste und schlechteste Lampe gut genug ist. Ein glatter, freier Tisch, ein an Höhe passender, fester Stuhl, genügendes Tageslicht, das von links her einfällt, oder eine hellbrennende Lampe sind für jedes arbeitende Kind unentbehrliche Hilfen. Der Kopf soll gerade und in genügender Entfernung von den Büchern gehalten werden. Vor allem ist aber darauf hinzuwirken, daß so viel wie möglich das Nahesehen durch Thätigkeit der Augen in etwas größerer Entfernung ersetzt wird, daß statt des Atlas die Wandkarte benützt, statt aus dem klein gedruckten Buch oder im geschriebenen Heft von der Wandtafel abgelesen wird und so weiter. Die Kinder müssen fortgesetzt darin geübt werden, in größerer Entfernung Schrift, Zeichnungen und dergleichen zu erkennen.

Erst in zweiter Linie steht die Bekämpfung der Kurzsichtigkeit durch die Brille. Diese muß gerade hier mit großer Sachkenntnis ausgesucht werden, und es ist durchaus verwerflich, das irgend einem Optiker zu überlassen. Im allgemeinen ist das schwächste Konkavglas zu wählen, das zum Sehen in die Ferne ausreicht. Bei dieser Brille muß also, wenn wiederum in die Nähe gesehen wird, das Auge accommodiren, und es bedarf zunächst der Feststellung, wie weit es dazu im stande ist und wie viel ihm zugemutet werden darf. Auch müssen die Kurzsichtigen wegen der durch die Brille geforderten Veränderung des Grades der Accommodation erst lernen, durch die Brille zu sehen. Von großer Bedeutung ist ferner, daß jedes Auge genau durch den Mittelpunkt des ihm zugehörigen Brillenglases sieht; zu diesem Zweck muß der Abstand der beiden Gläser von einander und die Form des Brillensteges ganz genau ausgewählt werden. Bei stärkeren Gläsern erleichtert es das Sehen in die Nähe, wenn der Abstand der Gläser etwas größer ist als der der Pupillen, und unter Umständen ist es am besten, für das Nahesehen noch besondere Gläser zu verwenden. Kurz gesagt, für die Brillenwahl des Kurzsichtigen kommen so viele Einzelheiten in Frage, die für die Erhaltung und Schonung des Auges von Wichtigkeit sind, daß es in jedem Falle ratsam ist, einen mit der Sache vertrauten Arzt zu befragen, um so mehr, als oft gleichzeitig andere Fehler und Krankheiten des Auges bestehen.

Die Schlacht bei Turin.

(Hiezu die Abbildung Seite 901.)

Die Entscheidung der Schlacht bei Turin (7. September 1706) durch brandenburgisch-preußische Waffen war der erste glänzende Sieg, der unter den Fahnen des jungen preußischen Königreiches erkämpft wurde. Die Truppen, welche König Friedrich I. zum Heere des Kaisers im spanischen Erbfolgekrieg gestellt hatte, standen unter dem Befehl des jugendlichen Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau. Schon in den Feldzügen der vorhergegangenen Jahre hatte der Dessauer mit seinen Preußen sich bei allen Gelegenheiten ruhmreich hervorgethan. Der Heldenmut, mit welchem preußisches Fußvolk in der Schlacht bei Cassano (16. August 1706) den Feind mit dem Säbel in der Faust angriff, da beim Durchwaten der Wassergräben in den Reisfeldern die Munition unbrauchbar geworden war, wurde von Freund und Feind bewundert. Bei Turin aber verdankte der kaiserliche Oberfeldherr, Prinz Eugen von Savoyen, den von einem Helden geführten tapferen Preußen allein den Sieg, da alle seine anderen Truppen vor den starken Verschanzungen, in denen sich hier die Franzosen festgesetzt hatten, zurückprallten.

Das Schlachtfeld, ganz in der Nähe der Stadt gelegen, ist eine an zwei Seiten von kleinen Flüssen begrenzte Ebene, deren Gesichtsfeld in der Ferne von der Alpenkette mit dem mächtigen Stock des Monte Rosa abgeschlossen wird. Den Angriff und den Sieg schildert ein gleichzeitiger Bericht mit folgenden Worten: „Der Sturm begann auf dem linken Flügel, wo sich der Fürst von Anhalt mit preußischer Infanterie befand. Die erste Haltung war schön und stolz. Diese Infanterie ging mit festem und entschlossenem Schritt bis an die Verschanzung vor; aber als sie dort war, geriet sie ins Schwanken. Das kräftige Feuer, mit dem sie von vorn und von der Seite überschüttet wurde, brachte sie in einige Verwirrung. Das kam daher, daß der rechte Flügel, aufgehalten durch Schwierigkeiten des Geländes, nicht eben so schnell hatte angreifen können, wie der linke Flügel, der sich infolge dessen allein dem ganzen Widerstand des Feindes ausgesetzt sah. Man ließ deshalb die württembergische Brigade, die am rechten Ende des linken Flügels stand, im Eilschritt vorgehen . . . Darnach wurde das Feuer allgemein auf der ganzen Linie. Es wurde auch überaus lebhaft, sowohl von seiten des Feindes wie von seiten der Kaiserlichen, und das dauerte wohl eine gute halbe Stunde, während der es aussah, als ob eine Scheidewand von Feuer und Schwefel die Kämpfenden aufhielte und ihnen nicht gestattete, an einander zu gelangen . . . Der durchlauchtigste Prinz, entschlossen, der Unentschiedenheit ein Ende zu machen, sprengte nach der Seite der Preußen hin. Er setzte sich an deren Spitze, zusammen mit dem durchlauchtigsten Fürsten von Anhalt, und führte sie bis an die Verschanzung. Sie folgen, voll von Stolz über eine so ehrenvolle Bevorzugung. Vergeblich fliegt ihnen ein Hagel von Musketen- und Granatenkugeln entgegen. Sie durchschreiten den Graben, erklimmen den Wall und fassen Fuß . . ."

Unser Bild, eine Wiedergabe des großen, in der Ruhmeshalle zu Berlin befindlichen Wandgemäldes von H. Knackfuß, zeigt als die vordersten auf der französischen Verschanzung, zu den Seiten des Fürsten von Anhalt, Angehörige des Regiments von Schlaberndorf. Ihnen folgt, vorbeistürmend an Prinz Eugen, der mit seinem Stabe jenseits des Grabens im dichten Feuer hält, das Regiment Anhalt.

Um den Abend wird es licht.

Von

Hedwig Gräfin Rittberg.

Da der Tag zur Ruh' gegangen,
Hab' ich Glockenlaut gehört —
„Friede!" tönten sie und sangen
In mein Herz, das leidbeschwert.
Wie die trüben Stunden schlichen,
Zeigte sich die Sonne nicht —
Nun ist leis' das Grau gewichen,
Um den Abend wird es licht.

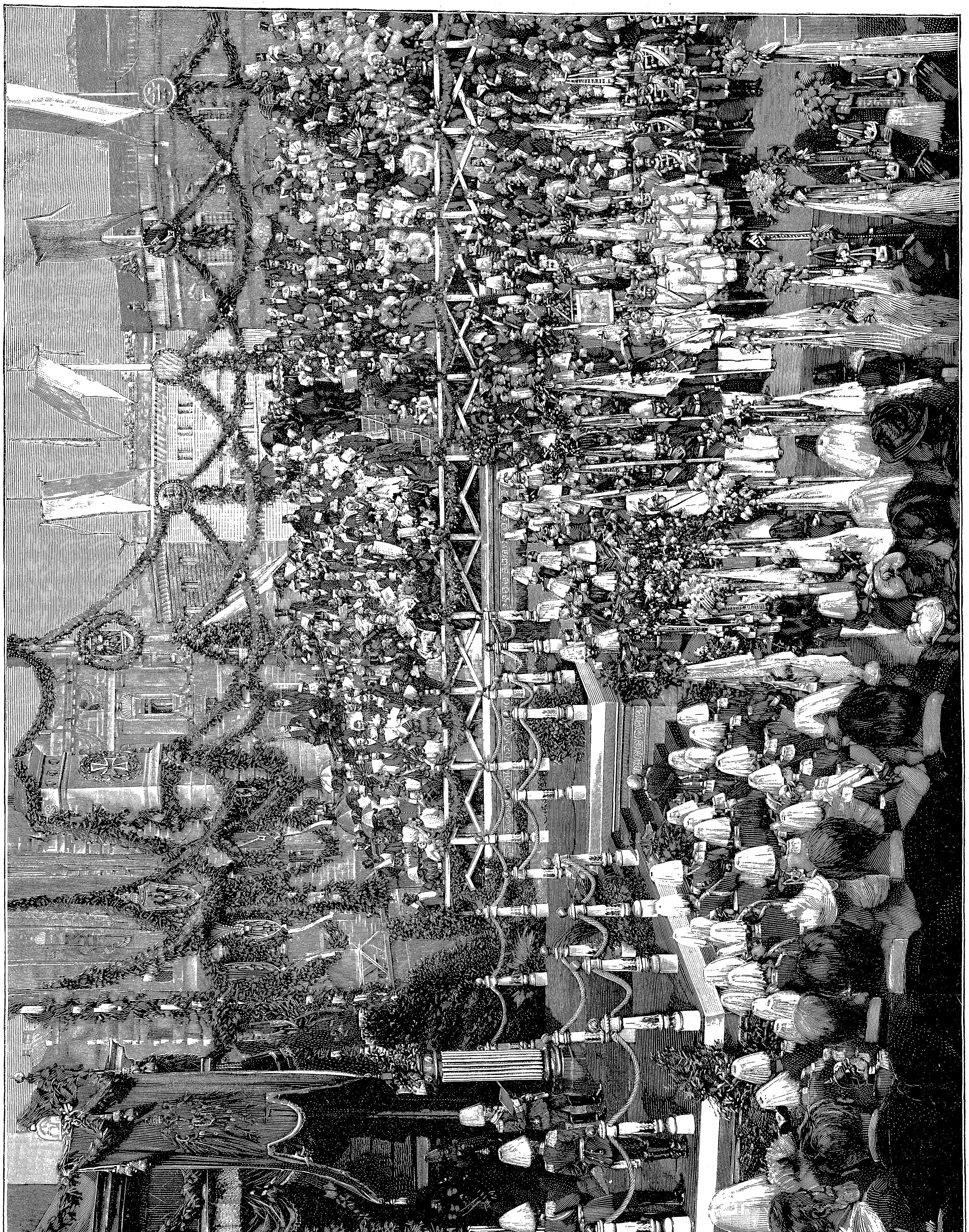
Nebelschleier, die umfangen
Grau verhüllend Wald und Thal,
Sind in goldnen Duft zergangen
Vor dem letzten Sonnenstrahl.
— Drückt dich Leid und Sorge nieder,
Menschenherz, verzage nicht!
Sieh, der Herr verheißt dir's wieder:
„Um den Abend wird es licht."

Digitized by Google

Nach einer Heliogravure im Verlag von Hartmann & Beck in Düsseldorf.

Karl Mücke: Liebeswerben.

Digitized by Google



Die Grundsteinlegung zum Kaiser Wilhelm-Nationaldenkmal in Berlin. Nach einer photographischen Aufnahme von Zander & Labisch, Berlin.

Digitized by Google

Flittergold?

Novelle in Briefform
von
C. Schroeder.

(Fortsetzung.)

Es geschah ganz unwillkürlich, daß mein Blick bei den letzten Worten Irene streifte. Wenn ich etwas abscheulich gefunden habe mein Leben lang, so ist es die Versucherrolle gewesen. Aber die thörichte kleine Unschuld hob sogleich die gefalteten Hände, preßte sie gegen die Brust und seufzte, eine Thräne im Auge:

„Ach, Sophia, ich thäte es ja so gern an Deiner Stelle, wenn es doch der Vater nur litte!"

Diesem Seufzer, dieser Thräne hätte auch ein besser Gewappneter nicht widerstanden; mein Franz war natürlich gleich Feuer und Flamme.

„Ich gehe, ihn zu bitten," rief er entschlossen, „fußfällig, wenn es sein muß!"

Aber sie stand ihm schon im Wege.

„Das nützt Dir nichts," versicherte sie mit traurigem Kopfschütteln, „das nützt Dir gar nichts, Herr Franziskos. Dem Vater seine Ideen ausreden, das kann niemand, als höchstens mitunter Manuel."

Sie sagte den Namen so gedankenlos hin, stutzte und rief aufstrahlenden Blicks: „Manuel? — aber den könnten wir ja schicken!"

In Franz schien sich das Gewissen zu regen. Statt enthusiastisch auf den Vorschlag einzugehen, wich er mit betretener Miene einen Schritt zurück. Doch sie achtete in ihrem Eifer nicht darauf.

„Gewiß — natürlich!" nickte sie vergnügt. „Ihn können wir schicken!"

Im Nu hatte sie sich umgedreht, war auf die Glasthür zugeflogen und hatte diese halb geöffnet.

Mit oder ohne Absicht ihr Deutsch beibehaltend, rief sie — uns trotz des Lärms, den die Musik und die walzenden Paare machten, deutlich verständlich — hinunter: „Manuel! Bist Du da?"

„Ja!" tönte die Antwort aus einiger Entfernung.

„Ach, bitte, komm einmal ein bißchen herauf!"

„Das ist mir leider unmöglich," lautete die Entgegnung.

Es war ihm den ganzen Abend unmöglich gewesen, auf dem Dach zu erscheinen. Wenn er ein gewisses Versprechen, das er mir gegeben, so wörtlich nahm, so handelte er abgeschmackt, fand ich.

„Es macht auch nichts," versicherte Irene, „bleib nur stehen, wo Du bist, Manuel; ich wollte Dich bloß fragen —"

„Nun, Kind?"

„Ach, Manuel —" Hier klang ihre Stimme ganz beweglich — „ich möchte zu schrecklich gern einmal tanzen!"

„I, so tanze doch in Gottes Namen!"

„Mit einem Herrn, meine ich."

„Nun, wenn Dich einer auffordert —"

„Das ist's ja nicht, Du weißt, der Vater —"

„Ah so!"

„Er würde höchstens erlauben, daß ich mit Dir —"

„Irene!" Es war Entsetzen in dem Ton. „Du wirst doch nicht verlangen —"

„Gewiß nicht, Manuel, ich weiß ja, wie sehr Du das Tanzen hassest, aber — aber es ist doch zu grausam, daß — daß ich —" Hier kam ihr ein Schluchzen in die Kehle.

Eine kurze Pause, dann fragte seine Stimme: „Ist Franz oben?"

„Ja!"

„Er wird an meiner Stelle mit Dir tanzen, er wird mir den Gefallen thun. Geh, schicke ihn herunter, daß ich ihn bitte —"

„Aber das ist ja gar nicht mehr nötig," fiel sie ihm freudigen Tons in die Rede, „er will schon ganz gern, wenn er nur darf."

„Nun, dann ist ja alles in Ordnung."

„Ja, darf er denn auch wirklich — wirklich, Manuel?"

„Franz? Natürlich!"

„Du nimmst es auf Dich?"

„Ich werde dem Onkel erklären, daß ich meinen Freund zum Stellvertreter ernannt habe."

„Dank, Manuel! Dank!"

Dort ihr helles Aufjubeln, hier neben mir des Bruders verstörtes Gesicht. Er war in wachsender Unruhe von einem Fuß auf den andern getreten während der Unterredung der beiden, jetzt sah er aus, als wolle er flüchten, aber es blieb ihm nur der Weg, auf dem sie daherkam, und vor dem reizenden, freudeverklärten Geschöpf davonzulaufen, das hätte vielleicht auch ein Stärkerer nicht fertig gebracht.

Sie tanzten — er mit seinem bösen Gewissen, sie mit ihrer kindlichen Harmlosigkeit. Denn die besaß sie noch, das merkte ich wohl. Die kleine Scene neben dem Wagen gestern hatte nur ihm und mir die Augen geöffnet über ihre Gefühle, nicht ihr selber. Ja, noch hatte sie keine Erklärung für ihr Zusammenzucken, wenn er das Wort an sie richtete, für ihr heißes Erröten unter seinem Blick, aber die Erklärung sollte ihr werden im Laufe des Abends.

Der eine Tanz that es noch nicht. Sein Wesen während desselben war so steif zurückhaltend, daß sie ein paarmal wie in ängstlicher Frage zu ihm aufsah. Doch es blieb bei dem einen Tanz auch nicht bewenden, ein zweiter folgte und ein dritter. Sie war ja auf ihn angewiesen, mußte allen jungen Männern, die sie aufzufordern kamen, wahrheitsgemäß versichern: „Es geht wirklich nicht, ich darf nur mit ihm tanzen!"

Daß er so rechts und links seine Rivalen aus dem Felde schlug, konnte wohl nicht umhin, ihm Freude zu machen. Man merkte es, wie seine Zurückhaltung schwand, wie sein Mut wuchs, bis toller Uebermut daraus wurde. Immer wieder ging es rundum im lustigen Wirbel. Er ließ sie nur aus seinen Armen, um sich neben sie zu setzen und mit seiner lachenden Zunge, mit seinen sprühenden Augen auf sie einzureden. Bis zum scheuen Geflüster kam es nicht zwischen ihnen, trotzdem aber sah man ihr nach einer Weile ebenso wenig die kindliche Harmlosigkeit mehr an, wie ihm das böse Gewissen.

Was ich auf meinem Beobachterposten dabei fühlte, Lani? Mancherlei durch einander. In mir jauchzte die Freude: „Sie lieben sich — gottlob, daß sie sich lieben!" In mir lachte der Hohn: „Wenn jetzt der andere durch die Glasthür träte, der würde Augen machen!" In mir grollte der Zorn: „Schändlich, eines Freundes Vertrauen so zu mißbrauchen!" und in mir stöhnte die Scham: „Es ist dein Bruder, der die Schändlichkeit begeht, dein einziger Bruder!"

Die Scham war es, die mich endlich von meinem Sitz aufjagte. Sie sahen mich nicht kommen, die beiden, sie waren mitten in einer heiter und völlig harmlos klingenden Unterhaltung, aber sie schraken doch zusammen, als ich plötzlich vor ihnen stand, und ihre Blicke flüchteten vor den meinen.

„Was wünschest Du?" erkundigte sich Franz in unwirschem Ton.

„Ich finde, daß es Zeit ist, nach Hause zu fahren," antwortete ich, so ruhig ich konnte.

„Unsinn!" fuhr er auf. „Es denkt ja noch kein Mensch daran."

„Möglich, daß außer uns noch kein Mensch Ursache hat, daran zu denken."

Das war ziemlich deutlich, er schien auch zu begreifen. Das Auge, das er trotzig zu mir aufgeschlagen hatte, ward hastig gesenkt. Ein kurzes Zögern, dann stand er achselzuckend auf und ging, den Wagen zu bestellen.

Nach Irenen sah ich nicht weiter hin, aber ich war mir bewußt, daß sie mir wie ein gescholtenes Hündchen mit gesenktem Kopfe folgte, während ich mich rechts und links von den neuen Bekannten verabschiedete. Dem Tanz ward um meinetwillen leider ein jähes Ende bereitet. Herr Spiliópulos warf seine Mandoline beiseite und erklärte, mich hinunter begleiten zu wollen; da ging denn gleich die ganze übrige Gesellschaft mit.

Es war ein Grüßen und Nicken, ein Scherzen und eine Liebenswürdigkeit um unseren Wagen herum, daß ich kaum einen Gedanken für mein Pärchen übrig behielt. Nur daß beim Lebewohl Irenens Hand in der meinen zitterte, merkte ich, und auch der Blick entging mir nicht, mit dem sie, als schon die Pferde anzogen, Franzens Antlitz streifte. Es war ein Blick wie eine heiße Flamme. Ihr Vater, der neben ihr stand, sah ihn nicht, wie es schien, und Herr Chrysikópulos war nicht da, um ihn zu sehen.

„Aus Kindern werden Jungfrauen — besonders rasch hier in Griechenland," dachte ich so im Davonfahren und dann wollte ich die Wirkung dieses Abschiedsblicks in Franzens Zügen lesen, doch dazu ließ er mir nicht Zeit. Kaum, daß ich den Kopf nach ihm gewandt hatte, erkundigte er sich schon stirnrunzelnd:

„Was hast Du, daß Du mich so anstarrst?"

„Es könnte sein, daß mir Dein Gesichtsausdruck gerade im gegenwärtigen Moment sehr interessant wäre," entgegnete ich in bedeutungsvollem Ton.

„Ich danke aber für die ewige Spionirerei!" brauste er auf. „Du hast mich den ganzen Abend im Auge behalten, wie ein Geheimpolizist einen Verbrecher."

„Das ist ein bißchen stark ausgedrückt, aber doch kein übler Vergleich," versetzte ich ruhig.

„Was, zum Kuckuck, willst Du damit sagen?"

„Daß Du Dir keine Mühe zu geben brauchst mit dem Komödiespielen. Du täuschest mich nicht und Dich selber noch weniger. Dein Gewissen sagt Dir's deutlicher, wie ich Dir's sage, daß Du kein Recht hattest, mit Deines Freundes Braut zu tanzen."

Ich sah ihm gerade in das Gesicht, während ich sprach, und wieder wie vorhin flüchtete sein Blick vor dem meinen, nur seine Stimme hielt sich tapfer.

„Kein Recht?" stieß er höhnend hervor. „Kein Recht? Du hörtest doch selber, wie Manuel —"

„Eben deshalb hattest Du kein Recht," fiel ich ihm ungeduldig in das Wort. „Er zeigte Dir grenzenloses Vertrauen und Du warst Dir bewußt, dies Vertrauen nicht zu verdienen. Du ließest Dich von ihm zu seinem Stellvertreter ernennen, obgleich auf der Welt keiner schlechter dazu taugte, als Du. Du gingst offenen Auges in die Versuchung und führtest Irene mit hinein."

Er hatte abgewandten Antlitzes dagesessen, einmal war er zusammengezuckt während meiner Rede, jetzt aber fuhr er zornflammenden Blickes herum:

„Du meinst, ich hätte ihr von Liebe geredet?" rief er. „Für einen Schurken also hältst Du mich?"

„Durchaus nicht für einen Schurken," versetzte ich ruhig, „aber für einen Verliebten, der seine Gefühle nicht immer in der Gewalt hat."

„Ich schwöre Dir, daß ich mit keinem Wort —"

„Das weiß ich, ohne daß Du es mir schwörst. Was braucht es auch Worte, um Gefühle auszudrücken? Die verraten sich durch ein Lachen, durch eine Berührung, durch ein Nichts, die stehen nebenbei noch deutlich auf einem Menschenantlitz geschrieben für den, der lesen kann, und das Auge der Liebe sieht scharf."

„Das sind so weise, allgemeine Redensarten," versuchte er zu spotten, doch in seinen Zügen war schon die Angst.

„Nein," entgegnete ich, „es sind Erfahrungen, die sich mir bestätigt haben, während ich heute abend ‚Geheimpolizist' spielte."

Da hielt er plötzlich meinen Arm umklammert.

„Wenn Du mich bloß zum Narren hättest —" knirschte er.

„In solcher Sache? Hältst Du das für möglich?" fragte ich ihn.

Er hatte seine Blicke wie Dolche in die meinen gebohrt, jetzt riß er sie los, schlug verzweiflungsvoll beide Hände vor das Gesicht und stöhnte: „Großer Gott! Sie weiß es also — weiß es wirklich?"

„Sie weiß es," nickte ich, „und mich wundert, daß ihr Abschiedsblick es Dir nicht sagte."

„Ihr Abschiedsblick? Aber den habe ich ja gar nicht gesehen," fuhr er auf und runzelte die Stirn und sah wütend aus, daß ihm etwas so Kostbares entgangen sei. Im nächsten Moment jedoch hielt er das Gesicht schon wieder in den Händen verborgen.

„Ich Elender!" rang es sich aus seiner Brust. „Ich Elender! Es wäre besser, ich stürzte mich ins Meer, wo es am tiefsten ist!"

„Thorheit, Franz —" begann ich.

„Ja, für Dich ist's Thorheit," lachte er bitter auf, „aber für mich ist's eine Qual —"

„Als ob ich das nicht wüßte," fiel ich ihm beschwichtigend in die Rede. „Halte mich doch nicht für gefühllos, Franz. Es wäre Thorheit, sogleich zu verzweifeln, wollte ich ja nur sagen. Dein Freund — ich habe mancherlei gegen ihn gesprochen —

Digitized by Google

mancherlei, das vielleicht — nein, das gewiß unrecht war —"

„Aha! Das siehst Du endlich ein?"

„Ich — sehe es ein, ich halte ihn für einen Ehrenmann — Deinen Freund — und ich meine, wenn Du zu ihm gingest, ihm ein offenes Geständnis ablegtest —"

Ich brach ab vor dem großen, mitleidigen Blick, mit dem er aus seinem Kummer zu mir aufsah.

„Hast Du nichts Besseres vorzuschlagen?" fragte er.

„Besseres als die Wahrheit gibt's auf der Welt nicht."

„Aber auch nichts, das unter Umständen größeren Schmerz verursachte!"

„So sehr — meinst Du — liebt er Irene?"

„Wie sehr er sie liebt, weiß ich nicht, doch wenn es auch nur ein bißchen wäre, ich liebe ihn zu sehr, um ihm das kleinste Leid zuzufügen."

„Du ziehst also vor, Dich unglücklich zu machen, Dich und sie?"

„Mich selber — ja. Sie kann mit ihm nicht unglücklich werden."

„Es ist etwas Schönes um die Freundschaft," dachte ich in einem Gefühl, das aus Bewunderung und Bitterkeit seltsam gemischt war.

Laut sagte ich: „Du mußt es wissen."

Er nickt nur stumm. Dann waren wir daheim angelangt.

Wer herzenselender aus dem Wagen stieg, Franz oder ich, das ist noch eine große Frage.

*

„Manuel läßt sich den Damen und Dir, Onkel, empfehlen. Er war vor der Abreise noch ein Viertelstündchen bei mir im Comptoir." Mit dieser Meldung erschien Franz beim Mittagessen am nächsten Tage.

„Vor der Abreise, wohin?" erkundigte sich die Tante verwundert.

„Nach Pyrgos."

„I, bewahre! Schon wieder fort?" rief sie. „Ich meinte, verstanden zu haben, er wolle diesmal ein paar Wochen bleiben."

Franz zuckte statt aller Antwort nur stumm die Achseln. Der Onkel mutmaßte: „Man wird ihn bei den Bahnarbeiten da unten nicht länger haben entbehren können." Und ich dachte: „Es ist doch wohl nicht möglich, daß er seine Braut im Stiche läßt, um dir ein im Unmut gegebenes Versprechen besser erfüllen zu können."

Die Unmöglichkeit lag auf der Hand, aber ein Etwas in mir — nenne es meinetwegen Eitelkeit, Lani — wollte nicht so unbedingt daran glauben, bis einige Stunden später Irene erschien und Aufklärung brachte.

Ich hatte meine Siesta eben beendet, als sie bei mir eintrat. „Aus Kindern werden Jungfrauen," mußte ich gleich wieder denken. Da war fast gar nichts mehr von der Irene von vorgestern, selbst ihre Schönheit schien verwandelt. Aus dem niedlichen Mädchen war noch keine Göttin geworden, aber ein entzückendes Weib.

Auf der Schwelle stockte ihr Fuß momentan, unter halbgesenkten Lidern hervor ließ sie einen scheuen Blick durch das Zimmer gleiten. „Er ist nicht da," vergewisserte sie sich durch diesen Blick und dann kam sie näher, nicht hüpfend, mit flatternden Gewändern, nein, sachten, zögernden Schrittes.

„Guten Tag, Sophia," hauchte sie, mit bebenden Fingern meine Hand umschließend.

Auf den Stuhl, den ich ihr bot, glitt sie nieder, die Augen im Schoß saß sie da, zu sagen hatte sie mir nichts.

„Hübsch, daß Sie kommen," begann ich das Gespräch, „nachmittags ist's immer reichlich einsam hier."

„Bei uns ist's auch einsam," nickte sie vor sich hin, „Manuel ist fort — ganz plötzlich." Nach einer kurzen Pause setzte sie hinzu: „Ich fürchte, er hat sich mit dem Vater erzürnt."

„Erzürnt?"

„Ich fürchte es. Sie hatten ein sehr lautes Gespräch heute morgen im Garten, das heißt der Vater sprach laut, ich hörte seine Stimme bis in mein Zimmer herein — nur seine Stimme, nicht seine Worte. Eine Weile später kam Manuel zu mir. ‚Lebewohl, Irene,' sagte er, ‚ich reise.' — ‚Aber, Manuel,' rief ich bestürzt, ‚Du kannst doch nicht schon wieder nach Pyrgos zurück wollen?' — ‚Ich wollte lieber nicht,' antwortete er, ‚aber ich muß.' Eine weitere Erklärung gab er mir nicht. Wenn Manuel sagt: Ich muß! dagegen hilft gar nichts, das weiß ich. ‚Schade,' seufzte ich deshalb nur, ‚aber dann laß mich rasch den Vater holen, daß wir Dich an die Bahn begleiten.' — ‚Dank für den freundlichen Vorschlag,' entgegnete er, ‚ich habe noch allerlei in der Stadt zu thun und die Zeit drängt. Es ist besser, ihr laßt mich allein laufen.' Damit ging er. Und siehst Du, Sophia, es ist noch nie dagewesen, daß wir Manuel nicht an die Bahn gebracht haben, wenn er abgereist ist. Der Vater ist meistens noch ein paar Stationen weit mit ihm gefahren. Heute aber trat er ja nicht einmal auf die Terrasse, um ihm ein Lebewohl nachzurufen. Nein, ich weiß es ziemlich bestimmt, sie haben sich erzürnt."

„Und — ahnen Sie, weshalb?"

„Ich kann es mir denken," flüsterte sie, ohne den Blick zu heben, „es war meinetwegen."

„Ihretwegen?"

Ein helles Rot stieg ihr in die Wangen. „Ja," antwortete sie, mit nervösen Fingern an ihrem Seidenrock herum fältelnd und zupfend „und mich wundert, daß Du nicht selber darauf kommst, Sophia. Ich hatte Dir doch gesagt, wie sehr dem Vater das Tanzen zuwider ist — euer europäisches Tanzen, meine ich. Und nun, gestern abend, wie ich so schrecklich gern — auch ein bißchen walzen wollte, da lief ich — Du weißt es ja — statt zum Vater — zu Manuel und bat um seine Erlaubnis. Er gab sie mir ein wenig rasch, das fand ich gleich, doch ich dachte: er wird schon machen, daß der Vater nicht böse ist, er wickelt ihn ja um den Finger. Aber nun hat er es doch nicht machen können, wie es scheint, und die beiden haben sich gar noch entzweit durch meine Schuld."

„Ein ernster Streit," entgegnete ich kopfschüttelnd, „um solcher Kleinigkeit willen? Es ist kaum zu glauben, Irene."

„Du nennst es Kleinigkeit," rief sie hastig aufblickend, „und Manuel wird es im Geiste auch so genannt haben. Er hat es deshalb, denke ich mir, gestern abend gar nicht mehr des Erwähnens wert gefunden und erst heute während des Spaziergangs im Garten ein Wort darüber fallen lassen. Nun — da hat er denn erfahren müssen, wie ernst es der Vater gerade mit dieser Kleinigkeit nimmt. Es thut mir schrecklich leid für ihn und ich wollte, ich hätte —"

Sie stockte, senkte blitzschnell die Lider und ward flammendrot. Daß sie lieber nicht getanzt haben wollte, konnte sie doch nicht behaupten.

Gute kleine Seele! Die Verstellung durch Wort und Geberde war ihre Sache nicht. So oft über den Korridor draußen ein Schritt hallte, horchte sie auf; als einmal unten die Hausthür schlug, erhob sie sich eiligst und trat an das Fenster, um in die Straße hinunter zu spähen; und als sie nach einer halben Stunde Abschied nahm, hörte ich aus ihrem: „Ich fürchte, ich darf den Wagen nicht länger warten lassen!" deutlich Thränen herausklingen.

Solcher trübselig endender kleiner Besuche schenkte sie mir eine ganze Reihe im Laufe der nächsten vierzehn Tage. Sich direkt nach Franz zu erkundigen, wagte sie niemals, nur beim Scheiden brachte sie ein paarmal stockenden Tones und abgewandten Gesichtes heraus: „Es ist doch alles wohl bei euch, Sophia?" Wenn sie dann eine befriedigende Antwort erhalten, ging sie mit einem leisen: „Gott sei Dank!"

Und Franz? Der war durch ein Wunder nie im Hause, wenn sie kam, und hatte ebenfalls durch ein Wunder niemals Zeit, die Tante und mich nach der Marmorvilla zu begleiten, wenn wir einer Einladung dahin folgten. Er magerte nebenbei sichtlich ab, ward blaß und nörgelte am Essen herum, wenn man ihn auf seinen schlechten Appetit aufmerksam machte.

Und ich? Ich behaupte, daß ich schlimmer daran war, als die beiden. Ich hatte in mir eine Reue, eine Qual und eine verzehrende Sehnsucht, die ich Heimweh nach Deutschland nannte, weil ich sie ja ohne Scham nicht anders nennen durfte.

Mein „Heimweh nach Deutschland" gönnte mir keine Ruhe bei Tage, keinen Schlaf bei Nacht und setzte mir körperlich so zu, daß selbst der Onkel aufmerksam wurde. Durch seine Veranlassung kam eines Mittags bei Tisch die Sache zur Sprache.

Ich bat unter stürzenden Thränen, daß man mich nicht für undankbar halten möge, aber gegen das „richtige" Heimweh wie gegen den Tod sei eben kein Kraut gewachsen. Trotz aller Liebesbeweise, die ich hier im Hause empfangen, könne ich es doch nicht länger in Griechenland aushalten — nein, unmöglich; ich müsse in kürzester Frist nach Deutschland zurück, hätte ja auch — gottlob! — mein Lehrerinnenexamen gemacht, wolle mir mit Unterrichten mein tägliches Brot schon verdienen und so weiter.

Die Tante schwamm sofort gleich mir in Thränen, Franz starrte sprachlos zu mir herüber, der Onkel, als praktischer Mann, erwog das Gehörte.

„Heimweh?" bemerkte er nach einer Weile mit ungläubigem Kopfschütteln. „Wenn Du Dich da nur nicht täuschest, Sophie. Das Heimweh pflegt nach meiner Erfahrung die Leute gleich bei der Ankunft im fremden Lande zu packen und sich hernach zu verlieren oder bis zur Unerträglichkeit zu steigern, je nachdem. Du aber warst bei der Ankunft frisch und vergnügt und tirilirtest auch noch ein paar Wochen später im Hause herum wie eine Lerche." Hier machte er eine Pause und ließ mir Zeit, so rot zu werden wie ich nur konnte. „Nimm es mir deshalb nicht übel," fuhr er dann in leicht ironisch gefärbtem Ton fort, „wenn ich Dein Heimweh umtaufe und es — Langeweile nenne."

Ich dankte nur meinem Schöpfer, daß der Namenswechsel so harmlos ausfiel.

„Langeweile," nickte er. „Verlaß Dich drauf, die ist's, die Dir zu schaffen macht. Du bist, fast sichtbarer noch wie Franz hier, Deines Vaters, meines seligen Bruders, Kind. Dir prickelt, wie ihm, die Lebensfreude in den Adern, Du hast, wie er, einen regen Geist, der immer neue Eindrücke sucht, um sie in froher, geselliger Vereinigung mit gleichgesinnten Seelen auszutauschen. An Eindrücken aber, wie Du sie brauchst, ist Mangel hier am Ort. Wir haben eine schöne Natur, das lasse ich gelten, doch der Geist kann nicht unausgesetzt in Felsen und Meer, in Sonnenauf- und untergängen schwelgen. Auch interessante Menschen gibt's bei uns, doch die müssen Dir fremd bleiben, da sie Deine Sprache nicht reden und Du Dich um die ihre nicht bemühst. Theater, Konzerte, öffentliche Vorträge, Gemäldeausstellungen sind gleich Null. Hausbälle, zwanglose abendliche Zusammenkünfte? Ja, die floriren hier bei uns, aber deren Reize scheinst Du jetzt ausgekostet zu haben. Nun, das Tanzen beschäftigt im Grunde ja auch die Beine mehr, als den Geist, und in den Unterhaltungspausen, kann ich mir denken, wissen Dir Spiliópulos und Konsorten über die Schönheit Deiner Augen nichts absolut Neues mehr zu sagen. Möglicherweise bist Du auch mit Deinen französischen Vokabeln zu Ende."

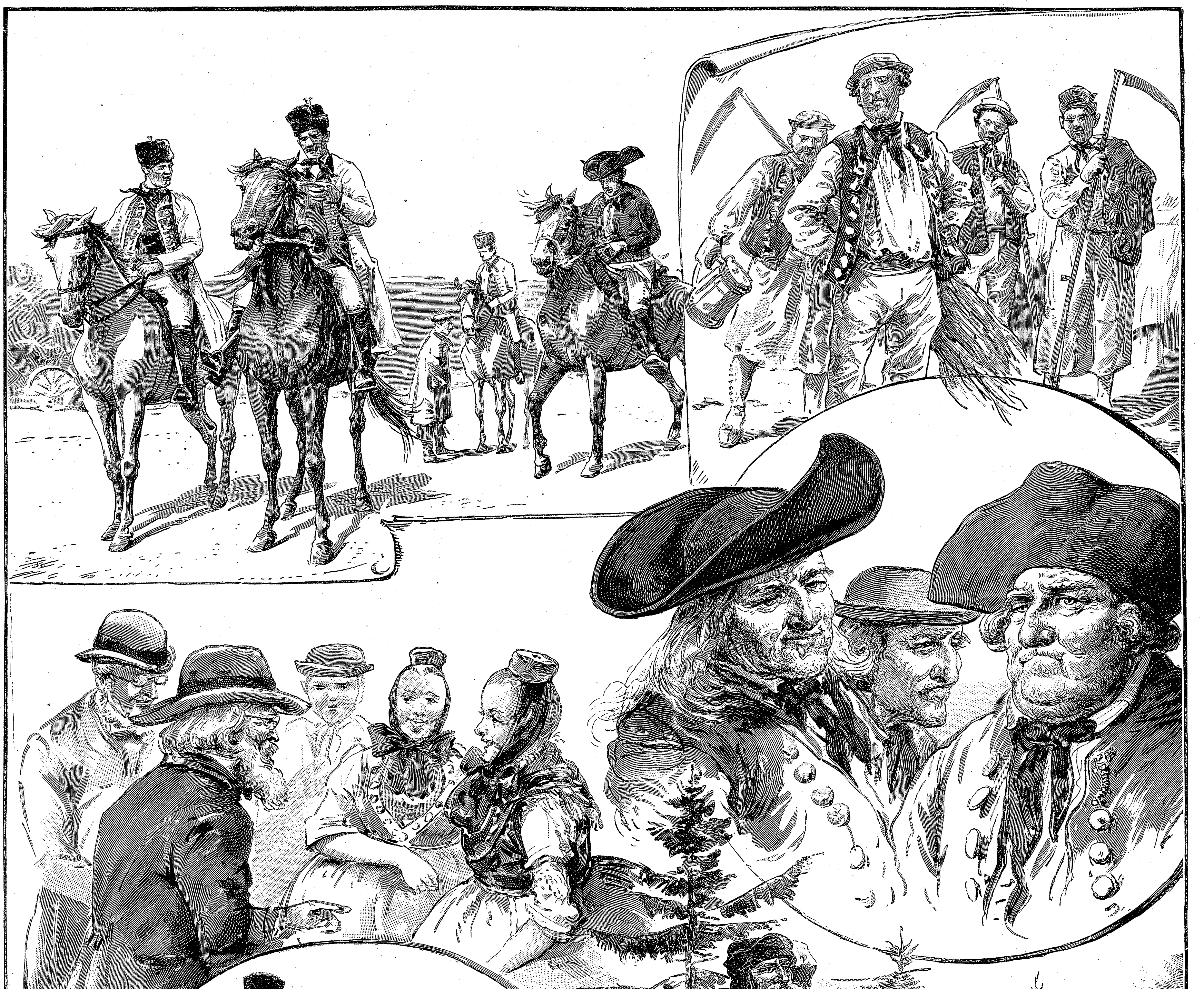
„Onkel," rief ich, wider Willen auflachend, „wenn Dein ganzes Rezept gegen meine — gegen mein Heimweh darauf hinausläuft, daß ich Sprachstunden nehmen soll —"

„Vorderhand noch nicht," fiel er mir in das Wort, „vorderhand magst Du Dir auf mühlosere Weise Futter für Deinen Geist suchen. Was die Gegenwart Dir nicht bietet, das bietet Dir in überreichem Maße die Vergangenheit, denn — Henker noch 'mal — wir leben nicht in Kamtschatka hier, sondern in Griechenland! Jeder Schritt, den wir thun, geht über geweihten Boden, und wenn wir dies in unserem Patras so deutlich nicht merken — nun, von Patras bis Athen ist's gar nicht übermäßig weit und auf der Akropolis oben, das sollst Du sehen, da reden die Steine noch ergreifend genug von einer Herrlichkeit und Blüte der Kunst, wie sie nie und nirgends sonst gewesen und schwerlich je und irgendwo wieder sein wird. Sieh nur zu, daß Du Deinen Koffer gepackt bekommst. Morgen kann die Reise losgehen. Franz begleitet Dich."

Ich war von des Onkels Güte so gerührt, daß mir gleich wieder die Thränen über die Wangen liefen, doch was hatte ich auf der Akropolis zu suchen?

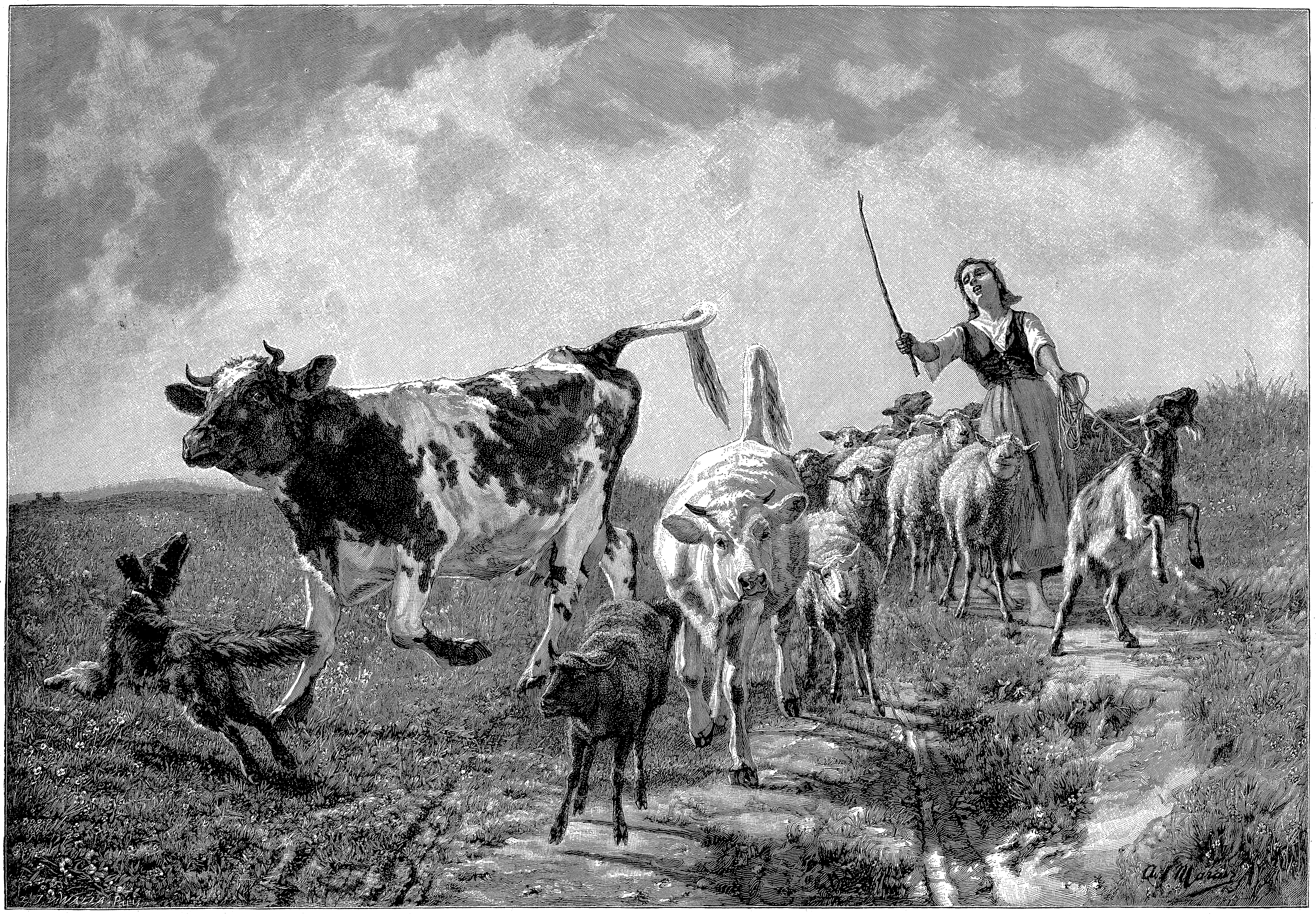
„Ich danke Dir," stammelte ich, seine Hand fassend und drückend, „ich danke Dir tausendmal, Onkel, aber — es wird nichts nützen, ich — ich bin nicht in der Gemütsverfassung, mich an der Kunst zu erfreuen — nein, all die Schönheit in Athen reizt mich nicht halb so sehr —"

Digitized by Google



Typen vom Schwälmer Volksfest zu Treysa in Hessen. Originalzeichnung von A. Wagner.

Digitized by Google



A. Marais: Heimkehr.

Digitized by Google

„Wie die öde Trostlosigkeit der norddeutschen Heide?“ unterbrach er mich trocken. „Nun, über den Geschmack läßt sich nicht streiten.“

Er war verletzt, man hörte es am Ton seiner Stimme. Er hatte auch Ursache, verletzt zu sein. Freudig war er dem großmütigen Impulse seines Herzens gefolgt und nun, statt einem glückstrahlenden Gesicht, begegnete er einer Leichenbittermiene.

Es enstand eine recht unangenehme Pause, die Franz plötzlich mit der Frage unterbrach:

„Was sagst Du zu einem Abstecher nach Olympia?“

Ich zuckte zusammen. Olympia? Das lag ja in der Nähe von Pyrgos.

Etwas bänglich hob ich den Blick, doch des Bruders Gesichtsausdruck war durchaus ehrbar.

„Wie kommst Du darauf?“ erkundigte ich mich unter Herzklopfen.

„Ich hörte neulich, wie Dir der junge Lekás eine begeisterte Schilderung davon machte. Du schienst ganz hingerissen,“ antwortete er.

„Nun, wenn ich auch nicht gerade hingerissen war,“ stieß ich heraus, während mir das Blut in die Wangen stieg, „ich bekam doch einige Lust, die gepriesene Herrlichkeit zu sehen.“

„Vortrefflich!“ rief der Onkel, schon wieder frohlaunig. „Dann geh' nur hin und schnüre Dein Bündel! — Was mag dies übrigens für ein Lekás sein? Doch nicht Sohn des Korinthenkönigs?“

„Er wohnt in Pyrgos,“ beeilte ich mich zu erklären, „und sein Vater handelt mit Korinthen.“

„Schiffsladungsweise,“ nickte der Onkel. „Also richtig der Korinthenprinz! Hm, hm! Ein hübscher Mensch, nicht wahr, Sophie? Eine stattliche Erscheinung?“

„O, ja,“ gab ich arglos zu, „ein angenehmer Gesellschafter ist er auch, hat viel von der Welt gesehen und weiß ganz vortrefflich zu erzählen.“ Hier sah ich den Onkel schmunzeln und Franz ein Lächeln unterdrücken. „Auf abgeschmackte Ideen braucht ihr deshalb doch nicht zu geraten,“ setzte ich ärgerlich hinzu, „er ist mir so gleichgiltig wie — der Mann im Mond!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Grundsteinlegung zum Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I.

(Hiezu die Abbildung Seite 905.)

Begünstigt vom herrlichsten Wetter, fand am Jahrestage der Schlacht bei Gravelotte in Berlin die Grundsteinlegung für das Kaiser Wilhelm-Nationaldenkmal statt. Der für das Monument bestimmte Platz war auf das prächtigste verziert, und namentlich bildete der Kaiserpavillon einen hervorragenden Schmuck. Dieser Pavillon war erhöht, mit der Rückwand nach dem Schinkelplatz, errichtet worden und trug in der Spitze die goldene Kaiserkrone. Im Innern erblickte man inmitten eines fächerartig hergestellten Palmenarrangements die Kolossalbüste des verewigten Kaisers Wilhelm. Zur Rechten und Linken wurde der Pavillon von rot drapirten Tribünen flankirt, auf denen ein ausgewähltes Publikum schon lange vor Beginn der eigentlichen Feier Platz genommen hatte. Unmittelbar vor der Treppe, die zum Kaiserpavillon hinaufführte, befand sich der Grundstein und vor diesem die Kanzel, von welcher herab der Generalsuperintendent Faber die Weiherede hielt. Früh um 8 Uhr waren die Fahnen und Standarten, die zur Feier befohlen waren, im Hofe des königlichen Schlosses mit Eichenlaub geschmückt und dann nach dem Festplatze gebracht worden, wo sie zu beiden Seiten des Grundsteines Aufstellung erhielten. Alle umliegenden Gebäude waren mit Flaggen und Laubgewinden geschmückt und mit Zuschauern an den Fenstern, auf den Balkons und selbst auf den Dächern dicht besetzt. Bereits um 8 ½ Uhr hatten die fürstlichen Personen und ihr Gefolge im Kaiserpavillon, die zur Vollziehung der Hammerschläge geladenen Personen rechts und links vom Grundstein, die Mitglieder des Bundesrats und des Reichstags, sowie der beiden Häuser des preußischen Landtags, die Generäle und hohen Würdenträger rechts und links vom Kaiserpavillon Aufstellung genommen. Die Baubeamten, die Künstler und die Meister des Maurer- und Steinmetzgewerks waren hinter den Grundstein getreten. Um 9 Uhr erschien der Kaiser auf dem Festplatz; die Truppen präsentirten, und unter den Klängen einer Fanfare geleitete der Reichskanzler den Monarchen in den Pavillon, worauf die Feier ihren Anfang nahm. Nachdem der Kaiser die in den Grundstein zu legende Urkunde verlesen hatte und diese, in eine Kapsel verschlossen, in ihre Höhlung versenkt war, überreichte Graf von Lerchenfeld-Köfering, der stimmführende Bevollmächtigte zum Bundesrat, mit markiger Ansprache dem Kaiser die Kelle. Nachdem dieser den Mörtel in die Vertiefung gethan und die Meister des Maurer- und Steinmetzgewerks das Verschlußstück aufgesetzt hatten, überreichte der Reichstagspräsident Freiherr von Buol dem Monarchen den Hammer, und die üblichen drei Schläge that nun der Kaiser mit den Worten: „Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung!“ Programmgemäß thaten dann die Hammerschläge der Kronprinz, der Großherzog von Baden, die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, die übrigen zur Feier erschienenen Angehörigen deutscher Fürstenhäuser, der Reichskanzler, die Bevollmächtigten zum Bundesrat, die Ritter des Schwarzen Adlerordens, die Vertreter der Armee und Marine, die Minister, die ersten Präsidenten des Reichstags, des Herrenhauses und Abgeordnetenhauses und die Spitzen der Behörden, zuletzt der Bildhauer und der Architekt des Denkmals. Während der Hammerschläge des Kaisers wurde wiederum präsentirt, wobei die Musik jedoch nicht spielte; die Fahnen und Standarten salutirten und die Leib-Batterie des 1. Garde-Feld-Artillerie-Regiments begann bei dem ersten Hammerschlage den Salut von 101 Schüssen zu feuern. Die Musik fiel während der Hammerschläge mit einem Choral ein. Nach Vollzug der Hammerschläge hielt Generalsuperintendent Faber die Weiherede, worin er in herzbewegenden Worten ein Charakterbild des verewigten Herrschers entwarf und seiner hohen fürstlichen Tugenden und seiner edlen menschlichen Eigenschaften gedachte. Nachdem der Segen gesprochen war, spielte die Musik den Choral: „Nun danket alle Gott!“ Der Reichskanzler brachte das Hoch auf den Kaiser aus, welches tausendstimmigen Widerhall fand, während die Truppen präsentirten und die Musik mit dem „Heil dir im Siegerkranz“ einfiel. Die Feier machte in ihrem glänzenden Verlaufe auf alle Teilnehmer einen tiefen und nachhaltigen Eindruck.

Das Schwälmer Volksfest zu Treysa.

(Hiezu die Abbildungen Seite 908).

Einen in seiner Eigenart höchst gelungenen Abschluß erhielt die kürzlich in Kassel abgehaltene XXVI. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft durch das Schwälmer Volks- und Trachtenfest zu Treysa. Die Schwalm, so nach dem Flüßchen genannt, welches die fruchtbaren Wiesengründe ihres Gebietes durchfließt, ist der Wohnsitz des hessischen Volksstammes der Schwälmer, einer kernigen und seiner Sonderheit stolzbewußten Bauernbevölkerung, die sich durch ihre Sitten, Gebräuche, Volkstrachten und selbst durch den Körperbau von den angrenzenden Landbewohnern scharf unterscheidet. Infolge dieses zähen Festhaltens am Althergebrachten haben sich die eigenartigen Trachten, Hausgeräte, Werkzeuge und so weiter noch erhalten, welche stets ihren Reiz auf die sich dort zahlreich aufhaltenden Maler ausüben werden: hat doch Meister Knaus einige seiner schönsten Bilder in der Schwalm gemalt. Das Bestreben, sowohl die Haus- und Feldgeräte, wie Körbe, Rechen und so weiter künstlerisch zu gestalten und mit farbigen Ornamenten, rot, grün, gold, blau, zu schmücken, ist durchgängig und erstreckt sich bis auf die einfachsten Gebrauchsgegenstände.

Die Männer sind auffallend groß und breit gebaut und tragen niemals einen Bart; die Frauen sind mittelgroß und ihre Tracht ist nicht so schön als die der Männer, namentlich werden sie durch die vielen, oft fünfzehn und mehr, Röcke verunstaltet. Das Kostüm, sowohl das männliche wie das weibliche, ist sehr reich und stets verschieden nach den jeweiligen Veranlassungen. Bezeichnend ist bei den Frauen der ganz kurze Rock, bei den Männern dagegen der lange schwarze oder weiße Rock, der bis zur Mitte der Unterschenkel reicht. Die Mädchen sind kenntlich an den roten Mützchen, die Frauen an den schwarzen.

Das Volksfest in Treysa, eines der drei in der Schwalm gelegenen Städtchen, gestaltet sich zu einer Sehenswürdigkeit, zu welcher Tausende von Menschen herbeigeströmt waren. Schlanke Burschen in „stolzer Tracht“, fast an die ungarische erinnernd, in fliegenden weißen Röcken und Pelzmützen, sprengten auf feurigen Pferden dem Zug voraus, welcher sich in vier Abteilungen gliederte. Der Frühling wurde veranschaulicht durch blumengeschmückte Mädchen, von Burschen begleitet, denen der Hochzeits- und Kammerwagen folgte. Der Kammerwagen fesselte besonders die Zuschauer: hochgetürmt liegt auf dem Leiterwagen aller Hausrat des jungen Paares, das selbst inmitten seines Reichtums auf weichem Flachs hockt. Alles birgt dieser Wagen: Betten und Linnen, Möbel und Küchengerät, und selbst die Bedürfnisse der Zukunft sind weise im voraus befriedigt. Den Sommer führen Schnitter und Schnitterinnen mit dem Erntekranz und ein Ausflug der Schulen vor. Den Herbst charakterisirt die Rückkehr der Reserve. Jauchzende Burschen und Mädchen, denen vom Wagen herab behaglich die alten Schwälmer zuschauen, darunter prächtige Köpfe mit auf die Schultern hinabwallendem Haar und selbstbewußtem Ausdruck in dem von einem großen Hut beschatteten Antlitz. Der Winter bringt eine Fülle malerischer Gestalten von Waldarbeitern und Holzfällern, denen der Förster mit seinem Teckel voranschreitet; zum Schluß Mädchen mit ihren Spinnrädern und biedere, ehrenfeste Männer, welche zum Abendtrunk gehen.

Das alles zog, mit Musik davor und dazwischen, durch das altersgraue malerische Städtchen hinaus zum Festplatz, woselbst der Schwälmer Tanz begann und sich ein echtes, rechtes Volksfest entwickelte. Munter plauderten die erlauchtesten Vertreter der Wissenschaft mit den niedlichen kleinen Schwälmerinnen in ihren roten Käppchen, doch dürfte die Unterhaltung sich nicht immer auf gelehrte Fragen erstreckt haben.

Die Pearysche Polarexpedition.

Von

F. Mewius.

Der rege Wettstreit, der nun schon seit geraumer Zeit auf dem Gebiete der Polarforschung geführt wird, zeigt erfreulicherweise kein Nachlassen; es tauchen immer wieder neue Projekte auf, welche die Erforschung des Nordpols zum Ziele haben, so daß der Ausspruch, noch in diesem Jahrhundert müsse das Nordpolproblem gelöst werden, am Ende doch seine Verwirklichung findet. Trotz der Mißgeschicke, die einige der letzten Expeditionen betroffen haben, sind im allgemeinen bereits reiche Ergebnisse erzielt worden. Wie bekannt, wurden im Laufe der jüngsten Zeit eine ganze Reihe von Expeditionen ausgesandt, die teils die Erforschung unbekannter, aber meist verhältnismäßig leichter zugänglicher Gebiete im arktischen Norden, teils aber die Erforschung des Nordpols selbst zum Ziele hatten. In Europa sind es insbesondere die Skandinavier, die in der gegenwärtigen Periode der Polarforschung ungemein regsam waren und noch sind. Norwegen sandte im Sommer 1893 unter Dr. Fridtjof Nansen eine Nordpolexpedition hinaus, wie sie, in gleicher Sorgfalt und mit einem so vortrefflichen Fahrzeug versehen, noch nicht ausgerüstet worden und die, sofern sie nur einigermaßen vom Glücke begünstigt wird, zu den besten Hoffnungen berechtigt. Aus Dänemark gingen im Laufe der letzten Jahre mehrere Expeditionen nach der West- respektive Ostküste von Grönland, die reich an wissenschaftlicher Ausbeute zurückkehrten. Von diesen Expeditionen sind insbesondere zu erwähnen diejenige des Marinelieutenants Ryder, der 1891 nach dem Scoresbysund an der Ostküste ging, wo das Fjordgebiet zwischen dem 70. und 72. Grade nördlicher Breite kartographisch aufgenommen wurde, sowie die des Marinelieutenants Grafen Moltke und des Premierlieutenants Brunn, die im verflossenen Sommer im Bezirk von Julianehaab an der Westküste thätig waren. Ersterer machte an der Küste kartographische Aufnahmen, letzterer stellte bei den ehemaligen Niederlassungen der alten Nordmänner archäologische Forschungen und Ausgrabungen an. Polarexpeditionen größeren Umfanges gingen im verflossenen Jahre aus England und Amerika ab. Aus ersterem Lande hat sich F. Jackson mit dem Fangschiffe „Windward“ nach Franz-Josef-Land begeben, um dort zu überwintern und in diesem Frühjahr die Schlittenreise gegen den Nordpol anzutreten. Ob Jackson die Küste von Franz-Josef-Land glücklich erreicht hat, ist noch unbekannt.

Aus Amerika war eine unter Führung des Journalisten Walter Weltman stehende Expedition nach Spitzbergen gegangen. Ungünstige Eisverhältnisse machten jedoch die geplante Schlittenreise gegen den Nordpol unmöglich, die überdies schon durch die bald nach Antritt dieser Schlittenfahrt erfolgte Schiffskatastrophe — das Expeditionsschiff wurde im Norden von Spitzbergen bei der Waldeninsel vom Eise zerdrückt — in Frage gestellt war. So richtete die Expedition nichts aus, und die vierzehn Teilnehmer konnten froh sein, daß sie wieder wohlbehalten heimkehrten.

Eine andere amerikanische Expedition, die des Marineingenieurs der Vereinigten Staaten R. Peary, hatte sich Nordgrönland als Operationsfeld ausersehen. Peary wollte im verflossenen Jahre seine so erfolgreich verlaufene Forschungsreise von 1891/1892 zum Abschluß bringen. Bei dieser seiner ersten Expedition war es ihm gelungen, die nördlichste Grenze des grönländischen Inlandseises ziemlich genau zu bestimmen, sowie die Form des grönländischen Festlandes selbst und die wahrscheinliche Ausdehnung nach Norden festzustellen. Die aus sieben Personen bestehende Expedition — darunter die Gattin Pearys — hatte sich im Sommer 1891 auf dem Fangschiffe „Kite“ nach der Mac Cormick-Bucht eingeschifft, wo, fast auf dem 78. Breitengrad, das Winterquartier aufgeschlagen wurde, während das Schiff wieder heimkehrte. Am 30. April 1892 begann man mit dem Hinaufschaffen der Ausrüstung zur Schlittenreise auf das Inlandseis, einer ungemein beschwerlichen Arbeit, und Mitte Mai konnte die Reise selbst beginnen. Diese berühmt gewordene Schlittenreise wurde von Peary in Gemeinschaft mit dem jungen Norweger Eiwind Astrup ausgeführt. Sie hatten drei Schlitten mit vierzehn Eskimohunden, mit denen sie Mitte Mai die Fahrt über das Inlandseis nordwärts antraten. Am 27. Juni hatten sie den 82. Grad erreicht. Hier war jedoch das Inlandseis zu Ende und die Reisenden setzten nun ihre Fahrt in östlicher und südöstlicher Richtung

Digitized by Google

fort, bis sie nach fünf Tagen wiederum an der Grenze des Inlandseises angelangt waren. Nach zweimonatlicher Wanderung auf dem Eise betraten sie zum erstenmale den bloßen Erdboden und stillten an einer rieselnden Quelle ihren Durst. Dann marschirten sie, ihre Schlitten an der Grenze des Inlandseises zurücklassend, einem hohen Berge zu, um einen Ueberblick über die Gegend zu gewinnen, und am 4. Juli erblickten sie eine Bucht, die Peary zu Ehren des amerikanischen Nationalfesttages Independencebai nannte. In der Ferne dehnte sich im Nordosten das Meer aus, — die Ostküste von Grönland war erreicht. Nach mehrtägiger Wanderung erreichten Peary und Astrup wieder die Grenze des Inlandseises, worauf am 8. Juli die Rückreise angetreten wurde. Am 5. August waren sie wieder im Winterquartier, nachdem sie über drei Monate auf dem Inlandseise zugebracht und einen Weg von etwa zweitausend Kilometer zurückgelegt hatten.

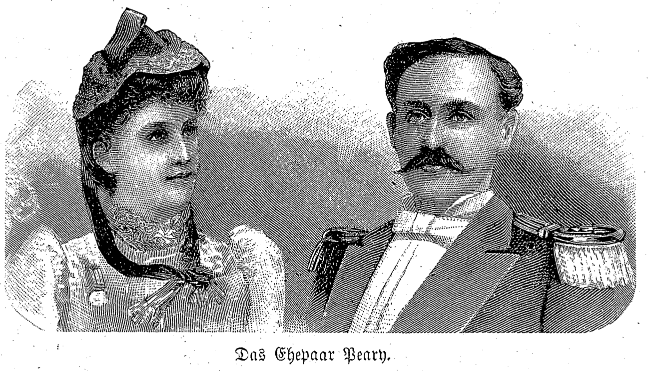
Die etwa fünfundsiebenzig deutsche Meilen lange Strecke der grönländischen Ostküste von Independencebai bis Kap Bismarck war somit noch der einzige Küstenstrich von Grönland, der völlig unbekannt geblieben ist. Kap Bismarck ist der nördlichste Punkt, der von der zweiten deutschen Polarexpedition von 1869/1870 zu Schlitten erreicht worden. An einigen Stellen dieses unbekannten Küstenstriches war schon vor zwei Jahrhunderten von Schiffen, die der Küste nahe gekommen sind, Land bemerkt worden, und diese Beobachtungen bilden auf den Landkarten von Grönland noch immer die Grundlage für die Küstenbezeichnung oberhalb des Kap Bismarck.

Die zweite Pearysche Expedition nach Grönland sollte die Nordküste dieses Landes genauer feststellen, insbesondere die nördlich vom Festlande liegenden Landgruppen erforschen und die erwähnte unbekannte Strecke zwischen Independencebai und Kap Bismarck aufnehmen. Ein Vordringen gegen den Nordpol selbst lag bei günstigen Eisverhältnissen gleichfalls im Plane Pearys. Beim Endpunkt der vorigen Expedition, der Independencebai, sollten diesmal die eigentlichen Operationen beginnen, und dort wollte sich demgemäß die Expedition in mehrere Gruppen teilen.

Obwohl die Expedition vierzehn Mitglieder umfaßte, für die dem Plane nach Proviant auf zwei Jahre vorgesehen war, hatten die gesamten Kosten nur etwa neunzigtausend Mark betragen, die anscheinend nur von Peary selbst aufgebracht worden sind. In seiner Begleitung befand sich wiederum seine Gattin, deren persönliche Verhältnisse bei der Abfahrt zu den schönsten Hoffnungen auf Zuwachs der Expedition berechtigten. In Nordgrönland, auf 78° 35′ nördlicher Breite, schenkte Mrs. Peary denn auch richtig einem Töchterchen das Leben, ein Ereignis, das für die meisten Teilnehmer jedoch nichts weniger denn ein freudiges war. Von den Unzuträglichkeiten, unter denen sie in den beschränkten Räumen des Winterquartiers zu leiden hatten, wissen manche von ihnen ein Liedchen zu singen.

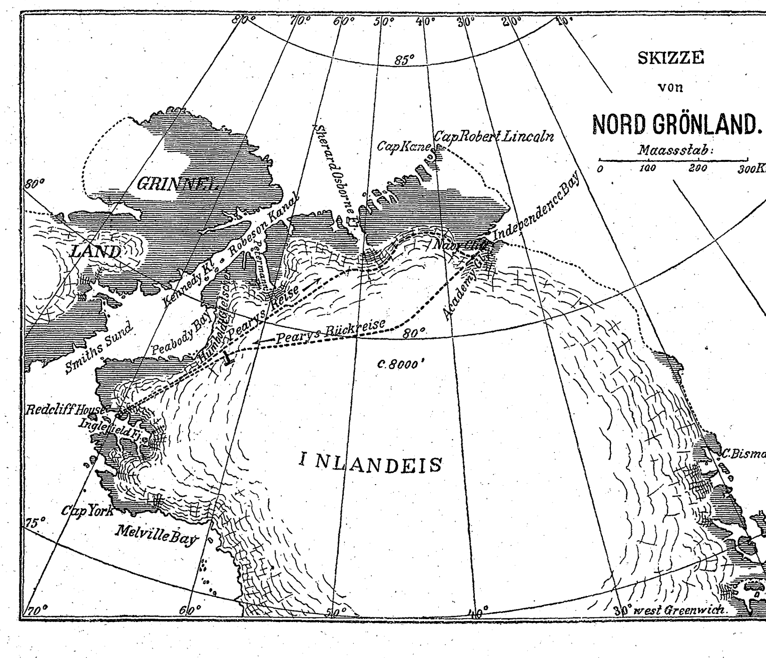
Die Pearysche Expedition fuhr am 4. Juli 1893 mit dem Fangschiff „Falcon“ von Newfoundland ab und traf am 3. August in der Bowdoinbai, 78° 35′ nördlicher Breite unweit des vorigen Winterquartiers, ein, wo sogleich das Gebäude zur Ueberwinterung errichtet wurde. Eine der ersten Arbeiten war das Heraufschaffen der Ausrüstung für die nächstjährige Schlittenreise aufs Inlandseis, das meilenweit von der Küste und in einer Höhe von fünftausend Fuß beginnt. Zur Erleichterung dieser mühseligen Arbeit hatte Peary eine Anzahl Esel einer ausdauernden Rasse mitgenommen, die sich indessen als unbrauchbar erwiesen.

Während die erste Pearysche Expedition von fast beispiellosem Glück begünstigt war, wurde die zweite von Mißgeschick verfolgt. Bald nach Eintritt der Polarnacht — die Sonne verschwand am 26. Oktober auf vier Monate — trat ein ernster Unfall ein. Ein gewaltiger Eisberg, der sich von einem in der Nähe des Winterquartiers befindlichen Gletscher loslöste und ins Wasser stürzte, hatte eine mächtige Woge verursacht, die den Strand und die Umgebung des Gebäudes in einer Höhe von zwanzig Fuß über Hochwasser überschwemmte, die Dampfbarkasse zerschlug und zweiunddreißig Tonnen mit Paraffin mit sich riß. Dieses Paraffin sollte sowohl zum Heizen wie zur Erzeugung elektrischen Lichtes dienen, da aber nur etwa die Hälfte der Fässer wieder aufgefischt werden konnte, erfuhr der Verbrauch des Paraffins zu Heizzwecken eine bedeutende Einschränkung, während aus der elektrischen Beleuchtung überhaupt nichts wurde. Mit dem Heizmaterial war es so schlecht bestellt, daß Astrup sich Ende Januar nach dem alten Winterquartier, Redcliff House, aufmachen mußte, um auf der Stelle, wo das alte Gebäude stand — dieses selbst war schon von Eskimos abgerissen und verbraucht worden — nach Kohlen zu suchen, von denen von der vorigen Expedition noch ein kleiner Vorrat vorhanden sein mußte. Ein Sack voll des kostbaren Materials war alles, was man nach stundenlangem Arbeiten in dem tiefen, hartgefrorenen Schnee finden konnte. Die größte Kälte während der Ueberwinterung trat anfangs Februar ein, doch sank der Thermometer nicht unter — 37 Grad Celsius, wogegen bei der Ueberwinterung von 1891/1892 die größte Kälte — 47 Grad Celsius betragen hatte.



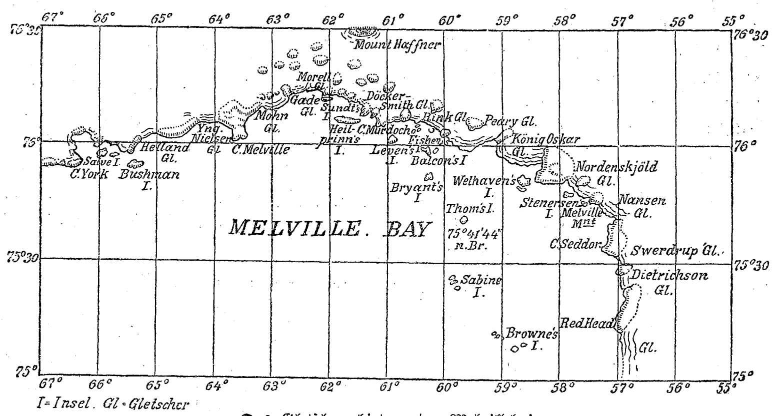
Das Ehepaar Peary.

Am 14. Februar begrüßte man wieder den beginnenden Tag. Die Vorbereitungen zur Schlittenreise waren bereits im Laufe des Winters getroffen worden und Peary erwarb noch von den Eingeborenen eine Anzahl Eskimohunde, deren die Expedition dann über siebenzig besaß. Diese Hunde sind für arktische Expeditionen unschätzbar und von ihrer Brauchbarkeit und Ausdauer allein hängt der Erfolg ab. Seitdem man es aufgegeben hat, das „offene Polarmeer“ zu suchen und den Nordpol selbst zu Schiff zu erreichen, beruht der Enderfolg in den Schlittenreisen, mittelst deren man die höchsten Breiten erreicht hat. Die Nansensche Expedition, die sich mit der vermuteten Strömung über den Nordpol tragen lassen will, bildet hier eine Ausnahme, aber auch sie ist mit einem Stamme vorzüglicher Eskimohunde versehen, um etwaige Schlittenreisen vornehmen zu können. Der Eskimohund, ein dem Wolfe nicht unähnliches und etwas ungeberdiges Tier, ist ungemein zähe und genügsam und schläft Sommer und Winter und bei jeder Witterung im Freien. Der Verlauf der letzten Pearyschen Schlittenreise, von der hier gleich die Rede sein wird, hat nun freilich erwiesen, daß auch der Zähigkeit und Ausdauer des Eskimohundes Grenzen gesteckt sind und daß er bei solchem eisigen Schneesturme, wie ihn die Expedition auf der Höhe des Inlandseises über sich ergehen lassen mußte, gleichfalls einigen Schutzes bedarf.



Der Aufbruch der Schlittenreise erfolgte sehr frühzeitig. Am 9. März waren die Teilnehmer, im ganzen acht Mann, beim Depot an der Eiskante versammelt. Hier erkrankte während der Vorbereitungen zur Abreise der Norweger Astrup in heftiger Weise, was dieser auf den Genuß des Pemmikans, das während der Schlittenreise fast das einzige Nahrungsmittel bilden sollte, zurückführte. Nach seiner Ansicht war ein Teil des Pemmikans infolge des hohen Alters verdorben, und so mußte denn dieses nächst Peary tüchtigste Mitglied der Expedition, dem sich noch ein anderer, dem ein Fuß erfroren war, anschloß, ins Winterquartier zurückkehren, während die übrigen die Reise antraten. Die Expedition hielt in ihrem Marsche die Mitte der beiden Wege inne, die Peary 1891/1892 zurückgelegt hatte, sie kam aber wegen der ungünstigen Witterung nur langsam vorwärts, und endlich mußte sie in ihre Zelte flüchten, da ein fürchterlicher Schneesturm ausbrach, der drei Tage wütete. Während dieses Unwetters auf fünftausend Fuß über dem Meeresspiegel, das nach Pearys Ansicht das schwerste gewesen sein dürfte, das eine arktische Expedition durchgemacht hat, sank der Thermometer bis auf — 50 Grad F. Als man die Hunde aus dem Schnee hervorgrub, zeigte sich, daß einige erfroren waren; andere hatte das Wetter so arg mitgenommen, daß sie später verendeten. Einer der Teilnehmer, der durch Frost gelitten, trat den Rückweg an, und da zu seiner Unterstützung noch jemand mitgehen mußte, war die Expedition somit nur noch vier Mann stark, als sie am 24. März ihre Reise fortsetzte. In stürmischem Wetter und Schneetreiben arbeiteten sich diese noch bis zum 10. April vorwärts. Da aber der Hundebestand sich bedenklich lichtete und trotz der vorgerückten Zeit noch nicht der vierte Teil des Weges zurückgelegt war, gab Peary den Weitermarsch auf und kehrte nach Anniversary Lodge, dem Winterquartier, zurück, wo die Ankunft am 20. April erfolgte. Selbst wenn es Peary mit seinen drei Begleitern geglückt wäre, Independencebai zu erreichen, hätte das Programm nur zum Teil durchgeführt werden können; denn bei Independencebai sollten sich die ursprünglichen acht Teilnehmer der Expedition zur Erledigung der verschiedenen Aufgaben in drei Gruppen teilen.

Die Pearysche Schlittenreise war somit infolge widriger Naturverhältnisse völlig mißglückt. Eine ganz bedeutende und wertvolle Arbeit wurde dagegen von dem Norweger Astrup ausgeführt, der, wie erwähnt, sich wieder ins Winterquartier zurückbegeben mußte. Von dort aus unternahm er, mit den notwendigsten Instrumenten ausgerüstet, eine Schlittenreise zur Melvillebai, um deren so gut wie unbekannte Küste zu erforschen. Von einem treuen Eskimo Namens Kolotengwa begleitet, trat Astrup am 6. April 1894 auf einem von acht Hunden gezogenen Schlitten seine kühne Fahrt an. Bei allen Eskimoniederlassungen, die Astrup während dieser Reise passirte, fand er die übliche freundliche Aufnahme, denn ein so kärgliches Dasein auch die Eskimos fristen, so gastfrei und hilfsbereit sind sie allezeit gegen Fremde.



Das Gletschergebiet an der Melvillebai.

Am 12. April hatte er Kap York am Nordende der Melvillebai und gleichzeitig die südlichste Eskimoniederlassung auf seiner Reise erreicht. Die nächsten Niederlassungen finden sich erst wieder südlich von der Melvillebai in den dänischen Kolonien. Nach einigen Tagen Rast setzte Astrup seine Reise am 15. April ostwärts fort und erreichte am 18. die kleine, auf 75° 41′ 44″ nördlicher Breite liegende Thomsinsel, deren vierhundert Fuß hoher Felsen einen geeigneten Platz zur Beobachtung des Küstengebietes der Melvillebai bot.

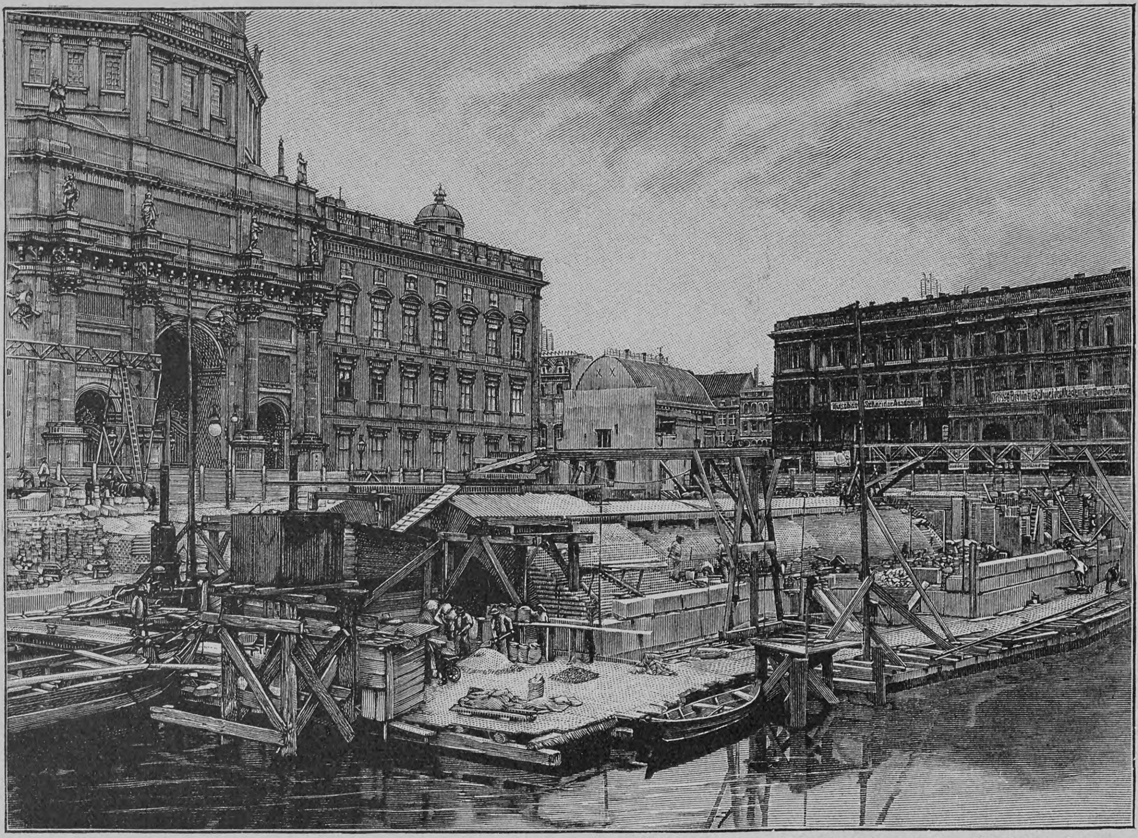
Hier an der Melvillebai liegt, wie Astrup nun beobachtete, Gletscher an Gletscher. Von der etwa dreihundert Kilometer langen Küstenstrecke, die im Nordwesten von Kap Melville und im Südosten von Red Head begrenzt wird, ist über die Hälfte, etwa hundertundachtzig Kilometer, nichts weiter als Gletscherfronten, und mit den Gletschern, die Astrup zwischen Kap Melville und Kap York fand, sowie mit dem kolossalen Eisstrom südlich von Red Head nehmen die Gletscher gar eine Breite von dreihundert Kilometer ein. Es ist das größte Gletschergebiet, das jemals in Grönland entdeckt worden. Meistens liegen die Gletscher dicht bei einander, und manche werden nur durch einen kleinen Landstreifen unterbrochen, so daß mitunter je zwei oder drei thatsächlich als ein einziger Riesengletscher gelten können.

Alle diese Gletscher sind nach Astrup zu den in höherem Grade aktiven und schnell vorwärts schreitenden Eisströmen zu zählen, worauf wenigstens deren zerklüftetes und unregelmäßiges Aussehen, sowie die ungemein große Zahl von Eisbergen, die längs der ganzen Küste zu finden sind, hindeuten. Das ganze Inlandseis von Grönland, das seit Jahrtausenden das Innere des Landes bedeckt, ist ein unermeßlich großer Gletscher von etwa zwanzigtausend Quadratmeilen Flächenraum. Wie hier vergleichsweise bemerkt sein mag, bilden die gesamten Gletscher der Alpen eine Fläche von fünfundfünfzig bis sechzig Quadratmeilen. Diese ganze ungeheure grönländische Eisdecke bildet eine sich langsam bewegende Masse, die nach den Küsten zu abfließt.

Digitized by Google

Wo sie an der Küste aufs Gebirge stößt, wird sie in ihrer Vorwärtsbewegung gehemmt, wogegen die thalartigen Oeffnungen an der Küste die natürlichen Abflußwege in die Fjorde und ins Meer bilden. An solchen Stellen ist die Bewegung oft recht bedeutend und die Bezeichnung Eisströme sehr treffend. Von dem in einen Fjord oder ins Meer gehenden Eisstrom lösen sich von Zeit zu Zeit mächtige Stücke des Gletschers ab, auf diese Weise die gewaltigen Eisberge bildend, die in den Meeren rings um Grönland angetroffen werden und die weit in den atlantischen Ozean hinabschwimmen, wo sie der Schrecken der Seefahrer sind. Der dänische Lieutenant Ryder sah während seiner Expedition von 1891/1892 in der Scoresbybucht an der Ostküste von Grönland Eisberge, von denen er den größten nach der Zeit, die er zum Umschiffen mit der Dampfbarkasse gebrauchte, auf sechstausend Fuß Länge und zweitausend Fuß Breite bei einer Höhe von hundertundfünfzig Fuß veranschlagte. Bevor die Eisberge den atlantischen Ozean erreichen, sind sie bedeutend vermindert, doch werden sie trotzdem in riesigen Verhältnissen angetroffen. Das Abbrechen der Gletscherstücke erfolgt unter gewaltigem Krachen und wird als eins der ergreifendsten Schauspiele in der Natur geschildert.

Reich an geographischer Ausbeute konnte Astrup den Heimweg antreten. Am 23. April war er wieder mit seinem grönländischen Begleiter, der sich als ein vorzüglicher Führer auf dem Eise erwies, bei Kap York eingetroffen, wo er während seiner Rast Gelegenheit hatte zu beobachten, wie die Eskimos ihre Hunde zur Bärenjagd trainiren. Zwei Bursche bringen in aller Stille ein Bärenfell hinter einen nahe gelegenen Eisberg, wo sich der eine in das Fell hüllt und nach einer Weile, nachdem sein Genosse zurückgekehrt ist, hervorkommt, in der Entfernung ganz einem wirklichen Bären ähnelnd. Nun schlägt ein Mann Alarm, die übrigen geraten mit gut gespielter Verstellung in Hitze, die Hunde werden aufmerksam, ein halbes Dutzend Schlitten wird angespannt und in Windeseile geht es gegen den sich nähernden Feind, der sich wohlweislich rechtzeitig in seiner wahren Gestalt zeigt, bevor ihn die erregten Hunde erreichen.



Nach einer photographischen Aufnahme von Hugo Rudolphy in Berlin.

Die Arbeiten zum Kaiser Wilhelm-Nationaldenkmal in Berlin.

Im letzten Augenblick der Abreise Astrups von der Eskimokolonie bei Kap York wurden diese frei und ungebunden lebenden Eingeborenen plötzlich von einer unwiderstehlichen Reiselust ergriffen und alle Familien beschlossen, dem Forschungsreisenden das Geleite zu geben. Innerhalb einer halben Stunde war die gesamte Kolonie reisefertig und ihre ganze Habe an Fellen, Harpunen, Lampen, Säuglingen, Speck und Fleisch auf die Schlitten gepackt. So zog denn mit Astrup eine ganze Karawane, zusammen neun Schlitten mit dreiundfünfzig starken Hunden bespannt, von dannen. Lange erfreute er sich aber seines Gefolges nicht, denn im Laufe desselben und des nächsten Tages verließ ihn eine Familie nach der andern, um längs der Küste ihre Zelte aufzuschlagen, die nun mit Beginn des Frühjahrs statt der düsteren Höhlen die Behausung der Eskimos bilden sollten.

Die Forschungen in Nordgrönland werden in diesem Jahre fortgesetzt, denn Peary selbst nebst einem schwarzen Diener und einem Mitgliede der Expedition — die übrigen Teilnehmer sind im Herbst durch das Fangschiff Falcon zurückgebracht worden — ist im Winterquartier zurückgeblieben, um im Frühjahr eine neue Schlittenreise zu unternehmen. Somit dürfte Peary im gegenwärtigen Augenblick, unterstützt von einigen Eingeborenen, bereits wieder in voller Forschungsthätigkeit sein.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Viersilbige Charade.

Mit den stolzen Legionen
Kehrt zurück der Imperator,
Jubelnd grüßen Römerbürger
Den bekränzten Triumphator,
Als den ruhmgekrönten Feldherrn,
Als des Vaterlandes Vater,
Als den Spender froher Feste
In 1, 2, 3 und Theater.

Zu dem 1, 2, 3 hin eilen
Bürger, Ritter und Senator,
Um zu sehn bei blut'gem Spiel den
Todgeweihten Gladiator,
Um zu jubeln, wenn der Fechter,
Sinkt bei gut geführten Streichen,
Um befriedigt heimzukehren,
Sahn sie 4 entstehn durch Leichen.

Roma fiel. Auf seinem Forum
Klatscht man nicht mehr dem Orator.
Doch das Ganze prangt im Schmucke —
Nicht dem, den ein Usurpator
Ihm erborgt durch seinen Namen —
In dem Glanz, den Lenzgefilde,
See und Hügel, Wald und Matten
Leihn dem lichten Landschaftsbilde.

O. N.

Silbenrätsel.

Eins-zwei mundet köstlich,
Und man trinkt es gern;
Zwei-eins aber bleibe
Stets dem Gaumen fern.

Auflösung des Kreis-Arithmogriphs Seite 880:

0. Spitzmorchel,
I. Stier,
II. Preis,
III. Isere,
IV. Tempe,
V. Zeile,
VI. Melis,
VII. Osimo,
VIII. Rolle,
IX. Cello,
X. Hotel,
XI. Elemi,
XII. Liszt.

Auflösung des Umstellungsrätsels Seite 880:

Siena — Tula — Utah — Talar — Thur — Gant — Antrag — Real — Tapir — — Stuttgart.

Auflösung des Buchstabenrätsels auf Seite 880:

Sion. Sidon. Don. O nie! Sidonie.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 41.

Von W. Linß in Darmstadt.

Aus dem Aufgabenturnier der „Münchener Neuesten Nachrichten".

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 38 S. 864:

W. 1) Dg8—h7
S. 1) Dg6—h7:
W. 2) Se6—c7
S. 2) d3—d2 od. bel.
W. 3) Te5—e3, Sc7—b5 matt.

A.

S. 1) Dg6—g7:
W. 2) Dh7—d3:†
S. 2) c4—d3:
W. 3) Te5—c5 matt.

B.

S. 1) Lh6—g7:
W. 2) Dh7—h2 und
W. 3) Dh2—b2, d2[:] matt.

Auf Dg6—e6: führt 2) Te5—e6:†, auf a4—a3 sowohl 2) Te5—c5† nebst 3) Tb1—b3 als auch 2) Te5—a5† nebst 3) Ta5—a3: zum Ziel.

Partie Nr. 22.

Beratungspartie, gespielt im Schachklub Nürnberg im Juli 1895.

Wiener Partie.

Weiß: M. Kürschner und L. Regensburger.
Schwarz: Dr. S. Tarrasch und C. Schröder.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	**e7—e5**	13) d2—d3	Lg4—f3:
2) Sb1—c3	Sg8—f6	14) g2—f3: [5])	Se4—d6
3) f2—f4 [1])	d7—d5	15) d3—d4	Lc5—b6
4) f4—e5:	Sf6—e4:	16) De1—g3	f7—f6 [6])
5) Sg1—f3 [2])	Lf8—b4	17) e5—d6:	De7—e2:
6) Lf1—e2	O—O	18) Lc1—h6 [7])	g7—g6
7) O—O	Sb8—c6	19) d6—d7 [8])	Te8—d8
8) Le2—b5 [3])	Lc8—g4	20) Ta1—e1	De2—c2:
9) Sc3—e2!	Dd8—e7	21) Lh6—f8:	Kg8—f8: [9])
10) Lb5—c6:	b7—c6:	22) Dg3—h3	Dc2—f5 [10])
11) Kg1—h1	Lb4—c5	Weiß kündigt ein Matt in	
12) Dd1—e1	Ta8—e8 [4])	spätestens 5 Zügen an. [11])	

[1]) Diese Fortsetzung ist unseres Dafürhaltens für Weiß nicht besonders günstig.

[2]) Statt dessen kommt 5) Dd1—f3 in Betracht; auf f7—f5 erhält Weiß dann mit 6) Sg1—h3 c7—c6 7) Sh3—f4 g7—g6 8) d2—d3 bezw. 6) .... Sb8—c6 7) Lf1—b5 ꝛc. ein ganz gutes Spiel.

[3]) Um Zeit zu dem Zuge Sc3—e2 [nebst d2—d3] zu gewinnen.

[4]) In der Absicht, mit f7—f6 ꝛc. einen Angriff gegen den Se2 zu eröffnen.

[5]) Um später nach d3—d4 die g-Linie zu besetzen. Falsch wäre übrigens 14) Tf1—f3: wegen De7—e5: 15) d3—e4: De5—e4:.

[6]) Ein Fehlzug, statt dessen Sd6—f5 geschehen sollte, etwa mit der Fortsetzung 17) Dg3—g4 De7—d7! 18) Tf1—g1 f7—f6 19) f3—f4 g7—g6 nebst Dd7—g7 ꝛc.

[7]) Diesen starken Zug hatten die verbündeten Führer der schwarzen Steine übersehen. Weißt deckt den Tf1 und droht Matt; Schwarz kann nicht mit Tf8—f7 decken wegen 19) Ta1—e1.

[8]) Weit stärker als sofort 19) Lh6—f8:

[9]) Auf Td8—f8: entscheidet Te1—e8 nebst d7—d8D sehr schnell.

[10]) Falls Kg8—g7, so 23) Dh3—e6 mit der Drohung De6—e7† — d8:

[11]) Durch 23) Dh3—h6† Kf8—f7 [falls Kf8—g8, so 24) Te1—e8† und im nächsten Zuge Matt] 24) Dh6—h7:† Kf7—f8 25) Te1—e7 Df5—f3:† 26) Tf1—f3: und 27) Dh7—g7 oder f7 matt.

Schachbriefwechsel.

F. L. in Wien. Sie sind im Irrtum, wenn Sie Nr. 37 für nicht richtig erklären. Die demnächst erscheinende Lösung wird Sie eines Bessern belehren.

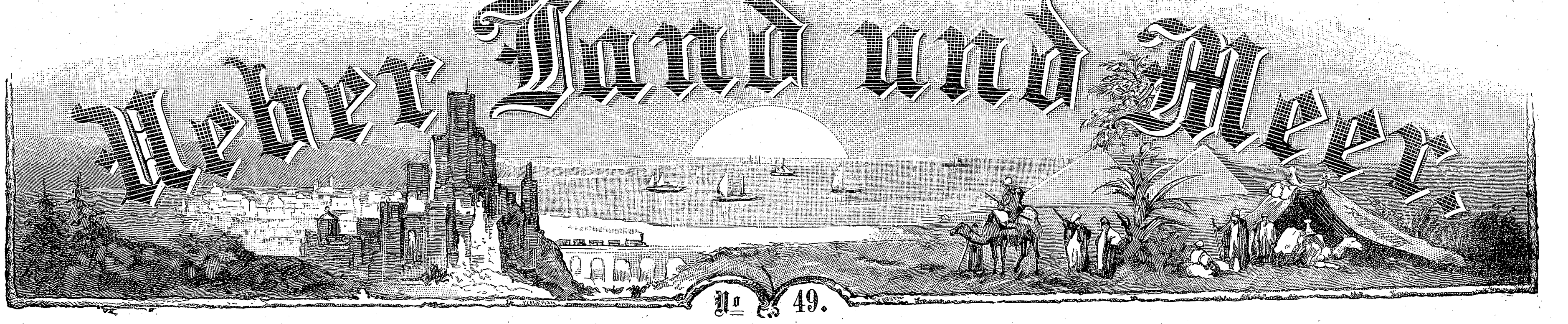
Forstmeister O. in Friedenau. Den Vorwurf, daß unsere Lösungen „häufig" sehr spät kommen, können wir nicht annehmen. Dann kommen sie eben Ihnen immer „sehr spät". Die Lösung erscheint regelmäßig 3—4 Wochen nach der Ausgabe, und dieser Zeitraum muß vorhanden sein, damit überhaupt ein Verkehr zwischen dem Leser und dem Bearbeiter sich entspinnen kann. Im übrigen freuen wir uns Ihrer gütigen Anerkennung und werden es uns zur Ehre anrechnen, von einem so hochbetagten eifrigen Löser noch recht oft direkte Zusendungen zu erhalten.

C. W. in Leipzig. Unsere Bedenken gegen Ihren Dreizüger sind durch Ihre Entgegnung nicht beseitigt. Bei Wegfall der Bauern a4, a5 erblicken wir in 1) Kb3—b4 keine Nebenlösung. Wir erbitten hierüber sowie über die Bauern h6, h7 nähere Ausführung. Der Vierzüger scheint korrekt und wird gelegentlich Verwendung finden. Die von Ihnen genannten Herren sind unseres Wissens noch am Leben.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Sechsundsiebenzigjähriger in Friedenau und Sechzehnjähriger in Königsberg (Preußen) zu Nr. 35; Ed. E. in St. zu 35 und 36; Professor K. W. und L. W. in Wien zu 37.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

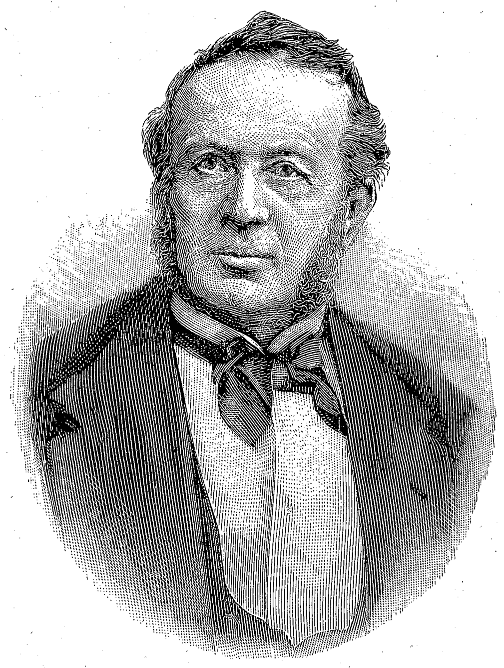
Digitized by Google



Aus Zeit und Leben.

Freiherr Bernhard von Tauchnitz †.

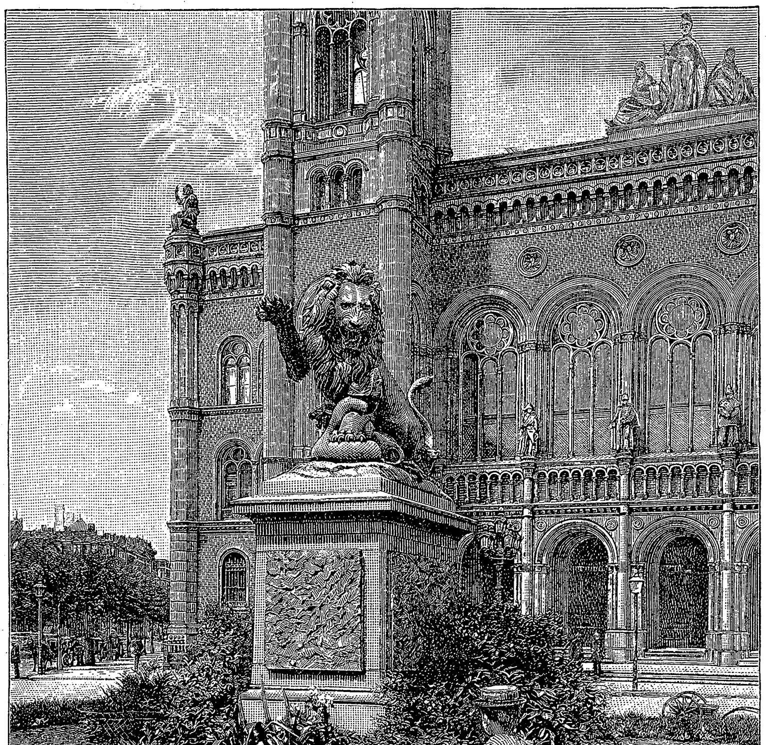
Im Alter von 79 Jahren verschied am 13. August zu Leipzig Freiherr Christian Bernhard von Tauchnitz, der berühmte Buchhändler, der namentlich durch seine sogenannten „Tauchnitz editions“ einen Weltruf sich errungen hat. Am 25. August 1816 zu Schleinitz bei Naumburg geboren, bildete er sich in dem Geschäfte seines Oheims, des gleichfalls als Buchhändler und Buchdrucker hervorragenden Karl Tauchnitz zu Leipzig aus und begründete 1837 daselbst einen eigenen Verlag, der zunächst seinen Schwerpunkt auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft fand. Bald jedoch trat diese Thätigkeit in den Hintergrund zu Gunsten der 1841 ins Leben gerufenen Ausgabe englischer Schriftsteller, welche sich die Aufgabe stellte, die englische Literatur der Vergangenheit sowohl wie der Gegenwart in guten und billigen Ausgaben dem Festlande zugängig zu machen. Während also für England wie für die britischen Kolonien Verfasser und Verleger sich ihre Rechte vorbehielten, überließen sie für alle übrigen Länder die Ausbeutung dem rührigen, jungen Leipziger Verleger. Von den Schwierigkeiten, mit denen dieser anfangs zu kämpfen hatte, kann man sich heute, wo die Tauchnitz-Edition, 3000 Bände stark, über die ganze zivilisirte Welt verbreitet ist, keinen Begriff mehr machen. Galt es doch, nicht nur das Mißtrauen der englischen zeitgenössischen Schriftsteller zu überwinden, sondern auch deren mit den deutschen Gepflogenheiten oft in schroffem Widerspruch stehenden Honoraransprüche zu befriedigen. Aber der rastlose Mann schreckte vor keiner Schwierigkeit zurück, und heute rechnen es sich ebenso die englischen wie die amerikanischen Schriftsteller zur Ehre an, mit ihren Werken in der Tauchnitz-Edition Aufnahme zu finden. Wenn nun auch diese gewissermaßen sein Schoßkind geblieben ist, so hat Bernhard Tauchnitz doch niemals auf diesen seinen Lorbeeren ausgeruht. Eine von ihm ins Leben gerufene Sammlung römischer und griechischer Klassiker zeichnete sich ebenso durch vornehme Ausstattung wie gediegene Textkritik aus. Eine in den 1870er Jahren von ihm gegründete, gleichfalls weit verbreitete Sammlung deutscher Schriftsteller in englischer Sprache, „German Authors“, bringt in trefflichen Uebersetzungen Werke deutscher Schriftsteller der Vergangenheit und Gegenwart: Lessing, Goethe, Jean Paul, Gutzkow, Freytag, Ebers, Heyse, Scheffel u. s. w. Mit welch vornehmer Manier der Verstorbene seinen Verlegerberuf ansah, erhellt unter anderem aus der Thatsache, daß er seinerzeit in dem von ihm verlegten Köhlerschen „Logarithmisch-trigonometrischen Handbuch“ das Auffinden jeden Fehlers mit einem Louisd'or belohnte. Im Jahre 1860 erhielt Bernhard Tauchnitz von Herzog Ernst von Sachsen-Coburg den erblichen Freiherrntitel. Er war Mitglied der ersten Kammer der sächsischen Ständeversammlung und großbritannischer Generalkonsul für das Königreich Sachsen, die sächsischen Herzogtümer und die Fürstentümer Reuß.



Freiherr Bernhard von Tauchnitz.
Nach der letzten Aufnahme, zum 50jährigen Geschäftsjubiläum im Jahre 1887.

Die Löwengruppe vor dem Justizpalast in Berlin.

Vor dem Justizpalast im Stadtteile Moabit zu Berlin erhebt sich seit kurzem eine prächtige Tiergruppe, geformt von dem berühmten, unlängst verstorbenen Bildhauer Wilhelm Wolff, der zum Unterschiede von gleichnamigen Künstlern und zur Kennzeichnung seiner Hauptthätigkeit als „Tierwolff“ bezeichnet wird. Die Gruppe stellt den König der Tiere, den Löwen, als Besieger der Schlange dar und vergegenwärtigt allegorisch, wie die Majestät des Gesetzes über Falschheit und Hinterlist triumphirt. Um den Fuß des roh behauenen Granitsockels türmen sich große Felssteine auf, so daß das Ganze aus dem Felsen herausgewachsen zu sein scheint. Freundliche Gartenanlagen umgeben die Gruppe. Dieselbe befand sich im Nachlasse des Künstlers und wurde von seiner Witwe der Stadt Berlin als Geschenk übermacht.



Die Löwengruppe vor dem Justizpalast in Berlin.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hugo Rudolphy daselbst.

Eduard Hanslick.

Der geistvolle und vielgefeierte Wiener Musikschriftsteller Eduard Hanslick vollendet am 11. September sein siebenzigstes Lebensjahr. Wie der um zehn Jahre ältere und nunmehr schon seit beinahe zwei Jahrzehnten aus dem Leben geschiedene August Ambros stammt Hanslick aus Böhmen, und wie jener widmete er sich, bevor er sich für die Musik entschied und schließlich gleich Ambros als akademischer Lehrer derselben thätig war, dem Justizfache und dem praktischen Staatsdienste. Damit endet aber auch, was Leben und Streben der beiden Männer Gemeinsames hat. Schloß Ambros sich bedingungslos der modernen Richtung der deutschen Musik an, so hat diese Richtung kaum je einen entschiedeneren und wohl auch gefährlicheren Gegner gehabt als Hanslick.

Im Jahre 1825 als Sproß einer alten böhmischen Gelehrtenfamilie und Sohn des bekannten Bibliographen Josef Adolf Hanslick in Prag geboren, besuchte Eduard Hanslick Gymnasium und Universität seiner Vaterstadt, an letzterer juristische und philosophische Vorlesungen hörend, daneben sich aber eifrig mit Musik beschäftigend. Den Abschluß seiner akademischen Studien machte er in Wien, wo er auch als Ministerialkonzipist im Unterrichtsministerium seine Beamtenlaufbahn begann. Ueber diesen Posten brachte er es freilich im praktischen Staatsdienst nicht hinaus; er fühlte bald, daß er zum Bureaukraten nicht geschaffen sei, und habilitirte sich im Jahre 1856 als Privatdocent für Aesthetik und Geschichte der Tonkunst an der Wiener Hochschule; im Jahre 1861 wurde er zum außerordentlichen und bald nachher zum ordentlichen Professor ernannt, und als solcher gehört er heute noch dem aktiven Lehrkörper der berühmten Hochschule an.

Eduard Hanslick.

Hanslick hat sich indessen seinen Namen weniger durch seine akademische Lehrthätigkeit oder epochemachende Forschungen, als durch sein publizistisches Wirken erworben. Ueber glänzende Geistesgaben, eine umfassende Bildung und vor allem ein seltenes Talent sprachlicher Darstellung verfügend, fand er in diesem Wirken seinen eigentlichen Lebensberuf. Noch ehe er sich an der Wiener Hochschule habilitirte, erregte er durch seine musikalischen Berichte in der „Wiener Zeitung“ Aufsehen; vom Jahre 1855 an wirkte er an der „Presse“ als Musikkritiker und machte im Jahre 1864 den Uebergang zu der „Neuen freien Presse“ mit, in deren Feuilletonspalten wohl das Glänzendste erschienen ist, was aus seiner Feder geflossen. Der feuilletonistische Essay hat in der jüngstvergangenen Zeit wenige Meister gehabt, die Hanslick zur Seite zu stellen wären: stets anregend in der Form, witzig und dabei von entschiedenem Gedankengehalte, geben seine kurzen Aufsätze oft vollendete Charakteristiken, die uns namentlich das Wesen einzelner Künstlertypen, wie zum Beispiel Niemanns oder der Patti, in aller Lebendigkeit veranschaulichen. Seinen theoretischen Standpunkt hat Hanslick im Jahre 1854 in einem Schriftchen „Vom musikalisch Schönen“ (8. Auflage, Leipzig, 1891) dargelegt, das zur Zeit seines Erscheinens sensationell wirkte, wenn vielleicht auch weniger wegen seines inneren Gehalts, als wegen des Umstandes, daß es in stilistisch überlegener Form das zum Ausdruck brachte, was damals, in einem Zeitpunkte, da die heftige Gegnerschaft gegen Wagner sich ausbildete, als die herrschende Ansicht der gebildeten Kreise Deutschlands gelten konnte. Heutzutage, wo die einst als „Zukunftsmusik“ verspottete Richtung unserer einheimischen Tonkunst sich siegreich nicht nur in Deutschland, sondern in allen für das Musikleben ausschlaggebenden Ländern Bahn gebrochen hat, wo selbst Frankreich sich ihr nicht mehr zu verschließen vermag, nachdem das musikalische Italien sich ihr längst gefügt, möchte es schwer halten, mit der Anschauung durchzudringen, daß die Musik nur eine formale, lediglich auf die Wiedergabe des Formschönen beschränkte Kunst

Digitized by Google

und es ihr namentlich versagt sei, Gefühle darzustellen und wiederzugeben oder gar ähnlich der Dichtkunst sich mit Gedankeninhalt durchdringen zu lassen. Und doch war das der Inhalt des Werkchens, das man freilich verkehrt beurteilen würde, wenn man in ihm den ernstgemeinten Versuch zur Begründung eines musik-philosophischen Systems erblicken wollte, während es thatsächlich nichts weiter ist als eine Parteischrift, und zwar in formaler Hinsicht eine der glänzendsten und erfolgreichsten, die je geschrieben worden sind. Hanslick hat sonst noch veröffentlicht: „Geschichte des Wiener Konzertwesens“ (Wien, 1869 bis 1870, 2 Bände), „Aus dem Konzertsaal“, eine Sammlung seiner 1848 bis 1868 geschriebenen Kritiken und Aufsätze (daselbst 1870), „Die moderne Oper, Kritiken und Studien“ (Berlin 1875, nebst ihrer 1877 erschienenen „neuen Folge“ in der Sammlung des Vereins für deutsche Literatur veröffentlicht), „Aus dem Opernleben der Gegenwart“ (daselbst 1884) und „Suiten, Aufsätze über Musik und Musiker“ (Teschen 1885). Alle diese Schriften sind wertvoll und werden von demjenigen, der einst die Geschichte des musikalischen Lebens unserer Zeit schreiben wird, als Quellenmaterial hochwillkommen geheißen werden. h.

Briefmappe.

B. D in L. Das Alter von Bühnenkünstlerinnen, die noch jugendliche Rollen spielen, läßt sich nicht immer mit Sicherheit feststellen. Die Handbücher geben oft das Geburtsjahr nicht an oder sie datiren galanterweise nach. Ein diskreter Mensch wird auch niemals einer Bühnenberühmtheit gegenüber die Frage des Alters aufwerfen, da man leicht eine verdrießliche Antwort zu hören bekäme. Denn nicht alle Damen vom Theater sind so geistreich, wie die einstmals berühmte Sängerin Sophie Arnauld, welche auf die Bemerkung: „Man gibt Ihnen fünfzig Jahre,“ heiter erwiderte: „Aber ich nehme sie nicht.“

Polyhymnia. Auf Anfrage bei Musikgelehrten wird uns der Bescheid, daß Goethes „Werther“ von Pugnoni, einem seinerzeit berühmten Violinisten, in Musik gesetzt worden ist, und zwar in Form einer Kantate. Dieselbe gelangte in Kassel zur ersten Aufführung, und Pugnoni dirigirte selbst. Bei der Stelle, welche Werthers Tod durch Töne schildern sollte, zog er plötzlich eine Pistole hervor und feuerte sie ab. Die Wirkung soll erschütternd gewesen sein.

K. M. G. Wir können Ihnen nur raten, möglichst bei Ihrem alten Berufe zu bleiben. Die Stellungen, welche Sie im Auge haben, bedingen sämtlich eine besondere Vorbildung, und Sie würden wohl mit entsprechenden Meldungen keine günstigen Erfahrungen machen.

Bliemchen. Gereimte Geographiebücher gibt es unseres Wissens nicht mehr, aber vielleicht treiben Sie dergleichen beim Antiquar auf. Ein 1827 erschienenes Lesebuch für Schulen „Lebensbilder aus dem preußischen Sachsenlande“ enthält Musterstücke solcher geographischen Dichtung, verfaßt von einem gewissen Hengstenberg. Im folgenden ein Pröbchen:

„Zu Naumburg an der Saale steht
Ein Dom aus Ottos Zeiten,
Wobei man froh in Schulen geht,
Die Geister höher leiten.
Die Messe blüht, selbst Wein gedeiht,
Die Unstrut rauscht von hier nicht weit,
Die Stadt — die lebenvolle —
Webt Zeug aus Lein und Wolle.

Fein liegt auf sanfter Höhe Zeiz
Und sieht der Elster Wandel,
Im Wiesenthale voll von Reiz,
Hat Zeuggeweb' und Handel.

Eisleben ist die Kupferstadt,
Wo Luther ward geboren,
Und wo sich auch sein Lebenspfad
In Todesnacht verloren.
Noch ist der Bergbau hier im Flor.
Noch braut man Bier als wie zuvor.

Regimentstochter. Woher das Wort Zapfenstreich kommt, darüber sind die Gelehrten sich noch nicht einig. Nach der landläufigen Erklärung soll der Zapfenstreich einstmals als Signal nicht bloß für die Soldaten, sondern auch für die Bürger gegolten haben, die im Wirtshause bei einander saßen und durch Trommel oder Horn an den Heimweg gemahnt wurden. Zur Kontrolle, ob diese Mahnung auch überall befolgt werde, gingen Patrouillen durch die Wirtshäuser, sahen nach, ob die angezapften Fässer wieder verspundet waren, und machten zum Zeichen, daß nichts mehr verschänkt werden dürfe, einen Kreidestrich über den Spund, den Zapfen. Die Erklärung klingt geschraubt, aber bis zur Erlangung einer besseren muß sie schon gelten bleiben. Mit dem Zapfenstreich wurde es übrigens einstmals sehr ernst genommen. Ein Bürger, der nach dem Zapfenstreich noch zechend im Wirtshause angetroffen wurde, verfiel harter Geldbuße, der Soldat aber, der mit den letzten Klängen nicht sein Quartier erreicht hatte, bekam „Latten“ (Dunkelarrest in kahler Zelle, deren Fußboden mit scharfkantigen Hölzern ausgelegt war) oder er wurde gar als Deserteur angesehen und zu Spießruten verurteilt.

Budapester Backfisch. Kamillenthee thut's freilich nicht. Wollen Sie unserm Rate folgen, so ändern Sie überhaupt nichts an der natürlichen Farbe Ihrer Haare. Haar-, Haut- und Augenfärbung stehen stets in einem von der Natur gegebenen Zusammenhang mit einander; jede willkürliche Aenderung wirkt deshalb schon unschön, weil sie die natürliche Harmonie stört. „Wirksame“ Mittel sind zudem meist nicht unbedenklich, und unbedenkliche meist nicht „wirksam“.

Statistiker. Nach den sogenannten regelmäßigen Fortschreibungen betrug die Bevölkerung der Stadt Berlin am 3. August d. J. 1,734,171 Köpfe. Ganz zuverlässig ist natürlich die Zahl nicht, und Sie müssen schon Geduld haben, bis das Ergebnis der Ende des Jahres stattfindenden allgemeinen Volkszählung festgestellt ist.

E. v. L. in B. Auch wir mißbilligen den leidenschaftlichen Ton, wie er vielfach in der Tagespresse vorherrscht, aber nicht einem Unterhaltungsblatte kann die Aufgabe zufallen, Mittel zur Abhilfe zu ersinnen und anzugeben. Uebrigens mögen Sie berücksichtigen, daß selbst zu der Zeit, „wo die Politik noch nicht den Charakter verdorben hatte“, die Herren von der Feder kein Blatt vor den Mund nahmen und einander gelegentlich Derbheiten sagten, die man heute kaum wagen würde. Uns fällt gerade der folgende „Spaß“ ein: August Lewald, der seinerzeit gefürchtete Redakteur der Zeitschrift „Europa“, hatte 1846 den Humoristen Ludwig Kalisch (nicht zu verwechseln mit David Kalisch, dem „Vater der Berliner Posse“) angegriffen, und dieser rächte sich dafür mit folgendem Verschen:

„In einen Stier hat sich ein Gott verwandelt,
Um Kadmus' schöne Tochter zu entführen;
In Ochsen müssen Menschen sich verwandeln,
Um die Europa Lewalds zu berühren.“

Flandrisch Mädchen. Es ist eine längst widerlegte Legende, daß Peter der Große in Zaardam, wo er den Schiffbau erlernte, in völligem Inkognito gelebt habe. Sowohl die Generalstaaten wie die Bewohner des Dorfes wußten, welch erlauchter Gast hier seinen Aufenthalt genommen, und das Inkognito erstreckte sich auf Wunsch des Zaren nur darauf, daß er der lästigen Repräsentationspflichten enthoben war. Im übrigen regierte er auch von Zaardam aus sein Reich und empfing nicht nur die Kuriere, die ihm Botschaft aus der Heimat brachten, sondern auch die Gesandtschaften fremder Staaten. Das unscheinbare, nur aus zwei kleinen Räumen bestehende Zar Peter-Häuschen ist bis auf den heutigen Tag erhalten, freilich nicht mehr ganz in der ursprünglichen Form. Schon früher ward zur Sicherung der historischen Hütte vor den Unbilden des Wetters um diese ein größerer Holzbau errichtet worden, und gegenwärtig wird letzterer zur Verhütung von Feuersgefahr mit einem soliden Steinbau umgeben.

K. H. M. in Amerika. Die deutschen Universitäten verleihen ebenso wie die österreichischen den medizinischen Doktorgrad stets nur nach vorangegangener Prüfung, für welche unbedingt Universitätsstudium und Maturitätszeugnis erforderlich sind. Ihr Wunsch wegen Handschriftenbeurteilung wird Berücksichtigung finden.

Moderka H. in Köln a. Rh. Ein Ihrem Wunsch entsprechendes Verzeichnis von Büchern wurde unter Ihrem Namen nach Köln gesandt, gelangte aber, weil nicht mit näherer Wohnungsangabe versehen, an uns zurück. Da Sie uns eine derartige Angabe nicht gemacht, bitten wir auf diesem Wege freundlichst um dieselbe.

R. G. in D. Wirklich naturgetreue Abbildungen der bei uns vorkommenden Pilzarten finden Sie in einem Werkchen, das wir Ihnen sowie allen Pilzfreunden angelegentlich empfehlen können: „Führer für Pilzfreunde“ von Edmund Michael (Zwickau i. S., Förster & Borries). Der Verfasser, ein in den weitesten Kreisen bekannter Pilzkenner, hat es sich angelegen sein lassen, nach seinen Angaben durch einen tüchtigen Künstler Bilder herstellen zu lassen, die ein sicheres Erkennen der wirklich eßbaren, verdächtigen und giftigen Pilze ermöglichen. In dem genannten Werkchen erscheinen diese Bilder auf photomechanischem Wege durch Dreifarbendruck reproduzirt, zum Schulgebrauch auf Wandtafeln, für den Privatgebrauch mit dem begleitenden Texte in Taschenformat zusammen gebunden. Beide Ausgaben können Sie durch jede Buchhandlung beziehen.

A. M. in H. Wollen Sie sich freundlichst mit Ihrer Anfrage an den Vorstand des „Vaterländischen Frauenvereins“ in Berlin wenden, der Ihnen sicherlich die erforderliche Weisung geben wird.

ROWLANDS' MACASSAR OIL

schützt, kräftigt und verschönert den Haarwuchs, beugt dem Ausfallen der Haare vor, verhindert dasselbe und ist die beste Brillantine und Haar-Toilette. Oel ist absolut notwendig, um die Haare zu nähren und deren Wachstum zu fördern. Man gebrauche daher **Rowlands' Macassar Oil.** Gleichfalls in Goldfarbe für blonde Haare zu haben.

ROWLANDS' ODONTO

das beste Zahnpulver, macht die Zähne blendend weiss, schützt dieselben gegen Verderben, hält das Hohlwerden derselben auf und macht den Atem wohlriechend. Man verlange in allen besseren Droguen-Geschäften: **Rowlands'** Artikel von **Hatton Garden, 20, London,** und nehme sich vor schädlichen billigen Nachahmungen in acht.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen VERSTOPFUNG

Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS. 33. Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Das beste u. berühmteste Toiletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Leonhardi's

Tinten

Specialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte

Eisengallus-(Normal-) Tinten, Klasse I. u. II.

Infolge besonderer Herstellung von **unübertroffener Güte** und **billig,** weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Das Beste für Bücher, Akten, Documente und Schriften aller Art.

Jede Füllung trägt einen Hinweis auf **staatliche Prüfung.**

Goldene Medaillen

Ehren- u. Verdienst-Diplome

Aug. Leonhardi

Fabrik Dresden, gegr. 1826

oder andere Damen, die wie ich CRÈME IRIS gebrauchen, Sie finden dann, dass die Wirkung dieser **beliebten Toilette-Crème wirklich wunderbar** ist. Denken Sie sich einen unreinen, fleckigen Teint, ein Gesicht, das durch Sommersprossen, Mitesser, Finnen und Pusteln entstellt war, ist es da nicht angenehm zu wissen, dass man diese Uebelstände durch den Gebrauch von CRÈME IRIS rasch beseitigt. Machen Sie nur einen Versuch, wie ich das gethan, und überzeugen Sie sich selbst, dass Ihr Teint dann blendend weiss und tadellos rein wird, dass Ihre Haut sammetweich, dass Falten und Runzeln, diese Zeichen vorzeitigen Alters, bei rechtzeitiger Anwendung sich glätten und das Aussehen jugendfrisch wird. —

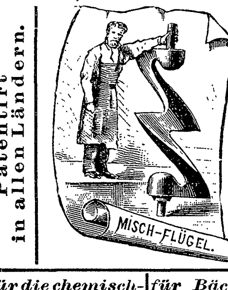
Wie unangenehm ist eine rauhe, rissige und spröde Haut, aufgesprungene mit Frostbeulen behaftete Hände, Gesichtsröte, Brennen und Jucken der Haut. Verwenden Sie künftighin nur CRÈME IRIS und diese Uebelstände verschwinden sofort. **Die Wirkung ist eine auffallend rasche und wirklich frappante.** Geordnete Hautpflege ist nicht Eitelkeit, sondern ein Gebot des Anstandes. **Crème Iris sollte daher in jeder Familie zum täglichen Gebrauche auf dem Toilettetisch stehen.** Es ist leichter, Hautfehlern vorzubeugen und solche im Entstehen zu unterdrücken, als in ausgedehntem Masse bereits vorhandene zu beseitigen.

Crème Iris ist garantirt unschädlich und **völlig frei von Oel und Fett,** verursacht nie Flecken in Wäsche oder Kleidung. Ausgiebigkeit enorm. Reicht für Monate. **Erhältlich in Apotheken, besseren Drogerien und Parfumerien oder direkt gegen Voreinsendung von Mk. 1,50 durch die Fabrikanten Apotheker Weiss & Co., Giessen.**

Universal-Knet- u. Mischmaschinen

Werner & Pfleiderer, Cannstatt, Berlin, Wien, Paris, London.

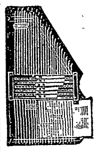
Patentirt in allen Ländern



74 nur höchste Auszeichnungen.

für die chemisch-pharmaceut. u. chemisch-techn. Industrie.	*für Bäckereien, Konditoreien, Fleischereien, Hotels etc. etc.*

Die beste Zither der Welt



ist meine patent. Autoharp (Wunderzither genannt) mit einlegbaren Notenblättern. Jedermann ist in der Lage, dieses Instrument **sofort** ohne Lehrer und ohne jegliche Notenkenntnis zu spielen. Auf keiner anderen Zither vermag man das Spielen so schnell zu erlernen als auf meiner Autoharp, was zahlreiche Anerkennungsschreiben beweisen. Preise 7, 9, 11, 13, 16, 35 M. Ausführliche Kataloge gratis u. franko. Versand geg. vorherige Kasse od. Nachnahme.

A. Zuleger, Leipzig, gegründet 1872.

Dr. BÖHME NACHF. H. GÖTZE Berlin C. August-Str. 30

Anfang April, October

Maschinenbau-Unterrichts-Anstalt.

Prosp. zur Verf.

Bedeutendes Nebeneinkommen

finden **Damen** jeden Standes durch Empfehlung eines feinen Artikels. Offert unter „**Diskretion**“ an **Rudolf Mosse, Breslau.**

Für Blutarme und Reconvalescenten.

D. R. P. No. 72168.

Ferratin

die Eisenverbindung der Nahrungsmittel.

In Originalflacons à 25 Gramm

Mk. 3. — per Flacon.

Ferratin-Chocolade-Pastillen.

In Originalcartons à 50 Stück

Mk. 3. 50 per Carton.

Zu beziehen durch die Apotheken und Detail-Droguerien.

Militär-Feldstecher,

rein doppelt achromatisch mit 8 Linsen, in vorschriftsmässigem, feldtüchtigem Futteral, für **Reise, Jagd** und **Theater** vorzüglich geeignet Mk. 20,—

Illustr. Preisliste über alle optisch. Artikel frko.

O. H. Meder, Optisches Institut, Leipzig, Markt 11 (Gegründet 1850.) **Armee-Lieferant.**

Night Candles. Bei G. A. Glafey in Nürnberg. Veil-lauses.

Glafey-Nachtlichte,

unübertroffen seit 1808, 6 mal prämiirt, silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1882 „**für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung.**“ Ueberall vorräthig.

Franz Christoph's Fussboden-Glanzlack

in gelbbraun, mahagoni, nussbaum, eichen und grauer Farbe, Sofort trocknend, geruchlos, von Jedermann leicht anwendbar.

Niederlagen, durch Plakate kenntlich, in den meisten Städten, sonst direkter Versand. **Postcolli,** ausreichend zum Anstrich zweier Zimmer, à **9 M. 50 Pf.** franko ganz Deutschland. Farbenmuster und jede weitere Auskunft bereitwilligst durch die Fabrik **Franz Christoph, Berlin NW.,** Mittelstraße 11.

Digitized by Google

E. G. in Braunschweig. Die Krustir-Malerei dürfte in der That geeignet sein, Ihren Wünschen zu entsprechen. Sie erlernt sich leicht ohne besondere Anleitung, wenn nur einigermaßen natürliches Geschick vorhanden ist. Sie besteht im wesentlichen in der Auftragung von eigens präparirten Oelfarben auf Platten von einer hornartigen durchscheinenden Masse, die mit einem auf beiden Seiten derselben sichtbaren Lichtbilde versehen sind. Die Farben werden mit einem feinen Pinsel als sogenannte Lokaltöne in die Umrisse dieses Bildes aufgetragen, wobei Lichter und Schatten als von dem Lichtbilde gegeben in vollendetster Weise zum Vorschein kommen. Die fertigen Bilder machen den Eindruck feiner Elfenbeinmalereien. Zu den Malplatten kann jede gute Photographie verwendet werden. Nähere Auskunft über das jedenfalls interessante Verfahren erteilt dessen Erfinder, Julius Benk in Dresden

R. G. in B O ja, auch auf dem Gebiete der Musik sind wir schon ziemlich weit mit Spezialzeitschriften gediehen. Für Ihr Lieblingsinstrument erscheint jetzt eine solche, „Die Mandoline“ (zweimal im Monat) im Verlag von Joh. Halswanter in München.

H. K. in Nordhausen Dr. F. M. in Apolda. Miß F. G. in Bludenz. U. K. in S. P. S. in Breslau. J. H. in Erfurt. F. G. in Hamburg. O. D. in Herford. F. E. B. in Basel. K. S. in A. C. R. in Dresden. Dankend abgelehnt.

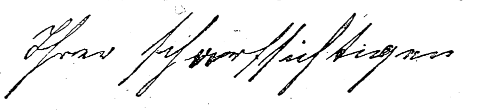
J. v. B. Besten Dank für die freundliche Richtigstellung. „Verbellt“ wäre hier die allein richtige Bezeichnung gewesen.

L. R. in Friedberg. Auskunft über Ausbildung des Fachlehrers für Französisch und Englisch und dessen Verwendung dürfte Ihnen am besten der derzeitige Direktor des städtischen Gymnasiums in Frankfurt a. M., Dr. Reinhard, geben.

Richtige Lösungen sandten ein: Ernst und Marie Gensel in Auerbach i. V. „Bettina“ in Oldenburg. Pastor W. in A. „Ligustra“ in Cannes (2). Doris Bielkens in Hamburg. Eugen Högg in Chiasso. Marie Försterling in Budweis. Georgine Kramer in Zürich. Oberlieutenant P. in Brünn. Annette Girard in München (3). ? in Paris. Calla W. in Dortrecht. Die „kleine Ella“ in Hamburg (3) F. K. in St. Ingbert (2).

Handschriften-Beurteilung.

Die Vorarlbergerin. Sie sind nervös, eilig und unpünktlich, zu impulsiv, um vorsichtig und überlegt zu sein, denn manche i-Punkte fehlen ganz, andere sind ungenau angebracht und die Höhe Ihrer Buchstaben wechselt im Wortinnern beständig. Der leichte Schriftduktus und die hochfliegenden i-Punkte beweisen Sinn für „Höheres“ und Feinheit der Empfindung. Aber

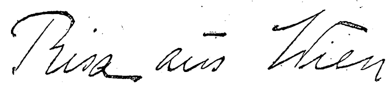


ein unermüdliches, zuversichtliches Streben kennen Sie nicht, Sie zweifeln zu oft am Erfolg (stetes Steigen und Fallen der Linie). Sie sind sparsam (gedrängte Schrift und knappe Endungen), aber nicht in konsequenter Weise, denn gewisse Dinge, gewisse Menschen, gewisse Stimmungen lassen Sie alle diesbezüglichen Vor- und Grundsätze vergessen (einzelne Buchstaben im Wortinnern ganz unmotivirt groß (a in scharfsichtig).

Dito Nr. 1. Männlich, klar, treu, fest, realistisch, praktisch, gebildet, aber etwas materiell und etwas pessimistisch.

Dito Nr. 2. Viel Phantasie und Sinn für Aeußeres und Eleganz; gewandtes Auftreten, Klugheit, Selbstgefühl, aber keine vornehme Natur von tiefer greifender, zum Beispiel akademischer Bildung.

Risa in Wien. Sie sind intelligent und gebildet; Sie leisten etwas,

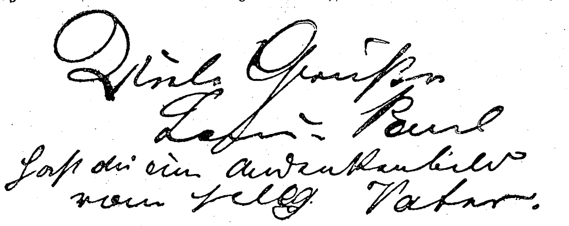


wohl auf schriftstellerischem oder literarischem Gebiete, aber Sie streben doch darnach, mehr zu scheinen, als Sie in Wirklichkeit sind. Sie sind eine despotische Natur und halten beharrlich an einmal gefaßten Ideen fest. Umständlichkeit und Weitschweifigkeit kennen Sie nicht, sondern gehen direkt auf das Ziel los; aber Sie sind zu leicht entmutigt.

E. v. K. in N. Sie geben sich nicht zwanglos, natürlich, sondern möchten gerne Effekt machen; dabei sind Sie eitel und tragen in Ihrem Auftreten dennoch eine übertriebene Bescheidenheit zur Schau. In häuslichen Angelegenheiten dominiren Sie, doch nie in schroffer Weise; lebhafte, geistige Interessen haben Sie nicht, Sie erheben sich nicht in höhere Regionen.

N. in B.. stud. ver. nat. Bildung liegt in einzelnen Formen, zum Beispiel C, z, H, und Logik in der verbundenen Schrift, aber daneben entbehrt die Schrift aller Feinheit und zeigt gegenteils in den dicken, schweren, selbst plumpen Zügen, den niederen und schweren i-Zeichen Schwerfälligkeit und Materialismus. Dazu kommt Pessimismus (bei vorherigem abwärtssinkende Linie) und ein heftiges erregbares Temperament (abgebrochene, gleichsam zerrissene Züge und wechselnde Höhe der Buchstaben im Wortinnern). Sie sind ein energischer (keulenartige Grundstriche), aber kein vornehmer Charakter.

Bruder Karl in Innsbruck. Der große Wechsel in Schriftlage, -größe und -form verrät ein erregbares, wechselndes, äußeren Einflüssen zu-



gängliches Naturell; die unharmonische, unschöne Schrift wenig Bildung, aber in den starken Rundungen liegt viel Herzensgüte. Wohlwollen und Nachsicht, in der schiefen Schriftlage ein starkes Empfindungsvermögen. Eingehender zu sein, verbietet leider der Raum. L. Meyer, Ragaz.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer“** (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Heitere Lektüre für die Reise- und Badezeit.

Soeben ist erschienen:

Künstlerfahrten.

Humoresken

von

Albert Roderich.

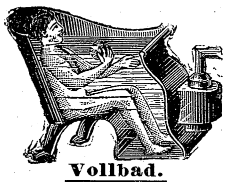
Mit 51 Illustrationen von C. Zellmer.

In zweifarbigem Umschlag geheftet Preis 2 Mark.

Selten noch wurde ein Buch von solch prickelndem, unwiderstehlich zur Heiterkeit anreizendem Humor, vereinigt mit gleich drolligen, durch fröhliche Lebenslust sich auszeichnenden Illustrationen ausgegeben. Jeder Leser, der das Künstlerpaar Feist und Lange auf ihren urlaunigen Künstlerfahrten begleitet, wird durch die ergötzlichen Abenteuer so in Mitleidenschaft gezogen, daß ihm die beiden Kumpane für alle Zeiten in der Erinnerung fortleben. Die „Künstlerfahrten“ sind so recht eine Lektüre für die Reise und Sommerfrische, die dann an den Winterabenden wieder hervorgesucht und mit erneutem Genuß gelesen wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes — **Anzeigen** — Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25. in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.



Vollbad.

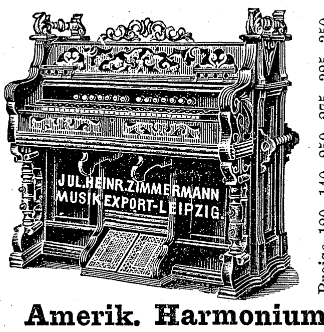
Wer zu Hause ein Voll- & Dampfbad nehmen will, der kaufe sich **Teichmann's verbesserten heizbaren Badestuhl,** welcher in jedem Zimmer aufstellbar ist. Mit 5 Pfg. Kohle ein Vollbad, mit 5 Pfg. Spiritus ein Dampfbad. Illustrirte Preisliste kostenfrei.

Dampfschwitzapparat.

Teichmann's Original-Dampfschwitzapparat (mit Spiritusheizung), geprüft und empfohlen, ist der solideste und beste.

Teichmann's Dampfschwitzapparat ist in jedem Zimmer aufzustellen, leicht zusammenlegbar und für jede Körpergröße zu stellen. Preis mit Dampferzeuger **Mk. 35,00,** Verpackung Mark 1,00.

Kosch & Teichmann, — Berlin 168, — Prinzenstr. 43,
Fabrik heizbarer Badestühle, Badewannen, Douche-Apparate, Zimmerklosets, Schwitzapparate und Bidets etc.



Preise 120, 140, 250, 275, 325, 350, 400, 500, 550, 650, 800 Mark.

Amerik. Harmoniums der berühmten Carpenter Organ Co.
Höchste Auszeichnung in Chicago.
General-Vertrieb für d. Europ. Kontinent.
Jul. Heinr. Zimmermann, Musikexport, Leipzig.
Illustrirte Preisliste gratis u. franko.

Union-Seidenstoffe

sind die besten, — brechen nicht, werden nicht fettglänzend. Garantie für Echtheit und Solidität. Tausende von Anerkennungsschreiben. Porto- und zollfrei ins Haus zu wirkl. Fabrikpreisen. Beste u. direkteste Bezugsquelle für Private. Muster franko. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**
Königl. Spanische Hoflieferanten.

Plätte isolirt!

Das **Priebssche Plätteisen** ist in den besseren Eisen- und Küchengerät-Handlungen zu haben. Preis per Stück feingeschliffen M. 5.—, hochelegante Ausführung (Messing) M. 7.50. Wo nicht erhältlich, versende ich direkt und franko (50 Pfg. Porto beifügen).
Moritz Priebs, Dresden-A.

Cäsar und Minka
(notor. bekannte grösste Europ. Hunde-Züchtereien)
Prämiirt mit gold. u. silbern. Staats- u. Vereinsmedaillen. Begründet 1868.
Zahna (Königreich Preussen).
Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers, sowie Sr. K. Hoheit des Grossfürsten Paul v. Russland, Sr. Maj. d. Gr. Sultans d. Türkei, Sr. Maj. d. Königs d. Niederlande, Sr. K. Hoheit des Grossherzogs v. Oldenburg, d. Herzogs Ludwig v. Bayern, Ihr. K. Hoheit Prinzess. Friedr. Carl v. Preussen, Ihrer K. Hoh. Prinzess. Albrecht v. Preussen, desgl. vieler Kaiserl. u. Königl. Prinzen, reg. Fürsten etc. etc.

offeriren ihre Spezialität in Luxus- und Wachhunden, vom grössten Ulmer Dogg- und Berghund bis zum kleinsten Salonhündchen.
— Zur Jagdsaison: —
Vorsteh-, Jagd-, Dachs-, Brackier- u. Windhunde, ferm dressirte, als auch rohe und junge Tiere unt. weittragendster Garantie. Preisverzeichnisse mit Illustrationen in deutscher u. französ. Sprache frko. gratis. Eigene permanente Hunde-Verkaufs-Ausstellung von mehreren hundert Hunden. (Bahnhof Wittenberg.)

100 seltene Briefmarken! v. Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costar., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaic., Java, Lomb., Luxemb., Mexiko, Monac., Natal, Pers., Peru, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei ꝛc. — alle verschieden — garant. echt — **nur 2 Mk.!!** Porto extra. Preisliste gratis. **Grosser ausführlicher Katalog mit über 10000 Preisen nur 50 Pf.**
E. Hayn, Naumburg (Saale).

Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei katarrhalischen Affektionen und chronischen Brustleiden.

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

Echte Briefmarken.
100 überseeische M 2.—
50 orientalische „ 1.50
8 Columbus „ 1.75
Alle verschieden!
Porto extra!
Preisliste kostenfrei!
CARL GEYER & Co., AACHEN.
Briefmarken-Grosshandlung.

Prämiirt: Brüssel 1876, Stuttgart 1881, Porto Alegre 1881, Wien 1883.
Burk's Arzneiweine
In Flaschen à ca. 100 Gr. „ „ 260 „ „ „ 700 „ — C. H. BURK STUTTGART Schutz-Marke — Gleiche Preise in ganz Deutschland.
Mit edlen Weinen bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.
Von vielen Aerzten empfohlen:
Burk's Pepsinwein (Essenz).
Verdauungsflüssigkeit.
In Flaschen à M. 1,—, M. 2,— u. M. 4,50.
Burk's China-Malvasier.
Ein delikates Tonicum.
In Flaschen à M. 1,—, M. 2,— u. M. 4,—.
Burk's Eisenchinawein,
wohlschmeckend u. leicht verdaulich.
In Flaschen à M. 1,—, M. 2,— u. M. 4,50.
Zu haben in d. Apotheken Deutschlands u. vieler grösseren Städte d. Auslands.
Man verlange **ausdrücklich:** „Burk's Pepsinwein“, „Burk's China-Malvasier“ etc. und beachte obige Schutzmarke u. die Firma: **C. H. Burk, Stuttgart.**
Export nach überseeischen Ländern.

Billigste Bezugsquelle für Teppiche!
fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtkatalog gratis.
Sofastoff-Reste!! einfarbig und bunt spottbillig. **Proben frko.**
Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 158.

Seidenstoffe
direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten. Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie., Königl. Niederl. Hoflief., **Berlin,** Leipzigerstr. 43.

Ein Wunder der Industrie
ist zu nennen der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte **photograph. Apparat**
Phönix

Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Momentaufnahmen).
Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich.
Preis mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.**
Prospekt und Probebilder kostenfrei.
Hess & Sattler, Wiesbaden.

Hunderte Nachahmer
gibt es, welche den wohlverdienten Weltruf meiner **Crême Grolich** und **Grolichseife** benützen, um allerlei wertloses Machwerk anzubringen, deshalb Vorsicht! **Beim Kaufe verlange man ausdrücklich die preisgekrönte Crême Grolich und Grolichseife, denn nur diese entfernen Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte etc. und erhalten den Teint bis ins Alter blendend weiß und jugendlich frisch. Preis Mk. 2,—. Hauptdepot** in der **Engeldroguerie Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren Apothekern und Droguisten.

PATENTE schnell und sorgfältig durch **RICHARD LÜDERS,** Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.
Breslau, Hamburg, Köln, Dresden, Leipzig, München.
Dr. J. Schanz & Co.
Patente
billigst, reell, sorgfältig, schnell
Vergünstigungen
wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Digitized by Google

Das

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten

hält streng an dem Grundsatze fest, nur gute brauchbare Waren möglichst billig zu liefern.

Alle Aufträge von M. 20.– an werden portofrei ausgeführt.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Unser mit über 4000 Abbildungen ausgestatteter **Haupt-Katalog**, den wir auf Verlangen an jedermann **unberechnet** und **portofrei** versenden, enthält Ausführliches über die folgenden von uns geführten Warengattungen.

Mey's Stoffwäsche.
Damen- u. Kinderwäsche.
Korsetten.
Herren-Wäsche.
Tisch- und Bettwäsche.
Taschentücher.
Leinene und baumwollene Stoffe.
Kleider- u. Besatzstoffe.

Gardinen u. Möbelstoffe.
Teppiche.
Damen Konfektion.
Tricotagen.
Strumpfwaren.
Herren-Garderobe.
Krawatten.
Kinder-Garderobe.

Pelzwaren.
Schuhwaren.
Regenschirme.
Uhren.
Optische Waren.
Schmuck-Gegenstände.
Echte Silberwaren.
Alfenidewaren.
Vernickelte und Messingwaren.

Kinderwagen.
Kindermöbel.
Holzwaren.
Wirtschafts-Artikel.
Lederwaren.
Reise-Utensilien.
Kurz- und Stahlwaren.
Jagdsport-Artikel.
Gegenstände a. Hirsch- u. Rehgeweihen.

Kunstguss-Waren.
Spielwaren.
Cigarren u. Cigarretten.
Tabake und Rauchrequisiten.
Toiletteseifen u. Parfüms.
Schokolade, Kakao.
Chin. Thee, Biscuits, Liqueure.
Briefpapiere.

Statt Eisen
Statt Leberthran
wird
Dr. med. Hommel's Haematogen

von Kindern und Erwachsenen bei **allgemeinen Schwächezuständen, Bleichsucht, Herzschwäche, Nervenschwäche** (Neurasthenie), **Lungenleiden, geistiger und körperlicher Erschöpfung, Appetitlosigkeit, Magen- und Darmkrankheiten, Influenza** — Erkrankungen, bei welchen der **Eisen-Mangangehalt** des Blutes stets vermindert ist, — ferner bei **Rhachitis** (sog. engl. Krankheit, Knochen-Erweichung), **Scrophulose** (sog. unreines Blut, Drüsen-Anschwellungen und -Entzündungen) — Leiden, bei denen ausserdem noch die **Blutsalze** stark reduzirt sind, **mit grossem Erfolge angewandt. Sehr angenehmer Geschmack. Mächtig appetitanregend.**

Dr. Hommel's Haematogen ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81391) in seiner leicht verdaulichsten **flüssigen** Form. **Haemoglobin ist die natürliche organische Eisen-Mangan-Salzverbindung der Nahrungsmittel**, also kein Spezialmittel gegen irgend eine bestimmte Krankheit, sondern ein aus Nahrungsmitteln gewonnenes Produkt, welches als **Kräftigungsmittel** für kränkliche und schwächliche Kinder, sowie Erwachsene, rein oder als Zusatz zu Getränken **ständig genommen werden kann.** Die ausserordentlichen Resultate, welche mit Dr. Hommel's Haematogen erzielt worden sind, beruhen auf seiner Eigenschaft, den Gehalt des Organismus an **Eisen-Mangan**, sowie an **Blutsalzen** automatisch zu reguliren resp. zur Norm zu ergänzen. ☞ **Von der grössten Wichtigkeit ist der Gebrauch desselben im Kindesalter und in den höheren Lebensjahren.** In **ersterem**, weil fehlerhafte Blutzusammensetzung in der Entwicklungsperiode von entscheidendem Einfluss für das ganze Leben ist, in **letzteren**, weil im Alter die blutbildenden Organe erschlaffen und einer Anregung bedürfen, **welche das Leben im wahren Sinne des Wortes zu verlängern im Stande ist.**

Preis per Flasche (250 Gr.) **Mk. 3.—. In Oesterreich-Ungarn Fl. 2.— ö. W.**
Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns. Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.** **Literatur** mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis und franko.**

Strassburg im Elsass 1895.

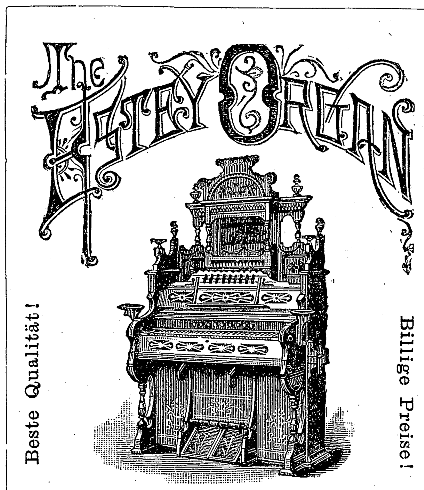
Industrie- und Gewerbe-Ausstellung
(Elsass-Lothringen, Baden u. Pfalz)
unter dem Protektorat
Seiner Durchlaucht des Fürsten Hohenlohe-Langenburg
Kaiserlicher Statthalter.
Vom 15. Mai bis 15. Oktober.

!!! Gesundheits-Decken !!!

ärztl. empf. Schlaf- und Reisedecken in schönen, soliden Mustern, 150×200 cm, Stück **4,75 Mk.**, vers. geg. Nachn oder vorherige Einsendung d. Betrages d. Decken-Fabrik von **J. Brünn, Berlin,** C. Hackescher Markt 4. Franko Versand von 2 Stück an. Für gute Qualität bürgt das Renommé meiner seit 25 Jahren bestehenden Fabrik.

Als bestes Fabrikat anerkannt von Rubinstein — R. Wagner — Franz Liszt —

P. Sarasate — A. Essipoff — S. Menter — Pauline Lucca etc.



Beste Qualität! Billige Preise!

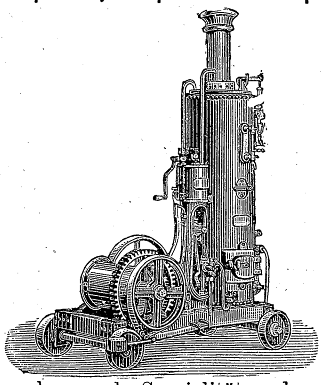
Estey-Orgeln.
Seit 45 Jahren sind mehr als
275,000
Estey-Orgel-Harmoniums
angefertigt u. verkauft.
Wer die Estey-Orgeln kennt, kauft kein anderes Fabrikat.
Reiche Auswahl.
Dauernde Garantie.
Etwaige Reparaturen kostenfrei durch Techniker der Fabrik.
Kataloge gratis.
Louis Ritz & Co., Hamburg,
General-Agenten.

Prof. Jos. Joachim — Ferd. Hiller — Prof. Dr. Vogel.

Ole Bull — Fr. Kücken — Frz. Abt — Ed. Grieg — Cam. de Saint-Saëns

Wer Betten anschaffen will, verwende unbedingt
Patent-Springfeder-Matratzen
90% Ersparniss gegen Sprungfeder-Matratzen
von
Westphal & Reinhold, Berlin 21,
anerkannt die **besten** und **billigsten** im Gebrauch.
Illustrirter Katalog über **Bettstellen** in jeder Preislage gratis.
Wo keine Niederlagen, direkter Versand ab Fabrik.

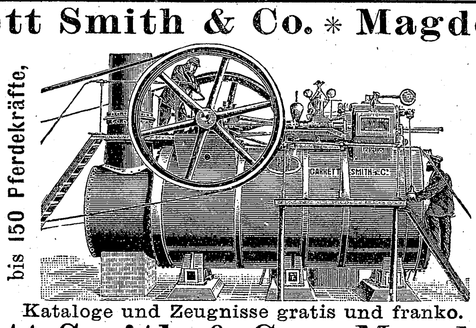
Fahrbare und feststehende
Dampfwinden,
Dampfkabel, Dampf- und Lufthaspel



bauen als Spezialität und halten auf Lager
Menck & Hambrock,
ALTONA-HAMBURG.

Garrett Smith & Co. ✱ Magdeburg.

Hochdruck- und Compound-Expansions-Lokomobilen bis 150 Pferdekräfte,

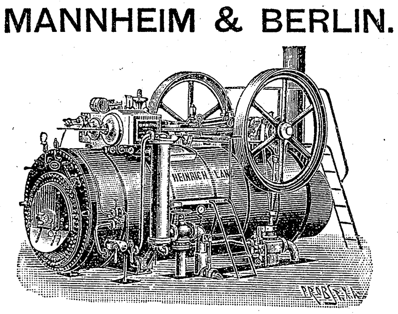


mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch genietet. Auszieh-Kesseln mit 5jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.

Kataloge und Zeugnisse gratis und franko.
Garrett Smith & Co. ✱ Magdeburg.

HEINRICH LANZ,
MANNHEIM & BERLIN.

Welt-Ausstellung Antwerpen 1894 „Grosser Preis"

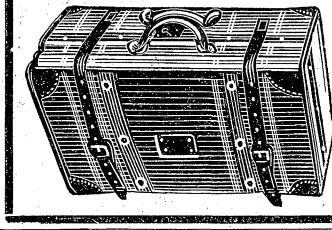


Einzige höchsteAuszeichnung für Lokomobilen für industrielle Zwecke

Lokomobilen von 2—150 Pferdekräften.
Special-Abtheilung für Industrie.
In den letzten zehn Jahren über 4000 Stück verkauft.
Im Brennmaterial-Verbrauch **nachweisbar erheblich sparsamer** wie stationäre Dampfanlagen mit eingemauerten Kesseln bei mindestens gleicher Leistungsfähigkeit, Dauerhaftigkeit und Betriebssicherheit.

Nebelbilder und Apparate
besonders für Künstler.
W. Hagedorn, Berlin, Alte Jacobstr. 5.
Illustr. Preislisten gratis und franko

Unverwüstliche Schweinsleder-Handkoffer
aus bestem, naturfarbenem, echtem Schweinsleder gefertigt,



mit doppelten Eisenrahmen, Drellfutter, Wäschefalte und Patent-Sicherheitsschloß mit 2 Schlüsseln.

Vorrätige Größen:	55	60	65	cm
ohne Falten Stück	23	25	27	M.
mit „ „	24	26	28	„

Leichte Handkoffer von **2,75** bis **15 Mark.**
Rundreise-Koffer à 10 und **12 Mark** laut besonderer Preisliste (gratis und franko).
J. Bargou Söhne, Berlin C.
Jerusalemerstr. 19/20.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 50.

74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Pave, der Sünder.

Eine Geschichte aus Dalmatien

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortsetzung.)

Ein gebildeter und ein frommer Mönch war der „dobro kaludjer“ geworden, aber das, was seine morlakischen Eltern in ihn hinein gezeugt und geboren hatten, haftete doch noch in einer dunklen Falte seines Daseins als untilgbarer Rest. Der Rest des Aberglaubens. Deshalb schoß es ihm auch eiskalt, wie eine üble Vorbedeutung, den Rücken hinab, als Pater Athanasius urplötzlich, alle Ventile seiner Physharmonika öffnend, hoch im Diskant einen jener schreienden Mißaccorde anschlug, während er im Baß mit grollendem Tremolo begleitete und seine gewaltige Stimme erhob zu jenem Rufe des jüngsten Gerichtes, den Thomas von Celano, der Franziskaner, vor fünfhundert Jahren den Prophetenworten Zephanjas nachgedichtet hatte.

„Lacrimosa dies illa!
Qua resurget ex favilla —
Judicandus homo reus.
Huic ergo parce Deus,
Pie Jesu, Jesu Domine,
Dona eis requiem!“

Weit hinaus über Meer und Land schallte es:

„Tag der Thränen, Tag der Schrecken,
Der die Toten wird erwecken,
Zum Gericht die Schuld'gen laden —
Schone ihrer, Herr, in Gnaden,
Frommer Jesus, schenke du
Ihnen allen ew'ge Ruh'!“

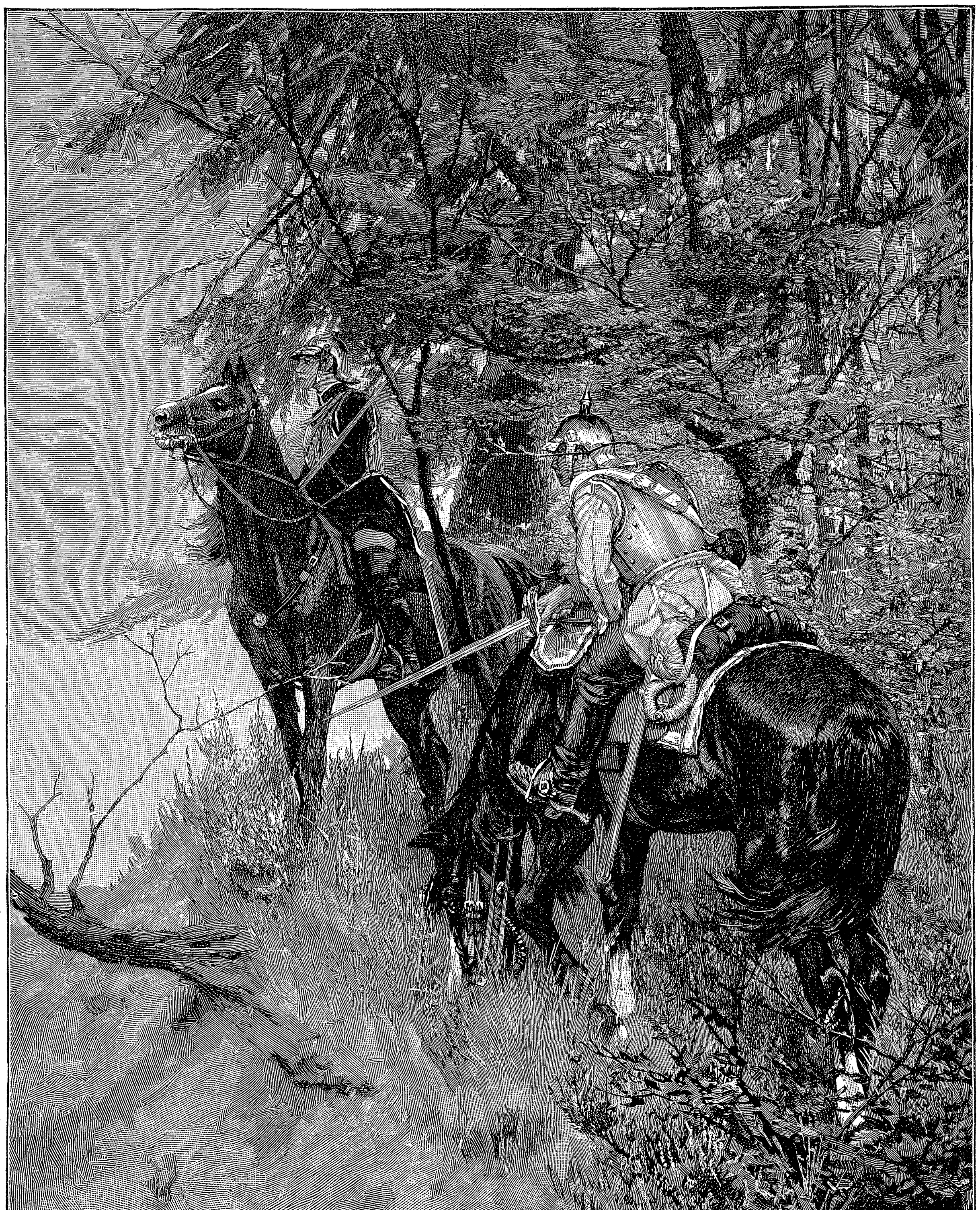
„Wer weiß, wie nahe mir jener Tag! wer weiß!“

Pater Paulus stieß sein Grabscheit tief ins Erdreich, faltete die Hände über dem Griff und starrte, ohne die Scholle zu heben, mit dem Ausdrucke jähen Entsetzens auf die schwachen Stämmchen nieder, die er gepflanzt:

„Was thu' ich? Was mühe ich mich? Was ist all unser Mühen? Stückwerk, das in Staub zerfällt vor Gottes Richterstuhl!“

Judicandus homo reus!
Judicandus homo reus!“

wiederholte die gewaltige Stimme; ein Heldentenor, um den die Wiener Hofoper das arme Klösterchen beneiden konnte, zum zweiten- und drittenmale mit dräuender Wucht, so mächtig, daß sie die Töne der Physharmonika verschlang: „Judicandus homo reus!“



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Th. Rocholl: Auf Vorposten.

Digitized by Google

Pater Paulus wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn, hob mit heftigem Stoße die Scholle aus, daß die rotbraune Erdkrume stäubte und setzte sein letztes Lorbeerstämmchen in die Reihe. Seine Hände zitterten, als er es an den Stab band, und ein zusammenschnürendes Schmerzgefühl engte ihm die Brust ein. Die Linke über seine Augen deckend, lauschte er dem Schlusse des Dies irae: ein hohes, leises Flehen, mit der weichen Arpeggienbegleitung verschmelzend:

Pie Jesu, Jesu Domine,
Dona eis requiem!"

Das „Amen!" erstarb wie ein Hauch. Dann noch eine Folge gebrochener Mollaccorde: eine schmerzlich leise Frage in Tönen zum Schluß.

Pater Paulus hob die Stirn aus der Hand und die Augen zum klarblauen Himmel auf, der gleich einer schönen Verheißung über der Erde stand. Seine Hände falteten sich wieder um den Spatengriff.

„Gnade! Selig, wer sie hat und ihrer wert ist," dachte er. „Wird er die Sünder schonen — alle?"

Es war keine Zweifels-, nur eine Instinktfrage. „Vergeben — allen — so, wie eine Mutter dem Kinde vergibt?" dachte er weiter. Da blitzte eine Erinnerung in ihm auf. Er sah sich selbst, ein wildes Bübchen, am Halse seiner genesenden Mutter hängen und sie mit Küssen überwältigen; er fühlte ihre kühlen, mageren Hände, die seine schmutzigen Händchen festhielten, und hörte seine eigene Stimme: „Dich liebe ich am stärksten — Dich! Gott kann ich nicht sehen — Gott habe ich nicht — Dich habe ich, Mutter!"

Jetzt hatte sich das Blatt gewendet: er umfaßte Gott und sah Gott und hatte keine Mutter mehr. —

Er ließ das Grabscheit fahren, drückte den Kopf gegen den Zitronenstamm neben seiner frischen Pflanzung, zog den Rosenkranz heran und bewegte die Lippen zum Gebet. Aber es war nur Lippenwerk, von dem sein Herz nichts wußte. Das lag ihm wie ein Stein in der Brust und blieb stumm. Kein Laut um ihn her, außer dem kosenden Spülen der Wellen, draußen gegen die Gartenmauer und dem unermüdlichen Summen der Bienen drinnen um die Frühlingsblumen!

Plötzlich rief die Stimme des Superiors von der offenen Thüre des Refektoriums her: „Paule! mi fili! Wo bist Du, mein Sohn?"

„Hier, mein Vater! Ich komme."

Er schüttelte den Druck ab, der auf ihm lag, trug die Gartengeräte an ihren Ort im Schuppen und überließ Frater Gregor das Begießen der Lorbeersetzlinge.

Im Hofe vor der Cypresse stand der Superior, seiner wartend. Nichts Großes an ihm, als sein Heldentenor. Ein kurzes, stark beleibtes Herrchen, völlig kahl unter dem braunen Scheitelkäppchen; von außen bequem und ungepflegt anzusehen. Jedoch sein Gesicht, dessen Züge Mutter Natur sehr subtil aus dem Ton modellirt hatte, redete von desto gepflegterer Innerlichkeit.

„Das war eine grandiose Musik, mein Sohn, eine, um lauen Seelen heiß zu machen und tote Seelen zu erwecken," sagte er, und mußte hoch hinauf reichen, um seine väterliche Hand auf Pater Paulus' Schulter legen zu können. „Ich wollte, daß ich Dir einen Extrakt davon mitzugeben vermöchte; einen Stärkungswein für Deine Wanderung. Du wirst seiner wohl bedürfen; denn unseres heiligen Vaters letzte Verfügungen sind nicht mit der schicklichen Demut und Unterwerfung aufgenommen worden. Gott sei's geklagt! Das Toben und Widerbellen der Aufständischen drüben im Kirchenstaat pflanzt sich, den Erdstößen ähnlich, über die Adria fort, bis zu uns. Dennoch: was haben sie hier draußen zu murren? Hat bei uns die Cholera gewütet, die Hungersnot verheert? Gott danken soll der Dalmatiner und gern und willig seine geringen Opfer für Gottes heilige Kirche und ihre Diener bringen. Unseres Kaisers Heere sind zu deren Schutzmacht berufen worden; wohl ihnen! Nicht eindringlich genug kannst Du zum Frieden reden, mein Sohn, und zur Kasteiung der Leiber, damit sie dessen eingedenk werden, was ihre Brüder und ihr apostolischer Hirt in Rom zu erleiden haben! Komm — bleibe hier neben mir im Schatten bis zur Komplet, mein Lieber. Wir sind gänzlich ungestört. Nun, und bist Du recht gerüstet auf den Missionsweg und die Fastenpredigt? Sprich mir davon."

Pater Paulus — sie saßen mit einander auf der Steinbank unter der Cypresse — bog eines der tiefgrünen Zweigelchen zu sich nieder und ließ es langsam durch seine braunen Finger gleiten, mit der Antwort zurückhaltend.

„Ich war gut gerüstet, mein ehrwürdiger Vater," sagte er endlich leise und zögernd und versuchte zu lächeln, um dem kleinen Bekenntnisse seinen bitteren Ernst zu nehmen; „ich war es in Wahrheit! Aber das „Rex tremendae" und das „Lacrimosa", das Du sangest, haben mich ganz entwaffnet und mir eine neue Anfechtung gebracht. Ich fürchte, daß —"

„Mein Freund, höre ein ernstes Wort," unterbrach der Superior, schob die Brille hinauf in die Stirn und drückte im Eifer beide Hände gegen den Arm des Mönches. „Wir sind hier nicht im Beichtstuhl, aber wir sind auch hier allein mit uns und mit Gott. Deshalb will ich mit Dir reden, als knietest Du vor dem Gitter. Gib mir Deine Hand, mein Sohn: nein, die rechte, und blicke mich an. Sieh, Du wirst mit Deinen Anfechtungen nicht fertig, wie ein tapferer Christ und männlicher Mensch. Was sind sie Dir, Lieber? Kläffende Hunde! ‚Apage! apage!' rufst Du sie an und scheuchst sie mit einem Steinchen von hinnen. Manchmal triffst Du sie, manchmal nicht. Gut: sie sind geflohen, aber um ein Weilchen schwänzeln sie wieder herbei und belfern von neuem und stärker, weil sie Dein Steinchen nicht mehr fürchten. Eines Tages jedoch könnten sie über Dich herfallen und Dich zerreißen! Denn Du irrst, mein Sohn! In der Wirklichkeit sind Deine Anfechtungen keine Kläffer, sondern räuberische Wölfe. Naht deren einer Dir wieder, so fasse Dir einen rechten Mut. Wirf Dich auf ihn und stoße ihm Dein Messer in die Kehle! Was Dich ärgert, weil es Gott ärgert, das töte! Du, ein Riese von Sankt Christophori Gestalt, Du verzagst? Sei wie er: laß Dir die Wogen der Versuchung bis zum Gürtel emporschlagen; halte Du nur die sanfte Last Deines Erlösers fest und schaue, im Glorienlicht seines Heils, stetig vor Dich auf die Furt, hindurch und hinüber zur ewigen Seligkeit."

„Dank, mein Vater!" Sie erhoben sich, weil das erste Glockenzeichen zur Komplet ertönte. „Das will ich gleich morgen denen in Bogomolje predigen."

„Predige es lieber an Deinem letzten Wandertage den Aufwieglern zu Brisnic," meinte der Superior und schob ihm im Gehen die Hand vertraulich unter den Arm; sein Begleiter aber widersprach in aller Ehrfurcht:

„Den Brisnicern will ich ein Wunder auslegen. Sie sind, trotz des Rebellentums, ein kleinlicher Schlag. Unter ihnen ist kein Christophorus."

„Welch reiche Wunderquelle ist das Leben unseres seraphischen Vaters Franziskus," sagte der Superior; allein auch da widersprach Pater Paulus.

„Nein, nein, eines mitten aus dem Leben von heute."

„Nun, und Deine Rüstung?" fragte an der Thür der Superior, fein lächelnd, und nahm sein Brevier aus Frater Gregors Händen entgegen.

„Ich trage sie wieder, mein Vater, und dazu das Wolfsschwert umgegürtet."

„Deo gratias, mi fili! Deo gratias!"

Der Superior rückte die Brille zurecht und ging voran in die Kirche.

XIX.

In Brisnic wollten sie ihn nicht. Wie Straßenräuber weglagerten sie ihm, die Waffe in der Hand, als er aus dem blumigen Verbanjer Thale über den schmalen Bergrücken zu ihnen kam. Sie feuerten ihm entgegen und hinter ihm drein aus ihren Radschloßpistolen; nicht um ihn zu töten, nur um ihn hinweg zu schrecken. Und dennoch: wäre sein Geleit begeisterter Andächtiger aus Gjelsa und Verboska, Dol und Verbanj nicht gewesen, lebend möchte er nicht in die Kirche zu Brisnic gelangt sein!

Der Zupnik von Brisnic, ein kranker Mann, sehr schmalbrüstig in seiner schäbigen Sutane, empfing ihn mit müder Gleichgiltigkeit. Vergeblich seine Zähmungsversuche an den stößigen Böcken, aus denen die Herde bestand. Seit die römischen Auflehnungen und Unruhen herüber gedrungen waren und einen starken Widerhall erzeugt hatten, stand der Zupnik machtlos und ließ es treiben, um durch Anzeigen und Strafmandate die Sachen nicht zu verschlimmern. Der Kapuziner mochte schauen, wie er fertig wurde; er sah aus, als sei er Manns genug.

Von äußerster Gleichgiltigkeit redete auch das kleine Gotteshaus, düster und kahl von rohen Hausteinen geschichtet. Staub auf Altardecke und Betstühlen und den Kerzenresten in den Lichthaltern der Gemeinde. Nirgends eine Blume, und draußen blühte der Frühling vor der Thür; die Votivbilder vernachlässigt, mit gesprungenem Glase und geborstenen Rahmen; Abendmahlsgeräte und Meßgewänder blind und verbeult, vergilbt und zerschlissen. Das allertraurigste Kirchlein, in dem Pater Paulus jemals gepredigt hatte.

Dringlich stieg der Wunsch in ihm auf, hier zu helfen, wo Hilfe so not that. Er achtete des Murrens und der halblauten Drohungen nicht, die er zu seinen Füßen vernahm, als er auf der Kanzel stand, zu klein für seine große Gestalt, denn er mußte sich unter dem Schalldeckel ein wenig bücken. Einen wackeren Kampf kämpfte er dort, vom Felsen herab, gegen den die zürnende Brandung schlug.

Das Thema, mit dem er diese Aufwiegler, denen die Kirche eine Zwangsanstalt war, zu besiegen gedacht: die Legende seiner Jugend, das Wunder seiner völligen Bekehrung, schob er zurück. Aus dem Stegreif hielt er der dicht gescharten Menge, die still geworden war, eine erschütternde Fastenpredigt über die Todsünden. Da geschah ihm, während er mit vorgeworfenem Oberkörper und Donnerstimme Gottes Strafen an den Uebelthätern verkündete, etwas Merkwürdiges. Er sah zwischen denen da drunten, die sich gegen das verschärfte und unverstandene Kirchenregiment auflehnten, eine trotzige Knabengestalt stehen, die in der Wirklichkeit nicht dort stand: sein eigenes, altes Selbst. Einen Moment nur hatte er die Vision, dann verschwand sie spurlos; aber es war ihm, als verzehnfache sie sich und verschmelze mit den Gliedern der empörten Gemeinde, deren jedes fühlte und litt, wie er einst gefühlt und gelitten. Mit einem Schlage meinte er ihre Schuld und Bitterkeit zu verstehen und sein Herz quoll über von Mitleid für sie.

Dies warme Mitleid im Schlußteil seiner Predigt, das ihnen Bekenntnis und Buße erleichterte, bezwang die hartköpfigen und erregten Rebellen. Ihre Stimmung schlug jählings um, ehe er sein Amen gesprochen. Sie belagerten den Beichtstuhl und begehrten einstimmig die heilige Kommunion und eine Seelenmesse für ihre Verstorbenen um Abendzeit. —

Nun war es dunkel geworden und der wilde Rosmarin, der ganze Triften deckte, duftete stark rings um das Kirchlein zwischen den Hügeln.

Drinnen brannten spärliche Unschlittkerzen, mit großen Knoten im Docht. Fast alle steckten schief in den rostigen Eisenleuchtern. Silbern stahl sich der Mondschein durch die schmalen Fenster und spielte mit den bläulichen Weihrauchwölkchen. Vor dem ungeschmückten Altare knieten die Brisnicer Kommunikanten in Reihen hinter einander. Nur wenige hatten ein Meßbüchlein, und in den meisten derselben klebten die Blätter noch unbenützt gegen einander. Willigen Herzens für heute, wenn auch aus Gewohnheit mit verstockter Miene, empfingen die Alten und die Jungen die geweihte Hostie aus der Hand des Mönches im vergilbten und viel zu kurzen Meßgewande über der Kutte.

Sehr ernst und sehr ermattet sah er aus und war so gänzlich hingenommen von der Heiligkeit dieser Stunde des unvergänglichen Lohnes für seine Erweckungsarbeit, daß er den schwarzbraunen Seemann in der neuen roten Kabanizza nicht erkannte, der mitten zwischen den Brisnicern und denen aus Dol und Pitve und Santa Domenica am Berge kniete. Aus Santa Domenica kam auch er und war erst nach Mittag in Brisnic angelangt. Gestern hatte er Heimkehr gehalten nach vieljährigen Fahrten um die Erdkugel; und nun trieb es ihn, seinem Schützer und Lenker Dank zu sagen. Durch einen aus Pitve wußte er den Namen des Kapuziners, der bei dieser Mission ohnehin in aller Munde war, mit Lob und Ehrerbietung.

Wie er nun vor ihm stand, hatte er sich sofort in seinem Gesichte zurecht gefunden, trotz der großen Veränderung seit dem Tage, der ihre begeisterte

Digitized by Google

Knabenfreundschaft über dem toten Königsvogel geknüpft, besiegelt und aus einander gerissen hatte. Jetzt kam er geradewegs aus der Castella. Fünf Tage, die schwersten seines Lebens, hatte er im Wirtshause an der Straße zwischen Salona und Spalato verbracht, und morgen würde er von Santa Domenica zur Stadt hinauf gewandert sein, um an der Klosterpforte nach seinem alten Freunde zu fragen.

„Hätte ich ihm doch schon gesagt, was er wissen muß!“ dachte er, indem der Mönch ihm die Hostie zwischen die Lippen schob.

Absichtlich hob er die Wimpern nicht von den goldbraunen, scharfen Augen, sondern trat nach Empfang des Sakraments bescheidentlich an seinen Platz zurück, um anderen Raum zu machen. Still verharrte er im Hintergrunde, bis das „Requiescat in pace“ gesprochen und die Feier völlig beendet war.

Langsam leerte sich das kleine Gotteshaus, und als der letzte außer Milos Ublina, dem Seefahrer, gegangen war, sah dieser den Kapuziner noch vor dem verwitterten Bilde des Gekreuzigten unter der ewigen Lampe knieen und ein langes Gebet verrichten.

Auf seinen weichen Opankensohlen schlich Milos Ublina leise an den fleckigen Votivbildern und dem abbröckelnden Taufsteine vorüber, bis er, zwischen zwei grauen Pfeilern, das Sakristeithürchen fand. Es war nur angelehnt; er trat ein und bedeutete den kleinen Meßdiener, noch ein wenig hinaus zu gehen, weil er ein heimliches Anliegen an den hochwürdigen Pater Paulus habe.

Der enge Raum war finster bis auf eine rinnende Kerze im Messingleuchter. Die warf ein zuckendes Licht auf das Nächste: die nasenlose Holzfigur des heiligen Dojmo auf einer Konsole, über Weihbrunnmuschel und -wedel. Der Wartende stand im Winkel, lehnte den Rücken gegen die Wandtäfelung und sah vor sich im Schranke die kärgliche Herrlichkeit der Stolen und Gewänder hinter staubigen Scheiben hängen.

Als er endlich das Thürchen sich in den Angeln bewegen und den Kapuziner eintreten sah, wachsbleich im ungewissen Flackerlichte der Kerze, ruhebedürftig nach diesem schweren Tage ungebrochenen Fastens, bis auf den heiligen Trunk aus dem Abendmahlskelche, da sprang er vor und umhalste den entsetzt Zurückfahrenden mit der alten, lebhaften Wärme seiner Knabentage:

„Mein Bruder! Mein Brüderchen Pavcice!“

Eine Entgegnung ward ihm nicht. Auf seiner Schulter lag das geschorene Haupt des Mönches, und der rang nach Atem, denn die Kehle war ihm zusammengeschnürt. Dann schluchzte er wie im Krampfe.

XX.

„Ja, mein Bruder, Gott sei's geklagt, so ist es. Glück und Freude wüßte ich Dir nicht von den Deinigen zu berichten. Stojans, Deines Bruders Weib, meine Base Zanetta, ist ihm im ersten Kindbett gestorben, vor einigen Monaten kaum. Nun sitzt er und kaut die Nägel und läßt seine Schenke sich selber regieren. Das heißt, die Gäste sind Herren in ihr; der Schenkwirt darf bleiben oder muß sich hinauspacken nach ihrem Belieben — denn — denn das andere —“

„Welches?“ fragte Pater Paulus, als Milos Ublina stockte und sich auf den Finger biß, zum Zeichen, daß er nicht weiter davon reden wolle. Er erhob sich und begann unruhig in seiner halb ausgepackten Schiffskiste zu kramen, der ein starker Duft von Bisam und Sandelholz entquoll. Dann spähte er zur offenen Thür seines Häuschens hinaus, ob auch nirgends ein Lauscher umherstreife. Jedoch niemand war da, als der friedliche Mond, der schon tief stand, sein Goldschild auf das stille Meer warf und sanft auf den Wellen schaukeln ließ. Die Wellen spülten mit flüsterndem Laute gegen den felsigen Strand und ein leichter Südwind strich durch die Frühlingsluft, in deren wundersamer Klarheit der nahe Berg San Nicolo wie ein Feengebilde aus Lichtnebeln hinter den Hütten von Santa Domenica emporragte. Pater Paulus rastete heute bei dem Freunde, um morgen, vor der Heimkehr, noch eine Andacht und Predigt für die kirchenlosen Dörfler zu halten; Frater Gregor war mit Bettelsack und Geldbeutel (beide wohl gefüllt) schon von Brisnic aus zum Kloster zurückgewandert.

„Nun — was ich sagen wollte: Deines Bruders junger Sohn lebt und ist gesund,“ nahm Milos drinnen das abgebrochene Gespräch wieder auf und zerlegte den blaßgelben Tabak für seinen Tschibuk in lauter einzelne Fäden. „Deine Mutter wartet ihn. Deine Mutter — Gott halte seine Hand über ihr, mein Bruder — sie ist selber nicht anders, als ein Kind in ihren alten Tagen. Ihr Geist hat sie verlassen; sie ruft ihren Sohn Stojan: ‚Slavo, mein Gatte‘, und ihr Enkelsöhnchen, wiewohl man es ‚Pero‘ getauft hat, nennt sie ‚Pavcice‘. Dein Name, wie Du hörst, ist beständig in ihrem Munde, und alle heißen den Kleinen ‚Pavcice‘, damit die Arme, Deine Mutter, sich nicht noch ärger verwirre.“

„Und meine anderen Brüder?“ Pater Paulus beschattete sein Gesicht mit der Hand und redete tonlos hinter ihr hervor.

Milos trat zu ihm hinüber. „Nimm es Dir nicht so sehr zu Herzen, Väterchen, mein Ehrwürdiger,“ sagte er ungeschickt tröstend. „Sieh, es hat auch eine gute Seite, daß sie kindisch ist. Was weiß sie nun davon? Von den Söhnen, meine ich natürlich. Wahrlich, mein Bruder, es schmerzt mich, an Deine Brüder zu denken. Die zwei großen, die noch am Leben sind, kreuzten vor Habana mit dem Geschwader, als wir hineinsegelten. Seitdem? Es ist mir verborgen, wohin sie sich jetzt gewendet haben. Und Jefto? Der, von dem man sagt, daß er Dir gleiche? Entwichen von der Fregatte ist er, verschwunden. Bei den Hajduken jenseits des Billibrig wird er sein. Wenn die Spürhunde ihn aufgreifen, erschießen sie ihn. Besser doch, er wäre ein freier Schiffer geblieben in seinem eigenen Solde. Wie schickt sich ein solcher für des Kaisers Dienst!“

Pater Paulus deckte auch noch die andre Hand über sein Gesicht. „Wer leistet meiner Mutter Beistand?“ fragte er leise. „Ob der Hochwürdige noch leben mag? Der Zupnik von Trau?“

„Sie sagen ja, daß die Raben hundertjährig werden. Weshalb sollte dieser also nicht mehr am Leben sein? Geredet hat mir keine Seele von ihm; und Deine Mutter, die Aermste, sagt ‚Gospodin Basil‘ zu Deines Bruders altem Mantel, der am Haken hängt.“

„O, heiliger Gott! Höre auf!“

„Es ist auch besser, aufzuhören.“

„Und meine Schwester? Milica?“

„Frage nicht —“

Der Mönch erhob sich, trat vor und blickte dem andern erschrocken ins Gesicht aus seinen todmüden Augen.

„Was ist es mit ihr? Du mußt mir antworten.“

„Ich kann nicht, Bruder.“

„Du mußt!“

„Bruder, das Herz wendet sich mir um im Leibe — ich kann nicht!“

„Bei meines Heilands teurem Blute — Bruder, sage mir die Wahrheit!“

Stumm standen sie Auge in Auge. Dann stieg brennende Schamröte im Gesichte des Mönches auf und Milos wendete den Blick ab.

„Du weißt die Wahrheit,“ sagte er leise.

Wieder beugte er sich tief in seine halb geleerte Schiffskiste hinein und wühlte grimmig zwischen den thönernen Götzen und Fratzen, Kästchen und Waffen, die er sich aus den Häfen von China und Japan mitgebracht hatte, um sie Milica, seiner Braut in der fernen Castella, zu schenken. Ihrem Bruder im Mönchskleide wollte er's nicht zeigen, daß ihm die bleiche Wut das Angesicht verzerrte.

„Es ist nicht möglich — wie hätte es geschehen können?“ stieß der Mönch hervor, packte mit beiden Fäusten den andern Arm und riß ihn mit Verzweiflungskraft vom Boden auf. „Sieh mir ins Gesicht — steh Rede! Wenn das — das wahr ist, muß ich wissen, wie es geschah — wann.“

„Wie? wann?“ — Milos Ublina lachte hart heraus, biß die Zähne knirschend zusammen und schleuderte den zierlichen Dolch, in dessen Scheide ein Mandarin und ein feuerspeiender Drache eingeätzt waren, vor des Mönches Füße. „Was verstehst Du davon: einer, der weder Mann noch Weib ist, der einen Bart trägt wie ein Jude und ein Kleid wie eine Nonne? Gut — ich will Dir's sagen, wenn Du Neugier darauf hast! So geschah es! Der Wirt an der Straße ließ sein Gewerbe einschlafen und die Gäste blieben fort. Da ward ihm bange, und seine Schwester, die schöne, streichelte ihn und sprach: ‚Sorge Dich nicht, mein Brüderchen, bleibe Du ruhig und drehe Deine Daumen um einander — ich locke die Gäste wieder herbei, die uns fortgeblieben sind.“

„Du lügst!“ schrie der Mönch.

„Ruhig, Mann Gottes!“ sagte der andere mit schneidendem Spotte. „Also sie lockte die Gäste, vornehmlich die Magyaren von Clissa mit den Schnüren und Tschakos. Da ist einer unter ihnen: Adony Gyula heißt er, ein Ketzer und ein Bube, so dürr wie eine Reitpeitsche, den lockte sie am besten. An dessen Uhr hat sie die tocca gehängt, die ich ihr vor drei Jahren, da ich sie im Briefe zur Braut nahm, aus Osaka geschickt hatte durch einen Freund, der heimfuhr. Einen japanischen Rio von Gold in feines Silber gefaßt. Mit diesen Augen (o, mein Bruder, daß sie so sehend sind!) hab' ich ihn an des Adony Kette erblickt und habe noch mehr erblickt — anderes — und habe gehört, daß sie Deiner Schwester die Cappa aus den Haaren gerissen haben — die Gespielinnen — vor der Kirchthür!“

„Brot — einen Trunk!“ flüsterte Pater Paulus mit erlöschender Stimme, griff um sich her nach einem Halt und schwankte gegen die Wand.

Ohnmächtig ward er nicht. Als er auf seinem alten Platze saß und der weiche Luftstrom von draußen sein Gesicht traf, that er ein paar flache Atemzüge und erholte sich. Aber alle Gedanken waren wie weggewischt aus seinem Hirn; nur der Hunger nagte unerträglich. Mit gierig zitternden Kinnladen verschlang er das harte Brot und trank das Wasser aus dem fremdartigen Bronzebecherchen, ohne zu bemerken, daß vom Slivovic, dem starken Pflaumenbranntwein, darunter gemischt war. Erst als Milos Ublina ihm ein Stück Dörrfleisch, auf den Handschar gespießt, hinbot, erinnerte er sich seines Fastengelübdes und wies die unerlaubte Speise mit Abscheu von sich. Darüber kehrte ihm das volle Bewußtsein zurück, und dennoch war seine Kraft gänzlich dahin. Er vermochte nicht, wie der Freund, mit schnaubenden Nüstern und geballten Fäusten gegen die Schmach zu wüten, die ein Verräter seinem Hause angethan. Eine zehnfach schwerere Schmach hier im Küstenlande, wo der Mann, trotz Roheit und Rauflust, die Ehre der Frau, die Reinheit des Mädchens heilig hielt nach patriarchalischer Sitte. Deshalb auch zehnfach Wehe über eine, die sich im Liebesrausche vergessen hatte.

So lange er predigend umher wanderte, hatte Pater Paulus es nur einmal auf Brazza erlebt, daß solch eine Geächtete, der jungfräulichen Cappa beraubt, im Kirchenwinkel gekniet und ihn später im Beichtstuhl angefleht hatte: „O Gospodin, Du Heiliger, nenne mir einen Weg und Ort, dahin ich gehen soll!“ „Wandle auf Gottes Wegen und gehe in Dich,“ war seine Antwort gewesen. Am andern Morgen, da er von Spliska nach Postire hinüber zur Messe mußte, warfen die hohen Wogen ihm den toten Körper der Unseligen vor die Füße. — Wer hatte dann am lautesten wider ein ehrliches Begräbnis geredet? — Er! — Wer hatte die Bitte um ein Wort an der Bahre der Selbstmörderin abgelehnt? — Er! — Wer war in Tugendstolz und Selbstgerechtigkeit von dannen gegangen als der Untadelige? — Er!

„O, ich Elender! ich Elender!“ rief's in seiner Seele, und er rang die Hände vor der Stirn. „Wie soll ich helfen? Mein Herr und Gott, gib mir einen Rat ins Herz — züchtige mich — zerschlage mich — schone ihrer,“ stammelte er abgerissen vor sich hin. „Heilige Jungfrau, du Spiegel der Gerechtigkeit, du Zuflucht der Sünder, bitte für mich!“ Dann erhob er sich, bebend an allen Gliedern, und durchmaß den Raum mit seinen großen Schritten.

„Was soll ich thun?“ fragte er zum zehntenmale im Tone äußerster Hilfslosigkeit. (Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Erst muß dein Kopf Gedanken tragen,
Dann magst du sie in Verse schlagen;
Wo nur das Herz allein dich treibt,
Das Dichten besser unterbleibt!

A. Stier.

Digitized by Google

Schloß Zdislavic,

die Heimat der Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach.

„Willst den Dichter du verstehen, mußt in Dichters Lande gehen!“ Dieser schöne Spruch Eichendorffs steht heutzutage an der Pforte aller literargeschichtlichen Forschung und gilt nicht am wenigsten auch für die österreichische Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach, die sich mit ihren ernsten und heiteren, immer gehaltvollen, immer formvollendeten Novellen eine Heimat in allen deutschen Landen und Herzen

gesichert hat. Der Spruch ist nun natürlich nicht so gemeint, daß man gleichsam ein Landsmann der Dichterin werden müßte, um ihre Dichtungen zu verstehen; sondern er will nur sagen, daß man nur dann vollkommen begreifen kann, wie sie das geworden ist, was sie ist, wenn man die zeitliche, örtliche und soziale Umgebung, in der sie aufwuchs und reif wurde, genau kennt. In jeder Umgebung, in die sie das Schicksal gestellt hätte, wäre Marie Ebner auch eine Dichterin geworden, denn maßgebend für das Leben des Menschen ist schließlich doch nicht seine äußere Umgebung, sondern seine innere Veranlagung. Wie aber die Dichterin sich entwickelt hätte, wenn sie nicht am 13. September 1830 als Tochter des Grafen Franz Dubsky auf Schloß Zdislavic nahe von Kremsier in Mähren wäre geboren worden — das kann kein Mensch sagen, und der Versuch, es zu thun, wäre müßige Gedankenspielerei.

Ohne ein Schloß Zdislavic wären nie jene „Dorf- und Schloßgeschichten“ entstanden, in denen Marie Ebner die zwei Stände des Adels und des Bauern schilderte, mit allen Gestalten, welche vermittelnd von oben hinunter führen: dem Förster, dem Burgverwalter, dem Arzt, dem Schullehrer und so weiter. Ohne Zdislavic, die slavische Ortschaft, würden weder „Das Gemeindekind“ noch „Bozena“, die zwei umfangreichsten Erzählungen der Dichterin, wesentlich slavische Gestalten vorführen, und sie selbst hätte nicht jene rein menschliche Haltung über den nationalen Gegensätzen bewahrt, die ihrer Poesie ganz eigentümlich ist. Ohne den Wechsel des Aufenthaltes zwischen Wien und Zdislavic, dort im Winter, hier im Sommer, wäre die Dichterin nicht zugleich Sittenmalerin der großstädtischen Gesellschaft und Erzählerin von Dorfgeschichten geworden: eine Vereinigung von Begabungen, die selten ist. Ohne Zdislavic mit seinen, zumal in früheren Jahrzehnten patriarchalischen Verhältnissen hätte die Dichterin schwerlich auch so viel Einblick in die einfache Menschennatur gewonnen, als wenn sie nur in Wien gelebt hätte ... Und so ließe sich noch sehr viel von der Bedeutung sagen, die Zdislavic für unsere Dichterin hat. Am besten ist's, wir lassen sie selbst davon sprechen und citiren einige Sätze aus einem Bruchstück von Jugenderinnerungen, welches Frau von Ebner in der „Geschichte des Erstlingswerkes“, herausgegeben von K. E. Franzos, mitgeteilt hat. Sie erzählt:

„In jener Zeit (1835 und die folgenden Jahre) brachten wir den größten Teil des Jahres in Zdislavic, dem Gute meines Vaters, zu (gegenwärtig ist es Besitz des Bruders der Dichterin, Grafen Adolf Dubsky), kamen erst im Spätherbst nach Wien und zogen im Vorfrühling aufs Land. Die Tage der Abfahrt, der Reise, der Ankunft waren befugte freie Tage für die Kinder. Wir wußten uns aber auch einige unbefugte zu erschwindeln. Sobald der erste, für unsere Effekten bestimmte Koffer sich blicken ließ, waren auch schon unsere Bücher und Theken hineingeschmuggelt — unmöglich, noch eine Lektion zu nehmen, alle Lehrgegenstände fehlten. Wir summten müßig im Hause umher, in der Küche, in den Vorzimmern, krochen in die noch leerstehenden Kisten, verbargen uns im Stroh, genirten alle Welt und wurden fortgeschafft, wo wir uns zeigten; das alles war uns unbeschreiblich angenehm, am angenehmsten aber die Reise selbst.

„Heute legt man die Strecke (Wien—Zdislavic) in sechs Stunden zurück, damals brauchten wir anderthalb, wenn das Wetter schlecht war, auch wohl zwei Tage; ein Nachtlager gab es immer, und je länger wir unterwegs blieben, desto lieber war es uns. Die Postillone bekamen ein Extratrinkgeld ‚fürs Blasen‘, und gar herrlich schien uns, unter schmetternden Fanfaren über die Landstraße und durch die Ortschaften zu rollen.

„Die Ankunft in der Stadt war immerhin erfreulich wegen des alten Spielzeugs, das wir dort zurückgelassen hatten und wiederfanden. Nach der langen Trennung kam es uns vor wie neugeschenkt und trotz mancher Schadhaftigkeit schöner denn je. Aber was bedeutete dieses Wiedersehen mit alten Bekannten aus Holz oder Blech im Vergleich mit den lebendigen Freunden, die uns bei einer Ankunft in Zdislavic erwarteten. War das ein Drängen im Schloßhof — wenn unsere drei Reisewagen vorfuhren; war das ein Willkommrufen und ein Händeschütteln und ein Versichern, man hätte die Stunde, die uns wiederbringen sollte, kaum erwarten können!

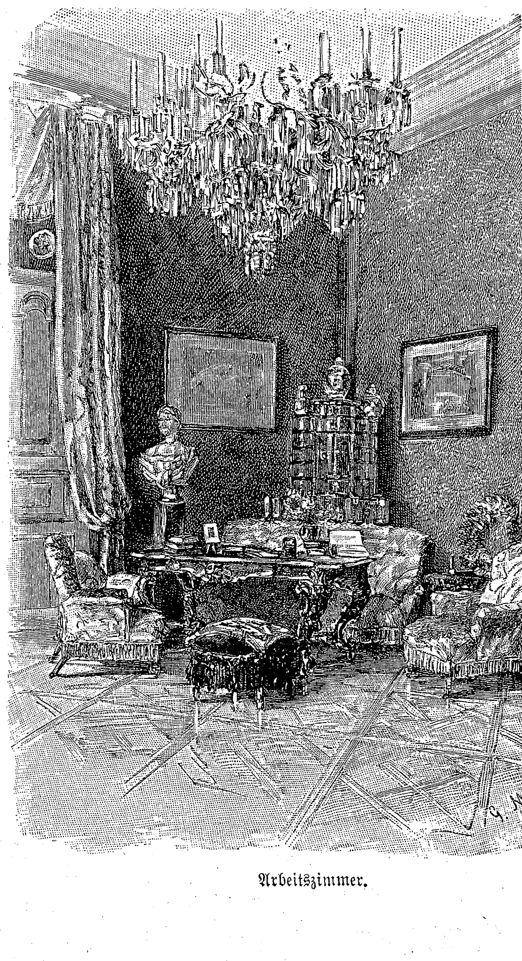
„Unter dem Thor, auf ihren Stock gestützt, stand eine alte Frau, ‚Urgroßmutter‘ wurde sie im Hause genannt; man rechnete ihr nach, sie sei weit über die neunzig. Unter unseren Großeltern schon hatte sie ihr halbhundertjähriges Dienstjubiläum gefeiert und lebte jetzt als Pensionärin im Schlosse. Ihr kleines, feines Gesicht war schneeweiß, weiß die zierlich gefältete Haube, die es umrahmte, weiß das über die Brust gekreuzte Tuch. Sie sprach fast nie; die weichen Schuhe, in denen sie einherhumpelte, machten ihren Gang unhörbar. Wir empfanden gewöhnlich einige Scheu vor ihr, doch kam diese im Freudenrausch der Heimkehr nicht zur Sprache. Die alte Frau erwiderte unsere Begrüßung scheinbar unbewegt, aber wir vernahmen das laute Klopfen ihres Herzens, wenn sie sich niederbeugte, um uns auf die Stirn zu küssen. Nicht minder herzlichen Willkomm als die Menschen daheim bot die heimische Natur: die Felder, die Wiesen, die blütenüberschneiten Bäume am Wegesrand, und im Garten jeder Strauch und jeder Halm. Kein schöneres Wiedersehen aber als das der doppelreihigen, breitästigen Lindenallee, unseres liebsten Spielplatzes an heißen Sommertagen — o, wie herzlich wünschte ich oft ein Riese zu sein mit ungeheuren Armen, um all diese Wipfel umfassen und ans Herz drücken zu können.“

Und nun, nach diesen schönen Worten der Dichterin selbst, wird es unseren Lesern, wie wir hoffen, willkommen sein, einige historische Nachrichten über das Schloß Zdislavic zu erhalten, das in ihrem Gemütsleben eine so große Rolle spielt. Diese Nachrichten verdanken wir der Güte des Gemahls der Dichterin, des Feldmarschall-Lieutenants i. R. Freiherrn Moriz von Ebner-Eschenbach.

Von Schloß Zdislavic bestand bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur ein kleiner Wohntrakt, wie man erzählt, eine Dependence des Jesuitenkollegiums in der nahe gelegenen Stadt Hradisch. Als von Kaiser Josef II. die Aufhebung des Ordens verfügt wurde, war in Mähren mit der Ausführung dieser Maßregel Reichshofrat Freiherr Kaschnitz von Weinsberg betraut. Er erwarb die Besitzung Zdislavic, erweiterte das Wohngebäude, schmückte es im Mitteltrakte mit einem 1792 vollendeten Saale, vergrößerte den Garten und stellte alle zur Bewirtschaftung nötigen Gebäude in guten Stand.

Seine jüngere Tochter vermählte sich mit dem Freiherrn Vockel auf Manschatz, welcher seinem Schwiegervater die Besitzung Zdislavic abkaufte. Dessen einzige Tochter Marie von Vockel ehelichte den Freiherrn, nachmaligen Grafen Franz Dubsky von Trebomislyc. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Töchter, Friederike und Marie (unsere Dichterin). Durch das Testament seiner Frau ward Graf Dubsky Besitzer von Zdislavic, welches nach seinem Ableben sein Sohn, Graf Adolf Dubsky, der Stiefbruder der Dichterin, übernahm. Diesem thatkräftigen und kunstverständigen Manne dankt der Besitz viele Verbesserungen und Verschönerungen, und seiner nie versagenden Gastfreundschaft dankt jedes Mitglied der Familie in seinem Hause eine Heimstätte. Unter ihm wurde das Wohngebäude ganz vollendet, der Park erweitert, eine Wasserleitung eingeführt, ein angenehmes Bad mit Schwimmteich angelegt, hübsche Gartenhäuser erbaut und in einem zweiten angrenzenden, etwas düstern Garten die Familiengruft errichtet. Das Schloß liegt in einem schönen Garten auf einer Anhöhe, die dem Blick eine weite Fernsicht über das fruchtbare und anmutige Hügelland gewährt. Sie wird gegen Osten von Hostein, gegen Süden vom waldgekrönten Marsgebirge begrenzt.

Unsere Bilder, welche das Schloß und sein Inneres und Teile des Parkes von Zdislavic zur Anschauung bringen, erklären sich selbst. Hinzufügen wollen wir noch, daß das Arbeitszimmer der Dichterin sich auf der (vom Zuschauer aus) linken Seite des Schlosses befindet, die auf unserer Zeichnung von Bäumen verdeckt wird, und daß vom Zimmer aus eine Thür direkt in den hier mit dem Zimmer gleich hohen Park führt. Die Dichterin pflegt die schönen Herbstmonate bis in den Winter hinein in Zdislavic zu verbringen und sich in dieser stillen Einsamkeit fleißig ihrer Arbeit zu widmen. M. N.



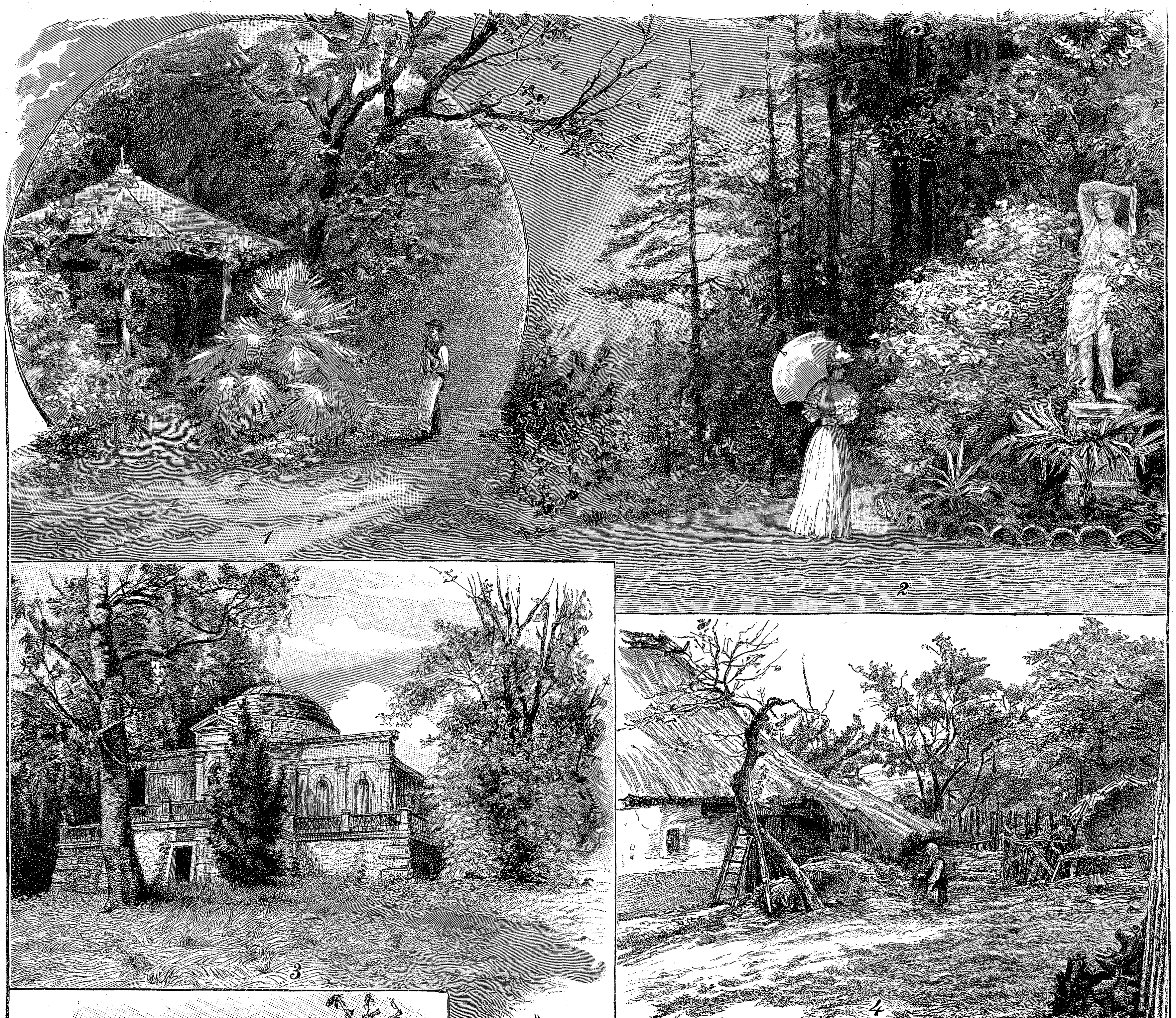
Arbeitszimmer.

Bibliothekzimmer.

Vom Jubiläum der Stadt Krems in Niederösterreich.

(Hiezu die Abbildung Seite 921.)

Bereits in unserer Nummer 46 ist ausführlich die Jubiläumsstadt Krems in Niederösterreich gewürdigt worden, welche in der Zeit vom 11. bis 18. August die Wiederkehr des Tages feierte, da durch Kaiser Otto III. dem Orte vor neunhundert Jahren (16. August 995) die Stadtrechte verliehen wurden. Die Feier wurde allerdings teilweise durch die Ungunst des Wetters beeinträchtigt, und es war dadurch mehrfach eine Abänderung des Programms bedingt, aber in der Hauptsache blieb es doch bestehen, und der große Festzug konnte am



1) Unter den Nußbäumen im Park, Lieblingsplatz der Dichterin. — 2) Fichtenhain. — 3) Die gräflich Dubskysche Familiengruft. — 4) Slavisches Bauernhaus. — 5) Kirche von Littentschitz. — 6) Das Schloß von der Parkseite.

Schloß Zdislawic, die Heimat der Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach. Originalzeichnungen von Gabrielle von Michalkowski.

Digitized by Google

Nachmittag des 15. August mir allem von langer Hand vorbereiteten Pomp vor sich gehen. Unsere Abbildungen heben hieraus eine Reihe besonders fesselnder Bilder hervor. Dem Bannerträger folgte die Schar der Ehrenjungfrauen, und ihnen hoch zu Rosse die „Chremisia“, die mit der Mauerkrone geschmückte Personifikation der altehrwürdigen Stadt, auf dem Mieder das Abbild des österreichischen Doppeladlers. Die Uranfänge der Siedelung führte der Römerzug herauf, und damit wurden die Zuschauer in das Ende des dritten Jahrhunderts zurückversetzt, in die Zeit, da Kaiser Probus das römische Weltreich beherrschte und seine Legionen den Wein in Niederösterreich angebaut haben sollen. Einen kühnen Sprung machen wir sodann mit unseren Bildern in die Zeit des dreißigjährigen Krieges, der auch Krems, wie schon neulich geschildert worden ist, hart mitnahm, aber im Festzuge ließ die aus jenen wilden Tagen entlehnte Musikbande natürlich nur heitere Weisen ertönen, und friedlicher Wohlstand, heiteres Behagen war auch das Gepräge der Kaufmannswagen, die, vor feindlichem Ueberfall sicher, ihre reichen Güter daherfuhren. Einen hervorragenden Moment in den Kremser Festtagen bildete auch der Ausflug nach der bei Dürnstein belegenen Starhembergwarte, die in wilden Kriegsstürmen tapfer manchem Angriff getrotzt hat, und ein lauschiges Buen retiro eröffnete sich den von Jubel und Trubel Erschöpften in der Weinkosthalle auf dem Festplatze. Auch hier soll noch mancher „Römerzug“ zu stande gekommen sein, nämlich der kräftige Zug aus blinkendem Römer, in dem der gute Kremser Tropfen perlte.

Es und Grips.

Skizze

von

Ernst Lenbach.

Es ist still im Zimmer; ganz still und heimlich. Nur ein leises Knistern im Ofen, und zuweilen von draußen ein schilpendes Geruse der Sperlinge, die sich im Schnee um das von der Hausfrau gespendete Frühstück zanken. Erst haben sie die feinere Verwandtschaft, die Rotkehlchen und Finken, von der gemeinsamen Tafel weggeärgert und nun ärgern sie sich unter einander.

Grips und Es sind allein im Zimmer. „Es“ liegt in seinem Korbe, einstweilen bemüht, eine drei Zoll dicke Gummipuppe in ein kaum ein Viertel so großes Mündchen zu schieben, und Grips liegt hinter dem Ofen auf seinem Lager, einem alten Teppich, den seine Herrin zum Schutze gegen eine gewisse erbliche Zerstörungslust des Dackels am Boden festgeschraubt hat.

Da liegt er, dehnt sich, leckt ab und zu mit der rosigen, unendlich langen Zunge zärtlich an seinen beiden Vorderpratzen, auf deren krumme Stellung er da mit berechtigtem Ahnenstolz blickt, und philosophirt. Den ersten Teil seiner Tagesgeschäfte hat er ordnungsmäßig erledigt. Nach umständlichem Aufstehen, Gähnen und Recken hat er seinen Herrn begrüßt und in den Garten begleitet. Dort hat er zunächst der Welt durch einige scharfe Bellsignale angekündigt, daß sie ihn noch habe und auf ihn rechnen könne, und sodann sich wieder einmal über den Schnee gewundert. Denn Grips ist ja noch ein Jüngling und kennt diese merkwürdige weiße, feste und doch nasse Variation von Wasser erst seit drei Tagen. Sehr deutlich hat er den Sperlingen seine Meinung ausgesprochen, denn er liebt es nicht, daß man anderen Tieren außer ihm Futter streut, und am wenigsten solchen windigen Gesellen, die alle Augenblicke den festen Boden der Thatsachen verlassen und in der Luft herumflattern, wie es ein anständiger Hund niemals thun würde. Nach Erledigung seines Frühspaziergangs hat er dann im Hause seine Herrin umständlich begrüßt, ihrer Einladung zum Frühstück mit gewinnender Freundlichkeit Folge geleistet und einen unbewachten Augenblick benützt, um einen Brocken vom Frühstück in einer Ecke, hinter dem Vorhang, zu „vergraben“, als Sparpfennig für etwaige schlechte Zeiten. Und nun haben sie ihn, was nicht oft vorkommt, allein gelassen mit jenem Wesen, das dort in dem Korbe liegt. Welch günstige Gelegenheit, dieses Wesen einmal endlich etwas eingehender zu studiren! Wenn Menschen dabei sind, darf er es ja nur aus einer sorgfältig zu beobachtenden Entfernung betrachten. Einmal hat er versucht, sich auf Schnuppernähe heranzuschleichen, aber sein Herr hat es ihm verwiesen — bei der Erinnerung an diesen Verweis juckt dem armen Grips das Fell noch.

Grips erinnert sich dunkel der Zeit, wo dieses kleine Wesen gar nicht da war. Dann kam eine böse Zeit, wo er sich äußerst still benehmen mußte und seine sanfte Herrin vierzehn Tage lang nicht zu sehen bekam, und als er sie dann wiedersah, hatte sie das merkwürdige neue Wesen im Arm. Grips hatte nie etwas Aehnliches gesehen . . . Und seit der Zeit ist es gerade, als ob dieses sonderbare Wesen die Hauptperson im ganzen Hause wäre. Es gibt nichts, was von dem Herrn und der Herrin und den anderen Menschen so sorgfältig und zärtlich gepflegt würde. Gewisse Dinge gab es ja immer, die sie mit einer merkwürdigen, für Grips ganz unbegreiflichen Eifersucht hüteten. Er weiß es aus Erfahrung, wie böse sie werden können, wenn der Herr sein Sofakissen oder die Herrin ihren Muff plötzlich in der Ecke hinterm Ofen, von zwei Reihen blanker Dackelzähne bearbeitet, wiederfinden. Aber mit dem sonderbaren Lebewesen in dem Korbe da drüben ist es noch etwas ganz anderes. Und niemals würde Grips wagen, es so zu behandeln, wie man seiner Ansicht nach ein Sofakissen oder einen Muff behandeln soll. Nur einmal besehen — beschnuppern — ach, das wird doch wohl verzeihlich sein!

Und langsam, behutsam trottet er dem Korbe näher und legt, für alle Fälle freundschaftlich wedelnd, die eine Vorderpfote an das Gestell.

Wie es heißt, weiß er ja schon: Bubi heißt es. Das muß der eigentliche Name sein, den hört er am öftesten. Auch noch viele andere. Aber das ist er von sich selber gewöhnt. „Schlingel, Spitzbube, gutes Hundchen, Krummbein, Schlappohr, schwarzer Satan“ — das hat er alles schon oft genug gehört und hört auch darauf, aber eigentlich heißt er doch Grips. Und das da heißt Bubi. Aber was ist es nun eigentlich?

Die zweite Vorderpfote stemmt sich neben die erste, und ein spitzschnauziges, rauhhaariges Hundegesicht mit einem gelben Fleck über jedem der beiden neugierigen braunen Augen guckt in den Korb, kaum einen Fuß vor Bubis Näschen — wenn man das schon ein Näschen nennen kann.

„Das ist ja eine reizende Ueberraschung,“ denkt Bubi und läßt die übertroffene Gummipuppe mit schnödem Undank fahren. Diese blanken Lichter unter den gelben Flecken hätte es schon längst so gern 'mal in der Nähe gehabt. Und dann die vielen, vielen weißen Dinger in dem Maul, und dazwischen das schöne, lange, rosenrote Ding! Solche Farbeneffekte liebt Bubi. Vergnügt strampelt es mit den Füßchen und lallt und lächelt den Besucher an.

„Ja, es ist merkwürdig!“ denkt Grips. „Augen hat es wie ein Mensch, auch solche Haut; keine Haare um den Mund hat es, ganz wie meine Herrin; der Herr hat ja einen Bart — also ein Herr kann es jedenfalls nicht sein. Aber ist es denn überhaupt ein Mensch? Kaum. Es liegt ja ganz still. Es kann ja nicht gehen. Und was für Töne! So spricht kein Mensch. Ach, und es hat gar keine Zähne!“

Und selbstgefällig leckt er sich über die eigenen tadellosen Zahnreihen. Daß er selber vor knapp dreiviertel Jahren noch nicht einmal offene Augen, geschweige Zähne hatte und als ein hilfloses, winselndes Päckchen Unglück zwischen den Pfoten seiner Mutter lag — davon weiß Grips natürlich nichts. In diesem Punkte ist er so vergeßlich wie ein Mensch.

„Nein,“ wiederholt er sich, „das ist kein Mensch, und es wird auch wohl keiner. Was es nur sein mag?“

Und ganz vom Forscherdrang beseelt, senkt er die schnuppernde Nase tief auf das weiße Deckchen.

Da fühlt er plötzlich, wie sich etwas mit unverkennbarem Fingergriff in sein schwarzes Nackenfell einkrallt und ganz empfindlich zupft. Und wie er quickend in die Höhe fährt, wibbelt ein Händchen vor seiner Nase her, und in dem Händchen steckt ein Bündel von seinen besten schwarzen Haaren.

Und in diesem Augenblicke muß auch gerade sein Herr erscheinen und den Abschluß der Untersuchung bestätigen, indem er mit einer freilich viel größeren und fühlbareren Hand nochmals in das geräumige schwarze Nackenfell greift.

Einige Minuten darauf sitzt Grips wieder in seiner Ecke, Bubi liegt in seinem Korbe und sucht Ersatz für die seinem Händchen entwundenen Hundshaare, indem es mit verzehrendem Eifer am Daumen lutscht, und am Tisch sitzt der Herr und erzählt der Herrin die neueste Schandthat ihres Dackels. Dem aber ist es ganz gleichgiltig, was die beiden diesmal reden. Er wackelt nicht einmal mit den Ohren, wenn man im Gespräch seinen Namen nennt. Eine große Entdeckung hält seine Seele gefangen: Bubi ist doch ein Mensch!

Es ist wirklich einer. Denn diese kleinen, putzigen, weichen Dinger, an deren einem es jetzt eben hörbar saugt — so klein und weich sie sind, kaum so groß wie eine Dackelpfote — es sind doch ganz dieselben unheimlichen Greifer, welche die großen Menschen haben. Es kann sie schon genau so in ein Hundefell einhaken, zerren und Haare auszupfen wie die großen. Und Grips sieht in seinem verdüsterten Gemüt schreckliche Zukunftsbilder aufsteigen. Dieses Bubi wird werden wie die anderen Menschen. Es wird ganz dieselben Künste mit jenem furchtbaren Werkzeug ausüben wie sie. Es wird im stande sein, einen armen Hund mit diesem Werkzeug an sich zu ziehen, fortzuschleppen bis an den Ort, wo der Hund wieder einmal etwas gethan hat, was dem Menschen nicht paßt; es wird ihm dort mit diesem Werkzeug oder gar mit einem darin festgehaltenen Stock das Fell in der empfindlichsten Weise wiederholt berühren, und es wird sogar — das Schrecklichste von allem — im stande sein, selbst dem noch rechtzeitig entwischten Verbrecher den Schlag wie einen Vogel durch die Luft nachzusenden . . .

Aber, wenn es gelingt, Bubi in freundlicher Stimmung zu erhalten, wird es ja wohl auch mit diesem selben wunderbar gelenkigen, vielseitigen und zauberkräftigen Werkzeug den Hund so sanft streicheln, daß ein wohliges Gefühl von der Schnauze bis in die Schwanzspitze rieselt; es wird ihm die verschiedensten leckeren Bissen mit diesem Werkzeug zerkleinern und durch die Luft zusenden und mit ihm böse Leute und große, ungeberdige Köter verscheuchen, die dem armen krummbeinigen Vetter zu Leibe wollen . . . Halten wir uns nur gut mit Bubi!

Grips hat seinen jungen Herrn kennen gelernt.

Sonnenschein.

Von

Hedwig Gräfin Rittberg.

Ein lichter Tag voll Sonnenschein —
Wie der ein Herz erwärmt,
Das sich in banger Not und Pein
Gegrämt und abgehärmt.

Ein lieb' Gesicht im Sonnenschein
Herzwarmer Freundlichkeit —
Das müssen schwere Sorgen sein,
Die nicht sein Blick zerstreut.

Die „neue Rasse“ im alten Aegypten.

Kein Land der Welt läßt sich in der Geschichte so weit zurückverfolgen wie Aegypten: ein Zeitraum von mehr als vier Jahrtausenden dehnt sich vor unseren Augen aus, und fast jeder einzelne Abschnitt desselben hat uns seine Denkmäler hinterlassen, so daß da, wo die geschriebene Ueberlieferung uns im Stiche läßt, die Ueberbleibsel des Menschen und dessen, was seine Hand geschaffen, eintreten, um uns über die Geschehnisse der Vergangenheit aufzuklären. Es ist ein merkwürdiges Bild, das sich uns bei der Betrachtung dieses langen Zeitraumes darstellt: nirgendwo gewahren wir das, was wir eine Urbevölkerung nennen könnten, fortwährend sehen wir, durch gewaltsamen Einbruch oder friedliche Einwanderung veranlaßt, einen Wandel der Bevölkerungsmasse sich vollziehen, Rassentypen kommen und gehen oder fließen, was bei weitem das Gewöhnlichere, in einander über. In der ersten großen Zivilisationsepoche des Landes, die mit der IV. Dynastie im vierten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung ihren Abschluß findet, treten uns nicht weniger als drei verschiedene Volkstypen entgegen: in den höheren Klassen derjenige der vorhergehenden Dynastie und ein anderer, der auf eine Einwanderung aus Mesopotamien deutet, während in der Volksmasse ein negroider oder mulattischer Typus vorherrscht, das heißt ein Menschenschlag, der durch Vermischung weißer und schwarzer Elemente entstanden ist. Das dritte Jahrtausend zeigt uns die aus Asien einbrechenden Hyksos, die ihrerseits von den Südländern des berberischen Typus verdrängt werden. Unter der XVIII. Dynastie findet die große syrische Sklaveneinwanderung statt, die nachhaltiger als irgend ein anderes Ereignis auf die Bevölkerungsverhältnisse eingewirkt hat; um das Jahr 1200 vor Christo wandern die Lybier unter Schischak ein, um 800 vor Christo greift die äthiopische Invasion Platz, dann machen Griechen und Italiker in dem Lande sich seßhaft, der koptische Bevölkerungstypus bildet sich aus, und schließlich kommt die arabische Invasion, die zu der jetzt im Lande vorhandenen, halb aus koptischem und halb aus arabischem Blute gebildeten Volksmischung führt.

So klar und deutlich wir auch die in diesen Bevölkerungsveränderungen als in ihrem äußeren Umriß sich widerspiegelnden geschichtlichen Ereignisse verfolgen können, so hat doch bisher in der älteren Geschichte Aegyptens eine große Lücke geklafft, die man stets noch vergebens zu überbrücken gestrebt hat: der zwischen der VII. und X. Dynastie liegende Zeitraum, der sich von einem noch unbekannten Anfangspunkte im vierten bis zum dritten Jahrtausend vor unserer gegenwärtigen Zeitrechnung erstreckt. Alles, was man zur Lichtung des über diesem Zeitraum liegenden Dunkels versucht hat, ist so gründlich gescheitert, daß ernste Forscher die Meinung ausgesprochen haben, es handle sich hier gar nicht um eine wirkliche Lücke, sondern man habe eine solche nur künstlich ersonnen, um pomphaft der Geschichte des Landes eine noch größere Ausdehnung zu geben.

Zu einer andern Anschauung ist in der jüngsten Zeit der durch seine Ausgrabungsarbeiten an verschiedenen Stätten so berühmt gewordene englische Gelehrte William Flinders Petrie gelangt. Er glaubt, daß die große Zeit des Stillstandes, die in Aegypten dem Zeitraume des Hyksos-Einbruches vorausgeht, wie andere Zeiten des Niederganges durch eine fremde Invasion verursacht worden sei, und stützt sich dabei auf die Ergebnisse seiner während des vorigen Winters etwa 50 Kilometer nördlich von Theben in Oberägypten vorgenommenen Ausgrabungen. Er meint, die Aegypter seien in jener Epoche auf einen kleinen Teil des Landes in der Gegend von Memphis zurückgedrängt worden, wo sie ihre Macht zusammenzogen, um dem Feinde Widerstand zu leisten, während der übrige Teil des Landes von einem Volksstamm eingenommen wurde, der eine von der ägyptischen durchaus verschiedene eigene Zivilisation hatte. Bis über den Ursprung desselben Näheres festgestellt sei, schlägt der englische Forscher vor, diese zuletzt entdeckte der Völkerschaften Aegyptens die „neue Rasse“ zu nennen.

Flinders Petrie hat über zweitausend Gräber und zwei kleine Städte dieser neuen Rasse bloßgelegt und untersucht, und wir sind im stande, uns nach den von ihm zu Tage geförderten Fundstücken eine Anschauung von dem Zivilisationsstande des Volksstammes zu bilden. Es waren Jäger, wie das durch das häufige Vorkommen von Jagdspießen dar-

Digitized by Google

gethan wird; gleichwohl wohnten sie in Häusern, die gleich denen der Aegypter aus Thonziegeln erbaut waren, eine Sitte, die sie wohl erst beim Betreten des Nilthales angenommen haben dürften. Sie waren hochgewachsen, einzelne bis zu zwei Meter, und scheinen nach dem kräftigen Bau ihrer Beine ursprünglich ein bewegliches Bergvolk gewesen zu sein. Ihre Schädel sind schöngeformt, und noch erhaltene reichliche Haarspuren zeigen an, daß in ihren Adern kein Negerblut rollte, denn das Haar ist dunkelbraun und wellig, ohne jede Spur des auf den Neger deutenden wolligen Charakters. Ihre Toten balsamirten sie nicht ein, sondern setzten sie in zusammengezogener Haltung, wobei die Kniee die Arme berührten, in Gruben bei. Bei dieser Beisetzung wurden Feuer angezündet und die Aschenrückstände des dabei verbrannten Holzes in Urnen gesammelt, die mit in das Grab aufgenommen wurden. Die Gräber verraten Aehnlichkeit mit denen von Mykenä; sie sind mit Binsenmatten ausgefüttert und mit einem Holzdache geschlossen. Nichts von alledem, was den Aegypter charakterisirt — Kopfstütze, Schmuckvase, Skarabäus, Amulet, Finger- oder Ohrring — hat sich in den Gräbern gefunden. Die Handfertigkeiten des Volksstammes waren Steinbearbeitung und Töpferei, und in beiden übertrafen sie die Aegypter, obwohl ihnen bei ihren Thonarbeiten der Gebrauch der Töpferscheibe unbekannt war, bei weitem Kupfer war ihnen in seiner Verwendung zu Nadeln und Werkzeugen bekannt, doch bedienten sie sich auch noch des Feuersteins. Hieroglyphen oder andere Schriftzeichen waren bei ihnen nicht im Gebrauch, es finden sich indes Marken zur Kennzeichnung von Gegenständen, in welchen man den Anfang einer Art von Bilderschrift erkennen könnte. Die neue Rasse hatte sich über den ganzen südlichen Teil des Landes ergossen und allem Anschein nach dabei die Aegypter, soweit dieselben von ihr nicht verdrängt wurden, nicht einmal als Sklaven behandelt. Sie scheinen von Westen gekommen zu sein und da von Aegypten Besitz ergriffen zu haben, wo die westlichen Oasen einen bequemen Zugang darboten, wie auch ihre Kunstfertigkeiten auf einen westlichen Ursprung hindeuten. Man möchte versucht sein, sie für Lybier oder den südlichen Zweig des gräko-italischen Volksstammes aus der jüngeren Stein- oder der älteren Kupferzeit zu halten.

Altägyptische Ausgrabungen.

Professor Flinders Petrie hat kürzlich im University College in Gower Street in London eine sehr interessante Ausstellung einzelner seiner Hauptfundstücke veranstaltet, und wir geben in unseren Abbildungen einiges daraus wieder. Wir finden unter denselben bemerkenswerte, wenn auch nicht sonderlich weit gediehene Versuche, die menschliche Gestalt in künstlerischer Weise wiederzugeben (Figur 2, Figur 3). Interessanter dürfte ein anderes Kunstwerk sein (Figur 1), ein Vasenbild, das man, wenn es auch nur einfarbig ausgeführt ist, versucht sein könnte, eine „Farbenskizze“ zu nennen, und das sich etwa als „Landschaft mit Schiffen“ bezeichnen ließe. Nach Flinders Petrie stellt es ein von Rudern fortbewegtes Boot mit zwei hüttenförmigen Kajüten oder Kabinen dar. Bemerkenswert ist das Fehlen des Mastes und jeder Segelvorrichtung. Die neben der rechtsseitigen Kajüte sich erhebende Stange hat lediglich den Zweck, das den Eigentümer oder den Stamm anzeigende Abzeichen zu tragen. Im vorliegenden Falle besteht dieses Abzeichen aus fünf Hügeln. Auf anderen Vasenbildern erscheinen Schiffszeichen, die drei oder vier Hügel, einen Elefanten, ein Palmblatt oder Pfeil und Bogen zu erkennen geben. Zu beiden Seiten des Schiffes gewahren wir Hügelreihen, durch welche augenscheinlich die Flußufer angedeutet werden sollen; das eine der Ufer wird durch eine Gruppe von drei Straußen belebt. Die ausgestellten Schädel (Figur 7) zeigen zum Teil noch deutlich die erhaltenen Haarspuren; daß das Haar weit länger getragen wurde, als diese Ueberbleibsel andeuten, geht aus den langen Zähnen der erhaltenen Elfenbeinkämme (Figur 4 und 5, ersterer verstümmelt) hervor.

Den hohen Grad von Kunstfertigkeit, über den die Angehörigen der „neuen Rasse“ in der Thonbearbeitung verfügten, verrät ein Gefäß in Stiergestalt, das als Kohlenpfanne, vielleicht als Fußwärmer nach Art der holländischen stovjens, diente (Figur 6), und nicht minder beachtenswert dürfte eine freihändig gearbeitete Malachitvase (Figur 9) sein. Daß bei dem merkwürdigen Volksstamm die Sitte des Tätowirens in Uebung war, deutet eine der schon erwähnten menschlichen Figuren an (Figur 2). Außerdem malten sie sich grüne Ringe um die Augen und zwar mit einem aus zerriebenem Malachit hergestellten Farbstoffe. Sehr zierlich gearbeitete Schiefertafeln, auf welchen dieser Malachitstaub durch Verreibung hergestellt wurde (Figur 8) haben sich in großer Zahl erhalten. Als Beispiel der rudimentären Zeichenschrift kann vielleicht ein in eine Thonvase eingeritztes Zeichen dienen, das eine andere Erklärung schwer zuläßt (Figur 10). Von höchstem Interesse, namentlich für deutsche Besucher der Ausstellung, dürfte ein Ausstellungsgegenstand sein (Figur 11), der sich als ein Kegelspiel zu erkennen gibt, allerdings in Miniaturform, wie sie ja auch in neuerer Zeit noch vorkommt. Die Kegel sind aus Stein geschnitzt und die Kugeln in Erbsengröße aus Syenit hergestellt. Das Einwurfsthürchen setzt sich aus drei lose zusammengeschichteten länglichen Steinchen zusammen, so daß es bei ungeschicktem Wurf aus einander fliegen muß. Man sieht also, wie unrecht man hatte, die Erfindung des Kegelspiels den Mönchen des Mittelalters zuzuschreiben. Schon vor fünftausend Jahren gab es in dem fernen Aegypten Menschenkinder, die sich — und das noch unter erschwerenden Umständen — auf die Kunst verstanden, das rechte oder linke „Holz“ zu nehmen und „alle Neun“ oder „Kranz“ zu schieben! Freilich, das germanische Bier ist ja auch eine ursprünglich ägyptische Erfindung, und so mag es in der That nicht unwahrscheinlich sein, daß die „neue Rasse“, die man, wenn man ihre Ueberbleibsel in Italien oder am Ganges entdeckt hätte, nun und nimmer mit dem alten Aegypten in Zusammenhang bringen würde, einen, wenn auch versprengten Zweig des großen indo-europäischen Volksstammes darstellt.

l. h.

Digitized by Google

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Carl Herpfer: Ein Geständnis.

Digitized by Google

Bannerträger und Ehrenjungfrauen, den Festzug eröffnend.
Die Chremisia.
Zug der Römer.

Die Starhembergwarte bei Dürnstein. — Die Kremser Weinkosthalle auf dem Festplatz.
Musikbande im Kostüm aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.
Wagen der Kaufleute.

Vom Jubiläum der Stadt Krems in Niederösterreich. Originalzeichnungen von J. N. Geller.

Digitized by Google

Flittergold?

Novelle in Briefform
von
C. Schroeder.

(Fortsetzung.)

Alle Wetter! Was für einen Scharfblick sie hat!" lachte der Onkel auf. „Uebrigens, so gleichgiltig wie der Mann im Mond — das ist doch wohl ein wenig stark ausgedrückt?"

„Durchaus nicht zu stark!"

„Na na na!"

„Onkel," rief ich, hitzig in die Höhe fahrend, „ich danke Dir bestens für Deinen freundlichen Vorschlag, aber ich reise nicht nach Olympia!"

„I, wer wird denn gleich —" lenkte er ein, stand auf, faßte mich unter das Kinn und sah mich an mit seinen guten Augen, daß ich mich schämen mußte. „Reisest also wirklich nicht?" fragte er.

„Wenn Du meinst, daß ich — diesem Herrn Lekás nachlaufe —" begann ich stammelnd.

„Thorheit!" unterbrach er mich. „War ja nur Spaß! Ein harmloses Späßchen dann und wann ist einem vielgeplagten Geschäftsmann doch wohl zu gönnen, was?"

Ich nickte.

„Na, dann wäre die Sache ja wieder in Ordnung," meinte er befriedigt. „Ich setze mich also hin und teile meinem Freund Krüger in Pyrgos mit, daß er euch morgen zu erwarten hat. Ist ein gemütlicher Kerl, der Krüger, mit einer ebenso gemütlichen Ehehälfte. Werden euch mit offenen Armen aufnehmen, die beiden."

*

Früh am nächsten Tage ging es wirklich fort.

„Siehst Du wohl, daß es nur die Langeweile war, die Dich plagte?" äußerte der Onkel triumphirend beim Abschied auf dem Bahnhof. „Die bloße Aussicht auf Abwechslung hat Dir schon wieder Rosen in die Wangen gelockt."

Diese sogenannten Rosen gewannen ärgerlicherweise noch an Farbe, indem er sprach. Das mochte seine Gedanken wieder auf Abwege bringen, denn einen Schelm im Auge stand er da, bis die Lokomotive sich in Bewegung setzte. Dann rief er rasch noch in den Wagen hinein:

„Na, grüß mir auch den Korinthenprinzen, Sophie!"

Wie ein Schuljunge, der einen losen Streich ausgeübt hat, so stand er nun auf dem Bahnsteig und lachte, und ich — lachte mit. Ich hätte mich nicht ärgern können, in dem Moment, Lani, wenn ich auch noch so gern gewollt hätte. Ich hatte ein so frohes Gefühl in der Brust, und es ging doch nicht nach Deutschland — es ging doch nur nach Pyrgos.

Franz hingegen schien seine Schwermut unverändert mitzunehmen. Er that, als ob er läse, doch als bei einer Bahnkrümmung die Marmorvilla auftauchte, faßte er sie sehnsüchtig in das Auge, um sie, als sich der Berg davorschob, mit einem Seufzer fahren zu lassen.

„Armer Junge," dachte ich. Laut zu sagen, was mir auf der Zunge brannte, fand ich erst eine Weile später den Mut, als er an eines der Fenster getreten war und, mir den Rücken kehrend, in die Landschaft hinausstarrte.

„Wirst Du — Deinen Freund sehen, Franz?" stieß ich da mit etwas unsicherer Stimme hervor.

„Ich hoffe es sehr," antwortete er, ohne eine Bewegung zu machen.

„Und wirst Du mit ihm sprechen?" forschte ich beklommen weiter.

Wie er mir jetzt das Gesicht zukehrte, wandte ich das meine hastig von ihm ab.

„Sprechen?" wiederholte er in fragendem Ton.

„Von Deiner Liebe zu Irenen, meine ich."

„Daß ich eine Schurke wäre!" Damit hatte er mir schon wieder den Rücken gedreht.

„Franz," entgegnete ich unter wildem Herzklopfen, „ich bin fest überzeugt, Du verkennst Deine Freundespflicht."

„Ich weiß es besser," versetzte er kurz und schroff.

„Franz —"

Da stand er plötzlich vor mir mit qualverzerrtem Gesicht. „Ahnst Du, was für ein Gefühl es ist," zischte er, „wenn einem ein Messer um und um gedreht wird in einer Wunde? Ja? Kannst Du's Dir denken? Nun, Du bist's, die das Messer dreht in meiner Wunde, mit jedem Wort, das Du sprichst. Willst Du mich verrückt machen?"

„Franz! Lieber Bruder!" rief ich entsetzt und wollte ihm besänftigend die Hand auf den Arm legen, aber er litt die Berührung nicht.

„Wenn Du noch ein Fünkchen von Liebe für mich hast, dann schweige!" befahl er.

Natürlich schwieg ich nun, aber es war mir, als sei über die sonnenheitere Gegend draußen ein schwarzer Schleier gefallen.

Gegen Mittag langten wir in Pyrgos an. Auf dem Bahnhof wurden wir von einem ganzen Menschentrupp mit Jubel in Empfang genommen. Da war Onkels Freund Krüger, ein jovial aussehender rundlicher Herr, mit einer nicht weniger rundlichen Gemahlin. Da waren ein jugendliches Fräulein und ein junger Herr Krüger. Das Fräulein hatte, wohl um die Gelegenheit noch etwas festlicher zu gestalten, einige Freundinnen mitgebracht, der junge Herr mindestens ein halbes Dutzend männlicher Bekannter. Wie ein Phalanx schloß es sich um uns und im Triumph ging es durch die Stadt.

Ich mußte über das Wohlbefinden des Onkels und der Tante erfreuliche Versicherungen geben, mußte mit einer kurzen Biographie meiner eigenen Person aufwarten und hatte eigentlich keinen Moment, um rechts und links zu blicken, aber das Gebäude, in das sich Franz plötzlich stürzte mit dem Ruf: „Dort am Fenster, das ist sein Pädi! Vielleicht ist er selbst zu Haus!" — dieses einstöckige, weißgetünchte, unscheinbare Gebäude sah ich deutlich genug. Es brachte einige Konfusion in meine Gedanken, ich wußte minutenlang nicht, was man mich fragte, und fast noch weniger, was ich antwortete. Dann kehrte Franz zurück mit der enttäuschten Meldung: „Er ist heute morgen fortgeritten, sein Pädi weiß nicht, wohin," und da nun gar nichts mehr zu erwarten war, konnte ich mich wieder zusammennehmen.

Der Rest des Tages, Lani, ist wie verwischt in meiner Erinnerung. Wir aßen, wir tranken und sagten einander höfliche Dinge, und ich glaube fast auch, daß wir uns am Nachmittag in einen Wagen setzten und ich mich wiederholt genötigt fand, die Reize der Landschaft zu bewundern. Als ich aber am Abend in einem mit mehr Luxus als Bequemlichkeit möblirten großen Zimmer im Bette lag, stand mir von Pyrgos und seiner Umgebung nichts deutlich vor der Seele, als ein einziges weißgetünchtes, einstöckiges, unscheinbares Haus.

Den nächstfolgenden Morgen färbte dann die Hoffnung gleich ein wenig bunter. Eine Reihe offener Wagen hielt vor der Thür, denn eine ganze Schaar lebenslustiger Leute fuhr mit nach Olympia. Unsere Wirte hatten, um uns größere Ehre anzuthun, mit verschiedenen befreundeten Familien ein Picknick am Abhang des Kronoshügels verabredet. Man versprach sich das beste davon und ich versprach mir auch etwas — nicht von dem Picknick, aber von der Fahrt. Ich dachte mir, wie herrlich es doch sein würde, wenn bei irgend einer Wegwendung ein einsamer Reiter auftauchen sollte. (Gestern abend war er noch nicht zurückgekehrt gewesen.) Ich sah mir daraufhin, daß sie mir vielleicht diese wundervolle Ueberraschung vorbehielt, die Straße, die wir fuhren, einstweilen auch ganz freundlich an, ließ Herrn Lekás, der mir gegenüber saß, spotten über ihre polizeiwidrige Holperigkeit und blickte stillzufrieden auf die Oleanderbüsche rechts und links vom Wege, auf die rieselnden Bäche und grünbewaldeten sanften Hügel, die uns das Geleit gaben. Aber meine Zufriedenheit verlor sich mit der Zeit. Es kamen uns sehr viele Menschen entgegen — ich denke mir, daß wieder einmal ein Fest im Kalender stand, denn ungefähr der dritte Teil des Jahres besteht in Griechenland aus kirchlichen Feiertagen. Sie kamen zu Fuß und auf buntaufgezäumten, mit Teppichschabracken belegten Reittieren, sie trugen ihren besten Putz und nahmen ihre vergnügtesten Gesichter mit in die Stadt, aber jedes dieser vergnügten Gesichter bereitete mir eine neue bittere Enttäuschung.

Die Fahrt war lang, der Weg schattenlos, die Oktobersonne heiß und ich sterbensmüde, als wir in Olympia anlangten. Weniger zum Bewundern aufgelegt konnte niemand sein, aber das Bewundern ward hier Pflicht. Ein paarmal packte mich übrigens die unsterbliche Schönheit auch fast wider Willen. Zuerst that es die der Natur. Hingerissen blickte ich vom Kronoshügel auf das flußumrauschte, von grünen Hügeln überragte liebliche Thal, auf die Berge Arkadiens im Osten und westwärts, über das blaue Meer hinweg, auf das aus der Ferne herdämmernde Zante. Doch bei dem Anblick meldete sich plötzlich mein Heimweh. Ich konnte mich nicht rasch genug abwenden und zu den ausgegrabenen Antiken hineingehen.

Hier ergriff mich der Hermes des Praxiteles, wie mich nie ein Kunstwerk ergriffen hat. Meine Seele beugte sich in Andacht vor der Größe des schaffenden Menschengeistes. Leider kam Herr Lekás dazu. Er ist ein liebenswürdiger Gesellschafter, ich sagte es schon, aber er hat gar zu viel gelernt. Er kann dir die Schönheit antiker Bildwerke mit Gründen beweisen, er sezirt dir den Hermes, hält dir jede seiner Einzelheiten zum Lobe hin und verdirbt dir die Freude an dem Ganzen. Er treibt dir die Andacht aus der Seele und jagt dich selber hinaus. Mich wenigstens jagte er hinaus.

Nun ging es im schwatzenden, lachenden Schwarm über blumenbesäte Wiesen nach dem einstigen Tempelbezirk. Ein weites, weites Trümmerfeld, Lani, kaum ein Stein, der noch auf dem andern liegt. Herr Lekás gab sich alle Mühe, aus hingeschmetterten, zerborstenen Säulen, aus Steinbalken und -blöcken vor meinem Geiste den Zeustempel wieder aufzubauen, aber ich sah nichts, nichts als die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit. Bei der übrigen Gesellschaft fing dann bald der Hunger an, sich zu melden, und sie verlor sich, lachend und schwatzend, wie sie gekommen, in der Richtung einer Sykomore am Kronoshügel, unter der Picknick gemacht werden sollte. Mein Cicerone und ich folgten langsamer, aber auf halbem Wege trieb es auch ihn plötzlich zur Eile. Man werde seiner Hilfe bedürfen, fiel ihm ein, denn es gälte Reisig zusammen zu tragen, um ein Feuer anzufachen, auf dem ein Schaf, das man einem Hirten abgehandelt, am Spieße gebraten werden sollte. Ich bat ihn, sich durch mich nicht zurückhalten zu lassen, ich wolle noch ein Weilchen herumschlendern und mich zum Essen rechtzeitig einstellen. So empfahl er sich dann und ich, statt herum zu schlendern, setzte mich auf einen Stein am Wegrand hin und fing an, Thränen zu vergießen. Es war keine heitere Beschäftigung, aber ich hatte mich doch schon den ganzen Tag darnach gesehnt.

Fertig war ich noch lange nicht, allein vom Trümmerfelde her erschollen auf einmal Stimmen. Ich sprang hastig auf, eilte am Wiesenhang hin und, weil die Thür noch offen stand und ich mir keinen andern Zufluchtsort wußte, zu den Kunstschätzen hinein. Hier stand ich, mir meiner rotgeweinten Augen qualvoll bewußt, und starrte auf irgend etwas, ohne es zu sehen, während die Stimmen näher kamen. Stimmen? Es waren eigentlich nur die Fisteltöne und Nasenlaute des Wächters, der uns vorhin herumgeführt, die ich hörte. Jetzt schwiegen sie. Eine Gestalt erschien in dem Thürrahmen, und wie ich scheuen Blickes hinsah, war es nicht der Wächter, sondern — Manuel Chrysikópulos.

Er that ein paar Schritte, ohne mich zu sehen; er stand fast vor mir, als er wie im Entsetzen zurückprallte.

„Ich hatte keine Ahnung!" stieß er hervor.

„Ich hatte keine Ahnung," wiederholte er in hörbar erregtem Ton. „Ich kam von Arkadien her über den Fluß. Der Wächter sagte mir, daß eine große Gesellschaft anwesend sei, aber unmöglich konnte ich mir denken, daß Sie —"

„Geben Sie sich doch keine Mühe mit der Erklärung," fiel ich ihm bitter in das Wort.

„Sie glauben mir nicht?" fuhr er auf. Der Gedanke, ich könne bezweifeln, daß er meiner wertlosen Person nur ganz zufällig in den Weg geraten, schien ihm sehr fatal.

„Beruhigen Sie sich," versicherte ich mit zuckenden Lippen, „ich glaube Ihnen."

Da wollte er gehen — gehen, Lani! Den ganzen Tag hatte ich nach seinem Anblick gelechzt und nun, nach kaum einer Minute, wollte er ihn mir wieder entziehen. Ich litt es nicht. Ob meine Augen noch

Digitized by Google

Thränenspuren zeigten oder nicht, es war mir völlig gleichgiltig, ich trat ihm in den Weg und fuhr fort in einem Ton, den die Verzweiflung hart und höhnisch klingen machte: „Warum sollte ich Ihnen nicht glauben? Ich weiß ja, daß Sie in Ihrem Thun und Lassen die Konsequenz selber sind. Sie haben beschlossen, mich zu meiden, und Sie werden mich meiden. Sie haben beschlossen, Irene Melás zu heiraten, und Sie werden sie heiraten, gleichviel ob sie einen andern liebt!"

Die Worte waren mir in sinnloser Hast von den Lippen gestürzt, — jetzt erschrak ich vor der Wirkung, die sie gehabt, vor dem schmerzvoll zürnenden Blick, mit dem er mich ansah.

„Das war Ihrer nicht würdig, Fräulein Sophie," sagte er.

„Meinen Sie, es wäre nicht die Wahrheit?" stammelte ich heraus.

„Ich halte Sie keiner Lüge für fähig," antwortete er, „ich sagte es schon, ich habe die höchste Meinung von Ihnen. Eben aber bin ich irre an Ihnen geworden. Sie sprachen, um zu verletzen — eine andere Absicht konnten Sie nicht haben. Ob und wen ich heirate, Ihnen muß es doch gleichgiltig sein. Sie folgten blindlings der Eingebung Ihres Hasses. Der Haß aber ist ein schlechter Ratgeber, er drückt denen, die sich von ihm leiten lassen, mitunter recht — verächtliche Waffen in die Hand."

Darauf hatte ich nichts zu entgegnen, keine Silbe. Ich konnte nur das Gesicht abwenden und flammend rot werden vor Scham, denn recht hatte er. Verächtliche Waffen hatte ich geführt, wenn es auch nicht der Haß gewesen, der sie mir in die Hand gedrückt.

„Und wer ist es, den Irene liebt?" fragte er nach einer Pause in einem Ton, der so beherrscht war, daß er fast ruhig klang.

Ich schwieg.

„Sie sind mir den Namen schuldig geblieben," sagte er.

„Ich — ich darf ihn nicht nennen," stieß ich angstvoll hervor.

„Sie dürfen nicht?"

„Nein, nein! Er hat es mir streng verboten — er wäre außer sich, wenn er ahnte, daß ich —"

„Er? Sie reden doch nicht etwa von Franz?" Mein heftiges Zusammenschrecken gab ihm Antwort. „Franz?" rief er außer sich vor Erstaunen. „Franz also wirklich? Franz liebt Irene und sie ihn? Nicht im Traum wäre mir der Gedanke gekommen!" Dann, nach kurzem Schweigen: „Aber da hätte ich Ihnen ja unrecht gethan, Ihnen eine falsche Absicht untergeschoben? Sie sprachen in Ihres Bruders Interesse?"

„Nein," antwortete ich mit heftigem Kopfschütteln, „ich dachte nicht an ihn. Sie dürfen mich für so schlecht halten wie Sie wollen."

Mein Ton war hart und schroff. Den Ton mußte er wohl hören, die Thränen, die mir an den Wimpern hingen, konnte er nicht sehen, denn ich hielt mein Gesicht noch immer abgewendet. Ein kurzes Zögern, dann ging er mit einem gemurmelten „Leben Sie wohl!"

Als ich aus der Thür trat, war er meinen Blicken bereits entschwunden. Wie lange ich noch herumwanderte mit einem Herzen, schwer wie Blei, in der Brust, weiß ich nicht. Der junge Krüger war es, der meine Einsamkeit endlich zu stören kam mit der Meldung, der Braten sei vortrefflich geraten und das Mahl könne seinen Anfang nehmen. Da mußte ich, wohl oder übel, mit ihm gehen.

Unterwegs stießen wir auf Franz. Er befand sich in höchster Erregung.

Er habe auf der Straße unten seinen Freund gesehen, berichtete er, habe ihn von weitem angerufen und zu ihm wollen. Manuel aber habe ihn mit einer Handbewegung zurückgewehrt und sei im Galopp davongeritten. Nicht begreifen könne er dies.

Auch der junge Krüger hatte keine Erklärung für die Sache, mein Gesichtsausdruck aber mochte dem Bruder verdächtig vorkommen. Er sah mich ein paarmal scharf an, während wir gingen.

Die Gesellschaft war zigeunerhaft malerisch um ein prasselndes Feuer gelagert. Man begrüßte mich mit Jubel, behauptete, mich vermißt zu haben, und komplimentirte mich auf einen aus zusammengerollten Wagendecken hergestellten Ehrensitz neben Frau Krüger. Da saß ich nun, von der einen Seite mütterlich mit Speise und Trank versorgt, von der andern (durch Herrn Lekás) mit auserlesenen Reiseerlebnissen. Und wenn mir anfangs weder von rechts noch links die Gaben munden wollten, so besserte sich dies mit der Zeit. Stimmungen wechseln, Lani — die meine wechselte auch. Möglich, daß die allgemeine Heiterkeit ansteckend wirkte, möglich, daß — nein, ich weiß Dir und mir gar keinen rechten Grund dafür, aber ich sah mein ganzes Thun auf einmal in rosigem Licht.

Verächtliche Waffen sollte ich gehandhabt haben? Nun ja, meinetwegen, aber zu was für einem vortrefflichen Ziel sie geführt hatten! Franz hatte wahrlich nicht nötig, so finster dreinzuschauen, und ich durfte schwatzen und lachen. Er bekam ja nun seine Irene und Irene bekam Manuel Chrysikópulos nicht. Ich schwatzte und lachte denn auch, hatte die drolligsten Einfälle, wurde so zu sagen die Seele der Gesellschaft.

Gegen Mitternacht erst gelangten wir nach Pyrgos zurück. Unsere Hausgenossen behaupteten, zum Umfallen müde zu sein, Franz fand die Stunde noch günstig für eine Auseinandersetzung mit mir. Kaum war ich in mein Zimmer getreten, so stand er schon auf der Schwelle.

„Du hast ihn gesehen!" zischte er, noch bevor er die Thür hinter sich in das Schloß gezogen hatte.

„Deinen Freund? Allerdings," entgegnete ich, immer noch in meiner gehobenen Stimmung.

„Du hast es gewagt, mit ihm zu reden — von meiner Sache mit ihm zu reden?"

Die maßlose Angst in seinen Zügen kam mir in dem Moment fast lächerlich vor.

„Das habe ich," entgegnete ich, die Lippen kräuselnd.

„Verräterin!"

Mit sprühenden Blicken, mit geballten Fäusten wollte er auf mich los.

„Nur zu!" ermutigte ich ihn spöttisch. „Erwürge mich, weil ich Dir einen Dienst geleistet habe."

Wutgeschüttelt blieb er stehen, wo er stand. „Einen Dienst?" knirschte er. „Ja wohl, den schlechtesten, den mir je ein Mensch geleistet. Einen Dienst, der mich zum Undankbaren macht, zum Dieb und Ehrlosen!"

„Wie kann er nur so übertreiben," dachte ich noch, da ging ein Zucken durch seine Gestalt, seine Züge verzerrten sich, auf einen Stuhl sank er hin und, das Gesicht in den Händen vergrabend, fing er an zu schluchzen, bitterlich.

„Franz!" rief ich, entsetzt zu ihm hineilend.

„Geh!" stieß er heraus. „Komm mir nicht nahe!"

Aber ich ging nicht, ich kniete neben ihm nieder und bettelte und flehte: „Franz, verzeih mir, ich hätte es ja nicht gethan, wenn ich geahnt hätte — ach, ich that es ja auch nicht einmal absichtlich, Franz, es entfuhr mir nur so in der Gedankenlosigkeit und Dummheit — und Franz, lieber Bruder, ist es denn wirklich so schlimm, nimmst Du es nicht gar zu schwer? Wie kannst Du von Diebstahl reden, von —"

„Wenn ich ihm die Braut stehle," fuhr er mich an, „bin ich da kein Dieb?"

„Was kannst Du für den Naturtrieb, der Dich zu ihr und sie zu Dir hinzieht?"

„Was ich dafür kann? Unterdrücken, vernichten kann ich ihn, den Naturtrieb!"

„Franz, es wäre Dir nie gelungen, Du hättest Dich nur selber zu Grunde gerichtet."

„Nun, und wenn auch! Meinst Du vielleicht, damit hätte ich für ihn zuviel gethan?" rief er, die Hände sinken lassend und mich mit zornigen Blicken anfunkelnd.

„Ich meine," entgegnete ich, „Du machst Dir eine schöne, aber — verzeih mir! — doch ein bißchen gar zu exaltirte Idee von den Pflichten eines Freundes gegen den andern."

„Du hast gut reden!" lachte er höhnisch heraus. „Weißt Du, was ich ihm schuldig bin?" — und wie ich ziemlich gleichmütig die Achseln zuckte: „Ehre, Leben — meine Stellung — alles Glück, das mir seit Jahren in den Schoß gefallen ist!"

„Ehre — Leben?" wiederholte ich, ihn groß ansehend. „Ich verstehe Dich nicht."

„Du hast's vergessen," nickte er mit bitterem Lächeln. „Mir wird der Tag, an dem ich für meine verspielte und verschleuderte Ehre betteln ging, ewig im Gedächtnis bleiben!"

„Franz!" rief ich außer mir, in die Höhe fahrend. „Du sprichst doch nicht von jenem Tag nach der Ballnacht vor vier Jahren?"

„Von welchem andern Tag sollte ich denn reden?"

„Und damals — damals kanntest Du ihn, Deinen Freund, schon?"

„Ich ahnte seine Existenz nicht einmal — wußte mir auf der Gotteswelt keinen Freund in meiner bitteren Not, als — haha! — den guten alten Peters!"

„Nun? Und der gab Dir doch das Geld!"

„Ja so," entsann er sich mit einem spöttischen Zucken der Lippen, „das hast Du in Deiner Einfalt die Jahre her geglaubt! Der und Geld geben! Haha! Stundenlang antichambriren ließ er mich und bedauerte dann mit Heuchlermiene, nicht sechstausend Mark disponibel zu haben."

„Großer Gott! Und Du?"

„Ich führte mein Programm weiter aus, ging hin und kaufte mir einen Revolver —"

„Franz!"

„Kaufte mir einen Revolver und besann mich auf ein idyllisches Plätzchen, an dem ich mich möglichst unauffällig aus der Welt schaffen könne. Eine Wiese fiel mir ein —"

„Die Wiese mit dem Erlenbach?" unterbrach ich ihn schaudernd.

„Ganz richtig. Dahin begab ich mich und als ich angelangt war, zog ich meinen Revolver — nicht doch," verbesserte er sich kopfschüttelnd, „so große Eile hatte ich nicht. Erst dachte ich noch ein Weilchen darüber nach, was für eine erbärmliche Summe sechstausend Mark doch eigentlich seien, was für ein Lumpengeld. Der eine gab es hin für ein Gemälde, der andere für ein Pferd — ich hatte sogar einmal einen Narren gekannt, der es für eine Sèvresvase gegeben hatte, für so ein buntes Ding, in eine Zimmerecke zu stellen. Und ich — ich sollte mein Leben dafür geben, mein schönes, junges Leben! Gott, wie schön es mir auf einmal schien und wie häßlich der Tod. Mein ganzes Inneres bäumte sich auf gegen ihn und schrie nach dem Leben. Aber was half's? Ich mußte doch wohl oder übel die Mordwaffe ziehen. Ich that es auch endlich, mit einer gewissen verzweifelten Hast riß ich sie aus der Brusttasche, wollte sie gegen die Stirn heben, da — ward sie mir von einer kräftigen Hand entwunden."

„Gott sei Dank!" stieß ich bebend hervor. „O, Franz! Und Dein Retter —?"

„Den behandelte ich schnöde genug. Als hätte er mich in meiner liebsten Beschäftigung gestört, so stellte ich mich an. Wütend stürzte ich mich auf ihn und wir hatten einen regelrechten Kampf um meinen kostbaren Revolver!"

„Franz und — was ich fragen wollte — er war es wirklich, er selber?"

„Manuel — gewiß!"

„Du kanntest ihn nicht — und er?"

„Er hatte zufällig im Vorübergehen aus dem Laden eines Waffenhändlers einen jungen Mann heraustreten und mit verstörtem Gesicht einen Revolver zu sich stecken sehen. Etwas in diesem verstörten Gesicht hatte eine Erinnerung in ihm geweckt. Der Erinnernug zu liebe war er dem jungen Mann gefolgt."

„So sagte er?"

„Ja."

Der Erinnerung zu liebe! Ich schwankte, ich mußte nach einer Stuhllehne haschen, um mich vor dem Fallen zu bewahren.

„Sprich weiter!" flehte ich mit halberstickter Stimme. „Er gab Dir das Geld — das viele Geld — er, der selber nur wenig hat?"

(Schluß folgt.)

Kriegschronik 1870–71.

20. September. In Schloß Ferrières Fortsetzung der Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Bismarck und Jules Favre.

21. September. Schloß St. Cloud von den Deutschen besetzt.

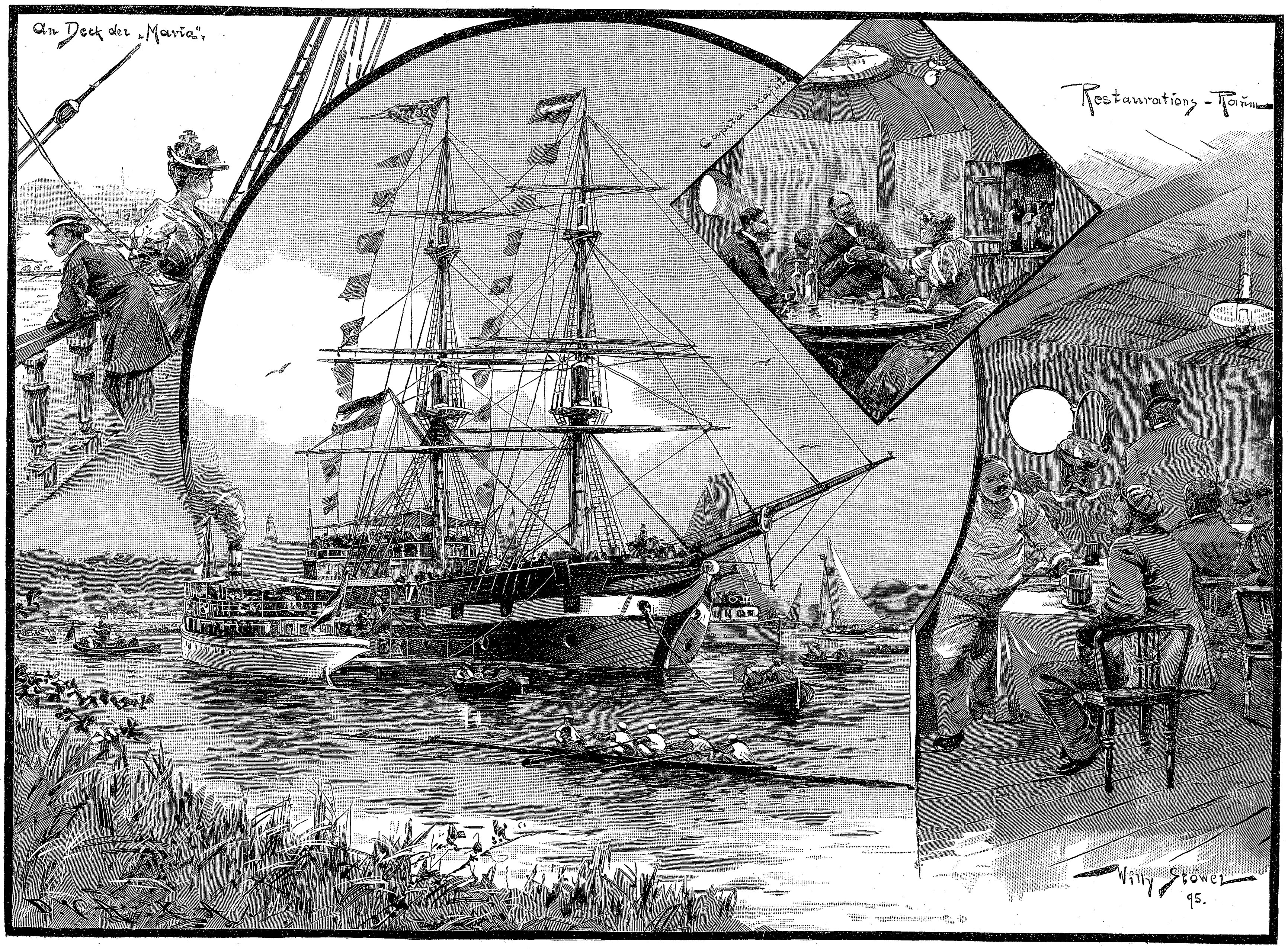
22. September. Die Belagerungstruppen vor Metz schlagen einen gegen Mercy-le-Haut gerichteten Ausfall zurück.

23. September. Toul genommen.

Digitized by Google

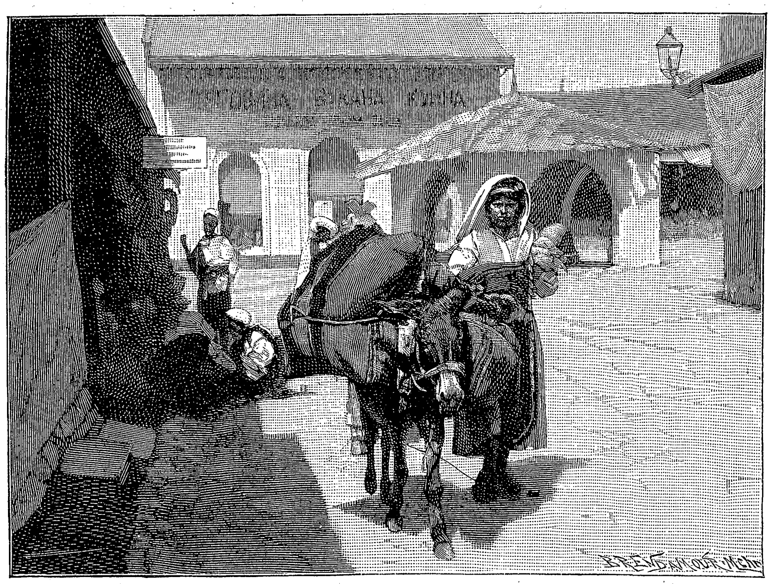
Sein Fläschchen. Nach dem Gemälde von P. Massani.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.



Das schwimmende Wirtshaus in Grünau bei Berlin. Originalzeichnung von Willy Stöwer.

Digitized by Google



Marktplatz von Mostar mit Markthalle.

Aus Bosnien und der Herzegowina.

Reiseskizzen

von

A. Oskar Klaußmann.

Im „Café Luft".

Wenn man die Hauptstraße von Mostar, genannt Glavna ulica, nach der Cypressenmoschee hinuntergeht und damit den Weg nach dem Südlager einschlägt, sieht man ungefähr in der Hälfte des Weges, zur Rechten, den kleinen Marktplatz. Mitten auf ihm steht ein kleines Gebäude, das aus vier im Quadrat zu einander gesetzten gewölbten Bogen und einem viereckigen Dach aus Steinplatten besteht, gewissermaßen die „Markthalle" von Mostar. Dieses Gebäude, welches, wie uns das Bild zeigt, eigentlich nur aus Oeffnungen besteht, führt den Namen „Café Luft", — so hat der früh verstorbene Kronprinz Rudolf von Oesterreich bei seiner Anwesenheit in Mostar das eigentümliche Lokal getauft. Tagsüber ist der Marktplatz erfüllt von Gruppen kleiner Esel, welche es anscheinend für die Hauptaufgabe ihres Lebens halten, zu schreien, erfüllt von Kolonnen von Tragpferden, welche die Landesprodukte herbeischaffen. Gemüse, Holzkohlen, Brennholz in Scheiten sind die Haupthandelsprodukte, und durch einander wogt zwischen den Gruppen der Tiere und den Waren die Menge der Käufer und Verkäufer. Einem Maskenball am hellen Tage gleicht dieser Platz. Die Mohammedaner, Serben und Katholiken in ihrer streng geschiedenen Tracht, die in dichte Schleier gehüllten mohammedanischen Frauen, die in buntfarbige Stoffe gekleideten christlichen Frauen und Mädchen bilden die Staffage in diesem lebensvollen und lebenskräftigen Bilde. Um den Platz herum reiht sich Dutschan an Dutschan;*) der eigentliche Bazar befindet sich weiter unten in der Nähe vom Radoboljebach, aber auch hier rings um den Marktplatz haben Kaufleute und Handwerker ihre Verkaufsbuden aufgeschlagen.

Wenn gegen Mittag das Treiben des Marktes gleich einem kaleidoskopisch-bunten Bilde vorübergezogen ist, steht das Café Luft einsam, und in seinem Schatten liegen nur auf kleinen Teppichen einige Mohammedaner und serbische Männer, welche das Nichtsthun in raffinirtester Weise genießen und dazu das Nationalgetränk, den schwarzen Kaffee, trinken. Ganz in der Nähe von Café Luft hat seinen Dutschan der Kafetschi Alija, ein Mohammedaner, der von der Kultur der Occupation bedeutend beleckt ist. Er ist ein schlanker, verhältnismäßig junger Mann und ein Genie in der Zubereitung des echten türkischen Kaffees. Die Kaufleute und Handwerker, die am Platz ihre Verkaufsstellen haben, sind tagsüber seine Gäste. Jeder von ihnen hat bei ihm sein besonderes Conto, das in höchst primitiver Weise „kurrent" gehalten wird. An einem der Pfosten, die das Dach des hölzernen Dutschan tragen, sind gerade Striche angebracht, und jeder Strich bedeutet einen Ibrik. Ein Ibrik ist eine messingene, innen verzinnte Kaffeekanne von ungefähr 10 Centimeter Höhe, die ungefähr zwei kleine Tassen europäischen Formates enthält; ein solcher Ibrik kostet zehn Kreuzer, und der köstliche Kaffee, den die messingene Kanne enthält, wird aus kleinen Porzellanschalen getrunken, die als Untersatz einen Eierbecher aus Porzellan haben. Diese echt türkische Kaffeetasse führt den Namen Filtschan. Wenn der Abend kommt und die Schatten, die der unmittelbar am Marktplatz aufsteigende Podvelesch in die Stadt wirft, tiefer und dunkler werden, stellt Alija einen langen Tisch in die Markthalle und auf jede Seite eine solide Bank; auch seinen kleinen eisernen Ofen, gefüllt mit glühenden Holzkohlen, stellt er in einer Ecke zurecht, ebenso den Vorrat von frisch gebranntem Kaffee, den er den ganzen Nachmittag in einem hölzernen Mörser mit dem umgekehrten Ende einer Brechstange zu Mehlpulver gestoßen hat. Wenn er noch die Schachteln mit Cigaretten, die in der unmittelbar vor dem Südlager gelegenen Fabrik hergestellt werden, zur Hand gestellt hat, ist Alija fertig und die Gäste können kommen.

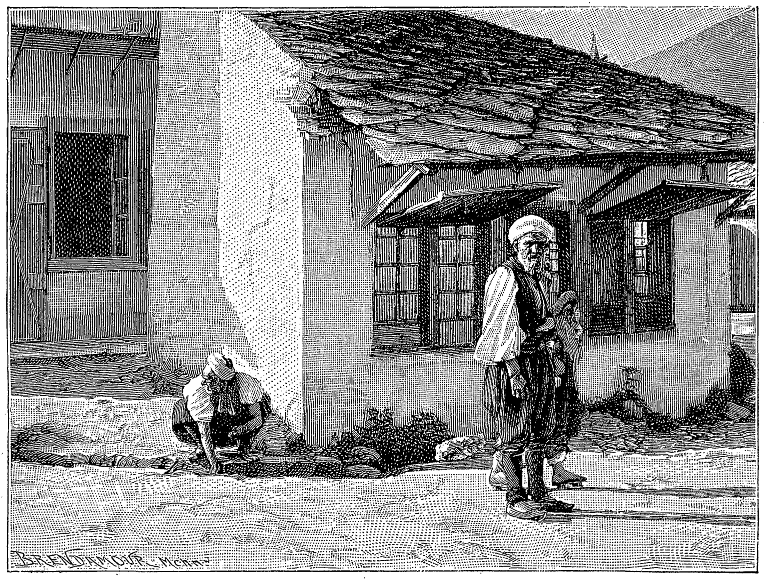
*

In grellem Mondschein liegt der Marktplatz von Mostar. Welch ein Mond ist das! Dem Nordländer erscheint er doppelt so groß wie die Mondscheibe, die er in der Heimat zu sehen gewöhnt ist. Am tiefblauen, selbst leuchtenden Firmament, stehen in goldenem Gefunkel die Sterne, die hier um so viel klarer hervortreten als in unserer nordischen Heimat. Von Zahumje, dem Stadtteil, in dem die Zigeuner und der ärmere Teil der mohammedanischen und serbischen Bevölkerung wohnt, sind wir von einem langen Spaziergange zurückgekehrt. An der gewaltigen Römerbrücke, welche über die smaragdgrüne, rauschende und grollende Narenta dort führt, wo sich der wilde Radoboljebach in dieselbe ergießt, machen wir einen Augenblick Halt. Nach Norden zu wendet sich unser Blick. Da liegt, umrahmt von den Bergen des wilden, zerklüfteten Karstes, im Mondschein blau und violett leuchtend, die türkische Stadt. Schlanke Minarets steigen auf, neben ihnen im Mondlicht glänzende, bleigedeckte Kuppeln der Moscheen. Wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht" erscheint uns dieses Bild! Gewaltsam bricht sich die Erinnerung der Kinderjahre Bahn, da wir mit verhaltenem Atem in den orientalischen Märchen lasen, in unserer Phantasie uns die Orte schufen, an denen die Helden dieser Märchen lebten und litten. Hoch auf der Stirnmauer der Brückenwölbung stehend, halten wir uns fest an den eisernen Traillen des Schutzgitters, die in scharfen, lanzenförmigen Spitzen auslaufen. Hunderte von Köpfen Enthaupteter haben auf den Spitzen dieses Gitters zur Türkenzeit gesteckt. Blut floß an diesen eisernen Traillen hinab in die grünen Fluten der Narenta. Unwillkürlich streifen wir den Rost der Eisentraillen, der an unseren Händen haften bleibt, ab, als fürchteten wir, es sei ein Ueberbleibsel des hier in furchtbaren Glaubenskriegen vergossenen Blutes. Wenige Schritte weiter durch die Thalschlucht schreitend, in welcher der Bazar liegt, kommen wir auf den Marktplatz, und aus dem Café Luft winkt uns der sanfte Schein einer modernen Petroleumlampe, die auf dem langen und einzigen Tische steht. Am Ofen hockt Alija, der uns mit freundlichem „Guten Abend" und der landesüblichen Berührung seiner Brust, seines Mundes und seiner Stirn begrüßt. An dem langen Tisch sitzen schon die „Zecher", jeder vor sich die blanke Messingkanne, den Ibrik, und daneben den kleinen Filtschan.

„Gib uns einen Ibrik, Alija!"

„Gleich, Herr!" antwortet Alija, und während er frisch in dem kleinen messingenen Kochgefäß mit langem eisernen Stiel auf dem Holzkohlenfeuer den Kaffee bereitet, bringt uns sein kleiner Gehilfe mit der Feuerzange eine glühende Kohle zum Anzünden der Cigarrette.

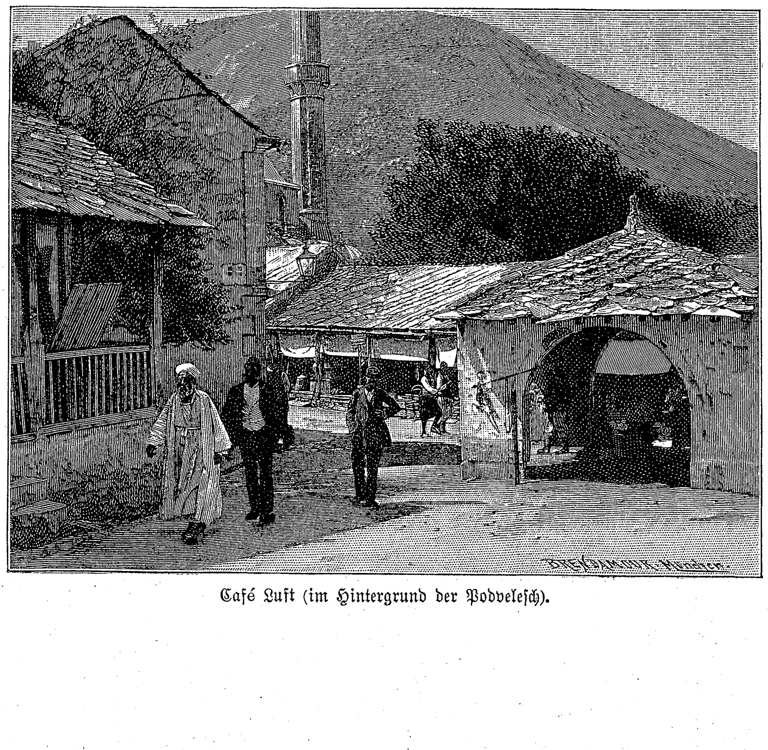
Der Mohammedaner liebt es nicht, den Fremden Feuer durch Streichhölzer erzeugen zu sehen. Es ist mir leider unmöglich gewesen, festzustellen, ob diese Abneigung gegen durch Streichhölzer erzeugtes Feuer auf irgend einen mohammedanischen Glaubensgrundsatz zurückzuführen ist. Genug, der Mohammedaner liebt es nun 'mal, zum Anzünden der Cigarrette die glühende Holzkohle benützt zu sehen, und da er stets diensteifrig mit derselben zur Hand ist, thut man ihm den Gefallen. In einer Ecke dieser Markthalle, beleuchtet von dem Holzkohlenfeuer im kleinen eisernen Ofen, sitzt mit gekreuzten Beinen in saffrangelbem Rock und blauer Pluderhose ein alter Türke, dessen schneeweißer Bart tief auf die Brust herabfällt. Es ist der ehemalige Nachtwächter von Mostar, der durch die Occupation „kalt gestellt" ist, aber noch insofern seines Amtes waltet, als er nachts sich auf dem Marktplatz aufhält. Für Ruhe und Ordnung in der Stadt sorgen bei Nacht nach europäischem Muster eingerichtete Schutzmannsposten und die Militärpatrouillen, die vom Nord- zum Südlager und umgekehrt in gewissen Zwischenpausen ihren vorgeschriebenen Weg machen. Die „roten Deutschmeister", die Offiziere vom 84. Regiment (jetziger Inhaber Herzog Alfred von Coburg-Gotha), haben den größten Teil des Tisches im Café Luft besetzt. Sie sind das Schwesterregiment vom „Hoch- und Deutschmeister",



Café und Rasierstube im Bazar von Mostar (Eckhaus vom Marktplatz).

das in Wien steht und das sich als Regiment echter Wiener Kinder nicht nur in ganz Oesterreich-Ungarn, sondern auch im deutschen Reich eines guten Rufes erfreut. Die 84er tragen rote Kragen und Aufschläge an den Waffenröcken und führen deshalb den Namen „rote Deutschmeister". Die Offiziere sind fast ausnahmslos Wiener, und was sich Gutes, Anerkennenswertes und Liebes von irgend einem Offiziercorps der österreichisch-ungarischen Armee sagen läßt, findet man hier in reichstem Maße verkörpert. Die chevalereske Liebenswürdigkeit, die zurückhaltende und doch zu Herzen gehende Freundlichkeit, die derjenige kennen lernt, der als Gast in diesem Kreise weilen durfte, bleiben eine angenehme Erinnerung für Lebenszeit.

Jener freie, humordurchwürzte Ton, der in dem Gaste das Gefühl der Behaglichkeit und angenehmster Geselligkeit erzeugt, herrscht an dem Tische. Deutsches Wort und deutscher Witz haben hier ihre Statt, und nur einer Wendung des Kopfes bedarf es, um draußen den mondbestrahlten „Orient" zu sehen! Die Berge, die Minarets, die Moscheen, die Türken, die noch durch die Gassen und über den Marktplatz schreiten, sie erinnern uns immer wieder an den Gegensatz zwischen der deutschen Gemütlichkeit drinnen im Café Luft und der bosnisch-herzegowinischen Eigenartigkeit da draußen ... Da kommen die Kadetten und bringen im Triumph Bacsi an. Bacsi heißt im Ungarischen Freund, Genosse, und der liebenswürdige Siebenziger, der in der Uniform eines Militärarztes in den Kreis der fidelen Bekannten tritt, führt den Namen Bacsi, weil er jedermann mit dieser freundlichen Anrede beehrt. Eine hohe, kräftige Gestalt ist dieser siebenzigjährige Militärarzt. Aus der dunklen Kapuze des Uniformmantels blickt uns ein Gesicht entgegen, in dem ein paar lustige Aeuglein uns zwinkernd erzählen, daß wir einen Humoristen, einen heiteren Lebensphilosophen vor uns haben; der gewaltige Vollbart und das Haupthaar sind schwarz (unter uns gesagt: „alles geforben"). Bacsi ist



Café Luft (im Hintergrund der Podvelesch).

*) Verkaufsbude.

Digitized by Google

Ober-Wunder-Arzt, so nennt er sich selbst. Er ist in Wirklichkeit Ober-Wundarzt und behauptet, insofern sämtlichen Potentaten Europas ähnlich zu sein, weil er nicht mehr militärisch avanciren kann. Bacsi war in seinen jungen Jahren ein Jurist, er wurde Stuhlrichter in Ungarn und hatte Aussicht, eine glänzende Carrière zu machen, als die ungarische Erhebung von 1848 kam. Er wurde Husarenoberlieutenant in der ungarischen Revolutionsarmee und mußte bei Villagos die Waffen strecken. Man internirte ihn in einer Festungskasematte und assentirte ihn von dort aus als „Trainfuhrknecht". Mit einigen anderen Ungarn, welche heute zum großen Teile eine politische Rolle in ihrem Vaterlande spielen, reichte er ein Gnadengesuch beim Kaiser ein, um zu erwirken, daß ihnen gestattet würde, sich auf ihre Kosten als Wundärzte für die Armee auszubilden. Nach einem zweijährigen Studium auf dem Josefinum in Wien wurde Bacsi Wundarzt und gab wegen politischer Verhältnisse seinen Grundbesitz in Ungarn auf, um in der militärischen Carrière zu bleiben. Er konnte nur zum Oberwundarzt mit Lieutenantsrang avanciren, und als solcher befindet er sich seit nunmehr fünfzehn Jahren in der Stellung eines Stationsarztes in Mostar. Wie ein Roman klingt die Lebensgeschichte dieses nunmehr in den siebenziger Jahren stehenden alten Herrn. Er ist Junggeselle geblieben und, was viel bedeuten will, ein großer Humorist. Sein schlagender Witz, seine treffenden Bemerkungen, die er stets zur Hand hat, machen ihn zu einem Liebling aller Offiziercorps, die alle drei Jahre auch in Mostar wechseln. Man muß ihm nur eine halbe Stunde zugehört haben, wenn er in seinem köstlichen deutsch-ungarischen Dialekt von niemals stattgehabten Abenteuern mit „vornehmen Damen" erzählt. Man muß ihn bewundert haben, wenn er seine Rätsel und Vexiraufgaben stellt und dazwischen schlagfertig auf alle humoristischen Anzapfungen antwortet. Ja, Bacsi ist eine Sehenswürdigkeit von Mostar! Man kann in Rom gewesen sein und den Papst nicht gesehen haben, aber wenn man in Mostar war und hat Bacsi nicht kennen gelernt, so ist man vergebens dort gewesen. Der Himmel gebe ihm noch recht viele frohe Jahre!

*

Nachtschlafende Zeit ist es; der außer Dienst gesetzte Nachtwächter von Mostar nickt schlaftrunken in der Ecke mit dem beturbanten Kopfe. Nur Alija reicht unermüdlich Feuer zur Cigarrette, setzt immer wieder den bestellten Ibrik vor uns nieder. Es ist eine wahre Orgie in Kaffee, die hier gefeiert wird. Die Signale von Trillerpfeifen schallen über den Platz: die Militäromnibusse, welche die Offiziere nach dem weit entlegenen Nord- und Südlager befördern, sollen abfahren. Die Stunde des Aufbruchs ist gekommen. Morgen früh beginnt der unerbittliche Dienst, und man hat so eine Ahnung, daß trotz des Oktobermorgens wenigstens im Südlager der Herr Oberst um fünf Uhr erscheinen werde — der Herr Oberst, der in den letzten Tagen diverse energische Reden an gewisse Compagniechefs gehalten hat. Durch das Türkenviertel, dessen Straße keine Fenster, sondern nur Thorwege mit Schießscharten aufweist, gehen wir zurück zum Hotel, begleitet von einer Schar säbelklirrender Freunde. Zwischen Kirchhöfen mit mohammedanischen Grabsteinen, durch enggewundene Gassen, in denen der Schritt wiederhallt wie in einer Totengruft, geht es zurück zum Hotel an der neuen Narentabrücke, wo im Café noch die Billardbälle klappern und ein paar unermüdliche Tarockspieler sitzen. Ein echtes Wiener Café ist es, modern eingerichtet mit allem Comfort, aber ich gäbe sämtliche Cafés in Wien und Berlin darum, wenn ich noch einmal wieder sitzen dürfte in solch herrlicher Mondnacht, in so schönem Freundeskreise wie im Café Luft!

Das schwimmende Wirtshaus in Grünau bei Berlin.

(Hiezu die Abbildung Seite 924.)

Die Gewerbeausstellung, die im nächsten Jahre im Treptower Park bei Berlin und auf dem benachbarten Gelände stattfinden wird, wirft ihre Schatten weit voraus. Während Tausende von Arbeitern mit der Herrichtung des Erdbodens und der Gebäude beschäftigt sind, ist ein „Ausstellungsgegenstand" schon seit einigen Wochen fertig, ja bereits im Gebrauch: das schwimmende Wirtshaus auf dem Langen See bei Grünau. Besagtes Wirtshaus ist ein richtiges Schiff, nämlich die ehemalige Rostocker Brigg „Marie", die, für die Fahrt auf hoher See untüchtig geworden, von einem klugen Unternehmer, der die Vorliebe der Berliner für das Seewesen kennt, für ihren neuen originellen Zweck erworben wurde. Um das Schiff nach Berlin zu befördern, wurde es zunächst von Masten und Takelage befreit, sodann horizontal mitten durchgeschnitten und in diesen beiden Teilen durch Oder und Spree nach seinem Bestimmungsorte geschafft, wo die Wiederzusammensetzung so geschickt erfolgte, daß von der früheren Trennung keine Spur zu bemerken ist. Natürlich fand auch eine sorgfältige Reparatur statt, und mit dieser war zugleich eine Umgestaltung der Räume für den neuen Zweck verbunden. Beispielsweise wurde das Zwischendeck in einen Tanzsaal verwandelt und unter Deck wie oben eine Reihe Gastzimmer angelegt. Eine große Küche befindet sich auf Deck. Der Transport und die Herrichtung des Schiffes erforderten einen Kostenaufwand von 23,000 Mark. Die „Brigg Marie" erfreut sich eines außerordentlich regen Zuspruchs seitens der Berliner. Unaufhörlich fahren zahlreiche Boote hin und her, die Landratten an Bord des schmucken Schiffes zu bringen oder die mit Speise und Trank Gelabten ans Ufer zurückzuführen.

Das Gustav Schwab-Denkmal in Friedrichshafen.

Unter großer Beteiligung erfolgte am 25. August im Kurgarten zu Friedrichshafen die Enthüllung des Denkmals für Gustav Schwab, den hervorragenden Dichter und ausgezeichneten Schilderer des schönen Schwabenlandes. Das Monument besteht aus einem Granitblock, in welchen das Medaillonbildnis des Gefeierten eingelassen ist; darunter befindet sich der Name. Die Feier wurde durch den Gesang des Schwabschen Liedes: „Wir kommen, uns in dir zu

Das Gustav Schwab-Denkmal in Friedrichshafen.

baden, Gesang, in dein kristallnes Haus" eröffnet; darauf hielt der Dichter Emil Engelmann die schwungvolle Weiherede. Als Vertreter der Familie Schwab drückte Kriegsrat Schwab aus Stuttgart den Stiftern des Denkmals seinen Dank aus. Im Namen des schwäbischen Albvereins sprach ferner Professor Nägele von Tübingen, und den Manen des Verewigten huldigte Fräulein Kirn, Tochter des Obersteuerrates Kirn in Friedrichshafen, mit einem schön gewundenen, von E. Engelmann verfaßten Sonettenkranz. Der Standplatz des Denkmals ist so gewählt, daß der Dichter gleichsam auf sein geliebtes schwäbisches Meer zu blicken scheint.

Russische Sommerfrische.

Von

Olga Wohlbrück.

Wenn die inneren Rahmen aus den Doppelfenstern gehoben werden, dann heißt es in Rußland: der Frühling ist da! Und wenn der fußhohe schwarze Brei, der wochenlang in allen Straßen der russischen Städte lagert und den Uebergang vom Schnee des Winters zum Staub des Sommers bildet, in breiten Strömen durch die Gassen rinnt, dann heißt es: wohin fahren Sie auf die Datscha?

Mit dem Wort Datscha bezeichnet der Russe das hölzerne villenartige Haus, in dem er die Sommermonate über kampirt, sowie das Land selbst. Während bei uns in Deutschland das Ferienleben auf dem Lande sich durchschnittlich auf sechs Wochen beschränkt, mit Rücksicht auf die nur sechswöchentlichen Schulferien, umfaßt das Datschenleben in Rußland einen Zeitraum von drei, vier Monaten. Ende April russischen Stils sieht man die ersten Möbelwagen die Barrièren der Stadt verlassen, und im Mai glaubt man schon, einer Völkerwanderung beizuwohnen. Große Möbelwagen, einfache Fuhren, Handkarren, Equipagen mit elegantem Gepäck, Iswostschiks (Mietkutscher) mit aufgeladenen Bündeln, folgen einander in bunter Reihe auf dem holperigen Pflaster.

Besonders in Moskau liebt man es, der Stadt zeitig den Rücken zu kehren, und selbst in bescheidenen Verhältnissen lebende Familien scheuen keine Opfer, keine noch so großen Entbehrungen im Winter, wenn sie sich dadurch die Möglichkeit erkaufen können, die Sommermonate auf dem Lande zu verbringen. Und wiewohl das Datschenleben in Rußland etwas so Verbreitetes und man möchte sagen Selbstverständliches ist, sind die Bedingungen nicht leicht, unter denen es ärmeren Familien vergönnt ist, der wahrhaft stickigen Atmosphäre der Stadt zu entfliehen.

Vor allem heißt es, eine ganze Datscha, das ist: ein ganzes Haus mieten, und zwar für die Dauer der ganzen Saison. Hundert Rubel (220 Mark) ist der geringste Preis, und was man dafür bekommt, ist eher eine Hundehütte als ein Haus. Wer aber auf Aeußerlichkeiten achtet, einige hübsche Zimmer haben will, ein gerades Dach über dem Kopf, der muß wenigstens 200 Rubel daran wagen. Für 3 bis 400 Rubel kann man jedoch eine sehr kokette kleine Datscha bekommen mit hübschem Garten, einer kleinen Parkanlage und Balkon — nahezu vor jedem Zimmer.

Eine große Veranda — Terrasse, wie sie hier genannt wird — ist die pièce de résistance jeder, wenn auch noch so kleinen Datscha, und auf ihr entwickelt sich das eigentliche russische Landleben, das in nichts anderem besteht, als im dolce far niente.

Das Nichtsthun ist völlig wörtlich zu nehmen. Die häuslichen Beschäftigungen werden auf ihr Minimum reduzirt, und die Tagesstunden nur nach den Mahlzeiten eingeteilt. Vielleicht daß die Jugend noch das Bedürfnis fühlt, durch Wald und Flur zu streifen, die Eltern rühren sich kaum von ihrem bequemen Terrassensitz. Der Vater liest zum zehntenmal die Zeitung durch, die der Bote um die Frühstückszeit bringt. Die Mutter hält träge eine Stickerei in der Hand, die auf dem Lande niemals fertig gemacht wird. Mir selbst ergeht es kurios genug bei meiner russischen Sommerfrische. Als ich Berlin verließ, mit seinem regen, geistigen Leben, den tausenderlei Ansprüchen, die es an einen stellt, da packte ich zusammen, was ich an Notizen und Material zur Hand hatte.

„In der russischen Sommerfrische," schrieb mir mein Vater, „wirst Du die Muße finden, an der es Dir in der deutschen Hauptstadt so oft fehlt. Hier kannst Du arbeiten, schaffen, kannst alles das ausführen, wozu Du in Berlin nicht kommst."

Nach einem kaum achttägigen Aufenthalt in Moskau fuhren wir auf die Datscha hinaus. Acht Zimmer, vier Balkons, große Veranda, Garten, Park und rings herum Wald — nichts als Wald. Kein gepflegter deutscher Wald, in dem die Bäume so regelmäßig stehen wie in der Allee eines englischen Gartens, sondern ein Wald, wirr und dicht, mit struppigem Gebüsch zwischen den dicken Stämmen und hohem Farnkraut.

Die Wagen mit den gemieteten Möbeln (es ist Datschenbrauch, Möbel, ja sogar Geschirr für die Sommersaison in der Stadt zu mieten, da die kostbareren Möbel der Stadtwohnung bei solchen Umzügen stets arg beschädigt werden) waren natürlich noch nicht da, obwohl sie bereits seit zwei Tagen hätten an Ort und Stelle sein sollen. Ich sage „natürlich", weil in Rußland nur das unnatürlich wäre, was im entferntesten an Pünktlichkeit oder Ordnung erinnern würde. Ein reiner Zufall, daß wir endlich um elf Uhr abends im Besitz unserer Mietsmöbel waren, die ebenfalls „natürlich" nicht ganz den ausbedungenen entsprachen. Ein ziemlich lebhafter Wortwechsel zwischen meinem Vater und den Lieferanten hatte zur Folge, daß einer der Männer in eiligem Lauf den Urjadnik holte (etwas Aehnliches wie Polizeilieutenant) und ich um halb zwölf Uhr nachts das Vergnügen hatte, die Persönlichkeit kennen zu lernen, die in der russischen Sommerfrische eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Der Kampf zwischen den Möbelleuten und uns war ein sehr ungleicher, denn auf dem großen Tisch stand der dampfende Samovar, guter Kornbranntwein, delikater Kaviar, und das liebenswürdige: „Wollen Sie nicht etwas genießen, Herr Urjadnik?" ließ die Wagschale der Gerechtigkeit von Anbeginn sehr zu unseren Gunsten sinken. Natürlich bekamen wir recht, weniger im Hinblick auf unser wirkliches Recht und den Kornbranntwein, den der Herr Urjadnik zufällig „nie" trank, als auf den voraussichtlichen Vorteil finanzieller Art, den solche „Vatseniki" (Landhausbewohner) ihm bieten konnten.

Damals allerdings, in meiner westlich europäischen Naivität, sah ich in dem kleinen, blonden Mann mit dem weißen Kittel der Sommeruniform, von der sich der kurze Degen in schwarzem Lederschaft drohend abhob, nichts als einen gerechten Hüter der Ordnung und des Gesetzes, und unter den Notizen, die ich über die russische Sommerfrische zu machen gedachte, sollte sich eine des Inhalts befinden: O . . . zeichnet sich durch musterhafte Polizeiordnung aus.

Mit diesem erhebenden Gedanken schlief ich das erstemal in der russischen Sommerfrische ein. Nach kaum zwei Stunden erwachte ich voll Schrecken. Unmittelbar vor dem Zaun ein lautes rasselndes Gekläpper und wütendes Hundegebell. War das ein Feuersignal? Oder irgend ein anderes Alarmzeichen? Ich stürzte ans Fenster und riß es auf. Auf dem Hof — alles still. Nur die Hunde bellten am Zaun wütend in den Wald hinein, während ein schwarzer Schatten draußen höllisch klappernd vorbeiglitt. Das Klappern entfernte sich, und die Hunde wanderten beruhigt auf ihre Plätze zurück. Auch ich legte mich beruhigt wieder nieder. Ich mochte kaum zwei Stunden geschlafen haben, als mich abermals Hundegebell und Geklapper aus meinem Schlaf schreckte. Abermaliges Aufsensterstürzen, Lauern, Unruhe — endliches Einschlafen und nochmaliges schreckhaftes Aufwachen. Erst am Morgen konnte ich ungestört ruhen. Als ich aus meinem Zimmer auf die Terrasse trat, wo der brodelnde blanke Samovar zum Morgenthee

Digitized by Google

einlud, fand ich meinen Vater in angelegentlicher Unterhaltung mit dem Herrn Urjadnik.

Auf dem Tisch lag ein Portefeuille mit Geld, und der Herr Urjadnik sah äußerst vergnügt aus. Wie ich geschlafen hätte? Ich erzählte meine nächtlichen Erlebnisse. Der Herr Urjadnik aber warf sich stolz in die Brust: „Das sind meine Wächter gewesen. O, ich halte sie streng. So lange sie klappern, können Sie ruhig schlafen, da kann nichts passiren. Alle zwei Stunden gehen sie an jeder Datscha vorbei. Ihr Geklapper ist ein Zeichen, daß sie auf ihrem Posten sind."

Der Tag gehörte der Einrichtung der Datscha. In mein Arbeitszimmer hatte ich einen unwahrscheinlich großen Schreibtisch bekommen, und mir wurde, offen gesagt, beim Anblick dieses großen Tisches, an dem so sehr viel geschaffen werden sollte, ganz unheimlich. Die Nacht über wurde wieder mörderlich geklappert, und gegen Morgen, als ich eben meine völlige Ruhe gefunden, wurde die Luft von lautem Glockengetön erschüttert. Richtig, es ist ein russischer Feiertag!

Als ich mich an meinen Schreibtisch setzen wollte, hieß es: heute ist es Feiertag, heute ist's Sünde zu arbeiten! Eine Sünde wollte ich natürlich nicht auf meine Seele laden. Und so setzte ich mich denn auf die Terrasse. Da kamen vier Männer an den Zaun und hoben die Mützen. „Gratuliren zum Feiertag!" sagte der eine. „Danke, liebe Leute," erwiderte ich freundlich. Kleine Pause. „Wir sind die Wächter." — „Ach so, ihr seid die Wächter?" Das waren also meine Nachtplagen! Sie sahen ganz harmlos aus in ihren russischen blauen Kitteln, den hohen Schaftstiefeln, den Mützen, auf denen sich ein Blechschild abhob, mit der Inschrift: „Wächter". In der Hand hielt jeder einen dicken Stecken. Die Männer rührten sich noch immer nicht. „Was wollt ihr denn noch?" fragte ich. — „Zum Feiertag gratuliren." — „Nun, ja gut, ich danke euch." In dem Augenblick kam mein Vater heraus. — „Gratuliren zum Feiertag, Herr," riefen sie nun völlig hoffnungsfreudig wie aus einer Kehle. „Ihr Spitzbuben, ihr Lumpenhunde, ihr . . . faules Gesindel ihr," antwortete mein Vater, griff aber zugleich in die Tasche und händigte ihnen einen Rubel ein.

„So macht man's," sagte er mir dann lachend, „das gefällt ihnen mehr, als Dein ‚Danke, liebe Leute', damit wissen sie nichts anzufangen."

Eine halbe Stunde später fuhr der Wasserträger mit seiner Tonne am Zaun vorbei. Er füllte gewissenhaft unser vor der Küchentreppe stehendes Faß mit Trinkwasser an, dann schritt er zur Terrasse, die Mütze in der Hand; seine große, weiße Schürze leuchtete feiertäglich über der roten Zitzbluse. — „Gratulire zum Feiertag, Herr!" Seine freundlichen blauen Augen blinzelten dabei vor Vergnügen, und sein Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen.

„Der Teufel ist Dein Herr! Wenn Du noch einmal das Wasser so spät bringst, kannst Du Deine Tonne selbst austrinken. Glaubst Du, ich zahle Dir vier Rubel monatlich umsonst?"

Und dabei fielen einige Silberstücke in die gerundete Handfläche des Wasserträgers.

Jetzt hatte ich das Gratulationssystem begriffen, und beim Defilé der Milchfrau, des Zeitungsboten, Bäckers, Briefträgers und so weiter war ich über meine Pflichten nicht mehr im unklaren.

Dem Feiertag folgte eine regnerische, kalte Woche. Die Tage vergingen im Lösen der Frage, wie man die Zimmer erwärmt, denn durch die Balken (die Innenwände sind mit keiner Tapete überklebt, sondern bestehen einfach aus breiten Holzbalken) pfiff der Wind, daß einem ganz unheimlich zu Mute wurde. Als die Sonne wieder über das Land schien, hielten die Mücken ihren Einzug — Mücken, bösartig wie die Moskitos, von deren Stichen Hand und Arm aufschwollen, daß sie in der Binde getragen werden mußten, Mücken, die einen wirklich bis aufs Blut peinigten, und vor denen es keinen Schutz und keine Rettung gab. Daß der große Schreibtisch unter diesen Umständen wieder unbenützt blieb, ist kein Wunder. Und als dann die Tage gemäßigter wurden in der Temperatur, die Mücken verschwanden, als das Manuskriptpapier aus der Schublade herausgeholt wurde — eine neue Plage: Hausdiebe.

Erst verschwanden Eßwaren, dann Kleinigkeiten, endlich ein ganzes Stück Leinwand aus der Kommode und schließlich eine goldene Uhr vom Schreibtisch.

Nun hieß es wieder: der Urjadnik soll kommen, der Urjadnik!

Und er kam, in dunkler Uniform, mit ernstem Gesicht und höflichem Achselzucken.

„Ich werde untersuchen lassen — aber man findet niemals etwas wieder, niemals! Wer läßt auch eine Uhr auf dem Schreibtisch stehen —"

„Aber da kann man ja nichts liegen lassen."

„Gewiß nicht auf der Datscha. Sehen Sie, jetzt ist Ihr Tisch auf der Terrasse gedeckt. Das viele Silber darauf — Sie verdienten, daß einer über den Zaun stiege und es Ihnen stähle."

„Wir verdienten?"

„Ja wohl. Auf der Datscha muß man immer gefaßt sein, daß man bestohlen wird."

„Und Ihre Wächter?"

„Meine Wächter?" wiederholte der Herr Urjadnik beleidigt. „Sind nur dazu da, um die Nachtruhe zu stören!"

Es klappte nicht mehr. Der Herr Urjadnik liebt ernste Fälle nicht. Die Dienstboten wurden verhört, entkleidet, untersucht, sogar die Butterfrauen, die zu ihrem Unglück kurz vorher den Hof betreten hatten, wurden vom Dwornik (Art Portier) trotz ihres Geheuls und ihrer Unschuldbeteuerung zurückgehalten und derselben Prozedur unterzogen.

Natürlich war alles umsonst, und der Herr Urjadnik riet uns freundschaftlich, die „Sache ruhen zu lassen".

Seitdem wird alles verschlossen.

Der Dwornik meint auch, jetzt können wir ruhig sein, bis August. Im August freilich, da kommen die „Lumpen" und wagen sich in der Nacht bis auf die Terrasse, um zu stehlen, was nicht niet- und nagelfest.

„Sogar die Leinwand von den Vorhängen und Markisen haben sie abgeschnitten im vorigen Jahr. Aber Sie können ruhig sein, ich wache. Ich schlafe jetzt sogar draußen im Hof, nicht in meinem Häuschen."

Ein prächtiger Mensch, dieser Dwornik!

Einmal höre ich nachts Stimmen auf dem Hof, Pfeifen, Hundebellen — und keine Klapper. Ich gehe ans Fenster. Draußen steht der Dwornik. Was ist los?

„Ein Spitzbube hat sich eben eingeschlichen, er wollte in mein Häuschen herein, meine Frau ist aufgewacht und hat mich gerufen; der Lump lief auf die Terrasse, ich ihm nach mit den Hunden, er, nicht faul, sprang über den Zaun. Ich habe gepfiffen nach den Wächtern, aber natürlich war keiner zu haben. Zum Glück bin ich da — Sie können ruhig schlafen, ich wache."

Am andern Morgen wird der Dwornik königlich belohnt und man läßt den Urjadnik bitten.

Der Herr Urjadnik ist nicht mehr gnädig.

„Meine Wächter sind stets auf ihren Posten, kann ich Sie versichern. Was aber den Dwornik betrifft," fährt er leiser fort, „so ist das ein alter Schlaukopf. Dessen Stücklein sind mir bekannt. Die ganze Geschichte mit dem Spitzbuben ist erlogen, um eine Gratifikation zu bekommen. Hat er die erhalten?"

„Ja . . ."

„Nun sehen Sie!" Der Herr Urjadnik erhebt sich triumphirend. „Hier bei mir kann nichts passiren. Natürlich müssen Sie Ihre Sachen einschließen und nachts nichts auf der Terrasse stehen lassen. Im übrigen können Sie ruhig sein."

Im übrigen — was meint er damit?

Aber richtig, ich wollte ja arbeiten in der russischen Sommerfrische. Ich suche mir endlich ein schattiges Plätzchen aus, denn im Zimmer ist es zu dumpf, und setze die Feder an.

„Mütterchen, willst Du Erdbeeren kaufen?" klingt es vom Waldesrand am Zaun herüber.

„Nein, nein, geh . . ."

„Schöne Erdbeeren, Mütterchen, und billig!"

„Nein, ich brauche keine, geh nur."

„Ansehen solltest Du sie Dir aber, Mütterchen."

„Mach doch, daß Du weiter kommst!"

Pause. Plötzlich:

„Die Erde soll mich verschlingen, wenn Du sie nicht kaufst, hast Du sie erst angesehen."

Ich antworte nicht und nage nur ärgerlich am Federhalter, ohne auf den Zaun zu blicken. Denn ein Blick, und ich bin verloren.

„Du willst sie also wirklich nicht kaufen?"

Eisiges Schweigen.

„Nun, bei Gott, ich will nichts an den Erdbeeren verdienen, nur loswerden will ich sie — kaufe sie — kaufe sie, mein schönes Mütterchen, Ernährerin, Gott wird Dir Glück geben."

„Fall durch die Erde durch," rufe ich endlich nach russischer Art wütend und rufe die Magd, daß sie der Frau die Erdbeeren abnimmt.

Nun tritt eine kleine Ruhe ein. Schon fliegt die Feder über das Papier, da auf einmal:

„Mütterchen — ich habe Pilze zu verkaufen — eben gesammelt — große Pilze."

Und dieselbe Scene beginnt. Dann kommt ein Fisch-, ein Hühnerhändler, eine Frau mit Eiern oder mit Sahne, ein Spielsachenhändler, und mit jedem einzelnen wiederholt sich der Dialog.

Es ist, als ob die Zudringlichkeit der Händler mit der Wut des Kunden steigen würde. Endlich rufe ich außer mir:

„Wenn Du nicht fortgehst, lasse ich die Hunde los."

Darauf die naive, halb ängstliche, halb freundliche Frage: „Beißen die Hunde?"

„Natürlich beißen sie. Troll Dich fort, sonst lasse ich sie los."

„Ich geh' schon, ich geh' — will Deine Seele vor Sünde hüten. Uff!" Um die Mittagsstunde ist's ruhiger. Und am Nachmittag, da glaubt man gar die Plagegeister los zu sein. Plötzlich klingt es, traurig und melancholisch, wie ein Armensünderglöcklein: Ding, ding, ding! Ein schwerer Bauernwagen rollt heran, von zwei barhäuptigen Männern geführt. Im Wagen ist ein großes Heiligenbild angebracht. Und durch die Stille der heißen Sommerluft klingt es aufdringlich über den Zaun herüber: „Rechtgläubige Christen, Brüder und Wohltäter, helft uns, unsere arme Dorfkirche, den Tempel des Höchsten, neu aufbauen — Gott wird Gnade an euch üben dafür — helft, ihr Wohltäter, helft uns Armen — stützt die Kirche . . ." Ding, ding, ding! Der Wagen holpert weiter über den ungleichen Waldpfad.

Und während das melancholische Ding — ding! noch leise aus dem Wald herübertönt, stellen sich zwei wandernde Musikanten, Geiger und Harfenist, auf und intoniren Anna-Marie!

„Hier, zehn Kopeken, aber keinen Ton weitergespielt."

„Nein, nein, Mütterchen, wir kommen bald wieder."

Nach kurzer Stille erschallt wieder ein langgezogener Ruf:

„Rote Ware, rote Ware — Leinwand, Zitz, Nadeln, Zwirn, rote Ware, rote Ware!"

Das ist der Mann, der am ehesten freundlich aufgenommen wird. Auf ein Zeichen schleppt er den schweren Kasten auf dem Rücken herbei und deponirt ihn auf der Freitreppe der Terrasse. Das ganze Hausgesinde kommt herbei, und der Händler kramt aus. Meist ist es ein Bauer, der drei, vier Monate nur Kaufmann ist, um dann mit einem Reingewinn von etwa 80 Rubeln (180 Mark) zur Heuernte wieder bei Weib und Kind zu sein. Dadurch aber, daß er in Moskau oder einer großen Stadt seine Ware einkauft, hat er von Welt und Menschen mehr gesehen als andere kleine Gelegenheitshändler. Seine ständige Redensart, wenn man ihm nichts abkaufen will, ist: „Unterstütze doch den Handel, Mütterchen!"

Eine wahre Spezialität der russischen Sommerfrische sind die „Abgebrannten". Jeder Bettler ist ein Abgebrannter, und sein Betteln ist weniger ein Bitten, als ein Fordern, wenn auch ein Fordern in liebenswürdiger Form: „Gib mir zwei Kopeken, Mütterchen, damit hab' ich auch genug. Wenn jeder 'was gibt, kann ich mir doch mein Häuschen wieder aufbauen!" Manchmal treten die Abgebrannten scharenweise auf und stellen sich alle zusammen an den Zaun. „Wir haben ein Dokument, wir sind Abgebrannte und müssen für unser Dorf sammeln — gib uns etwas. Der liebe Gott schenkt Dir dafür Gesundheit."

Und so ist es Abend geworden, und das Manuskriptpapier wandert in seiner weißen Unschuldsfarbe wieder zurück in den Schreibtisch.

Will man diesen ungebetenen Störern entgehen, dann macht man Spaziergänge. Am Morgen baden die meisten. Es gibt einzelne „Nummern" (Badebassins für Abgesonderte) und ein allgemeines Bad. Die meisten wählen das letztere. Und da das Baden im allgemeinen Bad nur 10 Kopeken kostet, so sieht man die Bäuerin, die ihre bloßen Füße durch den Staub der Landstraße geschleppt hat, neben der Gattin eines reichen Datschenbesitzers im Wasser pritscheln. Badekostüme sind in Rußland unbekannt, und jede Frau, die sich eines solchen bedienen würde, käme in den Verdacht, ein Krüppel zu sein. Die Intimität des Badebassins bedingt aber noch keineswegs die Intimität des Zusammenlebens auf trockenem Lande. Man ist im Gegenteil recht abgeschlossen auf der Datscha, und die Musik, die allwöchentlich auf einem Rundplatz oder in dem Reunionhause spielt, versammelt nur die Landbewohner, ohne sie zu vereinen. Hie und da finden des Abends Theatervorstellungen statt, oft unter Mitwirkung von ganz guten Kräften, aber der Russe will im Sommer nichts wissen vom Theater, und so gehen die meisten Sommertheaterunternehmungen elend zu Grunde.

Jetzt eben ist der Herr Urjadnik da und meldet meinem Vater, daß, wenn er noch einmal aus seinem Revolver schießen würde, er Strafgeld zahlen müßte.

„Ich habe nur geschossen, um etwaige Diebe vor Plünderungsversuchen abzuhalten," erklärt mein Vater. „Glauben Sie, es ist ein Vergnügen, bestohlen zu werden?"

„Meine Instruktion ist formell," antwortet der Herr Urjadnik, „und wenn ich das Schießen noch einmal höre . . ."

„Sie werden es aber nicht hören," sagt mein Vater mit Nachdruck und drückt dem Urjadnik ein wenig langsam die Hand.

Der Herr Urjadnik lächelt. „Schießen Sie wenigstens nicht so laut," bittet er, indem er einen schüchternen Versuch macht, witzig zu sein in einer so heiklen Situation.

Ich glaube, wir sind beim Herrn Urjadnik wieder in Gnade. Und das ist die Hauptsache in der russischen Sommerfrische.

Zum Arbeiten ist die russische Sommerfrische jedoch nicht geeignet. Das beweist mein kleiner Bericht, den zwanzig Händler, ein Dutzend Bettler und ein halbes Dutzend Musikanten zu einem vorzeitigen, aber dem Leser gewiß nicht unerwünschten Ende gedrängt.

Die Einweihung der Rochuskapelle bei Bingen am Rhein.

Am 18. August, während am rechten Rheinufer Scharen von Kriegern, die vor fünfundzwanzig Jahren Blut und Leben für Deutschlands Ehre eingesetzt hatten, froh und dankerfüllt zum Niederwald hinaufstiegen, dort zu den Füßen der stolzen Germania das Gelübde der Treue für Kaiser und Reich zu erneuern, bot das gegenüberliegende Ufer dem Beschauer gleichfalls ein großartiges bewegtes Bild. Ein unabsehbarer Festzug wand sich auf dort, langsam fortschreitend, den Hügel hinan, der sich im Norden der Stadt Bingen in sanfter Steigung zu beträchtlicher Höhe erhebt und in einer schroffen, der weiten Ebene vom „goldenen" Mainz zugewendeten Wand abfällt,

Digitized by Google

den langen Bergrücken jäh endend. Dort von dem äußersten und höchsten Punkt des Berges schaut weit ins Land hinein die Rochuskapelle, ein schmucker, stattlicher Bau. Zu ihr wallen die Tausende und aber Tausende in schier endlosem Zuge voll Farbenpracht und blendendem Glanze. Nie hat Bingen dergleichen gesehen. Nie aber auch hat es eine Veranlassung gegeben gleich dieser, die eine Entfaltung solchen Pompes gerechtfertigt hätte. Es galt die Einweihung der seit ihrer ersten Erbauung im Jahre 1666 oftmals von schweren Schicksalsschlägen betroffenen, vor mehreren Jahren durch Blitz gänzlich zerstörten, nunmehr aber nach dem Entwurfe des Architekten Max Meckel herrlich wieder erbauten Kapelle des heiligen Rochus, des Wunderthäters in böser Krankheitszeit. Sechs Kirchenfürsten in all der Pracht, die bei großen Anlässen sie zu umgeben pflegt, nahmen an dem Feste teil. Sämtliche Gemeinden der Umgegend nahen aus allen Richtungen in feierlichem Zuge, sich der Hauptprozession, die sich von der flaggengeschmückten Stadt Bingen aufwärts bewegt, anzuschließen. Tausende von Fremden sind herbeigeströmt, das prachtvolle Schauspiel zu genießen. Sie gehen neben dem Zuge her oder suchen auf beschwerlichen Pfaden durch die Weinberge die Höhe zu erklettern, um schon vor dem Eintreffen der Prozession dort zu sein.

Unten aber fließt in majestätischer Ruhe der Rhein. Seine glatte Fläche spiegelt das glanzvolle Bild wider, und die Jubelklänge, die von beiden Ufern zu ihm herniederschallen, trägt er in mächtigem Widerhall hinauf, hinab, weit in die Lande hinein. Es währt lange Stunden, ehe die Höhe erreicht und der Einzug in die Kapelle vollzogen ist, die nur einen kleinen Bruchteil der Menge aufnimmt. Während der erhebenden Feier im Innern der Kirche lagern draußen Tausende auf ihren Knieen in stillem Gebete.

Die St. Rochuskapelle auf dem Rochusberge bei Bingen am Rhein.

Nach einer photographischen Aufnahme von J. B. Hilsdorf daselbst.

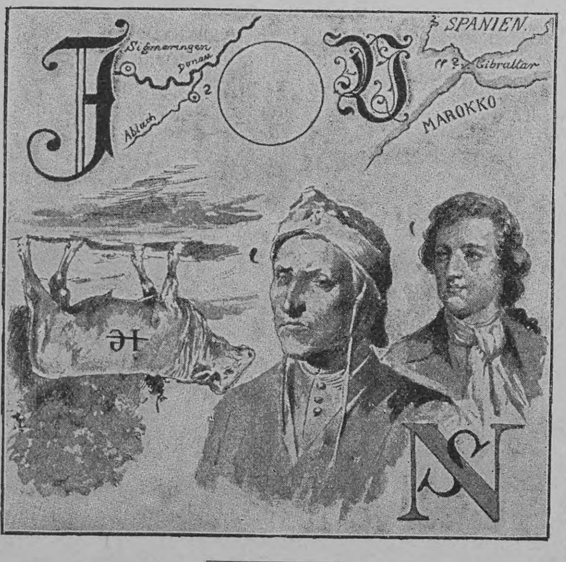
Die kirchliche Feier ist beendet, und nun beginnt das eigentliche Rochusfest, wie es alljährlich und seit Jahrhunderten an diesem Sonntag gefeiert wird, in ausgelassener Fröhlichkeit und reichlichem Genießen. Der ermattete Körper hat auch ein Recht auf Erquickung erworben, und in ausgiebigster Weise ist Sorge getragen, daß ihm zuteil wird, was er bedarf. In zahlreichen großen Zelten und kleinen Buden, die gegen den Sonnenbrand Schutz bieten, wird alles gereicht, was der Mensch wünscht, zumal ein Rheinländer. An Wein gebricht es nicht. Allen Respekt vor den mächtigen Fässern, die dort im Schatten lagern! Ein appetitreizender Duft beginnt durch die weihraucherfüllte Luft zu dringen. Dampfende Würstchen und braungebratene Rippchen werden dargeboten. Brot und Kuchen in vielgestaltiger Form ist reichlich vorhanden. Alt und Jung vereinigen sich zu fröhlichem Trunk und Imbiß.

Es war vor einundachtzig Jahren, am Tage des Rochusfestes, als sich ein großer Gast unter den Feiernden befand. Auch ein Fürst — ein Fürst des Geistes: Goethe. Von ihm besitzen wir in seiner „Rheinreise" eine unübertreffliche Schilderung des damaligen Rochusfestes. Nach einem Entwurfe von des Dichters Hand führte die Malerin Luise Seidel ein Bild aus, den Schutzpatron der Kirche darstellend, das bei der Einäscherung des Gebäudes gerettet wurde und nunmehr auch in dem Neubau eine Stelle gefunden hat.

M. R.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Auflösung des Logogriphs Seite 896:

Gastronomie — Astronomie.

Silbenrätsel.

Auf meiner 1 thust niemals du die 2,
Und doch thust gerne du zur 1 die 2;
Stellst du die Lettern um ein wenig nur,
Und wirfst, was doppelt ist, als nutzlos weg,
So wird mein Wort verwandelt in Gesang,
Dem Dichterohr vernehmbar aus 1, 2.

Zweisilbige Charade.

Verlangt es dein Erstes,
Zur Letzten greif freudig,
Und sei auch im Ganzen
Noch jugendlich schneidig! (M. Sch., Kassel.)

Auflösung des Bilderrätsels Seite 896:

Die Buchstaben der oberen zwei Zeilen gehören den Sternen oberhalb des Erdballes, dagegen die Buchstaben der zwei unteren Zeilen den Sternen der unteren Hälfte an. Zuerst werden alle ober den kleinen schwarzen Sternen stehenden Buchstaben und zwar die der ersten und zweiten Zeile, dann in der unteren Hälfte die der dritten und vierten Zeile abgelesen; ebenso werden dann die Buchstaben der großen weißen Sterne behandelt. Das Resultat ist die Sentenz Baccioccos: „Wenn der Neid ein Fieber wäre, so hätte es die ganze Welt."

Auflösung des Worträtsels auf Seite 896:

O Schatz! — Oschatz.

Auflösung der fünfsilbigen Charade Seite 896:

Marienwerder.

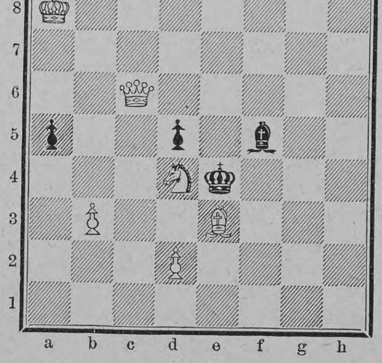
Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 42.

Von **Isidor Groß** in Karlstadt (Kroatien).

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 39 S. 880:

W. 1) Sg3—e2
S. 1) Kd5—c6
W. 2) Lg2—e4:+
S. 2) Kc6—b5, Tc5—d5, d6—d5
W. 3) Ta8—a5, Df8—e8, c5: matt.

A.

S. 1) Kd5—e6:, e5—d4:
W. 2) Df8—f5+
S. 2) K—d5, c6
W. 3) Lg2—e4:, Se2—d4: matt.

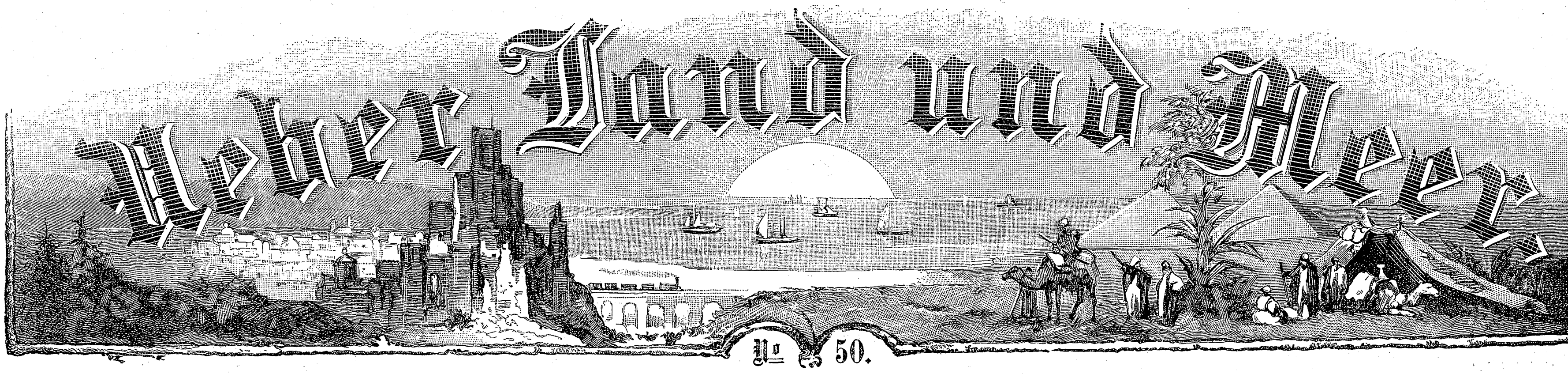
B.

S. 1) Sc8—e7 oder beliebig anders
W. 2) Lg2—e4:+
S. 2) Kd5—e6:, e4:
W. 3) Df8—e7: bezw. f5, f3 matt.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Ed. E. in St. und Fräulein Toiska Krzywon in Skotschau zu Nr. 37.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

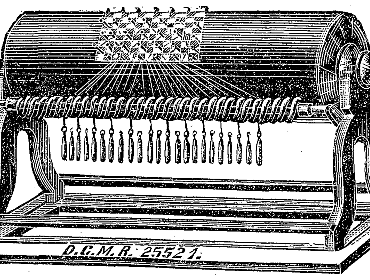


№ 50.

Unter uns.

Verbessertes Klöppelkissen.

Eine wesentliche Erleichterung für die jetzt so beliebte — unter anderem auch als Handarbeit von den Aerzten empfohlene — Klöppelarbeit ist von Fräulein **Margarete Grünstein** (Berlin-Steglitz, Albrechtstraße 110) eingeführt worden. Die Zeichnung macht die durch Musterschutz ausgezeichnete wesentliche Verbesserung auch für den Laien anschaulich. Die klöppelnden Damen werden erkennen, daß erstens: das zeitraubende Umstecken der bisher im Gebrauch gewesenen Klöppelfädenhalter (Antimacassar-Nadeln) durch den fest-



stehenden verbesserten Klöppelfädenhalter gänzlich fortfällt und daß zweitens: das lästige Zurückrollen des Klöppelkissens beim Anziehen des Fadens während der Arbeit absolut ausgeschlossen ist, indem eine Hemmvorrichtung nur das Vorwärtsrollen des Kissens gestattet. Ein weiterer, wenn auch nebensächlicher, so doch immerhin willkommener Vorzug des neuen verbesserten Klöppelkissens ist seine leichtere Transportirfähigkeit, indem die Fäden bleibend getrennt gehalten werden und sich darum nicht bei jedem Anstoß wie bisher verwirren. Schließlich fällt noch ein Moment in die Wage und zwar das bedeutend geringere Gewicht des Kissens samt Gestell, welch letzteres überdies in seiner geschmackvollen Einfachheit den ganzen Apparat gefällig abschließt. Das Kissen kann von der Erfinderin bezogen werden.

Platycerium alcicorne Desc. Geweihfarn.

Dieses hübsche Farnkraut gehört zu der Familie der Polypodiaceen, deren Arten sich durch besondere Formenschönheit auszeichnen. Man zieht sie in den Warmhäusern der Gärten und verwendet sie da häufig zur Bekleidung feuchter Mauern. Die Pflanze gedeiht aber auch im Zimmer und ist besonders interessant, wenn sie gleich einer „Luftorchidee“ auf ein mit Rinde versehenes Holzklötzchen gebunden und über der Thür aufgehängt wird. Zu diesem Zwecke

schneidet man von irgend einem 14 bis 16 Centimeter im Durchmesser haltenden Rundholz (Baumast) ein circa 25 Centimeter langes Stück ab, spaltet es mitten durch und verwendet die eine oder andere Hälfte davon zur Aufnahme der Pflanze, legt das gewählte Stück mit der flachen Seite auf den Tisch und bringt auf die Mitte des berindeten Teils ein der Größe des Wurzelstocks entsprechendes Stück Moos. Auf das Moos legt man eine daumendicke Lage Erde, zusammengesetzt aus Lehm, Heideerde und zerkleinerter Holzkohle; dann setzt man den Wurzelstock darauf, füttert die Wurzeln gut mit Erde aus, überdeckt letztere genügend mit Moos, welches man mittelst galvanisirten Drahtes derart befestigt, daß keine Erde durchfallen kann. Ist dies geschehen, so taucht man den Klotz mit der Pflanze so lange ins Wasser, bis die Erde vollgesogen ist, läßt ihn abtropfen und hängt ihn mit der an der Rückseite angebrachten Oese an einem Nagel über der Thür auf. So oft die Erde trocken wird, taucht man das Klötzchen in einen Kübel voll Wasser. Zu empfehlen ist, am unteren Ende des Klötzchens einen Untersatz von Zink anzubringen, damit das etwa noch abtropfende Wasser nicht auf den Zimmerboden fällt.

M. L.

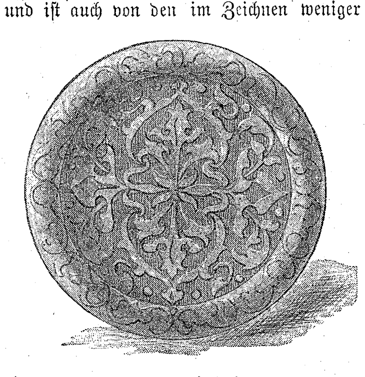
Liqueurgeschenk.

Ein hübsches Geschenk für Touristen, Velocipedisten, überhaupt Herren, die gerne Tagesausflüge machen, ist eine Schachtel mit 12—24 kleinen Fläschchen Liqueur. Man kauft ganz kleine Fläschchen, welche die Fasson der Weinflaschen haben, aber nur den Inhalt eines großen Liqueurglases fassen. Diese füllt man mit irgend einem guten Liqueur oder feinen Rum, verpfropft sie fest, umwickelt den Hals mit Staniolpapier, klebt eine kleine Etikette oder ein hübsches komisches Bildchen auf das Fläschchen und verpackt nun 12 Stück mit Holzwolle oder farbige Papierschnitzeln in eine schöne Schachtel oder Körbchen. Der Herr kann dann ein oder mehrere der Fläschchen zu seinen Ausflügen mitnehmen und sind dieselben geleert, ruhig an Ort und Stelle zurücklassen, so daß er nicht, wie das oft vorkommt, auf dem ganzen Weg eine halbgefüllte Flasche mitführen muß. Einen kleinen Pfropfzieher, wie man ihn zu den Eau de Colognefläschchen bekommt, sollte man zu diesem Geschenke auch beigeben.

A. S.

Geätzter Teller (Kupfer).

Das Aetzen der Metalle gehört zu den lohnendsten Arbeiten des Liebhaberkünstlers und ist auch von den im Zeichnen weniger



Geübten ausführbar; jedoch mögen letztere ornamentale Muster wie das vorstehende bevorzugen, indem dieselben leicht aufzupausen sind. Man befestigt die auf Pauspapier gebrachte Zeichnung mittelst Wachs auf dem zu ätzenden Gegenstande, legt ein Blaupapier unter und fährt nun die Konturen mit einem harten Bleistift möglichst genau nach. Die Zeichnung haftet fest auf dem Metall, und es kann gleich mit dem Auftragen des Lackes begonnen werden. Hierzu benützt man einen feinen Haarpinsel und folgenden selbstbereiteten Lack, den man während des Malens in ein Gefäß mit heißem Wasser stellt, um ihn flüssig zu erhalten: 2 Teile Asphaltlack, 1 Teil gelbes Wachs und 1 Teil gestoßenes Kolophonium werden unter fleißigem Rühren auf einer heißen Platte in einem Porzellannäpfchen zusammengeschmolzen. Bei der Hochätzung deckt man das Muster, bei der Tiefätzung den Grund gleichmäßig mit dem Lack. Notwendige Korrekturen werden sauber mit der Radirnadel oder einem Messer gemacht.

Halbe natürliche Größe des Aetzmusters.

Das Trocknen des Lackes erfordert im Winter ziemlich lange Zeit, und das Aetzen darf nicht vorgenommen werden, bevor der Lack ganz hart geworden ist. Zeigt er diese Eigenschaft, so bringt man den Gegenstand in vollkommen wagerechter Lage in ein Thon- oder Porzellangefäß und gießt nun 1 Teil destillirtes Wasser und 1 Teil Schwefelsäure hinein. Ist diese Mischung richtig, so steigen alsbald kleine Bläschen vom Grunde auf; große Blasen zeigen an, daß ein schnelles Nachgießen von Wasser, aber vorsichtig, nötig ist. Von dem jeweiligen Stande des Aetzprozesses überzeuge man sich durch Untersuchung mit einem Holzspan; die Finger lasse man im wahren Sinne des Wortes davon. Ist die Aetzung genügend tief, so gieße man schnell die Säure ab und spüle mit reinem Wasser fleißig nach. Der Aetzlack wird mit Terpentin abgerieben und zum Schlusse kann man noch ein gewöhnliches Putzmittel anwenden, um das Metall blank zu machen. Zu beachten ist noch folgendes: Man ätze nie im geschlossenen Raume, am besten auf einem Balkon; und man gieße nie Wasser in die unverdünnte Säure, sondern stets umgekehrt. Zinn und Messing erfordern eine schwächere Aetzlösung, zwei Drittel Wasser und ein Drittel Säure.

L. v. Sp.

Etwas über Essig und Essigessenz.

Unsere Hausfrauen, die jahraus jahrein ihren Essig auf Treu und Glauben vom Kaufmann holen und sich gelegentlich nur wundern, daß er manchmal so verschieden stark an Säure ausfällt und im Sommer vielfach trübe wird und die sogenannten Essigaale zeigt, sie ahnen gar nicht, wie verkehrt und unpraktisch — auch vom Standpunkt der Sparsamkeit aus — sie handeln, wenn sie den Essig ohne Angabe seiner Stärke kaufen. Sie bezahlen in diesem Falle eine ihnen dem Wert nach gänzlich unbekannte Ware, die durch ihre verschieden ausfallende Qualität zudem manche Speisen verderben kann. Je mehr Essigsäure der käufliche Essig enthält, desto besser ist er; die geringeren Sorten, wie Bieressig, haben oft nur 2 bis 5 Prozent Essigsäure auf 100 cbc, Weinessig enthält 7 bis 9 Prozent, während der im Handel als Doppelessig käufliche Branntweinessig mehr als 10 Prozent enthalten soll. Alle diese Essige werden durch die Essiggärung aus verschiedenen alkoholartigen Flüssigkeiten fabrizirt und sie enthalten vielfach noch kleine Nebenbestandteile, wie Spuren von Eisen, Chlor und so weiter. Anders ist es mit der Essigessenz, die auf chemischem Wege hergestellt und frei von allen Nebenbestandteilen ist. Sie enthält zudem 50 bis 80 Prozent Essigsäure, aus der man sich im Haushalt durch einfaches Verdünnen mit Wasser je nach Bedarf Speise- oder Einmachessig herstellen kann. Nach vergleichenden Untersuchungen des Lebensmittelamtes in Hannover hat sich zudem ergeben, daß Essigessenz den billigsten Essig liefert. Dieser Vorteil im Verein mit der unbegrenzten Haltbarkeit hat die kaiserliche Marine und den Norddeutschen Lloyd veranlaßt, auf ihren Schiffen nur Essigessenz zu führen. Vielleicht überzeugt diese Thatsache unsere Hausfrauen, die wissenschaftlichen Untersuchungen und deren Ergebnissen leicht mißtrauisch gegenüber stehen, und veranlaßt sie zu einem Versuche.

L. H.

Gewaschene wollene Kleiderstoffe zu plätten.

Viel unangenehmer als das Waschen der zertrennten gebrauchten Wollstoffe pflegt das Plätten derselben zu sein, da sie ohne Mangeln oft kraus werden, durch das Rollen jedoch vielfach einen blanken Schein erhalten, der ihnen das gute Ansehen neuer Kleiderstoffe raubt. Um das Mangeln der Stoffe zu vermeiden und sie doch glatt zu bekommen, ist es anzuraten, die einzelnen zertrennten Stücke, nachdem man das Spülwasser gut ablaufen ließ, unausgewrungen fest um ein bezogenes Plättbrett zu wickeln, auf dem man das Zeug etwas abtrocknen läßt. Dann plättet man es mit einem gut durchhitzten Eisen, so lange es noch feucht ist. Der Stoff wird ohne viel Mühe und Anstrengung glatt und erhält ein tadelloses Ansehen.

L. H.

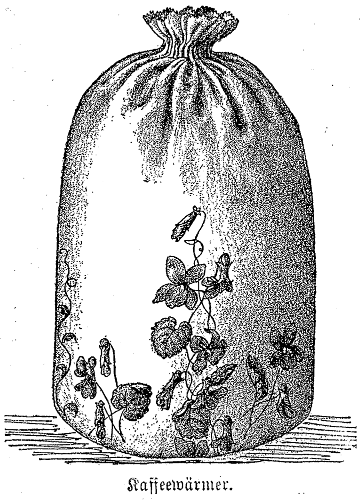
Figuren von Elfenbeinmasse zu reinigen.

Man muß solche Gegenstände stets kalt reinigen und zwar genügt eine einfache Seifenlösung, wenn sie nicht sehr schmutzig sind, vollkommen; reicht diese jedoch nicht aus, muß man die Figuren mit Spiritus, dem etwas Salmiakgeist zugesetzt ist, abbürsten und gut nachspülen. Besonders zu beobachten ist, daß man die Sachen von unten nach oben reinigen muß, nicht umgekehrt, damit nicht die herabfließende Flüssigkeit Streifen hervorbringt. Zum Spülen setzt man die Sachen, nachdem man etwaige Innenöffnungen verstopft hat, auf ein Brett über eine Wanne unter die Wasserleitung, so daß die Reinigungsflüssigkeit überall entfernt wird. Sind irgendwo starke Flecke, so muß man diese mit Spiritus vorher entfernen oder mit Sandpapier abreiben. So behandelte Figuren werden wie neu.

L. H.

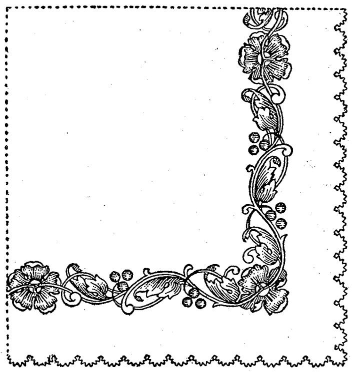
Schwedische Lederarbeiten.

Die stetig wachsende Vorliebe für das Nordland hat uns die industriellen Erzeugnisse und Handfertigkeiten desselben näher



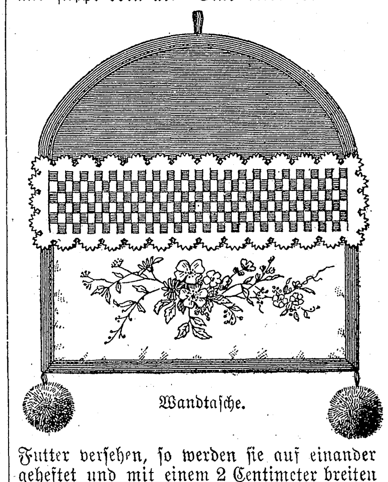
Kaffeewärmer.

gebracht. Manche davon, der Kerbschnitt und die Holzausgründung, sind längst eingebürgert und werden in weiten Kreisen eifrig gepflegt. Weniger bekannt dagegen, ja gänzlich fremd sind eine Menge anderer reizender Arbeiten, wenn auch nicht in Bezug auf die Technik der Verzierungsweise, so doch hinsichtlich des hier nicht gebräuchlichen Materials und der verschiedenartigen Zusammenstellung. Wenn ich nun hier einige der einfacheren, auch bei uns leicht ausführbaren Dinge den Lesern durch Abbildungen und beschreibende Anleitung zugänglich mache, so glaube ich, vielen hiermit etwas Angenehmes zu bringen. Für den Kaffeewärmer Nr. 1 gebrauchen wir ein Stück gelben Putzleders von 63 Centimeter Breite und 36 Centimeter Höhe. Wir können uns indessen auch mit zwei kleinen Stücken behelfen; es gibt selten tadellose Leder in dieser Größe. Beim Einkauf derselben sehe man sie genau gegen das Licht an; wir können Leder mit dünnen Stellen nicht nehmen und ebenso muß die Farbe fleckenrein sein. Nun teilen wir die 63 Centimeter breite Fläche in 3 Teile zu je 13 Centimeter und einen zu 24 Centimeter und bezeichnen diese durch Abnähen von der linken Seite von unten nach oben. Diesen einzelnen Teilen entsprechend ist nun das Muster einzurichten, welches wir jetzt mit Blei aufzeichnen. Der 24 Centimeter große mittlere Teil hat eine hohe Veilchenranke mit je zwei kleinen Blüten zu beiden Seiten. Der mittlere von den drei gleich großen Teilen erhält ein kleineres Muster derselben Blume, während die beiden seitlichen nur je durch eine größere Blüte



Decke.

mit Knospe geziert sind. Zum Verdecken der Seitennähte dient eine languettenartig gezeichnete Ranke mit gleichmäßig geordneten kleinen Blättchen. Die Umrisse werden mit dem Brandstift nachgezogen und die Formen derartig mit verdünnter Oelfarbe ausgetuscht, daß ab und zu etwas Lederton sichtbar bleibt, wodurch die Malerei ein mit dem Ledergrund schön harmonirendes sammetartiges Aussehen erhält. Für die Veilchen braucht man violettes Kobaltoxyd und setzt nur ganz wenig Licht dick mit Weiß gemischt auf. Die Blättchen haben einen blaugrünen Ton und ebenfalls wenig hervortretende Lichte. Sobald die Oelfarbe trocken ist, kann man die Arbeit beendigen. — Der obere Rand des Lederstückes wird mit einem gewöhnlichen eisernen Ausschläger languettirt. Hat man keinen, so übernimmt das jeder Tapezirer. Vier Centimeter unterhalb der Zacken zieht man mit Vorstichen in zwei nahe über einander stehenden Reihen das Leder fest zusammen und näht die Seiten an einander. Die nun beendete Ledermütze wird auf einer entsprechenden dicken Watteneinlage mit hübschem Seidenfutter befestigt. Nr. 2, die quadratförmige, 48 Centimeter große Decke, ist aus einem möglichst fleckenlosen Stück des gleichen gelblichen Putzleders herzustellen und ringsum auszuschlagen. Dieselbe ist mit einem grünen Seidenfutter versehen, welches kleiner als die Decke, 3 Centimeter vom Rande entfernt vorsichtig anzunähen ist, damit die Stiche auf der obern Seite nicht sichtbar sind. Ringsum ist eine hübsche ornamentale Borte, Brandkontur und nur ganz wenig farbig getönt. Wir übertragen das Muster auf das Leder mit rotem Kopirpapier, da Graphit dasselbe beschmutzen würde, zeichnen aber sauber mit dem Bleistift nach. Die Farbengebung besteht in zartem Rosa (Krapp V.) für die Blütenform, Dunkelviolett und Graugrün für Beeren und Blätter. Die kleine Wandtasche Nr. 3 besteht aus zwei Teilen weißen Schaf- oder Ziegenleders. Der hintere, wie auf der Abbildung ersichtlich, oben abgerundete Teil ist 20 Centimeter breit, 22 hoch, während die Vorderseite bei gleicher Breite nur 14 Centimeter Höhe hat. Die erstere wird innen mit rotem Tuch gefüttert, letztere kann entweder das gleiche Futter erhalten, oder man legt statt desselben das Leder doppelt und steppt oben ab. Sind beide Teile mit



Wandtasche.

Futter versehen, so werden sie auf einander geheftet und mit einem 2 Centimeter breiten roten Wollband eingefaßt. Zur Verzierung der Vorderseite dient ein Flechtwerk aus Leder und rotem schmalem Wollband ($1/2$ Centimeter breit). Ein Lederstreifen (23 Centimeter lang, 7 Centimeter breit) wird in vorher besprochener Weise ringsum ausgeschlagen und in Abständen von je 1 Centimeter von einer Zackenreihe bis zur andern gleichmäßig durchgeschnitten. Nun bildet man mit Durchziehen des roten Wollbandes durch die ganze Länge ein Geflecht, befestigt die Enden auf der linken Seite und näht den Streifen auf den obern Rand der Vorderseite. Eine einfache, zart ausgeführte Brandmalerei und zwei rote Seidenbällchen zu beiden Seiten unten vollenden den niedlichen Gegenstand.

A. B.

Gefüllte Schinkenrollen

sind ein wenig bekanntes, aber außerordentlich feines Eingangsgericht nach der Suppe. Man schneidet aus einem zarten Schinken dünne Scheiben, die eine Stunde in Milch gelegt werden. Indes kocht man zwei blanchirte Kalbsmilche gar, wiegt sie nebst 60 Gramm Pökelzunge, 3 Trüffeln und 3 Champignons, vermischt dies mit einigen Eiern, Salz, Cayennepfeffer und etwas Muskat und erhitzt die Farce in Butter. Dann formt man kleine Rollen von der Farce, legt sie auf die abgetropften Schinkenscheiben und rollt diese möglichst eng zusammen. Man taucht sie in einen guten Ausbackteig, bäckt die Rollen goldbraun aus und richtet sie scheiterhaufenförmig auf gebrochener Serviette mit ausgebackener Petersilie an.

L. H.

Digitized by Google

Notizblätter.

Versammlungen.

— Der Schutz der Denkmäler wird den vom 15. bis 18. September in Konstanz tagenden Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine beschäftigen. Die Referenten sind Archivrat Dr. Grotefend-Schwerin und Architekt Peter Wallé-Berlin. Herr Wallé hat folgende Sätze aufgestellt: 1) Zur wirksamen Durchführung des Denkmalschutzes gegenüber einer willkürlichen Veränderung oder Beseitigung oder Veräußerung von Monumenten und Kunstgegenständen ist die Erteilung des unbedingten Anspruchsrechts an die Konservatoren eine unerläßliche Forderung. Wie ist dieses Recht in den einzelnen Staaten geordnet? 2) Im Interesse der vaterländischen Denkmäler und ihrer Pflege ist es wünschenswert, daß die Thätigkeit der Konservatoren keine nebenamtliche sei, daß vielmehr überall dort, wo die Verhältnisse dies erfordern und gestatten, jener wichtigen Aufgabe die ganze Kraft der berufenen Persönlichkeiten gewidmet werde.

Ausstellungen.

— Eine Sonderausstellung aus dem Gebiet des gesamten Beleuchtungswesens ist von der Leitung der dauernden Gewerbeausstellung in Leipzig für die Zeit vom Oktober 1895 bis April 1896 in Aussicht genommen worden. Es soll dabei der Hauptwert auf die praktische Vorführung verschiedener Beleuchtungssysteme und Beleuchtungskörperkonstruktionen gelegt werden. Die Bedingungen zur Beteiligung sind günstig, indem die Platzmiete gering bemessen und außerdem seitens der Ausstellungsleitung die Hälfte der Kosten des verbrauchten Beleuchtungsmaterials, elektrischer Strom, Gas, Petroleum übernommen werden. Zur Beteiligung sind Fabrikanten und Gewerbetreibende des deutschen Reiches zugelassen: Anmeldebogen können durch die Leitung der dauernden Gewerbeausstellung zu Leipzig bezogen werden.

Ausgrabungen.

— Die Ausgrabungen in Delphi legen immer mehr Zeugnis davon ab, daß jenes altgriechische Heiligtum eine Fundgrube von allererster Bedeutung ist. Den zwei interessanten Hymnen auf Apollo hat sich neuerdings ein Hymnus auf Dionysos hinzugesellt. Dieser bedeutsame Fund geht hinsichtlich seiner Abfassungszeit bis in das letzte Drittel des 4. Jahrhunderts v. Chr. zurück, übertrifft somit an Alter jene vorerwähnten Hymnen, die aus der Zeit nach 146 v. Chr. stammen, um ein beträchtliches. Dazu kommt, daß der neue Hymnus neben jenen ziemlich farblosen Kompositionen ein nicht geringes historisches Interesse beanspruchen darf; leider aber fehlt ihm das, was jenen den Hauptwert verleiht, die Bezeichnung der musikalischen Begleitung. Die ersten Strophen des Hymnus behandeln einige Scenen aus dem Thatenkreis des Gottes, die folgenden geben eine Anzahl historischer Fingerzeige. Wie noch andere soeben aufgedeckte historische Urkunden beweisen, arbeitete man während des ganzen vierten Jahrhunderts an der Wiederaufrichtung des Tempels zu Delphi. Diese Arbeiten erhielten einen kräftigeren Anstoß nach Beendigung des heiligen Krieges gegen die Phokier, welche die Schätze des Tempels geplündert hatten. Der Dichter des Hymnus sieht bereits den Tag voraus, wo das Heiligtum, strahlend in lauterem Golde und sicher vor Entweihungen, den Gläubigen seine Pforten erschließen wird, und er preist das Geschlecht glücklich, das dies Werk zum Abschluß bringen wird. Im Sinne der delphischen Priester und des Amphiktyonenbundes, der damals durch die Könige von Makedonien geleitet wurde, vertritt er die panhellenische Idee und die Politik der neuen Oberherren von Griechenland.

— Bei den Ausgrabungen in Eleusis ist eine größere Anzahl gut erhaltener Dipylonvasen zum Vorschein gekommen. Der Name für diese Gattung von Vasen, welche die ältesten Thongefäße athenischen Fabrikates sind, die man bisher überhaupt kennt, rührt von dem früheren Hauptfundort am Dipylon von Athen her. Charakteristisch für sie ist die Bemalung mit vorwiegend linearen Ornamenten, die die ganze Fläche der häufig sehr großen Gefäße zu bedecken pflegen. Von den neu gefundenen Exemplaren sind manche über 2 Meter hoch. Durchgehends haben sie zur Bestattung gedient, wie die in ihnen erhaltenen Knochenreste beweisen. Der Fund soll dem Zentralmuseum in Athen einverleibt werden, das seit kurzer Zeit durch die Uebernahme der früher im Polytechnikum aufbewahrten Sammlungen der archäologischen Gesellschaft und durch den reichen Zuwachs, den die Ausgrabungen der letzten Jahre gebracht haben, in den Besitz einer sehr bedeutenden Vasensammlung gelangt ist.

Funde.

— In der Nähe von Sinigaglia, dem alten Sena Gallica, ist beim Pflügen auf einem Hügel, auf dem sich eine alte Begräbnisstätte befindet, eine Goldmünze des Ostgotenkönigs Theoderich des Großen gefunden worden. Der Fund ist deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil außer diesem einen jetzt entdeckten Exemplar Goldmünzen der Ostgotenkönige nicht existiren und überhaupt eigene römische Goldprägungen, die in den ersten Jahrhunderten nach Christi sehr zahlreich sind, in der Mitte des vierten, seit Valentin III., völlig aufhören und erst wieder in der Mitte des sechsten mit der Unterwerfung Italiens durch den oströmischen Kaiser Justinian I. (527 bis 565) beginnen. Die

= Für Handel und Verkehr. =

Soeben erschien:

Meyers Deutsches Verkehrslexikon.

Ein Nachschlagebuch über Post-, Telegraphen-, Eisenbahn- und Schiffahrtsstationen.

Kartoniert 1 Mk. 50 Pf.

Zur Ansicht in jeder Buchhandlung. — Prospekte gratis.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

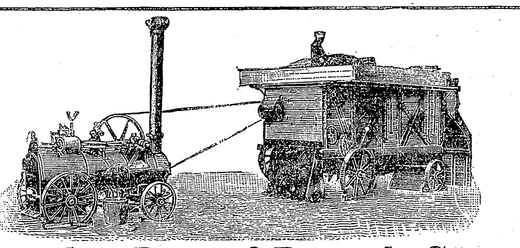
Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Müsterchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage. Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort (namentlich glimmen die „Schußfäden" weiter, wenn sehr mit Farbstoff erschwert) und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht. Die **Seiden-Fabrik** von **G. Henneberg** (K. u. K. Hoflief.), **Zürich** versendet gern Muster von ihren echten Seidenstoffen an jedermann und liefert einzelne Roben und ganze Stücke **porto- und steuerfrei ins Haus.**

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten. Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete **Michels & Cie.**, Königl. Niederl. Hoflief., **Berlin**, Leipzigerstr. 43.

Jünger & Gebhardt Berlin
Riviera-Veilchen, Quintessenz
(Violetta odoratissima vera)
Wie ein frischer Strauss dieses Edelsten aller Veilchen köstlich und anhaltend duftend in Rococofl. M. 2 – M. 3 – M. 5 – in d. ersten Parfum. u. Drogenhand. Preislisten kostenfrei.



Garrett Smith & Co.

Deutsche Dampf-Dresch-Sätze,
neueste Unterwind-Dampfdreschm. mit Kaff-Siebung und Expans.-Lokomobilen.
Kohlenverbrauch ca. 5 Ztr. pro Tag. 5jährige Garantie für ausziehbare Feuerbuchsen. 600 neuere Zeugnisse etc. gratis und franko. Gebaut von
Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Garrett Smith & Co.

Fabrik von sämtlichen **Musikinstrumenten** und **Musikwerken**, Harmoniums, Cottage-Orgeln Thuringia, das beste d. Welt
Spieldosen mit auswechselbaren Notenscheiben spielt 1000 v. Stücke.
Musik
Haus I. Ranges. Illustr. Prachtkatalog gratis und franko.
H. Behrendt's Musikhaus, Berlin, Friedrichstrasse 160, parterre und I. Etage.

Stellung. Existenz.
Prospect gratis. Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb. Stenographie. Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect. Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Eisenwerk Joly Wittenberg.
Feuersichere patent.
Treppen mit Holz- oder Marmorbelag
Haupttreppen. Wendeltrepp.
Preisgekrönt auf den Weltausstellungen in Chicago u. Antwerpen.
Deutsch. Reichs-Patent.

Katalog kostenfrei.

Hygienische absolut säurefreie Präparate.
ZAHNWASSER, ZAHNPASTA, ZAHNPULVER.

DENTIFRICES
MARQUE DE FABRIQUE
DOCTEUR PIERRE
DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS

Berühmt durch ihre aromatischen und astringirenden Eigenschaften.
Ueberall erhältlich.

Schutz-Marke Trade Mark
D.R.M.S. № 13367

Leonhardi's Tinten

Specialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte **Eisengallus-(Normal-) Tinten,** Klasse I. u. II.
Infolge besonderer Herstellung von **unübertroffener Güte** und **billig,** weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

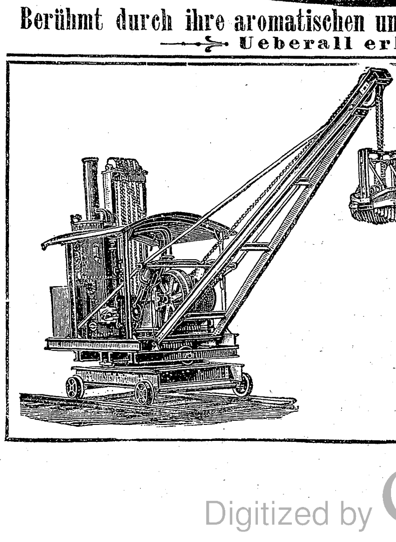
Das Beste für Bücher, Akten, Documente und Schriften aller Art.

Jede Füllung trägt einen Hinweis auf **staatliche Prüfung.**

Goldene Medaillen Ehren- u. Verdienst-Diplome
Aug. Leonhardi
Fabrik Dresden, gegr. 1826

Die zweckmäßigst. u. billigst. **Holzwolle-Binden** f. Hämorrhoidalleidende u. Damen liefert zu *M.* 1, 1.20 u. 1.35 p. Dtzd. (bei 10 Dtz. 25% Rabatt), einf. Gürtel dazu 40 Pf., Gürtel n. Dr. Credé, Dr. Fürst, hygien. Beinkleid.
Schutz-Marke
Emil Schäfer, Verbandstoff-Fabrik, Chemnitz.

Die Ungunst der Jahreszeit wirkt stets auf einen empfindlichen Teint ein, so daß im Sommer derselbe unter dem Einflusse der Sonne, ja selbst unter dem Einflusse der warmen Luft Sommersprossen oder Sonnenbrand zeigt, während die rauheren Jahreszeiten auch die Haut rauh, spröde und rissig machen. Die einzigen, seit mehr als einem Jahrzehnt gebräuchlichen Mittel dagegen sind **Crême Grolich** nebst **Grolichseife.** Dieselben erzeugen einen reinen, zarten und blendend weißen Teint. **Crême Grolich u. Grolichseife** kosten zusammen *M.* 2.— und sind in den meisten Parfümeriehandlungen vorrätig. Versendung: Droguerie „zum weißen Engel" **Joh. Grolich in Brünn** in Mähren. (Betrag in Briefmarken nebst 40 ₰. für Porto.)



Verbesserter Priestman-**Greifbagger,** fahrbare, und feststehende **Dampfkrähne** bauen als Spezialität und halten auf Lager
MENCK & HAMBROCK ALTONA-HAMBURG.

Digitized by Google

Münze ist ein Meisterstück byzantinischer Kunst. Sie hat einen Durchmesser von 33 Millimeter und das dreifache Gewicht der byzantinischen Solidi. Die Vorderseite zeigt das Brustbild des Königs mit Helm, Schuppenpanzer und Mantel; die rechte Hand ist erhoben, die linke trägt eine Kugel mit einer Viktoria. Die Umschrift lautet: »Rex Theodericus pius princis.« Die Rückseite zeigt die Siegesgöttin mit Kranz und Palmzweig, auf einer Kugel nach rechts gleitend. Die Umschrift lautet: »Rex Theodericus victor gentium«; darunter steht das von byzantinischen Münzen her bekannte Comob (sonst Conob), dessen Lesung und Bedeutung noch nicht sicher erklärt sind.

Briefmappe.

E. B. in N. Wie die Tagesblätter melden, hat bereits die deutsche Kaiserin befohlen, ihr einen Immediatbericht über die Verhältnisse zu erstatten, in denen Henri Dunant lebt. Es wird ohne Frage dafür gesorgt werden, daß der Lebensabend des hochverdienten Mannes ein ungetrübter ist, denn auch die Vereine vom Roten Kreuz haben sich der Sache angenommen. Wenn aber Sie und Ihre Freunde eine besondere Ehrengabe vorbereiten, so ist dies nur freudig zu begrüßen.

Pr. Schrimm. „Unser Dichten und Trachten ist böse von Jugend auf!“

Wißbegieriger in Detmold. Der Ausdruck „Kasten“ ist die in Süddeutschland allgemein übliche Bezeichnung für das, was wir in der Schriftsprache „Schrank“ nennen. Wir Deutsche unterscheiden uns je nach der Benennung, welche wir diesem unentbehrlichen Hausgeräte beilegen, in drei Gruppen: während in Mitteldeutschland der von der Schriftsprache beliebte Ausdruck üblich ist und in Süddeutschland die Bezeichnung „Kasten“ vorherrscht, kennt man in Norddeutschland vorwiegend das „Spind“. Der Kasten deutet mit der ihm verwandten Kiste auf fremdländischen Ursprung (die lateinische cista) und dürfte durch die Kulturbestrebungen der ersten in Deutschland auftauchenden Klöster vermittelt sein; der „Schrank“ erinnert an die kunstvolle Arbeit des Schreiners (der sich wie der englische joiner hauptsächlich auf das Verschränken und Fugen versteht), und das „Spind“ legt den Nachdruck (man denke nur an den „Spund“) auf die Verschließbarkeit. Das Möbel dürfte demnach wohl zuerst durch die süddeutschen Klöster eingeführt worden sein.

G. L. B. in Hildesheim. Leider vermögen wir die Adresse nicht anzugeben.

E. v. M. in Berlin, Katharina H. in L., Bernhard von B. in P., August v. H. in E., F. J. F. in H., L. U. in B. Dankend abgelehnt.

Richtige Lösungen sandten ein: F. K. in St. Ingbert. Fr. Henriette Helbling-Tschudy in Küsnacht (3). Georgette Filmer in Washington. Dr. C. Otto v. Pf. in F. (2). „Angeline und Gertrud“ in Berlin. Fort Briegs in Altona. Karoline Weil in Zürich. ? in Paris. Anna Wigmar in Doberan. Hugo Brandenburger in Elmshorn (2).

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:

Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer“** (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die **fünfgespaltene Nonpareille-Zeile** **1 M. 80 ₰ Reichswährung,** für die **Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.**
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S. Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Belletristische Novität!

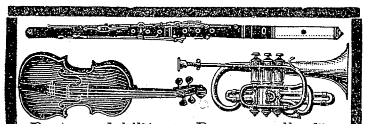
Der tolle Schmettwitz.

Roman von Arthur Zapp.

Preis geheftet M. 4.—; elegant gebunden M. 5.—

Eine heitere, mit gutem Humor erzählte Soldatengeschichte, die aber auch ihre ernste Seite hat. Der Verfasser schöpft nämlich zu gutem Teile den Vorwurf seiner Darstellung aus jenem Erlasse Kaiser Wilhelms II., in welchem dieser sich seinerzeit gegen den unnötigen Aufwand der Offiziere ausgesprochen hat. Der Held der Erzählung ist ein junger Lieutenant in einer kleinen Garnisonsstadt, der anfänglich den Beinamen des „tollen“, den man ihm gibt, gar nicht verdiente, der aber, durch eine Erbschaft plötzlich in den Besitz reicher Mittel gelangt, wirklich ein tolles Leben zu führen beginnt. Zu seinem Unglück gerät er dabei noch in die Netze einer Kokette, aber dieser Umstand trägt wesentlich zu seiner Rettung und zu der Rückkehr zu seinem bessern Selbst bei. Die Darstellung ist ungemein frisch und lebendig und lehnt sich allenthalben an die Wirklichkeit des Lebens an. Von besonderem Interesse dürfte für die Mehrzahl der Leser die Schilderung des modernen Garnisonslebens sein, mit seinen Licht- und Schattenseiten, seinen Freuden und Leiden und den charakteristischen Gestalten, die auf seinem Boden erwachsen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Beste und billigste Bezugsquelle für
Musikinstrumente.
Violinen, Bratschen, Cellos, Contrabässe, Flöten, Piccolos, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Symphonions, Polyphons, Orphenions, Musikautomaten, Aristons, Piano-Melodico, Phönix, Harmonikas, Mundharmonikas, Ocarinas, Drehpianos, Harmoniums, Saiten, Stimmgabeln, Metronome, Taktstöcke, Notenpulte, Noten.
Jul. Heinr. Zimmermann,
Musikexport, **Leipzig.**
Neue illustrirte Preisliste gratis.

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes von **B. SPRENGEL & Co. HANNOVER** sind unübertrefflich. Zu haben in fast allen besseren Geschäften.

Nebelbilder und Apparate
besonders für Künstler.
W. Hagedorn, Berlin, Alte Jacobstr. 5.
Illustr. Preislisten gratis und franko.

PATENTE schnell und sorgfältig durch **RICHARD LÜDERS,** Civil-Jngenieur in **GÖRLITZ.**

Etwas Zusatz von
Echtem Feigen-Kaffee
ANDRE HOFER
k. u. k. Hoflieferant
Salzburg u. Freilassing
verbessert jeden Kaffee.

Berliner Tageblatt

Als Zeitung großen Styls hat das täglich zweimal in einer Morgen- und Abend-Ausgabe erscheinende „Berliner Tageblatt“ in Folge seines reichen, **gediegenen Inhalts,** sowie durch die **Schnelligkeit und Zuverlässigkeit** in der Berichterstattung (vermöge der an allen Weltplätzen angestellten eigenen Korrespondenten) die **stärkste Verbreitung im In- und Auslande** erreicht. Nicht minder haben zu diesem großen Erfolge die ausgezeichneten Original-Feuilletons aus allen Gebieten der Wissenschaft und schönen Künste sowie die hervorragenden belletristischen Gaben, insbesondere die **vorzüglichen Romane** und Novellen beigetragen, welche im täglichen Roman-Feuilleton des **„B. T.“** erscheinen. Die Romane und Feuilletons des **B. T.** erscheinen in **Deutschland allein** in diesem Blatte und **niemals gleichzeitig in anderen Zeitungen,** wie dies jetzt vielfach üblich ist. Im nächsten Quartal gelangt ein neuer großangelegter, höchst spannender Roman der allbeliebten deutschen Erzählerin:

Nataly von Eschstruth: „Der Stern des Glücks“

zum Abdruck. Derselbe wird sicherlich bei der Leserwelt dieselbe begeisterte Aufnahme finden, wie der Verfasserin frühere Werke: „Polnisch Blut“, „Hofluft“, „Gänseliesel“ etc. Die Abonnenten des **B. T.** empfangen allwöchentlich folgende 5 höchst werthvolle Separat-Beiblätter: das illustrirte Witzblatt **„ULK“**, die feuilletonistische Montagsausgabe **„Der Zeitgeist“**, die **„Technische Rundschau“**, das belletristische Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle“** und die „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft**“. Die sorgfältig redigirte, vollständige **„Handels-Zeitung“** des **B. T.** erfreut sich wegen ihrer unparteiischen Haltung in kaufmännischen und industriellen Kreisen eines besonders guten Rufes.

Vierteljährliches Abonnement kostet 5 Mk. 25 Pf. bei allen Postämtern. Probenummern franco. Inserate (Zeile 50 Pf.) finden erfolgreichste Verbreitung in allen Theilen Deutschlands sowie i. Auslande.

F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen sind die besten zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.

Indische Blumenseife
hochfeine Toiletteseife, 50 ₰ p. St.

PALMITIN-SEIFE neutral - gut - billig.
Für Familien u. Kinder. Das Stück à 25 ₰ in allen Städten Deutschlands.
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.
Filiale: Wien I, Wollzeile 9.

Echte Briefmarken.
100 überseeische M 2.—
50 orientalische „ 1.50
8 Columbus „ 1.75
Alle verschieden! Porto extra! Preisliste kostenfrei!
CARL GEYER & Co., AACHEN.
Briefmarken-Grosshandlung.

Wirklich billigste Bezugsquelle vorz. Schusswaffen jed. Art. Preisl. umsonst W. Peting, Hoflfrt. Gewehrfabr. Berlin, Schlossplatz 3.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.
Breslau, Hamburg, Köln, Dresden, Leipzig, München.
Dr. J. Schanz & Co.
Patente
billigst, reell, sorgfältig, schnell
Vergünstigungen
wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Jede Flasche trägt Etiquette mit der seit 1879 eingetragenen Schutzmarke

Alt. Nordhäuser Korn a Fl. incl. M. 1,25
Alt. Nordhäuser Korn (Jagdkorn) „ 1,75
Alten Nordhäuser Korn, feinste Qualität, M. 2,50, ff. Qualität M. 3.—
Feinst. Nordh. Getreidekümmel „ 1,75
Nordhäuser Kräuter-Magenbitter. passe-par-tout M. 2,—
versendet incl. Flasche od. Gebinde beliebiger Größe gegen Nachnahme oder Einsendung **Kornbranntw.-Brennerei u. Likörfbr.** Fa. **Anton Wiese, Nordhausen** a/H. Man verlange Preisliste über **ff. Liköre.** Fäßchen à 4 Liter oder Kiste, 2 Fl.: Postcolli.

Gold. Med.: Paris 1889, Köln 1890, Chicago 1893.
D. R. P. **Haarschäfte** Nr. 42214.
Unübertroffene Fussbekleid. a. Kalbleder, woran die Haare gegerbt. **Grösste Marschfähigkeit.** Gegen Hühneraugen. **Bester Schutz** geg. Rheuma, Gicht, kalte und nasse Füsse und deren Folgen. Wir liefern nur die Schäfte, jeder Schuhmacher besorgt die Fertigstellung.

F. Fischer & Cie. Offenburg, Baden, Leder- und Schäfte-Fabrik, Gegründet 1762. **Aerztl. Gutachten u. illustr. Kataloge gratis und franko.** Vor Fälschungen wird gewarnt.
Schutzmarke

Erfrischende, abführende Fruchtpastille
TAMAR INDIEN GRILLON
Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS. 33. Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Gesichtshaare u. ihre Heilung (Schrift v. Dr. Clasen) vers. geg. 130 Pf. Apoth. **Wegener, Rheinfeld i. H.**

Technikum Neustadt Mecklenburg.
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Schule. Maschinenbau. Elektrotechn. Baugewerk- Bahnmeister- Tischler-Fach- Schule. Elektrotechn. u. Maschinentechn. Praktikum

Dresdn. Strickmaschinen
Fabrik, Löbtau-Dresden
empf. Masch. z. Anftg. v. Strümpfen, Jacken etc. für Gross-, Hausindustrie u. Familiengebr. Wiederverk. ges. Katalog frco.

Schönheitsfehler
Sommersprossen, Finnen, Wimmerln, Mitesser. Wer davon befreit sein will, wende sich an mich. **Römhild** i. Thür. **Jos. Rottmanner,** Apoth.

Reelle Bedienung, **zuverlässige** und **gediegene Arbeit:**
Garantirt Eingeschossene
Revolver Kaliber 7 mm 6 Mk., Kal. 9 mm 9 Mk. — **Teschin-Gewehre** ohne lauten Knall Kal. 6 mm 8 Mk., Kal. 9 mm 15 Mk. — **Doppeljagdkarabiner** 30 Mk., einläufiger Jagdkarabiner 20 Mk. — **Westentaschen-Teschins** 4 Mk. — **Pürsch- u. Scheibenbüchsen** von 30 Mk. an. — **Zentralfeuer-Doppelflinten** prima Qual. von 35 Mk. an. — **Patentluftgewehre** ohne Geräusch 20 Mk. — **100 Zentral-Hülsen** 1,70 Mk. — Zu jeder Waffe 25 Patronen gratis. — Packung umsonst. — Preislisten gratis u. franko. — Umtausch kostenlos. — Katalog 64 Seiten.

Reelle Bedienung.

Georg Knaak, **Deutsche Waffenfabrik.** Lieferant aller Jagd- u. Schützenvereine. **Berlin SW. 12.** Friedrichstr. 212.

Digitized by Google

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

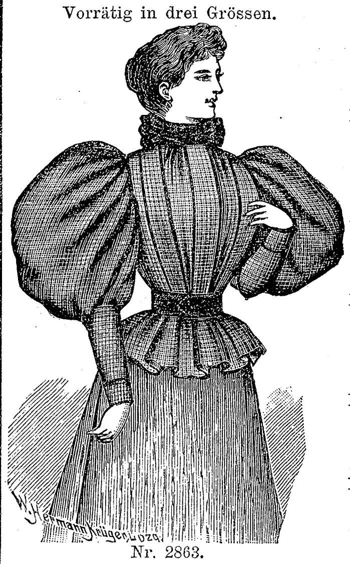
Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Königl. Sächsische und Königl. Rumänische Hoflieferanten.

Abteilung: Damen-Konfektion.

Damen-Bluse.

Vorrätig in drei Grössen.



Nr. 2863.

Nr. 2863. **Beliebte Form** aus bestem, kleinkarrirtem, reinwollenem Stoff mit drei Stoffblenden garnirt, moderner Faltenkragen und Gürtel von schwarzem Sammet, rot mit schwarz, blau mit schwarz, tabak mit schwarz karrirt. **M. 11,50.**

Pelerinen.

Vorrätig in drei Grössen.

Nr. 2750. **Ausserordentlich preiswerte Pelerine** aus gutem Double, schwarz und dunkelmode, reich mit Soutache benäht. Hintere Länge ca. 62 Cm. . . . . . **M. 11,—.**

Nr. 2751. **Elegante Doppel-Pelerine** aus sehr gutem, braunem Double, reich mit Soutache benäht. Hintere Länge ca. 75 Cm. . . . . . **M. 20,50.**

Nr. 2752. **Solide Pelerine, Form** wie Nr. 2751, aus sehr gutem, genopptem schwarzem Stoff, m. Sammet-Umlegekragen ohne Soutache-Stickerei. Hintere Länge ca. 75 Cm. . **M. 14,50.**

Nr. 2753. **Gediegene Pelerine** aus sehr gutem, schwarz. Krimmer mit Capefalte, Capuchon mit Seide gefüttert. Hintere Länge ca. 70 Cm. . . . **M. 20,50.**

Nr. 2754. **Hochelegante Pelerine** aus ganz vorzüglichem schwarzem Astrachan, durchweg mit wattirtem, gestepptem schwarzem Seidenfutter. Hint. Länge ca. 70 Cm. . . . . **M. 41,—.**

Stoffproben versenden wir **unberechnet u. portofrei.**

Nr 2750. Nr 2751 und 2752.

Damen-Blusen.

Vorrätig in drei Grössen.

Nr. 2858. **Praktische Hausbluse** aus bestem, gemustert. Biber-Flanell, schwarz mit grau, braun mit mode, schwarz mit rot gemustert . **M. 3,25.**

Nr. 2859. **Dieselbe Bluse** aus gut., reinwollenem Tuch, schwarz, marine, bordeaux . **M. 5.25.**

Nr. 2860. **Gefällige Form** aus gutem, reinwollenem Tuch, schwarz, marine, bordeaux, sehr hübsch mit schwarzer Mohairtresse garnirt . . **M. 7,—.**

Nr. 2861. **Effektvolle Bluse** aus gutem, reinwollenem Tuch mit breiter Falte, Vorderteile reich mit farbiger Seide bestickt, marine mit rot, braun mit hellmodefarben, moosgrün m. hellerem Ton bestickt . **M. 9.25.**

Nr. 2867. **Hochmoderne Neuheit** aus ganz vorzüglichem, schottisch karrirt. Wollcrêpe, reich gezogen mit breiter Doppelfalte, marine-rot schottisch karrirt, grün-rot schottisch karrirt . . . . . **M. 18,50.**

Unseren ungemein **reichhaltigen Katalog** versenden wir **unberechnet u. portofrei.**

Damen-Bluse.

Vorrätig in drei Grössen.

Nr. 2862.

Nr. 2862. **Hochmoderne Form** aus gutem, reinwollenem Tuch, bordeaux, marine, schwarz, oben kollerartig mit schwarzer Mohairtresse besetzt. **M. 10,25.**

Bleichsucht
Nervenschwäche
(Neurasthenie)

Herr **Dr. med. Meyer** in **Rotenburg a./Fulda** schreibt: „Dr Hommel's Haematogen wandte ich bei einer jungen Dame an, die seit mehreren Monaten an allen gewohnten Mitteln trotzender hochgradiger Bleichsucht litt. **Der Erfolg war ein geradezu ungewöhnlicher.** Alle Beschwerden schwanden in kurzer Zeit, die junge Dame bekam ein blühendes Aussehen und konnte als vollkommen geheilt betrachtet werden. Ich bin Ihnen zu grossem Dank verpflichtet und werde bei Bleichsucht jetzt nur noch Ihr Präparat anwenden."

Herr **Dr. med. Erdmann** in **Charlottenburg:** „Von der vortrefflichen Wirkung von Dr. Hommel's Haematogen habe ich mich in meiner eigenen Familie überzeugt, wo durch Gebrauch von 4 Flaschen eine neurasthenische junge Dame, die ihre Ernährung durch anstrengendes Studium der Musik etc. total ruinirt hatte, ihren **früheren Appetit** und ihre **frühere Frische völlig wieder erlangt hat.**"

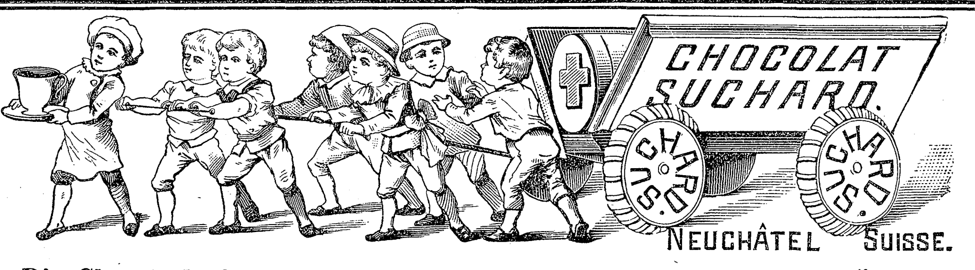
Dr. med. Hommel's Haematogen

ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81391). Haemoglobin ist die **natürliche** organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.—. ö. W.** Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.

Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis** und **franko.**

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.



Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1601 medicinisch bekannt. Aerztlich empfohlen bei:

Erkrankungen des **Rachens** und des **Kehlkopfes**, der **Luftröhren** und der **Lungen**, bei **Magen- und Darmkatarrh**, bei **Leberkrankheiten**, bei **Nieren- und Blasenleiden, Gicht** und **Diabetes.**

Zu haben in allen Mineralwasserhandlungen und Apotheken. — Brochüren gratis ebendaselbst und durch

Furbach & Strieboll, Versand der fürstl. Mineralwasser, Salzbrunn i. Schl.

LIEBIG COMPANY'S FLEISCH-EXTRACT

Nur aecht, wenn jeder Topf den Namenszug J. v. Liebig in blauer Farbe trägt.

Das Fleisch-Pepton

der Compagnie Liebig,

kräftigend und unentbehrlich für Rekonvaleszenten,

wird nach **Prof. Dr. Kemmerich's** Methode hergestellt

unter steter Kontrolle der Herren

Prof. Dr. M. von Pettenkofer und **Prof. Dr. Carl von Voit,** München.

Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.

Gegründet 1840.

KEMPF-SECT

Gebrüder Kempf. Königl. Bayr. Hoflieferanten

Neustadt a. d. Haardt (Rheinpfalz)

So

was

soll Jedermann erfahren.

Revolver von 5 Mk. an,
Taschen-Teschin von 2,50 Mk. an,
Garten-Teschin von 7 Mk. an,
Jagd-Karabiner von 15 Mk. an,
Scheibenbüchsen von 15 Mk. an,
Centralfeuer-Doppelflinten von 32 Mk. an,
Einläufige Cal. 16 von 20 Mk. an,
Engl. Polizeiknüppel v. 1,50 Mk. an,
Luft-Pistolen von 3 Mk. an,
Luft-Gewehre von 8 Mk. an,
Schlagringe von 50 Pf. an,
Bulldogg-Messer von 1 Mk. an,
Ochsenziemer von 2 Mk. an

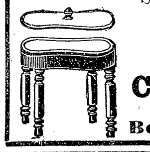
versendet gegen Postnachnahme. Umtausch gestattet.

Preislisten mit 300 Bildern gratis

Hippolit Mehles,

Berlin W., Friedrichstrasse 159.

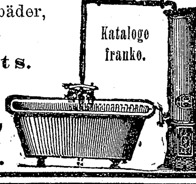
Bade-Einrichtungen,



Patent-Gasbadeofen, Wannen, Zimmer-Douchen, Dampfbäder, Sitz-, Arm-, Fuss-, Abreibewannen,
Kinder-Badewannen,
Zimmerklosets und Bidets.
Grosse Auswahl, elegante Formen.
Vereinigte Sanitätsapparate-Fabriken

C. Maquet, Hoflieferanten,

prämiirt mit 20 goldenen Medaillen,
Berlin W., Charlottenstr. 63, u. **Heidelberg.**

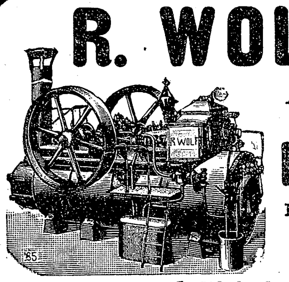


!!! Gesundheits-Decken !!!

ärztl. empf. Schlaf- und Reisedecken in schönen, soliden Mustern, 150×200 cm, Stück **4,75 Mk.,** vers. geg. Nachn. oder vorherige Einsendung d. Betrages d. Decken-Fabrik von **J. Brünn, Berlin,** C. Hackescher Markt 4. Franko Versand von 2 Stück an. Für gute Qualität bürgt das Renommé meiner seit 25 Jahren bestehenden Fabrik.

R. WOLF, Magdeburg-Buckau.

Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands.



Locomobilen

mit ausziehbaren Röhrenkesseln,

v. 4–200 Pferdekraft,

sparsamste Betriebsmaschinen

für Gross- und Klein-Industrie sowie **Landwirthschaft.**

Export nach allen Welttheilen.

Buchführung Kaufm. Wissenschaften besonders sind die Grundpfeiler jeder Existenz. Lassen Sie sich **gratis** und **franco Prospekt** u. **Probebrief** kommen.

Correspondenz Schönschrift Kfm. Rechnen.

Nachrichten über das Muster-Comtoir für mündlichen Unterricht in Berlin gratis

F. Simon

BERLIN O. 27

vereidigter Sachverständiger für Buchführung etc.

Prämiirt mit 10 goldenen Medaillen und Ehrendiplomen auf allen Welt-Ausstellungen.

Bestätigt von der St. Petersburger Medizinalbehörde

A. ENGLUNDS

WELT- berühmter, allbeliebter BIRKEN-CREAM

entfernt in kurzer Zeit Sommersprossen, Fältchen, Sonnenbrand, rauhe Haut ꝛc ꝛc. und gibt dem Gesicht ein frisches, jugendliches Ansehen. Gebrauchsanweisung ist bei jeder Porzellandose beigelegt.

Präparirt vom St. Petersburger Kosmetischen Laboratorium **A. Englund.** Preis per Porzellandose *M.* **2,50.** Postversand für ganz Deutschland unter Nachnahme *M.* **3.**

General-Depot für Europa **Emil Behr, Hamburg.**

Vor Nachahmungen wird gewarnt, indem die geehrten Käufer gebeten werden, auf das Facsimile **A. Englund,** das sich in roter Tinte auf jedem Etikett befindet, zu achten, desgleichen auch auf die Trade-Marke der Firma.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer.

№ 51.

74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M. 3.50.
Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Pave, der Sünder.

Eine Geschichte aus Dalmatien

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortsetzung.)

Nu? Was sollst Du thun?" antwortete Milos Ublina hart und seine scharfen Augen funkelten den Tiefgebeugten an. „Wem der Weiberrock um Lenden und Füße hängt, kann der ausschreiten? Wer nichts vermag, als Hände falten und Hände auflegen, kann der ein Messer schwingen und einen Stoß führen? Warum bist Du dem Kloster nicht entlaufen, eh' sie Dich geschoren haben wie einen Pudelhund? Bah! bah! Was nützt die laute Stimme und das Geschrei über der Gemeinde: ‚Buße! Buße! Frieden! Frieden!?‘ Macht es Ehrlose ehrlich? Unglück ungeschehen? Für Fremde bettelst Du, Fremden gibst Du den Segen, indes die Deinigen sterben und verderben! Hinunter in die Hölle mit euch, wenn ihr nichts Besseres vermögt!"

Da sprang der Mönch auf ihn ein. Er riß die Kutte über den Gurtstrick empor, damit er freier trete, griff den japanischen Dolch vom Estrich auf, streifte die Scheide ab und hob ihn über die eigene Schulter, als wolle er zustoßen. Das Herz raste in seiner Brust, seine Augen blitzten, wie Espenlaub zitterte er vor wilder Leidenschaft. Dann ließ er Arm und Waffe sinken; fahle Bläße überzog sein Gesicht und der Dolch klirrte zu Boden.

„Hüte Deine Worte," sagte er langsam und heiser. „Beschimpfst Du mich, so beschimpfst Du die heilige Kirche. Du weißt nicht, was Du redest!"

„Nein, denn mein Herz ist zerrissen!"

„Das meine auch! Laß Dich's erbarmen — hilf Du!"

„Ich kann nicht — ich bin ein ehrlicher Mann."

„Du hast heute den Leib des Herrn aus meiner Hand empfangen: erbarme Dich, hilf uns, Bruderfreund!"

„Da, wo die Ehre endet, endet die Freundschaft. — Nein!"

Er kreuzte die Arme über der Brust, als müßte er seinen Entschluß da drinnen festhalten, wendete sich ab und ging zur Thür hinaus. Als er nach einer Weile zurückkehrte, flackerte das Oellämpchen einsam im Hausraume, und dort am felsigen Strande sah er den Mönch am Stabe schreiten, den letzten Häusern des Dorfes gegen Osten zu. Mit ihm schien die feurige Scheibe des untersinkenden Mondes zu gehen, und der kalte Morgenhauch schauerte schon über den Wassern.

Die Predigt, die Pater Paulus an jenem Morgen hielt, aus der Tiefe seiner innern Qual heraus, zwang die härtesten unter den rauhen Männern, in sich hinein zu schauen, und Milos Ublina kämpfte mit sich selbst und seinem Entschlusse. Jedoch er blieb fest, ließ den Mönch ungeleitet ins Kloster zurückkehren und dachte:

„Ich will mir ein Weib von der Insel nehmen, so rasch wie möglich."

Die Kronprinzessin Maria von Rumänien mit ihrem Sohne, dem Prinzen Karl.
Nach einer Aufnahme von J. Mándy, Hof-Photograph in Bukarest.

Allein er gewann es nicht über sich, ein zweitesmal zu werben, jetzt nicht, und wer sagte, ob überhaupt! Denn so bald er sich hart machen und den Anlauf nehmen wollte, sah er jedesmal ein gelbblasses Gesichtchen vor sich, dessen schwarzgraue Augen ihm auswichen, um dessen zarten und schmalen Mund ein hochmütiger Zug festgebannt lag: hochmütig und bitter unglücklich. Er sah die schmächtige Gestalt abseits von der Schenke auf dem Zisternenrande kauern und sah sie im Halbdunkel hinter den Häusern umherstreichen, blanke Ketten um den Hals gewunden und, an der längsten Kette hängend, ein wertloses Glasjuwel, anstatt seiner tocca aus dem fernen Japan. So lauerte sie dem Magyaren von der Feste Clissa auf, der einen schlenkernden Gang, eine dicke Uhrkette und ein hübsches Bedientengesicht hatte. —

Vierzehn Tage später — die Berichte der neuntägigen Inselmission lagen von allen Predigtstationen vor — ward im Kloster unter des Provinzials Vorsitz Kapitel gehalten. Es handelte sich um eine zweite große Missionsreise hinüber zum Festlande, und von dort, mit der Castella und Poglizza beginnend, nach Nordosten, hinauf zu den Bedrängten der Diaspora in den Prologbergen.

Das Kapitel beschloß, Pater Paulus, dessen Lob die Gemeinden in hohen Tönen sangen, auch diesmal abzuordnen. Da einer der Laienbrüder erkrankt und der andere deswegen nicht abkömmlich war, ging er allein. Mit Mühe wirkte er sich die Erlaubnis aus, bei den Seinigen in Salona zwei Tage rasten zu dürfen, um ihnen in einer schweren Anfechtung Beistand zu leisten. Nächtigen sollte er im Terminshause, und für die gefahrvolle Wanderschaft über die Prologberge ward ihm das unsichtbare Tragen einer Waffe gestattet.

XXI.

Zu Trastevere, hart am Tiber, stand die Villa des Kardinals Principe Ruspignoli im Abenddämmer zwischen ihren Lorbeeren und Magnolien. Der Garten ging in Terrassen zum Fluß hinunter. Clematis und Passifloren überwucherten sein Grenzgemäuer, das unter dem üppigen Polster heimlich zerbröckelte. Im Boschetto, dessen immergrünes Gesträuch den Rasen vor dem Portiko umzirkelte, schlugen die Nachtigallen.

Die großen Feierlichkeiten der Palmweihe waren vorüber und hier draußen ahnte man kaum die ewige Stadt. Alles bezaubernder Frühling, heilige Ruhe, bis auf den sehnsüchtig schluchzenden Nachtigallenschlag.

Droben, im säulengetragenen ersten Stock der Villa, lag des Kardinals Vetter, der Bischof Bosdari, schwer krank am schleichenden und tückischen Romfieber, das die schwüle Luft ausbrütete. Wie ernst der Arzt des Kardinals die Erkrankung auffaßte, ahnte der Bischof nicht und sah auch, nach Art der Sanguiniker, die Veränderung nicht, die mit ihm vorging und rasche Schritte machte. In den Pausen zwischen den aufreibenden Fieberanfällen war er der

Liebenswürdigste aller Liebenswürdigen. Er bedauerte nur, daß die Dienerschaft seinetwegen auf Sammetsohlen schleichen mußte, und daß sein Neffe Marcolin ihm jeden freien Moment seines kurzen Romaufenthaltes widmete. Er selbst hatte seine Audienz beim heiligen Vater noch nicht gehabt und der Kardinal war in der österlichen Zeit stark beansprucht. Heute, am Abende des Palmsonntags, betrat er, seit gestern, das Krankenzimmer zum erstenmale wieder. Er fand den Bischof halb sitzend in den Kissen, Papiere vor ihm über die Seidendecke verstreut, trügerisches Rot auf seinen abgemagerten Wangen, die Augen glänzend. Neben ihm auf der Konsole stand die blaubeschirmte Leselampe, und zwischen den weichen, tiefgrünen Falten der Bettvorhänge frappirte die edle Schönheit seines Kopfes noch mehr als gewöhnlich.

Nur Pater Marcolin war bei ihm. Der Kranke hatte Kammerdiener und Pfleger hinausgeschickt und schien sehr angeregt zu sein.

„Guten Morgen und guten Abend, infedele mio!“ rief er dem eintretenden Vetter entgegen und streckte die Hand nach ihm aus.

„Nun, Ive, carino, wie befindest Du Dich heute? Man hat mir sehr ungenügenden Rapport erstattet,“ sagte der Kardinal, küßte den Kranken auf die Stirn und warf einen verstohlenen Orientirungsblick zu Pater Marcolin hinüber, ehe er sich setzte.

„Sehr wohl,“ versicherte der Bischof, „außerordentlich wohl und froh, mein Freund! Wir haben unserm Gott ein wenig gedient und ein wenig geplaudert: von daheim natürlich, von meiner lieben Insel, die der Herr mich noch einmal sehen lassen möge. Nun — wie es ihm gefällt. Sage, Giulio-Cesare: ich sprach Dir doch einmal von meinem Schützlinge, Pater Paulus, dem Kapuziner bei uns — wie?“

„Gewiß, Ive, des öfteren. Ich bitte nur, daß Du Dich nicht erregst!“ Der Kardinal legte sein stattliches Römergesicht in ernste Falten.

„Zitto! Kein Wort davon; ich errege mich nicht, ich freue mich nur aus innerstem Herzen,“ gab der Bischof eifrig zurück. „Thue mir den Gefallen, Giulio-Cesare, und höre nicht auf diesen unmündigen Knaben, sondern lies hier die Missionsberichte drüben von meiner Insel mit Muße. Ich habe sie nämlich vor beiläufig einer Stunde empfangen. Nein, halt! Reiche mir dort meine Brieftasche herüber, Marcolin, lieber Sohn. Danke, danke — ah, da haben wir's schon. Nun also, mein Freund, nimm dieses curriculum zuvor und dann erst die Berichte.“

„Du schadest Dir wahrlich, bester Oheim! Seit dreiviertel Stunden redet er bereits so lebhaft, Eminenz,“ unterbrach der Dominikaner und griff besorgt nach der beringten Hand auf der Bettdecke. „Fühlen Euer Eminenz nur, wie er wieder brennt! Ich bitte Dich, Oheim, das darf nicht sein.“

„Wohl darf es sein; wirket, so lange es Tag ist,“ entgegnete der Kranke heiter und nickte jedem der beiden einzeln zu. „Trübt mir meine Osterfreude nicht, die jenseits der Palmen und des Kreuzes aufdämmert. Ja, ich liebe ihn nun einmal, diesen heftigen Geist, diesen Paulus, der fort und fort mit dem Saulus ringt; ein Geist aus dem Kerne des Volkes, stachlicht und hart, wie unsere Aloën daheim auf den Felsen. Laßt ihn seinen Dorn treiben, laßt ihn! Die Zeit wird den Dorn spalten und dann schießt die Kerzenblüte gen Himmel — Altarkerzen!“

„Idealisirt er nicht ein wenig, unser Patient?“ fragte der Kardinal scherzend den Dominikaner, vom Wunsche getrieben, dem Gespräche eine harmlose Wendung zu geben.

„Sehr sogar, Eminenz,“ erwiderte der Gefragte. Er hatte vor zehn Minuten, ehe der Kardinal eintrat, seinem Oheim erklärt, daß er sich in Pater Paulus getäuscht und das Interesse an ihm verloren habe. Das Blut verleugne sich nicht: eine grob organisirte Natur bleibe schließlich doch, was sie von Anbeginn an gewesen. Knapp aus dem Rohen gehauen seien die Missionspredigten, von denen der Oheim so viel Wesens mache.

Der Kardinal drohte seinem Vetter lächelnd mit dem Finger; Pater Marcolin beugte sich und hob die brennende Hand von der Decke an seine Lippen.

Der Bischof versetzte ihm einen leichten Schlag auf die Wange und verwahrte sich gegen die Beschuldigung des Idealismus: „Wartet ab, ihr nüchternen Leute, ob ich ein falscher Prophet bin! Ich dächte doch, hier in Rom müßte ich etwas gelten, wo ich nicht in meinem Vaterlande liege und weissage. Uebrigens: wollte Gott, ich müßte Dir nicht länger zur Last fallen, Giulio-Cesare, noch Dir Deine Osterstimmung verderben, Marcolin.“ Wieder nickte er seinem Neffen freundlich zu. „Also, um auf meine Sehergabe zurück zu kommen: mir ahnt zum Beispiel, daß Du, mein Sohn, auch einmal den Kardinalshut tragen wirst; er aber, mein heftiger Geist in der Bettelmönchskutte, dürfte vielleicht — wahrscheinlich — Größeres werden als Du und ich: eine Kanzelleuchte unserer heiligen Kirche, in majorem Dei gloriam, eine, die weiter glänzt, wenn wir längst erloschen sind und der Auferstehung unseres Leibes entgegenschlummern.“

„Abraham a Santa Clara der Zweite! Du idealisirst wirklich stark, Oheim,“ protestirte Pater Marcolin nochmals, und ein leiser Schatten von Unzufriedenheit überflog seine regelmäßigen Züge. „Wer lebt, wird sehen —“

„Eifersucht? — Du? — O, nicht doch, Lieber!“ Der Bischof hob sich in den Kissen mühsam auf den Ellenbogen und sah den zukünftigen Kardinal mit seinen fiebermatten Augen an, um die blassen Lippen sein schönes, gütiges Lächeln. „Ja, Du hast recht, mein Sohn: wer lebt, wird sehen, und welcher von uns dreien es hienieden nicht mehr erlebt, der freut sich mit den Seligen im Himmel darüber. Nun entschuldigt mich, daß ich schläfrig werde; ich bin noch nicht wieder ganz, wie ich sein sollte. Gute Nacht — Gott schütze uns.“

XXII.

Am Montag der Charwoche reiste Pater Paulus zu früher Stunde von der Insel ab, in des Padron Giurić Trabakel, das Güter zwischen Lesina, Brazza und Spalato beförderte. Es war ein altes, ausgewettertes Schiff, und die Segel bestanden aus lauter Flicken. Aber sie leuchteten orangefarben, und San Nicolò, der Heilige des Schiffergewerbes, bildete die Gallion. Das Meer lag kornblau und regungslos wie ein riesiges Stück Lapislazuli von Horizont zu Horizont, und die Schwüle des Apriltages verschleierte und umflimmerte die ferne Küste, so daß sie einer bloßen Fata Morgana und nicht der Wirklichkeit glich.

Während der ganzen Segelfahrt mußte Pater Paulus rückwärts denken. Kein Glockenton mahnte ihn an die kanonischen Stunden. Prim und Terz ließ er vorübergehen und vergaß, daß Rosenkranz und Büchlein von der Nachfolge Christi ihm im Schoße lagen.

Traumgebilde umspannen sein Hirn bei wachen Sinnen. Es war, als zwinge ihn eine innere Gewalt, heute in dieser schwülen Stille die Summe seines Lebens zu ziehen und Rechenschaft zu legen. Alle Einzelheiten seiner Kindertage lösten sich plötzlich, klar umrissen, aus den Nebeln des Vergessens und der eintönigen, frommen Uebung. Farbig, redend, handelnd war die Vergangenheit wieder da. Er sah sich im weißen Kittelhemde bei Don Basil in Trau; er fühlte die Glut des Pecenoweines, die ihm den Zottelkopf niederzog auf die Stufen des hölzernen „mons Golgatha“, er vernahm das schreiende „laus Deo!“ des Zaubervogels. Dann tappte er vor dem Vater im Kotzenmantel her zur Bucht unter den vier Oelbäumen, die der Hafen von Sucurac war, wo Kolo getanzt wurde und die Barken lagen. Das Wasser gluckste an ihnen hinauf. . . . Der Vater schlug ihn, das schöne, starke Bübchen, voll rauhen Wohlgefallens zwischen die Schultern, die noch rund und schmiegsam waren; die Brüder stritten und zündeten das Feuer im Eisenkorbe an der Bootspitze an, denn es war ein mondloser Abend und „bonazza“: Meeresstille. Hinaus ging's, die Ruder glitten leise ins Wasser, das voll silberner Funken war, und drunten zogen die Fische. Dann verschwamm das Nachtbild und die schwache Stimme der Mutter rief: „Pavcice, mein goldenes Seelchen!“ Die bebenden Töne von Gusla und Svirala klangen drein und Milicas Kinderlachen und der langgezogene, gellende Adlerschrei in der Todeseinsamkeit der Mossorklüfte und Milos Ublinas Angstruf: „Brate! brate! — mein Bruder!“

Er zog die Kniee empor, stützte beide Ellenbogen darauf und preßte das Gesicht in die Hände, nicht achtend, daß der Rosenkranz, den er ergriffen, ihm seine Perlen in die Stirn drückte.

„Verhalte Dich ruhig, mozzo Mate,“ sagte der Padrone zum Schiffsjungen, „unser Ehrwürdiger betet.“

Allein der Ehrwürdige betete nicht. Der Gedanke an Milos Ublina, dessen Freundschaft an die Ehre gekettet war, peinigte ihn dumpf, fast als wäre es der erste wahre Schmerz seines Lebens. Hatte er nicht schon Größeres erlitten? Er dachte an seine Schülerzeit, seine schweigenden Kämpfe gegen das harte Muß, an das Gemisch von starrem Gesetz und Verlotterung im Kloster zu Sinj, an die Versuchungen und Ablenkungen der Jahre, da er außerhalb des Klosters seinen Studien obgelegen, da das erste: „dobro kaludjer!“, von schönen Lippen im Vorübergehen geflüstert, ihm das junge Blut in den Adern erhitzt hatte.

„Vorbei, längst vorbei! Alle Versuchung habe ich besiegt und in mir zertreten,“ dachte er und Stolz schwellte seine Brust, obwohl er ihn mit erheuchelter Demut zu verbergen suchte: „Lob sei dem Höchsten, daß ich der Gottähnlichkeit entgegenwachsen darf.“

„Hochmütiger!“ sprach eine Stimme in ihm.

Da standen sie vor den Augen seiner Seele, die sieben Todsünden, über die er so oft in seinem Jugendunverstande gegrübelt, und mit Schrecken gewahrte er's, daß sie alle ihre Herberge in ihm aufgeschlagen hatten. Der Hochmut und der Geiz, der die himmlischen Gnaden am liebsten für sich allein genommen und aufgespeichert hätte wider Höllen- und Erdengewalten. Die Wollust, mit der er in seinen Schmerzen schwelgte und Unnatur in seiner Askese trieb, der Zorn, der ihn gereizt, Hand und Dolch gegen den Bruderfreund zu erheben; die Völlerei, die ihn am gleichen Tage sein Fastengelübde brechen ließ, der Neid, der ihn gehässig machte wider die Freien im Lande, und die Trägheit des Herzens, aus der heraus er nicht forschte und nicht wußte, daß die Seinigen starben und verdarben! Aber noch eine legte die Hand auf seine Schulter und nahm von ihm Besitz. Das war die Mutter aller Sünde: die Lüge. Fortan würde sein ganzes Leben eine einzige große Lüge sein, trotz Sakrament und Weihe, Strick und Geißel. Denn seines Hauses Unglück würde er sehen, ihm abhelfen wollen mit Gebet und Handauflegen und es nicht vermögen und dann zurück müssen ins Kloster, ein ewig Gebundener, ein Mann von Kraft und Willen, der dennoch seine Rächerfaust weder ballen noch auf den Ehrlosen in des Kaisers buntem Rock niederschmettern durfte!

Seine Gedanken begannen ihm das Hirn zu verwirren. Er sprang auf, schlang den Rosenkranz durch den Gürtelstrick, schob das fromme Büchlein beiseite, stieg über Packen und Körbe hinweg und bemächtigte sich der Ruder. Der Padrone mochte noch einen Versuch mit dem Segel wagen, während der mozzo träge am Steuer saß und in die Sonne blinzelte; denn das Trabakel kroch wie eine Schnecke dahin.

Mit mächtigen Ruderschlägen peitschte der Mönch das glatte Wasser, und endlich umfuhr das Trabakel schwerfällig die Punta San Giorgio von Brazza. Im Hafen San Giovanni warf es Anker, um auszuladen und Waren für Spalato einzunehmen. Eine Stunde wollte der Padrone verweilen, denn er mußte noch einen Sprung in die Kirche thun, um San Nicolò, dem Heiligen, recht deutlich seine Meinung wegen der Bora von vergangener Woche auszusprechen. Der Dumme! Nichts, gar nichts hatte er für seine Schützlinge gethan, sondern zugelassen, daß sie um ein Haar Havarie gelitten hätten. Der Padrone spuckte vor nachträglichem Zorn aufs unebene Pflaster und marschirte zur Kirche. Sein Fahrzeug ließ er wohlbehütet zurück: der fromme Pater saß auf der Ruderbank und las im Brevier seine Versperpsalmen.

Er suchte im hundertelften Psalm seinen Frieden wieder zu gewinnen:

„Selig der Mann, der den Herrn fürchtet und sein Gefallen hat an dessen Geboten.

„Glücklich der Mann, der Erbarmen hat und darleihet; bestehen wird sein Wort im Gerichte, ja, in Ewigkeit wird er nicht gebracht zum Wanken.

„Gestärkt ist sein Herz und unerschütterlich, bis er herabsiehet auf seine Feinde.

Digitized by Google

„Er teilet aus und gibt den Armen; seine Gerechtigkeit währet immerdar und sein Horn wird aufgerichtet mit Ehren.

„Der Sünder siehet's und zürnet, mit seinen Zähnen knirschet er und schmachtet hin; der Sünder Streben wird zu nichte!" —

Der Wind frischte auf; das Trabakel erreichte Spalato gegen Sonnenuntergang, legte in der Nähe des alten Lazarets an, unweit der prächtigen Botticellafelsen, und Pater Paulus fand gerade noch Zeit, zur Komplet die Kirche zu erreichen.

Eine Weile irrte er unschlüssig zwischen den erhabenen Trümmern des Säulenumganges, dem Peristyl des Diokletianpalastes umher. Er schritt die Stufen zum Dom empor, der in grauen Zeiten ein Jupitertempel war, und blieb vor der granitenen Sphinx stehen, die, schwarz und ernst, seit den Tagen der ersten Pharaonen ihr schlanken Frauenhände vom liegenden Löwenleibe vorstreckte und jetzt in zwei Teile zerborsten ruhte. So war ihm heute sein eigenes Dasein, so zerborsten und unheimlich wie die ägyptische Sphinx.

Im Dom drängte sich die ganze vornehme Welt der Stadt: Seidenschleppen, Damenaugen und Stutzergesichter, die ungeduldig auf das hereinströmende Volk schauten. Der Weihrauch lastete auf der Luft des großen, düstern Oktogons, und der Priester, der am Altare sang, hatte eine scharfe, unmusikalische Stimme.

Der Mönch trat in der Thür zurück, beugte und bekreuzte sich und ging durch die lange Gasse nordwärts und dann östlich zum stillen Platze am einstigen „ehernen Thore". Dort stand ein finsteres, massiv aufgebautes, kleines Gotteshaus, das Kirchlein „zum guten Tode": „alla buona morte". Er berührte den ganz abgeflachten Totenkopf, der, auf marmornem Grunde, in die Mauer eingelassen war, andächtig mit seiner rechten Hand und küßte dieselbe. Darauf ging er hinein. Die Aermsten der Armen, der Abhub der Gassen, knieten und kauerten und lagen mit dem halben Leibe am Boden — stumpfe Gesichter, reuevolle, böse. Nicht der mindeste Schmuck an den Wänden und auf dem Altare; die Fenster mit Spinnweben verhangen, Lachen im Fußboden. Die Vrisnicer Kirche war ein hehrer Gottestempel gegen dies verwahrloste, dumpfige Gebäude gewesen! Die Predigt hielt ein hochbetagter Mann, eine Mumie, deren einziger Lebensfunken ihr Fanatismus zu sein schien. Die knochigen Hände schlugen hart auf den Kanzelrand, den kein Tuch, kein Polster deckte; der zahnlose Mund schrie und schmetterte mit versagender Stimme wie eine zersprungene Trompete, die Greisenaugen, die noch sehr dunkel unter ihren weißen Brauen lagen, traten aus den Höhlen.

Das Volk bebte und betete; bei den lautesten Kraftsätzen ging ein unterdrücktes Stöhnen durch die Versammlung in Lumpen.

Nach der Predigt war Pater Paulus der erste, der in den Beichtstuhl trat, und dann ging er von hinnen, in die Dämmerung hinaus, vorüber an einer dunklen Gestalt, die wartend neben ihrem bepackten Eselchen an der Thür der Pfarrei stand und ihr Gesicht mit dem Mantelzipfel verhüllte, als der Mönch vorbeischritt.

Er senkte den Blick zur Seite, denn er wußte, was die dunkle Gestalt begehrte und kannte den finstern Spalatiner Karfreitagsbrauch.

Wenn am Kreuzigungstage des Heilandes die große Klageprozession vom Dome aus durch die heidnische Pracht der Säulengänge, durch das goldene Thor und die engen Stadtgassen zog um die Abendzeit, dann wandelten unter Kerzen und umflorten Fahnen Klerus und Volk, lebende Kreuze: Menschengestalten, ganz vermummt bis auf die Augen. Ihre Arme streckten sie wagrecht von sich; denn von Aermel zu Aermel ging ein Querholz zwischen Stoff und Fleisch hindurch. Ihre Füße tappten barfuß, und schon manchesmal hatte das Volk gesehen, wie sich dies oder jenes der lebenden Kreuze, deren jedes ein Büßer war, auf zarten Füßen fortbewegte, die sonst wohl nur in Schnallenschuhen und Prunkgemächern einher stolzirten. Der Zupnik der Kirche zum guten Tode bestimmte die lebenden Kreuze, je nach der Bußfertigkeit und Zahlungsfähigkeit. Den ärgsten Verbrecher jedoch, der ihm im Laufe des Jahres seine große Schuld unter das Beichtsiegel gelegt hatte, ließ er das schwere, sandgefüllte Holzkreuz hinter dem Allerheiligsten unter dem Baldachin dreinschleppen, — das Kreuz, das auch die Stärksten dieses starken Volkes taumeln machte, das den Erdboden nicht streifen durfte, wenn es seine sündenerlösende Kraft bewähren sollte.

„Herr, erbarme dich seiner," sprach der Mönch im Gehen und sah nicht mehr um nach dem harrenden Enakssohne aus der nahen Poglizza, dem Hungerlande der sich mit seinem letzten Wollsack Korn und seinem letzten Oelschlauche frei zu kaufen hoffte, wenn Don Doimo, der Zupnik, aus der Kirche kommen, ihn anhören und um seines Frevels willen zum lebenden Kreuze in der Charfreitagsprozession bestätigen würde. Dann war, von Ostern ab, das Freveln wieder bequem gemacht! —

Der Himmel war schon schwarzblau, die Sterne funkelten, jeder in seinem Lichthofe, und ein kühler Wind blies stetig, als Pater Paulus die letzten Häuser des Borgo Pozzobuon, der nordwestlichen Vorstadt Spalatos, hinter sich ließ und, sein Reisebündel an der Seite, die breite Straße nach Salona verfolgte. Der Frühling duftete überall; denn hinter Silberpappeln und Weiden, die ihre jungen Triebe entfalteten und die Kätzchen abwarfen, dehnten sich weite Blumenwiesen, voll von Safran, wilden Hyazinthen und Narzissen, und auch der Lorbeer blühte. Die Straße, wiewohl es kaum acht Uhr vorüber sein konnte, war ganz verödet; die Cikaden schrillten laut; dann und wann rief ein Nachtschwalm seinen geisterhaften Ton. Endlich ward das Rauschen des Jadrabaches vernehmlich, dessen Wellen, klar und eisig, in hastigen Sprüngen dem Meere zueilten. Hier leuchtete schon das weiß beworfene Dach der ersten Mühle von Salona, diesseits der grauen Römerbrücke über den Jadra, und hundert Schritt jenseits derselben lag das Wirtshaus des Stojan Jovic an der Straße. Rechts von der Mühle zweigte ein steiniger Pfad ab und bergauf: der römische Heerweg zum uralten „Audertium", dem jetzigen Clissa. Pater Paulus sah die grauen Schlangenwindungen des Heerweges sich nordwärts emporzacken, und am lichteren Horizonte unterschied er den schwarzen Kegel der Feste zwischen Mossor und Carban. Das alte Heimatsgefühl bemächtigte sich seiner mit schmerzlicher Gewalt.

Vor der nachtstillen Mühle, unter dem weißen, weit vorspringenden Dache saßen ihrer zwei und sangen beim spärlichen Schimmer eines Oellämpchens, das auf dem Steintische zwischen den Maulbeerbäumen stand, an deren Stämmen verworrene Reben in die Höhe rankten. Der Steintisch war ein umgestürzter Sarkophag aus der Gräberstadt von Salona, Gott weiß wann beim Feldbestellen gehoben, und die beiden Stimmen der Singenden paßten zusammen, wie in einander geschmolzen. Nur, daß der Magyar mit dem zerzausten Schnurrbarte und der offenen Militärbluse schnarrender und fremdartiger aussprach als das Mädchen, die Müllerstochter, die sich ihm, glühenden Antlitzes, in den Arm schmiegte. Er hatte sich ihre Cappa auf den frisirten Scheitel gesetzt, und das Licht des Lämpchens spielte mit der kleinen Goldmünze in breiter, barocker Silberfassung, die an seiner Uhrkette baumelte. Das Mädchen trug seinen Tschako über dem fest geflochtenen, braunen Zopfe.

Sie waren mitten in den zahllosen Strophen eines der vielen serbo-kroatischen Liebeslieder:

„Gebe Gott, daß er gefangen werde,
Doch der Kerker sei mein weißer Busen.

Gebe Gott, daß er gefesselt werde,
Doch die Fesseln seien meine Arme.

Gebe Gott, daß er gehangen werde,
Doch der Galgen sei mein schlanker Nacken.

Gebe Gott, daß er vergiftet werde,
Mit dem Gifte meines süßen Mundes!

In ihrer verliebten Blindheit bemerkten sie des Mönches dunkle Gestalt nicht, die hinter den Maulbeerstämmen an ihnen vorüber schritt; er aber hatte des Bruderfreundes tocca an der Uhr des Magyaren erkannt. Er mußte am Brückenpfeiler still stehen; der Anblick war ihm in die Kniee gefahren, und sein Herz hämmerte ihm bis hinauf in die Drosselader. Wild begann es zu toben in ihm. Der Panther des Hasses, der Jahre und Jahre betäubt im Käfig der Seele gelegen hatte, sprang plötzlich auf seine Pranken, peitschte mit dem Schweife den Boden und lechzte nach Blut.

Da, als er den Schwindel, der alles um ihn her kreiseln ließ, mühsam bezwungen hatte, sah er eine Dirne am andern Brückenende stehen, ganz deutlich im Sternenlicht, ohne Laut, wie ein Gespenst. Die weiten Aermel ihres Hemdes fielen zurück, denn sie hielt beide Hände gegen die Schläfen ihres blassen Antlitzes gedrückt, aus dem die Augen düster glühten. Ueber die Hände ringelten sich, unter dem Zopfe hervor, ordnungslose Haarsträhnen; denn die Mädchenzierde der Morlakin, die lange Flechte, hatte sie eng um den kleinen Kopf gewunden, und eine Cappa trug sie nicht. So stand sie da, ein Bild der Verzweiflung, und lauschte dem neckenden Zwiegesange unter dem weißen Vordache der Jadramühle an der Römerbrücke.

„Milica!" rief der Mönch und eilte auf sie zu. Sie jedoch stieß einen Schrei aus und floh ins Ungewisse, querfeldein, springend und strauchelnd. Er aber war, trotz der Kutte, schneller als sie. In seinen Armen fing er sie auf, bevor sie zu Boden stürzte, und hielt sie so eng gegen seine keuchende Brust gepreßt, daß ihr der Atem ausging. Wie Wahnsinn quoll es in ihm auf: Liebe — Mitleid — Zorn! Ein Weh, das ihm das Herz zerriß, ein Glück, das ihm feurig durch die Adern strömte. Sie hing an seinem Halse, lachend und schluchzend, bog sein bärtiges Antlitz zu sich nieder und küßte ihm Mund und Wangen und Augen mit ihren weichen Lippen, ohne nur zu fragen, ob der, welcher sie angerufen hatte, auch wirklich ihr Bruder sei, auf den sie sich kaum noch besann.

Er, dessen menschliche Zärtlichkeit nichts mehr erregt, seit jenem Tage, da er zwischen Sinj und Lesina seine Mutter umarmt hatte, der das Natürliche in sich zu ertöten gestrebt, wankte unter diesen heißen, heftigen Küssen wie ein Trunkener. Ja, einen Augenblick erschien ihm die Schwesterliebe als teufliche Versuchung, und sein Priesterbewußtsein wollte die Wurzel aus einander schneiden, der sie beide entsprungen waren. Aber eine solche Wurzel darf nur der Tod zerschneiden. Die Schwesterarme um des Bruders Nacken waren die Brücken zwischen ihm und ihr. Er dachte der unseligen Selbstmörderin auf Brazza, und er konnte nicht anders, als die Schwester ganz in seinen Liebesschutz nehmen. Von neuem umschlang er sie und legte im Gehen ihr schmales Gesicht mit seiner großen Hand gegen seine Schulter. So wanderten sie langsam dem Wirtshaus an der Straße zu, von keinem gesehen, und während der hundert Schritte zwischen hier und dort bekannte sie ihm zitternd und weinend alles: Scham und Gram und Zukunftsgrauen. (Schluß folgt.)

Kriegschronik 1870–71.

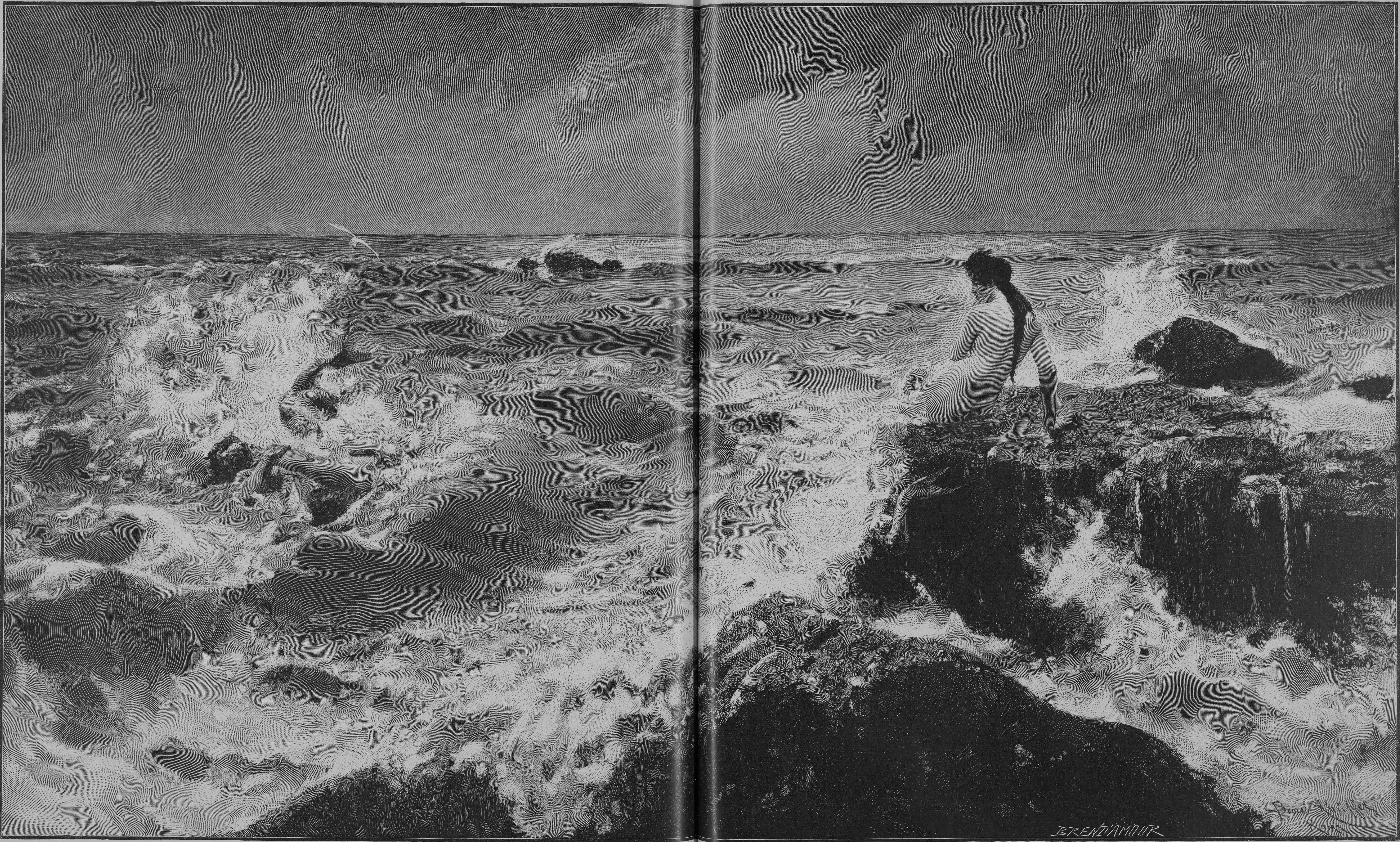
24. September. Heftige Beschießung von Straßburg.
27. September. Ein Ausfall Bazaines bei Metz zurückgewiesen.
28. September. Straßburg kapitulirt.
30. September. Die deutschen Truppen ziehen in Straßburg ein. Feierlicher Gottesdienst im Münster. — Ein vom General Vinoy auf der Südseite von Paris unternommener Ausfall wird zurückgewiesen.

Die Kronprinzessin Maria von Rumänien mit ihrem Sohne, dem Prinzen Karl.

(Hiezu die Abbildung Seite 929.)

Da dem rumänischen Königspaare bekanntlich der Kindersegen versagt blieb, so adoptirte König Karl I. im Jahre 1889 seinen Neffen, den Prinzen Ferdinand von Hohenzollern-Sigmaringen, der damit die Rechte des rumänischen Thronfolgers erhielt. Am 11. Januar 1893 vermählte sich der Kronprinz Ferdinand mit der Prinzessin Maria von Sachsen-Coburg-Gotha, Tochter des regierenden Herzogs Adolf (Herzogs von Edinburg) und seiner Gemahlin Maria, Großfürstin von Rußland. Am 15. Oktober 1893 gab die Kronprinzessin einem Sohne das Leben, der nach dem regierenden König den Namen Karl erhielt; am 11. Oktober vorigen Jahres folgte ein Töchterchen, nach der Königin Elisabeth benannt. Beide Kinder sind auf Schloß Pelesch in Sinaja geboren, das in den Werken der gekrönten Dichterin eine so bevorzugte Stellung einnimmt.

Digitized by Google



Von der Münchener Jahresausstellung im königlichen Glaspalast: Tritonenkampf. Nach dem Gemälde von B. Knüpfer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gewitter und Blitzgefahr.

Wenn zur Sommerszeit am Horizonte sich dunkle Wolkenmassen auftürmen und, näher rückend, unter Blitz und Donner und gewaltigen Regengüssen sich entladen, dann ist es nicht nur der Landmann, der in Sorge um seine Feldfrüchte und seine gefüllten Scheuern seine Blicke gen Himmel richtet; denn viele Tausende andere, die im Grunde genommen ihr Hab und Gut bei einem Gewitter nicht unmittelbar bedroht sehen und die sich auch bewußt sind, wie gering verhältnismäßig die Gefahr ist, vom Blitze an Leben oder Gesundheit geschädigt zu werden, geraten doch in nervöse Aufregung, wenn der blendende Strahl mit gewaltigem Krachen zur Erde fährt. Es ist eben nicht jeder nervenfest genug, um, wie Goethe in einen Mantel gehüllt, auf einsamer Bergeswarte kaltblütig die großartigen Lichteffekte einer Gewitternacht zu beobachten, und wer einmal in den Alpenthälern bei einem Gewitter gesehen hat, wie in jedem Bauernhofe die Fenster hell werden und sich die Leute bereit halten, zu retten, was zu retten ist, da bei der Vereinzelung der Gehöfte an den verschiedenen Punkten an wirksame Löschversuche kaum gedacht werden kann, oder wer einmal auf isolirter Bergeshöhe die Blitze gleich feurigen Schlangen links und rechts in die Felswände fahren sah, während jede Zacke, jeder Felsvorsprung im glimmenden Scheine des Elmsfeuers erglühte, wird sich, auch wenn er an keine Lebensgefahr nicht denkt, des bewundernden Schauers vor der gewaltigen Naturerscheinung nicht erwehren können.

Wenn wir auch noch weit entfernt sind, das Gewitter in seinen innersten physikalischen Ursachen genau zu verstehen, so haben doch die Untersuchungen der letzten Zeit sehr viel hochinteressante Einzelheiten zu Tage gefördert.

Es ist seit langem bekannt, daß die Gewitter in den Tropengegenden mit weit größerer Häufigkeit und Heftigkeit auftreten, als bei uns. Während auf Java durchschnittlich 156 Gewitter im Jahre fallen, hat das südliche Deutschland und Oesterreich deren nur 21 bis 22 aufzuweisen. In Europa speziell nimmt die Zahl der Gewitter von Nordosten gegen Südwesten bedeutend zu, ist in Deutschland an der Ostsee am geringsten und in der badisch-elsässischen Rheinebene am größten. Doch machen sich dabei viele lokale Verschiedenheiten bemerkbar. So sind zum Beispiel in dem vom Wüstenwind durchglühten Aegypten die Gewitter recht selten; im äquatorialen Peru fehlen sie ganz, während in den Ebenen des Amazonenstromes in der entsprechenden Jahreszeit fast kein Tag ohne Gewitter vergeht. Während in Deutschland Wintergewitter ziemlich selten sind, treten sie an den vom Golfstrom bespülten atlantischen Küsten des nordwestlichen Europa bedeutend häufiger auf; in Island, Norwegen und einzelnen Teilen Schottlands sind sie sogar häufiger als die Sommergewitter. Im übrigen fällt für Mitteleuropa ein Gewittermaximum in die Zeit des Juni und Juli und ein zweites, schwächeres in den August. Man hat ferner auf Grund sehr genauer, in Süddeutschland und der Schweiz gemachter Beobachtungen für die Gewitter eine Häufigkeitsperiode von etwa fünfundzwanzig Tagen festgestellt, eine Zahl, welche mit der Umdrehungszeit der Sonne aufs genaueste zusammentrifft. Eine solche Abhängigkeit der Gewitter von den Vorgängen auf der Sonne darf uns auch nicht wundernehmen, wenn wir erwägen, daß die ganze Erde ja eigentlich nichts als ein großer Magnet ist, dessen Magnetismus von dem Zentralkörper unseres Sonnensystems auf das wirksamste beeinflußt wird; denn bei heftigen Ausbrüchen auf der Sonne gerät die Magnetnadel auf der 20 Millionen Meilen entfernten Erde regelmäßig in starke Schwankungen. Auch eine Abhängigkeit der Gewitter von den Sonnenflecken hat man nachweisen zu können geglaubt, ohne jedoch bisher ein genau formulirtes Gesetz aufstellen zu können, wie ja überhaupt die kosmischen Einflüsse der Weltkörper auf einander noch in das tiefste Dunkel gehüllt sind.

Die Hauptursache jedes einzelnen Gewitters ist unbedingt in der unter dem Einflusse warmer und kalter Luftströmungen erfolgenden Verdampfung und Kondensation des Wassers zu suchen. Unter dem Einflusse der Sonnenwärme steigt ein feuchtigkeitsbeladener, warmer Luftstrom senkrecht von der Erdoberfläche in die Höhe; dies ist namentlich in den windstillen Tropengegenden der Fall. In den höheren und kälteren Luftschichten findet dann regelmäßig eine beschleunigte Verdichtung des Wasserdampfes zu Bläschen, also Wolkenbildung statt, und die durch Verdampfung und Verdichtung in der Gewitterwolke gebildeten elektrischen Differenzen gleichen sich durch Blitzschläge aus. Solche vorzugsweise durch den aufsteigenden warmen Luftstrom bedingte und deshalb auch nur auf kleinere Landkomplexe sich jedesmal erstreckende sogenannte „Wärmegewitter" setzen ein sehr ruhiges Luftmeer voraus und sind darum bei uns verhältnismäßig selten. Sie werden in Mitteleuropa an Zahl weit übertroffen von den sogenannten Wirbelgewittern, welche in den vom atlantischen Ozean aus über Europa gegen Osten zu fortschreitenden Wirbelstürmen ihren Grund haben. Ein solcher Cyklon von annähernd kreisförmiger oder genauer spiraliger Bahn hat oft einen Durchmesser von mehreren hundert deutschen Meilen; in seinem Mittelpunkte, welcher durch ein barometrisches Minimum gekennzeichnet ist, herrscht Windstille, an seinen Rändern aber die heftigste Windbewegung, welche bei großer Sommerwärme die Ursache zahlreichster Gewitter wird. Der ganze Cyklon schreitet mit einer Geschwindigkeit von etwa 40 Kilometer pro Stunde fort, und zwar meistens von Westen nach Osten, seltener umgekehrt, von Osten nach Westen. Daraus erklärt sich auch die Seltenheit der Ostgewitter im Gegensatz zu den Westgewittern.

Bei den von Westen her anrückenden Gewittern schlägt der Wind gewöhnlich schnell von West nach Nord um und es tritt meistens eine erhebliche, auch einigermaßen anhaltende Abkühlung ein. Anders ist es bei den wegen drohenden Hagelschlags gefürchteten Ostgewittern; bei ihnen schlägt der Wind aus Ost gegen Süden um; die Wolken ziehen gewöhnlich sehr hoch und nur selten ist ihre Entladung von einer anhaltenden Abkühlung begleitet; dagegen schreibt man ihnen einen besonders wohlthätigen Einfluß auf die Vegetation zu. In den Gegenden südlich der zentralen Alpenkette, so zum Beispiel in Steiermark, sind auch die lokalen Wärmegewitter ziemlich häufig. Nach vorangegangenen klaren Vormittagsstunden ballt sich meist ganz plötzlich zwischen zwei und sechs Uhr ein Gewitter zusammen, welches sich mit heftigen Regengüssen und einigen starken Schlägen entladet und sich ebenso schnell zerteilt, wie es sich gebildet hat, ohne eine nachhaltige Abkühlung hervorzurufen.

Alle Gewitter haben die Form einer langgestreckten Spindel und schreiten merkwürdigerweise nicht in der Richtung der Längsachse, sondern senkrecht zu dieser fort, wie eine defilirende Militärabteilung mit langer Front und geringer Tiefe. Auf ihrem Wege bevorzugen sie die breiten, sumpfigen Flußthäler, was ja schon aus rein mechanischen Gründen erklärlich ist, indem das Luftmeer denselben Gesetzen der Schwere unterworfen ist wie das Wasser, und sich die tiefsten Stellen aussucht, wahrscheinlich aber auch in der großen Leitungsfähigkeit der feuchten Luft der Flußniederungen für die Elektrizität seinen Grund hat. Ausgedehnte Sumpfgegenden, wie der Oderbruch und Netzebruch bei Küstrin oder der Schwarzwasserbruch, nordwestlich von Liegnitz, sind als Gewitterherde geradezu gefürchtet.

Was nun speziell die Entstehung des Blitzes betrifft, so weiß jedes Kind, daß dabei ein Ausgleich entgegengesetzter Elektrizitäten stattfindet; weitverbreitet aber ist auch der Irrtum, daß dieser Ausgleich vorzugsweise zwischen Wolke und Erde stattfände. Das ist nun grundfalsch; denn schon die oberflächlichste Beobachtung zeigt, daß die meisten Blitze annähernd parallel dem Erdboden verlaufen und daß nur selten ein augenscheinlich senkrechter Strahl Wolke und Erde verbindet. Das kommt daher, daß die dem Spiele der Winde unterworfene Wolke in zahlreiche Abschnitte zerfällt, welche abwechselnd mit entgegengesetzter Elektrizität geladen sind. Zwischen diesen vollzieht sich wegen ihrer größeren Nähe vorzugsweise der Austausch der Elektrizitäten. Kommt dagegen ein besonders stark mit Elektrizität geladener Abschnitt einer Gewitterwolke in große Nähe des Erdbodens, dann strömt von der in der Erde gleichmäßig verteilten Elektrizität in den der Wolke nächstgelegenen Teil der Erdoberfläche diejenige Elektrizität, welche jener der Wolke entgegengesetzt ist, und es erfolgt nun der Blitzschlag, welcher meistens von der Wolke nach der Erde gerichtet ist, oft aber auch aus der Erde zur Wolke emporsteigt.

Ueber die Beschaffenheit dieses Blitzstrahles, den man nach Aristoteles' Vorgang durch reichlich zwei Jahrtausende für eine Entzündung brennbarer Gase gehalten hat, sind durch die Momentphotographie interessante Ergebnisse erzielt worden. Dem Auge des Beobachters erscheint der Blitz in der Regel nur als ein oder zwei starke helle Strahlen. Betrachtet man dagegen Blitzphotographien, wie sie von Mac Adie in Washington zuerst zahlreich gewonnen worden sind, so sieht man, daß der Blitzstrahl zwar immer von einem Punkte ausgeht, sich aber in seinem Verlaufe meistens verästelt und zwar oft so zahlreich und mannigfaltig wie die Adern eines Baumblattes. Daraus erklärt es sich, daß oft an verschiedenen nicht gar zu entfernten Orten die zerstörenden Wirkungen des Blitzes gefunden werden, obwohl notorisch nur ein einziger Schlag erfolgt war.

Der Donner entsteht, wie bekannt, durch die gewaltsame Erschütterung der Luft in der Nähe des Blitzstrahles; seine wechselnde Stärke, Tonhöhe und Dauer hängt im wesentlichen von der Menge der entladenen Elektrizität, dem Leitungswiderstand, welchen der Blitzstrahl auf seinem Wege vorfindet, und der echoartigen Wirkung der benachbarten Wolken ab. Es hieße bekannte Thatsachen wiederholen, wenn man die Einzelheiten aufzählen wollte, welche sich in jeder populärwissenschaftlichen Physik finden und längst nicht mehr neu sind. Aufmerksam gemacht sei darum nur noch auf das eigentümliche Geräusch, welches bei schweren Gewittern jenen stärksten Schlägen immer vorangeht, welche in die Erde einschlagen. Hat man sich auch nur einmal mit klar beobachtenden Sinnen in der Nähe, das heißt höchstens einige hundert Schritte von einem einschlagenden Blitze befunden, so wird man bemerkt haben, daß dem Blitze ein höchst absonderliches, sehr kurzes Geräusch vorangeht, wie von zerknittertem Papier oder wie von in der Ferne ertönenden unregelmäßigen Gewehrsalven. Ueber die Entstehung dieses Geräusches haben wir nur Vermutungen, indem es den den eigentlichen Schlag einleitenden elektrischen Strömungen des Erdinnern zugeschrieben wird. Erst nach diesem kurzen, unheimlichen Knattern, welches immer ein Beweis ist, daß es in der Nähe eingeschlagen hat, erfolgen Blitz und Donner zu fast gleicher Zeit.

Die Höhe der Gewitterwolken wird fast regelmäßig unterschätzt. In manchen Fällen reichen zwar hohe Turmspitzen in dieselben hinein; in anderen Fällen haben aber genaue trigonometrische Beobachtungen eine Höhe der Wolken von 5000 Meter und darüber ergeben. Die Durchschnittshöhe dürfte jedoch für ebene Länder mit etwa 1500 Meter zutreffend angegeben sein, so daß die Schneekoppe in ihrer Erhebung über dem Hirschberger Thal noch bequem darunter Platz fände.

Eigentümlicherweise ist der Donner auf weitere Entfernungen nicht vernehmbar. Kanonenschüsse sind oft auf zehn Meilen und noch weitere Entfernungen hin gehört worden, während für die Wahrnehmbarkeit des Donners drei deutsche Meilen die äußerste Grenze bilden, obgleich die Intensität eines starken Donners diejenige eines Kanonenschusses in der Nähe weit übertrifft. Das hat seinen Grund darin, daß der Donner eines Gewitters vorzugsweise durch die Luftwellen übermittelt wird, wogegen bei der Uebertragung des Kanonendonners auf weite Entfernungen der für den Schall bei weitem leitungsfähigere Erdboden eine große Rolle spielt. Um sich von dieser Leitungsfähigkeit des Erdbodens für den Schall zu überzeugen, braucht man nur einmal sein Ohr in der Nähe eines Eisenbahngeleises auf den Erdboden oder direkt auf die Schienen zu legen und man wird das Poltern und Dröhnen eines noch mehrere Kilometer weit entfernten Eisenbahnzuges schon lange hören, bevor das Ohr in freier Luft ihn wahrnimmt.

Die Gefahr, welcher Personen oder Gebäude ausgesetzt sind, vom Blitzschlage getroffen und beschädigt zu werden, hat schon seit längeren Jahren die Versicherungsgesellschaften und staatlichen Behörden eingehend beschäftigt. Die Tageszeitungen melden es nach allen Richtungen der Windrose, wenn irgendwo in Deutschland Personen durch Blitzschlag verletzt und getötet worden sind, und schon seit vierzig bis fünfzig Jahren will man eine bedeutende Zunahme der schadenstiftenden Blitzschläge wahrgenommen haben. Diese Vermutungen sind unwiderlegbare Wahrheit geworden, seitdem sie von der Statistik, welche seit vielen Jahren auf das sorgfältigste geführt wird, in vollem Umfange bestätigt worden sind.

Was die Beschädigung von Gebäuden betrifft, so war die Gefahr des Blitzschlages Ende der achtziger Jahre unseres Jahrhunderts etwa $3^1/_2$mal so groß als um die Mitte des Jahrhunderts. Um ein klares Bild von der steigenden Blitzgefahr zu bieten, lassen sich einige statistische Daten nicht umgehen. Man hat sich seit langem dahin geeinigt, die Blitzgefahr durch diejenige Zahl von Gebäuden auszudrücken, welche unter einer Million Gebäude im Laufe eines Jahres durch den Blitz beschädigt worden sind. Unter Zugrundelegung dieses Maßstabes betrug die Blitzgefahr im Jahre 1875 für Deutschland 188, im Jahre 1892 aber bereits 213; im Königreich Sachsen war sie ums Jahr 1860 gleich 152, im Jahre 1880 gleich 271, im Jahre 1890 gleich 305; in Ostfriesland stieg sie vom Jahre 1860 bis 1883 von 139 auf 354, in Schleswig-Holstein im gleichen Zeitraume von 118 auf 406. Auf den Durchschnitt der letzten 30 Jahre berechnet, betrug die Blitzgefahr für Württemberg 91, die Rheinprovinz 90, Schlesien 108, Provinz Sachsen 115, Brandenburg (ausschließlich Berlins) 112, im Königreich Sachsen dagegen schon 176, in Oldenburg sogar 238 und in Westfalen endlich 295.

Es ist begreiflich, daß der auf diese Weise im großen deutschen Lande angerichtete Schaden ein recht bedeutender ist; er variirt, je nach dem Gewitterreichtum der einzelnen Jahre, zwischen 8 und 13 Millionen Mark und gibt wegen seiner Tendenz zum Steigen wohl Anlaß zum Nachdenken. Zur Erklärung dieser auffälligen Thatsache hat man die große Vermehrung der Industrie herangezogen, ebenso wie die seit 1850 um etwa zwei Drittel gewachsene Bevölkerungszahl und die daraus erfolgte dichtere Besiedelung des Bodens. Es ist aber nicht abzusehen, warum bei einer bedeutenden Vermehrung der Hausstätten eine größere Blitzgefahr eintreten sollte, als der prozentmäßigen Vermehrung der Häuser entspräche. Triftiger ist vielleicht der Grund, daß man heutzutage aus ökonomischen Rücksichten mit Vorliebe größere Häuser baut, welche an sich schon durch ihre Erhebung über den Erdboden einer größeren Blitzgefahr ausgesetzt sind als eine niedrige Dorfhütte, und daß man sich in steigendem Maße beim Häuserbau großer Metallkonstruktionen, eiserner Säulen und Träger, ja ganzer eiserner Dachstühle bedient. Die Blitzgefahr hat aber nicht nur in dicht bewohnten, industriereichen Städtebezirken zugenommen, sondern ist ebenso auch auf dem Lande gewachsen, und es bleibt uns nur übrig, anzunehmen, daß da langsam wirkende meteorologische Einflüsse maßgebend sind, welche in letzter Linie mit dem Erdmagnetismus und der Verschiebung der magnetischen Pole in Zusammenhang stehen dürften. Wir müssen uns daher darauf beschränken, diejenigen aus der Lage und den Umständen sich ergebenden Faktoren für die größere Wahrscheinlichkeit, daß ein Gebäude vom Blitze getroffen werde, anzugeben.

An hervorragenden Punkten der Erdoberfläche sammelt sich beim Gewitter die der Wolkenelektrizität entgegengesetzte Elektrizität der Erde; dort findet auch die elektrische Entladung statt, wenn die Spannung zu groß geworden ist. Es sind daher in erster Linie einsame Berggipfel und die auf ihnen stehenden Häuser, Kirchtürme und andere hervorragende Gebäude, welche der Blitz mit Vorliebe heimsucht.

Digitized by Google

Die in Chicago und New-York in Mode gekommenen sechzehn oder zwanzig Stock hohen Riesengebäude, „Himmelkratzer“ genannt, sind daher dem Blitze besonders ausgesetzt; nur der Umstand, daß sie mit vorzüglichen Blitzableitern ausgerüstet sind und möglichst wenig brennbares Baumaterial enthalten, fällt da als Gegengewicht in die Wagschale. Auch der 300 Meter hohe Eiffelturm in Paris ist schon unzähligemale vom Blitz getroffen worden. Daß trotzdem die auf ihm in 180 Meter Höhe etablirte meteorologische Station noch nie ernstlichen Schaden erlitten hat, erklärt sich leicht daraus, daß er ja eigentlich schon von Natur ein prächtiger Blitzableiter ist, in dessen aus Tausenden von Stangen bestehendem Eisengerüst sich der stärkste Blitz wirkungslos verliert.

Dagegen ist es klar, daß Ortschaften, welche in Thälern versteckt sind, in dieser Lage einen natürlichen Schutz gegen Blitzgefahr besitzen, wogegen im flachen Lande jedes Gebäude ein hervorragender, dem Blitze ausgesetzter Punkt ist. Aus diesem Grunde erklärt es sich, daß in Norddeutschland die Blitzgefahr um etwa $2^1/_2$mal größer ist als in Süddeutschland. Ebenso ist ein einzeln stehendes Haus mehr gefährdet als ein Gebäude in einer dicht geschlossenen Ortschaft; städtische Gebäude werden nämlich nahezu halb so selten vom Blitz getroffen als ländliche. Kirchtürme, welche mit guten Blitzableitern versehen sind, hohe Bäume mit feuchtem Holze sind ein entschiedener Schutz für daneben stehende kleinere Gebäude.

Andererseits können sie aber auch zu einer Gefahr für das benachbarte Haus werden, wenn der Blitzableiter des Turmes schlecht funktionirt oder wenn ein Baum von trockener Holzart auf trockenem Grunde steht, weil dann der Blitz leicht auf das besser leitende Haus überspringt. Als vor ungefähr fünfzehn Jahren die ersten Telephonleitungen in unseren großen Städten in größerem Maßstabe eingeführt wurden, wurde „Ach und Weh“ geschrieen über die den Städten daraus erwachsende Blitzgefahr. Thatsächlich haben sich aber die Telephonanlagen als ein Schutz für die darunter liegenden Gebäude erwiesen, indem der Blitz sich bei ihnen in der Regel in viele einzelne, unschädliche Strahlen zersplittert oder in der Zentralstation durch eigenartige Ausschaltungsvorrichtungen, ohne Schaden anzurichten, in den Erdboden geleitet wird.

Im Gebäude selber, an welchem in der Regel der hervorragendste Punkt getroffen wird, wählt der Blitz immer denjenigen Weg, welcher ihm den geringsten elektrischen Leitungswiderstand entgegensetzt; zu diesem Zwecke durchbohrt er oft Mauern und Balkenlagen, um an einer Gasleitung und Wasserleitung entlang zu fahren, springt von einem metallenen Kronleuchter auf vergoldete Gardinenstangen und Bilderrahmen über, von da auf eine metallene Ofenthür oder ein elektrisches oder sonstiges Läutewerk. Findet er auf diesem Wege überall eine genügende Leitung, so verliert er sich schließlich unschädlich im Erdboden; wenn er dagegen bei ungenügender Stromstärke sehr bedeutende Widerstände von leicht entzündlichem Material zu überwinden hat, erhitzt sich das schlecht leitende Material — es ist da namentlich an stark ausgetrocknetes Holz zu denken — so bedeutend, daß es sich entzündet.

Die Gefahr, welche nun eine Person läuft, vom Blitz erschlagen zu werden, ist Gott sei Dank noch verhältnismäßig gering. Im Durchschnitt werden in Deutschland bei 52 Millionen Einwohnern etwa 300 bis 400 jährlich vom Blitz getroffen und etwa 100 bis 120 davon getötet. Man sieht daraus, daß erst auf etwa eine halbe Million Menschen ein Todesfall durch Blitzschlag fällt, eine Wahrscheinlichkeit, welche weit geringer ist als diejenige, das große Los zu gewinnen.

Der Tod durch Blitzschlag muß ein absolut schmerzloser sein, indem der das Gehirn und die Nerven lähmende Blitz ungleich schneller ist, als die Fortleitung der Schmerzempfindung im Nerven. Der Tod tritt in solchen Fällen eben augenblicklich durch Nervenchoc ein. Dabei können die äußerlichen Verletzungen sehr mannigfach sein; zuweilen sind sie kaum zu bemerken, zuweilen bestehen sie auch in großen, innerlichen wie äußerlichen Wunden und Zertrümmerungen. Bedeutend unangenehmer ist es, vom Blitze nur gestreift zu werden; abgesehen von dem großen körperlichen Schmerze, über welchen vom Blitze Getroffene häufig klagen, bleiben in vielen Fällen Lähmungen einzelner Nervengebiete, Blindheit, Taubheit, Verlust der Sprache und des Gedächtnisses, ja vollendete Geistesschwäche zurück.

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß sich auch der Beherzte, selbst wenn er nicht das Naßwerden zu vermeiden sucht, unter ein Obdach flüchtet. In der That wird man auch dort am besten geschützt sein, wenn man sich nicht gerade zum Bindegliede einer unterbrochenen Leitung macht. Aus diesem Grunde muß man es vermeiden, sich in die Nähe von eisenvergitterten Fenstern, an die Ausflußöffnungen von Gas- und Wasserleitungen, unter metallene Kronleuchter und unter Rauchfänge zu stellen. Die Fenster können während des Gewitters ruhig offen gelassen werden, ebenso wie man ein brennendes Feuer nicht abzulöschen braucht, was vielfach üblich ist.

Das sind alles Vorsichtsmaßregeln, welche sich leicht beobachten lassen, ohne daß man sich damit zu einer derartigen Karikatur macht, wie sie uns Fritz Reuter in seinem „Dörchläuchting“ vorführt, den er bei Gewitter in gelbseidenem Schlafrock und siegellackbestrichenen Schlafschuhen auf einem Isolirschemel in einem Glaskasten Platz nehmen läßt. Daß man mit Beobachtung dieser Vorsichtsmaßregeln das Menschenmöglichste zur eigenen Sicherheit gethan hat, beweist die Statistik. Denn obgleich sich doch bei einem heftigen Gewitter auch auf dem Lande mindestens neun Zehntel aller Menschen unter irgend einem häuslichen Obdach befinden, fällt doch die Hälfte aller Unfälle auf diejenigen, welche zur Zeit des Unwetters unter freiem Himmel weilten, und unter diesen wiederum etwa die Hälfte auf solche Personen, die unter hohen Bäumen Schutz gesucht hatten. Es ist daher auf alle Fälle unzweckmäßig, aus Furcht vor dem Naßwerden sich unter Bäume zu flüchten.

Eigentümlich ist es, daß die Blitzgefahr auch bei den verschiedenen Bäumen außerordentlich verschieden ist; unter sonst gleichen Bedingungen ist nämlich die Buche der sicherste Aufenthalt. Ehe der Blitz einmal in eine Buche einschlägt, trifft er durchschnittlich neunmal öfter in Nadelhölzer, zwölfmal öfter in Laubbäume und gar vierunddreißigmal öfter in die Eichen, welche sich dergestalt als die blitzgefährlichsten Bäume repräsentiren.

Der größte Leichtsinn aber ist es, auf einem Gebäude einen untauglichen, verrosteten, schlecht konstruirten Blitzableiter zu dulden. Ein solcher vermehrt die Gefahr, die man vermeiden wollte, insofern er im stande ist, den Blitz anzuziehen, aber nicht in die Erdtiefe abzuleiten. Der Blitz springt dann mit großer Wahrscheinlichkeit ins Gebäude über, wo er Gut und Leben bedroht. C. K.

Das Geisterschloß.

Von

Emil Roland.

In seiner Wipfel Schutz, dem alterstarren,
Ragt hochgetürmt ein weltvergessnes Schloß;
An grauer Rampe ranken Moos und Farren,
Wo einst gelärmt behelmter Krieger Troß.

Die Venus, von Cupidos Pfeil getroffen,
Schläft todesmatt am klaren Springflutquell,
Aus der zerbrochnen Pforte, flügeloffen,
Klingt keines Jagdhunds mutiges Gebell.

Nur wenn der Zephyr durch die Weiden fäuselt,
Ist es, als rausche seidnes Fraungewand,
Die Flut des grünumbuschten Beckens kräuselt
Wie Harfenlied der Steine morschen Rand.

Nur wenn die Nachtluft in den Linden flüstert,
Regt sich's wie Leben in dem Taxusgang,
Wo einst der blonde Knappe, nachtumdüstert,
Sein schmelzend Lied der schönen Herrin sang.

Nur wenn das Mondlicht durch die Eichen schimmert,
Steigt aus der alten Gruft im Panzerkleid,
Von Waffenglanz und Sagenhauch umflimmert,
Als stiller Schatten die Vergangenheit.

Sie lehnt sich müd' ans bröckelnde Gemäuer
Und starrt ins Thal, das einst ihr Ruf belebt,
Durch das voll kühner Lust und Thatenfeuer
Sie waffenrasselnd einst dahingeschwebt.

Doch düstre Geister sieht sie dräuend wallen,
Wo tags die milde Sonne friedlich scheint,
Sieht Schuld und Sünde schreiten durch die Hallen,
Sieht Thränen blitzen, die man einst geweint.

Was niemand ahnt, sie könnte es verkünden,
Sie weiß, warum von des Vergessens Fluch,
Für welche Frevel, welche blut'ge Sünden
Dies Schloß gestrichen aus des Lebens Buch.

Weshalb, verzaubert in die Waldesgründe,
Kein Menschenfuß zu seiner Pforte dringt
Und nie an dieser Stätte alter Sünde
Ein lebend Wesen Wanderweisen singt!

Und die sie aus der Gruft emporgetrieben,
Die Reue, lehnt an ihrer Seite dicht,
Die einzige Gefährtin, die geblieben,
Und blickt ihr höhnisch in das Angesicht.

Flittergold?

Novelle in Briefform

von

C. Schroeder.

(Schluß.)

„Daß er wenig hatte,“ entgegnete Franz hastig, „ließ er sich wahrlich nicht anmerken. Er lachte — lachte förmlich, als er meine Beichte glücklich aus mir heraus hatte und die Summe wußte, um die es sich handelte. Sechstausend Mark — und um solch eine Lappalie wolle ich mein Leben von mir werfen? Nicht begreifen könne er es, sagte er. Daß es sich um etwas wirklich Ernstes, um eine hoffnungslose Liebe zum Beispiel handele, habe er gedacht, aber um Geld — kurz, er sprach so, daß ich ihn für einen Krösus halten mußte. In der Folge dann, als wir Freunde geworden waren, fiel mir's freilich auf, daß mein Krösus sehr einfach lebte und daß er sich die bescheidensten Vergnügungen versagte; als ich aber eines Tages meine Verwunderung darüber äußerte, lächelte er nur und sagte, der Luxus mache träge, Vergnügungen lenkten die Gedanken auf Abwege, er aber sei im Lande, um zu lernen. Und bei einer späteren Gelegenheit, als ich in Erfahrung gebracht hatte, daß er griechischen Sprachunterricht erteile und ihn erschrocken deswegen zur Rede stellte, da sah er mich ganz erstaunt an und fragte, ob ich mir zur Ausfüllung meiner Mußestunden im fremden Lande wohl etwas Schöneres denken könne, als die teure Muttersprache zu lehren. Ja, so ist Manuel, solch ein Mensch! Nie wird er Dir zugeben, daß er etwas lediglich Dir zu Gefallen gethan hat. Der Grund seines Handelns ist immer Befriedigung der eigenen Selbstsucht gewesen, das sagt er Dir und das glaubt er auch. Wer hat dem Onkel den Gedanken eingegeben, mich zu sich nach Patras kommen zu lassen? Wer anders als Manuel! Aber wie ich ihm bei meiner Ankunft dafür danken will, da lacht er mir ins Gesicht. ‚Sei doch kein Narr, alter Junge,‘ sagte er. ‚Mir war's einsam ohne Dich, da sann ich auf Mittel und Wege, Dich herzubekommen.‘“

Die Thränen liefen mir über die Wangen.

„Franz,“ schluchzte ich, „Du kannst mir nie vergeben, ich weiß es, aber, glaube mir, wenn ich meine Worte von heute nachmittag zurücknehmen könnte, ich thäte es — jetzt thäte ich's!“

„Jetzt, nun es zu spät ist,“ entgegnete er bitter.

„Franz, hätte ich heute nachmittag gewußt, was ich jetzt weiß, die Zunge hätte ich mir abgebissen, bevor ich geredet hätte! Warum sprachst Du nicht auch neulich schon? Wie konntest Du mir überhaupt die ganzen Jahre her diese Dinge vorenthalten?“

„So ist's recht!“ höhnte er. „Gib mir die Schuld an all dem Unfug, den Du angerichtet hast!“

„Das thue ich ja nicht,“ stammelte ich, „Franz, daran denke ich ja gar nicht! Nur, daß ich als Deine Schwester mindestens ein Recht hatte, den Namen des Mannes zu erfahren, dem Du so sehr verpflichtet bist — das behaupte ich!“

„Behaupte, was Du willst! Ich handelte genau nach Vorschrift. Von dem Dienste, den er mir geleistet, sollte gegen keinen Menschen der Welt je ein Wort verlauten, das war sein Wunsch, und sein Name sollte speziell in meinem Familienkreise nie genannt werden. Er mochte befürchten, daß ich im Familienkreise am leichtesten schwatzhaft würde. Das ist ja nun auch eingetroffen. Was ich feierlich gelobt hatte, niemals zu verraten, das habe ich im Zorn gegen Dich herausgeschlagen. Wenn er es wüßte, so hätte er noch einen Grund mehr, mich zu verachten.“

Mit einem schmerzlich bitteren Zucken der Lippen erhob er sich.

„Franz,“ stieß ich mit zitternder Stimme hervor, „es ist ja nicht möglich, daß er Dich verachtet, weil ich —“

(Fortsetzung Seite 938.)

Digitized by Google

Wappen der drei Könige:
Wolf von Stein, Reinhard und Friederich von Enzberg.

Die Schlegelkönige vor Graf Eberhard von Württemberg.

Mit Abbildungen von Gustav Adolf Cloß.

Fünf Jahrhunderte sind verflossen, seit sich im Süden Deutschlands ein für die innere Geschichte des Reiches bedeutungsvolles Ereignis vollzogen hat: die Niederwerfung des Adelsbundes der Schlegler durch den Grafen von Württemberg. Das 14. und 15. Jahrhundert waren die Zeit der ständischen Kämpfe um Vorrang und Selbständigkeit, die sich schließlich zu Gunsten der einzelnen Landesfürsten entscheiden sollten. Nachdem in Schwaben, das nach dem Untergang der Hohenstaufen aufgehört hatte, ein Herzogtum zu sein, und in unzählige Grafschaften, Reichsstädte und sonstige Herrschaften zerfallen war, der kraftvolle Württemberger Eberhard der Greiner, auch der „Rauschebart" genannt, zuerst die gegen ihn verbündeten Ritter und dann mit deren Hilfe die mächtig aufstrebenden Städte besiegt hatte, unternahm es nach seinem Tode unter dem schwachen Kaiser Wenzel nochmals der Adel, der sich immer mehr ausbreitenden Macht des Hauses Württemberg entgegenzutreten.

Die Ritterschaft in Schwaben und am Rheinstrom, auch einige bedeutende Städte, wie Worms und Speier, traten zu einem Bunde zusammen, der sich nach dem Abzeichen, das er gewählt hatte, einem Schlegel (Streitkolben), die „Schlegler" nannte. Ihre Hauptleute gaben sich den Namen „Könige", womit übrigens keineswegs ein Anspruch auf landesherrliche Rechte angedeutet sein sollte. Im Sommer 1395 zogen sie ihre Scharen am östlichen Abhang des Schwarzwaldes zusammen und unternahmen verheerende Einfälle in das Gebiet des Württembergers und der Stadt Rottweil. Drei ihrer Könige, Wolf vom Stein und Reinhard und Friederich von Enzberg saßen in dem festen Schloß des Städtchens Heimsheim, von dem sie Mitbesitzer waren. Ludwig Uhland hat in einer seiner Balladen den Kampf in Heimsheim lebensvoll geschildert, wobei er allerdings die Besiegung der Schlegler Eberhard dem Greiner, anstatt dessen Nachfolger, Eberhard dem Milden, zuschreibt. Lassen wir einige seiner Verse sprechen: Auf dem Schlosse haben sich die Könige zur Beratung niedergesetzt,

„Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rat,
Bedenken und besprechen gewalt'ge Waffenthat,
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt . . ."

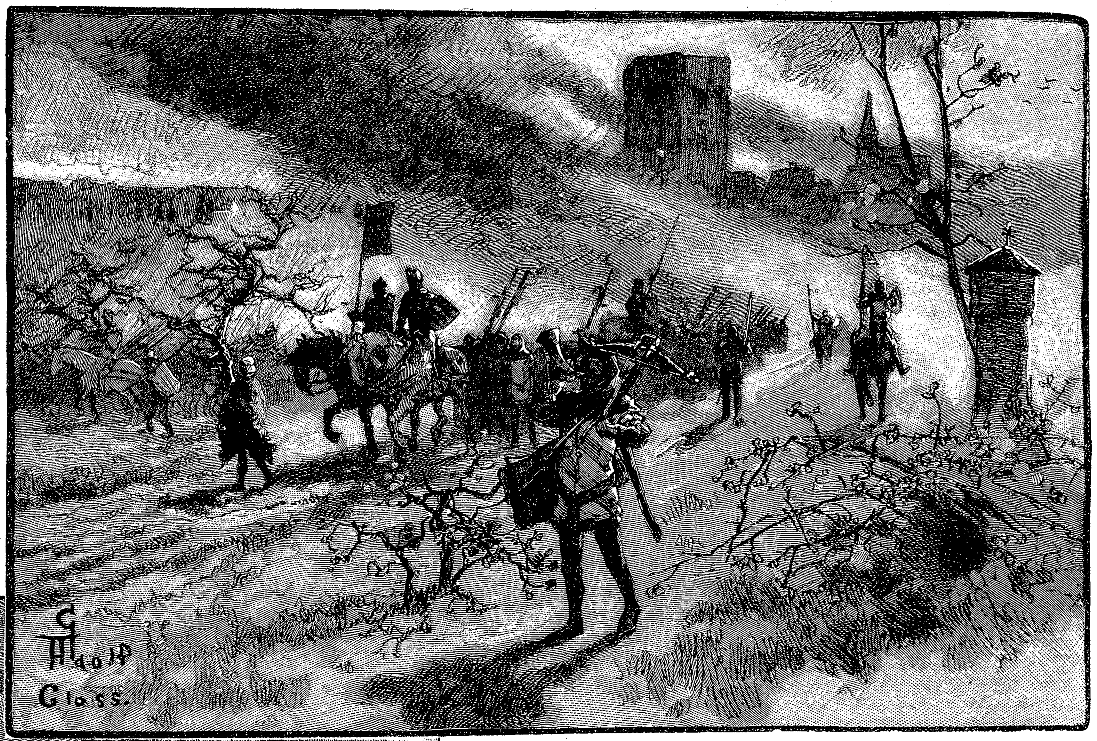
Ihre stolzen Hoffnungen gipfeln in den Worten:

„Dann fahre wohl, Landfriede, dann Lehndienst, gute Nacht!
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht."

Doch es sollte anders kommen; eine neblige Septembernacht hatte sich über die Erde gesenkt, im Städtchen ist alles zur Ruhe gegangen, da:

„Schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Turm:
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer, das Horn verkündet Sturm.
In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerstimmen, verworrner Sang und Drang,
Hufschlag und Rosseschnauben und dumpfer Waffenklang.
Und als das Frührot leuchtet und als der Nebel sinkt,
Hei, wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern sind um den Ort geschart
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart."

Graf Eberhard hatte in aller Eile die wehrhafte Mannschaft der umliegenden württembergischen Aemter aufgeboten



Abzug des Grafen von Württemberg von Heimsheim.

„Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rat, bedenken und besprechen gewalt'ge Waffenthat."

und war mit dieser und den Hilfstruppen einiger Reichsstädte eiligst vor Heimsheim gezogen. Mit Feuer wollte er seine Gegner bezwingen:

„Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Teer beträuft;
Drein schießt man glühende Pfeile; wie raschelt's da im Stroh,
Drein wirft man feurige Kränze; wie flackert's lichterloh."

Diesem Feinde gegenüber war aller ritterliche Mut der Schlegler machtlos, nur kurz war ihre Gegenwehr, dann wurden sie durch die züngelnden Flammen von den Mauern und Wehrgängen des Städtchens vertrieben und sahen keine Rettung, als sich der Gnade des Grafen zu ergeben. Zu dem einzigen Thor, das nicht durch die Flammen versperrt war, zogen sie barhäuptig und ohne Waffen heraus:

„Voran drei Schlegelkönige zu Fuß demütiglich
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich,
Dann viele Herrn und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann."

Nach diesem glückverheißenden Anfang entbrannte der Krieg gegen die Schlegler in allen Gegenden Südwestdeutschlands, auch Kaiser Wenzel erließ ein Manifest gegen die „Gesellschaft in tütschen Landen, die sich nennent Slegeler." Viele Burgen wurden gebrochen, und am 6. April 1396 wurde in dem Städtchen Brackenheim zwischen beiden Parteien Friede geschlossen.

Wenn es auch irrig wäre, die Schlegler als aufrührerische Unterthanen gegen den Grafen von Württemberg zu betrachten, da dieser in der damaligen Zeit noch keinerlei Landeshoheit besaß, so war doch durch den Sieg von Heimsheim der Vorrang des Grafenhauses in schwäbischen Landen gesichert und damit einer der Grundsteine zu seiner künftigen Größe gelegt. Das mächtige Schloßgebäude zu Heimsheim bei Weil der Stadt, aus rotem Sandstein aufgeführt, in seinen Anfängen aus dem dreizehnten Jahrhundert stammend und im vierzehnten vollendet, wird zwar jetzt als Fruchtspeicher verwendet und ist im Innern durch Einbauten aufs ärgste verunstaltet, bietet aber vom architektonischen Standpunkte aus eine Fülle merkwürdiger Einzelheiten, unter denen besonders der reizvolle Erker im vierten Stockwerk und ein großer Kamin ins Auge fallen, während Konsolen mit Tierfratzen, Doppelfenster, Wappenschilder und so weiter durch ihren strengen Stil den Kenner erfreuen. Von außen aber erscheint das Schloß, in seiner gewaltigen Masse weithin das grünende Thal überschauend, als ein ehrwürdiges Denkmal aus einer ehernen Zeit, das mit dem Ruhme des Herrscherhauses unlösbar verbunden ist. Franz Finaigle.

Digitized by Google

Das Schleglerschloß in Heimsheim: Die Schleglerkönige ergeben sich dem Grafen Eberhard dem Milden von Württemberg, 24. September 1395.

Digitized by Google

„So? Ist's nicht möglich?" schnitt er mir heftig das Wort ab. „Ich wollte, Du hättest die Geberde gesehen, mit der er mich vom Pferde herunter bedeutete, ihm nur ja recht weit vom Leibe zu bleiben!"

„Aber Franz —"

„Schweig still — um Gottes willen, schweig endlich still!" rief er, sich mit beiden Händen nach den Ohren fahrend.

Im nächsten Moment hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen.

Die Kerze, die auf dem Tisch flackerte, löschte ich aus, so daß es ganz dunkel im Zimmer wurde. Dann warf ich mich angekleidet auf das Bett und wühlte mein Gesicht so tief in das Kissen, daß ich selber mein Schluchzen kaum noch hörte.

Wie lange Zeit ich gebrauchte, um mir alle Selbstsucht der Liebe aus dem Herzen fortzuschluchzen, weiß ich nicht, aber als ich mich endlich erhob, war ich fest entschlossen, mein Aeußerstes daran zu setzen, damit ein Mann, der das Glück tausendmal mehr verdiente als ich, nun doch noch glücklich würde.

Ich war ganz ruhig jetzt, hatte keine Thränen mehr und auch keinen Schmerz. Eine stille Freudigkeit war in mir, die reinste, die der Mensch kennt — die Opferfreudigkeit.

„Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde."

Ich ließ mein Leben für meinen Freund, indem ich aller Hoffnung auf seinen Besitz entsagte um seinetwillen.

An das Fenster setzte ich mich und sah die Nacht mit dem Morgen kämpfen. Es war vielleicht kein langer Kampf, aber ich hätte ihn gern noch beschleunigt. Mein Entschluß, einmal gefaßt, mußte auch ausgeführt werden. Das geduldige Warten ist meine Sache nie gewesen.

Als die Sonne endlich erschien, begab ich mich an meine Toilette. Es war ein rasch begonnenes, hastig beendetes Geschäft. Nicht ein einzigesmal sah ich in den Spiegel dabei. Wie sich mein äußerer Mensch präsentirte, daran war ja nun auf der Welt nichts mehr gelegen.

Indem ich die Hand auf die Thürklinke legte, besann ich mich, daß es doch eigentlich erst Tag sei für die frühesten Frühaufsteher. So wanderte ich denn noch eine Weile ruhelos im Zimmer auf und ab. Als die Qual der Ungeduld unerträglich und der Straßenlärm lauter wurde, trat ich hinaus.

Im Hause war noch alles still, das kam mir gut zu statten. Die Ausgangsthür stand zum Glück geöffnet. Sich in Pyrgos zurechtzufinden, ist nicht schwer, mir war überdies die Lage eines gewissen einstöckigen, weißgetünchten, unscheinbaren Gebäudes noch deutlich in der Erinnerung.

Jetzt machst Du ein entsetztes Gesicht und schlägst die Hände zusammen — ich sehe es von hier aus, Lani. „Unmöglich," rufst Du aus, „unmöglich konnte sie doch zu einem jungen Mann in das Haus wollen?!"

Ja, das wollte ich, Lani, und es ist merkwürdig, ich begreife es jetzt selber kaum, aber der Gedanke, daß mein Vorhaben unpassend sei, oder daß irgend jemand es unpassend finden könne, kam mir gar nicht. Alle die neugierigen Griechenaugen, die mir auf meinem Gange gefolgt sein mögen, existirten nicht in meinen Befürchtungen. Wenn ich eine Angst hatte, so war es nur die, daß ich nun doch vielleicht zu lange gewartet haben und der, den ich suchte, möglicherweise schon an sein Tagewerk gegangen sein möchte. Ich schritt hastig deshalb, immer hastiger, je näher ich dem betreffenden Gebäude kam. Schon von weitem sah ich die sämtlichen Fenster des oberen Stockwerkes geöffnet stehen. War das nun ein gutes oder ein schlechtes Zeichen? In bangem Zweifel langte ich an, zitternd trat ich in den halbdunklen Hausflur. Kein lebendes Wesen zeigte sich hier, auch mein Schritt auf den Fliesen, so laut ich ihn zu machen suchte, lockte niemand herbei. Ich mußte in der Verzweiflung erst ein paarmal mit dem Sonnenschirm gegen das Treppengeländer schlagen, da klirrte oben eine Thür. Ein dunkler Krauskopf beugte sich spähend herunter und im nächsten Moment stand der halbwüchsige Diener vor mir, den Franz bei der Ankunft am Fenster erblickt hatte.

„Ist Ihr Herr zu sprechen?" fragte ich gedankenloserweise auf deutsch. Ein verständnisloses Grinsen war daher die einzige Antwort, die ich erhielt.

Mit stockendem Atem brachte ich nun den Namen Chrysikópulos hervor. Da begriff er, nickte mit dem Kopfe, deutete aufwärts mit dem Finger und machte eine kleine rasche Handbewegung in meiner Richtung, wie wenn man ein Kind oder auch wohl ein Hündchen die Treppe hinanlockt. Es war recht komisch im Grunde, der Mut zum Lachen fehlte mir nur. Mein Herz klopfte, als ob es mir die Brust zersprengen wollte.

Jetzt standen wir oben. Das Pädi riß eine Vorplatzthür vor mir auf und unmittelbar hinterher eine Zimmerthür. Da hinein sollte ich nur gehen, bedeutete mich sein lang und spitz ausgestreckter Finger. Ob er mich denn nicht erst anmelden wolle, fragte ihn mein erschrockener Blick, aber da nur hinein, da nur immer hinein, beharrte der Finger, und wohl oder übel mußte ich gehorchen. Es war wieder lächerlich genug, doch — o, Lani, ich hätte lieber geweint. Mir war so schwach auf einmal, die Kniee wollten mir versagen, das Zimmer, in das ich trat, fing gleich an, sich ein bißchen mit mir zu drehen. Manuel Chrysikópulos hatte deshalb, als er mich erblickte, auch nichts Eiligeres zu thun, als von dem Schreibtisch, an dem er gesessen, aufzuspringen, mir einen Stuhl hinzuschieben und vor dem neugierig grinsenden Pädi die Thür zu schließen.

Da saß ich nun und er stand vor mir mit seinem schönen, ernsten, blassen Gesicht. Ich mußte furchtbar an meinen Thränen schlucken, wie ich ihn so sah, aber ich ward mit ihnen fertig, fand sogar ein mattes Lächeln und eine lügnerische Entschuldigung für meine Schwäche.

„Ich war ein wenig rasch gegangen," stammelte ich, „und — und da — doch jetzt ist's schon wieder besser. Ich will auch nicht länger sitzen — nein, danke sehr, ich habe nicht viel zu sagen." Indem ich mich nun erhob, besann ich mich auf das, was ich zu sagen hatte. Es war eine kleine Rede — heute morgen, während die Sonne aufging, hatte ich sie präparirt — eine kleine Rede, die ihn bestimmen sollte, nur ohne Skrupel das Glück zu ergreifen, das er begehrte. Aber — wo war sie hin, meine Rede? Von all den bittenden, beschwörenden und zweifellos wirkungsvollen Worten fiel mir kein einziges ein. Ich konnte nur die Finger krampfhaft in einander flechten und seufzen und heftig atmen.

„Fräulein Sophie," sagte er da mit einer Stimme, die leise bebte, „Sie sollten sich doch wieder setzen. Ich merke wohl, der rasche Gang ist's nicht allein, Sie befinden sich in heftiger Erregung. Ihnen ist etwas begegnet — Sie haben irgend etwas gesehen oder gehört —"

Da kam mir die Begeisterung. Ich bin überzeugt, sie leuchtete mir aus den Augen, als ich, ihm jetzt voll das Gesicht zuwendend, rief: „Ja, ich habe etwas gehört — von einem guten, edlen Menschen habe ich gehört, der meinen Bruder vor Tod und Schande bewahrt hat! Sie sehen so erstaunt aus? Sie ahnen wohl nicht, daß Sie dieser gute, edle Mensch selber sind — haben es am Ende gar vergessen, daß Sie Franz vor vier Jahren, als sein Leben an einer Summe Geldes hing, aus eigenen Mitteln diese Summe gaben?"

Erst war er, wie befremdet von meinem plötzlichen Gefühlsausbruch, einen Schritt zurückgetreten, dann hatte er grübelnd die Brauen zusammengezogen, jetzt stieß er, während das Blut ihm in die Wangen schoß, entrüstet heraus:

„Fatale Schwatzhaftigkeit! Franz sollte sich schämen!"

„Ach nein, nein!" protestirte ich eifrig. „Im Zorn über meinen Vertrauensbruch in Olympia gestern ist ihm das Geheimnis ganz unversehens entschlüpft."

„Daß man im Zorn über den Vertrauensbruch eines andern gleich selber einen begehen muß," entgegnete er achselzuckend, „will mir nicht einleuchten. Feierlichst hatte er mir versprochen —"

„Ich danke Gott," fiel ich ihm in das Wort, „daß er geredet hat, daß ich endlich weiß, was für ein Mann Sie sind!"

„Was für ein Mann?" wiederholte er und sah mich fast mitleidig an. „Wissen Sie, wie ich mir vorkomme, wenn Sie so sprechen, Fräulein Sophie? Wie der ‚gute Knabe' im Kinderbuch, der einen wohlgespickten Beutel fand und ihn dem Eigentümer zurückerstattete. Er that, was das Gewissen ihm riet — das Natürliche. Vor den überschwenglichen Lobpreisungen und Belohnungen aber, die ihm der Verfasser erteilte, ward er stutzig — das heißt im Buche steht es nicht, daß er stutzig ward, ich jedoch an seiner Stelle wäre stutzig geworden, das weiß ich, und meine Ideen über Mein und Dein, Recht und Unrecht, Menschenpflicht und Nächstenliebe hätten einen bedenklichen Ruck bekommen. Nun, über das Alter des guten Knaben bin ich glücklich hinaus, stutzig werde ich nicht mehr, Sie können sich in dieser Hinsicht beruhigen, Fräulein Sophie, aber fragen möchte ich Sie doch einmal, was Sie an meiner statt denn gethan hätten, wenn Sie einen jungen Heißsporn in den Tod hätten rennen sehen, weil es ihm an einer Geldsumme mangelte, die Sie selbst unbenützt im Kasten liegen hatten?"

„Ich wäre nicht im stande gewesen, zu handeln wie Sie," antwortete ich mit Bestimmtheit.

„Ich glaube gar," lachte er ungläubig auf, „Sie wollen mir weismachen, daß Sie den armen Jungen hätten laufen lassen?"

„Ich wäre überhaupt nicht dazu gekommen, nachzuforschen, woran es ihm mangele," entgegnete ich heftig, „ich hätte ihm gleich beim ersten Anblick den Rücken gekehrt — einer fatalen Aehnlichkeit wegen!"

„Einer fatalen Aehnlichkeit wegen?" wiederholte er und um seine Lippen zuckte es schmerzlich. „Ich sehe, Sie sind außer stande, sich in meine Stelle zu versetzen, Fräulein Sophie, ich muß es mit einer andern Frage versuchen: Wäre Ihre Dankbarkeit gleich — überschwenglich gewesen, gesetzt den Fall ein Geschäftsmann, ein Geldverleiher von Beruf, hätte Ihrem Bruder die Summe geborgt?"

„Ein Geldverleiher?" rief ich aus. „Das ändert die Sache ganz und gar!"

„Sie meinen," entgegnete er, „weil ein solcher auf Wiedergewinn und auf Profit borgt? Nun, das that auch ich. Ja, ja, Sie brauchen gar nicht so ungläubig dreinzuschauen, das that auch ich. Meinen Mammon habe ich längst bei Heller und Pfennig zurückerhalten und meine Zinsen beziehe ich heute noch."

„Ich — verstehe Sie nicht."

„Ich liefere Ihnen die Erklärung. An dem Tage — Sie werden es kaum ahnen — aber an dem Tage, als Franz zum erstenmal meinen Weg kreuzte, war ich so unglücklich, wie er nur sein konnte. Nun hat wohl ein jeder von uns sein Stückchen Lebensweisheit. Die meine sagt: ‚Wenn rings um dich alles Nacht ist, dann sieh zu, daß du einen Lichtstrahl hereinläßt. Thue jemand einen Gefallen, leiste irgend einer Menschenseele einen Dienst, so schaffst du deinen Augen einen Ausblick, deinen Gedanken eine Zuflucht aus der Qual.' Daß mir dieser gute Rat rechtzeitig einfiel und daß ich ihn befolgte, Fräulein Sophie, was für Vorteile mir das gebracht hat, davon haben Sie gar keine Ahnung! Ich war allein im fremden Land, war der Sprache nicht einmal mächtig. Wenn irgend jemand einen Freund nötig hatte, so war ich es. Und einen Freund bekam ich nun — mehr als einen Freund, einen Bruder. Unsere Tagesarbeit führte uns aus einander, aber abends waren wir unzertrennlich. Er kam zu mir, ich zu ihm — am liebsten ich zu ihm. Sein Stübchen war klein, aber gemütlich und wie tapezirt mit Photographien von Operettensängerinnen, Tänzerinnen und anderen Bühnenschönheiten. Nach diesen holden Schmetterlingen und Nachtfaltern, die der Sammler mittelst Stecknadeln an die Wand gespießt hatte, sah ich nicht viel hin. Mein Platz war dem Schreibtisch gegenüber. Hier hatte der gute Junge noch einige Photographien stehen, von seiner Mutter und älteren Schwester je eine und drei von seiner jüngeren Schwester. Sie war in verschiedenen Lebensaltern dargestellt. Links hielt sie eine Puppe im Arm, rechts trug sie ein Sammetbarett auf dem Blondhaar, und ein dicker Backfischzopf fiel ihr über die Schulter; in der Mitte stand sie als junge Dame im einfachen dunklen Hauskleid. Mit dieser Schwester, erklärte Franz, zanke er sich am meisten, aber am liebsten habe er sie doch. Er kam leicht auf sie zu reden, war sehr stolz auf ihre Schönheit und jedesmal, wenn Briefe von ihr anlangten — verzeihen Sie ihm die Indiskretion, Fräulein Sophie — dann las er sie mir vor. So hatte ich teil an allem, was sie betraf — an ihren häuslichen Leiden und Freuden, an den Triumphen, die sie im Ballsaal feierte, und auch an den

Digitized by Google

Enttäuschungen, die sie erlebte. Daß ich mich der Triumphe immer neidlos freute und die Enttäuschungen bitter beklagte, kann ich freilich nicht behaupten, nein, das Umgekehrte war eher der Fall, denn — aber da bin ich auf Dinge geraten, die zwischen uns totgeschwiegen werden sollten! Wozu auch die langen Auseinandersetzungen? Genug, daß mich der geriebenste Wucherer beneiden könnte um das, was ich für mein Kapital an Zinsen eingeheimst habe in meinen Studienjahren!"

Ich dachte an des Bruders Worte: „So ist Manuel — solch ein Mensch! Nie wird er Dir zugeben, daß er etwas lediglich Dir zu Gefallen gethan hat. Der Grund seines Handelns ist immer Befriedigung der eigenen Selbstsucht gewesen — das sagte er Dir und das glaubt er auch."

Ich mußte wieder an meinen Thränen schlucken, aber ganz fort aus meiner Stimme bekam ich sie doch nicht. Heiser und unsicher klang es, als ich jetzt hervorstieß:

„Schöne Zinsen wahrlich! — Herr Chrysikópulos, Sie müssen mir einen Gefallen thun — einen großen Gefallen. Sie müssen alles vergessen, was ich gestern gesagt habe, und — Irene Melás heiraten. Nur Sie haben ein Recht auf Glück — nur Sie allein! Was aus uns — ich meine, was aus Franz wird, ist gleichgiltig — er sagt es und ich — ich finde es — auch."

„Mir dies zu sagen, sind Sie gekommen?" fragte er in dumpfem Ton.

Ich nickte nur Zustimmung, denn ich mußte haushalten mit meiner Stimme.

„Also Ihnen speziell geschieht ein Gefallen damit, wenn ich Irene Melás heirate?"

„Ja," log ich, die Hand auf das zuckende Herz gepreßt.

Ein hartes Lachen entfuhr ihm. „Ein Mädchen, das mich nicht liebt?" erkundigte er sich ironisch weiter.

„Sie wird Sie lieben," versicherte ich stammelnd. „Welches Mädchen wäre wohl im stande —" Hier besann ich mich, daß ich im Begriff stand, etwas recht Verräterisches zu sagen, und brach erschrocken ab.

„Wenn ich sie nun aber nicht liebte," rief er, „wie dann?"

Wollte er mich zum besten haben? Das sah ihm gar nicht ähnlich.

„Sie haben sich ja doch mit ihr verlobt," murmelte ich.

„Allerdings," entgegnete er, immer noch in dem ironischen Ton, „als ich von Deutschland zurückkam, da war ich der Narr, meine Lebensweisheiten nochmals in die Praxis umzusetzen. Es war nämlich wieder einmal recht dunkel um mich. Ich hatte den Freund zurückgelassen und — genug, die Nacht war schwarz, der Lichtstrahl von irgendwoher that not. Da dachte ich: ‚Dem Onkel, der dein leiblicher Onkel gar nicht einmal ist und dich doch geliebt hat wie einen Sohn dein Leben lang, erfüllst du den heißesten Herzenswunsch, wenn du seine Tochter heiratest. Nun, auf ein rechtes Glück ist ja doch nicht mehr zu rechnen, und Irene ist ein gutes Kind.' In diesem Gedanken ging ich die Verlobung ein. Allein das Experiment schlug fehl, der Lichtstrahl kam nicht — im Gegenteil, die Finsternis nahm zu. Der Onkel hatte seinen Wunsch und Irene war ein gutes Kind — ja freilich! — aber ich brauchte kein Kind, das mich mit oberflächlichem Geplauder umgaukelte, ich brauchte eine Frau, die für meine Interessen Verständnis hatte und meine Bestrebungen teilte. Eine solche aus ihr zu machen, beschloß ich. Einen Charakter wollte ich umbilden in meiner Thorheit, in einen Geist, der schon übervoll war von lustigem Kleinkram, noch sogenannte gediegene Kenntnisse pfropfen. Es ging natürlich nicht. Mit Moralpredigten und Bücherweisheit erreichte ich nur, daß ich das arme Ding vollständig verschüchterte. Vor ihren großen bangen Augen ergriff mich dann endlich die Scham, ich zog den Schulmeister aus und ließ mich in Pyrgos anstellen. Brieflich suchte ich von hier aus dem Onkel klar zu machen, daß ich zu seinem Schwiegersohn durchaus nicht tauge, aber er war so nicht zu überzeugen. Mündlich mußte ich es ihm erst geben, daß zwischen mir und Irene immerwährend das Bild einer andern stehe. Nun glaubt er mir und zürnt, doch — er wird nicht lange zürnen, ich kenne ihn."

O, Lani, die Bergeslast, die mir von der Seele fiel während seiner Rede und die Glückseligkeit, die in mein Herz hinein wollte! Sie war so überwältigend, ich konnte sie nicht fassen.

„Das Bild einer andern?" wiederholte ich atemlos. „Und diese andere?"

„Ich dächte, Ihnen brauchte ich sie nicht zu nennen," entgegnete er ernst.

„Ich also?" stammelte ich. „Ich also selber? Sie lieben mich — heute noch?!"

„Haben Sie wirklich daran gezweifelt?" fragte er.

„Heute noch lieben Sie mich," jauchzte ich auf, „und möchten mich zur Frau — mich? Ach, Herr Chrysikópulos, dann — nehmen Sie mich doch!"

Finde mich nur nicht unweiblich, Lani, es fuhr mir so heraus in meinem Freudentaumel. Natürlich erschrak ich hinterher, ward flammend rot und drehte den Kopf weg. Nie meinte ich, ihm wieder in das Gesicht sehen zu können. Doch wie er sich in herbem Ton erkundigte, ob ich mich über ihn lustig machen wolle, da flog ich schon empört wieder herum.

„Ich — mich — über Sie?!" rief ich aus und meine Augen mußten ihm doch einen Begriff — wenn auch nur einen schwachen — von der grenzenlosen Verehrung geben, die er mir einflößte, denn er meinte jetzt mit offenbarer Rührung:

„Ich merke, es ist die übelangebrachte Dankbarkeit, die noch immer in Ihnen spukt. Aus diesem Gefühl heraus wollen Sie sich mir opfern. Es sieht Ihnen ähnlich, Fräulein Sophie, aber — können Sie auch nur auf einen Moment glauben, daß ich dieses Opfer annehmen werde?"

Da geriet ich vollends außer mir. „Opfer?" stieß ich hervor. „Dankbarkeit? Aber mein Gott, ich liebe Sie ja — liebe Sie, wie nur je ein Mensch geliebt worden ist!"

Er zuckte zusammen, ein Freudenstrahl brach aus seinem Auge, er that einen raschen Schritt gegen mich und stand wieder still.

„Es ist ja nicht möglich," murmelte er. „Vor ein paar Wochen war es noch der bitterste Haß und nun soll es auf einmal die Liebe sein? Wenn Sie sich nur nicht täuschen!"

„Nie," entgegnete ich mit heftigem, fast zornigem Kopfschütteln, „nie war es der Haß, wenn ich es auch selber glaubte! Und täuschen? Getäuscht habe ich mich die Jahre her, aber jetzt —"

„Sophie!"

„Manuel!"

Ich lag an seiner Brust, seine Arme schlossen sich um mich und seine Lippen — ach, Lani, was ist doch das Küssen für eine himmlische Erfindung!

Und darin nun unterbrochen zu werden! Denn wir wurden unterbrochen. Die Thür flog auf und hereingestürmt kam Franz.

„Manuel," rief er atemlos, „ich bin außer mir, ich —"

Hier brach er ab und erstarrte zur Bildsäule vor dem Anblick, den wir ihm boten.

Es war schade, aber es half alles nichts, wir mußten von unserem Himmel auf die Erde hinunter und Erklärungen geben ...

Am nächsten Tage kehrten wir nach Patras zurück. Manuel begleitete uns. Er war entschieden der ausgelassenste von der Gesellschaft. „Nie habe er ihn so gesehen," behauptete Franz.

„Du hast mich eben nie glücklich gesehen, mein Junge," bekam er zur Antwort.

Daheim war die Freude über die Verlobung groß. Der Onkel ließ es zwar an schlechten Witzen und geheucheltem Bedauern nicht fehlen wegen meiner vergeblichen Jagd auf den Korinthenprinzen, doch damit streute er niemand Sand in die Augen und erweckte auch in dem Bräutigam keine Eifersucht.

Eine Woche später fuhr ich eines Morgens mit Manuel nach der Marmorvilla hinauf. Wir wurden erwartet. An den Stufen des Eingangsportals empfing uns der alte Melás. Er reichte mir die Hand und drückte in einer kurzen griechischen Ansprache, die mir mein Geliebter übersetzte, seine Freude aus, nun für die Zukunft zwei Töchter zu besitzen, statt einer. Das war doch gut und edel von ihm!

Daß er sich freue, auch einen Sohn mehr zu haben, hat er Franz bis jetzt noch nicht gesagt. Nein, an den Gedanken, seine Tochter einem Deutschen zu geben und keinem Griechen, muß er sich erst gewöhnen. Deshalb ist der Bruder auf Reisen geschickt worden. Seit Oktober ist er fort, im April kommt er wieder, und wenn bis dahin die Gefühle der kleinen Irene nicht erkaltet sind — wonit es durchaus keine Gefahr zu haben scheint — wird sich wohl alles zum Guten wenden.

Gestern neckte ich meinen Ehegemahl und sagte, die Allerschönste von Patras habe er nun doch nicht bekommen. „Dafür aber die Allerschönste in der ganzen Welt," antwortete er — und den Unsinn glaubt er wirklich.

Ja, Lani, wir sind beiderseitig mit der Partie, die wir gemacht haben, sehr zufrieden. Mir speziell fehlt gar nichts an meinem Glück — als vielleicht um diese Jahreszeit gerade ein kleiner deutscher Ofen. Nachts friert es nämlich mitunter Eis, so dick, daß die Spatzen darauf stehen können, und die wärmebedürftige Menschheit, die zähneklappernd aus dem Bett gestiegen ist, findet dann keine tauglicheren Heizungsapparate vor, als mitten im Zimmer aufgestellte Kohlenbecken.

Wenn Du also kommst, Lani — und kommen mußt Du, so bald wie möglich, das habe ich durch diesen dicken Brief wahrlich um Dich verdient — dann thue mir den Gefallen und bringe ein Oefchen mit und meinetwegen auch ein gutes deutsches Dienstmädchen. Die Hausarbeit wird hier, mußt Du wissen, durchweg von Männern verrichtet. Das starke Geschlecht überwiegt im Lande, ja, denke Dir nur, die Frauen sind ordentlich kostbar. Alte Jungfern gibt es gar nicht; was an Weiblichkeit vorhanden ist, wird gleich weggeheiratet.

Hm! Wird gleich weggeheiratet? Und vor diesem Schicksal wäre am Ende das gute deutsche Dienstmädchen auch nicht sicher? — Laß es doch lieber fort, Lani, bring nur das Oefchen, und wenn Dir dieses Gepäckstück lästig ist, bring allein Dich selber. Du sollst mit offenen Armen aufgenommen werden.

Platz genug haben wir — eine hübsche Etage mit Salon, Balkon, fünf Zimmern, einer Küche und drei Rumpelkammern!

Solltest Du aber glauben, es wäre nicht schön hier bei uns, dann komm nur rasch einmal mit auf das Dach, daß ich Dir die Gegend zeige!

Das Thermometer weist zwölf Grad Wärme, und wenn die Sonne so weiter macht, dann haben wir in ein paar Stunden vierundzwanzig Grad und trinken heute nachmittag den Kaffee im Freien. Einstweilen geht draußen noch alles in Mäntel und Kapuzen gehüllt. Wir Töchter des Nordens begnügen uns, ein leichtes Tuch umzunehmen.

Nun, Lani! Wenn ich bitten darf! Auf den Korridor hinaus, die Treppe hinan und durch die Glasthür auf das flache Dach. Hier hegen wir unsere Blumen, hier trocknen wir unsere Wäsche, hier spielen in schönen Vollmondnächten Guitarre und Mandoline einem fröhlichen Völkchen zum Tanz auf.

Jetzt schau Dich um! Die Stadt lagert malerisch an einem Hügel. Unser Haus ist ein Stückchen höher hinaufgeklettert wie die übrigen. Auf die Dächer der Nachbarn sehen wir stolz hinab. Ihre Blumen blühen für uns mit, und von den Goldorangen, Pomeranzen, Limonen in ihren Gärten, von den schwefelgelben Kidoen zwischen dunklem Laub hat unser entzücktes Auge auch seinen Teil. Ueber mattgrüne Olivenbäume, über pappelhohe Cypressen, die sich im Winde neigen, hinwegschweifend, findet der Blick das blaue Ionische Meer mit den sacht ziehenden weißen Segeln darauf. Dort auf seinem rötlichen Felsen strahlt der Leuchtturm von Katákolon im Sonnenschein. Fischer kreuzen auf der Lagune.

Eine Kopfwendung nun, nach den grünen Bergen von Elis, an denen die Dörfer wie Schwalbennester kleben. Hinter ihnen steigen die schneebedeckten Alpen von Achaja empor. Jener silberne Streifen, der in der Sonne glitzert, bezeichnet die Stelle, wo — zwei Stunden von hier — der größte Fluß des Peloponnes, der Alpheos, sich in einem Wasserfall in das Meer ergießt — es ist derselbe Alpheos, der bei der heiligen Olympia fließt.

Gefällt Dir das Bild? Ich sollte es doch meinen! Komm also, komme nur bald, meine alte Getreue. Kálin andámosin! (Auf fröhliches Wiedersehen!) ruft Dir über Meer und Land zu

Deine Sophie.

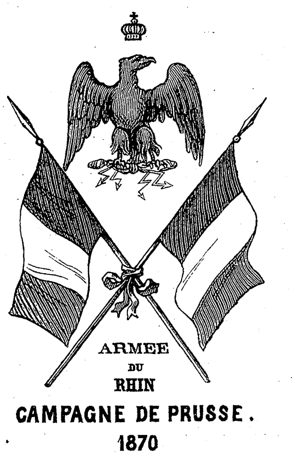
Digitized by Google

Auf dem Kriegspfade.

Erinnerungen eines Berichterstatters.

Mit Abbildungen nach dessen Skizzen.

Das Andenken an die große, vor fünfundzwanzig Jahren durchlebte Zeit hat seit Wochen unausgesetzt die allgemeine Aufmerksamkeit gefesselt: in Wort und Bild lebten die Ereignisse jener Tage auf, dem inzwischen herangewachsenen Geschlechte Gelegenheit gebend, sich in den Geist jenes merkwürdigen Zeitabschnittes zu versenken, und in dem älteren Erinnerungen erweckend, wie sie nachhaltiger sich ihm nicht darzustellen vermögen. Nach Gebühr ist der großen Führer gedacht worden, die damals unsere Heere zu Kampf und Sieg leiteten, wie nicht minder der zahllosen Opfer, welche mit ihrem Blute den Preis des Sieges zahlten; auch die Stimmung, die in jenen Tagen unser Vaterland beseelte, hat ihren Nachhall gefunden, der Geist des Opfermutes, wie er allenthalben sich regte, die Anstalten, die zur Pflege der Verwundeten und zur Entsendung von Liebesgaben nach dem Schauplatz der Kämpfe getroffen wurden, und die freudige Zuversicht, mit welcher Deutschland inmitten der Kriegszeit das so lang ersehnte Werk der Einigung sich endlich vollziehen sah. Nur an einen Teil der damals entfalteten Thätigkeit ist nicht oder doch kaum in nennenswertem Umfange wieder erinnert worden, an die Berichterstattung über die kriegerischen Ereignisse, soweit sie nicht etwa amtlicher Natur gewesen. Es möge uns nicht als Unbescheidenheit ausgelegt werden, wenn wir hier auch jenes Mitstreiters gedenken wollen, dem aus seiner Wirksamkeit weniger Lorbeer und Nachruhm als Mühsal und Bedrängnis erwuchs, und wenn wir dabei auf persönliche Erlebnisse zurückgehen: ein Mitstreiter ist und bleibt der Kriegsberichterstatter, und es wäre nur zu wünschen, daß stets seine Stellung richtig erkannt und ihm nicht fast allerorts da Schwierigkeiten bereitet würden, wo man ihm seine Thätigkeit möglichst erleichtern sollte.



Kopf eines französischen Armeebriefes.

Man darf, wenn man sich in die Lage eines Kriegskorrespondenten versetzen will, wie sie sich thatsächlich vor fünfundzwanzig Jahren, wenigstens für die Vertreter einheimischer Blätter, gestaltete, nicht von der bevorzugten Stellung ausgehen, wie sie der Presse von Amts wegen bei den jüngsten Kaiserfestlichkeiten eingeräumt worden ist; im Gegenteil, man muß sich den Geist vergegenwärtigen, wie er sich unlängst noch, gelegentlich der Beratung der sogenannten Umsturzvorlage, von verschiedenen Seiten kund gab, denn so etwas wie dieser Geist war es, was der Kriegskorrespondent allenthalben von amtlicher Stelle sich entgegentreten sah. Wohlgemerkt: von amtlicher Stelle, denn im persönlichen Verkehr — es würde unrecht sein, wenn das nicht ausdrücklich hervorgehoben würde — hat wenigstens der Schreiber dieser Zeilen sich stets nur des größten Entgegenkommens und der liebenswürdigsten Unterstützung zu erfreuen gehabt, selbst wenn die betreffende „Stelle" genötigt war, amtlich eine andere Miene aufzusetzen.

Was die Stellung des Kriegskorrespondenten zu einer geradezu verzweifelten macht, ist ihr problematischer Charakter. Im günstigsten Falle sieht der Berichterstatter einheimischer Blätter sich auf dem Schauplatze der kriegerischen Ereignisse nur geduldet; an einem Rechte, dort zu verweilen, fehlt es ihm ganz und gar und er kann jeden Augenblick seiner Ausweisung gewärtig sein. Mich selbst traf das Los, als ich mich gegen Ende Juli 1870 nach Saarbrücken begab, dort an die Stelle eines derart gemaßregelten Kollegen (Hermann Voget von der „Frankfurter Zeitung") zu treten. Man denke sich, mit welch angenehmer Perspektive! Gleichwohl muß ich gestehen, daß man uns allen daselbst, oder vielmehr in Sankt Johann, der am rechten Saarufer gelegenen und der Mutterstadt längst über den Kopf gewachsenen Neustadt von Saarbrücken, von allen Seiten liebenswürdig und zuvorkommend entgegentrat. Es war eine eigentümliche Schar von Berufsgenossen, die sich hier zusammengefunden hatte, klein an der Zahl, doch sehr bezeichnend in ihrer Zusammensetzung: Viktor Silberer aus Wien, der damals, noch jung an Jahren, bereits eine ganze Laufbahn hinter sich hatte und die journalistische Schulung, die er sich soeben in Amerika erworben, im Dienste der „Neuen freien Presse" verwertete; E. Küster, ein Literat noch stark vormärzlichen Anstrichs, in London residirend und von dort aus belletristische Blätter mit Feuilletons und namentlich Kriminalnovellen versorgend, als Kriegskorrespondent durch seine etwas stark abenteuerlich gefärbten Berichte bekannt geworden; Woldemar Friedrich, der jetzige Professor an der kgl. Kunstakademie zu Berlin, damals aus dem Atelier Steffecks kommend und als Kammerdiener der Fürstin auf dem Tagesmarkte auf, den um die wenigen Melonen, die dort zum Verkauf geboten wurden. Blieb er Sieger, so kam er strahlenden Antlitzes mit der Beute unter dem Arme, und zu seiner Ehre muß es gesagt werden, daß er stets brüderlich mit seinen Kollegen teilte, seelenvergnügt darüber, uns einen Nachtisch zum kargen Mahl bieten zu können.

Das erste kriegerische Ereignis sollte uns der 6. August, der Tag von Spichern, bringen. Seltsamerweise waren nur wenige Berichterstatter damals in Saarbrücken anwesend; die meisten hatten eine zufällig sich darbietende Gelegenheit benützt, um aus dem thatsächlich gesperrten Orte zu entwischen und nach St. Ingbert zu gelangen, wo, wie es hieß, ein Vorstoß des Feindes erwartet wurde. Es sollte anders kommen. Aus dem Rekognoszirungsgefecht, das sich gegen Mittag von dem über der Stadt Saarbrücken gelegenen Exerzierplatze aus entspann, entwickelte sich im Laufe des Nachmittags die denkwürdige Schlacht, die für den weiteren Gang der kriegerischen Ereignisse von so einschneidender Bedeutung wurde. Mit einem Schlage war der Ernst des kriegerischen Lebens über uns hereingebrochen. Wie aus der Erde gestampft, ergossen unsere

Viktor Silberer. E. Küster. W. Friedrich. L. Hs.

Kriegsberichterstatter.

Zeichner für das „Daheim" thätig; der Schreiber dieser Zeilen, welcher die stille Vorbereitung auf eine akademische Lehrthätigkeit unterbrochen hatte und statt ein Kollegium über altnordische und ein gleiches über keltische Grammatik auszuarbeiten, als Kriegsberichterstatter, wie schon erwähnt, an Vogets Stelle getreten war und so unversehens in die journalistische Laufbahn hineingedrängt wurde.

Eigentümlich wie die Gesellschaft war die Umgebung, in der sie sich bewegte. Sankt Johann-Saarbrücken glich damals einem Heerlager, in dem jedoch nicht nur militärische Erscheinungen sich drängten, sondern das eine äußerst bunt zusammengesetzte Gesellschaft umschloß. Die Stadt befand sich seit den letzten Tagen des Juli für Zivilpersonen vollständig im Zustande der Blockade: niemand konnte in dieselbe hereingelangen, aber es war auch nicht möglich, aus ihr hinauszukommen. Was der Zufall hier zusammengeführt hatte, mußte wohl oder übel für einige Zeit auch zusammenbleiben. Dabei fingen die Lebensmittel an, von Tag zu Tag knapper zu werden, frisches Brot wurde zur Seltenheit und in den Gasthäusern hatte jede Wahl der Speisen aufgehört; man mußte sich mit der Tagesration begnügen, die einem vorgesetzt wurde. Zu den markantesten Persönlichkeiten der Stadt gehörte die durch ihre Schicksale in Mexiko bekannt gewordene Prinzessin Salm, die gekommen war, um eine freiwillige Krankenpflege einzurichten, und als deren Cavaliere serviente Otto von Corvin-Wiersbitzky sich bemerkbar machte. Einen eigentümlichen Kampf führte allmorgendlich Viktor Silberer mit dem

Vor Rezonville, 20. August 1870.

Heeresabteilungen sich von der Höhe des Saarbrücker Exerzierplatzes über die wellige Ebene bis zu dem Fuße der Spicherer Anhöhe: Soldatenmassen und immer wieder Soldatenmassen! Mit dem Geknatter des Peletonfeuers mischte sich das dumpfe Dröhnen des Geschützdonners. Am Horizonte erschienen die charakteristischen weißen Wölkchen der französischen Sprenggeschosse; sie blieben einen Augenblick still in der Luft stehen, dann erst vernahm man die Detonation, und aus der Erde hoch aufwirbelnde Staubwolken zeigten die Stelle an, wo sie eingeschlagen. Immer weiter ging es den Spicherer Bergen zu; die ersten Verbandplätze wurden errichtet; Verwundete wurden von allen Seiten herbeigeschleppt, und alles, was zur Stelle war, trat, ohne daß es einer Aufforderung bedurft hätte, in den Dienst des Samaritertums. Da läßt ein eigentümlich unheimlicher Ton sich vernehmen; er hat Aehnlichkeit mit dem des Schnellgewehrfeuers und ist doch wieder ganz anders: heute nach fünfundzwanzig Jahren steht er mir noch ebenso fest im Ohre, als habe dasselbe ihn eben erst vernommen; es ist genau so, als würde über ein riesiges, unermeßliches Metallrad eine eiserne Kette herabgerissen — es ist die grauenvolle Stimme der zum erstenmal gegen deutsche Truppen ins Spiel kommenden Mitrailleusen. Immer weiter rücken die deutschen Linien vor, und näher und näher gelangen die Verbandplätze an den Fuß der Anhöhe, immer zahlreicher und schwerer werden die Verwundungen, immer unheimlicher die Bewegungen der Kommenden und Gehenden. Erst das hereinbrechende Dunkel bringt die Entscheidung; Lichtschein von Stiring und Forbach her kündet den Rückzug des Feindes und den entscheidenden Sieg der Deutschen an.

Die Altstadt von Saarbrücken hat sich unterdes in eine vollständige Lazaretstadt verwandelt. Kein Haus und kein Häuschen, von dem nicht die weiße Fahne mit dem roten Kreuz herabweht. Es ist, als seien wir in die Tage der Kreuzzüge zurückversetzt, und etwas wie Kreuzzugsstimmung

Verwundete in Ste.-Marie-aux-Chênes.

scheint sich vom Himmel herab zu senken, ein „Dieu le veult!“ geht durch das Land, und über den schließlichen Ausgang des Krieges herrscht, wenn auch eine Entscheidung noch nicht abzusehen, kein Zweifel mehr.

Der Tag von Spichern hat uns über die Realität des Krieges aufgeklärt. Blut, Wunden und Leichen, Schutt und rauchende Ruinen, Zerstörung und Zertrümmerung von Menschenwerk sind uns hinfort keine fremden Erscheinungen mehr, sie begleiten uns, wohin wir uns wenden, und gewinnen für uns den Anschein des Alltäglichen.

Wie leicht man sich im Kriege auch an das Schrecklichste gewöhnt, ist mir niemals klarer geworden, als kurz nach den großen Schlachttagen des August, bei einer Fahrt, die ich mit einigen Genossen über die Schlachtfelder machte, um einen der Divisionsstäbe zu erkunden, zu welchem meine Gefährten in geschäftlichen Angelegenheiten berufen worden waren. Es hielt schwer, über das Ziel, das wir zu verfolgen hatten, Auskunft zu erhalten, wir wurden hin und her gewiesen, und schon brach das Dunkel herein, ohne daß uns eine bestimmte Weisung zu teil geworden wäre. Wir waren in Amanweiler gewesen, von dort nach Verneville dirigirt worden, und sollten nun eine Ortschaft nördlich von Ste.-Marie-aux-Chênes aufsuchen. Wir vermochten indes über die zuletzt genannte Dorfgemeinde nicht hinauszukommen und wurden genötigt, den nächsten Morgen abzuwarten. Vergebens sahen wir uns nach einem Nachtlager um, jedes Haus, jeder Raum, war mit Verwundeten überfüllt — jedes Haus war ein improvisirtes Lazaret und, was leider damit gleichbedeutend, ein Sterbehaus, denn es waren ausnahmslos Schwerverwundete, die zurückgeblieben.

Endlich erbot sich ein in dem Orte ansässiger Elsässer, der uns als Führer gedient, uns auf dem Bodenraume seines eigenen Häuschens unterzubringen; freilich, bedeutete er uns, dürften wir uns nicht daran stoßen, daß wir den Raum mit einer Anzahl Verwundeter teilen müßten. Mit derartigen Bedenken zu rechnen, hatten wir aufgehört, und wir nahmen an. Die Nacht verging leidlich, nur schien es manchmal in dem eigentümlichen Schlafgemach etwas unruhig zu werden; es war, als würde irgend etwas Schwerfälliges hinauf- oder herabgeschafft, doch hinderten Müdigkeit und Schlaftrunkenheit uns daran, schärfer Obacht zu geben. Der nächste Morgen brachte uns dann Aufschluß über die Vorgänge der Nacht: wir hatten uns nicht nur in einem Kranken-, sondern thatsächlich in einem Sterberaum befunden und gewahrten nun vor der Thür des Häuschens neben einander gereiht die Opfer, welcher der Tod während der Nacht erfordert hatte. Es waren die schwerfälligen Massen gewesen, die man von dem Bodenraume fortgeschafft hatte!

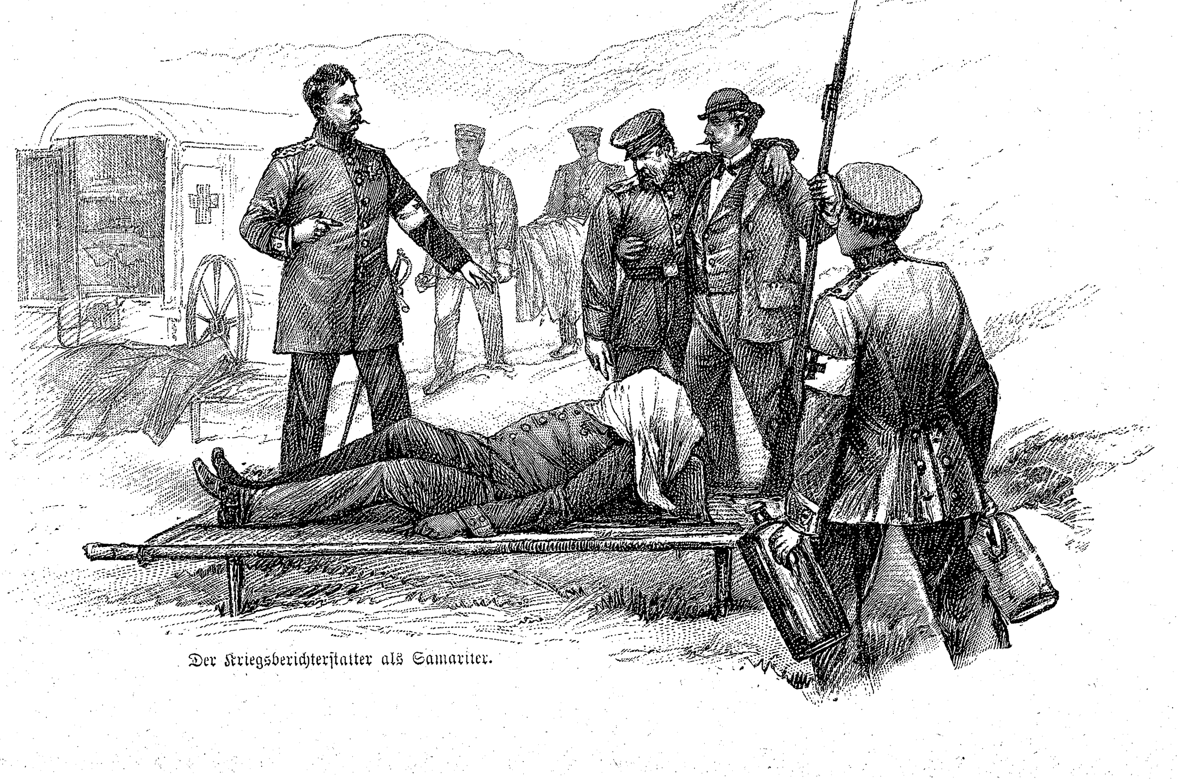
Eine Scene anderer Art und fast heiteridyllischen Charakters stellte sich uns gleich darauf dar. Während die Pferde für unsern Leiterwagen herangeholt wurden, machten wir einen kleinen Spaziergang durch den Ort und gelangten unter anderem zum Kirchplatz, um hier, nachdem wir unmittelbar vorher die Greuel des Krieges in ihrer furchtbarsten Gestalt geschaut, inmitten des Kriegslebens ein Bild friedlicher Völkervereinigung zu finden. Unmittelbar hinter dem Kirchenchor, wo ein Stoß aufgeschichteten Bauholzes bequeme Sitzgelegenheit darbot, hatte sich eine Anzahl deutscher und französischer Verwundeter zusammengefunden, um sich gemeinsam ein Frühstück zurecht zu machen. Die armen Menschenkinder waren einander fremd, sie konnten sich kaum unter einander verständigen, ja mehr als das, sie hatten sich drei Tage zuvor im Feuer der Schlacht als erbitterte Feinde gegenüber gestanden, und nun war alles vergessen, und sie traten als gute Kameraden einander hilfreich zur Seite, denn es regte sich in ihnen das, was keine Völkerfeindschaft und keine Brutalität des Krieges zum Schweigen bringen kann, das Menschenherz, das seine Rechte wie seine Sprache geltend macht, sobald, losgelöst von jeder zufälligen Bestimmung, der Mensch dem Menschen gegenübertritt. Gleich ergreifend, allerdings in umgekehrtem Sinne, war mir ein Bild gewesen, das ich am Morgen zuvor beim ersten Betreten des großen Schlachtfeldes vom 18. August gesehen. Wir waren durch den Wald von Gorze gekommen und verfolgten einen nach Rezonville führenden Feldweg quer über das Schlachtfeld. Allenthalben lagen noch die Opfer des blutigen Kampfes, Tote und möglicherweise auch Verwundete umher, zum Teil zu Haufen auf einander geschichtet und von dunklem Erdstaub überweht, der die Körper wie Angehörige eines fremden Volksstammes erscheinen ließ. Nur rechts, etwas abseits vom Wege, lag ein junger französischer Infanterist, so wie der Todeskampf ihn hingestreckt und als Leiche noch verratend, welch frisches, blühendes Leben in ihm zu Grunde gegangen, und dicht neben ihm stak, halb noch in der Furche, ein Pflug im Boden, den jedenfalls sein Leiter in dieser Lage verlassen, als die drohenden Kriegsereignisse ihn mitten aus seinem Tagewerk rissen. Das Symbol der segenbringenden Friedensarbeit unmittelbar neben dem Bilde dessen, was der männermordende Krieg an Lebensopfern heischt!

Der Sinn für jede freudige Lebensregung erlischt beim Erschauen dessen, was der Krieg an Unheil über die Menschen verhängt, und doch läßt — wie das durch das unser ganzes Leben beherrschende Gesetz der Kontrastwirkung bedingt wird — die Regung des Humors sich nicht ganz bannen, selbst nicht inmitten der blutigen Scenen des Schlachtfeldes. Diese Erfahrung sollte ich auf dem Kampfplatze vor den Spicherer Höhen machen. Es hatte sich dort eine Gruppe Saarbrücker Bürger eingefunden, als eben der erste Transport französischer Gefangener anlangte. Da löste sich aus der Gruppe der Zuschauer eine Gestalt ab, um donnernd und wetternd gegen einen der Gefangenen loszufahren, einen kleinen französischen Infanteristen, der unter seinem Arme einen mächtigen Laib Brot mit sich führte. Der biedere Saarbrücker glaubte in dem armen Pioupiou einen der französischen Marodeure zu erkennen, die kürzlich erst — die Altstadt Saarbrücken hatte sich ja thatsächlich einige Tage unter französischer Occupation befunden — auf deutschem Boden so übel gehaust, und bezeichnete es als die größte Ungerechtigkeit, daß man derartiges Gesindel noch mit Lebensmitteln versehe, während man selbst daheim auch nicht das geringste zu nagen und zu beißen habe, dabei erfreute unser guter Rufer im Streite sich einer Behäbigkeit des Aeußern, die auf alles andere als einen Mangel an der nötigen Ernährung zu deuten schien. Das kleine Französlein schien denn auch eine Ahnung von der in dem Vorgange liegenden unfreiwilligen Komik zu haben, denn mit einem unnachahmlichen, des ersten Komikers würdigen Augenzwinkern warf es dem Sprecher einen Blick zu, als wolle es ihm sagen: „Schrei Du nur, Du änderst an der Situation doch nichts, und mir machst Du meinen schönen Laib Brot nicht streitig!“

Transport französischer Gefangener.

Der Mangel und das Elend, welches der Krieg im Gefolge hat, kommen allerdings seiner unmittelbaren Wirkung gleich, und es ist gewiß kein Zufall, wenn das Volk in seinem Gebete um Abwendung der großen Menschheitsplagen von alters her Krieg, Hungersnot und Pest zusammengestellt hat. Nirgendwo war dieser unheilvolle Folgezustand des Krieges in seinem ganzen Grauen so zu gewahren wie in der Umgebung von Metz während und kurz nach der Belagerungszeit. Der Boden glich hier in weitem Umkreise einer einzigen festgestampften Masse, von Feld und Acker war kaum mehr eine Andeutung vorhanden, ganze Dorfschaften waren von ihren Bewohnern im Stiche gelassen worden, die Wohnstätten boten keinen Hausrat mehr dar und alle Lebensmittel mußten von auswärts, zum Teil aus beträchtlicher Ferne herbeigeschafft werden.

Der Krieg mag, das soll gern zugestanden werden, ein ethisches Ziel haben; er selbst aber ist der größte Feind, den die Gesittung hat, und das größte Hemmnis, das sich ihrer Ausbreitung entgegenstellt, denn jeder Krieg, so heilsam er in seinen Folgen sein mag, muß, wie das thatsächlich ja auch die Erfahrung lehrt, in sittlicher Hinsicht einen Rückschlag ausüben. Dem Soldaten selbst, der thätig in das Kriegsleben eingreift, mag sich das entziehen, um so unverhüllter stellt es aber demjenigen sich dar, dem es, wie dem Schreiber dieser Zeilen, vergönnt war, auf dem Kriegspfade zu wandeln, ohne an dem Kriegshandwerke beteiligt zu sein. Das wenigstens ist der Eindruck, der immer und immer und stets mit der gleichen Stärke sich einstellt, wenn der Blick rückwärts schweift und in der Erinnerung sich ihm die Bilder aus unserer, nunmehr fünfundzwanzig Jahre hinter uns liegenden letzten großen Kriegszeit vorstellen. L. Hf.



Der Kriegsberichterstatter als Samariter.

Digitized by Google

Hygienische Beschaffenheit der künstlichen Beleuchtung.

Von

Dr. Otto Gotthilf.

„Es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht!" Dieser Ausspruch des Schillerschen, aus den dunklen Tiefen der Charybdis zum Tageslicht emporsteigenden Tauchers kommt einem unwillkürlich in die Erinnerung, wenn man sich der Sonnenwende des kürzesten Tages im Jahre immer mehr nähert, wo fast nur acht Stunden lang, von morgens acht bis nachmittags vier Uhr, das natürliche Licht zur Geltung kommt, oft noch verdüstert und verdunkelt durch „der Straßen quetschende Enge." Da tritt dann wieder die künstliche Beleuchtung in ihr Recht. Glücklicherweise wird diese der natürlichen an Güte immer ähnlicher infolge der großen Ansprüche, die man heutzutage zu stellen pflegt. Früher war man trotz der großen Mangelhaftigkeit der Beleuchtung in seinen Wünschen viel bescheidener. Als Beweis diene ein wenig bekannter Vers von Goethe. In seinen Sprüchen und Reimen, — deren Entstehungszeit nicht genau bekannt ist, Druckjahr wahrscheinlich 1815 — sagt er:

„Wüßte nicht, was sie Besseres erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten."

Eine größere Erfindung in Betreff der künstlichen Beleuchtung wünschte also ein Goethe nicht. Die Dunkelheit der Kerze scheint ihn weniger genirt zu haben, als die Unbequemlichkeit des Putzens. Welche Ansprüche stellen dagegen wir heute an die künstliche Beleuchtung! Die Talglichter sind verbannt, die Oellampen sind den Petroleumlampen gewichen, die schwarzen Steinkohlen holen wir aus dem dunklen Schoß der Erde hervor, um ihnen das hellleuchtende Gas zu entziehen; durch das elektrische Licht wird die Nacht fast in Tag verwandelt, und immer noch bemühen sich die Techniker, den gesteigerten Ansprüchen der „mehr Licht" wünschenden Menschheit gerecht zu werden. Ist aber mit diesem mächtigen Aufschwung in der Technik der künstlichen Beleuchtung auch die gesundheitliche Vervollkommnung derselben gleichen Schritt gegangen? Von wie hoher Bedeutung diese Frage ist, wird jeder einsehen, wenn er bedenkt, daß fast alle Menschen im Winter täglich vier bis acht Stunden in Arbeits-, Wohn- und Vergnügungsräumen auf künstliche Beleuchtung angewiesen sind. Deshalb wollen wir uns jetzt einmal die verschiedenen Beleuchtungsarten in ihrem Einfluß auf die Gesundheit näher ansehen; wir wollen eintreten in das düstere Dachkämmerchen jener armen, fleißigen Näherin, welche nach Verbrauch des letzten Petroleums bei der Kerze flackerndem Scheine die letzten Stiche an dem kostbaren Brautkleide der reichen Jugendgespielin näht; wir wollen die mit heißem Gasdunst geschwängerten Bureaus der kahlköpfigen kaltfüßigen Beamten durchwandern, und auch in den durch elektrische Lampen taghell erleuchteten Gesellschaftsräumen der eleganten Welt hygienisch beobachtend umherwandeln.

Am wenigsten braucht heutzutage noch über zu geringe Helligkeit geklagt zu werden. Ist dies aber wegen falsch angebrachter Sparsamkeit der Fall, so helfe man diesem für die Augen höchst nachteiligen Zustande durch mehr Lichtquellen schleunigst ab. Denn bei ungenügender Beleuchtung müssen wir uns den Gegenständen, zum Beispiel einem Buche, mehr nähern, um sie zu erkennen, und durch nichts wird die Kurzsichtigkeit in höherem Grade begünstigt als durch andauerndes Nahesehen. Auch ist es eine uralte Erfahrung, daß wir unsere Augenmuskeln beim Lesen, Schreiben und so weiter um so mehr anstrengen, je schlechter die Beleuchtung ist. Nun haben aber viele Tausende von Untersuchungen an Schüleraugen durch Professor H. Cohn in Breslau ergeben, daß mit dieser zunehmenden Anstrengung die Zahl der Kurzsichtigen und der Grad der Kurzsichtigkeit bedeutend steigt. Und daß die Kurzsichtigkeit nicht nur ein unangenehmes Gebrechen, sondern auch in ihren weiteren Folgen bei höheren Graden eine wirklich ernsthafte Krankheit ist, da sie zu Augentrübungen, Blutung und Ablösung der Netzhaut führen kann, lernen leider viele an sich selbst erkennen. Daher stellt die Gesundheitslehre die Forderung, daß selbst bei den besten Gas- und Petroleumlampen das Buch beim Lesen und Schreiben nicht weiter als einen halben Meter von der Lampe entfernt sein soll. Möchten dies doch alle Eltern beherzigen und ihren Kindern überhaupt für das Anfertigen der häuslichen Arbeiten möglichst reichliche Beleuchtung verschaffen, sie mit Licht geradezu überschwemmen. Dr. Javal sagt: „Il n'y a donc jamais trop, il n'y a jamais assez de lumière artificielle."

Ist aber in unserer Zeit nicht viel mehr zu fürchten, daß das Auge durch zu helle und grelle Beleuchtung, wie die elektrische, geschädigt wird? Wissen wir doch, welch schwere, schädliche Veränderungen auf Sehschärfe und Sehkraft das direkte Sonnenlicht oder große blendende Schneeflächen hervorrufen können. Allerdings wird der Begriff der Blendung zum Teil von subjektiver Empfindlichkeit bestimmt. Einzelne Personen gewöhnen sich sehr schnell an helles Licht, andere langsam, tiefliegende Augen leichter als vorgewölbte. Aber doch muß über kurz oder lang jede größere offene Flamme durch Aussendung von direkten Lichtstrahlen dem Auge ein schmerzhaftes Gefühl verursachen. Wie sehr werden die Besucher der Galerien im Theater von den offenen Flammen des Kronleuchters geblendet! Warum aber blendet denn das diffuse Tageslicht niemals? Weil eben die Lichtquelle selbst, die Sonne, dem Auge entzogen ist. Man muß also auch die künstliche Lichtquelle dem Auge entziehen und nur das diffuse Licht, welches von ihr ausgeht, ins Auge gelangen lassen; dann kann nie von Blendung die Rede sein. Sehr gut ist dies durchgeführt im Théâtre du Châtelet in Paris, wo der Gaskronleuchter sich oberhalb der ungeheuren Glasdecke befindet, so daß man von den Flammen nicht gestört, aber mit einem gleichmäßig hellen Lichte übergossen wird. Es müssen also alle Lichtquellen — Petroleum, Gas und elektrisches Licht — mit Glocken versehen sein aus Milchglas, mattem Glas oder aus Porzellan. Freilich entziehen diese ziemlich viel Licht, zum Beispiel gewöhnliche Milchglaskugeln 33 bis 60 Prozent. Durch geschickt angebrachte reflektirende Schirme kann aber dieser Verlust wieder zum größten Teile ausgeglichen werden. Es ist daher von hohem, praktischem Nutzen, die verschiedene Wirksamkeit der Lampenglocken und Schirme zu kennen. Professor H. Cohn hat hierüber viele genaue Untersuchungen angestellt. Darnach wirken bei Gasbeleuchtung die Blechschirme in Bezug auf Lichtvermehrung am günstigsten, zumal da sie auch die Lichtstrahlen auf einen weiten Kreis hin zurückwerfen. Und zwar ist diese reflektirte Lichtmenge geringer bei den weiß lackirten Blechschirmen, größer bei den polirten und bei weitem am größten bei den neusilbernen Reflektoren, das heißt blankpolirten neusilbernen Hohlhalbkugeln. Die sehr flachen Schirme sind wiederum dann den steileren vorzuziehen, wenn die Helligkeit nach entfernteren Teilen ausgebreitet werden soll. Deshalb sind sie besonders in großen Arbeitsräumen und Küchen angebracht. Da sie aber auch, je nach der Stärke des Reflexes, mehr oder weniger Wärme ausstrahlen, welche sich bei den neusilbernen sogar zur Hitze steigert, so sollten sie nur in hohen Räumen verwendet werden, wo sie hoch über den Köpfen der Anwesenden hängen. Ganz zu verbannen dagegen sind sie aus niedrigen Bureaus, in denen sie sich so dicht an oder über den Köpfen der Schreibenden befinden, daß sie dieselben fortwährend mit einer Glut heißer ausgetrockneter Strahlen übergießen.

Zum Schutze der Augen gegen die Gasflammen bringt man vielfach unten rings um die Flamme gläserne Schalen und Teller an. In Vergnügungslokalen sind diese auch in der That von Nutzen, aber für Arbeitsräume nicht, da sie zugleich viel Licht entziehen. Dabei wird natürlich ein durchsichtiger Glasteller weniger Licht rauben, ein matter mehr und ein Milchglasteller am meisten. Man kann den Verlust durch eine matte Glasschale schon auf mehr als 30 Prozent veranschlagen. Deshalb sind eben diese sowohl wie alle unten geschlossenen Glasglocken aus Lokalen, in denen gelesen wird, zu entfernen.

Das hier über Gaslampen Gesagte gilt fast in gleicher Weise von den Petroleumlampen. Dagegen ist bei der elektrischen Beleuchtung noch weit mehr Vorsicht nötig. Es wäre Tollkühnheit, in den Flammenbogen des Kohlenlichtes direkt zu sehen. Meist werden diese Lampen schon so hoch gestellt, daß niemand genötigt ist, in sie hinein zu blicken. Auch pflegt jede Bogenlampe mit einer Milchglaskugel umgeben zu sein. Aber trotzdem ist es nicht ratsam, längere Zeit auf sie zu sehen, da selbst durch die Milchglaskugeln hindurch die Flammen das Auge blenden und reizen, auch Thränen und leichte Rötung der Bindehaut verursachen. Ebenso wird das Auge sehr belästigt, wenn es beim Glühlicht längere Zeit den Edisonschen glühenden Kohlenfaden in der Glasbirne betrachtet. Wie sehr hierdurch die Netzhaut affizirt wird, geht schon daraus hervor, daß man beim nachherigen Schließen der Augen immer noch durch grellleuchtende Nachbilder gestört wird. Wesentlich gebessert wird dieser Uebelstand dadurch, daß man die Glasbirne aus matt geätztem Glase macht, so daß das Auge des Beschauers nirgends einen leuchtenden Kohlenfaden, sondern nur ein verschwommenes Bild desselben durch die matte Birne hindurch sieht. Die stark blendende Eigenschaft des Glühlichtes rührt eben davon her, daß sein Glanz siebenmal größer als der eines gleich großen Gasrundbrenners und zwölfmal größer als der eines Schnittbrenners ist; daher muß auch das Glühlicht die Netzhaut sieben- bis zwölfmal mehr reizen als eine gleich helle Gasflamme.

Um das Auge, namentlich beim Lesen und Schreiben, vor dem direkten Lichte zu schützen, pflegt man entweder gefärbte Glocken anzuwenden, oder über den Glocken farbige Lampenschirme anzubringen. Ich ziehe die letzteren vor, weil dadurch zugleich die vom Licht ausgehende Wärme zurückgehalten wird — was wir nachher noch eingehender betrachten wollen — und weil man sie leichter zeitweise entfernen kann, wenn zum Beispiel beim Eintreten von Besuch das ganze Zimmer erleuchtet werden soll. Und zwar sind einfache, nicht durchlöcherte, fächerartig gefaltete, am besten auf Drahtgestell ruhende Papierschirme die geeignetsten. Was die Farbe derselben betrifft, so hat darin schon der Sprachgebrauch das Rechte getroffen. Wir sprechen von schreiendem Gelb, von brennendem Rot, aber von einem ruhigen Blau und Grün. Wohl vermag eine mit rot- oder rosafarbenem Schirme versehene Lampe über die ganze Stube einen gewissen magischen Schein zu verbreiten, aber für den Studirtisch oder ähnliche Zwecke ist Grün und namentlich Blau die wohlthuendste Farbe. Auch Stickerinnen, welche bei künstlichem Lichte viel mit buntfarbiger Seide oder Wolle arbeiten, pflegen zu sagen: Gelb ermüdet und Rot reizt die Augen.

Eine sehr nachteilige Wirkung übt auch das zuckende Licht aus. Wenn eine Flamme zuckt, so wechselt die Beleuchtungsintensivität außerordentlich schnell; unsere Netzhaut ist aber um so empfindlicher gegen Lichtunterschiede, je greller und rascher dieselben sind. Ich erinnere an die höchst lästige Empfindung, die wir haben, wenn wir an einem Staketenzaun vorübergehen, der von der Sonne beschienen wird. Man weiß auch allgemein, wie unangenehm blendend es ist, wenn am Abend nach einem gemütlichen Plauderstündchen in der Dämmerung plötzlich die Lampe angezündet wird. Solche schädliche, schnell wechselnde Lichtunterschiede zeigen namentlich die flackernden Kerzen und offenen Gasflammen (Schnittbrenner). Leider finden sich letztere noch vielfach in Restaurationen, in denen man doch auch Zeitungen liest. Hier wären Rundbrenner mit Cylindern und Glocken, die ein ruhiges gleichmäßiges Licht auf die Lesenden werfen, dringend wünschenswert. Diese können nur dann zucken, wenn Wasser in die Röhren der Gasleitung gelangt ist. Petroleumlampen dagegen zucken, wenn sie ordentlich gereinigt sind, nie. Sehr störend wirkt oft das Zucken des elektrischen Lichtes. Es tritt dies nach Ansicht der Techniker in dem Momente ein, wo bei der Dynamomaschine die Naht des Riemens auf die Welle kommt, so daß ein aufmerksamer Beobachter die Tourenzahl des Motors zählen kann. Bei Anwendung von Batterien zucken sie aber nicht, ebenso wenig wie die Glühlampen beim Gebrauch von Akkumulatoren, und diesen letzteren gehört ja doch wohl die Zukunft.

Welchen Schaden erfährt nun der Mensch durch eine zu heiße Beleuchtung? Durch die vom Lichte ausströmende Hitze wird zunächst die Feuchtigkeit, welche den vorderen Teil des Auges bedeckt, zu schnell verdunstet, es tritt ein Gefühl von Trockenheit und Brennen im Auge ein. Aber nicht nur das Auge, sondern auch der ganze Kopf wird erhitzt, und es entsteht Kopfschmerz, der schließlich am Weiterarbeiten hindert. Namentlich beim Gaslicht ist die Wärmestrahlung sehr hoch und beträgt durchschnittlich doppelt so viel als beim Glühlicht. Denkt man sich nun ein niedriges Comptoir oder Bureau, in welchem oft zehn und noch mehr Leute, meist zwei an einer dicht über dem Tisch hängenden Gasflamme arbeiten, so ist es sehr erklärlich, daß diese über heißen Kopf und kalte Füße, Augenschmerzen, Nervenunruhe und dergleichen klagen. Die stark erhitzende und austrocknende Strahlung unmittelbar auf den Kopf erzeugt eine ungleichmäßige, naturwidrige Verteilung des Blutes, indem die Füße blutleer und kalt werden, der Kopf dagegen blutvoll und heiß wird. Auch auf das Entstehen der Kahlköpfigkeit ist dies ganz entschieden von großem Einfluß. Eine günstige Wirkung nach dieser Richtung hin üben nun farbige Glocken und Schirme aus. Und zwar halten von der ausgestrahlten Wärme zurück: violett 47 Prozent, lebhaft rot 53, hellblau 58, apfelgrün 74 und dunkelblau 81 Prozent. Also auch in dieser Beziehung ist wieder dunkelblau am meisten zu empfehlen. Die Hauptsache aber bleibt stets, den Kopf nicht zu dicht an die Arbeitslampe zu bringen.

Durch ihre Verbrennungsprodukte wirken die Beleuchtungsmaterialien auch auf unser Allgemeinbefinden schädigend ein. Am nachteiligsten hierbei ist die Bildung von Kohlensäure und die Verschlechterung der Zimmerluft durch Verbrauch von Sauerstoff. Wie viel Kohlensäure durch die Beleuchtung an den langen Winterabenden sich ansammelt, können wir daraus ersehen, daß durch das Verbrennen von nur einem Dezimeter einer gewöhnlichen Stearinkerze schon 47 Liter der giftigen Kohlensäure erzeugt werden. Allerdings ist die Luftverunreinigung durch Kerzen siebenmal so groß als durch Petroleum, und beinahe doppelt so groß wie durch Leuchtgas. Aber auch eine Gasflamme mit fünf Kubikfuß stündlichem Verbrauch produzirt neun- bis fünfzehnmal so viel Kohlensäure als ein erwachsener Mensch. Am schädlichsten wirken Flammen jeder Art dann, wenn sie flackern, wobei unvollkommene Verbrennungsprodukte der Luft beigemischt werden. Petroleumlampen darf man nie zu hoch oder zu niedrig schrauben und muß sie stets sehr rein halten, sonst verunreinigen sie die Luft in hohem Maße und schädigen die Atmungsorgane. Bei Leuchtgas kommt dazu noch der Uebelstand, daß es bei schlechter Anlage oder nachlässiger Behandlung direkt aus der Leitung ins Zimmer strömen kann. Deshalb sollte es in Schlafstuben nie benützt werden. Kerzen jeder Art, welche nur ausgeblasen, nicht auch ausgedrückt, noch im Dochte weiter glimmen, tragen namentlich zur Vergiftung der Luft bei. Dieser Dochtdunst entwickelt nämlich Kohlensäure, Kohlenoxyd und einen brenzlichen Stoff, das sogenannte Akrolein, welch letzteres auch schon weniger empfindliche Nasen recht widerlich berührt. Von seiner geradezu furchtbaren Wirkung bietet folgender, durch Dr. Valentin in einer gerichtlich-medizinischen Zeitschrift veröffentlichter Fall ein Beispiel. Eine Gesellschaft von Zechern neckte den in der Ecke eingeschlafenen Kellner damit, daß sie ihm den Qualm eines frisch ausgeblasenen Kerzenlichtes unter die Nase hielt. Der Aermste beschränkte sich aber nicht darauf, worauf es abgesehen war, nämlich „Gesichter zu schneiden", sondern verfiel in Krämpfe und starb.

Nachdem wir nun die künstliche Beleuchtung in ihrem Einfluß auf die Gesundheit in jeder Beziehung betrachtet

Digitized by Google

haben, kommen wir zu dem günstigen Ergebnis, daß fast alle Gesundheitsschädlichkeiten durch Vorsicht und Aufmerksamkeit verhindert werden können. Am leichtesten wird uns dies bei der neuesten Beleuchtungsart, dem elektrischen Lichte, gemacht. Und ob nicht vielleicht in Zukunft eine technisch und hygienisch noch bessere künstliche Beleuchtung erfunden werden wird? Jedenfalls gibt das unendliche Bedürfnis des Menschen nach Licht, sein unstillbarer Lichthunger eine immerwährende Anregung zur Ergründung und Aufsuchung neuer Lichtquellen. Schon die griechische Mythe erzählt uns, wie Prometheus im Drange nach dieser herrlichen Naturgabe aus dem Olymp das Feuer entwendete und somit das erste künstliche Licht auf die Erde brachte. Und wahrlich, wir Epigonen sind noch von demselben Drange beseelt, auch wir rufen mit Goethe: „Mehr Licht!“

Aphorismen.

Von

Emanuel Wertheimer.

Am zärtlichsten pflegen wir jene Tiere, die uns schmecken.

*

Lasset die Kinder so alt sein, wie sie sind!

*

Neid ist Eifersucht aus Haß.

*

Der Weg zu einem Orden ist oft so steil, daß man auf allen vieren hinkriechen muß.

*

Feiertage sind Trauertage der Armen.

*

Der gewöhnliche Mensch geht daran vorüber, das Talent bemerkt einen Grashalm, das Genie ein Wunder.

*

Wenige besitzen die Mäßigung, sich mit einem geringen Verlust zu begnügen.

*

Manche Kritiker tadeln das Beste; sie sind das ihrem Urteil über sich selbst schuldig.

*

Die Armut macht oft weit anspruchsloser, als die Natur erlaubt.

*

Man muß viel Freunde gehabt haben, um einen im Alter zu behalten.

*

Manche Grabschrift könnte lauten: Er hat als Schurke gelebt und ist als Ehrenmann gestorben.

Das jüngste Rom.

Von

Alfred Ruhemann.

Zwei große geschichtliche Ereignisse hatte das Jahr 1870 gezeitigt: den deutsch-französischen Krieg und die Einnahme Roms durch die Italiener. Dem letzteren wäre damals eine größere Beachtung geschenkt worden, wenn die deutschen Siege in ihrer raschen Folge, wenn die Demütigung Frankreichs, der Fall des gallischen Kaiserreiches und die Auferstehung des deutschen Kaiserreiches nicht alle Welt derart in Spannung gehalten hätten, daß die Niederlage der weltlichen, tausendjährigen Macht des Papsttums daneben wie ein geringfügiges Ereignis erschien. Erst später, nach dem Frieden von Frankfurt, hat man sich auch mit der Umgestaltung Roms in die Hauptstadt des Königreichs Italien abgegeben, und man verfolgte mit Interesse, ja fast mit Erstaunen den ungeheuren Wechsel in den inneren Verhältnissen Italiens, besonders Roms. Man versuchte zu beweisen — und es ist viel Tinte und Papier damit aufgebraucht worden — daß ein italienisches Rom von keiner Dauer sein könnte, daß König und Papst nimmermehr in einer und derselben Luft würden atmen können. Und nun sind doch schon fünfundzwanzig Jahre über diese scheinbare Unmöglichkeit hinweggegangen. Man hat sich nach und nach mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sowohl der Papst im Vatikan und der König von Italien im Quirinal sitzen können, ohne, äußerlich wenigstens, im ewigen Hader zu leben. Dieser merkwürdige Zustand der Dinge und Verhältnisse hat vielleicht dem neuen Rom noch einen ganz besonderen Reiz verliehen. Genug, die Thatsache besteht, und während ganz Deutschland widerhallt von dem Jubel über die vor fünfundzwanzig Jahren erfolgte Einigung des Südens mit dem Norden, rüstet sich auch die Stadt am Tiber, um durch eine Reihe von Kundgebungen ihre Zugehörigkeit zu Italien zu bekräftigen und zu feiern.

Hand in Hand mit der politischen Lage mußte Rom auch in seiner äußeren Erscheinung naturgemäß einer großen Veränderung unterliegen. Bis zum Jahre 1870 hatte Rom sich selbst genügt. Es war eine still dahinträumende Oase, welche an ihren großen Erinnerungen zehrte und allen, die Lust und Sehnsucht hatten, das sichtbare Oberhaupt der katholischen Kirche zu besuchen, sich in die Trümmer des Altertums zu vertiefen, ein offenes Asyl des Friedens und der Weltvergessenheit bot. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, war Roms Eroberung durch die Italiener allerdings bedauerlich. Andererseits aber glaubte die Bevölkerung der Siebenhügelstadt ein Recht auf die Teilnahme an den modernen Fortschritten und Errungenschaften zu haben. Es durchzuckte daher schon seit dem Jahre 1861 Italien und die liberal denkende Bevölkerung Roms das Verlangen nach Vereinigung, nach Beseitigung der weltlichen Macht des Papsttums. Man kann daher den Italienern nicht verargen, was sie gethan; wohl aber, daß sie sofort zu radikal vorgegangen sind, daß sie in ihrer eifersüchtigen Wut, nun auch alles in der neuen Hauptstadt umzugestalten, um so das Gewesene schneller vergessen zu machen, so manche schöne Erinnerung ohne Zwang vernichtet, daß sie mit der Beseitigung der weltlichen Macht der Kirche auch dem Sinnbilde ihrer zeitigen Empore auf Erden allzu viel Gewalt angethan haben.

Rom, die Scheidemarke zwischen dem italienischen Süden und Norden, neigt in seinen Empfindungen, seinen Gewohnheiten und in seiner Natur mehr dem Süden als dem Norden zu. Ohne in das Schlaraffenleben der Leute des „mezzogiorno“ zu verfallen, wird sich der Römer dennoch nimmermehr zu der straffen Pflichterfüllung, zur Ordnung und zur Prosa des Nordens bekehren lassen. Ein gewisses Spielzeug, ein gewisses Sichgehenlassen, eine gewisse behagliche Unthätigkeit hätte ihm daher von dem Eroberer gelassen werden müssen; zugleich auch, wenn auch mit gewissen, durchaus notwendigen Einschnitten, der träumerisch idyllische Charakter seiner Stadt.

Der Piemontese aber hatte für alles dieses keinen Sinn und kein Verständnis. Ein ernster, fast mürrischer und bis auf das Tüpfelchen über dem i gewissenhafter Mensch, wollte er Rom und die Römer sofort zu seinen Anschauungen und zu seinen Idealen bekehren. Diesem Wunsch gab er zunächst Ausdruck durch die gründliche Säuberung und Umgestaltung der Stadt. Die noch immer stark romantisch veranlagte Welt schlug die Hände über dem Kopf zusammen ob der jüngsten „Verwüstung Roms“, wie man das Vorgehen der Piemontesen nannte. Was Winckelmann fürchtete, hat sich erfüllt: Rom ist eine „polizirte“ Stadt geworden.

Dennoch ist Rom auch heute noch unergründlich schön und liebenswert. Nur werden uns seine Schönheiten nicht mehr, wie früher, fast aufdringlich entgegengebracht. Man muß sie geduldig aufsuchen; es gehört dazu viel Zeit und vor allem gute Laune, die einem im neuzeitigen Rom und angesichts des dortigen neuzeitigen Lebens schnell genug verleidet werden kann. So lange aber „die Mondscheine hier sind, wie man sie sich denkt oder fabelt“, so lange die Reinheit der Lüfte „einfach zum Närrischwerden“, so lange die gewaltige Melancholie der Campagna von den Italienern nicht beseitigt werden kann, so lange kann die Schönheit der ewigen Stadt nimmermehr ganz verschwinden. Dieses ihr bestes Teil wird uns stets erhalten bleiben.

Rom, von der Höhe des Gianicolo oder Pincio erblickt, wird dem Kenner der Stadt vor 1870 bei einem abermaligen Besuche keinen auffallenden Unterschied bieten. Von ersterem Hügel gesehen, kann höchstens bemerkt werden, daß der vielfach gekrümmte Lauf des Tibers jetzt von steifen, hochbordig gemauerten Quais eingefaßt wird, während seine Ufer früher, von verschwärzten Häuschen und Ruinen, von Gebüschen und öden Sandstrecken umrahmt, ein malerisches Allerlei bildeten, ferner, daß an Stelle der ehemaligen Villa Ludovisi ein Netz von Straßen sich aufgethan hat.

Von Pincio aus fällt sofort das neue Viertel der Prati di Castello in das Auge, zu welchem von der Piazza del Popolo aus die breite, monumentale Margheritabrücke hinüberführt. Drüben ein Gewirr von kasernenartigen Mietshäusern neben wirklichen Kasernen am Saume des mächtigen Exerzierfeldes zu Füßen des Monte Mario, dessen Festungswerke mit einer Reihe Feuerschlünde gespickt sind. Dort oben standen einstens die deutschen Kaiser und blickten entzückt auf das herrliche Panorama dieses Rom herab, welches ihrer Würde erst die rechte Weihe geben sollte.

Die Welt hat sich gedreht. Auch heute kommt man noch immer von Norden nach Rom, aber man fährt auf der Eisenbahn um die Stadt herum; man überschreitet — vorausgesetzt, daß man nicht über Florenz, sondern Civitavecchia reist — den Tiber vor der Porta S. Paolo, und den ersten hehren Eindruck Roms verschaffen uns rechts die Kathedrale von S. Paolo, links die Basilika des Lateran; wir sausen neben dem Aquädukt des Claudius daher, gucken durch die hohlen Fensterbogen des Tempels der Minerva medica an der Porta Maggiore, dem alten Thore von Praeneste, und betreten das heiß ersehnte Ziel an einer Stelle, wo die krasseste Moderne ein ehrwürdig altes Gemäuer, die Bäder des Diocletian, wie zu einem Stück ihrer selbst gemacht hat. Die Piazza dei Cinquecento vor dem Bahnhofe ist durch dieses Nebeneinander von Altertum und „fin de siècle“ zwar charakteristisch für das neue Aussehen der ehrwürdigen Stadt, aber dennoch ist sie durchaus nicht maßgebend für den Rest.

Der Fremde, der immer noch gemeint hat, Rom vom romantischen Schimmer des Klassischen oder der Renaissance umflutet zu sehen, so bald man in sein Weichbild getreten, wird allerdings eine bittere Enttäuschung erleben, wenn er, vom Bahnhof kommend, über den erwähnten Platz mit seinen Cafés und Singspielhallen fort in die neuen Straßenzüge der Via Nazionale oder der Via Venti Settembre einbiegt. Er meint gewiß, daß es sich nicht der Mühe gelohnt hat, nach Rom zu kommen, um eine beliebige moderne Großstadt zu sehen, und zwar eine, deren Unfertigkeit ihm sofort auf der Piazza di Termini in die Augen springt, allwo das rechtsseitige Gebäude — ein Gegenstück zu dem linksseitigen fertigen Palaste — einige Arkadenstümpfe seit Jahren wehklagend zum Himmel emporreckt. Von allem, was ihn nach Rom gezogen hat, vom hehren Dome von St. Peter, vom Kapitol und Forum kein Schimmer, so weit er auch das Auge umherschweifen läßt. Ueberall großstädtisches Leben und Gewoge, hohe Mietshäuser ohne Balkons, ohne jeglichen südlichen Charakter, elektrisches Bogen- und Auersches Glühlicht, Pferdebahnwagen und Mietsvehikel, die den Berliner Droschken erster Klasse auf ein Haar gleichen. Keine Lokanden mit weinumrankten Loggien, kaum Osterien. Passirt der Fremde im ersten Augenblick seiner Ankunft in Rom die Piazza Colonna, so genießt er wenigstens den Anblick der Marc Aurels-Säule, deren Reliefs übrigens vor kurzem vollständig aufgenommen sind und nunmehr zur Vervielfältigung gelangen, und er kann mit der köstlichen Ueberzeugung zu Bett gehen, daß in Rom doch wohl noch etwas Altertümliches zu finden sein müsse.

Rom erscheint erst als die Gewaltige, Unsterbliche, als die „aurea“, sobald man sich angesichts des Trümmerfeldes des Forums, auf der Höhe des Kapitols, auf dem Kaiserhügel, im Kolosseum oder in den Caracallathermen befindet, oder vom Aventin aus das mächtige Panorama der Stätte des kaiserlichen Roms in dieser klaren, azurnen Luft unter sich ausgebreitet sieht. In Rom gewinnt man erst wieder den Glauben an die große Vergangenheit, an die Gewalt der katholischen Kirche, wenn man sich so demütig klein erscheint inmitten der prächtigen und erschauern machenden Räume, welche ganze Geschlechter von Statthaltern Christi zur Ehre Gottes und seiner Wunderwerke errichteten. Erst jetzt fühlen wir uns endlich umschlungen von den „garlands of eternity“; erst jetzt glauben wir, daß Rom ewig dauern wird, wenigstens so lange — nach der bekannten alten Weissagung — ein Stein des Kolosseums auf dem andern bleibt. Fällt dieses, dann ist es mit der Erde überhaupt, nicht allein mit Rom, zu Ende!

Die italienische Verwaltung Roms seit 1870 hat durchaus nicht allein das Verdienst, der Stadt den modernen Charakter und den Anstrich der Zivilisation unserer Tage gegeben zu haben. Schon die französische Verwaltung der Jahre 1809 bis 1814 begann sich ernstlich mit der Systematisirung Roms zu befassen, ja, sie hat in den kurzen Jahren ihres Regiments sehr vieles und Praktisches in dieser Richtung gethan, was man von der gegenwärtigen Verwaltung leider nicht immer sagen kann. Sie ging vor allem, trotz der Großartigkeit der Anschauungen, die das erste französische Kaiserreich infolge seiner Siege besaß, nicht von der falschen Auffassung aus, eine neue Regierung müsse auch sofort ein bedeutendes Wachstum einer Hauptstadt herbeiführen. Die französische Verwaltung und die kluge Einsicht Pius' VII. säuberten vor allen Dingen und zogen große, geradlinige Perspektiven zum Ruhme der antiken und der kirchlichen Denkmäler. Sie wollten Rom den Anforderungen der Zeit anpassen, zugleich aber ihm den klassischen, romantischen Charakter lassen. Selbst der Tiberstrom würde ein neues Aussehen erhalten haben, wenn der Fall Napoleons nicht so unerwartet rasch alle schönen Pläne vernichtet hätte, die wirklich gut und wenig kostspielig waren. Das Getändel mit Ziffern ist immer ein etwas langweiliges und im Schlußresultat dehnbares Rechenexempel. Nichtsdestoweniger muß dennoch hier erwähnt werden, daß die von den Franzosen damals geplante Regulirung des Tiber nur neun Millionen gekostet haben und zweckentsprechend gewesen sein würde, während die gegenwärtige sechzig Millionen kostet und schon jetzt genug Uebelstände zeigt. Die großen ausgeführten Arbeiten für die Aufdeckung und Erhaltung der antiken Denkmäler, für die Verschönerung der Stadt verursachten in den genannten fünf Jahren eine Ausgabe von nur fünf Millionen. Der jetzige Umbau aber erforderte in den ersten zehn Jahren bereits eine Ausgabe von hundertundfünfzig Millionen und wurde im schönsten Augenblicke aufgegeben, weil dem Municipio die Luft ausging. Statt nach und nach vorzugehen und gemäß den Bedürfnissen, wurde an allen Ecken und Enden gleichzeitig eingerissen und angefangen, ohne Not und Gebot. Und so ist diese gegenwärtige, aller anmutigen Villen frevellos entkleidete, nackte, poesielose Stadt entstanden, deren moderne Trümmer, deren öde Straßenzüge mit unfertigen und verfallenden Neubauten ein fürchterliches und abstoßendes Mene Tekel sind für den Hochmut und das nüchterne Bureaukratentum der neuen Herren über Rom. Nur in gesundheitlicher Beziehung hat sich Rom wesentlich verbessert.

Es ist ein hartes und Italien demütigendes, aber leider allzu wahres Wort, daß wegen des Königs kein Mensch nach Rom kommt. Mit anderen Worten, das Königreich Italien hat bisher der Anziehungskraft des klassischen und kirchlichen Rom noch nichts Ebenbürtiges an die Seite zu setzen vermocht. Es hat nicht einmal das Leben in Rom anziehend zu machen verstanden. Deshalb eilen die Fremden

Digitized by Google

auch schleunigst weiter, sobald sie alles Sehenswerte genossen; sie lassen sich nicht mehr die Zeit, die Winkel aufzusuchen, in denen doch noch das feucht-fröhliche Leben des ehemaligen Rom zu finden ist; sie genießen nicht mehr das unvergleichliche Kleinod, weil sie von der Alltäglichkeit und Monotonie des städtischen Lebens eher abgestoßen als irgendwie gefesselt werden. Das heutige Rom ist mehr als je zuvor das ungeheure Karawanserail, in welchem sich niemand zu Hause fühlt. Die Stadt lebt ausschließlich vom Beamtentum, das allmächtig ist, und von der Politik. Sie erwacht nur aus ihrer Lethargie, wenn das Abgeordnetenhaus und der Senat tagen. Sie ist tot und kann sich materiell begraben lassen, sobald einmal, wie es in diesem Jahre geschehen ist, die gesetzgebenden Körperschaften vier Monate Zwangsferien haben. Eine ideale Stadt für Denker, Künstler und geistige Arbeiter, eine Wüste für alle geistigen und weltlichen Genüsse. Ist doch die Stadt seit zwei oder drei Jahren nicht im stande, eine ordentliche Opernstagione in der „Argentina“ zu stande zu bringen! Dieses eine Beispiel mag genügen.

Wilhelm von Humboldt hat einmal gesagt: „Ich fürchte nur zwei für Rom gleich schreckliche Katastrophen: die Urbarmachung der Campagna und Rom als eine gesittete Stadt, in welcher niemand mehr mit dem Messer spielen wird.“ Der Aermste! Er, der vom hellenischen Geiste so durchtränkte Philosoph, konnte natürlich nicht anders reden, denn die wirtschaftliche Frage war in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts noch nicht zur Magenfrage der bürgerlichen Gesellschaft geworden. Alles, was er gewünscht, ist in Erfüllung gegangen. Noch liegt der „agro romano“ brach da — aber der unbebaute Zustand des römischen Ackers ist zum wirtschaftlichen Ruin der Stadt geworden. Es kann sich in ihr keine andere Industrie entwickeln — außer der berüchtigten „industria dei forestieri“ — so lange keine ackerbautreibende Bevölkerung das lateinische Becken von den Sabinerbergen bis an das Gestade des Mittelmeeres ausfüllt. Und mit dem Messer wird noch immer gespielt, vielleicht mehr als je zuvor, unter den Augen der Polizei und trotzdem Rom gesittet zu erscheinen sich bemüht.

Die Erbgroßherzogin Elisabeth von Oldenburg.
Nach einer Aufnahme von Hof-Photograph Franz Tizenthaler in Oldenburg.

So ist es denn recht bedauerlich, daß man Rom am Tage seiner silbernen Hochzeit mit dem Königreich Italien anstatt einer unumwundenen Anerkennung seines Fortschrittes und seiner Entwicklung nur einen Wunsch auf baldige Gesundung in moralischer und materieller Beziehung auf den ferneren Weg mitgeben kann. Man möchte dieses so heiß geliebte und so heiß begehrte Rom so gern nach allen Richtungen tadellos und einstimmig gepriesen sehen! Vielleicht aber — und es ist so schön, zu hoffen — kommt dennoch der Retter, den Dante schon herbeisehnte, als er, von der Uebersiedlung der Päpste nach Avignon sprechend, dem Kaiser Albrecht zurief:

> Komm her, wie deine Roma weinet,
> Verwitwet, einsam, Tag und Nächte rufend:
> Mein Cäsar, ach, weshalb bin ich verlassen?

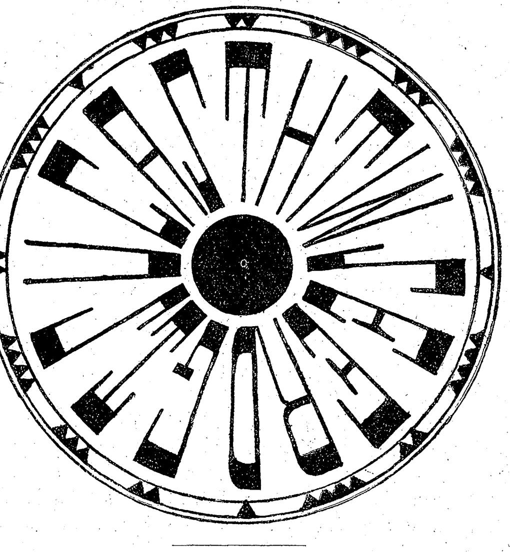
Und dieser Tag der Erlösung wird nirgends mit größerem Jubel begrüßt werden, als in Deutschland, dessen Ideale und Sehnsuchtsträume für immer an dem Rom unserer großen Denker und Dichter haften.

Erbgroßherzogin Elisabeth von Oldenburg †.

In der Blüte der Jahre ist am 28. August die Erbgroßherzogin Elisabeth von Oldenburg durch den Tod dahingerafft worden. Bei der Prinzessin Margarete von Hessen auf Schloß Adolfseck bei Fulda zu Besuch weilend, erkrankte die hohe Frau plötzlich schwer, und die Kunst der Aerzte vermochte sie nicht zu retten. Die Verewigte war eine Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, des Bezwingers von Metz, und seiner Gemahlin Maria Anna, geborenen Prinzessin von Anhalt. Zu Potsdam am 8. Februar 1857 geboren, vermählte sie sich am 18. Februar 1878 mit dem Erbgroßherzog August von Oldenburg. Der Ehe ist nur eine Tochter entsprossen, die am 2. Februar 1879 zu Oldenburg geborene Herzogin Sophie.

Für müßige Stunden.

Rätselhafte Scheibe.



Buchstabenrätsel.

Wenn's im Garten blüht und prangt!
Findst 1, 2, 3, 4 du dort,
Und im Saal festlich geschmücket
Findst du wiederum das Wort,
Doch wo Schmerz und Trauer wohnen
Findest du dasselbe auch;
4, 3, 2, 1 kehrt's zum Namen,
Keltisch ist der Taufgebrauch.
2, 3, 4, 5, such am Thore,
Such's in manchem frohen Buch,
Aber 6, 5, 4, 3 findest
Du bei Mord und Brand und Fluch.
4 und 5 und 6 und 7
Mahnet dich an edlen Sport,
5, 6, 7 trägt sein Wasser
Lustig nach dem Neckar fort.
2, 3, 4, 5, 6 und 7,
Steht bei Männernamen da —
1 bis 7: eine „Schöne“,
Wie man niemals Schönre sah.

Worträtsel.

Mein Anfangswort, du findst's wo Becher stehen,
Bald vollgefüllt, bald leer, der Füllung harrend;
Vertauscht der Lettern erste wird's zum Namen,
Dem trautgekürzten, wie man ruft im Haus.
Der Lettern zweite wiederum vertauschet
Nennt eine Hausgefährtin, schlicht und recht,
Die redlich dir vergilt dein Sorg' und Mühen
Mit ihrem besten Lohn, naturgemäß.
Wenn du der Lettern dritte jetzt vertauschest,
So nennt das Wort dir einen Dichterfürst,
Ward ihm kein Denkmal auch — er ist es doch.
Und wechselst du das nächste Zeichen nun,
So wird das Wort zum fernen Menschenbruder,
Der Bruder bleibt, ob auch sein Beten anders.
Nun füge noch ein weiter Zeichen an,
Zur Schweiz führt dich das neugeschaff'ne Wort,
Und zeigt von dort dir Deutschlands reiche Gauen.

Silbenrätsel.

1, 2,
Führer auf bedrohten Wegen,
Aerger dort und schwere Last,
Dient's in kund'ger Hand zum Segen
Und wird gründlich doch gehaßt.

2, 3,
Heimat, allem was hier unten
Lebt und fühlt in Freud' und Schmerz,
Bis im Dasein sich, dem bunten,
Hebt zum letzten Schlag das Herz.

4, 5,
Oft ertönen mag im Leben
Dir des Namens voller Klang,
Und verkleinert, wird erheben
Ewig ihn ein Dichtersang.

5, 6,
Mensch und Tier darnach verlangen
Zur bestimmten Tageszeit,
Doch erregt's, zu knapp empfangen,
Auch wohl Unzufriedenheit.

1, 2, 3, 4, 5, 6,
Stundenlang darüber neigte
Ratlos ich mein graues Haupt,
Und wenn sich ein Lichtstrahl zeigte,
Schwand er, ehe ich's geglaubt.

Immer wieder neu begann ich,
Denn es mußte leider sein!
Eifrig grübelte und sann ich,
Bis in meiner Not und Pein

Als ein Jammerthal erschienen,
Ohne Reiz, mir 2 und 3,
Plötzlich da mit heitern Mienen
Eilig kommt 4, 5 herbei:

„Männchen,“ spricht mein liebes Weibchen,
„Bitte, folge mir zu Tisch,
Trocken werden sonst die Täubchen
Und zu weich der schöne Fisch.“

„Nein, mein Kind, du mußt noch warten,
Geh und ängstige mich nicht!“
Und der Arbeit, ach, der harten,
Führt mich wieder zu die Pflicht.

Endlich in dem Wirrwarr fing ich
Den Ariadnefaden auf,
Und erschöpft, doch glücklich, dring' ich
An das Ziel im Siegeslauf.

Zu 4, 5 eil' ich und sage:
„O, wie süß werd' ich heut ruhn,
Doch zuvor, nach aller Plage,
Gib 5, 6 mir doppelt nun!“ (M. Sch., Kassel.)

Homonym.

Entwicklungsstation
Und Kinderpassion. (M. Sch., Kassel.)

Auflösung des Bilderrätsels Seite 912:
Die Menschen denken über die Vorfälle des Lebens nicht so verschieden als sie darüber sprechen.

Auflösung der viersilbigen Charade Seite 912:
Arenaberg.

Auflösung des Silbenrätsels Seite 912:
Steinwein — Weinstein.

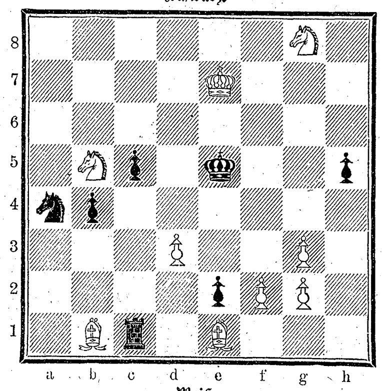
Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 43.

Von H. Elsen in Berneck.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 40 S. 896:

W. 1) Kg7—h6
S. 1) Ke5—f5
W. 2) g2—g4†
S. 2) Kf5—f4:, e5
W. 3) Da6—d6, Sf4 d3 matt.

A.
S. 1) Ke5—f4:
W. 2) Da6—d6†
S. 2) Kf4—f5
W. 3) g2—g4 matt.

B.
S. 1) Lf7-e8 [d4-d3]
W. 2) Sf4—d3[:]†
S. 2) Ke5—f5 [d4]
W. 3) g2—g4 [e2—e3] matt.

C.
S. 1) Lf7—c4
W. 2) Sf4—g6† ꝛc.

D.
S. 1) Lf7—h5
W. 2) Da6—e6†
S. 2) Ke5—f4.
W. 3) Sf6—h5: matt.

Partie Nr. 23.

Turnierpartie, gespielt zu Hastings am 9. August 1895.

Spanische Partie.

Weiß: Dr. S. Tarrasch (Nürnberg).
Schwarz: A. Walbrodt (Berlin).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	**e7—e5**	20) Se3—c4	Dd7—e6
2) Sg1—f3	**Sb8—c6**	21) f2—f4	f7—f5 4)
3) Lf1—b5	a7—a6	22) Sc4—a5 5)	Lc6—d5
4) Lb5—a4	Sg8—f6	23) De2—d3	Kg8—h8
5) Sb1—c3	d7—d6	24) Dd3—g3	Ta8—a7
6) d2—d4	Lc8—d7	25) Sa5—c4	Tf8—g8
7) La4—c6:	Ld7—c6:	26) Td1—e1	g7—g5 6)
8) Dd1—e2	e5—d4:	27) Te1—e2	Le7—d8
9) Sf3—d4:	Lc6—d7	28) Dg3—d3 7)	Ta7—g7
10) O—O	Lf8—e7	29) g2—g3	g5—f4:
11) b2—b3 1)	O—O	30) Tf1—f4:	Tg7—g5
12) Lc1—b2	b7—b5 2)	31) Te2—f2	Se8—g7
13) a2—a4	b5—b4	32) Sc4—d6	De6—e5: 8)
14) Sc3—d1	c7—c5	33) Sd6—f5:	Sg7—h5 9)
15) Sd4—f3	Ld7—c6	34) Tf4—d4: 10)	Sh5—g3: 11)
16) Sf3—d2	d6—d5	35) Sf5—g3:	Tg5—g3: †
17) e4—e5	Sf6—e8	36) h2—g3:	Tg8—g3: †
18) Sd1—e3	Dd8—d7	37) Kg1—f1	Tg3—d3:
19) Ta1—d1	d5—d4 3)	38) Td4—g4 12)	Aufgegeben.

1) Die Entwicklung des Läufers nach b2 erscheint dem „Standard“, dem wir die Partie entnehmen, unbefriedigend.
2) Gut gespielt. Schwarz macht seine beiden Läufer aktionsfähig.
3) Der Lb2 ist nun kaltgestellt.
4) Der weiße Freibauer erweist sich als nicht besonders stark.
5) Weiß will den Lc6 nach d5 locken, welches Feld Schwarz besser seinem Springer überließe.
6) Das schwarze Spiel ist noch immer überwiegend.
7) Das einzige, was Weiß noch thun kann, ist die Beobachtung des Punktes f5.
8) Vielleicht wäre hier der einfache Deckungszug Tg8—f8 das Beste gewesen.
9) Dieser Springer entscheidet die Partie — auf e6 für Schwarz, auf h5 dagegen für Weiß!
10) Eine glänzende Kombination, freilich auch die einzige Rettung, und wohl mehr zufällig als beabsichtigt.
11) Auch Sh5—f6 würde die Partie nicht mehr retten; Weiß erobert mit 35) Td4—d5 De5—b2: 36) Td5—d8. eine Figur.
12) Ein vollkommen problemmäßiger Schluß!

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Ueber Land und Meer.

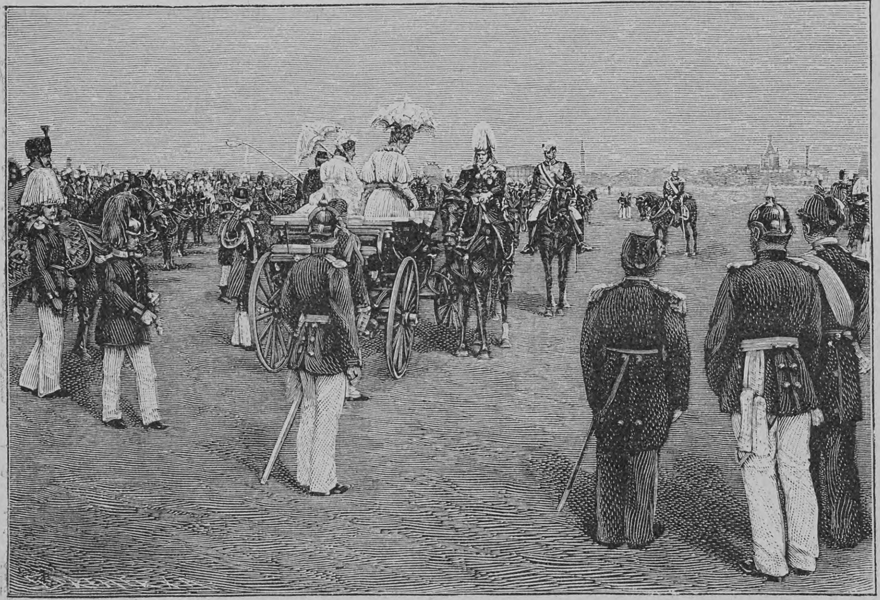
№ 51.

Die Sedan-Feier in Berlin.

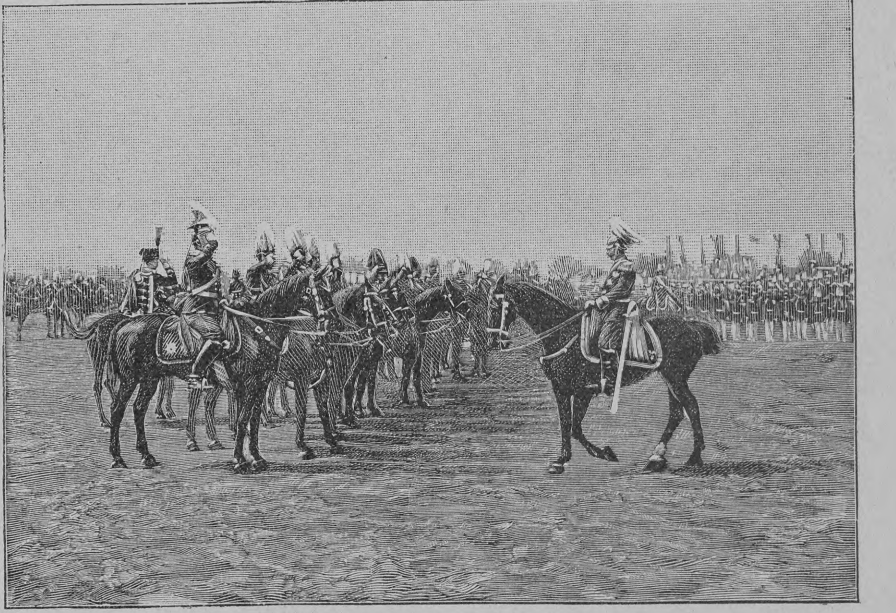
Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Hugo Rudolphy in Berlin.

Das Brandenburger Thor am Abend des 2. September.

Großartig gestaltete sich die Sedan-Feier in der deutschen Reichshauptstadt. Die Ausschmückung der Straßen und Häuser war viel reichhaltiger als sonst bei festlicher Gelegenheit. Ueberall flatterten lustig die Fahnen; Laubgewinde und Teppiche kleideten die Häuser in so lebhafte Farben, daß man an die Volksfeste südlicher Länder gemahnt wurde. Quer über die Straßen waren wimpelverzierte Guirlanden gespannt, und in allen Schaufenstern sah man, von Blumen umgeben, die Büsten und Bilder des Kaisers, seiner Vorgänger und der Männer, die ihnen zur Seite standen. Und unter diesen Fahnen und Kränzen, an den Häusern vorbei, wallfahrtete seit frühester Morgenstunde eine plaudernde, lachende, freudig bewegte Menschenmenge, in ununterbrochenem, unabsehbarem Zuge. Schon von sieben Uhr an zogen die Regimenter des Gardecorps unter klingendem Spiel zur Parade nach dem Tempelhofer Felde. Später marschirten in geschlossenen Zügen, von Lehrern und Lehrerinnen begleitet, von allen Seiten her die Schüler zur Spalierbildung nach den Linden, um den Kaiser an der Spitze der Truppen nach der Rückkehr von der Parade zu begrüßen. Das Bild dieser fröhlichen Jugend wirkte sehr erfreulich, namentlich die Tausende von hellgekleideten Mädchen. Während auf dem Tempelhofer Felde sich der Aufmarsch der Truppen vollzog, entfalteten sich nicht minder reich belebte Bilder vor dem Königsschlosse. Gleich nach dem Abrücken der mit frischem Eichenlaub geschmückten Standarten marschirte die Leibcompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß mit den neuen, vom Kaiser geschenkten Grenadiermützen unter Hauptmann von Plüskow an, um die Fahnen abzuholen. Es war ein erhebender Moment, als diese von Feindeskugeln zerfetzten, ruhmbedeckten Feldzeichen unter dem Schmettern der Trompeten das Schloß verließen. Alle waren sie bis auf die, welche noch keinen Feldzug mitgemacht, mit Eichenlaub geziert, die Fahnen des 1. Garderegiments außerdem noch mit dem Orangeband und Stern des Schwarzen Adlerordens. Equipagen rollten nun in langer Linie zum Paradefelde hinauf, und auf dem Reitwege sprengten Generale, Stabsoffiziere, Ordonnanzen und Bedienstete des königlichen Marstalls demselben Ziele zu. Das Bild wurde noch fesselnder, als die fürstlichen Generale, die im Kasernenhofe des ersten Garde-Dragonerregiments zu Pferde gestiegen waren, dem Paradefelde zuritten. Es war kurz vor zehn Uhr, als brausende Hochrufe den obersten Kriegsherrn, den Kaiser, empfingen, der ebenfalls im Hofe der Dragonerkaserne zu Pferde gestiegen war. Der Monarch trug die Uniform des 1. Garderegiments zu Fuß mit dem Bande und der Kette des Schwarzen Adlerordens, den auch die übrigen Fürsten angelegt hatten. Bald nach dem Kaiser kamen der König Albert von Sachsen, welcher die Paradeuniform des 2. Garde-Ulanenregiments angelegt hatte, und der König Wilhelm von Württemberg in der Uniform der Leib-Gardehusaren. Beide Regenten ritten neben einander. Der Höhepunkt der Auffahrt war das Erscheinen der Kaiserin. Die hohe Frau, in eine hellgraue Toilette gekleidet, fuhr in offener sechsspänniger Equipage à la Daumont mit zwei Spitzreitern. Neben der Kaiserin saß die Großherzogin von Baden, ganz in Weiß gekleidet. Die hohen Damen wurden auf der ganzen Fahrt stürmisch begrüßt und dankten in der huldvollsten Weise. In der Nähe des Steuergebäudes hatte der Kaiser seine fürstlichen Gäste und die Damen erwartet. — Nach der Begrüßung nahm die Parade ihren Anfang mit dem Abreiten der Fronten der einzelnen Treffen, wobei die bunte, blitzende Schar des Gefolges und die fürstlichen Herrschaften sich anschlossen. Das Tonchaos der Instrumente und das Hurrarufen der Truppenabteilungen verschlang völlig das „Guten Morgen", das der Kaiser jeder Abteilung im Vorbeireiten zurief. Nach dieser Einleitung des großen Schauspiels begab sich der Kaiser zu dem gewohnten Standplatz, wo er den Vorbeimarsch beobachtete. Als das Königin Augusta-Garde-Grenadierregiment herannahte, sprengte der Kaiser zu diesem hinüber und führte es vor der Großherzogin von Baden vorüber. Dasselbe that der König von Sachsen bei dem 2. Garde-Ulanenregiment und der König von Württemberg bei dem Leib-Garde-Husarenregiment, die diese Regimenter dem Kaiser vorführten.



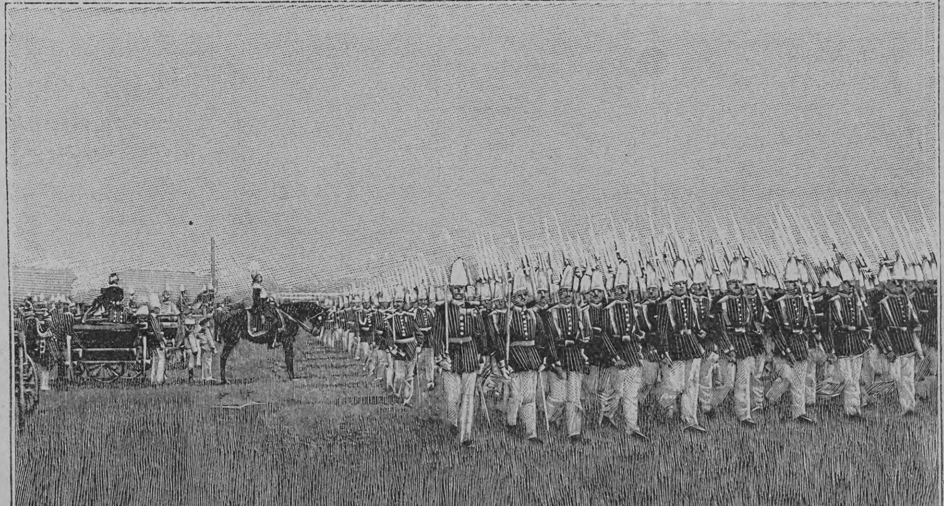
Der Kaiser begrüßt auf dem Paradefeld die Kaiserin und die Großherzogin von Baden.



Begrüßung der Offiziere durch den Kaiser.

Unsere Abbildungen geben einige Hauptmomente vom Paradefelde wieder: die Begrüßung der Kaiserin und der Großherzogin von Baden durch den Kaiser, sodann die Begrüßung der Offiziere und den Vorbeimarsch des ersten Garderegiments. An der Spitze der Leibcompagnie gewahren wir den Hauptmann von Plüskow, den größten Offizier des gesamten deutschen Heeres, und deutlich erkennen wir auf dem Bilde neben dem Wagen der Kaiserin die Gestalten der ältesten kaiserlichen Prinzen.

Nach Beendigung der Parade führte der Kaiser selbst die Feldzeichen in das Schloß zurück. Zwischen diesem und dem Denkmal Friedrichs des Großen bildete die Berliner Schuljugend das schon oben erwähnte Spalier, in dem sich 112 Fahnen befanden. Vertreten waren 17 Gymnasien, 6 Realgymnasien, 3 Oberrealschulen, 4 Realschulen und 201 Gemeindeschulen. Die Kinder begrüßten zunächst die Kaiserin, die von ihrer Leibgarde eskortirt wurde, mit der Nationalhymne, zu der die Kapelle des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums die Musik spielte, ebenso dann den König von Sachsen und den König von Württemberg.



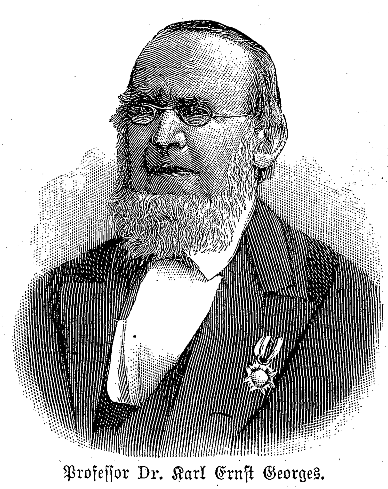
Vorbeimarsch des ersten Garderegiments, an der Spitze die Leibcompagnie.

In feenhafter Pracht erstrahlte am Abend die Reichshauptstadt, und namentlich mit Hilfe des elektrischen Lichtes wurden wahre Wunder der Beleuchtungskunst erzielt. Einen Glanzpunkt bildete das Brandenburger Thor. Die Säulen waren mit dichten Guirlanden umzogen, reicher Blätterschmuck umspannte auch den Oberbau. Zwischen den Mittelsäulen hing ein Banner mit dem Reichsadler, darüber ein breites Band mit den großen, weithin sichtbaren Worten: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!" Abends wurde der Oberbau durch elektrische Scheinwerfer hell erleuchtet, zu beiden Seiten der Quadriga loderten aus mächtigen Amphoren gelbe Flammen auf.

Digitized by Google

Briefmappe.

Dr. R. Z. in W. Nebenstehend bringen wir das Bildnis des am 27. August in Gotha verstorbenen Lexikographen Professor Dr. Karl Ernst Georges. Am 26. Dezember 1806 zu Gotha geboren, erhielt er seine Schulbildung auf den Gymnasien in seiner Vaterstadt und Nordhausen. In Göttingen und Leipzig studirte er Philologie, war 1839 bis 1856 Lehrer am Realgymnasium zu Gotha und wendete sich dann ausschließlich seinen lexikographischen Arbeiten zu. Schon in Göttingen mit dem Rektor G. H. Lünemann bekannt geworden, begann er mit ihm die Neubearbeitung der von Johann Gerhard Scheller hinterlassenen lateinischen Wörterbücher. Als Lünemann nach kurzer gemeinsamer Thätigkeit starb, setzte Georges die Arbeit allein fort nnd gestaltete im Laufe der Jahre Schellers Wörterbücher in dem Maße um, daß er mit Fug auf den späteren Auflagen seinen Namen allein auf dem Titelblatt nennen durfte. Für die Brauchbarkeit der Georgesschen Lexika spricht auf das deutlichste der Umstand, daß sie ein halbes Jahrhundert lang ihren Platz behauptet haben. Das Hauptwerk Georges ist das jetzt vierbändige „Ausführliche lateinisch-deutsche und deutsch-lateinische Handwörterbuch", von dem sieben Auflagen vorliegen. Anzureihen sind das „Kleine lateinische Wörterbuch", der „Thesaurus der klassischen Latinität", den Georges begann und F. Muehlmann weiter fortführte, das „Kurzgefaßte Wörterbuch der wichtigsten Eigennamen der lateinischen Sprache" (1878) und das „Lexikon der lateinischen Wortformen" (1890).


Professor Dr. Karl Ernst Georges.

Einer für viele in Stettin. Sie befinden sich im Irrtum. Wenn Sie je einem solchen akademischen Scherz beigewohnt hätten, so würden Sie aus eigener Anschauung bestätigen, daß es dabei wohl derb hergeht, die Absicht der Verunglimpfung aber völlig ausgeschlossen ist. Die Bräuche sind uralt, reichen bis auf die Anfänge des studentischen Verbindungswesens zurück und bisher hat noch niemand ernstlichen Anstoß daran genommen.

U. K. in Pr. Fr. Merkur in B. Dankend abgelehnt.

P. J. in D. Die Frage geht über den Rahmen unserer Briefmappe hinaus, und wir müssen Sie schon bitten, sich an eine landwirtschaftliche Zeitung zu wenden.

Minerra. Allerdings gibt es auch einen Fluß Le Loir, der in die Loire mündet. Aber natürlich ist, wenn vom Feldzuge 1870/71 gesprochen wird, immer der große Strom und nicht der Nebenfluß gemeint.

L. P. in Wien. Leider vermögen wir die gewünschte Auskunft nicht zu erteilen.

Richtige Lösungen sandten ein: „Die kleine Ella" in Hamburg (7). Otto Newin in Barlt (2). Jenny v. St. in Konstanz. Ludwig Pfauzelein in Chemnitz. „Isa und Angela" in Berlin. Dr. C. in H. Marja Jankowitz in Bukarest. „Zwei alte Jungfern" in Z. (2). „Einsamer Spatz" in Tondern. Frida Baltz in Ulm. Annia White in Jefferson-City. Egon v. R. auf Schloß R. B. K. W. in Pf. Abonnent am Pilatus (5).

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von **„Ueber Land und Meer"** (SW., Charlottenstr. 11);
München: **Alex. Braunschild** (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: **Moritz Hecht** (V. Arany Janosgasse 5).

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile **1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.**
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

An unsere verehrten Abonnenten!

Wie seit Jahren haben wir auch für diesen, seinem Ende entgegengehenden Jahrgang von **„Ueber Land und Meer"** in unserer Buchbinderei eleganteste ausgestattete

Einband-Decken

in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf dem Vorderdeckel und Rücken anfertigen lassen. Jeder Jahrgang ist in zwei Bände abgeteilt, so daß zum Einbinden desselben auch zwei Decken (für Nro. 1 bis 26 und für Nro. 27 bis 52) gebraucht werden. Der Preis hiefür ist pro Einband-Decke 2 Mark (pro Jahrgang also 4 Mark); dieselben Decken, jedoch nur mit Goldrücken, ohne Vorderdeckelvergoldung, sind zu Mark 1. 25 pro Stück erhältlich. — (In Oesterreich-Ungarn kommt zu diesen Preisen noch ein kleiner Eingangszoll.)

Die Einband-Decken können durch jede Sortiments- und Kolportagebuchhandlung, auch durch die Boten, welche die Nummern oder Hefte ins Haus bringen, bezogen werden; die verehrlichen **Postabonnenten** wollen dieselben ebenfalls bei einer Buchhandlung bestellen, da die Postämter solche nicht liefern. Ein Bestellschein liegt dieser Nummer zur gefl. Benützung bei. Auf Wunsch und gegen Einsendung des entfallenden Betrages ist auch die Verlagshandlung in Stuttgart zur prompten Lieferung der Einband-Decken bereit.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Format 32 zu 46 cm
aufgeschl. 46 zu 57 cm.
In Leder geb.
32 Mark.
GANZ NEU!
E. DEBES' NEUER HANDATLAS
59 Haupt- u. 120 Neben-karten m. alphab. Namenregistern.
Durch jede Buchhandlung, auch in 16 Liefgn., jede zu M. 1,80, zu beziehen.
Auf Wunsch Prospekt gratis.
Leipzig,
H. Wagner & E. Debes
1895.

Müller's Accord-Zithern

Piccolo (für Kinder)	Mk.	7,50.
Monopol Secunda	„	12,50.
Monopol Prima	„	16,—.
Arion	„	24,—.
Orpheus	„	28,—.
Erato	„	40,—.

Von Jedermann in 1 Stunde zu erlernen.
Man verlange gratis und franco:
„Müller's Accordzither-Büchlein."
Zu beziehen durch jede bessere Musikinstrum.-Handlung, falls solche nicht zu erreichen, vom Verleger J. T. Müller, Dresden-Striesen.

= Für Handel und Verkehr. =
Soeben erschien:
Meyers Deutsches Verkehrslexikon.
Ein Nachschlagebuch über Post-, Telegraphen-, Eisenbahn- und Schiffahrtsstationen.
Kartoniert 1 Mk. 50 Pf.
Zur Ansicht in jeder Buchhandlung. — Prospekte gratis.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

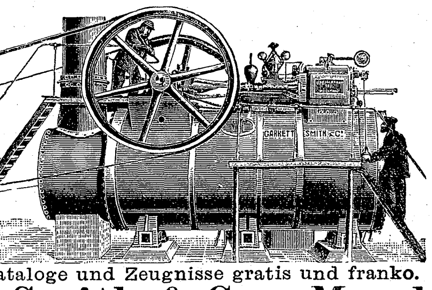
Seidenstoffe
direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter.
Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten.
Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie., Königl. Niederl. Hoflief., Berlin, Leipzigerstr. 43.

Illustr. Preisliste u. Notenverzeichn. gratis.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille
TAMAR INDIEN GRILLON
Gegen VERSTOPFUNG
Hämorrhoïden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS, 33, Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Dr. BÖHME NACHF. H. GÖTZE
Berlin C. August-Str. 30
Anfang APRIL October
Maschinenbau-Unterrichts-Anstalt.
Prosp. zur Verfüg.

Echte Briefmarken.
100 überseeische M 2.—
50 orientalische „ 1.50
8 Columbus „ 1.75
Alle verschieden!
Porto extra!
Preisliste kostenfrei!
CARL GEYER & Co., AACHEN.
Briefmarken-Grosshandlung.

Garrett Smith & Co. ✻ Magdeburg.
Hochdruck- und Compound-Expansions-Lokomobilen bis 150 Pferdekräfte,

mit Cylindern im Dampfraum, auf hydraulisch genietet. Auszieh-Kesseln mit 5jähriger Garantie für die Feuerbuchsen.
Kataloge und Zeugnisse gratis und franko.
Garrett Smith & Co. ✻ Magdeburg.

Leonhardi's
Tinten
Specialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte Eisengallus-(Normal-) Tinten, Klasse I. u. II.
Infolge besonderer Herstellung von **unübertroffener Güte** und **billig**, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.
Das Beste für Bücher, Akten, Documente und Schriften aller Art.
Jede Füllung trägt einen Hinweis auf **staatliche Prüfung.**
Goldene Medaillen
Ehren- u. Verdienst-Diplome
Aug. Leonhardi
Fabrik Dresden, gegr. 1826

Andreas Saxlehner in Budapest,
kais. und kön.
HOF-LIEFERANT.
VIRIBUS UNITIS
Analysirt und begutachtet durch Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.
Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser
ist einzig in seiner Art.
Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.
Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.
Saxlehner's Bitterwasser
Anerkannte Vorzüge:
Prompte, verlässliche, milde Wirkung.
Leicht und ausdauernd vertragen.
Gleichmässiger, nachhaltiger Effect.
Geringe Dosis. Milder Geschmack.
In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:
Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung:
Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug
„Andreas Saxlehner."
Saxlehner's Bitterwasser

Digitized by Google

Lungenleiden

Herr **Dr. med. Egenolf** in **Kelkheim** a./Taunus schreibt: „Von Dr. Hommel's Haematogen kann ich nur Gutes berichten. **Bei beginnender Lungentuberkulose,** wo der Appetit völlig darniederlag und ich schon viele Stomachica erfolglos gebraucht hatte, hob sich der Appetit und das Allgemeinbefinden sehr. **Ausgezeichnete Resultate** sah ich bei Kindern, bei denen in Folge von Verdauungsstörungen grosse Schwäche eingetreten war."

Herr **Dr. med. Demme** in **Berlin:** „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in etwa 100 Fällen von Anämie, Skrophulose, **Schwindsucht,** Rekonvaleszenz, Schwäche angewandt und bin mit dem Erfolg **ausnehmend zufrieden. Ich verordne überhaupt kein anderes Eisen-Präparat mehr."**

Dr. med. Hommel's Haematogen

ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81391). Haemoglobin ist die **natürliche** organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.—. ö. W.** Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.

Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis** und **franko.**

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

ROWLANDS' MACASSAR OIL

schützt, kräftigt und verschönert den Haarwuchs, beugt dem Ausfallen der Haare vor, verhindert dasselbe und ist die beste Brillantine und Haar-Toilette. Oel ist absolut notwendig, um die Haare zu nähren und deren Wachstum zu fördern. Man gebrauche daher **Rowlands' Macassar Oil.** Gleichfalls in Goldfarbe für blonde Haare zu haben.

ROWLANDS' ODONTO

das beste Zahnpulver, macht die Zähne blendend weiss, schützt dieselben gegen Verderben, hält das Hohlwerden derselben auf und macht den Atem wohlriechend. Man verlange in allen besseren Droguen-Geschäften: **Rowlands'** Artikel von **Hatton Garden, 20, London,** und nehme sich vor schädlichen billigen Nachahmungen in acht.

Tragt echte Vigogne

EXCELSIOR — WAGNER'S ECHTES MERINO — Gesetzlich geschützt

Waschecht & krimpfrei. Schutzmarke für Unterkleider.

von

Wagner & Söhne in Naunhof i. S.

WAGNER & SÖHNE NAUNHOF — Schutzmarke für Strickgarne.

Die **echten deutschen Vigogne-Strickgarne** dieser Firma und die aus deren echten Merinogarnen hergestellten **Excelsior-Unterkleider** haben sich als das **Beste** und dadurch **Billigste** auf dem Gebiete der Unterbekleidung bewährt. Darum

tragt echte Vigogne. Durch ihre Zusammensetzung aus feinster gekämmter Wolle und längster Baumwolle sind sie fast unverwüstlich haltbar, dabei weich, geschmeidig und angenehm selbst für die empfindlichste Haut, gehen beim Waschen und Tragen nicht ein, filzen nicht und werden nicht hart, sondern nach jeder Wäsche weicher und schöner. Erhitzen die Haut nicht, saugen den Schweiss auf, ohne zu erkälten und sind dadurch der beste Schutz gegen Erkältung und Rheumatismus. Bewähren sich ausgezeichnet auf Reisen, bei Märschen, beim Reiten und bei Ausübung jedes anderen Sports. Darum

tragt echte Vigogne. Im Sommer und Winter für Erwachsene und Kinder das Vorteilhafteste, was es gibt. Nur echte und unschädliche Farben, helle und dunkle Melangen, gebleicht-weiss und diamantschwarz.

Nur echt mit obigen Schutzmarken.

Zu haben in allen besseren Garn- und Wollwarenhandlungen. Wo nicht vorräthig, weisen wir die nächste Bezugsquelle bereitwilligst nach.

Night Candles — Bei G. A. Glafey in Nürnberg — GF — approbirte — Nachtlichter für das Viertel Jahr — Veilleuses

Glafey-Nachtlichte,
unübertroffen seit 1808, 6 mal prämiirt, silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1882 **„für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung."**
Ueberall vorräthig.

PATENTE
schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS,
Civil-Ingenieur in **GÖRLITZ.**

Keine Hitzebelästigung!
Kein Geruch!
Keine Flugasche!
Sauberes Arbeiten!
Kein Versengen der Wäsche!
Kein Verbrennen der Finger!
Geringe Mühe!
Ersparnis an Heizmaterial!

„Gesundheitsplätteisen"

bekannt unter dem Kennwort:

„Plätte isolirt!"

Erhältlich in den Hausgeräte-Handlungen, Stück 5—7½ Mark. Wo nicht erhältlich, wende man sich direkt an mich. Kataloge gratis und franko.

Moritz Priebs
Dresden A.

Spezialität!

Polyphon-Excelsior.

Beste mechanische Salonspieldose. Spielt Tausende von Musikstücken. Reparaturen ausgeschlossen. Grossartiger Ton, feine Ausführung.

In allen Preislagen stets auf Lager. Unter Garantie verkauft die Fabrik von

A. Zuleger, Leipzig, gegründet 1872.

Illustrirte Preisliste gratis und franko.

Gegen Einsendung von M. 30. – versende 50 Liter weissen **Rheinwein** incl. Fass.
Friedrich Lederhos. Oberingelheim a. Rh.

Harzer Jagdkorn, feinste Qualität, 2 ℳ.
Alt. Klost.-Dopp.-Korn, sehr fein, 1,50 ℳ.
Alten Kloster-Korn, fein, à 1,25 ℳ.
Harz-Kräuter-Korn, passe-par-tout, 1,75 ℳ.
Fein. Nordhäuser Getreide-Kümmel, 1,75 ℳ.
Abt Holt. Egel's delik. Leibes-Pflege, 1,75 ℳ.
à 1 Liter inklusive Flasche oder Gebinde versendet gegen Nachnahme oder Einsend.

Die Klosterbrennerei
in Kloster Walkenried
bei Nordhausen a. Harz.
Postcolli: Kiste = 2 Fl. od. Fäßch. 4 Liter.

Hervorragende Männer

der Wissenschaft haben anläßlich der großen Ausstellung in Paris im Jahre 1889 einstimmig anerkannt, daß **Crême Grolich und Grolichseife** äußerst gelungene und demnach bei Sommersprossen, Leberflecken, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte 2c. vorzüglich wirksame Cosmetika sind, welche weder eine für die Haut noch für den Organismus nachteilige Wirkung ausüben, und haben die große goldene Medaille dem Erzeuger einstimmig zuerkannt. **Crême Grolich und Grolichseife** kosten zusammen ℳ. 2. — Hauptdepot in der **Engeldroguerie Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren Apothekern und Droguisten.

Blutarme schwache nervöse Personen

sollten **Dr. Dernehl's** Eisenpulver versuchen. Glänzend bewährt seit 29 Jahren, ist es das beste Kräftigungsmittel, stärkt die Nerven, **regelt die Blutzirkulation,** schafft Appetit und gesundes Aussehen. Alle sind voll des höchsten Lobes; unzählige Dankschreiben. Schachtel M. 1,50. Gross. Erfolg nach 3 Schacht. Allein echt: **Kgl. pr. Apotheke z. weiss. Schwan, Berlin, Spandauerstr. 77.**

Nach dem einstimmigen Urteil der Aerzte ist die **verbesserte Leube-Rosenthal'sche**

Fleischsolution

der **Dr. Mirus'schen Hofapotheke (R. STÜTZ)* — Jena —** das leicht **verdaulichste Nahrungsmittel** für

Magen- und Darmkranke,

ein **vorzügliches Kräftigungsmittel** f. **Nervenleidende, Genesende, Greise, schwächl. Kinder,** e. **geeignete Speise bei Krankheiten des Mundes,** welche die Aufnahme fester Nahrung verbieten. **Vorrätig in den Apotheken;** nach Orten, wo Niederl. nicht vorh., vers. d. Fabrik direkt.

* Um das **Originalpräparat** zu erhalten, achte man wohl auf diese Firma.

Billige Ausgabe

Billigstes Modenblatt der Welt!

(mit bunter Fächer-Vignette)

Verlag **JOHN HENRY SCHWERIN.**

75 Pf. vierteljährlich.

GROSSE MODENWELT.

(mit bunter Fächer-Vignette) Verlag JOHN HENRY SCHWERIN.

Alle **14 Tage: in Grossfolio-Format 8 Seiten Moden- u. Handarbeiten,** Genrebilder, erste Pariser Modelle, sowie **alle 14 Tage: doppelseit. Schnittmuster-Bogen;** vierteljährlich **vielfigürliches Stahlstich-Modencolorit.** Die **1 Mk.-Ausgabe,** welche bestehen bleibt, enthält ausserdem alle 14 Tage reich illustr. Belletristik u. Frauen-Zeitung, sowie vierteljährl 3 vierseit. Extra-Handarbeiten-Beilagen u. 3 Stahlstich-Modencolorits u. hat

140,000 Abonnenten!! **75 Pf.** vierteljährlich.

Gratis-Probenummern d. „Grosse Modenwelt", bill. Ausgabe, durch alle Buchhandlungen. Abonnements zu 75 Pf ebendaselbst, bei der Post und durch **John Henry Schwerin,** Berlin-W. 35, Steglitzer-Strasse 11.

Man achte genau auf den Titel: Verlag John Henry Schwerin, Berlin!

„Grosse Modenwelt" mit bunter Fächer-Vignette!

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.
Breslau, Hamburg, Köln, Dresden, Leipzig, München.

Dr. J. Schanz & Co.

Patente

billigst, reell, sorgfältig, schnell
Vergünstigungen
wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Heilanstalt für
Hautkrankheiten.

Sorgfältige spezialärztliche Behandlung. Beste Verpflegung. Schöner Aufenthalt (Parkgrundst.). Ausführl. Prospekte frei.
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ihle.

Champagner-Kellerei

Gegründet 1826

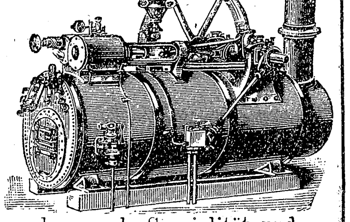
Grempler & Co.
Grünberg in Schlesien

Erste Marken: Landkarte
" " Medaille
" " Gold

Zu beziehen durch alle Wein-Grosshandlungen

Locomobilen

mit verbessertem ausziehbaren Röhrenkessel,
fahrbar und feststehend



bauen als Spezialität und halten auf Lager
MENCK & HAMBROCK,
ALTONA-HAMBURG.

Die reichste Auswahl in praktischen **Badeapparaten** mit obiger Schutzmarke bietet der kostenfrei erhältliche Katalog der bekannten Fabrik von

Moosdorf & Hochhäusler

Berlin 123, Kommandantenstrasse 60

für Oesterr.-Ung. *Carl Becker,* Wien V, Traubeng. d.

Die vielen Abbildungen mit ausführlicher Beschreibung und Gebrauchsanweisung geben ein getreues Bild der gesamten Badetechnik und in einem interessanten Artikel von Dr. med. A. Krüche ist die rationelle Anwendung der Apparate erläutert. Das Verzeichnis enthält ausser Badeapparaten: **Eisschränke, Waschtoiletten, Zimmerventilatoren, Klosets, Bidets. — Einrichtung ganzer Anstalten, Apparate zur Kneippkur. Dittmann's Wellenbadschaukel,** D. R. P. 51766, incl. Verpack. 42 Mk. — **Moosdorf's Dampf-Schwitz-Apparat,** mit dem stummen Diener, Thermometer und Dampfverteiler (der einzige Apparat, welcher ohne Hilfe zu benutzen ist) 36 Mk., Verpack. 2 Mk.

Digitized by Google

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächsische und Königl. Rumänische Hoflieferanten.

Abteilung: Kinder-Garderobe.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst **zurückgenommen und umgetauscht.**

Nr. 2191. Nr. 2192.

Wir empfehlen unser ungemein reichhaltiges Lager in **Kinder-Garderobe** und bitten, bei Bedarf unseren **Haupt-Katalog** zu verlangen, den wir, wie auch **Muster aller Stoffe, unberechnet** und **portofrei** versenden.

Nr. 2189. **Praktisches Kleid** aus sehr gutem, reinwollenem Tuch, marine oder bordeaux, geschmackvoll mit schwarzem Soutache benäht.

Grösse:	III	IV	V	VI	VII	VIII
	M. 7,75.	**M. 8,75.**	**M. 9,75.**	**M. 10,75.**	**M. 12,75.**	**M. 14,75.**

Nr. 2190. **Schulkleid** aus melirtem Stoff, durchweg gefüttert, graumelirt oder dunkelmodemelirt mit Sammetkoller.

Grösse:	III	IV	V	VI
	M. 8,50.	**M. 10,—.**	**M. 11,50.**	**M. 13,—.**

Nr. 2191. **Feines modernes Kleid** aus sehr gutem, marinefarbenem Tuch mit moderner Kragengarnitur. Gezogener Einsatz, Stehkragen und Manschetten aus schottisch karrirtem Stoff.

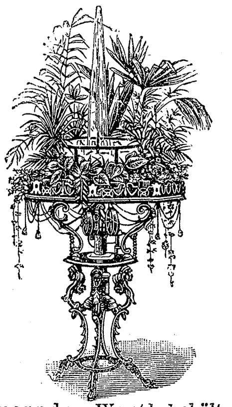
Grösse:	IV	V	VI	VII	VIII
	M. 10,50.	**M. 11,50.**	**M. 12,50.**	**M. 14,50.**	**M. 16,50.**

Nr. 2192. **Hochelegantes Kleid,** bestehend aus Sammetbluse mit angesetztem Cheviotrock, marine oder braun.

Grösse:	II	III	IV	V
	M. 14,25.	**M. 15,75.**	**M. 17,25.**	**M. 18,75.**

Grosse Auswahl in
Kinder-Mänteln, Knaben-Anzügen, | Knaben-Paletots, Knaben-Havelocks.
Neu aufgenommen:
Schuhwaren
für Damen, Herren und Kinder.

Nr. 2189. Nr. 2190.



Dauernden Werth behält die überall bekannte Heinrici'sche selbstthätige Zimmerfontaine, die als das schönste, für alle Gelegenheiten passende

Geschenk

immer mehr Beachtung findet. Im Juli 1895 erhielt eine dieser schönen Fontainen das Kistensignum **L. H. 10,000,** ein Beweis der Beliebtheit dieses prachtvollen Einrichtungsstückes. Man verlange Katalog B der Fontainenfabrik

Louis Heinrici, Zwickau i. S.

Nebelbilder und Apparate

besonders für Künstler.

W. Hagedorn, Berlin, Alte Jacobstr. 5.

Illustr. Preislisten gratis und franko.

Billigste Bezugsquelle für

Teppiche!

fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à **5, 6, 8, 10** bis **100** Mark. Prachtkatalog gratis.

Sofastoff-Reste!!

einfarbig und bunt spottbillig. **Proben frko.**

Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 158.

Franz Christoph's Fussboden-Glanzlack in gelbbraun, mahagoni, nussbaum, eichen und grauer Farbe, Sofort trocknend, geruchlos, von Jedermann leicht anwendbar.

Niederlagen, durch Plakate kenntlich, in den meisten Städten, sonst direkter Versand. **Postcolli,** ausreichend zum Anstrich zweier Zimmer, à **9 M. 50 Pf.** franko ganz Deutschland. Farbenmuster und jede weitere Auskunft bereitwilligst durch die Fabrik **Franz Christoph, Berlin NW.,** Mittelstraße 11.

K. Technische Hochschule in Stuttgart.

Die Vorlesungen des Wintersemesters beginnen am 7. Oktober. Das Programm wird kostenfrei zugesandt.

Direktion.

Volle Mahlzeit — **Magenleidenden** — **Sofortige Hilfe**

Nach Meidung aller Medikamente, Mineralwasser, Salze und Speiseverboten! Nur nach Genuß aller der Menschheit zustehender Speisen vermag, „wie 10jährige unfehlbare Erfolge beweisen", mein Verdauung anregend und erhaltendes Speisepräparat

„Magenheil"

alle Magenbeschwerden (da solche nicht einmal krankhaft), in jedem Alter und Stadium vom Säugling bis zum Greise zu beseitigen und dauernd beschwerdelose Verdauung herzustellen! Broschüre gegen 3 Pfennig-Marke gratis und franko, à Dose M. 1.50 **nur** durch

Heinr. Senf, Köln, 23 Rheingasse 23.

Bei minim. 3 Dosen für Deutschland franko. Nachnahme extra.

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte **photograph. Apparat**

Phönix

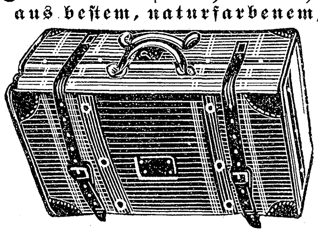
Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Momentaufnahmen).
Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich.
Preis mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.**
Prospekt und Probebilder kostenfrei.
Hess & Sattler, Wiesbaden.

!!! Gesundheits-Decken !!!

ärztl. empf. Schlaf- und Reisedecken in schönen, soliden Mustern, 150×200 cm, Stück **4,75 Mk.,** vers. geg. Nachn. oder vorherige Einsendung d. Betrages d. Decken-Fabrik von **J. Brünn, Berlin,** C. Hackescher Markt 4. Franko Versand von 2 Stück an. Für gute Qualität bürgt das Renommé meiner seit 25 Jahren bestehenden Fabrik.

Unverwüstliche Schweinsleder-Handkoffer

aus bestem, naturfarbenem, echtem Schweinsleder gefertigt,



mit doppelten Eisenrahmen, Drellfutter, Wäschefalte und Patent-Sicherheitsschloß mit 2 Schlüsseln.

Vorrätige Größen:	55	60	65 cm
ohne Falten Stück	**23**	**25**	**27 M.**
mit „	**24**	**26**	**28** „

Leichte Handkoffer von **2,75** bis **15 Mark.** **Rundreise-Koffer à 10** und **12 Mark** laut besonderer Preisliste (gratis und franko).

J. Bargou Söhne, Berlin C.
Jerusalemerstr. 19/20.

Patent 20,927.

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeuffers Patent 20,927. *München,* den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn **Dr. Pfeuffer** bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:

Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige u. schwächliche Kinder ganz besonders **Jessler's Ludwigs-Apotheke** zu **München.**
Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Patent.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen.
In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

Berliner Tageblatt

Als Zeitung großen Styls hat das täglich zweimal in einer Morgen- und Abend-Ausgabe erscheinende „Berliner Tageblatt" in Folge seines reichen, **gediegenen Inhalts,** sowie durch die **Schnelligkeit und Zuverlässigkeit** in der Berichterstattung (vermöge der an allen Weltplätzen angestellten eigenen Korrespondenten) die **stärkste Verbreitung im In- und Auslande** erreicht. Nicht minder haben zu diesem großen Erfolge die ausgezeichneten Original-Feuilletons aus allen Gebieten der Wissenschaft und schönen Künste sowie die hervorragenden belletristischen Gaben, insbesondere die **vorzüglichen Romane** und Novellen beigetragen, welche im täglichen Roman-Feuilleton des **„B. T."** erscheinen. Die Romane und Feuilletons des **B. T.** erscheinen in **Deutschland allein** in diesem Blatte und **niemals gleichzeitig** in **anderen Zeitungen,** wie dies jetzt vielfach üblich ist. Im nächsten Quartal gelangt ein neuer großangelegter, höchst spannender Roman der allbeliebten deutschen Erzählerin:

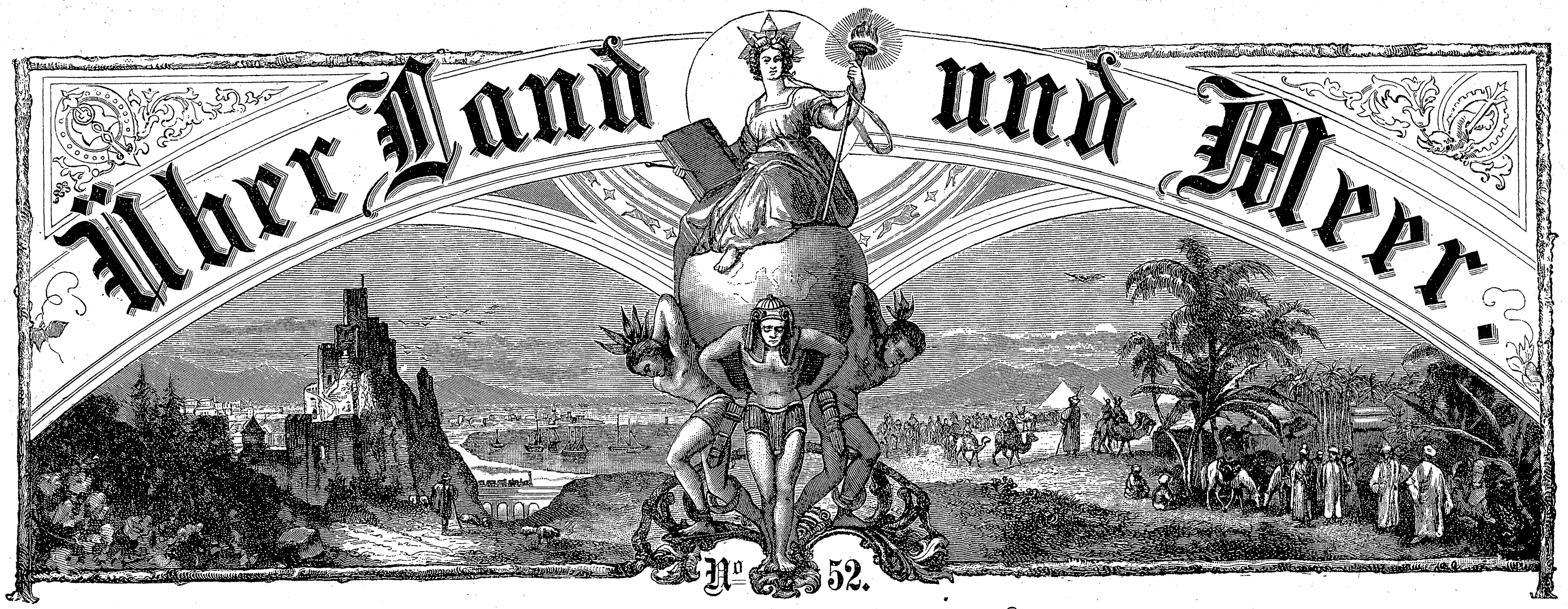
Nataly von Eschstruth:
„Der Stern des Glücks"

zum Abdruck. Derselbe wird sicherlich bei der Leserwelt dieselbe begeisterte Aufnahme finden, wie der Verfasserin frühere Werke: „Polnisch Blut", „Hofluft", „Gänseliesel" 2c. Die Abonnenten des **B. T.** empfangen allwöchentlich folgende 5 höchst werthvolle Separat-Beiblätter: das illustrirte Witzblatt **„ULK"**, die feuilletonistische Montagsausgabe **„Der Zeitgeist"**, die **„Technische Rundschau"**, das belletristische Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"** und die „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"**. Die sorgfältig redigirte, vollständige **„Handels-Zeitung"** des **B. T.** erfreut sich wegen ihrer unparteiischen Haltung in kaufmännischen und industriellen Kreisen eines besonders guten Rufes.

Vierteljährliches Abonnement kostet 5 Mk. 25 Pf. bei allen Postämtern. Probenummern franco. Inserate (Zeile 50 Pf.) finden erfolgreichste Verbreitung in allen Theilen Deutschlands sowie i. Auslande.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



74. Band.
Siebenunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1894—1895.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag M 3.50.
Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Vave, der Sünder.

Eine Geschichte aus Dalmatien

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Schluß.)

XXIII.

Zwei Tage darauf, in der bewölkten Morgenfrühe des Gründonnerstags, zwölf Stunden nach Pater Paulus' letzter Fastenpredigt zu Salona und seinem Fortgange von dort in die Poglizza, fand die Ronde aus der Feste Clissa einen der Ihrigen, Adony Gyula, ermordet, mit einer breiten Messerwunde im Rücken auf der Heerstraße, da, wo der steile Pfad über wildes Geschotter zum Jadrabache und weiter über Kacine ging.

Auf dem Gesichte lag er, beide Arme steif von sich fortgestreckt wie ein Gekreuzigter. Die triefende Uniform klebte an seinem starren Körper, die schwärzlichen Reste der großen Blutlache um ihn her standen noch zwischen den Steinen. Alles übrige hatte das furchtbare Gewitter hinweg gewaschen, das um Mitternacht mit einem Wolkenbruch niedergegangen war und neben dem Rundturm der Feste eingeschlagen hatte. Darüber mußten die verwirrten Magyaren der Besatzung gar nicht mehr an ihren Kameraden gedacht haben, der nun schon drei Stunden über Urlaub drunten im Dorfe verzog. Wahrscheinlich bei der Tochter des Jadramüllers, seiner zwölften Liebschaft, nachdem er der elften, des Straßenwirts Jovic Schwester, den Abschied gegeben vor ein paar Tagen. Ein Mordskerl war er halt, der Adony Gyula!

Nun umstanden sie ihn, die vier Rondinari.

Einer davon sprang sofort bergab, um nach Spalato zum Prätor zu laufen, der die richterliche Gewalt ausübte. Die anderen drei bewachten den Toten. Obgleich sie ihn nicht von der Stelle bewegen durften, ehe der Prätor und sein Schreiber da sein würden, konnten sie's nicht lassen, ihn vorsichtig ein wenig zu untersuchen, indem sie ihre tastenden Hände unter dem schweren Körper durchschoben.

Geldsäckchen und Uhr, den breiten Tombakring mit dem Glasrubin am Zeigefinger und die silbergefaßte Goldmünze, die er unter der Bluse an der dicken Stahlkette trug, fanden sich unversehrt bei dem Toten; seitab lag sein Tschako, wassergefüllt von den Regengüssen, den Schleppsäbel hatte er zwischen den Knieen, als ob er im jähen Sturze über ihn gestolpert wäre.

Georg Schildknecht: Fingerhakeln.

Vom Mörder nirgends die geringste Spur. Keine Waffe, keine Fußstapfen auf der regennassen Straße, die Rinnsal neben Rinnsal zeigte, keine im Geschotter zum Jadra hinab, das durchweicht und halb aus einander geschwemmt erschien von der Gewalt des Gewitters. Der Jadrabach selbst schäumte an diesem kühlen und schaurigen Frühlingsmorgen so hoch und trübe, weit über sein Bett hinaus, als wolle er die Römerbrücke drunten im Thale aus ihren grauen Pfeilern heben. Wie ein Katarakt brauste er dahin, und der Jadramüller fluchte und schlug die Hände über dem mehlstaubigen Kopfe zusammen ob der Zerstörung an seinem Räderwerke, während Jele, die Tochter, drinnen bei ihrer bunten Wollwirkerei stand und zu ihren heimlichen Liebesgedanken lächelte. —

Hart an der Römerbrücke begegnete dem Rondonaro auf seinem hastigen Laufe zur Spalatiner Prätur ein Mann, der den prächtigen Kopf hoch trug, die rote Kabanizza der Lesinoten auf den Schultern. Der Magyar stutzte einen Moment: hatte er diesen nicht erst vor drei Wochen in der Straßenschenke angetroffen und vernommen, wie er Worte mit dem Wirte gewechselt, und gesehen, daß er Milica, des Adony Gyula elftem Schätzchen, den Rücken gekehrt? Zweifelnd blickte er dem Dahinschreitenden noch einmal flüchtig nach und rannte spornstreichs weiter. Was kümmerte es ihn? Nun gehörte er keiner mehr zu eigen, der fesche Gyula, weder der ersten noch der zwölften!

Gestern vormittag erst war der Lesinot, dessen schlanke Segelbarke draußen im Salonitaner Hafen vor Anker lag, im heimischen Kapuzinerkloster am Gestade gewesen, um nach Pater Paulus zu fragen. Er habe dem Ehrwürdigen etwas höchst Dringliches zu vertrauen, sagte er dem Pförtner. Darauf ließ ihn der Pater Superior zu sich unter die Cypresse kommen. Der gehaltene Ernst des Mannes, der angab, in Santa Domenica am Berge daheim zu sein, war ihm außerordentlich angenehm aufgefallen. Zweifelsohne wiederum eine der Seelen, die seines Lieblings Pauli Flammenworte dem Reiche Gottes geworben! Nur gut, daß er, der Superior, nicht versäumt hatte, dem Freunde und Bischof damals sofort eine Kopie des Berichtes der neuntägigen Inselmission nach Rom zu senden! Dann hatte der Superior noch ein kurzes Gespräch mit dem Fremden gepflogen, ein paar geistliche Lehren eingeflochten und ihn schließlich dahin beschieden, daß er Pater Paulus bis zum Gründonnerstag früh sicher bei seinem Bruder in Salona antreffen würde: das heißt nur über Tags; er schlafe im Terminshause an der Straße nach Clissa.

Mit dem Segen des Hochwürdigen war Milos Ublina alsdann entlassen worden, und hier kam er nun pünktlich zur Stelle.

Von Gästen war niemand vorhanden im Wirtshaus an der Straße um diese frühe Stunde. Der Wirt lag drüben im Wohnhause noch auf der Streu und hielt das geladene Gewehr im Arm. Die kindische Alte hockte am feuerlosen Herde, schaukelte ihr lustig krähendes Enkelsöhnchen auf den schwachen Knieen und fragte ausdruckslos plappernd ins Leere hinein:

„Zupnik — Ehrwürdiger — Don Basil! Sage, womit soll ich mein Seelchen, meine Seele ernähren, daß sie stark ist, wenn Du kommst und sie mit Dir nimmst? Wann kommst Du? Wann — wann? In sechs Jahren? in sieben Monden? in sechs Tagen? in sieben Tagen? Still, still, still, Pavcice, mein Seelchen! Still, still, still, Don Basil, mein Vater!“

Ach! Längst war Don Basil still geworden im Grabe! Nur seinen ungeschlachten Nachfolger im Amt, Don Pamfilio, hatte Pater Paulus gesehen, als er gestern in seinem flammenden Zorne und vernichtenden Kummer nach Trau gewandert war, um sich Rats zu erholen bei seinem alten Freunde. Umsonst! Er hatte sich selbst raten müssen! —

Milos Ublina schaute sich unter dem Laubenvordache um, dessen junge Frühlingsranken im Winde nickten, sah dann durch den Thürspalt in den Schenkraum, und da er es überall völlig leer fand, schritt er um den Bretterverschlag in den wilden Krautgarten, der an das große Rebstück stieß und wo der holde Segen des südlichen Lenzes ohne Pflege wucherte und blühte. Dort saß Milica ganz zusammengekauert auf dem breiten Zisternenrande, die müßigen Hände gegen das Gestein gestemmt, den Oberkörper vorgebeugt, und starrte in die schwarze Tiefe des unbedeckten Brunnens. Sie vernahm die festen Schritte des Kommenden, richtete sich auf und hob die melancholischen Augen zu ihm empor, mit einem Blick, der nichts mehr wollte und nichts mehr hoffte.

„Dobro jutro,“ sagte er kalten Tones, „wo ist Pave, Dein Bruder?“

„Fort — seit letzter Nacht.“

Sie biß die zuckenden Lippen hart zusammen und zog die Luft heftig durch die Zähne zurück, Thränen zitterten in ihren Augen und fielen unaufhaltsam. Durch ihren Schleier spähte sie, scheu und ängstlich wie ein verhetztes Stück Wild, in sein steinernes Gesicht, dessen dolchscharfer Blick sie durch und durch bohrte.

„Ich will den domacin rufen — Stojan — meinen Bruder — den Wirt,“ stotterte sie abgerissen und ließ das Kinn gegen ihre Brust sinken; „ich will Dir aus den Augen gehen.“

Da streckte er, über den vergrasten Steig hin, der sie von einander trennte, seine Hand nach ihr aus und hinderte so ihre Flucht.

„Milica, Schwester des Bruderfreundes — bleib,“ sagte er feierlich, und dann mit der alten Stimme: „komm zu mir — es ist ausgelöscht — nimm meinen Ring an!‘

*

Im abendlichen Dunkel des Gründonnerstags irrte Pater Paulus im feinen Aprilregen und pfeifenden Sirocco an der Mauer des Diokletianpalastes entlang durch das goldene Thor, an dessen Bogen und verzierten Säulenträgern Tropfen hingen. Gegen das nasse Gestein der Außenmauer gedrückt, schlich er langsam weiter, oftmals Umschau haltend, ob ihn niemand sehe und niemand ihm folge. Während er dergestalt im Finstern vorwärts tappte, das fahle Gesicht in der bergenden Kapuze tief gesenkt, fühlte er von Zeit zu Zeit an seiner Hüfte das Messer, das, in einen verborgenen Schlitz der Kutte geschoben, seinen bloßen Körper kalt berührte. Morgen mußte er nach den Prologbergen zu den Rajahs, den christlichen Unterthanen der Türken in der Zerstreuung, aufbrechen, und in den Prologbergen war der Wehrlose verloren.

Morgen! Er hatte kein Morgen mehr!

Jetzt stand er vor dem Hause des Zupnik „zum guten Tode“.

Ein reiterloses Maultier war, seitab vom niedern Thorbogen, an einen Pistazienbusch gebunden, an dessen Blättern es zerrte, daneben schoß der Riesenschaft einer Aloë auf, deren Blüten stark dufteten und sich leise im Winde wiegten. Der Mönch hielt die Kapuze um sein Gesicht zusammen und drängte sich in den tiefsten Schatten, denn unter dem Thorbogen schlüpfte eine geschmeidige Männergestalt ins Freie, trocknete sich die heiße Stirn, zog den Tschibuk aus dem Halsbunde und schwang sich in den Sattel. Stahl und Stein zum Feuerschlagen hielt er jedoch vorsichtig in der Hand, bis er gänzlich außer Hör- und Sehweite des Pfarrhauses sein würde.

Als er verschwunden war, trat der Mönch aus dem Schatten heraus, stolperte über den Wollsack mit Maiskorn, den sein Vorgänger mitten in den Weg gestellt hatte, und ließ den Klopfer gegen das wurmige Holz fallen.

Der bejahrte Zupnik, schmutzig und schlecht gekleidet, öffnete selbst.

„Pax vobiscum,“ sagte er, erstaunt und mürrisch über den späten Gast von der Zunft, der doch unmöglich ein Dieb oder Straßenräuber sein konnte und ihm dieserhalb auch weder Korn noch wollene Strümpfe noch Geld mitbrachte zur Unterstützung des Anliegens, als lebendes Kreuz in der Charfreitagsprozession wandeln zu dürfen. Außerdem war auch die Wahl für das sandgefüllte Hauptkreuz noch nicht getroffen. Drei erlesene Uebelthäter auf der diesjährigen Beichtliste. Morgen früh, vor dem Hochamte, mußte darüber entschieden werden; und nun noch dieser zeitraubende Besuch: „Avanti!“

Der Mönch beantwortete den barschen Gruß nicht und ließ den Alten voraus gehen in sein ödes Sanktum.

Dort zog er die Thür zu, drehte den Riesenschlüssel zweimal im Schloß herum, warf sich vor dem Erschrockenen auf die Kniee und zog mit beiden Armen das fanatische Greisengesicht zu sich nieder.

So, die Lippen am welken Ohre seines unwilligen Hörers, beichtete er ihm, stoßweis flüsternd, seinen Mord auf der Heerstraße von Clissa.

XXIV.

Alles schwarz, alles erdrückend traurig. Charfreitagsstimmung, wie sie sich einst, vor bald zweitausend Jahren, um Golgatha gelagert haben mochte, als der Erlöser am Kreuze rief: „Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen?“

Tief hingen die Wolken, der Siroccoregen strömte aus ihnen zur Erde. Durch die engen Spalatiner Gassen mit ihren bemoosten Resten heidnischer Pracht pfiff der winselnde Wind. Ganze Tropfennebel wirbelte er über das böse Pflaster der Höfe und Gäßchen hin und blähte die schwarzen Tücher, die schon da und dort aus den Fenstern hingen, zur Vorbereitung auf die abendliche Prozession. Es regnete in die Oellämpchen, es regnete auf den Flor um die bunten Schilder der Kaufläden, an denen der ernste Zug vorüberschreiten würde. Im herrlichen Peristyl vor dem Dome rann das Wasser über den geborstenen Rücken der Sphinx und über ihre gelassen zusammengelegten Frauenhände am Löwenleibe, über ihr rätselhaftes Antlitz.

Es regnete auch durch den beträchtlichen Spalt in der Sakristeidecke des Kirchleins zum guten Tode und auf die modrig riechenden, schwarzen Bußgewänder, die gerade unter dem Spalt aufgestapelt lagen. Neun an der Zahl, und die Querhölzer für die Arme der Büßer gleich daneben. Der stumpfnäsige und barfüßige Meßner schaute nicht auf. Er konnte sich nicht darum bekümmern, ob die vermaledeiten Missethäter sich naß oder trocken auf ihren Leidensgang machten, er fand durchaus keine Zeit dazu; denn das Gewand des hauptsächlichsten Schächers, der das schwere Holzkreuz auf der Schulter tragen sollte, hatte sich, in der elften Stunde, als viel zu kurz erwiesen. Der vorigjährige war ein untersetzter Bursch mit Stiernacken und krummen Beinen gewesen, während der diesjährige — gleichviel: gut, daß überhaupt einer da war! Stipe Roncich, der Meßner, trennte und stichelte mit aller Macht und Hast und setzte gut anderthalb Fuß breit neuen, schwarzen Nesselflor um den zerfaserten Saum des alten. „Evo! nun wird es ausreichen für Dich, mein Werter!“ —

Dann kam der Abend und die Dunkelheit sank. Die Rasseln verkündeten den Engelgruß von den Türmen anstatt der Glocken. Der Regen ließ nach, aber der Wind pfiff stärker und kälter, so, als wollte er über Nacht nach Nordost umspringen.

Allgemach strömte das Volk zusammen. An den Fenstern, dicht gereiht, erschienen dunkle Gestalten. Die Damen mit dem Mantiglioschleier ums Antlitz, die Herren in feierlichen Staatsröcken; die Kleinbürger und ihre Ehefrauen und Töchter behängt und beflort wie sie konnten. Schwache Lichtchen flimmerten und ließen die Trauerstoffe zweifach schwarz erscheinen; Sammet und Seide wallten von den Fronten der Patrizierhäuser und Palazzini nieder; in den Gäßchen der Armen waren's ekle Lappen und Lumpen.

Schweigen rings umher. Die bewaffneten Stadtrondinari, die aussahen wie Räuber in den Köpfen der Romanschreiber, gingen auf und ab, spähten in die Winkel und guckten in ihre Flintenläufe, ob alles in der Ordnung sei.

Endlich vernahmen die Horchenden von fernher die erschütternden Töne der Klagemusik. Hätte Pater Athanasius, der Superior des Kapuzinerklosters am Gestade, nur ahnen können, was die Trommler und Pfeifer spielten, wahrlich, Flügel hätte er sich gewünscht, um in der Prozession mit zu gehen, mit dem Klerus, oder bescheiden unter den Franziskanern von Pozzobuon! Das großartige „Dies irae“ seines geliebten Requiems aus der Scarlattischule spielten sie und sie machten ihre Sache recht; denn einen Ohrenschmaus konnte und durfte kein Reumütiger bei der Bußprozession begehren.

Ein schauerliches Getön! Umflorte Tuben bliesen die Melodie, Flöten, in denen irgend ein ohrenzerreißendes Hindernis zu stecken schien, schrillten die begleitenden Dissonanzen im Diskant, und gedämpfte Trommeln wirbelten in ihrem eigenen Taktmaße das dräuende Tremolo im Baß.

Digitized by Google

Still! Die Prozession verließ den Dom, Weihrauchwolken voraus. Die im Peristyl, das jetzt der Domplatz hieß, drängten sich gegen die Säulen und klemmten sich zwischen sie hinein als kompakte Masse, Kopf an Kopf. Einer der Rondinari stieß mit dem Kolben nach ein paar Bauernbübchen in Kittelhemden und roten Gürtelshawls — genau so anzusehen wie einst das Bübchen Pavcice — die auf dem Rücken der Sphinx ritten; gleichzeitig quoll der Menschenstrom in Fluten durch das geöffnete Portal und wogte über die breiten, ausgetretenen Stufen hinab.

Fahnen, Kreuze und Heiligenbilder, Fackeln und Kerzen — alles umflort, Armenhäusler und Siechenhäusler, Witwen und Waisen, schwatzend, plärrend und umherstarrend. Dazwischen die Jünglinge und Knaben der bischöflichen Schule. Grobe Tölpel genug unter ihnen, aber auch schlanke Gestalten, denen Talar und Chorhemd, veilchenfarbene Mütze und veilchenfarbener Schulterkragen zum Entzücken standen. Nun die Leute aus den Vorstädten, in Türkenhosen und kurzen Jacken über der Scharlachweste, lange Kapuzenmäntel auf den Schultern, die schwarzbraunen, schnurrbärtigen Gesichter finster und zornig, weil sie nicht wußten, was Trauer war und was Zerknirschung. Ihre Frauen wandelten mit abgemessenen Schritten, Schleiertücher bis tief in die Stirnen hinein über den Flechten, die Köpfe so steif gesenkt, als hätten sie eine Schraube in der Nackensäule. Gleich hinter den Franziskanern von Pozzobuon, den Betschwestern von der ewigen Hilfe und den Leichenbestattern ein Schwarm wunderschöner, feueräugiger Mädchen mit reizenden Zügen: Castellanerinnen aus Abbadessa und Sucurac.

Vers auf Vers blies die Musik; noch immer strömte es aus dem Dome treppunter. Endlich! die „lebenden Kreuze“ erschienen.

Ein Schauer rann durch die Schar der Gaffer. Droben in den offenen Fenstern traten die Frauen zurück und schauten aus sicherer Entfernung den Gatten und Brüdern über die Schultern. Drunten drängte jedermann gegen die Mauern und Säulen und begann den schmerzhaften Rosenkranz an der Schnur abzuhaspeln.

Im Fackelqualm schritten sie hinter einander her, neun lebende Kreuze. Ja, ihrer neun, wohl gezählt! Bei Sankt Dojmii Gebeinen: dies war ein schlimmer Jahrgang! Schlaff und feucht hingen die Gewänder aus schwarzem Nesselflor um die bloßen Leiber und Glieder der Missethäter; durch zwei Schlitze in der Kapuze, die über Haupt und Gesicht gezogen war, funkelten die Augen der Bösen. Sonst nichts, um sie zu erkennen. Die Querhölzer, von einem Aermel zum andern, hielten die Arme wagerecht in der Luft erhoben, und mit Schnüren war nachgeholfen.

Sie machten eine förmliche Komödie aus Buße und Strafe. Schlurrend taumelten sie daher, warfen sich vornüber und seitwärts, stöhnten und knirschten mit den Zähnen, und der sechste fragte den fünften heimlich:

„Ist es natürlich, Bruder, so wie ich's thue? Seufze ich richtig?“

Der schwarze Fackelrauch umdampfte sie in großen Wolken, die der Wind hin- und herjagte, und die Füße des letzten der neun bluteten sichtlich. Die spitzen Pflastersteine kamen ihn sauer an. Ah! solch ein hochwohlgeborener Sünder; solch ein Conte oder Cavaliere, der ein bißchen gestohlen, ein bißchen Ehre abgezwickt, ein bißchen Gott gelästert hatte und nun großartig Buße that dafür! Zum Lachen!

„Feine Leute haben freilich feine Gewissen! Ave Maria majka: heilige Mutter, bitt für uns!“

„Gegrüßet seiest du, Maria —“

„Seht, seht — jetzt — da —“

„Da ist er, der Aergste!“

Vor Klerus und Baldachin stieg er langsam die Stufen abwärts, der Aergste, unter der Wucht seines erdrückenden Kreuzes. Die Treppenkanten schnitten ihm in die unbekleideten Fußsohlen. Ach, wie viel Schuld und Qual haftete seit langen Jahrzehnten an diesem abgegriffenen Holze, das des Sünders Rechte mit eiserner Kraft schwebend auf der Schulter erhielt. Zu beiden Seiten des Kreuzträgers marschirten, je drei und drei, Burschen von verläßlicher Gesinnung. An ihnen war's, zu beobachten, ob das Kreuz nicht etwa das Pflaster oder die Pfützen streife, denn davon hing der Erfolg ab! Ihre schräg gehaltenen Kerzen tropften und rannen vom Dochte, und Kinder und alte Weiber fingen das geweihte Wachs im Vorwärtsdrängen mit ihren Hohlhänden auf. Was machte ihnen das Brennen und Schmerzen? Das beizte die Sünden besser fort als ein Ablaß!

Kein Laut mehr für den Augenblick aus dem lebenden Gefüge der Menschenmauer. Nieder auf die Kniee: das Allerheiligste nahte. Ein rauschender Ton ging durch die Menge, da sich hundert und aberhundert Kniee beugten. Das helle Glöckchen klingelte, vom Klerus umgeben schritt der Bischof unter dem purpurnen, goldbefransten Thronhimmel einher und hob mit beiden Händen die Monstranz empor. Wie sie flirrte und flimmerte im ungewissen Fackelschein! Gar ein stattlicher Mann der Bischof von Spalato; aber kälter und strenger sah er aus als sein milder Bruder im Amt, Ive Bosdari. „Eine Welt liegt zwischen mir und euch!“ sprachen seine Augen, als er den Segen austeilte.

Die Andächtigen beteten den hundertundelften Psalm:

„Selig der Mann, der den Herrn fürchtet und sein Gefallen hat an dessen Geboten.

„Glücklich der Mann, der Erbarmen hat und darleihet; bestehen wird sein Wort beim Gerichte; ja, in Ewigkeit wird er nicht gebracht zum Wanken.

„Der Sünder siehet's und zürnet, mit seinen Zähnen knirschet er und schmachtet dahin; der Sünder Streben wird zunichte!

„Amen! — Amen! — Amen!“ —

Der Kreuzträger machte eine Bewegung, als müsse und müsse er seine niederzwingende Last abwerfen, aber er schleppte sie ferner.

Unter den Frauen und Mädchen ward geflüstert.

„Wie er groß ist! Sankt Christophori Bruder. Blickt auf seine Hände, welche Tatzen!“

„Ein Gewaltthätiger aus den Bergen höchstwahrscheinlich; ein Hajduk oder Raubmörder —“

„Sieh, sieh: durch die Maske erkundet er sich eine neue Gelegenheit für morgen, sobald er abgebüßt hat. Wahrlich, Jele, wenn er nicht acht Schuh in die Länge mißt, so will ich —“

„Ruhig, ihr Mädchen! Schaut ihn nicht an; wendet euch hinweg! Jele — Kate! So folgt doch, ihr Tollen!“ — —

„O Lamm Gottes, das du der Welt Sünde trägst, erbarme dich unser!“

„O Lamm Gottes, erbarme dich auch dieses Gottlosen. Laß ihn hinter sich treten und ein Tugendsamer werden vor dir; bewahre ihn vor einem jähen, unbußfertigen Tode.“ —

Weiter, weiter wanden sich die Glieder der endlosen Menschenschlange, durch Peristyl und Seitengänge zum „goldenen Thore“ hinaus und nun durch Pfützen und Schlamm, über Stock und Stein an der nördlichen und östlichen Außenmauer des Dioкletianpalastes hin, vorbei an der Kirche zum guten Tode, dann hinab zur Obala, dann hin und her im Gassennetz der Innenstadt, dann zurück zum Dom.

Wie düster der Himmel; hatte es wohl jemals eine dunklere Nacht gegeben als diese? Kein Mond, kein Stern.

Der Teil der Prozession, in dem der Kreuzträger wankte, mit dem Baldachin und den geistlichen Würdenträgern im Gefolge, schob sich allgemach gegen die Kirche zum guten Tode vor. Der betagte Zupnik ging mit trippelnden Schritten dicht hinter dem großen Sünder. Auch die Musik hatte sich näher zum „allerheiligsten Gute“ heran gemacht und blies ohrzersprengend.

„Rex tremendae majestatis,
Qui salvandos, salvas gratis:
Salva me, fons pietatis!“ —

„Fürst auf schreckensvollem Throne,
Nur die Gnade führt zum Lohne,
Quell der Gnade, rette, schone!“ —

Der Kreuzträger krümmte sich zusammen, trotz seines mächtigen Gladiatorenbaues. Dessen Formen erkannte man deutlich durch den Faltenwurf des Büßergewandes, sowie er mit seinen weit ausholenden Schritten an einer der lohenden Fackeln vorüberkam.

„Sieh, Gevatterin Mande, er trägt den Büßerstrick unter dem Kleide.“

„Ach, mein liebster Jesus! ach ja, um den bloßen Leib geschnürt, und was hängt ihm am Strick? Da, zur Rechten, siehst Du's nicht?“

„Ich kann nicht unterscheiden —“

„Aber ich! Ein Messer! O, ihr blutigen Märtyrer, es ist ein blankes Messer — eins ohne Scheide!“

„Aber darf er eine Waffe tragen?“ —

„Lacrimosa dies illa
Qua resurget, ex favilla —“

„Tag der Thränen, Tag der Schrecken,
Der die Toten wird erwecken.“ —

Mißtönend riefen's die umflorten Tuben; die Flöten gellten drein, die Trommeln schlugen ihre dumpfen Wirbel.

„Was beginnt er? Gott! was beginnt er? Das Kreuz schleift am Boden hin.“

„Er faßt in seinen Busen — o heilige Mutter Jesu! — nein, nein! haltet mich — ich kann es nicht ansehen!“ —

„Judicandus homo reus! judicandus homo reus!“

„Zum Gericht die Schuld'gen laden!“

Eine schmetternde Fanfare und ein angstvolles Aufkreischen aus zwanzig Weiberkehlen zugleich:

„Jesus, Maria!“

„Heiliger! — Barmherziger!“

„O Gott! — o, mein Gott!“

Der wilde Entsetzensschrei pflanzte sich fort von Gruppe zu Gruppe; alles drängte zusammen, stieß um sich, rang die Hände, hob und senkte die Fackeln, um zu sehen und nicht zu sehen.

Er lag am Boden, die Kapuze vor dem Gesichte und das schwere Kreuz auf ihm. Ueber der Brust klaffte das Büßergewand aus einander, und das rote Blut sprang und sprudelte und quoll unter dem Kreuze hervor. Das breite Messer, mit dem der Unselige sich die Todeswunde gestoßen beim Posaunenton, hatte den Lendenstrick durchschnitten, und seine Hand hielt es fest umschlossen.

„Hinweg! Zurück!“ rief da die schrille Stimme des alten Zupnik vom guten Tode in das Gewühl des stockenden Zuges hinein. „Schreit nicht! fragt nicht! betet! betet weiter — beten thut euch not!“

So stand er über dem, der sich selbst gerichtet, und schützte ihn mit seinem Leibe vor dem Pöbel, der auf ihn einstürzte wie eine Barbarenhorde. Und der Pöbel wich zurück, als wäre er eine Handvoll Marionetten, deren Schnüre der Priester zog. —

Fackeln und Fahnen, Baldachin, Musik und Weihrauch wogten weiter durch das geheimnisvolle Dunkel der Frühlingsnacht mit Lichtgeglitzer und Geräusch, das wie Meeresbranden stieg und fiel. Einige wenige zerbrochene und reumütige Herzen unter der großen Zahl selbstgerechter und hoffärtiger.

„Blutvergießen!“ Wer hing dem lange nach hier drunten im Volke des Küstenlandes, zu jenen Tagen, da der revolutionäre Geist selbst in den Ländern der Zivilisation keimte und trieb? Hier aber ganz besonders durfte der kalte Tod mit seinen roten Strömen die brünstige Andachtsglut nicht auslöschen. Dafür sorgten die „Geweihten“ und hielten streng auf Zucht und Ordnung.

Zwei von ihnen, ein Franziskaner von Pozzobuon und der Pfarrer des Lazzaretto am Hafen, waren mit dem Zupnik zum guten Tode bei dem Selbstmörder zurückgeblieben, von dessen Brust die Rondinari das schwere Kreuz hinweg gezerrt hatten. Nun lehnte es seitab gegen den zersplitterten Säulenschaft des einstigen „ehernen Thores“. Neben demselben führte ein Schlupfpförtchen in einen schmalen Gang und weiter in die Sakristei der Kirche alla buona morte.

Der alte Zupnik hatte den Schlüssel zum Pförtchen nicht bei sich, aber der vorderste Rondinaro stieß die Spitze seines Handschars ins rostige Schloß und brach es auf.

Schweigend, von den Bewaffneten gefolgt, trugen die Priester den Leichnam zur Sakristei und legten ihn nieder auf ein ausgedientes Meßgewand, das morgen zum Wohle des Opferstockes verkauft werden sollte.

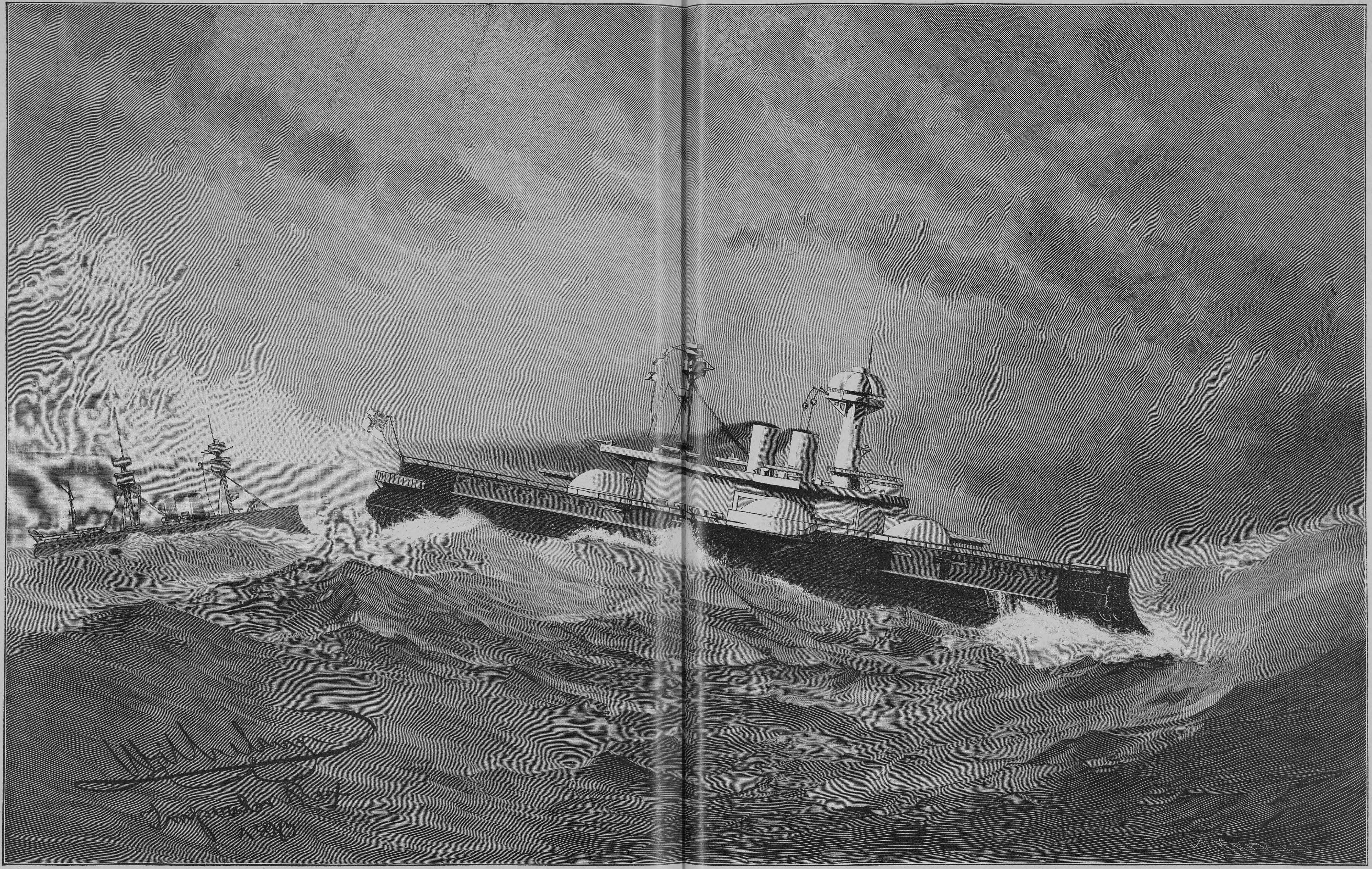
So lang hatte der Tote sich gestreckt, daß er fast die ganze Breite der Sakristei einnahm.

„Er muß entkleidet werden,“ sagte einer der Rondinari, während die Priester betend standen; „schneide ihm die Maske mit dem Handschar von einander, Jure, mein Kamerad.“

Da schob der betagte Zupnik sie beiseite, jeden mit einer Hand. Er nahm seinen Rosenkranz, küßte

(Schluß Seite 950.)

Digitized by Google



Deutsche Panzerschiffe im Sturm. Nach einer Kohlezeichnung Sr. Majestät Kaiser Wilhelms II.

Deutsche Panzerschiffe im Sturm.

In mehrfacher Beziehung bietet unsere Abbildung ein hervorragendes Interesse. Ganz abgesehen davon, daß sie eine Marine in echt künstlerischer Ausführung darstellt, führt sie uns zwei Kolosse der immer kräftiger sich entwickelnden deutschen Seemacht vor Augen, einen besonderen Wert aber erhält das Blatt dadurch, daß es von der Hand des Kaisers Wilhelm II. stammt. Die Leser mit gutem Gedächtnis dürften sich noch erinnern, daß vor zwei Jahren in Berlin ein Bazar zum Besten eines Kinderhospizes auf Helgoland veranstaltet wurde. Von den Gaben, die von hoher und höchster Stelle für den edlen Zweck beigesteuert wurden, fesselte keine so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit als eine Kohlezeichnung, die keinen geringeren als den Kaiser selbst zum Autor hatte. In der vorliegenden Nummer nun bieten wir eine getreue Wiedergabe jener Zeichnung, begleitet von dem markigen Namenszuge des Monarchen: „Wilhelm Imperator Rex“. Die Darstellung ist kein bloßes Phantasiegemälde, sondern der erlauchte Autor führt auf der bewegten See zwei bestimmte Fahrzeuge der deutschen Kriegsflotte vor. Das mächtige Schlachtschiff im Vordergrunde ist der noch nicht vollendete Panzer „Ersatz Preußen“, der zur sogenannten „Brandenburg-Klasse“ gehört, das heißt ein Panzerschiff erster Klasse mit rund 40,000 Tonnengehalt und einer Bemannung von etwa 2200 Köpfen. Wie unser Bild erkennen läßt, ist auf die gleichmäßig über die Schiffsseiten verteilte Panzerung verzichtet und nur auf den Schutz der für die Sicherheit des Schiffes wichtigsten Stellen Bedacht genommen. Die Geschütze sind nicht mehr in einer langen, ungebrochenen Reihe untergebracht, vielmehr sehen wir die schwersten Geschütze in Türmen vereinigt, während leichtere Schnellladekanonen, Revolvergeschütze und Magazingewehre sich an anderen Stellen befinden. Die Vorrichtungen für Verwendung der Torpedos sind, da sie sich unter Wasser befinden, nicht sichtbar. Der andere der beiden Panzer, der „Kaiser Wilhelm“, hat eine eigene Geschichte. Ursprünglich war das Schiff auf einer englischen Werft für die Türkei erbaut, und es sollte den Stolz der ottomanischen Flotte bilden. Aber wie schon manchmal ging der hohen Pforte, als es zum Bezahlen kam, der Atem aus, und der britische Schiffsbauer sah sich nach einem andern Abnehmer um. Die junge deutsche Flotte — damals erst die norddeutsche — griff zu, und so wurde aus dem Türken ein deutsches Kriegsschiff. Ohne Wandlung ging das freilich nicht ab, und namentlich mußte die Takelage manche Aenderung nach dem neuesten Stande der Marinewissenschaft erfahren. Gewiß geschah es nicht ohne Absicht, wenn Kaiser Wilhelm in seiner Zeichnung dem älteren Panzer ein wehrhaftes Schlachtschiff nach dem neuesten System gegenüberstellte.

Digitized by Google

Digitized by Google

ehrerbietig das Kreuz daran und schlang ihn dann fest um das Oval des Totenantlitzes, das die Kapuze verbarg.

„Hinweg! Keiner darf die geweihte Schnur antasten, niemand!“ sagte er streng. „Dieser hat mir gebeichtet und vor Gott gebüßt. Sein Geheimnis bleibt zwischen mir und ihm und Gott.“ Er legte seine welke Hand auf den steinernen Umriß der Züge unter der schwarzen Hülle. „So, wie er hier liegt, nicht anders, kommt er ins Grab hinunter. Es ist genug, daß der Allmächtige über Leben und Tod ihn kennt. Geht, bringt den Prätor hierher zu mir. Ich will mit ihm reden.“

*

Drei Tage nach diesem, da man auf Erden das Auferstehungsfest Jesu Christi feierte und alle Kirchenglocken der ewigen Stadt zum Gloria zusammenklangen, stand droben vor dem Throne des gerechten Richters ein Fürsprecher neben Pave, dem Sünder. Einer, dessen liebreiches Herz unwissentlich Mitschuld am Tode des Missethäters getragen hatte.... Ive Bosdari, der Bischof, war um die erste Stunde des Ostermorgens zu Rom in der Villa Ruspignoli entschlafen.

Eingeborener von den Bermuda-Inseln.

(Hiezu die Abbildung Seite 952.)

Bermuda-Inseln nennt man nach dem größten der Eilande jene Inselgruppe im atlantischen Ozean, welche den Westindienfahrern als Erfrischungs- und Ruhestation dient und von den Engländern im Laufe der Zeit zu einer Art uneinnehmbaren Gibraltars umgestaltet worden ist. Die Inselgruppe besteht aus mehr denn 300 Eilanden, Riffen und Klippen, von denen jedoch nur die 19 größeren bewohnt sind. Die größte der Koralleninseln, Bermuda, ist etwa 23 Kilometer lang bei einer Breite von 1 bis 2,5 Kilometer; auf ihr liegt die Hauptstadt Hamilton mit einer Einwohnerzahl von rund 1400 Köpfen. Die Einwohnerzahl der gesamten Inselgruppe beträgt etwa 16,000, darunter beinahe die Hälfte Weiße. Im Jahre 1522 wurden die Inseln von dem Spanier Juan Bermudez entdeckt, jedoch nicht kolonisirt; 1609 strandete auf den Korallenriffen der Engländer George Somers, und nachdem er seine Landsleute mit der Entdeckung bekannt gemacht, erfolgte drei Jahre später von Virginien aus die Kolonisation. Seitdem ist die Inselgruppe — lange Zeit nach dem erwähnten Schiffbrüchigen auch Somers-Inseln genannt — im Besitze der Engländer geblieben und allmälich zu einer Militär- und Flottenstation von hoher Bedeutung geworden, die ohne Frage, falls es einmal zu einem Kriege zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika kommen sollte, eine wichtige Rolle spielen würde. Da das Klima der Bermuda-Inseln im Winter außerordentlich mild ist, so werden sie von Brustleidenden während dieser Jahreszeit vielfach als Kurort aufgesucht. Die Eingeborenen, die den edleren Typus der westindischen Menschenrasse zeigen, nähren sich vorwiegend vom Landbau.

In der Klosterschule.

(Hiezu die Abbildung Seite 953.)

In die gute alte Zeit, da das heranwachsende Geschlecht noch nicht so schwer seufzte unter der Ueberbürdung durch die Schule, versetzt uns der Künstler mit seinem Bilde. Wenn wir ihn recht verstehen, geleitet er uns in eine der fröhlich gedeihenden deutschen Reichsstädte etwa im Anfang des 15. Jahrhunderts, und es scheint eine gar vornehme Schule zu sein, denn die Mehrzahl der kleinen Mädchen ist gekleidet in die reiche Tracht, wie sie nur den Töchtern der Patriziergeschlechter zustand. Es ist Zwischenpause, und die Kleinen benützen die Gelegenheit, dasjenige, was ihnen von Hause an guten Dingen mitgegeben worden, unter einander auszutauschen — ganz, wie dergleichen wohl auch noch heute geschieht. Ohne Frage erfreuen sich die Mädchen an der ehrbaren Schwester, die ihren Unterricht leitet, einer gütigen Lehrmeisterin, denn sonst würden sie nicht so fröhlich dreinblicken. Ja, die Mädchen wurden schon damals bevorzugt vor den Knaben! Bei den frommen Schwestern war es besser als bei den Mönchen, unter deren Zucht es gelegentlich nicht nur rauhe Worte, sondern auch eine derbe Züchtigung gab. Und doch war es unter den gestrengen Klerikern noch nicht am schlimmsten! Mancher von denen, die in der Klosterschule ihren Unterricht erhalten hatten, ist wohl noch Zeuge gewesen, wie seine Söhne oder Enkel, nachdem es mit dem klösterlichen Schulwesen zu Ende war, von dem „Schulgesellen“, das heißt dem Lehrer, nach Hause geschickt wurden und, wenn sie einen übermütigen Streich begingen, etwa einander mit Schneeballen warfen, sofort an Ort und Stelle mit der Rute abgestraft wurden. Ja, die gute alte Zeit hatte ihre eigenen Sitten, aber nur von ihrer schönen Seite lernen wir sie kennen in unserem Bilde, das uns eine Schar „höherer Töchter“ vor rund fünfhundert Jahren vorführt.

Herbst am Meere.

Von

Valerie Matthes.

Schön ist der Herbst am Meere! Duftumflimmert,
In stiller Klarheit liegen See und Flur,
Von wunderbarem Glanze überschimmert,
In rein'rer Schöne pranget die Natur.

Der Menschen lauter Schwarm zerstob — es rauschen
Die Wellen nur in steter Melodie,
Und ungestört kann ich der Stimme lauschen,
Die Gott dir, heil'ges, ew'ges Meer, verlieh.

Wie lieb' ich dich, wenn sich die Wogen türmen,
Wenn schaumgekrönt das Wasser braust und tost,
Wie lieb' ich dich, wenn schmeichelnd nach den Stürmen
Die blaue Flut das Ufer lind umkost!

Gleich golddurchwirktem Festgewande schmiegen
Die herbstlichbunten Wälder dir sich an,
In lichter Farbenpracht die Höhen liegen,
Umfangen von des Schweigens Zauberbann.

Wohl ist der Blumen reicher Flor vergangen,
Doch treibt noch Knospen dort der Rosenbaum,
Tiefrote Beeren in den Büschen hangen,
Und duft'ge Heide winkt am Wegessaum.

Gen Süden ist die Schwalbe schon gezogen,
Doch blieb manch muntres Vöglein noch zurück,
In heitrer Bläue strahlt des Himmels Bogen,
Und alles atmet Frieden, Lust und Glück.

Die Seele wiegt sich leis' in holden Träumen,
Ein neuer Frühling scheint ihr zu erblühn,
Es schwelgt der Geist entzückt in freien Räumen,
Fühlt sich für alles Schöne froh erglühn.

So dringt der Herbstesglanz voll Lebenswonne
Uns in das Herz, durchleuchtend alles Sein,
Wie noch als letzten Scheidegruß die Sonne
Die Wolken überflammt mit Purpurschein.

Nach dem Konzert.

Scherzo

von

E. Liß-Blanc.

Die berühmte Madame S. hatte gesungen! Sie sollte geborene Portugiesin sein, in Mailand studirt, einen Franzosen geheiratet haben und war gegenwärtig in einer deutschen Großstadt, die an Ausdehnung kleiner, in geistiger Beziehung aber ebenso bedeutend war, wie das fäbelrasselnde Berlin. Die Künstler sind noch internationaler als die Künste. Madame S. hatte englisch, französisch, italienisch, ja — sogar ein deutsches (!) Lied gesungen, und das Publikum raste vor Begeisterung.

Exotischen Kunstgrößen gegenüber, wie Duse, Sarasate, Patti und anderen befleißigt sich die deutsche Zuhörerschaft eines wütenden Enthusiasmus, vermutlich aus germanischer Gastfreundschaft, damit die fremdländischen Götterlieblinge bei ihrem Winterfeldzug außer der südlichen Sonne nicht auch das südliche Feuer ihrer Landsleute entbehren.

Diese Applausfähigkeit war erstaunlich! Wer hätte all den weißglacirten und dänisch belederten Damenhänden eine solche athletenhafte Kraftleistung zugetraut, denn wie in den meisten Konzerten bestand die Zuhörerschaft zum größten Teil aus Damen, als wären sie allein in unserer materiellen Zeit die Schützerinnen der einschmeichelndsten aller Künste.

Wie leer würde der jetzt überfüllte Konzertsaal geblieben sein, wäre er, wie die deutschen Universitäten, nur dem starken Geschlecht zugängig gewesen! Aber die Musen sind mit ihren Gaben minder zurückhaltend, als die Vertreter der deutschen Wissenschaft. Die Priester der Kunst haben mit denen der Religion das gemeinsam, daß sie „alle zu sich kommen lassen“, aber freilich — nur gegen Eintrittskarten, und darin liegt wieder eine hämische Beschränkung der persönlichen Freiheit. Bei solchem first rate-Konzerte heißt es nicht: „Wer Ohren hat, der höre“, sondern: wer einen großen Geldbeutel besitzt.

Und ihn schienen trotz der berüchtigten schlechten Zeiten recht viele ihr Eigen zu nennen. Der Saal, mittelgroß, zierlich in der Form, weiß und gold gehalten, wie eine appetitliche Bonbonnière, war überfüllt und ein Bild wüster Regellosigkeit, als wäre er der Schauplatz eines weinreichen Festgelages, statt eines platonischen Ohrenschmauses gewesen. Die Stühle standen kreuz und quer durch einander geschoben, während das Publikum sich vielreihig um das Podium drängte! Jeder wollte die gefeierte Diva oder ihre Pariser Toilette nebst Diamantenpracht in nächster Nähe bewundern; sie aber hatte schon zwei Zugaben gewährt und war verschwunden.

Doch die Zuhörer in ihrer zähen, eigensinnigen Begeisterungsstimmung schienen unersättlich, unbescheiden, als hätten sie für ihr Geld noch nicht genug gehört. Man klatschte, trampelte, rief — da that sich die Thür des Künstlerzimmers auf, und heraus wirbelte — nein, glitt halb im Tanzschritt, mit etwas alt und fett gewordener Grazie die Ersehnte. Einen mächtigen Fliederstrauß mit nicht endenwollender Seidenschleife halb geschultert, wie ein Gewehr, verneigte sie sich selig lächelnd, tief vor Seiner Majestät dem Publikum. Es jubelte wie ein Kind, das seinen Willen hat, denn die Begehrte zeigte sich nicht nur, nein — sie wollte sogar noch einmal singen.

Hinter ihr war ein blasser Jüngling herausgetreten, mit einem Notenheft in der Hand; dieses weiße Blatt gab ihm Existenzberechtigung, sonst hätte man ihn wahrscheinlich übersehen. In nervöser Unbeholfenheit stand er hinter der Gefeierten und sah finster mit seinen verzehrend unruhigen Augen über die Menge, deren Beifallstoben ihm nicht galt. Eine tiefgehende Verbitterung lag über dem Wesen dieses jungen Menschen, an dessen Wiege statt der Grazien Not und Entbehrung gestanden hatten.

Als zwei allegorische Figuren — Genuß und Entsagung — boten die beiden Künstler einen interessanten Kontrast. Hochmütig gab die Diva ihrem Sklaven einen kurzen Wink, und gehorsam setzte er sich an den Flügel. Nach einem melodischen Vorspiel folgte das irische Volkslied, das, wie ein Zugvogel, überall heimisch geworden ist: „Des Sommers letzte Rose.“

Ein „Ah“ ... und dann wurde die Menge lautlos still; nur hie und da knisterte ein Seidenkleid, weil aus den Garderoben jene Pessimisten auf Zehenspitzen wieder hereinschlichen, welche die Herzensgüte der Sängerin unterschätzt und das Konzert für beendigt gehalten hatten.

Unter ihnen war eine junge Dame in lichtgrauem, mit schwarzem Pelz verbrämtem Abendmantel, der, nur leicht übergeworfen, das devant einer mattrosa crêpe de chine-Toilette sehen ließ. Es war ein reizendes Persönchen voller Anmut, ein Luxusgeschöpf, das von Not und Enttäuschung keine Vorstellung hatte, das den Luxus für eine Notwendigkeit und den Ueberfluß für das im „Vater-Unser“ erwähnte „tägliche Brot“ hielt. Ihr Gesicht trug den Ausdruck sorglosester Heiterkeit und verriet, daß sie ebenso untauglich war zu ernsthafter Arbeit, wie zu unglücklicher Liebe.

Mit einer Hand hielt sie den Saum ihres Kleides, in der andern einen Federfächer und ein spanisches Spitzentuch — so lehnte sie an einer weißen Säule nah dem Podium und sah mit ihren lebhaften, glänzenden Blauaugen unverwandt auf die stark dekolletirte Primadonna. Es ging ein Fluidum toller Lebensfreude von jener üppigen, verblühten Frau aus, deren Gesicht durch leichten Emailleüberzug die Farben einer Siebenzehnjährigen mit der Starrheit einer Wachsmaske vereinte. Der Ausdruck beschränkte sich allein auf die kleinen, sinnlich funkelnden Augen und den großen Mund, der weit geöffnet war, weil sie sang. Aber die Lebenslust, diese Mischung von „Genossenhaben“ und „Genießenwerden“ in dem reifen, unabhängigen Weib gefiel der jungen Dame. Etwas wie unbewußter Neid regte sich in ihr, der Neid des lebensprühenden, viel erwartenden, vornehmen Mädchens, das heimlich so vieles „möchte“ und thatsächlich so wenig „darf“, das beständig am kurzen Gängelband der pedantischen Konvention durch die langweiligsten Promenadenwege des Lebens spazieren geführt wird, wie ein Schoßhündchen an der Leine.

Die Genußlust der gefeierten Künstlerin ging auf die unerfahrene Bewunderin über. Ihre feinen Nasenflügel bebten, in ihrem Köpfchen regten sich abenteuerliche Gedanken, unklare, feurige Wünsche.

Laut schmetternd, seelenlos, mit dem triumphirenden Metallton einer Stimme, welche sich die Welt eroberte, schloß die Sängerin das Lied. Das Publikum klatschte, die Heldin des Abends warf Kußhände in die Menge, welche nach den Thüren drängte und Urteile austauschte.

„Das war alles andere — meinethalben des Sommers letzte Georgine, eine von den großköpfigen, dicken, blauroten, nur keine Rose,“ brummte ärgerlich ein ältlicher Herr mit musikalischem Dichtersinn.

Seine Begleiterin lachte. „Haben Sie das Lied je von der Patti gehört? — Nein? schade, es hätte Sie befriedigt. Schmerzdurchgeistigt besingt sie das Rosenschicksal des Welkens und Verblühens. Die Rose — es kann nur eine blasse gelbe Marschall Niel sein — duftet und klagt, und in ihrem Kelch liegen die Thränen.“

Das Paar brach sich mutig durch die Menge Bahn, welche mit der bei festlichen Gelegenheiten üblichen Rücksichtslosigkeit sich zu den Garderoben drängte und „borte“. Mechanisch folgte ihm die junge Dame im lichtgrauen Abendmantel; vor einem Pfeilerspiegel blieb sie stehen und legte vorsichtig ihr schwarzes spanisches Spitzentuch über die

Digitized by Google

hellblonden Stirnlöckchen, die, goldglänzend und leicht wie Federchen, dem runden Gesicht den rechten Abschluß gaben. Neben ihr stand ein ältlicher Herr und beobachtete sie bewundernd — sie warf ihm im Spiegel einen koketten Blick zu, den er gar nicht erwartet hatte; verwundert sah er ihr nach.

In dem liebreizenden Geschöpf vibrirte die Sucht nach dem Erleben. Mit unbewußter Genugthuung fand sie den zum Abholen bestimmten Diener nicht in der Vorhalle, das Konzert war früher zu Ende, als man daheim angenommen hatte. Statt wie sonst bei solchen Eventualitäten einige Minuten zu warten oder eine Droschke zu nehmen, trat Felicie heute abend den Weg in die Welt allein an. Großmama würde ihr, in Anbetracht der nahen Trennungsstunde — in zwei Tagen war ihre Besuchsfrist abgelaufen — die überraschende Selbständigkeit gnädig verzeihen.

Was konnte ihr abends um halb neun Uhr überhaupt zustoßen? Gingen nicht unzählige Frauen und Mädchen ohne Begleitung durch die Straßen, nachdem die Sonne gesunken war und statt ihrer die Gaslaternen leuchteten? Im Fluge nahm die einmal revolutionär gewordene Phantasie der jungen Dame die standesgemäßesten Vorurteile wie leicht überwindbare Hindernisse.

Wirklich lächerlich, ein modernes Mädchen von einundzwanzig Jahren, das, wie ein kleines Kind, im Finstern nicht allein aus dem Hause durfte! Und wo gab es in der zivilisirten Großstadt überhaupt noch Finsternis, Dunkelheit? Mit Erfindung des Leuchtgases, des elektrischen Lichtes wäre es endlich an der Zeit, auch den vornehmen, mutigen Frauen — nicht nur den arbeitenden — mehr Bewegungsfreiheit zu gewähren.

Die kühne Felicie — es war an einem Straßenübergang, und sie mußte warten, bis die in langer Reihe vorüberrollenden Wagen einen Durchgang gestatteten — stand gerade unter einer hohen Bogenlampe. Die weiße, gleißende, elektrische Lichtfülle fiel schmeichelnd auf die zierliche Gestalt; unter dem Saum des emporgerafften, rosa Seidenkleides lugte eine weiße Spitzenbalayeuse kokett hervor. Selbstbewußt, mit der triumphirenden Kühnheit der „frischen That" hatte das reizende Mädchen den Kopf zurückgeworfen, in das rosige Gesicht hingen tief die Zacken der schwarzseidenen Spitze und erhöhten den Schmelz des jugendfrischen Teints.

Die frappirende Lichterscheinung fiel von weitem einem hochgewachsenen, nach englischer Mode gekleideten Herrn auf, der, beide Hände in den Paletottaschen, müßig durch die Straße schlenderte, alle Damen ansah und offenbar, wie Diogenes, Menschen suchte, aber solche nach seinem Geschmack.

Langsam kam er näher und fixirte, ganz ungenirt, dann diskreter die Alleinstehende. „A la bonne heure, was für eine pikante Erscheinung! Unverkennbar Ganz-Weltdame — eigentlich schade."

Felicie wurde unter seinen prüfenden Blicken unruhig, aber sie mußte stehen bleiben; es war keine Möglichkeit, die Wagenreihe ohne Gefahr zu durchbrechen. Der Unbekannte ging zögernd an ihr vorüber, that unschlüssig ein paar Schritte vorwärts — neugierig sah sie ihm nach. Ihr gefielen diese großen, stattlichen Männerfiguren, die leider, wie die Originale, im Aussterben waren. Das männliche Zwergobst imponirte ihr gar nicht, und voll mitleidigen Bedauerns dachte sie an die Mädchen der nächst-nächsten Generation, die nur kleine Herren der Schöpfung sehen würden. Dann müßte das Verlieben noch viel schwerer werden — fand man doch schon heutzutage mühsam genug den Rechten. Felicie seufzte ein bißchen — plötzlich fuhr sie leicht zusammen; der große Unbekannte war umgekehrt und kam wieder auf sie zu. Ihr Herz fing an zu klopfen in unbestimmter Angst und heimlicher Erwartung.

Der Herr schien fremd zu sein. Prüfend sah er auf das Schild mit dem Straßennamen, schüttelte den Kopf, als verstände er es nicht, blickte suchend nach allen Richtungen und redete endlich einen daherkommenden Arbeiter an, der nur die Achseln zuckte und weiterging.

Die junge Dame war eben im Begriff über den Fahrdamm zu gehen, da sprach dicht neben ihr eine sonore Stimme in demütig flehendem Ton: „Beg your pardon, mylady — are you English?"

Die Angeredete wußte nicht, wie ihr geschah; diese harmlose, schüchtern hervorgestoßene Grammatikphrase konnte doch unmöglich eine Frechheit sein. Der Herr war offenbar Ausländer und bedurfte einer Auskunft.

„No" — verlegen schüttelte sie den Kopf und sah mit ihren fragenden Kinderaugen treuherzig zu dem distinguirten Fremden auf, der mit abgezogenem Hut und unterwürfiger Miene vor ihr stand. Sonderbar, er hatte ein luftgebräuntes Gesicht und eine weiße Stirn, wie ein deutscher Soldat.

„Ich habe," stammelte er gebrochen, als suchte er mühsam nach jedem Wort, „den Weg nach meinem Hotel vergessen. Sie sahen so englisch aus, und ich dachte, Sie würden einem verirrten Landsmann helfen können."

Felicie schwankte, ob sie antworten sollte; ihr Wagemut wich einem Gefühl der Ratlosigkeit. „Wie heißt Ihr Hotel?" fragte sie endlich barsch, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Das habe ich ja auch vergessen!" seufzte er kläglich; „o, mein miserables Gedächtnis!"

Das Mädchen biß sich auf die Lippen, um ihr Lachen zu verbergen.

„Auf der Straße kann ich doch nicht schlafen," warf er gedrückt, mitleidheischend ein.

Nein, allerdings, das konnte er nicht, der arme Mensch. Ihr weiches Herz sprach für ihn; sie überlegte und klopfte nervös mit der Fußspitze das Pflaster. „Beschreiben Sie mir Ihr Hotel," befahl sie entschlossen und ging langsam über die Straße.

Er setzte seinen Hut auf und, indem er versuchte, ihren kleinen Schritten die seinen anzupassen, erzählte er unter lebhaften Gestikulationen von einem hohen, palastähnlichen Haus mit einem freien Platz vor der Thür, auf dem zwischen Büschen und Rasenflächen eine große Fontäne sprang.

„Ah — Hotel Maurer!" Es war Felicie bekannt, da es nicht weit von der Wohnung ihrer Großmutter lag. „Ich kann Ihnen den Weg dahin zeigen," bemerkte sie mit kühler Zurückhaltung, „denn er führt an meinem Haus vorbei."

„Gnädiges Fräulein haben denselben Weg?" platzte er freudig überrascht heraus.

Unsicher, peinlich erstaunt sah sie ihn an. Der Verdacht stieg in ihr auf, daß ihre Leichtgläubigkeit mißbraucht worden sei. „Sie sprechen recht gut deutsch," warf sie tadelnd ein und beobachtete ihn scharf. An wen erinnerte er sie eigentlich — war er wirklich Ausländer? Sein stilgerecht englischer Anzug bot keine Garantie dafür, denn wie ein echter Engländer auszusehen, war das heimliche Streben aller gutgekleideten deutschen Patrioten — der Schnitt des weiten Beinkleides war nicht maßgebend fürs Vaterland.

„O nein, Sie schmeicheln, Mylady, ich spreche nicht gut deutsch" — er verhaspelte sich, räusperte sich und nahm plötzlich einen kühnen Anlauf. „Oder vielleicht doch — meine Mutter ist Deutsche."

„Ah so!" Sie that, als hätte er sie überzeugt; heimlich jedoch überlegte sie, ob sie ihn einfach verabschieden oder eine vorüberfahrende Droschke anrufen und hineinspringen sollte. Aber es war so prickelnd, so spannend, ihr erstes, kleines Abenteuer. Und er war wirklich hübsch und gentlemanlike, der hochgewachsene Fremde mit dem übermütigen jungen Gesicht, dem glänzend schwarzen Schnurrbart, durch den die weißen Zähne blitzten. Wie stattlich er war, fast zwei Köpfe größer, als sie selbst. Gleich allen zierlichen Frauen liebte sie es, ihre graziöse Kleinheit an Seite einer hohen Männergestalt als Vorzug und kleidsamen Kontrast zu empfinden. Zögernd schritt sie neben ihm — wie er wohl heißen mochte?

„Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Mr. Brighton" — eine tiefe Verbeugung; es war, als hätte er die Gedanken seiner Begleiterin erraten.

Sie nickte kühl dankend, um anzudeuten, daß sein Name sie ebenso wenig interessirte, wie seine Person.

„Ich weiß, daß ich die Ehre habe, mit einer vollendeten Dame zu reden. Mylady sind Ausländerin?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Auch keine Oesterreicherin?"

„Nein, warum? Ist es so außergewöhnlich, in Deutschland eine Deutsche zu sein?" Ihre anfängliche Beklommenheit wich; unter dem Einfluß ihres lebhaften Temperaments vergaß sie, daß sie zu einem völlig Fremden sprach, und verfiel in ihren gewohnten Scherzton.

„Durchaus nicht!" entschuldigte er sich lachend. „Aber deutsche junge Damen gehen um diese Zeit nicht ohne Mama und Papa spazieren."

„Ich gehe auch nicht spazieren," verteidigte sie sich heftig und geriet von neuem in Verwirrung.

Sie gingen gerade an einer Gaslaterne vorüber; heimlich, rasch, um diese sekundenlange Beleuchtung voll auszunützen, streifte sie sein Blick und blieb bewundernd auf ihr ruhen. Wie entzückend sie die Verlegenheit kleidete; Blondinen, die so heiderosenfarben erröteten, waren seine Passion. Wer mochte dieser bezaubernde, verflogene Abendfalter sein?

„Ich komme soeben aus dem Konzert; es war früher aus, als Groß ..." sie stockte: nur nichts Persönliches verraten! — „als ich vorhergesehen. Darum war der Die ..., niemand zum Abholen da," gestand sie trotzig. Ostentativ wich sie seinen Blicken aus und zog ihren Spitzenshawl so tief ins Gesicht, daß er fast wie eine schwarze Halbmaske darüber lag.

„Und da traten Sie bei dem herrlichen Abend Ihren Heimweg allein an — das ist selbständig, imposant, gnädiges Fräulein." Anfangs versuchte er noch, den gebrochenen Accent beizubehalten, zum Schluß aber vergaß er ihn ganz.

„Es ist eigentümlich, wie tadellos deutsch Sie sprechen!" bemerkte sie mit mühsam beherrschtem Unwillen. Nein — ihr Begleiter war nun und nimmer ein Ausländer. Auch kam ihr der angebliche Mr. Brighton sehr bekannt vor, sie mußte ihm schon irgendwo begegnet sein, aber wann und wo?

Seine Fassungskraft war bewunderungswürdig. „Ja, ich staune selbst über mein Sprachtalent," stimmte er treuherzig bei, „und begreife jetzt, daß die biblischen Apostel nach Ausgießung des heiligen Geistes plötzlich mit Engelszungen redeten. Ich spreche auch mit Engelszunge, nämlich mit der deutschen, der Ihren. Ihre Nähe, Mylady ..." Beteuernd legte er die Hand aufs Herz und brachte sein Kompliment mit so unwiderstehlicher Drolerie hervor, daß sie ihm nicht böse sein konnte, sondern wider Willen lachte. „Vor zehn Minuten noch fehlten mir die gebräuchlichsten Ausdrücke. Ein Arbeiter, den ich um Auskunft fragte, verstand mich gar nicht; ohne Sie und Ihre gnädige Hilfe irrte ich ratlos in der fremden, großen Stadt umher, die ich seit einem Tag erst kenne. Wie soll, wie kann ich Ihnen danken?"

„Gar nicht!" bemerkte sie hochmütig abweisend; „denn ich zweifle nicht daran, daß Sie Ihr Hotel auch ohne mich gefunden hätten."

„Nie, nie!" verwahrte er sich stürmisch gegen diesen Verdacht; „unterschätzen Sie Ihre Güte nicht. Ohne Sie wäre es mir ergangen, wie meinem Freunde John, dessen Schicksal jedem Reisenden als Warnung dienen sollte," schloß er pathetisch.

„Und wie ging es jenem?" geruhte sie hoheitsvoll über die Schulter zu fragen.

„Wir waren in Paris zur Weltausstellung — ich versäume nämlich nie eine Weltausstellung, das ist meine Spezialität — und hatten uns von London aus in einem gut empfohlenen, aber kleinen Hotel rechtzeitig Wohnung bestellt. Leider hatte es einen ganz unaussprechlich schweren, französischen Namen und lag zudem in einer Straße mit noch schwierigerer Benennung, die aus fünf Worten bestand. Der Portier, welcher das geringe Sprachtalent von uns Engländern kannte, hatte die löbliche Angewohnheit, jedem von uns beim Ausgehen eine gedruckte Karte mit Hotelnamen und Wohnungsangabe in die Rocktasche zu stecken, eine Art Zurückversicherungsschein. Bon: am zweiten Morgen unserer Ankunft geht mein Freund John allein fort, aber — es wird Abend, und er kommt nicht wieder. Die Nacht, der andere Tag vergehen — er bleibt aus. Wir sind außer uns, vermuten, er sei beraubt, ermordet worden, wir lassen die Seine durchfischen, hetzen die Polizei nach allen Himmelsrichtungen der Weltstadt — nirgends eine Spur von dem Vermißten. Endlich am vierten Tage tritt er an, heiter, gesund, lächelnd, wie er fortgegangen: ‚Mensch, wo warst Du?' rufen wir und stürzen auf ihn zu. ‚In London,' sagt er trocken; ‚hatte die verd ... Hoteladresse vergessen, keine Möglichkeit, sie anders wiederzufinden, als in New-Bond-Street in meinem Schreibtisch. Ich fuhr hin, sah nach und — hier bin ich.'"

Felicie lachte hell auf. Ihr Begleiter erzählte mit zwingender Komik und so drolligen Gesten, daß sie vergebens versucht hatte, ihm durch völlige Gleichgiltigkeit die Pointe zu verderben. Zugleich aber zuckte ein Blitz des Erkennens in ihr auf — so vermochte außer einem Komiker von Beruf nur einer vorzutragen: Lieutenant von Falcken, der berühmteste Anekdotenerzähler der Stadt. Er war der Liebling aller Kameraden und aller Frauen, von den königlichen Prinzessinnen bis zu den Kammermädchen. Sein Regiment war stolz auf ihn. Richtig — von Falcken, so hieß er; sie hatte ihn flüchtig auf einem Rout bei Excellenz C. kennen gelernt. Man zeigte ihn ihr als ein Unikum, als einen Menschen, der unerschöpflich sei in Humor und Späßen, von dem täglich neue, kecke Streiche in Kasinos und Cafés zirkulirten.

Warum aber mystifizirte er sie? Offenbar aus keinem andern Grunde, als dem, sich ihr in möglichst kavaliermäßiger Form unbekannterweise nähern zu können. Wie gut sie ihm doch gefallen haben mußte! Felicie lächelte versöhnt, denn welche Tollheit vergäbe ein Weib nicht, wenn sie um ihrer Schönheit willen begangen wurde?

Jetzt erst ward ihr das Abenteuer wirklich interessant, ihr Uebermut schlug empor, wie ein helles Freudenfeuer. Nach dieser überraschenden Wendung lag aller Vorteil auf ihrer Seite, und sie beschloß, ihn auszunützen, da sie über Falckens vielbesprochene Persönlichkeit gut orientirt war. Er hingegen hatte auf dem überfüllten Rout kein Wort mit ihr gewechselt, also lag die Gefahr, von ihm wiedererkannt zu werden, außer dem Bereich der Möglichkeit — der Pseudo-Engländer war ihr auf Gnade oder Ungnade überliefert. Zugleich mit dem reizvollen Ungezwungensein der „Maskenfreiheit" überkam sie das berauschende Machtgefühl des Stärkeren, eine kecke, sichere Ueberlegenheit.

„Sehen Sie, dank meiner brauchen Sie nicht nach England zu Ihrem Schreibtisch zu fahren, um die verlorene Adresse aufzufinden," bemerkte sie befriedigt und blinzelte unter ihrem Spitzenshawl kokett zu ihm auf.

Er fühlte den Wechsel ihrer Stimmung, den er zu seinen Gunsten deutete, und schlug sofort einen wärmeren Ton an. „Sie wissen und ahnen nicht, wie dankbar ich Ihnen bin" — beteuernd legte er die Hand aufs Herz. „Von hier bis Edinburg, meiner Heimat ..."

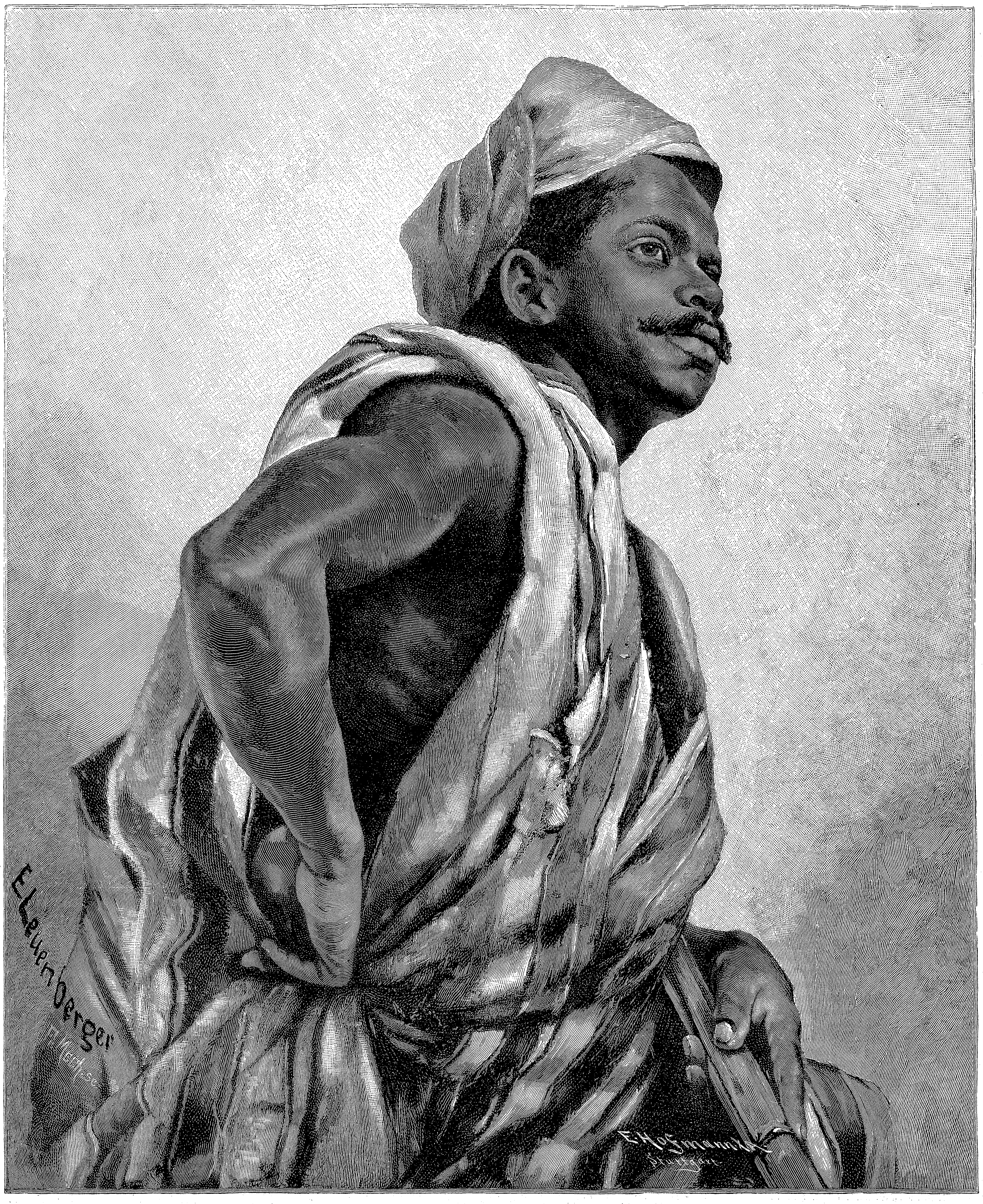
„Du Schlingel," dachte sie belustigt, „kaum zehn Minuten entfernt liegt Deine Kaserne!"

„... ist es noch wesentlich weiter, als von Paris bis London. Außerdem bin ich — eine leidige Angewohnheit — fast ganz ohne Geld ausgegangen; ich hätte mich womöglich durchbetteln müssen."

Die „leidige Angewohnheit" glaubte sie ihm schon. „Haben Sie keinen Bankier?" erkundigte sie sich ernsthaft und spielte harmlos mit den seidenen Quasten ihres Fächers.

„Bankier? Ich?" — sich besinnend — „den hatt' ich allerdings vergessen. Natürlich hab' ich einen, der meine Gelder und Wertpapiere verwaltet," — stolz warf er sich in die Brust.

Digitized by Google



E. Leuenberger: Eingeborener von den Bermuda-Inseln.

Digitized by Google

In der Klosterschule. Originalzeichnung von P. Brockmüller.

Digitized by Google

Felicie biß sich auf die Lippen. Mit welchem Aplomb renommirte dieser arme Lieutenant mit seinen Wertpapieren, die vermutlich in unbezahlten Rechnungen und einigen Briefmarken bestanden. Hatte er doch vor drei Monaten, „um seine Güter zu verbessern", den löblichen Vorsatz gefaßt, seine Schulden zu bezahlen, indem er sich mit einem reichen Mädchen aus einer nahen Industriestadt verlobte.

„Ja, betreffs der Gelder hätte ich allerdings meinem Bankier depeschiren können," wiederholte er nochmals, „aber der Mammon ist Nebensache. Meine arme Mutter jedoch wäre in dem hiesigen Hotel vor Angst um mich vergangen — wir beide reisen nämlich immer zusammen."

„Sie trennen sich nie von Ihrer Frau Mama? Welch guter Sohn Sie sein müssen!" Bewundernd schlägt sie die schmalen Hände zusammen. „Nun begreife ich auch, warum Sie so vertrauenerweckend aussehen; ich glaubte" — in allerliebster Scheu blickt sie zur Seite — „Sie seien verheiratet."

„O nein, nein! Nicht ein bißchen," verwahrt er sich würdevoll; „ich — ich" — ein vielsagendes Zögern zur Erhöhung der Spannung — „habe noch niemals eine Frau gefunden, der ich mein großes Herz hätte zu ihren kleinen Füßen legen mögen."

„Damit sie darauf träte?" wirft sie spottend ein.

Tiefernst schüttelt er den Kopf, und sich zu ihr niederbeugend, flüstert er eindringlich: „Damit sie es liebevoll aufhöbe mit ihren zarten, kleinen Händen und mir das ihre dafür gäbe." Seine feurigen Augen senken sich tief in die ihren; verlegen wendet sie den Kopf ab. Mit welch' bestrickendem Herzenston vermag dieser Don Juan von Liebe zu reden!

„Wirklich, Sie haben jene Frau noch nicht gefunden? So haben Sie — noch nie geliebt?" haucht sie wie hingerissen, als keime in ihrem Innern bereits der zarte Wunsch, dieses fremden Mannes erste Liebe zu werden.

„Noch nie — nie," seufzt er melancholisch und macht eine abwehrende Handbewegung.

„Und wie müßte diejenige aussehen, welche Ihr Herz gewinnen könnte?" forscht die Uebermütige.

Er zögert einen Augenblick und legt, wie in ernsthaftem Nachdenken, den Finger an die Nase. Dann richtet er seine blitzenden Augen voll offenen Wohlgefallens auf die junge Begleiterin. „Sie müßte zierlich, graziös und blond sein — Federlöckchen haben, ein rundes Gesicht mit vollen Bäckchen und einen sammetigen Teint, der zum Streicheln lockt."

„Wie oberflächlich und äußerlich," kritisirt sie naserümpfend, „solche Mädchen gibt es ja dutzendweise."

„Erlauben Sie, Mylady," protestirt er gekränkten Tones. „Ich habe die ganze Welt durchreist und heute abend zum erstenmal mein Ideal verkörpert gesehen."

Felicie wiegt bedenklich den Kopf. "Poor man! Der Himmel schütze Sie, daß Ihre ‚erste Liebe' gut gerät. Der Ausgang ist unsicher, unberechenbar, wie beim Tortenbacken."

„Welch trivialer Vergleich," tadelt er zurechtweisend. „So leichtsinnig kann über die heiligsten Gefühle nur die Jugend spotten."

„Zu der auch Sie gehören," nickt sie anzüglich.

„Ich? Ich bin ein ernster, stiller Mann, fast Menschenfeind" — er posirt auf interessante Schwermut, die, wie er weiß, bei jungen Mädchen am besten „zieht". „Meine einzige Zerstreuung ist reisen, immer reisen."

„Und wohin?"

„Ueber die ganze Erdkugel, rund um den Globus; von Japan nach Aegypten, von Frankreich nach Rußland."

Und sie weiß genau, daß er nie in seinem Leben über die deutschen Grenzpfähle hinausgekommen ist. Diese Lüge soll er bereuen! „Frankreich ist ein wundervolles Land," bemerkt sie begeistert.

„In der That; besonders hat es durch den Eiffelturm recht gewonnen," wirft er nachlässig ein, mit der Sicherheit des Kenners.

„Haben Sie ihn bestiegen?" erkundigt sie sich mit gut gespielter Neugier, die ihm schmeichelt.

„Aber natürlich!" Blasirt zuckt er die Achseln: „Ein nettes Türmchen."

„Das Schönste ist die Aussicht von oben, wir hatten herrliches, klares Wetter. Und Sie? Wie weit, was alles haben Sie gesehen?"

Er schneidet eine kleine Grimasse — alle Wetter, das wurde unbequem — läßt sich aber sonst nicht aus der Fassung bringen. „Gar nichts — nur meine Hand," lügt er prompt. „Die höchste Turmspitze lag ganz in Wolken, benebelt, total benebelt, so daß wir nur die Finger vor Augen sehen konnten, wenn wir sie dicht davor hielten."

„Verwechseln Sie den tour Eiffel auch nicht mit dem Rigi?" fragt sie kindlich.

„Aber wo denken Sie hin! Das ist ja ein Berg in Tirol," belehrt er von oben herab.

„Ich glaube — in der Schweiz," verbessert sie bescheiden und fingirt einen Hustenanfall, weil sie ihre Heiterkeit nicht mehr beherrschen kann.

„Nun, darüber ließe sich streiten, aber" — mit einer Verbeugung — „Damen haben immer recht. Lassen wir den Rigi also der freien Schweiz, ich habe nichts dagegen."

Felicie aber will ihn noch mehr in die Enge treiben. „Von Paris spreche ich zu gern," führt sie ihn auf das ursprüngliche Thema zurück.

Ihr Begleiter duckt den Kopf zwischen die Schultern, als ob er vor unsichtbarer Gefahr zurückwiche.

„Haben Sie die große Oper besucht?" examinirt ihn die Grausame voll heimlichen Vergnügens.

„Nein, die war damals eben abgebrannt, mir vor der Nase weg."

„Aber nicht möglich; die steht ja heute noch. Sie meinen gewiß die komische Oper."

„Natürlich! — Ah, und Sie sprachen von der tragischen? Das hatte ich verwechselt. Uebrigens sind Mylady voller Oppositionsgeist, Sie widersprechen mir ja immer," klagt er beleidigt.

„Weil Sie alles verwechseln," ruft sie lachend; sie amüsirt sich königlich.

„Nun bitte ich Sie, gnädiges Fräulein" — er bleibt, beide Hände in den Paletottaschen, vor ihr stehen — „begreifen Sie denn nicht, daß mir Vergessen — Verwechseln hängt damit zusammen — eine Art geistiger Erleichterung, hm — so zu sagen Ballastabwerfen ist? Wohin sollte ich wohl bei meinen vielen Reisen mit den neuen Eindrücken, wenn die alten nicht Platz machten? Mein Kopf müßte ja Risse bekommen, explodiren, wie ein überheizter Kessel."

„Go on," nickt sie kameradschaftlich und schiebt ihn voll allerliebster Ungeduld mit dem Fächer leicht zur Seite. „Sie scheinen mir ein Genie der Vergeßlichkeit."

„Nicht immer, leider nicht immer," seufzt er mit Pathos. „Sie, Mylady, werde ich niemals vergessen können."

„Das fürchte ich auch. Es klingt tragikomisch, wenn ich prophezeie, daß ich mich Ihnen zur unangenehmen Erinnerung verpuppen werde."

„Sie? — Mir? — Unangenehm?" Das Fragende seines Tones steigert sich mit jedem Wort und wird zur vorwurfsvollen Anklage. „Wie können Sie, der ich mein ganzes Innere klarlegte, wie nie zuvor einer Frau, wie dürfen Sie so etwas sagen?" Von scheinbarer Wehmut übermannt, greift er nach der schlanken Mädchenhand, aber Felicie zieht dieselbe blitzschnell zurück: „St . . . défense de toucher."

„Auf Deutsch: anfassen verboten. In Museen hängen solche Warnungstafeln, unter alten Heiligen in Oel, und da stören sie niemand; wohl aber, Mylady, an den Centifolien, an den lebendigen Rosen der Schöpfung," murmelt er bittend.

Doch die fremde Schöne ist unnahbar, ihre Hand bleibt unter den grauen Mantelfalten verborgen.

Ihre Sprödigkeit reizt ihn zu kühnerem Anlauf. „Ich muß Sie wiedersehen," stößt er gepreßt hervor; „ich kann nicht scheiden, ohne Ihnen noch einmal Lebewohl und — au revoir gesagt zu haben."

„Und wann reisen Sie ab?" geht das ausgelassene Mädchen scheinbar ernsthaft auf seinen Gedankengang ein.

„Wann Sie es wünschen," flüstert er demütig. „Fühlen Sie nicht, daß Sie mich halten, wie einen roten, an einen Faden gebundenen Marienkäfer?"

„Muttergottesschäfchen heißen die in meiner Heimat," erläutert sie neckend.

„Auch dieser Name paßt auf mich," gibt er salbungsvollen Tones zu. „Sind Mylady nicht von hier?" setzt er wie beiläufig hinzu, geschickt seine Neugier nach ihren persönlichen Verhältnissen verbergend.

„Nein," erwidert sie, vorsichtig ausweichend; „ich halte mich nur vorübergehend in H. auf. Wie gefällt Ihnen eigentlich diese Stadt?"

„O — recht gut, nur müßte des Abends weit mehr elektrische Beleuchtung sein. Ich sehe Sie, Mylady, zu undeutlich. Hier . . . wie heißt doch die Straße? — Der Breite Weg, danke sehr . . . brennen ja nur Laternen. Hier ist es beinahe so finster nach Sonnenuntergang wie in Aegypten."

„Von dort her kommt ja wohl die berüchtigte ägyptische Finsternis," wirft sie naiv ein.

„Allerdings," bestätigt er prompt. „In Vertrauen gesagt: dort fand sie auch nicht finsterer, als in den anderen vier Erdteilen. Aber — warum sehen sich Mylady so prüfend um? Sind Sie an Ihrem Ziele angelangt? Das wäre furchtbar! Ich lasse Sie nicht, bevor Sie mir ein Wiedersehen bewilligen."

„Keine Drohungen, mein Ritter, immer hübsch piano," weist sie sein Ungestüm zurück. „Uns trennt — ein Geheimnis. Sie würden mich fliehen, wenn Sie es wüßten," und aufseufzend streicht sie, wie unter schwerem Druck vergehend, mit der Hand über ihre Stirn.

„Mein Gott, orakeln Sie nicht," drängt er gespannt. „Eine innere Stimme sagt mir, daß ich an einem Wendepunkt meines einsamen Lebens stehe."

„Wenden Sie sich denn, so lange es noch Zeit ist — nämlich zum Besseren."

Ehe der Ueberraschte sie recht begreift und zurückhalten kann, ist sie leichtfüßig etliche Stufen hinaufgeeilt, die in den Eingang eines großen, grauen Hauses führen. Vor der Thür bleibt die junge Dame noch einmal stehen und sieht zurück — ihr Begleiter starrt, den abgezogenen Hut in der Hand, verständnislos zu ihr empor.

„Addio, habe mich sehr gefreut!" ruft ihre helle, fröhliche Kinderstimme. „Soll ich Ihre Braut von Ihnen grüßen, Herr Lieutenant von Falcken?" . . . damit war sie verschwunden.

Dröhnend fiel das schwere, eichene Hausthor hinter der anmutigen Erscheinung zu. Halberstickes, übermütiges Lachen klang aus dem Flur und erstarb in der Entfernung.

„Donnerwetter, jetzt hab' ich mich aber blamirt, ganz eklig blamirt." Der so plötzlich demaskirte Engländer stampfte wütend mit dem Fuß und setzte seinen schmalkrämpigen, braunen Hut so heftig auf den Kopf, daß es klang, als hätte er sich absichtlich selbst geschlagen.

Solche Infamie — und ein so bezauberndes, junges Geschöpf, auf dessen Unverdorbenheit er geschworen hätte. Ja, geschworen — und dabei log und trog sie mit jedem Wort. Weiß Gott, die Frauen sind alle geborene Schauspielerinnen durch ihr eminentes Talent zur Heuchelei; das steigert sich ganz bedenklich in der Neuzeit — wohin soll die zunehmende Verderbnis führen?

Finster, den Schnurrbart zwischen den Zähnen, beide Hände vor ohnmächtigem Groll zur Faust geballt in den Manteltaschen, schritt er langsam über die Straße. Auf der andern Seite blieb er stehen und starrte mit feindseligen Blicken zu dem grauen, gewöhnlichen, spärlich erleuchteten Hause auf, das, vier Stockwerke hoch, mit seinen übereinander geschichteten Menschen-Existenzen geheimnisvoll und verschwiegen dalag, eine Großstadt-Sphynx. Klirrte nicht eine Scheibe? Lachte es nicht irgendwo übermütig, koboldartig? Nein — alles blieb still, wie zuvor.

Zwei Arbeitsmädchen in Umschlagtüchern, mit Körben am Arm, gingen an dem nach oben Starrenden vorüber, stießen sich an und kicherten. Ueber ihn natürlich — er hätte ihnen nacheilen und sie zur Rede stellen mögen, diese Unverschämten, denen er „lächerlich" vorkam.

Sollte dieses „Kichern aus dem Volk" vielleicht ein Vorspiel sein für das, was seiner wartete, wenn dieses Abenteuer in seinen Kreisen ruchbar würde? Er, der verwöhnte, selbstsichere Gesellschaftsliebling — und lächerlich! Es überlief ihn eiskalt bei dieser Vorstellung. Und während die Welt lachte, würde seine Braut über ihn weinen. Die ernsthafte, herzensgute Mathilde hatte eine so verteufelt pedantische Manier, alles von der schweren Seite zu nehmen. Sie war im stande diesen harmlosen kleinen Scherz als Untreue seinerseits aufzufassen — je mehr er die möglichen Folgen überdachte, desto unbehaglicher ward ihm zu Mute.

Wenn er wenigstens eine Ahnung hätte, wer jene intrigante Person eigentlich gewesen. Die Gaslaterne vor dem ominösen Hause beleuchtete mit gefälligem Stumpfsinn gerade die Nummer über dem Eingangsthor; deutlich erkannte er eine große, weiße 5.

Im Sturmschritt ging er in das nächstgelegene Café und ließ sich einen Cognac und ein Adreßbuch geben. Hastig durchblätterte er das Riesenverzeichnis aller Einwohner der Stadt — Breite Weg Nr. 5. Endlich hatte er gefunden, was, aber nicht wen er suchte. Das bewußte Haus war eine überfüllte Mietskaserne mit zahlreichen Parteien: ein Postsekretär, ein Handschuhmacher, ein Schneider, eine Plätterin und so weiter; ärgerlich klappte er das Buch zu. Die geheimnisvolle Schöne gehörte zweifellos zu keinem der Genannten. Sie stammte nicht aus der Welt, in der man arbeitet, sondern aus jener, in der man sich langweilt, darum fand sie Geschmack an Extravaganzen. Sein scharf entwickeltes, gesellschaftliches Unterscheidungsvermögen klassifizirte treffsicher die kleine Hexe in die Höhenregion der upper ten. Diese stolze Art, beim Sprechen den Kopf zu heben, sorglos, nonchalant den seidenen Kleidersaum auf dem Straßenpflaster schleppen zu lassen, lernte sich nicht in Mietskaserne Nr. 5.

Falcken stürzte seinen Cognac herunter und erkundigte sich, während er zahlte, ob jenes Haus nicht zwei Einrespektive Ausgänge nach verschiedenen Straßen hätte. Seine Vermutung bestätigte sich — fraglos hatte die reizvolle Entschwundene diese ihre Lokalkenntnis benützt, um jeglicher Nachforschung zu entgehen.

In tiefem Sinnen trat er den Heimweg an.

O, diese Frauen — diese Frauen! Ein Mann kann noch so schlau und pfiffig sein, er findet gewiß irgendwo ein Weib, das noch klüger ist, als er. Allmählich schlich sich in seinen Groll ein Gefühl heimlicher Bewunderung; er war ein Kenner guter Späße und — malgré tout — die feine Rache, welche darin lag, daß die schelmische Verführerin auf seine beabsichtigte Mystifikation scheinbar leichtgläubig einging, ihn seine Rolle ohne Unterbrechung zu Ende spielen ließ, bis ihr Stichwort und der Knalleffekt kam, imponirte ihm; es war „Schneid" darin. Die Fremde schien so geistvoll, wie sie reizend war. Geistvoll . . . in plötzlicher Erleuchtung blieb er stehen und tippte bezeichnend mit dem Finger auf seine Stirn. Dieses kluge Persönchen würde seine Braut grüßen und das pikante Abenteuer ausplaudern? Nun und nimmer! Sie würde um ihrer selbst willen schweigen, in weiser Voraussicht dessen, daß die bösen Gesellschaftszungen ihn, den Mann, wohl verspotten, sie, das Mädchen, aber moralisch vernichten würden.

Triumphirend pfiff der Leichtsinnige den „Radetzky" und marschirte zu seiner eigenen Musik; sicher geborgen, im Schutze der alten Wahrheit: daß die gewissenhafteste Diskretion von jenen geübt wird, die sich durch Ausplaudern zu gleichem Teile kompromittiren würden.

Digitized by Google

Alltags Geschichten

Bilder aus dem deutschen Familienleben.

Emanuel Spitzer

Aufbruch der Neuvermählten.

„Ein Hoch den Neuvermählten! Und nochmals hoch! und abermals hoch!“ Die ganze fröhliche Tafelrunde stimmt mit Lebhaftigkeit ein, die Gläser mit dem perlenden Sekt klingen an einander, die Augen aller Anwesenden richten sich auf das junge Paar, das, vom Glücke des Augenblicks umstrahlt, diese Huldigung entgegennimmt, ehe es sich zum Aufbruch rüstet, um die langersehnte Hochzeitsreise anzutreten. Nun werden sie aus dem Kreise der Ihrigen scheiden als ein treu verbundenes Menschenpaar, das seine eigenen Wege geht, ein neues Glück sucht und ein neues Heimwesen beginnt.

Es war ein herrlicher Tag voll der höchsten Freuden, gemischt mit süßer Wehmut, welche die so tief wurzelnde Kindesliebe im Herzen wachgerufen hat. Aber Eros, der Allsieger im Kampfe der Empfindungen, verscheucht schnell wieder die Schatten, welche die goldenen Gefilde der kommenden Zeit umdüstern wollen; ein Blick, ein Wort, ein leiser Händedruck genügen, alles Weh vom Herzen zu nehmen; die Freude mit ihren Blumenschritten behält die Führung und ihr Widerschein glänzt hell von den Mienen des Brautpaars. Nun ist alles überwunden!

Wie herrlich war es, als sie im Brautgewande, die schneeigen Myrtenblüten im Haar, von wallendem Schleier umflossen, vor dem Spiegel stand und staunend auf die eigene Erscheinung sah und jubelnd zu sich selber sagen durfte: „Es ist kein Traum mehr, es ist endlich entzückende Wirklichkeit!“ Und als er vor die Geliebte trat, die nur für ihn so schön geschmückt war, mußte er nicht alles vergessen, was nicht mit dem Zauber des Augenblicks zusammenhing? Welch ein Triumphzug zum Standesamt und zur Kirche! Dann folgte das leckere Hochzeitsmahl, welches eine Fülle von besonderen Genüssen aus dem Gebiete der Küche und des Kellers bot. Sie haben mitgegessen, mitgetrunken, mitgelacht und mitgejubelt, aber sie waren nicht bei der Sache wie die Vettern und Basen, welche es sich so weidlich munden ließen.

Den Neuvermählten wollte nichts so recht schmecken; sie hatten sich viel zu viel zu sagen mit wenig Worten, mit vielen glühenden Blicken! Wenn sie einmal allein bei Tisch sitzen werden, dann wird man diese materielle Seite des Lebens auch mehr würdigen! Und nun stehen sie vom Mahle auf, ohne die vielen Leckereien, welche noch in Bereitschaft standen, eines Blickes zu würdigen.

Am Halse der Schwiegermama.

„Wir müssen fort, müssen uns zur Reise anziehen, daß wir den Zug nicht versäumen!“ Mama und Papa stimmen bei; aber der guten Mama fallen schon wieder die perlenden Thränen auf das Seidenkleid, das sie heute zu Ehren der Kinder trägt, und so viel sie auch ringt, will es ihr nicht gelingen, den aufkeimenden Schmerz zu bewältigen. Steht ja selbst der Papa etwas kleinlaut hinter dem Brautpaar und würgt an den paar Worten, die er noch sagen möchte. In seinem Gesichte zuckt es seltsam, der Aufruhr im Innern ist schwer zu unterdrücken.

Ja, so eine Hochzeit ist keine Kleinigkeit für den braven Hausvater! Da heißt es tief in den Kasten hineinlangen, viele materielle Opfer bringen, und wenn dann der Augenblick kommt, in dem alles glücklich beendet ist, dann sieht man erst, daß man außerdem einen großen Teil des eigenen Glückes der Zukunft des Kindes geopfert hat. Aber er erinnert sich, daß er ein Mann ist; er rafft sich auf, zwingt ein Lächeln in sein Gesicht und ruft: „Nun, Kinder, macht, daß ihr fortkommt, reist glücklich, seid vergnügt und lebt wohl!“ Eine Umarmung, dann ist's geschehen.

Mama kann nicht umhin, dem Schwiegersohn nochmals ihr Herzblättchen zu empfehlen. „Halte sie gut, sei recht lieb zu ihr — sie war ja mein alles!“ Da übermannt auch den Bräutigam die Rührung und er stürzt sich tiefbewegt in die Arme — der Schwiegermama! O, wenn sie ewig grünen bliebe, diese seltene Schwiegermutterliebe!

Daran denkt der Herr Sohn aber in diesem Augenblicke sicher nicht, denn im Bewußtsein der guten Vorsätze und der bevorstehenden treuen Fürsorge für sein Weibchen ist ja die Möglichkeit künftiger Meinungsdifferenzen in unabsehbare Fernen gerückt.

Endlich ist's geschehen; der ganze Schwarm von Hochzeitsgästen gibt noch das Geleite bis zur Thüre; der geschäftige Diener wirft den Wagenschlag zu, und fort rollt die Equipage — fort — fort!

Damit erfährt ein bedeutsamer Akt des Familiendramas seinen Abschluß; wie sich dasselbe auch scheinbar so langsam entwickelt hat — jetzt gesteht man sich, daß alles überschnell gegangen sei. Mit dem Schritte der Zeit läßt sich aber nicht rechten; sie gibt und nimmt in rascher Folge und fast unmerkbar ändern sich hiebei Wesen und Geschick der Welt, der Familie und des Individuums. Ihr rastloses Wirken läßt sich recht deutlich aus der Fülle von heiteren und ernsten Ereignissen ersehen, welche den eng begrenzten Kreis einer Familie im Laufe eines Jahres berühren; wenn wir versucht haben, einige derselben in Wort und Bild festzuhalten und den Stunden beschaulicher Muße zu überliefern, so sollten damit keine neuen und merkwürdigen Situationen geschaffen, sondern nur die Vorkommnisse des alltäglichen Lebens in der Familie gekennzeichnet werden, wie man eben solche Dinge im gemütlichen Kreise der Angehörigen und Freunde zu erzählen und zu gestalten pflegt. Einen Blick in den Spiegel macht ab und zu jedermann — mehr sollten die Bilder „Alltagsgeschichten aus dem Familienleben“ auch nicht sein.

V. Rauchenegger.

Aphorismen.

Wo sich die Menge drängt und jubelnd Beifall spendet,
Dahin ist nur zu leicht des Schwächlings Gunst gewendet;
Doch thut es immer weh, sieht man den klugen Mann,
Geblendet vom Effekt und in der Hohlheit Bann.

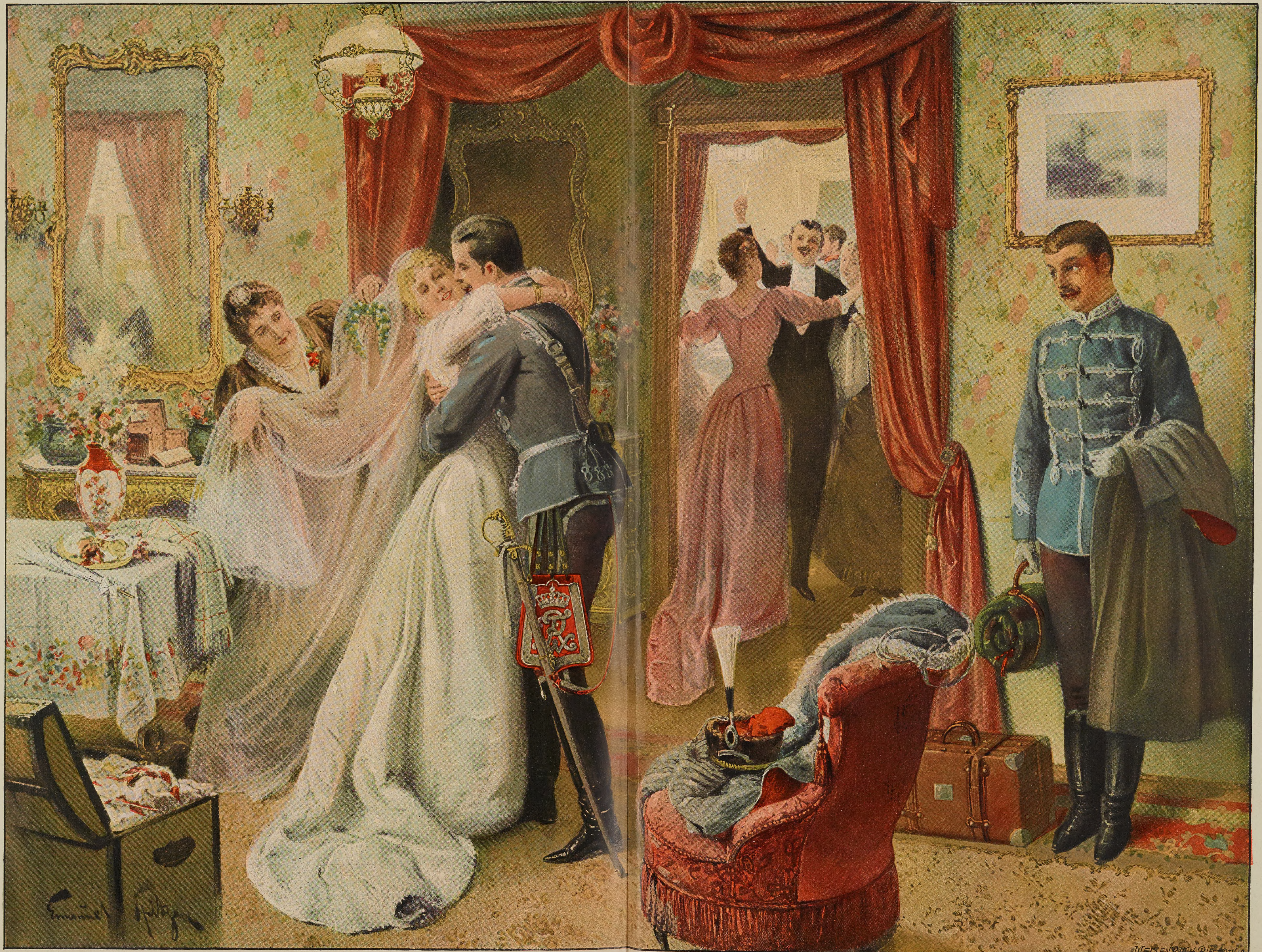
*

Das Kunstwerk.

Schwer wird die richtige Mitte gefunden,
Doch besser zu frei, als zu gebunden.

A. Stier.

Digitized by Google



Aufbruch der Neuvermählten.

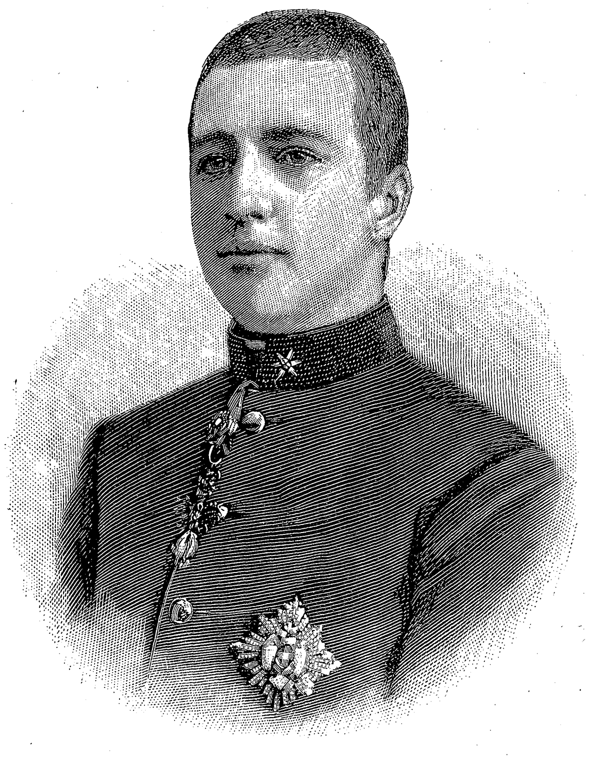
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erzherzog Ladislaus von Oesterreich-Ungarn †.

Das Opfer eines verhängnisvollen Unfalles ist Erzherzog Ladislaus geworden, der blühende, erst zwanzigjährige Sohn des Erzherzogs Josef und seiner Gemahlin Klothilde, geborenen Prinzessin von Sachsen-Coburg. Auf dem Besitztum seines Vaters, Kis-Jenö in Ungarn, hatte er sich in Begleitung mehrerer Herren nach dem Agyaer Forste begeben, um dort auf Wildkatzen und Wildschweine zu jagen. Er schoß eine Wildkatze an, welche stark schweißte, aber dennoch ins Dickicht flüchtete. Voll Jagdeifers eilte der junge Erzherzog dem Wilde nach, seine doppelläufige Büchse



Erzherzog Ladislaus von Oesterreich-Ungarn.

am Laufe fassend und hinter sich herziehend. Auf der Suche nach dem Wild strauchelte er, der zweite Gewehrlauf entlud sich und die Kugel drang dem Erzherzog oberhalb des Knies in den rechten Oberschenkel und zerschmetterte dann eine Patrone, die sich in der Rocktasche befand, wodurch die Kleider des Verwundeten in Brand gerieten. Die Herren der Jagdgesellschaft eilten zwar sofort zur Hilfe herbei und ließen Aerzte herbeiholen, die dem Verletzten einen kunstgerechten Verband anlegten. Aber bis dies geschehen konnte, waren bereits Stunden verstrichen, und weitere lange Zeit erforderte der Transport des Verwundeten. Der Unfall hatte sich nämlich an einer kaum zugänglichen Stelle ereignet, und es mußten erst Bäume gefällt werden, um die Fortschaffung des Verletzten zu ermöglichen. Der Erzherzog wurde nach Budapest gebracht, wo er am Abend des 6. September in den Armen seiner tiefgebeugten Eltern verschied. Eine Blutvergiftung hatte dem jungen Leben ein Ende gemacht. Die feierliche Bestattung erfolgte am 11. September in der Sigismundkapelle zu Budapest.

Die Abnahme der Schwalben.*)

Von

F. A. Bacciocco.

Der Verfasser dieses Artikels hat vielleicht ein Recht, das Wort zu ergreifen zum Schutze eines unserer Lieblingsvögel, weil er schon vor dreißig Jahren in deutschen und österreichischen Zeitschriften auf die Schändlichkeit und Schädlichkeit des Massenmordes der Vögel dies- und jenseits der Alpen hingewiesen hat und in dieser Zeit nicht müde wurde, für die bedrängten gefiederten Sänger und Wandersleute nach Kräften einzutreten.

Es handelt sich in diesem Falle um eine Frage, welche nicht allein die Vogelfreunde, die Ornithologen und Vogelschutzvereine, sondern auch die Garten- und Landwirte angeht, um die Frage: ob die Wahrnehmung richtig ist, daß die Menge der Schwalben (Hausschwalben) in Mitteleuropa bedeutend in der Abnahme begriffen ist — ob man es mit einer allgemeinen Erscheinung zu thun hat oder etwa nur mit lokalen und vorübergehenden Beobachtungen? Es dürfte durchaus nicht schwierig sein, durch das Zusammenwirken der gleichstrebenden Kräfte, zumal in Deutschland, Oesterreich, Holland, Dänemark, Schweden und so weiter, für dieses und die nächsten Jahre die nötige Aufklärung zu erbringen.

Vor zwei Jahren auf einer Reise am Rhein, in Süddeutschland, durch Tirol und Niederösterreich kam mir wiederholt die Ansicht zu Gehör, daß sich die Schwalben da und dorten nicht mehr so zahlreich eingestellt hätten, wie in früheren Jahren. Im Frühling und Sommer dieses Jahres wandte ich in Wien und Umgebung der Sache eine besondere Aufmerksamkeit zu und gelangte zu demselben Resultat: einer auffallenden Abnahme der Hausschwalbe! In Wien und Umgebung trafen in diesem Frühjahr die Schwalben mit einer Verspätung von zwei bis drei Wochen ein. Die andauernde Kälte war die Ursache. Dann trat die Hausschwalbe zugleich mit dem Segler auf und jene in auffallend geringer Anzahl.

In der Nähe von Wien ist ein Punkt, auf welchem man Ankunft und Abfahrt der Schwalben gut beobachten kann: die hochgelegene Gloriette im Schönbrunner Garten. Auf der breiten Plattform und Galerie der Gloriette sammeln sich die Vögel im Herbste, ausschließlich Hausschwalben, in Schwärmen zu Hunderten, zuweilen zu Tausenden, um die Reise nach dem Süden anzutreten. Im Frühjahr fallen die aus dem Süden kommenden Schwalben Tag für Tag in großen und kleinen Scharen mit Vorliebe auf dieselbe Stelle ein. In diesem Jahre kamen die Reisenden mit einer bedeutenden Verspätung an und in auffallend dünnen und stark zerstreuten Schwärmen.

Dieser Erscheinung entsprechend waren auf den bekannteren Flugplätzen der Schwalben in der Stadt im Bett des Wienflusses, in welchem es von Mückenschwärmen und Insekten wimmelt, dann im benachbarten Stadtpark, im Volksgarten und allenthalben in der Stadt die Vögel nur in geringer Anzahl vorhanden. In früheren Jahren brauchte man nur an das Fenster zu treten, um bald den Flug eines Pärchens wahrnehmen zu können; in diesem Jahre haben viele Leute vergebens nach einer Schwalbe Umschau gehalten.

Im Schönbrunner Garten, in welchem sie sonst in großer Anzahl bei den Brunnen und Wasserbecken ihre Flugübungen machten, waren in diesem Sommer nur vereinzelte Pärchen zu sehen und in den Orten Hietzing, Meidling, Hetzendorf, Laxenburg waren desgleichen nur wenige vorhanden. Sonder Zweifel hat insbesondere der Zug, welcher seinen Weg von der Adria über Steyermark nach Niederösterreich zu nehmen pflegt, in diesem Jahre eine starke Reduzirung erfahren; aber wahrscheinlich schon im vorigen und seit einigen Jahren. Die Frage ist also von hohem Interesse, ob diese Verminderung auch an anderen Orten diesseits der Alpen konstatirt worden ist.

Es scheint am Rhein und in Süddeutschland, zumal in der Umgebung des Bodensees, der Fall gewesen zu sein. Die nächste Frage wäre jene nach der Ursache der Verminderung? Entweder haben die Vögel während ihres Aufenthaltes im Süden, in den subtropischen und tropischen Gegenden verschiedene Fährlichkeiten durchzumachen gehabt, oder sie sind auf der Wanderschaft dem Umschlage der Witterung, dem Frost und Stürmen erlegen, oder endlich dem Fanggarn und dem Vogeldunst der Jäger im Süden!

Zunächst muß daran erinnert werden, daß der vergangene Winter und auch der vorvorjährige für Italien, bis nach Sizilien hinab, für Nordafrika, mit Einschluß von Aegypten, ungewöhnlich harte waren. Der Telegraph brachte die Meldung von starken Schneefällen in Algier und sogar in den entlegenen Oasen. Daß diesen Witterungsverhältnissen große Mengen von Schwalben erlegen sind, darf mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden.

Bemerkenswert ist auch, daß der Segler augenscheinlich von diesen Kalamitäten nicht berührt worden ist, denn er stellte sich im Norden wie gewöhnlich ein, erfüllte mit seinem Geschrei die Luft und war in ungleich größeren Schwärmen vorhanden, als die Hausschwalbe. Der Segler, wohl der schnellste unter allen Fliegern, wendet sich über Nacht einem wärmeren Landstrich zu und geht, wie die Afrikareisenden beobachtet haben, bis unter die Tropen. Die schwächere Hausschwalbe hat Rastpunkte nötig, auf welchen sie einem Umschlag der Witterung erliegen kann.

Dafür erhält in unseren Gegenden die Hausschwalbe förmlich gastliche Aufnahme. Sie findet, wie sie es verdient, einen fröhlichen Willkomm, Obdach und Schutz in Haus und Hütte. Sie kann sich also im „rauhen Norden" bald erholen. Dasselbe ist leider auf ihrer Fahrt durch die südlichen Länder nicht der Fall. Unbekümmert um die Reduzirungen, die der Vogel durch Sturm und Wetter in den südlicheren Breiten erfahren hat, lauert auf ihn auf den Inseln, an den Küsten, in den Städten und Orten des Mittelmeeres der Jäger und Vogelfänger. Die zahlreichen deutschen, englischen, schwedischen Vogelfreunde im Süden, voran der Schwede Ohlsen, haben konstatirt, daß die Schwalbe in Italien und auf den südlichen Abhängen der Alpen so wenig verschont wird wie die Lerche oder die Wachtel. Sie wird mit und neben diesen abgefangen und wandert in den Polentatopf. Ja, man gibt den Schwalben noch wegen ihres herben Beigeschmacks den Vorzug. Die schwedischen und deutschen Vogelfreunde, die sich in Italien den Schutz der Singvögel angelegen sein lassen und die bekannte „Liebhaberei" im Süden zu bekämpfen suchen, würden sich ein besonderes Verdienst erwerben, wenn sie in diesen Zeiten der Bedrängnis ihr besonderes Augenmerk auf den Schutz der Hausschwalbe richteten. Wir haben die Kunde vernommen, daß auch die italienische Regierung gewillt sei, der Pariser Konvention beizutreten und Gesetze zum Schutze der Singvögel zu erlassen; aber die italienische Bevölkerung bringt solchen Gesetzen keinerlei Verständnis entgegen. Vielleicht kann durch die Belehrung in den Schulen eine Wandlung angebahnt werden? Die Forestieri, die in Italien die Singvögel zu schützen suchen, haben ein schweres Stück Arbeit auf sich genommen und wenn unsere Wahrnehmung richtig ist, daß die Schwalben in der Abnahme begriffen sind — dann müßte, wie gesagt, ihr Hauptstreben auf den Schutz derselben gerichtet sein. Diese Zeilen haben nur den Zweck, zu Beobachtungen anzuregen: ob und an welchen Punkten in Mitteleuropa eine Abnahme der Schwalben konstatirt werden konnte.

Es dürften nicht allein viele Vogelfreunde und Ornithologen entsprechende Wahrnehmungen gemacht haben, es drängen sich auch, zumal auf dem Lande, die Beobachtungen dem Lehrer, Landmanne und Gärtner von selbst auf.

In der Umgebung von Wien habe ich selbst während des Sommers in verschiedenen Ortschaften Nachfrage gehalten, ob die Schwalben in dem und jenem Hause ihrer Gewohnheit gemäß nisteten und wohnten. In der Nähe von Schönbrunn liegen auf dem Tivoli größere Stallungen, wo bisher in jedem Jahre etwa zwölf Pärchen nisteten. In diesem Jahre bauten nur vier, höchstens fünf Pärchen. Es war also ein starker Ausfall festgestellt. In ähnlicher Weise läßt sich leicht Nachfrage und Umschau halten, und je größer der Raum ist, auf welchem die Nachforschungen angestellt werden, um so sicherer ist mit einem zuverlässigen Ergebnis zu rechnen. Aber es handelt sich nicht für das laufende Jahr allein, für den Sommer 1895. Für das Frühjahr 1896 müßten die Ornithologen und Vogelfreunde ihre besondere Aufmerksamkeit auf den heimkehrenden Wanderzug der Schwalben richten, und Stärke, Richtung, Teilung, Zerstreuung desselben zu konstatiren suchen.

*) Die Redaktionen der Zeitungen und Zeitschriften werden höflichst ersucht, diesem Aufruf mit Angabe der Quelle ganz oder teilweise Raum zu geben. Zuschriften an den Autor: Wien VII, Zollergasse 5. Die Redaktion.

Allerlei „Sport" im Reiche Neptuns.

Von

Otto Lehmann.

Zahllos sind die Völkerschaften im Reiche Neptuns, unschätzbar die Fische, sowie die anderen Bewohner der gewaltigen Wassermassen in Ozeanen, Seen und Strömen. Werden doch beispielsweise im Durchschnitt jährlich allein 10,000 Millionen Heringe und etwa 600 Millionen Kabeljaus und Schellfische gefangen, welche nach den Untersuchungen des Professors Dr. Heincke höchstens zwei Prozent der im Meere lebenden Gesamtmasse der genannten Fische ausmachen. Und was für eine ungeheure Menge kleiner Einzelgeschöpfe gehört dazu, um diese gewaltigen Heere zu nähren? Wies doch Professor Möbius in dem Magen eines einzigen Ostseeherings die Panzer von 60,000 kleinen Krustentierchen (Temora longicornis) nach! Was mögen demnach die anderen großen Tiere der Ozeane verzehren; was die gewaltigen Walfische, was die gefräßigen Haie und wie sie alle heißen, die unzähligen Räuber der Wasserfluten? Aus diesen Andeutungen geht hervor, daß schon die Zahl der mit bloßem Auge wahrnehmbaren Wassertiere unfaßbar ist, ganz abgesehen von den mikroskopischen Geschöpfen des nassen Elements.

Aber nicht bloß durch ihre große Zahl nehmen die Wassertiere unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, sondern auch durch die Vielgestaltigkeit der einzelnen Arten und Individuen, sowie durch die Mannigfaltigkeit ihrer Bewegungen und Belustigungen. Hier erscheinen sie unheimlich und düster, in bescheidenem, schlichtem Kleide, dort zierlich anmutsvoll und hellschimmernd in farbiger oder goldiger Hoftracht; hier still und unbeweglich, gleich der personifizirten Faulheit, dort wieder voller Bewegung und Ausgelassenheit. Denn so verschiedenartig diese Proteuskinder an und für sich sind, so mannigfaltig sind auch ihre Thätigkeiten und Unterhaltungen. Wir finden unter ihnen nicht nur — wie es ihr Element erfordert — tüchtige Schwimmer und Ruderer, sondern auch leichte Tänzer und Tänzerinnen, kühne Luftschiffer und Radfahrer, gewandte Turner und Springer, sichere Schützen und Athleten, geschickte Kunsthandwerker, Feuerwerker und Musiker, sowie dem fröhlichen Spiel sich hingebende Mitglieder.

Am zahlreichsten sind natürlich die Schwimmer und Ruderer in der Wasserwelt vertreten, so daß in dieser Beziehung von einem „Sport" wohl kaum die Rede sein kann, da das Schwimmen für die meisten Wasserbewohner dasselbe bedeutet, was für uns Menschen das Gehen und für gewisse Landtiere das Kriechen. Am gewandtesten zeigen sich dabei unter anderen die verschiedenen Fische, welche mit Hilfe ihrer Flossen die Wassermassen mit staunenswerter Geschwindigkeit durchschneiden, sowie namentlich durch ihre hydrostatischen Organe, die Schwimmblasen — jene mit Luft gefüllten Blasen, welche mit Hilfe der Rumpfmuskeln zusammengepreßt und wieder ausgedehnt werden können, und infolge dessen im ersteren Fall die Fische schwerer, im zweiten spezifisch leichter machen — nach Belieben aufwärts steigen oder in die Tiefe schießen können. Auch die in

Digitized by Google

Teichen lebenden Wasserkäfer, besonders der Gelbrand (Dyticus marginalis) und der gemeine Rückenschwimmer (Notonecta glauca) sind vorzügliche Schwimmkünstler. Mit kräftigen, sicheren Ruderschlägen durchschneidet ersterer das Wasser. Er ist aber auch zum Aufenthalt in demselben vortrefflich eingerichtet, da sein Körper flach, oben und unten gleichmäßig gerundet und an den Rändern scharf ist. Die als Schlagruder dienenden Hinterbeine haben einen starken Stiel mit schmaler, langer Schaufel, welche mit steifen Borsten besetzt ist. Da der Angriffspunkt dieser Ruder ganz nahe beim Schwerpunkt des Körpers liegt und der senkrechte Durchmesser des letzteren ein sehr geringer ist, erscheint das kleine Taucherboot besonders lenksam, während die breite Oberfläche vermöge des Widerstandes, den diese dem Wasser leistet, verhindert, daß es von der einmal eingeschlagenen Richtung nach oben abgelenkt wird. Gewandtheit und große Schwimmfertigkeit sind es namentlich, welche den Käfer, abgesehen von seiner wenig auffallenden dunkel-olivengrünen Färbung der Oberseite mit gleichmäßig gelblicher Einfassung des Halsschildes und einer nach hinten verlaufenden ebensolchen Binde am Außenrande der Flügeldecken, vor seinen Verfolgern schützen. Um Luft zu schöpfen, erscheint der Gelbrand von Zeit zu Zeit an der Oberfläche des Wassers. Da aber das Luftröhrenpaar nicht im Kopfe, sondern an der Hinterleibsspitze mündet, so bringt er diese an die Oberfläche, um so gleichsam in hängender Stellung sich reichlich mit Lebensluft zu versehen und sich zum neuen Raubzuge zu stärken.

Aehnlich wie der Gelbrand treibt es der Rückenschwimmer, mit flacher Brust, stumpf gekieltem Rücken, sammetschwarzem Schildchen und langen, mit Borstenhaaren besetzten Hinterbeinen. Wegen seiner Fertigkeit im Rudern, auch wohl Ruder- oder Bootwanze genannt, schwimmt dieser Käfer gewöhnlich in der Rückenlage, in der er allein befähigt ist, sein Jagdrevier, den Wasserspiegel, zu überschauen. Erblickt er auf demselben ein Insekt, so ist er mit wenigen kräftigen Ruderschlägen zur Stelle, um es mit den beiden Vorderbeinen, den „Fangbeinen", sicher und geschickt zu ergreifen. Nun geht's damit zum Grunde, wo er sich mit Hilfe des mittleren Beinpaars „vor Anker legt", um mit seinem spitzen Schnabel sein Opfer in Ruhe zu durchbohren. Nach kurzer Zeit treibt der ausgesogene Leichnam dahin, während der Rückenschwimmer sich vom Wasser empor zum Wasserspiegel tragen läßt, um durch die Hinterleibsspitze gierig die atmosphärische Luft einzuatmen.

Aber nicht bloß Schwimmer und Ruderer gibt es im Reiche Neptuns, sondern auch Tänzer und Tänzerinnen. Hieher gehört vor allen der Taumel- oder Drehkäfer (Gyrinus), der es auf „leicht schwebender Zehe" zu einer Fertigkeit gebracht hat, die jeden Beobachter zur Bewunderung hinreißen muß. Wasser, ruhiges, stilles Wasser ist der Platz, wo sich dieses ergötzliche Tierchen in seiner Thätigkeit zeigt. Der Käfer zieht sich im Herbst zurück, ruht den ganzen Winter über im Schlamm auf dem Boden des Teiches, erwacht im Frühjahr, kehrt zur Oberfläche zurück und beginnt seine Sommerbelustigungen. Meist gesellen sich ihrer zehn bis zwölf nahe am Ufer zusammen, wo das Wasser vorzüglich ruhig ist, und drehen sich hier, friedlich, jedes in seiner Sphäre, ohne wahrnehmbaren Zweck, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht mit großer Lebhaftigkeit und Munterkeit um einander herum, und zwar in so leichten Bewegungen, daß nur schwache und schnell schwindende Kreise oder Ellipsen in der Oberfläche des Wassers bemerkbar sind. Wunderbar ist die Geschwindigkeit, womit diese Käfer umherwirbeln, gleichsam als verfolge einer den andern in unaufhörlichen Touren. Bisweilen ruhen die niedlichen, stahlblau glänzenden Käferchen auf der Oberfläche des Wassers, gleichsam vom Tanze ermüdet und vom Verlangen nach dem vollen Genuß der wohlthätigen Wirkung der Sonnenstrahlen getrieben; aber naht man sich ihnen, so sind sie augenblicklich wieder in Bewegung. Ein Teich gewährt in der Regel mehreren Abteilungen oder Gesellschaften hinreichenden Spielraum; allein diese vereinigen sich nicht mit einander und geraten auch nicht in Streit, sondern sie führen ihre Touren in getrennten Familienpartien aus. Versucht man sie mit einem Netze zu fangen, so fahren sie mit Blitzesschnelle unter das Wasser, eine silberglänzende Luftperle am Hinterteil ihres Körpers mit sich führend, und halten sich einige Zeit unter den Wasserpflanzen verborgen. Ist die Gefahr vorüber, so erscheinen sie wieder und kehren zu ihrem Ringeltanz zurück.

Den Kreistouren der Drehkäfer, welche sie aus keiner andern Absicht zu unternehmen scheinen, als sich im Sonnenschein zu erfreuen, kommt an Schnelligkeit bloß ihr Untertauchen gleich, wenn sie die Annäherung des Menschen von ihren Spielen verscheucht. Dabei kommt ihnen ihr scharfes Gesicht recht zu statten, das staunenswürdig ist. Landtiere sehen unter Wasser nicht besonders, Wassertiere dagegen in der Luft unvollkommen; ein Tier, dessen Auge geschickt ist, sowohl im Wasser, als in der Luft zu sehen, kann wegen der großen Verschiedenheit der Medien in beiden nur ein unvollkommenes Gesicht besitzen. Der kleine Drehkäfer aber ist, um dieser Schwierigkeit zu begegnen, mit einem doppelten Augenpaar begabt. Das eine Paar sitzt an dem oberen Teil der Stirn und dient dem Tierchen zum Sehen in der Luft; das andere Paar am unteren Stirnteil, genau unter dem ersten und nur durch eine dünne Membrane davon getrennt, ist für das Wasser bestimmt. Da der Käfer nur zur Hälfte im Wasser schwimmt, so muß ihm das letztere Paar äußerst nützlich sein, insofern es ihn vor nahender Gefahr, zum Beispiel vor Fischen oder räuberischen Larven warnt, die unter ihm in der Tiefe lauern; dagegen macht ihn das erstere mit der Annäherung von Feinden über dem Wasser bekannt. Nicht weniger bewunderungswürdig sind die Hinterfüße zum Schwimmen eingerichtet, indem sie die gehörige Breite und Elastizität besitzen, während die Vorderfüße vermöge ihrer Konstruktion dem Tierchen als Hände zur Ergreifung der Beute dienen. Außerdem ist es mit zwei Flügeln versehen, welche es, sollte das Wasser seines Geburtsteiches im Sommer völlig verdunsten, leicht nach einem andern Gewässer tragen.

Einem ganz besondern Sport huldigen die fliegenden Fische, indem sie nicht selten aus dem nassen Element empor in die Luft steigen, mithin unseren Luftschiffern zu vergleichen sind. Wie den letzteren drohen auch ihnen dabei mancherlei Gefahren. Da sie aus oben angeführten Gründen in der Luft nicht so scharf sehen, wie zum Beispiel die Vögel, so wissen sie den Schiffen, denen sie begegnen, nicht auszuweichen; daher fallen sie häufig an Bord derselben nieder; auch werden sie vielfach von Raubvögeln erfaßt und verzehrt. Dem Dichter Adelbert von Chamisso kamen sie bei seiner Weltumseglung am 7. November 1815 zuerst bei St. Katharina auf dem Wege von Teneriffa nach Brasilien zu Gesicht; sie fielen so häufig auf das Schiff, daß sie den Passagieren und der Mannschaft mehreremal zu einer vorzüglichen Kost gereichten. Sie sind mit außerordentlich großen Brustflossen versehen, die zum Fluge besonders geschickt sind, so daß sie sich mittelst derselben mehrere Sekunden in der Luft halten können. Mit ausgebreiteten Flossen fliegen sie in wenig gebogenen Linien ziemlich hoch und weit über die Wellen, in welche sie sich freilich nur zu bald wieder tauchen müssen, und die sie meist nur verlassen, um Raubfischen zu entgehen oder wenn sie von Schiffen aufgestört werden. Man unterscheidet mehrere Gattungen dieser Fische, die Flugfische und die Flughähne. Erstere finden sich in allen Meeren der warmen und gemäßigten Zonen; die Hauptarten sind der Springfisch oder fliegende Hering, schön silberglänzend, oben blau mit blauen Flossen, welcher fast $^1/_2$ Meter lang wird und zu Anfang des Sommers scharenweise ins mittelländische Meer kommt, und der kleinere Hochflieger, der im atlantischen Ozean häufiger ist und rote Bauchflossen hat. Die Flughähne, welche sich vermöge einer sehr langen, überzähligen Flosse in der Luft schwebend erhalten können, erheben sich gleichfalls über das Wasser. Die bekannteste Art ist der eigentliche Fliegefisch, von brauner, unten rötlicher Farbe und mit schwarzen, blaugefleckten Flossen. Er wird $^1/_3$ Meter lang und eignet sich seines magern, harten Fleisches halber nicht zur menschlichen Nahrung.

Nach Professor Möbius ist die Bewegung dieser Fische durch die Luft keine Flugbahn, sondern eine Wurfbahn. Nach seiner Ansicht fahren diese Tiere infolge Zusammenziehungen ihrer sehr starken Seitenrumpfmuskelfasern mit großer Geschwindigkeit aus dem Wasser, worauf die ausgespannten Brustflossen nur als Steuer und Schwebeplatten dienen, da die Muskeln der Brustflossen nicht groß genug sind, um die Last des Körpers in die Luft zu heben, denn ihr Gewicht beträgt nur $^1/_{32}$ der ganzen Körperlast, während die Brustmuskeln der Vögel im Durchschnitt $^1/_6$ und die der Fledermäuse $^1/_{13}$ der ganzen Körperlast betragen. A. Seitz dagegen kommt auf Grund eines überaus reichen Beobachtungsmaterials zu dem Ergebnisse, daß die Brustflossen der Fische sich auch aktiv an dem Fluge beteiligen. Der fliegende Fisch, sagt Seitz, springt durch die Wirkung seiner Seitenmuskulatur aus dem Wasser hervor und unterstützt diesen Sprung durch eine äußerst lebhafte Flatterbewegung, deren Umfang bei $^1/_5$ Meter langen Flugfischen 10 bis 12 Centimeter beträgt. Darnach werden die Flügel in der Horizontale ausgebreitet oder, was häufiger ist, etwas nach oben gerichtet, und so erfolgt das Durchfliegen des absteigenden Astes der äußerst lang gezogenen Flugbahn ohne eine regelmäßige Bewegung. Nur wenn ein nochmaliges späteres Heben der Flugbahn erfolgt, treten von neuem Flatterbewegungen ein. Die Anzahl der Flossenschläge schwankt zwischen zehn und dreißig in der Sekunde. Die Fluggeschwindigkeit beträgt 7 bis 14 Meter, die längste von Seitz beobachtete Dauer des Fluges war achtzehn Sekunden, die kürzeste nur ein Bruchteil von einer Sekunde.

Nicht so bekannt als die „Luftschiffer" aus Neptuns Reiche sind die „Radfahrer", die kleinen Rädertierchen, Rotatorien, deren sichere und gewandte Leistungen auf dem Wasserrade unsere Bewunderung hervorrufen. Es sind mikroskopisch kleine, zu den Krustaceen gehörige Tiere mit oval geformtem, gallertartigem Körper, an welchem man ein Maul, einen Magen und Eingeweide unterscheidet. Das Tierchen endigt in einem aus vielen in einander gefügten Gliedern bestehenden Schwanz, der in zwei Fasern ausläuft. Am Vorderteil des Körpers befindet sich ein besonders eigentümliches, lappenförmiges Organ mit gezähnten Rädern, das in einer fortwährenden Schwingung und Drehung begriffen ist, so daß sich das Tierchen scheinbar wirbelnd fortbewegt. Auch der Radträger aus den Infusorien könnte hier angeführt werden, der insofern eine merkwürdige Erscheinung darbietet, als zwei Räder, ähnlich denen eines Raddampfers, die Organe seiner Fortbewegung auszumachen scheinen. Diese Annahme beruht jedoch auf einer optischen Täuschung, die aus der Schnelligkeit, mit welcher das Tierchen seine Fühlhörner ausstreckt und einzieht, sich ergibt.

Aber auch Turner und namentlich Springer sind unter den Bewohnern der Wasserwelt vertreten. Wem wäre es unbekannt, daß der Lachs oder Salm Wehre und sonstige Hindernisse zu überspringen vermag, die 1 bis $1\,^1/_2$ Meter hoch sind? Aber auch die Forelle bekundet, außer ihrem feinen Gehör und Gesicht, sowie scharfem Geruch, diese Fertigkeit; auch sie vermag sich beträchtlich über die Wasserfläche emporzuschnellen. Alle diese Springer werden aber an körperlicher Gewandtheit von den Delphinen übertroffen, welche daher nicht mit Unrecht den Namen „Tümmler" führen. Ein anschauliches Bild von ihrem Treiben gibt der bekannte Reisende Dr. Pechuel-Lösche: „Jeder Seemann," so führt er aus, „freut sich immer wieder, wenn er eine sogenannte ‚Schule' oder Schar von Delphinen sieht. In einem langen und verhältnismäßig schmalen Zug geordnet, eilen die lustigen Reisenden durch die leichtbewegte See; mit hurtigen Sprüngen und einer Schnelligkeit, als gelte es ein Wettrennen, verfolgen sie ihren Weg. Mehrere Meter weit schnellen sich die glänzenden Tiere in das Wasser und schießen von neuem heraus, immer dasselbe Spiel wiederholend. Die übermütigsten der Schar überschlagen sich in der Luft, indem sie dabei in urkomischer Weise mit dem Schwanze wippen; andere lassen sich flach auf die Seite oder auf den Rücken fallen; noch andere springen kerzengerade empor und tanzen, indem sie sich drei-, viermal mit Hilfe des Schwanzes vorwärts schnellen, aufrechtstehend oder wie ein Sprenkel gebogen, über die Oberfläche dahin. Kaum sehen sie ein Schiff, welches unter allen Segeln vor der leichten Brise herläuft, so schwenken sie ab und eilen hinzu. Nun beginnt erst die wahre Lust. In weitem Bogen umkreisen sie das Fahrzeug, hüpfen vor ihm her und an den Seiten entlang, kehren zurück und geben ihre schönsten Kunststücke zum besten. Je schneller das Schiff segelt, desto ausgelassener ist ihr Treiben."

Einem besonders interessanten Sport hat sich der Schützenfisch, auch Spritzfisch genannt, ergeben, da er, wie schon aus seinem Namen zu schließen ist, das edle Weidwerk betreibt. Da diese Beschäftigung dem stillen Beobachter manches Vergnügen gewährt, so werden diese Fische in manchen Gegenden zur Belustigung in Aquarien oder kleinen Bassins in Gärten gehalten, was früher bereits in China, Japan wie auf Java der Fall war. So lernte sie der Engländer James Mitchell im Jahre 1822 in dem Garten eines Großen auf Java kennen. Sie befanden sich in einem kleinen, runden Teiche, aus dessen Mittelpunkt ein etwa $^2/_3$ Meter hoher Pfahl hervorragte. In die Spitze dieses Pfahls waren kleine zugespitzte Holzstückchen eingesteckt und auf jedes derselben wurden kleine Käfer gesetzt. Das Einstecken des Pfahls und das Ansetzen der Käfer durch Sklaven hatte zwar die Ruhe der Fische gestört, aber nachdem alles eine Zeit lang ruhig geblieben war, kamen sie aus ihren Verstecken hervor und schwammen rund um den Pfahl herum. Dann kam einer von ihnen an die Oberfläche des Wassers, und nachdem er seine Augen eine Zeit lang auf ein Insekt gerichtet hatte, spritzte er aus seinem Munde eine kleine Menge Wasser mit solcher Gewalt und Sicherheit hervor, daß er das Insekt vom Holzzweige herab ins Wasser trieb, wo er es verschluckte. Hierauf kam ein zweiter Fisch und machte ein ähnliches Kunststück, andere folgten, bis sämtliche Insekten abgethan waren. Dabei bemerkte man, daß, wenn es einem Fische fehlschlug, seine Beute auf den ersten „Schuß" herabzubringen, er um den Pfahl herum auf die entgegengesetzte Seite schwamm und dann zum zweitenmale feuerte. In einem Falle mußte eins dieser Tiere dreimal den Angriff wiederholen, bis es seine Beute erlangte; aber im allgemeinen schienen sie sehr geschickte Schützen zu sein, die ihre Beute mit dem ersten Schuß erlangten.

Am wenigsten zahlreich unter den Bewohnern der Gewässer sind — abgesehen von den „Korallenbaumeistern" und „Perlenerzeugern" — jedenfalls diejenigen Tierarten, welche die Kunst pflegen, mithin zu den Kunsthandwerkern oder Künstlern gezählt werden dürfen. Zu ersteren gehören zum Beispiel der Stichling und die Feilenmuschel, welche mehr oder weniger künstliche Baue als Nester aufführen. Von der Gattung Stichling ist in den meisten europäischen Gewässern der gemeine Stechbüttel vertreten, der eine Länge von 7 bis 8 Centimeter erreicht. Er ist ein räuberischer, leidenschaftlicher, leicht erregbarer Geselle, der nicht selten sich zu heftigen Kämpfen mit seinesgleichen hinreißen läßt, wobei dann die vor der Rückenflosse befindlichen drei Stacheln mit solchem Nachdruck gebraucht werden, daß oft einer der Kämpfer durchbohrt und getötet wird. Außerordentlich ist aber die Liebe und Fürsorge dieses Fisches für seine Jungen, wobei sich auch sein baukünstlerisches Talent zeigt, indem das Männchen vor der Eiablage des Weibchens zum Schutze für die Seinigen ein Nest baut. Zu diesem Zweck sammelt es allerlei abgefallene Pflanzenteile und schafft sie im Maule an den Ort des Grundes, den es für das Nest ausersehen hat. Nachdem das Fundament durch Ausbreiten des Materials und Zusammenkitten desselben mit einer aus seinem Körper ausgeschiedenen klebrigen Flüssigkeit hergestellt ist, bringt der Stichling etwas Sand darüber, um dann auf ähnliche Weise aus Wurzeln, Pflanzenfasern, Holzsplittern und dergleichen zwei Seitenwände aufzuführen und schließlich darüber ein Dach zu errichten. Dieser einem an beiden Enden offenen Schuppen

Digitized by Google

oder einem Muff gleichende Bau ist geräumig genug, um das Stichlingweibchen aufzunehmen, das nunmehr vom Männchen herbeigeholt und — im Weigerungsfalle — sogar an einer Flosse gepackt und hineingezerrt wird. Hat das Weibchen gelaicht, so ordnet das Männchen die Eier und verschließt die eine Oeffnung ganz, die andere bis auf ein winziges Loch, worauf es das Nest mit Steinen und Sand oder auch Pflanzenteilen beschwert und so verdeckt, daß nur die kleine Oeffnung frei bleibt. Hier hält das Männchen bis zum Ausschlüpfen der Jungen — etwa zwölf Tage — Wache. Auch in der Zeit der ersten Jugend beschützt der besorgte Vater die Brut vor den Nachstellungen der zahlreichen Räuber, zu denen selbst die Mutter der Kleinen zählt. Hat sich zum Beispiel ein im Schwimmen noch unerfahrenes Junges aus dem Neste hinausgewagt, so faßt er es in sein Maul und bringt es in das sichere Nest zurück. Erst wenn die Kleinen etwas herangewachsen sind, läßt er sie hinausziehen.

Fester als das Nest des Stichlings ist dasjenige der Feilenmuschel, deren Gehäuse strahlend weiß und von orangefarbenen Fangarmen umsäumt ist. Mittelst dieser Fangarme baut das Tier ein Nest aus kleinen Steinen und Muschelresten, welche es mit Byssusfäden, die es selbst spinnt, durchwebt. In dem Neste, das felsenfest ist und einen Eingang hat, lauert das Tier mit hervorgestreckten Fängern auf seinen Raub. Während somit die Feilenmuschel den Kunstbeflissenen beigezählt werden muß, möchten wir ihre Verwandte, die Riesenmuschel, welche die Größe von fast einem Meter erreicht, zu den Athleten rechnen, da sie eine solche Muskelkraft besitzt, daß sie mit ihren sich schließenden Schalen selbst starke Schiffstaue durchkneift.

Was schließlich die Musikpflege der Bewohner des nassen Elements betrifft, so genügt es zu bemerken, daß nur wenige derselben es kaum bis zu einer mechanischen Choristenmittelmäßigkeit gebracht haben und die wenigen Töne meist nur im Gefühl der Angst ausstoßen, während die Feuerwerker und Elektriker derart zahlreich sind, daß ihre Berücksichtigung für diesmal den Rahmen unserer Skizze überschreiten würde.

Professor Andreas Achenbach.

Professor Andreas Achenbach.

Seinen achtzigsten Geburtstag feiert am 29. September dieses Jahres Professor Andreas Achenbach, der Altmeister unter den deutschen Landschaftern und Marinemalern. Zu Kassel 1815 geboren als Sohn eines Kaufmannes, dessen Berufsgeschäfte weite Reisen bedingten, durfte er schon als Knabe den Vater häufig begleiten, und indem er so ein großes Stück Welt kennen lernte, schärften sich sein Blick und seine Beobachtungsgabe. Nachdem sich sein Vater dauernd in Düsseldorf niedergelassen hatte, bezog Andreas Achenbach die dortige Akademie, die er 1835 verließ. Als Sonderfach hatte er zunächst die Architekturmalerei erwählt, aber eine erneute Reise, die er in Begleitung seines Vaters durch Holland und Skandinavien antrat, wies ihn auf jene Wege, auf denen er hohen Ruhm erwerben sollte. In München, wo er nunmehr seinen Aufenthalt wählte, führte er die auf jenen Nordlandfahrten gesammelten Entwürfe weiter aus, und nur wenige Jahre vergingen, so zählten die Strandansichten, Hochgebirgspartien und Marinen von Andreas Achenbach zu den meistbewunderten Gemälden in den deutschen Ausstellungen und Kunstsalons. Heute gibt es keine nennenswerte Galerie, die nicht einige seiner Werke zu den kostbaren Perlen ihres Besitzstandes rechnete. Schon 1850 errang er auf der Berliner Kunstausstellung die große goldene Medaille, und seitdem sind ihm alle jene Ehren und Auszeichnungen zugefallen, wie sie ein hervorragender Meister zu ernten pflegt. Er ist Mitglied zahlreicher Akademien und Kunstgenossenschaften, zu seinem 70. Geburtstage verlieh ihm die philosophische Fakultät der Universität Bonn den Doktortitel und die Stadt Düsseldorf, die ihm zur eigentlichen Heimat geworden ist, das Ehrenbürgerrecht. Eine besondere Auszeichnung aber widerfuhr ihm dadurch, daß Heinrich von Angeli, der große Porträtmaler, den Auftrag erhielt, sein Bildnis für die Nationalgalerie in Berlin zu malen.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Viersilbige Charade.

Woran dich die Stimmen mahnen
Meiner Ersten möcht' ich hören!
An der Kindheit lichte Bahnen
Und an inhaltsvolle Lehren?

Lassen sie beglückte Tage
Goldner Jugend auferstehen,
Oder wecken herbe Klage
Sie um Scheiden und Vergehen?

Allem was uns als Erinnern
Heilig in dem Erdenleben,
Weihevoll in unserm Innern
Ihre Stimmen sich verweben.

Niemand wohl mag gern entbehren
Lange Zeit die andern Beiden;
Uebermaß nur im Gewähren
Sollte jeder streng vermeiden.

Spröde Art und helle Töne,
Die vereint dem Ganzen eigen,
Lassen in der vollen Schöne
Ihm das erste Paar entsteigen. (M. Sch., Kassel.)

Worträtsel.

Was schließt mein Wort, mit Silben acht,
Nicht alles in sich ein!
Mit seinen Lettern (die von links
Sich stets nach rechts anreihn):
Zuerst ein Haustier, lieb und wert,
Sodann vom All ein Teil,
Ein Wort der Lust, der Sorge auch,
Ein Ding, das billig feil.
Ein Fluß in Preußen folgt hierauf,
Der nächst' in Bayern rennt,
Ein Ding, beliebt zur Winterszeit,
Ein Fortschrittselement,
Von deinem Stamm ein alter Herr,
Ein Mann, dem Arbeit Brauch,
Ein Tier, das zu Vergleichen dient,
Ein ebensolches auch,
Was mancher Wehre stolze Zier,
Was Freude bringt, was Leid,
Das Ganze führt es, ohne Wahl —
Ein Kind der neuern Zeit.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 928:
Im engen Kreis verengert sich der Sinn.

Auflösung des Silbenrätsels Seite 928:
Seegang — Gesang.

Auflösung der zweisilbigen Charade Seite 928:
Landwehr.

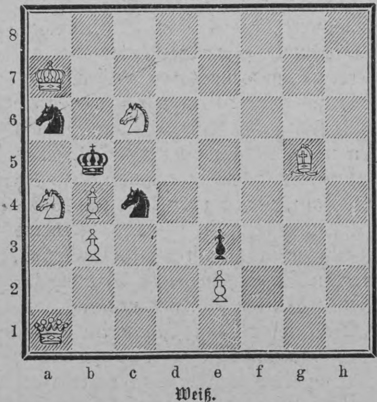
Schach.

(Bearbeitet von **E. Schallopp.**)

Aufgabe 44.

Von **Karl Wetzold** in Leipzig.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 41 S. 912:

W. 1) Se8—d6
S. 1) Kd7—d6:
W. 2) e7—e8L!!
S. 2) Kd6—e7
W. 3) Lb6—c5 matt.

A.

S. 1) Kd7—e7:
W. 2) c7—c8D
S. 2) Ke7—d6:
W. 3) Lb6—c5 matt.

B.

S. 1) Kd7—c6
W. 2) c7—c8S!
S. Kc6—d7
W. 3) e7—e8D matt

Schachbriefwechsel.

Fräulein Toiska Krzywon in Skotschau. Auch die Aufgabe 38 lösten Sie tadellos und in rühmenswerter Vollständigkeit.

Partie Nr. 24.

Turnierpartie, gespielt zu Hastings am 12. August 1895.

Französische Partie.

Weiß: M. Tschigorin (Petersburg).
Schwarz: R. Teichmann (London).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	**e7—e6**	17) Sc4—e3	Ta8—b8
2) Dd1—e2 [1])	Sb8—c6 [2])	18) La3—c1	Sc6—d8 [7])
3) Sg1—f3	e6—e5 [3])	19) Ta1—a7	Sd8—c6
4) c2—c3	Sg8—f6	20) Ta7—a6	Sc6—d8
5) d2—d3	Lf8—e7 [4])	21) Se3—d5	De7—d7 [8])
6) g2—g3	d7—d5	22) Sf3—e1 [9])	c7—c6
7) Lf1—g2	d5—e4:	23) Sd5—e3	Dd7—b7
8) d3—e4:	Le7—d6 [5])	24) Ta6—a1	Ld6—c7
9) Sb1—d2	O—O	25) Se3—f5	Lc7—b6
10) Sd2—c4	Lc8—e6	26) Lc1—e3	Lb6—e3:
11) O—O	Sf6—e8	27) De2—e3:	Tf8—f7
12) b2—b4	a7—a6	28) Se1—d3	Le6—c8? [10])
13) Tf1—d1	Dd8—e7	29) Sd3—e5:!	f6—e5:
14) a2—a4	f7—f6	30) Td1—d8:	Lc8—e6? [11])
15) Lc1—a3	b7—b5 [6])	31) Sf5—d6	Aufgegeben.
16) a4—b5:	a6—b5:		

[1]) So spielte Tschigorin zuerst in seinem Wettkampf gegen Dr. Tarrasch, und zwar mit gutem Erfolg. Aber billigen können wir diesen Zug, der allen Entwicklungsregeln zuwiderläuft, deshalb doch nicht.

[2]) Die beste Entgegnung ist c7—c5.

[3]) Dies ist offenbar ein verlorener Zug. Wollte Schwarz eine offene Partie haben, so konnte er das gleich im ersten Zuge erreichen.

[4]) Schwarz sollte hier sofort d7—d5 thun und später Lf8—d6 folgen lassen. Er hätte dann ein Tempo gespart.

[5]) Schwarz sollte den Läufer nun ruhig auf e7 stehen lassen und zunächst mit O—O ꝛc. seine Entwicklung fortsetzen.

[6]) Dies schwächt die Stellung; wir würden De7—f7 oder auch Tf8—f7 vorziehen.

[7]) Etwas besser wäre hier wiederum De7—f7 oder auch g7—g6. Der Textzug verstattet dem Gegner abermals ein Tempo.

[8]) Besser ging auch hier die Dame nach f7. Aber das schwarze Spiel ist schwerlich mehr zu retten.

[9]) Tschigorins Stärke sind Springermanöver. Es ist jetzt Se1—d3—c5 beabsichtigt.

[10]) Dies gibt Gelegenheit zu einer überraschenden Kombination, die der russische Meister sich nicht entgehen läßt.

[11]) Lc8—f5: war hier geboten. Nach 31) Td8—b8: Db7—b8: 32) e4—f5: Tf7—f5: 33) Lg2—c6: Se8—c7 34) De3—c5 bezw. 32).... Db8—c7 33) De3—c5 Tf7—f6 34) Ta1—a6 hätte der Verlust sich freilich auch nicht mehr lange hinausschieben lassen.

Schachnachrichten.

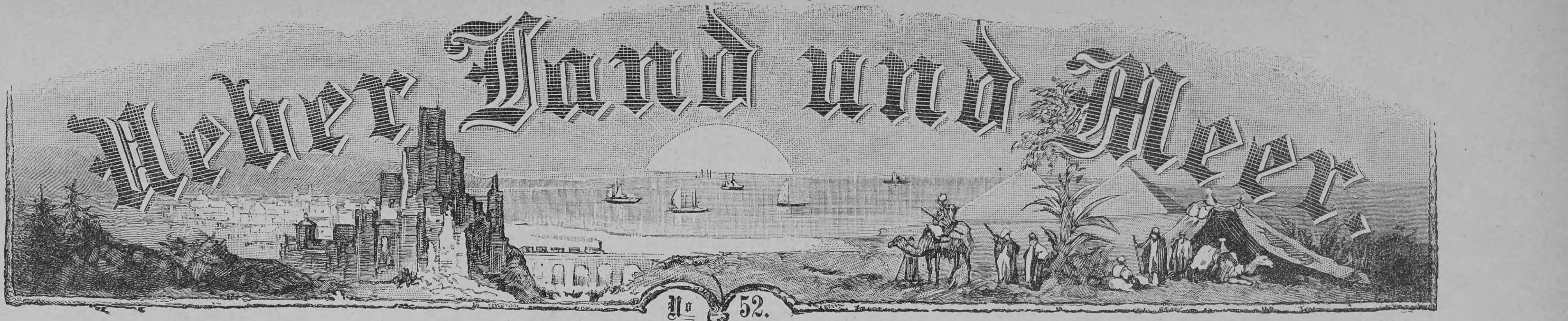
Zu Hastings (England) fand vom 5. August bis 3. September 1895 ein großes internationales Meisterturnier statt, an welchem sich 22 Kämpen aus allen Herren Länder beteiligten. Jeder hatte mit jedem andern 1 Partie, also 21 Partien zu spielen; Remis zählte für jeden der beiden als ½. Folgendes ist das Schlußergebnis des gewaltigen Kampfes:

Erster Preis,	3000	Mk.:	H. N. Pillsbury (New-York) mit 16½ Gewinnpartien.
Zweiter „	2300	„	M. Tschigorin (Petersburg), 16.
Dritter „	1700	„	E. Lasker (Berlin-London) 15½.
Vierter „	1200	„	Dr. S. Tarrasch (Nürnberg), 14.
Fünfter „	800	„	W. Steinitz (New-York), 13.
Sechster „	600	„	E. Schiffers (Petersburg), 12.
Siebenter „	400	„	geteilt zwischen B. v. Bardeleben (Leipzig) und R. Teichmann (London) mit je 11½ Gewinnpartien.

Ein Sonderpreis von 100 Mk. für das beste Resultat gegen die Preisträger fiel an K. Schlechter (Wien).

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

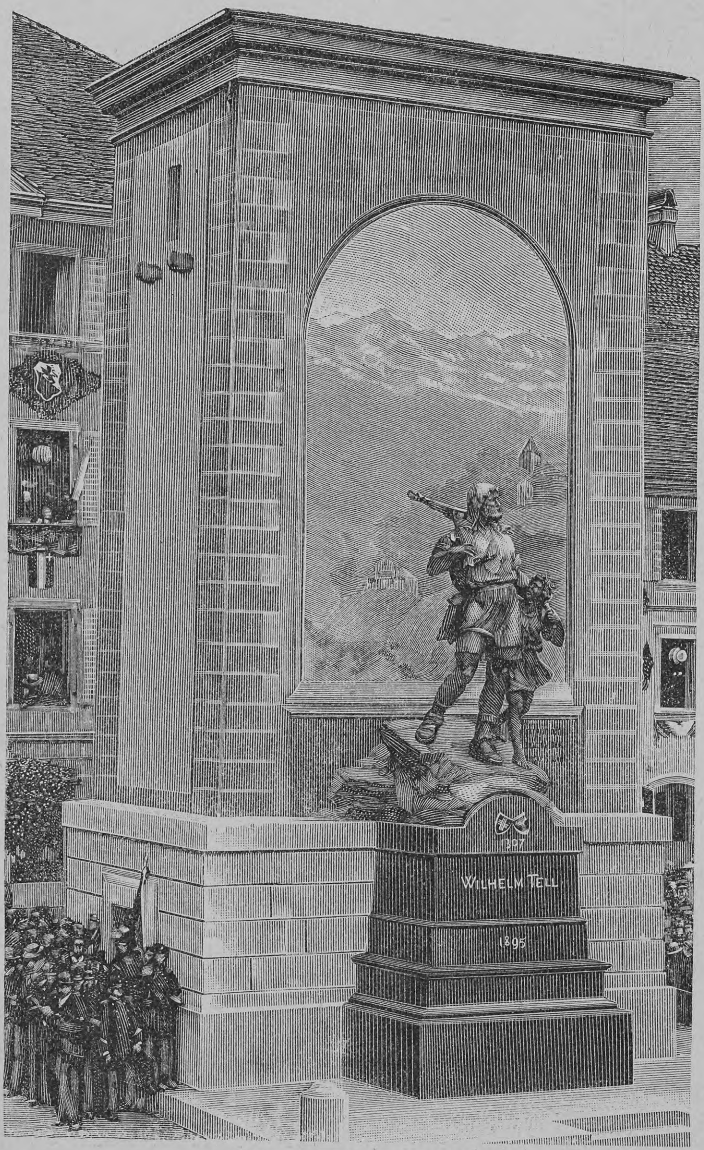
Digitized by Google



Aus Zeit und Leben.

Das neue Tell-Denkmal in Altdorf.

Wer in früheren Jahren den Flecken Altdorf im Kanton Uri besucht hat, der ist gewiß nicht wenig verwundert gewesen über das seltsame, aus Gips geformte Denkmal des Schweizer Nationalhelden, das eher wie das Werk eines Töpfers als eines Künstlers erschien und obendrein den legendarischen



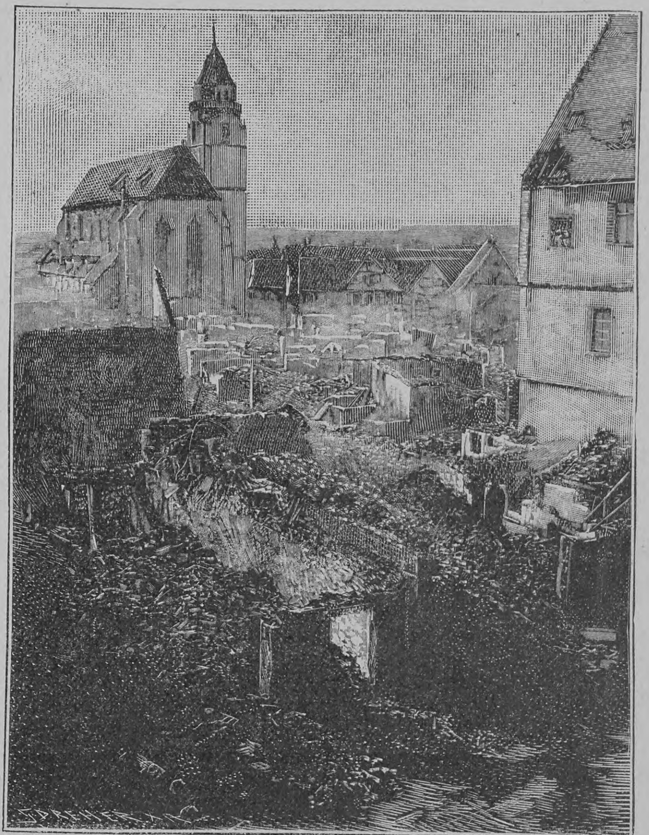
Das neue Tell-Denkmal in Altdorf.

Wilhelm Tell nicht in der ihm zukommenden Tracht, als schlichten Jäger, sondern als eine Art theatralischen Landsknecht darstellte. Das neue, von dem Solothurner Bildhauer Richard Kißling geformte Monument ist ein echtes Kunstwerk, und es kann als eine wirkliche Verkörperung des Volkshelden gelten. Das Denkmal erhebt sich auf dem Rathausplatz, wo sich die Scene vor dem Hut und der Apfelschuß abgespielt haben soll. An eben dieser Stelle steht ein alter grauer Turm, vielleicht früher Verteidigungszwecken gewidmet. An diesem stand noch 1567 die ehrwürdige Linde, unter welche angeblich der Knabe Tells zum Apfelschuß gestellt wurde. Das Postament geht in einen Felsen über, den Abschluß eines Weges, von Bürglen, darstellend. Seitlich vom Felsen sind Bronzeplatten eingelassen mit dem Schillerschen Spruch: „Erzählen wird man von dem Schützen Tell, so lang die Berge stehn auf ihrem Grunde“. Da steigt er mit seinem Sohne herab; noch wenige Schritte, und schon ist er Gefangener von Geßlers Knechten, weil er dem Hut nicht Reverenz erweist Auf dem Frontspiegel stehen die Worte: „Wilhelm Tell“ und darüber unterhalb des Gesimses das urnersche und schweizerische Wappenschild mit der Jahreszahl 1307 und unten im Abschlußfeld 1895 Die Gruppe erreicht mit dem Felsen, auf dem sie steht, eine Höhe von 4,30 Meter; das Postament, dessen einfache Gliederung wohlthuend auffällt, ist 3,70 Meter hoch. Dieser Tell ist ein echter Sohn der Berge, wie das Volk sich seine Helden vorstellt, schlicht, einfach, kraftvoll: im Hirtenhemd und wie ein Jäger mit knapp sitzenden Socken und starken Bergschuhen, am Lendengürtel den Bolzensack und über die Schulter gelegt die Armbrust, denn „mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt“. Ueber sein Antlitz geht ein sinnender Ernst; er weiß, „ich thue recht und scheue keinen Feind“; aber er weiß auch, der Feind ist wach und sucht ihn zu verderben. Darum legt er seinem fröhlich plaudernden Sohne in Vaterliebe schützend die Hand über die Schulter. In dankbarer Freude über das schöne Gelingen des Werkes hat die Regierung des Kantons Uri dem Schöpfer des Denkmals einen prachtvollen Silberpokal in getriebener Arbeit verehrt.

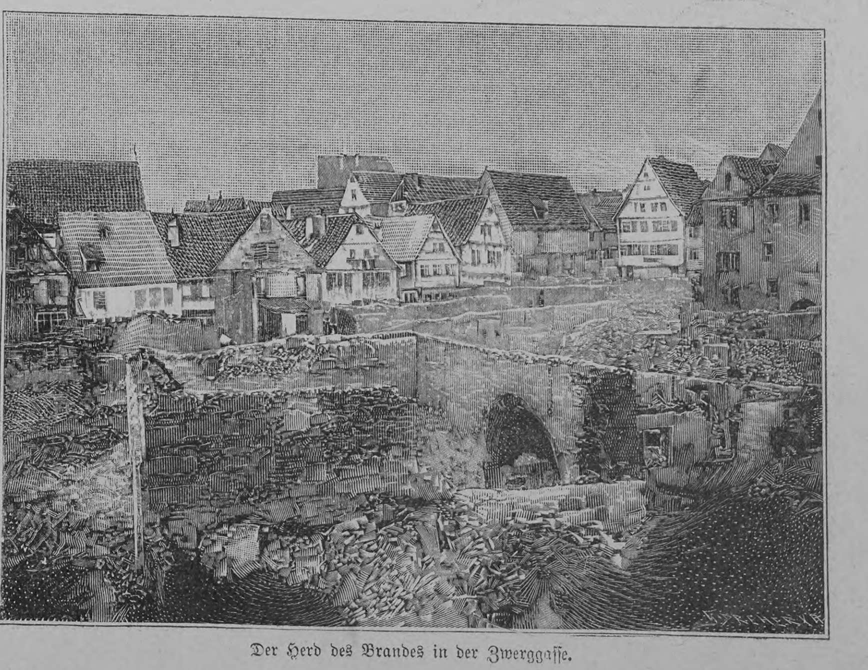
Der Brand von Leonberg.

Nach photographischen Aufnahmen von O. Hirrlinger in Stuttgart.

Von einem furchtbaren Unglück wurde am 8. September die Oberamtsstadt Leonberg in Württemberg betroffen. In der Scheuer eines Schuhmachers in der Zwerggasse brach am Nachmittag gegen halb vier Uhr ein Feuer aus, das bei der herrschenden Dürre und der Enge der Straßen jenes Stadtteils mit rasender Geschwindigkeit um sich griff. Zunächst nahmen die Flammen den Weg nach dem Rathause zu, das auch thatsächlich an drei Seiten von den feurigen Gluten ergriffen wurde, aber der aufopfernden Thätigkeit der Rettungsmannschaften gelang es, an dieser Stelle des entfesselten Elementes Herr zu werden. Dagegen wendeten sich die Flammen, da plötzlich der Wind umschlug, nach der Kirche zu, Flugfeuer setzte noch weitere Gebäude in Brand, und in unglaublich kurzer Zeit wogte ein Flammenmeer in dem Straßenviertel zwischen Kirche und Rathaus, begrenzt durch die Schloß-, Kloster- und Kirchgasse. Die Feuerwehr hatte eine furchtbare Arbeit vor sich; während sie den Kampf an einer Stelle mit dem verheerenden Elemente aufnahm, brach das Feuer gleichzeitig an verschiedenen anderen Stellen aus. Das vom Brande betroffene Viertel war, wie schon erwähnt, außerordentlich eng gebaut, und die mit Sommerfrüchten dicht gefüllten Scheunen gaben dem Feuer reichliche Nahrung. Bald waren auch die durch Telegraph, Fahrrad und Feuerreiter herbeigerufenen Feuerwehren der Nachbarorte zur Stelle und beteiligten sich in rühmenswerter Weise an den Löscharbeiten, denen aber bald das wichtigste Element, das Wasser, mangelte. Durch Fuhrwerke wurde indessen dasselbe aus dem Feuersee herbeigeholt, und so gelang es schließlich, gegen zwei Uhr früh des andern Tages den Brand auf seinen Herd zu beschränken und die angrenzenden Häuser, von welchen viele beschädigt sind, zu retten. Als ein wahres Wunder ist es anzusehen, daß bei dem verheerenden und so schnell um sich greifenden Brande keine Menschenleben verloren gegangen sind, um so größer aber ist der materielle Schaden. 54 Hauptgebäude, daneben noch viele Scheuern und Schuppen, sanken in Asche, und 70 Familien wurden des Obdachs beraubt. Der Schaden an Gebäuden und Mobilien wird auf eine halbe Million Mark geschätzt. Wohl waren die meisten Abgebrannten versichert, aber nur mit geringen Beträgen, und so ist denn über viele plötzlich Not und Elend gekommen. Möge die werkthätige Menschenliebe nicht säumen, schnell und hilfreich einzutreten. — Mehrere der jetzt abgebrannten Häuser sind im Laufe der Zeit von berühmten oder doch merkwürdigen Personen bewohnt worden. Genau vor hundert Jahren zog Schillers Mutter, die Majorswitwe, von der Solitude nach Leonberg und wohnte dort mehrere Jahre. Vom Jahre 1575 ab wurde Keplers Vater in Leonberg ansässig, und der berühmte Astronom selbst besuchte die Leonberger Schule vom Jahre 1577 bis 1584. Die Mutter Keplers hatte im Jahre 1620 in Leonberg einen ernsten Hexenprozeß zu bestehen. Im Diakonatshause zu Leonberg wurden der Philosoph W. J. Schelling, und der Inspektor der Baseler Missionsanstalt, Josenhans, geboren. Endlich wurde in Leonberg als Sohn des Bürgermeisters, nachmaligen Gründers der Gemeinde Kornthal, Wilhelm Hoffmann geboren, der als Hofprediger und Generalsuperintendent in Berlin 1873 gestorben ist.



Trümmerfeld zwischen Kirche und Rathaus.



Der Herd des Brandes in der Zwerggasse.

Digitized by Google

An unsere Leser!

Mit der nächsten Nummer tritt „Ueber Land und Meer“ in sein 38. Lebensjahr. Das bedeutet bei deutschen Zeitschriften ein hohes Alter: **„Ueber Land und Meer“** hat sich nie jugendkräftiger, nie vollsaftiger gefühlt als gerade jetzt. Wir beginnen mit diesem neuen Jahrgang eine neue Aera unseres Weltblattes! Die besten Romane, die feinstgestimmten Novellen, die geistvollsten Aufsätze sind unserer neuen Redaktion für die Leser von „Ueber Land und Meer“ gerade gut genug; um die bildliche Ausstattung auf gleiche Höhe zu bringen, hat die Verlagshandlung sich der Aufgabe unterzogen, ihre sämtlichen technischen Anstalten mit einem Schlage neu zu organisiren. Schon die demnächst erscheinende erste Nummer des neuen Jahrganges wird, woran wir nicht zweifeln, unsern Wahlspruch bethätigen: **Kein lesenswerteres, kein schöneres Familienblatt als „Ueber Land und Meer“!**

Wir eröffnen diesen 38. Jahrgang mit den Werken zweier unserer **berühmtesten Romandichter:**

Abenteuer eines Blaustrümpfchens. Von **Paul Heyse**	und	**Maximum.** Roman aus Monte Carlo. Von **Ossip Schubin.**

An diese voll aus dem Leben der Gegenwart schöpfenden Erzählungen wird sich eine Novelle von **Rudolf Lindau** anschließen, dem genauen Kenner des Orients, der in seinem **„Tebildschi“** gleichsam ein reizvolles Bild aus „Tausend und eine Nacht“ herausführt, und mit seinem Roman **„Die Achenbacher“** bietet **Anton von Perfall**, der Meister in der Schilderung oberbayrischen Volkslebens, eine kernige Dorfgeschichte.

Es folgen Romane und Novellen aus der Feder unserer ersten deutschen Autoren wie

Fürst Friedrich Wrede: „Grenzen der Freundschaft“. Eine Waldgeschichte.

Gräfin Agnes von Klinckowstroem: „Verlorene Liebesmüh“. Sportroman.

C. Schröder: „Kastengeist“. Eine lebensvolle und fesselnde Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse des englischen Hochadels.

Otto Elster: „Ein Mißverständnis“. Militärhumoreske.

Ernst Lenbach: „Die Gefahren des Reichtums“. Erzählung eines Gymnasialdirektors.

Eine besondere Pflege werden wir wiederum jener Abteilung unseres Weltblattes angedeihen lassen, die den

Tagesereignissen in Wort und Bild

folgt; nicht umsonst führt unser „Ueber Land und Meer“ den Titel: „Deutsche Illustrirte Zeitung“. Unsern Damen bietet die illustrirte Rubrik „Unter uns“ vielseitige Anregung und Belehrung.

Der bildliche Teil, mit gewissenhafter Sorgfalt vorbereitet, wird jedem Liebhaber und Kenner durch seine hohe technische Vollendung Freude bereiten. Musterleistungen auf dem Gebiete des **Aquarell-Holzschnittes**, wie doppel- und einseitige Extra-Kunstbeilagen, Facsimile-Wiedergaben von Gemälden und aquarellirten Illustrationen inmitten des Textes bilden von jetzt an die unübertroffene Eigenart von „Ueber Land und Meer“.

Deshalb nahen wir uns unseren alten Abonnenten mit der herzlichen Bitte, uns ihre Gunst auch für den neuen Jahrgang zu bewahren, damit wir unserem eifrig verfolgten Ziele, „Ueber Land und Meer“ zum lesenswertesten und schönsten deutschen Familienblatt zu machen, Schritt um Schritt näher kommen.

Der achtunddreißigste Jahrgang von „Ueber Land und Meer“ (Oktober 1895/96) **erscheint als**

Groß-Folio-Ausgabe in Wochennummern von mindestens $2\frac{1}{2}$ Bogen oder 20 Seiten größtes Folio zum vierteljährigen Abonnementspreis (für 13 Nummern) von 3 Mark 50 Pfennig durch den Buchhandel, oder 3 Mark 75 Pfennig durch die Post bezogen.

Großfolio-Ausgabe in vierzehntägigen Heften von mindestens je 5 Bogen größtes Folio in neuem, meisterhaften, vielfarbigen Umschlag von Prof. N. Gysis (jährlich 26 Hefte) zum Preis von 60 Pfennig pro Heft im Abonnement.

Wieder stehen wir vor dem Schlusse eines Jahrganges unserer „Deutschen Roman-Bibliothek“ und auch hier vor einer entscheidenden Wende. Redaktion und Verlagshandlung, aufgefordert durch zahlreiche Zuschriften aus Abonnentenkreisen, haben sich bereit finden lassen, die Grenzen, wie sie zum Beispiel unserm Familienblatt „Ueber Land und Meer“ naturgemäß gesteckt sind, zu erweitern und für die erwachsenen, feingebildeten Leserkreise der „Deutschen Roman-Bibliothek“ auch Autoren zu Worte kommen zu lassen, die bei freierer Auffassung moderne Stoffe in literarisch hochstehender Form behandeln.

Die „Deutsche Roman-Bibliothek“ eröffnet ihren **vierundzwanzigsten** Jahrgang mit den neuesten Werken zweier unsrer beliebtesten deutschen Autoren:

Karl von Heigel:

„Der Herr Stationschef“

und

Marie Bernhard:

„Schule des Lebens“.

In beiden Romanen gelangen die Gegensätze und Widersprüche des modernen Lebens zu packendem Ausdruck, und mit dem fesselnden Inhalt verbindet sich eine vornehme künstlerische Darstellung. An diese Werke, die ohne Frage unsere Leser und die berufene Kritik als bedeutende Erscheinungen anerkennen werden, schließen sich im neuen Jahrgang Romane und Novellen an von

Fr. Jacobsen: „Charon“, eine reizvolle, ergreifende Schilderung aus Schleswig.

Wolfgang Kirchbach: „Städter“, eine tragikomische Geschichte vom Lande.

Amélie Linz-Godin: „Ein Schicksal“, eine eigenartige, dramatisch bewegte Erzählung, reich an fein empfundenen wie meisterhaft gemalten Seelenkonflikten.

Ernst Remin: „Stille Tragödie“, eine ungewöhnlich fesselnde Erzählung, in deren Vordergrunde die moderne „unverstandene“ Frau steht.

Bertha von Suttner: „Einsam und arm“, eine in die Form der Monographie gekleidete Erzählung von packender Lebenswahrheit und erschütternder Tragik.

Olga Wohlbrück: „Ihr Kind“, eine Novelle, die ebenso originell in der Erfindung wie künstlerisch vollendet in der Ausführung ist.

Ihrem im wahren Sinne des Wortes gewählten Inhalte entsprechend, wird die „Deutsche Romanbibliothek“ auch in ihrer äußeren Erscheinung vornehmer auftreten; ein neuer, von Künstlerhand entworfener Umschlag und Titelkopf wird den nächsten Jahrgang zieren.

Wir bitten deshalb unsere geehrten Leserinnen und Leser, uns durch treues zur Seite Stehen im neuen Jahrgang zu ferneren Vervollkommnungen anzuspornen, damit unser altes, nur vaterländischen Autoren offenstehendes Blatt seinen festgegründeten Ruf noch überstrahle.

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich.
Preis in vierzehntägigen Heften nur 35 Pfennig pro Heft.

☞ Damit **keine Unterbrechung in der Zusendung** der Nummern oder Hefte eintritt, bitten wir, das **Abonnement** auf den **neuen** Jahrgang bei der Bezugsquelle, welche den Jahrgang 1895 lieferte, **gefl. sogleich zu erneuern,** wobei wir bemerken, daß die **Postämter** sowohl von „Ueber Land und Meer“ als „Deutsche Romanbibliothek“ nur Abonnements auf die **wöchentliche** Nummern-Ausgabe entgegennehmen.

Ein Subskriptionsschein liegt dieser Nummer zu gefälliger Benützung bei.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Technikum Mittweida.
KÖNIGREICH SACHSEN.
Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Henneberg-Seide
— nur ächt, wenn direkt ab meiner Fabrik bezogen — schwarz, weiß u. farbig v. 60 Pfge. bis 18.65 p. Met. — glatt, gestreift, karrirt, gemustert, Damaste &c., ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins &c. — **Porto- und steuerfrei ins Haus!** Katalog u. Muster umgehend.
G. Henneberg's Seiden-Fabrik (K. u. K. Hofl.) Zürich.

Leonhardi's
Tinten
Specialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte
Eisengallus-(Normal-) Tinten, Klasse I. u. II.
Infolge besonderer Herstellung ☞ von **unübertroffener Güte** und **billig,** weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.
Das Beste für Bücher, Akten, Documente und Schriften aller Art.
Jede Füllung trägt einen Hinweis auf staatliche Prüfung.
Goldene Medaillen
Ehren- u. Verdienst-Diplome
Aug. Leonhardi
Fabrik Dresden, gegr. 1826

Fabrik von sämtlichen
Musikinstrumenten
und Musikwerken,

Harmoniums, Cottage-Orgeln Thuringia, das beste d. Welt
Haus I. Ranges.
Illustr. Prachtkatalog gratis und franko.
H. Behrendt's Musikhaus,
Berlin, Friedrichstrasse 160, parterre und I. Etage.

Neuheiten in Seidenstoffen
weisse, schwarze und farbige jeder Art zu wirklichen Fabrikpreisen unter Garantie für Echtheit und Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. Mtr. porto- und zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungsschreiben, Muster frko. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz.
Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
Königl. Spanische Hoflieferanten.

Preise 120, 140, 250, 275, 325, 350, 400, 500, 550, 650, 800 Mark.
Amerik. Harmoniums
der berühmten Carpenter Organ Co.
☞ Höchste Auszeichnung in Chicago.
General-Vertrieb für d. Europ. Kontinent:
Jul. Heinr. Zimmermann,
Musikexport, Leipzig.
☞ Illustrirte Preisliste gratis u. franko.

Berlin Ecke Leipzgstr.- u. Kommandant.-Str. 89.
Breslau, Hamburg, Köln, Dresden, Leipzig, München.
Dr. J. Schanz & Co.
Patente
billigst, reell, sorgfältig, schnell
☞ Vergünstigungen ☜
wie von keiner anderen Seite.
An- und Verkauf von Erfindungen.

Schwerhörige
können durch Unterricht und Uebung eine solche Fertigkeit im Ablesen des Vorgesprochenen erhalten, daß man in der Unterhaltung mit denselben ihr Leiden kaum bemerkt. Ein Hörrohr ist entbehrlich. Prospekte gratis. Julius und Friedrich Müller-Walle, Berlin W., Bülowstraße 87.

Technikum Neustadt
Mecklenburg.
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Schule.
Maschinenbau. *Elektrotechn.* *Elektrotechn. u. Maschinentechn. Praktikum*
Baugewerk- *Bahnmeister-* *Tischler-Fach-* *Schule.*

Digitized by Google

Literatur.

— Lehrbuch der Graphologie von L. Meyer (Laura von Albertini) [Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft]. Ein Buch, das von einer in der Praxis bewährten Kraft herstammt, erweckt immer günstige Vorurteile. Hier sind diese in hohem Maße gerechtfertigt. Es kommt der Verfasserin zu statten, daß sie aus einer so reichen und langen Erfahrung schöpft, wie sie kaum einem andern zur Verfügung steht. Rein experimentell vorgehend und sich ausschließlich an die Empirie haltend, vermeidet sie das Gebiet der sogenannten psychologischen und philosophischen Erörterungen, die, obgleich seit einiger Zeit an der Tagesordnung, im Grunde eher blenden als fördern. Dafür finden wir überall die Hauptsache, nämlich große Sorgfalt und angeborenen graphologischen Feinsinn, der die praktischen Möglichkeiten genau abwägt und eine Fülle neuer Ideen hervorbringt. Rechnen wir dazu die klare Darstellung, eine große Lehrgabe, die Erläuterung des umfangreichen Textes durch etwa dreihundert Illustrationen, so müssen wir sagen, daß Meyers Lehrbuch das beste ist, das auf dem Gebiete der Graphologie überhaupt existirt. Es kann dem Anfänger und dem Vorgerückten nicht eindringlich genug empfohlen werden. F.

— Als ein Prachtband seltener Art muß ein im Verlage von Felix Krais in Stuttgart erschienenes Buch in stattlichem Quartformat bezeichnet werden: Die graphischen Künste der Gegenwart, ein Führer durch das Buchgewerbe, von Theodor Goebel. Der Verfasser verfolgt in diesem reich illustrirten und in vornehmster Weise ausgestatteten Werke einen doppelten Zweck; er will zunächst dem buchhändlerischen Fachmann Gelegenheit geben, sich auf dem Gebiete der graphischen Technik, auf welchem heutzutage Neuerung auf Neuerung sich drängt, zu orientiren und sodann an der Hand eines umfangreichen Materials eine Ueberschau über den dermaligen Stand des graphischen Gewerbes bieten. Nach beiden Seiten hin wird er seiner Aufgabe in jeder Weise gerecht. Er belehrt uns darüber, wie ein Werk zum Druck zu befördern, und wie dafür Format, Papier, Schrift, Illustrationen und für diese das zweckentsprechende Verfahren festzustellen ist. Er nimmt in sein Werk auf, was dem Druckbesteller, sei er Verleger, Beamter, Kaufmann und so weiter, in dieser Hinsicht zu wissen nützlich sein kann; Papier, Schrift, Druckfarbe und die verschiedenen Druck- und Illustrationsverfahren werden erörtert und in einer auch dem Nichtfachmann verständlichen Weise erläutert. Von größtem Werte ist dabei, daß uns alles, was hierbei in Frage kommt, von der einfachsten Schriftgattung bis zum komplizirtesten Farbendruckblatte, in handgreiflichem Beispiele vor Augen geführt wird. Nahezu zweihundert Kunstbeilagen versinnlichen uns, was durch die zur Zeit bestehenden Druckverfahren geleistet wird, und zeigen zugleich, wie diese Leistungen für jeden einzelnen Fall am zweckmäßigsten zu verwerten sind. Durch diese Beilagen wird aber auch der weitere Zweck des Buches (das selbst in allen seinen Einzelheiten bis auf die Einbanddecke als eine typographische Kunstleistung von hervorragendem Werte zu bezeichnen ist) erfüllt, eine Ueberschau über den Stand der graphischen Künste im Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts zu bieten. Erfreulicherweise gestaltet diese Ueberschau sich zu einem Denkmale, und zwar zu einem Denkmale der ehrendsten Art, das den derzeitigen Stand der graphischen Technik in Deutschland in günstigstem Lichte erscheinen läßt. Das Buch kann daher nicht allein dem Fachmann, sondern jedem, der Sinn für die Entwicklung unserer heimischen Kunstindustrie hat, angelegentlich empfohlen werden. h.

Briefmappe.

A. v. G. in Berlin NO. Sie irren sich; gemeint ist hier Philipp Franz von Siebold, der Erforscher Japans, ein Enkel von Karl Kaspar von Siebold. Nach ihm ist auch die betreffende Pflanze Sedum Japonicum Sieboldii benannt, die hübsche Abart des Mauerpfeffers, die ihre zierlichen Blüten bis spät in den Herbst hinein treibt. Sehr gut läßt das Pflänzchen sich als Einfassung von Gartenbeeten und Gräbern verwenden. Die Vermehrung wird einfach durch Zerteilung im Frühjahr vorgenommen und geht ungemein rasch von statten.

Emma R. in G. Mit cordon bleu bezeichnet oder bezeichnete man zur Zeit der haute cuisine in Frankreich das weibliche Küchengenie, das gleichen Rang mit dem männlichen Kochkünstler beanspruchen durfte, ja noch über diesen gestellt wurde. Der Ursprung des Ausdruckes ist noch nicht ganz klar gestellt, wahrscheinlich geht er jedoch auf einen Vergleich mit dem blauen Bande des Ordens vom heiligen Geiste zurück. Das seltene Vorkommen dieses Ordensbandes war sprichwörtlich, und man wollte daher wohl nur sagen, daß eine Köchin, die es in ihrem Berufe bis zur wirklichen Künstlerschaft gebracht habe, etwas ebenso Seltenes und ebenso Begehrenswertes sei wie die vielerstrebte Ordensauszeichnung.

„Das Leben für den Zaren." Mit dem Grabdenkmal des berühmten russischen Komponisten Glinka verhält es sich folgendermaßen: Glinka starb am 3. Februar 1857 in Berlin, wo er weilte, um bei dem Musiktheoretiker Siegfried Wilhelm Dehn Studien zu machen. Die Bestattung erfolgte daselbst auf dem lutherischen Dreifaltigkeitskirchhofe, und über dem Grabe wurde ein Denkmal errichtet. Nachdem die Ueberreste des Meisters nach Petersburg übergeführt worden waren, sollte das Denkmal als gegenstandslos beseitigt werden, aber auf Ersuchen der St. Wladimirbrüderschaft wurde es dieser überlassen und in dem Gewölbe der russischen Friedhofskirche in Tegel aufgestellt, wo es sich noch befindet.

Richtige Lösungen sandten ein: Adele Hoffmann in Crefeld (2). Heinrich Serman in Berditschew (5). „Ignatia" in Bückeburg. Clementine v. H. in Dortrecht. Jakob Kellenberger in St. Gallen. „Blaublümlein" in Friedrichshafen. O. D., stud. med. in Marburg (3). Maud Johnson in Evansville, Ill. Marie v. Pachner in Kaluga. Jenny Hartmeier in Stuttgart (4). „Fritz und Frizzi" in Wien. Die kleine Ella in Hamburg (3).

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
München: Alex. Braunschild (Gabelsbergerstraße 86, I., l.);
Budapest: Moritz Hecht (V. Arany Janosgasse 5).

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Solide schwarze Seide
garantirt unerschwert végétal gefärbt, das denkbar Schönste und Reinste, alles übertreffend, zu allen Zwecken das Beste,
von 2 Mark bis 12 Mark, glatt, gemustert, armurirt, direkt aus der Fabrik, meter- und robenweise. Porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend franko.

Lasse sich der Konsument von den anscheinend billigen Apparenzstoffen nicht mehr einnehmen, die mit Metallen und Fetten beschwert sind, nach kurzer Zeit speckig aussehen und in den Falten Löcher bekommen. „Das Beste ist das Billigste und Schönste". Man verlange stets unsere Muster, bevor man anderswo kauft.

Stehli & Co. in Zürich,
gegründet 1840.
Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien Obfelden und Arth und Filanda Germignaga (Lago maggiore).

Dresden: Pragerstrasse 25.

Grösste Fabrik dieses Namens.

Berlin: Königgrätzerstr. 81.

So

was
soll Jedermann erfahren.
Revolver von 5 Mk. an,
Taschen-Teschin von 2,50 Mk. an,
Garten-Teschin von 7 Mk. an,
Jagd-Karabiner von 15 Mk. an,
Scheibenbüchsen von 15 Mk. an,
Centralfeuer-Doppelflinten von 32 Mk. an,
Einläufige Cal. 16 von 20 Mk. an,
Engl. Polizeiknüppel v. 1,50 Mk. an,
Luft-Pistolen von 3 Mk. an,
Luft-Gewehre von 8 Mk. an,
Schlagringe von 50 Pf. an,
Bulldogg-Messer von 1 Mk. an,
Ochsenziemer von 2 Mk. an
versendet gegen Postnachnahme. Umtausch gestattet.
Preislisten mit 300 Bildern gratis
Hippolit Mehles,
Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Gesichtshaare
u. ihre Heilung (Schrift v. Dr. Clasen) vers. geg. 130 Pf. Apoth. **Wegener, Rheinfeld i. H.**

Das eleganteste, billigste und vornehmste Modenblatt der Welt.

Billige Ausgabe
Billigstes Modenblatt der Welt!
(mit bunter Fächer-Vignette)
Verlag JOHN HENRY SCHWERIN.
75 Pf. vierteljährlich.
GROSSE MODENWELT.
mit bunter Fächer-Vignette
Verlag JOHN HENRY SCHWERIN.
Alle **14 Tage:** in Grossfolio-Format 8 Seiten Moden- u. Handarbeiten, Genrebilder, erste Pariser Modelle, sowie alle 14 Tage: doppeltseit. Schnittmuster-Bogen; vierteljährlich vielfigürliches Stahlstich-Modencolorit. Die 1 Mk.-Ausgabe, welche bestehen bleibt, enthält ausserdem alle 14 Tage reich illustr. Belletristik u. Frauen-Zeitung, sowie vierteljährl. 3 vierseit. Extra-Handarbeiten-Beilagen u. 3 Stahlstich-Modencolorits u. hat:
140,000 Abonnenten!! **75 Pf.** vierteljährlich.

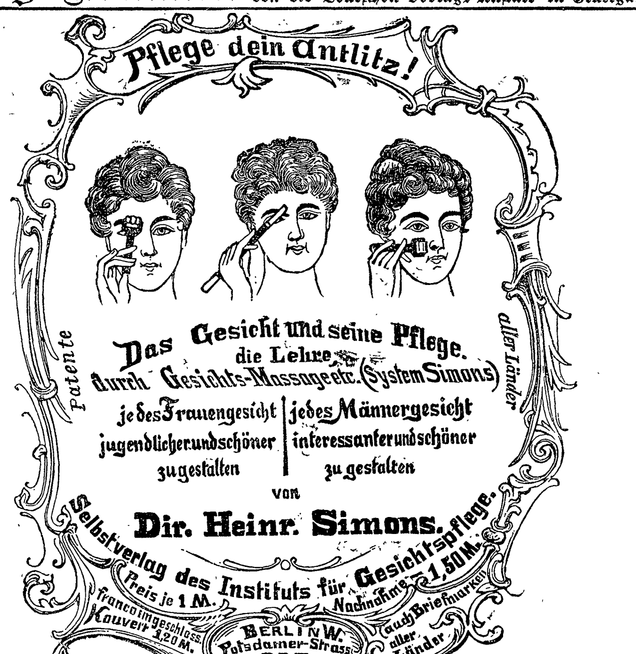
Gratis-Probenummern d. „Grosse Modenwelt", bill. Ausgabe, durch alle Buchhandlungen. Abonnements zu 75 Pf. ebendaselbst, bei der Post und durch **John Henry Schwerin,** Berlin W. 35, Steglitzer-Strasse 11.

☞ **Man achte genau auf den Titel:** Verlag John Henry Schwerin, Berlin!
„Grosse Modenwelt" mit bunter Fächer-Vignette!

H. Lehr & Co.
in Easton, Pa.,
älteste und bedeutendste Fabrikanten von
70ktav-Harmoniums.
Besondere Vorzüge der **Lehr-Organs:** prachtvoller, großer Orgelton, außerordentlich leichter Anschlag, elegantes Aeußere, vereinfachte Konstruktion, sehr mäßige Preise. Illustrirte Kataloge gratis und franko.
Zentrale für das europäische Geschäft:
Carl Jungk, Bremen.

Empfehlen unsere selbstgekelterten
Ahr-Rotweine
garantirt rein von **90 Pfg.** an per Liter, in Gebinden von 17 Liter an u. erklären uns bereit, falls die Ware nicht zur größten Zufriedenheit ausfallen sollte, dieselbe auf unsere Kosten zurückzunehmen. **Proben gratis und franko.**
Gebr. Both, Ahrweiler 32.

Billige Romane. Verzeichnis hierüber auf Verlangen kosten- und postfrei von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



Erfrischende, abführende Fruchtpastille
TAMAR INDIEN GRILLON
Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS. 33, Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

„Plätte isolirt!“
Gesundheitsplätteisen.

Erhältlich in den Hausgeräte-Handlungen. Stück 5—7½ Mark. Wo nicht zu haben, wende man sich an mich direkt. Kataloge gratis und franko.

Moritz Priebs
Dresden A.

!!! Gesundheits-Decken !!!

ärztl. empf. Schlaf- und Reisedecken in schönen, soliden Mustern, 150×200 cm, Stück **4,75 Mk.**, vers. geg. Nachn. oder vorherige Einsendung d. Betrages d. Decken-Fabrik von **J. Brünn, Berlin,** C. Hackescher Markt 4. Franko Versand von 2 Stück an. Für gute Qualität bürgt das Renommé meiner seit 25 Jahren bestehenden Fabrik.

Dr. BÖHME NACHF. H. GÖTZE
Berlin C. August-Str. 30
Anfang APRIL October
Maschinenbau-Unterrichts Anstalt
Prosp. zu verl.

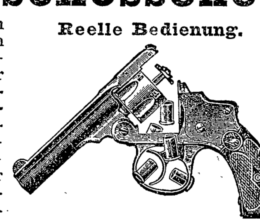
PATENTE
schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS,
Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

DETAILVERKAUF in allen besseren Schuhhandlungen des In- & Auslandes.

Reelle Bedienung, zuverlässige und gediegene Arbeit:
Garantirt Eingeschossene

Revolver Kaliber 7 mm 6 Mk., Kal. 9 mm 9 Mk. — **Teschin-Gewehre** ohne lauten Knall Kal. 6 mm 8 Mk., Kal. 9 mm 15 Mk. — **Doppeljagdkarabiner** 30 Mk., einläufiger Jagdkarabiner 20 Mk. — **Westentaschen-Teschins** 4 Mk. — **Pürsch- u. Scheibenbüchsen** von 30 Mk. an. — **Zentralfeuer-Doppelflinten** prima Qual. von 35 Mk. an. — **Patentluftgewehre** ohne Geräusch 20 Mk. — **100 Zentral-Hülsen** 1,70 Mk. — Zu jeder Waffe 25 Patronen gratis. — Packung umsonst. — Preislisten gratis u. franko. — Umtausch kostenlos. — Katalog 64 Seiten.

Reelle Bedienung.



Georg Knaak, **Deutsche Waffenfabrik.** Lieferant aller Jagd- u. Schützenvereine. **Berlin SW. 12.** Friedrichstr. 212.

Jede Flasche trägt Etiquette mit der seit 1879 eingetragenen Schutzmarke

Alt. Nordhäuser Korn a Lfl. incl. M. 1,25
Alt. Nordhäuser Korn (Jagdkorn) „ 1,75
Alten Nordhäuser Korn, feinste Qualität, M. 2,50, ff. Qualität M. 3,—
Feinst. Nordh. Getreidekümmel „ 1,75
Nordhäuser Kräuter-Magenbitter, passe-par-tout M. 2,—
versendet incl. Flasche od. Gebinde beliebiger Größe gegen Nachnahme oder Einsendung **Kornbranntw.-Brennerei u. Likörfbr.** Fa. **Anton Wiese, Nordhausen** a/H. Man verlange Preisliste über ff. **Liköre.** Fäßchen à 4 Liter oder Kiste 2 Fl.: Postcolli.

Wer i. d. **franz., engl.** und **ital.** Sprache **billig und schnell** sich fortbilden will, abonnire auf d. Unterrichtsblätter **„Le Répétiteur“ — „The Repeater“ — „Il ripetitore“.** Preis pro Quartal bei 14tägigem Erscheinen **nur à 1 M.,** bei direkter Zusendung **à 1,20 M.** Bestellungen nehmen sämmtliche Postämter und Buchhdl. entgegen. Man verlange Probe n. gratis u. franko vom Verlag
Rosenbaum & Hart Berlin W. 41.

Ist das Beste aller
Fleckenreinigungsmittel.
Zu haben in Originalfl. zu 50 ₰. und 1 M. in allen einschlägigen Geschäften.
General-Depots in Oesterr.-Ung.: Reiner Lipót és Ferencz Budapest, Kiraly-Utcza 41. — Nägele & Strubell, Wien I, Graben 27.
Wo keine Verkaufsstellen versende direkt.
Chem. Fabrik **Wilh. Roloff,** Leipzig.

Stellung. **Existenz.**
Prospect gratis. Probebrief franco.
Gratis Prospect.
Brieflicher prämiierter Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Rechn., Correspond., Kontorarb.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Keine Vorherzahlung.
Gratis Prospect. Sicherer Erfolg garantiert
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes
von
B. SPRENGEL & Co.
HANNOVER
sind unübertrefflich.
Zu haben in fast allen besseren Geschäften

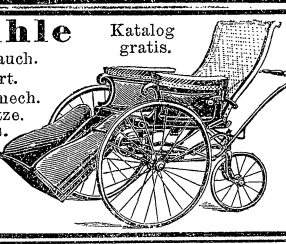
Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter.
Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten.
Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie., Königl. Niederl. Hoflief., **Berlin,** Leipzigerstr. 43.

Oswald Nier's Antigichtwein von **Duflot**-Paris hergestellt, beseitigt in **24** Stunden die heftigsten **Gicht- u. Rheumatismusschmerzen,** befreit von diesen Krankheiten, enthält weder Salicyl noch Colchicum, ist vollständig unschädlich.
Preis: **Mark Vier pro Flasche** in **jeder** Apotheke in Deutschland. No. 9.
Engros-Verkauf bei
Oswald Nier in Berlin,
daselbst Broschüre gratis und franco.

Gegründet 1840.
KEMPF-SECT
Gebrüder Kempf. Königl. Bayr. Hoflieferanten
Neustadt a. d. Haardt (Rheinpfalz)

Kranken-Fahrstühle Katalog gratis.
für Strassen-, Zimmer- und Gartengebrauch.
Kranken-Möbel aller Art.
Krankentische, stellb. Keilkissen, mech. Schlafsessel. Tragstühle u. -Sitze.
Zimmerklosets u. Bidets.
Vereinigte Sanitätsapparate-Fabriken
C. Maquet, Hoflieferanten,
prämiirt m. 20 goldenen Medaillen,
Berlin W., Charlottenstr. 63,
und **Heidelberg.**



Dresdn. Strickmaschinen
Fabrik, Löbtau-Dresden
empf. Masch. z. Anftg. v. Strümpfen, Jacken etc. für Gross-, Hausindustrie u. Familiengebr. Wiederverk. ges. Katalog frco.

Nebelbilder und Apparate
besonders für Künstler.
W. Hagedorn, Berlin, Alte Jacobstr. 5.
Illustr. Preislisten gratis und franko.

Weder dies noch jenes
wird Ihnen nützen, wenn Sie nicht die echte **Crême Grolich und Grolichseife** anwenden, denn nur die preisgekrönte **Crême Grolich u. Grolichseife** entfernen Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte ꝛc. und erhalten den Teint bis ins Alter blendend weiß und jugendlich frisch. Preis M. 2. — Vorsicht vor Nachahmungen! **Beim Kaufe verlange man ausdrücklich die preisgekrönte Crême Grolich und Grolichseife,** da es wertlose Nachahmungen gibt. Hauptdepot in der **Engeldroguerie Joh. Grolich in Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren Apothekern u. Droguisten.

LIEBIG COMPANY'S FLEISCH-EXTRACT
Nur aecht, wenn jeder Topf den Namenszug J. v. Liebig in blauer Farbe trägt.

Das Fleisch-Pepton
der Compagnie Liebig,
zeichnet sich besonders durch hervorragende Nährkraft aus,
und wird nach **Prof. Dr. Kemmerich's** Methode hergestellt
unter steter Kontrolle der Herren
Prof. Dr. M. von Pettenkofer und **Prof. Dr. Carl von Voit,** München.
Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des vierundzwanzigsten Heftes.

Text:

Seite

Pave, der Sünder. Eine Geschichte aus Dalmatien von Bernhardine Schulze-Smidt (Fortsetzung) . . . 865. 881
In und um Sedan 1870. Von Canera . . . 870
Spruch. Von H. H. . . . 870
Aus großer Zeit. Von E. Sch. . . . 871
Heinrich von Sybel † . . . 871
Flittergold? Novelle in Briefform von C. Schroeder (Fortsetzung) . . . 874. 890
Kriegschronik 1870—71 . . . 876. 887
Robert Toberentz † . . . 876
Tunis in Berlin . . . 876
Die Hochseen des Schwarzwaldes. Von Dr. W. . . . 878
Das Edelweiß. Von Reinhard E. Petermann . . . 878
Cagliostro. Von Ludwig Holthof . . . 879
Für müßige Stunden: Kreis-Arithmogriph. — Umstellungsrätsel. — Buchstabenrätsel. — Auflösung der Rätselaufgaben Seite 848 . . . 880
Bilderrätsel. — Worträtsel. — Fünfsilbige Charade. — Logogriph. — Auflösung der Rätselaufgaben S. 864. — Schach . . . 896
Schach . . . 880

Seite

Aus Zeit und Leben: Venedig in Wien. — Die Nord-Ostdeutsche Gewerbeausstellung zu Königsberg i. Pr. — Das Heinicke-Denkmal. — Notizblätter. — Briefmappe.
Sedan. Gedicht von Emanuel Geibel . . . 884
Die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin. Von P. W. 886
Die Jubelfeier der Schlacht bei Spichern. Von G. Köhl 886
Aphorismen. Von A. Stier . . . 887
Der Bierstaatauszug der Burschenschaft Teutonia zu Jena. Von J. Ambus . . . 887
Gräfin Maria von Linden, der erste weibliche Doktor der Universität Tübingen . . . 889
Alltags-Geschichten. Bilder aus dem deutschen Familienleben von Emanuel Spitzer: Bellos Porträt. — Lupus in fabula. Von B. Rauchenegger . . . 892
Niklas Becker und das Rheinlied. Von E. Sch. . . . 894
Der Vogelsang. Von F. A. Bacciocco . . . 894
Der zweite Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs. Von Dr. Ludwig Fuld . . . 896
Das landwirtschaftliche Zentralfest zu Biedenkopf im Lahnthal. — **Literatur.** — **Notizblätter.** — **Handschriften-Beurteilung.** — **Briefmappe.**

Illustrationen:

Seite

Heinrich von Sybel †. Nach einer Aufnahme von Hof-Photograph Albert Meyer in Berlin . . . 865
A. von Werner: **General Reille überbringt dem König Wilhelm Napoleons Brief** . . . 868. 869
Bayerndenkmal bei Bazeilles . . . 870
Ansichten von Sedan und Umgebung 1870 . . . 872
J. Lieck: **Grazia, Signore!** . . . 873
Schlafendes Mädchen. Modellirt von Robert Toberentz . . . 876
Die Tunesen im Passage-Panoptikum zu Berlin . . . 877
Die Hochseen des Schwarzwaldes: Mummelsee. — Wildsee . . . 878
Bildnis von Cagliostro . . . 880
Aus Zeit und Leben: Venedig in Wien. Drei Abbildungen nach Aufnahmen von Hof-Photograph Fritz Luckhardt in Wien. — Die Nord-Ostdeutsche Gewerbeausstellung zu Königsberg i. Pr. Zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von L. Minzloff daselbst. — Das Samuel Heinicke-Denkmal.

Seite

W. Camphausen: **Kaiser Napoleon III. und Fürst Bismarck am Morgen nach der Schlacht bei Sedan** . . . 881
Th. Rocholl: **König Wilhelms Ritt um Sedan** . . . 884
Die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin. Nach dem Plane von Baurat Franz Schwechten . . . 885
Grundriß zur Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche . . . 886
Die Jubelfeier der Schlacht bei Spichern in St. Johann-Saarbrücken Drei Abbildungen . . . 887. 888
Bildnis der Gräfin Maria von Linden . . . 889
Der Bierstaatauszug der Burschenschaft Teutonia zu Jena: Der Festzug auf dem Marktplatz. Originalzeichnung von O. Gerlach . . . 889
Alltags-Geschichten: Bilder aus dem deutschen Familienleben von Emanuel Spitzer: Eine Abbildung in schwarz und weiß (Lupus in fabula) und ein Farbenbild (Bellos Porträt) . . . 892. 893
Bildnis von Niklas Becker . . . 894
Das landwirtschaftliche Zentralfest zu Biedenkopf im Lahnthal. Drei Abbildungen.

Inhalt des mit diesem Hefte zugleich ausgegebenen **vierundzwanzigsten** Heftes (Preis 35 Pf.) des **dreiundzwanzigsten** Jahrgangs der **„Deutschen Romanbibliothek“:**

Eine Emanzipirte. Roman von O. von Oberkamp (Fortsetzung). — **Grausam aus Leichtsinn.** Von Marie Schramm-Macdonald. — **Der Chevalier de Chamilly.** Roman von F. Baierlein (Fortsetzung).
Aus der neuen deutschen Lyrik: Mit der letzten Rose. Von F. H. Kanowski. — **Mosaik:** Die „Mounds“ in Nordamerika. — Eigenartige Tierkämpfe.

Digitized by Google

Kränkliche Kinder

Herr **Dr. med. Boeckh** in **Dinglingen-Lahr** schreibt: „Mit Dr. Hommel's Haematogen hatte ich bei Kindern, die an chron. Bronchialkatarrh, an Bronchialdrüsenschwellung, an Rhachitis und an sonstigen, eine Anämie bedingenden Krankheiten litten — mit Vergnügen schreibe ich es Ihnen — **ausnahmslos die besten Erfolge.** Wiederholt ereignete es sich, dass man mir, als ich meine Patienten nach 8—14 Tagen wieder besuchte, gleich an der Thüre zurief: **„Aber, Herr Doktor, was haben Sie uns da ein ausgezeichnetes Mittel gegeben.“** — Die frische Farbe, die gefüllten Backen, das entschieden gehobene Allgemeinbefinden und vor allem — der enorm gewordene Appetit liessen mich dann erkennen, dass es sich nicht um eine scheinbare, sondern um thatsächliche Besserung handelte.“

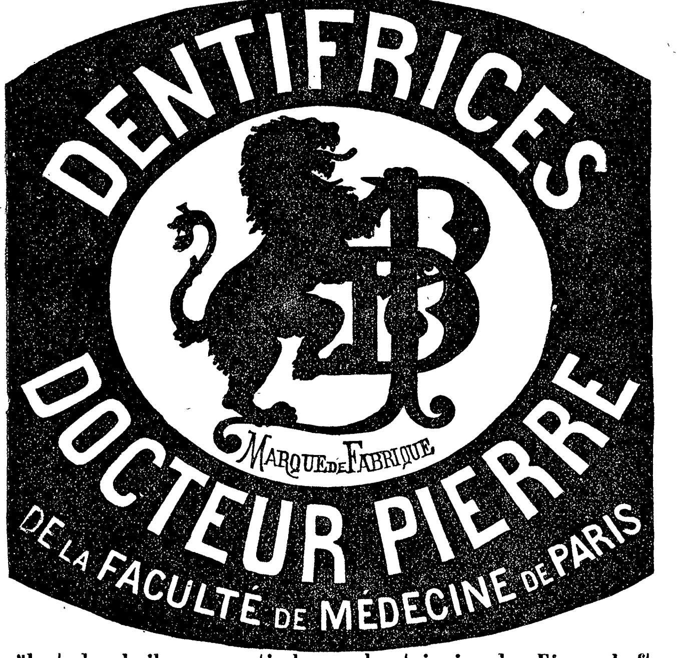
Herr **Dr. med. Wolff** in **Karlsruhe**: „Ihr Haematogen habe ich **mit sehr gutem Erfolg** bei einem ganz herabgekommenen Kinde angewandt. **Das Kind hat innerhalb 8 Tagen um 540 Gramm zugenommen.“**

Dr. med. Hommel's Haematogen ist konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81391). Haemoglobin ist die **natürliche** organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W.** Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.

Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis** und **franko**.

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

Hygienische absolut säurefreie Präparate.
ZAHNWASSER, ZAHNPASTA, ZAHNPULVER.



Berühmt durch ihre aromatischen und astringirenden Eigenschaften.
Ueberall erhältlich.

Prämiirt mit 10 goldenen Medaillen und Ehrendiplomen auf allen Welt-Ausstellungen.

Bestätigt von der St. Petersburger Medizinalbehörde

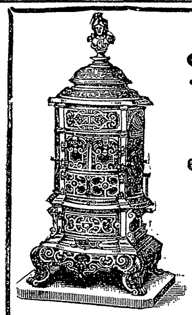
A. ENGLUNDS
WELT- berühmter, allbeliebter BIRKEN-CREAM

entfernt in kurzer Zeit Sommersprossen, Fältchen, Sonnenbrand, rauhe Haut zc. zc. und gibt dem Gesicht ein frisches, jugendliches Ansehen. Gebrauchsanweisung ist bei jeder Porzellandose beigelegt.

Präparirt vom St. Petersburger Kosmetischen Laboratorium **A. Englund.** Preis per Porzellandose *M.* **2,50.** Postversand für ganz Deutschland unter Nachnahme *M.* **3.**

General-Depot für Europa **Emil Behr, Hamburg.**

Vor Nachahmungen wird gewarnt, indem die geehrten Käufer gebeten werden, auf das Facsimile **A. Englund**, das sich in roter Tinte auf jedem Etikett befindet, zu achten, desgleichen auch auf die Trade-Marke der Firma.



Junker & Ruh-Öfen

die beliebtesten Dauerbrenner
mit Mica-Fenstern und Wärme-Circulation,
welche alle übrigen Öfen durch die
exacteste Ausführung u. die feinste Regulirbarkeit übertreffen,
in den verschiedensten Grössen u. Formen,
auch als **Mantelöfen,** bei

Junker & Ruh,
Eisengiesserei in Karlsruhe, Baden.
Ueber 60,000 Stück im Gebrauch
Preislisten und Zeugnisse gratis und franco.
Franco-Lieferung. — Packung gratis.

Badeeinrichtungen

v. d. einfachsten bis z. d. elegantesten, **Wanne mit Heizofen,** leicht aufzustellen,

von **60 Mark** an.

Grösstes Lager aller Sorten Badeapparate, Klosets, Eisschränke, Bidets, Waschtoiletten etc. Verlange illustrirten Badekatalog kostenfrei.

Zeppernick & Hartz, Berlin P. 61, Gitschinerstr. 108.

Gold. Med.: Paris 1889, Köln 1890, Chicago 1893.

D. R. P. **Haarschäfte** Nr. 42214.

Unübertroffene Fussbekleid. a. Kalbleder, woran die Haare gegerbt. **Grösste Marschfähigkeit.** Gegen Hühneraugen. **Bester Schutz** geg. Rheuma, Gicht, kalte und nasse Füsse und deren Folgen. Wir liefern nur die Schäfte, jeder Schuhmacher besorgt die Fertigstellung.

F. Fischer & Cie. Offenburg, Baden,
Leder- und Schäfte-Fabrik,
Gegründet 1762.

Aerztl. Gutachten u. illustr. Kataloge gratis und franko.
Vor Fälschungen wird gewarnt.

R. WOLF, Magdeburg-Buckau.

Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands.

Locomobilen
mit ausziehbaren Röhrenkesseln,
v. 4–200 Pferdekraft,
sparsamste Betriebsmaschinen
für **Gross-** und **Klein-Industrie** sowie **Landwirthschaft.**
Export nach allen Welttheilen.

Für Blutarme und Reconvalescenten.

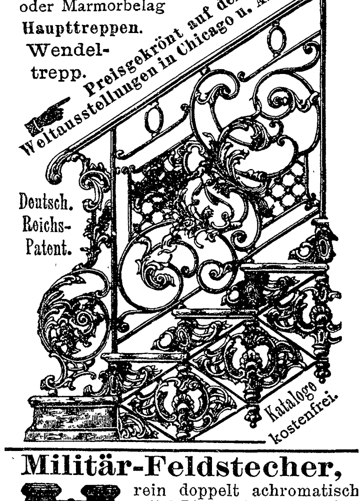
D. R. P. No. 72168.

Ferratin
die Eisenverbindung der Nahrungsmittel.
In Originalflacons
à 25 Gramm
Mk. 3. — per Flacon.

Ferratin-Chocolade-Pastillen.
In Originalcartons
à 50 Stück
Mk. 3. 50 per Carton.
Zu beziehen durch die Apotheken und Detail-Droguerien.

Etwas Zusatz von Echtem Feigen-Kaffee
ANDRE HOFER
k. u. k. Hoflieferant
Salzburg u. Freilassing
verbessert jeden Kaffee.

Eisenwerk Joly Wittenberg.
Feuersichere patent.
Treppen mit Holz- oder Marmorbelag
Haupttreppen.
Wendeltrepp.
Preisgekrönt auf den Weltausstellungen in Chicago u. Antwerpen.
Deutsch. Reichs-Patent.



Kataloge kostenfrei.

Militär-Feldstecher,

rein doppelt achromatisch mit 8 Linsen, in vorschriftsmässigem, feldtüchtigem Futteral, für **Reise, Jagd** und **Theater** vorzüglich geeignet. Mk. 20,—.
Illustr. Preisliste über alle optisch. Artikel frko.

O. H. Meder, Optisches Institut,
Leipzig, Markt 11. (Gegründet 1850.)
Armee-Lieferant.

Echte Briefmarken.

100 überseeische M 2.—
50 orientalische „ 1.50
8 Columbus „ 1.75
Alle verschieden!
Porto extra!
Preisliste kostenfrei!

CARL GEYER & Co., AACHEN.
Briefmarken-Grosshandlung.

Wer Betten anschaffen will, verwende unbedingt

90% Ersparniss gegen Sprungfeder-Matratzen

Patent-Springfeder-Matratzen

von
Westphal & Reinhold, Berlin 21,
anerkannt die **besten** und **billigsten** im Gebrauch.

Illustrirter Katalog über Bettstellen in jeder Preislage gratis.

Wo keine Niederlagen, direkter Versand ab Fabrik.

Gedächtnis.

Das **Wiener Fremdenblatt** schreibt in Nr. 216 vom 9. VIII. 95 über Poehlmanns Gedächtnislehre: „.... Das Gedächtnis wird dabei derartig geschult, daß die Hilfsmittel schließlich nicht mehr angewendet werden müssen .... Er kurirt das Grundübel, die Zerstreutheit. Nach dem Studium seiner Lektionen sieht man gleichsam mit anderen Augen und hört mit anderen Ohren ....“ — Prospekt mit Zeugnissen zc. gratis.

L. Poehlmann, Weinstraße 6, München V.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ
mit **BISMUTH** zubereitet. — **9, Rue de la Paix, PARIS.**

California.

Goldmundstück-Cigarretten
der Compagnie Laferme, Dresden, schmecken besonders mild und angenehm und finden deshalb

Allgemeinen Beifall.

Abonnements auf „Ueber Land und Meer“.

Mit dem 1. Oktober beginnt ein **neuer Jahrgang** unseres Journals und werden Abonnements jederzeit entgegengenommen von

allen **deutschen Buch-** und **Kunsthandlungen** des **In-** und **Auslandes,** ebenso von **jedem Postamt** in **Deutschland** (Zeitungspreisliste pro 1895 Nr. 6895), **Oesterreich-Ungarn** (Zeitungspreisliste pro 1895 Nr. 3308), **Schweiz, Belgien, Dänemark, Holland, Italien, Luxemburg, Norwegen, Rumänien, Russland** und **Schweden.**

Für das **übrige Ausland** besorgen Abonnements auf die wöchentliche Nummern-Ausgabe von „Ueber Land und Meer“ **ausser den deutschen Buchhandlungen am Platze:**

für ***England, die englischen Kolonien, Nord-Amerika, Brasilien, Arabien, Persien, Indien, China*** *und* ***Japan:***
das kaiserl. deutsche Oberpostamts-Zeitungscomptoir in Köln;

für ***Frankreich, Spanien*** *und* ***Portugal:***
das kaiserl. deutsche Reichspostamt in Strassburg i. E.;
A. Ammel, 36 Rue Monge in Paris;
A. Ammel, 5 Brandgasse in Strassburg i. E.;
H. Arthaud & Co., 48 Rue du Faubourg Saint-Martin in Paris;
J. Boyveau & Chevillet, 22 Rue de la Banque in Paris;

für ***Italien,*** ausser den italienischen Postämtern:
Fratelli Bocca, 3 via Carlo Alberto in Turin;
Henry Berger, 26 via Broletto, Mailand;

für die ***Türkei, Griechenland*** *und die* ***Levante:***
das k. k. österreichische Postamt in Triest;

für ***Konstantinopel:*** das kaiserlich deutsche Postamt dort;

für ***Brasilien:*** H. Laemmert & Co. in Rio de Janeiro;
Gundlach & Co. in Porto Alegre;
A. Mazeron in Porto Alegre;

für die ***Argentinische Republik:***
Libreria Jacobsen (Platzfirma: Libreria Europea) in Buenos-Ayres;

für ***Mexiko:*** Emil Ruhland, Cinco de Mayo 4, in Mexiko;

für ***Australien:*** das kaiserl. deutsche Oberpostamts-Zeitungscomptoir in Köln;
F. Basedow in Adelaide;
F. Basedow in Tanunda;
J. Wallstab in Charters Towers (Queensland);

für ***Japan:*** Ahrens & Co. in Yokohama;

für ***Chili*** *und* ***Peru:*** C. F. Niemeyer (Platzfirma: Libreria Universal) in Valparaiso;
Colville & Co. in Lima;
Colville & Co. in Callao;

für ***Kapland:***
H. Michaelis, Long Street 26 in Kapstadt;

für ***Niederländisch-Indien:*** G. C. T. van Dorp & Co. in Samarang (Java);
P. C. de Jager in Soerabaya (Java).

Auf Wunsch versendet auch die Expedition von „Ueber Land und Meer“ in Stuttgart jede Wochennummer sofort nach Erscheinen franko unter Kreuzband an eine beliebige Adresse und beträgt dann der im voraus zu entrichtende Abonnements-Preis für ein Jahr (einschliesslich des Portos):

innerhalb Deutschland und Oesterreich-Ungarn Mark 20.—
nach dem Ausland Mark 24.— oder Frcs. 30. —

Die Einsendung der Abonnementsbeträge erfolgt am einfachsten durch Posteinzahlung, wo solche nach Deutschland zulässig ist, andernfalls durch Anweisung auf ein deutsches Haus.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

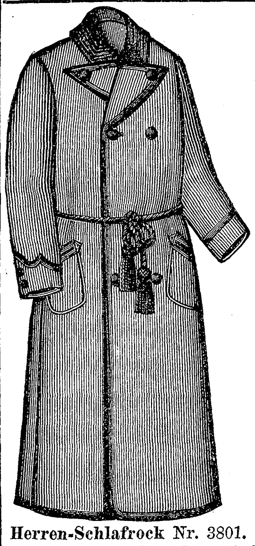
VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von M. 20.— an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

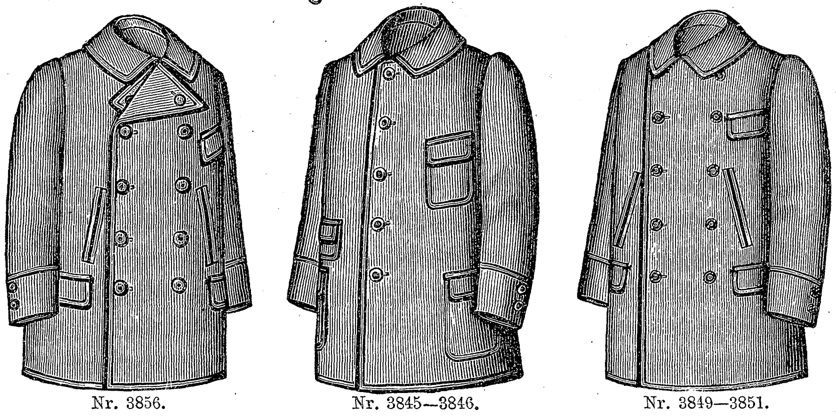
Königl. Sächsische und Königl. Rumänische Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst **zurückgenommen oder umgetauscht.**

Abteilung: Herren-Garderobe.



Wir bitten, bei Bedarf unsern ausführlichen Haupt-Katalog zu verlangen, den wir, wie auch Muster aller Stoffe **unberechnet und portofrei** versenden.



Nr. 3856. Nr. 3845—3846. Nr. 3849—3851.

Grosse Auswahl in Herren-Anzügen, Beinkleidern, Ueberziehern und Schuwaloffs, Havelocks.

Neu aufgenommen: Schuhwaren.

Herren-Schlafrock Nr. 3801.
Guter glatter Double mit Tuchbesatz. Einfache, äusserst beliebte Form. Aussergewöhnlich preiswert. Grau mit marineblau, modebraun mit braun oder modebraun mit bordeaux . . . . **M. 12,—.**

Haus- und Jagdjoppen.

Nr. 3856. **Feiner melirter Winterloden** in guter Qualität, mit gutem grauen Lama gefüttert. Sehr beliebtes Kleidungsstück. Mittelgrau oder dunkelmodebraun . . **M. 15,50.**
Nr. 3845. **Guter melirter Cheviotloden.** Sehr praktische Joppe, nur in den Aermeln gefüttert. 5 Taschen. Mittelmodebraun oder dunkelbraun . . . . **M. 9,75.**
Nr. 3846. **Feiner melirter Winterloden.** Aermelfutter und Mufftaschen. Mittelmodebraun . . . . . . **M. 12,50.**
Nr. 3849. **Dunkelbrauner Winterloden** mit grauem Lamafutter. Ausserordentlich preiswert . . . . . **M. 9,75.**
Nr. 3850. **Guter melirter Winterloden,** nur in den Aermeln gefüttert. Sehr praktische Joppe. Modebraun oder dunkelgrau . . . . **M. 16,50.**
Nr. 3851. **Guter wetterfester Loden** mit gutem Wollstoff gefüttert, für alle Zwecke verwendbar und sehr preiswert. Dunkelgrau oder modebraun . . . . **M. 18,—.**

Herren-Schlafrock Nr. 3802.
Weicher dicker Satin-Double mit Tuchklappen und Aufschlägen, zweireihig. Eleganter beliebter Schlafrock. Grau mit grau, braun mit braun oder grau mit grün . . . . **M. 19,50.**

Lebensversicherungs- & Ersparnis-Bank STUTTGART

gegründet 1854.

Aller Ueberschuss den Versicherten.
Dividende für die Versicherten:
Nach Plan A II: **40%** der ordentlichen Jahresprämie und extra **20%** der alternativen Zusatzprämie.
Nach Plan B: **3%** aus der einbezahlten Gesamtprämiensumme.

Niederer Verwaltungsaufwand. Günstigste Versicherungs-Bedingungen (insbesondere bei Krieg, Selbstmord, Zweikampf, Unglücksfall, Zahlungsversäumnis etc. etc.)

(Ausführliche Prospekte unentgeltlich bei der Bank und den allerorts aufgestellten Vertretern.)

Unter Staatsaufsicht.
Versicherungsstand: 430 Millionen Mark.
Bankvermögen: **119** Millionen Mark, darunter Extrareserven: 19 Millionen Mark.
Seit Bestehen der Bank bis Ende 1893 wurden Ueberschüsse erzielt: 53 Millionen Mark.
Dividenden an Versicherte bezahlt: 36 Millionen Mark.
Versicherungssummen ausbezahlt: 68 Millionen Mark.

Klimat. Kurort Schömberg bei Neuenbürg im Württembergischen Schwarzwald.

Heilanstalt für Lungenkranke.

Sommer- & Winterkur. Beste Verpflegung. Mässige Preise. Leit. Arzt: Dr. Baudach. Prospecte frei d. die Direktion.

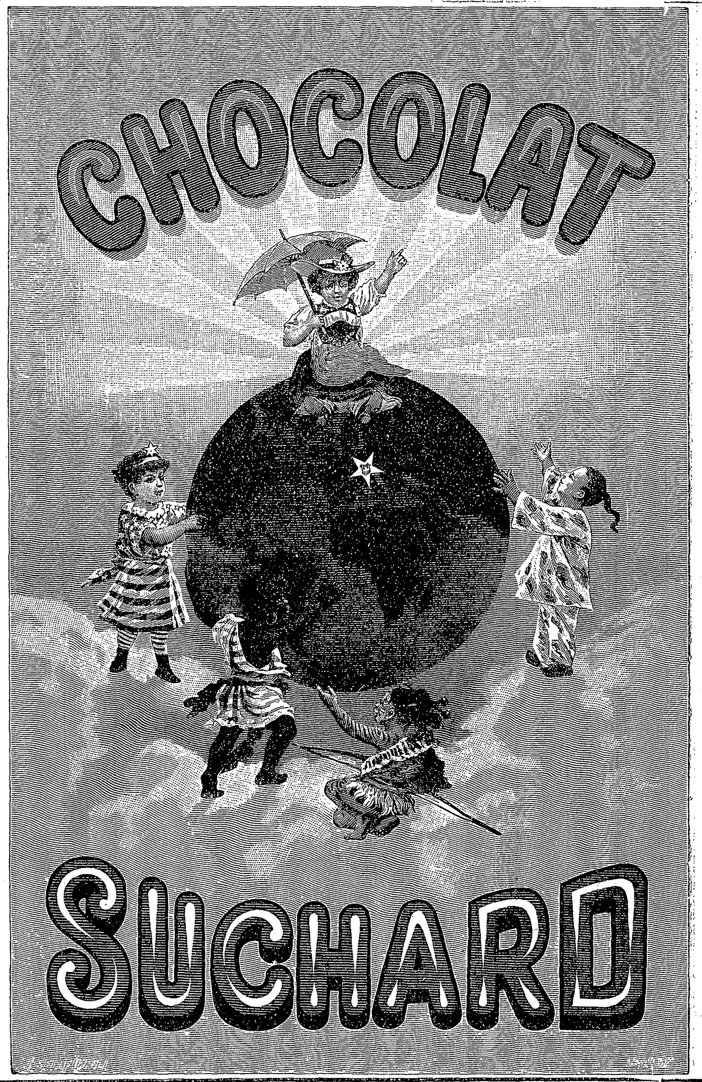
Thüringisches
Technikum Jlmenau
Höhere u. mittlere Fachschule für: Elektro- und Maschinen-Ingenieure; Elektro- u. Maschinen-Techniker und -Werkmeister. Direktor Jentzen.
Staatskommissar.

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift v. Prof. Dr. Oskar Liebreich. Verdauungsbeschwerden, Trägheit der Verdauung, Sodbrennen, Magenverschleimung, die Folgen von Unmässigkeit im Essen u. Trinken u. s. w. werden durch diesen angenehm schmeckenden Wein binnen kurzer Zeit beseitigt. Preis per Fl. 1 Mk. 50 Pf. und 3 Mk. Bei 6 Fl. 1 Fl. Rabatt.

Schering's Grüne Apotheke Berlin N Chausseestr. 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und grösseren Droguenhandlungen.



Jünger & Gebhardt Berlin

Riviera-Veilchen, Quintessenz

(Violetta odoratissima vera)
Wie ein frischer Strauss dieses Edelsten aller Veilchen köstlich und anhaltend duftend in Rococo Fl. M. 2 – M. 3 – M. 5 in d. ersten Parfum. u. Drogenhand.
Preislisten kostenfrei.

J. B. GRAESSER Glasfabrikant ZWICKAU i/S.

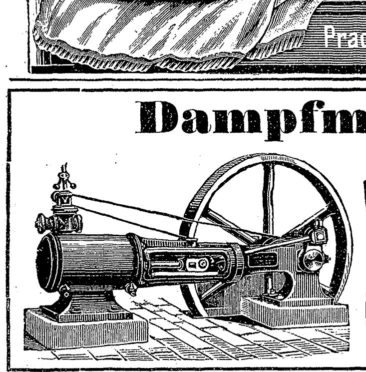
Hoflieferant Sr. Königl. Hoheit Prinz Friedrich August Herzog zu Sachsen.

liefert **Glaswaaren** in Crystall u. Halbcrystall decorirt u. geschliffen. Wirthschafts-Gegenstände u. s. w.

Prachtcatalog auf Verlangen franco.

Dampfmaschinen

eincylindrig und compound



Wand- und Bockmaschinen in allen gangbaren Grössen auf Lager bei

MENCK & HAMBROCK
ALTONA-HAMBURG.

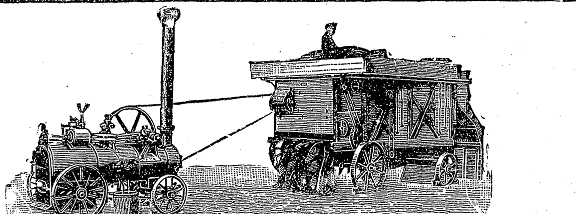
F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen sind die **besten** zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.

Indische Blumenseife
hochfeine Toiletteseife, 50 ₰ p. St.

PALMITIN-SEIFE
neutral - gut - billig.

Für Familien u. Kinder. Das Stück à 25 ₰ in allen Städten Deutschlands.
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.
Filiale: Wien I, Wollzeile 9.

Garrett Smith & Co.



Deutsche Dampf-Dresch-Sätze,

neueste Unterwind-Dampfdreschm. mit Kaff-Siebung und Expans.-Lokomobilen.
Kohlenverbrauch ca. 5 Ztr. pro Tag. 5jährige Garantie für ausziehbare Feuerbuchsen. 600 neuere Zeugnisse etc. gratis und franko. Gebaut von
Garrett Smith & Co., Magdeburg.

Garrett Smith & Co.

Syrup- u. Stärkezuckerfabriken.

Fabrikat **schöner** und **besser** als nach altem System, Neues System, **einfach** und **billig**, richtet ein
W. H. Uhland, Special-Ingenieur f. Stärke-Industrie, **Leipzig.**

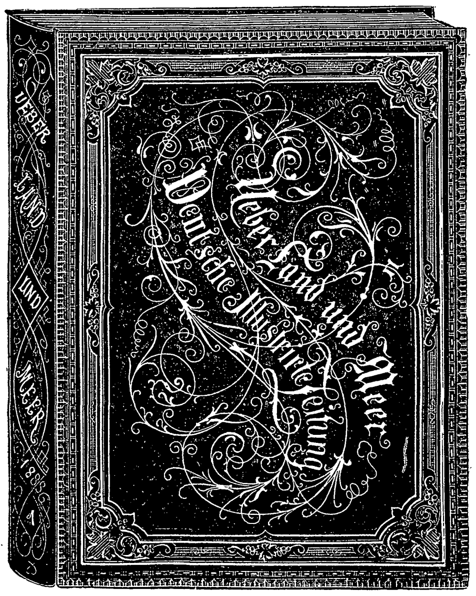
Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Den geehrten Abonnenten von „Ueber Land und Meer"

empfehlen wir zum Einbinden des mit diesem Hefte vollständig vorliegenden Jahrgangs 1895 die in unserer Buchbinderei auf das eleganteste ausgeführten



Original-Einband-Decken

in brauner englischer Leinwand

mit reicher Gold- und Reliefpressung auf Vorderdeckel und Rücken

nach nebenstehender Zeichnung von Jul. Schnorr.

Preis per Decke, je für 13 Hefte oder 26 Nummern = 1 Band bestimmt, **nur 2 Mark.**

Auf den Wunsch vieler Abonnenten liefern wir diese Decken in ganz gleicher Ausstattung, jedoch nur mit Goldrücken, — also ohne Goldpressung auf dem Vorderdeckel — zu dem sehr billigen Preise von nur 1 Mark 25 Pf. per Stück.

Zu dem gleich billigen Preise können auch **Mappen** zur Aufbewahrung der **Wochen-Nummern** in gepreßter Leinwand mit Goldtitel bezogen werden, besonders zu empfehlen allen **Lesekabinetten, Gasthöfen, Cafés, Restaurationen** ꝛc.

(In Oesterreich-Ungarn kommt zu diesen Preisen noch ein kleiner Eingangszoll.)

Nur durch die Herstellung der Decken und Mappen in sehr großen Partien können die Preise **so billig** gestellt werden. Die Einzelanfertigung würde mindestens das **Doppelte** kosten.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche Kolporteure und **Boten,** welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung. **Postabonnenten** wollen sich diesfalls an eine Buchhandlung wenden, da durch die Postämter die Decken nicht bezogen werden können. Dieselben werden auf Wunsch gegen frankirte Einsendung des Betrags (am einfachsten in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) auch von der Verlagshandlung in Stuttgart direkt geliefert. Noch bemerken wir, daß die Decken nur in **brauner** Farbe zu haben sind.

NB. Da von anderer Seite ebenfalls Einband-Decken, jedoch **in ganz anderer Ausführung** angekündigt werden, so wolle man zur Vermeidung jeden Irrtums ausdrücklich die **von der Verlagshandlung angekündigten Original-Einband-Decken** verlangen und zu gefälligen Bestellungen den dem vorigen Hefte beiliegenden Bestellschein benützen. Wird dann dennoch eine andere Decke geliefert, als obenstehende Zeichnung ausweist, so ist der Abonnent durchaus nicht verpflichtet, dieselbe anzunehmen, und steht ihm dann immer noch der Weg des **direkten** Bezugs von der Verlagshandlung in Stuttgart offen.

Zum Einbinden **früherer** Jahrgänge können jederzeit auch noch die betreffenden **Decken** nachgeliefert werden.

Neue interessante Erscheinungen.

Künstlerfahrten.

Humoresken

von

Albert Roderich.

Mit 51 Illustrationen von C. Sellmer.

Geheftet in farbigen Umschlag Preis 2 Mark.

Selten noch wurde ein Buch von solch prickelndem, unwiderstehlich zur Heiterkeit anreizendem Humor, vereinigt mit gleich drolligen, durch fröhliche Lebenslust sich auszeichnenden Illustrationen ausgegeben. Ein Freundschaftsbund, wie er nicht inniger zwischen Orest und Pylades, Achilleus und Patroklos bestanden haben kann, vereinigt den jungen Maler Lange mit dem nicht viel älteren Humoristen Feist. Was der eine schreibt, illustrirt der andere, und umgekehrt verfaßt der Held der Feder zu den witzigen Karikaturen seines Freundes den gleichgestimmten Text. Aber nicht bloß auf die gemeinsame Arbeit, sondern auch auf das sonstige Leben erstreckt sich das Bündnis, vor allem auf die Ausübung lustiger Streiche, und wenn die beiden gelegentlich auch einander einen Schabernack spielen, gegenüber den sonstigen Sterblichen sind sie ein Herz und eine Seele. Dabei haben sie das Glück, daß ihre übermütigen Scherze immer gnädig ablaufen, bis endlich die lockeren Schwerenöter von der Rache des Schicksals ereilt werden. Aber diese Rache ist süß, auch für die Betroffenen, die sich willig unter das Ehejoch beugen und ohne Frage solide Gatten und Väter werden. Jeder Leser, der das Künstlerpaar Feist und Lange auf ihren urlaunigen Künstlerfahrten begleitet, wird durch die ergötzlichen Abenteuer so in Mitleidenschaft gezogen, daß ihm die beiden Kumpane für alle Zeiten in der Erinnerung fortleben.

Der tolle Schmettwitz.

Roman von

Arthur Zapp.

Preis geheftet *M.* 4. —; elegant gebunden *M.* 5. —

Eine heitere, mit gutem Humor erzählte Soldatengeschichte, die aber auch ihre ernste Seite hat. Der Verfasser schöpft nämlich zu gutem Teile den Vorwurf seiner Darstellung aus jenem Erlasse Kaiser Wilhelms II., in welchem dieser sich seinerzeit gegen den unnötigen Aufwand der Offiziere ausgesprochen hat. Von besonderem Interesse dürfte für die Mehrzahl der Leser die Schilderung des modernen Garnisonslebens sein, mit seinen Licht- und Schattenseiten, seinen Freuden und Leiden und den charatteristischen Gestalten, die auf seinem Boden erwachsen.

Die geheimnisvolle Sängerin.

Roman von

Karl Detlef.

Mit 96 Illustrationen von R. Blumenau.

Geheftet in farbigen Umschlag Preis 3 Mark.

Karl Detlef hat sich durch seine geistvollen Schilderungen russischen Gesellschaftslebens in der deutschen Romanliteratur einen klangvollen Namen gemacht. Aber auch das buntbewegte Leben des Südens weiß er in farbenprächtigen Bildern zu schildern, wie dieser Roman zeigt, dessen Schauplatz die ewige Stadt mit ihrem Karnevalgetriebe ist. In einer lustigen Faschingsgeschichte entwirft er ein fesselndes Bild von dem römischen Karneval und verflicht darin eine launige Ehestandskomödie, die sich zuletzt in allseits befriedigender Weise löst.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle bei **Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich** und dessen Filialen: — Insertionspreis pro fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 60 ₰

Die gehässigste Konkurrenz

muß kleinlaut eingestehen, daß nur einzig und allein **Crême Grolich** und **Grolich-Seife** Sommersprossen, Leberflecke, Sonnenbrand, Mitesser, Nasenröte ꝛc. entfernen und den Teint bis ins Alter blendend weiß und jugendlich erhalten. Preis *M.* 2.—. **Beim Kaufe verlange man ausdrücklich die preisgekrönte Crême Grolich und Grolich-Seife, da es wertlose Nachahmungen gibt. Hauptdepot** in der **Engeldrogerie Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren **Apothekern** und **Droguisten.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Für Töchter, welche die Schule verlassen.

Aus der Töchterschule ins Leben.

Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen.

Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte herausgegeben von

Amalie Baisch.

Mit einem Titelbild in Heliogravüre von Emanuel Spitzer.

Achte Auflage. In Original-Pracht-Einband. Preis *M.* 6. —

Dieses treffliche Buch trägt der modernen Frauenbewegung gebührend Rechnung und erörtert dabei alles, was zu geistig und leiblich gesunder, echt weiblicher Heranbildung eines jungen Mädchens unerläßlich ist.

Für erwachsene Mädchen und junge Frauen.

Ins eigene Heim.

Ein Buch für erwachsene Mädchen und junge Frauen

von

Amalie Baisch.

Unter Mitwirkung bewährter Kräfte.

Dritte Auflage. In Original-Einband. Preis *M.* 6. —

Behandelt in anziehender Form, mit gediegenster Sachlichkeit alles, was erwachsenen Mädchen und jungen Frauen vor allem am Herzen liegt: Die Zukunftsträume der Mädchenwelt, die Verlobung, die Hochzeit und dann, als eigentlichsten Kern des Buches, die Einrichtung des eigenen Heims ꝛc.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

An unsere Leser!

Mit dem nächsten Heft tritt „Ueber Land und Meer“ in sein 38. Lebensjahr. Das bedeutet bei deutschen Zeitschriften ein hohes Alter: **„Ueber Land und Meer“** hat sich nie jugendkräftiger, nie vollsaftiger gefühlt als gerade jetzt. Wir beginnen mit diesem neuen Jahrgang eine neue Aera unseres Weltblattes! Die besten Romane, die feinstgestimmten Novellen, die geistvollsten Aufsätze sind unserer neuen Redaktion für „Ueber Land und Meer“ gerade gut genug; um die bildliche Ausstattung auf gleiche Höhe zu bringen, hat die Verlagshandlung sich der Aufgabe unterzogen, ihre sämtlichen technischen Anstalten mit einem Schlage neu zu organisiren. Schon das demnächst erscheinende erste Heft des neuen Jahrganges wird, woran wir nicht zweifeln, unseren Wahlspruch bethätigen: **Kein lesenswerteres, kein schöneres Familienblatt als „Ueber Land und Meer“!**

Wir eröffnen diesen 38. Jahrgang mit den Werken zweier unserer **berühmtesten Romandichter:**

Abenteuer eines Blaustrümpfchens.
Von
Paul Heyse

und

Maximum. Roman aus Monte Carlo.
Von
Ossip Schubin.

An diese voll aus dem Leben der Gegenwart schöpfenden Erzählungen wird sich eine Novelle von **Rudolf Lindau** anschließen, dem genauen Kenner des Orients, der in seinem **„Sebildschi“** gleichsam ein reizvolles Bild aus „Tausend und eine Nacht“ heraufführt, und mit seinem Roman **„Die Achenbacher“** bietet **Anton von Perfall**, der Meister in der Schilderung oberbayrischen Volkslebens, eine kernige Dorfgeschichte.

Es folgen Romane und Novellen aus der Feder unserer ersten deutschen Autoren wie

Fürst Friedrich Wrede: „Grenzen der Freundschaft“. Eine Waldgeschichte.

Gräfin Agnes von Klinckowstroem: „Verlorene Liebesmüh“. Sportroman.

C. Schröder: „Kastengeist“. Eine lebensvolle und fesselnde Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse des englischen Hochadels.

Otto Elster: „Ein Mißverständnis“. Militärhumoreske.

Ernst Lenbach: „Die Gefahren des Reichtums“. Erzählung eines Gymnasialdirektors.

Eine besondere Pflege werden wir wiederum jener Abteilung unseres Weltblattes angedeihen lassen, die den

Tagesereignissen in Wort und Bild

folgt; nicht umsonst führt unser „Ueber Land und Meer“ den Titel: „Deutsche Illustrirte Zeitung“. Unseren Damen bietet die illustrirte Rubrik „Unter uns“ vielseitige Anregung und Belehrung.

Der bildliche Teil, mit gewissenhafter Sorgfalt vorbereitet, wird jedem Liebhaber und Kenner durch seine hohe technische Vollendung Freude bereiten. Musterleistungen auf dem Gebiete des **Aquarell-Holzschnittes,** wie doppel= und einseitige Extra=Kunstbeilagen, Facsimile=Wiedergaben von Gemälden und aquarellirten Illustrationen inmitten des Textes, bilden von jetzt ab die unübertroffene Eigenart von „Ueber Land und Meer“.

Deshalb nahen wir uns unsern alten Abonnenten mit der herzlichen Bitte, uns ihre Gunst auch für den neuen Jahrgang zu bewahren, damit wir unserm eifrig verfolgten Ziel, „Ueber Land und Meer“ zum lesenswertesten und schönsten deutschen Familienblatt zu machen, Schritt um Schritt näher kommen.

Um diese von uns mit großem Kostenaufwand ins Leben gerufenen Verbesserungen zu ermöglichen, war es nötig, den Abonnementspreis von „Ueber Land und Meer“ von 50 Pfennig auf 60 Pfennig pro Heft zu erhöhen. Wir sind der festen Zuversicht, daß unsere alten, langjährigen Abonnenten uns diesen Aufschlag von 10 Pfennig pro Heft gern bewilligen, sobald sie sich von den Fortschritten, wie sie schon das demnächst erscheinende erste Heft aufweist, durch den Augenschein überzeugt haben werden.

Der achtunddreißigste Jahrgang von **„Ueber Land und Meer“** (Oktober 1895/96) erscheint neben der in einzelnen Nummern von je mindestens $2^1/_2$ Bogen oder 20 Seiten größt Folio erfolgenden Wochenausgabe, auch wieder

☛ in 14tägigen Heften, je mindestens 5 Bogen oder 40 Seiten größt Folio stark, ☚

☛ in neuem, meisterhaften, vielfarbigen Umschlag von Prof. N. Gysis. ☚

Der Preis eines jeden Heftes beträgt für den neuen Jahrgang **60 Pfennig** im Abonnement.

Abonnements auf den achtunddreißigsten Jahrgang von **„Ueber Land und Meer“** werden von **allen Buch-** und **Kunsthandlungen** und **Journal-Expeditionen** des **In-** und **Auslandes** entgegengenommen und prompt ausgeführt; erforderlichenfalls wird auf Wunsch die Verlagshandlung in Stuttgart die Expedition vermitteln.

☛ Damit **keine Unterbrechung in der Zusendung** der Hefte eintritt, ersuchen wir, das **Abonnement** auf den **neuen** Jahrgang bei der Bezugsquelle, durch welche der Jahrgang 1895 geliefert wurde, **sofort zu erneuern.** Im übrigen wird die unterzeichnete Verlagshandlung auf alle einschlägigen Anfragen gerne direkte Auskunft erteilen.

Ein Subskriptionsschein liegt diesem Hefte zu gefälliger Benützung bei.

Wieder stehen wir vor dem Schlusse eines Jahrganges unserer „Deutschen Roman=Bibliothek“ und auch hier vor einer entscheidenden Wende. Redaktion und Verlagshandlung, aufgefordert durch zahlreiche Zuschriften aus Abonnentenkreisen, haben sich bereit finden lassen, die Grenzen, wie sie z. B. unserm Familienblatt „Ueber Land und Meer“ naturgemäß gesteckt sind, zu erweitern und für die erwachsenen, feingebildeten Leserkreise der „Deutschen Roman=Bibliothek“ auch Autoren zu Worte kommen zu lassen, die bei freierer Auffassung moderne Stoffe in literarisch hochstehender Form behandeln.

Die „Deutsche Roman=Bibliothek“ eröffnet ihren **vierundzwanzigsten** Jahrgang mit den neuesten Werken zweier unserer beliebtesten deutschen Autoren

Karl von Heigel: „Der Herr Stationschef“

und

Marie Bernhard: „Schule des Lebens“.

In beiden Romanen gelangen die Gegensätze und Widersprüche des modernen Lebens zu packendem Ausdruck, und mit dem fesselnden Inhalt verbindet sich eine vornehme künstlerische Darstellung. An diese Werke, die ohne Frage unsere Leser und die berufene Kritik als bedeutende Erscheinungen anerkennen werden, schließen sich im neuen Jahrgang Romane und Novellen an von

Fr. Jacobsen: „Charon“, eine reizvolle, ergreifende Schilderung aus Schleswig.

Wolfgang Kirchbach: „Städter“, eine tragikomische Geschichte vom Lande.

Amélie Linz-Godin: „Ein Schicksal“, eine eigenartige, dramatisch bewegte Erzählung, reich an fein empfundenen wie meisterhaft gemalten Seelenkonflikten.

Ernst Remin: „Stille Tragödie“, eine ungewöhnlich fesselnde Erzählung, in deren Vordergrunde die moderne „unverstandene“ Frau steht.

Bertha von Suttner: „Einsam und arm“, eine in die Form der Monographie gekleidete Erzählung von packender Lebenswahrheit und erschütternder Tragik.

Olga Wohlbrück: „Ihr Kind“, eine Novelle, die ebenso originell in der Erfindung wie künstlerisch vollendet in der Ausführung ist, u. a. m.

Ihrem im wahren Sinne des Wortes gewählten Inhalte entsprechend, wird die „Deutsche Roman=Bibliothek“ auch in ihrer äußeren Erscheinung vornehmer auftreten; ein neuer, von Künstlerhand entworfener Umschlag und Titelkopf wird den nächsten Jahrgang zieren.

Wir bitten deshalb unsere geehrten Leserinnen und Leser, uns durch treues zur Seite Stehen im neuen Jahrgang zu ferneren Vervollkommnungen anzuspornen, damit unser altes, nur vaterländischen Autoren offenstehendes Blatt seinen festgegründeten Ruf noch überstrahle.

☛ Damit **keine Unterbrechung in der Zusendung** der Nummern oder Hefte eintritt, ersuchen wir, das **Abonnement** auf den **neuen** Jahrgang bei der Bezugsquelle, durch deren Vermittlung der Jahrgang 1895 bezogen wurde, gefälligst **sogleich zu erneuern.**

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Druck der Deutschen Verlags=Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

GENERAL LIBRARY,
UNIV. OF MICH.
JUN 27 1899

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04642 9018

Digitized by Google